This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

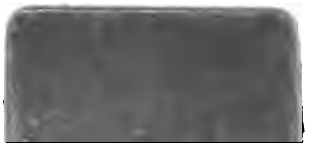
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 182—365, Beilagen Nr. 3 und 4, literarische Anzeiger Nr. XIX—XXXIX.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1842.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 182. — 1. Juli 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Reiseliteratur.

1. Drei Monate in Paris. Briefe eines Idioten an einen alten Waffenbruder. Dresden, Naumann. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Unter den Reisewerken, welche wir hier die Revue passiren lassen wollen, gibt es mehre, welche unterhaltender, andere, welche bunter und mannichfaltiger, noch andere, welche witziger geschrieben oder durch die Schilderung abenteuerlicher Fahrten und die Beschreibung unbekannter Land- und Völkerschaften interessanter sind als diese Reisebriefe; dagegen zeichnet sich keins sowie sie durch die darin sich aussprechende Individualität des Verf., durch die immerhin Achtung gebietende Einseitigkeit der Auffassung, durch die Beharrlichkeit aus, womit der Verf. seine Tendenzen verfolgt. Der Verf. ist nämlich ein Anhänger und eifriger Vertheidiger des Conventikelwesens und faßt an dem pariser Leben vorzugsweise die religiös-christliche Seite auf. Mancher Leser dürfte durch diese Einseitigkeit von der Lecture des Buches abgeschreckt werden; nicht so der Berichterstatter, der ebenso gern in politischen als religiösen Angelegenheiten bei der Gegenpartei in die Schule geht und willig einräumt, daß er aus ihren Schriften, die meist gründlicher und gediegener gearbeitet sind als die Schriften der in modernen Phrasen sich vorzugsweise tummelnden politischen und religiösen Liberalen, Radicalen und Umwälzer der gewöhnlichen Art, Vieles gelernt hat. Und warum sollte die Wahrheit nur bei den Umwälzern sein? Der Ausspruch, daß die Wahrheit nur Eine sei, ist nichts als eine der gewöhnlichen Phrasen, wie man sie so gern hat. Auch die Wahrheit bietet wie alles und jedes Ding eine Menge Erscheinungsformen, sie ist durch Dies und Jenes bedingt, setzt hier ihren Fuß auf historische Basis, während sie dort von der Speculation die Flügel sich lüften läßt, sie stuft sich ab, sie stuft sich auf, man kann sie nicht fassen und sagen: das ist sie! denn man hat nur eine Wahrheit ergriffen, nicht die Wahrheit, welche sich überhaupt nicht im Sturm erobern läßt, sondern aus einer Reihe von Wahrheiten und Entwickelungsformen aufbaut. Wenigstens sollten unsere Liberalen und Radicalen von der Gegenpartei siegen lernen wie die Verbündeten von Bonaparte; denn sie überragt jene an diplomatischer Geschicklichkeit beiweitem und hat in ihren gescheitern und umsichtigern Repräsentanten so viele liberale Elemente, daß man an ihr nicht selten ganz irre wird. Auch der Verf. dieser Briefe ist klug wie die Schlange und bei aller Aufrichtigkeit und Entschlossenheit doch schlau und vorsichtig. Hiervon zeugt besonders seine Vorrede, die ganz gemacht ist, den Leser über Das, was der Verf. eigentlich will, ins Dunkeln zu lassen. Mit christlich-stolzer Demuth nennt er sich einen Idioten, womit er den Begriff Laie noch stärker hervorhebt. Es fiele ihm gar nicht ein, sagt er, sich an den Schwanz der glänzenden Schar der Erleuchteten und Eingeweihten zu hängen. Das glauben wir ihm gern, dazu hat der Verf. zu viel Kopf. Überall nimmt er die religiöse Freiheit in Anspruch, nämlich das Recht der Gläubigen, ihr religiöses Bedürfniß in Conventikeln zu befriedigen. Und man kann wirklich sagen: wenn es literarische, Künstler- und andere Gesellschaften gibt, warum nicht auch religiöse? Warum sollten die Bürger eines wirklich freien Staats nicht das Recht haben, wenn das Bedürfniß sie treibt, in Gesellschaften Gleichgesinnter dieses religiöse Bedürfniß zu befriedigen? Sollte nicht gerade vor Allem die Religion, mit Vorbehalt einer bloßen Überwachung des Staats, freigegeben werden? Und sollte dies nicht in der Absicht des göttlichen Erlösers wirklich gelegen haben? Und können Ausartungen und Ausnahmen, wie die Mucker und Stephanisten und die vielen conventikelnden Heuchler, in der That zum Gegenbeweise dienen? Der gemeine Mann bedarf und wird vielleicht immer des religiösen Trostes bedürfen; aber die häufige Kühle des protestantischen

Gottesdienstes, die Nüchternheit mancher Prediger stößt ihn ab; er sucht sich also in Conventikeln zu entschädigen. Oder will man ihn zwingen, gerade nur in dieser Kirche, gerade nur bei jenem Prediger seine religiöse Erbauung, seine Trostgründe für ein oft so elendes Dasein zu suchen? Kann eine echte Religion den Gewissen diesen Zwang auferlegen? Und woher anders als aus dem Zwange, den man den Gewissen auferlegt, kann man es erklären, daß halbe Gemeinden, wie die um Züllichau, unter Führung eines Predigers (Kavel), Leute, denen sich nichts Böses nachsagen läßt, die ihre Verpflichtungen gegen den Staat genau erfüllten, nach Australien auswanderten, um dort, nach des großen Friedrich's Ausspruch, in ihrer Façon selig zu werden? Indeß, wir fragen hier nur, wir entscheiden nicht. Der Verf. dieser Briefe ist über diesen Gegenstand allerdings mit sich im Reinen.

Das christliche Bewußtsein — sagt er — siegt auch in Deutschland über den Formalismus, das Philisterthum und alle jene Umstände, die, wie Vampyre, unsern christlichen Gesellschaften das frische Herzblut aussaugen. Das Bedürfniß der Erbauung, der Drang nach der Gemeinschaft der Heiligen und jene Gebote des Apostels treiben manchen Gebildeten in die niedern Gesellschaftskreise, in denen mehr Entschiedenheit und Einfalt herrschen. Diese erweitern sich denn — da so die Schranken des Familien- und durch Standesverhältnisse vorgezeichneten Umgangskreises überschritten werden — in die verachteten, gefürchteten, geschmähten und verbotenen Conventikel! Aus dem tiefsten Bedürfnisse der Gläubigen hervorgegangen, brauchen sie nicht gerechtfertigt zu werden — — Aber auch diese freien Äußerungen, diese Ausflüsse des christlichen Gesammtlebens bleiben vom Formalismus nicht unberührt. Denn nicht blos durch Gesetze, nicht blos durch Lehrer, nein, auch durch Laien und Idioten selbst, werden sie in die spanischen Stiefeln der Formen unnatürlich eingepreßt und in kirchliche Aster- und Zerrbilder widerartig umgeschaffen u. s. w.

Der Verf. verschweigt sich also keineswegs die Gefahren und Schattenseiten des Conventikelwesens. In Frankreich findet er nun die Freiheit, welche, nach seiner Ansicht, das religiöse Leben nöthig hat, und zwar eine solche,

welche die kirchlichen Formen und Bande nicht auflöset, sondern anerkennt, belebt und befestigt, und neben und außer den großen Kirchen kleine Kirchlein (— Leute von der religiösen Meinung des Verf. sprechen gern in Diminutiven, die auch in seiner Schrift oft unangenehm auffallen —) und Verbindungen entstehen läßt — — Es ist die Freiheit, welche meinem geliebten deutschen Vaterlande — wie ich hoffe — nahe bevorsteht, um es, wie längst schon in wissenschaftlicher und geistiger Hinsicht, so in religiöser, zu einem Brennpunkte der Gährung und Entwickelung zu machen.

Von dieser Freiheit in Frankreich ist ihm auch die vom Abbé Ferdinand Franz Chatel (geb. 1795) gestiftete sogenannte französische Kirche ein Beweis, obgleich er mit ihren Principien und Formen so wenig einverstanden ist, daß er sie sogar mit einiger Bitterkeit behandelt, wovon sich der Verf. — man muß es ihm rühmlich nachsagen — sonst sehr frei zu erhalten weiß. Der Verf. wohnte dem Gottesdienste in dieser Kirche bei, welche früher in der Straße St.-Honoré sich befand und jetzt in der Straße der Vorstadt St.-Martin gelegen ist. Das Gebäude, worin jetzt der Cultus stattfindet, ist lang und niedrig und erinnert der Form nach an einen Stall oder ein Waarenmagazin. Die ganze Ceremonie hat etwas Faschingsartiges und sehr Weltliches. Höchst interessant ist der Auszug, welchen uns der Verf. aus einer Predigt von Vaucher mittheilt, die er selbst mit anhörte. Es lag ihr kein Bibeltext, sondern eine Stelle aus Chatel's „Codex der Humanität" zum Grunde. Es hieß z. B. darin:

Wir nehmen drei Principien an: ein materielles, ein geistiges und ein mathematisches (principe mathématique ou régulateur). Das ist unsere Dreieinigkeit! Eine andere verwerfen wir — — Wir bieten Euch keine finstere Religion und keinen Scharfrichtergott, sondern eine Religion der Liebe, der Freude, eine Religion voll Poesie, welche die Einbildungskraft nährt — — Gott gibt die Begierden, um sie zu befriedigen; aber die vollkommene Befriedigung tritt erst dann ein, wenn die Materie in den Staub gesunken sein wird. — — Wir sind Männer des Friedens. Seitdem das Schwert des großen Feldherrn (du grand capitaine) gebrochen ist, gibt es nur ein Schwert — das des Wortes und dieses ist das unsrige.

Zu den Grundlehren der französisch-katholischen Kirche gehört folgende:

Die französische Kirche nimmt blos eine Dreieinigkeit der Attribute an, ehrt Christus nicht als Gott, sondern nur als einen außerordentlichen Menschen (homme prodigieux), als das Wort Gottes und als Gottessohn; doch dieses in einem höhern Grade und Sinne, als wir Gottes Kinder sind, und zwar wegen der Erhabenheit seiner Lehre und Moral u. s. w.

Dem Vaterlande wird ein besonderes Fest mit einer eigenen Messe gewidmet, wobei ein Chorgesang gesungen wird, in welchem Vincenz, Liancourt, Fénélon, der Abbé de l'Epée, Hoche, Rousseau, Voltaire, Belzunce, Franklin, Monthiou, Ganganelli, Desaix und — Molière in buntester Reihefolge in den Tempel des ewigen Gottes gerufen werden. Auch dem Geburtstage Napoleon's wird eine besondere Messe gewidmet, in deren „Epistel an die Christen" es u. A. heißt: „Meine Brüder, laßt uns den Jahrestag des größten Mannes feiern, der je aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist." Seine Siege und sonstigen Großthaten und Geständnisse werden dabei pomphaft erwähnt und die Verleugnung des Petrus und der Verrath des Judas mit der von Napoleon an Manchen der Seinen gemachten Erfahrungen, ja der Herr selbst mit dem Helden des Tages verglichen. Außerdem gibt es noch Messen für die Wohlthäter der Menschheit, in der man jene Namen als Apostel der Menschheit wieder zusammengewürfelt findet, für die berühmten Frauen u. s. w. In dem „geheimen Gebete", welches sich in allen Messen befindet, wird Gott um Milderung seines Richterspruches über Frauen tadelnswerthen Wandels gebeten, da ihre Stellung in der menschlichen Civilisation das unglückliche Princip desselben sei, und in der Nachcommunion heißt es: „Gedenke, selbstisches kaltes Herz! ihre Tugenden gehören ihnen allein an, ihre Fehler aber rühren von uns her", nachdem die unmittelbar vorhergehende Communion: „für das Glück des Weibes, des vollkommensten deiner Geschöpfe, bringen wir dir diese Hostie dar" u. s. w. der Galanterie des Radicalreformers die Krone vollends aufsetzt. In derselben Messe heißt es einmal: „Beklagenswerther Mann, der du nicht den Werth des Weibes kennst! Schamröthe bedecke deine

stolze Stirn!“ Wie hebende die Franzosen sind! Wähnt wol wir in Deutschland den Cultus des Genius noch theosophisch entwickeln und der Erfinder dieses Cultus, Dr. Strauß, etwas ganz Neues, Unerhörtes damit aufgestellt, etwas Positives an die Stelle seiner frühern Negationen gesetzt zu haben meint, ist derselbe Cultus bereits in Frankreich schon lange zu einer kirchlichen Feier erhoben und vielleicht schon wieder nahe am Verlöschen. Und diese Galanterie gegen die Frauen, die trotz aller ihrer Verführungskünste und von Blut und Fleisch herstammenden Lüste und Leidenschaften als die einzig Reinen, als die von Natur Heiligen im Herrn gefeiert werden! Aber wie Herr Baucher sagt: die Begierden sind da, um sie zu befriedigen! Wahrlich, der Abbé Chatel ist ein großer Menschenkenner und wunderbar schlau, und seine Apostel würdige Werkzeuge in der Hand dieses neuen Erlösers! So wenig unser Idiot mit den Principien einverstanden ist, auf der die katholisch-französische Kirche ruht, so erkennt er doch ihr Dasein als den schlagendsten Beweis für die religiöse Freiheit an, wodurch sich seiner Übergegungung nach Frankreich und zumal Paris auszeichnen. Wir können uns hier nicht auf eine genauere Darlegung der religiösen Ansichten des Verf. noch theilweise auf ihre Widerlegung einlassen, wir wollen nicht spötteln über seine zuweilen frömmelnd künstlichen Declamationen, wir bemerken nur, daß sein Buch reich an schätzbaren Aufklärungen über das religiös-christliche Leben in Paris ist, daß er eine große Belesenheit, einen Schatz von historischen Kenntnissen besitzt, den er trefflich zu benutzen weiß. Sein Pietismus ist indeß nicht so exclusiv als man glauben mag; er beruft sich nicht blos auf die Bibel, sondern auch auf Goethe und Shakspeare; er schweift auf weltliche Dinge ab und läßt sich sein militairisches Herz von den Erinnerungen an Napoleon und vom Anblick des französischen Heerwesens aufwärmen; überall stehen ihm Menschenkenntniß und feine Beobachtungsgabe zu Gebot. Interessant ist besonders eine Darstellung der arbeitenden und zum Theil sittlich verwahrlosten Classen in Paris, von dessen 900,000 Einwohnern, beiläufig gesagt, nach neuerer freilich unsicherer Berechnung nur etwa 1000 ihre Vorfahren als Bewohner dieser Stadt in gerader Linie bis auf Ludwig XIII. zurückführen können. Die Vorzüge des Katholicismus, besonders insofern sie die wohlthätigen Anstalten betreffen, werden häufig rühmlich erwähnt. Einige seiner Bemerkungen über die deutsche und französische Sprache wollen wir hier zum Schlusse mittheilen. Der Verf. beklagt, daß die jetzigen französischen Schriftsteller die Klarheit, dieses schöne Eigenthum der französischen Sprache, dem Streben nach deutscher Tiefe und Gedankenfülle geopfert zu haben schienen.

Wenn ich auch — fährt er fort — diese Vorzüge den Deutschen freudig zugestehe und glaube, daß es schwer ist, unserer noch lange nicht genug ausgebildeten und fixirten Sprache harmonische Bewegung und den allgemein verständlichen Ausdruck für tiefe Gedanken abzuringen und, wie Köppen sagt, das Ungeheuer zu bändigen, so halte ich dieses doch nur für ein Misverhältniß und keinen Vorzug. Und dieses Misverhältniß erst herbeizusuchen, den schwerfälligen Wagen auch für leichtere Fahrt zu erborgen, scheint mir eine wirkliche Verirrung, die sich wol nicht erhalten wird. Übrigens bedienen sich auch manche unserer Schriftsteller des Lastwagens zu einer Ladung, die wol auch ein leichteres Fuhrwerk, ohne Gefahr die Achse zu brechen, fortbringen könnte, während, da ich von Philosophen nicht reden kann, Tauler, Luther, der görlitzer Schuster, Lessing und Meister Goethe nicht verschmäht haben, dasselbe mit gewichtigen Gedanken zu beladen. Der französisch gebildete Ancillon, übrigens ein Kenner unserer Sprache, nennt dieselbe metaphysisch, aber Johann Müller meint, dieses nicht an Luther, unsern Chroniken und im Umgange des Volks bemerkt zu haben; wenn indeß die Narrenkappe allgemein gesucht wird, so kann freilich auch unsere Sprache die Schellen dazu leihen. Der ehrliche Realis de Vienna, oder quedlinburger Magister Gabriel Wagner, der, wie Herder bemerkt, viele Universitäten besucht hatte und zu nichts kommen konnte, den Pedantismus der Hof- und Schulhasen bekämpfte und von seiner Zeit nicht verstanden wurde, sagt: die Muttersprache ist der Landesehre Fuhrwerk. Über sie muß man schärfer wachen als über der zartesten Liebsten Ehre. — Mit jener Glätte und durchsichtigen Klarheit, welche die französische Literatur, ehe sie sich mit deutschen und englischen Schellen behing, mir so anziehend machte, ist freilich eine gewisse Marmorkälte und ein gänzlicher Mangel deutschen Gemüths und englischen Humors verbunden. Was den ersten Mangel betrifft, so ist er rein volksthümlich. Aber Humor finde ich bei dem cynischen Rabelais, besonders aber bei meinem lieben Montaigne u. s. w.

Merkwürdig schien uns noch folgende aus dem Jahre 1834 herrührende Berechnung der Greuel, welche sich in der modernen französischen Literatur aufgehäuft haben:

Die gerühmtesten zehn Dramen der neuen Schule enthalten acht Ehebrecherinnen, fünf H—n verschiedener Classen, sechs Opfer der Verführung und zwei unglückliche junge Mädchen, welche fast unter den Augen des Zuschauers niederkommen, ferner fünf Liebhaber, die sich in der Nacht zu ihren Geliebten schleichen, welche letztere sich auf der Bühne entkleidet haben. Wenn wir dieses interessante Verzeichniß weiter fortführen, so finden wir vier Mütter, die sich in ihre eigenen Söhne verliebt haben, von denen drei die Blutschande wirklich begehen; elf Liebhaber oder Geliebte, welche den Gegenstand ihrer Liebe ermorden, und sechs Bastardhelden, die gegen die Gesellschaft und die Legitimität der Geburt declamiren.

Was sollten hierzu die Classiker sagen, nachdem sie früher Goethe's „Faust“ ein „Gemisch menschlicher Greuel, teuflischen Muthwillens und poetischen Aberwitzes“ genannt hatten?

(Die Fortsetzung folgt.)

Severn über die Frescomalerei, besonders in Deutschland.

Unter den englischen Künstlern ist die Frescomalerei diejenige Frage, welche die Gemüther am meisten bewegt, um so mehr, da die Ausschmückung eines Nationalgebäudes, wie die neuen Parlamentshäuser sind, damit zusammen- oder davon abhängt. Hr. Barry hat der Commission, welche diesen Gegenstand zu erwägen hat, seine Ansichten und Meinungen in Bezug hierauf zur Prüfung vorgelegt und Hr. Severn einen Bericht darüber bei dem Institut der britischen Architekten eingereicht. Severn ist in der That der competenteste und kenntnißreichste Beurtheiler und Richter über die Frescomalerei. Bereits vor mehr als zwanzig Jahren wurde ihm die goldene Medaille von der königlichen Akademie zuerkannt; später begleitete er den jungen Dichter Keats nach Italien, dessen uneigennütziger Freund er bis zu des Dichters Tode blieb. Severn hatte seinen Aufent-

hatt seitdem immer zu Rom und befand sich auch, so viel wir wissen, zu der Zeit dort, als Overbeck, Cornelius u. s. w. die Frescomalerei erneuerten und sich dadurch einen europäischen Ruf gewannen. Das „Athenaeum" enthält eine lange interessante Abhandlung von Severn über die Frescomalerei, worin er sich, mit der energischsten Bewunderung, über die in Deutschland wieder zum Leben gediehene Frescomalerei dahin ausspricht: „daß die deutschen Künstler bei Wiederbelebung des Fresco kühn gewagt hätten, einen von der Antike unabhängigen Styl zu schaffen". Severn fährt fort: „Und so haben sie, bei der Behandlung mittelalterlicher Gegenstände, einen Styl in der Zeichnung hervorgebracht, der nicht so classisch correct wie der italienische, aber den Gegenständen dieser Zeiten so angepaßt, so männlich und kräftig, mit ihren gothischen Helden so verschmolzen ist, daß ich zweifle, ob in der Kunst je etwas Originaleres gethan worden ist. Darin, und nicht in dem bloßen Material des Fresco, würden wir wohl thun, sie zu studiren. Wir könnten uns einige ihrer herrlichen Cartons leihen, die, obgleich mit bloßer Holzkohle angedeutet, wundervolle Kunstproductionen sind und uns hier zu Lande in Erstaunen setzen würden; denn die Mittel sind fast nichts, das Resultat Alles. Ein durchdachter deutscher Carton ist voll von Erfindung, Composition, Zeichnung und Charakter, und alles dies allein in Holzkohle. Unmöglich kann man sich den Erfolg so herrlicher Vorbereitungen für ein Gemälde oder die Freude eines Malers vorstellen, die er daran haben muß, Effect und Farbe hinzuzufügen, und zwar solche Farbe und solche Wirkung, wie gerade ein Engländer solchen Vorbereitungen hinzuzufügen vermag. — — Ich zweifle nicht, daß der Anblick einiger dieser Cartons uns von großem Nutzen sein würde, und wir könnten sie leicht haben, denn die deutschen Künstler sind ebenso vollendete Künstler, als sie liberal sind. Was das Material des Fresco betrifft, so ist dieses so leicht, so einfach, so sicher, daß ich glaube, wir lernen es besser durch uns selbst als durch die Fehler Anderer; denn obgleich man fürchten muß, daß die ersten Proben des Fresco den durch die sanfte, glänzende Methode der Ölmalerei verwöhnten englischen Augen rauh und unharmonisch erscheinen dürften, so muß man doch in Erwägung ziehen, daß wir eine anerkannte Schule von Coloristen bilden und in einem so vorzüglichen Grade, daß dieser Umstand als der einzige genuine Überrest der schönen Künste in unsern kläglichen Zeiten angeführt werden mag. Dies allein würde dem englischen Frescomaler schon besondere Vortheile gewähren. Man möge zugleich bedenken, bis zu welcher Höhe die Reinigung der Farben, sowol ihrer chemischen Natur als den Kunstprincipien nach, in England gebracht worden ist. Ich behaupte vorweg, daß so allein der Glanz des italienischen Fresco-Colorits, worin es den Deutschen noch nicht hat glücken wollen, annähernd wiederbelebt werden würde." Sehr richtig ist folgende Bemerkung: „Das Theater hat einen größern Einfluß auf die Malerei als wir ahnen, und dieser Einfluß kann nicht anders als verderblich sein, da nichts den Vorschlägen, von denen wir sprechen, feindlicher ist als ein theatralischer Geschmack. In diesem Sinne ist es ein Unglück, wenn man ein so vollkommenes Theater hat als wir, denn es dehnt seinen Einfluß auf die Künstler und das Publicum zugleich aus. Dieser Geschmack, in Fresco angewendet, würde widerlich sein, doch bin ich überzeugt, daß die Architektur allein ihn verbessern wird. Ein starker Beweis davon, daß ein theatralischer Geschmack bei uns existirt, ist der Umstand, daß die Engländer Retzsch's Zeichnungen nach dem „Faust" denen des Cornelius oder einigen andern deutschen Werken vorziehen. Nur der flüchtigste Blick eines an historischen Werken geprüften Auges muß finden, daß die Zeichnungen von Retzsch ganz im Theatergeschmack gehalten sind, und gerade deshalb hat man sie in England vorgezogen und in zahlreichen Ausgaben vervielfältigt, während man sie in Deutschland für werthlos hält. Die großen Zeichnungen von Cornelius dagegen sind in England durchaus nicht bekannt." 5.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Vom Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix), der sich früher durch seine gelungenen Sittenschilderungen vergangener Jahrhunderte bekannt gemacht, gegenwärtig aber durch seine wissenschaftliche Reise in Italien um die Geschichtsforschung seines Vaterlandes verdient gemacht hat, ist vor kurzem eine Sammlung der „Oeuvres françaises de Calvin" (Paris 1842) erschienen. Wenngleich sich wider die Auswahl sowol als gegen die Anordnung der einzelnen Abhandlungen des großen Protestanten Manches sagen ließe, so sind die Bemühungen Lacroix's bei dieser neuen Arbeit doch höchst anerkennungswerth. Lerminier, der seine Charakteristiker, hat in der „Revue des deux mondes" vom Standpunkte der neuen Philosophie aus eine Würdigung der Calvin'schen Lehren versucht. Der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, auf die Fragen, die sich hieran knüpfen, näher einzugehen. Es möge uns genügen, hier auf den hohen stylistischen Werth der neu herausgegebenen Werke aufmerksam zu machen. Grimm in der Einleitung zu seinem unvergänglichen Werke über die deutsche Sprachlehre würdigt die hohen Verdienste Luther's um die Bildung unsers neuhochdeutschen Idioms. Er sagt, daß seine Bibelübersetzung, abgesehen von der Umwälzung, die sie im Gebiete der Theologie hervorrief, auch in Bezug auf die Sprache ein reinprotestantisches Werk sei, d. h. ein Werk, das gegen Zwang, gegen jeden Misbrauch, gegen alle Unnatur sich auflehnte und die Fessel der Beschränktheit abstreifte. Interessant ist es, daß auch Calvin in der Bildung des französischen Styls eine fast ebenso große Rolle als Luther in der deutschen gespielt hat. Es fehlt seinen Schriften der hochpoetische, hinreißende Schwung, zu dem sich die Luther'sche Sprache so häufig erhebt. Er hat noch nicht die geniale Bildsamkeit, das Glück in der Wahl der Ausdrücke, durch die Rabelais so hervorsticht vor allen Schriftstellern seiner Zeit, noch nicht die Fülle und Weichheit des Montaigne'schen Styls, aber in ihm tritt zum ersten Male die strenge, unerbittliche Folgerichtigkeit in der Satzgliederung, die klare, faßliche Logik in der Aneinanderreihung der Redetheile hervor, die dem französischen Style so eigenthümlich ist. Seine Striche sind derb und kräftig, er zeichnet, so zu sagen, das Gerippe, das spätere Stylisten mit den Blumen ihrer Redekunst haben überwuchern lassen.

Die Franzosen lassen den Deutschen auf dem Gebiete der classischen Sprachforschung volle Gerechtigkeit widerfahren. Die größten literarischen Unternehmungen, die hierauf Bezug haben, z. B. die neue Ausgabe des Stephanus, die Didot'sche Sammlung griechischer Classiker werden von deutschen Gelehrten, Dindorf, Hase, Fix, Dübner u. A. unterstützt und zum Theil gänzlich geleitet. Indessen können auch wir nicht umhin, die Bemühungen französischer Gelehrten um das Verständniß des Alterthums anzuerkennen. Wir finden, wenn wir die Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Philologie betrachten, weniger Ausgaben alter Classiker, die den Anforderungen der gegenwärtigen Kritik entsprechen, als Werke, die eine geistreiche Beleuchtung und Würdigung der classischen Literatur geben. So machen wir auf ein Werk aufmerksam, das ein namhafter Gelehrter Frankreichs, Patin, der vor kurzem seiner Verdienste als französischer Stylist wegen, in die Académie française aufgenommen ward, unter dem Titel „Etudes sur les tragiques grecs" herausgegeben hat. Er faßt in demselben die Ansichten der vorzüglichsten Gelehrten zusammen, würdigt mit Unparteilichkeit die Verdienste Lessing's, Schlegel's, O. Müller's und beleuchtet die Fragen, die ihm noch unerschöpft geschienen haben, mit gründlichen, oft tiefeingehenden Untersuchungen. Das Werk besteht zum Theil aus einzelnen Abhandlungen, die zur Zeit im „Globe" abgedruckt waren, gegenwärtig aber berichtigt und vervollständigt erscheinen. Abgesehen von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, haben sie einen hohen stylistischen Werth. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 183. — 2. Juli 1842.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

2. Pariser Briefe von Joseph Mendelssohn. Drei Bände. Leipzig, Weber. 1841. 8. 4 Thlr.

„Ich werde der Stadt erzählen, wie man Präsident wird" — so etwa läßt Schiller in „Cabale und Liebe" seinen Ferdinand ausrufen; „ich werde dem Publicum erzählen, wie man Bücher macht!" so etwa könnte der Berichterstatter bei Erblickung dieses Buches ausrufen. Mendelssohn schreibt aus Paris Correspondenzen für diese und jene Zeitschrift, welche ihm die Triumphpforten ihrer Spalten öffnet; er stellt sie, ohne ihnen eine organische Bindung zu geben, willkürlich zusammen und ein dreibändiges Buch über Paris ist fertig. So bekommt das Publicum noch einmal zu lesen, was es nicht blos in Mendelssohn's frühern Correspondenzen, sondern, wenigstens dem Stoffe nach, in den verschiedensten Zeitschriften und politischen Zeitungen zwei-, drei-, viermal und öfter gelesen hat; Dinge, welche vor Jahren geschehen und bereits halb vergessen sind, werden wieder aufgewärmt; Thatsachen, Personen und Zustände, die man längst begraben meinte, stehen als Gespenster und geisterhafte Larven wieder auf; die Juden in Damaskus regen sich wieder, die Giftmischerin Laffarge und ihr Proceß wie der Louis Napoleon's werden abermals dem Publicum vorgeführt; der Verf. verkündet uns Symptome und Phänomene, welche sich gerade zur Zeit seines pariser Aufenthalts am Horizonte von Paris abzeichnetrn, eine neue Revolution, eine neue Weltordnung; verjährter Theaterschutt wird aufgewühlt und ausgebeutet, die Asche Napoleon's wieder beseelt, manche Feierlichkeit, die nur für den Augenblick Interesse hat, chronistisch beschrieben, als ob sie vor acht Tagen erst stattgefunden hätte; die zu den Acten gelegten Verhandlungen früherer Sitzungen der Pairs- und Deputirtenkammer wiedergekäut u. s. w. Überhaupt bietet dieses Buch zu manchen Betrachtungen Stoff genug, welche von Inhalt und Form des Buchs abwärts liegen. Der Verf. ist Schriftsetzer und hat es zu sein öfters bekannt, indem er mit einer sichtlichen Vorliebe seine Correspondenzen mit dem Prädicat „Schriftsetzer" unterzeichnete. Allen Respect vor unsern gebildeten Schriftsetzern! Die Zeit hat sich, einerseits zu ihrem Vortheil, auch in Deutschland, wesentlich geändert, wenn es selbst einem Schriftsetzer gelingt, eine Art Rolle in der Literatur zu spielen, eine gewisse Selbständigkeit des Urtheils zu besitzen, die äußern Erscheinungen des Lebens ziemlich gewandt darzustellen und ein lesbares, durchaus richtiges Deutsch zu schreiben; es ist dies eins von den vielen Zeugnissen für die größere Ausbreitung der geistigen Bildung und die stattfindende Belebung der Anschauungs- und Urtheilskräfte auch in der Masse. Andererseits ist das oft oberflächliche, kecke und arrogante Raisonnement, welches daraus resultirt, ein nicht erfreuliches, wenigstens zweideutiges Zeichen der Zeit. Gründliche Studien, tiefere Bildung, gestaltende Kraft des Productionsvermögens treten gegen dieses Raisonnement, welches sich und der Zeit seinen Inhalt wie seine Form gleichsam aus den Fingern saugt, immer mehr zurück. Man liest die belletristischen, die politischen Journale, einige Broschüren, ephemere Bücher, die Verhandlungen der Landtage, der Kammern, der Parlamente und eignet sich so ein geistiges Decoct an, welches für eine Zeit lang ausreichen mag, aber keineswegs eine Zukunft für den Schriftsteller verbürgt. Es ist wahrlich für jeden ernst denkenden Mann oft ekelhaft und widerlich, jetzt das faseligste, unbegründetste Gewäsch zusammengedruckt und von Leuten ersonnen und erfunden zu sehen, welche in die Politik hineinpfuschen, von der sie ebenfalls nur durch ebenso seichte Berichterstatter einige Kenntniß erlangt haben; zu lesen, wie sie über Thiers, Guizot, Cousin u. s. w., welche sich gegen jene Zwerge in jeder Hinsicht wie Riesen an Charakter und Geist verhalten, in der anmaßendsten Weise und im brutalsten Tone absprechen und sie mit der losen und locker gebundenen Ruthe ihres Raisonnement züchtigen. So sagt Herr Schriftsetzer Mendelssohn, daß Sauzet zu seiner Stellung als Präsident der Deputirtenkammer schon im Mutterleibe tüchtig gewesen sein müsse; „vielleicht aber", fährt er fort, „hat ihn weder seine Mutter, noch eine Ammenbrust, sondern ein exemplarisches Schaf gesäugt." Der Schriftsetzer Mendelssohn und der Präsident Sauzet! Wenn solche Flammen, wie dieser Mendelssohn, in das deutsche Vaterland schlagen, dann allerdings mögen wir stolz auf unsere nationale Bildung sein und auf eine glänzende Zukunft hoffen! Geister wie Mendelssohn verbürgen sie uns! Jenes Beispiel für viele! Wenn Gutzkow dagegen eiferte,

daß dieser Mendelssohn sich unterfange, ein deutsches Blatt unternehmen und redigiren zu wollen, so hat er — absehen von egoistischen Gründen, die man ihm vorwirft — höchstens Unrecht in der Form, nicht in der Hauptsache; es ist allerdings nothwendig, die Ehre der Literatur gegen alle dem Geiste nach unberufene Eindringlinge sicherzustellen. Wir geben indeß zu, daß er das Kind nicht im Mutterleibe zu tödten versuchen sollte, sondern die Geburt abwarten mußte, um nicht als selbstsüchtiger Vorrichter, sondern als kritischer Nachrichter dazustehen und den Verdacht zu vermeiden, die Freiheit der literarischen Mittheilung für irgend wen, d. h. zuletzt für Jedermann, beschränken zu wollen. Noch ein Beispiel von der anmaßlichen Zudringlichkeit des Herrn Schriftsetzers Mendelssohn. Er hat von Goubaux (einem seiner pariser Freunde, wie er sagt), der unter dem Namen Dinaux Mitverfasser der „Louise de Lignerolles", des „Latréaumont", der „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers" u. s. w. war, eine Empfehlungskarte an Scribe erhalten. Er besucht ihn; wird abgewiesen; natürlich, Scribe ist ein fleißiger Mann, welcher sich nicht von jedem deutschen Schriftsetzer und Correspondenzenschreiber stören lassen mag. Aber Herr Mendelssohn muß diese Notabilität nothwendig von Angesicht zu Angesicht sehen; er muß damit prahlen, er muß Stoff für eine neue Correspondenz haben. Zwei Tage später begibt er sich abermals in Scribe's Wohnung. Der Bediente gibt abermals den Bescheid, Herr Scribe sei nicht zu Hause. „Vous vous trompez; Monsieur est chez lui. Remettez lui cette lettre, s'il vous plaît. J'attendrai la réponse." Diese Worte, mit echt deutscher Gelassenheit ausgesprochen, wie Mendelssohn selbst bemerkt, frappiren den Bedienten; Mendelssohn erzwingt den Zutritt. Und wozu benutzt er sein Unter-Vier-Augen mit Scribe? Ihn lächerlich zu machen und von Scribe's kupferrother Gesichtsfarbe und dem stechenden irren Blicke seines graubraunen Auges auf den reichlichen Genuß von Wein oder andern spirituellen Flüssigkeiten zu schließen. Ist dieses Verfahren deutsch? Ist es geeignet, die Achtung von deutschen Herumziehern, welche sich allerdings gern als Repräsentanten der deutschen Nation, deutscher Literatur und Wissenschaft darstellen möchten, bei den Franzosen zu erwecken? Man spricht so viel von jüdischer Arroganz; der Berichterstatter will die Ehrenwerthen unter den deutschen Juden nicht beleidigen noch kränken; aber er muß jedem einzelnen Juden — und Mendelssohn selbst bekennt Jude zu sein — den wohlgemeinten Rath ertheilen, bescheiden und würdig aufzutreten und durch sein Beispiel die Ehre des jüdischen Volks, so viel an ihm liegt, in keiner Weise zu compromittiren. Von dem Mangel an Menschenkenntniß, welchen der Verf. in reichlichem Maße entwickelt, folgendes Beispiel. Er erwähnt eines Briefes, welchen Marie Laffarge an ihren unglücklichen Gemahl geschrieben und worin es unter Andern heißt:

Ach, ich sah dich, ich kannte die Geheimnisse der Ehe nicht. Ich hatte vor Wonne gebebt, wenn ich deine Hand drückte. Ich Unglückliche glaubte, daß ein Kuß auf die Stirn Alles sei, was du fodern könntest, ich glaubte, daß du gütig wie ein Vater sein würdest. Begreifst du nun, wie ich in den drei Tagen gelitten habe!

Jeder leibliche Menschenkenner wird zugeben, daß auch das unschuldigste Mädchen, welches sich verheirathet, weiß, begreift, darauf aufmerksam gemacht ist oder wenigstens zufolge des geschlechtlichen Lebens und Bewußtseins ahnt, daß der Gatte mehr zu fodern habe als nur einen Kuß auf die Stirn, daß er nicht heirathe, um sich zu der Gattin in das Verhältniß eines bloßen Vaters zu setzen. Ein Weib, welches solche Worte an den Gatten zu schreiben wagt, läßt von sich voraussetzen, daß es weit tiefer schon vor der Ehe in die Geheimnisse der Ehe eingeweiht gewesen sein müsse als ein gewöhnliches unschuldiges Mädchen, daß es mit allen Listen, Intriguen, Koketterien und Manieren einer verdorbenen, zu Grunde gegangenen weiblichen Natur angesteckt sein müsse. Nicht so Mendelssohn, der das Alles für baare Münze hält und seinen Wahn bis zu der schönklingenden Phrase steigert: „Der Brief ist in kurzen, wild abgerissenen Sätzen geschrieben, man glaubt, indem man ihn liest, ein rabenschwarzes Roß zu sehen, das mit rothglühenden Hufen in tiefer Nacht dahineilt!" Phrasen sind ja so wohlfeil und der Verf. treibt damit einen erträglichen Handel. Natürlich fehlen besonders die gewöhnlichen abgenutzten Phrasen und enthusiastischen Exclamationen über Napoleon nicht, welche jenseit und diesseit des Rheins, das Ohr betäubend, hin- und hersummen. Mit Napoleon theilt Liszt das Vorrecht, abgöttisch verehrt zu werden — der erste Feldherr und Monarch der neuen Zeit mit dem ersten Clavierspieler! Die Größen sind verschieden, aber die Phrasen sind dieselben; ja, Liszt ist so recht eigentlich die Claviatur für unsere modernen Phrasenbäcker. Auch Mendelssohn trägt dieser Manie seinen Zoll ab. Er hörte Liszt die Phantasie über Mazeppa spielen; da hört er die Wölfe heulen, sieht ihre rothe, ausgestreckte Zunge, Hirsche aufspringen, Vögel flattern u. s. w.; ja, er gesteht, daß er erst durch Liszt Spiel die Dichtung Byron's verstanden habe. Gewohnt, wo es nur möglich, auch die löblichen Eigenschaften eines Schriftstellers und eines Buchs hervorzusuchen, gestehen wir jedoch, daß das Buch an pikanten und interessanten Notizen nicht ganz arm, nicht selten eine poetische Auffassungsweise wahrzunehmen, manches Capitel wie das über den unglücklichen, in Armuth und Elend umgekommenen Dichter Hégésippe Moreau durch Gefühl und Wärme anziehend und der Verf. nicht ohne deutschen Sinn und sittliche Grundlage ist. Er halte sich sich ferner an Das, was er begreifen und fassen kann, an das gegenständliche Leben, verliere sich nicht in die gefährlichen Sphären der höhern politischen Weisheit und vermeide besonders einen gewissen grob witzelnden Ton, der ihn um so weniger kleidet, da der Verf., wie wir ernstlich glauben, im Ganzen eine ziemlich gemüthliche und harmlose Natur ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heerschau der bekanntesten pariser Feuilletonisten.

Das Feuilleton datirt in der französischen Journalistik eigentlich erst von Geoffroy und Hoffmann; nicht als ob früher nicht schon das ganze Genre einer leichten, schimmernden, literarischen Causerie vorhanden gewesen wäre (Grimm's „Correspondance" schlägt ganz ins Fach des Feuilleton), sondern weil diese zwei Journalisten ihm zuerst seine gegenwärtige Ausdehnung gaben. Jetzt dürfte nicht leicht ein neues Journal sich auf das Meer der Öffentlichkeit wagen, das nicht neben der schweren Fracht auch die leichte Waare des Feuilleton laden wollte. In den größern Journalen hat gegenwärtig die Redaction des literarischen Theils fast so große Bedeutung wie die der politischen Spalten. So hat z. B. nur der mannichfaltige Inhalt seines Feuilleton dem „Siècle" eine so hohe Abnehmerzahl verschafft. Was Feuilleton ist, haben wir nicht zu erklären. Ein Theil der deutschen Journale haben nicht verfehlt, die französische Mode mitzumachen. Feuilleton ist Alles: Theaterbesprechung, Novelletten, Anekdotenaufstischung, Salonklatscherei — ein wahres buntes Allerlei, ein Nipptischchen mit allerhand glitzernden Sächelchen. Wenn wir uns vornehmen, in diesem Aufsatze eine Übersicht über die bekanntesten pariser Feuilletonisten zu geben, so geschieht dies einmal, weil wirklich dieser Theil der Tagesschriftsteller gegenwärtig von großer Bedeutung ist, sodann aber noch, weil auch die ersten Gelehrten und Dichter es nicht verschmähen sich bis zum leichten Tand des Feuilleton herabzulassen. Der Übersicht wegen wollen wir die Schriftsteller, die wir mit einigen Worten zu besprechen haben, nach den Journalen, an denen sie arbeiten, ordnen.

1) Journal des débats.

Jules Janin, der wahre Repräsentant des französischen Feuilletonisten, hat dem Feuilleton der „Débats" einen großen Ruf verschafft. Die Redaction des Journals weiß seine Dienste zu würdigen und honorirt ihn, wie es heißt, mit 15,000 Fr. Wöchentlich liefert er dafür einen Artikel, in dem er, so zu sagen, recht eigentlich vom Hundertsten auf das Tausende kommt. Seine Manier kennt Jedermann auswendig. Seine Aufsätze sind wahre Fabrikarbeit, immer ist jedes Stück von gleicher Länge, von gleicher Breite, er durchwirkt es mit den gleichen Redeblumen, mit den nämlichen Gedankenschnitzelchen, und es schimmert in ihnen immer das nämliche Katzengold. Und doch liest man sie des Montagsmorgens bei einer Tasse Kaffee mit Vergnügen. Denn wenn Janin gerade eine Idee zur Hand hat, wie geschickt weiß er sie auszuspinnen, sie hin und herzuwerfen, sie über neun Columnen hin auszudehnen! Seine Gegner — und deren Zahl ist Legion — prophezeien seit lange, daß er sich ausgeschrieben habe, daß sein Geist wie seine Feder stumpf werde, daß sein Witz auf die Neige gehe, und siehe da! wenn die Reihe an ihn kommt, so weiß er uns doch wieder ein müßiges Stündchen anmuthig zu verplaudern. Janin's Artikel sind wie das süße, zarte Gebäck, das gleich einem Hauche auf der Zunge zergeht. Man bekommt von ihnen nichts in den Magen. Deshalb muß der großen Menge der Leser, die hungrig über die mächtigen Spalten der „Débats" herfallen, noch andere Nahrung vorgesetzt werden. Hausbackene Romantik, wie sie von Sue, Soulié und Charles de Bernard servirt wird, entspricht den Anfoderungen dieser Leseclasse auf das trefflichste. Alle Drei sind ungefähr von derselben Höhe: d. h. Keiner ragt über das Maß der Mittelmäßigkeit hinaus. Sue allein hatte die Mittel eines guten Romanschreibers, aber er hat schlecht mit ihnen Haus gehalten. Sein neuester Roman gibt wieder einige gelungene Schilderungen der Tropenwelt, aber was er zum „Journal des débats" beisteuert, ist in der Regel im höchsten Grade mittelmäßig. Charles de Bernard hat viel Geist und viel Erfindungsgabe. Mehre seiner kleinen Novellen sind mit Glück in Theaterstücke umgearbeitet. Die besten seiner längern Romane hat er in einer Sammlung („Écueil"), an dessen gekünsteltem Titel man schon „scheitern" könnte, vereinigt. Er schreibt pikant, obschon mit unverzeihlichen Nachlässigkeiten im Styl. Noch lockerer und loser sind Soulié's Fabrikate. Man kann doch wirklich Dinge wie „Si jeunesse savait" etc., das in Heften herausgegeben wird, nicht auf die Reihe von Kunstwerken setzen. Auch Soulié hatte Talent, aber er hat es jämmerlich heruntergebracht. Styl ist in keinem seiner Werke zu suchen, aber man findet nicht einmal Sinn, Plan oder Erfindung. Seine „Quatre sœurs", obgleich vom gewöhnlichen Leihbibliothekenpublicum heißgierig verschlungen, ist ein Machwerk. Wir nehmen Anstand, an diese gewöhnlichen Novellenschreibenten die ausgezeichneten Kritiker anzureihen, die das „Journal des débats" aufzuweisen hat. Ph. Chasles, A. Guérout, X. Raymond erhalten den Ruf dieses Blattes aufrecht. Philarète Chasles haben wir von Zeit zu Zeit in diesen Blättern erwähnt. Er hat sich seitdem besonders als Professor noch mehr entwickelt. In seinen Vorträgen mußte er anfangs mit der Sprache ringen, gegenwärtig hat er die Hauptschwierigkeiten überwunden und seine Vorlesungen gehören zu den besuchtesten. Seine kritischen Aufsätze, die ihm vielleicht den ersten Platz im Kreise der Kunstrichter Frankreichs anweisen, betreffen meistens die englische Literatur. Sie sind im hohen Grade geistreich und mit Kenntniß geschrieben. In der Regel liegt ihnen ein origineller Grundgedanke unter, den er auf glänzende Weise durchzuführen weiß. Desto bedauerlicher ist es, wenn er sich zuweilen, wie neulich bei einem Artikel über deutsche Literatur, in seinem Urtheile vergreift. Er behauptete in demselben, daß unserer Literatur die Originalität durchaus fehle. Adolphe Guérout ist durch seine Briefe über Spanien, die zur Zeit im „Journal des débats" erschienen sind und die er später gesammelt hat, rühmlich bekannt. Er arbeitet im Ganzen wenig und seinen Artikeln klebt gewöhnlich eine gewisse Schwerfälligkeit an. Xavier Raymond, der schon früher sich im „Temps" und im „Commerce" hervorgethan hatte, ist fleißiger. Er hat auch an der Redaction der politischen Artikel Theil und bespricht im Feuilleton meistens englische Werke, die auf Ostindien Bezug haben. Er kennt den Orient aus eigener Anschauung. Endlich müssen wir neben dem leichten Volke der Feuilletonisten noch Derer erwähnen, die zwar in der Regel mit geschlossenem Visier in dem politischen Theile des Journals streiten, aber doch von Zeit zu Zeit aus den Spalten der sogenannten „Premiers Paris" (leading articles) zum Feuilleton herabsteigen. De Sacy, Sohn des berühmten Orientalisten, nimmt an der Redaction der literarischen Abtheilung wenig Antheil. Ihm ist die Besprechung der innern Staatsverhältnisse Frankreichs angewiesen. Der ausgezeichnete Michel Chevalier, der neben den umfassendsten Kenntnissen einen feinen Geschmack und viel Geist besitzt, wird gleichfalls fast ganz von der Politik absorbirt. Besonders erörtert er die verwickelten Eisenbahnangelegenheiten. Saint-Marc Girardin allein schreibt mit unbegreiflicher Leichtigkeit die leitenden Artikel und zu gleicher Zeit im Feuilleton. Seine allezeit fertige Feder leiht sich zu allen Gegenständen. Sein herrlicher Styl läßt sich selbst in den Artikeln, die er nicht gezeichnet hat, auf den ersten Blick erkennen. Seine literarischen Artikel sind von hohem Werth. Weniger bedeutend die von den beiden Lehrern der königlichen Prinzen: Cuvellier-Fleury und Trognon. Beide haben für die politische Abtheilung des Journals nur insofern Bedeutung, als sie die Vermittler zwischen der Redaction und dem Hofe machen. Für Malerei haben die „Débats" Delécluze und für die Musik den genialen Berlioz. Ersterer lobt mit wahrer Herzenslust die himmelschreiendsten Mittelmäßigkeiten. Alles findet vor seinem nachsichtigen Auge Gnade. Er ist ausserdem bekannt durch einige leidliche Romane und durch Untersuchungen über altitalienische Literatur, die zur Zeit in der „Revue des deux mondes" gestanden haben. Berlioz ist nicht nur ideenreicher und origineller Componist sowie tiefer Kenner der Musik, sondern auch der Feder im hohen Grade mächtig. Seine Artikel sind oft symphonienartig, originell, manchmal selbst bizarr, wie seine Compositionen, aber stets interessant.

2) Le Siècle.

Wir haben schon oben erwähnt, daß dieses Journal, welches über 40,000 Abonnenten zählt, seine außerordentliche Verbreitung vorzüglich dem Feuilleton verdankt. Louis Desnoyers, der mit dem bekannten Chamboll die Leitung des Blattes theilt, hat seit seinem „Les Béotiens", das im „Livre des Cent-et-Un" steht, nur selten die Feder angesetzt. Hippolyte Lucas ist im „Siècle" der Allerweltskritiker. Seine Artikel sind leicht geschrieben, aber durchaus inhalts- und bedeutungslos. Er spricht von Literatur, Theater, Musik und Malerei stets in banalen, abgenutzten Phrasen. Wenn er die deutsche Literatur berührt, so wiederholt er stets einen Satz, den er schon viermal wenigstens aufgestellt hat, daß nämlich H. Heine der geistreichste Deutsche sei, inwieweit ein Deutscher überhaupt Geist und Witz (esprit) haben könne. Eugène Guinot, der im „Siècle" unter dem Pseudonym Pierre Durand, im „Courrier français" aber unter seinem Namen schreibt, ist einer der geistreichsten Feuilletonisten der Gegenwart. Seine „Revue de Paris", in der er wöchentlich die Ereignisse der Weltstadt vor uns vorüberführt, gehören oft zum Wichtigsten, was die französische Journalistik aufzuweisen hat. Sie sind das treueste Bild der gegenwärtigen Salonsconversation, nur pikanter und geistreicher. Das „Siècle", das auf einen großen Leserkreis zählt, muß natürlich, um den Hunger derselben zu stillen, tüchtige Romangerichte, mit romantischem Pfeffer gewürzt, auftischen. Übrigens verschlingt das Publicum des „Siècle" Alles und ist wie Rückert sagt:

Nicht wählerisch
Im Essen wie die Ziegen.

Von den Novellisten, die an diesem Journale mitarbeiten, ist Alexander Dumas ungleich der bedeutendste. Man weiß nicht, ob man sagen soll, daß dieser fruchtbare Schriftsteller sich schon ausgeschrieben habe. Wenn man den größten Theil Dessen, was er gegenwärtig liefert, an seine ersten Producte hält, so wird man geneigt es zu glauben. Einige seiner ersten dramatischen Erzeugnisse, die mit Jugendkraft das Théâtre français erstürmten und die classischen Kothurngestalten von der Bühne vertreiben halfen, zeugten wirklich von ungewöhnlicher Befähigung, während die Mehrzahl seiner gegenwärtigen Novellen gedehnt, monoton und jedes künstlerischen Gedankens bar sind. Indessen weiß er von Zeit zu Zeit seinen frühern Styl, seine frischen Farben, seine hinreißende Glut wiederzufinden und in seinen vielgeschmähten „Impressions de voyage", die selbst auf der Bühne persiflirt sind, laufen wirklich einzelne Seiten und ganze Capitel mit unter, die voll Interesse und voll poetischen Duftes sind.

3) Le Constitutionnel

war lange Jahre eines der bedeutendsten Blätter Frankreichs und von Zeit zu Zeit weiß auch jetzt noch Thiers ihm auf Augenblicke neues Leben einzuhauchen. Die Geschichte des „Journal des débats" und des „Constitutionnel" würde die Geschichte der französischen Journalistik und, mehr noch, die Geschichte des ganzen modernen Frankreichs sein. Bekanntlich war letzteres Blatt eines von denen, die der Restauration am meisten zu schaffen gemacht haben und unter deren Streichen Karl's X. Thron zusammengefallen ist. Gegenwärtig ist es still und zahm und rührt sich nur, wenn von der Geistlichkeit gesprochen wird. Dafür hat der „Constitutionnel", um noch Leser zu finden, sich außer dem gewöhnlichen Feuilleton noch ein ganzes literarisches Beiblatt angehängt, das wöchentlich zweimal erscheint. Jay, Akademiker und Verfasser einer „Histoire de Richelieu" und Mitarbeiter von Jouy an der Sammlung der „Ermites", zeichnet seine sparsamen Artikel Un Voltairien. Er ist gänzlich Invalide und ein wahrer Repräsentant des gegenwärtigen „Constitutionnel". Malitourne macht leidliche literarische Kritiken, verdankt aber seinen Namen mehr seiner frühern Redaction des „Messager des chambres" und des Journals „La Charte de 1830". Darthenay schreibt die Theaterkritiken und hat vor kurzem mit besonderer Begeisterung von der deutschen Musik gesprochen, von der er sagt, daß sie bald die italienische Oper verdrängen werde. Mad. Charles Reybaud, Gattin des Hauptredacteurs, ist eine der geachtetsten Novellistinnen. Ihre Romane sind zum Theil auch ins Deutsche übertragen. Louis Reybaud, ihr Schwager, unterzeichnet im „Constitutionnel" R., im „National" aber Durocher. Er ist Verfasser der „Etudes sur les réformateurs modernes", ein Werk, das von der Académie française gekrönt ist und bereits drei Auflagen erlebt hat. Reybaud ist ein vielseitig gebildeter Schriftsteller, der aber in der Politik keine festen Grundsätze zu haben scheint.

4) Le National

ist in Deutschland sehr verschrien und doch nur wenig gekannt. Die augsburger „Allgemeine Zeitung" versäumt nie, wenn sie ihm einen Artikel entlehnt, eine verächtliche Miene anzunehmen, und doch ist er, was Redaction und besonders stylistische Sorgfalt betrifft, das erste Blatt Frankreichs. Wir haben hier mit seinen politischen Ansichten, mit dem Radicalismus, den er versicht, nichts zu schaffen. Wir können es aber nicht unterlassen auf die meisterhafte Sprache, die alle Artikel von Armand Marrast auszeichnet, aufmerksam zu machen. Dieser Schriftsteller ist einer der großartigsten Stylisten. Rolle ist der Theaterrecensent des „National". Seine Artikel, die er X. zeichnet, sind pikant und geistreich, nur fürchten wir, daß er bald in eine stehende Manier fallen wird. Er mischt sich nicht in die Politik und das hat seinen Grund: er ist Bibliothekar am Hôtel de Ville. Wir haben schon mehrfach auf Old Nick, den geistreichen, witzigen Kritiker, hingewiesen, waren aber falsch berichtet, als wir behaupteten, daß sein eigentlicher Name de Castre sei. Wir berichtigen deshalb unsern Irrthum. Er heißt Forgues und gehört zu den witzigsten Schriftstellern unserer Tage. Seine Artikel sind beißend, manchmal etwas übelwollend, aber durchaus originell. Auch für den „Charivari" schreibt er pikante Aufsätze und arbeitet an der „Revue de Paris", zu der er Übersichten über die englische Literatur beisteuert. Wir empfehlen seine „Petites misères de la vie humaine", die Granville illustrirte. Léon Durocher ist Louis Reybaud, den wir beim „Constitutionnel" erwähnt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die „France méridionale", welche in Toulouse erscheint, berichtet über die diesjährige Sitzung der Académie des jeux floraux, wozu sich eine sehr zahlreiche Versammlung eingefunden hatte. Unter den bedeutendern Männern, welche diese Akademie einschließt, nimmt Herr von Lamartinière, der perpetuelle Secretair derselben, den ersten Rang ein. Theophile de Barbot hielt die gewöhnliche Lobrede auf Clemence Isaure; den Preis des Discours, dessen Gegenstand eine Lobrede auf Bossuet war, gewann A. Albert; L. Dureau für eine Ode auf Lord Byron die goldene Amaranthe, Firmin Jaffus für sein Gedicht „Toulouse sauvée", worin er den von dem aquitanischen Herzoge Odo 720 über El Samah, Feldherrn der Araber, errungenen Sieg feierte, ein goldenes Veilchen; Hippolyte Bioleau aus Brest ebenfalls ein Veilchen, welches reservirt war, für sein Gedicht über die Melancholie; Jude Patissié für eine Hymne an die Jungfrau, betitelt „La vision", eine silberne Lilie, und Ribelle, früher General-Advocat zu Paris, für seine ziemlich boshafte und die Versammlung zur Heiterkeit aufweckende Epistel an die Frauen, ebenfalls eine Lilie. Der Gegenstand des Discours in Prosa für 1843 ist eine Lobrede auf Pierre Fermat. Louis Dureau, der schon früher einen Preis gewonnen, wurde zum „maître ès-jeux floraux" ernannt und dankte der Akademie in sehr gefühlvollen Versen. Z.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 184. — 3. Juli 1842.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

3. Ein Ausflug nach England von Gustav v. Heeringen. Gotha, Müller. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. ist als gewandter, unterhaltender, angenehm darstellender Reiseschriftsteller bereits vortheilhaft bekannt. Er hat viel gesehen, viel erfahren, viel erlebt; er kennt die Welt, namentlich die höhere, und seine Stellung erlaubte ihm, Manches zu sehen und zu hören, was manchen andern Touristen zu sehen und zu hören nicht gelingen will. Auch das vorliegende Buch ist von lebendigem mannichfaltigen Interesse und leicht und angenehm geschrieben, wenn man schon auf Tiefe der Auffassung und Originalität der Darstellung verzichten muß. Indeß ist dieser Mangel schon zu verschmerzen, wenn das Interesse an der Thatsächlichkeit und dem Inhalt der Mittheilungen überwiegend ist. Das erste Capitel beschäftigt sich vorzüglich mit dem Ausgangspunkt der Reise und mit den historischen Erinnerungen, welche sich an die vielen Schlachtfelder, die zwischen Leipzig und Lützen und jenseit Lützen liegen, und an die Wartburg knüpfen. Im zweiten Capitel springt der Verf. auf die friedlichen und berühmten Kellner von Frankfurt über. Das dritte Capitel führt uns auf dem Dampfschiffe den Rhein hinunter; das vierte beschäftigt sich mit Köln; das fünfte bringt uns bis nach Lüttich; das sechste nach Antwerpen, wo wir uns auch im siebenten noch befinden; im achten gelangen wir nach Gent und Brügge. Das Resultat ist, daß es der Verf. in Belgien sehr behaglich findet und namentlich die Pracht und Schönheit seiner Städte rühmt, welche er in vielen Hinsichten allen andern europäischen Städten vorzieht. Am eigentlichen Zielpunkte, in London selbst, langen wir mit dem Verf. erst im neunten Capitel an. Im 10. Capitel finden wir den Reisenden bereits häuslich eingerichtet und zwar im Westend, gegen welchen bloßen Theil einer Stadt, nach des Reisenden Behauptung, alle Continental-Residenzen, Paris nicht einmal ausgenommen, zusammenschrumpfen. Im 11. Capitel geht die Sonne über der Vermählungsfeier der Königin auf, obschon sie nicht zu sehen war; denn der Himmel war trübe.

Schwere Nebelmassen — schreibt der Verf. — zogen dicht über die Wipfel der Bäume und über die Zinnen der Paläste; dick, beinahe handgreiflich qualmte die braungraue Atmosphäre und verhüllte von Zeit zu Zeit die Gegenstände mit ihrem undurchdringlichen Schleier, die soeben noch sichtbar waren. Unwillkürlich mußte ich an den Himmel von Lissabon und an die Sonne von Portugal denken, die ich einst bei ganz ähnlicher Feier Ströme von Ätherglanz und ein Meer von Licht verschwenderisch ausgießen sah.

Dagegen die Hunderte von prachtvollen Equipagen im höchsten Schmuck der Geschirre, der Livreen, der Wappenschilder, die schimmernden Uniformen, Orden und Diamanten, das ungeheuere Gedränge des Volks, die großartigen Anstalten zur Illumination, die Riesenzettel, welche die Mauern bedeckten, durch Größe und Breite der Lettern, durch typographischen Pomp einander zu überbieten suchten und unzählige Feste und theatralische Vorstellungen, selbst Boxerkämpfe zu Ehren der hohen Vermählung verkündigten — diese Nebelatmosphäre, diese Pracht, dieser Tumult bewiesen dem Verf., daß er sich in der größten und originellsten Hauptstadt Europas befand. Hr. v. Heeringen hatte selbst eine Einladung in den Palast erhalten und, mit einer Einlaßkarte vom Lord Oberstallmeister versehen, begab er sich dahin. Die Parallele zwischen dieser Vermählungsfeier und einer andern königlichen Vermählung, welcher der Verf. in Lissabon beiwohnte, ist von vielem Interesse. Das 12. Capitel beginnt mit der Bemerkung, daß der in London frisch Angekommene zwar anfangs von der Größe der Stadt und ihren enormen Verhältnissen sich gedrückt und beängstigt fühle, aber bei näherer Kenntniß doch gestehen müsse, daß es die erste aller Städte sei. In demselben Capitel beschreibt er das erste Drawing-Room (d. h. eine Cour), welches die junge Königin seit ihrer Vermählung hielt. Im 13. Capitel berichtet der Verf., daß der Hauswirth seinen dreizehnjährigen Sohn, welcher eben von der Schule zu Clapham-Hill zurückgekehrt, ihm als einen neuen Zuwachs des kleinen Tafelkreises vorgestellt habe. Er bemerkt hierbei:

Es lag hierin eine so feine und freundliche Gentleneß, eine Rücksicht sowol gegen mich als den Knaben, die durchaus englischer Natur und eine der Blumen ihrer Socialität ist. In Deutschland würde man die Anwesenheit eines dreizehnjährigen Schulburschen, gleichviel ob Sohn des Hauses, dem fremden Gast kaum mit einigen Bemerkungen erläutert haben; hier gab man ihm durch den feierlichen Besuch bei mir an der Seite des Vaters jene Art von geltender Persönlichkeit, welche, ohne mit vorlauter Arroganz verbunden zu sein, so oft die britischen

Knaben und Jünglinge schmückt. Ihre Haltung, ihr männliches, selbständiges Benehmen, wo es gilt, namentlich auch in der Fremde, ist, däucht mich, eine Folge dieser Achtung ihrer Persönlichkeit von Seiten der Ältern und Lehrer, die, was wunderbar genug ist, keineswegs durch die Schläge alterirt wird, denen Regime in den Schulen walten.

Die Einrichtungen der londoner Bazars und polytechnischen Institute, welche, wie der Verf. sagt, alle Continentalphantasien übersteigen, werden im 14. Capitel geschildert. Er versuchte auch in einem derselben eine Reise nach der Tiefe in der Taucherglocke, die er sehr anschaulich und lebendig beschreibt, wobei er aber so schmerzhafte Empfindungen hatte, daß er, hätte er sich dieselben vorher vorstellen können, diese unterirdische Wassereise nie versucht haben würde.

Plötzlich erhielt Jeder der Mitreisenden — erzählt der Verf. — einen geisterhaften, häßlichen, undeschreibbaren Schlag in die Nerven des Gehirns, an die Schläfe, in das Ohr; man hatte die Glocke gesenkt und der Moment jenes Schlages war der, wo ihr Rand die Wasseroberfläche berührte. Die Luft innerhalb der Glocke war nun mit einem Male abgeschnitten von jeder Verbindung nach außen; von unten wurde sie gedrängt und stürzte darum sich elastisch nach oben: dies war die Ursache der heftigen, der grausamen Erschütterung, die wir empfanden. Die tödtlichste Angst bemächtigte sich plötzlich unser Aller, unser Antlitze erbleichten, die Münder rissen sich unwillkürlich krampfhaft auf, die Zungen und Augen traten hervor und ein solches Weh von Beklemmung drang an unsere Herzen und in den Sitz unsers Lebens, daß es gar nicht zu beschreiben ist. Wir schrien, aber unsere Stimme hatte keinen Laut mehr; wir schlugen mit geballten Fäusten gegen die Wand der Glocke und der Gedanke zuckte durch mein geschwächtes Bewußtsein, daß das Untergehen in diesem Augenblick der Tod sei. — — Die Glocke sank dann, das Wasser rauschte auf, die zusammengedrückte Luft kämpfte, es ward dunkler um uns her oder mein Auge sah nicht mehr; die furchtbarste Beklemmung steigerte sich während der Dauer einiger Minuten und vielleicht war soeben ihre Culmination nahe, jenseit welcher der Tod lag, als wir neugeboren aufathmeten; die Lungen erweiterten sich, die Fähigkeit zu sein erwachte wieder, ein süßer Strom von Leben floß neuerweckt durch unsere Adern, unsere Wangen rötheten sich wieder, unsere Münder schlossen sich. Dieses heilsame Wunder ward durch das Eindringen, durch die Ankunft neuer Luft in unserm eingeschlossenen Raume bewirkt, welche man uns vermittels eines Schlauches zuführte, der in die Glocke mündete und mit dem Ufer in Verbindung blieb. Jetzt sanken wir beruhigt und erheitert tiefer und tiefer, bis zu dem Grunde des etwa brunnenartig tiefen Gewässers, wo wir noch immer so viel Licht genossen, um Steine, Sand, Klippen, Muscheln zu unsern Füßen im Wasser ganz deutlich zu unterscheiden. Einige Zeit verweilten wir unten, eingeengt von der tödtlichsten Beklemmung; daß es aber ein angenehmer und gemüthlicher Aufenthalt gewesen sei, läßt sich keineswegs behaupten. Auch schwindelte mir der Kopf von der Nervenerschütterung; ich fühlte mich seekrank.

Mit schwankenden Schritten bestieg der Verf. wieder das Ufer, hatte aber den ganzen Tag über ein Gefühl von Unwohlsein. Später sah er noch Männer in einer Art von Rüstung und mit einem vollkommenen Helme Haupt und Antlitz bedeckt in das Wasser steigen und länger als zwölf Minuten darin verweilen. Wenn sie wieder auftauchten, athmeten sie wie außer sich vor Erschöpfung, ihre Brust röchelte, sie schnoben, wie der Verf. sich ausdrückt, wie die Bären. Im 15. Capitel beschreibt Hr. v. Heeringen einen Besuch in der britischen Galerie, findet hier aber die Aufstellung der Gemälde unendlich weniger entsprechend, reizend und elegant als die in der münchner Pinakothek, die ihm auch der Zahl der Gemälde nach reicher zu sein schien. Es fiel ihm auf, daß sein Führer, einer der hier Angestellten, bei jedem Gemälde immer nur den Namen des Meisters und den Preis nannte, der dafür bezahlt worden war, gleichsam als den einzigen und untrüglichsten Maßstab seines Werthes. Dieses Abschätzen der Dinge nach Geldeswerth, dieses Gleichstellen ästhetischer Kunstproducte mit einer Waare, die ihren festen Tarif hat, ist, sagt der Verf., ein Nationalzug der Briten. Auch mit der Anordnung und Aufstellung im großen britischen Museum kann er sich nicht befreunden. Interessant sind in demselben Capitel seine Theaterbesuche geschildert, namentlich eine überaus prachtvolle Darstellung von „The fortunate isles, or the triumphes of Britannia" im Coventgardentheater. Das Pathos in den Tragödien behagt ihm indeß nicht.

Es hatte — sagt er — beiweitem mehr von der französischen Wildheit und Affectation als von der Ruhe und Natur der deutschen und spanischen Tragik; dazu das Schreien und Brüllen in dieser — man sage, was man will — nur wenig melodischen Sprache — in der That, es klang zuweilen wie das Würgen eines Seekranken.

Anziehend beschreibt Hr. v. Heeringen im 16. Capitel einen Besuch bei Edward Lytton Bulwer. Bediente führten ihn in ein großes Gemach, in welchem eine solche Fülle von prächtigen Möbeln und Geräthen durcheinanderstand, daß er es für ein Magazin solcher Dinge gehalten haben würde, wäre ihm nicht die englische Sitte oder jetzt eben herrschende Mode in England im Betreff der Möbelaufstellung schon bekannt gewesen. Es würde nach derselben sehr unfashionabel sein, ein Sofa an die Wand zu stellen oder nur ein solches Möbel im Drawing-Room zu haben. Sie stehen frei, meist in der Nähe der Kamine. Bei Erwägung der auffallenden Frühreife Bulwer's, der seinen „Falkland" im sechszehnten, seinen „Pelham" im zwanzigsten Lebensjahre schrieb, macht der Verf. folgende sehr wahre Bemerkung:

Unsere Jünglinge — ihre Talente in Ehren! — reifen nicht so früh; gesetzt, man gebe einem deutschen sechszehnjährigen Secundaner, dem fähigsten selbst, die Feder in die Hand, mit dem Auftrage, einen sentimentalen Roman (wie den Falkland) zu schreiben, und man würde — ich wage es zu glauben — ein seltsames ungeheuerliches Product hervorgehen sehen.

Inhaltreicher gestaltet sich noch ein Besuch des Verf. bei dem würdigen Capitain Marryat, der in einer Unterhaltung einen besondern Accent darauf legte, daß er Conservativer sei und gerade deshalb das so werthe Deutschland doppelt schätzen müsse. Im 17. Capitel betreten wir mit ihm mehre Gefängnisse, in deren einem er einen Buchbinderlehrling antraf, welcher auf 15 Jahre verurtheilt war, weil er seinem Lehrherren zwei Bücher entwandt hatte! Das 18. Capitel führt uns nach Chelsea, das 19. in die Westminsterabtei und in den Tower; das 20. und 21. unterhalten uns in anziehender Weise über Allerlei und noch Etwas, das 22. über Schloß Windsor, das 23. über eine der riesenhaften Brauereien Londons; das 24. schildert die Abreise des Verf. und seinen Ab-

schied von seinen literarischen Freunden und seiner Gattin, deren Sohn er mit sich nach Deutschland hinübernahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heerschau der bekanntesten pariser Feuilletonisten.

(Beschluß aus Nr. 182.)

5) La Presse

thut sich viel auf die Mannichfaltigkeit und den Reichthum seines Feuilleton zugute. Indessen ist nicht Alles Gold, was glänzt. Der „National" hat vor kurzem bewiesen, wie leicht sich Hr. Dujarrier, welcher Redacteur des Blattes ist, von seinen Mitarbeitern anführen läßt. Ein Comte de Courchamps hatte nämlich ganz in aller Stille eine Novelle unter seinem Namen abdrucken lassen, die von Potocki geschrieben und schon vor 20 Jahren im Druck erschienen war. Indessen muß man es der „Presse" lassen, daß sie wirklich viel für ihr Feuilleton thut. Mad. Emile de Girardin, Gattin des Hauptredacteur, früher Delphine Gay und „Muse des Vaterlandes", zeichnet die geistreichen „Courriers de Paris", die sie wöchentlich in die „Presse" schreibt, mit Vicomte de Launay. Wir haben nicht nöthig zu sagen, daß sie Verf. vieler Romane von sehr verschiedenem Werthe und gewandte Dichterin ist. Sie hat in jüngster Zeit viel für das Theater gearbeitet, indessen hat bis jetzt weder ihre „Ecole des journalistes" noch „Judith" zur Aufführung kommen können, ersteres weil das Gouvernement es verhinderte, letzteres weil die Schauspieler des Théâtre français sich geweigert haben dieses Stück zu spielen. Mad. Sophie Gay, die Mutter der eben Genannten, hat eine große Anzahl von forcirten Romanen in die Welt gesetzt. Théophile Gautier ist der universelle Kritiker der „Presse". Musik, Theater, Literatur fällt alles in seine Scheren, die jetzt zuweilen schon recht stumpf sind. Er ist Verf. von „Mademoiselle de Maupin", „Fortunio", „Jeune France" und hat mehre Bände Gedichte abdrucken lassen. Gautier hat bedeutend viel Geist, aber sein Styl ist forcirt, erkünstelt und besonders mit veralteten Rococowörtern überladen. E. Pelletan, der zugleich Redacteur der geschätzten „France littéraire" ist und das „Dix-neuvième siècle", das nur zwei Wochen bestand, geleitet hat, ist Verf. der geistreichen Artikel, die Un inconnu gezeichnet sind. Henri Berthoud ist ein interessanter Erzähler, der sich besonders durch seine flammländischen Sagen bekannt gemacht hat. Der bekannte Dichter Méry, der früher Mitarbeiter Barthélemy's war und der gegenwärtig Bibliothekar zu Marseille ist, nimmt lebhaften Antheil an dem Feuilleton der „Presse". Er zeichnet sich durch lebhafte Schilderung und besonders durch glückliche Erzählung pikanter Anekdoten aus. Die „Presse" wie das „Siècle" hat eine ganze Schar wohlgerüsteter Novellisten aufzuweisen, von denen jeder im Stande ist, das Feuilleton gleich für Monate mit einem fortlaufenden Romane zu füllen. Balzac ist derjenige, der unter dieser Classe der Mitarbeiter an der „Presse" sich am meisten hervorthut. Wir haben nicht nöthig, seine Manier hier näher zu charakterisiren. Seine Werke werden auch in Deutschland von einer gewissen Leserwelt verschlungen. Bedeutendes Talent für den Roman und die Novelle ist ihm nicht abzusprechen, obgleich er jahrelang sich gemüht hat, ehe er sich auch nur mit einem Werke über die Linie der Mittelmäßigkeit zu heben vermochte. Seine gesammelten Werke erscheinen gegenwärtig in einer wohlfeilen Gesammtausgabe. Zu bedauern ist, daß er in dieselbe auch seine unreifen Erstlingsproducte aufnehmen wird, die er unter verschiedenen Pseudonymen früher herausgegeben. Daß er für das Theater auch nicht den geringsten Beruf hat, beweist sein „Vautrin" und ebenso unleugbar seine „Ressources de Quinola".

6) Gazette de France,

die unter Genoude's ungestümer Leitung einen revolutionnairen Schwung angenommen hat, der den ergebenen Vertheidigern der Legitimität nicht eben dienlich, kann trotz [illegible] letonisten. Sehr häufig wird in ihrem [illegible] gegen die immoralische Richtung der gegenwärtigen Novelistik und gegen die Frivolität der Feuilletons zu Felde gezogen. Der einzige Mitarbeiter, den wir hier zu nennen haben, ist Alfred Nettement. Er ist durch seine „Histoire du journal des débats" (2 Bde., 1838) und durch seine jahrelange Theilnahme an den legitimistischen „Modes" bekannt. Er hat viel Fixigkeit und eine gewisse stylistische Gewandtheit.

7) Le Temps.

Noch bevor diese Zeilen abgedruckt sind, ist dieses Blatt, das beim Ausbruch der Julirevolution unter Baude's Redaction eine bedeutende Rolle spielte, vielleicht schon eingegangen. Ein harter Schlag hat es getroffen, von dem es sich nicht wieder erholen dürfte. Es ist nämlich wegen der Vernachlässigung einer Förmlichkeit zu mehr als 100,000 Fr. Strafe verurtheilt. Der „Temps" verdient mehr seiner Vergangenheit als seiner gegenwärtigen Bedeutung wegen hier eine Erwähnung. Es gab eine Zeit, wo Charles Nodier, der herrliche Schriftsteller mit universellem Talente, mit dem duftigen Style, mit den ungeheuersten Schatz von Kenntnissen, wo Loeve-Weimers, der geistreiche Übersetzer von Hoffmann und Verf. der „Hommes d'état de France et d'Angleterre", und andere Schriftsteller von bedeutendem Namen an dieser Zeitschrift mitarbeiteten. Der einzige Feuilletonist des „Temps", auf den wir in dieser Skizze aufmerksam machen wollen, ist Eugène Briffaut. Er ist in allen Sätteln recht, schreibt Premiers Paris, Novellen und Theaterkritiken, was verlangt wird. Dieser Schriftsteller, der nicht mit dem Akademiker gleichen Namens zu verwechseln ist, findet bei dieser großen Thätigkeit noch Zeit, eine kleine Monatsschrift, gänzlich von seiner Feder geschrieben, herauszugeben. Er ist ein vollendeter Anekdotenerzähler.

8) Le Courrier français.

Léon Faucher hat dem politischen Theile dieses Journals einige Bedeutung verschafft, während sein Feuilleton nicht eben zu den ausgezeichnetern gehört. Isidore Guyet, der seit Gründung des Journals thätig ist, hat sich durch eine ziemlich gute Ausgabe der Werke von Voltaire bekannt gemacht. Ed. Monnais ist der Kritiker für die Theaterstücke und hat besonders in der Musik positive Kenntnisse. Er ist gegenwärtig an der Académie royale de musique angestellt und hat eine Reihe leidlicher Vaudevilles und komischer Opern verfaßt. Eugène Guinot haben wir oben beim „Siècle" erwähnt, in dem er unter dem Pseudonym Pierre Durand schreibt. Marie Aycard hat eine große Erfindungsgabe und weiß immer neuen Stoff in kleinen Novellen abzurunden. Er schreibt auch im „Temps" unter dem Namen Marc Perrin. Er hat einige Romane in Gesellschaft von Auguste Ricard, dem Nachahmer von Paul de Kock, verfertigt.

9) La Quotidienne.

Von Michaud gegründet, hat sie stets die Eigenschaft beibehalten, durch die der Verf. der „Geschichte der Kreuzzüge" besonders glänzte, nämlich die elegante und colorirte stylistische Abfassung. Théodore Muret, bekannt durch einige populaire Geschichtswerke, durch mehre Romane von verschiedenem Werthe und durch mittelmäßige Vaudevilles, schreibt in den Spalten der Premiers Paris und im Feuilleton. Er hat viel literarische Kenntniß und einige Gewandtheit. Poujoulat, der nur selten unterzeichnet, aber sehr thätig an der Redaction des Journals Theil nimmt, ist unvergleichlich der erste Mitarbeiter an der „Quotidienne". Wir brauchen hier die Werke nicht zu citiren, denen er einen bedeutenden Namen mit Recht verdankt. Sein Styl ist glänzend und so wenig wir seine politischen Ansichten theilen, so weht uns doch aus allen seinen Aufsätzen entgegen, daß der Legitimismus bei ihm Sache der Überzeugung ist. Merle gilt in gewissen literarischen Kreisen von Paris für den geistreichsten und besonders witzigsten Mann unserer Tage. Er ist in unsern Augen nichts als ein Vertreter

der Journalisten vom alten Schlage (de la vieille roche). Er that sich schon im „Nain jaune" und in der bekannten „Pandore" hervor. Seine besten Artikel sind die „Causeries parisiennes", in die er die geistreichsten Medisanten der vornehmen Salons geschickt zu verarbeiten weiß.

10) Le Messager

hat jetzt nur Bedeutung als halboffizielles Abendblatt, das die politischen Nachrichten am frühesten mittheilt. Seine literarischen Artikel sind mager, denn selbst die bedeutendern Schriftsteller Balzac, Sue, Sandeau (Verf. vom „Docteur Herbeau" und ehemaliger Freund von George Sand) geben diesem Journale nur ihre mattesten Producte. Nur Eduard Thierry hat sich im „Messager" einigermaßen hervorgethan. Er arbeitet viel an der „France littéraire" und schreibt für die „Presse". Sein Styl ist sehr gewandt.

11) La France.

d'Arlincourt ist der Matador dieses legitimistischen Blattes. Der berühmte, gefeierte Verf. des „Solitaire", der „Ipsiboé" und vieler anderer mehr oder weniger mittelmäßigen Werke, hat durch seine „Reise in Deutschland" und seinen „Pilgrim" die Aufmerksamkeit wieder auf sich gezogen. Wir wollen ihm nicht alles Verdienst absprechen, aber wir betrachten ihn als ein Muster von stylistischer Verdrehtheit und von Unnatur in der Darstellung. Th. Anne, geistreicher Theaterkritiker, hat gewandte Vaudevilles geliefert, die mit vielem Beifall aufgeführt sind. Vicomte Walsh, Verf. verschiedener Reisewerke, ist auch in Deutschland bekannt; besonders zeichnet er sich durch seinen „Ingrimm gegen den Bürgerkönig" aus. Sein wahrer Tummelplatz ist indessen die von ihm redigirte „Mode".

12) Le Globe.

Wir haben in d. Bl. neuerdings zu wiederholten Malen auf den „Globe" in seiner gegenwärtigen Gestalt, die ihm vom unermüdlichen Granier de Cassagnac gegeben ist, hingedeutet. Wir brauchen deshalb weder seine Richtung noch seine Art näher zu bezeichnen. Im Feuilleton dieses Journals ist bis jetzt noch nichts Bedeutendes geleistet. Jedoch müssen wir der einzelnen Bruchstücke Erwähnung thun, die der Hauptredacteur aus seinem eben erschienenen Reisewerke hat abdrucken lassen. Paul de Kock, der niederländische Sittenmaler der niedern Volksgeschichten, hat seinen jüngsten Roman, der um keine Handbreit von seinen frühern Producten abweicht, im „Globe" erscheinen lassen. Gegenwärtig wird ein Werk von ihm angekündigt, das den Titel tragen wird „La grande ville", und zu dem Daumier, Gavarni und andere berühmte Zeichner geistvolle Skizzen liefern werden. Es soll eine Reihe Lebensbilder enthalten, von denen wenigstens die gelungen sein werden, die nicht aus dem Kreise des pariser Bourgeois herausgehen. Von der Schilderung anderer gesellschaftlichen Sphären sollte Paul de Kock ein für allemal seine Hand lassen.

13) Le Commerce,

der seit wenigen Jahren, nach wahrer Chamäleonsnatur, verschiedene Farben angenommen hat, zeichnet sich wenig durch seine Feuilletons aus. Jules David ist ein mittelmäßiger Theaterkritiker, von dem man behauptet, daß noch nicht einmal Alles, was er unterzeichnet, aus seiner Feder komme. Mad. Marie de l'Epinay schreibt Modeartikel und seichte Novellen. Der „Commerce" hat noch einen bas-bleu, nämlich Judith Gauchois-Lemaire, die mit mehr Geist begabt ist als die Ebenerwähnte.

Um diese Übersicht nicht zu weit auszudehnen, haben wir erstens die Blätter, die wie die größern Revuen theils rein artistisch, theils überwiegend literarisch sind, und sodann den bunten Schwarm der sogenannten „kleinen Journale" wie das „Charivari", den „Corsaire", den „Tam-Tam" u. s. w. ausgeschlossen. Auf diese letztern, auf diese kleinen bunten Schmetterlinge der Journalistik, die in Frankreich eigentlich ganz zu Hause sind, werden wir vielleicht später einmal zurückkommen. 50.

Sechsundzwanzig Friedensjahre. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese für jeden deutschen Militair sehr interessante Schrift hat das inhaltschwere Motto gewählt: „Zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich wol ein ernstes Wort." Ja, wol ist es an der Zeit, ernste Worte zu sprechen über so ernste und wichtige Gegenstände, und für jeden deutschen Staat möchte doch wol seine Armee zu den wichtigsten und besprechenswerthesten Gegenständen gehören. Während dieser kritisch durchdachten Arbeit der Stempel des Ernstes aufgedrückt ist, gefällt sie sich hier und da in einer pikanten Bildersprache. „Sechsundzwanzig Friedensjahre", heißt es unter Anderm, „setzen in jeder Armee, groß oder klein, sie führe, welches Wappen sie wolle, einen gewissen Rost an, den man den Friedensrost nennen kann und der von Zeit zu Zeit abgeputzt, nöthigenfalls mit scharfem Sande abgerieben werden muß." Ja, ja, der Friedensrost! Der unbekannte, seinen Gegenstand vollkommen beherrschende Verf. hätte sich noch weniger glimpflich ausdrücken können, er hätte von krankhaften Auswüchsen, von gefährlichen Krebsschäden sprechen können; doch dies schmälert sein Verdienst nicht, den deutschen Armeen einmal zur rechten Zeit die Wahrheit gesagt zu haben. Drei Fragen sind es, die eine jede Armee von Zeit zu Zeit sich vorlegen soll: 1) Bin ich für den Krieg auch noch richtig organisirt und ausgerüstet? 2) Bin ich wirklich und nicht blos scheinbar kriegsgeübt? 3) Bin ich wirklich und nicht blos scheinbar kriegsbereit? Jede deutsche Armee, meint der Verf., habe in den letzten zwölf Jahren (seit 1830) vielfache Aufforderung gehabt, sich jene drei Fragen recht aufrichtig zu beantworten; auch wären allerdings viele Verbesserungen in dem Sinne jener drei Fragen ins Leben getreten, dessenungeachtet aber sei noch Vieles und Mancherlei zu thun übrig, um dem großen Zwecke: „deutsche Wehrhaftigkeit in allen Richtungen", vollständig zu entsprechen.

„So verschieden, leider Gottes! die Organisationen und formellen Einrichtungen in den Armeen des deutschen Bundes auch sein mögen, so sind doch wenigstens die Gliederungen des militairischen Körpers im Großen überall die nämlichen. Es gibt (wenn man von der Reservedivision abstrahirt) überall einen Generalstab, eine Infanterie, eine Cavalerie, eine Artillerie" u. s. w. Jeder einzelne dieser Armeezweige wird speciell beleuchtet, wobei sich ein gerader, rein-praktischer Soldatensinn bekundet, sowie eine mehr als oberflächliche Kenntniß der einzelnen Armeen des deutschen Bundesstaates. Ohne auf eine bestimmte Armee hinzuweisen, wird an manche Unvollkommenheiten und Mängel sachverständig erinnert. So bleibt jeder Armee überlassen in ihre eigene Brust zu greifen und sich Rechenschaft abzulegen, ob sie ihr Bild in dem vorgehaltenen Spiegel erkenne. Das bloße Erkennen ist aber nicht genug. Es handelt sich um die Frage, ob man auch gesonnen sei, der ernsten Mahnung Folge zu leisten oder in stolzer Selbstüberschätzung sich einwiegen wolle in den tödtenden Friedensschlummer, um — was Deutschlands Genius verhüten wolle! — zu spät für Deutschlands Wohlfahrt daraus zu erwachen. Wir haben das ernste Wort mit Aufmerksamkeit vernommen und scheiden von dem Buche mit Hochachtung. 75.

Literarische Anzeige.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist zu beziehen:

Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der römischen Patricier und Plebejer. Von *D. Pellegrino*. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 185. — 4. Juli 1842.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

4. Briefe aus London von Woldemar Seyffarth. Erster Theil. Altenburg, Pierer. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir wissen und erinnern uns nicht, ob Woldemar Seyffarth, wie es jetzt gewöhnlich ist, diese londoner Briefe schon einzeln in Journalen veröffentlicht hat, ehe er sie sammelte; angenehm bleibt es jedoch immer, statt einzelne Beeren zu naschen, die volle Traube selbst nachträglich pflücken zu können, die uns hier geboten wird. Diese angeblich an einen Freund gerichteten Briefe bieten jedenfalls Interesse genug, um dem Verf. für ihre Veröffentlichung und Zusammenstellung danken zu müssen. Sie sind während eines vierjährigen Aufenthalts in England und hauptsächlich London entstanden, und der erste, am Bord des Batavier geschrieben, trägt das Datum vom 23. Aug. 1834. Irgendwo ist dies als ein Mangel dieser Briefe gerügt worden, da, nach der Ansicht des Recensenten, eine Stadt wie London in wenigen Jahren auch eine andere werde. Von dem beweglichen, metamorphosenreichen, in Literatur, Kunst und Politik der Mode huldigenden Paris mag dies gelten; aber London ist conservativer, stabiler: in seiner Peripherie mögen sich einzelne Wandlungen und Erweiterungen wahrnehmen lassen, sein centraler Kern bleibt dagegen wesentlich derselbe, es wird immer ein Alt-London geben, wie es auch immer ein Alt-England geben wird. Seyffarth's Anschauung ist dem Praktischen und Realen, der äußern Erscheinungsseite der Dinge vorzugsweise zugewandt; sein Hauptvorzug ist der einer objectiven Ruhe, welche im Grundton ganz englisch ist, mit dem Unterschiede, daß sie weniger durch einzelne nationale Vorurtheile getrübt ist, die der reisende Engländer nie ganz vermeiden kann. Fern von aller Verbitterung, von aller Sucht pikant zu erscheinen, selbst auf Kosten der Wahrheit, beschreibt der Verf. an den sich ihm darbietenden Erscheinungen nur einfach das Was und Wie. Styl und Darstellung sind in den meisten Partien lobenswerth, könnten aber auch oft gefärbter, lebendiger sein; manierlich ist der Styl hier und da etwas steif, ungelenk und der Periodenbau zuweilen unerträglich gedehnt. So findet sich gleich S. 3 ein Satz von 23 Zeilen Länge. Es ist dies immer noch ein Erbübel deutscher Schreibweise, obgleich wir den coupirten, springenden und abspringenden Styl mancher modernen deutschen Prosaiker ebenfalls für eine Abirrung halten, nur nach der entgegengesetzten Seite hin. Außerdem trägt die Briefform, die nach unserer Ansicht eine wenig literarische Form ist, Schuld an einer gewissen vertraulichen Weitschweifigkeit und einer ziemlichen Anzahl nicht sehr interessanter Mittheilungen. Statt dem Verf. Schritt für Schritt zu folgen, wie wir Hrn. v. Heeringen in seiner Schrift gefolgt sind, wollen wir lieber einige längere Proben mittheilen. Zuerst die Geschichte eines funfzehnjährigen Selbstmörders, welcher sich von der neuen Londonbrücke in die Themse stürzte. Diese Geschichte eröffnet uns einen recht traurigen erschütternden Blick in die londoner Demoralisation in denjenigen Sphären, welche den englischen Romanschriftstellern und namentlich Boz (Dickens) so unerschöpflichen Vorrath und Stoff darbieten. Aus den vereinten Aussagen, welche Dick's Vater und der Schulfreund des jungen Selbstmörders, Jack, vor der Jury thaten, ging Folgendes hervor:

Den Abend des letzten Weihnachtsfestes, des sogenannten ersten Weihnachtstages, hatte Dick bei seiner Schwester zugebracht; da war es geschehen, daß, nachdem Vater und Mutter den gastlichen Herd ihres Schwiegersohns verlassen hatten, Dick noch eine Zeit lang zurückblieb und um Mitternacht, etwas Punsch im Kopfe, sich auf den Heimweg begab. Ein feindliches Geschick ließ ihn zwei Dirnen begegnen, wie sie Tag und Nacht zu Tausenden in den londoner Straßen umherlaufen. Er unterlag ihren Lockungen, begleitete sie und vermißte des Morgens die fünf Schillinge, welche sein Dienstherr ihm geschenkt hatte. Sei es der Wunsch, das Geld wieder zu erlangen, oder was sonst, weshalb er noch zweimal in die Wohnung der Dirnen ging, — genug, er täuschte seine Altern sowol durch das Vorgeben, daß er die Nacht bei seiner Schwester geblieben, als durch die Versicherung, daß er einmal seinen Wochenlohn verloren und ein anderes Mal die Hälfte für eine zerbrochene Fensterscheibe habe bezahlen müssen. Zufolge der seinem Vertrauten, Jack, gemachten Mittheilungen erscheint es kaum zweifelhaft, daß die Dirnen den unerfahrenen Knaben durch geistige Getränke seiner Besinnung und im Zustande halber Trunkenheit seines Geldes beraubten. Bei seinem letzten Zusammensein mit den Dirnen hatte plötzlich über der Stube, in welcher sie sich befanden, ein Kind geschrien. Auf seine Frage, wem das Kind gehöre, hatte eins der beiden Mädchen sich als Mutter genannt, war in heftigem Zorn aus dem Zimmer gelaufen und bald zurückgekommen, das Kind zwar schweigend, aber erwürgt in ihren Armen. Entsetzt über den Anblick und von Abscheu ergriffen, hatte Dick sogleich das Zimmer und das Haus verlassen

wollen; doch hatten die Mädchen ihn erst begütigend verhindert und, als er mit Gewalt sich von ihnen loszureißen versucht, die Dirne, die sich für die Mutter ausgegeben, ihm „bei allen Teufeln" zugeschworen, daß, wenn er ihnen nicht beistehe, das Kind wegzuschaffen, sie ihn des Mordes anklagen und an den Galgen bringen würden. Die grausame Angst, die den armen Knaben beim Gedanken an Vater und Mutter ergriffen, hatte ihn zu Allem willig gemacht; mit seinem Beistande war das Kind unter der Treppe verscharrt worden. Seit dieser Stunde war der Friede aus seiner Seele, der Schlaf aus seinen Augen gewichen, und nächst den Vorwürfen, welche ihm die Liebe zu seinen Eltern wegen der Täuschung derselben und sein Gewissen wegen der Theilnahme an einer verbrecherischen That erregten, hatten auch die Mädchen, Dämonen gleich, sich an seine Fersen geheftet. „Welchen Weg ich immer gehe", hatte er zu Jack gesagt, „ganz gewiß begegne ich ihnen." — „So thu, als sähest du sie nicht", hatte Jack gerathen. „Nie", war die von Thränen begleitete Antwort gewesen, „nie wollte ich eine Sylbe mit ihnen wechseln oder einen Fuß über ihre Schwelle setzen; aber sie verfolgen mich und lassen mir keine Ruhe. Oft schon hat die Eine oder die Andere mir die Drohung wiederholt, daß, wenn ich anzeigte, was in ihrem Hause geschehen, sie mir den Mord Schuld geben, und wenn ich von nun an nicht jeden Sonnabend ihnen den halben Wochenlohn brächte, sie mich an den Strang liefern würden. Beide haben mir das noch gestern zugeschworen; morgen ist wieder Sonnabend, und o mein armer Vater, meine arme Mutter!" Nach solcher Mittheilung und nach erneuter Bitte, das Vertraute streng zu bewahren, indem jede Veröffentlichung ein gerichtliches Einschreiten und dieses seinen Tod am Galgen zur Folge haben könne, war Dick tiefbetrübt von dem Freunde geschieden und ehe am nächsten Tage die Sonne über dem armen, verführten, betrogenen, geängsteten Knaben unterging, hatte er den Schmerz eines jungen bitter getäuschten Lebens in die Fluten der Themse niedergelegt.

Jack's treuherzige Erzählung hatte auf die Geschworenen einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie über den Ertrunkenen das Verdict momentanen Wahnsinns aussprachen. Die beiden Dirnen waren bis zu dem Tage, an welchem Seyffarth seinen Brief schrieb, noch nicht aufzuspüren gewesen.

Interessant sind des Verf. Bemerkungen über die in London ansässigen Deutschen, an denen gerade dies das Hauptmerkmal deutscher Abstammung ist, daß sie geflissentlich alles Deutsche von sich gethan haben. Der Engländer, sagt er, sei zwar im Auslande meist unliebenswürdig, schroff und abstoßend, aber er sei doch consequent und bleibe mit Herz und Mund Engländer. Den Deutschen in England habe die sich mehrende Anerkennung deutschen Verdienstes, wenn einigen, gewiß einen unbedeutenden Theil zu danken, und was ihm in ihrer Handlungsweise so wehe gethan habe, daß er sie selbst der englischen Anmaßung tief unterordne, das sei der Contrast mit dem englischen Nationalstolze, ihre souveraine Verachtung alles Deutschen. Der vierzehnjährige Sohn eines deutschen Kaufmanns, zu dem er eingeladen war, verstand kein einziges deutsches Wort und schwatzte doch über deutsche Sitten, Gebräuche und Einrichtungen mit einer wahrhaft „Ohrfeigen verdienenden Impertinenz". Der Verf. beehrt ihn dafür mit Recht mit dem Ehrentitel „Bengel, welcher der Staarmatz seines Vaters sei". So führte er auch einmal die älteste schöne Tochter eines deutschen Predigers in London zu Tische, welche erst seit vier Jahren aus Deutschland, wo sie bei einer Tante gelebt hatte, nach England wieder zurückgekehrt war. Hr. Seyffarth glaubte mit ihr in dem trauten heimlichen Deutsch sich unterhalten zu können, aber sie versicherte ihm, daß sie das Deutsche nie gern gesprochen, auch bereits gänzlich vergessen habe. Auch der Sohn des Kaplans, midshipman in der königlichen Marine, erklärte, kein Deutsch zu verstehen, noch verstehen zu mögen, er sei durch und durch Engländer und könne eine Nation überhaupt nicht achten, die nicht zu den seefahrenden gehöre. Von der Petulanz der Engländer, die man im Gegensatze zu ihrer sonstigen Loyalität so seltsam zu finden pflegt, erzählt er folgende Anekdote:

Ein nach der Königin Adelaide getauftes und bemaltes Gasthaus befindet sich halben Weges zwischen London und Windsor, und da die Königin, während sie an letzterm Orte residirte, wöchentlich wenigstens einmal daran vorüberfuhr, so werden Sie es vollkommen in der Ordnung finden, daß der Inhaber, schon seines Vortheils wegen, nicht verabsäumte, den Anhängern des Königshauses durch Achtungsbezeigung gegen die hohe Frau sich und seinen Gasthof zu empfehlen. Falsch, mein Freund! Kaum war das Melbourne'sche Ministerium aufgelöst und die Königin als Einbläserin bezeichnet — was that der damit unzufriedene Gastwirth? — Nichts Geringeres, als daß er unter Königin Adelaidens Brustbild ein paar gelblederne Beinkleider nagelte. Die Königin hätte den schlechten Witz vielleicht gleichgültig hinnehmen sollen. Statt dessen befahl sie, unmittelbar nachdem sie das Symbol ihrer Herrschaft zum ersten Male erblickt, bei ihren Fahrten nach London eine andere Straße einzuschlagen. Der Mann ging darum nicht in sich, sondern hing vielmehr an die häßlichen unmentionables ein paar Pantoffeln. Was sagen Sie dazu? War der Mann nicht ein exquisit illoyaler Exemplar? — Wie denn wol Ihr Policeidirector —?

Seyffarth's Briefe sind unstreitig zur Kenntnißnahme englischer Sitten von Wichtigkeit; Schade nur, daß, wie schon oben angedeutet, die zu große Breite und familiaire Umständlichkeit die Aufmerksamkeit des Lesers häufig ermattet.

5. Reisebilder eines hypochondrischen Engländers. Nach dessen Tode veröffentlicht von H. G.....w. Hamburg, Berendsohn. 1841. 8. 1 Thl. 15 Ngr.

Wir dürfen wol kaum daran zweifeln, daß die Firma „Hypochondrischer Engländer" eine fingirte ist und zu den vielen Mystificationen gehört, die man sich jetzt erlaubt, um dem Buche eine gewisse Weihe, einen neugierigern Leserkreis und einen größern Absatz zu verschaffen. Das Buch ist nicht ohne Geist geschrieben, wenn wir unter Geist ein verdünntes Quantum moderner Witzbehaftetheit — man verzeihe diese Wortbildung! — und raisonnirende Springfertigkeit verstehen wollen. Eine gewisse Hypochondrie findet sich allerdings in einigen Spuren gallig-sarkastischer Laune, die aber etwas Gemachtes hat, und in der Abwesenheit eigentlich poetischer belebender Blut- und Herzenswärme. Mehre lange Seiten hindurch quält uns der Verf. mit Vergedorf in den Vierlanden, mit dem Walde von Glüsen, mit Lauenburg und Boitzenburg, mit Perleberg und Fehrbellin, bis wir endlich mit ihm über Spandau und Charlottenburg in Berlin einrücken. Über diese Stadt, deren Verhältnisse, innere wie äußere, durch das Licht, welches uns die Zeitungscorrespondenten darüber anzünden, genug aufgeklärt sind, berichtet uns der Verf. wenig Neues. Die Ausfälle auf Raupach und den Theaterdirector C. sind veraltet. Namentlich wird uns von

Begriffen ein sehr unsolides Mädchen erzählt und dabei das Solo als ein Probirinstrument bezeichnet. Der Verf. nennt Dergleichen blasse Späßchen; es sind vielmehr unsaubere Pudelnärrischkeiten, die durch die ganze flache Misere des gegenwärtigen conversationellen und literarischen Lebens in Deutschland, wie Giftpilze an einem schnöden Sumpfe, erzeugt und zu Tage gefördert werden. Gewöhnlich stehen Diejenigen, welche mit Schmutz um sich werfen, auf gleicher Linie der Demoralisation mit Denen, welchen ihre Würfe zugedacht sind. An Mittheilung solcher und ähnlicher skandalösen Geschichten erkennt man sogleich den Nicht-Engländer, ja — man muß es leider bekennen — den jetzigen Deutschen. Die Frivolität, die Spott- und Verleumdungssucht der Franzosen hat immer noch etwas Pikantes, Graziöses, Geschmackvolles; bei uns wird sie nur zu leicht sofort erbärmlich, gemein und widerlich. Der Verf. ist freilich nicht der schlimmste in seiner Art, er besitzt dafür zu vielen Geist, selbst einigen Ernst, aber der Charakter der Zeit hat ihn doch mit seinen schädlichen Säften ein wenig und wider Wissen inficirt. Von Berlin reist der Verf weiter nach Küstrin und findet inzwischen in dieser sonst einförmigen Gebietsstrecke hinter Seelow eine so reizende Aussicht bis zum Hügelzuge von Landsberg hin, daß er, eine Seltenheit bei ihm, fast poetisch aufgeregt erscheint. Doch denselben Enthusiasmus erwecken in ihm einige verführerische Neumärkerinnen, welche von der Heuernte zurückkehren. Küstrin, Landsberg, Schwerin u. s. w. verlassen wir mit dem Verf. ebenso schnell als wir darin anlangten. Ein Aufenthalt bei einem würdigen polnischen Geistlichen, eine Unterhaltung und Rencontre mit einem reizenden Hausmädchen, der echten Repräsentantin der polnischen weiblichen Grazie, bilden in dieser halben Wüste des Buchs freundliche Epifoden. Ein noch reizenderes Bild entwirft er uns von einer jungen polnischen Comtesse, die er in einer Soirée in Posen kennen lernte. Überhaupt rühmt er den Polen, die er schon als Gegner der Russen feiern muß, alle möglichen guten Eigenschaften nach.

Geübt in allen ritterlichen Künsten, in mehren Sprachen, in den angenehmsten Wendungen der Unterhaltung, delicat im Ausdruck, aufmerksam auf jede feinere Dienstleistung; dabei empfänglich für jedes Große, immerhin Außerordentliche und Abenteuerliche, — so erblicken wir den jungen Edelmann im vierundzwanzigsten Jahre. — — Sonst ist der Charakter des polnischen Adels im Allgemeinen nicht ohne Leichtsinn, Übereilung und Jähzorn; aber er ist zugleich gastfreundlich, wohlthuend und großmüthig bis zur Verschwendung; er ist vaterlandsliebend über Alles; er bringt der Freiheit und Ehre jedes Opfer, er verachtet den Tod.

Aber, hätte der Verf. hinzusetzen sollen, er verachtet auch in der ihm untergebenen Menschheit die Rechte der Menschheit, er liebt sein Vaterland, aber mehr noch seine Vorrechte, und wenn er der (sogenannten polnischen) Freiheit Leib und Leben opfert, so opfert er ihr doch seine Vorrechte nicht. Viele von den oben angegebenen Eigenschaften zeichnen allerdings den polnischen Adel vor dem deutschen im Allgemeinen aus; er ist der Geist der orientalischen Großmuth und Ritterlichkeit, der im polnischen Adel lebt, aber auch nicht wenig mit Ostentation und Brutalität gemischt ist. Die alte Geschichte von der Königsberger Muckergesellschaft erzählt uns der Verf. jetzt von Posen aus, als wäre sie etwas ganz Neues! Es ist unglaublich, wie Vieles man in unsern Weltbeschreibungen und raisonnirenden Schriften doppelt, drei- und vierfach zu lesen bekommt! Von Posen aus macht der Verf. noch einen Abstecher nach Kalisch, dem er, noch von den großen militairischen Parade- und Schaustellungen her, wenig gewogen ist. Von hier reist der Anonymus nach Breslau zurück, nach Dresden, Teplitz, Prag und Fischbach, wo die Reise stillsteht. Einige enthusiastische Ausrufe am Schlusse dieses Abschnitts machen uns an der oft so markirt ausgesprochenen liberalen Gesinnung des Verf. ein wenig irre, obschon sein Enthusiasmus für Preußen auch späterhin, aber in einfach ernsterer Weise, sich Luft macht. Hierauf folgt noch ein Anhang: „Geistes-Mucken-Nachkommenschaft, die auch noch mitsprechen wollte", worin er als Mr. Mort agirt und in buntem Wechsel allerlei satirische und politisch witzige Sprünge macht, auch dem Schattenbilde Napoleon's einen scharfen Überblick über die jetzige politische Weltlage und die Bedeutung der einzelnen Staaten in den Mund legt. Mit diesen „Springteufeln des Geistes" wie er sie zum Schlusse nennt, können und wollen wir uns hier jedoch nicht speciell beschäftigen.

6. Briefe an seine Tochter, auf einer Reise durch Böhmen, Östreich, Tirol und die Lombardei, wie durch die Schweiz, einige Rhein- und Mainländer, geschrieben von Wilhelm Harnisch. Essen, Bädeker. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Es ist gerade nicht schlimm, daß jetzt Alles auf Reisen geht; es ist sogar dem Deutschen recht zuträglich, sich in der Welt umzusehen und die im Allgemeinen etwas dicke Haut seines Anschauungsvermögens gewös und geschmeidig zu machen; er mag auch in seiner dummen oder klugen Weise den Seinigen nach seiner Heimkehr von Dem, was er erlebt, gesehen und gehört, erzählen oder schon von der Reise aus Briefe an sie richten, nur sollte er letztere nicht immer drucken lassen und das so viel in Anspruch genommene Lesepublicum damit behelligen. Der Verf. dieser „Briefe an seine Tochter" mag ein ganz wackerer, lieber Mann sein, er ist sogar im gewöhnlichen Sinne des Worts fromm und religiös und nimmt überall auf das kirchliche und religiöse Leben der von ihm durchreisten Gegenden Bedacht; dagegen haben wir in diesen Briefen nichts gefunden, was dem gesteigerten geistigen Leben der modernen Welt entspräche, keine Originalität der Auffassung, kein Talent der Beobachtung und Darstellung, überhaupt auch in den mitgetheilten Facten wenig Neues. Der Verf. sagt dem „geneigten Leser", obgleich er noch gar nicht weiß, ob ihm der Leser geneigt ist, mit übermäßiger Vertraulichkeit: daß diese Briefe an seine Tochter Odina, verehelichte Diaconus Wöldling, geschrieben seien. Unsern schönsten Dank für Mittheilung dieser Familiennachricht! Er übergibt sie solchen Lesern, welche Belehrung in der Unterhaltung suchen; wir können aber nicht sagen, daß

und der Verf. unterhält, noch weniger, daß er uns unterhalten hätte. Er sagt ferner:

Sie sind für keinen besondern Stand geschrieben (das weiß der Himmel!) und bieten sich deshalb Lesern aus allen Ständen und Altern, Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Mädchen an.

Wir wundern uns demnach, daß der Verf. nicht auch auf die Greise und Säuglinge Bedacht genommen hat, müssen ihm aber für die Nachricht, daß wir hier mit einer Art Kinderbuch zu thun haben, unsern Dank abstatten. Zur Herausgabe derselben hat ihn, wie er weiterhin äußert, der Gedanke an seine pädagogischen Freunde und an die Leser der von ihm in 16 Bänden herausgegebenen „Sammlung von Reisen" (Leipzig, G. Fleischer) veranlaßt. Übrigens meint er, daß er zwar die Offenheit liebe, aber doch nirgend das ihm auf der Reise geschenkte Vertrauen verletzt zu haben glaube. Prag, Wien, Gmunden, Salzburg, Innspruck, Meran, Eyrs, Mailand, Bellinzona, Basel, Heidelberg und Erfurt sind die Hauptstationen seiner Reise. Umständlich, wie eine gemüthliche Frau Base, die mit einem Dutzend von Hut- und Haubenschachteln reist, schwatzt er besonders über die Bekanntschaften, die er auf seiner Reise gemacht hat, und gibt meist aufs bestimmteste an, um wie viel Uhr er ausgegangen und wieder in seinen Gasthof zurückgekehrt sei, ob er Jemand zu Hause getroffen habe oder nicht u. s. w. An historischer Genauigkeit fehlt es diesem Buche also so wenig wie Bredow's geschichtlichen Tabellen. In Tirol macht er die wichtige Entdeckung, daß sich die Knie der Männer hauptsächlich häßlich ausnähmen, und knüpft hieran die originelle Schlußfolge: der Tiroler ist kein Schweizer! Er ist auch ein ebenso gewaltiger Preuße, als Nimrod ein gewaltiger Jäger war. Bei dem Bericht über ein in Prag zu Ehren einer Heiligen gehaltenes Volksfest äußert er:

Nur heitere Fröhlichkeit (gibt es auch eine Fröhlichkeit, die nicht heiter wäre?) sahen wir überall, nirgend trat einer aus den Schranken. Dachte ich an den strahlauer Fischzug bei Berlin zurück, wie ich ihn vor 30 Jahren beobachtet hatte, so hätte ich mögen ein Östreicher sein. (Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich wol Diogenes sein! Doch ich bin und bleibe ein Preuße.

Das erinnert an das hoffärtige preußische Volkslied mit dem imponirenden Schlußreim: „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!" Um das Büchlein nicht ganz unempfohlen sein zu lassen, bemerken wir, daß Pädagogen und Pastoren darin noch die meiste Ausbeute finden, da der Verf. vorzugsweise Kirchen, Kirchenvorsteher, kirchliche Gemeinden und pädagogische Institute bespricht. Wir haben jedoch Wichtigeres zu thun, als in Ernst oder Scherz des Reisenden gemüthliche Fußtapfen zu verfolgen.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Literarische Notizen.

Das wichtige Werk: „Histoire et description des voies de communication aux Etats-unis par *M. Chevalier* (1842, 3 Bde.) ist gegenwärtig beendigt. Es entspricht vollkommen den Erwartungen, zu denen seine „Lettres sur l'Amérique du Nord" berechtigten. Der Verf. hat durch frühere Arbeiten bereits seinen Scharfsinn und seine Kenntnisse dargelegt. Er beleuchtet alle Fragen, die auf Communicationswege Bezug haben, und gibt neben Beschreibung der Landstraßen, Eisenbahnen und Kanäle in Nordamerika allgemeine Betrachtungen, die auf ähnliche Unternehmungen in andern Ländern Anwendung finden. Alles, was aus Chevalier's Feder kommt, ist stylistisch vollendet. Sein neuestes Werk ist ein Muster wissenschaftlicher Sprache, die nie an pedantische Trockenheit streift. Seine Vorträge über Nationalökonomie, mit denen sich selbst die politischen Journale Deutschlands beschäftigten, haben, obgleich wegen Krankheit des Professors von Zeit zu Zeit ausgesetzt, sich eines fortdauernden Beifalls zu erfreuen. Sie werden gegenwärtig von einem seiner Schüler gesammelt und heftweise veröffentlicht werden. Man sieht in seinen allgemeinen Betrachtungen, in denen er besonders glücklich ist, daß er bereits verschiedene Phasen durchlaufen hat und daß seinem Geiste vielleicht noch verschiedene Modificationen bevorstehen. Indessen ist er nie aus einem Extreme in das andere übergesprungen, und wenn er auch eigentlich die Sache des St.-Simonismus, der er zur Zeit eifrigst diente, aufgegeben hat, so hat er sich doch des wahrhaft Dauernden in diesem Systeme bemächtigt und bringt es gereinigt und umgestaltet wieder zur Geltung. Seine Briefe über die Eröffnung der Eisenbahn zu Strasburg, die zuerst im „Journal des débats" abgedruckt erschienen, sind jetzt in einem besondern Abdruck in den Buchhandel gekommen. Sie sind herrlich geschrieben und haben für uns vornehmlich Interesse, weil er mit vieler Liebe das germanische Element in der Bevölkerung des Elsasses hervorhebt.

Henri de Latouche, der geistreiche Kritiker und geschmackvolle Novellist, dessen Werke in Deutschland noch wenig bekannt sind, hat vor kurzem eine liebliche Novelle unter dem Titel „Un mirage" geschrieben. Die „Revue indépendante" hatte von diesem duftigen Bilde, dessen Linien wie die Umrisse eines Spiegelbildes (mirage) verschwimmen, einige Bruchstücke gebracht. Zu gleicher Zeit ist von seiner gehaltvollen Novelle „Fragoletta", in der ein Hermaphrodit die Hauptrolle spielt, eine neue Auflage, welche die dritte oder vierte ist, erschienen. Wir machen auf sein früher erschienenes „Une vallée aux loups" aufmerksam, in dem er eine Reihe von niedlichen Novelletten und gediegenen kritischen Aufsätzen zusammengestellt hat. Ganz ausgezeichnet hat uns in demselben das Lebensbild vom Dichter André Chénier gefallen. Seine Gedichte athmen wahre Poesie und sind in der Form gefällig und abgerundet. Bei Erwähnung seiner Poesien fällt uns ein witziges Wort von Latouche ein, dem eine unerschöpfliche Quelle geistreicher Einfälle zu Gebote steht. Ein Buchhändler, der unvorsichtig genug gewesen war, sich vorzugsweise mit dem Verlage poetischer Werke zu befassen, klagte eines Tages dem Latouche seine Noth. In der That hatte die Herausgabe einer großen Menge von Gedichtsammlungen, die Niemand kaufte, dem Buchhändler beträchtlichen Schaden gethan. Latouche hörte die Klagen des ruinirten Buchhändlers an und erwiderte ruhig: „Il paraît donc que les vers vous mangent tout vivant." Latouche lebt nicht in Paris selbst, sondern hält sich gewöhnlich in dem Städtchen Meaux auf, das ungefähr zehn Stunden von Paris entfernt ist. Er ist nicht zu verwechseln mit einem jungen Dramatiker ähnlichen Namens, der vor kurzem zwei Stücke auf dem Théâtre français zur Aufführung gebracht hat. Sollte nicht Latouche der Verf. des geistreichen „Les animaux peints par eux-mêmes" sein, das sich eines unglaublichen Beifalls erfreut. Die Mitarbeiter selbst kennen den pseudonymen Leiter des Unternehmens nicht und es scheint uns fast, als ob es dieser geistreiche Schriftsteller wäre, der sich der Maske Stahl's bedient. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 186. — 5. Juli 1842.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 185.)

7. Schilderungen aus Ostindiens Archipel von F. Epp. Mit Abbildungen und einer Karte. Heidelberg, Mohr. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. spricht sich im Vorworte über den Drang jugendlich kraftvoller Menschen aus, sich im Kampfe mit der feindlichen Welt zu erproben und Ruhm und Ehre zu erwerben. Aber im Vaterlande, fährt er fort, umstricken ihn tausend hemmende Bande, wenn er sich über die ihn umgebenden engen Verhältnisse emporheben wolle. So sei es ihm auch ergangen. Er habe weiter hinausgestrebt; er habe sich nach einem fernen Theil eines fremden Welttheils anwerben lassen; er habe in jugendlicher Täuschung von der ehrenvollen Aufnahme geträumt, welche ihm in dem fremden Lande widerfahren, von dem Ruhme, mit welchem gekrönt er wieder die heimische Erde betreten werde. Aber schon in Batavia sei er enttäuscht worden; die Altgäste hätten ihn mit fremdem Blicke angesehen, das schöne Geschlecht unter den farbigen Eingeborenen ihn mit unerhörtem Stolze ignorirt; stumpfsinnig und gleichgültig habe sich die melancholisch phlegmatische Bevölkerung um ihn bewegt; die prosaische Wirklichkeit habe die üppigsten Bilder seiner Phantasie vernichtet und die Alles lähmende Kraft des tropischen Himmels schnell die muntern Schläge des nordischen Herzens erstickt. Schwermuth habe ihn nun erfaßt. In dem sklavisch-dienstbaren Malaien, in dem kriechenden Chinesen, wie in dem habsüchtigen Europäer habe er nur die Triebe des Egoismus vorwalten sehen, für ihn habe kein theilnehmendes Herz geschlagen und selbst in dem üppigen Leben der herrlichen wuchernden Natur habe er nur eine schimmernde Larve erblickt, welche ihren glänzenden Mantel über tausendfachen Tod ausbreitete. Diese leere Öde in der prachtvollen Natur habe ihn recht empfinden lassen, was für Großes und Schönes es doch um das Vaterland sei. Erst später, als er sich immer mehr in Arbeit und angestrengte Thätigkeit versenkte, sei es ihm gelungen, das Fremde zu assimiliren, dem Ungewohnten sich anzubequemen und sich in den neuen Umgebungen heimisch zu fühlen. Darum habe er seine Erfahrungen Denen zur Belehrung aufgeschrieben, welche je in eine ähnliche Lage kommen sollten, damit sie sich durch ungewohnte Eindrücke nicht abschrecken ließen.

Epp's Mittheilungen scheinen uns von einigem Werth zu sein, da er sich in ihnen überall als ein ebenso aufmerksamer als anspruchloser Beobachter zeigt. Die Darstellung hat etwas Herodotisch Einfaches; der Styl ist ungleich, hier und da recht gelungen, an andern Stellen, besonders anfangs, etwas gezwungen, mühsam, wie der eines Anfängers, dem es noch nicht ganz gelingen will, seinen Anschauungen den rechten Ausdruck zu ertheilen. Die Schilderung der Überfahrt ist, wie dergleichen immer, ein wenig einförmig, obgleich hier und da eine neue interessante Beobachtung sich darbietet; langweiliges Schiffsleben, monotones Wetter und Meer, Seekrankheit, drückende Hitze, Windstille, dann wieder grause Stürme, prachtvolle Erscheinungen an Meer und Himmel, seltsame und wunderliche Seegeschöpfe, Zerstreuung durch theatralische Darstellungen, Gesang und Mahlzeiten, dies etwa sind die Hauptingredienzien dieser wie aller Seereisen nach dem Süden. Endlich der herrliche Anblick von Sumatra und Java, die Schilderung von Batavia! Von hieraus reist der Verf. nach Banka, besucht Padang, Baros u. s. w. und beschreibt uns endlich noch mit einiger zu umständlicher Ausführlichkeit die Rückreise nach Europa, während welcher er indeß eine interessante Station in der Capstadt macht. Er besuchte auch die Umgegend und zwar diejenigen Punkte, welche man am Cap für die schönsten hält; er fand sie aber wild, rauh und trocken; in der Ferne bot sich ein hohes zackiges Alpengebirge, ausgestorben, öde, ohne alle Vegetation, den Blicken dar.

Die Gegend — sagt er — sieht aus wie eine Jahrtausende verlassene Wüste, über die das göttliche Wort „es werde" ausgesprochen, in der aber nichts geworden ist. Der Landschaft fehlt Wasser und eine Landschaft ohne Wasser ist wie ein Körper ohne Auge. Welch himmelweiter Unterschied zwischen der holländischen Herrschaft in den paradiesischen Fluren Javas und der englischen am Cap! Während dort die vortrefflichsten Wege sich durch das ganze Land ziehen, ist hier sogar in der Nähe der Hauptstadt die Straße unter aller Kritik. Dank dem innern Verkehr der Völker heutzutage! Er zeigt, wie wenig John Bull den Vorrang verdient, den er sich über alle andern Nationen anmaßt und auf sie mit stolzer Verachtung herunterschaut, weil er Alles bei sich besser glaubt und sich deshalb für etwas Besseres hält als andere Erdenmenschen.

Zu der Zeit, als Epp die Capstadt besuchte, herrschte unter der Bevölkerung eine große Spannung. Durch

die Freilassung aller Sklaven waren die Colonisten auf einmal von den Arbeitern verlassen und genöthigt, ihre Ländereien aufzugeben, weil keine Hände da waren, sie zu bebauen. Häufige Auswanderungen fanden statt und bewirkten eine solche Theuerung, daß man in der Capstadt unter zwei Pfund Sterling täglich nicht wohl leben konnte. Besonders häufig waren die Auswanderungen nach Port Natal, wo man eine Republik errichtete und sich von der Regierung unabhängig erklärte. Aus einem im Caplande erscheinenden Journale, „Der wahre Afrikaner", theilt er auch einen interessanten Bericht über das himmlische Land Port Natal mit. Man erfährt daraus, daß bis zum J. 1839 die Zahl der in das Land von Natal eingewanderten streitbaren Männer sich auf 600 belief. An der Westseite der Drachenberge und andern Orten hatten sich ebenfalls viele Auswanderer seßhaft gemacht, sodaß deren Gesammtsumme über 3000 betrug. Man wohnt in der Zahl von 100, 60 und 50 Haushaltungen beieinander. Die Regierung ist eine demokratische, auf holländische Gesetze gegründet, der Sittenzustand so trefflich, daß während neun Monaten — so lange hielt sich der Berichterstatter dort auf — kein einziges Verbrechen ernstlicher Art vorgekommen ist.

Die Hälfte dieser Reisebeschreibung beschäftigt sich mit der Darstellung des Eilandes Banka, welches, wie der Verf. sagt, in geographischer und naturhistorischer Beziehung für das gebildete Europa noch eine wahre terra incognita, für Niederland aber wegen des reichen Ertrages seiner Zinnminen nächst Java die wichtigste Besitzung im ostindischen Archipel ist. Die Beschreibung von Banka, welche der Engländer Court geliefert, findet Epp sehr mangelhaft, Das, was v. Siebold darüber gesagt, sehr unvollständig. Der Berichterstatter befand sich als königlich niederländischer Sanitätsoffizier lange genug auf Banka, um die wenigen schon vorhandenen Beschreibungen der Insel zu ergänzen und zu berichtigen. Er beklagt, daß die Deutschen ihre Nachrichten meist aus der dritten Hand zu empfangen pflegten und daß man daher in ihren geographischen und naturhistorischen Werken häufig falsche, absurde und höchst oberflächliche Nachrichten antreffe. Es sei nur zu wahr, daß es an Aufmunterung fehle, um für Deutschland zu arbeiten; er selbst habe viele Schwierigkeiten gefunden, seine Beschreibung in deutscher Sprache zu veröffentlichen, und die Scheu vor den Kosten ihn bestimmt, so manche Abbildung, welche zur Charakteristik des Landes beigetragen haben würde, wegzulassen. Es seien ihm ausländischer Seits vortheilhaftere Bedingungen angeboten worden; er aber habe es vorgezogen, diese Nachrichten zuerst in Deutschland zu veröffentlichen, damit seiner Nation der Ruhm gebühre, über ein fremdes, wenig bekanntes, aber gewiß sehr wichtiges Land zuerst genaue und zuverlässige Nachrichten gegeben zu haben. Wir wollen hier nur Weniges, in Betreff der Einwohner, mittheilen. Banka wird von Chinesen und Malaien bewohnt, doch finden sich auch Weingalesen (Cinays) und Araber sporadisch über das Land zerstreut. Die Bankanesen haben eine bessere Gesichtsbildung als die Javanen, sind schüchtern und sanft und bekennen sich meist zum Islam, obschon sie viel eigenen Aberglauben haben. Die Frauen verschenken ihre Gunst nicht leicht an einen Europäer, wenn nicht eine Art von Trauung vorangeht, die oft 80—100 spanische Piaster kostet. Selbst die chinesischen Frauen, so anschmiegend manche unter ihnen leben, halten doch einen genauen Umgang mit einem Europäer für eine entehrende Schmach. Außerdem macht die weit verbreitete Syphilis das Zusammenleben mit einer schwarzen Eingeborenen gefährlich. Übrigens schildert uns der Reisende die trägen, von Cocosöl duftenden Frauen nicht sehr reizend, bis auf die Augen, welche schwarz, groß, schön und von melancholischem Ausdruck sind. Auch von den civilisirtern Chinesen entwirft er uns ein Bild. Man findet, sagt er, unter den chinesischen Minearbeitern manches Modell zu einem Hercules; nur der Kopf, mit seinen trivial kalmückischen Zügen, paßt nicht zur Antike. Dagegen gibt es unter den chinesischen Frauen bildschöne Gesichter, nur ist ihr Ausdruck zu allgemein. Ihr Ideal, die Fettmasse, verehren die Chinesen dergestalt, daß sich ihre Gelehrten und Heiligen, selbst der Teufel durch dickere Köpfe und fette Wänste unterscheiden. Was der Verf. über die Volksfeste und besonders die theatralischen Darstellungen der Chinesen erzählt, ist sehr interessant. Eine Beschreibung der Zinnminen, eine Angabe der statistischen Verhältnisse, eine Darstellung der Art und Weise, wie die Europäer auf Banka zu leben pflegen, beschließen das anziehende Buch, dem man jedoch mehr Ordnung und eine größere Gleichförmigkeit des Styls wünschen möchte, indem der Verf. oft in eigenthümlich kurzen Sätzen die heterogensten Dinge aneinander reiht. Dankenswerth ist die beigegebene Karte von Banka, auch die bildlichen Darstellungen, die in lithographischer Hinsicht freilich sehr mittelmäßig ausgeführt sind. Die geringe Theilnahme, womit das große Publicum in Deutschland Bücher der Art aufzunehmen pflegt, verbietet leider in den meisten Fällen einen dem guten Willen und dem ernstlichen Streben entsprechenden Kostenaufwand.

8. Reisen nach der Stadt der Khalifen, die Ufer des persischen Meerbusens und des mittelländischen Meeres entlang. Mit Einschluß einer Reise nach der Küste von Arabien und der Insel Socotra. Von J. R. Wellsted. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von H. Künzel. Zwei Theile. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das kurze Vorwort berichtet uns über die nähern Umstände, welchen dieses höchst interessante Reisewerk seine Entstehung verdankt. Lieutenant Ormsby in der indischen Marine, der Held des ersten Abschnittes dieses Werks, gab freiwillig in seinem neunzehnten Lebensjahre seine Stelle auf und brachte drei Jahre auf Reisen in den verschiedenen Ländern des Ostens zu.

Die Energie des Geistes — sagt Wellsted —, mit welcher mein Freund jede sich ihm entgegenstellende Gefahr überwand, sein Muth und seine unermüdliche Ausdauer mitten unter Seuchen und Hungersnoth, wodurch Andere zurückgeschreckt worden sein würden, sowie die Gewandtheit, mit welcher er verschiedene Rollen nothwendig aufnehmen und durchspielen mußte,

sehr einfachen, selbst unter dem Thema so vielen verschiedenen Gesichtspunkten, auch als ein Unterstand, Gasthäuschen, Platz sein darf, unübersehbar.

Das Buch umfaßt demnach eigentlich zwei Reisebeschreibungen, von denen die erste Ormsby's Abenteuer im Oriente, die zweite die von Wellsted selbst nach der Insel Socotra unternommene Reise schildert. Auch an jener hat Wellsted seinen Antheil, indem er sie aus den mündlichen Mittheilungen Ormsby's und aus einzelnen Manuscriptbruchstücken zusammenstellte und zur Verknüpfung und Verdeutlichung noch Manches hinzufügte, was in seinem Besitze selbst war oder was er aus andern Quellen schöpfen konnte. Daher nimmt Wellsted alle Fehler, welche sich etwa in der Zusammenstellung, im Styl oder in der Darstellung bemerkbar machen, auf sich, hat uns aber zugleich ein Werk geliefert, welches durch die darin mitgetheilten Abenteuer, wunderbare Begebnisse und Schilderungen unter den neuern Reisebeschreibungen eine der ersten Stellen einnimmt. Das unterhaltende Buch war würdig, in das Deutsche übertragen zu werden, und der Übersetzer hat sich seiner Arbeit mit sichtlicher Liebe, Lust und Sorgfalt unterzogen.

Auf einem jener schwerfälligen Fahrzeuge, die bestimmt sind, wie in den alten Zeiten, mit Gewürzen und mit goldenen gewobenen Stoffen den Handel zwischen Indien und Arabien zu betreiben, gelangte Ormsby nach Muskate. Mit großer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit schildert er die Schrecken und Leiden einer Windstille und die Gefahren eines Orkans, welche die Reisenden unterwegs zu überstehen hatten. Bei diesem Sturme war Jedermann in Verzweiflung und Todesangst, bis auf Ormsby's hindostanischen Begleiter. Dieser, in der Voraussetzung, daß nun seine Vereinigung mit der Gottheit stattfinde, saß ruhig und still da und ein seliges Lächeln glänzte auf seinem Angesicht, ein Lächeln, welches ihm, wie der Reisende sagt, unvergeßlich sein werde. Um von Muskate weiter zu gelangen, schließt sich der Reisende einer Gesellschaft von Sklavenhändlern an, welche in ihre Heimat zurückzogen; ja, er mußte sich selbst bei der Speculation betheiligen und ein Knabe und ein Mädchen, beide von etwa 15 Jahren, fielen ihm als Eigenthum zu. So fuhr er in den persischen Meerbusen ein und gelangte zu Schiffe nach der Insel Ormuz, die, wie auch die Stadt, nach des Reisenden Behauptung außerordentlich überschätzt worden ist. Die Stadt, welche einst 4000 Häuser und 40,000 Einwohner zählte, ist auf einen Haufen elender Hütten zusammengeschrumpft und die öden ringsumher liegenden Hügel sind von allem Pflanzenwuchs entblößt. Die große Hitze auf der Weiterreise bewog ihn, seine Kleider allmälig abzulegen, mit Ausnahme eines einzigen Tuches um seine Lenden und eines andern, das um seine Schultern hing; auch hatte seine Haut ganz dieselbe kupferne Farbe wie die seiner Gefährten angenommen. Krankheit raffte in Gambrun (Bunder-Abbas) bald die Hälfte der Sklaven hin, welche, zu funfzigen in ein Zimmer zusammengekrochen, schrecklich litten und, bis der Tod sie erlöste, Speise anzunehmen sich weigerten. Zu diesem jammervollen Anblick kam noch der tödtliche Haß, welchen ein alter persischer Mollah auf Ormsby geworfen hatte; Ormsby und dem einmal nur mit genauer Noth der Gefahr, von ihm vergiftet zu werden. Bald darauf ward der Zug von einer Horde überfallen, rein ausgeplündert und der ganze Schatz an Waaren und Sklaven landeinwärts geführt. Man beschloß nun, an die Seeküste zurückzukehren. Ormsby's Hoffnung, Bokhara zu erreichen, war vernichtet, sein Abenteuer als Sklavenhändler beendigt. Zu Wasser segelte man zurück und litt unaussprechlich durch die furchtbare Hitze. Von dem Grade, bis zu welchem diese in jenen Gegenden steigt, erzählt uns der Reisende folgendes Beispiel:

Im J. 1821, in derselben Jahreszeit, segelte die Fregatte Liverpool von Muskat nach Bushire. Die Hitze nahm allmälig zu. Doppelte Sonnenzelte wurden ausgespannt, die Verdecke beständig genäßt und jede Vorsicht angewendet, um zu verhindern, daß die Mannschaft irgend Noth leide; und doch verlor sie an einem Tage 3 Lieutenants und 30 Matrosen durch den Sonnenstich. Wenn sie sich auch nur kurze Zeit der Sonnenhitze aussetzten, so erfolgte Schwindel, begleitet von Schaum vor dem Munde, und in den meisten Fällen kehrte die Besinnung nicht minder zurück.

Am Cap der Zelte (Ras-el-Khaimah) machte man Halt, den der Reisende dazu benutzt, interessante Aufschlüsse über die Johasmi-Seeräuber und die merkwürdige Geschichte eines Häuptlings derselben mitzutheilen. Später gelangt der Reisende nach Bushire, Karak und Busrah, welches zu dem Paschalik von Bagdad gehört und etwa 30,000 Einwohner zählt. Hier traf er einen Engländer, den er von früher her kannte und welcher sich in jenen Gegenden zwei Jahre lang aufgehalten hatte, um über Arabien für die Regierung Erkundigungen einzuziehen. Er war der Sprache vollkommen Meister und auch in allen andern Stücken ein völlig Eingeborener. Ormsby hat später über diesen außerordentlichen Menschen nur so viel erfahren, daß er in das Innere von Asien reiste und sich unter den Turkomannen mit Holzfällen und Wasserholen ernährte. Nachdem Ormsby einen Monat in Busrah zugebracht, erhielt er durch einen Courrier die Nachricht, daß der britische Resident, Oberst Taylor zu Bagdad, ihn zu sehen wünschte. Dies entschied seinen Aufbruch. Von jenem Engländer begleitet, schiffte er sich in einem kleinen Boote ein und erreichte in sieben Tagen die Stadt der Khalifen. Hier erfuhr er, daß es der Wunsch des Residenten sei, er solle die Arbeit der Vermessung des Flusses, welche jüngst durch Ermordung des damit beschäftigten Offiziers (Lieutenant Bowaters) unterbrochen worden, wieder aufnehmen. Für diese unter großen Gefahren und Mühen vollendete Vermessung empfing er den höchsten Dank der indischen Regierung, obgleich, wie er selbst sagt, seine Hülfsmittel denen durchaus nicht gleich kamen, die später von Oberst Chesny und seiner ausgezeichneten Begleitung angewandt wurden. Bei dieser Vermessung hatte er einen Diener, Hadji Yussuf, zum Begleiter, der von deutscher Abkunft war. Der Reisende theilt von ihm Folgendes mit: Hadji Yussuf hatte den größten Theil seines Lebens als Quacksalber zugebracht. Auf einer seiner Wanderungen wurde er und seine Gesellschaft, das Eigenthum seines Vaters, gefangen genommen und an das Gestade des kaspischen Meeres gebracht.

Das hortige Volk fand bald aus, daß seine Dienstfertigkeit nicht die einzige seiner empfehlenswerthen Eigenschaften sei, sondern daß er außer seinen Quacksalberkünsten auch noch singen, fechten, kochen und beten konnte, ganz nach den Anforderungen des Augenblicks. Ein russischer Oberst, der nach Persien gesandt wurde, war so glücklich, seiner habhaft zu werden. Mit diesem reiste er nach Teheran. Aber sein Herr starb und überließ seinen Freund seiner natürlichen Streitlust. Er nahm den mohammedanischen Glauben an, besuchte als Diener eines persischen Khans die heilige Stadt, küßte den Stein der Kaaba u. s. w. und gewann so den Anspruch auf den geachteten Titel Hadji. Er besuchte darauf die Türkei und Kaukasien. Hier wohnte er mehre Monate mitten im beschneiten Gebirg, heirathete eine jener Schönheiten, wodurch das Land so berühmt ist, ging aber, als sie ihm durch den Tod entrissen wurde, von Kummer überwältigt, nach Mesopotamien, wo er das Geschäft eines Barbiers anfing, aber wieder aufgab, um weiterzustreifen. So brachte er 15 Jahre auf beständiger Wanderschaft zu und sah beinahe ganz Europa und Asien und einen beträchtlichen Theil von Afrika. Er war geduldig, klug, wohlunterrichtet und mäßig, völlig Meister der verschiedenen Sprachen, welche Ormsby bei seinem Verkehr mit den verschiedenen Völkerschaften nöthig hatte, dabei kühn und tapfer, ein immer heiterer und aufgeweckter Gefährte und an Anekdoten unerschöpflich reich. Interessante Angaben über die Beduinen von Mesopotamien folgen. Den Frauen ertheilt er großes Lob. Er rühmt sie als immer freundlich, mitleidig, heiter und tugendhaft, wie es nicht leicht bei einem Volksstamm in irgend einem Theile der Welt gefunden wird; sie bilden zu den beinahe thierischen Frauen der Türkei und Persiens einen schlagenden Gegensatz. Eine Ausplünderung und eine Art Gefangenschaft, welche Ormsby zu erdulden hatte, würzt als Episode das folgende Capitel. Dann besucht und beschreibt er Hillah und die Ruinen von Babylon. Weiterhin wird uns der Anblick von Bagdad in Gestalt einer optischen Täuschung oder diese in Gestalt von Bagdad geschildert:

Die Sonne stieg auf — sagt der Reisende — und Bagdad, obgleich noch so viele Meilen von uns entfernt, lag da, als ob es vor uns in der Luft mitten ausgebreitet wäre. Die rosigen Tinten des Morgens erleuchteten seine vergoldeten Dome, seine Minarets und sonstigen mächtigen Zeichen östlicher Größe und Herrlichkeit. Es war in der That eine das Auge erquickende Landschaft, dem die trockene Farbe der Wüste so lange Schmerzen bereitet hatte. Ich blickte auf die wechselnden und verschiedenen Formen, bis ich mir beinahe ihre Wirklichkeit vorstellen konnte. Aber die Täuschung war vorübergehend; denn die Sonne, durch den wachsenden Einfluß ihrer Strahlen, brachte bald die Luft in ihren gewöhnlichen Zustand zurück; das Ganze schwand wie eine schöne und fremartige Vision und ließ nur in dem Gedächtnisse eine frische und lebendige Erinnerung zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Buchhändler in Paris.

In der geistvollen, witzigen „Galerie des contemporains par un homme de rien" (von Lomenny), die sich eines ungewöhnlichen Absatzes erfreut und die bereits zu mehr als 30 Heften gediehen ist, wird gelegentlich erzählt, daß ein deutscher Buchhändler Namens Schubart zuerst die Glücksidee gehabt habe, die Thiers bei seinem ersten Auftreten auf seiner Bahn gefunden. Er war, wie es dort heißt, Derjenige, der ihn mit Cotta in eine Verbindung brachte, die für Thiers in pecuniairer Beziehung sehr vortheilhaft war. Cotta gab dem zukunftsreichen jungen Manne eine Actie am „Constitutionnel" und verschaffte demselben dadurch nicht nur eine einigermaßen sorgenfreie Stellung, sondern zugleich Gelegenheit, sich als Journalist hervorzuthun. Einige Notizen über unsern originellen Landsmann Schubart dürften an diesem Orte interessiren und wir theilen sie mit, wie wir sie aus dem Munde eines Freundes von Thiers gehört haben. Schubart, aus Stuttgart gebürtig, wenn wir nicht irren, war in Paris Besitzer der Buchhandlung Ponthieu u. Comp., der sein unternehmender Geist bald einen bedeutenden Aufschwung gab. In kurzer Zeit hatte sich um ihn ein Cirkel junger Gelehrten und Dichter gebildet, deren Werke er verlegte und die er zu neuen Unternehmungen anzuregen wußte. Zu denselben gehörte Leberun, der dem Schubart, zum Theil wenigstens, seine gegenwärtige, einträgliche Stellung als Director der königlichen Buchdruckerei verdankt, Barthélemy und Méry und die beiden Geschichtschreiber der französischen Revolution: Mignet und Thiers. Letzterer stand damals nur an der Schwelle seines späteren Glücks. Wohl fühlte er in sich die Kraft, mit einem größern Werke hervorzutreten, aber er mußte noch mit allem Elend kämpfen, das so oft dem jungen Schriftsteller entgegentritt. Schubart trieb ihn an, die Geschichte der Revolution, von der der lebendige Thiers im Gespräch manche Seite aufrollte, zu Papier zu bringen. Wenn der jugendliche Historiker von seiner langwierigen Arbeit abschweifen wollte, so drang jener auf Beharrlichkeit und Ausdauer. Mit Staunen mochte später Schubart sehen, mit welcher Schnelligkeit sich das jugendliche Talent entfaltete und wie rasch Thiers auf der Leiter der Ehren emporstieg. Falsch aber ist, daß, wie erzählt wird, Thiers, einmal zur Macht gekommen, den durch Unglücksfälle und eigene Schuld verarmten Ausländer im Elend habe verschmachten lassen. Schubart ward durch seinen Unternehmungssinn oft zu unüberlegten Speculationen hingerissen. Sein Vermögen reichte, so beträchtlich es auch war, doch nicht hin, alle Launen seines bizarren Geistes zu befriedigen. Seine pecuniairen Verhältnisse verwirrten sich immer mehr und bald vermochte er kaum den andrängenden Gläubigern die Stirn zu bieten. Unter diesen Umständen vergaß Thiers, der zu Ansehen und Vermögen gekommen war, nicht, daß er diesem herabgekommenen Buchhändler einen großen Theil seines Glücks verdankte. Er wies ihm ein Jahrgeld von 3000 Francs an, die vom Fonds secret ausgezahlt wurden. Indessen hatte der Geist Schubart's einen bedeutenden Stoß bekommen, originell und wunderlich von jeher, schlug er völlig zur Verrücktheit um. Eines Tages machte er sich auf und reiste nach Italien. Unterwegs gab er sich für einen französischen Gesandten aus und lenkte überall die Aufmerksamkeit des Volks auf sich, bis man endlich sich genöthigt sah, ihn, ich weiß nicht wo, festzunehmen und als geisteskrank nach Paris zurückzuführen. Hier nahm sich Thiers seiner an und brachte ihn, nachdem er sich selbst von der völligen Geisteszerrüttung seines Wohlthäters überzeugt hatte, in eine Krankenanstalt, wo er bald nach seinem Eintritt gestorben ist. Sein Name ist gegenwärtig verschollen, in Deutschland dürfte er überhaupt nur wenig bekannt geworden sein. 50.

Literarische Anzeige.

Sechsundzwanzig Friedensjahre.

„Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Gehört sich wol ein ernstes Wort."

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 187. — 6. Juli 1842.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 186.)

Die Bewohner Bagdads lobt der Reisende sehr; sie sind munter und unterhaltend, Niemand versteht einen Scherz besser und Niemand freut sich mehr eines behaglichen Spaßes als sie; sie hängen mit zärtlicher Liebe an ihren Kindern, sind frei von jeglicher Intoleranz, gastfrei und großmüthig. Dagegen kann man sie von dem Hange zur Lüge und zum Betruge nicht freisprechen, vielleicht eine Folge der despotischen Regierungsform. In ihren Harems genießen sie nach ihrem eigenen Geständniß der verbotenen Freude des Weins oder überlassen sich andern Schwelgereien. Eine der interessantesten Partien des Buchs ist die Schilderung der Verwüstungen, welche eine zu Bagdad hausende Pest unter der Bevölkerung anrichtete. Die grausenvollsten, entsetzlichsten und rührendsten Scenen, deren Augenzeuge der Reisende zum Theil selbst war, gehen hier in einem erschütternd gespenstischen Zuge vor unsern gespeinigten Blicken vorüber. Während dieser Pest verläßt der Reisende abermals Bagdad, um durch die Wüste, deren einzelne Erscheinungen vieles interessante Detail bieten, nach Damaskus zu ziehen, dessen herrliche Lage uns auch durch Ormsby's Mittheilungen bestätigt wird. Aber der Geist der Bewohner von Damaskus ist an Güte und Freundlichkeit mit denen der Bewohner von Bagdad gar nicht zu vergleichen; wie Bagdad die toleranteste, so ist Damaskus die intoleranteste Stadt im Orient. Dies sagt schon Ormsby; Vorgänge in der neuesten Zeit haben diese Behauptung bestätigt. Auch unser Reisender hatte unter dieser brutalen Intoleranz zu leiden, indem man ihn an einem unwillkürlichen Ausruf als Giaur erkannte, ihn zu Boden riß und schrecklich mißhandelte. Der Pascha, vor den der Reisende gebracht wurde, war jedoch ein sehr gnädiger Herr gegen ihn, einer der einsichtsvollsten Männer seiner Nation, mit denen der Verf. je zusammenkam. Er schickte ihm auch andern Tags mehre Geschenke, welche dem Reisenden Ansehen und, so lange er in der Stadt verweilte, gute Behandlung verschafften. Bei einem spätern Aufenthalt daselbst gerieth er abermals in Lebensgefahr, sodaß man bereits Pfähle errichtete, um ihn und Langton darum zu binden, als Khalil Agá, der Engländer, den ihr letzter Gouverneur so ausgezeichnet hatte, erkannte. Ja, ein Anwesender ließ zwei seiner Begleiter von ihren Pferden steigen und gab diese den beiden Engländern mit dem Bemerken, daß sie ihm das Geld dafür von Tripolis aus schicken und den Preis selbst bestimmen könnten. Wenige Monate nachher fiel die Stadt in Ibrahim Pascha's Hände. Ein Ausflug nach dem Libanon beschließt diese interessante erste Hälfte des Buchs. Die zweite enthält Mittheilungen von Wellsted selbst, namentlich über seinen Aufenthalt auf der Insel Sokotra, die uns durch dieselben in geographischer, topographischer, ethnographischer und naturgeschichtlicher Hinsicht näher tritt. Wellsted beginnt seine Mittheilungen mit einem Liebesroman, welchen er in Tripolis anspann, den er aber aus Überdruß an dem langweiligen kaufmännischen Geschäfte, in welches sein Schwiegervater ihn aufnahm, bald wieder abgebrochen zu haben in naiver Weise geständig ist. Diese Abenteurer von Reisenden haben einmal keine Ruhe zum Sitzen, keine Zeit zum Verehelichen und Sichniederlassen. Die schöne Griechin aber liebte die Ruhe und wollte nicht mit ihm ziehen.

Sie ging mit mir spazieren — erzählt er —, sie sprach mit mir — geplaudert hat sie freilich nie — so lang ich es nur wünschte, innerhalb der Mauern ihres väterlichen Guts, allein keine Überredung konnte sie weiter bringen u. s. w.

Pikanter noch ist die Erzählung von einem Liebesabenteuer, welches sein Diener mit einer schönen Witwe hatte, die aber dem Geliebten leider durch die Pest hinweggerafft wurde. Der Reisende besteht hierauf einige Gefahren zur See, besucht Antiochien, wird, mit der Abschrift einiger mit punischen Lettern in die Mauern gekratzten Inschriften beschäftigt, als Spion gefangen genommen, zum Tode verurtheilt, aber begnadigt, kommt nach Aleppo und erlebt hier ein furchtbares Erdbeben, dessen Wirkungen mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschildert werden. Die zweite Abtheilung dieser zweiten Hälfte des Buchs beschäftigt sich mit einer Reise nach der Küste von Arabien und der Insel Sokotra, über deren Bewohner besonders interessante Aufschlüsse gegeben werden. So erzählt er uns Merkwürdiges von der außerordentlichen Gefräßigkeit der Bergbewohner auf Sokotra. Seine drei Führer konnten ein ganzes Schaf mit dem Kopf und den Eingeweiden in einem Tage aufessen und die verhältnißmäßig sparsame Kost der Engländer übertrafen sie im höchsten Grade.

„Das wäre eine Mahlzeit!“ bemerkte ein Araber, als einst das Frühstück von den Engländern genommen wurde; „nun, mein jüngster Sohn“ (ein ungefähr achtjähriger Knabe) „packt bei jedem Mahl zweimal so viel.“

Überhaupt sind die Araber, wie Wellsted behauptet, nicht so enthaltsame Leute, für die man sie gewöhnlich hält. Im Ganzen scheint es auf Sokotra recht freundliche Leute zu geben, und vorzüglich liebenswürdig und naiv zeigten sich die Weiber. Zwei Frauen beschenkte Wellsted mit Hosen, für die sie eine besondere Zuneigung zeigten, und als sie so vor ihm und ihren Gefährtinnen in dem neuen Anzuge einherstolzirten, war es, wie er sagt, unmöglich, in die allgemeine Freude nicht miteinzustimmen. Eine derselben war ganz bekümmert, daß Wellsted schon 26 Jahre alt und noch nicht verheirathet sei; denn nichts, meinte sie, könne für eine so langjährige Entbehrung des ehelichen Glücks entschädigen. Grausam aber ist man auf Sokotra gegen alte, arbeitsunfähige Männer und Weiber, die man auszusetzen pflegt, aber so lange mit einiger Nahrung versorgt, bis sie gestorben sind. Der Reisende selbst stieß einmal auf einen alten Mann, der in einer Höhlung im Sand ausgestreckt auf dem Rücken lag, augenscheinlich in den letzten Zügen. Nur ein altes Stück Leinwand schützte ihn vor der heißen Glut der Sonnenstrahlen, während einige Körner und Stücke eines halbgebratenen Fisches vor ihm lagen. Im 17. Jahrhundert gab man den Sterbenden, wie ein älterer Schriftsteller erzählt, sogar Gift ein oder begrub sie, ehe sie noch ihren letzten Athem verhaucht hatten. Wellsted weiß sehr angenehm zu schreiben und unterhaltend zu erzählen, ohne Aufwand und Anstrengung, aber auch ohne Trockenheit und ermüdende Umständlichkeit.

9. Die Landschaft Pozzuoli (Regnum Puteolanum). Ein Gegenstück der Reise nach Spitzbergen von Barto von Loewenigh. Aachen, Mayer. 1841. 8. 7½ Ngr.

Ein Duodezheftchen von beiläufig 80 Seiten und eine der literarischen Wunderlichkeiten, womit die deutsche Literatur reicher gesegnet ist als jede andere. Barto v. Loewenigh bringt die geschichtlichen und landschaftlichen Momente des im Westen Neapels, zwischen Posilippo und Linterno, in der Campagna felice (der jetzigen Provincia di Napoli) gelegenen reizenden Küstengebiets in Verse, eine Art gereimter oder vielmehr ungereimter, wenigstens höchst nüchterner Distichen. Mit gutem Wasser theilen sie allerdings die köstlichen Eigenschaften, daß sie farb-, geruch- und geschmacklos sind, aber stillen den Durst nicht, noch erquicken sie die trockene Kehle und röchelnde Brust des Lesers, welcher ein Glas Wasser — selbst das von Scribe — diesem ganzen Machwerke vorziehen würde. Ein paar Proben, ganz zufällig herausgegriffen, werden hinreichen. S. 29 heißt es:

Nur die Schalmeien sind hier so seltsam zusammengestellt,
Mit stimmten sie ganz überein. Das glaube mir kein
Mensch auf der Welt.
Letztere priesen die Stadt im Rausche entfesselter Rührung,
Und letztere tadelten sie als reizendsten Sitz der Verführung.
Julius Cäsar ließ da den Tempel der Venus erbauen.
Auch prangten, dem Ufer entlang, in mächtige Felsen gehauen,
Zellen erotischer Art, als Aushängeschilder der Bajen;
Genau wie im Circus zu Rom. Es hausten darin Ambubajen.

An einer andern Stelle heißt es:

Pollio gab den Befehl: „Man werfe den Sklaven Murena,
Murenen erwarten ihn schon, hinab in die große Piscina!“
Seneca hat uns sogar von Pollio Lebende erfahren!
Er habe, als tägliche Kost, Murenen mit Sklaven ernähret.

Oder S. 65:

Später veräußerte sie die Bücher dem römischen Fiscus.
Die Zahl dieser Bücher war neun. Den König Tarquinius Priscus
Lockte der köstliche Schatz; er fand den Preis etwas hoch.
Was unsere Sybilla jedoch zu seltsamer Rache bewog:
Würdevoll opferte sie zwei Drittel der Bücher den Flammen
Und stellte den Preis nun für drei wie früher für alle zusammen.

Wir bemerken noch, daß der Verf. in den Anmerkungen einige Gelehrsamkeit entwickelt, daß ein Plan der Landschaft Pozzuoli beigegeben und das Dingchen von Buch dem jetzigen Könige von Preußen gewidmet ist.

10. Wanderungen in Italien. Von Lady Blessington. Nach dem Englischen von Amalie Winter. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Obgleich diese „Wanderungen“ der Lady Blessington einzelne recht interessante Beobachtungen und Notizen enthalten, so finden wir das Ganze doch so wenig ausgezeichnet, neu und originell, daß wir die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit einer Übersetzung derselben nicht einsehen können. Es reichte hin, die anziehenden Partien des Buchs als Proben in Journalen mitzutheilen. Namentlich ist die deutsche Literatur reich an guten und viel vorzüglichern Werken über Italien. Ohne bis auf Kephalides, Goethe u. s. w. oder gar Bartels zurückgehen zu wollen, haben wir selbst in unsern Berichterstattungen über Reiseliteratur mehrmals Gelegenheit gehabt, ganz vorzügliche Reiseschriften über Italien, die aus deutscher Feder hervorgegangen waren, in diesen Blättern zur Anzeige zu bringen. Dennoch fällt es keinem Engländer ein, diese in seine Muttersprache zu übertragen. In welchem andern Lande als in Deutschland gäbe es aber auch förmliche Übersetzungsfabriken, welche der Tod und das Verderben der inländischen Fabrikation sind? Unser Büchermarkt ist mit fremden Producten förmlich überschwemmt, unter denen oft die besten inländischen nur mit Mühe oder gar nicht auftauchen können. Und dabei übersetzt man ohne Auswahl, Alles durch und untereinander, wenn nur der Name der Lady X oder des Mr. Y auf dem Titel prangt. Selbst die Romane nur mittelmäßiger fremdländischer Autoren, die lange nicht das Talent eines Spindler haben oder die geistige Höhe eines L. Tieck, W. Alexis u. s. w. einnehmen, werden bei uns als Gesammtwerke übersetzt, oft in zwei, drei und mehr Ausgaben. Ja, es findet ferner ein ordentlicher Wetteifer statt, der, wenn er sich in Bezug auf inländische Producte in gleicher Weise bethätigte, der nationalen Literatur, zuletzt sogar dem Buchhandel von großem Nutzen sein könnte. Wie lange dieses Unwesen noch dauern, wohin es noch

führen wird, mag der Himmel wissen. Das Übel hat sich seit elf Kostbändchen eingefressen und es ist noch wenig Aussicht darauf, daß er getilgt werden könne, trotz unsern schönen Phrasen von der neu erwachenden deutschen Nationalität, die man doch bemüht ist, immer noch, und vielleicht im immer noch zunehmenden Grade, mit fremden Elementen zu versetzen. Und wie locker gearbeitet, wie schlecht stylisirt, ja von welchen Irrthümern und Übersetzungsfehlern wimmeln meist diese Übersetzungen! Auch die vorliegende ist hier und da im hohen Grade vernachlässigt und flüchtig gearbeitet. Es thut uns leid, dies sagen zu müssen, da wir sonst vor dem Namen der Übersetzerin Achtung hegen. Wir haben leider das Original nicht zur Hand, um genauer vergleichen zu können; aber wir führen folgende Stelle an, in welcher eine Verwirrung herrscht, die sich, trägt uns nicht Alles, im Original schwerlich finden dürfte. Es heißt Th. 1, S. 218:

Ancona wurde 1799 von den vereinigten Streitkräften der Russen, Östreicher und Türken, trotz der kühnsten Vertheidigung des General Monnier erobert. Die Einnahme von Ancona soll ernste Mißhelligkeiten zwischen den Östreichern und dem Kaiser Paul herbeigeführt haben, da die auf den Wällen errichtete Fahne von den Östreichern herabgerissen wurde. Ancona liefernte glänzende Beispiele von Patriotismus und heroischem Selbstvergessen während dieser merkwürdigen Belagerung, wo eine unnatürliche Zwistigkeit zwischen Christian, dem Erzbischof von Mainz und Erzkanzler des Reichs (den Friedrich Barbarossa als seinen Stellvertreter nach Italien sandte) und den Venetianern, die Streitkräfte des erstern zu Land, die der letztern zur See, zum Angriff auf Ancona führte.

Abgesehen davon, daß diese Stelle, die wir wörtlich abschrieben, auch stylistisch verwahrlost und ohne Zusammenhang ist, so ist es auch klar, daß hier zwei Belagerungen, die von 1799 und die von 1174 ineinander gemischt sind. Aber noch schlimmer! die Verf. und mit ihr die Übersetzerin erzählt weiterhin einige Proben von dem Muthe, welchen die Bewohner von Ancona bei dieser Belagerung bewiesen haben und welche offenbar auf die vom J. 1174 zu beziehen sind. In ihrer Verwirrung spricht aber die Übersetzerin von „gerichteten Gewehren" und „Batterien", unter denen wir doch nur Feuergeschütze, die bekanntlich 1174 noch nicht im Gebrauch waren, verstehen können. Wie finden wir uns hier zurecht, ohne entweder die Verf. oder Übersetzerin der auffallendsten historischen Unkenntniß anklagen zu müssen? Zudem sind auch Druck und Correctur in dieser Übertragung auffallend vernachlässigt, besonders in den Eigennamen. An diese Uncorrectheit sind wir indeß in den gewöhnlichen Übersetzungsfabrikaten so gewöhnt, daß wir darüber weiter kein Wort verlieren wollen. Am auffallendsten war uns in diesem Buche die Koketterie, womit die Verf. ihre einigermaßen gelehrten Kenntnisse herauskehrt, die Vorliebe, gräßliche Scenen, etwa ausgestellte oder in den Todtengruben zu Neapel aufeinander gehäufte Leichname u. s. w. bis ins kleinste Detail zu schildern, vor denen sie doch selbst einen großen Ekel zu empfinden vorgibt — eine Vorliebe, die sie mit vielen ihres Geschlechts, z. B. der Trollope, theilt, an deren gräßliche Schilderung der Cenci in dem wiener Katalogchen wir hier nur erinnern wollen —, endlich die vielen sentimentalen, oft im hohen Grade trivialen, wenn auch zum Theil ganz vernünftigen Reflexionen, die zwar den häufig sandigen Boden bewässern, nur daß Sand Sand, nur daß Wasser Wasser bleibt. Die einzelnen Notizen, welche uns interessant erscheinen, aus dem Nußkern des Buchs herauszuschälen und hier mitzutheilen, würde uns bei der Masse von Schriften, welche wir besprochen oder noch zu besprechen haben, zu weit führen. Wir bemerken, daß die Verf. den Östreichern viele Lobsprüche für ihr Benehmen den Italienern gegenüber ertheilt; dieses sei würdig und leutselig, was ihnen bei der eigenthümlichen Ruhe und dem Ernste ihres Charakters auch nicht schwer fallen möge; sie vermeiden durchaus, sich den Schein der Sieger zu geben, und nirgend sei ihr ein Beispiel von Anmaßung und Übermuth Seitens der Östreicher vorgekommen. Das Anziehendste für den Berichterstatter waren die vielfachen Bemerkungen über Lord Byron, welche sich an die verschiedenen Localitäten knüpfen, an denen Byron verweilte. Sie selbst gesteht, daß sie in dem Umgange des Dichters Stunden des höchsten geistigen Genusses verlebt habe, und hegt für ihn fast eine zärtliche an Liebe grenzende Verehrung, ohne sich deshalb manche Schwächen des Dichters zu verschweigen. In Ravenna zog sie von dem Aufseher, der ihr die Zimmer des von Byron bewohnten Palastes zeigte, Erkundigungen ein. „Er konnte Niemand betrübt sehen", sagte dieser, „ohne zu Hülfe zu eilen, und die Armen von Ravenna und der Umgegend hatten bald seine Menschenfreundlichkeit entdeckt und belagerten ihn täglich, wenn er sich nach dem Pigneta (dem Wald) begab." Seine Gewohnheiten, meinte der Aufseher, seien freilich sehr bizarr gewesen, er habe immer geschrieben und gelesen und wenig andere Vergnügungen gekannt, außer dem Ritt nach dem Pigneta oder dem Spielen mit seinen Lieblingsthieren. Er habe sehr frugal gelebt und jeder Diener im Palaste Guiccioli würde es sehr übel genommen haben, wenn seine Mahlzeit so kärglich gewesen wäre als die Byron's. Später äußert sie von ihm, er habe gern die Personen, von denen die Rede gewesen, die Revue passiren lassen und dabei mehr Witz und Satire als Gutmüthigkeit gezeigt; doch sei er nicht boshaft gewesen und habe auch gern die liebenswerthen Eigenschaften derselben anerkannt.

Auch schien er Freude daran zu empfinden — fährt sie fort —, England und dessen Sitten zu tadeln, freilich wie ein Liebender, der die Geliebte neckt und doch liebt. Das Abandon, das er in der Unterhaltung mit Fremden, wie wir es waren, zeigte, gefiel mir nicht; es verrieth einen Mangel an Zartgefühl und feinem Takt. Er war in Gesellschaft ganz à son aise und genirte auch Niemand, denn er hatte viel weniger Prätensionen als irgend ein Autor meiner Bekanntschaft und keinen Schatten von Pedanterie. Vorzüglich vermied er jede Äußerung seiner poetischen Gefühle, die indeß gegen seinen Willen doch oft hervorbrachen, wenn er nicht auf seiner Hut war. Er hatte eine große Liebe zu Blumen und konnte davon viel von den Verkäufern, welche sie am Wege auf Tischchen aufgestellt hatten. — — Obgleich er nur 36 Jahre alt war, sprach er doch immer von sich wie von einem Fünfziger. Die tadelnden Recensionen, welche er zuweilen in englischen Zeitschriften las,

weilen ihn sehr auf und verdrießlich ist, obgleich er sich den Anschein geben wollte, als seien sie ihm gleichgültig.

Ein andermal sagt sie:

Ich konnte mir seine Erscheinung durchaus nicht mit seinen Werken verschmelzen, den Menschen nicht als den Autor der erhabenen Stellen des Childe Harold und Manfred erkennen; Beppo und Don Juan glichen ihm mehr; er war sarkastisch und witzig wie diese, aber sah durchaus nicht wie ein schwermüthiger Poet aus. Und doch gab es Augenblicke, wo Byron's Züge mit dem bleichen Schimmer des Gedankens überzogen schienen, und in solchen Augenblicken konnte sein Kopf leicht einem Bildhauer oder Maler als das Ideal eines Dichters dienen. Einen Augenblick darauf verdrängte aber ein schelmisches Lächeln diesen Ausdruck des Nachdenkens u. s. w.

Echt weiblich ist es, daß die Dame noch ein sehr genaues Inventarium von Byron's körperlichen Eigenschaften anfertigt, als sollten sie einzeln auf einer Auction versteigert werden. Es wird uns nicht blos gesagt, daß Byron die kleinste und bestgeformte Männerhand besessen, die sie je gesehen, sondern auch die Fingernägel werden uns beschrieben als einen deutlichen Halbmond zeigend und so polirt, daß sie den zarten Rosamuscheln glichen, die man an der genuesischen Küste findet. Nachdem so sämmtliche Schönheiten des Byron'schen Körpers, welche zu schildern erlaubt sind, controlirt worden, wird noch bemerkt, daß er seiner übrigen Toilette weniger als irgend ein Mann ihrer Bekanntschaft zu verdanken gehabt, da seine Kleider, meist altmodisch und schlecht gemacht, ihn eher entstellt als geziert hätten. Im Übrigen sei er so zierlich gewesen, daß er beinahe wie ein Knabe ausgesehen habe, und doch habe wieder etwas so Markirtes in seinem ganzen Erscheinen gelegen, daß man ihn nicht für einen gewöhnlichen Menschen habe halten können. Eine gewisse Leichtfertigkeit, einen Mangel an Würde und Selbstbeherrschung, „welche der Mann von hoher Geburt nie verleugnen sollte", rügt die Verf. an Byron. Übrigens kann sie auch selbst Byron's Andenken gegenüber ihre erstaunliche Philiströsität nicht ganz verleugnen. Bei der Erinnerung an seinen Aufenthalt in Venedig schaudert sie, möchte gern einen Schleier darüber werfen, kann es aber nicht und schließt eine lange moralische Epistel mit folgenden Worten:

Es ist ausgemacht, daß das Lesen der Berichte großer Verbrechen zu gleichen Thaten verleitet hat. Wie groß muß da nicht die Gefahr sein, wenn lasterhafte Vergnügen geschildert werden, ohne deren Unrecht einzugestehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Umschiffung Libyens durch die Phönizier um das Jahr 610—604 v. Chr.

Das Wahre ist oft nicht wahrscheinlich, hat man mit Recht gesagt. Herodot's berühmte Nachricht (B. 4, Cap. 42) von der auf Befehl des Königs Nekos von Ägypten durch die Phönizier vollbrachten Umschiffung Afrikas, aus dem arabischen Busen durch das Südmeer und im dritten Jahre zurück durch die Säulen des Herakles bis nach Ägypten gibt den klarsten Beweis. Die Phönizier erzählten, wie sie um Libyen herumschifften, hätten sie die Sonne zur Rechten gehabt. Dies ungereimte Herodot, und — es zeugt gerade am entschiedensten für die Wahrheit, daß jene Seefahrer südlich vom Äquator um das Vorgebirge der guten Hoffnung gekommen. So bewirkt denn seit vielen Jahren der Streit über jene denkwürdige Fahrt. Gosselin und Bredow besonders fochten sie an, Rennel („Geography of Herodotus") und Heeren („Ideen", Bd. 1, Abth. 2) nahmen sie kräftig in Schutz. Der Geschichte ist es aber nicht gleichgültig, über diese frühe Umsegelung (vor Vasco de Gama) Licht zu erhalten. Jeder Versuch, das Gewisse darzuthun, die Gründe für das Wahre festen zu stellen, verdient Dank. Als ein solcher ist zu erwähnen die Abhandlung des konigsberger Schulprogramms von 1835 von Prof. P. F. Junker, welche der Verfasser, erweitert und umgearbeitet, in den Supplementen der Jahn'schen „Neuen Jahrbücher für Philologie" (1841, Bd. 7, Heft 3) jetzt aufs neue herausgegeben hat. Schulschriften haben in der Regel nur ein kleines Publikum. Aus diesem engen Kreise möchten wir Hrn. Junker's verdienstliche Forschung hervorziehen. Nicht leicht möchte nach ihm die Frage mit mehr Gewissenhaftigkeit und Gelehrsamkeit untersucht werden können. Prüft man seine Beweise und gibt seinen Gründen Gehör, so ist erwiesen, was man noch hier und da bezweifeln will, die Wahrheit vor der Wahrscheinlichkeit gerettet, der alte Herodot gewissermaßen gegen sich selbst vertheidigt. In der That, kein geringes Verdienst! Auf den Inhalt der Abhandlung im Einzelnen und einzugehen, würde zu weit führen. Schon bei Heeren („Ideen", Bd. 1, Abth. 2, Abschn. 3) sind die auch hier benutzten Rennel'schen Beweisgründe treffend auseinandergesetzt, denen bekanntlich auch Ukert („Geographie der Griechen und Römer", I, S. 46), H. Bobrik („Geographie des Herodotos", S. 200) u. A. sich anschließen, während Gosselin und Mannert widersprechen. Gegen diesen Widerspruch tritt Hr. Junker so siegreich in die Schranken, daß er nun für alle Zukunft verstummen dürfte. Allzumal bemüht er sich, die Zeit der Abfahrt der Phönizier aus dem arabischen Busen genau zu ermitteln, und zwar auf das letzte Drittel des Juni oder die ersten Tage des Juli. Dies geschieht aus dem Stande der Sonne nicht ohne Scharfsinn (S. 367). Indeß bleibt dabei immer Manches zu fragen. Hieran knüpft der Verf. eine Übersicht der kühnen, vielfach gewagten Küstenfahrten der Phönizier im Mittelmeer, im Westen und Süden, entscheidet sich dabei (mit Gesenius im „Lex. hebr.") für Ophir in Indien (nicht in Arabien) und für die Ausdehnung der vielbesprochenen Fahrt des Hanno (Periplus) bis nach Unterguinea. Auch hier war Rennel (in dem Widerspruch gegen Gosselin) dem Verf. tüchtig vorangegangen, wie Heeren („Ideen", Bd. 2, Abth. 2, vierte Beilage am Schluß) zeigt, aber Hr. Junker hat mit Gründen und Beweisen gekämpft, die seinem kritischen Talente alle Ehre machen. Einzelnes steht minder fest. So beweist z. B. (S. 381) die Stelle des Periplus Hannonis: „Τέτταρας δ' ἡμέρας φερόμενοι, νυκτὸς τὴν γῆν ἀφεωρῶμεν" etc. doch wol schwerlich „daß sie auch die Nächte zur Fahrt benutzten"; in der Stelle des Arrian („Ind.", 43) würde die Einsicht des dem Verf. nicht zur Hand gewesenen griechischen Textes wol gezeigt haben, daß es heißen müsse: „in das Meer", statt des Okeanos, und daß hier keine Lücke anzunehmen sei, und die Umschiffungen Afrikas von Westen her möchten aus Plinius („Historia naturalia", II, 67) noch bestimmter aufzustellen sein, als hier (S. 383) geschieht. Eigenthümlich und schlagend dagegen ist namentlich (S. 378) die Widerlegung der Einwürfe Bredow's, daß Herodot's Erzählung darum nicht wahr sein könne, weil er keine Ahnung von der Gestalt und Größe Afrikas hatte. Sehr gut wendet Hr. Junker hier die Waffen gegen Den, der sie trug, und gibt der Wahrheit die Ehre, die ihr allein gebührt.

H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 188. — 7. Juli 1842.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

11. Nordseebilder. Erinnerungen einer Reise auf den Westküsten Holsteins, Schleswigs und Jütlands von Hamburg bis Skagen von S. S. Blicher. Aus dem Dänischen. Kiel, Schwers. 1841. 8. 17½ Ngr.

Das kleine Vorwort des Übersetzers machte uns auf Inhalt und Form dieses Büchleins recht gespannt, aber es ging uns wie gewöhnlich, wenn große Erwartungen angeregt und nicht befriedigt werden: wir fanden das Buch sogar ziemlich inhaltleer und vielleicht unbedeutender, als es uns ohne jenen Panegyrikus auf den dänischen Verf. vorgekommen sein würde.

Blicher — sagt der Übersetzer und Vorredner — hat nicht allein, vielleicht von allen dänischen Schriftstellern, den meisten und gesündesten Humor, er hat auch die correcteste, klarste und bestimmteste Schreibart.

Dies soll sich besonders in seinen Novellen zeigen. Mag sein! Aber in dieser Reisebeschreibung haben wir wol hier und da Spuren von guter Altermanns- und Pfarrerlaune, aber sehr wenig wirklichen Humor finden können, und von Dem, was in Dänemark gut stylisirt heißt, hat ein Deutscher, der nicht Dänisch versteht, keinen Begriff, den ihm auch eine Übersetzung nicht wohl geben, eher verwirren kann. Übrigens ist der Verf. Pfarrer im nördlichen Jütland und trotz seiner lebenslänglichen Reisesehnsucht wenig in die Welt hinaus und erst jetzt nahe an seinem sechszigsten Jahre bis Stockholm und Hamburg gekommen. Um Lebensbilder in Novellen zu verarbeiten, dazu scheint der Verf., wie aus manchen Anbeutungen über Volk und Volksleben hervorgeht, wol Beruf zu haben, aber nicht so für eine Reisebeschreibung, die, wenn sie einmal humoristisch sein will, einen Überfluß von Humor haben, oder im andern Falle gemessen und gründlich, Tritt für Tritt fortschreiten oder wenigstens durch die Pracht der Darstellungen und Schilderungen den Leser hinreißen muß. Gern hätten wir über jene stillen, wenig Bemerkenswerthes darbietenden, aber von einem tüchtigen kernigen Volksstamme bewohnten Länderstrecken etwas Charakteristischeres gelesen, als hier geboten wird. Der Verf. liebt gar zu sehr, sich durch Frage und Antwort mit dem Leser auf einen vertraulichen Fuß zu setzen. So beginnt ein Capitel: „Gibt es sonst nichts Neues mehr in Husum?" gerade wie in des alten Hübner's geographischen Fragen, worauf Blicher antwortet: „Lieber Leser! du setzest mich in Verlegenheit!" worauf der Leser eigentlich erwidern sollte: „Bitte um Entschuldigung!" und der Autor: „Hat nichts zu sagen!" oder was dem Ähnliches. Gleich auf der folgenden Seite heißt es:

Wie heißt der Ort hier? — Drellstrup? — Und der? — Kaslum. — Und der? — Braderup. — Und der? — Lygum. Das sind ja lauter dänische Namen. Und ihr habt doch die Gesetze auf Deutsch, das Gerichtsverfahren auf Deutsch. — So sollte es in ganz Dänemark sein. — Ei, freilich! und warum? — Hm? weshalb wird der katholische Cultus in einer Sprache gehalten, die das Volk nicht versteht? Es beuzt der Opposition und dem Volksleben vor; wenn der Laie weder Deutsch noch Latein versteht, so bedenkt er sich wohl, ehe er sich in Processe einläßt. — Hm! thu er das!

Überhaupt ist diese gehackte Schreibweise vorwaltend. So fängt ein Capitel an: „Spitzen und Goldhorn — Spinnengewebe und Erz. — Ich kann Tondern nicht leiden, blos um dieses Spinngewebes halber" und ein anderes: „Schwarz und weiß — Häuser und Sand — und welche Menge von Beiden u. s. w.!" Die Form der Anrede entweder an den Leser oder an den geschilderten Gegenstand ist dem Verf. überhaupt die liebste, um dem Leser sich und die Gegenstände, die er beschreibt, begreiflich zu machen; es ist allerdings die bequemste, aber auch die unschönste und unbehülflichste, eine wahre Tertianerform, wie man sie auf Schulen dem „Sei mir gegrüßt, mein Berg" und andern poetischen Grüßen nachbildet. An gelungenern Partien, treffenden Bemerkungen und besonders einzelnen charakteristischen Anekdoten aus dem Volksleben fehlt es jedoch nicht; man muß sie nur zu suchen und zu finden wissen. So erzählt er von der Keuschheit oder vielmehr Enthaltsamkeit der Dünenbewohner Folgendes:

Die Fischerei macht das vornehmste Nahrungsmittel dieser Leute aus. Sie wird im Früh- und im Spätjahr getrieben; und die wohlhabendern Bootseigenthümer miethen für die ganze Fischzeit die Wenigervermögenden sowol zu dem Geschäft auf der See als zu dem auf dem Lande. Das letztere wird den Frauen überlassen und besteht darin, den von der See Heimkommenden Essen zu bereiten, die gefangenen Fische zu reinigen und die Lockspeise („Essen") auf die Haken aufzustecken, von welchem Geschäft sie „Ehsmägde" genannt werden, sie mögen verheirathet sein oder nicht. So viele Fischer, so viele Ehsmägde, und jeder Fischer miethet die seinige. — In einem vor dem Meer geschützten Sandthale steht die interimistische hölzerne Wohnung „Bohjen" (vielleicht von „Boden", deutsch „die Bude") der Bootgesellschaft, in welcher jeder Fischer das Bett mit seiner

Ehemagd theilt, mag nun er oder sie unverheirathet oder mit einem Andern verehelicht sein!

Und doch soll nie ein Verstoß gegen die Keuschheit vorkommen! Ferner erzählt er folgende Anekdote:

In der Schlacht bei Malplaquet stand ein Regiment jütländischer Hülfstruppen unter dem General Ranzau Franzosen gegenüber. Diese schrien und lärmten. Einige von dem jütländischen Regimente fragten den General, was es wäre, das die da drüben riefen? — Sie meinen, sprach er, wenn wir aneinander kommen, so wollen sie euch die Knebelbärte abhauen und zum — gebrauchen. Sie nahmens für Ernst und riefen Alle mit einem Munde: „Da soll der Teufel sie regieren! (Aa Daevlen skal regjer jer!) So also wollen sie's mit uns machen!" Und damit droschen sie wacker los.

Angehängt sind noch mehre dankenswerthe Zugaben, die Sage vom Prinzen Amleth, nach Saxo, welche nicht bei Helsingör, wie schwärmerische Reisende glauben, sondern an den Küsten Jütlands spielt und auch in dieser Form durch ihren sinnreichen Inhalt anziehend ist, und mehre gut übersetzte Volkslieder, sogenannte „Kämpeviser", worunter die sehr populaire Kämpevise von Königin Dagmar's Tod und die ergreifende Ballade von der Klein Kirsten, Schwester des großen Waldemar. Das nordisch einfache, gesunde und reine Gemüth des Reisenden beurkundet sich übrigens hinlänglich, um auf Blicher's poetische Arbeiten, seine geistlichen Lieder, seine „Zugvögel", worin er den Gesang der Vögel in Liedern und mit Naturtönen ausspricht, einen günstigen Schluß machen zu dürfen.

12. Mariens Tagebuch. Reisebilder aus dem Schwarzwalde, vom Bodensee, Vorarlberg, Tirol, aus Salzburg, Wien, Mähren, Polen und Rußland. Von M. v. F. Zwei Bändchen. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus dem Vorworte erfahren wir, daß die Verf. dieser Blätter aus einem alten und hochgeachteten Freiherrngeschlecht in Deutschland entsprossen und sehr glücklich — dies ist noch ganz besonders erwähnt, damit man von dem häuslichen Leben der guten Dame nichts Böses denke — an einen russischen Militair höhern Rangs verehelicht sei. Die bescheidene junge Frau, heißt es weiter, habe erst nicht daran gewollt, diese ursprünglich für den Druck gar nicht bestimmten Briefe zu veröffentlichen; endlich jedoch habe die Vorstellung ihrer Freunde und Verwandten, daß sie damit ihrem als Schriftsteller, Gelehrter und Mensch hochgefeierten, inzwischen ihr durch den Tod entrissenen Vater ein Denkmal kindlicher Liebe und Dankbarkeit setzen würde, ihr widerstrebendes Herz erweicht. Somit erhalten wir durch die diplomatischen Vermittelungen der Freunde und Verwandten diese „lieblich duftenden Geistesblüten", wie diese Briefe im Vorwort genannt werden. Überhaupt darf man nur das Vorwort abschreiben, um eine Kritik des Buchs, freilich eine sehr wohlwollende zu liefern. Ein Spiegel wird es genannt, „der die Wunderbilder der Welt mit vollkommener Treue zurückstrahlt, unendlich verschönert durch das thaufrische Morgenroth der Liebe, in das die Verf. ihren Pinsel getaucht hat" u. s. w. Es ist wahr, die Verf. ist keine Rahel oder Dudevant, sie ist ein schlichtes, einfach fühlendes, einfach sich aussprechendes, liebevolles Weib, so wenig emancipirt, daß sie am Entsetzen der Dudevant-Verehrerinnen, wo es nur angeht, ihre Liebe und Bewunderung für ihren Gatten ausdrückt.

Dieser einzige Zug von Menschenfreundlichkeit und Aufopferung meines vortrefflichen Mannes — ruft sie einmal aus — wäre allein hinreichend, ihn des Himmels reichsten Segens würdig zu machen; allein durch wie viele andere edle Handlungen ist nicht sein Leben ausgezeichnet!

Diese Empfindungen sind bei einem Weibe, welches Bücher schreibt, so selten geworden, daß sie auf den Leser nur wohlthuend wirken können. Aber man macht damit noch kein Buch, welches vor der Kritik mit Ehren bestehen kann; dieser Überfluß an Liebe trägt sich auch auf andere Gegenstände und Verhältnisse über, deren Schattenseiten längst bekannt und nicht wegzuleugnen sind, und wenn es allerdings von Werth ist, z. B. über Rußland, auch die Stimmen anders Denkender als blos die all hergebrachten und banalen Meinungen der Anklagepartei zu vernehmen, so ist doch die Apotheose, womit die Verf. alles Russische feiert, einer dieselbe motivirenden Selbstverblendung, wenn nicht selbst der einseitigsten Absichtlichkeit verdächtig. Eine Phrase der Verf. lautet:

Mir wurde das Loos, mich zu überzeugen, daß Cultur und Wissenschaft in Rußland einen hohen Grad erreicht haben; daß das große russische Kaiserreich, von welchem Viele so falsche, so unrichtige Begriffe hegen, ja von welchem Manche glauben, es schlummere noch in der Finsterniß der Unwissenheit, nicht weniger civilisirt ist als das übrige Europa, und bevölkert von Menschen, reich an geistigen und körperlichen Vorzügen, deren Wohl das einzige Bestreben des edeln Monarchen ist, der es beherrscht.

Diese Ansicht ertheilt ihrer gesammten Darstellung, so weit sie Rußland betrifft, einen Anstrich von Einseitigkeit, welche nur der vielleicht ebenso großen Einseitigkeit der Gegenpartei gegenüber, einige Berechtigung haben mag. Da übrigens der Blick der Verf., als einer Ausländerin und Gemahlin eines hohen russischen Offiziers, ohnehin befangen und beschränkt ist, da sie fast nur mit der Elite der hochgebildeten russischen Gesellschaft verkehrt und da ihr als einer Frau — und sie will nichts weiter sein als Frau — gerade die Gegenstände am fernsten liegen, die bei einer Beurtheilung Rußlands hauptsächlich in Betracht gezogen werden müssen, so ist es ihr nirgend recht gelungen, den Berichterstatter von der hohen geistigen Stellung, welche ihrer Behauptung nach Rußland einnehmen soll, thatsächlich und innig zu überzeugen. Wenn einige Seiten des russischen Lebens, namentlich des Volkslebens, ihm jetzt in einem freundlichern Lichte erscheinen, so hat es die Verf. doch auch nicht immer vermeiden können, Punkte zu berühren, welche an sich jene hohe Meinung der Verf. zu widerlegen scheinen. Ihre Parteilichkeit ist schon daher zu erklären, daß ihr Mann selbst bei dem Ausbruche der Revolution in Warschau in Lebensgefahr und später bei dem Sturm auf Warschau gegenwärtig war! Trotzdem sind die Partien des Buchs, welche sich speciell auf Rußland beziehen, ihrer Neuheit wegen noch am interessantesten; ihre Bemerkungen über deutsche Gegenden und Städte wie über deren Bewohner dagegen meist flüchtig, unbedeutend oder wenigstens selten

neu, wenngleich hier und da weiblicher Takt für Auffassung des Äußerlichen eine neue Seite am Alten herauszufinden weiß. Aber, wie bereits gesagt, über Rußland und namentlich über Petersburg, finden sich in dem Buche viele sehr interessante Notizen, z. B. in Bezug auf das verschwenderische und pomphafte Leben der vornehmen Russen. Diejenigen Speisen, Leckerbissen und Weine sind auf der Tafel der Reichen die gesuchtesten, welche die theuersten sind. Einen einzigen Sterlitz, einen Fisch, den man in der Wolga fängt, bezahlt man in Petersburg, wenn man ihn lebendig bekommt, oft mit 50 Dukaten. Einem solchen lebenden Sterlitz zu Ehren ladet man große Gesellschaften ein und zeigt vorher den Fisch, zum Beweise daß er noch lebe. Als vor einigen Jahren der adlige Club in Moskau einem Fürsten Galizin ein Diner gab, kostete die Suppe allein 400 Rubel. Champagner, von dem die Flasche in Petersburg einen bis anderthalb Dukaten kostet, fließt auf der Tafel der Russen in Strömen. Der theuerste Thee, thé de Fou-tchan, argenté odorifiant genannt, kostet 50 Rubel das Pfund. In dem kostspieligen Hôtel von „Demuth" machen reiche Russen oft nur deshalb einen längern Aufenthalt, um nur Gelegenheit zu haben, recht viel Geld auszugeben. In diesem Hôtel gehört es zu den zu beobachtenden Dehors, daß man eine vierspännige Equipage miethet und diese, ohne sich ihrer vielleicht nur einmal zu bedienen, den ganzen Tag vor dem Hause warten läßt, wofür man täglich 25 Rubel zahlt. Der fast fabelhafte Reichthum des russischen Adels ist bekannt. Auch hiervon erzählt die Verf. einige Beispiele. Graf Jeremitiieff hat 400,000 Leibeigene, ist aber im Verhältniß weniger reich als viele andere russische Edelleute, da er in Folge eines von seinem Vater gegebenen Gesetzes nicht so viel Abgaben von seinen Leibeigenen erheben darf, als sonst gebräuchlich ist. Dennoch gibt der jetzige Besitzer der Jeremitiieff'schen Herrschaft, worin sich auch ein Dorf mit elf steinernen Kirchen befindet, jährlich zwei Millionen aus. Das letzte Drittel des ersten Bändchens und das ganze zweite Bändchen beschäftigen sich mit Rußland, besonders mit Petersburg und Pawlowsky, dem durch den schönen Park des Großfürsten berühmten Städtchen, wo der Gemahl der Verf. seinen bleibenden Aufenthalt hatte. Aus den von der Verf. über das Bedientenwesen in Petersburg gemachten Mittheilungen geht hervor, daß ein Deutscher sicherer ist, in Petersburg als Bedienter sein Glück zu machen als in Deutschland als Gelehrter, daß eine Kammerjungfer dort sich besser steht als meist ein Künstler oder Dichter in dem armseligen Deutschland, was freilich nicht viel sagen will. Gerade die deutschen Dienstboten zeichnen sich in Petersburg und in Rußland überhaupt durch ihre Prätensionen aus. Ein guter deutscher Bedienter, der wenigstens 60 — 70 Rubel monatlich erhält, wird nur unter der Bedingung eine Stelle annehmen, daß ihm ein Unterdiener, welcher ihm die gröbere Arbeiten verrichten muß, beigegeben wird. Eine deutsche Kammerjungfer erhält 36 Rubel monatlich, die abgelegte Garderobe der Gebieterin und ebenfalls eine russische Unterdienerin. Diese Angaben kommen aus dem Rechnungs- und Wirthschaftsgedächtniß der häuslichen Frau und sind von uns hier citirt worden, weil sich die Männer mit diesem Zweige der Reiseliteratur weniger zu beschäftigen pflegen. Für die Kenntniß des russischen Hofs ist das Buch von einiger Bedeutung; natürlich erscheinen ihr alle Mitglieder der kaiserlichen Familie wenigstens als Halbgötter. Auch den Kaiser selbst sah und sprach sie. Man höre, wie sie ihre Empfindungen ausdrückt:

Die Erscheinung des Kaisers, auf welche ich gar nicht vorbereitet war, hatte nun vollends meine Wünsche gekrönt. Denn wie lange hatte ich mir schon gewünscht, diesen großen Monarchen in der Nähe zu sehen, dessen edler Charakter, dessen erhabene Seelengröße ich so oft bewundert und dessen Gerechtigkeit und Großmuth ich selbst so viel, ja für immer eine sorgenfreie Existenz zu danken habe!

In diesem historischen Style, welcher mit dem des Tacitus freilich nicht verwandt ist, geht es noch eine ganze Weile fort. Sie erzählt auch viele Anekdoten von der Herzensgüte des Großfürsten, ja Konstantin's selbst, da er noch klein war, der Kaiserin und des Kaisers. Daß der Letztere ein entschlossener muthiger Mann sei, bezweifelt Niemand. Folgender Zug des Kaisers, der, wie wir glauben, in Deutschland nicht bekannt geworden, wird uns von der Verf. erzählt:

Als es noch nicht allgemein bekannt war, daß der Großfürst Konstantin entsagt habe, war noch ein Regiment Infanterie unentschlossen, dem Kaiser Nikolaus den Eid der Treue zu schwören. Der Kaiser, im Angesicht dieses Regiments, befahl demselben, sich in zwei Glieder, und zwar das erste Glied dem andern gegenüber, aufzustellen und die Gewehre in gezielter Stellung zu halten. Hierauf ritt der Kaiser muthig zwischen den beiden Gliedern durch und rief mit donnernder entschlossener Stimme den Soldaten zu: Treu oder untreu! Ein donnerndes Hurrah war die ganze Antwort dieses über das kühne, großartige Benehmen des Kaisers in Begeisterung versetzten Regiments!

Man sieht übrigens hieraus, daß der Zar den Charakter seiner Russen genau kennt und vielleicht um so weniger wagte, je mehr er zu wagen schien. Fehlt es diesen Briefen durchaus nicht an interessanten Einzelnheiten, so hätte der Herausgeber oder die Herausgeberin oder die Verf. selbst doch mehr Sorgfalt auf Darstellung und Styl verwenden und namentlich die überzählige Menge von unbedeutenden und überflüssigen Bemerkungen und Angaben tilgen sollen. Stellen wie diese finden sich nicht selten:

Da ich mich gewöhnlich spät schlafen lege, so geschieht es auch selten, daß ich vor neun Uhr aufstehe und dann noch die Gesellschaft meines Mannes bis zehn Uhr genieße, der alsdann täglich auf die Reitschule geht und bis ein Uhr daselbst beschäftigt ist. Doch häufig eilt er, da unsere Wohnung nicht sehr entfernt ist, auf einige Minuten nach Hause, um zu sehen, was sein Weibchen treibt, wechselt einige Worte und kehrt sogleich zu seinem Dienst zurück.

Liebe, gute und wahrscheinlich und hoffentlich auch hübsche Frau! Dergleichen häusliche Angaben hätten Sie wenigstens dem großen Lesepublicum gegenüber sich ersparen können!

(Der Beschluß folgt.)

Aug. Gottl. Spilleke, Director des königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, der Real- und Elisabethschule zu Berlin, nach seinem Leben und seiner Wirksamkeit dargestellt von L. Wiese. Berlin, Enslin. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese Biographie wird für Viele aus persönlichen Rücksichten eine willkommene Gabe sein; der Beruf eines Gymnasialdirectors bringt vielleicht mehr als irgend ein anderer mit unzähligen Gemüthern in Berührung, und zwar zu einer Zeit, wo diese Gemüther persönliche Eindrücke am lebendigsten auffassen, am tiefsten sich einprägen. Spilleke war Director dreier Anstalten; und gewiß ist Keiner durch diese Anstalten hindurchgegangen, der nicht mit Freude und Liebe die lebendige Darstellung einer Persönlichkeit aufnehmen wird, deren Einfluß Jeder, der mit ihm in Berührung kam, empfinden und zum Segen empfinden mußte.

Spilleke, geb. zu Halberstadt 1778, gest. in Berlin 1841, ist eine von jenen in Deutschland mehr als anderswo häufigen Naturen, die sich aus den engsten und beschränktesten Kreisen des Lebens durch eigene selbständige Kraft zu einer bedeutenden Stellung und einem umfangreichen Wirken hohen geistigen Einflusses heraufgearbeitet haben. Rührend ist sein eigener Rückblick in jene kümmerlichen Verhältnisse der frühesten Kindheit, aus denen ihn nicht eine besondere Gunst des Geschicks, sondern die stille Entwickelung einer eingeborenen Kraft emporführte. Nach den akademischen Jahren in Halle wurde er, durch F. A. Wolf, Hauslehrer bei Gedike; durch diesen Lehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium, womit er einige Jahre später auch eine Predigerstelle an der Friedrich-Werderschen und Dorotheenstädtischen Kirche verband; endlich (1820) Director der drei zusammenhängenden Anstalten des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, der Realschule und der Elisabeth-(Mädchen-)Schule. Was er als Director für diese Anstalten gethan, lese man im Buche selbst nach; ein zahlreicher Kreis von jetzt weit zerstreuten Schülern und Lehrern derselben bewahrt es in treuem Andenken.

Aber wir hoffen, daß die Theilnahme an diesem Buche sich nicht auf den, obgleich weiten Kreis der Schüler und persönlichen Freunde Spilleke's beschränken werde. Es ist zwar keine unterhaltende Biographie im gewöhnlichen Sinne; es sind nicht viel Ereignisse, besondere Erlebnisse darin — wie sollten diese, wie der Verf. selbst bemerkt, in dem Leben eines Schulmannes sich finden? — und Spilleke's Leben war gerade ein ruhiges, in stillem Gleichmaß sich entwickelndes. Auch hat der Verf. sich nicht gerade zur Aufgabe gemacht, ein Bild der ganzen Zeit in seiner Biographie abzuspiegeln; das zur Hauptsache zu machen, wäre hier nicht am Orte gewesen, obgleich es auch in dieser Hinsicht an einzelnen charakteristischen Zügen nicht fehlt, so z. B. der Einfluß der nationalen Gefühle des Jahres 1813 auch auf die Predigt. Wesentlich aber war es dem Verf. um ein Bild des Menschen zu thun; und wir glauben die Bedeutung dieses Buche nicht besser charakterisiren zu können als in den Anfangsworten desselben: „Die Eigenschaften, durch welche Spilleke als Lehrer und als Director ausgezeichnet war, bildeten in ihm eine unauflösliche Einheit, sodaß es überall der ganze Mensch, die ungetheilte Kraft und Eigenthümlichkeit seiner Natur war, welche eine aufmerksame Beobachtung in seinem Thun erkennen mußte." Diese Ganzheit auch in seiner Darstellung wiederzugeben, hatte sich der Verf. zum Ziel gesetzt: des Lehrers und Directors Thun und Handeln, nicht mit psychologischem Raisonnement als seine Eigenthümlichkeit zu erklären, sondern als seine Eigenthümlichkeit wirklich hin- und darzustellen und so das Bild eines Mannes zu entwerfen, der nicht aus einzelnen Grundsätzen, Maximen, Ansichten zusammengeflickt, sondern von einem lebendigen und eigenthümlichen Geiste organisch bewegt ward. Daß uns ein solches Bild aus dieser Biographie entgegentritt, wird Jeder mit Vergnügen anerkennen, und die Spilleke gekannt haben, werden mit liebevoller Dankbarkeit Zeugniß ablegen für die Treue des Bildes.

Durch diese Weise des Verf. gewinnt auch die Darstellung der pädagogischen Überzeugungen Spilleke's, die natürlich einen großen Raum einnimmt, den Reiz der Lebendigkeit und Wirklichkeit; es sind nicht Ansichten, Reflexionen, sondern original aus dem innersten Geiste kommende Äußerungen. Und eben dadurch werden sie auch erst recht fruchtbar und belehrend für den Pädagogen. Denn gerade wer aus dem Innern heraus, aus dem Ganzen denkt und arbeitet, dringt auch immer am tiefsten in die Sache ein; wer ein eigenes Leben der Sache entgegenbringt, dem schließt sie ihr Leben auf; nur wer selbst eine wahrhafte Eigenthümlichkeit besitzt, kann jedes Ding (wie jeden Menschen) in seiner Eigenthümlichkeit erkennen. Darin liegt Spilleke's pädagogische Bedeutung. Er hat keine pädagogischen Systeme aufgestellt, keine Schule irgend einer besondern Methode gebildet; aber er war ein Pädagog und hatte Methode im höchsten Sinne des Worts (in Bezug auf wissenschaftliche und lehrende Behandlung Dasselbe, was Styl für die Kunst), als das nothwendige Erzeugniß ebenso sehr des Gegenstandes als seiner eigenen Persönlichkeit.

Wir glauben daher, daß kein Schulmann diese Biographie ohne Frucht aus der Hand legen wird. Wenn aber die pädagogische Pflicht gewiß nicht auf den Schullehrerstand beschränkt und das Wesen der Erziehung im Hause doch im Grunde von dem der Schule nicht verschieden ist; wenn ferner die oben bezeichnete Ganzheit des Menschen in allen Ständen und Verhältnissen das Wichtigste und Erforderlichste, in unsern Tagen aber wahrlich nichts Häufiges ist: so dürfen wir dies Buch wol auch außer Schulleuten jedem Gebildeten, Jedem, der am Menschen Interesse nimmt, vor Allen aber Dem, der die großen, in unserer Zeit mit Recht so hoch gewürdigten Fragen der Schule und Erziehung mit besonnenem Blick verfolgt, zur Theilnahme empfehlen. 77.

Literarische Notiz.

Von den „Monuments anciens et modernes" der Herren Gailhabaud und Firmin Didot sind bereits 16 Lieferungen erschienen, während in Deutschland treffliche Unternehmungen dieser oder ähnlicher Art bei der Theilnahmlosigkeit des Publicums nur zu bald ins Stocken zu kommen pflegen, wenn sich einmal ein kenntnißreicher Verfasser und ein unternehmender Verleger daran gewagt haben. Es ließen sich manche Beispiele von dieser traurigen Erfahrung namhaft machen. In Frankreich und England ist es gerade umgekehrt: je pracht- und würdevoller, je großartiger ein Unternehmen dieser Art auftritt, ein desto größeres Interesse, desto thätigere Theilnahme findet es bei dem begüterten Theile der Nation, der im Verhältniß zu dem begüterten Theile der Deutschen, mag man dagegen auch einwenden was man wolle, im Allgemeinen auf einer viel höhern Stufe geistiger Bildung oder wenigstens Empfänglichkeit steht. Auch das erwähnte Werk findet großen Anklang. Die Stiche sind wahrhafte Meisterwerke, die Erläuterungen von dem Herren Raoul Rochette, Jomard, Champollion-Figeac, Langlois, Dubeux, Albert Lenoir, Baudoyer, de Caumont, Girault de Prangey, Gailhabaud u. s. w. Die bisher erschienenen Lieferungen stellen folgende Baudenkmäler dar: Speos d'Hator, zu Ebsambul in Ägypten; der Kelasa, Tempel des Siwa, zu Ellora in Indien; Grabmal des Rakschi-Rustam (medo-persischer Styl); Riesentempel zu Gozzo, (cyklopischer Styl); Tempel des Gegestes; Triumphbogen des Trajan; Basilika des heiligen Clemens zu Rom; die St.-Vitalskirche zu Ravenna; Kathedrale von Bonn; Moschee von Cordova; die Ebn-Tulun-Moschee zu Kairo; die Kathedrale von Freiburg; das Karthäuserkloster zu Pavia; die Invalidenkirche und die Kornhalle zu Paris. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 189. — 8. Juli 1842.

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 188.)

13. Reise nach Lappland und dem nördlichen Schweden vom Freiherrn von Hogguér. Nebst einem Atlas von 20 lithographirten Tafeln. Berlin, Reimer. 1841. Gr. 8. 4 Thlr.

Gewiß ein für die Kenntniß der Lappen und der lappischen Zustände wichtiges Buch, welches an neuen Nachrichten nicht arm ist und zugleich frühere ergänzt oder berichtigt. Das nicht eben delicate Volk der Lappen ist eine in Reisewerken so selten dargebotene Delicatesswaare, daß nach so vielen complicirten Gerichten der höhern und civilisirtern Reisekochkunst der Gaumen sich an ihr sattsam erquickt, denn diese Delicatesse ist höchst einfach, wie Fischthran, aber dabei höchst pikant, zum Theil auch unappetitlich, von ganz wildfremdem originellen Geschmack. Das wußte auch Freiherr von Hogguér, welcher seit einer Reihe von Jahren als Rittmeister in der schwedischen Armee angestellt ist und schon seit langem den Wunsch hegte, das nördliche Schweden zu besuchen, nicht, wie er sagt, um eigentliche gelehrte Untersuchungen anzustellen, sondern um fern von dem leeren Getümmel und den kleinlichen Intriguen und Leidenschaften der großen Welt im nördlichen Schweden ein zwar gebildetes, aber einfaches, biederes, kräftiges, seinen herkömmlichen Gebräuchen und Sitten getreues, in Lappland aber das einzige in Europa noch mehr wild und nach den Gesetzen der Natur lebende Volk zu sehen.

Hier haben wir nur die Einwendung zu machen, daß uns nach des Reisenden eigenen Berichten die Lappen gar nicht so recht nach den Gesetzen der Natur, vielmehr zum Theil sehr naturwidrig zu leben scheinen; denn schwerlich kann ein Naturgesetz gebieten, im Schmuz zu leben und fast zu ersticken; die Kinder ohne Aufsicht zu lassen, ihnen nicht mit älterlicher Zärtlichkeit zugethan zu sein u. s. w. Gegen den Nordpol hin freilich schrumpft Alles zusammen, also auch das menschliche Herz und Gehirn, und an den Lappen dieselben Anforderungen zu machen wie an den Bewohnern der Freundschaftsinseln, wäre unsinnig.

„Durch günstige und unglückliche Umstände — führt der Verfasser fort —; durch eine stürmische, unstäte, bald militairische, bald diplomatische Carrière in beinahe alle Länder Europas hingeführt, hatte ich mich in den Salons der meisten Hauptstädte herumgetrieben, und überall Dasselbe erfahren, Dasselbe empfunden. Die Civilisation hat, indem sie überall der Gesellschaft ihren unveränderlichen, gleichmäßigen Stempel aufgedrückt, auch überall eine höchst langweilige Monotonie hervorgebracht. Die originellen eigenthümlichen Sitten und Costume, die herkömmlichen Gebräuche der Völker sind durch diese mächtige Königin der Mode beinahe ganz verdrängt worden, die Physiognomie eines Salon du grand monde ist in Paris, in London und in Petersburg dieselbe. Nur in den niedern Kreisen der Gesellschaft finden sich noch einige Spuren von Originalität und auch diese wird man in einem halben Jahrhundert vergebens suchen.

Mit Freuden ergriff er daher die Gelegenheit, die sich ihm 1828 darbot, diese Reise in Gesellschaft von zwei liebenswürdigen, jungen französischen Edelleuten zu unternehmen, die jedoch kein Wort Schwedisch sprachen und denen ein kenntnißreicher Dolmetscher wie Hogguér von unberechenbarem Nutzen war. Aber ein kräftiger, ein energischer Geist gehören dazu, um den unzähligen Mühseligkeiten, welche sich in den Wüsten, Morästen und Gebirgen Lapplands darbieten, Widerstand zu leisten. Man verließ Stockholm den 24. Juli und reiste über Sala und Fahlun nach Ornäs, wo der große Gustav Wasa, um sich den Verfolgungen des Tyrannen Christian zu entziehen, einige Zeit sich aufhielt. Das Haus, welches Gustav bewohnte, ist noch ganz in dem Zustande erhalten, in dem es sich 1520 befand; auch befindet sich davon in dem zu dem Werke gehörigen Bilderatlas eine Abbildung. Die Häuser der Dalekarlier mit ihren Galerien haben einige Ähnlichkeit mit denen der Tiroler und Schweizer; auch sind die Dalekarlier noch immer ein kräftiges, gesundes unverdorbenes Bergvolk, aber weniger munter als etwa die Tiroler und lange nicht so wohlhabend. Weiter hinauf stoßen die Reisenden auf einen originellen Engländer, einen großen Sportsman, welchen Hogguér schon in Stockholm kennen gelernt hatte. Dieser Originalmensch hatte vor einigen Jahren England verlassen, nachdem er ein Gelübde abgelegt, nicht eher wieder dahin zurückzukehren, bis er eigenhändig und allein 100 Bären erlegt haben würde! Die Reisenden gelangen nun nach Gestrikland und Ängermanland, Provinzen, welche mit dem Canton Appenzell einige Ähnlichkeit haben. In Weda hat er Gelegenheit, einen Proceß zwischen zwei Alten zu schlichten, die ihn in einfach patriarchalischer Weise zum Schiedsrichter erwählten. Ängermanland ist übrigens eine wohlhabende Provinz, was sie der Fabrikation der Leinwand zu verdanken hat, die hier vortrefflich angefertigt wird.

romantische Ansichten, freundliche Wiesenthäler, schöne mit Wäldern bekränzte Anhöhen, majestätische Flüsse, die verschiedenartigsten Aussichten auf das Meer, ein gut bebautes Land, nette, zierliche Wohnungen, welche den Stempel der Ordnung und Wohlhabenheit an sich tragen, die unbegrenzteste, rührendste Gastfreiheit, ein schönes, kräftiges, biederes, offenherziges und zugleich artiges und höfliches Volk machen Angermanland zu der schönsten Provinz Schwedens. Durchgängig sind die Bewohner im Lesen und Schreiben wohl unterrichtet, auch wissen Manche über Handel, Gesetze, Administration und Politik sehr vernünftig und mit vollkommener Sachkenntniß zu sprechen. Dies ist in Schweden überhaupt nicht auffallend, da nach der Landesverfassung jeder Bauer, der ein Freisasse ist oder ein Kronlehn besitzt, zum Deputirten gewählt werden kann. Auf drei Karren, mit Küchengeräthe, Zwieback, Pulver und Blei und einem Compaß versehen, ohne welchen ein fremder Reisender sich in Lappland nicht zurechtfinden könnte, bogen die Reisenden von Umeå in das eigentliche Lappland ein und gelangten nach dem Dorfe Lyksele. Bisweilen trafen sie ärmliche und elende Höfe, die von schwedischen Colonisten bewohnt waren. Meist sind diese Colonisten brav, arbeitsam und im höchsten Grade gastfreundlich, dagegen behandeln sie sämmtlich die armen Lappen mit großer Verachtung, Geringschätzung und Ungerechtigkeit. Auch stellen sich auf dem Wege nach Lyksele entzückend schöne Wasserfälle den Blicken des Reisenden dar, und einen derselben, oberhalb Degarfors zieht Hogguér sogar dem Rheinfalle bei Schaffhausen vor. Das Lappendorf von Lyksele war in diesem Augenblicke nur von Ratten bewohnt, dagegen wurden die Reisenden von dem Kronvogt Herrn Forsell und seiner Frau, einer graziösen lebhaften Blondine, sehr gastfreundlich aufgenommen. Hier ließen sie auch ihre Karren zurück und schritten, nachdem sie ihre Führer mit dem Gepäck beladen hatten, zu Fuße muthig fürbaß. Je weiter hinauf, desto beschwerlicher wurde die Reise, besonders von Wormsela an, wo sie einen Wald zu durchschreiten hatten, in welchem vor kurzem ein großer Brand stattgefunden hatte, und aus dem sie erst nach dreistündiger unglaublicher Arbeit, mit zerfetzten Kleidern und blutenden Händen und Gesicht herauskamen, um sogleich wieder über ein Moor schreiten zu müssen, wobei sie abermals fünf Stunden zubrachten. Von da an mußten sie über eine Menge Seen und kleinere und größere Ströme in kleinen Booten setzen. Die Lappenhütten wurden häufiger. Ehe sie nach der Ansiedelung von Maaðjaur kamen, trafen sie einige Lappen, welche auf die Jagd gehen wollten, und erstaunten von ihnen den Namen Napoleon's aussprechen zu hören. Hogguér wurde vielfach mit Fragen über ihn bestürmt, ob er ihn gekannt, wie er ausgesehen habe? u. s. w. Von seinem Sturze und Tode wußten sie aber, 1828, noch kein Wort, und was er ihnen davon erzählte, machte auf sie einen großen Eindruck.

Es würde indeß zu weit führen, wenn wir in unserer Berichterstattung über die vielen interessanten Rencontres, welche die Reisenden mit Lappen hatten, referiren wollten. Der Verf. theilt sie in die Waldlappen (auch Jägerlappen), Fischerlappen und Rennthier- oder Alpen- (nomadische) Lappen ein. Die erstern (Skogslappar) bewohnen die Wälder an der Grenze und sind die civilisirtesten von allen, aber auch die unintelligentesten; dieselben bei den Schweden noch bei den eigentlichen Lappen beliebt sind. Die Fischerlappen (Fiskarelappar) ernähren sich allein vom Fischfang, besitzen sehr selten Rennthiere, haben aber ihre festen hölzernen Hütten an den Ufern der Seen und Flüsse. Sie sind die schmuzigsten und garstigsten von allen; auf eine Viertelstunde weit erfährt man das Dasein einer ihrer Hütten durch den Geruch. Die Rennthierlappen (Fjällappar) haben keine festen Hütten, sondern Zelte, nomadisiren und leben allein von ihren Rennthierheerden. In Arvidjaur hatten die Reisenden Gelegenheit, Lappen der ersten civilisirtern Art in ihrem Dorfe kennen zu lernen. Beim Essen im Pfarrhause fiel es Hogguér schwer, den Richter (Lagman) zu überzeugen, daß er nicht der Kronprinz von Schweden sei, wofür man ihn hielt. Bald darauf hat er das schöne Schauspiel eines prachtvollen mit Knistern begleiteten Nordlichts, dessen Herrlichkeit zu beschreiben, wie der Verf. sagt, die Sprache nicht hinreicht. Von hieran folgen sehr interessante bogenlange Bemerkungen über den sittlichen, geistigen und religiösen Standpunkt der Waldlappen. Wie es mit ihren Begriffen vom Christenthum steht, davon folgendes Beispiel:

Vor nicht langer Zeit war ein junger Lappe, der eben heirathen wollte und also zuerst confirmirt werden mußte, aus dem Pfarrdorfe, wo er einige Wochen geblieben und in der Religion unterrichtet worden, wieder zu seiner Familie zurückgekommen. Auf die ziemlich überall gewöhnliche Frage, was es Neues gäbe, antwortete er mit großem Ernst und innigem Bedauern, daß Jesus Christus todt sei und daß man sich auf diese Nachricht ganz fest verlassen könne, indem der Pfarrer sie ihm gegeben und mehrmals wiederholt habe. Diese Neuigkeit machte unter den guten Leuten eine nicht kleine Sensation; was die guten Leute aber am meisten beschäftigte, war die Frage, wer jetzt wol Christus werden würde? Nach langer Discussion über diesen Gegenstand sagte endlich der Familienvater: Vielleicht wird es der N., weil der gut mit dem Pastor steht, oder man schickt uns einen von Umeå her.

Dies erzählte dem Reisenden Lestadius, ein enthusiastischer, selbst excentrischer Missionair. Ein anderer Missionair und Pastor, Fjellström, berichtete ihm, daß er einmal eine alte sterbende Lappin mit der Hinweisung auf ein besseres Jenseits zu trösten gesucht hätte. Ruhig habe sie zugehört, als sie plötzlich den Missionnair unterbrach, ob sie auch im Himmel Branntwein bekommen würde? Der Missionnair suchte sie wieder auf andere Gedanken zu bringen; sie hörte kopfschüttelnd zu, fragte aber plötzlich, ob auch im Himmel gut eingeheizt sei? Sie sollte diese weltlichen Gedanken fahren lassen, bemerkte der Missionnair.

„Was!", schrie sie auf, „kein Branntwein, kein Feuer! Ich habe hier auf Erden gedarbt und gefroren genug, ohne mich zu beklagen, aber ich habe es jetzt herzlich satt, und wenn du mir nicht ganz bestimmt versprechen kannst, daß ich im Himmel wenigstens nicht mehr frieren, sondern ein gutes Feuer treffen werde, so gehe ich viel lieber in die Hölle, wo ich doch weiß, daß ich Feuer im Überfluß haben werde.

Nachdem die Reisenden den Polarkreis passirt hatten, machten sie Rast in der elothaften Hütte eines Fischer-

lappen und [illegible] weiter, wobei sich ein junges Weib befand, Brita, welches hübsch, aber auch das Kind eines schwedischen Beamten und einer Lappin war; dagegen befand sich noch ein Weib bei dieser Gesellschaft, welches der Reisende als das häßlichste bezeichnet, was die lappische Natur nur immer hervorbringen könne. Obgleich erst 25 Jahr alt, mußte man diese Frau doch für einen Mann halten, und zwar für einen der häßlichsten, den man sehen kann. Zudem war sie, wie unsere verfeinerten Salondamen, sehr sensitiver Natur und einer Menge nervöser Zufälle unterworfen. Brita's Hütte, welche nur 12 Fuß im Durchmesser hatte, mußte zur Nacht 14 Menschen zur Wohnung dienen. Zudem trieb jeder Windstoß den Rauch, für welchen oben eine Öffnung gelassen ist, wieder zurück, sodaß die Reisenden die Hälfte der Nacht im Freien zubrachten.

Wir können den Freiherrn nicht weiter auf seiner Reise verfolgen, mögen ihm in diese allerdings interessante Schmutzwelt der nomadischen Lappen nicht weiter nachtauchen, wir bemerken nur, daß der Verf. in dem von ihm monatelang bereisten Theile von Lappland unter 7 — 800 Lappen keine zehn Gesichter gefunden hat, die hübsch und keine zwanzig, die nicht entschieden häßlich waren. Ohne allen Ausdruck, trugen sie nur den Stempel der vollkommensten Apathie und Gleichgültigkeit. Nur einmal hörte der Reisende einige Lappen eine Art von mistönendem Gesang anstimmen, ohne daß sich auch ihr Gesicht nur im geringsten dabei verändert oder einen geistigen Ausdruck angenommen hätte. Nur wenn der Lappe oder die Lappin ein Glas Branntwein zu schlürfen im Begriff ist, verbreitet sich ein freudiges Lächeln über diese bewegungslosen Gesichter, welches mit dem Aufhören des physischen Genusses sogleich wieder verschwindet. So seltsam die Begriffe der Waldlappen von Christus sind, so seltsam sind die der nomadischen Lappen vom Könige von Schweden. So wurde Hogguér gefragt: ob der König Lappisch spreche? wie viele Rennthiere er besitze? ob er schöne Kleider trage? ob sein Haus so groß sei als das des Pastors in Arjeplog? u. s. w.

Ich darf hier kaum erwähnen — schreibt der Reisende —, in welchem Zustand wir uns befanden, als wir nach einigen Monaten Zusammenlebens mit den Alpenlappen wieder in die civilisirte Welt zurückkehrten. Nachdem ich alle möglichen Mittel angewendet, um des Ungeziefers los zu werden, das mich, buchstäblich genommen, bedeckte, mußte ich mir Bart und Haar ganz abscheren und alle Kleider, die ich angehabt hatte, verbrennen.

Den von Hogguér bereisten Theil der schwedischen Alpen im Norden hatte übrigens bis dahin noch keines Fremden Fuß betreten. Er begleitete hierauf seine französischen Reisegefährten nach Torneå, nahm hier ein Dampfbad, wobei ein junges Mädchen von kaum 15 Jahren die ganze Bedienung, das Reiben, Waschen, Abtrocknen u. s. w. verrichtete, trennte sich hier von den beiden Franzosen, die den Weg nach Petersburg einschlugen, reiste von Südwick ab bei einer Kälte von 34 Grad, in Pelzwerk eingewickelt wie ein Wiegenkind, das Gesicht gegen die Einflüsse der Kälte mit Pomade eingeschmiert, erreichte in Stockholm, wo die Gala eines Ballhauses liegt, viel muntere gastliche Wochen und schlug bei 40 Grad Kälte den Weg nach Stockholm ein. Die Darstellung in diesem sehr interessanten Reisewerk ist bei aller Einfachheit äußerst lebendig und frisch; der Bilderatlas keineswegs ein Meisterstück lithographischer Ausführung, aber der auf den Blättern zur Anschauung gebrachten charakteristischen Gegenstände wegen doch dankenswerth. 29.

Unterhaltungsliteratur.

1. Der König der Eschen. Von Antony Thouret. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Durch die geistreichen Verzerrungen dieses den sogenannten französischen Schule mit Haut und Haar gehörenden Romans wird es dem deutschen Gemüth schwer, sich hindurch zu arbeiten, um so mehr, da es dabei an der Breite der englischen Schule nicht fehlt. Die Greuel der Revolution, der Unsittlichkeit, der Tyrannei, der Habsucht, sowie alle Schlechtigkeiten der Menschenbrust werden nicht aufgehoben durch des alten Andre frommes Leben und salbungsreiche Vorträge. In der Liebe seiner beiden Adoptivkinder spricht sich viel poetische Unnatur aus und Ref. legt das Buch aus der Hand, keineswegs in gläubiger Stimmung, welche, wie die Vorrede verkündete, erzeugt werden sollte, sondern mit Überdruß und Ärger, daß das Talent des Autors, die Sprachkenntniß der Übersetzerin, die Zeit des Lesers also vergeudet wurde. Die Vorrede ist indeß unstreitig das Beste am Buche und wir geben einen Theil derselben, um des Autors Talent zu bekunden. „Die Gottesverleugnung, der Zweifel und der Glaube, das sind die drei Stationen eines langen Weges, an dessen Ziel der Autor endlich, die Hoffnung im Herzen, angekommen ist. Glücklich würde er sein, hätte er auf dem Wege der Erkenntniß errungen, was er durch das innerste Gefühl gewonnen! Man wird fragen: ist der Autor denn dem Glauben nachgegangen? Er wird antworten: Ja! Und hier sind die Erleuchtungen, die meinen Weg erhellet. — Zwischen dem Unglauben und dem Glauben steht der Zweifel mitten inne. — Seit langer Zeit war ich auf diesem unseligen Mittelpunkt angekommen, von wo aus ich die ängstlichen Blicke rück- und vorwärts warf; endlich gehorchte ich einem innern Antriebe, schritt vor — und nun hört, was ich bei jedem der drei Stationen empfunden; im Voraus sage ich's, für den Schrei der Seele gibts keine Antwort, als diese: Der Unglaube ist Verzweiflung! Der Zweifel ist Gefühllosigkeit! Der Glaube ist das Glück! — Wer also vom Zweifel ausgeht, um zum Glauben zu gelangen, thut einen Schritt auf der Bahn des Glücks. — Der Ungläubige huldigt der Eigensucht und dem Verbrechen, der Glaube der Tugend und der Liebe. — Der Zweifel ist das geheime Verbrechen oder die, durch das Gesetz erzwungene Tugend. — Der Unglaube zernichtet, der Zweifel verdüstert, der Glaube erleuchtet. Der erste stürzt in Finsternisse, der zweite in Dunkelheiten, der dritte führt zum Lichte. — Der Unglaube ist der Stein, der Zweifel der Schwamm, der Glaube das Herz. — Der Stein ist unempfindlich, der Schwamm ist bald aufgeschwellt, bald trocken; das Herz liebt und athmet. — Der Unglaube ist der Tod, der Zweifel ist Schlaf, der Glaube ist das Leben. — Der Unglaube ist überall und nirgend; der Zweifel kriecht auf der Erde; der Glaube erhebt sich zum Himmel. — Wehe Dem, der den Geist in der Materie und die Wahrheit im Tode findet! — Schande Dem, der, dies unselige Licht findend, es nicht unter dem Scheffel erstickt. — Und du, unweiser Philosoph, der du in der Stille der Betrachtungen und im Staub der Bücher nichts entdecktest als den Zweifel, hüte dich wohl, diese grausame Entdeckung mitzutheilen: dem Vater, der Brot sucht; dem Greise, der nach Ruhm strebt; der Mutter, die ihr Kind beweint;

dem Einzelnen, das volle Wahrheit beschützt! Denn im Glauben ist die Hoffnung und in der Hoffnung — die Zukunft!" — Möchte die Zukunft doch nicht viele solcher Bücher bringen.

2. Die Adjutanten Napoleon's von E. M. de Saintes-Hilaire. Aus dem Französischen übersetzt von Heinrich Franke. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr.

So reich an Interesse ist jene Zeit, daß sie unerschöpflichen Stoff zu Büchern aller Art schon geliefert hat und noch immer liefert, denn Poesie und Romantik haben die politischen Ereignisse so umduftet, daß man das schon unzähligemal Gelesene immer gern wieder liest, in den verschiedenen Gestalten und Formen, wie es uns geboten wird, als Roman oder als Memoire, als Geschichte oder Abhandlung, als Heldengedicht oder philosophische Betrachtung. Sainte-Hilaire hat uns schon oft mit seinen Darstellungen aus jener Zeit erfreut, und wenn auch nicht alles seiner Feder Entströmende ganz wahr sein mag, so ist das von der Wahrheit Abweichende doch gut erfunden, und die Details der großen Begebenheiten, die kleinen Charakterzüge der großen Männer, die Anekdoten, mit welchen man wie mit kleinen Weihnachtskerzen Das beleuchtet, was der große Kronleuchter der Weltgeschichte nicht in das gehörige Licht stellen kann, sind dem Leser stets willkommen. Sie sind wie die Ausschmückungen und Laubwerkverzierungen der Säulen, welche das Gebäude jener Zeit tragen; sie helfen zwar nicht zum Stützen desselben, aber sie gehören zum Ganzen. Wenn „Die Adjutanten Napoleon's" auch nichts Neues bringen, so gibt es doch immer neue Menschen, denen das Alte neu ist, besonders wenn das Alte so große Ansprüche auf das Interesse hat als die Zeit Napoleon's. „Eines Tages fragte ein General den Grafen Löbau, auf welche Weise man Adjutant des Kaisers werden könne? und dieser erwiderte: Nichts ist leichter, man muß suchen, bei jeder Gelegenheit sich der Todesgefahr auszusetzen und doch am Leben bleiben." Nur ein kleiner Theil des vorliegenden Werks handelt indeß von den Adjutanten und deren Stellung zu Napoleon; bedeutende und unbedeutende Lebensmomente des Kaisers werden geboten und auf anmuthige leichte Weise erzählt. Eugene Beauharnais' Liebesverhältniß zur schönen Geraldine könnte für eine Novelle gelten und die novellenlustigen Leser als solche erfreuen. Sainte-Hilaire weiß die Geschichte zum Roman umzugestalten, oder vielmehr zum Drama, denn man sieht die Personen reden, handeln und sich in ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln. So bietet denn Vorliegendes eine sehr amusante Lectüre, eine belehrende nicht, da viel geistreichere, gediegenere Memoiren schon Alles gründlicher erzählt haben. Vor 20 Jahren hätte man das Werk wol weit besser aufgenommen, jetzt nur mit beifälligem Lächeln; aber dieses Lächeln ist immer ein Gewinn bei einer Unterhaltungslectüre und deshalb dieses Buch auch zu empfehlen.

3. Schwedens Schutzgeist wacht noch! Romantische Scenen aus des Prinzen von Ponte Corvo Feldzuge gegen Schweden. Von C. H. Mellin. Aus dem Schwedischen. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Der allerdings interessante Moment der Vereitelung von Napoleon's Vorschlägen zu einer Zerstückelung Schwedens ist hier nicht so geistreich ausgeführt, als man es einer patriotischen schwedischen Feder zugetraut hätte. Die vorschreitende Handlung, politische und Kriegsereignisse enthüllen sich dem Leser mehr durch etwas langgedehnte Gespräche als durch die Vorführung von Thaten, und die dramatischen Personen des Liebesromans passen nicht in das Ganze. Die Verhaftung des frommen schwedischen Paares in der herrnhuter Gemeinde in Christianefeld scheint eine unnöthige politische Maßregel, und die schwedische Marketenderin, mit ihren Confidenzen von Liebe und Sünde, kommt dem Leser wie hereingeschneit vor. Die Liebe des frommen Bruders Adolf Ennemann zu diesem Marketendermädchen ist ebenso unerklärlich als die der Herrnhuterschwester Marie zum Oberst Acosta, der sie mit Gewalt entführt hat. Auch möchte, daß die Übersetzung auch aus dem Schwedischen manches nicht Übersetzenswerthe der deutschen Sprache einverleiben wird, weil einige Meisterwerke die Aufmerksamkeit des Lesers auf die schwedische Literatur gerichtet hatten. Es gibt deutsche Federn genug, die unbedeutende Originalproducte liefern, warum auch noch Undeutendes übersetzen, das ist wahrhaftig kein Gewinn. Der Übersetzer vorliegenden Werkchens versteht indeß wol die schwedische Sprache besser als die deutsche, denn in dieser bewegt er sich unbehülflich und erschwert oft sogar das Verständniß, während ein gewisses häufig und nicht am rechten Platz wiederkehrendes „Er" das deutsche Ohr verletzt. 8.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Grund und Ziel der Wissenschaft. Eine Rede. Gr. 8. Kreuznach, Voigt. 5⅓ Ngr.

Beinhöfer, C. A., Die gnade Frella. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Ostfrieslandes. Gr. 8. Leer, Prätorius u. Seyde. 20 Ngr.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Doberan im September 1841. Herausgegeben von dem Geschäftsführer A. v. Lengerke. Gr. 8. Güstrow, Opitz u. Comp. 3 Thlr. 10 Ngr.

Crusenstolpe, Baron v., Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden. 3ter Band. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr. 10 Ngr.

Curtmann, W. J. G., Die Schule und das Leben, eine gekrönte Preisschrift. Gr. 8. Friedberg i. d. W., Bindernagel. 22½ Ngr.

Diäophilos, Des Bischofs Dr. Dräseke Wesen und seine Feinde, oder: Kritik über drei ihn infamirende Schriften. 8. Leipzig, Hartknoch. 7½ Ngr.

Fränkel, M. B., Die Unmöglichkeit der Emancipation der Juden im christlichen Staate. Als Entgegnung historisch nachgewiesen. Gr. 8. Elberfeld, Hassel. 22½ Ngr.

Fritsche, F. G., Dr. Friedrich August Wolf als Prediger. Fragment einer Vorlesung. Gr. 8. Grimma, Gebhardt. 8 Ngr.

Geschichte der Kreuzzüge. Nach Michaud und andern bewährten Schriftstellern. 3 Theile. Mit 6 Bildnissen und 1 Karte. 12. Aachen, Cremer. 25 Ngr.

Liepmann, J., Der Oelgemälde-Druck erfunden und beschrieben. Gr. 4. Berlin, Sachse u. Comp. 1 Thlr. 10 Ngr.

Drsbach, J. v., Vater Roland, eine northumberländische Erzählung. Nach dem Englischen. 12. Aachen, Cremer. 10 Ngr.

Otte, F., Schweizer-Sagen in Balladen, Romanzen und Legenden. Neue Sammlung. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 18¾ Ngr.

Rand-Glossen zu den im schwäbischen Merkur wiederholt bekränzten Schriften: Briefe zweier Freunde, des Bruder Stuttgarters an den Bruder Leipziger über die Motive des Hochwürdigsten Bischofes von Rottenburg und die beiden Vorschläge: zur Verständigung, und zur Güte in Sachen der gemischten Ehen mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg; nebst einem Excursus über das gemeine erbärmliche Schmähibell die Ultras in Kirche und Staat mitgetheilt aus den Papieren eines Scholiasten. Gr. 8. Augsburg, Reichel. 10 Ngr.

Rom und Loretto. Von dem Verfasser der Wallfahrten in der Schweiz ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt von F. X. Steck. 2 Theile. 8. Tübingen, Laupp. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schlegel, A. W. v., Essais littéraires et historiques. Gr. 8. Bonn, Weber. 3 Thlr.

Stein, K., Chronologisches Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. 3te Abtheilung: Von der Juli- oder neuesten französischen Revolution bis auf unsere Zeit. Das Jahr 1841. Gr. 12. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 190. — 9. Juli 1842.

Du génie des religions, par *E. Quinet*. Paris 1842.

In der Einleitung zur Übersetzung der Herder'schen „Ideen zur Philosophie der Geschichte" und in der Sammlung „Vermischter Aufsätze", im Fach der schönen Wissenschaften, hat sich der Verf. als einen Mann zu erkennen gegeben, der die deutsche Wissenschaft mit origineller Kraft des Geistes aufzunehmen und mit Erfolg anzuwenden versteht, über deutsche Literatur und Volksthümlichkeit gründlichere Kenntnisse besitzt und für das Eindringen in dieselben mehr Gemüth, Phantasie, Begeisterung, Liebe, Fleiß und Ernst mitbringt als Cousin, Saint-Marc Girardin, Marmier und andere französische Germanisten. Der zweite Band des oben angezeigten Werkes wird nach Dem, was der erste erwarten läßt, beiweitem Alles übertreffen, was über moderne Cultur von neuern französischen Denkern und Schriftstellern beigebracht worden ist. Hier finden wir den Verf. in wichtigen Untersuchungen über die Religionen des heidnischen Alterthums und ihren Zusammenhang mit der Völker- und Staatenbildung Indiens, Persiens, Ägyptens, Babyloniens, Phöniziens, Palästinas und Griechenlands. Wir sehen ein redliches, ungezwungenes Bestreben, jedem Gebildeten die Sache so nahe als möglich zu legen, in jedem, zum mindesten von Einem Punkte aus, einen unauslöschlichen Eindruck zurückzulassen, der zu eigenem Leben, Anschauen und Nachdenken erwecken möge. Haben uns die „Vermischten Aufsätze", vorzüglich die des zweiten Bandes, tiefe Achtung für den gedankenreichen Verf. abgewonnen, so hat diese Schrift von dem Geist der Religionen unsere ganze Liebe, wie sie selbst voll der Liebe ist. Und ist der Gegenstand derselben, das wundersame Dunkel der Dinge, das innerliche Geheimniß des Himmels und der Erde, das innige Verhältniß des Menschen zu seinem Gotte und unser eigenes Gemüth nicht eben ganz eigentlich Gegenstand der Liebe? Wir haben erlebt, was der aufklärerische Geist hiermit getrieben, was er sich erfrecht hat, da er der Liebe vergaß.

Eine unheilige, irreligiöse Zeit hat den bejammernswerthen Beweis geliefert, daß mit dem Abfall von dem göttlichen Geiste alle menschlichen Dinge ihrem Verderben zueilen. So ist die Philosophie, losgetrennt von Gott, dem Urquell alles Wahren, in ein schauderhaftes Spiel menschlichen Aberwitzes ausgeartet, und anstatt als Tochter des Himmels auf Erden Zeugniß zu geben von ihrer Heimat, säete sie, eine treue Gefährtin des Lügengeistes, die Drachenzähne des Zweifels und des Aufruhrs aus. Wo ist noch etwas Sinnliches, Abgeschmacktes, Geisttödtendes, Gottloses, was seit Voltaire und d'Alembert von einer Legion sogenannter Philosophen nicht wäre gepredigt worden? Die Gesetzgebung, ebenso entfremdet der Idee der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit, als der Idee des göttlichen Reiches und dem ewigen Zwecke der Menschheit, aus dem Boden menschlicher Kurzsichtigkeit und Willkür hervorgewachsen, ermangelt aller höhern Autorität und Haltung, und wir sehen ihre Erzeugnisse gleich ephemeren Schatten ohne Würde, Segen und Kraft dahinschwinden. Darum stehen solche Gesetze in so widrigem Contraste mit dem Leben und dem Rechte, anstatt daß sie das Recht mit dem Leben vermitteln sollten. Die Moralsysteme, losgerissen von dem Baum des ewigen Lebens, sind dürren Zweigen ähnlich, ohne Leben und Kraft, daher auch ohne Frucht und Segen. Die Kunst, fern ihrer ewigen Heimat, weggewandt von dem Quell des Urschönen, ist allmälig so tief von ihrer ursprünglichen Würde herabgefallen, daß sie ihre bis zur Vollendung ausgebildeten Mittel nur der Schilderung des erbärmlichen und beschränkten irdischen Daseins weihet. Und so ist sie, wie das ganze Leben, eine elende verstümmelte Prosa geworden, ohne Licht und Freude, ohne Würde und Gehalt, ohne Liebe und Seligkeit; überall nur trockener Calcul des einäugigen Verstandes, überall ein rastloses Jagen und Treiben selbstsüchtiger Leidenschaft, überall ein bloßes Künsteln und wunderliches Spielen mit Farben und Tönen, mit Worten und Klängen; nirgend ein reiches, tiefes, lebendiges, gotterfülltes Gemüth, nirgend ein geniales Schaffen aus dem innersten Leben!

So alles menschliche Leben in der Trennung von Gott. Doch eine Götterdämmerung ist in Frankreich eingetreten; man hat Gott nicht mehr, aber man sucht ihn, und er ist ja Denen nahe, die ihn suchen. Unten zwar ist es noch fürchterlich, aber auf den Höhen ist es bedeutend besser geworden. Ein neuer warmer kräftiger Lebenshauch wehte durch das von Karl X. und der Congregation befreite Frankreich, und obgleich der erste Eifer nach langer Ruhe wieder erkaltet ist, so reget sich das einmal wieder entzündete Leben des Glaubens in tausend treuen Seelen

fort und strebt allmälig alle socialen Verhältnisse zu durchdringen und neu zu beleben. Lange wol mag es noch dauern, bis die ganze erstarrte Masse, bei dem riesenhaften Widerstreben des Unglaubens, von diesem bessern Geiste durchdrungen sein wird; aber vergleicht man die Gegenwart mit den letzten drei Decennien, so sieht man, daß der Würgengel der Zerstörung seine höchsten Triumphe gefeiert hat. Hier und da erhebt sich das Heilige und Ehrwürdige wieder aus dem Schutte; reger wird das Bedürfniß nach dem göttlichen Wort, inniger die Sehnsucht nach dem Heil, immer lebendiger die Liebe zu Geschichte und Alterthum, fühlbarer wieder der Segen der Religion; Philosophen, Staatsmänner, Künstler, obgleich noch in geringer Anzahl, wenden sich wieder nach dem Aufgang aus der Höhe, um ihre Kreise mit den Keimen des göttlichen Lebens zu befruchten, wohl einsehend, daß eine Wiedergeburt der Dinge nur zu erwarten ist von der Rückkehr*) zu jenen unwandelbaren Principien, die als Offenbarungen der göttlichen Vernunft, wie freundliche Sterne des Himmels, ins menschliche Leben hereinleuchten. Die Religion, dieser unversiegliche Quell aller Verjüngung, reicht uns die leitende Hand aus dem Labyrinthe der Zeit; sie erhebt uns zu jener klaren Weltanschauung, die, unberührt von den Stagnationen der Sündflut, das All ermißt, weil sie den Einen erkennt und das Einzelne durchdringt, weil sie vom Ganzen durchdrungen ist. In ihr liegen die Keime der Wiedergeburt für die Gesetzgebung und Moral, für Wissenschaft und Kunst.

Das ganze Universum ist Offenbarung des göttlichen Lebens, alles Sichtbare nur Widerschein des Unsichtbaren, alle Erscheinungen der Natur und Geisterwelt nur Reflexe der ewigen göttlichen Ideen. Gott ist also das Wesen aller Wesen, das Leben alles Lebens, der Urquell und Mittelpunkt alles Seins und Denkens, das unwandelbare Gesetz aller Bewegung und Erscheinung. Alles ist von ihm, aus ihm, durch ihn, in ihm; Alles hat also erst ein wahres Sein, insofern es Ausdruck und Offenbarung seines Wesens ist. So wie nun das sichtbare Universum und die unsichtbare Geisterwelt Offenbarung der göttlichen Idee ist, so hat auch in der Menschenwelt nur Das ein wahres Sein, was und insofern es diese ewige Idee in sich trägt und offenbart; also auch alle Erscheinungen in der Menschenwelt haben nur dann die Wesenheit des Wahren, wenn sie, aus dem göttlichen Worte geboren, Manifestationen der ewigen Ideen sind. Alle menschlichen Strebungen, alle socialen Einrichtungen, das öffentliche und häusliche Leben, Gesetzgebung, Moral, Wissenschaft, Kunst empfangen nur von dieser Licht, Bedeutung und Weihe. Da nun die ewige Idee Gottes nur im Glauben erfaßt wird, so werden sich im Leben eines Staates oder eines Volkes die Ideen der ewigen Wahrheit, Gerechtigkeit, Weisheit, Heiligkeit und Schönheit nur in dem Maße abdrücken, als das Volk eine höhere Stufe religiöser Bildung erreicht hat. Nur wenn Priester und Gesetzgeber, Gelehrte und Künstler aus der Quelle ewiger Weisheit schöpfen, wird sich wie in der Kirche die ewige Heiligkeit, im Staate die ewige Gerechtigkeit, in der Moral das Urgute, in der Wissenschaft das Urwahre, in der Kunst das Urschöne, also im ganzen Leben des Volkes die Idee des göttlichen Reichs offenbaren.

Die neuere französische Wissenschaft ist noch nicht so mild und empfindungsreich geworden, daß sie jetzt schon die Zartheit und Innigkeit von diesen innerlichen und verborgenen Beziehungen zu behandeln vermöchte, wie sich gebührt; sie hat noch vielen groben Stoff wegzuschaffen, ehe das Bild der Natur und Menschenwelt erkennbar dastehen wird; bis dahin ist gut, vom Geist der Religion entweder ganz zu schweigen, oder ihn so aufzunehmen, wie Quinet gethan, mit Milde und Liebe, welche fürs erste allein mit Recht hier annimmt oder zurückweiset, was sich darbietet. Die Menschen sind durch Leichtsinn der im vorigen Jahrhundert herrschenden Aufklärung ganz abgekommen von Dem, was unter der Oberfläche liegt; durch die harten Schläge der letzten 50 Jahre dagegen verwirrt geworden und schwindlicht, sodaß sie sich an dem Hervorragendsten halten, und, wo dies überhaupt geschieht, oft nur mit Angst oder mit Reue und Zerknirschung ins Innere sich wenden. Die Jugend aber will meistens schon ganz vollkommen das verborgenste Leben von innen heraus verstehen und wissenschaftlich construiren, indeß ein anderer Theil derselben mit affectirter Gemüthlichkeit an sich alter herz- und liebloser Wollüstigkeit in der Nacht der Dinge sich so lieblich und wohl zu befinden vorgibt. Diese falsche Empfindsamkeit, wie die alles Gemüth zersprengende Hoffahrt auf eine, bis jetzt noch unverdiente, wissenschaftliche Gewalt beweisen gleich der unter Spott und Verachtung versteckten Scheu der Aufklärer vor Dunkel und Nacht, wie nothwendig es sei, hiermit auf dem rechten Wege vertraut zu werden. Geschieht dies, so ist eine neue Welt dem Gemüthe aufgethan und der Sinn für dieses stillwirkende Gemüth wieder eröffnet; es läßt sich vom Grund der Liebe aus ein lebendiges Wissen erwerben.

Der Verf. fühlte, ehe er zur Lösung seiner Aufgabe überging, das Bedürfniß, sich von allem Weltgetümmel zu reinigen und sich aller Verkettung äußerer Parteiung zu entziehen. „Anstatt den Geist meiner Zeit in jene entlegenen Zeiten mit hinüberzunehmen", sagt er in der Vorrede, „habe ich mich vielmehr bestrebt, den modernen Menschen abzulegen und den alten anzuziehen." Und das war ebenso wohlgethan als zweckdienlich; denn nur dem gereinigten, in sich gekehrten Gemüthe ergibt sich die göttliche Natur, und wird es vergönnt, die Formen des Menschlichen in reiner Eigenthümlichkeit zu fassen, alle trübende Beziehungen zu zerstören, auf jedem Punkte des

*) Es ist hier nicht die Rede von der Rückkehr in ein verschollenes Jahrhundert; die Zeit geht nicht zurück; nicht von der Rückkehr zu dem Leben einer begrabenen Generation; Gott allein kann Todte erwecken; sondern von einer Rückkehr zu Dem, was über allen Zeiten und Generationen liegt, was göttlich-ewig, unvergänglich und eben darum das Richtmaß aller Zeiten und Generationen ist. Diese Rückkehr ist das wahre Vorwärts im Aufwärts!

geschichtlichen und bewußten Daseins alles äußere Verunreinigende mit höherer Hand zu sondern, daß das sorgfältig Getrennte nur mit sich selbst vereinigt sei und mit dem Ganzen; dadurch den Frevel der trennenden Zeit zu zerstören und die ewige Liebe des Gemüths und der Natur, die Religion, kundzuthun. Dürfte man auch dem Verf. bestreiten, daß er sich diejenige Speculation und Weltanschauung zu eigen gemacht, die alle Gegensätze vernichtet; ließe sich auch vielmehr nachweisen, daß er noch in vielen Stücken abgezogener Reflexion und Lebensansicht verhaftet ist, so hat er doch im Ganzen genommen unbedenklich einen höhern geistigen Standpunkt als die meisten seiner Landsleute. Bedenkt man, daß Quinet, wie überhaupt die größere Mehrzahl der jetzt in der Blüte ihres Lebens stehenden französischen Schriftsteller, unter dem Einfluß der sensualistischen Philosophie, Moral und Poesie gebildet und in der Jugend mit positiver Religion auch nicht einmal historisch noch äußerlich bekannt gemacht worden sind; weiß man ferner, welche unendliche Mühe und Anstrengung es kostet, um sich eine zweite sowol wissenschaftliche, historisch-philosophische, als religiös-moralische Erziehung zu geben, so muß man die geistige Metamorphose Quinet's rühmend anerkennen.

Wenn übrigens Quinet auf eine Höhe gelangt ist, wo ihm unendlich viel reiche Aussichten und richtige Tief- und Fernblicke vergönnt sind, so verdankt er dieses zunächst deutscher Bildung und Wissenschaft, deren Schachte er mit großem Eifer befahren hat. Leider ist es ihm nicht gelungen, bis in den innersten Kern einzudringen. Unsere Philosopheme nur als Resultate aufnehmend, nicht aber auf methodischem, wissenschaftlichem Wege sich aneignend, faßt er dieselben in blos verständiger Weise, als abstracte Vorstellungen, und sieht in der neuern deutschen Philosophie lauter Pantheismus, den er auch in unserer neuesten Poesie, in Goethe, Rückert und A. findet und als eine Rückerinnerung des germanischen Geistes an seine indische Urheimat deutet.

Von Philosophie in dem Sinne, den dies Wort bei Aristoteles, Spinoza, Hegel oder Schelling hat, kann bei Quinet keine Rede sein. Quinet's Philosophie ist kein Philosophem, sondern ein Corpus mehr oder minder fester, mehr oder minder richtiger, mehr oder weniger geistreicher Anschauungen über Gott, Welt und den menschlichen Geist. Diese Anschauungen sind weit entfernt aus Einem Stück zu sein, sich zu einem Ganzen abzurunden, einen festen Mittelpunkt zu haben. Quinet ist kein Philosoph, nicht einmal Poet in dem vollen Sinne des Worts, aber doch ein poetisches Gemüth, ein poetischer Geist; einem prächtigen Gefäße vergleichbar, worin der heterogenste Inhalt bunt durcheinander liegt, oder einem tiefen, stürmenden See, in welchem die Trümmer von allerlei gescheiterten Schiffen durcheinander schwimmen; Organisation kann auch das schärfste Auge in diesem Wirrwarr nicht entdecken; aber wie hoch steht selbst diese trübe Mischung der allerverschiedensten Bildungselemente, dieses seltsame Aggregat von Pantheismus, Humanitarismus und Katholicismus über der schalen, religiösen, ethischen und politischen Freigeisterei! Quinet's Buch macht einen wunderbaren Eindruck; seine Gottesidee ist mangelhaft, seine Auffassung der Religionen des Alterthums schwach, und dennoch welch ein Fortschritt! welch ein freudiges Gottbewußtsein! Zwischen Volney's Religionsanschauung und den Quinet'schen Ansichten liegen 1000 Jahre; man denkt, Gott habe ein Wunder gethan. Wir in Deutschland, die von Herder, Schelling, Hegel, Creuzer den Religionen des Alterthums zugeführt worden sind, werden diesen „Geist der Religionen" als Versuch einer Religionsphilosophie unzulänglich finden; um aber Quinet's Werk richtig zu würdigen, dürfen wir nicht vergessen, in welchem Zustande unphilosophischer Bildung sich das heutige Frankreich befindet, und daß die poetische und apologetische Form in Abhandlung metaphysischer Fragen die zweckmäßigste ist, weil ein streng wissenschaftliches, jedes gefälligen Gewandes entkleidetes Werk keine Leser fände und also unnütz wäre. Quinet's Buch, in glänzendem Styl geschrieben und mit poetischer Phantasie aufgefaßt, kann wirken in Frankreich, und wenn der französische Leser durch dasselbe auch nur in den Vorhof des Tempels geführt wird, so steht es ihm ja frei, nicht im Vorhofe zu bleiben, sondern in das Adyton einzutreten. Der deutsche Leser, an substanziellere Seelenspeise gewöhnt, mit Hegel'schen und Schelling'schen Ideen, sowie mit den Resultaten der neuesten orientalischen Sprachforschungen vertraut, nennt Quinet vielleicht oberflächlich. Wir sind nicht im Stande, über das Maß und die Gründlichkeit eines Orientalisten zu urtheilen, und es ist gewiß, daß die Vorstellung einer Naturoffenbarung fürs Menschengeschlecht, einer Offenbarung des Unendlichen durch das Licht und das Meer bei den Indern, durch die gerade Linie bei den Chinesen, durch das Wort bei den Persern, durch das organische Leben bei den Ägyptern, durch die Wüste bei den Hebräern u. s. w., und was daraus folgt, wie es Quinet entwickelt, den Namen der Oberflächlichkeit verdient. Wenn aber Quinet nur ein sehr gelehrter Dilettant in orientalischen Dingen ist, so haben wir eben zu bedauern, daß die Theilnahme dieses Mannes an der Tagespolitik ihm nicht gestattet hat, seinen Studien die nöthige Zeit zu widmen. Wie es sich aber auch mit deren Gründlichkeit verhalten, wie ablehnend man sich auch gegen ihre Resultate stellen möge, es wird Niemanden gereuen, vorliegendes Werk zu lesen. Man wird manchmal den Kopf schütteln, immer aber sich an den dichterischen Anschauungen, an den hellen Gedankenblitzen und geistreichen Entgegenstellungen erfreuen.

„Die Phasen der geistigen Schöpfungsgeschichte der Menschenwelt in Kürze anzugeben, d. h. den Zusammenhang der verschiedenen Culturepochen untereinander festzustellen, die allgemeine von Volk zu Volk fortgehende Überlieferung nachzuweisen und zu untersuchen, wie die Tage in der großen Schöpfungswoche der bürgerlichen Gesellschaft aufeinander folgen" —, war der Vorsatz des Verf. Es sollte betrachtet werden: der Ursprung unsers Geschlechts, das älteste Verhältniß desselben zur Natur, der heiligen Sage aller Völker gemäß, welche von einer

hohen untergegangenen Naturweisheit spricht, die mit der jugendlichen Kraft der Erde übereinstimmt; ferner die in dieser fröhlichen Zeit Alles haltende und führende Gewalt der Natur und die von ihr verliehene Hoheit der alten Propheten und Könige, weiter wie dieses herrliche Leben untergegangen und nur in den Mysterien der alten Völker die Sage davon sich erhalten, wie in den Orakeln noch einzelne Töne herüberklingen und die alten Stimmen räthselhaft vernommen werden, damit das Geschlecht nicht ganz versinke und stets wach bleibe im höhern Sinne, wie dieser allein, nachdem der Eigenwille sich erhoben und das klare Verständniß der Natur getrübt war, den Menschen durch hohen, aber mühseligen Kampf zu voller Erkenntniß führe, wie er durch himmlische Offenbarung erleuchtet dem Eingang des Göttlichen sich öffne und das menschliche Gemüth mitten im Drange und Drucke des alle Welt in Fesseln schlagenden Eigenwillens (des Römerreichs) seine Vermählung feiere mit dem menschgewordenen Gotte.

(Der Beschluß folgt.)

Die ältesten Volksmärchen der Russen. Von Joh. N. Vogl. Wien, Pfautsch und Comp. 1841. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Das Feld der Märchenpoesie unter den Russen ist ein sehr reiches und von Uralters cultivirtes. Es überragt noch jetzt an Frische und Eigenthümlichkeit Alles, was auf dem Boden der aus der Fremde hereingebrachten Cultur daselbst producirt ist. In die Literatur ist indessen vielleicht erst das Wenigste übergegangen. Bücher, Schrift, Bildung sind in dem ungeheuern Reiche nur bei den Eximirten zu finden; das Märchen aber ist Gemeingut des gesammten Volkes. Es lebt in der Bauernhütte, beim Hirten, und auf den Edelhöfen. Der Gutsherr, den die Cultur noch nicht zu ihrem Leibeigenen gemacht, hat seine leibeigenen Märchenerzähler, die auf der Bank am Ofen, oder hinter dem Ofen ihm die langweiligen Stunden wegschwatzen, die Grillen ihm vertreiben, oder den Schlaf anlocken müssen. Freilich sind sie nicht mehr in alten Ehren, wie Hofbarden, Minstrels und Hofnarren, sie rangiren nicht viel besser als Spieluhren an der Wand, die zu gewissen Stunden die Monotonie tödten oder vermehren müssen. Aber sie gehören zum Wesen eines altrussischen Bojarenhofes in der entfernten Provinz. Ihre Erzählungen sind für die Erwachsenen wie die Ammengesänge für die Kinder. Der Herr, die gnädige Frau hören vielleicht nicht auf das tausendmal Wiederholte, denn welcher Märchenerzähler kann immer Neues erfinden — aber sie würden darauf hören, wenn er plötzlich schwiege, wie der Müller, den das Geräusch der Mühle nicht mehr am Schlaf hindert. Aber wenn sie stille stände, schreckt er auf.

Im Volke haben sie noch eine andere Bedeutung. Es sind ihre Träume vom Glück, das während des Wachens sie nie besucht. Der Sklave, ohne Recht und Verlangen nach Ehre, Reichthum, Herrlichkeit, ergötzt sich doch im Märchen an den wunderbaren Fügungen, welche die Verfolgten und anscheinend Armen und Niedrigen zu allem Vollgenuß irdischer Seligkeit führen. Doch, auch im Traum und Märchen ist der Sklave bescheiden. In der Regel sind nur Königssöhne gewürdigt, so von wunderbaren Mächten getragen, geleitet, geschützt zu werden und in der Fülle der Genüsse zu schweigen. Der Zar denkt, handelt, er genießt auch für sein Volk, und das Volk jauchzt und empfindet mit, als wenn es selbst den goldenen Wein schlürfte und die holden Lippen berührte und in den Tonnen Goldes wühlte.

Die orientalische Verwandtschaft und halbe Abstammung des russischen Volkes spricht sich auch in seinem Märchenwesen deutlich aus. So in der Lust dazu, als in ihrem Inhalt und ihrer Form. So viele kolossale Wunder, die ohne moralische Motive und ohne symbolische Bedeutung kommen, vertragen sich nicht mit dem abendländischen Wesen. Wir verlangen in unserer Märchenwelt verkörperte Naturkräfte, Ahnungen, Geheimnisse, überirdische Winke. Die Märchenkräfte des Orients sind in der Regel nur ein todter Spuk, der ins Leben hereingewürfelt kommt, man weiß nicht wie, und fragt auch nicht nach seiner Herkunft und Berechtigung, wenn er nur Das bewirkt, was man will. Ich sage damit nicht, daß nicht eine moralische Idee dabei im Hintergrunde wäre, der Gute muß reussiren und der Schlechte am Ende unterliegen; aber weshalb die Mächte dazu gerade die Wölfe und Raben und Eier und Harfen u. s. w. brauchen, das wird nicht ausgedrückt. Nachdenken und Kritik gehören nicht in die orientalische Märchenwelt. Das Volk will unterhalten, angenehm unterhalten und, geht es, überrascht werden. Das ganz Unerwartete ist das Beste.

Diesen orientalischen Charakter tragen auch diese Märchen unverkennbar an der Stirn. Gewisse stereotype Formen und Zahlen und Redensarten begleiten uns. In allen Märchen begegnet uns derselbe Erzähler in Worten und Anschauungsweise, wenn auch die ursprüngliche Erfindung in dem einen reicher, in dem andern ärmer ist. So reiten die Helden, so schlagen sie, so klopfen sie an und nichts geschieht einmal, die Antistrophe muß dasein, eine drei-, sieben-, neunmalige Wiederholung.

Der geehrte Verf. des Buches berichtet uns, daß die in diesem Bande enthaltenen Märchen theils einer Märchensammlung entnommen sind, welche 1819 unter dem Titel „Spaziergänge eines Großvaters" in Moskau erschienen ist, theils fliegenden Blättern nachgebildet worden, welche allgemein in Rußland verbreitet sind. Näheres über ihren Ursprung zu ermitteln, reiche, sagt er, die historische Kenntniß davon in Deutschland nicht aus, doch bewiesen die stehenden Redensarten und wiederkehrenden Formeln, daß dieselben Rußlands ältester Vorzeit angehörten. Wir sind sehr entfernt davon, dies zu bezweifeln, doch irrt er, wenn er anzudeuten scheint, daß er der Erste sei, der sie uns mittheilt. Mehre davon sind uns schon aus andern Quellen bekannt, andere aus der ewigen Quelle der Volkssage, die alle Volksstämme als Kinder eines Vaters uns zeigt und zu deren Ursprung noch Niemand aufstieg. So findet sich auch in den ältesten russischen Märchen das von der Wiege, dem Hunde und der Schlange. So reich die russische Sage erscheint, ist sie doch in der Erfindungskraft nicht allzu mannichfaltig. Der russische Orient ist nicht der persische. Die Milde, Durchsichtigkeit, die Elasticität, das Aroma und der unerschöpfliche Füllehorn der Phantasie unter Arabiens Sternenhimmel fehlen ihr, wofür sie mit gigantischer Kraft und Schlauheit den Tisch versteht. Hrn. Vogl's Behandlung ist durchaus im Styl des Märchens gehalten und die äußere Ausstattung (wir meinen beide Deckelbilder) fast von reicherer Phantasie als die russischen Märchen selbst. 15.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gedichte

von

Karl Friedrich Heinrich Straß.

(Otto von Deppen.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 191. — 10. Juli 1842.

Du génie des religions, par *E. Quinet*.

(Beschluß aus Nr. 190.)

Der Verf. betrachtet die Erde als den ersten Tempel. Die ganze Weltgeschichte ist ihm ein ununterbrochener Cultus, wozu jede Culturstufe einen Ritus hinzufügt, und in diesem Umzuge des Menschengeistes durch Raum und Zeit erscheint ihm jeder Welttheil als ein besonderes Heiligthum, in nothwendiger Ähnlichkeit und Verbindung mit der daselbst ausgebildeten Religion, die selbst nichts Anderes als ein Ritus in der allgemeinen Religion, wodurch jeder Fleck der Erde mit der Weltökonomie in Zusammenhang tritt. Asien hat mit dem Hymnus der Erde an den Himmel den ersten Act der allgemeinen Liturgie begonnen, wobei die Menschheit als Priester fungirt; in diesem Welttheile, wo die vegetabilischen und animalischen Formen eine ungeheure Größe erreichen, bilden sich auch die ungeheuern Reiche, die in der Staatengeschichte sind, was der Affenbrotbaum und Elefant in der Naturgeschichte, und an den Ufern der drei königlichen Ströme erwachsen die drei Königreiche Indien, Assyrien und Ägypten. Das uferlose Meer, die selbst „in Gedanken unzugänglichen" Bergspitzen, kurz das die Menschheit von allen Seiten einschließende sichtbare Unendliche hat nothwendig den Begriff des Unermeßlichen in Zeit und Raum, oder vielmehr die Idee des maß-, verhältniß- und grenzenlosen Gottes erwecken müssen. Der Orient wird die Wiege der Religionen. Die äußere Natur führt zum Pantheismus und dieser zum Despotismus. Im Orient ist die weltliche Regierung Theokratie, der Herrscher auch Hoherpriester oder Gott, Staatsverfassung und Gesetzgebung zugleich Religion. Die individuelle Persönlichkeit geht in der Pracht des Ganzen rechtlos unter, die Gliederung in Stände wird zum starren Unterschiede der Kasten. Die äußere Natur ist unmittelbar göttlich und die Geschichte der Wirklichkeit Poesie. In schroffem Gegensatz zu dieser üppigen hochasiatischen Natur steht die große arabische Wüste, wo der Mensch, entfernt von allen sinnlichen Eindrücken, abgeschlossen so zu sagen von allen lebendigen Wesen, sich zu der reinen Gottesidee erhebt; die drei spiritualistischen Religionen, die mosaische, die christliche und mohammedanische, stammen aus der Wüste, dem Tempel des Geistes. Auch in Afrika sehen wir, wie das mächtige Leben der Natur über den Menschen seinen Scepter schwingt; hier sind wir auf das eigentliche Gebiet und bis an den Thron der Sinnlichkeit gelangt; glühende Sinnlichkeit scheint dem Verf. die eigentliche Königin Afrikas zu sein, wo die unabläßige Sonnenglut Löwen, Tiger, Elefanten, Strauße und zahllose Affen ausbrütet, wo die kühnste, größte, geilste Thierwelt der Erde fürchterlich und stark ihr Wesen treibt. Von einem warmen Schlummer der Natur umfangen, ersterben in Afrika die edlern Kräfte des Gemüths, Wissenschaften verschwinden ganz, Künste größtentheils. Die geistige Bildung des Menschen wird wieder thierisch, die Religion Thierdienst. Griechenland ist der Vorkämpfer der europäischen Menschheit in dem Befreiungskriege von asiatischem Geistesjoch; hier feiert der europäische Geist den vollständigsten Sieg über den orientalischen. Griechenland war reich an Hülfsquellen, reich an Meeren und Küsten, aber doch nicht so fruchtbar, daß es faule Menschen begünstigte. Die gehörige Mischung des Milden und Starken, des Rauhen und Weichen war in der Natur, doch zeigte diese immer doppeltes Leben gegen den Tod. Die Natur von innen und außen foderte das Volk zu immer munterer, schaffender Thätigkeit auf und gab ihm eine seltene Vielseitigkeit, Rüstigkeit und Beweglichkeit. Vertriebene oder der Unterdrückung wegen aus Asien Ausgewanderte, meist größere oder kleinere Familien, kamen in Griechenland an, und da diese fremden Ankömmlinge entweder mit ihren Familien allein oder doch nur schwach begleitet waren, so konnten sie keine große Haufen der Eingeborenen ihrer Herrschaft unterwerfen, und so geschah es, daß in Griechenland, wie später in Italien, nicht ein großes Reich nach asiatischer Weise, sondern mehre kleine Staaten nebeneinander entstanden. In dieser europäischen Staatenbildung entwickelte sich zuerst der Sinn und das Bedürfniß für das Recht, im Gegensatze der willenlosen Ergebung, die dem Asiaten eigen ist. Die Mattigkeit des asiatischen Privatlebens verwandelt sich in den griechischen Republiken in lebendigthätige Theilnahme am Staat, der asiatische Sklave wird Bürger, freier Bürger. Die von Asien herübergekommenen gigantischen Götterbilder erhalten menschliches Maß und menschliche Verhältnisse. Die Thier- und Menschenungeheuer verschwinden, die Sphinx weicht und die Centauren. Griechenland macht sich zuerst von den Banden frei, womit die dunkle Naturmystik den

Orient gekettet; es zieht die Götter aus dem finstern Heiligthum Indiens und Ägyptens hervor und sie müssen hinfort auf dem öffentlichen Platze, in der Gesellschaft des Volks, leben. Die Götter müssen das Bild des Menschen annehmen, auch sie müssen Bürger werden. Der Pantheismus wird Polytheismus, die Naturvergötterung Menschenvergötterung (Anthropomorphismus). Einiges, mitunter Wichtiges, ist freilich auch hier nur berührt, aber hinlänglich, um Eindruck zurückzulassen.

Die Gründe, womit der Verf. die ursprüngliche Hoheit des Menschen gegen die erniedrigende Meinung von seiner ursprünglichen Wildheit und Roheit vertheidigt, sind ebenso lakonisch als schlagend unwiderleglich; ebenso wahr ist die Ansicht von dem höhern Instinct, welcher die älteste Cultur bewirkte. Es scheint uns die Erörterung hierüber und die Erforschung nach den Sagen und Geheimnissen der Welt etwas Unerlaßliches, sowol, um der falschen Übertragung des Gemäldes verwilderter Stämme auf den ersten Naturzustand, als des jüdischen Glaubens an den Felle bereitenden und Kleider zuschneidenden Gott, der nebenbei auch den Schulmeister macht, loszuwerden, welcher Glaube, besonders auch in Bezug auf Spracherfindung, sich wieder regt in Schriftstellern, von denen man sonst eine bessere Fassung des Mythischen gewohnt war. Bedeutend sind die Gründe, mit dem Verf. überzeugt zu sein, der Sternenhimmel sei das Erste gewesen, was den groß und herrlich geborenen Menschen ergriffen und durch ihn sich in der ältesten Astronomie und Cultur offenbart hat. Wenn einmal die indischen Denkmäler in dieser Hinsicht erforscht sind, wird nicht ausbleiben, daß ein Aufschluß den andern drängt. Was Davy und einige andere Engländer in dieser Hinsicht gethan, ist noch sehr wenig und so wird es bleiben, wie lange man blos Newton'sche Begriffe zu diesem Studium mitbringt, das den freiesten Geist erfodert und hierdurch so wenig aufgeschlossen wird wie die Poesie durch die Fertigkeit des Skandirens. Die ältesten Aussagen der Astronomie, z. B. die geometrische Festsetzung der Schiefe der Ekliptik in den indischen Tafeln, beweisen, daß eine tiefe Kenntniß des Himmels dazu gehörte, und die ältesten Formen gesellschaftlicher Cultur, wie die Eintheilung des Volks in 365 Familien, in zwölf Stämme u. s. w. bezeugen, daß die ersten Staatenstifter ihre Wissenschaft der geweihten Politik entlehnten, welche die Constellationen des Himmels regierte. Der Staat gravitirte um den höchsten Nationalgott, wie das Weltall um das höchste Gestirn; die gesellschaftliche Ordnung war eine Weltordnung im Kleinen.

Nach einigen bedeutungsvollen Blicken auf die Sagen der Völker, über den Ursprung der Sprachen kommt der Verf. auch auf das alte Sanskrit, welches eine der ursprünglichsten Sprachen der Welt, dennoch so vollkommen, so reich und dennoch so einfach, wohlklingend und rhythmisch ist. Dies muß doch wol in der Folge zu ganz andern Resultaten über den Ursprung und die Erfindung der Sprache führen, als man bei der bisherigen verkehrten Weise erhalten konnte. Es wird die Kraft des ersten lebendigen Wortes wohl erwogen, in welchem der Mensch die Dinge verstand und sie liebte, kraft seiner Fülle und hohen Wirksamkeit als erkennendes Organ der Natur. Auch verlangt die Idee von einem in der empfindlichern, regsamern Luft der ältern Erde weit vernehmlichern Rhythmus und einem, hierdurch weit ununterbrochenern, musikalischen Verhältniß der Dinge als vorzüglichem Element der Spracherfindung und Sprachausbildung hohe Achtung und gründliche Untersuchung. Die Eroberung der bramanischen Sprache und Literatur hält der Verf. mit Recht für eins der wichtigsten Momente im geistigen Leben des 19. Jahrhunderts. Es sei damit in die Masse unserer Kenntnisse ein ganz neues Element gekommen, ein Ferment, das wol so kräftig wirken werde wie im 15. Jahrhundert die griechische Sprache, als die erhabene Poesie Homer's mit Göttern und Penaten aus der alten Heimat auszog und zu Florenz, im neuen Athen, ein Asyl suchte und fand. Als damals das gelehrte Griechenland nach Italien eingewandert, habe die lateinische Literatur die fremde Nebenbuhlerin freundlich aufgenommen und ihr das Bürgerrecht ertheilt. Dasselbe werde jetzt das Griechische der Sanskritliteratur gegenüber thun, welche berufen sei, zwischen dem asiatischen und europäischen Geiste das Gleichgewicht herzustellen, das zerrissene Band der heiligen Sage aller Völker wieder zu ergänzen und so die ganze Menschheit wiederum in sich zu verknüpfen. Das alternde Rom verjüngte sich in den letzten Zeiten der Republik durch griechische Kunst und Wissenschaft; ins mittelalterliche Europa kam mit Einemmal frische Lebenskraft, als die classische Literatur sich mit der orientalischen verschmolz und im 16. und 17. Jahrhundert auf den hohen Schulen Griechisch und Hebräisch zumal getrieben wurde. Gleicherweise wird, da sich jetzt der Kreis menschlicher Kenntnisse so bedeutend erweitert findet, ein frischer Geist die Wissenschaft unserer Zeit durchdringen. Allerdings fällt das Licht, das uns dort aufgeht, nicht gleich stark in Aller Augen: der wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit sind zu viele und zu mannichfache, als daß die Menge die Folgen der Einführung einer uralten Literatur schätzen und übersehen könnte; sie sind aber unausbleiblich und im Ganzen und Großen läßt sich ihr wichtiger Einfluß auf die ganze Philosophie der Geschichte, auf das ganze geistige Gebiet der Zeit schon jetzt ahnen und theilweise sogar bereits nachweisen, wie in der neuesten deutschen Poesie.

So oft der Geist Europas in seiner Entwickelung dahin gelangte, daß er in Selbstgenügsamkeit sich gegen außen abschließen wollte, da zerbrach, ehe man es sich versah, durch eine Offenbarung aus dem Orient ein Glied der Kette, die den Geist des Occidents gefangen halten wollte, und alsbald sah der Geist beim geheimnißvollen Schein des neuen Lichts wiederum eine lange, weite Laufbahn vor sich. So schlossen Alexander's Eroberungen den Griechen die Welt auf und die der Römer bahnten dem Christenthum die Pfade; so gaben die Kreuzzüge der Cultur des Abendlands neuen Schwung, daß es den Rest der Barbarei abstreifte und in die Herzen der mächtig aufgeregten Völker die Begeisterung einzog. Marco Polo ver-

suchte zu Lande, was später Vasco de Gama zur See unternahm; Jener dachte dabei nur daran, Venedig mit Chinas Schätzen zu bereichern, Dieser hatte nichts im Auge, als Lissabon mit dem Glanz von Malabar zu umgeben; beide aber bahnten unbewußt den gewaltigsten Eroberungen des Handels den Weg, welchen noch größere geistige Eroberungen die Krone aufsetzen sollten. Die englische Herrschaft in Indien ist das letzte Glied in dieser Reihe förderlicher Unternehmungen; der Genius Europas hat dabei den höchsten Aufschwung genommen und den Orient wahrhaft zu seinem moralischen Eigenthum gemacht.

Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen,

wie Goethe im „Westöstlichen Divan" sagt; sie sind fortan durch ein unauflösliches Band verbunden; ihr Geschick geht Hand in Hand und wenn die Europäer dazu berufen sind, früher oder später die Cultur des Morgenlandes in ihren Grundzügen umzuwandeln, so ist der Orient seinerseits dazu berufen, durch eine Fülle der erhabensten Vorstellungen, die er dem Abendlande zuführt, dem Geist des letztern eine neue Richtung zu geben. So kehrt gleichsam dieser Geist, nachdem er die Welt umkreist, zu seinem Urquell im Orient zurück, um sich in ihm von neuem zu stärken und zu befruchten. Die hochwichtigen Untersuchungen über die Anfänge aller Menschenbildung, über das ursprüngliche Verhältniß des Menschen zu der Natur und seine älteste Cultur, über den Ursprung der Völker- und Staatenbildung, der Sprachen und Religionen, Fragen, welche Schlendrian und Systematik bequem bei Seite geschoben oder längst erledigt zu haben meinten, kommen aufs neue und aufs erfreulichste in Anregung und gewinnen eine Tiefe, je sicherer sie sich auf einen bestimmten Punkt beziehen. Unser Sinn erhält einen neuen, unermeßlichen Gesichtskreis und der moralischen wie der physischen Geschichte des Erdballs steht eine Umwälzung bevor, ähnlich derjenigen, welche sich mit der Geschichte des Himmels zugetragen, seit Herschel und Laplace mit den durch die Wissenschaft der neuen Zeit vervollkommneten Werkzeugen darin zu lesen angefangen wie in einem offenen Buche. Europa aber trägt nur eine Ehrenschuld ab, erfüllt nur die Pflicht der Dankbarkeit, wenn es die Wiedergeburt des Orients von sich ausgehen läßt.

Man hat sich von jeher bitter wider die systematische Eroberungssucht der Europäer ausgesprochen: man kann alle Niederträchtigkeit des Krämergeistes, alle Greuel des Religionsfanatismus vollkommen zugeben, ohne darum die Rechte zu verkennen, die sich Europa als Culturmacht und kraft des Herrenrechts, wie Hegel sagen würde, in jenen Ländern erworben hat. Betrachten wir aufmerksam, welche Folgen sich für den Orient daraus ergeben haben, daß Europas Handel und Industrie den Zug nach Indien genommen, so werden wir finden, daß jene Länder sich schon deshalb darüber zu freuen haben, weil damit der muselmännische Druck, der alle Fortschritte im Keime erstickte, von ihnen genommen ist. Bereits bietet Indien uns freundlich die Hand: was die Scheiterhaufen der Inquisition zu Goa nimmer zu bewirken vermochten, entwickelt sich von selbst, seit es englischen Gelehrten gelungen ist, in die Wissenschaft und Literatur der Völker an den Ufern des Ganges neues Leben zu bringen. Die Wißbegierde der Europäer hat bald auch die der Bramanen rege gemacht und sehr bedeutend ist schon jetzt die Anzahl von Männern aus dieser Kaste, welche nicht nur Englisch sprechen, sondern sogar Englisch über wissenschaftliche, religiöse und politische Gegenstände schreiben. Die Literatur des neuern Europa ist zu Benares und Kalkutta keineswegs mehr eine ganz fremde, und wenn im Lauf der letzten 25 Jahre das Sanskrit zu London, Paris, Berlin und Bonn vielfach Eingang gefunden hat, so werden dagegen die großen Schriftsteller Englands in Ländern bewundert, wo sie sich in ihren ausschweifendsten Erwartungen nimmermehr Leser gedacht hätten. Diese Leichtigkeit und Geneigtheit der Bramanen, sich mit den europäischen Sprachen vertraut zu machen, wogegen das mohammedanische Asien unsere Cultur aufs hartnäckigste von sich weist, muß in den Abendländern ein sehr günstiges Vorurtheil für ihre Literatur wecken.

In dem Buch über die Religionen Hochasiens untersucht der Verf. die Vedas, die für den Inder Das sind, was dem Christen die Bibel ist, und für den europäischen Gelehrten eine reiche noch auszubeutende Mine. In dieser Sammlung, die sich aus dem höchsten Alterthum herschreibt, haben die Bramanen den ganzen Schatz ihrer physischen und metaphysischen Kenntnisse, ihre theologischen und moralischen Lehren niedergelegt und in diesen unschätzbaren Büchern spiegelt sich die ganze Urzeit, die patriarchalische Welt des merkwürdigsten Volks. Mit Recht hat der Verf. die verschiedenen philosophischen Systeme, die bramanische Philosophie der Duganischats und die orthodoxe auf die Vedas gegründete Philosophie der Vedanta-Sutras, die beiden indischen Epopeen, den „Ramayana" und „Mahabharata", sowie das Drama „Sakontala" mit in die Untersuchung gezogen, welche fleißiges Studium der reichhaltigsten und wichtigsten Werke über indische Literatur und genaue Bekanntschaft mit den Resultaten der Forschungen Colebrooke's, Rosen's, Poley's und A. beurkundet.

In einer Reihe schön geschriebener Capitel handelt der Verf. nacheinander die Religionen Westasiens, Persiens, Ägyptens, Babyloniens und Phöniziens ab und wendet sich alsdann zu der hebräischen Religion, Poesie und Philosophie, wo er die Gold- und Silberbarren deutscher Wissenschaft, d. h. die Studien eines Herder, eines Gesenius, eines de Wette, eines Ewald und A. zu courranter Münze ausprägt und unter seinen Landsleuten in Umlauf zu bringen sucht. Sehr anregend und anleitend zu tieferm Nachdenken sind die Andeutungen über die verschiedenen Ausgestaltungen des antiken und modernen Zweifels in Hiob, Prometheus, Hamlet und Faust, und die hierauf folgenden Ansichten über die religiösen Revolutionen in ihrem Zusammenhange mit der Umgestaltung der Kunstformen sind recht interessant, ebenso wie am Schluß die Verhältnisse Griechenlands zum Orient und die Beziehungen der griechischen Religion auf Poesie,

Kunst, Philosophie und Staatsleben sehr geistreich und glänzend dargestellt werden. Es finden sich in diesem letzten Buche, wie überhaupt in dem ganzen Werke, überaus wichtige Gedanken, eine Menge geistreicher, tiefsinniger Anschauungen, freilich neben vielen Irrthümern, Vorurtheilen und Geistesschwachheiten, besonders da, wo es sich um das Begreifen speculativer Elemente handelt. Die wissenschaftlichen, sowol historisch-philosophischen als religiös-moralischen Ansichten, welche Quinet in seinem Werke ausspricht, können allerdings nicht als das letzte Wort philosophischer Wissenschaft und Erkenntniß betrachtet werden, haben jedoch das Gute, daß sie, wenn auch nicht die ganze und tiefste Wahrheit, doch in der Wahrheit, daß sie nicht positiver Irrthum sind, den man bei wachsender Erkenntniß ganz abthun müßte. Der Standpunkt, auf den uns Quinet stellt, macht keine Rückkehr nöthig und ein Weiterschreiten unmöglich. Möge er von den Franzosen begriffen und benutzt werden! 44.

Französische Eisenbahnliteratur.

Nachdem in Frankreich viel über Eisenbahnen und Dampfmaschinen gesprochen, aber wenig dafür gethan ist, fangen endlich die Kammern an, sich ernstlich mit dieser Lebensfrage der Gegenwart zu beschäftigen. Wir können uns hier nicht auf eine Würdigung der wichtigsten Reden, die über diese Angelegenheit in der Deputirtenkammer gehalten sind, einlassen, indessen halten wir es für zweckmäßig, eine Reihe hierauf bezüglicher Werke zusammenzustellen, die in rascher Folge in Frankreich erschienen sind. Ihr Werth ist zum Theil so bedeutend, daß es gut ist, wenn Diejenigen, denen die Leitung von derartigen Unternehmungen obliegt, auf diese Erscheinungen der pariser Presse aufmerksam gemacht werden. Das Werk vom Baron von Bourgoing, dem französischen Botschafter in München, ist bereits in deutschen politischen Blättern hinreichend besprochen und gewürdigt worden, und es verdient auch, besonders seiner allgemeinen Betrachtungen wegen, diese vorzügliche Aufmerksamkeit. Ganz ausgezeichnet ist eine Schrift von Brineau, betitelt: „Chemins de fer d'Angleterre, application à la France des résultats de l'expérience de l'Angleterre et de la Belgique" (Paris 1842). Der Verf., erster Ingenieur bei den Minen und Mitglied der Deputirtenkammer, ist seinem Gegenstande völlig gewachsen. Er hat die Eisenbahnen Englands und Belgiens gründlich studirt und die Resultate, die dieses Studium ihm gegeben hat, werden für Frankreich nicht verloren sein. Nordamerikas Eisenbahnnetz bildet den Gegenstand eines Werks von Poussin: „Chemins de fer américains" (Paris 1842), das sich noch neben Mich. Chevalier's werthvollem ausführlichern Werke „Sur les voies de communication en Amérique du Nord" (3 Bde., Paris 1841—42) mit Nutzen gebrauchen läßt. Poussin war lange Jahre Genieoffizier in Amerika und ist es vielleicht noch, hatte also Gelegenheit, seinen Gegenstand zu ergründen. Ein anderes Werk: „De l'influence des chemins de fer et de l'art de les tracer et de les construire par *Séguin*", können wir nicht beurtheilen; es ist uns bis jetzt nicht zu Augen gekommen. Außer diesen Werken hat man neuerdings auch die hervorragendsten englischen Werke, welche das Eisenbahnwesen betreffen, in Frankreich durch Übersetzungen eingebürgert. Dahin gehört die Übertragung von dem bekannten Werke des Engländers Wood, die von de Mont-Richer und de Franqueville herausgegeben ist („Traité des chemins de fer", Paris 1842). Edmond Teisserene, der von einer ausgedehnten Reise in Deutschland und Belgien nach Paris zurückgekehrt ist, hat von seiner wissenschaftlichen Wanderung aus die Beobachtungen, die er über die Eisenbahnarbeiten der Nachbarländer gemacht hat, im Journal „La Presse" von Zeit zu Zeit mitgetheilt. Gegenwärtig hat er diese Berichte gesammelt, vervollständigt und mit ausgedehnten Zusätzen versehen unter dem Titel „Lettres sur la politique des chemins de fer" abdrucken lassen. So viel wir diese Briefe, wie sie in der „Presse" abgedruckt waren, nach einer flüchtigen Lecture beurtheilen können, scheint es uns, daß neben treffenden Betrachtungen und werthvollen Beobachtungen doch zuweilen grobe Irrthümer, besonders in den Zahlen mit untergelaufen sind. Endlich wollen wir noch auf ein Werk aufmerksam machen, von dem ganz kürzlich der erste Theil erschienen ist. Wir meinen „Etudes sur les grandes lignes de communication par *M. Barillon*" (Paris 1842). Die erste Abtheilung, die uns zu Gesicht gekommen ist, behandelt hauptsächlich allgemeine Fragen und scheint uns von hoher Bedeutung. Wir schließen diese Liste neuerdings erschienener Eisenbahnwerke, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen. Es wird uns gewiß mehr als ein Werk entgangen sein, das werth wäre, in die Hände deutscher Leser zu kommen. Man sieht, daß es den Franzosen jetzt Ernst ist, die andern Nationen, die auf diesem Felde ihnen vorangeeilt waren, wieder einzuholen, während noch vor wenigen Jahren die Stimme unsers Landsmanns List, der den Eisenbahnunternehmungen in Frankreich einen Schwung geben wollte, ungehört verhallte. 50.

Notizen.

Der vor Monaten erfolgte Tod eines ausgezeichneten französischen Gelehrten, dessen Name aber kaum über Frankreichs Grenzen hinausgedrungen ist, hat in d. Bl. vielleicht nicht einmal eine Erwähnung gefunden. Ottavi, gebürtig aus Ajaccio in Corsica, mit der Familie Bonaparte's weitläufig verwandt, hat als Lehrer vielfach gewirkt, für seinen literarischen Ruf aber wenig gethan. Gegenwärtig wird eine Auswahl verschiedener Aufsätze aus seiner Feder vorbereitet, die man in seinem Nachlasse größtentheils noch ungedruckt gefunden hat. Besonders thätig war er als Professor am Athénée zu Paris, wo wir uns erinnern, von ihm ein höchst interessantes Collegium über Geschichte des französischen Journalwesens gehört zu haben. Außerdem war er eines der einflußreichsten Mitglieder vom Institut historique, das mit geringen Mitteln Bedeutendes geleistet hat. Ottavi war eine der liebenswürdigsten Erscheinungen, anregend, belehrend und witzig in seiner Unterhaltung und hatte die Gabe, sich viele Freunde zu erwerben und zu erhalten. Diejenigen, die ihn kannten, haben seinen Verlust noch nicht verschmerzt, ganz kürzlich hat noch einer seiner Freunde in einer kleinen poetischen Gabe ihm ein Lebewohl nachgerufen („Stances sur la mort de J. Ottavi par *Turrel*", 1842) und auch uns mag man verzeihen, seinem Andenken noch nachträglich ein paar Zeilen gewidmet zu haben. Wenn seine vermischten Schriften erschienen sind, so werden wir mit mehr Recht ihn zum Gegenstand einer literarischen Unterhaltung machen können.

Es kann in der Geschichte der politischen Wissenschaften kaum einen interessantern Punkt geben als die allmälige Entwickelung der Königswürde. Welche Phasen hat sie nicht durchlaufen, welche Gegensätze liegen nicht in den Lehren der Anhänger des „göttlichen Rechts" und Derer, die schon längst der ganzen Königswürde die Leichenrede gehalten haben! Es ist allerdings eine schwierige Aufgabe, ihren Entwickelungsgang historisch zu verfolgen; schwerer aber noch ist, das Verhältniß nachzuweisen, in dem die Königswürde zur Gegenwart steht. Diese Aufgabe hat sich der Graf de Pradel in seinem vor kurzem erschienenen Werke: „De la royauté au 19ième siècle" (Paris 1842) gestellt, und so weit es sich von seinem einseitig-royalistischen Standpunkte aus erwarten ließ, mit Unparteilichkeit gelöst. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 192. — 11. Juli 1842.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. Einundzwanzigste und zweiundzwanzigste Lieferung. — Auch u. d. T.: Ein Besuch auf Montenegro. Von Heinrich Stieglitz. — Acht Wochen in Syrien. Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzugs 1840. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unter den literarischen Verdiensten unserer Zeit wird dereinst nicht vergessen werden, was dieselbe für die Länder- und Staatenkunde, für Geographie und Statistik gewirkt und für kommende Zeiten gesammelt hat. Fleißiger wenigstens wie die unserige war darin keine frühere Zeit, welche in Durchforschung und Schilderung der fernsten Landschaften, wie in Berichtigung und Beleuchtung der nähergelegenen, aber vernachlässigten oder ungenau dargestellten Länder einen ganz besondern Eifer entwickelt. Die vorliegende verdienstliche Sammlung hat sich vorzüglich die Ausfüllung solcher Lücken durch Specialschriften von kleinerm Umfange zur Aufgabe gestellt und erfüllt diese mit Erfolg.

Heinrich Stieglitz' „Besuch auf Montenegro" bildet unter allen Gesichtspunkten einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß des kleinen, interessanten Berglandes, das wir Montenegro nennen und das in seiner rauhen Unabhängigkeit, auf kriegerische Sitten gegründet, in der europäischen Staatenfamilie wie eine seltsame Anomalie dasteht. Ein kleines Völkchen, kaum 100,000 Köpfe stark, nur seinen eigenen Gesetzen gehorsam, unabhängig geblieben zwischen zwei in langen Kämpfen verwickelten Staatskolossen, siegreich gegen beide, oder durch ihre Eifersucht geschützt, treu den ererbten Sitten, arm und glücklich, der Civilisation unzugänglich, aber der Natur treu und ihre ursprünglich poetischen Züge fest bewahrend, jedem Joche unbeugsam, ein solches Völkchen macht auf unsere Theilnahme einen unabweisbaren Anspruch. Wie sehr wir auch die Civilisation lieben — es freut uns zu sehen, daß man auch ohne sie glücklich sein könne. Die Industrie ist Prosa, die Natur ist Poesie, wir lassen uns ihre Irrthümer gern gefallen, um ihrer Wahrheiten willen.

Von ähnlichen Gefühlen scheint der Verf., der bekanntlich in Venedig wohnt, belebt und angetrieben worden zu sein, als er die schwarzen Berge vom Meßplatz zu Cattaro aus betrachtend, von Verlangen ergriffen wurde, diese schwarzen Berge und das kühne, rohe und freie Volk näher anzusehen, das in malerischen Gruppen und Trachten von ihnen zur Meeresküste herabstieg. Wir vermögen es diese Empfindungen zu theilen, ja, in Augenblicken, wo die Verkehrtheiten der Politik, die Inconsequenzen der Lebensbestrebungen, die düstern Seiten des Processes der Civilisation uns besonders berühren, sind wir im Stande, eine unnennbare Sehnsucht nach Naturzuständen, nach Sitteneinfachheit und ursprünglichen Anschauungen in uns aufzunehmen, bis dahin, daß wir wiederum erkennen, daß auch diese Sehnsucht eine Täuschung, aus menschlichen Empfindungen entsprossen, sei. Genug, der Verf. folgt dieser Einladung, und wir wissen ihm dafür Dank, da diesem Entschluß nicht blos die frischeste, sondern auch die anschaulichste und lebendigste Schilderung des Landes entflossen ist, die wir kennen. Die Unzuverlässigkeit seiner Vorgänger alter und neuer Zeit bis auf Sommières herab, und mit alleiniger Ausnahme der bei Cotta 1837 erschienenen, von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch herrührenden Skizze von Montenegrien, ist wahrhaft classisch und nöthigte um so mehr zur Berichtigung, als z. B. Bolizza's Fabeln und Märchen in den allgemeinen Glauben übergegangen sind.

Der Verf. schickt zuerst auf 56 Seiten einen Abriß der Landesgeschichte voraus, der, ohne besonders klar und übersichtlich zu sein, doch das Verdienst hat, die frühern Verhältnisse Montenegriens zur Pforte und zu Venedig und seine seit etwa 100 Jahren festgestellte politische Unabhängigkeit ins Licht zu stellen. Die fünf montenegrischen Landschaften enthalten jetzt auf 90 Quadratmeilen etwa 100,000 Bewohner, nach Bolizza in 3524 Häusern, und darunter 18 — 20,000 waffenfähige Männer; die Namen der fünf Districte sind: Catunska-Nahia, Rietschka, Zernitza, Ljeschanka und Berda. Das Kloster Zetinje gilt für den Hauptort, wie es die gewöhnliche Residenz des Vladika, des geistlichen und weltlichen Oberhauptes der Montenegriner, ist. Zu den volkreichern Ortschaften gehört Nieguschi und dahin geht der Zug des Verf., nachdem er uns noch von den ziemlich unbedeutenden Kämpfen berichtet hat, die 1839 mit den östreichischen Grenzposten statthatten und welche damit endeten, daß Östreich die streitigen Gebiete theils austauschte, theils

an sich kaufte. Seine Führerin bei diesem Zuge war seltsamerweise eine junge Frau aus den edeln Geschlechtern des Landes, die Gattin des Drago Petrowitsch und Tochter des Knes Jacow von Grahowo. Die Unverletzbarkeit der Frauen gab gerade dieser Führerschaft die größte Sicherheit. Unter Vortritt seiner jungen ritterlichen Führerin, der überall auf ihrem Wege ein ehrerbietiger Handkuß geboten wird, bringt der Reisende gleich östlich von dem Thore Gurdiccio in das montenegrische Gebiet ein. Der Weg wird sogleich Saumpfad, nur für das Maulthier zugänglich und die Ziegen, welche einzeln an den düstern Bergwänden emporklettern. Von dem Höhenzickzack her zeigen sich die Bocche di Cattaro, ein reizendes Bild; bald verschwindet auch dies. Auf der Bergebene, an Brunnen, neben Wiesen und Heerden, zeigen sich einzelne Steinhütten, einzelne Menschengruppen, freundlich und neugierig, schäkernde Mädchengruppen, grüßend und begrüßt; waren diese verlassen, begann die Einöde wieder; schwarzes Steingeröll, öde Saumpfade, dunkle Bergzüge, mit spärlichem, von Ziegen beweidetem Graswuchs. Das ist Montenegrien. Auf kleinen, dem Steinboden mühsam abgewonnenen Feldern arbeiten, die Flinte überm Rücken, Handschar und Pistolen im Gürtel die Männer; um die Hütten grunzen Schweine, Kinder wälzen sich am Boden und Frauen schälen das in Stäbe gebundene Färbeholz, einen Hauptausfuhrartikel Montenegriens für den Bazar von Cattaro. Daneben sitzen gewaffnete Männer, müßig ihre Pfeifen schmauchend, und zottige Hunde springen mit wüthendem Gebell auf den nahenden Fremdling zu. Nach Übersteigung zahlloser schwarzer Höhenzüge — denn Montenegrien, Zerragora, trägt den Namen mit der That — wird die Ebene von Nieguschi erreicht. Anmuthig auf einem Hügel zeigt sich ein weißes Kirchlein, von dem herab sich halbkreisförmig ein Kranz von Hütten schlingt. Dies ist Nieguschi, die zusammenhängendste der montenegrischen Ortschaften. Baumlose Weiden umringen den Ort, die größten Eigenthum des Vladika. Der Empfang in der Hütte des Gastfreunds, Drago, der jungen Führerin Gatte, das Mahl, das dem Reisenden geboten ward, bei dem ein herbeigerollter Stein mit einem Bret die Tafel bildete, die Freude und Freundlichkeit des Volks, die Unbesorgtheit und Sicherheit, die überall herrschen — Alles machte einen vollkommen patriarchalischen Eindruck. Auch ein Vetter des Vladika fand sich ein, wurde aber wenig beachtet und ging wieder. Nieguschi enthält das Stammhaus der Herrscherfamilie, eine einstöckige Steinhütte, kaum etwas größer als die übrigen. Von hier ging es nun, unter Drago's Leitung, nach der Residenz Zatinje, durch dieselben trostlosen Landschaften und begleitet vom Klagegesang trauernder Frauen, der dem Liede des Kukuks glich. Die Sonne sank schon, als die Klosterveste von Zetinje erreicht wurde. Gastlich empfangen von geistlichen Herren, mit Pistol und Handschar im Gürtel, mit seinem Empfehlungsbrief: „A son Altesse le Prince Sérénissime de Montenegro et Berda, Pierre Petrowitsch Niegusch", versehen, begibt sich der Reisende ins Kloster. Das Wohnzimmer des Vladika glich mehr einem geschmackvollen Kriegszelt als dem Sitze eines geistlichen Fürsten. Eine ringsumherlaufende Galerie blinkender Waffen bildete seinen Hauptschmuck, der übrige Hausrath war geschmackvoll und erst kürzlich aus Triest angekommen. Kaiser Nikolaus' Bildniß stach darunter hervor.

Als ich eintrat — sagt der Verf. — erhob sich vom Divan eine hohe Gestalt in weitherabfließendem Kaftan, das Haupt mit einem dunkeln gestreiften Seidentuch dulbendartig umwunden, ging mir entgegen und grüßte freundlich mit der Hand und einem leisen Kopfnicken, während ein wohl accentuirtes „Soyez le bien venu, Monsieur le docteur" mich fast zweifeln ließ, ob ich vor dem Oberhaupte der Montenegrier oder an der Schwelle eines modernen Salons stände.

Der jetzige Vladika ist ein schöner, junger Mann, von fast kolossaler Größe, mit einem Jupitershaupte, durchdringendem Auge, vielem Verstande und ungemeiner Bildung. Sein Gespräch mit dem Verf., das sich bis Mitternacht fortsetzte, zeigte seine vertraute Bekanntschaft mit der europäischen Politik, mit Allem, was über Montenegrien geschrieben ist — er lobte sogar Ranke —, seine Liebe zu seinem Völkchen, seine Verehrung Preußens und endlich, daß auch er den Traum von einem slawischen Völkerbunde gern hegte und mitträumte. Sein Volk verehrt ihn hoch, ohne seine vielfach bedingte geistliche und weltliche Gewalt, welche Herkommen und Sitte mäßigen, zu fürchten. Er ist ohne allen Vergleich der reichste und zugleich der gebildetste Mann seines Landes, der in Petersburg und bei seinem Oheim und Vorgänger, dem alten schlauen Petrowitsch, eine gute Fürstenschule durchgemacht hat. Das Örtliche von Zetinje unterscheidet sich wenig von den andern Ortschaften des Landes. Steinbesäete Felder, einzelne Eichen und Ulmen, hin und wieder schlechte Obstbaumgruppen füllen den wasserarmen Thalkessel. Der Fürst hat freundlichere Residenzen in Stankewitsch und Pod Maini, näher an der Küste; allein er zieht seit den zehn Jahren seiner Herrschaft — er zählt jetzt 28 Jahre — Zetinje allen übrigen vor. Seine innere Politik ist vorzüglich auf die Schonung des Freiheitssinnes seines Volks gerichtet; von der Wirkung seiner nie fehlenden Rednergabe überzeugt, thut er nichts, ohne den Kuluk, den von seinem Vorfahr gestifteten Senat, zu befragen, und läßt die alten Gebräuche, auch in der Justiz, walten. In demselben Saal, der am Morgen zu den Senatsberathungen dient, versammeln der Fürst und die Senatoren sich Abends, um den alten Heldengesängen zu lauschen, die unter Begleitung der Guzli die Thaten der Vergangenheit oder der Gegenwart feiern. Wir hätten dem Verf. Dank gewußt, wenn er uns einige dieser Lieder, welche die Sitten eines Volks klarer ins Licht setzen als die ausführlichsten Schilderungen, verschafft und mitgetheilt hätte; es muß ihm hierzu jedoch an Zeit gefehlt haben. Statt ihrer liefert er uns die Geschichte der Herrscherfamilie Petrowitsch in einer ziemlich verworrenen Darstellung. Um das Versäumte einigermaßen gut zu machen, gibt der Verf. jedoch eine Übersicht des Inhalts von fünf Jahrgängen des montenegrischen Almanachs Gerlitza, welcher mehre Heldengesänge enthält, die wir jedoch nach Form und Umfang mehr der

Kunstpoesie als den Volksliedern zuzählen möchten. Der Gesang des verstorbenen Peter Petrowitsch auf Czerni-Georg kann wenigstens für ein Volkslied kaum gelten.

Doch dieser Gegenstand ist schon öfter besprochen worden und wir müssen zum Schlusse unsers Berichts eilen. Von fürstlichen Trabanten geleitet, zieht der Verf. nach Rietschka-Nahia, das in drei Stunden erreicht wird. Der Weg dahin ist reicher an Vegetation als die bisher durchwanderten Landschaften; Nuß- und Feigenbäume, Wein und Oliven werden in der Nähe der Wohnungen sorgfältig gehegt und selbst eine Art von Kunststraße verbindet die Catunska mit der Rietschka-Nahia. Fortschritt, das große Losungswort unserer Zeit, zeigt sich auch in Montenegrien, obgleich mit den Schädeln der bei Castelnuovo gefallenen Feinde noch heute nach dem Ziele geworfen wird. Das aber sind Feinde der Freiheit und des Glaubens, und gegen diese kennt der Montenegrier kein Gesetz; seine Kämpfe gegen sie werden nie aufhören. Der Bruder, welcher in diesem Kampfe fällt, ist ein Held, und das ganze Volk, besonders die Weiber und Mädchen, singen ihm Klagelieder. Ein solches Lied theilt uns der Verf. mit (S. 121):

Ach Andrea, vielgeliebter Bruder,
Ach Andrea, heldenmüthger Kämpfer,
Wer wird deine Waffen nun, die blanken,
Führen in dem blut'gen Männerkampfe?
Wer das Haupt der greisen Mutter schirmen,
Wer das Feld um ihre Hütte bauen,
Wer zum See hinaus den Nachen treiben?
Wer soll deinen jungen Bruder schützen,
Und bei wem die arme Schwester schwören?
Ach Andrea, in des Lebens Blüte,
Hast du uns, die Trauernden, verlassen.
Klagen will ich um dich Tag und Nächte,
Bis mein Ruf verhallt wie jener Armen,
Die der Geist, ob ihres großen Jammers,
In den Sterbevogel hat verwandelt.

Auf dem Flüßchen Rieka, dem einzigen des Landes, trifft der Verf. auch auf die Anfänge einer Schiffahrt; hier öffnet sich eine originelle Landschaft; die Bevölkerung ist dichter und liebliche im Grün der Obstbäume versteckte Ortschaften, Zerraka, Prelaka, Pletscha, erfüllen das Flußthal. In diesem Eden Montenegriens sind die Sitten milder, die Traditionen lieblicher. In der Zernitza-Nahia thut sich ein wahres Arkadien auf; zwischen Mandel-, Granat- und Feigenbäumen weiden strotzende Heerden, das öde Felsland ist vergessen, nur die nahen dunkeln Waldhöhen Albaniens erinnern an Montenegrien. Endlich erscheint das glänzende Meer wieder und von den Bergen niedersteigend, erreicht der Verf. am 18. Oct. die Küste und entläßt seine ihm liebgewordene Begleitung. Wir aber haben ihm für diesen werthvollen Beitrag zur Länder- und Völkerkunde Dank zu sagen, der, obwol fast nur Skizze, doch des Neuen und Wissenswerthen viel bietet. Geschmackvolle Gestaltung des Stoffes ist nicht immer seine Sache und manche seiner Declamationen wollen wir nicht unterschreiben; aber frische und lebendige Schilderung von Personen und Sitten und gute und treue Beobachtung zeichnen diese Arbeit aus.

(Der Beschluß folgt.)

Die Literary fund society.

Die letzte Sitzung dieser Gesellschaft ist durch mehre Geschenke königlicher Häupter und durch den Vorsitz des Prinzen Albert berühmt und auch in Deutschland häufig erwähnt worden; wir erinnern uns aber, in deutschen Journalen nur Notizen, keinen ausführlichen Bericht darüber gelesen zu haben, halten aber dies Institut für so wichtig und manche dabei gehaltene Vorträge für so echt englisch und charakteristisch, daß wir aus den uns zugegangenen längern Berichten hier einen Auszug geben wollen. Nachdem Prinz Albert angezeigt, daß die Königin dem Vereine ein Geschenk von 100 Guineen mache, und Er, der Prinz, diesem Geschenk 100 Pf. St. hinzufüge, fuhr der Prinz fort: „Der Toast, den ich nun auszubringen vorschlage, ist: Gedeihen diesem Institut! einem Institut, welches in keinem Lande einen Nebenbuhler hat und unsere wärmsten Mitgefühle in Anspruch nehmen muß, indem wir Vorsorge treffen für die Nothstände Derjenigen, welche nur den Eingebungen ihres Genius gehorchen und jede andere Rücksicht fahren lassen, um die große Laufbahn der geistigen Cultur und die Förderung der Künste und Wissenschaften zu verfolgen. Es ist gewiß im hohen Grade löblich, die Wohlthaten, welche wir durch die uneigennützigen Bemühungen dieser großen und trefflichen Männer empfangen haben, anzuerkennen und dankbar ihren Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen und ihren Nothständen abzuhelfen. Ich schließe mit dem warmen Wunsche, daß der Gegenstand der Berathung, derentwegen wir uns heute versammelt haben, die umfassendste und großmüthigste Erwiderung fände. Ich bringe den Toast: Glücklicher Erfolg dem ‚Literary fund'" Nachdem die üblichen Toaste getrunken worden, stand Th. Campbell auf und sagte unter Anderm: „Bei dieser Zusammenkunft, so reich an Freunden der Kunst und Wissenschaft, und bei dieser Gelegenheit, wo wir mit Vergnügen unsern Präsidentenstuhl von dem nächsten und theuersten Repräsentanten der britischen Majestät, der Königin der Königinnen, der Königin der Herzen, Unserer Königin Victoria eingenommen sehen, ist diese Herablassung, indem Prinz Albert den Präsidentenstuhl einnahm, für uns ein Zeichen von der innigen Freundschaft, welche zwischen dem Scepter und der Presse unsers Landes besteht, ein Zeichen, welches nur ein gutes Omen für die Sache der guten Staatsverwaltung, für die Sache der Literatur sein kann — es ist eine ebenso weise als liberale und großmüthige Herablassung. — — Unser constitutionneller Thron, mit allen heiligen Segnungen, die ihn umgeben, wird allein durch die populaire, durch die öffentliche Meinung aufrecht erhalten — ich bitte um Entschuldigung, daß ich mich des Wortes populair bedient, ich mußte besser öffentliche Meinung sagen, weil die Aufklärung der öffentlichen Meinung nicht von der oder jener Seite kommt, sondern von der Reibung der Parteien, welche Feuer gibt und zugleich den Lichtfunken herauslockt. Wer wollte leugnen, daß die Kirche und die Aristokratie große und strahlende Aufklärer der öffentlichen Meinung hervorgebracht haben? Ich hoffe, man wird es nicht plebejisch nennen, wenn ich mich dahin ausspreche, daß die Autoren, die ihren Ursprung in dem großen und allgemeinen Körper des Volkes haben, im Ganzen die wichtigsten und zugleich die zahlreichsten unter den Volksaufklärern sind. Ohne Zweifel rührt es von unserer freien Presse her, daß Autoren jedes Standes, aristokratische und plebejische, den öffentlichen Geist nur zu oft misleitet und verfinstert haben, statt ihn zu erleuchten — sind wir aber nicht um so mehr verpflichtet, diejenigen Schriftsteller zu ehren, welche, statt den Geist zu verfinstern, ihn erleuchtet, ihn mit selbständigen Gedanken befruchtet und ihm einen Charakter der freien Besprechung großer Principien gegeben haben? Zu dieser letztern Classe gehört Hallam. Hallam war einer der großen Aufklärer des öffentlichen Geistes und er steht anerkanntermaßen gegenwärtig an der Spitze der englischen historischen Literatur!" Der Sprecher brachte hierauf einen Toast auf Hallam aus, für welchen sich dieser bedankte, aber mit einer so leisen Stimme,

daß er in dem größern Theile des Saals nicht gehört wurde. Lord Mahon brachte hierauf einen Toast: „Moore und die Dichter Englands!“ hinzusetzend, daß er mit Gewißheit glaube, alle Versammelten würden diesem ehrfurchtsvollen Tribute für Männer beitreten, welche nicht blos für sich selbst unsterblichen Ruhm erlangt, sondern auch zur Ehre der englischen Sprache, des englischen Volkes beigetragen hätten; sie würden sich alle dankbar an den Trost erinnern, den ihnen die Dichter in der Stunde der Sorge und des Siechthums gewährt hätten. Moore dankte und sagte unter Anderm: „Ich hatte, als ich aufstand, nicht die Absicht, Sie mit einigen solcherlei Gemeinplätzen zu belästigen, wozu ein Gegenstand dieser Art so leicht verführt; aber eine Betrachtung gibt es, welche sich uns bei einer solchen Gelegenheit aufdrängt — es ist diese, daß es zu allen Zeiten und in allen Himmelsgegenden so wenige Beispiele von einem reichen Dichter, dieser rara avis in terris, gab! ‚Poet and rich! 'tis solecism extreme!‘ so sang Shenstone, der Barde von Leasowes, der doch bemittelter war als die meisten seiner Genossen, der sich rühmen konnte seiner ‚hills white over with sheep‘ und seiner ‚banks all furnished with bees‘. Natürlich verstehe ich unter Dichter Alle, welche in der Welt der Phantasie thätig sind, sei nun das Medium, wodurch ihre Wunder uns nahe treten, Vers oder Prosa; und wir haben in unserer Zeit manches berühmte Beispiel gehabt, wo der Reichthum ebenso schnell unter den Fußtapfen des Zauberers aufzusprießen schien als die einander folgenden Wunder seines unvergleichlichen Genius. Doch ach, selbst hier gab es keine Ausnahme vom allgemeinen Loose; die Werke selbst sind für alle Zeit, aber das Gebäude des Reichthums, welches sie hervorriefen und welches mit jedem Zauberworte des Magikers höher und höher zu werden schien, ist, wie ich fürchte, bereits verschwunden; eine mehr von den vielen Erfüllungen der schönen aber melancholischen Weissagung: ‚Where such fairies once have danced, no grass will ever grow‘.“ Lord Colbourne brachte hierauf den Toast aus: „Herr James und die Novellisten!“ James dankte und äußerte, daß er fest glaube, es bereite sich eine neue literarische Epoche vor, in welcher die Männer von Genie und Wissenschaft diejenige Stellung, welche ihnen in der Gesellschaft gebührten, einzunehmen anfangen würden. Murchison, der Präsident der Geologischen Gesellschaft, ließ hierauf den Marquis von Northampton und die wissenschaftlichen Gesellschaften Englands leben, worauf der Marquis seinen Dank aussprach. Sally Knight brachte nun einen Toast auf Herrn Serjeant Talfourd und die britischen dramatischen Dichter, worauf Talfourd dankte, indem er bemerkte, daß er auf die ihm geschehene Ehre, wenn man seinen Namen mit dem Drama in Verbindung bringe, nur einen geringen Anspruch zu haben fürchte; doch sei es ihm eine Genugthuung, das Drama in die Sphäre der Sympathie dieses Vereins, dessen Zweck es sei, unglückliche literarische Talente zu fördern, eingeführt zu sehen. Nach ihm erhob sich Inglis und ließ Washington Irving und die amerikanische Literatur leben — ein Toast, in dem man, wie er hinzusetzte, mit Vergnügen in einem Lande einstimmen würde, wo der Ruf Washington Irving's so wohl begründet sei. Man habe ihn schon früher, als er als einfacher Privatmann in England erschienen sei, willkommen geheißen, aber noch nicht als den Repräsentanten seines großen und mächtigen Landes am spanischen Hofe. Washington Irving stand nun auf und sagte: er bedaure seine Unfähigkeit, seine Gefühle für die Ehre und Güte, die man bei einer frühern Gelegenheit über ihn gehäuft, wie für diesen neuen Beweis ihres Wohlwollens auszudrücken. Er könne nur durch seinen gefühltesten Dank antworten. Nachdem Prinz Albert noch einen Toast auf die Damen ausgebracht, die zahlreich auf den Galerien versammelt waren und häufig ihre lebendige Theilnahme an den Vorgängen ausdrückten, entfernte er sich kurz vor 12 Uhr und die Gesellschaft zog sich unmittelbar hierauf zurück. Jeder sichtbar erbaut und befriedigt. Diese Sitzung war die glänzendste, welche dieser Verein je gehabt hat. Englische Journale rühmen auch das ganze Arrangement der Festlichkeit, die zugleich mit Vocal- und Instrumentalmusik verherrlicht wurde. Die Subscription betrug 1109 Pf. St. 15 Sch.; der Secretair der Gesellschaft, O Blewitt, erbietet sich, in seiner Wohnung Beiträge anzunehmen.

Da dies ein englisches, ausländisches Institut ist, so dürfen wir uns nicht wundern, auch deutsche Fürsten, deren Namen die Subscriptionsliste aufweist, dafür thätig zu sehen. Bei uns pflegt man nur das Sichergestellte zu respectiren und nur auf die schon mit Einkommen, Amt, Titel und Würden ausgestatteten literarischen Berühmtheiten neue Begünstigungen und Ehrenbezeigungen zu häufen, während man die aufstrebenden hülfsbedürftigen, durch augenblickliche unglückliche Constellationen in Noth gerathenen Autoren eher untergehen läßt, als sie durch eine öffentliche Unterstützung in ihrem Streben ermuntert und vor dem gänzlichen Verfall bewahrt. Die Frage, ob Prinz Albert als deutscher Prinz für einen deutschen literarischen Unterstützungsfonds sich in gleicher Weise interessirt haben würde, liegt nahe. Möge die von dem neugestifteten literarischen Vereine in Leipzig auf Antrag zweier seiner Mitglieder gegebene Anregung zu einen Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Autoren nicht ohne Theilnahme, ohne Zuwachs, ohne weitere Ausdehnung bleiben, oder gar, wie so manches in Deutschland Angeregte, spurlos vorübergehen. 5.

Literarische Notiz.

Neu erschienene französische Werke aus verschiedenen Gebieten der Wissenschaft sind: „Philosophie reclamée par les besoins de notre époque“, vom Baron Massias; eine neue monatliche Revue: „Revue de l'instruction publique en France et dans les pays étrangers.“ Ferner von J. H. Schnitzler, correspondirendem Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, Verf. der „Statistique de l'empire de Russie“, Director der „Encyclopédie des gens du monde“ u. s. w. die Schrift: „Statistique générale raisonnée et comparée de la France disposée d'après un plan nouveau et fondée pour la première fois sur un ensemble de documents officiels.“ Das Werk wird vier Theile bilden in zwei Abtheilungen, wovon die erste: „De la création de la richesse ou des intérêts matériels“, bereits erschienen ist. Diese erste Abtheilung behandelt den Acker- und Minenbau und die eigentliche Industrie, die Circulation des Handels, die Ein- und Ausfuhr u. s. w. Die zweite Abtheilung wird gegen Ende dieses Jahres erscheinen und einem Tableau des Territoriums und der Bevölkerung, wie den moralischen Interessen gewidmet sein. Zu den fast zahllosen Schriften, welche Vorschläge zur Verbesserung der materiellen und moralischen Lage des Volkes enthalten, gehören folgende: „Plan d'une réorganisation disciplinaire des classes industrielles en France, précédé et suivi d'études historiques sur les formes anciennes du travail humain“, von F. de la Farelle, einer ehemaligen Magistratsperson, und „L'architecture et l'industrie comme moyen de perfection sociale“, von A. Couder. Die Verlagshandlung von Hachette kündigt eine neue Ausgabe an von dem selten und theuer gewordenen Werke: „Lettres d'Euler à une princesse d'Allemagne sur divers sujets de physique et de philosophie.“ Herr Cournot, General-Inspector der Universität, Verfasser einer sehr geschätzten Abhandlung unter dem Titel: „La théorie des fonctions et du calcul infinitésimal“, wird dazu die Anmerkungen liefern. Daunou, Pair von Frankreich, beständiger Secretair der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Conservator der Archive von Frankreich ꝛc., gab „Cours d'études historiques“ in zwei Bänden heraus. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 193. — 12. Juli 1842.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. Einundzwanzigste und zweiundzwanzigste Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 192.)

„Acht Wochen in Syrien. Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges von 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatze." Der Verf. dieses Beitrages, der die zweiundzwanzigste Lieferung ausfüllt, ist unbekannt geblieben. Er ist nichts weniger als ein pragmatischer Geschichtschreiber und in kunstgerechter Darstellung offenbar sehr ungeübt, dennoch aber spricht seine Arbeit den Werth an, welchen frische Anschauung, Aufgeweckteit des Geistes in guten und bösen Lagen des Lebens, richtige Auffassung der Umstände und die Kunst, schnell vertraute Bekanntschaften zu machen, einem solchen Unternehmen geben können. Der Verf., in Verbindung mit Major Napier, Capitain Laue, Graf Szechenyi und gelegentlich mit Andern, folgt den Bewegungen der alliirten Macht in Syrien in eigenthümlich-glücksritterlicher Weise, und ohne daß wir über sein Verhältniß eigentlich jemals recht klar würden, sehen wir ihn bald im Generalstabe des Generals Jochmus, bald mit einzelnen Reiterabtheilungen, bald mit drei, vier Personen, den Krieg gleichsam auf eigene Faust führen und so ein wunderliches Zwitterding von Reisenden und Krieger darstellen, aus dessen eigentlicher Natur wir nicht klug werden. Es scheint zu der Zeit vieler solcher Streifritter in Syrien gegeben zu haben.

Von dem ersten Theil des Feldzugs bis zum Gefecht von Beckfeija (am 10. Oct.) erhalten wir zunächst eine ziemlich vollständige und durch eine Positionskarte verdeutlichte Geschichte; dann aber fängt der Verf. an umherzuschweifen, besucht den Libanon, Balbeck, die Drusen, Jerusalem, das todte Meer, bis er wieder, in kriegerische Ereignisse verwickelt, sein Stegreifritterthum fallen läßt und plötzlich als dem Generalstabe attachirt erscheint. Wie dies Alles zusammenhängt, wissen wir nicht zu ergründen; es scheint aber wol, daß der Verf. und seine Begleiter die Absicht hatten, den Libanon und das heilige Land in eine entsprechende Bewegung zu bringen, was jedoch nicht gelungen zu sein scheint und wozu er auch wol nicht der rechte Mann war. Genug, wir hören mancherlei Anziehendes von ihm über Land und Volk und die Stimmung beider Parteien, über die Kriegführung selbst und, wofür wir ihm ganz besonders dankbar sind, über die bei dieser Bewegung einflußreichen Personen. Er besitzt die Kunst natürlicher und treffender Zeichnung der Individualitäten, mit denen ihn seine Ritterfahrten in Berührung bringen, und er bringt uns mit wenigen Pinselstrichen fast alle bedeutende Persönlichkeiten dieses seltsamen Feldzugs zu naher Anschauung. Napier, Zekeria-Pascha, der eigentliche Generalissimus, General Smith, Admiral Walker, General Mitchell, Major Napier, General Jochmus, dem sonderbarerweise alle Bewegungen in der Armee untergeben waren, während er in der feststehenden eigentlich kein Commando hatte, Capitain Laue, Emir-Beschir, kurz fast alle bekannt gewordenen Personen dieses Kriegszuges zeichnet er uns leicht, frei und faßlich.

Commodore Napier — sagt er z. B. — ist ein Mann von 54 Jahren, mittlerer Größe und wohlbeleibt. Seine äußere Erscheinung schon bekundet die Lebhaftigkeit seines Geistes. Auf einem kleinen Grauschimmel, in Hemdsärmeln, ohne Degen, den er fast nie trug, einen weißen durchlöcherten Strohhut auf, mit schwarzer Cocarde daran, in Schuhen und Strümpfen, die Wasser zogen, die weiten Sommerbeinkleider bis ans Knie hinaufgerutscht, ohne Handschuh, aber ein tüchtiges spanisches Rohr in der Hand: — so flitzte der Mann umher, von dem die Flotte mit Begeisterung sprach, dem aber das krause Leben im Feldlager noch besser behagte als das stolze, einförmige auf seinem Linienschiff.

In der That, das gibt ein Bild, und solcher Bilder bringt der Verf. viele. Den neuen Fürsten der Drusen, Emir-Beschir, der am 3. Oct. Osman Pascha bei Meiruba schlug, schildert er in ähnlicher Weise:

Beschir el Kassim ist ein bejahrter Herr von ansehnlicher Statur, gefurchtem, aber heiterm Gesicht, den Kopf mit feinen Shawls umwunden und reich gekleidet. Er klagte über die lange Dauer des Feldzugs und daß seine Leute die Ernte nicht hätten bestellen können. Er machte den Eindruck eines besonnenen, umsichtigen Mannes, der seine Lage gut beurtheilte. Kränklich, wie er ist, zog er sich bald aus den Rathsversammlungen zurück und überließ seinem Bruder Emir Abdullah die Honneurs zu machen. Teppiche wurden ausgebreitet und jeder der Herren, in sein langes faltenreiches Gewand gehüllt, nahm hockend im Kreise Platz, einem Kegel mit breiter Basis ähnlich. Ein Diener kaverte hinter jedem der Rathsbeisitzer, eine einzige düstere brennende Wachskerze erleuchtete die Versammlung; eine malerische Scene. Abdullah, auf dem Ehrenplatz im Purpurmantel, begann das Gespräch von Ibrahim und die Rodomontaden, die man nun vernahm, ließen nur bewundern, daß man den Feind nicht längst mit Haut und Haar verspeist hatte.

Aber diese Leute haben allen ihren Muth nur auf der Zunge; denn seit vier Wochen, wo sie den Feind unter ihren Augen in Sachu hatten, war es ihnen nicht eingefallen, ihn auch nur einmal zu beunruhigen.

In den Vorbergen des Libanon, drei Stunden nordöstlich von Sulda, liegt tief in den Bergen das Dorf Dschuhu. Ehe man dieses selbst erblickt erscheint zur Linken eine kleine Bergkuppe, gekrönt mit weißem Mauerwerk, Häusern, Gartenmauern, Pavillons und einem dunkeln Orangen- und Citronenhain, prangend mit Früchten. Dies war der Wohnsitz der Lady Esther Stanhope. Kein menschliches Wesen war sichtbar, doch die Thür stand offen; ein Hofraum von unregelmäßiger Form nahm den Reisenden auf. Eine junge hübsche Araberin sammelte abgefallene Oliven. Sie zeigte die Herrlichkeiten der verödeten Residenz: der Lady Wohn-, Schlaf- und Sterbezimmer, den Pavillon, wo sie den Engel empfangen wollte, den sie vom Himmel erwartete und für den ein weißes Roß Tag und Nacht gesattelt stand; endlich ihr Grab in einer Rosenlaube. Alle diese Herrlichkeit verfällt nun und ist ein Jahr nach dem Tode der Lady schon nichts mehr als eine Ruine. Lady Esther, die stündlich den jüngsten Tag und ihren Einzug in Jerusalem an der Seite des Engels erwartete, hat ein Testament hinterlassen; seltsamer Widerspruch!

In dieser Weise nun erzählt uns der Verf. Manches, was wir mit Interesse lesen, ohne jedoch über Art und Wesen dieses Feldzuges, seine Entwickelung und seinen Ausgang ein besonderes Licht zu verbreiten. Es ist Material zu einer Geschichte, aber nicht eine Geschichte selbst, was er liefert. Und doch wäre es ihm leicht gewesen, mit etwas mehr Ordnung in der Darstellung, mit etwas besserer Sonderung des Details von der Hauptsache und geschickterer Zusammenfügung der Theile, etwas Befriedigenderes zu leisten! Auch möchten wir davor warnen, seine Zahlenangaben nicht ohne anderweite Prüfung für richtig hinzunehmen, da er uns bei der Angabe der beiderseitigen Streitkräfte beispielsweise mit großer Leichtigkeit verfahren zu sein scheint. Wie dem auch sei, als einen Beitrag zur Geschichte des syrischen Feldzuges können wir die Arbeit gelten lassen, wie viel an ihr auch zu wünschen übrig bleiben möge. Wir dürfen hoffen, daß von andern seiner oft genannten Reise- und Leidensgefährten — Graf Szechenyi fand leider seinen Tod in Beirut —, namentlich aber von dem in seine Heimat glücklich zurückgekehrten Capitain Laue etwas Vollständigeres über dieselben Ereignisse geliefert werde, welche der Verf. aus zu einseitigem Standpunkte her erzählt. 46.

Romanenliteratur.

1. Der malteser Comthur. Von Eugen Sue. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Quedlinburg, Basse. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nicht leicht findet man wol einen Schriftsteller, der sich so gut darauf versteht, ungewöhnliche und interessante Männergestalten dem Leser vorzuführen als Eugen Sue. So wird man in diesem Roman mit den drei Brüdern Anbiez bekannt, welche einem der ältesten Häuser der Provence angehören. Der älteste, Raimund V., Inhaber der Familienbesitzungen, ein muthiger, verwegener, etwas rasch handelnder ältlicher Herr, wird Vater der schönen Reine. Eleazar von Anbiez, der fromme Bruder vom Orden der Gnade, der sein ganzes Vermögen verwendet, um Sklaven frei zu kaufen, oder sie in ihrer Sklaverei zu trösten und zum Christenthum zu bekehren; und Peter von Anbiez, der malteser Comthur, die Haupttriebfeder der Begebenheiten. Wir finden Letztern zuerst in der schwarzen Galeere, die er befehligt, in schwarz verhängter Kajüte, wo er sich kasteit, wegen eines vor vielen Jahren begangenen Mordes, dessen Erinnerung ihn noch immer mit den heftigsten Anfällen von Schmerz und Reue heimsucht. Er hatte nämlich in seiner Jugend die Gattin des Grafen Montrevil verführt und ihren Gatten ermordet, nachdem dessen rächender Dolch sie durchbohrt. Daß der Knabe, die Frucht ihrer verbotenen Liebe, von Seeräubern geraubt ward, sowie alles über ihn verhängte Schmerzliche hält er für eine gerechte Strafe seiner Schuld. Nicht minder grell und scharf gezeichnet ist der Seeräuber Pog in seinem Menschenhaß, der sich besonders gegen die Malteserritter blutig äußert. Denn dieser Seeräuber Pog ist der einst so edle, ehrenwerthe Graf Montrevil, dessen liebender Brief an seine Gattin dem Leser vorgelegt wird. Erst als er sich von dieser Gattin betrogen sah, ist Menschenhaß in seine Brust eingezogen, und nachdem er von den Wunden geheilt, verläßt er sein Vaterland und wählt den blutigen Beruf; er bestrebt sich, in Erebus, seines Pflegesohns Herz, den Haß zu pflanzen, der sein eigenes beseelt, denn Erebus ist das Kind des Peter Anbiez und der Gemahlin Montrevil's, und so wird jenes Gemisch von Haß und Liebe, welches Pog für ihn empfindet, dem Leser erklärt, obgleich Pog selbst darüber in Zweifel ist, und erst im Augenblick der Entwickelung diese Entdeckung macht. In der Erbitterung seines Grolls auf die Menschheit hatte Pog den höllischen Einfall, durch eine verderbliche Erziehung die Seele des unglücklichen Jünglings zu Grunde zu richten, und er verfolgt diese Absicht mit abscheulicher Beharrlichkeit. Weit entfernt, den Geist des Erebus unentwickelt zu lassen, gab er sich die größte Mühe, seinen Verstand auf das Möglichste auszubilden, wozu es ihm nicht an Lehrern auf seiner Galeere gebrach, da er die besten Künstler unter seinen Sklaven zählte. Pog wollte sein Opfer alle Grade des Bösen, vom Laster bis zum Verbrechen durchlaufen lassen, deshalb hatte er ihm mannichfaltige Kenntnisse verschafft. Er glaubt, daß man bei einem gewöhnlichen Verstand auch ein gewöhnlicher Verbrecher bleibe, dagegen, einmal auf dem verkehrten Wege, denselben mit mehr Kühnheit und Schlechtigkeit durchlaufe, je zahlreicher die Hülfsquellen des Geistes wären. Nach seinem System sollte die Kunst, anstatt die Seele des Erebus zu erheben, dieselbe durch die übermäßige Entwickelung des Bedürfnisses nach sinnlichen Genüssen materialisiren. „Wenn die Wunder der Materie oder der Tonkunst die Seele nicht in die unendlichen Gefilde des Ideals erheben; wenn man darin nur eine, das Ohr mehr oder weniger kitzelnde Melodie, nur eine, die Augen mehr oder weniger reizende Form sieht, so verschlechtern die Künste den Menschen, anstatt ihn zu heben." Dieser Erziehung zufolge bietet der Jüngling Erebus ein wunderbares Gemisch von Gut und Schlecht, es fehlt ihm indeß an der gehörigen Kraft, um des Lesers Interesse zu erregen. Er erglüht in Liebe für die Tochter seines Onkels, die schöne Reine, und führt sie mit Gewalt auf sein Schiff, während Pog die Stadt La Ciotat überfällt und plündert. Von Reine's Thränen erweicht, bereut Erebus indeß diesen Schritt und sinnt auf ihre Rettung. Als Pog in dem Comthur den Verführer seiner Frau entdeckt, gewinnt sein Rachеplan gegen die Menschen eine bestimmte Richtung. Er läßt den Todfeind zum Zweikampf fodern, und dieser nimmt diese Herausfoderung an, um seine Nichte zu befreien. Aber Pog hat den jungen Erebus zum Haß gegen den Comthur angefeuert, ihn als den Mörder seiner Aeltern bezeichnet, und Erebus wird ihm im Kampf gegenübergestellt. Als der Sohn durch des Vaters Hand fällt, verkündet Pog die Vollendung seiner Rache und ver-

schwindet. Die vom Sturm einstürzende Meine soll ihn begraben haben, während ein Blitz die drei Schiffe des Piraten vernichtet; der junge Erebus stirbt als Christ und in Bereuung seiner Sünden; die schöne Meine steht bei seiner Taufe zu Gevatter und verspricht dem Sterbenden, seiner stets zu gedenken. Wenn nun auch der Lauf der Begebenheiten viel romantischer ist, als der gebildete Leser es vertragen kann, wenn auch die Elemente gar zu sehr à propos in die menschlichen Schicksale eingreifen, so hat doch dieser Roman größern Werth als die meisten der neuen Erzeugnisse, durch die verschiedenen Gruppen, die er dem Leser vor die Augen führt, und durch den Stempel des Charakters, der jeder Figur aufgedrückt ist. Alle Nebenpersonen sind trefflich skizzirt; der Späher auf dem Adlerfelsen, sowie der Spion des Piraten stehen sich Beide in der Ähnlichkeit ihres Berufs durch einen auffallenden Contrast gegenüber; der eifersüchtige Capitain und seine heroische Geliebte geben auch ein anziehendes Bild; nebenbei werden die Sitten der Provence nicht vergessen und die Schilderungen des Weihnachts- und Lazarusfestes könnten füglich in Reisebildern Aufnahme finden; man vermißt nirgend die Localfärbung.

2. Ida und Natalie. Von dem Vicomte d'Arlincourt. Nach dem Französischen von Wilhelm Ludwig Weschè. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn man ehedem einen recht wunderlichen abenteuerlichen Roman schreiben wollte, so verlegte man ihn in ferne Länder, und am liebsten nach China, um sich ungestraft alle möglichen Localfreiheiten nehmen zu können. Jetzt sind aber die fernen Länder alle gut bekannt, und selbst die chinesische Mauer ist fast für Schriftsteller und Leser eingestürzt, und man muß die Phantasie im Gebiete der Wahrheit an die Kette legen, wodurch das Feld der Wahrscheinlichkeiten sehr beschränkt worden ist. Nun konnte sich der deutsche Rec. nicht des Lächelns erwehren über Das, was er in der ersten Novelle „Ida", von Deutschland liest, und nur ein französischer Schriftsteller kann es wagen, französischen Lesern so falsche Begriffe von dem benachbarten Deutschland und dessen Bewohnern zu geben. Wenn nur wenigstens die Novelle in einem andern Jahrhunderte spielte; aber nein, die niedlichsten Conversationen über die berühmte Schauspielerin Rachel und die häufige Erwähnung des Dampfes beweisen deutlich, daß man im Jetzt sich befindet; und wo findet man denn noch in jetziger Zeit in Deutschland den Glauben an Swedenborg's Lehren und die Gefahren der Doppelgänger, sowie an all den schwärmerischen Unsinn, den man hier als den deutschen Glauben bezeichnet. Wo findet man die in der Nähe von Wien geborene und in Wien erzogene Frau, welche sich diesen Wahngestalten hingäbe und unter der Freude und Genußtendenz dortiger Erziehung, Sitte und Lebensweise Zeit fände, ihre Phantasie an Swedenborg's Lehre, an der Apokalypse u. s. w. emporzuranken. Wo findet man den jungen, vornehmen, vom Kaiser abhängigen Wiener, der sich trauen läßt ohne die nöthige Einwilligung vom Kaiser; und wen hat wol der jetzige Kaiser zur Strafe für eine nicht von ihm gebilligte Heirath auf ein Jahr von seiner Frau getrennt und nach Persien geschickt? Wenn sich nun die Franzosen solche schöne Märchen aufbinden lassen, so ist das ein Beweis, daß nicht nur der Rhein, sondern auch eine chinesische Mauer der Unwissenheit uns von ihnen trennt. Das Bekenntniß der Baronin Ida mag indeß wol die Seelengeschichte mancher deutschen Frau sein, wenn dieselbe auch nicht an die unglücklichen oder glücklichen Einflüsse der Doppelgänger glaubt. „Mein Leben ist nur eine lange Verirrung gewesen. Ich habe die Einbildungskraft für die Fassungskraft, die Irrthümer für die Wahrheit, das Fortreißen für die Pflicht und den Willen für die Kraft gehalten. Ich habe Alles vermengt, Alles verwechselt, und indem ich nicht gegen die Überspannung meiner Natur zu kämpfen trachtete, habe ich das Licht außerhalb des Himmels gesucht und mich in dem Chaos zerschmettert." Auch die zweite Novelle „Natalie" ist voller Unwahrscheinlichkeiten für die jetzige Zeit. Wie kann ein Seeräuber unter dem Namen Habsburg Romanov in Paris als reicher Mann leben, von seiner fürstlichen Abstammung und seinen Gütern in Bulgarien erzählen, ohne daß die pariser Polizei sich an alle Gesandtschaften wendet, um Pässe, Aussagen u. s. w. zu vergleichen. Übrigens sind die beiden Erzählungen, trotz der wacklichen Basis so anziehend vorgetragen, daß man in beständiger neugieriger Spannung auf das Ende erhalten wird, und Ausschmückungen, Witzworte, Gespräche sind so anmuthige Decorationen, daß man das baufällige Gerüst des Gebäudes vergißt, um es erst nach vollendeter Lecture zu belächeln.

3. Novellen von Karl Gödeke (Karl Stahl). Celle, Schulze. 1841. 8. 1 Thlr.

Von diesen Novellen, worunter auch manches Unbedeutende ist, schien Ref. „Der Glücksjäger" die beste zu sein, indem sie die einzige ist, welche in das Gewebe der Fiction eine Lebenswahrheit kleidet. Der im Staate Pennsylvanien, im kleinen Städtchen Neuholland angestellte Schulmeister Ludwig Werner, dessen Empfindungen im Anfange aus der gepreßten Seele hervorquollen und in den tauben, tonlosen, stets rechnenden Herzen seiner Umgebung kein Echo fanden, gewöhnt sich nach und nach an den Klang des Geldes, an den Speculationsgeist des nach Reichthum Strebenden und nachdem er seiner Stelle entsetzt ward, wegen eines Zeitungsartikels gegen einen Einflußreichen, der mittels Geldes dem Herausgeber den Namen des Autors entlockte, wird er Commis in einem Handelshause, durch die Güte eines Mannes, der die eine Tochter zur Ehe mit einem ihm feindlich gegenüberstehenden Speculanten gezwungen hat und die andere entführen ließ, um ihre Aussteuer zu ersparen. Nachdem der junge Mann sich über manche Erscheinungen der Glücksjagden gewundert, dann sich daran gewöhnt hat, heirathet er endlich die häßliche, schielende dritte Tochter des Kaufmanns, weil sie ihm 50,000 Dollar Aussteuer bringt und dadurch zum selbständigen Manne macht. Er tröstet sich damit, daß er nicht der Erste und nicht der Letzte sei, von dem die Leute sagen können: „Böser Umgang verdirbt gute Sitten." „Der Verstoßene" und „Johannes" bieten nichts, worauf der Gedanke nur einen Augenblick verweilen könnte; „Der Narr der Jugend" ist sehr breit und oft geschmacklos, die Pointe davon, „daß jedes Alter seine Thorheit habe", nicht genug als eine allgemeine Wahrheit herausgehoben. Auch „Drei Tage auf dem Meißner" ist ein schwaches Product ohne Hervortretendes in der Schilderung von Charakteren, Zuständen, Verhältnissen und Begebenheiten. Die Sprache ist übrigens schön abgerundet und angenehm zu lesen.

4. Meister Wolfram, der Märchenerzähler. Roman von August Hesse. Leipzig, Bösenberg. 1842. 8. 25 Ngr.

Statt in Capitel ist dieses Werkchen in Bilder eingetheilt, und wirklich glaubt man immer Gruppen vor sich zu sehen, welche in grotesken Bewegungen und mit belebten Zügen den etwas unwahrscheinlichen Canevas bilden, worauf die zwei Märchen „Der todte Elph" und „Der Ring" eingewebt sind. Diese sind lang ausgesponnen, mit viel Detailmalerei und poetischer Ausschmückung, Kinder und Erwachsene ansprechend. Wer indeß im Märchen mehr als eine momentane Unterhaltung sucht, und im poetischen Geklingel des chinesischen Glockenspiels ernstere Anklänge vernehmen will, wer von dem Märchen verlangt, daß es der bunte Regenbogen sei, der in irgend einen Himmel oder in irgend einen Wasserspiegel führt und die Brücke bildet für eine Wahrheit, der findet sich getäuscht; hier ist Phantastisches auf Phantastisches gehäuft zum schwankenden Gebäude, ein Guckkasten voll Phantasiebilder aller Art, aber hübsch, anmuthig, schauererregend und unterhaltend. 8.

Ungedrucktes aus Rotteck's Nachlasse.

Vor einiger Zeit verbreiteten sich von Freiburg aus verschiedene Anekdota, die man, der Sage nach, unter den Papieren Rotteck's gefunden hatte, theils Prosa, theils Gedichte.

Der prosaischen Aufsätze ist die größere Zahl; sie behandeln interessante Punkte der Geschichte und Politik auf eine Art, die an die philosophischen Historiker und an den Volksredner erinnert, der von Schwachen oder Böswilligen so oft verkannt wurde, obwol Freiheitsliebe und Rechtsgefühl diesen edeln Geist immer gleich mächtig anregten. Wir sind ungewiß darüber, ob sich in andern Händen vollständigere Abschriften davon befinden, als uns zu Gesicht kamen: einige Anzeichen lassen es vermuthen, und wir entsagen daher der Bekanntmachung dieser Essays, zumal sie einen zu großen Raum erfodern würden. Anziehender für den Kreis unserer Leser sind wahrscheinlich einige Gedichte sowol wegen der Kraft und des Adels der Gedanken und Gesinnungen, als darum, weil Rotteck ihr Verfasser sein soll, den man bisher nicht als Dichter kannte. Daß dieser Umstand keinen Beweis gegen die Echtheit dieser Poesien bilden kann, wird Jeder zugeben, der das Wesen der Dichtkunst und der Geschichte erwägt, die einander die Hand bieten und in Geschichtswerken gleich denen von Heeren, Schiller, Johannes Müller und Rotteck selbst innig verbunden sind. Zwar ist vorwaltende Phantasie die Haupteigenschaft des Dichters; aber was vermag ohne sie auch der Historiker? wie könnte er, ihrer beraubt, seine großen Bilder zusammensetzen, wie den Flügelschlag seines Genius zum Ideal aufschwingen?

Sonach ist im Allgemeinen die Möglichkeit, daß Rotteck dichtete, unleugbar. Daß er seine Dichtungen — überhaupt wol nur wenige — nicht ins Publicum brachte, dazu bewog ihn allem Ansehen nach auf der einen Seite Bescheidenheit, auf der andern natürlicher Stolz des Mannes, der, ein Vordermann in seinem Fache, nicht geneigt war, sich anderswo mit der zweiten oder dritten Stelle zu begnügen. Freilich sind wir in Ermangelung äußerer vollgültiger Beweise der Authenticität auf die innern beschränkt; allein diese sprechen auch laut dafür: denn durch so erhabene Auffoderungen, als dieses Studentenlied enthält, begeisterte Rotteck seine freiburger Schüler, und seinem, das ganze Geschichtswerk durchschimmernden, Hasse alles Sclaventhums und namentlich des politischen Geistes der Chinesen, den er nicht müde wird zu geißeln, geziemen die hellen Funken des Strafliedes. Hier denn ohne Weiteres die zwei Gedichte die wir meinen:

Studentenlied.

Frei zu denken, groß zu handeln,
Auf der Ehrenbahn zu wandeln
Nach gepriesner Väter Art,
Das sei Ziel vereinten Strebens,
Dieser goldne Hort des Lebens,
Brüder, werde treu bewahrt.

Zwingherrnkerker sind zerbrochen,
Keine Schuld bleibt ungerochen,
Überall regiert das Recht;
In des Kriegs blutvollen Spuren
Schreitet Friede durch die Fluren
Und zum Bürger ward der Knecht.

Sonst verstummt vor Herrschergrimme,
Tönt der Volksberather Stimme
Siegreich im Versammlungssaal
Dem, von Acten sonst umschichtet,
Jetzt sich, durch die Zeit gerichtet,
Raduliſtentrug entstahl.

Nie, ihr Brüder, weil wir leben,
Laßt die hundert Köpf' erheben,
Wie vor Alters, Tyrannei:
Freiheit in Gesetzes Schranken
Lenke Thaten und Gedanken;
Perreat Chineserei!

Straflied an die Chinesen.

Feige Memmen,
Fort euch schwemmen
Möcht' ich in das weite Meer,
Möcht' euch mischen
Zu den Fischen:
Redet ihr doch auch nicht mehr.

Umgewandelt
Sprecht und handelt
Kraftvoll, wie es Männern ziemt!
Thiere kriechen;
Tapf're Griechen
Werden heute noch gerühmt.

Ihr erduldet,
Unverschuldet,
Übermüth'ge Tyrannei,
Und, o Schande!
Nachbarlande
Eilen nicht zur Hülf' herbei.

Steht zusammen!
Neu entflammen
Laßt der Ahnherrn Heldenmuth!
Edles Streben
Heißt nur Leben;
Freiheit ist das höchste Gut. 78.

Notiz.

Arago, der große Astronom, hat kürzlich im Namen des Instituts einen Bericht erstattet und an die Mitglieder der Deputirtenkammer vertheilt, in dem er für die Wiederherausgabe der Werke von Laplace die Bewilligung einer Summe von 40,000 Fr. beantragt. Dieser Bericht ist ein Muster gedrängter wissenschaftlicher Darstellung. Vielleicht dürfte es merkwürdig erscheinen, daß er einer politischen Versammlung eine ausgedehnte, wissenschaftliche Abhandlung vorlegt, die oft bis auf einzelne Fragen eingeht; indessen war es gewiß nicht unpassend, bei dieser Gelegenheit auf die hohe Bedeutung der Laplace'schen Werke und auf die Stellung ihres Verf. in der Geschichte der mathematischen Wissenschaften aufmerksam zu machen. Arago zeichnet mit wenigen Strichen den ganzen Gang der astronomischen und reinmathematischen Untersuchungen in Frankreich. Er würdigt besonders die Verdienste Clairaut's, d'Alembert's u. A. m., und dringt darauf, daß, wenn die Werke Laplace's, die im Buchhandel gänzlich vergriffen sind, erst in einer neuen Ausgabe erschienen sein werden, man zu einem Abdruck der übrigen mathematischen Werke, die wirklich Epoche in der Geschichte der Wissenschaft machen, schreiten möge. Er schlägt vor, der ganzen Sammlung, deren hohe Bedeutung Niemand, der weiß, wie unzugänglich die mathematischen Werke d'Alembert's und Clairaut's sind, bestreiten wird, den Titel „Collection mathématique nationale" zu geben. Der Plan wird nun, nach den Bewilligungen der Kammern, ins Leben treten und Arago, der geniale Gelehrte, den Napoleon mit sich nehmen wollte, als er die vorübergehende Idee hatte, sich nach Amerika zu begeben, um in der Stille des Privatlebens den mathematischen Studien obzuliegen, wird sich ein neues Verdienst um diese Wissenschaften erworben haben. Bei Gelegenheit Arago's, dessen „Eloge de Condorcet" neuerdings ungerechte Kritiken in Deutschland zu erleiden gehabt hat, erwähnen wir, daß die „Voyage autour du monde", die seinen Namen trägt, nicht von ihm herrührt. Sie ist von einem seiner drei Brüder verfaßt, die sich alle mit literarischen Arbeiten abgeben. Der Verf. dieses lesbaren Werks, das vom Astronomen Arago nur mit einigen kurzen Notizen geschmückt ist, hat eine große Anzahl recht artiger Vaudevilles verfaßt und zur Aufführung gebracht. Er stand, nachdem er die Erde umsegelt und sich vielfach umhergetrieben hatte, einige Zeit hindurch der Leitung eines pariser Theaters vor und beschäftigt sich noch jetzt, wo ihn der Verlust des Augenlichtes gezwungen hat, auf ähnliche Unternehmungen zu verzichten, hauptsächlich mit Theaterangelegenheiten. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 194. — 13. Juli 1842.

Zur Geschichte der Philosophie.

Jemand wurde gefragt, wie man am besten zur Einsicht in die Philosophie gelange, und gab zur Antwort: „durch die Geschichte der Philosophie". Allein alle Geschichte gleicht einer Schraube ohne Ende, es wird nichts in ihr fertig, es kommt zu keinem Abschluß, sie würde sonst aufhören Geschichte zu sein, und man pflegt deswegen, um aus ihrer Fortbewegung etwas zu lernen, wieder auf Philosophie zu verweisen, sodaß man diese schon besitzen müßte, um aus ihrer Geschichte Einsicht zu gewinnen. Wir erfahren aus der Geschichte, wie Völker in einen gewissen Zustand gekommen, ebenso, wie Wissenschaft der Philosophie sich in verschiedenen Zeiten gestaltete; allein ob der Zustand der Völker gut und dauerhaft, oder die Gestaltung der Wissenschaft richtig und ihrem wahren Inhalt gemäß sei, erhellt nicht aus dem Geschichtgange, der seiner Natur nach aus der Vergangenheit in die Gegenwart und aus dieser auf irgend eine Zukunft weist, für welche die Gegenwart eine Brücke bildet. Wollte man nun diesen Übergang selber (Proceß) als philosophische Einsicht hinnehmen, so wäre wenig dagegen einzuwenden, die Einsicht wäre aus der Geschichte eben Geschichte, nur zugleich fließend wie diese, und man käme zu keinem festen Ergebniß. Nach einem solchen Ergebniß aber wiederum hat sich Philosophie stets abgemüht, und es ließe sich deshalb ihr Bestreben dadurch bezeichnen, daß sie ihre Geschichte zu Ende zu bringen oder geradehin ihre Geschichte aufzuheben sucht, was an den Ausspruch eines mystischen Philosophen erinnert: „Die Zeit (Proceß, Fortgang) ist Hauptursache der Leiden des Menschen, und das mächtige Hinderniß, welches ihn von seinem Princip (gesuchtes Ergebniß) entfernt hält; die Zeit ist das Gift, welches ihn frißt, während er die Zeit reinigen und aufheben sollte." Wegschaffung eines solchen Hindernisses hatten wol Diejenigen im Sinne, welche vor 30 Jahren in Deutschland von einer allgemein-gültigen Philosophie sprachen, die zu einer allgemein geltenden — nämlich für immer — gemacht werden müsse. Sie ist es nicht geworden, sondern aus Demjenigen, was dafür gehalten wurde, hat sich eine Reihe geschichtlicher Entwickelungen fortgesetzt.

In anderer Art wieder ließe sich dies ausdrücken: „Während die Philosophie — gleich dem Menschen — aus der Geschichte heraus will, kommt sie in dieselbe wieder hinein, und jede Lehre, welche darauf Anspruch machte, das Wagestück bestanden zu haben, ward immer von der Gewalt des Geschichtflusses verschlungen."

Es erklärt sich hieraus der Vorsatz einiger Philosophen, alle Verbindung mit der Geschichte abzubrechen, selbständig von vorne den Bau der Wissenschaft zu beginnen und zu vollenden, wogegen andere solches für unmöglich achten, und daß Niemand ein Gelübde reiner Selbständigkeit und vollkommener Denkfreiheit oder Denkeigenheit zu halten im Stande sei, weshalb sie dann etwa den Worten F. Schlegel's beipflichten: „Beide, Geschichte und Philosophie, sollen so sehr als möglich verbunden sein. Ganz getrennt von der Geschichte kann die Philosophie nichts Anderes werden als ein wildes Sekten- oder ein leeres Formelwesen. Ohne den beseelenden Geist der Philosophie aber ist die Geschichte nur ein todter Haufe unnützer Materialien, ohne innere Einheit, ohne eigentlichen Endzweck und ohne Resultat."

So wären wir wieder bei dem Cirkel der gegenseitigen Verweisung aufeinander, mit der alten Uneinigkeit; bei der ungefügigen Ehe, die gelöst werden sollte und nicht gelöst werden kann, bei dem Streben hinaus und der Verschlingung hinein, bei der Doppelgängerei des Zeitlosen und Zeitlichen, die einander anfechten und verklagen.

Wie nun in der Kirchengeschichte zwei Richtungen wiederkehrend gefunden werden, die des Glaubens und Unglaubens, der Katholicität und Ketzerei, der Orthodoxie und Heterodoxie, so auch in der Philosophiegeschichte; nur daß die philosophischen Schulen nie zu einem solchen Ansehen und Einfluß auf die Gemüther gelangten als die Kirche und deshalb nicht in einem sich selbst gleichbleibenden und fortbildenden Katholicismus der Lehre das Fremdartige ganz entschieden abweisen und ungläubige Ketzer strafen konnten. Vielmehr ward häufig durch jüngere Heterodoxie eine ältere Orthodoxie verdrängt, ja die Skeptiker rühmten sich, ohne alle feste Satzung durch bloße Unsicherheit der Einsicht selig zu werden, und fanden ihre Anhänger.

Bei dem Gewahren dieses Zustandes, wenn er bis in unsere Tage dauert, kann für den einzelnen Philosophen eine doppelte Überzeugung Raum finden: entweder daß nach geschichtlicher Ansicht kein Aufhören der Geschichte

eintrete, oder daß durch irgend ein Ereigniß eine große Veränderung und mit ihr ein Katholicismus der Philosophie zu Stande komme. Hierzu wird das Auftreten eines Messias erfodert, von welchem die frühern Schulenstifter als Propheten weissagten, der ihre Weissagungen erfüllt, der die Gegensätze der Lehren vereinigt, zu dessen Verkündigung die ältern Verkündigungen nur einzelne Momente bilden, oder Vorstufen zu den Hallen seines Weisheitstempels, der die Decke der innersten Wissenschaft zerreißt und letztere jedem Lernbegierigen zugänglich macht. Inzwischen zeigt die messianische Überzeugung wieder eine Hauptverschiedenheit: ob nämlich der Messias schon erschienen, oder ob er noch zu erwarten sei, worüber bekanntlich auf deutschem Boden seit Kant die mannichfaltigsten Streitigkeiten erwuchsen. Jedenfalls wurzeln alle diese Streitigkeiten im Glauben oder Unglauben an einen Messias, wobei ungläubige Gegenbehauptungen den Glauben an Erscheinung oder an Erwartung wenig erschütterten, aber doch Veranlassung gaben, die Messiasidee auf andere Individuen zu übertragen. Man dürfte hierin den Kern neuerer Philosophiegeschichte oder die Pendelschwingung der philosophischen Zeitenuhr erblicken.

Indem jeder Messias eine historische Person ist und Weissagung wie Erfüllung historisch untersucht und beurtheilt werden muß, erhält die Geschichte der Philosophie eine unverwüstliche Bedeutung, der sich neuerdings mit Vorliebe die Aufmerksamkeit entgegenzuwenden scheint. Wenigstens zeugen dafür auch folgende Schriften, die Ref. zukamen und ihn zu obigen Betrachtungen veranlaßten. Zuvörderst:

Kant und seine Nachfolger, oder Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung der neuern deutschen Philosophie von E. S. Mirbt. Erster Band. Jena, Hochhausen. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wir finden an dem Verf. — was bei einem außerordentlichen Professor fast außerordentlich ist — einen Ungläubigen, wenigstens in Beziehung auf Hegel's Messianetät, denn es sagt die Vorrede:

Die Wissenschaft — unter welchem Namen Hegel's dialektische Phraseologie der Fülle der Weltgeschichte anmaßend als Etikette sich aufdränge — habe einzusehen angefangen, daß sie selbst nur Geschichte, nur der Begriff der jüngsten Vergangenheit sei; sie erzähle mit seltener Naivetät, daß, wie Nichts durch dialektisches Schwanken einen concreten Inhalt erhalte, so habe Hegel, mit welchem die Zeit abgelaufen sei, den vollen Gedankenreichthum seiner Vorgänger auf den leeren Begriff gebracht und die Philosophie zum absoluten Wissen erhoben, wovon der Beweis einen Jeden überzeuge, der die Zeit überwunden habe. Es werde darum für Andere (Ungläubige) nöthig, vor allem erst sich geschichtlich zu orientiren und den Ertrag zu ermitteln, welchen uns Kant's und seiner Schüler und Nachfolger Bemühungen im Felde der Speculation hinterließen.

Der Verf. will dabei echten kritischen Grundsätzen huldigen, auf Quellenstudium und die ihm vorausgegangene Erforschung des eigenen Geistes sich stützen.

Einleitend wird bemerkt, wie Kant kaum sich für eine Schule geltend gemacht hatte, als in dieser selbst das größte Zerwürfniß entsprang, sodaß am Ende jeder in eigener Zunge zu weissagen und auszulegen anfing und über der Menge der Propheten keiner rechtes Gehör fand. Es liegt der Grund solcher Erscheinungen in der vorausgesetzten Ansicht über die Möglichkeit einer Philosophie überhaupt und die Bedingungen ihrer Erfindung oder besser Findung, also gerade in der Frage, von der Kant ausging und deren Umgehung oder Verkennung uns mit so zahlreichen Philosophemen beschenkt hat. Die Geschichte der Philosophie ist so lange eine Geschichte des Philosophirens ausgezeichneter Denker, bis dieses, durch Übung erstarkt, durch Fehltritte gewarnt und von den Ergebnissen belehrt, einen Standpunkt gewinnt, von dem es möglich wird, Philosophie als feste Wissenschaft aufzustellen. Man sieht, zufolge unserer obigen Bemerkungen, der Verf. strebt aus der Geschichte heraus nach ihrem Ende.

Einem kurzen Überblick Dessen, was seit den Griechen philosophisch geschehen, folgt die Schilderung von Kant's Leben, welches ohne reiche Verbindung mit der Welt im stillen Kreise von Freunden dahinfloß, dem Nachdenken geweiht, ohne Poesie und mystische Gefühle, im Gottesdienst der Pflichterfüllung; Kant misbilligte sogar Hippel's Hang zur Mystik, und selbst die Liebe, „die das gemeinste Dasein wie ein Sonnenblick verklärt", scheint ihm fremd gewesen. Welch hohes Alter der Mann erreichte (geb. 1724, gest. 1804), ist bekannt.

Die philosophische Bildungsgeschichte desselben bis zum Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" ist in einem eigenen Abschnitt dargestellt. Seine frühern Schriften sind physikalische, naturphilosophische, vorzüglich anfangs anthropologische und philosophische Aufsätze. Der Vorwurf eines jeden eröffnet irgend eine neue Ansicht der Wissenschaft: entweder sieht er sich genöthigt, gegen gangbare Behauptungen Widerspruch einzulegen und Berichtigungen anzubringen, oder wir finden ihn auf neuen bisher noch unbetretenen Pfaden der Untersuchung, dabei dringt er auf Gründlichkeit und Gewißheit. In Bezug auf Inhalt und Darstellung zeigt sich eine reichhaltige Sachkenntniß, ein heller Blick und ein tief eindringender Verstand, und bei einer gewissen Schwerfälligkeit der Schreibart doch Reinheit und Deutlichkeit der Begriffe und ein ihnen genau passender Ausdruck, nicht selten mit Humor und Laune. Von Anfang an stehen die großen Aufgaben der Philosophie, das Dasein eines übersinnlichen Geisterreichs und sein Verhältniß zur Sinnenwelt mit allen sich darauf beziehenden Fragen vom Dasein Gottes, der Freiheit des Willens und der davon abhängigen Zurechnung, sowie der Hoffnung der Unsterblichkeit, im Hintergrunde; allein so vertraut und sicher Kant auf dem Boden der Erfahrung und an der Hand der Mathematik einherschritt, wurde die Metaphysik als Wissenschaft von ihm nie anerkannt. Es ergab sich ihm die Einsicht, daß man auf die bisherigen Begriffe und nach hergebrachter Weise keine Metaphysik aufbauen könne, vielmehr alle Nachforschungen auf die Quellen der Erkenntniß und die Grenzen der menschlichen Vernunft beziehen müsse. Kant stellte überhaupt kein in sich vollendetes allumfassendes System auf. Das Streben seines tief eindringenden Verstandes ging einzig auf eine feste und sichere Grundlage

zu einem solchen. Indem er nun auf kritischem Wege die Principien in systematischer Vollständigkeit zusammt den Bedingungen ihres Gebrauchs aufsuchte, knüpfte er seine Betrachtung zunächst an die damalige Metaphysik und die „Kritik der reinen Vernunft" war ihr Resultat. Bei ihr konnte er nicht stehen bleiben; es galt vielmehr den Ideen eine feste Unterlage zu geben. Dies geschah in der „Grundlegung" und der „Kritik der praktischen Vernunft". Was verbindet nun beide zur Einheit? Die Beantwortung dieser Frage enthält die „Kritik der Urtheilskraft". Bei ihrer Ausarbeitung orientirt sich Kant psychologisch über die ganze reine Philosophie, ihren Umfang und ihre Eintheilung; zuletzt schien es noch zweckmäßig, das christliche Religionssystem mit der reinen Vernunftreligion, nach dieser moralisch-religiösen Weltansicht, welche der Gipfel seiner Speculation ist, in Vergleichung zu stellen. Das letzte Resultat dieser Philosophie, durch welches sie zugleich wieder zu ihrem Anfangspunkte zurückkehrt, ist folgendes: Wir können nur von dem eigenen Standpunkte der Selbstbeobachtung ausgehen. Auf ihm finden wir den Menschen als ein an diese Erde gebundenes, aber die Idee einer ewigen Bestimmung in sich tragendes Wesen, welches mit Anlagen zu verschiedenen Erkenntweisen ausgestattet ist. Die Erfahrung ist der fruchtbare Boden seiner Wissenschaft, über sie hinaus ist ihm keine Erkenntniß eröffnet. Er hat zwar Ideen in sich, sie dienen ihm aber nur, seine sittlichen Bestrebungen zu leiten und seine ewigen Hoffnungen zu beleben, oder im Anblick der Natur den Abglanz der ewigen Welt zu schauen und sie in Werken der Kunst seinen Sinnen im Bilde darzustellen. Mit Treue und Sorgfalt hat der Verf. diese Kantische Lehre nach ihren Einzelheiten aus den Schriften des Urhebers vollständig entwickelt.

Wenn nun hinzugefügt wird: „Durch diese kritischen Untersuchungen und ihren Ausgang würde nicht nur die bisherige Metaphysik umgestürzt, sondern auch zum ersten Male zu einer künftigen, wie sie bisher noch nicht bestanden, der Grund gelegt"; — so unterliegt der letzte Theil dieser Aussage dem größten Bedenken. Kant hatte ja die alte Metaphysik dadurch gestürzt, daß er durch kritische Untersuchung des Erkenntnißvermögens zeigte, es gebe überhaupt keine metaphysische Wissenschaft und Erfahrung sei der Boden alles menschlichen Wissens. Wie konnte aus einer solchen Negation die Position wieder hervorgehen? Einzig vielleicht durch Negation der Negation, womit man späterhin die Kant'sche Kritik zu überwinden getrachtet hat. Der Kritiker selber konnte dies nicht unternehmen, er hätte dadurch gestanden, wo kein Boden sei, sei doch einer. Freilich ließ seine Transscendentalphilosophie ein a priori des Wissens gelten, aber nur im Gebrauch für mögliche Erfahrung, welche den metaphysischen Speculationen fehlt. Der Verf. fragt:

Wie verhält sich Metaphysik zur Kritik, die ihr zur Einschränkung ihres Dogmatismus als Propädeutik vorausgeht, und wie tritt zwischen beide die Transscendentalphilosophie? Daß die Scholastiker die letztere zum Theil für Metaphysik nahmen, thut nichts zur Sache, genug Kant unterscheidet sie und dann fällt ihm jene als die Lehre von allen Erkenntnissen a priori und ihrem Gebrauche im Wohnlichen mit der Kritik ihrem Inhalte nach zusammen.

Ist dieses, so sind synthetische Urtheile aus Ideen theoretisch unmöglich, und es gibt keine Metaphysik, denn sie hat Grund und Boden verloren. Wie Kant selber die Sache genommen, ist dunkel, denn manche seine Äußerungen stellen ein künftiges System der Metaphysik in Aussicht, welches er nicht lieferte, und doch, als Fichte mit Wissenschaftslehre das Fehlende, nämlich mit Position nach der Kritik, ergänzen wollte, erklärte Kant, er begreife dies nicht, er habe ja Alles gegeben. Ganz richtig bemerkt deshalb unser Verf.

Kant hat das System der eigentlichen Philosophie nicht nur unvollendet gelassen, sondern auch noch einen Gedanken hingeworfen, welcher stutzig macht. Er behauptet nämlich, sei einmal durch Kritik der Grund gelegt, so könne und müsse ein künftiges System nach dogmatischer Weise ausgeführt werden. Wenn er damit in allgemeiner Fassung nur auf Gründlichkeit, Deutlichkeit und überhaupt Wissenschaftlichkeit, im Gegensatz eines seichten oberflächlichen Geschwätzes, dringen will, so wird ihm jeder Denker gern beistimmen. Meint er aber, wie kaum zu bezweifeln steht, es solle dasselbe in logischer Methode aus den gefundenen Principien in Definitionen und Beweisen abgeleitet werden: so sieht man nur allzu deutlich, daß er seine Stellung gegen die beweisende Metaphysik für die Anwendung oder eigentlich das Verhältniß der Kritik zum System der Philosophie noch nicht in nähere Erwägung genommen hatte.

Aus einem solchen Unvollendetsein und Schwanken erklären sich denn genugsam die abweichenden Richtungen der spätern deutschen Philosophen, ihr Streit untereinander und gegen die Kritik selbst, welche dem Philosophenstreit ein Ende machen wollen.

Zuerst galt es einem Verständniß der Werke des königsberger Weisen, deren Art von der damals gewöhnlichen so stark abwich. Garve, der in den „Göttinger Anzeigen" (1782) darüber urtheilte, mochte wol das Wesen der kritischen Lehre verkennen. Schulz in Königsberg gab einen Abriß, von welchem Kant bezeugte, sein Sinn sei getroffen. Die neugestiftete „Allgemeine Literatur-Zeitung" (1785) erklärte sich dafür, die ältere „Allgemeine deutsche Bibliothek" dagegen. Bevor der Verf. dem weitern Verlaufe folgt, beleuchtet er im gegenwärtigen Bande eine gleichzeitige Erscheinung im Gebiete der Philosophie, die schon damals Aufsehen machte, in der Folge aber durch den Einfluß, welchen sie auf Ausbildung und Gestaltung des Begriffs und Wesens der Philosophie gewann, wichtig geworden ist. Es ist dieses die im Streit mit Mendelssohn über die Lehre des Spinoza geltend gemachte Ansicht Jacobi's über das Vermögen der Speculation, welche neben Kant's Reform der Metaphysik sich entwickelt, ihr begegnet und auch wieder von ihr sich entfernt oder entfremdet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire des dix ans 1830—40, par *Louis Blanc*. Zwei Bände. Paris 1842.

Hr. Louis Blanc ist einer der ausgezeichnetern Geister unter den jetzt lebenden französischen Schriftstellern. Er gehört der demokratischen Partei an, besitzt aber zu viel geistige Unabhängigkeit, um in eine der verschiedenen Coterien, in die sich

die Radicalen und Demokraten abtheilen, hineinzupassen. Nachdem er eine Zeit lang den „Bon sens" redigirt hatte, wußte er sich später eine eigene Revue, die des „Progrès", zu schaffen, aber auch hier stand er außer allen Parteien. In seinem Geschichtswerke, von dem jetzt eben der zweite Band erschienen ist, bewährt er sich als ein ausgezeichneter Beobachter und Schilderer. Einzelne seiner Portraits sind wahre Meisterstücke, einzelne seiner Darstellungen Kunstwerke der höchsten Schönheit. Deswegen sind denn die Mängel um so bedauerlicher, da sie sich mit den Vorzügen überall geltend machen werden und müssen. Diese Mängel bestehen aber in einer systematischen Opposition gegen den Bürgerstand und Alles, was dessen Vertreter seit 1789, besonders seit 1830 gethan haben, und dann in einer ebenso eingefleischten Herrsch- und Eroberungssucht. Der erste dieser Fehler trat bereits in dem ersten Bande der „Geschichte der zehn Jahre" hervor, der letztere dagegen enthüllt sich in dem zweiten in einer Nacktheit, die nur um so ekelhafter ist, je mehr sie die Ohnmacht, die ihr zum Grunde liegt, recht klar heraushebt. Wenn die Katholiken hier in Paris auf dem besten Wege sind, Voltaire und seine Schule durch ihre dummen Angriffe zu rechtfertigen und zu rehabilitiren, so muß der zweite Band dieses Werkes bei jedem oberflächlichen Leser durch die Ungeschicktheit der Angriffe ein ganz ähnliches Resultat in Bezug auf die Juliregierung hervorbringen. Für den Denker wird freilich Voltaire durch die Einfalt und Unredlichkeit seiner Gegner nicht um ein Haar besser oder schlechter, und ebenso wird es wol auch dem Gründer der Julidynastie gehen. Aber Hr. Louis Blanc darf sich nicht wundern, wenn die „Débats" auch von seinem zweiten Bande eine sehr detaillirte Anzeige mittheilen werden. Gegen das System Hrn. Louis Blanc's, ein System de la guerre partout et toujours, ist das Louis Philipp's, de la paix partout et toujours, fast natürlich, und wenn Frankreich wirklich so denkt wie Hr. Louis Blanc — was mit Gott nicht der Fall ist —, so mögen die Franzosen dem Himmel danken, daß ein Louis Philipp sie zwingen konnte, so zu handeln, wie sie gehandelt haben, und sich dem Auslande gegenüber eine schmälige Politik aufzulegen, weil eine andere nothwendig zum Untergange Frankreichs geführt haben würde. Doch ist gerade die Möglichkeit der feigen Politik des Julikönigthums ein Beweis, daß diese eisen- und staatenfresserischen Ansichten Hrn. Louis Blanc's nicht die der Mehrzahl der Franzosen sind, und in diesem Schlusse liegt dann auch wieder die Verurtheilung der würdelosen angstvollen Politik des Julikönigthums. Doch hier ein paar Stellen, um meine Behauptung über die jetzigen weltfresserischen Ansichten Hrn. Louis Blanc's zu begründen. Nachdem er die Lage Europas nach der Julirevolution geschildert hat, fährt er (S. 29) fort und sagt: „Eine solche Stellung erlaubte den Franzosen eine grenzenlose Ambition (das Wort läßt sich schwer übersetzen) und jede Regierung, würdig sie zu beherrschen, würde ohne Zweifel durch sie die Welt beherrscht haben." Und dann schildert er diese Weltherrschaft ins Detail und zeigt, wie sie sich von Konstantinopel bis Warschau und Lissabon erstreckt haben würde. An einer andern Stelle heißt es (S. 96): „Wer hatte vergessen können, daß vor 1814 Frankreich die erste Nation der Welt war, daß der Rhein auf dem Herrschergebiete Frankreichs anfing und aufhörte, daß Deutschland durch Frankreich und für dasselbe eingerichtet war (que l'Allemagne avait été façonnée pour elle et par elle — das Wort ist sehr schön gewählt), daß Italien seine Gesetze anerkannte, daß die Hauptstadt des Katholicismus ihm angehörte, daß Spanien seinem Einflusse gehorchte, daß Frankreich endlich größer war, als selbst Ludwig XIV. in seinem Stolze zu träumen gewagt hätte." Diese schönen Träume wieder ins Leben zu rufen, wäre nach Louis Blanc die Politik Frankreichs gewesen; selbst der edle Lafayette geht nicht unbesudelt aus, weil er der Eroberungssucht entgegen war: „Was endlich Lafayette anbelangt, so hätte er das Friedenssystem leicht unmöglich machen können. Unglücklicherweise verschwendete er seine Thätigkeit in nutzlosen Reden. Übrigens hatte die Einverleibung Belgiens in Frankreich (von der diese Stelle handelt) etwas, das seinem knabenhaften Uneigennutze (désintéressement puéril) widerstrebte." Hr. Louis Blanc kennt dies désintéressement puéril, das wir Deutsche ganz einfach Gerechtigkeitsgefühl nennen, nicht. Ich habe nicht Lust, hier zu untersuchen, ob die unwürdige Politik des Julikönigthums dem Auslande gegenüber eine Nothwendigkeit war, aber so viel ist sicher, daß, ob nothwendig oder auch nur möglich, die Partei, die in Frankreich denkt wie Hr. Louis Blanc, sie ganz anders zu verantworten hat als selbst Hr. Guizot und seine Glaubensgenossen. War diese Politik nothwendig, konnte nur durch sie verhindert werden, daß ganz Europa am Ende Frankreich wie einen stolzen Räuber in Acht und Aberacht erklärt und vernichtet haben würde, so ist eben nur die Partei, die das würdige Auftreten Frankreichs zur Realisirung jener stolzen Träume Ludwig's XIV., jenes Katzenjammer-Alps des kaiserlich Napoleonischen Republikanerrausches benutzt haben würde, die Ursache, daß eine andere Politik zum Heile Frankreichs befolgt werden mußte. Wäre aber selbst bei einer würdigern Politik Frankreich im Stande gewesen, den Schwindel der Eroberung eines Theiles der Nation zu besiegen, wie dies für Den, der Frankreich und seine Bürgerschaft kennt, keinem Zweifel unterworfen sein kann, so sind die Freunde der Ansichten Hrn. Louis Blanc's nicht weniger Schuld, daß die Politik des Julikönigthums ohne Würde war, denn sie gaben dieser das Mittel, Frankreich selbst vor dem Unsinne eines Theiles seiner Söhne in Angst und Schrecken zu setzen, weil es nicht schwer sein konnte, den redlichen Bürgern Frankreichs zu zeigen, daß ein Theil Derjenigen, die zum Kriege trieben, Recht und Gerechtigkeit, Achtung vor Volksthum und Verträgen für nicht mehr und nicht weniger hielten als für eine kindische Schwäche, désintéressement puéril. G.

Literarische Anzeige.

Skizzen aus dem Alltagsleben
von **Frederike Bremer.**

Vollständige Ausgabe in 10 Theilen.
Jeder Theil 10 Ngr.

Diese wohlfeile Ausgabe der trefflichen Schriften von Frederike Bremer ist jetzt vollständig in 10 Theilen erschienen. Unter besondern Titeln sind auch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage.

Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Aufl. Zwei Theile.

Die Familie H.

Kleinere Erzählungen.

Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 195. — 14. Juli 1842.

Zur Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 194.)

Jacobi war nicht auf Universitäten gebildet, auf keiner Universität seßhaft, sondern durch lediglich individuelles Bedürfniß und eigenes Studium mit Philosophie vertraut geworden. Er gehörte in Gesinnung, Wort und That zu den edelsten Männern. Ohne sich an eine Schule zu binden und ohne systematischen schulgerechten Gang durchdringt er den Geist der Systeme und weiß ihn in männlich schöner Sprache zu fassen. So sagt der Verf. und erwähnt dann des Streites mit Mendelssohn über Lessing's Spinozismus und die Lehre des Spinoza. Gegen Mendelssohn's Beweise für das Dasein Gottes erklärten sich schon Jakob und Tittel nach Kant'schen Grundsätzen. Für Jacobi waren sie gleichfalls unbefriedigend, und ebenso war es der Spinozismus, dem Lessing Beifall gab und gegen den Jacobi eine unmittelbare Gewißheit geltend machte, die aller Demonstration zum Grunde liegt und im Verhältniß zum demonstrirten Wissen den Namen des Glaubens trägt. Auf ihm ruht ursprünglich die Überzeugung vom Dasein der Körperwelt, der menschlichen Freiheit und einem persönlichen Gott. (S. 302.)

Weil die Darlegung dieser philosophischen Ansicht in den Jacobi'schen Schriften unter polemischen Beziehungen hervortritt, hat sie Misverständnisse und Gegensätze veranlaßt, noch mehr aber der Ausdruck Glaube für jene unmittelbare Überzeugung, welche aller Demonstration vorhergehen soll, und wenn nur das Demonstrirte eigentliches Wissen genannt wird, auch die Wissenschaft der Metaphysik aufhebt. Man verwechselte diesen Sinn des Wortes Glauben mit dem historisch-theologischen einer Kirchenlehre, oder mit einem beliebigen gedankenlosen Aufnehmen fremder Meinungen. Inzwischen ist der Sinn für Metaphysik kein anderer, als den Kant in dem unmittelbaren Zutrauen der praktischen Vernunft zu sich selbst geltend macht und den Jacobi mit David Hume auch für die Sinneswahrnehmungen entscheiden läßt. Sowie der metaphysische Glaube in dem Zutrauen der Vernunft zu sich selbst wurzelt, so für alle Erfahrung in dem Zutrauen der Sinne zu sich selbst, und statt Kant's nach der Seite des Übersinnlichen einfach hervortretenden Glaubens erscheint hier ein Doppelglaube für das Sinnliche wie für das Übersinnliche. Für letzteres war herkömmlich der Ausdruck eher genehm als für das erstere, jedoch findet man auch für dieses in Kant's Lehre eine Hinweisung. Wenn nämlich das Ding an sich, wie Kant sagt, unerkennbar ist und unsere Erfahrung es nur mit Sinnenerscheinungen zu thun hat, worin liegt dann die Bürgschaft gegen blos subjective Täuschung der Sinnenerkenntniß, als in dem unmittelbaren Zutrauen auf ihre Objectivität, welches allein die Einwürfe der Skeptiker entkräftet? Sonach erscheint der ganze ungetheilte Glaube an Sinnliches wie Übersinnliches vollständiger als der halbe und in seiner Ursprünglichkeit als das Fundament alles wahren Wissens und Erkennens, wie denn Jacobi in dieser Gesammtbeziehung das demonstrirte mittelbare Wissen als ein Wissen aus der zweiten Hand bezeichnete.

In Bezug auf übersinnliches Dasein als große Aufgabe der Philosophie, welche bei Kant's kritischen Untersuchungen im Hintergrunde lag, entwickelt sich die Jacobi'sche Polemik gegen Spinoza und Andere. Weil aus Begriffen und deren Zusammenhang ein nothwendiges Gesetz des Grundes und der Folge, der Ursache und Wirkung erkannt wird, so muß auf dem Wege der Demonstration, welche eben dieses Gesetz erhärtet, auch Nothwendigkeit das Ganze alles demonstrirten Wissens beherrschen und die Überzeugung von Freiheit, welche Freiheit ihr eigener Grund, ihre eigene Ursache und ihr eigenes Gesetz ist, findet darin keine Stelle. Darum sagt Jacobi, jeder Weg der Demonstration gehe in den Fatalismus aus und die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie sei nicht minder fatalistisch als die Spinozistische. Wenn hiegegen ein unmittelbares Bewußtsein der Freiheit sich auflehnt, so ist dies wiederum Glaube zu nennen und Kant hätte seine praktische Philosophie auf diesen Glauben gestützt.

Religion endlich hat die gläubige Voraussetzung eines göttlichen Wesens, mit welchem der Mensch im Verhältniß steht und für Schmerz oder Freude, Furcht oder Hoffnung Zuflucht findet durch Bitten oder Danksagung; einer Aristokratie des Daseins, worauf sich die Demokratie des bewegten menschlichen Lebens gern bezieht und dadurch ihre wilden Wogen beruhigt. Es ist mithin der religiösen Überzeugung die Persönlichkeit des göttlichen Wesens entschieden, menschenähnlich, aber mehr als der Mensch,

sei es, daß diese Persönlichkeit sich heidnisch in eine Vielheit zerspalte, oder jüdisch, christlich und mohammedanisch in eine höchste unbedingte Einheit zusammenziehe. Das Absolute, worauf die Metaphysik philosophisch alles Relative zurückführt und dadurch eine über das endlich Empirische hinausgehende Erkenntniß zu gewinnen trachtet, der Stützpunkt aller wandelbaren Anschauungen und Begriffe, das Centrum aller nach der Peripherie auslaufenden Radien des Denkens, es ist durchaus nicht entschieden persönlich, vielmehr weil das Persönliche sich auf menschliches Selbstbewußtsein stützt, dieses aber als in endlichen Verhältnissen begriffen sich darstellt, wird die metaphysische Speculation dem höchsten unendlichen Sein Persönlichkeit abzusprechen veranlaßt werden. Sie steht dadurch in einem Gegensatz zu dem Grundcharakter des religiösen Glaubens, und wenn dieser mit dem Namen Theismus bezeichnet wird, muß jene Nichttheismus oder auch Pantheismus heißen. Diesen Gegensatz hat nun Jacobi in mannichfacher Weise bezüglich auf Spinoza und Kant's Nachfolger zu entwickeln und zugleich ein Recht der unmittelbaren Überzeugung im religiösen Glauben zu erhärten gesucht, welches von der philosophischen Speculation anerkannt und für ihren höchsten Zweck geltend gemacht werden müsse. Neuere philosophische und theologische Streitigkeiten scheinen die Richtigkeit solcher Ansicht hinreichend zu bestätigen.

Unser Verf. hat zwar die Bedeutsamkeit des Standpunkts und seiner polemischen Erörterung anerkannt (S. 277), aber nach des Ref. Urtheil ihn zu unsicher und schwankend aufgefaßt, welches gleichfalls von andern ihn nicht geradezu Verwerfenden geschehen. Wizenmann's, des früh verstorbenen Freundes von Jacobi, wird gedacht, der zwischen Mendelssohn und Jacobi in die Mitte zu treten suchte und dabei mehr auf die Seite eines positiven, auf historische Offenbarung gestützten Glaubens hinneigte; dann auch Kant's, der in seiner Schrift über das Orientiren im Denken mehr für Mendelssohn entschied, ohne zu bemerken, daß jene Gegner desselben seinem Vernunftglauben näher standen als dieser. Tiefsinnig und unverständlich ließ Oberreit sich darüber vernehmen, ausführlicher Herder und Heydenreich, dann auch Rehberg, der zu zeigen suchte, daß Religion von allen metaphysischen Speculationen unabhängig und mit allen Systemen derselben vereinbar sei, was Engeln veranlaßte zu sagen: er wolle die Religion zur Poesie machen, und vom Verf. als treffend anerkannt wurde. Reimarus schrieb eine kleine Schrift, zunächst gegen Jacobi und Wizenmann gerichtet, aber auch Kant und Spinoza widerlegend.

Mit Darstellung dieser Streitigkeiten schließt gegenwärtiger erster Band des Werks, dessen fleißig gearbeitete Zusammenstellung belehrt und den Freund der Geschichte der Philosophie baldige Fortsetzung wünschen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Der Director der Sternwarte in der Brera zu Mailand, Ritter F. Carlini, hat einen Vortrag, den er am 26. November 1840 in einer Sitzung des Lombardischen Instituts über die Mängel der bisherigen geographischen Darstellungen der lombardischen Provinzen hielt, durch das „Giornale" jenes wissenschaftlichen Vereins bekannt gemacht; und nicht allein als ein glänzendes Denkmal der Offenheit, womit die dortige Regierung ihre wissenschaftlichen Unternehmen kritisiren läßt, verdient dieser Bericht auch außerhalb Italien Beachtung, sondern namentlich wegen der gründlichen Darlegung von Mängeln, die leider bei einer Menge ähnlicher Werke in nicht minderm Grade sich finden mögen. Carlini spricht zunächst von den Karten, die über die Lombardei bisher erschienen sind. Geschichtlich führt er an, daß alle vor dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bekannt gemachten blos mit Zuziehung der Straßenentfernungen gearbeitet waren und daß man dazu gewöhnlich die Zeit der Reisen als Maßstab nahm. Die geographische Breite von Mailand selbst war nur sehr unvollkommen bekannt, indem man, im vollen Vertrauen auf de la Hire's und Zanotti's Tafeln, sie bis zum Jahre 1769 zu 45° 20′ statt 45° 28′ angab. Im Jahre 1720 begann die großartige Arbeit der Steuervermessung der Lombardei, die so vollkommen ausfiel, obgleich auch bei ihr keine Dreieckmessungen zum Grunde lagen, daß sie bis in die neuern Zeiten vielen ähnlichen Unternehmen zum Muster diente. Es ist auffallend, daß Marinoni, welcher die Vorschrift über das zu beobachtende Verfahren ausarbeitete, den Schritt nicht vollends wagte, der zu einer wissenschaftlichen Begründung geführt hätte, obgleich seine Worte andeuten, daß er eine Arbeit im Auge hatte, welche wirklich geographisch sein sollte, d. h. auf Grundsätzen der Erdmessung fuße. Noch auffallender ist, daß Marinoni, ein praktischer Astronom, die Polhöhe der Hauptstadt der Lombardei und die Richtung des astronomischen Meridians genauer zu bestimmen nicht versucht hat, um wenigstens auf eine festere Grundlage die topographischen Arbeiten zu stützen.

Aus diesen großen Steuerkarten hatten sich einige Feldmesser eine Generalkarte der Lombardei im verkleinerten Maßstabe, orientirt und zusammengestellt, so gut es gehen wollte, mit der Feder ausgezeichnet. Eine solche kam wahrscheinlich in d'Anville's Hände, der in seiner Analysis Italiens sich zu diesem seltenen Besitzthum Glück wünscht. Die k. k. Regierung ließ 1773 durch einen mit dem Katasterwesen vertrauten Beamten eine genaue Beschreibung der Lombardei bearbeiten, zu der eine damals eben erschienene der Niederlande als Muster dienen sollte. Die Beschreibung entsprach nicht ihrem Muster, noch weniger die 1777 ausgegebene Karte (Carta topografica dello Stato di Milano secondo la misura censuaria. Joann. Ramis sculps. Mediol.) Sie gab nur den Lauf der Flüsse, die Poststraßen und die bedeutendern Ortschaften; ohne Andeutung der Natur des Bodens, ohne eine rationelle Schattenlegung für die Berge, ohne Abtheilung nach Längen- und Breitengraden und ohne Einzeichnung des magnetischen Meridians.

Um jene Zeit hatte Cassini die Erlaubniß auf ministeriellem Wege nachgesucht, die für Frankreich angeordnete Dreiecksmessung durch Italien fortsetzen zu dürfen. Die östreichische Regierung wollte den Franzosen beweisen, daß man auch in Italien eine geodätische Arbeit nach allen Ansprüchen der Wissenschaft auszuführen im Stande sei, und trug daher den mailändischen Astronomen auf, mit der höchsten Genauigkeit eine trigonometrische Basis zu messen, die zugleich dienen könnte, den Umfang eines Meridiangrades zu bestimmen und über die ganze östreichische Lombardei ein trigonometrisches Netz auszubreiten, das an den Meridian von Mailand und an seine Polhöhe die bedeutendsten Punkte des Gebiets anknüpfe. 1786 war die Messung der Basis, 1791 die der Dreiecke vollendet und man ging an die Zusammenstellung der Karten, deren Zeichnung einem geschickten Zeichner, Pinchetti, und deren Stich den Brüdern Bordiga übergeben war. Durch diese waren im Jahr 1796 schon sieben Blätter vollendet und wenig fehlte an der Vollendung des achten, als die Ereignisse des Kriegs Alles aufzugeben zwangen. Erst im Jahre 1803 nahm man diese

Arbeiten wieder mit der Absicht auf, sie über die neuen, zum Königreiche Italien hinzugekommenen Provinzen auszudehnen. Bis 1807 wurden die Dreiecknetze bis zum adriatischen Meere ausgedehnt, wurde das Blatt über die Provinz Mailand im Stiche vollendet und die Zeichnung zu den Blättern von Novara, Bergamo und Brescia vorbereitet. Die Projection war die sogenannte Cassinische und der Maßstab so gewählt, daß ein Hunderttheil einer Linie eine Toise des Flächenraums darstellt (1 : 86,400); und die Schattenandeutung hält die Mitte zwischen der in Frankreich gewöhnlichen und der sogenannten deutschen, zeigt jedoch auf gefällige Weise die Gegenstände in Vogelperspective und von beiden Seiten schattirt. Diese Karte kam nie in den Handel; ihre Platten werden bei der k. k. Sternwarte aufgehoben; aber abgerechnet den Umstand, daß 1807 die damalige Regierung die Fortsetzung einstellte, so begreift man wol, daß sie jetzt, in der ursprünglichen Anlage fortgesetzt, ein halbes Jahrhundert nach ihrer Begründung nicht mehr den Ansprüchen genügen könnte. Denn in diesem langen Zeitraume haben sich zu viele Veränderungen ereignet; neue Straßen sind nach allen Richtungen entstanden, neue Kanäle für Schiffahrt und Bewässerung hat man gegraben, große Städte zogen vieles Umliegende in ihre Vorstädte, kleine Vorwerke wurden zu bedeutenden Dörfern, Häuser entstanden überall wie durch Zauberei, Halden wurden angebaut, Seen ausgetrocknet. Wie wäre ein menschliches Werk diesen täglichen Segnungen des Friedens auf dem Fuße zu folgen im Stande?

Die Fortsetzung der topographischen Arbeiten wurde im J. 1807 den französischen und italienischen Ingenieur-Topographen übertragen, die, an die trigonometrische, von den mailänder Astronomen gemessene Grundlinie sich anlehnend, mit großer Thätigkeit die Dreiecksvermessung fortsetzten, sodaß im J. 1814 sie ihr Netz von der einen Seite an die Messungen des Paters Beccaria in Piemont und von der andern an die Dreiecke des Paters Boscovich in der Romagna angeknüpft hatten. Diese Unterlagen, welche bei dem k. k. militairisch geographischen Institute, das bis 1839 seinen Sitz in Mailand hatte, aufgehoben wurden, dienten zur Zusammenstellung der schönen Karten, die, wie allgemein bekannt, nach dem beibehaltenen Maßstabe, d. h. von 1 : 86,400, in 42 Blättern das ganze lombardische venetianische Königreich umfassen.

Die ersten schon vor acht Jahren erschienenen Blätter sind mangelhaft geworden durch die raschen Umänderungen, welche in unserer Zeit jeder Tag beinahe herbeiführt. Vieles muß jetzt nachgetragen, Vieles umgestaltet werden. Doch beschränken sich auf diese Erneuerungen die wünschenswerthen Abänderungen nicht allein. Vieles und sogar Vieles in den rein italienischen Namen ist falsch geschrieben; dann ist das hier in Anwendung gebrachte deutsche System der Bergschattirungen oft der Lesbarkeit der beigeschriebenen Namen und Zeichen sehr hinderlich, und jedenfalls hat das vom Ritter Antonio Litta in seiner noch nicht bekannt gemachten Karte Italiens gewählte System der Schattirung unverkennbare Vorzüge.

Wichtiger sind die Bedenken, die Hr. Carlini von seinem Standpunkte als Astronom gegen die Empfehlungswürdigkeit dieser Karte in Bezug auf ihre geometrische Richtigkeit erhebt. Er würde es nicht für unnütz halten, einige Theile der Maße, welche der gegenwärtigen Karte zur Grundlage dienen, einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Und zwar vor Allem die Länge, welche der trigonometrischen Basis von den mailänder Astronomen zugetheilt wurde; denn obgleich sie mit der größten Umsicht und Sorgfalt gemessen ward, so läßt sie doch Unsicherheit zurück, sowol wegen der Ungenauigkeit, mit der die Endpunkte auf dem Aichmaße der französischen Toise angegeben waren — einer Copie von einer Copie der Condamine'schen Originaltoise —, namentlich weil von diesem Aichmaße die Meßstangen abgenommen waren, die zu den Arbeiten im freien Felde benutzt wurden; dann auch wegen des Verfahrens, wodurch die Temperatur dieser Meßstangen geprüft ward. Man untersuchte sie mit einem Thermometer, das den Sonnenstrahlen geradezu ausgesetzt war; und wol möchte es nothwendig gewesen sein, daß der Coefficient der Ausdehnung des Eisens, der in Anwendung gebracht ward, um die Meßstangen auf die Normaltemperatur von 13° R. zurückzuführen, statt von fremden Beobachtungen entnommen zu sein, unmittelbar von den Meßstangen, die zu der Arbeit gebraucht wurden, wäre abgeleitet gewesen. Auch die Vergleichung, welche man zwischen der lombardischen Grundlinie und der französischen, durch die im J. 1823 vorgenommene Triangulation Savoiens, anstellen konnte, hat die erhobenen Zweifel nicht zu beseitigen ausgereicht; im Gegentheil sind die Franzosen selbst an ihren frühern Behauptungen und Bestimmungen irre geworden. Weil man im Anfange von den durch die französischen Topographen mitgetheilten Seitenlängen, die sich auf Delambre's Grundlinien stützten, ausging, war die lombardische Grundlinie um 0,875 eines Metre zu kurz ausgefallen; doch als von denselben Topographen eine neue Grundlinie bei Bordeaux gemessen ward, ergab sich für die Dreiecksseiten ein Zuwachs von ungefähr einem zehntausend Theilchen ihres ganzen Werthes, in dessen Folge die lombardische Grundlinie nur um ein 0,20 eines Metre kürzer als sie sollte gewesen wäre. Bei dieser Unsicherheit wäre eine abermalige Prüfung, mit allen den Vorsichten, die unsere vorgeschrittene Physik und Mechanik an die Hand geben, gewiß höchst wünschenswerth; und sicher würden eine Menge Schwierigkeiten und viele Anlässe zu Irrthümern schon dadurch beseitigt werden, wenn die Messung nicht wie bisher auf einem ungleichen und nachgiebigen Terrain, sondern auf der ebenen und festen Unterlage einer Eisenbahn ausgeführt würde. Auch die Triangulirung, die mit unvollkommenen Instrumenten von Lemaire und Bellet ausgeführt wurde, würde an Genauigkeit gewinnen, wenn sie mit Meßwerkzeugen von Reichenbach und Jaworski wieder vorgenommen würde.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts galt als fester Satz, daß man aus der Länge und Breite eines Centralpunktes, die unmittelbar durch sehr genaue astronomische Beobachtungen festgestellt waren, mit Sicherheit die Höhe aller umliegenden Standpunkte bestimmen könne, die mittels der Messung der geraden Entfernung und des Azimutes der kürzesten, sie verbindenden Linie damit in Beziehung gesetzt wären. Wirklich lassen die Formeln, welche die Geometer zu Anstellung dieser Rechnung ausgedacht haben, keinen Zweifel zu und gewähren den wünschenswerthen Grad von Annäherung. Doch beruhen sie auf zwei Hypothesen: einmal daß die Erde genau eine um ihre Achse sich drehende Ellipsoide sei, deren Schichtungen, wenn auch fest, doch nach innen zu nach demselben Gesetze der Dichtheit zunehmen, das sich bei flüssigen Körpern, die sich ins Gleichgewicht stellen, bewährt zeigt; zweitens, daß die Entfernungen dieser Ellipsoide genau dieselben seien, welche auf dem zwischen Dünkirchen und Formentera von den Franzosen gemessenen Meridiangrade sich ergaben. Doch die Natur zeigt sich stets mannichfaltig in ihren Erscheinungen und liebt nicht immer, sich den allgemeinen Satzungen der Geometer zu unterwerfen. Schon war bekannt, daß die in der Romagna und in Piemont gemessenen Meridiangrade, der eine so, der andere so, von den französischen abwichen; man erklärte sogar die Abweichung durch die Anziehung der Berge; doch als sich die astronomischen Bestimmungen für in der Fläche gelegene Punkte vermehrten, fanden sich auch da so beträchtlich von den entsprechenden geodätischen Bestimmungen abweichende Ergebnisse, daß man keineswegs sie blos den Ungenauigkeiten zutheilen durfte, die bei Beobachtungen nicht ausbleiben können. Zwischen Pisa und Florenz fand Pater Inghirami z. B. eine Abweichung von 8″ zwischen der geodätisch gewonnenen Breite und der astronomisch gewonnenen; zwischen Venedig und Verona Maron von Zach ein Nichtzusammenstimmen von 11″; zwischen Mailand und Parma Ritter Carlini eine Ungleichheit von 22″. — Noch mehr! Zwischen Mailand und Pavia, auf einem Raume von blos 17 geographischen Meilen in gerader Linie, gibt die durch geodätische Operationen gewonnene Breitendifferenz 9″

mehr aus, als die durch unmittelbare Polhöhenmessungen gewonnene. Folglich scheint Alles, was zur Vervollkommnung der Erdmessung geleistet wurde, nicht auszureichen, um mit Genauigkeit die geographische Lage der Orte kennen zu lehren; und wer gewissenhaft der Verpflichtung nachkommen will, eine gute Karte zu liefern, muß wenigstens an jedem Hauptflecken einer Provinz Polhöhen nehmen; dies aber nicht auf den Eilpostanhaltpunkten mit kleinen Taschenwerkzeugen, wie es die Reisenden so oft thun, sondern an jedem Platze mit einem guten astronomischen Repetitions- und Refractionskreise von ein oder zwei Fuß Durchmesser und durch Beobachtungen, die mindestens acht Tage lang fortgesetzt wurden.

Noch schwieriger gelingt die Längenbestimmung, da die astronomischen Ereignisse selten sind, von denen man mit Sicherheit sie ableiten kann. Folglich muß man zu Feuersignalen seine Zuflucht nehmen und Sternschnuppenbeobachtungen versuchen, wie es kürzlich von den Astronomen geschah, die den Längenunterschied zwischen Neapel und Palermo feststellen wollten. Auch hier dürften die Eisenbahnen sich von großem Vortheil erweisen, indem man gute Chronometer an einen Ort, wo astronomisch geprüfte Uhren sind, in möglichst kurzer Zeit überführen könnte und man so zu Längenunterschieden, ohne Besorgniß, daß der Gang des Chronometers im kurzen Zeitraume der Überfahrt sich wesentlich ändere, auf rasche Weise gelangen könnte. Kann man in wenigen Tagen diese Vergleiche, oftmals hin- und wiederfahrend, wiederholen, so wird man immer sicherere und genauere mittle Angaben erhalten.

Erst wenn Alles dies geschehen ist, wird man zwei der Coordinaten gefunden haben, die in Bezug auf die Erdoberfläche die Lage eines Ortes bestimmen; noch fehlt die dritte, die durch die Erhebung über der Oberfläche, oder richtiger über dem Meeresspiegel in seiner angenommenen Verlängerung bis zum angenommenen Punkte gegeben ist. Diese dritte Coordinate wird durch Livellationen erlangt, von denen wir eine große Menge über kleinere Flächen von Civil-Ingenieuren und über weite Räume von Astronomen und Topographen ausgeführte haben. Die erstern Wasserwägungen sind, weil unter sich nicht zusammenhängend, von wenig Nutzen für künftige geographische Unternehmen; außerdem lassen sie nach Tadini's überzeugenden Beobachtungen („Di varie cose all' idraulica appartenenti") keine bündigen Schlüsse zu; die andern, meist auf Bergspitzen und Thurmspindeln bezogen, wurden bald mit dem Barometer, bald durch Messung der Höhenwinkel gewonnen. Das letztere Verfahren ist das zuverlässigere und berühmten Astronomen verdankt man treffliche Vorarbeiten. Indessen muß man bekennen, daß die Topographen im Allgemeinen die Beobachtung der Höhenwinkel als etwas Untergeordnetes betrachten. Sie dehnen sie über jene großen Entfernungen aus, welche die Seiten der horizontalen Dreiecke bilden, wobei freilich die terrestern Rückstrahlungen sehr wesentlichen Einfluß auf die Berechnung haben; doch zufrieden damit, die höchsten Gipfel jedes Berges gemessen zu haben, bekümmern sie sich wenig um die niedern; und so möchte also auch hier es noth thun, die Maße der Berghöhen von neuem vorzunehmen.

Welche Ungenauigkeiten bei panoramatischen Darstellungen großer Gebirgszüge oder bei Reliefabbildungen von ganzen Ländern, wie den Keller'schen, sich einschleichen, bedarf wol kaum der Erwähnung, da bekannt ist, daß die Höhen meist nur nach dem Augenmaß eingetragen werden. Ritter Carlini verglich ein im J. 1817 von dem bekannten Hrn. Keller zu Zürich auf dem Dome zu Mailand aufgenommenes Panorama mit den Winkeln, die seine eigenen Triangulationen ergeben hatten, und fand Abweichungen von — 1° 38′ bis zu + 3° 44′, bei 27 Vergleichungen in der Mittelzahl 1° 9′. Er erdachte daher Werkzeuge, deren Anwendung so bedeutende Irrthümer unmöglich machen müßte, und es ist zu hoffen, daß ihr einfacher Mechanismus auch jenseit der Alpen allgemeiner bekannt werde. Die Umrißzeichnung des Monte Rosa in dem Buche des Freiherrn v. Welden („Der Monte-Rosa", Wien 1824) ist nach diesem Verfahren von H. Carlini selbst von der Sternwarte zu Turin aus entworfen und sehr empfindliche Daguerre'sche Apparate dürften vielleicht noch Genügenderes leisten. Reliefdarstellungen der Alpen, die zum lombardisch-venetianischen Königreiche gehören, sind noch nicht unternommen worden, und für die geologische Darstellung gibt es nur Einzelnes oder Vorarbeiten. 27.

Literarische Notizen.

Wir haben vor längerer Zeit auf die Ergebnisse der jüngsten Reise von Blanqui hingewiesen und freuen uns gegenwärtig in dem trefflichen „Journal des économistes" eine Reihe interessanter Aufsätze aus der Feder dieses geistreichen Nationalökonomen zu finden, welche die politischen und socialen Verhältnisse der europäischen Türkei betreffen („Considérations sur l'état social des populations de la Turquie" etc.). Der scharfsinnige und gelehrte Verf. der „Histoire de l'économie politique", von der soeben eine zweite Ausgabe erscheint, und anderer meisterhafter Werke ähnlichen Inhalts hatte einige seiner Reisebeobachtungen bereits in verschiedenen Journalen mitgetheilt, von denen ein Theil selbst in deutsche politische Blätter gewandert ist. Die ausgedehntern Aufsätze, die er gegenwärtig mittheilt, spannen die Erwartungen an sein größeres Werk, das er über diese wissenschaftliche Reise herauszugeben denkt, sehr hoch. Blanqui verbindet mit einer kolossalen Gelehrsamkeit einen durchdringenden Blick, dessen Schärfe er besonders in seinem berühmt gewordenen Berichte über den Zustand Algiers bewiesen hat. Er ist ein Mann von bedeutendem Einfluß, seine Vorträge im Conservatoire des arts et métiers, von Tagelöhnern wie von Gelehrten, Künstlern und Studenten besucht, finden außerordentlichen Anklang, und sein Wirkungskreis wird sich noch erweitern, wenn er, wie zu erwarten steht, bei der nächsten Deputirtenwahl Mitglied der Kammer wird. Männer von so positiven Kenntnissen thun der Versammlung der Landesvertreter herzlich noth. Blanqui ist es vorzüglich, der das obenerwähnte „Journal des économistes, revue mensuelle de l'économie politique" in Anregung gebracht hat und leitet. Diese werthvolle Revue, den wichtigen materiellen Interessen gewidmet, nimmt einen guten Fortgang. An ihrer Spitze stehen, außer Blanqui, noch Männer wie Legentil, Louis Reybauld, Horace Say, Rossi, Wolowski. Auch ein Deutscher, Theobald Fix, der eine Preisfrage der Akademie zu Paris über den deutschen Zollverein gelöst und zugleich mehre griechische Autoren für Didot bearbeitet hat, wird als Mitherausgeber dieses beachtenswerthen Journals genannt. Wir haben indessen aus seiner Feder in demselben noch nichts gefunden.

In den öffentlichen Sitzungen des Instituts pflegte Biennet gewöhnlich einige seiner anmuthigen Fabeln vorzutragen, um die obligaten Vorträge ernsten Inhalts zu würzen. Seine kleinen Poesien, theils satirisch, theils harmlos-scherzhaft, haben wahrhaft poetischen Werth und wir sind erfreut, bald das Erscheinen einer neuen Sammlung derselben ankündigen zu können. Ihre Form ist außerordentlich gelungen, und auch was den Inhalt betrifft, so weiß Biennet das Maß der alten Fabeldichtung oft im hohen Grade zu treffen. Der Dichter hätte nie den engen Kreis dieser kleinen Dichtungen überschreiten und sich in die weitern Räume der dramatischen Poesie wagen sollen. Seine Theaterstücke, die unter der Restauration noch beklatscht wurden, schreiten hohl und spurlos über die gegenwärtige Bühne und der Dichter erntet von diesen erneuerten Versuchen statt Lorbern nur Hohn und Spott. Gespannt sind wir auf die Einleitung, die er der Sammlung seiner Fabeln voranschicken wird, und in der er, wie es heißt, uns einige Bruchstücke aus seinem Leben mitzutheilen gedenkt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 196. — 15. Juli 1842.

Zur Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 195.)

Ein zweites Werk:

Geschichte der Naturphilosophie, von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit, von Julius Schaller. Erster Theil. Leipzig, Wigand. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 26¼ Ngr.

behandelt in vorliegendem Theile den Zeitraum vor Kant und schließt also, wo das erste anfängt. Da der Verf. einer bestimmten Schule angehört, ist leicht zu erachten, mit welchem Maße er das Geschichtliche auffaßt, und die Worte der Vorrede geben es zu erkennen:

Die Einheit der Empirie und Speculation ist durch die ganze Entwickelung der Naturerkenntniß ununterbrochen gegenwärtig; sie ist es eben, welche sich entwickelt, welche immer concreter, inniger, inhaltvoller wird, indem beide Weisen der Erkenntniß von Stufe zu Stufe ihre Einseitigkeit und Endlichkeit überwinden und ihrer Vollendung näher treten. Der erkennende Geist ist eine in sich zusammenhängende Totalität, welche in ihrer Energie alle Formen des Wissens umfaßt und alle Arbeit der Individuen zu einem Ganzen vereinigt.

Die Periode von Baco von Verulam und Cartesius bis Kant wird als mechanische Auffassung der Natur bezeichnet, und die erste Stufe derselben sowol als die zweite theilt sich in Empirismus und Idealismus. Wie der Verf. diesem Schema die einzelnen Philosophen einreiht, werde übersichtlich angedeutet.

In der Scholastik des Mittelalters ward die Naturphilosophie vernachlässigt, aber daß der Geist bei der abstracten, die freie allseitige Erkenntniß ausschließenden religiösen Gestaltung nicht stehen bleiben konnte, davon liegt der Grund im Princip der christlichen Religion selbst, welches der sich selbst in seiner unendlichen Allgemeinheit erfassende Geist ist. Der Katholicismus hat schon den Keim des Protestantismus in sich und sein Begriff, seine Bestimmung, seine eigene ihm unbewußte Tendenz besteht eben darin, zu diesem sich aufzuheben. Diese Aussage des Verf. werden viele Philosophen unserer Zeit bestreiten und die Sache gerade umgekehrt stellen, daß der Protestantismus die Tendenz habe, sich im Katholicismus aufzuheben; indeß besteht als historische Thatsache, daß mit dem Eintreten des Protestantismus und schon vorher die Naturforschung und speculative Behandlung derselben sich einer frischen Vorliebe erfreute. Der Mittelpunkt der Übergangssysteme eines Telesius, Paracelsus u. s. w. bildet die Idee des allgemeinen Lebens.

Cartesius faßte zuerst das freie voraussetzungslose Denken als Princip alles Erkennens, indem er den Zweifel an Allem als wesentliche Foderung an die Spitze der Philosophie stellte. Mit ihm beginnt daher die moderne Philosophie, findet aber sogleich an dem Baconischen Empirismus seinen Gegensatz, und so ist es eben dieser Gegensatz zwischen Idealismus und Empirismus, womit die moderne Philosophie ihren Anfang nimmt, welcher bis Kant fortdauert und dessen Grund in „der Unmittelbarkeit liegt, mit welcher das Denken und zwar das unendlich concrete, durch das christliche Bewußtsein hindurchgegangene Denken seine Entwickelung wieder beginnt". In dieser ersten Periode sind drei Entwickelungsstufen zu unterscheiden. Auf der ersten haben alle Momente die Form der Unmittelbarkeit; die mechanische Auffassung der Natur tritt sowol in der idealistischen als empirischen Richtung in ihrer reinsten, abstractesten Gestalt auf. Die zweite Stufe enthält die Reflexion innerhalb der Basis der Substantialität; hieraus geht für die Naturphilosophie die Tendenz hervor, den Mechanismus der ersten Stufe zu überwinden, allein es bleibt diese Überwindung unvollständig und einseitig. Die dritte Stufe bildet den Übergang in die folgende Periode.

Baco gewinnt vor Allem Bedeutung durch seine Methode, er macht die Erfahrung zum Princip, und zwar die denkende Erfahrung. Bündniß zwischen Verstand und Erfahrung behauptet Baco durch seine Methode auf immer befestigt zu haben. Allein sie geht nicht über den Gegensatz von Speculation und Empirie hinaus, hat diesen vielmehr in seiner ganzen Bedeutung noch gar nicht erkannt. Das Denken weiß noch nicht, was es thut, und sogleich mit diesem Bewußtsein tritt auch der Gegensatz zwischen Speculation und Erfahrung mit erneuter Kraft wieder hervor. Baco erhebt sich nicht zu dem Gedanken, „daß die Formen der Natur an sich schon gesetzt sind, sondern begnügt sich damit, sie als seiend und allgemein geltend nachzuweisen". Die Ausführung der Methode ist bei ihm selbst noch höchst unvollständig und lückenhaft, noch ganz im embryonischen Zustande.

Die Philosophie des Hobbes enthält die nächste mecha-

physische Consequenz der Baconischen Philosophie, Hobbes ist die Reflexion des Baco über sich selbst. Wie es schon überhaupt ein Widerspruch in sich selbst ist, wenn sich die Erfahrung zum Princip des Wissens macht, so ist die Philosophie des Hobbes trotz ihrer scheinbaren Consequenz doch an allen Orten eine sich selbst widersprechende incohärente. Induction ist für Baco der wesentlichste Act des Denkens, er schließt die negativen Instanzen aus und faßt die positiven zusammen. Eben diese beiden Momente in ihrer ganz abstracten Gestalt sind nach Hobbes die wesentlichen Thätigkeiten des Denkens; es ist nichts weiter als Addiren und Subtrahiren, der Inhalt ist von außen gegeben. Gassendi schließt sich durch seinen Empirismus ebenfalls an Baco. Sinnliche Apperception und Vernunft sind ihm die beiden subjectiven Kriterien der Wahrheit. Alle Erkenntniß geht von der sinnlichen Erfahrung aus und es gibt keinen Gedanken, keine Idee im Geiste, die nicht in der sinnlichen Imagination ihren Ursprung hätte. Doch vermag die Vernunft über sinnliches Wissen hinauszugehen, indem sie auf nothwendige Voraussetzungen und Ursachen schließt, ohne welche die Erscheinungen nicht in dieser bestimmten Weise bestehen könnten. Gassendi und Cartesius stehen sich abstract und einseitig einander gegenüber, beiden fehlt das Wissen des Wissens selbst und jeder hätte zuerst die Abstraction seines eigenen Standpunkts zu überwinden (wie der Verf. vom Standpunkte Hegel's urtheilt), um den entgegengesetzten widerlegen zu können. Als Atomistiker hat Gassendi Gott als erste Ursache der Bewegung angenommen, der die Atome schuf und ihnen die Kraft der Bewegung mittheilte.

Nach Cartesius ist das Denken das Princip aller Gewißheit, das Sichselbstwissen das Wesen des Geistes, das Denken selbst ist seine Existenz, als wesentliches Attribut geistiger Substanz, gleichwie Ausdehnung für die körperliche Substanz. Die Erweiterung der Selbstgewißheit zur Erkenntniß des Andern ist nach Cartesius vermittelt durch die Idee des Absoluten. Nur durch das Denken wird das Wesen der Natur erkannt, gerade darin aber besteht das Wesen des Denkens, daß es jeden Gegenstand in seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit auffaßt, als ein Moment der ewigen Wahrheit. Zur Erklärung der Erscheinungen der Natur sind keine andern als mathematische Principien anzuwenden, auch ist kein Bedürfniß dafür vorhanden. Die ganze Physik ist daher wesentlich Mechanik. Der Verf. urtheilt:

Ebenso wie in der Atomistik und Hobbesischer Naturphilosophie tritt auch bei Cartesius das Einseitige, Unzureichende seiner Principien am offenbarsten hervor in der Erklärung der Erscheinungen, in welchen die Natur selbst die Gestalt des Lebens gewinnt; allein wie die Natur nicht etwa hier erst anfängt, Darstellung der Idee zu sein, sondern auch in ihrem Mechanismus schon von der Idee als ihrem Wesen durchdrungen ist, so sind die Cartesischen Principien in ihrer wesentlichen fundamentalen Einseitigkeit an keinem Punkte wirklich im Stande, die Natur ihrem Wesen nach zu fassen. Auch die Erscheinungen des endlichen Mechanismus, Stoß, Widerstand, wovon Cartesius alle Gestaltung abhängig macht, setzen den ideellen freien Mechanismus voraus und können nur durch ihn begriffen werden.

Wenn auch die weitere Ausbildung, welche die Cartesische Philosophie durch Geulinx, Malebranche und Spinoza erfuhr, für die Naturphilosophie im Einzelnen nur geringe Ausbeute liefert, so ist sie doch für die Auffassung der Natur im Allgemeinen nicht ohne Wichtigkeit. Geulinx hält den substantiellen Unterschied des Geistes und Körpers fest und zieht daraus die wesentlichen Consequenzen. Geulinx behauptet, aller unmittelbaren Empfindung zum Trotz, daß es unmöglich sei, daß der Geist einen Einfluß auf den Körper ausüben könne. Wenn mein Wille dennoch bestimmte Bewegungen im Körper hervorbringt, so ist diese Übereinstimmung durch Gott vermittelt, der beide für sich bestehende Substanzen auf unbegreifliche Weise miteinander in Harmonie gesetzt hat. Auch für Malebranche ist es ausgemacht, daß Geist und Körper substantiell unterschieden sind, wie Denken und Ausdehnung. Nur geht er dadurch über Cartesius hinaus, daß er die endlichen Substanzen in wesentliche Beziehung zum Absoluten setzt, dies also in das Endliche einführt und als die Wahrheit des Endlichen, als das allgemeine Wesen zu realisiren strebt. Er muß sich dadurch dem Spinoza nähern, aber er ist dabei sehr durch theologisch-dogmatische Vorstellungen eingenommen. Das Absolute, welches bei Cartesius ein ganz unbestimmtes, abstractes, inhaltloses Jenseits ist, wird bei Malebranche die absolute, den Menschen durch Christus mit sich versöhnende Person. Im Allgemeinen stimmt Malebranche mit der Cartesischen Naturphilosophie überein, bringt aber darauf, daß alle bewegende Kraft unmittelbar auf Gott zurückgeführt werden müsse. Die Philosophie Spinoza's ist der entwickelte, zur Vollendung gebrachte, von aller äußern Zuthat der Vorstellung gereinigte Cartesianismus. Das Jenseits der absoluten Substanz bei Cartesius wird bei Spinoza zum Diesseits, es gibt nur Eine Substanz und Ausdehnung und Denken sind Attribute derselben, das Absolute ist aus dem Himmel der Vorstellung zurückgerufen und mitten in das Reich des Wirklichen eingeführt. Allein die Negation des Einzelnen, Bestimmten bleibt doch in sich selbst unbestimmt, die abstracte, in sich unterschiedslose Allgemeinheit, das Sein überhaupt, und eben darin besteht das Einseitige der Spinoza'schen Anschauung; es tritt durch die unterschiedenen Attribute nichts Unterschiedenes in die Substanz selbst ein, sie erhält dadurch keinen bestimmten Inhalt, keine Fülle. In ihrer abstracten Gleichheit mit sich ist die Substanz auch nur scheinbar, nicht wirklich, sondern nur in der Meinung des denkenden Subjects die wesentliche, alles Endlichen beherrschende und überwältigende Allgemeinheit, ohne Negation, ohne Proceß in sich ist sie auch ohne Energie und gerade das Gegentheil von Dem, was sie sein soll, nämlich das Unselbständige, in einem Andern Seiende, von einem Andern Begriffene. So sagt der Verf. und deutet damit unstreitig auf die Lehre Hegel's, er scheint aber dem Spinoza Unrecht zu thun, da mit dem Spinozistischen Sein das Werden (der Proceß) von Ewigkeit her gleichgesetzt, daher die immanente Wirklichkeit des Selbständigen und Unselbständigen, des Allge-

meinen und des Besondern, die Energie der Negation und des Processes in sich der Substanz zukommt.

Auf der ersten Stufe des Mechanismus wurde das Wesen der Natur im Allgemeinen aufgefaßt als Ausdehnung, also ohne Bewegung in sich, ohne Streben, Trieb, ohne Dialektik; das einzige bewegende Princip ist der äußere mechanische Stoß. Auf der zweiten Stufe kommt der Natur eine Kraft, ein eigenthümliches Princip der Selbständigkeit, der freien Bewegung zu; in demselben Momente aber ist diese Idealität, dieses Selbstbestimmen auch Bestimmtsein von außen, ein äußerlicher Mechanismus, welcher das innerliche Leben der Natur allseitig wieder unterdrückt und zum Scheine herabsetzt. Dieser Widerspruch, dieses in sich selbst unvollendete Streben des Mechanismus über sich hinaus ist dem Idealismus und Empirismus auf dieser Stufe gemein.

(Der Beschluß folgt.)

Christian VII. und sein Hof. Von Karl Bernhard. Drei Bände. Leipzig, Weber. 1841. 8. 3 Thlr.

Die skandinavische Muse und das deutsche Publicum finden schon seit längerer Zeit viel Gefallen aneinander. Öhlenschläger, Steffens, Tegnér, Andersen, Frederike Bremer u. A. sind in Deutschland willkommen geheißen, wie kaum ein Deutscher selbst, und dies ist für einige dergestalt verführerisch gewesen, daß sie sich unserm Vaterlande ganz und gar in die Arme geworfen haben. Diese Neigung zur Amalgamation ist leicht erklärlich. Der schwedische und dänische Dichter findet in Deutschland ein größeres und verhältnißmäßig gebildeteres Publicum; das deutsche Publicum aber sieht in den nordischen Dichtern Gäste, die sich durch ihre Stammverwandtschaft ihm ebenso befreundet und leicht erfaßlich, als durch ihre Fremdheit originell und interessant darstellen. Daß ein Deutscher Deutsch mit uns redet und deutsch empfindet und denkt, versteht sich von selbst; wir finden daran nichts Besonderes. Spricht uns aber ein weit hergekommener Fremder in unserer Muttersprache an und zeigt sich dabei auch nur in den Grundzügen als uns homogen und mit uns harmonirend: so macht das sogleich einen ganz andern Eindruck und wir fühlen uns dem fernen Vetter weit näher und enger liirt als unserm leiblichen Bruder. Gerade das Minus erzeugt in diesem Falle ein Plus, gerade wie in einem umgekehrten Regeldetriexempel. Ebenso leicht wie die Einnahme unsers Gemüths ist die Gewinnung unsers Geistes. Alles Fremde, was dem nordischen Dichter eigen ist, wirkt in Verbindung mit jenem gemüthlichen Effect nicht als ein kaltes Fremde, sondern als ein interessantes Eigenthümliche. Was blos Nationalität ist, erscheint uns als Originalität, das Generelle gibt sich leicht für ein Individuelles, und diese oft nur scheinbare Originalität und Individualität muß leicht auch als Genialität erscheinen, weil sie sich durchaus natürlich und ungekünstelt entfaltet.

Haben wir hiermit die wärmere Theilnahme, welche die dänischen und schwedischen Schriftsteller in neuerer Zeit bei uns gefunden haben, zunächst aus allgemeinen Verhältnissen hergeleitet, so sollen ihnen damit keineswegs ihre besondern Vorzüge abgesprochen werden. Vielmehr erkennen wir diese, wo sie sich finden, im vollsten Maße an und glauben nur, daß sich dieselben ohne die Gunst und Fürsprache jener Verhältnisse minder leicht durch die Massen der Literatur würden durchgearbeitet haben. Unter jenen Vorzügen verdient besonders die Tiefe, mit welcher sie die Natur, wie die Lebensverhältnisse aufzufassen pflegen, hervorgehoben zu werden. Neben dieser besitzen sie aber zugleich eine große Leichtigkeit und Beweglichkeit, wodurch sie sich den Franzosen nähern und ihre Werke vor der deutschen Schwerfälligkeit und Abstrusität bewahren. Dazu kommt, daß der Fonds der Ideen in ihrem Vaterlande noch nicht in dem Maße ausgeplündert ist als bei uns. Sie arbeiten noch aus dem Vollen heraus und verfahren dabei mit mehr Unbefangenheit, Naivetät, Selbstvertrauen. Sie haben noch nicht solche Größen hinter sich, die ihnen über die Schultern sehen und sie ängstlich machen. Die Meisten von ihnen schreiben noch frisch von der Leber weg und schaffen so leichter etwas Gutes als wir, obschon unsern Bestrebungen ein höheres Ideal als Ziel vorschwebt.

Auch das vorliegende Buch, ein integrirender Theil der sämmtlichen Werke Karl Bernhard's, rechtfertigt in vielen Beziehungen dies günstige Urtheil. Es enthält vortreffliche Elemente, die zum Theil auch gut und wirksam verarbeitet sind, und es dürfte sich dreist den bessern Erscheinungen der neuern Zeit an die Seite stellen, wenn es ein wohlorganisirtes Ganze wäre und sich in allen seinen Theilen auf gleicher Höhe behauptete. Zeit und Terrain des Romans deutet der Titel an. Doch ist dieser in anderer Beziehung nicht richtig gewählt: denn Christian VII. selbst spielt in demselben durchaus eine Nebenfigur, die nur in wenigen Momenten hervortritt und selbst da kein Interesse für sich in Anspruch nimmt. Nur wenn man den Titel als Hendiadyoin auffaßt und Christian VII. in den Genitiv bringt, ist er zu rechtfertigen, obschon damit zugleich auf einen Fehler des Werks hingedeutet wird, nämlich auf den Mangel einer concentrirenden Persönlichkeit. Zwar läßt es der Verf. an einem sogenannten Helden des Romans nicht fehlen, und in den frühern Partien des Buchs, namentlich in der vorzugsweise gelungenen Einleitung, sowie auch gegen den Schluß weiß er ihm in vollem Maße den gehörigen Schwerpunkt und die nöthige Anziehungskraft zu geben. Aber eben weil von vornherein das ganze Interesse auf ihn basirt ist, wirkt es um so unangenehmer, wenn ihn der Verf. späterhin fast ganz fallen läßt oder wenigstens nicht versteht, ihn sich seinem ursprünglichen Keime gemäß so entwickeln zu lassen, daß sich an diese Entwickelung fortwährend unser Hauptinteresse knüpfte. Dieser Held ist ein junger Page, Sophus, später Hofjunker und Kammerherr, in dessen Herzen sich zufolge kindlicher Beziehungen und Erlebnisse zwei Neigungen entwickeln: die eine zu einem ihm ebenbürtigen Fräulein, Elisabeth, die andere zu Lisette, der Tochter eines armen Bürgers, den er einst um der kleinen Lisette willen aus großer Noth gerettet. Der Conflict dieser beiden Neigungen ist es eigentlich, was sich als der Knoten des Romans darstellt, und die geschickte psychologische Lösung dieses Knotens hätte daher dem Verf. als die eigentliche Aufgabe gelten sollen. Damit macht er es sich aber sehr leicht. Nicht etwa, daß er ihn, wie Alexander den gordischen, genial durchhiebe — nein, er läßt ihn fast so verwickelt, als er ist, und sucht ihn nur unter einem größern Wirrwarr anderweitiger Verhältnisse zu vertuschen, indem er an die Stelle des eigentlichen Helden eine Masse anderer Personen einschiebt, die wechselsweise die Hauptaufmerksamkeit auf sich lenken. Sonach scheint es, als wäre der Verf. nicht recht einig mit sich gewesen, ob er mehr einen Roman oder blos ein Tableau des Hoflebens geben wolle. Hätte er von Anfang an den letztern Zweck verfolgt, so wäre dagegen nichts zu sagen gewesen, namentlich wenn er vermocht hätte, in dieses Hofleben selbst einen bestimmten Charakter hineinzutragen und diesen sich seinen tragischen Elementen gemäß tragisch entfalten zu lassen. Aber auch in diesem Falle hätte wol eine Person, etwa Karoline Mathilde, als Repräsentantin des ganzen Hofs dargestellt werden müssen; die andern aber mußten um diese in den gehörigen Beziehungen gruppirt und ihre verschiedenen Schicksale zu einem Ganzen verschlungen werden. Hätte dies der Verf. erreicht, so dürfte sein Werk bei seinem Reichthum als ein trefflicher tragischer Roman von großartiger Wirkung betrachtet werden, zumal wenn auch die politischen Intriguen mehr in den Vordergrund gestellt wären.

Wie nun der Roman einmal ist, beruhen seine Hauptvorzüge auf Einzelnheiten. Der Verf. entfaltet einerseits einen

großen Reichthum von Gedanken, andererseits auch die Geschicklichkeit, sie ihrer Beschaffenheit gemäß entweder pikant zu fassen, oder unserm Gemüthe nahe zu führen. Außerdem besitzt er eine nicht gewöhnliche Gestaltungsgabe. Die Masse der dem Roman einverwebten Figuren ist sehr groß und viele derselben sind recht charakteristisch und interessant gezeichnet. Unter den weiblichen treten besonders lebendig hervor: Karoline Mathilde, Elisabeth, Lisette und Marthe; gewöhnlicher dagegen sind die Geheimräthin, die Generalin Geldern, das Fräulein von Reifenstein, und ganz mißlungen müssen genannt werden die Baronin Blech und die Comtesse Throdau, deren geheimnißvolles Auftreten weder in der Verwickelung noch in der Entwickelung anzuziehen vermag. Auch unter den männlichen Figuren sind der gelungenen mehr als der mißlungenen; außer Sophus namentlich Rosen, Seifensen, Struensee, Tannenberg, Calais u. A. Dagegen ist der Oberst Held eine wahre Caricatur ohne allen komischen, und der russische Graf Pilzonoff eine höchst widerwärtige Person ohne allen tragischen Effect. Der Letztere nimmt überdies zum Roman eine sehr unklare Stellung ein, wie überhaupt die Einverflechtung mancher Personen schwer einleuchtet. Auch in den Entwickelungen ist Manches verfehlt oder verkraucht, z. B. daß sich Lisette zuletzt als adeliger Abkunft erweist. Als ob nicht auch im bürgerlichen Stande solche Gesinnungen stattfinden könnten! Ein etwas aristokratischer Sinn zieht sich übrigens durch das ganze Buch, was aber dadurch motivirt ist, daß die Erzählung einem Neffen des Kammerherrn in den Mund gelegt ist.

Ein besonderer Werth des Buchs besteht noch in einem Reichthum interessanter Notizen, Anekdoten, Witzspiele und Bonmots, wie sie in den damaligen Zeiten mehr als jetzt Mode gewesen sind. Gleich werthvoll sind auch die ausführlichen und lebendigen Schilderungen der Localitäten von Christianburg, Hirschholm, Friedensburg, Rosenburg und Charlottenlund, sowie der damaligen Trachten, Mobilien, Gartenanlagen, Vergnügungen u. s. w., nur daß sie zuweilen den Gang der Erzählung zu sehr aufhalten. Überhaupt leidet die Darstellung an Gedehntheit und läßt nicht selten das Interesse schlaffer werden. Der Styl ist nicht frei von Härten und verräth die Hand des Ausländers.

Unter den treffenden Charakterzügen, an denen der Roman reich ist, hat mir besonders einer gefallen. Er gehört Elisabeth an, um deren Liebe Sophus mit einem Lieutenant Eichfeldt rivalisirt. Sie gab Ersterm zuweilen Hoffnung, daß sie vielleicht ihn vorziehe; wußte dann aber in schalkhafterweise die Sache stets wieder so zu wenden, daß er ungewiß blieb, ob er gesiegt habe oder nicht. Die Mittheilung einer solchen Neckerei möge diese unsere Anzeige beschließen: „Ein andermal war Elisabeth mit einer Stickerei beschäftigt, die vor ihr auf dem Tische lag. Es waren mehre Gäste da, unter Anderm auch die beiden Nebenbuhler. Sophus saß auf einem Stuhl neben Elisabeth und unterhielt sich sehr eifrig mit ihr; Eichfeldt erhob sich von seinem Platze und ging quer durch das Zimmer, um den ledigen Stuhl einzunehmen, der auf der andern Seite neben Elisabeth stand. Sophus warf einen mißvergnügten Blick auf den ledigen Platz und machte eine ungeduldige Miene. Elisabeth sah nicht auf von ihrer Arbeit, aber nahm einen Theil ihrer Stickereien vom Tische und legte sie auf den Stuhl, indem sie sagte: ‚Ich muß mir die Hände frei machen, es liegt ein ganzer Berg vor mir.‘ Diesmal war Sophus seines Sieges gewiß; er warf schon einen triumphirenden Blick auf Eichfeldt, der mitten im Zimmer stehen blieb, als indem Elisabeth's Garnknäuel auf die Erde fiel und nach dem Fenster hinrollte. Sophus sprang auf, um ihn aufzunehmen; als er aber auf seinen verlassenen Platz zurückkam und ihr den Knäul hinreichte, hatte Elisabeth den Augenblick benutzt, um auch diesen Stuhl mit Näherei zu bedecken, und indem sie ihm für seine Mühe dankte, sagte sie lächelnd: ‚Die Arbeiten, die man heutzutage macht, sind zum Theil ganz unendlich; ich glaube, ich könnte alle Tische und Stühle in der Stube mit meinen Nähsachen anfüllen, wenn sie mir nicht im Wege liegen sollen.‘ Der triumphirende Blick verwandelte sich in Verdruß; aber Elisabeth schien weder das Eine, noch das Andere bemerkt zu haben. Gleiche Vorfälle erlebte Sophus fast täglich, wenn er die Geheimräthin besuchte, und er ging jedesmal verdrüßlich fort — um Tags darauf mit erneuerter Hoffnung zurückzukehren.“ Um etwanigen Mißdeutungen vorzubeugen, fügt der Verf. folgende Vertheidigung Elisabeth's hinzu: „Wenn einer von meinen Lesern Elisabeth Kokett nennen will, so thut er ihr wirklich unrecht. Es war eine kindliche Ausgelassenheit, die ihr eigen und so natürlich war, daß eine Kokette die halbe Welt darum gegeben hätte, um diese Natürlichkeit zu besitzen, womit sie die andere Hälfte überwinden können. Man beschuldigt das weibliche Geschlecht so oft der Koketterie — es kommt viel darauf an, daß man sich auf Natürlichkeit versteht. Ich begreife dagegen nicht, warum man so selten von koketten Männern spricht, da es doch deren genug gibt.“ L.

Literarische Notiz.

In Deutschland haben wir verschiedene Reisehandbücher, die, wie die Werke von Reigebaur, Förster, Lewald, zum Theil mehr als vorübergehenden Werth haben. Die französischen Schriften ähnlichen Inhalts sind in der Regel gar zu flüchtig und gewissenlos gearbeitete Fabrikate, die in leichter, gefälliger Einkleidung grobe Irrthümer zu Markte tragen. Selbst Valéry, Bibliothekar des Königs in Versailles, der in seinen Werken eine ungeheure Masse der verschiedenartigsten Notizen aufgestapelt hat, ist nur mit Vorsicht zu benutzen. Ein ganz vorzügliches Werk dagegen ist der „Guide du voyageur en Suisse“ von Adolphe Joanne. Man findet in demselben alle Notizen, die einem Schweizerreisenden von Nutzen sind, und dabei leidet es nicht an der geistlosen Dürre, die einen Theil der deutschen Reisehandbücher bei all ihrer Vollständigkeit doch oft so gänzlich ungenießbar macht. Joanne, ein geistreicher Advocat, hat sich bereits durch verschiedene literarische Leistungen einen Namen gemacht. Er ist einer der thätigsten Mitarbeiter an der vortrefflichen „Revue britannique“, die unter Amadée Pichot's umsichtiger Leitung sich großer Theilnahme erfreut. Er hat in derselben kürzlich mehre Artikel nach Hazlitt's bekannter Schrift über das deutsche Studentenwesen geschrieben, die zum Theil recht lesenswerth waren. Viel Vergnügen haben uns die poetischen Übersetzungen einiger unserer vielgesungenen Burschenlieder gemacht, die Joanne seinen Aufsätzen einverleibt hat. Sehr beachtenswerth sind seine Studien über die englischen Rechtsgelehrten, die er in einer Folge von Artikeln in dem juristischen Tageblatte „Le droit“ herausgibt, und seine Skizzen aus seiner Geschichte der parlamentarischen Beredtsamkeit Englands, die der „National“ von Zeit zu Zeit aus seiner Feder enthält. Der Verf. würde sich um die Geschichte des englischen Parlaments ein großes Verdienst erwerben, wenn er dieselben zusammenstellen und zu einem Ganzen verarbeiten wollte. Wir haben das Journal „Le droit“ erwähnt und wollen gleich hinzufügen, daß in diesem Blatte, welches außer den gerichtlichen Verhandlungen auch wissenschaftliche Artikel enthält, häufig Aufsätze gegeben werden, die das Leben und die Leistungen ausgezeichneter Rechtsgelehrten und berühmter Staatsmänner des Auslandes betreffen. So erinnern wir uns einer geistreichen Biographie und Würdigung Savigny's von einem namhaften pariser Juristen und eines leidenschaftlichen Artikels über Gentz. Letzterer war mit den unvertheilhaftesten, schwärzesten Farben, obschon von geschickter Hand, gezeichnet. Die Angriffe, die man auf seinen Charakter machte, waren fast noch heftiger als die Anklagen, welche die „Halleschen Jahrbücher“ gegen ihn geschleudert haben. Man schien sich des Wortes von Napoleon erinnert zu haben, der in einem seiner Bulletins den deutschen Staatsmann un vil écrivain nannte. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 197. — 16. Juli 1842.

Zur Geschichte der Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 196.)

Wie Leibnitz von idealistischer Seite, so bildet Locke in empirisch-realistischer Weise einen Gegensatz zu Spinoza. Das Allgemeine, welches bei Spinoza als Definition auftritt, erscheint bei Locke in seiner psychologischen Genesis, als Resultat der Vermittelung; es ist nicht das in Wahrheit Existirende, sondern nur das Einzelne, Individuelle hat wahrhafte Realität; was bei Spinoza als Modus der Substanz ein Verschwindendes war, wird von Locke als das objective Wirkliche gefaßt. Es tritt zugleich bei Locke und seinen Nachfolgern die Erkenntniß der Natur gegen die Untersuchung über das psychologische Werden der Ideen sehr in den Hintergrund, er kann das Wesen des Körpers nicht anders bestimmen von seinem Standpunkt als durch die Empfindung. Newton — wie bedeutend immer in Mathematik und Astronomie — ist als Philosoph von untergeordneter Bedeutung, seine Reflexionen bewegen sich innerhalb des Locke'schen Empirismus und können als weitere Durchführungen desselben angesehen werden. Durch die Annahme einer Attractionskraft scheint sich ein physikalisches Moment in die mathematische Untersuchung einzumischen; daß aber dadurch keine wirkliche Erkenntniß, keine Einsicht in das Wesen und den Grund der Anziehung gewonnen sei, pflegen die Newtonianer bereitwillig einzugestehen. Wenngleich Anziehung und Abstoßung auf die Erklärung einzelner Lichterscheinungen angewendet wird, so ist doch das Princip der Farbenlehre rein mechanischer Natur. Das Bestreben der Physik, dem äußern mechanischen Stoß eine innere Kraft, ein Princip der Selbstbewegung gegenüberzustellen, spricht sich besonders in der erhöhten Theilnahme aus, mit welcher man die magnetischen und elektrischen Erscheinungen zum Gegenstande der Beobachtung macht, und die nähere Erforschung des chemischen Processes, der sich entschieden der mechanischen Erklärung widersetzt, stellt sich mit der Physik auf gleichen wissenschaftlichen Boden.

Die nächste Consequenz des Locke'schen Sensualismus ist der Materialismus, den besonders die französische Philosophie entwickelte. „Der Geist ist nicht die freie schöpferische Energie, die productive sich selbst erfüllende Allgemeinheit, sondern er empfängt Alles aus der Erfahrung, durch Eindrücke von außen, durch sinnliche Empfindung. Dies das einfache Princip, aus welchem der Materialismus hervorgeht." Er verhält sich besonders polemisch gegen die sittlichen Gestaltungen des Lebens, tritt mit der positiven, durch Geschichte gewordenen und geltenden Sitte in Widerspruch und ist in dem „Système de la nature" am bestimmtesten ausgesprochen. Wichtig ist dabei die Behauptung, daß Bewegung, Thätigkeit, zum Wesen der Materie gehöre, die Materie also nicht träge sei, sondern vielmehr die Energie habe, sich in Bewegung zu setzen, wodurch der Materialismus über sich selbst hinaustritt.

Leibnitz hielt die Principien der Mechanik, d. h. die ersten Gesetze der Bewegung viel höhern Ursprungs, als daß die Mathematik diese anzugeben vermöchte, man müsse dafür zur Metaphysik zurückgehen. Ebenso unzureichend zur Erklärung der Naturerscheinungen sei die Annahme von körperlichen, absolut harten Atomen. Das Princip des zureichenden Grundes zerstöre die Elemente der Cartesischen Philosophie. Zu den Actionen der Körper wird nicht blos ein materielles, sondern auch ein formelles Princip erfodert, eine Entelechie. Es gibt äußere Ursachen, nämlich die unmittelbar wirkenden und die Finalursachen. Wie zwischen dem materiellen und formellen Princip oder zwischen Körper und Seele ein vollkommener Parallelismus stattfindet, so auch zwischen dem Reich der wirkenden Ursachen und Finalursachen. Das materielle Sein weist mit Nothwendigkeit auf die Existenz einfacher Substanzen. Sie sind wesentlich unkörperlich; reelle metaphysische Einheiten, Monaden, mit in sich selbst thätiger Kraft, mit Vorstellung, als Repräsentation der Vielheit in der Einheit, mit Trieb, als Thätigkeit des Übergangs einer Vorstellung in die andere. Die Vorstellungen der Monaden haben einen verschiedenen Grad der Deutlichkeit, die höchste Stufe ist Bewußtsein von sich selbst, der menschliche Geist. Alle endlichen Monaden sind durch Gott geschaffen und ungeachtet ihrer selbständigen Thätigkeit mit allen andern in ununterbrochener Harmonie. Nur Gott allein, die absolute Substanz ist frei von allen Schranken, das vollkommenste, alle Realität in sich fassende Wesen, aus welchem die endlichen Monaden als Effulgurationen hervorgehen. Der Verf. urtheilt:

Leibnitz geht durch seinen Begriff der Substanz und die sich hieran knüpfende Auffassung der Materie über die abstract mechanische Betrachtungsweise der Natur hinaus. Nicht das todte, unthätige Sein, die nur von außen bestimmt werdende Ausdehnung ist das Wesen der Natur, sondern die lebendige Idealität, das monadische Fürsichsein. Von der andern Seite ist aber jedes Hinausgehen über den Mechanismus ein einseitiges, ebenso einseitig wie der Idealismus des Leibnitz, welcher in seinem metaphysischen Fundamente noch vom Mechanismus behaftet bleibt; denn die Monas ist nicht die das Sein und die Äußerlichkeit durch eigene Thätigkeit überwindende Idealität, sondern das unmittelbar bestimmte, der Äußerlichkeit in abstracter Weise entrückte Fürsichsein. Die Bestimmtheit der Idealität ist eine vom Absoluten gesetzte und dies Gesetztsein bleibt den Monaden wesentlich äußerlich, sodaß sich also die absolute Monas zu den endlichen Monaden doch immer mechanisch verhält.

In dieser Äußerung ist wiederum eine Beziehung auf Hegel's Lehre, gemäß welcher das Absolute selber im Endlichen zum persönlichen Bewußtsein gelangt, wahrzunehmen.

Wolf gab der Leibnitz'schen Philosophie systematische Form, doch werden die wichtigsten Gedanken so modificirt, daß sie ihre speculative Bedeutung verlieren, es tritt an allen Punkten Verstandesformalismus hervor. Auch die Naturphilosophie Wolf's steht zu der Leibnitz'schen im Allgemeinen in dem Verhältniß, daß sie die unaufgelösten Gegensätze ganz auf die Oberfläche hervorkehrt und damit die wesentlich speculativen Elemente, durch welche Leibnitz jene Gegensätze zu lösen strebt, in der Verstandesreflexion untergehen läßt. Wolf's einfache Substanzen schwanken zwischen Monaden, Atomen und chemischen Elementen und neben der Untersuchung der besondern Ursachen der natürlichen Erscheinungen macht sich die teleologische Betrachtung der Natur in ihrer ganzen Ausführlichkeit und Breite als gleich wesentlich geltend.

Wollen wir nun den Hauptunterschied beider Geschichtschreiber der Philosophie — abgesehen davon, daß der eine mehr die religiös-metaphysische, der andere die naturphilosophische Richtung ins Auge faßt — uns vergegenwärtigen, so haben wir ihn in den wenigen Worten: Der Eine erwartet den Messias, der Andere hat ihn gefunden. 51.

Goethe als Naturforscher. Eine Skizze von A. Clemens. Frankfurt a. M., Küchler. 1841. Gr. 8. 15 Ngr.

In einer seiner Novellen spricht Tieck von einem stillen, formlosen Bunde, von einer Art Freimaurerei, die durch ganz Deutschland verbreitet sei, welche von den Verehrern Goethe's gebildet werde. Dankbarkeit und Liebe gegen diesen großen, einzigen Mann sei das allen Theilnehmern gemeinschaftliche Erkennungszeichen, das der Uneingeweihte freilich nicht verstünde, in welchem sich aber die Wissenden sogleich als Freunde und Brüder begegneten. Dem ist auch in der That also. Ein warmes, aus dem Herzen kommendes Wort über Goethe ist das Stichwort, an welchem sich viele Geistesverwandte sogleich erkennen, welches wie kein anderes auf der Stelle das herzlichste Vertrauen erweckt. Denn es deutet auf gleiche sittliche Lebensansicht, auf gleiche innere Erfahrungen, es deutet auf reines Streben nach Schönheit und Wahrheit. Möge dieser Bund sich immer mehr erweitern, möge er bald alle Einzelnen in Deutschland umfassen; eine schönere, ausgebildetere und fruchtbarere Nationalität könnte es vor der Hand nicht geben. Auf Goethe muß der deutsche Geist einstweilen fortbauen, wenn er überhaupt weiter kommen und sich zu höherer Humanität und Weltverständniß entwickeln will.

So oft sein Name wiedertönt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Der Verf. dieses kleinen Schrift schildert im Vorworte mit wenigen, einfachen Worten sein Verhältniß zu Goethe, was gewiß allen Jüngern des hohen Meisters, auch den Nichtärzten aus der Seele geschrieben ist: „Seine Werke waren das Studium meiner jüngern wie meiner reifern Jahre, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich dem Bestreben, in den Geist dieses außerordentlichen Mannes einzudringen, meine süßesten Stunden, meine reinsten Genüsse verdanke. Nicht genug, daß seine heitere Welt- und Lebensansicht unvermerkt in das Mark meines eigenen Seins gedrungen ist, nicht genug, daß er mich über die wechselnde Gunst und Ungunst der Menge erhoben, daß er mich von dem (nichtigen) Treiben des Tages und dem Markte des Lebens entfernt; nicht genug, daß er meine sonst so rege Empfänglichkeit geläutert und meinen Sinn für das Gesumse der Eintagsfliegen unserer Literatur völlig abgestumpft hat: einen andern, noch wohlthätigern Einfluß hat Goethe auf meinen Wirkungskreis als Arzt ausgeübt. Jetzt, nach 25 zurückgelegten Jahren einer in so mancher Hinsicht gesegneten praktischen Laufbahn, dürfte es mir wol vergönnt sein den Manen des Unsterblichen den Zoll meines Dankes und meiner Verehrung dafür darzubringen. Goethe's entschiedene Objectivität trug nicht wenig dazu bei, mein geistiges Auge zu schärfen, und lehrte mich ohne die Brille einer vorgefaßten subjectiven Meinung auf die umgebende Natur und ihre Erscheinungen zu sehen. Wenn es wahr ist, daß der Arzt, wie der Dichter, nur geboren wird; wenn ihm eine gütige Vorsehung die Gabe des sogenannten praktischen Blicks bei seiner Geburt als Weihe für seine irdische Laufbahn ertheilt; wie viel muß er thun, um dieses Auge weder durch glänzende Systeme blenden, noch durch umnebelnde Schwärmereien verdunkeln zu lassen. Was ist dieser gerühmte Blick denn anders als ein entschiedenes Versenken in den Gegenstand; was anders als das instinktartige Hineinträumen (Hineinleben) in fremde Wirklichkeit; was anders als die Divinationsgabe des Dichters? Diesen innern Blick zu schärfen, ist kein Schriftsteller geeigneter als Goethe, der überall mit unbefangenem, freiem und darum so hellem Blicke auf die Natur, als Quelle aller Wahrheit, hindeutet. Der Arzt ist an die sichtbare Natur gewiesen, frei soll er in sich aufnehmen, was sie ihm bietet. Aber aus den einzelnen Erscheinungen muß sich ihm das, dem körperlichen Auge unsichtbare Ganze zu einem geistigen Bilde zusammenfügen. So ist seine Handlungsweise aus Analyse und Synthese zusammengesetzt und Keiner hat dieses Verfahren, zumal in seinen Naturanschauungen, klarer geübt als Goethe, der in jedem dargebotenen Einzelnen sogleich das Ganze aufzufinden strebte. Daher gibt es ohne Phantasie keinen Arzt, wie keinen Dichter, und die Mythe, welche in dem Gotte der Musen zugleich den der Heilkunde verehrt, schließt eine ebenso tiefe als heitere Wahrheit in sich. Aber nicht allein das geistige, auf die umgebende Natur gerichtete Auge schärft dieses objective Streben. Ich behaupte, daß kein Weg so sicher zur wahren Humanität führt, als diese freie Anerkennung und Würdigung alles Objectiven. Darum droht auch dieses Himmelslicht, bestimmt, den Menschen auf seiner oft so unsichern Bahn zu leiten, jetzt immer mehr zu verlöschen. Gehört es doch zu den traurigsten Zeichen der Zeit, daß die Humanität wol noch in Aller Mund, selten wahrhaft in einem Herzen lebt; daß die Welt, mehr als billig in egoistisch-materiellen Bestrebungen befangen, nur die anmaßende Subjectivität allein noch gelten lassen will, ja in dieses niedere, trostlose Streben sogar den Himmel herabzuziehen sucht. Einer von dem wahren Wege des Menschenthums so entschieden abführenden Richtung kräftig zu begegnen, kenne ich kein wirksameres Mittel als das Studium Goethe's, der, ein erhabener Priester der Wahrheit und Natur, alle für das Schöne und Gute schlagen-

den Herzen mild und dauernd erwärmt und wie ein strahlender Stern auf die dunkeln, verworrenen Pfade dieses Lebens für alle Zeiten herniederleuchtet."

Wollt Ihr ihn ehren, wollt Ihr ihn ewig lieben,
So folget ihm und dem gewicht'gen Wort:
Es soll der Mensch das Menschliche nur üben,
Des Menschen Herz ist ein geweihter Ort.
Den eitlen Dünkel laßt in Nichts zerstieben,
Den falschen Schein, o werft ihn von Euch fort,
An der Natur nie sinkenden Altären
Die heil'ge Wahrheit, so wie er, zu ehren.

Den wunderbaren, heiligenden Einfluß Goethe's auf Denken, Fühlen und Handeln hat gewiß jeder seiner Verehrer oftmals erfahren und erfährt ihn immer von neuem. Das Herz wird still und groß, sobald die erste Zeile von Goethe in unserer Seele widerklingt. Alle Verworrenheit, Niedergeschlagenheit, alle unlautere Leidenschaft hört auf; man sieht seine eigenen innern Verhältnisse und seine Beziehungen zur Welt klar, eine selige Lebenswärme und frischester Muth zu wackerm, pflichtgetreuem Handeln durchströmt uns. Am Ref. hat es sich noch jedes Mal bestraft, wenn er, befangen vom täglichen Geschäfte und den Anregungen des Moments, es auf einige Zeit unterließ, die gewohnte Einkehr bei Goethe zu pflegen. Die Unbehaglichkeit eines Seelenzustandes, der nicht so war, wie er sein sollte, wurde immer nur durch die Rückkehr zu dem alten Freunde und Meister gehoben. Wir gestehen überhaupt, daß uns Goethe als Weltweiser, als tiefer Erkenner des Menschen- und Naturlebens zum wenigsten ebenso hoch steht wie als Dichter. Sicher wird seine Art und Weise, die Welt anzuschauen, sich immer mehr Bahn brechen und befruchtend und fördernd auf die spätesten Jahrhunderte einwirken. Der Verf. dieser kleinen Schrift, die Goethe als Naturforscher im Wesentlichsten treu charakterisirt, nennt diese Weltanschauung eine objective. Wir halten diesen Ausdruck für irrig. Allerdings betrachtete Goethe die Welt weit objectiver als die meisten seiner Mitlebenden, aber doch immer wieder in steter Beziehung auf sich und auf den Menschen. Er hatte einen Widerwillen gegen die sogenannten Endursachen und setzte das Wesen der Dinge weder allein ins Subject noch ins Object. Er äußert darüber selbst gelegentlich: „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf."

Eine neuere philosophische Schule nennt diese Erkenntnißweise die subject-objective. Aber welch ein himmelweiter Unterschied ist zwischen diesem todten abstracten Begriffe und der lebendigen Ausübung desselben, wie es Goethe's Leben stündlich manifestirt. Goethe selbst deutet leise und auf die bescheidenste Weise an, wie er sein Erkennen wol genannt wissen möchte. Eine Äußerung von Kant gibt ihm dazu Gelegenheit. Dieser sagt: „Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unserige discursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besondern geht, das ist, von dem Ganzen zu den Theilen. Hierbei ist gar nicht nöthig zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sei, sondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unsers discursiven, der Bildung bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen Widerspruch enthalte." Goethe fährt nun fort: „Zwar scheint der Verf. hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir ja im Göttlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen: so dürfte es wol im Intellectuellen derselbe Fall sein, daß wir uns, durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur, zur geistigen Theilnahme an ihren Productionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerm Trieb auf jenes Urbildlich-Typische rastlos gedrungen" u. s. w. Intuitiv möchten wir daher am liebsten Goethe's Anschauung nennen; er besaß, wie er es selbst nennt, anschauende Urtheilskraft in einem Grade wie vielleicht Niemand vor ihm, selbst der große Baco von Verulam nicht.

Der Verf. führt uns die hauptsächlichsten Verdienste Goethe's um Naturforschung einzeln vor. Zuerst die Entdeckung des Zwischenkieferknochens auch beim Menschen, sodann die Erkennung der Schädelknochen als Wirbelknochen. Beide Entdeckungen waren eben das Product jenes intellectus archetypus, der das Schaffen der Natur längst verstand, als er es auch noch nicht im Einzelnen und in der sinnlichen Erfahrung nachweisen konnte. Das Gesetz der Analogie lag so ursprünglich in Goethe's Geiste, daß er gleich bei seinen ersten anatomischen Studien es als etwas Widersinniges und Unmögliches betrachtete, daß dem Menschen jener Zwischenkieferknochen fehle, den die übrigen animalischen Gattungen sämmtlich besaßen. An diesem Gesetze der Analogie hat die Naturforschung seitdem eine Basis und einen Lebensimpuls bekommen, dessen Folgen für alle Zeiten unberechenbar sind und wodurch wirklich die Menschheit eine Stufe höher hinauf gefördert ist, wenngleich eine so durchdringende Anwendung, wie im Blicke Goethe's, so bald sich nicht bei einem andern Individuum wiederholen mag. Sodann schildert der Verf. kurz das Verdienst Goethe's um die Pflanzenlehre. Auch hier erschaute er ein Grundgesetz, das Gesetz der Metamorphose, wodurch ein Wesentliches des Pflanzenlebens plötzlich in klarer Bestimmung hervortrat. Etwas zu kurz, selbst für diese Skizze, handelt der Verf. Goethe's Farbentheorie ab. Auch enthält er sich über dieses so sehr bestrittene Thema seines Urtheils und muthmaßt nur, daß Goethe auch hier die Natur richtig verstanden habe. Es würde für d. Bl. zu weit führen, wollten wir die Newton'sche Theorie erklären und die gänzlich abweichende Ansicht Goethe's daneben entwickeln. Es sei nur so viel vergönnt zu sagen, daß wir von der Richtigkeit der Goethe'schen Beobachtungen so durchdrungen sind wie von dem Satze, daß zweimal Zwei Vier ist. Ref. hat jahrelang mit großer Vorliebe sich der Farbenlehre gewidmet; anfangs, wie alle Zeitgenossen in todten Schulbegriffen, woran man nichts hatte, wiewol man es sich einbildete, befangen, ist ihm mehr und mehr die gesunde und durchaus wahre Anschauung Goethe's von der Entstehung und dem Wesen der Farben bis zur beglückendsten Evidenz aufgegangen. Statt uns auf dieses wissenschaftliche Thema einzulassen, wollen wir lieber die Frage noch andeutend untersuchen, worin der Grund gelegen, daß Goethe bei alle seinen naturwissenschaftlichen Entdeckungen, zumeist freilich bei der Farbenlehre, so wenig Anklang bei den Zeitgenossen von Profession gefunden hat?

Nicht in den einzelnen Bereicherungen, die die Naturwissenschaft Goethe verdankt, besteht sein größtes Verdienst. Die Unsterblichkeit seiner Leistungen liegt in seiner Methode, in seiner Art und Weise, wie er die Natur anschaute. Die Natur, im Ganzen sowol als in ihrer kleinsten Erscheinung, ist immer ein Unendliches, gewissermaßen ohne Anfang und Ende. Wir können sie daher weder erkennen, wenn wir synthetisch verfahren, indem wir von einem obersten Grundsatze ausgehen und darauf das Gebäude weiter fortführen, noch auf analytische Weise, indem wir sie in Einzelheiten zerlegen. Nur Endliches läßt sich auf diese Weise beschreiben und begreifen. Jede Erscheinung der Natur ist ein Kreis. Hätten wir nun, wie Archimedes wünschte, einen Punkt, der zugleich unabhängig von ihr wäre und worauf sich doch Alles beziehen ließe, so wäre die Sache leicht gemacht. Dieser Punkt fehlt aber. „Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besondern zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu specificiren, und wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich darthun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solidesciren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fließen, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeit-

momente vorgehen, so kann Alles und Jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freude und Leid, Alles wirkt durcheinander, im gleichen Sinn und gleicher Maße" u. s. w.

In dieser und in vielen andern Stellen sucht Goethe annäherungsweise Das auszusprechen, was sich nicht aussprechen läßt, das Leben und das Wesen der Natur. Die Durchdringungen und Verflechtungen bis ins Unendliche hinein unendlicher Gegensätze zu einem ewig Ganzen und Lebendigen lassen sich aber dem Schulverstande, der Alles Schwarz auf Weiß nach Hause tragen will, nimmer lebendig machen. Sehen wir aber, wie man früher Naturwissenschaft trieb, so finden wir, daß von jener Intuition, durch die man allein der Natur beikommen kann, nicht die Rede war. Einzelne Genies brachten diesen Blick mit und sogleich wurde dann die Wissenschaft gefördert, die Schüler aber legten sogleich wieder ihre todte synthetische oder analytische Methode daran, um nur bei mäßigem Verstande und mäßigem Gedächtnisse sich Alles eintrichtern zu können.

Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen.

Man mag aber noch so viele Einzelheiten aus der Natur herausreißen, sie aneinanderreihen und auswendig lernen, man weiß immer noch gar nichts, sobald man die Beziehungen dieser Einzelheiten zu dem Ganzen und umgekehrt des Ganzen zu dem Einzelnen nicht intuirt. Eben diese Intuition aber läßt sich nicht lernen, sondern es gehört Genie dazu, man muß von Natur der Natur näher stehen. Früher glaubte ein Jeder bei einem tüchtigen Fleiße sich schöne Kenntnisse in der Naturwissenschaft zulegen zu können, etwa wie man lesen und rechnen lernt. Auf diese Weise haben wir eine Masse Naturforscher von Profession bekommen, die nach dem Schulsystem, nach Classen und Unterabtheilungen die Natur auswendig lernten, schulgemäß die vorgeschriebenen Versuche machten und sich auf diese bequeme Weise den Ruf großer Gelehrten und Professoren verschafften. Diese Leute, die gar keine Ahnung von der Natur hatten und weniger von ihr wußten als ein neugeborenes Kind, konnten unmöglich Goethe weder verstehen noch lieben. Von der wunderbaren Weise, wie bei ihm sich Synthese und Analyse durchdrang, hatten sie keinen Begriff. Der Eine, der Synthetiker, meinte, er habe keine wissenschaftliche Logik, der Andere, der Analytiker, hielt ihn für einem dilettirenden Phantasten. So wie aber Goethe mit seiner Grundanschauung der animalischen Welt und der Pflanzen bei den bedeutendsten Geistern bereits durchgedrungen ist, so wird er gewiß später als das ehrwürdigste Muster davon, wie man überhaupt Natur anschauen soll, fortwirkend durch die Geschichte gehen. Damit wird denn freilich den Wagners, die unsere Lehrstühle jetzt occupiren, mehr und mehr das Garaus gemacht sein. Er selbst prophezeit dieses: „Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologische Experimentalphysik vorträgt und alle jene Spiegelfechtereien ans Licht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Überzeugung erschleichen und, was das Schlimmste ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müssen ein für allemal aus der düstern empirisch-mechanisch-dogmatischen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden."

Bekannt ist sein Widerwille gegen den Haller'schen so viel bewunderten und von allen dogmatisirenden Professoren nachgeleierten Vers:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Drum glücklich, wenn sie nur die äußre Schale weist.

Damit glaubten denn die Herren sich entschuldigt in ihrer geistlosen Notizenkrämerei; das Innere könnte kein Mensch geben, man möchte darum mit diesem Äußern vorlieb nehmen. Goethe aber sagt:

Natur hat weder Kern noch Schale.
Ihr gebt entweder Nichts oder ihr gebt Wahrheit, Natur.

Der Verf. der kleinen Schrift hat sich auch hier wieder als ein würdiger Jünger Goethe's gezeigt, und wir empfehlen sie allen Freunden Goethe's und der Natur. 12.

Bibliographie.

Barkhausen, G., Rückblick auf Dr. H. W. M. Olbers' Gesundheitszustand in den beiden letzten Decennien seines Lebens. Gr. 8. Bremen, Heyse. 5 Ngr.

Europas bevorstehende politische Verwesung gleich jener frühern Asiens und der übrigen Welttheile. Als nothwendige Folge der Nichtübereinstimmung aller bisherigen Staatshaushaltungen mit der göttlichen Staatslehre. Ein wohlthätiges Warnungsbuch für weise Regierungen und unsinnige Demokraten. 1ter Theil. Gr. 8. Aarau, Sauerländer. 1 Thlr.

Die Fahrt auf dem Rhein von Mainz bis Köln. Zur Mitgabe und Erinnerung für Rheinreisende. Mit 30 Stahlstichen. Lex.-8. Leipzig, G. Wigand. 2 Thlr.

Fränkel, J. A., Die Cultus-Ordnung der Juden in Preußen, vorgeschlagen in Übereinstimmung mit andern Jüdischen Theologen. Gr. 8. Frankfurt a. d. O., Harnecker und Comp. 5 Ngr.

Gérando, de, Die Fortschritte des Gewerbfleißes in Beziehung auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes. Eine von dem Gewerbverein zu Mühlhausen gekrönte Preisschrift, aus dem Französischen übersetzt und mit einem Anhange über die Bildung kirchlicher Altersgenossenschaften begleitet von K. Bernhardi. Gr. 8. Kassel, Bohné. 15 Ngr.

Hartwig, Th., Handbuch für Reisende durch Südbayern, Tyrol, Vorarlberg, Salzburg und das Salzkammergut. Nebst Rundreise um den Bodensee und Reiserouten nach Mailand und Venedig. 3te, gänzlich neu bearbeitete, Auflage des Taschenbuchs für Reisende durch Bayerns und Tyrols Hochlande. Mit 5 Stahlstichen und 1 Reisekarte. Gr. 8. München, Lindauer. 2 Thlr.

Heußler, A., Die Trennung des Kantons Basel. Zwei Bände. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1839—42. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hilferuf der Heidenwelt an das katholische Deutschland. Ein Wort der Liebe über die Missionen unter den Heiden an alle Freunde des Reiches Gottes auf Erden. 12. Neuburg a. d. D., Prechter. 6¼ Ngr.

Kügelgen, W. v., Drei Vorlesungen über Kunst. Gr. 8. Bremen, Heyse. 18¾ Ngr.

Marées, A. v., Das deutsche Hamburg. 8. Düsseldorf, Böttticher. 4 Ngr.

Mayer, B., Die Juden unserer Zeit. Eine gedrängte Darstellung ihrer religiösen und politischen Verhältnisse in den drei alten Erdtheilen. Gr. 8. Regensburg, Manz. 1 Thlr.

Die ständische Monarchie. Versuch einer staatsrechtlich-historischen Begründung des Princips des Stände-Wesens in der heutigen Monarchie, mit besonderer Bezugnahme auf Preußen und Deutschland. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 7½ Ngr.

Schlüsselblumen von L. H. Gesammelt für Freunde. 8. Berlin, Jonas. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Schutzzoll auf fremde in die deutschen Zollvereinsstaaten eingehende Baumwollwirke, aus dem Gesichtspunkt der Weberei und Spinnerei beleuchtet. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 11¼ Ngr.

Sophokles, Elektra, eine Tragödie, in den Versmaaßen des Originals übertragen und erläutert, nebst der Analyse der Euripideischen Elektra, einer philologisch-kritischen Abhandlung über die Erneuerung der antiken Tragödie und dem Leben des Dichters. Von K. Rosenberg. Gr. 8. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 25 Ngr.

Stöber, A., Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen; nebst Gedichten und Anderm von Lenz und Goethe. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 18¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 198. — 17. Juli 1842.

Moderne Rechtsphilosophie.

1. Kritischer Bericht über des Professors Stahl zwölf erste Vorlesungen an der Universität zu Berlin: „über das Naturrecht". Von C. M. Wolff. Berlin, Dümmler. 1841. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Die Rechtsphilosophie Stahl's und die historische Juristenschule. Eine kritische Würdigung der vom Kammergerichtsassessor Wolff wider Beide gerichteten Angriffe, von Theod. Aug. Woeniger. Berlin, Hirschwald. 1841. Gr. 8. 7½ Ngr.

Welche Ansicht man von dem Streite, der auf dem Gebiete der Philosophie zwischen dem Rationalismus und der historischen Ansicht geführt wird, auch haben mag, so wird man es immer als eine erfreuliche Thatsache betrachten müssen, daß Niemand den Streit für ein harmloses Schulgezänk der Ideologen hält, an welches sich die praktische Politik nicht kehren wird, sondern daß die Gewißheit einer lebendigen Einwirkung der siegenden Idee auf Zeit und Geschichte selbst bei Denen feststeht, welche sich früher für berechtigt hielten, lediglich in ihrem subjectiven Wollen die treibende Kraft für die geschichtlichen Ereignisse zu erblicken. Gerade diese Voraussicht praktischer und fühlbarer Resultate hat indeß nicht nur eine sehr unnöthige Animosität in den Streit gebracht, sondern auch den Vorwurf der Verfolgung von Interessen und Erfolgen durch Benutzung und Begünstigung der einen oder andern Lehre hineingemischt, wodurch die Ehrenhaftigkeit des Kampfes geradezu in Zweifel gestellt werden könnte. Dergleichen Thorheiten gehören indeß nicht mit in die Wissenschaft; denn diese gibt uns eben die Gewißheit, daß man durch die factische Herstellung der Resultate einer Lehre, durch Begünstigung ihrer Anhänger und Unterdrückung ihrer Gegner sich wol Heuchler erziehen, nie aber diese Lehre zum Regulator des Zeitgeists machen kann. Wir wollen deshalb bei der Betrachtung, zu welcher die vorliegenden Streitschriften veranlassen, dieses, sowie alles andere auf dem wissenschaftlichen Boden eingeschlichene Beiwerk fortwerfen, wir wollen die Anmaßung junger Philosophen, welche mit einiger Rede- und Schreibgewandtheit den Geist der Zeiten bei den Zittigen fassen zu können meint, die Gläubigkeit und Pietät gegen alles Bestehende und Wohlgelittene, die mit dem Kratzfuße vor der einen Größe einer andern unwillkürlich einen Stoß versetzt, wir wollen den Fanatismus der Mäßigung und besonders eine gewisse widerwärtige Erbaulichkeit gar nicht weiter berücksichtigen und uns rein an die Sache selbst halten.

Das erste öffentliche Auftreten des Professors Stahl in Berlin hat die beiden oben bezeichneten Schriften hervorgerufen. Die Wolff'sche Schrift referirt über die zwölf ersten Vorlesungen Stahl's und kritisirt dieselben vom Standpunkte der Hegel'schen Schule aus. Sie ist im Ganzen einfach und in ruhigem Tone geschrieben; einzelne Äußerungen, z. B. daß Stahl und die historische Schule nicht durch friedliches Aussprechen des als nothwendig Erkannten, sondern nur durch geschichtliche Ereignisse, d. i. durch Volksaufstände, Reformen herbeigeführt wissen wollten, daß sich in Stahl wie in Fries die ehemaligen burschenschaftlichen Tendenzen zur Theorie gestaltet, und daß das die große Bedeutung der Berufung Stahl's sei, daß ihm bei der festen Begründung der Verfassung Preußens und der Hegel'schen Lehre ohne Nachtheil Lehrfreiheit gestattet werden könne, gehen aber gewiß weit über eine vernünftige Polemik hinaus. Die Schrift von Woeniger ist eine Antikritik und in einem sehr gereizten Tone geschrieben, der mit dem Eingange der Schrift, in dem von der Heilsamkeit loyalen wissenschaftlichen Streitens die Rede ist, in einen erheblichen Widerspruch geräth. Dem Publicum ist indeß mit einer Beurtheilung jener Kritik und Antikritik weniger gedient als mit einer Darlegung der Sache selbst, und so soll von jenen beiden Streitschriften nur die Gelegenheit zu einer Erörterung des Streits selbst und damit des neuern Standpunkts der Rechtsphilosophie überhaupt hergenommen werden.

Eine Vorfrage für die philosophische Betrachtung einer jeden Wissenschaft ist die Stellung des Gedankens zur Objectivität überhaupt. Das unbefangene und dem gewöhnlichen Bewußtsein am nächsten liegende Verfahren, welches die subjective und vereinzelte Ansicht dem in der Welt Vorhandenen gegenüberstellt und über beiden einen persönlichen außerweltlichen Gott annimmt, gewährt keine Erkenntniß; die endlichen Verstandesbestimmungen, in denen es sich bewegt, können die Wahrheit nicht erreichen, und somit kommt man je nach dem Charakter des Ein-

meinen über ein Tadeln oder Loben nach Meinung und Zweckmäßigkeit nicht hinaus. Es ist damit höchstens insofern der Anfang zum Philosophiren gemacht, als man nach einem andern Grunde als der Autorität für das Bestehende zu fragen beginnt. Zunächst hat die kritische Philosophie den Anstoß dazu gegeben, daß man von diesem Standpunkte nach einem höhern strebte. Kant begann mit der Prüfung unserer Erkenntniß, er zeigte die Unzulänglichkeit der endlichen Denkbestimmungen zur Erreichung der Wahrheit und gelangte ganz consequent dahin, das Ansich der Dinge für ein unerreichbares Jenseits zu erklären. Im Grunde hätte hiermit eine Vernunfterkenntniß überhaupt aufgegeben und die ganze Philosophie als ein dunkler Abgrund betrachtet werden müssen. Zu so trostloser Resignation kann sich indeß der Mensch nicht überwinden, und so vindicirte Kant mindestens der praktischen Vernunft das Recht durch Postulate, deren Grund dann ebenso unerkennbar bleibt wie das Ding an sich, die wichtigsten Wahrheiten als Thatsachen hinzustellen und durch Imperative ein vollständiges System der Metaphysik der Sitten, eine Rechts- und Tugendlehre aufzubauen. Die Welt, welche hier die praktische Vernunft erkennen soll, ist aber kein System von Regeln, sondern ein mannichfach gestaltetes Gemisch von Zuständen, Dingen und Verhältnissen, und was von diesen die praktische Vernunft begriffen haben soll, ist eben Das, was die theoretische zu begreifen aufgibt. Fichte hob daher den Unterschied beider auf, die Vernunft wird nicht als ein Ruhendes, den Dingen Gegenüberstehendes betrachtet, wobei sich der Beschauende bemüht, zu sehen, wie beide zueinander kommen, sondern die Vernunft ist nur das Selbstbewußtsein, das Ich, und außer diesem ist Nichts, denn das äußerlich Erscheinende, von dem Ich Vorgestellte, ist nur seine eigene Thätigkeit. Die letzten Schranken jener abstracten Gegensätze des Einzelnen zu Gott und dem Universum hat dann die Schelling-Hegel'sche Philosophie hinweggeräumt: diese faßt die eigene thätige Vernunft, aus welcher bei Fichte das All hervorgeht, als allgemeine Vernunft, als das Absolute, als die reine Idee, deren Manifestation das All ist und der weder Gott noch Welt noch Menschen als persönliche Einzelwesen in ewiger Trennung gegenüberstehen; Schelling hat diese Idee des Absoluten, deren Potenzen in unendlichem Processe das All hervorbringen, auf intellectuale Anschauung, Hegel hat sie auf das ganze bewundernswerthe Gebäude seiner Logik gestützt. Bei dem Verschwinden der Gegensätze zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen ist der sich zu der Idee erhebende Geist sich im Grunde nur seiner selbst bewußt und das Allgemeine hat nur Realität und Freiheit, sofern es in den Einzelnen zum Bewußtsein kommt.

Es leuchtet nach diesen Grundzügen von selbst ein, wie bei der Anwendung der Philosophie auf einzelne Wissenschaften, namentlich auf Religions- und Rechtslehre, über das blos empirische Auffassen eines einmal gegebenen Materials hinausgegangen werden mußte. Die Philosophie findet hier, so sehr wir theilweise zu beklagen haben, daß sie nach dem a posteriori gegebenen a priori hingezielt hat, das Vernünftige a priori, und für dieses ist ihr Offenbarung und Sanction der Herrschenden höchstens eine äußere Beglaubigung, nie aber Grund des Wissens und einzige Probe der Vernünftigkeit.

So konnte es denn nicht fehlen, daß die Philosophie zu einem Bruche mit der Wirklichkeit gelangte und eine wesentlich kritische Stellung gegen dieselbe annahm. Hierbei war es für sie das erste glückliche Augurium, daß selbst die eigennützigsten Vertheidiger der einmal empirisch bestehenden Wirklichkeit doch nie dreist genug waren, diese blos durch Gewalt und Machtgebote zu behaupten und, im Vertrauen auf diese Mittel, die Frage von der Vernünftigkeit als überflüssig bei Seite zu schieben: das Bestehende sollte vielmehr als vernünftig gerechtfertigt werden. Damit war bereits zugegeben, daß eine Wirklichkeit im höhern Sinne nur dem Vernünftigen zukomme, und es mußte sich nun die Apologetik in den Kampf mit der Kritik einlassen.

In der Theologie trat die Philosophie zunächst in dem Kampfe des Rationalismus mit dem Supranaturalismus auf. Jener faßte die Satzungen der Kirche mit der Reflexion des Verstandes an und verlangte sie nach den einmal geläufigen Kategorien auch begreifen zu können; dieser verwarf die Reflexion und blieb bei der Offenbarung, die er sich buchstäblich, jedoch nicht ohne den Einfluß traditioneller Ansichten, auslegte. Jener kam zum Zweifel und zur Zerrissenheit, weil er das Speculative, welches die Religion in unmittelbaren Resultaten der Vorstellung bot, nicht begriff; dieser zum Unsinn, und dabei zu dem innern Frieden einer den Kampf scheuenden Geistesfaulheit, die sich hinter frommer Gesinnung verbarg. Beiden aber hat der moderne Pantheismus, eine Consequenz der Schelling-Hegel'schen Philosophie, den Boden, auf dem sie zu fußen glauben, untergraben und beide werden vom Geiste der Zeit für einseitig und falsch erkannt. Diesen Pantheismus — noch vor zehn Jahren eine gefürchtete und eifrig bekämpfte Beschuldigung, jetzt ein offenes Bekenntniß der modernen Philosophie — trieb denn die neueste Kritik auf eine Spitze, welche das andere Extrem jener beiden aufgehobenen falschen Richtungen bildet, und so ist es Aufgabe der Gegenwart geworden, das Höhere, in welchem diese Polaritäten verbunden sind, aufzuzeigen.

Ein gleicher Zwiespalt findet sich in der Rechtslehre. Auch hier hat sich die Philosophie dem Bestehenden, in dem sie ihre Lehren nicht verwirklicht fand, sie hat sich dem durch Sanction und Befehl Einzelner Geschaffenen feindlich gegenübergestellt. Das Bestehende sowie die kritisirende Philosophie haben ihre Verfechter in der liberalen und antiliberalen Partei gefunden. Die letztere mußte — da für den Rechtszustand auf Erden eine unmittelbare göttliche Offenbarung fehlte — zu den verschiedensten Mitteln greifen, um das Bestehende zu rechtfertigen. Nach dem Gebrauche der bald erschöpften und in streng wissenschaftlichen Deductionen wenig brauchbaren Gründe dürftiger Zweckmäßigkeit verfiel man daher darauf, entweder das Bestehende als in Privatrechten der bei dem Beste-

henden unterstützen Positionen begründet, oder als durch unmittelbare göttliche Anordnung gestiftet, die denn auch den positiven Inhalt der geoffenbarten Religion bewiesen werden müßte, nachzuspüren. Das erste Verfahren war widersinnig, weil die Fortschritte in der Weltgeschichte sich nicht durch Privatwünsche aufhalten lassen. Das zweite, schon in früherer Zeit gebraucht, litt an dem Fehler des Autoritätenglaubens, der Dasjenige für bewiesen hält, für welches er ein Citat anführt, über dessen Gültigkeit vorher erst ein Principienstreit durchzumachen wäre. Auch ist das Zeitalter zu ungläubig und zu kritisirend geworden, als daß sich mit dem Bunde der religiösen Orthodoxie und des Absolutismus ein Erfolg erreichen ließe, der über factisch hingestellte Thatsachen hinausginge und in die Wissenschaft einwirkte. Trotz dieses Widersinnes konnte die Orthodoxie im Rechte aber dennoch die Oberhand behalten, so lange die Philosophie ihre Resultate blos aus dem Kopfe der Einzelnen fand; denn für diese Resultate gab es eben keine andere Gewähr als das Meinen der Einzelnen, und diese durften für sich keine größere Autorität in Anspruch nehmen als die Vertreter des Bestehenden, oder die geoffenbarte Religion. Mit der durch die Schelling-Hegel'sche Philosophie bewirkten Anerkennung einer allgemeinen Vernunft änderte sich aber die Lage des Streits und die liberale Partei gewann eine Basis, gegen welche die Stützen der Reaction winzig und ohnmächtig erscheinen müssen. Der Liberalismus stützt sich nun nicht mehr auf Wünsche und Raisonnements des Einzelnen, sein Ziel ist nicht mehr die Erlangung einzelner Einrichtungen und Garantien, seine Waffe nicht mehr die in größerer oder geringerer Entfernung gezeigte Aussicht gewaltthätiger Umwälzungen; er stützt sich vielmehr auf die allgemeine Vernunft und auf die Gewißheit, daß — läge dieselbe wirklich den Mächtigen ferner — auch diese von ihr ergriffen werden müssen, und daß sich bei allgemeinem Bewußtsein vom Vernünftigen noch nie etwas Unvernünftiges gehalten hat. Da von diesen Grundlagen aus nach keinen gewaltsamen Neuerungen, sondern nach der Erweckung und Belebung des Selbstbewußtseins in den Menschen, also nach deren Menschwerdung gestrebt wird, mit welcher alsdann alle chinesischen und katholischen Regierungsprincipien von selbst fallen, so wäre — da Niemand die Stirn haben wird, sich für *diese* und gegen die geistige Cultur zu erklären — kein Grund zum Hader mehr vorhanden. In dieser seiner Reinheit ist indeß das Princip, auf welches die neuere Philosophie ihr Verhältniß zum Bestehenden stützt, noch nicht allgemeiner erkannt worden. Eine Zeit lang glaubte man sogar, sie sei servil geworden und in die Apologetik umgeschlagen. Hegel hatte in seiner Rechtsphilosophie das Meinen und Wollen des eitlen subjectiven Verstandes so scharf bekämpft, er hatte sich über die kammerdienermäßige Beurtheilung der sogenannten großen Existenzen so verächtlich geäußert, daß eine Zeit lang wirklich der Glaube einriß, bei Hegel sei das kritische Moment ganz verloren gegangen und seine Philosophie nichts als eine servile Rechtfertigung aller einmal gegebenen Verhältnisse. Hätte Hegel sich näher erklärt und das subjective Wollen und die Willkür ausdrücklich nicht blos da verdammt, wo sie das Bestehende auffinden, sondern auch da, wo sie im zufälligen Besitze äußerer Macht durch Festhalten des factisch Bestehenden ihre Privatzwecke verfolgen, hätte er gezeigt, daß es nicht nur ein kammerdienermäßiges Tadeln und Bekritteln historischer Größen, sondern auch ein kammerdienermäßiges Loben gibt, welches ganze Länder zu Gesindestuben und Gewöhnlichkeiten zu historischen Größen machen will, so würde jenes alberne Mißverständniß unterblieben sein, welches zunächst unter der antiorthodoxen Partei selbst Zwiespalt und Hader erregt hat. Läßt sich nun gleich jetzt wol annehmen, daß das Mißverständniß als solches erkannt ist, so ist doch mit der antiliberalen Partei noch kein Frieden geschlossen. Diese nimmt das in der neuern Philosophie enthaltene kritische Moment immer nicht ohne Mistrauen wahr. Obgleich ihr dieses Moment nun beiweitem erträglicher scheinen muß als der vom subjectiven Verstande aus kritisirende, reformirende und drohende Liberalismus, so ist es doch nicht zu verkennen, daß die neuere Philosophie ganz offen die Anforderung stellen muß, ein Jeder solle der allgemeinen Vernunft zugänglich sein und etwa besessene Vortheile, die mit ihr streiten, nur für Consequenzen eines rohern unvernünftigen Zustandes, also für Nachtheile halten und aufgeben, indem sich der Gang der Vernunft in der Geschichte am Ende doch nicht durch Rücksichten auf Privatvortheile und Sonderinteressen aufhalten lasse. Es ist erklärlich und allenfalls noch zu entschuldigen, daß man diese Prätension noch zu hart findet. Es werden daher wieder Neigungen und Interessen in das Spiel gezogen; denn der Satz, daß sich die Vernunft nicht an Interessen kehrt, wird immer erst lange nach dem Siege der Vernunft begriffen und bis dahin läßt sich noch streiten, was vernünftig sei und was nicht. So beginnt der Kampf der Kritik mit der Apologetik von neuem, aber auf einem höhern Gebiete: früher rechtfertigte man das Bestehende gegen die blos als subjective Ansicht erscheinende Vernunft, und diese ließ sich wol als unberechtigt zurückweisen; mit der objectiven allgemeinen Vernunft läßt sich aber nicht streiten, wenn man nicht ein Princip findet, nach welchem die Ansicht Derer, für welche man Partei macht, höher steht als das Walten eines vernünftigen Geistes in der Geschichte, oder wenn es nicht gelingt Vernunft und Philosophie als Hirngespinnste aus dem menschlichen Bewußtsein überhaupt auszurotten.

Es würde eine Ungerechtigkeit sein, diesen Anknüpfungspunkt zu benutzen, um auf die Stahl'sche Rechtsphilosophie zu kommen. Dieselbe steht freilich dem Erfolge nach als Streitschrift mit jener antirationalen Tendenz in dem bezeichneten Kampfe da; der Anlage und Entstehung nach ist sie aber mehr als eine bloße Streitschrift und steht mit dem Fortgange der philosophischen Idee überhaupt im Zusammenhange, sodaß die Kraft, die das Resultat hervortrieb, anderer Natur als dieses ist. Es ist theils unserm Zwecke gemäß, theils billig, daß wir uns *nicht von vorn herein* an das Resultat halten.

Wir haben gesehen, auf welche schwindelnde Höhe der Geist in der Schelling-Hegel'schen Philosophie geführt wird. Sie nimmt nicht nur das Vertrauen auf das unbefangene Denken und Reflectiren, in dem ein Jeder sich so wohl gefühlt hatte, hinweg, sie muthet dem Geiste nicht nur zu, die härtesten Gegensätze zu fassen und zu verbinden, sondern sie führt ihn in jenes Geisterreich der logisch-metaphysischen Gedanken, vor welchem Mephistopheles den Faust fragt: „Hast du Begriff von Öd' und Einsamkeit?" — und ihm eine Öde und Leere ausmalt, gegen welche die Einsamkeit zwischen Meer und Himmel dem an irdisches Schauen und Fühlen gewöhnten Sinne noch lebendig erscheint. Und zum Lohne zerstört sie dann den Glauben und die fromme Ergebung, sie verflüchtigt das väterliche Verhältniß zwischen Gott und Mensch im Schwinden der Schranken der Persönlichkeit zu geistiger Einheit und raubt damit dem Menschen die begeisterte Andacht, die vertrauensvolle Bitte und den inbrünstigen Dank, in welchen Gefühlen die schwache Endlichkeit ihre Scheidung von dem abstracten Unendlichen vergessen oder minder schneidend empfinden konnte. Statt alles Dessen bietet sie ihm nur das Wissen von ewiger Vernunft und das Wissen, daß er mit dieser eins sei. Dieser Trost reicht aber für die Schwachen und Weichlichen nicht hin, und der nie zu unterdrückende Zweifel, ob die Grenze, welche in den niedern Gebieten das Richtige und Falsche scheidet, nicht in den höhern immer schwächer werde und endlich verschwinde, sodaß hier Vernunft und Phantasie, Wahrheit und Hirngespinnst ineinander verlaufe, treibt immer mehr zum Positivismus und in die verkehrte Welt des modernen Skepticismus, der das empirisch Wirkliche für wahr, das Vernünftige für unwahr hält, und jene Leere zwischen sich und dem Unendlichen mit Erbaulichkeit und Gefühlen anfüllt. Bei gewöhnlichen Menschen ist solcher Rückfall natürlich und verzeihlich; bei ausgezeichneten Geistern, die berufen sind die Richtung ihrer Zeit zu leiten, ist er aber zu beklagen, weil er hier die Gewalt einer Autorität über Viele ausübt. So haben wir denn auch als die bedeutendste Erscheinung dieser Art den bekannten Rückfall Schelling's zu beklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Von Guizot, der dem historischen Studium in Frankreich durch seine Schriften, seine Vorträge und Ministerialverordnungen bekanntlich einen bedeutenden Aufschwung gegeben hat, datirt eine sorgfältige Benutzung und Veröffentlichung der nationellen Geschichtsquellen. Seine „Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis la fondation de la monarchie française jusqu'au 13ième siècle" (29 Bde.), die als Muster ähnlicher Unternehmungen angesehen werden kann, ist bekanntlich von den beiden verdienstvollen Gelehrten Michaud und Poujoulat, die schon zu gemeinsamer Ausarbeitung anderer Werke zusammengetreten waren, fortgesetzt. Der Plan, den sich die Herausgeber gesteckt hatten, war: die zum Studium der französischen Geschichte dienlichen Quellen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu veröffentlichen. Zwar ist Michaud vom Schauplatz seiner Thätigkeit abgetreten, aber der thätige Poujoulat hat die nöthigen Maßregeln getroffen, daß der Fortgang seines riesigen Werks nicht unterbrochen wird. Der neueste Band dieser weitläufigen Sammlung, die bis zum 17. Jahrhundert vorgerückt ist, enthält die Memoiren des Marquis von Torcy, die manchen wichtigen Beitrag zur Geschichte des glänzenden Zeitalters Ludwig's XIV. liefern. Die Rolle selbst, die Torcy gespielt hat, verleiht seinem Werke bedeutendes Interesse. J. Baptiste Colbert war der vierte Staatssecretair, den Ludwig aus der Familie Colbert gewählt hatte. Sein Vater, Marquis de Croissy, nahm ihn als achtjährigen Knaben mit nach London, wo er den Gesandtschaftsposten erhalten hatte. Nachdem er hier den ersten Grund zur Bildung seines Sohnes gelegt hatte, schickte er ihn nach Paris zurück. Derselbe vollendete früh seine Humaniora und begann, kaum 15 Jahre alt, unter der Leitung seines Vaters, der mittlerweile Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, seine diplomatische Laufbahn. Im J. 1684 übertrug Ludwig XIV. dem neunzehnjährigen Jüngling zwei leichte diplomatische Sendungen, deren er sich mit Geschick entledigte. Dadurch wußte er die Augen des Königs auf sich zu lenken, indessen trat er erst nach langem diplomatischen Noviciat 1698 in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Ludwig XIV. der die Talente, sowie den Charakter Torcy's zu schätzen wußte, ernannte ihn zum Mitgliede der Regentschaft, und diese Function ward ihm nach Vernichtung des Testaments vom Regenten gelassen. Er starb, nachdem er noch eine geraume Zeit in der Einsamkeit wissenschaftlichen Studien und der Betrachtung der politischen Ereignisse gelebt hatte, 1741. Sein Werk zeigt, mit welcher Ruhe und mit welchem Scharfblick er die Geschichte seiner Zeit, an der er ein tüchtiges Stück mitgewirkt hatte, durchschaute. Seine Darstellung verräth den geübten Staatsmann, der in den verwickeltsten Geweben der Politik die einzelnen Fäden verfolgt, und den vollendetsten Meister in der Auseinandersetzung der wichtigsten Staatsfragen.

Ch. Nodier, der liebenswürdige, geniale Schriftsteller, hatte früher zu wiederholten Malen die beißende Lauge seines Witzes über die Académie française ausgeschüttet. Seitdem ist er zwar längst nach langem Sträuben vom unsterblichen Corps in seine Mitte aufgenommen worden, indessen kann er es nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit einen kleinen Ausfall gegen die Unfehlbarkeit der obersten Richterin in Sprachangelegenheiten zu thun. Vor einiger Zeit brachte die „Revue de Paris" einen Brief, der Neophobus gezeichnet war und in dem die unnöthigen Sprachneuerungen mit Laune bespöttelt wurden. Dieses Schreiben, das an A. Thierry gerichtet war, rührte von Nodier her, der in demselben mehrfach das Danaidengeschäft der Akademie bewitzelte. Vor kurzem hat er, gleichfalls als Neophobus maskirt, einen Aufsatz über die „Bibliothèque bleue" in demselben Journale erscheinen lassen, aus dem hervorgeht, daß eine neue Ausgabe dieser bekannten Sammlung bevorsteht. 22.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche. Von Johann Arnold Kanne. Zweite Ausgabe. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ich habe dieses treffliche Werk aus dem Verlage von J. C. Dresch in Bamberg angekauft und, um demselben eine größere Verbreitung zu sichern, den Preis bedeutend ermäßigt.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 199. — 18. Juli 1842.

Moderne Rechtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 198.)

Schelling hat nach langem Schweigen, nach manchen Andeutungen eines bevorstehenden Fortschritts der Philosophie, endlich in der Vorrede zu der Becker'schen Übersetzung einer Cousin'schen Vorrede, einige Aufschlüsse über die von ihm neu eingeschlagene positive und historische Richtung gegeben. Hiernach soll es unmöglich sein, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit hinanzukommen. Alle Philosophie setzt eine Erfahrung, ein Empirisches voraus: und dieses Empirische läßt sich nicht durch die Fiction einer Selbstbewegung des logischen Begriffs ersetzen, welcher nie an die Wirklichkeit gelangt. Die ältere Identitätslehre hatte in ihrem unendlichen Subject-Object, d. h. in dem absoluten Subject, das seiner Natur nach sich objectivirt, aber aus jeder Objectivität sogleich wieder hervor und nur in eine höhere Potenz der Subjectivität zurücktritt, bis es nach Erschöpfung der ganzen Möglichkeit als über Alles siegreiches Subject stehen bleibt, an diesem Subject allerdings ein Princip nothwendigen Fortschreitens gehabt; aber dieses Subject, welches auf diese Weise sich steigernd von jeder Objectivität nur zu höherer Subjectivität fortgeht, ist nicht mehr das bloße nicht nicht zu Denkende, das rein Rationale, sondern diese Bestimmung ist eine durch lebendige Auffassung der Wirklichkeit der Philosophie aufgedrungene empirische gewesen. Alle jene Formen, die man als aprioristische bezeichnet, schließen eigentlich nur das Negative in aller Erkenntniß, Das, ohne welches keine möglich ist, nicht aber das Positive, Das, durch welches sie entsteht, in sich, und sowie sich dadurch der Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit nur als ein negativer darstellt, so ist jenes absolute Prius, welches als das schlechthin Allgemeine und Nothwendige nur das Seiende selbst sein kann, ebenfalls nur das negativ Allgemeine, Das, ohne welches Nichts ist, aber nicht Das, wodurch Etwas ist. In diesem Sinne soll nun der Philosophie noch eine Umänderung bevorstehen, welche einerseits die positive Erklärung der Wirklichkeit geben werde, ohne andererseits der Vernunft das große Recht zu entziehen, im Besitz des absoluten Prius, selbst des der Gottheit zu sein. Wir müssen bis dahin, daß diese neue Schelling'sche „Philosophie der Offenbarung", wonach die Entwickelung der Welt kein Proceß, sondern eine Geschichte, eine freie That des persönlichen Gottes und Wissenschaft und Philosophie nur geschichtlich sein soll, vollständig in die Öffentlichkeit getreten und dabei nachgewiesen sein wird, wie die Vernunft in den Besitz jenes absoluten Prius gelangen soll, dieselbe nach den bis jetzt vorhandenen Andeutungen für eine Ablengnung aller Philosophie halten; denn einfach ausgedrückt, ist die Immanenz Gottes in der Welt, die Vernunft als das einzig Wahre und Wirkliche bestritten und die alte abstracte Trennung zwischen Welt, Gott und Mensch ist wieder hervorgeholt. Der Mensch begreift vom Speculativen nichts, er hat sich an das Empirische zu halten. Und da doch nun einmal in diesem ein höherer Zusammenhang erkannt werden muß, so nehmen wir in dem Flusse der Geschichte ein freies Walten Gottes an, über dessen Willen und Absicht uns in der geoffenbarten Religion, die damit wieder an die Spitze tritt, einige Andeutungen gegeben sind. Wir haben also, wenn wir die Zuthaten von geist- und phantasiereicher Ausschmückung abstreifen, ganz den Standpunkt des ungebildeten Bewußtseins vor uns, das alle Kenntniß von höhern Dingen aus dem Katechismus schöpft, sich über seine Armuth an Vernunft nur durch den Reichthum an Geist und Phantasie täuscht und ein dürftiges Gemälde deshalb für vollkommen hält, weil die wenigen und matten Grundzüge mit einem reichen Kunstapparate bemäntelt werden können.

Die ganze neu Schelling'sche Richtung ist somach ein Zeichen, daß die Höhe der Speculation nicht zu behaupten war und die schwache Menschlichkeit — unfähig in der geläuterten Philosophie den allerdings darin liegenden Trost für das Gemüth zu finden — sich nach dem Autoritätenglauben zurücksehnte. Verfolgen wir die Einwirkung dieser Richtung auf besondere Sphären, so finden wir zunächst in der Theologie eine Wiederbelebung der Orthodoxie und Frömmigkeit. Bessere Naturen streben hier darnach, über den Hausbedarf eines schlichten Bewußtseins hinauszugehen: die Vertiefung in der Richtung des Gefühls und Glaubens führt dann in das Dunkel des Pietismus. Davon, daß es bei Manchen, ohne daß sie selbst vielleicht es klar auffassen, den Ausschlag gibt, daß diese Richtung für begünstigt gilt, soll gar nicht die Rede sein. In der philosophischen Rechtslehre führt jene Richtung zu einer

doppelten Aufgabe. Zunächst muß die Philosophie und das Denken geleugnet und da hier beim Nichts nicht stehen zu bleiben ist, so muß die Lücke, welche entstand, durch ein Neues, eine nicht auf das Denken gegründete Rechtsphilosophie, ausgefüllt werden. Dieses ist auf doppelte Art möglich. Man kann die positive geoffenbarte Religion und den Glauben zum Grunde des Rechts und des Staats machen, oder man kann zu dem traurigen Flickwerke des Eklekticismus greifen und sich aus der großen Sammlung menschlicher Einfälle und Meinungen, welche sonst Geschichte der Philosophie heißt, das der Vorstellung oder der Absicht Entsprechende zusammenlesen.

Beide Wege sind in neuerer Zeit eingeschlagen worden.

Den ersten verfolgt die Stahl'sche Rechtsphilosophie, welche sich als christliche, geschichtliche, an die historische Juristenschule anknüpft. Stahl nimmt an, daß aus der Vernunft keine Wirklichkeit zu bilden sei, und bekämpft zunächst den Rationalismus, dessen Wesen darin besteht, nur Das anzuerkennen, was aus der Vernunft folgt, das logisch Nothwendige also, das in den Formen, Gesetzen und Bestimmungen der Vernunft bereits Enthaltene. Man will, so lautet die Polemik, ein Unbedingtes suchen, welches allem Andern Gewähr und Einheit ertheile, und dieses erlangt man durch Abstraction von dem Vorhandenen und Wirklichen. Mit dieser Abstraction wird aber lebendiger Zusammenhang in der Geschichte und Übereinstimmung des Menschen mit der Welt aufgelöst, und Alles erscheint wie in der Geometrie und Logik nur noch als Grund und Folge. Indem die abstracte Philosophie auf diese Weise alles Vorhandene als in der Vernunft bereits enthalten ansieht, wird sie durch das Postulat getrieben: es gibt keine Veränderung, und sie leugnet somit die geschichtliche Ansicht, nach welcher es eine freie That und Veränderung gibt. Je nachdem nun zu dem einfachsten Abstractum, von welchem man ausgeht, das reele Dasein des Denkenden, oder die reinen Denkbestimmungen genommen werden, kann man einen subjectiven und einen objectiven Rationalismus unterscheiden; jenen repräsentirt Fichte, diesen Spinoza. Jener wird, wenn er aufrichtig verfährt, den persönlichen Gott und die geschichtliche Schöpfung leugnen, dieser pflegt sich über die Consequenzen, zu denen er führt, durch die scholastische Unterscheidung des Princips des Seins von dem Principe des Erkennens zu täuschen. Eine Ethik kann der objective Rationalismus ebenfalls nicht gestatten, da er die Freiheit vertilgt; der subjective Rationalismus, indem er vom Dasein des Denkenden ausgeht, wird sich dagegen der Freiheit bewußt, das vom Denken Gefoderte auszuüben oder nicht. Er gestattet also die Ausbildung eines Naturrechts, gibt aber das Postulat auf, daß Alles Vernunft sei, indem die freien Handlungen, die er zuläßt, auch gegen die Vernunft vorgenommen werden können. Man will keine von der Vernunft unabhängige Ursache des Ethos anerkennen und wählt daher einen Grundbegriff, aus dem die Vernunft das Ethos folgern soll: Dasein des Denkenden, vernünftig sinnliche Natur des Menschen. Damit ist, wie sich Wolff ausdrückt, das principium, ex quo continuo ratiocinationis filo deducuntur omnia, gefunden, womit denn aber von den Verhältnissen, von der Individualität, Zeit und Materie, ja von der ganzen concreten Wirklichkeit und dem Zusammenleben abstrahirt und nur ein System, von Geboten über die isolirten Handlungen des Einzelnen herausgebracht wird. Dabei verwickelt sich die Ethik in zwei ungelöste Probleme, den Gegensatz zwischen dem moralischen und dem Rechtsgesetze, und zwischen dem Rechtsgesetze und der Befugniß.

Die Unterscheidung der historischen Philosophie von der abstracten läßt denn auch die Widersprüche und Unbestimmtheiten erkennen, in welchen die Entwickelung der einzelnen Institute befangen ist. Die abstracte Philosophie läßt nur das logisch Nothwendige gelten, während doch in der Wirklichkeit die Dinge sich in beständiger Änderung fortbilden, sodaß die Freiheit, als das ausschließliche Princip der Rechtsgesetze, reelle Freiheit sein kann, wonach recht ist, was sie thut, oder der Begriff der Freiheit, wonach recht ist, was sie ist. Beides vermischt sich in den Ansichten über die einzelnen Institute; man erklärt die angeborenen Rechte bald für veräußerlich, bald für unveräußerlich, und ein gleiches Schwanken zeigt sich in der Lehre vom Eigenthum und von der Gültigkeit der Verträge. Der Widerspruch entsteht alsdann nur daraus, daß die Freiheit auf einen Begriff und nicht auf den freien Willen Gottes gegründet wird, der ihr die Grenze, wie weit sie reichen soll, vorschreibt. Bei einer logischen Prüfung des durch die abstracte Philosophie erlangten Naturrechts bemerkt man, daß bei der Deduction des vorhandenen Mannichfaltigen aus dem einen höchsten Principe zwei Wege eingeschlagen werden. Man läßt entweder das Mannichfaltige aus dem Einfachen hervorgehen, oder man nimmt, wie Kant und die Schule vor ihm, einen mannichfaltigen Stoff außer der Vernunft an. Im ersten Falle befindet man sich im Widerspruche, da das einfache Ununterschiedene, das nur nach einem nothwendigen sich immer gleichen Gesetze wirkt, nichts Verschiedenartiges hervorbringen kann. Im zweiten Falle ist zwischen der Vernunft, die kein Mannichfaltiges gestattet, und dem Vorhandenen kein Zusammenhang herzustellen. Kant hätte die Abstammung der Welt aus dem reinen Denken und das Wissen a priori nicht blos in der theoretischen, sondern auch in der praktischen Philosophie, er hätte sie ferner in jener nicht blos provisorisch und relativ wegen unserer Vorstellung von Veränderung, sondern definitiv und absolut aufgeben sollen. Von dem Abstracten zu irgend einem Concreten ist eine unübersteigliche Kluft. In die leere Vernunftregel paßt denn der ihr untergestellte Stoff; aber jeden andern würde sie ebenso gut aufnehmen, man würde zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangen können. Das eben ist von Spinoza bis Hegel die stets in andern Formen wiederkehrende Unwahrheit, der ewige Selbstbetrug der rationalistischen Denkweise, daß sie die Dinge, die ethischen Anforderungen aus der Wirklichkeit entlehnt, ihre Entwickelung darstellt und, was irgend einer Denkform nicht widerspricht, als nothwendig

von ihr gefodert ausgibt. Unsere Vernunft liefert den Inhalt nicht: dieser ist außer uns; der göttliche Geist und seine freien Thaten, die Natur, die er geschaffen, die Geschichte, die er gelenkt, das Wort, das er verkündet, das Ziel, das er der Welt gesetzt. Das Wahre, das Gerechte ist sohin Das, wozu Vernunft in ihrer Thätigkeit gelangt, nicht Das, was sie ist; was durch sie, nicht was aus ihr gefunden wird. Sie sieht das Licht und zeugt von dem Lichte, aber sie ist nicht das Licht und hat das Licht nicht gemacht. Prüft man das abstracte Naturrecht in seinen praktischen Folgen, so verwandelt es Sittlichkeit und Unsittlichkeit nur in Consequenz und Inconsequenz; es muß ein falsches Schließen aus seinem höchsten Principe für eine größere Sünde erklären als unsittliches Handeln. Es muß ferner den Begriff des Sollens aufgeben, denn das Denken hat keine reale Macht über den Menschen, und ein durch das Denken bewirkter Trieb, wie ihn das Sollen enthält, die Scheu, welche sich mit dem Ethos verknüpft, ist unbegreiflich. Der Inhalt des Ethos wird ferner ein negativer: die Vernunft will nichts erzeugen, sie schließt nur aus, und somit fällt in der Moral jede positive Tugend, Liebe und Glauben hinweg, im Rechte aber alles nicht durch Abstraction zu Findende, was ein lebendiger Trieb nach edeln Gestaltungen hervorgebracht hat. Bei der Frage von der Rechtsgleichheit sieht die abstracte Behandlung von dem vorhandenen Stoffe ab und kennt nur die Alternative gerecht oder ungerecht, die historische Behandlung erkennt es, daß die Gleichheit, wo sie sich mit einem Inhalte erfüllt und bestimmte Rechte erwirbt, ungleich wird und einem Ziele zustrebt. Sie statuirt deshalb einen dritten Mittelzustand zwischen jenen Gegensätzen, den der Unvollkommenheit, die für Zeit und Verhältniß relativ gerecht, für das Ende der Dinge relativ ungerecht ist. In Vorzügen, wie z. B. dem Rechte adliger Familien, nie ihren Glanz, ihr Vermögen zu verlieren, sieht sie schon den Inhalt der einst Allen gleichen Freiheit, sie will sie nicht tilgen, sondern alle Übrigen auch dazu erheben.

In dieser Exposition ist es schon erkennbar, wie Stahl an die historische Juristenschule anknüpft: wir haben den Berührungspunkt beider nun näher ins Auge zu fassen. Die historische Schule bildete sich durch die Opposition gegen die ältere naturrechtliche Ansicht, welche durch Reflexion einen von dem Bestehenden abweichenden Rechtszustand herausgebracht hatte und die Anfoderung stellte, diesen Zustand ohne Rücksicht auf geschichtlichen Zusammenhang auf legislativem Wege ins Leben zu rufen. Gegen diese Anfoderung machte die historische Schule — deren Grundsätze in der Schrift v. Savigny's „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung" und in seinem in neuester Zeit erschienenen „Systeme des heutigen römischen Rechts" dargelegt sind — den Werth geschichtlichen Zusammenhangs und die geistige Einheit geltend, welche sich durch die auf einander folgenden Geschlechter der Menschen hindurchzieht. Das Recht ist nichts nach besonderer Einsicht und Wohlmeinen zu Machendes, sondern ein Resultat des in der Geschichte wirkenden Volksbewußtseins: in diesem bilden sich die Rechtsinstitute aus und die Legislation hat nur den im Volke bereits vorhandenen Rechtszustand auszusprechen. Das Volk aber als unsichtbares Naturganze gewinnt im Staate eine leibliche Gestalt der geistigen Volksgemeinschaft. Die Entstehung des Staats ist auf gleiche Weise in eine höhere Nothwendigkeit, in eine von innen heraus bildende Kraft zu setzen, wie die Entstehung des Rechts. Auch die Erzeugung des Staats ist eine Art der Rechtserzeugung. In der That hat hier v. Savigny durch sein hohes Talent einen dem früher mangelhaften Standpunkte der Philosophie entgegengesetzten Gesichtspunkt gefunden: die höhere Berechtigung des in der Gesammtheit wohnenden und in der Geschichte wirkenden Geists gegen die Wünsche und die Klugheit Einzelner, und man hätte den Werth dieses Gesichtspunkts, sowie das Verdienst der Hemmung einer Thätigkeit der Legislationen, welche nur zerstörend und entgeistigend gewirkt haben würde, nie verkennen sollen. Eine Vereinigung mit der Philosophie, die schnell auf dem Wege abstracter Forschung zu ähnlichen Resultaten gelangte, lag daher gar nicht fern; sei es aber, daß sich der zwischen der ältern Philosophie und der geschichtlichen Ansicht entsponnene Kampf auch auf die neuere Philosophie — obgleich diese mit dem Erkennen einer absoluten objectiven Vernunft der historischen Schule sich annäherte — stillschweigend übertragen wurde, sei es, daß die Resultate der neuern Philosophie erst in der neuern Zeit auf eine dem allgemeinen Bewußtsein zugängliche Art verbreitet sind, die Vereinigung ist nicht erfolgt. Die historische Ansicht hatte gleichsam in unmittelbarer Anschauung ein geistiges Princip in den Völkern und in der Geschichte erkannt. So unbestimmt und allgemein konnte diese noch mehr gefühlte als klar gedachte Idee wol in der Controverse über die Räthlichkeit neuer Legislationen von Nutzen sein, es ließ sich auch viel Geistreiches und schön Gesagtes daran knüpfen; die Grundlage eines Systems, die Basis einer philosophischen Weltanschauung überhaupt konnte sie aber nicht werden, weil sie selbst noch einer nähern Bestimmung und einer philosophischen Grundlage bedurfte. Die Wissenschaft vom Geiste überhaupt hat erst nachzuweisen, wie sich als inneres Princip alles Seins der Geist erkennen läßt, und wie diese unendliche Kraft, der weder der Einzelne noch die Gottheit fremd und äußerlich gegenüberstehen, sich in der Wirklichkeit zur äußern Erscheinung bringt. Die historische Schule hat hier die nähere Bestimmung des von ihr gewonnenen Gedankens verschmäht und so ist das an sich Heilsame zu etwas völlig Haltlosem und einer leeren Abstraction verflüchtigt. So sind die Begriffe von Volksgeist, innerer naturgemäßer Entwickelung u. s. w. leere und unbrauchbare Abstractionen, wenn man nicht weiß, wie sie sich zu den Einzelnen, wie sie sich zu dem höchsten Wesen verhalten. Ist Gott ein außerweltliches, also ebenfalls ganz abstractes Wesen, so läßt sich zunächst gar nicht einsehen, wie dasselbe dennoch die Welt durchdringen und leiten soll. Hebt man aber durch die fast gewaltsam zu nennende Annahme einer solchen Weltleitung jene abstracte Natur wieder auf, so läßt sich wieder

nicht einsehen, wie der in den Völkern und der Geschichte waltende Geist vom göttlichen verschieden sein sollte, ohne ebenfalls zu einer blos abstracten Bezeichnung hinabzusinken, deren man sich bedient, weil man sich scheut ihn auf der einen Seite mit dem Geiste des Menschen, auf der andern aber mit dem höchsten Wesen in Verbindung zu bringen. Wird auf gleiche Weise das Verhältniß des Volksgeists und jener innern Entwickelung zu den einzelnen Individuen im Dunkel gelassen, so sinkt er gleichfalls zur leeren Abstraction hinab, sodaß die Berechtigung eines einzelnen Willens im Volke gegen Geist und Vernunft der Gesammtheit gar nicht auf wirksame Weise negirt und der Dualismus zwischen Volk und Regierung aufgehoben werden kann. Auf diese Weise bleiben jene Grundgedanken leere Abstracta und Redensarten, man kann, weil sie sich leicht an bekannte Vorstellungen anknüpfen, auf plausible Weise recht geistreiche Erörterungen darauf bauen, aber eben jene innere Leerheit führt zu der Erfahrung, die wol mancher aufmerksame Leser neuester Erzeugnisse der historischen Schule gemacht hat, daß, je nach dem Wechsel der an jene unklaren Grundansichten zu knüpfenden Vorstellungen, Inconsequenzen entstehen, und daß man oft glaubt, man habe sich dabei etwas gedacht, während man genau besehen blos zu Vorstellungen und allenfalls symmetrisch gestalteten Gebilden gekommen ist, die so oder auch anders beschaffen sein konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Handbuch der Weltgeschichte von Friedrich Straß, fortgesetzt von Wilhelm Havemann. Fünfter Theil. — Auch u. d. T.: Handbuch der neuern Geschichte von Wilhelm Havemann. Zweiter Theil. Jena, Frommann. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der vorliegende zweite Theil der Havemann'schen Fortsetzung der Straß'schen „Weltgeschichte" ist dem Plane getreu geblieben, nach welchem der erste bearbeitet wurde. Das von diesem in Nr. 147 d. Bl. f. 1841 Gesagte gilt also auch von jenem. Die Darstellung ist hier wie dort anschaulich und lebendig und liefert, ohne sich je in Kleinigkeiten zu verlieren, das Material so vollständig, als es von einem für höhere Gymnasialclassen bestimmten Lehrbuche gefodert und allenfalls für den sehr relativen Zweck der Selbstbelehrung für genügend gehalten werden darf. Das früher anerkannte Talent des Vers. bewährt sich also auch in diesem Theile, aber die Frische und Lebendigkeit seiner Darstellung erscheint auch hier nur als Mittel, einen trockenen Gegenstand genießbar zu machen. Die bloße Relation der Ereignisse zeigt noch die Verknüpfung der Weltgeschichte mit der Menschheit nicht, und eine Darstellung der Begebenheiten, Kriege, Friedensschlüsse u. s. w., als würden alle diese Dinge blos nach Gutdünken in den Cabineten gemacht, muß jedem Menschen so fremd und äußerlich erscheinen, daß ihre Dürre und Leere nur durch oratorische Pracht und eine freilich blos auf die Phantasie wirkende Lebendigkeit der Schilderung überhaupt genießbar werden kann. Ist die Lebendigkeit der Darstellung so nicht durch den Gegenstand selbst geboten, sondern blos eine hinzugethane Würze, so hat sie sich sehr vor dem Ausarten in ein hohles Pathos zu hüten, vor dem den Vers. bis jetzt sein gesunder Geschmack noch bewahrt hat. Übrigens ist das früher über den ersten Theil des Werks ausgesprochene Urtheil, wie der Vers. in der Vorrede des zweiten annimmt, dem Rudel der Rudel, die natürlich als diese Fortsetzung eines unselbstständigen Mannes dem Plane des letztern getreu bleiben mußte, sondern deutet an, was man von dem Verf., einem der talentvollern unter den jüngern Historikern, erwarten durfte. Es trifft mehr die Wahl der Arbeit, als die Arbeit selbst. Die unmittelbare und unverfälschte Auffassung der Geschichte wird nur bei Geschichtschreibern, die ihre eigene Zeit darstellen und in deren Werken sich wirklich der Geist ihrer Zeit spiegelt, ein hohes Interesse gewähren. Handelt es sich um vergangene Zeiten, so ist zunächst das Herbeischaffen des Materials verdienstlich und dann dessen geistige Durchdringung. Das bloße Recoquiren und Neuredigiren des längst zugänglichen und schon oft und gut dargestellten Materials ist aber immer etwas Untergeordnetes, so nützlich und brauchbar dergleichen neue Redactionen für bestimmte Zwecke auch sein mögen.

17.

Notizen.

Im Namen der französischen Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften wurde dem Institut Bericht erstattet über die Resultate der zu archäologischen Zwecken unternommenen Reise der Herren Flandin und Coste durch Persien. Beide haben sich des ihnen gewordenen Vertrauens durchaus würdig gezeigt und die ihnen 1839 von dem Institut gestellte Aufgabe glänzend gelöst. Nach den Instructionen, welche ihnen die Akademie der schönen Künste und die der Inschriften und schönen Wissenschaften ertheilten, bereisten sie alle Orte Persiens, wo sich noch Denkmäler befinden, die entweder der Periode der Achämeniden oder derjenigen der Sassaniden angehören. Sie erforschten die Localitäten von Ispahan, Hamadan, Kengevar, Serpoul-Zohab, Istakhr, Alt-Persepolis, Tschelminar, Residenz der Achämeniden, dann des Sittacen, Elymäer, Cissopeer, Pasa u. s. w., dann in Mesopotamien die Ruinen von Ninive, Babylon und Ktesiphon. Coste als Architekt hat von allen Denkmälern, die er erforschte, Pläne, Durchschnitte, Aufrisse und Risse im Großen gegeben, welche mit künstlerischem Sinne zugleich die äußerste Sorgfalt verbinden. Nicht minder gelungen und zugleich interessant und lehrreich sind die Abbildungen, welche der Maler Flandin von den noch aus den Perioden der Achämeniden und Sassaniden existirenden zahlreichen Basreliefs geliefert hat. Auch hat Herr Coste mit erstaunenswerther Sorgfalt von den aufgefundenen persepolitanischen, medischen, assyrischen, kufischen und zendewidischen Inschriften Copien mitgebracht, über die, wie man hört, E. Burnouf bereits sehr interessante Beobachtungen angestellt hat. Man hofft, der Staat werde beide Reisende bald in den Stand setzen, die Ergebnisse ihrer Forschungen dem Publicum bekannt zu machen. Ein anderer reisender Künstler, A. Durand, der, von dem liberalen Kunstförderer Demidoff unterstützt, Moskau, Nowgorod, Kasan u. s. w. besuchte und Rußlands archäologische Denkwürdigkeiten sammelte, hat bereits eine erste Serie von 25 Abbildungen, geistreiche Skizzen, dem Publicum bekannt gemacht.

„A ride on horseback to Florence, through France and Switzerland, described in a series of letters; by a Lady" ist der Titel eines Reisetagebuchs in zwei Bänden, deren Verfasserin eigentlich Dalkeith Holmes heißt. Diese Schrift entwickelt eine angenehme, nicht tiefe Geschwätzigkeit, faßt die Dinge von der Oberfläche auf, gibt sie aber in einem deutlichen und gefälligen Abbilde wieder und beschäftigt sich viel mit historischem Tagen- und Anekdotenkrame. In dergleichen Reisetagebüchern wimmelt es jetzt in England wie in Deutschland; man reist, um schreiben zu können, und um reisen zu können, schreibt man; die Reiseliteratur ist der bequemste Anfang der literarischen Laufbahn, die angenehmste Vorschule, belehrender und interessanter meist für den Autor als für das Publicum.

L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 200. — 19. Juli 1842.

Moderne Rechtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

Hier greift nun die Stahl'sche Theorie ein. Das Logische ist zeit- und thatenlos, es liefert nur leere und ruhende Schemata. In der Welt und der Geschichte sehen wir aber einen lebendigen Fluß von Ereignissen, einen reichen Organismus belebter Institutionen, die alle in todte Schemata nicht passen. Jenes Werden, jener Fluß ist also die wahre Realität; und das geistige Princip, auf welchem es beruht, ist der freie Wille des persönlichen außerweltlichen Gottes. So kommt denn Stahl mit den Historikern dahin, daß — was die Philosophie niemals geleugnet hat — ein vollständiges Durchforschen, Erkennen und Beherrschen des empirischen Materials in Recht und Geschichte unerläßlich sei. Bei diesem blos empirischen Forschen nimmt man jene innere geistige Kraft wahr, die das Material zu lebendigen vernunftbeseelten Organismen gestaltet, und erhebt sich so über den Standpunkt der geistlos empirischen Anschauung, welche nichts als eine Masse zerstreuter Dinge und Begebenheiten, oder höchstens die Neugier reizender Curiositäten erkennen kann. Auf diesem Standpunkte der Ahnung einer höhern geistigen Kraft wird aber abgebrochen und die Richtungen scheiden sich: Stahl und die Historiker nehmen in dem geistigen Princip ein Inneres, ein Mysteriöses wahr, ein ebenso mysteriöses Walten des frei ohne Logik und Vernunft wählenden und schaffenden Gottes, ein nicht zu Begreifendes, sondern nur zu Fühlendes und Anzuschauendes. Man muß über den jetzigen Zustand des Bewußtseins hinausgehen und sich in den ursprünglichen, wo Alles in Gott geschaut wird, versetzen. Das soll die transscendente, speculative Eigenschaft der Philosophie sein, welche über die ganze Geschichte und Schöpfung zurückgeht und sie von Gott und dem Sündenfall aus begreift. (Stahl, Bd. 1, 1, S. 338; ebendas. 2, S. 36 fg.). Im Grunde ist dieses aber nur der Standpunkt des ungebildetern menschlichen Bewußtseins. Man fühlt, daß der Stoff von Dingen in der Welt, der sich nach bestimmten Gesetzen in Verhältnisse und sinnvolle Begebenheiten ordnet, nichts Todtes, Unbelebtes sei, sowie ihn zunächst die fünf Sinne zeigen: dem widerspricht der Lauf der Geschichte, das Zusammenfließen der geschichtlichen Elemente in bestimmten Organisationen. Hierin erkennt auch das ungebildete Bewußtsein eine höhere Kraft. Jeder, in dem das Gefühl prädominirt, wird gerade daran, daß diese innere Kraft ein Geheimnißvolles bleibe, einen besondern Reiz finden: es lassen sich schöne, fromme und tiefe Phantasien daran knüpfen. Der Fromme hält sich sogar für berechtigt hier stehen zu bleiben, da die geoffenbarte Religion ja auch in gleichen Mysterien spricht und hierin eben ihre Einwirkung auf das Gefühl beruht. Das Gefühl ist aber subjectiv und ohne alle Bürgschaft der Wahrheit, es läßt sich wol gleich Disponirten durch geschickte Darstellung einreden, aber es ist nicht objectiv wahr. Der denkende Mensch strebt daher über jenen niedern Standpunkt, auf dem Stahl und die Historiker in jener Gefühlsliebhaberei für das Mysteriöse stehen bleiben, hinaus und will jenes Mysterium in den irdischen Verhältnissen erschließen. So einschmeichelnd jene Lehre für den noch Ungebildeten auch ist, indem sie ihm einredet, er habe mit dem sehr wohlfeilen Fühlen und Ahnen einer höhern vernünftigen Macht in den Dingen schon die Philosophie erreicht und darüber hinaus sei nur Gläubigkeit und nichts weiter, so muß jenes Mysterium doch begriffen werden. Und hierzu führt die Philosophie, die jene innere Kraft als absolute Vernunft und das Wissen von ihr als ihren Abglanz im Denken des Einzelnen zu erfassen im Stande ist. Die freie That Gottes ist noch ein bestimmungsloses Abstractum und blos ein neues, dem Einen oder Andern besser gefallendes Wort für das unbegriffene mysteriöse und innere geistige Princip, welches die historische Schule annimmt. Ist es ein werkthätiges Einschreiten in jedem speciellen Falle, oder soll es eine Thatkraft, eine allgemeine in den speciellen Fällen wirkende Regel sein? Im letzten Falle wird wieder ein logisches Gesetz daraus, und wird auch dieses für die einzelnen Fälle nach freier Willkür gewechselt, so fällt es mit dem ersten zusammen, in welchem die Begriffe von Freiheit, Willkür und Nothwendigkeit ganz in die Sphäre der gemeinen Endlichkeit hinabgezogen sind und wenig zu dem höchsten Wesen passen, welches weder von Endlichkeit, noch Zeit, noch Raum in Schranken geschlossen ist. So bleibt Stahl lediglich bei Verstandesabstractionen stehen, die durch ihre christliche und gläubige Beimischung noch immer nicht speculativ werden.

Fassen wir nun die ganze philosophische Basis der

Stahl'schen Rechtsphilosophie näher ins Auge, so werden wir leicht erkennen, daß dieselbe nichts ist als reiner Skepticismus. Es ist ein Zeichen mangelhafter philosophischer Bildung, wenn die Schelling-Stahl'sche Philosophie für etwas Neues und Besonderes gehalten ist. Der Skepticismus, das Leugnen der Macht des Denkens, ist zu allen Zeiten gegen die Philosophie aufgetreten. Bleibt der Skepticismus rein und consequent, so leugnet er auch die Wirklichkeit des Empirischen und Sinnlichen und gewinnt damit jene Ataraxie, jene unerschütterliche Ruhe des Selbstbewußtseins, die nichts höheres Nothwendiges anerkennt. Der moderne Skepticismus, der Alles leugnet, was über sinnliches Bewußtsein hinausgeht, kann aber zu dieser Ataraxie nicht führen. Sein Resultat ist vielmehr das reine Nichts, das haltlose Schweben in der Leere. Wer dieses dann nicht aushalten kann, sucht sich ein Positives, dem er die Vernunft gefangen gibt, und dieses findet sich in der geoffenbarten Religion. Der Skeptiker macht aus der Offenbarung, als einer äußern und nur durch Lehre und Tradition zu erfahrenden Beglaubigung, den Grund des Glaubens.

Das Verhältniß des Skepticismus zum Denken ist am schärfsten in der Hegel'schen Philosophie hervorgehoben. Die Skepsis zeigt das Schwinden und die Nichtigkeit alles Endlichen und Abstracten. Insofern ist sie aber nur ein Moment des philosophischen Denkens; die speculative Idee enthält die Negation mit in sich eingeschlossen. So kommt der Skepticismus nur an die endlichen Resultate des subjectiven Vorstellens, nicht aber an das Denken selbst als eine objective Macht. Der vernünftige Gedanke ist das Höhere, welches die Polarsätze, in welche die Dialektik das Einfache auseinanderwirft, wieder zusammenfaßt. Stahl hat wohl bemerkt, daß er, um mit Erfolg streiten zu können, diese Lehre Hegel's von der Bedeutung des Dialektischen hinwegräumen müsse. Gerade hier ist seine Polemik aber gewiß äußerst schwach. Erst nach gelungenem Beweise der Nichtigkeit der Hegel'schen Lehre, und also erst nach gelungener Rechtfertigung des Skepticismus war Stahl berechtigt, die freie That Gottes einzumischen: hier dient ihm dieselbe bereits zum Beweise gegen Hegel. Die reinen Begriffe enthalten nach Stahl den dialektischen Widerspruch nur, wenn ihnen nicht eine frei handelnde Person untergelegt wird; denn das Festhalten an einer Bestimmung ist selbst eine That, von welcher aber die Abstraction keinen Gebrauch machen darf, wenn sie nicht überhaupt freie That und Schöpfung der Welt zugeben will. Es ist also nur die That, wodurch das eine das andere abhält, die That des Denkenden, der es festhält, die That der abstracten Bestimmung selbst, die man im Denken personificirt und ihr unbewußt Willen und That, das Entgegengesetzte auszuschließen, beilegt. Gibt man diese Thätigkeit auf, so fließt Alles ineinander. Dieses ist nicht das Wahre, sondern bildet nur todte und unbelebte Aggregate; das Wesen ist vielmehr die freie That Gottes, die Einheit in das Unterschiedene bringt (oder auch nicht bringt, wie z. B. nach Stahl beim Gegensatz des Endlichen und Unendlichen im Raume, wo das Unendliche, noch nicht Geschaffene die Möglichkeit und Freiheit, das Endliche aber der Entschluß, das Geschaffene ist). Wirkt aber diese freie That in jedem einzelnen Falle, sodaß sie je nach der Zufälligkeit des Endlichen und in der Zeit geschieht, oder müssen wir — was im Dunkel bleibt — die That als handelnde Kraft, als wirkendes Gesetz nehmen? Es ist vielleicht die dürrest. Abstraction, die es geben kann, ein allgemeines und ewiges Wirken als lauter specielle Willensacte einer Persönlichkeit aufzufassen, die eben als Persönlichkeit der Zeit unterworfen und zu vielen sich in der Zeit wiederholenden Acten genöthigt wäre, zu welchen man bei solcher Beschränkung ihr wieder die Macht nicht zutrauen darf. Ebenso seltsam ist die Einmischung einer That des Denkenden. Das Denken soll objectiv und von willkürlichen Einmischungen des Denkenden befreit sein, der im Setzen der Bestimmungen denn auch nichts schafft, sondern das auch ohne ihn Existirende sich nur vergegenwärtigt. Stahl hat überhaupt vom objectiven Denken, von der Einheit des Seins und Denkens, von dem Speculativen wirklich nichts in sich aufgenommen: mit dieser Behauptung hat die Wolff'sche Schrift ganz recht. Deshalb gilt ihm die Hegel'sche Philosophie als ein leerer Schematismus, und deshalb ist seine Polemik, so klar und geistvoll sie auch sein mag, doch gerade in Bezug auf Hegel's Lehre ganz verfehlt. Er verspottet vom Standpunkte des subjectiven Raisonnements aus das objective Denken, er sucht das Dialektische durch das Beispiel vom Staate, einer Räuberbande und einem Raubstaate lächerlich zu machen. Jeder philosophisch Gebildete weiß aber, wie wenig Witz dazu gehört, in der Sphäre des bloßen Verstandesraisonnements das Speculative und Vernünftige lächerlich zu machen und seine Unbegreiflichkeit für den Verstand zu zeigen, wenn dieser in seiner Eitelkeit, als sei er selbst das Letzte und Höchste, unangefochten gelassen wird. Die Bestimmungen des Vernünftigen werden zu Plattheiten, wenn man sie in jene Sphäre hinabzieht; an die Stelle des Vernünftigen, welches entgegengesetztes Endliche in sich begreift, tritt dann ein aus der Mischung der endlichen Abstractionen willkürlich nach Witz und Laune Herausgegriffenes, worin der Verstand Merkmale beider, und wäre es auch nur nach Sprachgebrauch und Wortbildung, erkennt, und dann gilt auch das von Plato im fünften Buche der „Republik" erwähnte Räthsel der athenienſischen Knaben, dessen Lösung im Wurfe des Eunuchen nach der Fledermaus besteht, für ein Beispiel des Dialektischen und Speculativen. Die ganze Kunst der Stahl'schen Polemik besteht aber eben darin, daß die Speculation zu bloßer Gläubigkeit gemacht, also aufgegeben und dann vom Standpunkte des gemeinen Bewußtseins und des reflectirenden Verstandes aus die Verstandesphilosophie, sowie die Speculation angegriffen wird. Daß eine von diesem Standpunkte aus mit Gewandtheit und auf allerdings eindringliche Weise geführte Polemik sehr Vielen plausibel vorkommt, ist gar nicht zu bewundern; dieselbe findet in den eigenen unbewußten Schwächen der Subjectivität, welche

das ihr nicht Einleuchtende eben deshalb für falsch zu halten genöthigt ist, den stärksten Beistand. Daß sie dennoch eine Täuschung sei, läßt sich aber — abgesehen von dem oben über das Verhältniß des Skepticismus zur Philosophie Angedeuteten — selbst für das einfachste Bewußtsein, aus der Natur des Skepticismus und seinen Folgen gewiß anschaulich machen.

Zunächst leuchtet es nämlich ein, daß der Skepticismus sich bei seiner Polemik gegen die Gewißheit des Denkens keiner andern Waffe bedient als eben des Denkens selbst. Stahl polemisirt nur mit den Kategorien des Denkens und selbst in seinem positiven Theile sind die Deductionen, die auf Gefühl, Glauben und Schauen hinauslaufen, beständig mit Kategorien untermischt. Das Denken muß also doch wol das Letzte und Höchste, und der Versuch, es durch sich selbst auszurotten, ein verfehlter sein. Der Skeptiker dreht sich in ewigem Kreise, er bekämpft das Denken als falsch, aber auch seine Polemik leidet am Rationalismus und ist falsch, ja selbst daß sie falsch sei, ist nicht zu behaupten, denn auch dieses ist ein Gedachtes. Statt: es ist, hat der Skeptiker also immer nur zu sagen: es scheint, aber auch das ist ungewiß, ob es nur scheine und nicht sei, und so läuft Sein und Schein in ewigem Wirbel durcheinander, in welchem der Einzelne nur dann Ruhe gewinnt, wenn er nach der Art der indischen Weisen geistig sich ins Nichts auflöst, sich die Ataraxie der antiken Skeptiker aneignet und die ganze Welt von der Komödienseite betrachtet, oder sich einem festen Autoritätenglauben in die Arme wirft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen über das pariser Kunstleben.

1. Kunsthandel mit Aquarellen.

Ich hatte neulingst Gelegenheit, bei verschiedenen hiesigen Kunsthändlern, Susse, Gerour, Desforges u. A., die großen Vorräthe von französischen Aquarellen einzusehen. Da diese farbigen Zeichnungen, die in Frankreich schon seit mehren Jahren als blühender Zweig der Malerei und Mode wuchern, seit kurzem die Liebhaberei deutscher Kunstfreunde in hohem Grade erregen, wird eine kleine Mittheilung darüber nicht unwillkommen sein, zumal auch manche deutsche Künstler an diesen französischen Leistungen und Fertigkeiten Interesse nehmen und hiervon in der Folge vielleicht noch mehr Einflüsse sichtbar werden könnten. Der längere Aufenthalt des genialen Bonnington in Paris hat ganz besonders zur Ausübung und Ausgestaltung der französischen Aquarellmalerei beigetragen und dieselbe in Schwung gebracht. Die Möglichkeit mit spielendem Pinsel geistreiche, flüchtige Ideen auf gefällige Art hinzuwerfen, auf eine Art, die jede strenge Kritik im voraus ausschließt, sich zugleich die Farbenskizze eines Ölbildes zu ersparen, und endlich die leidige Begier, mit wenig Mühe viel Geld zu verdienen, hat diesen allerliebsten Kleinigkeiten zuerst Eingang verschafft. Bald entstanden Sammlungen oder Albums und jetzt ist fast kein Künstler, der nicht die Aquarellmalerei als Nebenbeschäftigung triebe. Diese in Wasserfarben ausgeführten Bilder sind ein Hauptartikel des pariser Kunsthandels geworden. Da sich viele der vorzüglichsten Talente hierin versucht haben und noch versuchen, wird allerdings viel in der Erfindung Geistreiches, in der Behandlung Meisterliches hervorgebracht. Von der Tiefe, Kraft, Brillanz, Energie, Saftigkeit und Klarheit der Farbe, die man in den bessern Leistungen bemerkt, hat man keine Vorstellung und diese Bilder üben wirklich einen so eigenthümlichen Reiz aus, daß sich ihre große Beliebtheit und die Mode der Albums sehr natürlich finde. Doch haben sich jetzt eine Menge kleiner Talentchen der von jenen Meistern gewonnenen technischen Vortheile bemächtigt und fertigen, im Besitz derselben, einen ungeheuern Wust effectvoller Fabrikwaare an, der jedes höhere geistige Kunstinteresse fehlt. Die eigenthümlichen, selbständig durchgebildeten Manieren, die sich in diesen Productionen darlegen, sind übrigens ungemein mannichfaltig und unter sich so verschieden wie nur möglich. In dieser Beziehung kann dem Betrachter einer Sammlung französischer Aquarellbilder — welche Eindrücke sie auch sonst in ihm hervorrufen mag — Eins nicht entgehen, was ihm dies oder jenes Blatt für sich nicht so deutlich gesagt haben würde: das nämlich, daß man es hier mit Modeartikeln zu thun hat; denn wenn Einer seine Localfarben herausputzt, als gälte es ein Kartenblatt, der Andere mit Abstraction von jeder Contur und Zeichnung blos die Licht- und Schattenmassen malt, wenn auf ein Bild, das uns erstaunen läßt über die Tiefen und Schärfen, in welchen hier die Wasserfarbe mit dem kräftigsten Ölgemälde rivalisirt, eine hingewaschene, ihre Farben nur andeutende Zeichnung folgt, wenn neben ausgesucht reizenden, lieblichen, weichen Figuren und Gruppen auffallend düstere, oder mit der Sorglosigkeit alltäglicher Erscheinung ausgestattete zwischen unsern Fingern liegen — dann versteht sich von selbst, daß diese Gegensätze nicht beziehungslos sind, daß ein Theil des Reizes bei jeder dieser Arten nicht unmittelbar im Bilde und seiner Unbefangenheit, sondern eben darin liegt, daß Andere anders, entgegengesetzt malen. Und dies ist das Charakteristische der Mode, dieser suprema lex der Franzosen in Kunst- und Geschmackssachen. Ihr Princip ist nicht das Angenehme oder Schöne allein, sondern die Lust des Mannichfaltigen, des Wechsels, der Originalität durch Neuheit und Contrast. Und wenn ein Hütchen gar zu klein, ein Kleidermuster gar zu breit aussehen will, darf man sich erinnern, daß früherhin zu große Hüte und zu kleine Dessins vorkamen, und kann sein medium arithmeticum herausziehen. Allein es zeigt sich auch, daß dies Verhältniß den Talenten vortheilhaft sei. Denn indem etwas Entschiedenes, Eigenes, ja Einseitiges nicht nur erlaubt, sondern gefodert wird, ist der Calcul des Wetteifernden bald gemacht. Er sieht die Wege und Stärken der Andern und fragt sich, ob er darin sie überbieten könne. Kann er dies auffallend, so darf er in jeder andern Beziehung sorglos sein. Kann er es nicht, so hat er sich auf das entgegengesetzte Extrem zu schwingen, wirft seine ganze Kraft auf einen Punkt, der bei ihnen blos untergeordnetes Moment oder gar keins hat; und gelingt ihm dies, so wird es um so beifälliger bemerkt werden, je nonchalanter er Alles behandelt, worin jene genau und stark waren. In keinem Falle daher ist die Aufmerksamkeit zu sehr getheilt, immer ist die Anstrengung entschieden gespannt, und davon ist die Folge, daß von Verschiedenen die Mittel nach den verschiedensten Seiten ausgebeutet werden, die Technik im mannichfaltigen Sinne bewußte Fertigkeit wird. Es gibt bei uns namhafte Künstler, die kaum wissen, wie sie arbeiten, und was sie Einmal erreicht haben, nicht gerade versprechen können, wieder zu leisten. Dies immer neue Lernen und Anfangen hat auch sein Gutes; im Kreise jenes Wetteifers aber kann dies kaum vorkommen; hier sieht man, was er wollte, Jedem an und jedes wahre Talent hat seine bestimmte Virtuosität und Bravour der Behandlung. Darum fehlt es auf französischen Aquarellbildern nicht an Details, in welchen das Äußerste, das Unglaubliche erreicht ist, wogegen die Empfindung und Auffassung von einem Geiste der Eingebung, von einer anstaltlosen Poesie beiweitem seltener ist. Sobald man eine große Anzahl der Leistungen in diesem Fache überblickt, zeigt sich das weitgespannte Streben, das darin herrscht. Da sind Gegenstände aller Art, historische, conventionnelle, tragische, komische, erotische, locale, Landschaften, Conversations-, See-, Thier-, Blumen-, Fruchtstücke, Architektur- und Stoffmalereien. Da sind Ma-

nieren aller Art, von der affectirten Leichtigkeit und der wahrhaft geistreichen Skizze bis zur starken Nachahmung, zum ausgesuchten Effect, zum poetischen Helldunkel. Wenn ich nachstehend einige Namen nenne und einige Weisen bezeichne, hoffe ich damit nicht mehr zu geben, als eben zufällige Blicke, die mir in dieses reiche Feld vergönnt waren. Wer es umfassen wollte, müßte überhaupt auch alle die vielen Richtungen der modernen Ölmalerei mit einschließen. Denn wenn man unter den Aquarellen auch Auffassungen findet, die sich wol nur in diesem Genre entwickeln konnten, so spiegeln andere aufs deutlichste denselben romantischen Geschmack, in welchem die Ölmalerei mit der modernen Literatur correspondirt; wieder andere zeigen nicht minder als so viele Ölbilder neuester Zeit die Studien der Venetianer oder Niederländer, und andere landschaftliche Stücke und Architekturbilder haben mit den Ölgemälden die Lieblingsgegenstände und die Effectuirung derselben gemein. So findet man in A. Scheffer's Aquarellen neben den verwandten Sujets auch ziemlich dieselbe Farbenwirkung wie in seinen Ölbildern; ein ähnliches Gleichbleiben in Horace Vernet's geistreich gemalten Scenen, und so vereinigt Watelet in beiden Arten der Malerei seine untereinander sehr ähnlichen Gegensätze von schattigen Bäumen, brillantem Licht, rauchenden Schornsteinen, lebhaftem Wasser. In den düstern pathetischen Scenen, die A. Scheffer vorzugsweise darzustellen liebt, fand ich mehr Geist in der Auffassung und im Ton als in den andern Effectstücken nach romantischen Poesien, die Talent und Geschick, noch mehr aber Absicht und theatralisches Pathos an der Stirn trugen. Am meisten Ansprechendes und Poetisches fand ich in der Classe der Architektur- und Seestücke, zumal solcher Küsten-, Hafen- und Strandansichten, die beides verbinden. So empfehlen sich besonders Gudin's, Garnerey's Marinen; angenehme Blätter von Lepoitevin; ganz ausgezeichnet aber stechen Venedigs Plätze und Lagunen auf Aquarellbildern von William Wyld und Ansichten aus London und Edinburg auf großen Gemälden von John Callow hervor; die Seestücke und Küstenbilder von Isabey entzücken durch die angenehmste Tiefe und Klarheit. Hier stimmte Alles zusammen, die reizenden Baulichkeiten, die schönsten Luft- und Wassertöne, die angemessenste Lebhaftigkeit und Heiterkeit, die auch in der Zusammenstellung, Kleidung, Bewegung kleiner staffirender Figuren und charakteristischer Gruppen sich geltend macht. Da ist Gegenstand, Sinn und Technik wohlbefreundet und einigt sich zu liebenswürdiger Wirkung. Diese anmuthige Harmonie, das Ergebniß feiner Beobachtung und gewandter Behandlung, mußte ich an einigen gewählten Stücken der soeben namhaft gemachten Meister in hohem Grade bewundern. Das bleibt immer ein Genuß, wenn Dinge, die blos auf Gesammtwirkung angelegt erscheinen, sich im Detail überraschend wahr und fein empfunden zeigen; und der Geist ist wahrhaft unterhaltend, der auf solchen Blättern hier den Schatten einer Straße, da die eigenen Töne und Reflexe eines alten Thurms, dort ein Segel, dort ein helles Tuch und da ein rothes Mützchen untereinander in Beziehung bringt und beredt zusammenwirken läßt. Bekannt ist, daß eine Art französischer Aquarelle, welche Straßen, Kanäle, Stadtpartien mit interessanter Architektur farbig skizzirt, dabei auch die Federzeichnung eigen anwendet. Nicht selten sieht man da mit großem Geschick gothische Formen, architektonische Ornamente durch scheinbar nachlässige Federzüge sehr glücklich ausgedrückt. Freilich gelingt es nicht Jedem. Bisweilen sind die geistreich gemeinten Dächer, Jalousienstriche, Häuserlinien blos krumm, schief und bauchig, und sehen solche Blätter aus wie beregnete Bilder auf einer hängenden, gebogenen Leinwand. Und das ist ohne Zweifel das Unglücklichste, wenn der Fleiß, der auf die Nachlässigkeit verwandt ist, nur sichtbare Absicht ohne Wirkung bleibt. Von einer geistvollen Hand zeugen die in Wasserfarben ausgeführten, freien und kräftig gestimmten Stadtpartien und Architekturbilder von Balan, Billeret, Justin-Ouvrié, und eine seltene Stufe technischer Ausbildung verrathen die Gemälde von Sué, dessen Fach vorzüglich auf das Landleben und Scenen im Costume des 17. Jahrhunderts mit verfallenen Hütten, einsamen Stadtplätzen und Reisenden geht. Das pittoreske Ensemble, die allerliebste Staffage und die Kraft der Beleuchtung, die Sué's Bilder auszeichnen, rechtfertigen vollkommen die hohe Achtung, in welcher dieser Meister bei seinen Landsleuten steht. Eine ähnliche sichere und tonvolle Technik wie in Sué's Architekturbildern sieht man im Fache der Landschaften von Hubert, Champin, Heroult, Giroux, Jules Coignet, Olivier; Aud. Watelet's rauchende und triefende Mühlen an dunkeln Fichten von glänzendem Licht haben bisweilen etwas zu viel Farbe. Bei den Tiefen übrigens und der Brillanz, wozu man die Aquarelle erhoben hat, sind besonders auch orientalische Darstellungen willkommen, wo es pittoreske Architekturen, glänzende Geräthschaften, Ornamente, glühende Teppiche, reichgeschmückte Figuren zu malen gibt. So sah ich kleine, am Strande mit Schildkröten spielende Beduinengamins, im reichverzierten Gemach ruhende Türken, von Decamps, der auch sonst im Genre ausgezeichnet ist und auf der letzten Ausstellung durch sein großes Aquarell, die Türkenschule, so bedeutendes Aufsehen gemacht, und sitzende und rauchende Muselmänner von Dauzats, dessen Talent im Wiedergeben maurischer Architektur, musivischen und gewirkten Schmuckes sich hervorthut. Es ist bei diesen französischen Malern nicht selten, daß ihre Gewandtheit gleich sehr in Figuren, wie in Architekturstücken oder landschaftlichen Darstellungen glänzt. In dieser Hinsicht verdient Roqueplan Bewunderung. Er trägt gewähltere Genrestücke mit Freiheit und schönem Ausdrucke vor, malt elegante Hoffrenen von qualificirtem Charakter, wie sie auch Tony Johannot und E. Deveria lebhaft und schmuck auszuführen lieben, mit den wirksamsten Farben und geschmackvoller Haltung, entwickelt belebte historische Scenen und ist in Landschaften und Marinen durch Wahrheit und anmuthige Technik vorzüglich. Einzelne hübsche oder interessante, wie einige schlicht aufgefaßte, ansprechend ausdrucksvolle Figuren von Charley, Collin, Perrin, ländliche Scenen oder gefällige Genres von Grenier, Franquelin, Duval-le-Camus, Beaume, Massé u. A. bezeichnen andere reich angebaute Felder dieser Malerei. Humoristisch sind die beliebten Militairstücke von Hipp. Bellangé. Als Thiermaler in leichtester, geistreicher Aquarellmanier thut sich Michalowski hervor, dessen Blätter hier sehr geschätzt sind. Seine Pferde sind nicht von racemäßig schönem, aber sehr wahrem Bau, nach Form und Stellung, Lichtern und Modellirung trefflich charakterisirt, bei sehr einfacher, ökonomischer Technik. Die schönsten Blumen in Wasserfarben malt Mlle. Arson. Dies sind meine Erinnerungen aus den reichhaltigen Mappen der hiesigen Kunsthandlungen. Manches Gute mag bei so gedrängt wechselndem Interesse meinem Gedächtniß entschwunden sein; doch glaube ich, nichts Bedeutenderes übersehen zu haben. 44.

Literarische Notiz.

Charles Didier, durch sein vortreffliches „Rome souterrain", dessen Werth von allen Seiten anerkannt ist, sowie durch sein lesenswerthes „Une année en Espagne" (2 Bde., Paris 1837) rühmlichst bekannt, hat soeben ein neues Werk unter dem Titel „La campagne de Rome" (Paris 1842) herausgegeben. Der Liebhaber landschaftlicher Bilder und belebter Genreskizzen kann sich von diesem Buche, das, wie Alles, was aus der Feder Didier's fließt, in einem herrlichen Style geschrieben ist, vielfachen Genuß versprechen. Didier hat zu verschiedenen Malen und lange in Italien geweilt, und wir verdanken ihm schon allerhand interessante Skizzen über sein Lieblingsland, so z. B. in der „Revue des deux mondes" (1833 und 1834) eine Reihe trefflicher Aufsätze über die italienische Literatur. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 201. — 20. Juli 1842.

Moderne Rechtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 200.)

Man hat sich dabei vor der Vorstellung zu hüten, als sei der Skepticismus blos ein Verneinen und Vernichten eines einzelnen Zweigs des Wissens, dessen die Welt allenfalls entbehren könnte, und als wäre mit der Vernichtung Dessen, was der Skepticismus angegriffen hat, alles Übrige um so fester begründet. Der Skepticismus ist vielmehr, wenngleich zunächst nur als Reaction gegen eine bestimmte Sphäre auftretend, doch eine einmal eingeschlagene Richtung des Zeitalters, auf welcher man fortschreitet, und wo dann der Zweite Das nicht schont, was der Erste, und der Dritte Das nicht, was der Zweite noch hatte gelten lassen. Indem dabei der Eitelkeit des Verstandes nachgegeben wird, entsteht sogar der Anschein, als solle die Vernunft von der Macht der Autorität emancipirt werden. Der kritische Verstand hat dabei ein leichtes Werk. Die Franzosen emancipirten sich zuerst von der Autorität des classischen Alterthums, ihre Skeptiker, Lamothe le Vayer u. A. von der Philosophie, an deren Stelle sie die Religion setzten; dann aber kamen Andere, die fortfuhren, und man emancipirte sich auch von der geoffenbarten Religion und von der Pietät gegen das Bestehende im Staatsleben. So greift die modernste Skepsis den Mittelpunkt und Träger alles menschlichen Wissens, die Philosophie, an und will sich gleichsam von der Autorität derselben emancipiren. Sie läßt dabei geoffenbarte Religion und Heiligkeit der jetzt vorhandenen Organe der Staatsgewalt bestehen und macht sie sogar zu dem einzigen positiven Resultate, zum höchsten Glaubensartikel. Allein im Grunde ist doch die skeptische Richtung eingeschlagen, und wenn sie in der Zeit die herrschende wird, so werden sich schon Andere finden, deren subjective Neigungen und Stimmungen anderer Art sind und welche die Skepsis auch gegen jene noch heilig gehaltenen Resultate richten. Daß sehr wenig Witz dazu gehört, mit dem reflectirenden Verstande auch diese zu zernichten, wird Niemand mehr bezweifeln, sind sie doch von demselben bereits so beträchtlich angenagt. Eine Hülfe gegen dieses Weiterfressen der kritisirenden Skepsis hat man dann nicht mehr, denn die einzige Hülfe, die es geben kann, die Philosophie, die den subjectiven Verstand mit der allgemeinen Vernunft überwältigt, ist zuerst aus dem Wege geräumt worden. So ist Stahl's Kritik der Philosophie, die er nur als Rationalismus oder subjectives Gedankenwerk faßt, scharf und geistreich; mit einem weit geringern Grade von Schärfe und Geist wird man aber seine eigenen positiven Resultate — die er geradezu auf den Autoritätenglauben stützen muß — zerstören können. Und gegen diese Zerstörung gäbe es freilich einen Schutz, die Philosophie; diese könnte Religion, Staat und die bestehenden Einrichtungen als in sich vernünftig nachweisen und so das durch die Offenbarung zum Gegenstande des Glaubens Gemachte auch zum Gegenstande des Wissens machen. Die Philosophie hat aber nicht blos apologetisch sein können, weil das einmal empirisch Vorhandene wirklich nicht durchaus vernünftig ist, sie hat es verschmäht eine bloße Magd der Politik und Theologie zu sein. Deshalb hat man die Skepsis gegen sie gekehrt und sie fortgewiesen, hat aber in der That allen Grund, froh zu sein, wenn sie nicht aus der Zeit verschwindet und kräftig genug bleibt, das fressende Übel der Skepsis wieder auszuscheiden. Sonach ist es Kurzsichtigkeit und Befangenheit, wenn man von dem Skepticismus deshalb heilsame Folgen erwartet, weil vielleicht Diejenigen, welche ihn jetzt lehren, positive Resultate geben, die sich friedlich und heilsam ausnehmen. Diese Resultate sind willkürlich ergriffene, um dem Wirbel von Sein und Schein, dem Schweben im Nichts, was gar nicht einmal ist, zu entgehen. Der Skepticismus ist die Richtung des Denkens; die Resultate, die er als positive ergreift, sind dagegen Ergebnisse subjectiven Fühlens und individueller Disposition. Dringt das Ganze in der Zeit durch, so schwindet die individuelle Zuthat, die Richtung des Denkens aber bleibt und kehrt sich unfehlbar auch gegen Dasjenige, was bisher als heilig und unantastbar betrachtet worden war.

In der Stahl'schen Rechtslehre selbst, die so auf dem Grabe der Vernunft aufgebaut ist, würde man gar nichts Vernünftiges entdecken, wenn sich die Vernunft so total austilgen ließe, wie es der negative Theil des Werks beabsichtigt. Der Unmöglichkeit dieser Austilgung ist es zu danken, daß sich in der Stahl'schen Rechts- und Staatslehre einzelne tüchtige und scharfsinnige Erörterungen finden. Das Ganze dieser Lehre ruht auf der Persönlichkeit Gottes, auf Gottes freier schaffender Wahl, seinem We-

sen, seinem Geiste. Die freie Wahl und That Gottes hat die Welt gerade so, wie sie ist, geschaffen, denn Gott hatte unendliche Auswahl unter allen irgend möglichen Welten, konnte das Schaffen ganz lassen und hat es auch wirklich da gelassen, wo im Raume das Endliche und Unendliche zusammenstoßen (Bd. I, S. 343). Die Schöpfung geschieht zu der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, daß sie sein Wesen in ihren Gebilden darstelle, in der unorganischen Natur, den Organismen, dem Leibe als Organismus mit Selbstbewußtsein, und dem Menschen. Ursprünglich ist der Mensch als das Ebenbild Gottes auch völlig dem Willen Gottes hingegeben und rein und schuldlos: der erste Sündenfall zerreißt diese Einheit und damit geht die Pflanzung des Bösen auf, zumal nach der Lehre der Schrift eine übermenschliche Macht des Bösen ihr Wachsthum fördert. Damit stellt sich dem Menschen Gottes Wille als Gesetz gegenüber. Die Menschheit soll das ewige Reich Gottes sein und zu dieser Bestimmung wird sie durch das zeitliche Reich, die Geschichte, geführt. Das zeitliche Reich ist von der Sünde begründet und geht von der Spaltung der Menschheit in Völker, Sprachen und Stände, von Noth, Verblendung und Unwissenheit aus. Das ewige Reich wirkt aber in das Zeitliche ein, in dem Gott unmittelbar in die Geschichte eingreift: Offenbarung, Gnade, Wunder. Wenn das ewige Reich kommt, so werden die Todten durch ein Wunder zum ewigen Leben auferweckt. Die Geschichte bedarf, wie der Einzelne, eines Leibes als Werkzeug für die Beherrschung und Führung: diesen Leib bilden die dauernden sittlichen Verhältnisse, Vermögen, Familie, Staat und Kirche. Die darnach dreifache Gliederung dieses Leibes ist das Recht. Dieses trennt sich in Privat- und öffentliches Recht; nach jenem soll der Mensch Gott ähnlich sein, nach diesem soll Gottes Reich und Herrlichkeit über die Menschen bestehen. Das Recht im subjectiven Sinne ist eine sittliche Macht eines Menschen über den andern, die ihm Gott wegen seiner Gottähnlichkeit mitgetheilt hat, und so kommen die Rechte nicht aus Gesetz und Pflicht, sondern aus der Ebenbildlichkeit des Menschen. Recht im objectiven Sinne ist aber nicht die den Einzelnen, sondern die der Gliederung um der allgemeinen Beherrschung willen mitgetheilte Macht. Aus jenen Principien werden dann die einzelnen Sphären des Privat- und öffentlichen Rechts deducirt. Im ersten Schutz der Persönlichkeit, Vermögen und Familie. Daß hier die Nachbildung nach jenen Vorstellungen von Gottähnlichkeit in ihrer Anpassung auf ganz irdische und positive Verhältnisse mitunter zu etwas seltsamen Resultaten führen mußte, liegt wol auf der Hand. So ist der Mensch Gottes Ebenbild in Beziehung auf die Macht über den Stoff, der ihm zur Befriedigung dienen soll, daher das Vermögen. Zunächst gehören Sachen hierher: in diesen dient aber der Wille Gottes, der sie hervorgebracht hat, dem Menschen zur Befriedigung, und deshalb muß auch der Mensch, um Gott zu gleichen, seinen Willen zum dienenden Stoff für Andere machen; daher Verträge. Damit der Mensch auch durch Zeugung Gott ähnlich werde, befindet er sich in der Familie, deren Wesen sich durch die geoffenbarte Lehre von der ewigen Zeugung des Sohnes erklärt. Die Ehe ist dann die Vereinigung der im Urbilde Gottes zusammengefaßten, im Menschen getrennten Naturen. Erziehung der Kinder ist das durch Sitte und Recht zur Dauer erhobene physische Act der Zeugung, und hieran schließt sich auch die Erbschaft. Das Dienstbotenverhältniß hat nichts Gott Ähnliches; es wird daher aus dem Sündenfall, der Urknechtschaft abgeleitet, und die Aufgabe ist, es nicht in ein Foderungsverhältniß aufzulösen, sondern dem Familienbande anzunähern. Ähnlich werden für das öffentliche Recht die einzelnen Verhältnisse aus dem Zwecke der göttlichen Beherrschung und Führung deducirt, wobei denn aber freilich bloße Analogien und oft nur Gefühls- und Zweckmäßigkeitsgründe und Redensarten vorkommen, wie z. B. beim Adel, der mit Grundbesitz und Grundherrlichkeit und freiwilliger Gerichtsbarkeit über Hintersassen und Colonien bestehen und der Träger der historischen Erinnerungen und das organische Band zwischen Vaterland und Staat, Vergangenheit und Gegenwart sein soll. Der Staat ist dann die Anstalt, welche Gott eingesetzt hat, um das äußere Reich (das innere ist durch die Sünde zerrissen) herzustellen, und also ausgestattet mit seiner Majestät und Machtvollkommenheit, und alle Verhältnisse des zeitlichen Daseins umfassend. Es gibt ein Bild der vollendeten Staatsverfassung, welches nicht vom menschlichen Verstande erfunden, sondern von dem schaffenden Triebe im Innern der Völker hervorgebracht wird. In dieser Verfassung gibt es drei Mächte, die Regierung, die Volksvertretung, die öffentliche Gesinnung, worin die Dreieinigkeit durchschimmern, jedoch das Irdische nicht unmittelbar an göttliche Beziehungen geknüpft sein soll. Die Spitze der Regierung liegt im erblichen Königthum, von Gott eingesetzt, damit an Gottes Statt (dessen unmittelbare Führung der Sündenfall unterbrochen hat) eine Herrschaft über den Menschen bestehe, persönlich und in sich einig u. s. w. Des Königs Herrschaft ist dann auch die natürliche, und auch die adlige Grundherrschaft tritt darin hervor. Die Legitimität wird aber in der Geschichte unterbrochen, damit das Menschliche (kurz vorher war die Erbmonarchie noch etwas Göttliches und Eigenkräftiges) nicht für eigenkräftig und unendlich gehalten werde. Erst im Lauf der Zeit (v. Savigny bringt bekanntlich die unvordenkliche Verjährung hierher) wird die neue illegitime Dynastie zur legitimen. Es ist allerdings zu bewundern, daß Stahl auf diese Weise die Illegitimität überhaupt zuläßt, allein dieser Zug ist für die historische Schule charakteristisch. Besser wäre es, wenn vom Sündenfalle bis zum jüngsten Gerichte immer dieselben Dynastien in steter Erbfolge herrschten; die Geschichte lehrt indeß in so zahlreichen Beispielen, daß alte Dynastien neuen Platz machen müssen, daß dergleichen nicht als ein Unfug aus der Geschichte weggewiesen werden kann. Man muß also einen Grund, eine Redensart, wodurch sich dieser Widerspruch für die Vorstellung rechtfertigt, finden, und hier findet denn Stahl einen Satz,

der, bei Lichte besehen, geradezu ausspricht: die alten Dynastien müssten von Zeit zu Zeit fort, damit ihnen nicht zu wohl werde. „Damit sie nicht für eigenkräftig und unverdrießlich gehalten würden." Hier zeigt es sich recht klar, wie die Principlosigkeit der historischen Schule zur Reaction oder Revolution führt, je nachdem die Vorstellung der Einzelnen sich den Fluß der Geschichte, in der ein geistiges Princip nicht erkannt, sondern nur gefühlt wird, so oder so deutet, oder selbst die Deutung nur in diese oder jene Redensarten faßt. Bei der vorliegenden Frage entsteht für den Anhänger der Legitimität nun die factisch so mißliche zweite: wie lange man sich noch zu der vorigen Dynastie zu halten und also die neue für illegitim anzusehen habe. Hier weiß Stahl keine andere Antwort, als daß das von der besondern Lage der Dinge und den besondern Auffoderungen der Individuen je nach ihrer Stellung abhänge. Wieder ein Zeichen der historischen Schule. Gibt es keine Regel, kein Princip, weil Vorstellung, Gläubigkeit und Gefühl, die sonst entscheiden, hier offenbar in die Klemme gerathen, so hilft eine Redensart, die im Grunde wieder nichts bedeutet, als Jeder solle nach seiner besondern Lage und Stellung handeln, also nur sehen, daß er jede fausse position vermeide und sich nicht compromittire. Die Volksvertretung oder Standschaft stellt das Urbild des gesammten Volks dar und ist sein Mittler und Fürsprecher beim Regenten, nicht also auf einer schlechthin verwerflichen Volkssouverainetät beruhend, sondern darauf, daß das Volk als gehorchender Theil eines Schutzes der Regierung gegenüber (!) bedarf. Sie hat also ihre Macht vom Könige. Die dritte Macht ist die der öffentlichen Gesinnung, welche durch Öffentlichkeit der Regierung und Gedankenverkehr entsteht. Die Presse unterliegt jedoch der Censur und Associationen zur Durchführung bestimmter politischer Ideen sind ganz vom Übel. Es läßt sich leicht erwarten, daß die der öffentlichen Meinung eingeräumte Geltung, welche sich mit den übrigen Lehren so wenig verträgt, wieder in eine Enge führt, aus welcher nur mit Redensarten wieder hinauszuschlüpfen ist. Gegen jeden thatsächlichen Erfolg der öffentlichen Meinung schützt schon die der historischen Schule eigenthümliche Scheu und Pietät gegen alles ohne unser Zuthun Gewordene, und deshalb „hat die öffentliche Meinung in allen Fällen den Ausgang Gott und den durch ihn Berufenen zu überlassen und immer ein höheres Interesse über den politischen Fragen zu bewahren". Es ist freilich vollkommen unhistorisch, daß die Ideen der Zeit blos in den Köpfen bleiben und die Einsicht Einzelner die Geschichte macht; allein da nicht das Denken, sondern Gefühl und Glauben den Ausschlag geben, so braucht die Consequenz auch nicht weiter zu gehen, als bis dahin, wo die Resultate der Vorstellung unangenehm zu werden anfangen. Die Spaltung zwischen der öffentlichen Meinung und der besondern Ansicht der Herrschenden wird hier der schlimme Punkt für die historische Lehre. Das ganze Staatsgebäude ist einmal durchaus dualistisch angelegt, und darnach ist es ebenso mislich, der öffentlichen Meinung als dem besondern Willen des Regenten den Vorrang einzuräumen. Das Erste würde der Machtvollkommenheit des Regenten, das Zweite der geschichtlichen Erfahrung widersprechen. Es mußte also eine Vermittelung versucht werden, die aber nur in Redensarten besteht, welche man vergeblich aus den Widersprüchen, in welche sie gerathen, herauszulösen sucht. Der öffentlichen Meinung, wenn sie irrig ist, zu folgen, kann nicht Pflicht des Königs sein; allein eine Beachtung und Rücksichtnahme ist der König der öffentlichen Gesinnung, auch wo er sie als irrig erkennt, schuldig, nicht blos aus Klugheit, sondern aus menschlicher Bescheidung. Das Folgende zeigt dann, daß mit der menschlichen Bescheidung die sehr wahre Regel: personne n'a plus d'esprit que tout le monde gemeint und also im Grunde nicht die öffentliche Meinung, sondern die Ansicht des Einzelnen für irrig erklärt ist. Die öffentliche Meinung ist ferner für den König die Probe seiner Regierung, er darf nicht ihrem Wege folgen, aber er kann an ihr erfahren, ob sein Weg der rechte war. Hierbei ist die christliche Stahl'sche Philosophie gewiß nicht dem Christenthum, sondern dem heidnischen Ovidius gefolgt: video meliora proboque, deteriora sequor. Dieser ganze Wirrwarr von Unklarheiten und Widersprüchen, worin bald dem Könige, bald der öffentlichen Meinung etwas zu Gefallen gesagt wird, kommt aber aus der dualistischen Staatsansicht; der König folgt nur seiner Erkenntniß und nicht der Meinung der Zeit, denn „er ist gesetzt über das Volk, es zu leiten, nicht sich von ihm leiten zu lassen, dafür ist er der König". Nicht minder dürftig ist das Capitel über Revolutionen und Staatsstreiche. Hier wird die alte Scheidung von der resistentia activa und passiva wieder benutzt, obgleich es einleuchtet, daß beides gleich ist. Ob man den König gewaltsam in den Privatstand zurücksetzt, oder ob es dadurch geschieht, daß Alle Nein sagen, wenn er befiehlt, ist offenbar gleichgültig. Der König herrscht nicht durch mechanisches eigenes Eingreifen und Handeln, sondern durch geistige Macht. Seine körperliche Gewalt geht nicht weit, und doch folgt man ihm. Ob aber die geistige Macht, durch die er herrscht, so oder so gebrochen wird, ist ganz gleichviel. Nach Stahl soll der passive Widerstand unter Umständen erlaubt sein. Consequenterweise war zu dieser Lehre gar nicht zu gelangen, und die einzelnen Fälle, die Stahl anführt, stehen mit seiner Ansicht von der Regentengewalt, mit jenem starren Dualismus in geradem Widerspruch. Die Milderung, man müsse Gott mehr gehorchen als Menschen, es gäbe Pflichten und Rechte, höher als die Sphäre des Staats, zeigt eben, daß jener Dualismus, über dem in einzelnen Fällen noch ein höheres Princip angerufen werden muß, falsch ist; sie bedeutet, wenn man sie klar macht, so viel, daß Herrscher und Beherrschte von einem Geiste, einem höhern als beide, durchdrungen sein sollen, und daß eine Sünde gegen diesen Geist immer unberechtigte Willkür ist. Die historische Philosophie hätte aus ihrer eigenen Grundansicht von dem Wurzeln jedes Ereignisses im Boden der Geschichte und Vergangenheit über Revolutionen zu einer

ihrer Ansicht gelangen können. Revolutionen sind nicht Machwerke besonderer Willkür, die man als solche verdammen oder vertheidigen könnte. Sie sind geschichtliche Ereignisse, denen also eine gewisse Ausdehnung durch die Zeit zukommt. Ihr Ausbruch ist nur die Manifestation eines schon vorhandenen Zustandes, gleichsam das Sprengen der Schale, welche ihn verborgen hatte. Schon vor dem Ausbruche waren also die Bande des Staats gelöst. Sehr häufig ging diese Lösung gar nicht vom Volk, sondern von den Herrschern aus, die der dualistischen Ansicht folgten, ihre Launen, Wünsche und Liebhabereien an die Spitze stellten, den Staat als ein von ihnen auszubeutendes Gut betrachteten und damit in der That sein Wesen vernichteten. Die Ausbrüche, die also in einem schon längst rechtlosen Zustande — denn in einem rechtlichen werden sie als bloße Frevel Einzelner immer unterdrückt — vorkommen, können gar nicht isolirt betrachtet, nicht so angesehen werden, als würden sie gegen den Staat unternommen. Sie sind nur nothwendige Erschütterungen eines durch die Lösung der Einheit zwischen Volk und Herrscher längst haltlosen Zustandes, und die Frage, ob sie vorkommen sollten, kann in dem Sinne, ob die Völker eine Berechtigung zur Rebellion haben, gar nicht aufgeworfen werden. Bei Stahl bleibt die ganze Lehre ein mit der historischen Ansicht schlechterdings unvereinbares Postulat. Stahl sagt: die Völker *sollen* nicht revoltiren, aber, fügt er hinzu, es wird nicht gesagt, die Völker *werden* nicht revoltiren; denn sobald ein Tyrann sie mit Skorpionen züchtigt, werden sie es doch thun. Sie werden die Lehre, daß tyrannische Könige oft nur „verdiente Züchtigung Gottes" sind, nicht beachten. Wenn hier dem historisch Vorbereiteten und durch den innern Trieb der Ereignisse Werdenden nicht jene bekannte Pietät gezollt wird, so kann das gewiß nicht in der historischen Ansicht, sondern nur in dem Charakter ihrer Anhänger liegen. Auf gleiche Weise unhistorisch ist es endlich, die Tyrannei und Grausamkeit der Könige als Grund der Revolutionen anzusehen. Einzelne Gewaltthätigkeiten treffen nur Wenige und führen keine Revolutionen herbei. Diese entstehen nur aus der Rechtlosigkeit eines Zustandes, in dem sich Herrscher und Beherrschte dualistisch gegenüber erscheinen, und ein solches Verhältniß kann eingerissen sein, ohne daß die mindeste Grausamkeit verübt ist. Die französischen Könige vor der Revolution waren keineswegs grausam oder tyrannisch. Die einzelne Gewaltthat kann höchstens den Impuls zum Ausbruch geben.

(Der Beschluß folgt.)

Dr. Strauß von S. de Sacy beurtheilt.

Echt französisch sind die Ansichten, welche S. de Sacy in der „Revue critique et littéraire" des „Journal des débats" über Strauß entwickelt, auf Grundlage des „Examen critique des doctrines de Gibbon, du docteur Strauss et de M. Salvador sur Jésus-Christ, son évangile et son église", von Guillon, Bischof von Marokko. „Ich stehe an", sagt de Sacy, „über Dr. Strauß ein Urtheil zu fällen; sein Buch hat in Deutschland großen Lärmen erregt und ein französischer Gelehrter hat sich die Mühe gemacht, es zu übersetzen; ich erkläre, daß es mir unmöglich war, es bis zum Ende durchzulesen. Dies liegt vielleicht daran, daß ich von den philosophischen und theologischen Streitigkeiten in Deutschland nicht genug unterrichtet bin. Bei jedem von den Evangelisten erzählten Wunder führt Dr. Strauß mit mühsamer Gelehrsamkeit alle natürlichen Erklärungen auf, die man diesem Wunder geben kann, und beweist mit einer Fülle von unseligen Vernunftschlüssen, daß ein Wunder eben nur ein Wunder oder Nichts ist. Man darf ihn z. B. diese Methode nur auf das Mirakel von der Vervielfältigung der Brote anwenden sehen! Es gibt in Deutschland eine Schule, welche, um zugleich christlich und vernünftig zu bleiben, nichts Besseres zu thun weiß, als ganz christlich Alles zu zerstören, was am Christenthum wunderbar erscheint. In Frankreich glaubt man entweder an die Mirakel, oder glaubt an sie nicht. Niemand verliert seine Zeit mit ihrer Erklärung. Sind es natürliche Thatsachen, so ist damit Alles gesagt; der Proceß ist entschieden: es gibt keine Wunder. Ja oder nein! enthalten die Evangelien eine historische Erzählung, die uns von glaublichen Zeugen berichtet wird? Nein, wie Dr. Strauß sagt! Es sind Legenden, die, von Munde zu Munde gehend, anwuchsen, welche die Einbildungskraft schuf, der Glaube als Thatsachen annahm. Zum Beweise vergleicht der gelehrte Deutsche mit unglaublicher Geduld den Text der vier Evangelisten und weist darin mehr oder weniger wichtige Widersprüche nach. Was ist denn nun Jesus Christus? Der Mensch, in welchem sich die Substanz der menschlichen Seele, unter der körperlichen Hülle, am innigsten mit der göttlichen Substanz verschmolzen hat, die glänzendste Manifestation der Einheit beider Substanzen. Ich gebe diese kurze Analyse nicht als genau, sondern nur als Das, was ich zu begreifen geglaubt habe, und es wäre möglich, daß ich nur sehr schwach begriffen habe. Zuletzt — nicht eine Spur von Leidenschaft im Dr. Strauß; er ist bis zum Schaudererregen trocken und ruhig. Ich kann nicht recht einsehen, was die Donnerschläge der alten apologetischen Beredtsamkeit gegen einen so phlegmatischen Menschen ausrichten sollten. Will man ihm antworten, so gibt es nur ein einziges Mittel: man muß Geduld der Geduld, Gelehrsamkeit der Gelehrsamkeit, Kleinigkeiten den Kleinigkeiten entgegensetzen, auf die Gefahr hin, ein ebenso wenig anziehendes Buch als das seinige zu schreiben. Man darf sich nicht verheimlichen, daß die Masse, nicht der Einwürfe, sondern der kritischen Randglossen des Dr. Strauß erschrecklich ist. Man hat hundertmal darauf geantwortet, wie man sagt; es sind ewig wiedergekäute schwierige Streitfälle. Thut, wie er gethan: vereinigt in einem Gesammthaufen alle alten Vertheidigungen, wie er alle alten Kritiken vereinigt hat; stößt man auf Dunkelheiten, welche man nicht erklären kann, so gebe man sie zu, oder man nehme das Buch des Dr. Strauß für Das, was es ist, und lese wieder und immer wieder eins der bewundernswerthen Capitel aus dem Evangelium des heiligen Johannes!" Der französische Kritiker hätte es kürzer haben können, wenn er gesagt hätte: das Buch ist ermüdend, geistlos, schwerfällig, langweilig, pedantisch und phlegmatisch, kurz ein echt deutsches Buch, das Werk eines deutschen Gelehrten — denn dies ist es doch, was der gelangweilte Franzose eigentlich sagen wollte. So unterhaltend und pikant wie Voltaire ist Strauß freilich nicht, so bequem wie der Franzose macht es sich der Deutsche in Sachen des Zweifelns oder Glaubens allerdings nicht. „Niemand verliert in Frankreich seine Zeit mit der Erklärung der christlichen Mirakel; man glaubt sie entweder, oder glaubt sie nicht" — aufrichtig sind die Franzosen wenigstens, aufrichtig bis zur Naivetät, die aber gewiß ihr Liebenswürdiges, ihre guten Seiten hat. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 202. — 21. Juli 1842.

Moderne Rechtsphilosophie.

(Beschluß aus Nr. 201.)

Es ist nicht möglich, die Stahl'schen Lehren weiter in das Detail hinein zu verfolgen: als Belege für das Verfahren der historischen Philosophie werden die bemerkten Einzelnheiten schon genügen. Wir sehen, daß im Principe die Kraft der Vernunft geleugnet und Fühlen und religiöse Gläubigkeit zum Grunde gelegt sind. Auf dieser Grundlage baut Stahl fort; freilich nicht mit logischen Kategorien, sondern mit Meinen, Fühlen, Glauben und Schauen. Dabei mischt sich jedoch, weil die menschliche Natur sich einmal doch nicht durchaus verleugnen läßt, auch häufig das Denken ein, was freilich, da die Grundlage, an welche es sich anknüpft, im Nebel des Glaubens und Schauens liegt, zu keinen festen Resultaten gedeiht, wol aber, sobald Stahl mit der Reflexion das einmal empirisch Vorhandene erfaßt und zergliedert, im Einzelnen zu geistreichen und lesenswerthen Deductionen führt. Hauptsächlich besteht das Fortbauen auf der Grundansicht in einem Analogisiren des Menschlichen nach dem Göttlichen; letzterm wird eine bestimmte Gestaltung, oft eine ganz ungöttliche und endliche, beigelegt und das Menschliche nach einem gleichen Typus ausgeprägt. Darin liegt die Täuschung, daß das Göttliche erst nach menschlichem Vorstellen in ein Bild versinnlicht und verendlicht, und eben dieses Bild nun wieder zum Typus des Menschlichen gemacht ist. So unterscheidet sich die ganze Construction von der so arg angefochtenen rationalistischen Deduction nur dadurch, daß diese aus dem Grundprincipe logisch schließt, jene aber das Einzelne mit Hülfe der Phantasie und ohne logische Form zu einem lebendigen und reichen Ganzen entfaltet. Betrachtet man dieses Ganze aber näher, so sind die einzelnen Theile nicht nach Vernunft, sondern nach Geschmack und Wohlmeinen eingefügt, und ein großer Theil beruht auf einem sehr ordinairen Zweckmäßigkeitsprincipe, indem gerade solche Einrichtungen postulirt werden, von denen die Politik eine Annäherung an das einmal entworfene Urbild erwartet. Wir haben hier also ganz das so heftig angefochtene Construiren und Schematisiren; nur daß nicht aus der Vernunft fortgeschritten wird, sondern aus einer gläubigen Anschauungsweise, gegen die sich weiter nichts sagen läßt, als daß sie etwas Subjectives und für Gleichgestimmte Passendes sei, daß man sie aber nicht theile. Diese Art und Weise kann freilich einen lebendigen Reichthum entfalten und Specialitäten deduciren, wie z. B. Zinspflicht der Bauern, Adel, Censur durch die Geistlichkeit und dergl. m., welche die Rechtsphilosophie bisher nicht hat deduciren können, sie kann dieses aber nur, weil sie die Vernunft verschmäht hat und sich nach Geschmack und Gefallen einen Staat aufbaut, in dem die Policei gerade billig genug ist, die gewöhnlichen rationalistischen Lehrer gegenwärtig noch im Amte zu lassen (Bd. 2, S. 350). Sollte sie nun aber wol im mindesten zuverlässiger sein als die rationalistische Lehre, sollte ihr Schematisiren nach Gefühl, Zweckmäßigkeit, nach Pietäts- und Schonungsrücksichten, worin die Accommodation sogar Princip wird, einen höhern Eindruck von Wahrheit geben als Vernunft und Denken? Möge sich Jeder, dem die historische christliche Philosophie zusagt, ernstlich fragen, ob er nicht blos durch Scheu vor der harten Arbeit des Denkens, vor der abstracten von irdischem und subjectivem Fühlen und Wollen entleerten Reinheit der Sphäre des Geistes, also immer durch Anhänglichkeit an die Gewohnheit eines Verkehrs mit gefühl- und bilderreicher Fülle des Endlichen zu jener Urphilosophie getrieben wird, möge er aber auch bedenken, daß ihm diese ihre Tröstung nicht umsonst gibt, sondern ihm dafür das Denken raubt, ihn dem mattesten Scepticismus preisgibt und ihn hierüber nur durch ihre Inconsequenz, doch wieder das Denken einzumischen, in Täuschung erhält.

Stahl's Staatsgebäude leidet an einem unheilbaren Mangel: an der dualistischen Spaltung zwischen Herrscher und Beherrschten. Das ist derselbe Fehler, dem die liberale constitutionnelle Theorie nicht sowol von Grund heraus abhelfen, als ihn vielmehr durch eine mechanische Vermittelung der beiden Polaritäten verdecken will. Leidet die neuere Zeit wirklich an diesem Mangel, so wird man, so lange blos nach solchen Mitteln getrachtet wird, so lange überhaupt blos von der einen Seite der andern Concessionen abgerungen werden, gewiß zu keiner Heilung gelangen. Gerade das Mechanische jener Vermittelung legt den Bruch recht deutlich zu Tage. Ob sich endlich beide Seiten begegnen und sich im Ganzen ein Geist, ein Wille und eine Tendenz aussprechen werden, ist noch zu erwarten; bis jetzt zeigt die Erfahrung, daß man

sich in constitutionnellen Staaten mit jener formalen Einheit zu begnügen hat, welche am leichtesten dadurch erreicht wird, daß man einer bestimmten Ansicht durch überwiegende Macht oder künstliche Mittel zum Siege verhilft. Stahl deducirt die Spaltung nicht aus dem Erwachen der Völker in neuerer Zeit, sondern aus dem Sündenfall, der Urknechtschaft, wonach ein Mensch über Menschen herrscht (also immer aus der Erkenntniß). Er gleicht dieselbe dann durch eine Vertretung und Vermittelung aus, die so ohnmächtig, durch Überwachung des freien Denkens so zahm und geistlos ausfallen würde, daß sie die geistige Macht der Beherrschten gar nicht in sich schließen, dieselbe also auch nicht mit der geistigen Macht des Regenten zu einem Gesammtausdruck vereinigen kann. War es ein Vorzug einfacherer und unbefangener Zeiten, daß jene Einheit im ungetrübten Glauben vorhanden war, so läßt sie sich jetzt, nachdem der Zweifel und die Skepsis der Aufklärung hereingebrochen, nur durch höhere Vernunft, nicht aber durch ein Bekämpfen aller Vernunft und ein doch immer nur künstliches und gemachtes Zurückversetzen in die Gläubigkeit herstellen. Die Spaltung in der Welt zwischen Herrscher und Beherrschte, die Nothwendigkeit des Elends und der Unterjochung kommt allerdings aus dem Sündenfalle, aber nicht in der platt buchstäblichen Weise, wie es Stahl faßt, nicht so, daß der Apfelbiß ein einzelnes Ereigniß in der Geschichte wäre, von welchem jene Leiden datirten. Die Idee, welche dem Mythus vom Sündenfalle zum Grunde liegt, wiederholt sich beständig im Einzelnen wie im Allgemeinen. Es ist die Erkenntniß, das Gelangen zum Bewußtsein, die Entgegensetzung des Ich gegen die Zustände, in denen es begraben lag, woraus Entzweiung und Sünde folgt. Im bewußtlosen Glauben, im dumpfen Dahinbrüten in den gegebenen Zuständen ist Einheit. Das Erwachen des Bewußtseins führt zum Reflectiren, zur Entzweiung. Die Einzelnen, atomistisch für sich verharrend, werden zu keiner Einheit gelangen. Einheit und Versöhnung erfolgt dadurch, daß die Einzelnen ihrer Identität mit Gott sich bewußt werden, daß also eine höhere Vernunft als die des Einzelnen zur Herrschaft kommt. Hierin besteht die Erlösung vom Bösen. Dieser Cyklus von bewußtloser Einheit, Spaltung durch erwachendes Bewußtsein und Einigung durch den höhern Geist wiederholt sich in der Geschichte des Staatslebens. So war in den ruhigen legitimen Zeiten keine Spaltung vorhanden, die Aufklärung und Revolution erweckten aber das Bewußtsein der Einzelnen und damit die Entzweiung. Man fragte nach einem andern Grunde für das Herrschen Einzelner, als nach der Autorität, man sah in dem Herrschen nur eine Unterjochung und Ausbeutung und war somit dem Zweifel, dem Unglück, dem Bösen verfallen. Die Einigung und Versöhnung ist nun nicht durch den Rückschritt in Glauben und Bewußtlosigkeit zu erlangen, sondern durch das Bewußtsein von der Einheit der Herrscher und Beherrschten in einer höhern Idee, im Staate, der beide einschließt. Hier wird nun das Schiefe der Stahl'schen Lehre sofort klar. Stahl gibt als Grund der Entzweiung das einzelne Factum des biblischen Sündenfalls an und seine Folge soll durch die Geschichte dauern. Das Wahre ist, daß die Entzweiung aus der Erkenntniß kam und daß diese sich nicht wieder verbannen und auf bewußtlose Gläubigkeit reduciren läßt. Die Spaltung in den modernen Staaten hat daher mit dem Apfelbisse des Erzvaters nichts zu thun und ist auch nicht nothwendig eine bleibende. Sie ist durch die Kenntniß einer höhern vernünftigen Idee auszugleichen, und hier liegt für die Gegenwart die Aufgabe aller Rechtsphilosophie. Stahl nimmt dagegen bei seiner buchstäblichen Auffassung die Unmöglichkeit der Zurückversetzung in das Paradies geradezu für die Dauer der Entzweiung, während sie doch nur die Unmöglichkeit des Wiedereinschläferns in paradiesische Bewußtlosigkeit ist und die Entzweiung nicht dauern darf, weil die Versöhnung — die Stahl seltsamerweise hier nicht in Betracht kommen läßt — nachfolgt. So kommt denn das ganz schiefe Resultat heraus, daß die Spaltung dauern und nur die ruhige Gläubigkeit und Göttlichkeit der Herrschermacht mit theokratischen und absolutistischen Zuthaten wieder erstrebt werden soll. Schon ein Blick in die Zeitgeschichte zeigt, wohin das führen muß. Im paradiesischen Zustande hatte das Alles seinen Werth und seine Berechtigung. Es beruhte darauf das Bestehen der Einheit. Aus der Zeit der Erkenntniß aber ist eine Zurückversetzung in die Gläubigkeit nicht möglich. Stahl hat dieses selbst anerkannt, indem er die Dauer des Zustandes der Entzweiung behauptet. Der unbefangene kindliche Glaube kann in diesem nur künstlich andressirt oder durch Gefühlsschwindeleien eingeübt werden und wird in Heuchelei und Pietisterei, die ruhige Ergebung in die Heiligkeit der Beherrschung aber wird in Servilismus umschlagen und das ganze darauf gegründete Gebäude von Lehren und Einrichtungen wird den Charakter eines Systems politischer Maßregeln und Mittel annehmen, durch welche ein bestimmter der Neigung oder dem Interesse zusagender Zustand erzielt werden soll. Daß die Stahl'sche Rechtsphilosophie wirklich als mit diesem Charakter behaftet angesehen wird, bestätigt die Richtigkeit dieser Kritik.

Der Zustand des Staats nun, welchen Stahl durch seine Lehren erreichen will, ist freilich wol kein nach äußerlichen Gründen vorgestecktes Ziel, beruht aber doch genau genommen nur auf der Versicherung, daß es Gott so wolle. Allein nach der unendlichen Freiheit und Wahl Gottes, in dem Sinne wie sie Stahl lehrt, kann es Gott auch anders wollen, und es ist gewiß vermessen, den künftigen Willen Gottes errathen zu wollen. Es ist auch Denjenigen, welchen jener Zustand nicht gefällt, nicht zuzumuthen, daß sie der Versicherung, daß Gott es so wolle, ohne weiteres glauben. Die historisch-christliche Philosophie muß daher außerdem auch in die Geschichte blicken und aus dieser auf die Bestimmung der Gegenwart und Zukunft zu schließen suchen. Was hieraus, nicht nach dem logischen Gesetze, sondern nach der ganz laxen und bequemen Vorstellung vom gewöhnlichen Lauf der Dinge folgt, muß dann das Rechte sein. In der

Geschichte sind indeß die rohen Stoffe, Menschen und Natur immer dieselben, in das Feste der von diesen gebildeten Verhältnisse und Zustände fügen sich aber die Ideen und diese wechseln und modificiren sich. Von der Idee, die die Vergangenheit mit einem Verhältnisse verband, ist daher nicht auf die Gegenwart zu schließen. Man kann vom Wesen des Königthums aus der Zeit des Lehnwesens nicht auf dessen heutige Bedeutung schließen, nicht das einst Gewesene auf das jetzt Seiende übertragen. Es ist eine Klippe für die Historiker, welche sich ohne Philosophie an das dem schlichten Bewußtsein in der Geschichte Erkennbare halten, so den Geist der Vergangenheit in die Gegenwart verpflanzen zu wollen, und an dieser Klippe ist Stahl z. B. mit dem Bestreben, die Vertheilung des Grundeigenthums auf längst untergegangene feudalistische Ansichten zu stützen, völlig gescheitert. Die Ideen und somit die vor ihnen zu Bestimmtheiten gestalteten Verhältnisse sind ferner, wie Stahl selbst lehrt, ein ewiges Werden. Diesem Fortschreiten wird aber praktisch gar keine Berechtigung eingeräumt. Der gläubige absolutistische Zustand von Gottes Gnaden ist eben vorüber, die Verhältnisse sind noch dieselben, aber die Idee ist daraus bereits verschwunden und hat einer andern Platz gemacht. Soll nun jener Zustand aber fixirt, blos von Unfug und Unmoralität ausgesäubert und also der weitere Lauf der Geschichte abgeschnitten werden? Die neue Idee, die sich jetzt geltend gemacht hat, ist vielleicht in ihrer Wahrheit und Reinheit nicht erkannt, und eben hierin mag die Zerrissenheit und Spaltung der modernen Welt liegen; so viel ist aber gewiß, daß die alte vergangene Idee die Welt nicht mehr erfüllt und befriedigt. Wir verdammen ebenso wie Stahl die Auswüchse und Zerrbilder der neuen liberal-constitutionnellen Theorien, aber wir halten es für Unrecht, daß Stahl sich blos an diese Gebrechen hält und deshalb die zum Grunde liegende Idee der Zeit verdammt, die doch auch ein historisch Gewordenes und wahrlich nicht Machwerk Einzelner ist. Warum wird diese Idee nicht auch mit der Pietät und Schonung behandelt, welche die historische Schule jedem historisch Gewordenen zuwendet? Die Verdrehungen und schlimmen Zuthaten, welche sie mit sich führet, können kein Grund der Verwerfung sein, denn die ältere absolutistische Lehre wird in Theorie und Praxis durch mindestens ebenso schlimme Zuthaten verunziert. Kann sich die historisch-christliche Philosophie beklagen, wenn man sie bei dieser Inconsequenz so angesehen hat, als sei es ihr nicht um das Wahre, sondern um einen durch Neigung und Interesse vorgesteckten Zweck zu thun, als sei sie nicht Philosophie, sondern Politik? Kann sie es endlich beim Blicke auf die Gegenwart sich noch verbergen, daß die von ihr gepriesenen Lehren und Einrichtungen die Jetztwelt, die einmal vom Baume der Erkenntniß genossen hat, doch nicht zu aufrichtiger Gläubigkeit und dem innerlich befriedigten Zustande der Bewußtlosigkeit zurückführen werden, daß vielmehr das an sich Heilige und Wahre zum Zerrbilde werden muß, der Legitimitätsglaube zur heuchlerischen Kriecherei, die Frömmigkeit zur pietistischen Erbaulichkeit und das Ganze zu einer Apologie des Absolutismus?

Als eine zweite Richtung des Abfalls von der Vernunft haben wir oben den Eklekticismus bezeichnet. Eklekticismus und Skepticismus sind Zeichen des geistigen Verfalls der Zeit. Den Skepticismus hoffen wir nach dem bisher Gesagten zu überwinden; der Eklekticismus — dem die Rechtsphilosophie von Warnkönig huldigt — ist aber so matt und unkräftig aufgetreten, daß wir seiner nur der Merkwürdigkeit und des Gegensatzes gegen den Skepticismus wegen hier noch Erwähnung thun wollen. Der moderne Eklekticismus ist eine französische Erfindung, zu welcher sich Cousin durch seine Studien verschiedener philosophischer Systeme verleiten ließ. Sowie die historisch-christliche Philosophie in Deutschland in politischer Hinsicht als eine Rechtfertigung des Stabilismus angesehen zu werden pflegt, so gilt der Eklekticismus in Frankreich für den von der Regierung begünstigten Bundesgenossen des juste milieu und des Doctrinairismus, für die Philosophie der Gesinnungslosigkeit und Achselträgerei. Die historische und gläubige Philosophie, deren wesentliche Grundzüge sich in Lamennais' „Esquisse d'une philosophie" vorfinden, ist aber in Frankreich bekanntlich für den Augenblick politisch radical: ein neuer Beweis, wie wenig das Princip für die Resultate Bürgschaft leistet.

Zu der Bedeutung, welche der Eklekticismus in Frankreich hat, wird Warnkönig, der sich offen zu Cousin's Lehre bekennt, denselben für Deutschland gewiß nicht erheben. Bei uns ist die Philosophie so weit gediehen, daß an den Eklekticismus Niemand glaubt und es des Berufens auf Lerour's geistvolles Werk: „Réfutation de l'éclecticisme", in dem Cousin förmlich zerrieben wird, gar nicht bedarf. Hätte Warnkönig dieses Buch berücksichtigt, so würde er Cousin zu folgen gewiß verschmäht haben. Warnkönig — dessen rein juristische Leistungen gewiß Achtung verdienen — entwarf seine Rechtsphilosophie ohne alle feste philosophische Basis. Er huldigt keinem Systeme und beabsichtigt nur eine philosophische Erörterung der letzten Gründe, den nothwendigen Bedingungen und der Natur alles Rechts eine Naturlehre des Rechts zu geben. Die Rationalisten, die Historiker und die theologisirenden Juristen verfahren in dieser Beziehung einseitig und deshalb wird im Rechte eine materielle, eine rationnelle und eine historische Grundlage gesucht und hieraus das Recht erläutert. Wir erhalten also, statt daß wirklich der Eklekticismus zur philosophischen Grundansicht gemacht, ja ohne daß überhaupt von einer philosophischen Grundansicht die Rede wäre, nur eine Naturlehre des Rechts, die, ohne speculativ zu sein, Reflexionen und Erörterungen über die Grundbegriffe und nähern Einzelnheiten in einer combinatorischen Vereinigung des Verschiedenen liefert. Der Gefahr, auch den Eklekticismus gegen die Philosophie auftreten zu sehen, sind wir also für dies Mal noch enthoben. Warnkönig behauptet es übrigens und belegt es auch mit einem Citate, daß sich die Rechtsphilosophie gegenwärtig in

einer Krisis befinde. In dieser sind nun Skepticismus und Eklekticismus gute Zeichen; hoffen wir daher, daß die Krisis zu ihrer Ausscheidung führt. Die gesunden Elemente müssen in Deutschland dazu noch stark genug sein, und wir können glauben, daß die Gesinnung, welche, um absolutistische oder radicale politische Grundsätze zu rechtfertigen, zu jenen Irrlehren hinführen könnte, nie die öffentliche und jene Resultate nie das Ziel sein werden, denen man die Wissenschaft dienstbar zu machen suchen wird. Dr. Fr. Liebe.

Romanenliteratur.

1. Hygea und Eros. Ein Cyklus interessanter Badegeschichten, von Bohemus (G. Opitz). Drei Theile. Leipzig, Beyer. 1842. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Der Enthusiasmus für Bäder und Badegeschichten, ja für die sociale Novelle überhaupt, erlebt jetzt bereits seinen Abkühlungsproceß. Darum zweifeln wir, daß diese Erzählungen jetzt diejenige Aufnahme finden werden, die man ihnen vielleicht noch vor mehrern Jahren gezollt hätte. Die Avantgarde der Lesewelt wenigstens nimmt jetzt einen ganz andern Zug und nur unter der großen Armee und den Nachzüglern findet sich ein Publicum, das von der neuen Richtung noch keine Ahnung hat. Diesem können wir diese Novellen als ein probates Mittel, sich auf einige Stunden die Philisterei des occupirten Lebens aus dem Leibe zu schaffen, bestens empfehlen. Sie führen den Leser nach Karlsbad, Teplitz, Leipzig — aber auch weiter nach Bath, ja an die sareptischen Heilquellen und lassen ihn alle möglichen Amusements, mitunter auch die Langeweile des Badelebens schmecken. Die beiden ersten Erzählungen sind uns als die schwächsten erschienen, namentlich die zweite, in welcher dem Verf. ein lächerlicher Dandy unter den Händen zum tüchtigen Kaufmanne wird, aus keinem andern Grunde, als weil sich so die Geschichte am bequemsten abschließen läßt. Auch die vierte Novelle, obschon einiges Ergötzliche bietend und an Kruse's „Reise nach Braunschweig" erinnernd, ist ein ziemlich schwaches Product. Der Kunstgriff, einen komischen Effect dadurch zu erzielen, daß man einen Herrn Amtmann nebst Frau Gemahlin und Fräulein Tochter zum ersten Mal in die Stadt schickt und dort in allerlei Verlegenheiten und lächerliche Situationen bringt, ist wirklich zu abgenutzt, als daß ihn der Verf. noch einmal hätte anwenden sollen. Interessant dagegen, weil außer dem Kreise unsers gewöhnlichen Badelebens, ist die Erzählung „Devlet Geraï, der Tscherkessenfürst", die an den sareptischen Heilquellen spielt. Die beste von allen aber ist unstreitig „Die Nachtwandlerin", die dem Verf. mannichfache Gelegenheit zu pikanten Situationen und zu einer gelungenern Schilderung der Charaktere gegeben hat. Der Styl des Verf. ist etwas langathmig.

2. Das zweite Gesicht. Eine Begebenheit aus dem Reiche der Nacht von J. H. Rausse. Zeitz, Schieferdecker. 1841. 8. 1 Thlr.

Es gibt Menschen, sagt Jean Paul in seiner „Vorschule", welche — ausgestattet mit höherm Sinn als das kräftige Talent, aber mit schwächerer Kraft — in eine heilige, offene Seele den großen Weltgeist, es sei im äußern Leben oder im innern des Dichtens und Denkens, aufnehmen, welche treu an ihm, wie das zarte Weib an dem starken Manne, das Gemeine verschmähend, hangen und bleiben, und welche doch, wenn sie ihre Liebe aussprechen wollen, mit verworrenen, gebrochenen Sprachorganen sich quälen und etwas Anderes sagen, als sie wollen. Zu diesen Menschen gehört auch der Verf. dieses Nachtstücks. Er scheint seinen poetischen Sinn an den größten Geistern genährt zu haben, namentlich an Shakspeare, Jean Paul und den geistreichsten der Tagesschriftsteller. Aber indem er selbst zu schaffen versucht und es übernimmt, das Große und Schöne, was er daher und dorther voll und ganz in sich aufgenommen, in einem eigenen Machwerk zu communiciren, beweist er nichts als eine Mißgeburt zur Welt, die gleichsam schon im Mutterleibe überfüttert ist. Man höre, wie er anfängt: „Auf der Erde lag eine Nacht ohne Licht und Laut; die rabenschwarze Nacht war so lauschend still wie eine Gazelle, wenn sie mit angehaltenem Athem horche, ob im Dunkel leise Tigerkatzen um sie schleichen; so ängstlich schwoll war es der Nacht. Horch! jetzt öffnet das Schweigen die Lippen; welch sonderbares Rasseln! Wie wenn der Wind spielt mit den Gliedern eines aufgehangenen Panzerhemdes. Oder ist es ein Schlangenleib, dessen Schuppen rascheln unter den Windungen in den Blättern des Waldes?" u. s. w. Klingt das nicht, als ob man den Anfang der „Asiatischen Banise" hörte? als ob es aus den Backen eines Riesenfrosches käme? Zwar fallen diese Backen in der Folge etwas ein, doch pustet sie der Verf. von Zeit zu Zeit immer wieder auf und kann darüber nicht zu einer ruhigen und sachgemäßen Erzählung kommen. Der Stoff selbst — die bekannte, schon von Chamisso, Gruppe u. A. behandelte Sage von der Löwenbraut — erscheint darin willkürlich gemodelt und mit fremdartigen Elementen vermengt, sodaß auch an ihm kein gesunder Gaumen Geschmack finden wird. Weit natürlicher und ansprechender ist die als Anhängsel beigegebene, auf dem Titel gar nicht genannte Erzählung „Abenteuer in den Pyrenäen", in welcher sich Spuren eines Jean Paul'schen und Sterne'schen Humors nicht verkennen lassen.

3. Der Fluch des Rabbi. Sittengemälde aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts. Von Eduard Breier. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neue Sphäre, in der sich dieser Roman bewegt, gibt ihm einen Widerschein von Originalität. Er spielt in der Judenstadt zu Ofen und dreht sich um lauter jüdische Interessen und Persönlichkeiten. Ein junger Bocher „Stoße Traun", ein Schulklopfer „Schlome Holländer", der Schameß „Rab Mosche Torn", der Rosch Hakohob „Rab Schmule Teweß" nebst seiner schönen Tochter Channa, der Rabbi Gorach nebst der Rabezen, seiner Frau, Pinches, seinem Sohn, und Jental, seiner Tochter — diese und andere von „unsere Leut" bilden die wichtigsten Ingredienzien der Erzählung und verbreiten, weil sie so ganz in ihrer eigenen Sauce schwimmen, einen für Jeden, der die Juden blos in ihren äußern Beziehungen kennen gelernt hat, höchst absonderlichen und fremdartigen Geruch. Appetit erweckend ist derselbe aber nicht, ja Ref. muß gestehen, daß ihm fast etwas flau dabei zu Muthe geworden ist. Dennoch wollen wir die Möglichkeit, auch diesem Elemente poetische und unterhaltende Momente abzugewinnen, nicht leugnen, und einige hat auch der Verf. glücklich aufzufinden gewußt. Das Ganze aber ist ebenso unbedeutend in seiner Erfindung wie in seiner Verarbeitung, und völlig haltlos besonders darum, weil der Hauptheld nichts ist als ein guter Mensch, der seine Kirchthürme zum Frühstück ißt und dem Rosch Hakohob, dessen Channa er haben will, mit bunter Tinte eine Megileh schreibt. Je kärglicher die Ausmalung des guten Princips ausgefallen ist, desto dicker sind die schwarzen Farben aufgetragen — aber ich fürchte fast: so dick, daß sie dem Beschauer unter den Händen abblattern und ihm statt eines Gemäldes die leere Leinwand übrig lassen. l.

Literarische Notiz.

In der „Revista de Madrid" haben wir kürzlich einen guten Aufsatz über preußische Zustände gelesen, der von Don Jose Gurtoys de Anduana herrührte. Der Theil, der uns zu Gesichte gekommen ist, enthält die Besprechung der militairischen Organisation in Preußen und wir müssen gestehen, daß wir von der genauen Kenntniß des Verf. sowie von der Unparteilichkeit, die in Spanien eine seltene Tugend ist, überrascht worden sind. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 203. — 22. Juli 1842.

The Mabinogion from the Llyfr Coch (red book) o Hergest etc. by Lady Charlotte Guest. Erster und zweiter Band. London 1838.

Dieses Buch enthält eine der schätzbarsten Bereicherungen der romantisch-epischen Poesie des Mittelalters und hätte verdient, in Deutschland früher bekannt geworden zu sein. Bis jetzt ist dem Ref. nur Eine Erwähnung desselben, in dem zweiten Bande des Wolfram von Eschenbach von San Marte, aufgestoßen, wobei er freilich bekennen muß, daß er ein sehr ungeregelter Leser der literarischen Journale ist. Der geschickte Bearbeiter des „Parzival" verspricht, die in dem Werke enthaltenen altwalisischen Erzählungen aus der beigegebenen englischen Übersetzung ins Deutsche zu übertragen, und wenn dies auch der Sache selbst wegen eine wenig dankbare Unternehmung sein sollte, so ist sie es desto mehr durch die wissenschaftliche Bedeutung, welche diese Rittermärchen für die Geschichte unserer alten epischen Poesie haben.

Bisher nämlich konnte man die ursprüngliche Quelle jener Ritterromane und Epopöen von der Tafelrunde Arthur's, die den Mittelpunkt der höfischen Poesie im deutschen und französischen Mittelalter bilden, nur aus den Berufungen der Dichter, die in den beiden Nationen britische Romane in ihre Sprachen übersetzt und verarbeitet hatten. Man konnte aus chronikalischen Zeugnissen und latinisirten Resten von altwalisischer Poesie, und allenfalls aus einigen kleinen Erzählungen, Lais und Legenden bretagnischen Ursprungs sich überzeugen, daß jene Arthurromane wirklich altbritische Elemente enthielten, man konnte sich aber kein deutliches Bild von der Beschaffenheit der Urquellen selbst machen, weil zu keinem der Romane unter Franzosen und Deutschen sich eine walisische Grundlage gefunden hatte. Das Bild, das man aus den lateinischen Geschichtschroniken der Walisen und ihrem poetischen Inhalt von Arthur erhielt, konnte vielmehr irre machen an der echt wälschen Geburt der von ihm benannten Romane; und die einzelnen Namen seiner Tafelrundhelden, wie sie in den Triaden, Elegien und Gesängen der wälschen Barden bis ins 15. Jahrhundert hin genannt und im Andenken gefeiert werden, waren, factenlos und nackt, wie sie hier immer erscheinen, auch nicht geeignet, auf die Existenz von einer großen Reihe abenteuerlicher Märchen und Erzählungen von eben diesen Helden schließen zu lassen.

Dazu kam die Schwierigkeit, zu bestimmen, ob man Alles, was Arthur-Roman hieß, mit all den mancherlei Bestandtheilen, die darin enthalten waren, in all der großen Verschiedenheit, in der sie untereinander ablagen, schlechtweg für walisisch halten sollte, oder ob man welche von ihnen ganz ausscheiden müsse, oder aus dem Einzelnen einzelne Theile, und welche? Was für eine Kluft war zwischen dem rohen Lai von Havelok und dem subtilen Gespinste des Tristan! Welch ein Unterschied war im Umfange des Lanzelot von Ulrich von Zazichoven und des prosaischen von Gautier Map! Welch ein Abstand von dem flachen Inhalte fast aller dieser Romane zu dem tiefsinnigen Gedichte des Kyot von Provence! Man war so ziemlich einig, die Gral-Sage ursprünglich von dem Sagenkreise Arthur's getrennt zu denken, aber auch ebenso entschlossen, den Helden Parzival mit ihr ursprünglich verbunden zu glauben, und ebenso scharfsinnig, dies mit orientalischer Etymologie und Mythologie zu beweisen. Wenn das Eine gerechtfertigt war, war es auch das Andere? Oder konnte nicht auch Beides falsch sein? Mit aller höhern Kritik blieb darüber der Zweifel der Ungewißheit zurück. Und in welcher Gestalt der Anlage, auf welcher Stufe der Bildung und Poesie man sich die wälschen Urbilder der französischen Arthurepen vorzustellen hätte, darüber hatte vor dem Verf. der Geschichte unserer poetischen Nationalliteratur Niemand nur einmal eine Äußerung laut werden lassen.

Man weiß, wie dieser Geschichtschreiber mit historischen Analogien schnell zur Hand ist, wenn sich ihm der Weg materieller Forschung sperrt; man weiß, wie er, der Mißlichkeit dieses Verfahrens überall geständig, dennoch überall geneigt ist, sich ihm vertrauensvoll zu überlassen. So that er auch, als er im ersten Bande der „Geschichte der deutschen Dichtung" von der Einführung britischer Dichtungen handelte und bei der Lücke stand, die die Quellen der Arthur-Romane in der walisischen Sage und Poesiegeschichte einnehmen mußten. Er hielt die heroische Sage der Briten, von Vortigern, Merlin und Arthur vorwärtsgehend, an die Sagen der Franken und Deutschen von Karl und Dietrich, er fand, daß die Analogie einen Fortgang von Arthur zu seinen Tafelrundern

gebot, die dem Übergang von der Karl- und Dietrich-Sage zu den Vasallensagen aus beiden Kreisen entsprach; er meinte zu finden, daß der factenreichere Inhalt der Arthurromane zu der ältern thatsächlich armen Sage der Wallisen in keinem andern Verhältnisse stehe, als die berühmtern, angeschwollenen Vasallenepopöen der Deutschen und Franzosen zu dem ursprünglichern Heldenepos, das deren jedesmalige Mitte bildet; er statuirte ein Verhältniß der Ausartung zwischen diesen Erzählungen von den Tafelrundern und jenen ältern Britensagen, ähnlich wie es zwischen der Königssage von Karl und den Pairssagen obwalten noch spätern Prosaromanen in Frankreich statt hatte. In dem Kreise der französisch-deutschen Arthurromane suchte er nun, von den fein ausgebildeten Epopöen von Tristan und Parzival rückwärtsgehend, die roheste Gestalt derselben auf, und sah den Tristan des Eilhart von Oberg und den Lanzelot des Zazichoven, nach Entkleidung der subjectiven Zuthaten der übersetzenden Dichter, ungefähr für Das an, was der Ritterroman der Wallisen sein konnte, „die Trümmer der absinkenden Poesie einer abgesunkenen obscuren Nation, der fast jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geistes ein Räthsel war".

Diesmal rechtfertigte Stück oder Geschick das analogische Verfahren auf eine Weise, die jenem Geschichtschreiber bei aller Zuversicht, mit der er zu Werke ging, doch selbst auffallen mußte. Das Buch der Lady Guest bringt nun die wallisischen Erzählungen von zweien Tafelrundern des Arthur, die wir in deutschen Bearbeitungen besitzen, die evidenten (nur nicht unmittelbaren) Quellen dieser Ritterromane. Sie sind aus einem wälschen Manuscripte in der Bibliothek des Jesus-College in Oxford entnommen, das theils Märchen aus dem Cyklus der Artusromane enthält, theils andere, die sich mit Personen und Begebenheiten einer frühern Zeit beschäftigen. Einige Gedichte dieses rothen Buches von Hergest tragen den Namen des Barden Lewis Glyn Cothi, der am Ende des 15. Jahrhunderts blühte. Wenn die beiden prosaischen Märchen (Mabinogion), welche die zwei bis jetzt erschienenen Bände unsers Werkes enthalten, auch erst in so später Zeit aufgeschrieben sein sollten, so tragen sie doch alle Merkmale eines höhern Alters, und sie berufen sich auch ohnehin auf frühere Überlieferungen und Geschichten, denen sie nacherzählen. Wir haben in ihnen zwei Quellen von Arthur-Romanen in einer Gestalt, wie sie mit mehr oder weniger Abweichung ganz füglich den ersten französischen Bearbeitern vorgelegen haben können. Und diese Gestalt sieht Dem ganz ähnlich, was im ersten Bande der „Geschichte der deutschen Dichtung" aus dem Lanzelot gemacht ist, indem er in seiner Blöße dargestellt und ihm der geringe Firniß auch noch abgestreift wird, den die redselige Verskunst der Franzosen darüber gestrichen haben konnte.

Das erste der beiden mitgetheilten Mabinogion, „The Lady of the fountain", ist die Quelle von dem Chevalier au lion des Chretien von Troyes, und dessen englischer („Ywaine and Gawin" bei Ritson) und deutscher Bearbeitung, dem „Iwein" Hartmann's von der Aue. Bis auf das letzte Viertel des „Iwein", das eine ganz müßige, unnütze Erweiterung, ein eitles Hinziehen der Erzählung, Anhäufung von Abenteuern, Verlängerung ohne Zweck ist, zum Theil aus der Freude an den Heldenthaten des Löwen entsprungen, zum Theil aus der Absicht Gawan (hier Gwalchmai) und Iwein im Kampf gegeneinander zu stellen (was die wallisische Erzählung schon bei einer frühern Gelegenheit angebracht hatte), bis auf den Inhalt dieses letzten Viertheils ist die Anlage des wälschen Mabinogi ganz dieselbe, wie noch die in unserm deutschen Gedichte. Nur ist der Vortrag kurz, roh, einfach, ursprünglich, in nichts den Bearbeitungen der Franzosen und Deutschen gleich, aber zu Allem den Anlaß bietend, was den germanischen Vortrag in diesen Romanen charakterisirt, der in den ersten Versuchen jener Eilhart und Ulrich noch ganz auf die Stumpfheit, Knappheit, Lückenhaftigkeit und Ungelenkigkeit dieses prätensiösen zugleich und rohen, altklugen und dürftigen Styles rathen ließ. Alles Detail, Reden, Scenerie und was man Alles Form und Ausführung nennen kann, lautet anders und ist anders gefärbt, aber durchaus so, wie man es sich nach den übrigen Quellen wallisischer Dichtung, Sage und Legende denken konnte: wunderlich im Thatsächlichen, wie in der Art des Denkens und Empfindens, etwas feierlich und gespreizt, wie man es von der ursprünglichsten Ritterdichtung erwartet. Es ist selten, aber es kommt doch vor, daß sich Ausdruck und Sinn der Reden noch bis in den deutschen Iwein hin erhalten hat. Die Freude an Beschreibung, Putz und Waffenzier ist von hier aus der Ritterdichtung vererbt. Die epische Erzählform ist hier und da ursprünglicher; wiederkehrende Vorfälle werden gewissenhaft in wiederkehrendem Vortrage ausgeführt. Die bekannte Liebhaberei der Wallisen an Triaden und Trilogien spielt auch in diese Erzählungen herein: als Iwein die Laudine (die hier keinen Namen trägt) erworben hat, sucht ihn Arthur nach drei Jahren (im französisch-deutschen Iwein nach 14 Tagen) auf; drei Jahre hat Iwein ein Empfangfest zubereitet, es dauert jetzt drei Monate; dann zieht Arthur ab und Iwein auf drei Monate mit ihm, bleibt aber statt dessen drei Jahre bei ihm. Was den Bau der Erzählung angeht, so ist im Wälschen weit mehr Einheit darin. Nachdem der Hauptheil der Geschichte, die Verbindung Owain's (= Iwein's) mit der Dame des Brunnens, erledigt ist, folgt die Erzählung von dem Bruch und der Versöhnung zwischen Beiden rasch und kurz, sodaß man den Mittelpunkt der Sache nicht im geringsten verliert, der in den fränkischen Bearbeitungen ins Irre schweift. Man gewahrt die geschichtliche Erweiterung, das Einschieben fremder Abenteuer, das Ausmalen und zwecklose Verfolgen von Nebenscenen schon hier, das im Verlauf der Romanbildungen so ungeheuer überhand nahm. Was den Punkt der Seelenmalerei angeht, der in allen diesen britischen Romanen von Gervinus als der Kern hervorgehoben ward, so wird auch in dieser Beziehung, nur immer noch einen Grad tiefer, bestätigt, was er in der Analyse des Lanzelot beibringt. Es ist eine Absicht da, psychologische Probleme zu lösen, allein

die Neuheit der Stoffe ist nur in ihren rohesten Anfängen bei diesen Dichtern zu finden. Die ganze Aufgabe: die schnelle Auffindung Owain's mit der Gräfin vom Brunnen, dessen Mann er getödtet hat, ist an sich selbst ein psychologisches Problem. Hier hat Chrestien von Troyes seine Kunst entfaltet. Wie nach dem Falle des Grafen vom Brunnen die Dienerin Lunete, die den Sieger und Mörder begünstigt und verbirgt, ihrer Herrin die Heirath mit einem Ritter Arthur's zum Schutze ihres Gebietes anräth, geberdet und spreizt sie sich bei Chretien und sucht allerhand feine Windungen, die hier allerdings nicht zu finden sind. Doch ist andererseits in rohen Versuchen der Weg zur Gemüthsmalerei gezeigt. Bei dem ersten Wort der Dienerin zum Nachtheil des gefallenen Mannes verbannt sie die Gräfin, ruft sie aber gleich wieder, da sie etwas verlauten läßt, als hätte sie ihr zum Vortheil rathen wollen. In dem französisch-deutschen Iwein schlägt die Dienerin (Luned im Wälschen, wie bei Hartmann Lunete) gleich den Mörder des Mannes vor, und stellt sich dann, als lasse sie ihn von Arthur's Hof in Caerleon (= Karlöl) berufen; im wälschen stellt sie sich, als reise sie dahin, um irgend einen passenden Ritter zu holen, und als sie Iwein bringt, erräth die Gräfin gleich, daß es der Sieger ihres Mannes ist, und macht übrigens weiter keine Schwierigkeit ihn zu nehmen. Die Gewalt der Liebe ist auch hier schon betont, aber ohne den sentimentalen Nachdruck der Minnedichtung. Es ist Alles stumpfer, Gemüth, Geist, Gesichtskreis; und es hat sich ganz richtig bewährt, daß die vielfachen pragmatischen Wendungen der französisch-deutschen Bearbeiter der Arthurromane den Motivenmangel in diesen walisischen Quellen zu ersetzen streben. So ist Kai's Charakter hier nur angedeutet, der im französischen Iwein schon ganz ins Feine ausgemalt ist; übrigens tritt der Grundzug seines Wesens auch in unserm Mabinogi gleich anfangs bei der Erzählung Kaiogreanu's (hier Kynon, Clydno's Sohn) deutlich heraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Sitzungen französischer Akademien.

Über die Sitzung der französischen Akademie, in welcher Ballanche's Aufnahme stattfand, macht Ph. Chasles folgende Bemerkungen: „Bei dieser Feierlichkeit offenbarte sich von vornherein ein frappanter Mangel an Übereinstimmung und gewissermaßen an Schicklichkeit. Hr. Ballanche und Hr. Barante, der Träumer und der Diplomat, der Philosoph und der Ästhetiker, welche Vaudeville und Lustspiele mit Blumen bewarfen, schienen gar nicht an ihrer Stelle zu sein. Da hat man nun, würde ein Fremder sagen können, eine jener pikanten Sonderbarkeiten und lächerlichen Phantasiestücke, in welche die französische Akademie, durch die ihr zulächelnde Mode verführt, so gerne ausschweift. Hr. Ballanche spricht über Hrn. Duval, die sociale ‚Palingénésie' entwickelt ‚Edouard en Ecosse', die mystischen und philosophischen Theorien eines ausgezeichneten Mannes dringen bis in die Coulissen hinab, um eine Rampe fortzuschieben und die Bewegung eines Praktikabel zu erklären" u. s. w. Ballanche hatte nämlich eine sehr zierliche und wohldurchdachte und wohlgesetzte, zugleich bescheidene und zu kurze Lobrede auf Duval, welche Mignet vorlas, ausgearbeitet, und Barante antwortete in einer nicht weniger charmanten Rede. Diese zeichnete sich vorzüglich durch Einfachheit und Natürlichkeit und manche gute Gedanken aus, unter denen wir folgenden der Mittheilung für werth erachten. „Nicht eine literarische Unterhaltung ist es", sagte Barante in seinem Discours, „welche man im Theater sucht; lebhaften und interessirten Beurtheilern unterworfen, ist das Publicum aus geschäftlichen oder gelangweilten Leuten zusammengesetzt, welche einen Zeitvertreib, nicht eine geistige Ergötzlichkeit haben wollen. Die Entwicklung der Charaktere oder Leidenschaften würde ihnen schleppig erscheinen und ihre Aufmerksamkeit abstumpfen. Die Wahrscheinlichkeit, weit entfernt eine Foderung ihrer Vernunft zu sein, mißfällt ihnen, da sie dadurch weniger als durch phantastische Ausgeburten, durch Intriguen und das Interesse der Neugier vom gewöhnlichen Leben abgezogen werden; sie lieben die Parodie der Sitten mehr als deren Schilderung und die glänzenden Züge epigrammatischer Witzspiele unterhalten sie mehr als die naiv einfache Entwickelung der Charaktere. Man gibt den krampfhaften Zuckungen der physischen Leidenschaft den Vorzug vor den Regungen der Seele und dem criminellen Cynismus vor den innern Kämpfen, welche tief im Herzen stattfinden. Hr. Alexander Duval war in seinen letzten Tagen darüber sehr betrübt. Wenn er dem sogenannten Kriege zwischen dem Classischen und Romantischen eine übertriebene Wichtigkeit beilegte, wenn er sich über die Verderbtheit des Geschmacks unter den Schauspielern erzürnte, so geschah dies, weil er in einer durchaus literarischen Atmosphäre lebte und webte. Sonst würde er bemerkt haben, daß die Gesellschaft, die Zuschauer sich verändert haben; er würde Menschen beklagt haben, welche, begabt mit so vielem Geist, so reicher Einbildungskraft, so geschickt zu dramatischen Combinationen, der Nothwendigkeit, dem Publicum zu gefallen, seinen blasirten Geschmack zu reizen und mit ihm zu sympathisiren, sich unterwerfen müssen, und dies ist doch die erste Bedingung für ein theatralisches Genie. Man lasse edlere Foderungen Raum gewinnen, und es wird uns an Talenten nicht fehlen." Chateaubriand verherrlichte diese Sitzung mit seiner Gegenwart, und es ist merkwürdig, wie rasch die Meinungen in Frankreich umschlagen, wie bald man dahin zurückkehrt, glänzende, renommirte Persönlichkeiten nicht blos wieder anzuerkennen, sondern in wahrhaft orientalisch-sklavischem Prachtstyle zu feiern. Mignet sprach in dieser Versammlung, sich gegen Chateaubriand wendend, folgende Worte: „Es kostet mich viel Überwindung, meine Herren, hier Demjenigen keine öffentliche Huldigung darbringen zu können, dessen machtvolle Stimme, mitten unter unsern Stürmen und Ruinen, dem 19. Jahrhundert diesen religiösen und freisinnigen Charakter aufdrückte, welchen es immer bewahren sollte. Hr. v. Chateaubriand, der mich durch seine Gegenwart ermuntert, durch seine Willensmeinung zurückhält, erlaubt mir nicht, Worte auszusprechen, welche gewiß nur der Ausdruck eines Allgemeingefühls sein würden" u. s. w. Mignet erwähnte hierauf, daß Chateaubriand seit 40 Jahren ihm sein ganzes Wohlwollen geschenkt, und so werde dieser Name, den er vergebens verschweigen gewollt, dieser Name, welcher so viele Namen zu überleben bestimmt sei, dem seinigen — Mignet's — mit sich auf seinen Flügeln emportragen.

Das Schauspiel war fertig, als Ballanche's Rede folgendermaßen schloß: „Es möge mir erlaubt sein, meine Herren, hier noch eine Pflicht zu erfüllen, eine süße und heilige Pflicht gegen den würdigen Repräsentanten dieser Gesellschaft, welcher mich an seiner brüderlichen Hand in den Schoos einer so glänzenden Stätte des Lichts einführte. — — Er, der seit so vielen Jahren meine oft nur von einer so kleinen Zahl gekannten Schriften mit seinem Beifall ermuthigen gewollt hat, kann an meiner Dankbarkeit nicht zweifeln; er, der für die Geschichte einen neuen Weg einzuschlagen und sie so dramatisch zu machen gewußt hat, kann nicht zweifeln an meiner Bewunderung" u. s. w. In diesem Augenblicke sei es rührend gewesen, berichtet Ph. Chasles, „die ganze Versammlung, außer sich vor Respect und Verehrung, ihre Blicke wie durch eine gemeinsame

Eingebung auf den grünlichen Matten nichten zu sehen, welcher mit so vielem Erfolg an dem Mandat des noch nicht ausgetobten und noch immer wuchernden Vulkans die großen Wahrheiten von Ordnung, Autorität, Vernunft und besonders Größe der Selbstverleugnung proclamirt hat." Ph. Chasles gesteht übrigens selbst, daß man diese Feierlichkeit mit denselben Empfindungen und Absichten zu besuchen pflege, mit denen man eine Aufführung der „Lucretia Borgia" beiwohne. Noch sarkastischer spricht er sich über die jährliche am 2. Mai gehaltene Sitzung der fünf Akademien aus. Er meint, die Mitglieder der Akademien selbst seien Opfer ihres Muthes, ihres literarischen Pflichteifers und hätten nicht den geringsten Spaß davon. Es sei eine Mannichfaltigkeit ohne Interesse, eine Langweile ohne Ernst, eine Frivolität ohne Vergnügen, Alles sei von der möglichsten Monotonie und Zusammenhangslosigkeit. Was für eine schöne Meinung müßten die paar Fremden, die auf den Bänken des Halbkreises diese Gemengsel von Prosa und Vers mit anhörten, von der ersten intellectuellen Körperschaft Frankreichs und Europas mit nach Hause bringen, diese Engländer, diese Preußen und Schweden, welche auf Grund des Programms zu dieser Sitzung herbeigelaufen wären? Der linguistische Preis, die Restauration von St.-Denis, von Hrn. Debret besprochen, Untersuchungen des Hrn. Paul Paris über Ogier den Dänen und eine Familienepistel von Hrn. Ancelot! u. s. w. Übrigens erhielt Theodor Benfey den linguistischen Preis für sein „Griechisches Wurzel-Lexikon" (2 Bde., Berlin 1839—42), während der Verf. eines Memoire: „Histoire de la langue romane", mit einem Motto des Inhalts, daß der Fortschritt der Sprache eines Landes zugleich den Maßstab für seine Civilisation abgäbe, ermuntert wurde, seine interessanten Forschungen über das mittägliche Frankreich fortzusetzen. 5.

Literarische Notizen.

Wenn einmal eine literarische Mode sich ein weites Publicum gebildet hat, so spukt sie noch lange fort, selbst wenn der Geschmack dafür sich längst verloren und eine neue Form an ihre Stelle getreten ist. Gegenwärtig ist in Frankreich die Wuth der sogenannten „Physiologies", und indem alle Welt nach diesen kleinen, witzigen, farbenspielenden Büchlein à 1 Franc greift, haben sich die Schriftsteller der Form bedienen müssen, die der erste Physiologist in seiner „Physiologie du fumeur" geschaffen hat. Wie lange wird es dauern und man wird diese Büchlein trotz ihres Geistes, trotz ihrer sprudelnden Laune in eine Ecke werfen wie einen abgenutzten Kalender vom vorigen Jahre. Vor Jahren, als die romantische Schule den Geschmack an der Poesie wiedererweckte, der vom Classicismus in den Schlaf gelullt war, verlangte das Publicum Alles bis auf seinen Premier-Paris (leading article) in Versen. Die Politik mußte das Flittergewand der Poesie anziehen, und Barthélemy schuf ein politisches Oppositionsblatt, das ganz in Versen abgefaßt war. Gegenwärtig ist auch diese Mode vorüber, und die Versewuth hat, wenn auch nicht bei Denen, die sie machen, doch bei Denen, die sie lesen, längst nachgelassen. Dessenungeachtet sucht man von Zeit zu Zeit das von Barthélemy geschaffene Genre wieder zu beleben. Leider geschieht es stets vergeblich, und wenn der Verf. der „Némésis" selbst wieder aus seinem Schlafe sich aufraffte, um die Peitsche zu schwingen, die er gegen baare Bezahlung bei einer hohen Person in Verwahrung gegeben hat, so würde er nur mittelmäßig interessiren. Wenn aber untergeordnete Geister die leidige politische Poeterei wiederaufnehmen wollen, so kann man ihrem Beginnen von vornherein kein langes Gedeihen voraussagen. So fristet schon seit einigen Monaten eine Fortsetzung der „Némésis", von Destigny aus Caen, ihr unbemerktes Leben. Ihr Verfasser mag sich stacheln, wie er will, bisweilen selbst einen hübschen poetischen Anflug nehmen, der Pegasus, den er reitet, ist lendenlahm und findet keinen Käufer mehr. Auch Ancelot, so viel Geist er auch in seinen „Familiers", die gleichfalls eine Art satirischer Revue bilden, verspricht, würde schwerlich einen Leser finden, wenn nicht seine andern literarischen Producte ihm ein Publicum, wenn auch ein kleines nur, sicherten. Wir haben die neueste Nummer dieses beißenden Sittenspiegels vor uns und sind überzeugt, daß Ancelot, obschon bereits ins Heiligthum der Académie française aufgenommen, doch noch einige Pfeile gegen dieses Corps absendet, als stände er noch vor der Thür, Einlaß begehrend und Zähne klappernd wie Heinrich vor Canossa. Wir citiren folgende Stelle:

Je devine
Une vieille rancune a gonflé ta poitrine:
Tu reconnais ces murs que le temps a noircis,
Ces murs où gravement quarante hommes assis,
Législateurs dans l'art de parler et d'écrire
S'écoutent sans bâiller et se vantent sans rire.

„Tout finit par des chansons!" konnte lange Zeit in Frankreich fast als eine buchstäbliche Wahrheit gelten. Die Herrschaft des Refrain und der Chansons hat sich etwas gemindert: denn wenngleich es grundfalsch ist, sich mit vielen unserer politischen Correspondenzler aus Paris den heutigen Franzosen als ausgesogenen, vertrockneten Greis vorzustellen, der sich nicht auf den marklosen Beinen halten kann und der mit dem zahnlosen Kopfe wackelt, so ist doch allerdings mit dem französischen Nationalcharakter eine allmälige Veränderung vorgegangen, und der heutige Franzose dürfte im Ganzen weniger Werth auf ein treffendes Witzwort und einen glücklichen Refrain legen als seine Vorältern. Immerhin muß man sich aber nicht einbilden, als wäre Ohr und Herz des Franzosen nicht mehr offen für die Lieder, die seinen Vater zu Großthaten angetrieben und begeistert haben. Der ungeheuere Beifall, mit dem eine vor kurzem begonnene Sammlung der schlagendsten politischen Lieder („Chants et chansons politiques de la France") aufgenommen ist, beweist unwiderleglich, daß sie noch nicht vergessen sind und daß ihre begeisternde Melodie in Millionen Herzen noch Anklang finden. Die gelungene Ausstattung gibt dem Werke, das heftweise mit Text, Melodie und Vignetten herausgegeben wird, zugleich einen artistischen Werth.

Übersetzung folgt in Frankreich auf Übersetzung. Wir würden nicht fertig, wenn wir nur die hauptsächlichsten davon aufzählen wollten. Petrarca, der schon wenigstens fünf bis sechs Mal in kurzer Folge bearbeitet ist, wird vom Grafen v. Grammont noch einmal vorgenommen. Diese Übersetzung ist fließend, die Verse sind harmonisch gebaut. Graf v. Grammont hat seine Gewandtheit in italienischen Formen, mit denen die französischen Dichter oft seltsam umspringen — so nehmen sich viele die Freiheit in dem zweiten Gliede des Sonetts einen neuen Reim einzuführen u. s. w. — schon vor einigen Jahren in einem Bändchen von Sonetten bewiesen. 32.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Medicaer. Drama in fünf Acten vom Fürsten zu Lynar. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Früher erschien bereits von demselben Verfasser, nach der neuesten Bearbeitung gedruckt:

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 204. — 23. Juli 1842.

The Mabinogion from the Llyfr Coch (red book) o Hergest etc. by Lady *Charlotte Guest*. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 203.)

Die Herausgeberin der „Mabinogion" hat sich noch ein weiteres Verdienst dadurch erworben, daß sie eine der vielen Handschriften von Chretien's Chevalier au lion (k. Bibl. N. 1891. Suppl. fr. 210) hat abdrucken lassen. Wir können nun unsers Hartmann Bearbeitung vergleichen und dadurch ihren Werth und Verdienst besser bestimmen. Wenn die herabsetzenden Urtheile der „Geschichte der deutschen Dichtung" über diesen und die ihm folgenden Übersetzerdichter schon früher vielleicht Manchen unserer altdeutschen Literaten und Philologen beleidigt haben, so wird man sich nun wol überzeugen müssen, nicht allein daß ihm nicht Unrecht geschehen, sondern daß ihm sogar noch etwas zu viel eingeräumt war. Ein jeder wäre bisher gewiß der festen Meinung gewesen, daß jene zarten Erörterungen und Ergüsse über die Macht der Liebe, jene feinen Bemerkungen über das Verliegen aus Liebe (empirer per amor), jene subtilen Spiele der Rede, jene zarte Verdeckung der Härten und Blößen der walisischen Sage Hartmann's Eigenthum seien, da sie mit dem züchtigen und feinen Gemüthe des Dichters, wie man es allerwege erkennt, so innig verwachsen scheinen, wie nur ein Eigenthum sein könnte. Dies erweist sich leider anders; und aus Scheu vor der Vergleichung, wie einmal Lachmann zu vermuthen geneigt war, hätten die Franzosen ihren Löwenritter allerdings nicht so lange zurückzuhalten brauchen; denn fast Alles, was im Iwein durch Bildung, Geist, Menschenkenntniß oder irgend ein anderes Verdienst anzieht, gehört dem Franzosen. Das Raisonnement über die Minne und ihre Art von V. 1537 an, die Seelenschilderung in dem sich anspinnenden Verhältnisse Iwein's und Laudinens in ihrem ganzen Umfange, ihre erste Unterredung, die warnende Rede Gawein's an Iwein (mit Ausnahme der Citation des Erec), der Inhalt des Gespräches mit der Minne V. 2971 ꝛc. (das sich im Französischen viel natürlicher mit den Worten cors und cuer fortspielt), und ebenso das zweite V. 7027 u. fg., Alles findet sich dem Wesen nach bei Chretien und nur die Form des Gespräches mit Frau Minne ist Hartmann eigen: das hatte er aus dem Minnelied und aus Veldeck gelernt. Die Art der Erzählung und der Erörterung ist copirt; Reim und Vers, ihren Bau und Reinheit, brauchte Hartmann nur bei Chretien abzusehen; alle Einzelnheiten der Manier, die kurzen Wechselreden und Stichomythien, die Häufung von refrainartig gebauten Versen, das Ballfangen mit dem oder jenem Worte, Alles ist dort wie hier; nur ist in dem Vortrage größere Weichheit wie in dem durchscheinenden Gemüthe des Deutschen; sogar die Sentimentalitäten, die Freude am Vogelsang, die Minnegefühle sind bei aller Übereinstimmung etwas verschieden tingirt, und man kann sagen, daß in dem Bilde und Begriffe von Amor und Minne der ganze Unterschied von Handlung und Färbung der erotischen Scenen und Raisonnements bei dem Franzosen und Deutschen gelegen ist. Einzelne Abweichungen in dem Thatsächlichen und der Auffassung fehlen nicht. Sie erklären sich zum Theil durch das größere Zartgefühl und die Gutmüthigkeit Hartmann's. Wie Lunete ihrer Herrin räth, sich einen neuen Vertheidiger zu wählen, sagt Chretien:

La dame si sest bien et pense,
Que cele la conseille a foi.
Mes une folie a en soi,
Que les autres dames i ont,
Et a bien pres toutes le font,
Que de lor folies s'escusent,
Et ce qu'eles volent refusent.

Der Franzose läßt es bei diesem Tadel; der gute Deutsche kehrt aber diese Thorheit den guten Frauen zum Guten und wirft einen Seitenblick auf Die, die es übel deuten. Als Iwein toll geworden ist, nimmt er einem Jungen Pfeil und Bogen ab, womit er sich seine Nahrung verschafft; Hartmann läßt diesen Zug weg, vielleicht war er ihm nicht ritterlich genug. Doch könnte Hartmann auch eine andere Recension des französischen Gedichts vor sich gehabt haben; die vielen Handschriften sollen in Kleinigkeiten zuweilen abweichen. So stimmt der Name des erschlagenen Gatten (Ascalon bei Hartmann, Etcadoc bei Chretien) nicht; so ist die Episode (V. 4530 fg.) von der Entführung der Gynover (Gwenhwyvar im Wälschen) bei Hartmann weit ausgeführt, bei Chretien nur kurz berührt. Wäre die in andern Artusromanen vieldehandelte Scene von Hartmann zugesetzt, so gäbe auch dies von seinem Talente, eine Erzählung zu ordnen und zu führen, nicht eben gutes Zeugniß.

Das zweite Mabinogi, das unser Werk aus Hergest's rothem Buch mittheilt, von Peredur, dem Söhne Evrawc's, ist noch weit interessanter als das von Owain, Urien's Sohn; es ist die entfernte Quelle des „Parzival". Es rechtfertigt auf eine ganz eclatante Weise Gervinus' dreist ausgesprochene Behauptung, daß diese Sage „in einer frühern gänzlich verlorenen Gestalt dem britischen Kreise und der britischen Manier angehört hat, wo der Parzival ganz eine solche Figur gespielt haben möchte, wie Lanzelot oder Wigamur oder Fergus"; daß dieser Sage dann in der Provence erst die Herrlichkeiten von der Reliquienlegende, dem „sacro catino, dem Tempelorden, dem Hause Anjou u. fg. angeknüpft wurden, die uns im ‚Parzival' der Mittelpunkt der Sache scheinen". Man könnte in der That keine Quelle zum „Parzival" erfunden haben, die diese Aussprüche besser bewährte, als es das gefundene Märchen von Peredur thut. Die tiefsinnigen Forschungen und Görres'schen Phantasien über die Gral-Sage fahren damit zum größten Theile in alle Lüfte. Die „Geschichte der deutschen Dichtung" hatte diesen ganzen Plunder schon mit aller Bestimmtheit verworfen und die ganze Gral-Legende im Wesen auf die Fiction eines phantasievollen Kopfes geschoben. Dies hatte die mittelalterigen Mythologen nur entsetzen können und San Marte erörterte die ganze Sache noch einmal mit aller Ausführlichkeit, in Görres' Spuren fortgehend. Doch ist er unbefangen genug, nach der Erscheinung unserer „Mabinogion" die Sache zum guten Theile aufzugeben; denn in dem Märchen von Peredur ertappt man leider den höchst elenden Anlaß, der zu der ganzen Anknüpfung der sangreal-Legende auffoderte. Wäre diese Legende, für sich, in selbständiger Abtrennung, irgendwo vorher nur einigermaßen ausgebildet oder gepflegt gewesen, so würde man sie gewiß nicht an eine so äußerst dürftige und geringe Erzählung wie die von Peredur angeknüpft haben, und es wird wol dabei bleiben, daß irgend ein großer Geist die zwei vielleicht gleich unbedeutenden Sagenelemente miteinander zu verbinden wagte, weil er sich bewußt war, eines mit dem andern adeln und zur Würde eines wahrhaften Gedichts emporheben zu können. Die Kenner des „Parzival" mögen aus der nachfolgenden Analyse des walisischen Märchens von Peredur urtheilen, aus welch geringen Anfängen sich das ungeheure Werk des Kyot von Provence aufgebaut hat. Die ganze Richtung unserer deutschen Alterthums- und Dichtungsforscher, nach der sie gerne im Hintergrunde unserer alten Epen eine Reinheit der Sagen suchen, in ältern Quellen auf den „ursprünglichen Sinn" einer Sage hindurchzuschauen hoffen, erhält hier einen argen Stoß, und der historischen Ansicht bleibt der Sieg, die den Sagen erst in den abschließenden Behandlungen überlegener Dichter Sinn und reine Gestalt geliehen findet und in den ältern überall nur die rohern Elemente sucht. Es ist vergebens, nach der Auffindung des Peredur noch auf andere Quellen zu warten, die vielleicht den Sinn der Sage von Parzival ursprünglicher darbieten würden; denn leider bieten sich hier die Anfänge aller der wesentlichen Fäden dar, aus denen das Thatsächliche im „Parzival" fortgesponnen ist, und überall finden sich in dem sinnlosen Rudimente dieser Sage die Schlingen, an die sich gerade das Sinnvolle der Gralgeschichte erst später angeknüpft hat. Wenn die bösen Hexen von Gloucester noch immer spukten und dem Tiefsinne unserer Mythologen hätten Streiche spielen wollen, so hätten sie es nicht besser und einfacher machen können, als daß sie dieses Märchen von Peredur ans Tageslicht förderten. Wir lassen endlich den Auszug folgen.

(Der Beschluß folgt.)

Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Mit besonderer Rücksicht auf Willibald Pirkheimer. Von Karl Hagen. Erster Band. Erlangen, Palm. 1841. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

An den allerdings sehr äußerlich gefaßten Titel dieses Werks, sowie an mancherlei Beiwerk und die theilweise Formlosigkeit desselben darf sich weder der Leser noch der Kritiker stoßen. Indem der Verfasser sich in Forschungen über das Leben und die Wirksamkeit Willibald Pirkheimer's vertiefte, hat sich ihm die Arbeit unter den Händen gewaltig erweitert; freilich wäre es dann auch dessen Pflicht gewesen, die Herausgabe seiner Studien nicht zu übereilen, sondern denselben vorher die möglichste Einheit und Vollendung zu geben. Das Werk ist seinem Wesen nach eine vortreffliche Entwickelung der reformatorischen Idee in Deutschland, die mit dem vorliegenden ersten Bande bis zum Schlusse des dritten Decenniums im 16. Jahrhunderte reicht. Eine solche Bearbeitung der Reformation ist, wenn nicht ganz neu, doch in dieser Ausdehnung noch nicht unternommen worden. Der Verf. geht mit philosophischer Methode an seine Entwickelung und stützt sich auf einen außerordentlichen und selbständigen Apparat literaturgeschichtlicher Kenntnisse; protestantische Gesinnung und der Geist der Freiheit ist ihm dabei nicht abzusprechen. Hätte darum der Verf., statt sich in literaturhistorische Fragmente und Notizen zu zersplittern und hiermit nicht selten die allgemeine Idee und die gründlichen Gesichtspunkte zu verdecken, die Darstellung mehr nach der geschichtsphilosophischen Seite hin gravitiren lassen, so würde er ein für die Gegenwart gewiß anregendes und um so werthvolleres Werk geschaffen haben, während man dasselbe in der vorliegenden Form bald für eine mangelhafte Reformations-, bald für eine unvollendete Literaturgeschichte halten muß.

Das Buch zerfällt in eine Reihe von Capiteln. Nach allgemeinen, aber nicht eben unbekannten Bemerkungen über Alterthum, Mittelalter und neuere Zeit gelangt der Verf. auf die ersten Spuren der Opposition gegen die mittelalterliche Richtung. Während sich das classische Alterthum der lebendigen und concreten Natur in naiver Weise hingab und diese Unbefangenheit in Staat, Religion, Wissenschaft und Kunst heiter zurückstrahlte, offenbart sich der Gegensatz des christlichen Mittelalters in der ausschließlichen Richtung auf die innere Welt, auf das Gemüth. Das Mittelalter leugnet die Natur und tritt ihr in seinem Festhalten des abstracten Geistes rücksichtslos gegenüber. An diese allgemeine Charakteristik knüpft der Verf. die Entwickelung aller Zweige des mittelalterlichen Lebens. Der subjective, noch nicht zur schöpferischen Objectivität des Gedankens fortgetriebene Geist offenbart sich im Staatsleben als ein Aggregat von unzähligen Privat- und Familieninteressen; er tritt in der Wissenschaft als der Alles beknechtende, bald mehr oder weniger an den Mysticismus hingegebene Scholasticismus hervor; er gestaltet sich in der Religion und in der Kirche zur vollendetsten geistlichen Hierarchie aus; er manifestirt sich im praktischen Leben, wenn auch unter den verschiedensten Formen, in der Askese.

Alle diese verschiedenen Lebenskreise haben aber ihren Gen-

tralpunkt in der Kirche; sie breitet über jegliche Existenz ihre Arme aus und muß darum gegen das 12. Jahrhundert von dem nach Vorschritt und Entwickelung drängenden allgemeinen Leben Opposition erfahren. Wenn der Verf. auch nicht gründlich in den historischen Stoff selbst eindringt, so macht er doch die richtige Bemerkung, daß die hierarchische Gewalt das erste feindliche Widerstreben in dem Bewußtsein und der Ausbildung der Nationalitäten und in der Consolidirung des staatlichen und bürgerlichen Lebens gefunden habe. Leider läßt er für die Folge seines Werks diese politische Opposition ganz fallen, oder erwähnt deren nur beiläufig; er behält dafür aber die wissenschaftliche und literaturgeschichtliche Bewegung um so fester im Auge. Diese reingeistige Bewegung der Opposition spricht sich aber gegen die Hierarchie gegen Ende des 12. Jahrhunderts das erste Mal entschieden aus: und zwar in dreifacher Hinsicht. Der sittliche Geist fühlt sich von der äußern und versunkenen Religiosität der Kirche nicht befriedigt und tritt theils in einem begeisterten, tiefsinnigen, theils mehr auf das Urchristenthum hinweisenden Protestantismus hervor; der gesunde Volksgeist spricht seinen Widerwillen gegen die Gebrechen der Kirche in der Satire und dem heitern Volkswitze aus; dem wissenschaftlichen Scholasticismus gegenüber erhebt sich an einzelnen Punkten die humanistische, auf das Studium der Alten gegründete Bildung.

Diese dreifache Opposition entwickelt nun der Verf., der hierarchischen, besonders auf Mönchsthum und Ketzerverfolgung gegründeten Reaction gegenüber, freilich auf eine gedrängte und sehr allgemeine Weise, bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dann betritt er den deutschen Boden ausschließlich. Er erwähnt zuvörderst als Nationalopposition das Widerstreben der deutschen Kaiser gegen die Macht der Päpste. Hierauf geht er in die, auf sorgfältiges Studium der Specialgeschichte gegründete, Verbreitung der reformatorischen Tendenzen der Waldenser, der Wicliffiten und der Hussitischen Lehren in Deutschland ein. Eine andere Seite dieser religiösen Bestrebungen ist der Mysticismus, der im 14. Jahrhunderte in Deutschland erwachte; auch in dieser Materie bekundet der Verf. ein gründliches und umfassendes Selbststudium. Er schildert nach ihrem Charakter, ihren Ansichten und ihren Wirkungskreisen die deutschen Mystiker, wie Tauler, Heinrich Suso, Heinrich v. Nördlingen, Ruysbroek u. A., und gibt uns eine kurze Geschichte jener halb geistlichen, halb literarischen Congregationen, in welche sich die Mystiker zusammenschlossen und die sich auch über ganz Norddeutschland unter dem Namen der „Brüder des gemeinsamen Lebens" reißend schnell verbreiteten. Die Geschichte von Gerhard Groot, Radewin, Gerhard Zerbolt und Thomas von Kempen schließen sich an diese Gesellschaft. Mit Recht verweilt der Verf. bei den Ansichten und der Wirksamkeit dieser Männer länger als bei allen Andern, denn sie sind in jener Zeit des wissenschaftlichen und religiösen Verfalls die einzigen blühenden und fruchtreichen Gestalten, die die Eigenthümlichkeit und die Fülle des deutschen Geistes aufzeigen und bei aller Ruhe und friedlichen Thätigkeit, bei aller einseitigen Neigung zur Contemplation, doch schon die Hierarchie an ihrer tiefsten Wurzel verletzen. Nicht minder müssen wir auch anerkennend aussprechen, daß er diese religiöse Innerlichkeit nach ihren Früchten festhält und sie im Gegensatze zu Jenen, welche die Reformation und den deutschen Protestantismus gern als die einzige Folge des humanistischen Studiums darstellen möchten, immer als das andere Hauptmoment auftreten läßt, welches die thatsächliche Reformation vermittelt. Weniger verfolgt der Verf. die volksmäßig satirische Richtung, welche im 13. und 14. Jahrhunderte gegen die Hierarchie und die bevorrechteten Classen Opposition macht. Sie erscheint in der Literatur auf doppelte Weise; einmal im Volksliede, wo blos die natürlichen Empfindungen und Situationen wiedergegeben werden, die sich im Leben finden, und wodurch der Sinn für Leben und Natur angeregt und verallgemeinert wird; dann aber auch in negativer Weise im Schwanke und in der Satire, welche die socialen Zustände lächerlich macht und persiflirt. Diese volksmäßige Richtung bemerkt der Verf. sehr richtig, bildete, mit ihrer Natürlichkeit und ihrer steten Beziehung auf das praktische Leben, ein heilsames Gegengewicht gegen den Mysticismus, wenn er oft ins Excentrische zu gerathen drohte. Die humanistische Richtung jener Zeit gibt aber dem Verf. ein anderes Feld der Entwickelung und der Anwendung seiner gelehrten Kenntnisse, und wenn es dabei scheinen möchte, daß er nicht selten auf das äußerliche Material und die historische Notiz mehr als auf die Entwickelung des Innerlichen, des wirkenden Geistes, Rücksicht nähme, so müssen wir auf der andern Seite freilich bedenken, daß sich hier gerade der Gegenstand weniger in reichen, positiven Früchten, als vielmehr in einer Menge zersplitterter und nur anregender Persönlichkeiten herausstellt.

Unter den zerstreuten Thatsachen und Persönlichkeiten tritt im 15. Jahrhunderte in den humanistischen Bestrebungen die Gestalt des Äneas Sylvius ganz besonders hervor. Der Verf. beschäftigt sich sowol mit dessen Leben, als mit dessen Charakter und Wirksamkeit; erst Sylvius der Papst, und mithin dessen oppositionnelle Stellung gegen die reformatorische Idee, bildet die Grenze dieser gründlichen Forschung und Darstellung. In einer Reihe, im Auszuge mitgetheilter Briefe, die in jener Zeit den literarischen Journalismus vertreten, werden die Bildung, die Anregungen, die außerordentlichen Verbindungen des außerordentlichen Mannes entwickelt. Indessen übersieht unser Verf. nicht, daß Sylvius in Deutschland bei allem Einflusse eine fremde Erscheinung und ein fremder Charakter, daß er seinem ganzen Wesen nach ein Italiener ist. In Italien nämlich, wo die classische Bildung in vollster Blüte stand und ein wesentliches Element des gebildeten Hof- und Weltmanns ausmachte, führte diese Bildung selbst nicht, wie bald nachher in Deutschland, zu einer Vertiefung und Umwandelung des ganzen theoretischen und praktischen Lebens, sondern sie blieb abstract: sie war ein heiterer Lebensgenuß, der gegen Staat und Kirche indifferent blieb, in allen Conflicten sich egoistisch schmiegte und die egoistische Tendenz geistlichen und weltlichen Despotismus sogar unterstützte. Als einen solchen heitern und gebildeten Weltmann, mit dieser praktischen Klugheit und Gewandtheit, sucht der Verf. den Sylvius darzustellen. In dieser Weise tritt auch der Kreis von Männern auf, welche der kaiserliche Rath oder Secretair in Wien um sich versammelte. Tiefer wurde schon der deutsche Gregor von Heimburg durch das Studium der Alten bewegt, sowie die ganze Zahl von deutschen Männern, welche Heimburg meistentheils zu Nürnberg an sich und die Wissenschaft zu fesseln wußte. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte die humanistische Bildung in Deutschland schon viel Breite und Tiefe gewonnen: es standen eine Menge ausgezeichneter Männer, wie Felix Hemmerlein, an der Spitze des Humanismus, sodaß der Kampf gegen die Hierarchie und den sonst befreundeten Papst sich offen einleiten und auch die reactionairen Tendenzen sich allenthalben zeigen mußten. Der Überblick, den uns der Verf. hierbei über die Parteien und deren Bestrebungen gibt, ist für den Deutschen von außerordentlichem Interesse. Die volksmäßige Opposition im Schwanke und der Satire ist in voller Blüte; die theologische Richtung vertreten ganz vorzüglich Johann Wessel und Geiler von Kaisersberg; in der classischen Literatur sind es besonders die Schüler des Thomas von Kempen, wie Rudolf Agricola, Johann Reuchlin, Konrad Celtes, welche die gewonnene Bildungsstufe zu behaupten, zu erweitern und in die deutsche Nation einzubilden suchen. Der Verfasser geht bei der Schilderung des Charakters und der Thätigkeit dieser drei um die Entwickelung des deutschen Geistes so sehr verdienten Männer mit großer Gründlichkeit zu Werke.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts ist der Classicismus in Deutschland schon allgemein verbreitet und trägt in der Wissenschaft, namentlich in der Theologie die glänzendsten Früchte. Der Verf. verfolgt in einigen Capiteln mit statistischer Genauigkeit die Spuren dieser Bildung durch ganz Deutschland. Sie

concentrirt sich einmal in einzelnen anregenden Persönlichkeiten, dann aber in Schulen und gelehrten Anstalten. Er durchwandert mit dem Leser die Rheingegenden, Schwaben, Baiern, Österreich, das nördliche Deutschland, die sächsischen Länder und Franken. Er trägt Alles zusammen, was ein weitschichtiges Studium dieser Literaturepoche nur gewähren kann, und dies ist um so verdienstlicher, je größer die Schwierigkeiten sein müssen, diese ganz vereinzelten Elemente aufzusuchen. Dem Frankenlande und der freien Stadt Nürnberg widmet er ein besonderes Capitel, denn namentlich in Nürnberg ist der Focus aller Bildung in Kunst, Gewerbe, Literatur und Wissenschaft jener Zeit. Den Mittelpunkt dieses nürnberger Lebens bildet aber wiederum Willibald Pirkheimer; er ist, was Geist, äußeres Glück, Stellung und Persönlichkeit betrifft, unter allen Männern seiner Zeit die bedeutsamste und einflußreichste Gestalt. Der Verf. hat den außerordentlichen Mann ganz vortrefflich charakterisirt, ja er läßt sich sogar von dieser glänzenden Erscheinung hinreißen, in das Leben derselben mehr einzudringen, als es der Zweck seines Vorhabens verlangt und erlaubt. Wir lassen hier die Stelle folgen, in welcher der Verf. den Charakter Pirkheimer's zusammenfaßt; sie wird zugleich ein Zeugniß von der Darstellungsgabe desselben ablegen:

„Pirkheimer war ein stattlicher Mann, mit ausdrucksvollem Gesicht, wie sein Portrait von Albrecht Dürer bezeugt. Von der Natur mit den schönsten Geistesgaben beschenkt: mit einem vortrefflichen Gedächtnisse, einem treffenden Urtheile, schlagendem Witz, geistvoller Auffassung der Verhältnisse: nicht ohne Selbstgefühl, das einmal, beleidigt, manchmal etwas zu schroff hervortreten mochte, zugleich aber wohlwollend, freundlich, dienstfertig und freigebig, überhaupt eine edle Natur, von einer männlichen Gesinnung, welche mit höherer Hand die einmal erkannte Wahrheit festhält, aber die Extreme verabscheut, daher eher vermittelnd und versöhnend, ohne jedoch in eine nichtssagende Halbheit zu verfallen. Er ist ergriffen von der hohen Bedeutung echter Wissenschaft und widmet ihr mit Liebe Zeit und Kräfte; aber da er ein Mann ist, der das Leben kannte, ist sie ihm nur von Bedeutung wegen des Einflusses auf dieses und auf die ganze Gesinnung des Menschen; darum fühlt er sich insbesondere zur classischen Literatur hingezogen. Die praktische Weisheit, welche diese gewährt, ist Das, was er aus der Wissenschaft gezogen wünscht. Die literarischen Bewegungen seiner Zeit, die er mit Aufmerksamkeit verfolgt und von denen ihm keine bedeutende Erscheinung entgeht, betrachtet er auch von diesem höhern Gesichtspunkte aus, von ihrem Einflusse aufs Leben: er unterstützt daher die freiern Richtungen auf jede Weise; er erwartet von ihnen eine heilsame Verbesserung der sozialen Zustände. Er ist kein Schriftsteller von Profession, er beschäftigt sich mit Dem, was ihm gerade zusagt: gibt er einmal die Resultate seiner Studien ins Publicum, ist es immer etwas Gediegenes, Durchdachtes. Man merkt ihm an, daß es das Erzeugniß eines innern Bedürfnisses, nichts Gemachtes ist. Fühlt er aber, daß die literarischen Zustände auf einem Punkte angelangt sind, wo etwas gethan werden müsse, dann tritt er hervor mit einem gewichtigen, ernsten Worte oder mit beißender Satire, und das ist immer von großer Bedeutung."

In gleicher Weise sucht der Verf. auch die übrigen bedeutenden Persönlichkeiten jener Literaturepoche charakteristisch zu ergreifen; wir erwähnen hier nur Celtes, Hermann vom Busche, Rhagius Ästicampianus, Ulrich von Hutten, Wimpheling, Reuchlin und Erasmus. Die positiven Früchte, welche diese Männer in Literatur und Wissenschaft schon bereits hervorgerufen, werden darum billigerweise von dem sechsten Capitel an ein Gegenstand gründlicher Entwickelung. Der Verf. geht vorerst die Leistungen durch, welche diese Männer in der Herausgabe und Übersetzung der Classiker zurückgelassen haben; er entwickelt ferner die bedeutenden Fortschritte der philologischen Wissenschaft in der Grammatik und Stylistik. Daran knüpfen sich die lebendigen Einwirkungen der Philologie auf die übrigen Wissenschaften und die poetischen Productionen; die Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaften, vornehmlich aber die Geschichte und die Theologie nehmen unter diesem Einflusse eine neue Gestalt und einen neuen Umschwung. Bei der Theologie des Erasmus und den religiösen Ansichten des Mutianus Rufus, als den charakteristischen Erscheinungen der Zeit, verweilt der Verf. mit besonderer Ausführlichkeit. Das Studium der heiligen Schrift in der Ursprache und die exegetischen Wissenschaften werden schon allgemein als die Grundlage der wissenschaftlichen Theologie angesehen.

Die Wechselwirkung der wissenschaftlichen Disciplinen und die Berührungen der Wissenschaften mit dem Leben führen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts eine gediegene und in ihrer Wirksamkeit kräftige Vereinigung der humanistischen, theologischen und volksmäßigen Richtung nicht allein innerlich, sondern auch allmälig äußerlich herbei: die Reaction gegen die Herrschaft des alten Geistes und gegen den Papst verbreitet sich somit durchgreifend durch alle gesellschaftlichen Kreise des weiten Deutschlands. Sebastian Brandt, ein classisch gebildeter Mann und akademischer Lehrer, stieg zuerst zum natürlichen Volksgeiste herab und machte im Volkstone die Gebrechen der Zeit lächerlich. Heinrich Bebel zog in seinen scharfen, aber für einen weiten Leserkreis berechneten Schriften gegen den Scholasticismus, die Ketzerei und die Feinde der Poesie los. Er gehört unbedingt dem Humanismus und der Volksmäßigkeit zugleich an. Erasmus aber schrieb sein berühmtes „Lob der Narrheit". Auf allen Punkten gerathen jetzt diese herrlichen und begabten Männer zum Schlusse des Jahrhunderts mit den Vertretern des alten Weltgeistes in Kampf und Streit, und Rom und die Hierarchie erheben sich zu ernstem Widerstande. Der Streit Reuchlin's mit den Kölnern, der Streit Wimpheling's mit den Augustinern, das Auftreten Hutten's und endlich der Sieg der Humanisten bilden den wohlmotivirten Schluß dieses ersten reichen Bandes.

Möge der Verf. die fernere Entwickelung der reformatorischen Idee mit ebenso tüchtigen Vorstudien, aber mit strengerer Disciplin und mit größerer Energie des philosophischen Gedankens ins Werk setzen. 37.

Miscellen.

Bekannt ist folgendes Epigramm von Kästner:

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht.
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und diesen kannt' er nicht.

Ebenso bekannt ist eigentlich, daß unter besagtem Plato Niemand anders als Moses Mendelssohn verstanden werden kann. Dennoch gibt es einen Redacteur eines kritischen Blattes, der noch dazu eine Geschichte der deutschen Literatur verfaßt hat und doch der Meinung ist, daß „wir dies auf Friedrich's des Großen Verhältniß zu Lessing deuten dürfen"; zu lesen im stuttgarter „Literaturblatt", Nr. 26 v. d. J.

Vergleich zwischen der französischen und preußischen Politik vom Jahre 1732.

Der Freiherr von Pöllnitz sagt in seinen Briefen bei Gelegenheit der Vertreibung der Protestanten aus Salzburg und deren Aufnahme in Preußen: „So hat seine preußische Majestät weder Sorge noch Kosten gespart, der ganzen Welt zu erkennen zu geben, daß, gleichwie Frankreich die Zuflucht unglücklicher Könige, also die preußischen Lande die Freistatt eines unterdrückten Volks wären." 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 205. — 24. Juli 1842.

The Mabinogion from the Llyfr Coch (red book) o Hergest etc. by Lady *Charlotte Guest*. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Der kriegerische Evrawc fiel mit sechs Söhnen; seine Witwe zieht sich mit dem siebenten, dem jungen Peredur, in Wald und Einsamkeit zurück und hütet ihn vor Waffen und Kenntniß aller Dinge; er gibt ähnliche Zeichen seiner Einfalt kund, wie Parzival mit den Vögeln. Einmal sah er drei Ritter vorbeiziehen (es waren Gwalchmei, Geneir und Owein), und auf seine Frage um sie sagt ihm die Mutter, es seien Engel. Er befragt aber die Ritter selbst, erhält Aufklärung, nimmt das beste der Zieh- und Tragpferde seines Hauses, staffirt es nothdürftig aus und zieht ab. Die Mutter gibt ihm den Rath zu Arthur's Hof zu gehen, bei jeder Kirche sein Vaterunser zu wiederholen; wo er Speise und Trank sähe und man sie ihm nicht anböte, solle er zugreifen; auf Nothruf zu Hülfe eilen; wo er einen schönen Juwel fände ihn in Besitz nehmen und Andern schenken, den Frauen überall artig und höflich sein.

Er kommt in einen Wald, sieht ein Zelt, denkt, es sei eine Kirche, und spricht sein Vaterunser; er geht hinein und findet eine Jungfrau mit einem goldenen Ringe an der Hand; er bemerkt Speise und greift zu, da er einige Tage gefastet hatte; dann nimmt er ihr den Ring, Alles nach seiner Mutter Auftrag, und zieht weiter. Der Herr des Waldes kommt, glaubt dem Mädchen nicht, was sie ihm von dem dagewesenen Gaste sagt, und zieht mit ihr aus, ihm nach.

Peredur kommt an Arthur's Hof, wo gerade ein fremder Ritter die Königen Gwenhwyvar insultirt hatte und ihr einen Becher genommen. Den lächerlichen Gesellen, als er in die Halle kam, begrüßen ein Zwerg und eine Zwergin, die bis dahin stumm an Arthur's Hof gewesen waren, als die Blume der Ritterschaft; Kai mishandelt sie dafür und schickt den Peredur spottend, jenem Ritter den Becher abzunehmen. Peredur thut es, indem er demselben eine seiner spitzen Gabeln ins Gesicht wirft und ihn so tödtet. Er nimmt seine Rüstung, worunter ihn Owein antrifft, dem er sagt, er werde nicht zu Artus' Hof zurückkehren, bis er an dem langen Kerl (Kai) die Mishandlung der Zwerge gerächt habe. Doch gelobt er sich zu Artus' Vasallen.

In Einer Woche schickt er 16 Ritter, die er überwunden, an Artus' Hof, immer mit der gleichen Botschaft an Kai. Dann trifft er an einem See einen alten, lahmen Mann, dessen Leute fischen, und der sich, als er Peredur gewahrt, in sein Schloß zurückzieht; Peredur folgt ihm und wird mit einem Mahle empfangen. Dann fechten zwei Jünglinge spielend, mit Geißel und Schild, und auch Peredur versucht sich glücklich in dieser Übung; hierauf gibt sich der Alte als seinen Oheim zu erkennen und er lehrt ihn nun ritterliche Kunst und Sitte. Zugleich weist er ihn an, wenn er etwas fände, was ihm Erstaunen abnöthige, so solle er nicht nach dessen Bedeutung fragen.

Er kommt zu einem Schloß wieder, findet wieder einen Alten, der ihn fragt, ob er mit dem Schwerte fechten könne? Er heißt ihn eine eiserne Krampe mit einem Schwerte treffen, Krampe und Schwert spalten sich auf seinen Hieb, beide aber vereinigen sich wieder, als der Alte ihn die Stücke zusammenhalten heißt, nur das drittemal nicht. Der Alte gibt sich als einen zweiten Ohm zu erkennen und sagt ihm, er habe erst zwei Drittel seiner Stärke erreicht und werde der beste Fechter werden. Sie unterhalten sich nun, und jetzt treten zwei Jünglinge ein mit einem ungeheuern blutenden Speer, worauf die anwesende Gesellschaft in Wehklagen ausbrach, nur der Alte sprach ruhig fort. Dann kamen zwei Mädchen mit einer Schüssel und einem Menschenhaupte darauf! Peredur fragte dieser geheimnißvollen Erscheinung nicht nach.

Er reitet aus und findet im Walde ein Weib, die einen Leichnam zur Seite hat und ihn bei seiner Anrede verflucht heißt — sie gibt sich als seine Pflegeschwester zu erkennen, sagt ihm, seine Mutter sei aus Angst um ihn gestorben, jener Herr des Waldes habe ihr diesen ihren Mann erschlagen. Darauf zieht er mit ihr nach diesem aus, wirft ihn, nöthigt ihn die Witwe zu heirathen und an Arthur's Hof mit der alten Botschaft zu ziehen.

Er kommt in ein Schloß, wo eine verwaiste Jungfrau von einem unwillkommenen Werber bedrängt ist. Er hilft ihr. Dann begegnet er der Jungfrau und dem Herrn vom Walde seines ersten Abenteuers, und zwingt

diesen, die Dame unschuldig zu erklären und besser zu behandeln. In einem andern Schlosse besteht er ein Abenteuer mit den Hexen von Gloucester, die ihm Waffen geben und ihn fechten lehren.

Jetzt gelangt er in einem Thal zu einem Eremiten, und Morgens, als er aufbricht, war Schnee gefallen, und ein Habicht tödtete einen Vogel; auf das Geräusch von Peredur's Nähe fliegt er weg und ein Rabe ließ sich auf den Vogel nieder; und Peredur stand und verglich Rabe und Schnee mit dem Haar und der Farbe Derer, die er am meisten liebte. Jetzt erscheint in der Nähe Arthur und sein Hof, der Peredur suchte; er wirft den Kai, der ihn unhöflich in seinen Träumen stört, mit Gwalchmai aber geht er, der ihn schonend aus seinen „edeln Gedanken" weckt. Er begibt sich mit dem Hofe nach Caerleon. Da begegnet Peredur der Angharad Law Eurawc, und Knall und Fall erklärt er ihr seine Liebe, und sie ihm ebenso rasch, sie werde ihn nie lieben; und er: so werde er so lange zu keinem Christenmenschen ein Wort sprechen.

Er zieht ab und kommt in ein Schloß, wo ihm der Wirth und seine Söhne nachstellen, die Tochter ihn warnt; er spricht zu ihr, sie ist aber zum Glück eine Heidin; er nöthigt den Vater zum Christenglauben und zur Huldigung mit Arthur. Dann tödtet Peredur eine Schlange, die über einem göldenen Ringe lag. Dann kommt er wieder in die Nähe von Arthur's Hof, ganz verändert vom Schweigen; er hieß nur der stumme Jüngling und verrichtete unerkannt in der Nähe allerhand Thaten, die ihm die Liebe Angharad's gewinnen.

Er zieht aber wieder aus und kommt in ein Schloß, wo ihn wieder eine Tochter vor einem Vater warnt, der, einäugig geworden im Kampf mit einer Schlange, in deren Schwanz ein goldbeschreender Stein ist, jeden tödtet, der in sein Schloß kommt. Peredur besiegt ihn, erkundigt sich um die Schlange und tödtet ihn dann, obgleich er ihm Gnade verheißen hatte. Dann sucht er die Schlange auf.

Er kommt erst zu dem Palast „der Söhne des Marterkönigs", so genannt, weil sie „Addanc vom See" täglich einmal erschlägt, worauf sie dann von gewissen Weibern wieder durch Balsam lebendig gemacht werden. Er sucht den Addanc auf, der unsichtbar jeden mit einem giftigen Geschoß zu tödten pflegt; dies sagt ihm eine Jungfrau auf dem Weg, und gibt ihm, unter der Bedingung, daß er sie über alle Weiber lieben will, einen Stein, der ihn unsichtbar machte; und wenn er sie suchen wolle, solle er nur „gegen Indien hin" suchen! Er trifft nun den Addanc, tödtet ihn und reitet weiter, nachdem sich ihm ein Etlym Gleddyv Coch zum Begleiter angeboten.

Dann kommt er an den „Hof der Gräfin", wo es Sitte ist, schlecht logirt zu sein; nur wenn man ihre 300 Leute erschlägt, darf man neben ihr sitzen. Etlym bekommt sie zur Frau. Sie kommen zum „Damme des Trauerns", wo 300 Könige, Grafen und Barone die Schlange behüten, um nach ihrem Tod sich um den Stein zu schlagen. Peredur erschlägt die Schlange und gibt den Stein dem Etlym.

Er kehrt bei einem Müller ein, wo in der Nähe die Kaiserin von Cristinobyl Turnier halten ließ, die nur den Tapfersten heirathen will. Er will kämpfen, vergafft aber zwei Tage über einem Mädchen, das er an einem Fenster sieht, erst am dritten kämpft er und siegt. Schwer läßt er sich bewegen zur Kaiserin zu kommen, schlägt noch drei Ausfoderer, die Kaiserin ist jene indische Jungfrau, und er ward bei ihr unterhalten 14 Jahre, „wie die Geschichte erzählt".

Jetzt finden wir ihn wieder bei Arthur. Eine schwarze kraushaarige Jungfrau erscheint (Cundrie im „Parzival") und fährt Peredur an, daß er damals bei dem lahmen König sich nicht nach der Meinung jener wunderbaren Erscheinungen erkundigt habe; hätte er es gethan, so würde der König gesund worden sein. Arthur's Mannen aber sagt sie von einem Schlosse, wo 566 Ritter mit ihren Damen säßen, und dem andern, worin eine Jungfrau gefangen wäre, die zu befreien der höchste Ruhm sei. Gwalchmai macht sich dorthin auf, Peredur nach dem lahmen König.

Gwalchmai wird auf seinem Wege von einem Grafen zu dessen Schlosse gewiesen, wo ihn dessen Schwester aufnimmt. Ein Alter, der in ihm den Tödter von des Grafen Vater erkennt, fällt ihn mit 60 Mann an und er vertheidigt sich mit einem Schachbret. Der Graf kommt dazu und Gwalchmai setzt seinen Weg fort „und die Geschichte erzählt nichts weiter von Gwalchmai in Bezug auf dieses Abenteuer".

Peredur ritt weiter, begegnet einem Priester und foderet seinen Segen. Er verdiene ihn nicht, sagt der Priester, weil er an diesem Tage, Charfreitag, bewaffnet gehe. Peredur bittet um Entschuldigung, er habe den Tag nicht gewußt; er geht nun zu Fuß, wird von dem Priester aufgenommen, gesegnet und erhält Nachweisung, wo er sich über das „Schloß der Wunder" (Castel Marveil im „Parzival") erkundigen könne.

Er kommt in ein Schloß, zur Tochter des Besitzers, und der Vater wird gewarnt, sie würden zu vertraulich zusammen; er setzt ihn gefangen; ein feindlicher Graf kommt; die Jungfrau läßt ihn heraus; er thut das Beste und wird entlassen; das Mädchen bietet ihm ihre Liebe an, aber er weist sie, wie vorher viele Andere, mit dem Refrain ab: ich bin nicht ausgezogen zu freien. Sie weist ihm den Weg zum Wunderschloß.

Er kommt hin, tritt in das offene Thor, findet ein Schachspiel, dessen Steine von selbst spielten, er nimmt Theil an dem Spiel und begünstigt eine Seite, die besiegt wird, worauf die andern schreien wie Lebende. Er steckt sie zornig in die Tasche und wirft das Bret in den See. Da erscheint das schwarze Mädchen wieder und verflucht ihn über das verlorene Schachspiel. Er muß einen schwarzen Mann im Schloß Ysbidinongyl erschlagen, um es wieder zu erhalten. Hierauf legt ihm die schwarze Jungfrau auf, einen Hirsch mit Einem Horn im Walde, ein Ungethüm zu erschlagen. Es geschieht. Wieder erscheint eine Frau, die sich durch den Tod des Hirsches beleidigt erklärt und wieder einen Kampf ihm auf-

zeigt. Nun kommt Peredur in ein Schloß, und er findet seinen [illegible] Arm und Geschmack an seiner Seite. Ein gelbhaariger Jüngling erscheint und gibt sich zu erkennen, Er sei diese letzte Frau gewesen und auch das schwarze Mädchen, und Er habe damals das blutige Haupt getragen in der Schüssel, es sei das Haupt seines Vetters gewesen, der von den Hexen von Gloucester ermordet gewesen sei, die auch seinen Oheim lahm gemacht. Nun kämpfen sie gegen die Hexen und Peredur besiegt sie mit eben den Waffen und Künsten, die sie ihn früher selbst gelehrt hatten. G.....s.

Romanenliteratur.

1. Die Eroberung von Konstantine. Historischer Roman von August Jäger. Zwei Theile. Leipzig, Hartknoch. 1840. 8. 3 Thlr.

Wir glauben kaum, daß sich der Verf. durch diese „Eroberung von Konstantine" ein großes Publicum erobern wird. Unter den Lesern, welche besonders an historischen Romanen Geschmack finden, lassen sich etwa folgende drei Classen unterscheiden. Die Einen haben vorzugsweise die Dichtung im Auge und verlangen, daß ihnen entweder ein ganzer Zeitabschnitt oder eine einzelne historische Begebenheit sammt den daran hängenden Persönlichkeiten, Localitäten, Sitten, Gebräuchen in einen künstlerischen Rahmen gefaßt und in ein echtpoetisches Licht gerückt werde; die Andern gehen besonders auf die Geschichte aus und wünschen sich durch eine derartige Lectüre auf eine leichte, bequeme Weise in den Besitz historischer Kenntnisse zu setzen; die Dritten endlich kümmern sich um Geschichte und Dichtung entweder gleich viel oder gleich wenig, d. h. sie lesen nur, um sich zu unterhalten, um sich, wenn ihnen gerade kein besseres Amusement zu Gebote steht, die Zeit und Langeweile zu vertreiben. Für keine von diesen drei Classen ist in diesem Roman hinreichend gesorgt. In ein poetisches Colorit hat der Verf. die Eroberung von Konstantine gar nicht zu tauchen gewußt. Er stellt uns dieselbe fast nicht anders als nach trocknen Zeitungsberichten dar. Wir gewinnen weder eine lebendige, zusammenfassende Anschauung der ganzen Unternehmung, noch eine neue, interessante Auffassung hervorstechender Personalitäten, noch ein eigenthümliches Bild der Oertlichkeiten und nationalen Verhältnisse. Zwar spricht sich in dem Ganzen aus, daß der Verf. das nördliche Afrika selbst kennen gelernt hat; denn manche Schilderungen sind von einer Genauigkeit, wie sie nur aus Autopsie hervorgehen kann. Allein damit ist die poetische Anschaulichkeit noch nicht erreicht. Der Schilderer muß, wie Walter Scott, verstehen, seinen Beschreibungen auch eine Seele, eine innere Bedeutung einzuhauchen, und dies versteht unser Verf. gar nicht oder nur in sehr geringem Grade. Etwas mehr Befriedigung wird Der finden, der sich in leichter Weise einige historische Kenntnisse verschaffen will. Aber noch weit leichter, d. h. einerseits rascher und übersichtlicher, andererseits genauer und gründlicher wird er sich dieselbe verschaffen können, wenn er etwa einen Artikel im „Conversations-Lexikon der Gegenwart" darüber nachliest: denn er hat nicht nöthig, sich die Geschichte aus der Dichtung herauszufischen, was bei dem Ragout eines historischen Romans, in dem Poesie und Wirklichkeit bunt durcheinander gehackt ist, stets ein mißliches Unternehmen ist. Dazu kommt, daß der Verf. für eine ansprechende geschichtliche Darstellung wenig Anstelligkeit besitzt. Er versteht nicht einmal den Faden ununterbrochen fortzuspinnen; alle Augenblicke läßt er ihn zerreißen, er sieht sich genöthigt, das Rad rückwärts zu drehen und ihn wieder zu suchen, und knüpft hierbei nicht selten an einem falschen Ende an. So geschieht es, daß ihm mancher Faden zwei- bis dreimal durch die Hände läuft und wir ein Gespinnst voll von Knoten und Ansätzen erhalten. Was endlich die dritte Classe betrifft, die blos das Amusement wegen liest, so wird sich auch hier nicht sonderlich erbaut fühlen. Für diese ist der Roman nicht ergötzlich genug. Dies gilt namentlich vom ersten Theil, in welchem kaum etwas geschieht, was von sonderlichem Interesse und spannender Wirkung ist. Der einleitende Spaziergang ist ganz ohne Bedeutung; ebenso die nächstfolgenden Scenen am Hafen, in dem Kaffeehause u. s. w. Es sind eben nur Scenen; was sich darin entwickelt, erscheint höchstens als Staffage. Erst gegen das Ende kommt mehr Handlung hinein und beginnt der eigentliche Roman. Dieser hat nun einige nicht üble Elemente. Namentlich ist die Figur Moulier's oder des Renegaten Ibrahim gut angelegt; nur erscheint er in der Fortführung im Gegensatz zu seiner frühern Leidenschaftlichkeit und Wildheit fast gar zu häßlich und sentimental — wodurch er sich höchstens bei einem Theile des weiblichen Publicums, das solche Helden liebt, in Gunst setzen wird. Unter den übrigen Figuren ist außer den historischen wenig von Bedeutung; manche sind sogar völlig verbraucht und effectlos, z. B. der alte Pierre und die Marketenderin. Der Styl ist gedehnt und, wie sich aus vielen Stellen nachweisen ließ, absichtlich in die Länge gezogen und durch eingeklitte Nebensätze auseinandergetrieben. Daß wir dem Verf. etwas scharf zu Leibe gegangen sind, möge er sich zur Ehre anrechnen. Mit Einem, der ganz Null und Nichts ist, gibt man sich so viel Mühe nicht.

2. Der Todtengräber von Bacharach. Ein Nachtstück von Ludwig Rein. Leipzig, Meißner. 1841. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ludwig Rein ist ein Nachtschwärmer der düstersten Sorte. Schlachtfelder, Gefängnisse, Hochgerichte, Todtengrüfte — das sind die Orte, die er am liebsten umschwirrt, wo seine Phantasie Begeisterung schöpft. Die Nacht ist finster — wer aber viel mit ihr umgeht, dem wird sie hell, der bekommt zuletzt Eulenaugen, die ihn in Stand setzen, auch sie zu Bildern mit klar und bestimmt hervortretenden Gestalten zu verarbeiten. Ein solches Bild ist auch dieses Nachtstück. Trotz dem düstern Tone, in dem das Ganze gehalten ist, gewährt es eine klare, unverworrene Anschauung, die Figuren präsentiren sich eher in zu schroffen als zu unsichern Umrissen, die Gruppen ordnen sich übersichtlich und ein begrenzter Horizont gibt dem Gemälde einen abrundenden Rahmen. Alles dies sind Vorzüge, die heutzutage schwer in die Wagschale fallen, und wir wollen sie dem Verf. im Allgemeinen nicht abdisputiren. Aber sind es auch Vorzüge gerade in einem Nachtstück? Das will uns nicht recht einleuchten. Hier erwarten wir eben eine gewisse Unsicherheit, Beldeutsamkeit, Räthselhaftigkeit. Wir wollen den Schleier gar nicht weggezogen wissen von den nächtlichen Schauern, wir wollen sie gar nicht an das Tageslicht gezogen haben die nächtlichen Geheimnisse. Wir fodern mehr Incitamente für unsere Phantasie als Befriedigungen für unser Auge, wir verlangen nicht, uns in dem unheimlichen Dunkel heimisch zu fühlen, sondern selbst das Heimische soll uns darin unheimlich werden; wir wollen höchstens ein Clair-Obscur, aus dem sich eben Alles machen läßt: Hell und Dunkel, Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, und eben in diesem unendlichen Hin- und Herschwanken besteht der Reiz, der ästhetische Effect, den die Bilder der Nacht im heitern Gebiete der Kunst auf uns auszuüben vermögen. Stellt aber wie im vorliegenden Nachtstück sich Alles hell und scharf, wie in voller Sonnenbeleuchtung dar, so macht es nicht mehr einen ästhetischen, sondern einen unangenehmen Eindruck; es wirkt fast wie ein Gerippe, das wir, statt, wohin es gehört, unter der Erde, über der Erde finden, und der Verf. hat daher im Gebiete der Kunst fast eine ähnliche Schuld begangen wie der Held seiner Erzählung, der Todtengräber von Bacharach. Auch dieser nämlich, Sohn eines armen Schuhflickers, ursprünglich Maler, aber vom Mißgeschick gezwungen, Todtengräber zu werden, hat sich durch den Reiz des Goldes, durch die Liebe zu einem Mädchen, das ihm von einem ehrlosen Büttel streitig gemacht wird, durch den Drang, wieder seine Kunst treiben zu dürfen, verleiten lassen, den Verlockungen eines Juden zu folgen und dem Reiche der Nacht seine Schätze

zu entreißen. Nach schweren Kämpfen mit sich selbst, weil sich sein Herz dagegen sträubt, beraubt er die alte Rittergruft seines Todtenackers, und so viel Gründe er sowol wie der Jude zur Rechtfertigung beizubringen wissen, so fühlt er doch im innersten Herzen die Schuld, und der Erfolg bestätigt es, daß sich solche nicht wegdemonstriren läßt. Sein Feind, der Büttel, lauert ihm auf, er wird gefangen gesetzt, und obschon ihn der Jude, der es ehrlich mit ihm meint, aus dem Kerker entführt, so wird er doch noch ein Opfer seiner That und reißt auch seinen redlichen, aber jähzornigen Vater und seine Braut mit ins Verderben hinein. Dies die Skizze des Nachtstücks, dessen Inhalt, wenn es mit den Farben eines Callot-Hoffmann ausgeführt wäre, einen weit größern Effect hätte ausüben können, als es bei dieser Behandlung möglich war. Sehen wir jedoch hiervon ab, so verdient auf der andern Seite gelobt zu werden, daß der Verf. seine Erzählung rein erhalten von jener falschen Schauderhaftigkeit, die stets der sicherste Beweis eines ebenso schauderhaften Geschmacks ist. Im Gegentheil ist Alles mit Einfachheit und Gewandtheit vorgetragen, der Styl schreitet rasch vorwärts und bietet, wenn auch keinen aus ihm selbst entspringenden Genuß, doch auch keine Störung dar. Nicht so rein gehalten ist die Ausmalung der Situationen und Persönlichkeiten, jedoch finden sich auch unter ihnen manche wohlgelungene. Zu diesen ist namentlich der Schuhflicker und der Jude zu rechnen; dagegen ist der Büttel eine widerliche Figur, die an den Strickreiter im „Rheinschiffer" erinnert, wie denn überhaupt fast alle Personen jener Novelle in dieser Erzählung wiederkehren.

3. Der bürgerliche Salon. Genrebilder aus der Gegenwart von W. A. Gerle. Zwei Bändchen. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Lectüre dieses Buchs hat in mir eigenthümliche Hoffnungen erweckt. Schon seit lange nämlich habe ich ein geheimes Bedenken darüber empfunden, daß sich die Unterschiede zwischen den bessern und schlechtern Erzeugnissen der Literatur immer mehr auszugleichen suchen. Die Niederungen heben sich nur auf Kosten der Höhen, die Thäler lassen sich nicht ausfüllen, ohne daß die Berge abgetragen werden, und es steht daher zu fürchten, daß über kurz oder lang die einerseits gehobene, andererseits verflachte Literatur das Bild einer tristen, prosaischen Hochebene gewähren wird. Die kleinen Geister haben den großen nach und nach so viel abgeguckt, daß sie Werke zu Tage fördern, die auch fast wie Werke der großen Geister aussehen; die großen aber sind nun nicht mehr mit ihren natürlichen Leistungen zufrieden, übernehmen sich und produciren in diesem Zustande Sachen, die nicht viel besser sind als die Production der kleinen Geister. So geschieht es, daß heutzutage das Höchste, was geleistet wird, nicht viel höher steht als das Niedrigste, das Niedrigste aber nicht viel niedriger als das Höchste. Ein trauriger Zustand und doch von Manchem gepriesen, weil, wie man sagt, auch das ganz Schlechte damit vertilgt ist. Das hat seine Richtigkeit, aber ich kann mich dessen nicht freuen. Ich lobe mir lieber etwas ganz Schlechtes, als etwas halb und halb Gutes, bei dem man nicht kalt und nicht warm wird — natürlich nicht um seiner selbst willen, sondern weil es auf einen äquivalenten Gegensatz deutet. Um deswillen gilt mir dies Buch als eine willkommene Erscheinung. Es ist in der That so schlecht, daß man die Hoffnung daran knüpfen darf, es werde nun bald auch etwas ebenso Gutes erscheinen; es zieht uns so ganz in die niedrigste Region hinab, daß sich die Höhen von selbst wieder in voller Höhe darstellen; es zeigt sich so ganz in seiner Armseligkeit, daß sich ihm gegenüber die Reichen wieder in ihrem Glanze zeigen dürfen. Durch welche Eigenschaften sich das Buch diese Verdienste erwirbt? das ist schwer zu sagen. Es hat eigentlich gar keine Eigenschaften. Es enthält Erzählungen, die so nichtssagend, so ordinair, so fade, so langweilig sind, daß sie sich gar nicht specieller charakterisiren lassen. Einen ästhetischen Maßstab an sie anlegen wollen, würde geradezu lächerlich sein. Wir müssen es daher bei diesen allgemeinen Bemerkungen bewenden lassen. Der Verf. wird daraus den Verdacht schöpfen, daß ich sie nicht gelesen, und ich will ihm gern zugestehen, daß ich mich nur durch einige bis ans Ende hindurchgearbeitet habe. Diese aber geben für meine Behauptung vollgiltiges Zeugniß ab und haben mir das Bedauern wegen Zeittodtschlags nur durch Gewährung der oben angedeuteten Hoffnung zu beschwichtigen vermocht. L.

Bibliographie.

C. J. L. Almqvist's Romane und Novellen. Aus dem Schwedischen. 1ster, 2ter Band. — Mit dem T.: Des Königin Juwelenschmuck oder Azouras Lazuli Tintomara. Aus der Zeit vor, während und nach der Ermordung Gustav's III. Von C. J. L. Almqvist. Aus dem Schwedischen. 2 Theile. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr.

Beauvoir, R. de, Die Lescombat. Aus dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Bruno, J., Irma und Ranke. 2 Theile. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Cölner Dom und Deutschland's Einheit. Gr. 8. Magdeburg, Baensch. 10 Ngr.

Der Erzähler. Novellen-Cyklus. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr.

Flygare-Carlén, E., Gustaf Lindorm. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. B. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gervais, C., Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. 2ter Theil. Kaiser Lothar III. — Auch u. d. T.: Kaiser Lothar III. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 15 Ngr.

Götz, G. J., Viktoria, oder die Kraft des Glaubens. Ein Seitenstück zu Dr. Bretschneider's Schrift: „Clementine." Gr. 8. Regensburg, Manz. 25 Ngr.

Gruppe, O. F., Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit. Gr. 8. Berlin, Rauck u. Comp. 20 Ngr.

Hurter, F., Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz seit dem Jahre 1831. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Kriegskunst. Lehrgedicht in sechs Gesängen, aus dem Französischen Friedrich's des Großen metrisch übersetzt von C. A. Springer. Gr. 16. Berlin, Heymann. 15 Ngr.

Levitschnigg, H. Ritter von, Gedichte. Mit dem Bildnisse und Facsimile des Verfassers. 8. Wien, Pfautsch. 1 Thlr.

Mügge, T., Gesammelte Novellen. 1ster bis 3ter Theil. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr. 15 Ngr.

Pezledrer, J. C., Mimosen. Ein Kranz Novellen und Dichtungen. Gr. 8. Wien, Pfautsch u. Comp. 22½ Ngr.

Rosenkranz, K., Königsberger Skizzen. 2 Bände. 8. Danzig, Gerhard. 3 Thlr. 15 Ngr.

Seemann, O. S., Der letzte König. Politisches Drama in fünf Aufzügen. 8. Leipzig, Brockhaus. 24 Ngr.

Spindler's, C., sämmtliche Werke. 66ster, 67ster Band. Enthält: Schildereien. — Auch u. d. T.: Schildereien. Erzählungen. 2 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Die Brüder des Terenz. Übersetzt von F. Jacob. Der Ertrag ist für die Abgebrannten Hamburgs bestimmt. 4. Lübeck, v. Rohden. 10 Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 6ter Band. — Auch u. d. T.: Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge. 2ter Band. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Weyermüller, F., Napoleon auf Sankt-Helena. Ein Gedicht, mit Anmerkungen. Gr. 8. Straßburg, Levrault. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 206. — 25. Juli 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Zweiter Artikel.*)

Die dramatische Jahresernte ist diesmal ungewöhnlich reich an Tragödien, unter denen sich auch verhältnißmäßig eine größere Anzahl deutscher Originalarbeiten befindet als in andern Jahren. Dies deutet auf einen nationalen Drang nach dramatischer Production, den wir insofern beglückwünschen, als er die Geister wenigstens einigermaßen wieder in Bewegung setzt. Nur geht es uns leider mit dieser reichen Dramenernte wie dem Landmanne, wenn ihm der Segen des Feldes die Scheuern bis an die Firsten füllt. Es heißt hier wie dort laut eines alten Sprüchworts: „Es schüttet wol, aber es scheffelt nicht!" An gediegener Frucht ist wirklich kein Überfluß, an mißrathenem oder ausgewachsenem Korn, um im Gleichnisse zu bleiben, viel zu viel Masse. Was uns durch die fleißige Hand speculativer Übersetzer das Ausland gegeben, erhebt sich in Form und Gehalt nicht über die routinirte Mittelmäßigkeit und verdiente bei einer allgemeinen Besprechung der deutschen dramatischen Literatur eigentlich nur eine flüchtige Erwähnung, hinge nicht von diesem ausländischen Schling- und Unkraut so viel ab, gäbe diese wuchernde Masse namentlich freilich französischer Dramen dem sich neu befruchtenden Deutschen nicht eine Gestalt, in der wir trotz ihrer gleißenden Außenseite den geistigen Miswachs und den moralischen Knochenfraß, der bereits an ihr nagt, herausfühlten. Wir haben in unserm ersten Artikel bereits darauf hingedeutet und kommen jetzt blos deshalb nochmals darauf zurück, weil einige verspätete Sammelwerke sich mit diesen stark duftenden Giftpflanzen Jahr aus Jahr ein zu schmücken pflegen. Um ihrer los zu werden, stellen wir sie als schreiende Lockvögel auf die Schwelle unserer Musterungspforte, es dem Publicum überlassend, ob es sich für oder gegen die buntbefiederten Ausländer erklären will.

11. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1842, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Neunzehntes Bändchen. Dresden, Arnold. 1842. 8. 1 Thlr.

Wie billig gehört dem mit liebenswürdiger und nicht weniger bewundernswerther Ausdauer arbeitenden Theodor Hell der Vorrang. Wer sollte nicht einen gewissen Respect vor diesem erstaunenden Fleiße, dieser Rüstigkeit, dieser dampfmaschinenartigen Riesenkraft haben, die sich in dem genannten Manne zu so schöner Mannichfaltigkeit vereinigen, wenn es eben auch nur ein gewisser Respect bleibt. Der neunzehnte dramatische Vergißmeinnichtstrauß, am Ufer der gelben Seine gewachsen und von dem sorglichen deutschen Bühnen-, nicht Bienenvater eingesammelt, wird hiermit der guten Mutter Germania an die Brust gesteckt. Vor diesem „Vergißmeinnicht", dem unsterblichen Symbol der ebenso unsterblichen Sentimentalität, beugt sich alles Deutsche vom besternten Minister bis zum sternekünsteinden Putzmachermädchen herab. Jener wärmt es mit seinem begünstigenden Gnadenblick, dies bewässert es mit seinem ergiebigen Thränenquell, und so ist kein Wunder, daß es recht wacker gedeiht. Theodor Hell ist klug und sorgt gleichermaßen für die Liebhaber des Ernsten wie des Heitern. Was in dem vorliegenden Bändchen gegeben wird, gehört nicht zu dem Schlechtesten, es befindet sich sogar eins jener französischen Lustspiele darunter, in denen man neuerdings den Gipfel aller Dramatik und zwar aller Vollkommenheit dieser Dichtungsart erblicken will. — „Jarvis oder der ehrliche Name", Schauspiel in zwei Aufzügen, nach Lafont, ist ein effectreiches Rührstück, ganz für deutsche Seelen, besonders für unterleibskranke Hausväter zugerichtet. Es steckt viel Moral in der Arbeit, nur schade, daß man aus freien Stücken nicht errathen kann, wie viel davon französischem Esprit und wie viel deutscher Gutmüthigkeit zugehört! Wie dem auch sein mag, das Drama hat einen guten Zuschnitt, der in seiner modernen Knappheit aller Welt gefallen wird. Die Handlung geht in den letzten Regierungsjahren Jakob's II. von England vor und endigt mit der Thronbesteigung Wilhelm's III. Jarvis, ein wohlhabender Kaufmann, befindet sich wegen politischer Umtriebe in Untersuchung und wird, ohne daß seine Angehörigen, vornehmlich seine Tochter Cordelia, es erfahren, zum Tode verurtheilt. Dieser Mann ist durch seine strenge Rechtlichkeit in ganz London so bekannt, daß Jeder seinem Worte unbedingt Glauben schenkt. Aus diesem Grunde gibt ihm der Lieutenant des Tower, Melvil, auf sein Ehrenwort die Erlaubniß, in der Nacht vor seinem Tode seine Tochter nochmals zu sehen. Jarvis wird nun heimlich entlassen, um sein Haus zu besuchen, seine zeitlichen Angelegenheiten in der Eile zu ordnen. Cordelia ist erfreut, den Vater wiederzusehen. Durch ihren und Harry's, des Buchhalters, Fleiß ist das Geschäft des Kaufmanns mit Glück fortgetrieben worden, sodaß der gewissenhafte Mann nichts zu erinnern findet. Seiner Tochter macht er nur bekannt, daß sie noch in dieser Nacht abreisen müsse, weil in England keine Sicherheit für sie sei. Zugleich verlobt er sie mit Harry, ihrem lang erprobten Bräutigam. Ein Brief, den er an einen Handelsfreund auf dem Festlande schreibt und der in Cordelia's Hände fällt, verräth dieser die wahre Lage der Sache. Mit ihres Vaters Charakter wohl bekannt, sieht sie sogleich ein, daß alle Vorstellungen nichts fruchten werden, den jetzt freigegebenen Vater zur Flucht zu bewegen. Kindesliebe und Verzweiflung lassen sie zu einem

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 118—120 d. Bl. D. Red.

äußersten greifen. Sie bereitet dem Vater einen Trunk und würzt ihn mit einem schnell betäubenden Arcanum. Als Jarvis die List ahnt, ist er bereits seiner Kräfte nicht mehr mächtig, und Cordelia entführt den schlaftrunkenen Vater glücklich der lauernden Justiz; als nun aber der Kaufmann aus seinem todtähnlichen Zustande erwacht, ist er wahnsinnig. Der Gedanke, als wortbrüchiger Mann vor ganz England dazustehen, hat ihn seines Verstandes beraubt und ihn vollends in unheilbare geistige Finsterniß gestürzt, als er in einer englischen Zeitung die Nachricht liest, daß jener Lieutenant Melvil statt seiner den Tod habe erleiden müssen. Cordelia ist ebenfalls untröstlich, da sie der Vater wie einen Dämon sieht. So vergeht eine längere Zeit, in der sich die Flüchtlinge vor den ununterbrochenen Nachforschungen ihrer Feinde durch Annahme fremder Namen zu schützen suchen. Endlich kommen sie nach dem Haag, um Schutz und wo möglich auch Hülfe für den armen Leidenden bei dem berühmten Arzte van Claer zu suchen. Während der Untersuchung und Erkundigung des Arztes findet sich auch ein englischer Spion, der berüchtigte Godwin, ein und wittert in dem Wahnsinnigen den entflohenen Jarvis. Geschickte Fragen überzeugen ihn vollends, und er ist eben im Begriff, den Unglücklichen zu arretiren, als ein Zeitungsblatt, das Jarvis in die Hände fällt, ihm den Verstand wiedergibt, indem es aus der neuen Welt die Kunde bringt, daß jener todtgeglaubte Melvil glücklich dort angekommen sei. Die Kunst van Claer's, der den muthmaßlichen Leichnam in sein Haus genommen, hatte ihm das Leben gerettet. Gerade zu rechter Zeit, um nun auch die beabsichtigte Verhaftung Jarvis' durch Godwin null und nichtig zu machen, trifft die Nachricht von Jakob's Entthronung ein und eine allgemeine Versöhnung schließt das Stück. Über die Charakterzeichnung läßt sich nicht viel Lobendes sagen, da der einzige durch seine strenge Rechtlichkeit interessante Jarvis zu bald durch das Übergehen in völligen Wahnsinn verliert. Cordelia ist ein gutes, klagendes Mädchen, die übrigen, Godwin als Schuft und etwa van Claer ausgenommen, haben einen Anstrich unverwüstlichen leimsiederartigen Philisterdeutschthums, das, wie gesagt, zart besaiteten Herzen gar erbaulich sein mag, für die Kunst aber ebenso wenig, wie für die Kritik ein hautgoût ist. Sehr lustig, aber nicht minder curios und unwahrscheinlich verläuft das zweiactige Lustspiel „Japhet oder der Sohn eines Vaters", nach Scribe und Vanderburch. Diese Art Titel scheint durch Gutzkow's „Sohn einer Mutter" in die Mode zu kommen, zu deren Vertheidiger wir uns nicht aufwerfen wollen. Die Verwickelung des muntern kleinen Dramas dreht sich um ein paar Findelkinder, Japhet und Timotheus, die jetzt im Hause einer Marquise leben, Jener als deren geschätzter, kluger und gebildeter Secretair, Dieser als sonstiges Factotum. Beide können mit ihrer Lage ganz zufrieden sein, Timotheus aber, der durchaus in Japhet den ausgesetzten Erben irgend einer reichen Familie erblicken will, stellt überall auf, um darüber Nachrichten einzuziehen. Endlich gelingt es ihm auch durch Zusicherung einer bedeutenden Belohnung einen Gauner, der wirklich mit der Geburt der beiden Leute bekannt ist, zum Reden zu bringen, nur ergibt es sich zu seinem großen Leidwesen, daß er (Timotheus) der Sohn eines Lords, Japhet der eines Gauners ist. Timotheus ist darüber sehr ärgerlich und vermag den Helfershelfer durch neue Bestechung zu einer Fälschung der Documente, wodurch denn Japhet glücklich zum Lord gestempelt wird. Dieser würde auch gewiß damit zufrieden sein, träte nun nicht der Übelstand ein, daß Esther, seine Geliebte, dadurch auf einmal in seine Schwester verwandelt würde. Timotheus weiß gleich Rath zu schaffen, er gesteht die wahre Lage der Sache, tritt aber dem geliebten Findelbruder die Hälfte seines Vermögens ab, damit Japhet sein geliebtes Mädchen heimführen kann. Viel Willkür, aber Alles so lustig und lebendig zusammengestellt, daß man über der wackern Keckheit das Unwahrscheinliche der wunderlichen Erfindung vergißt. Den Hauptzierath dieses Vergißmeinnichtstraußes bildet das hundert Mal besprochene, so berühmt gewordene Lustspiel „Ein Glas Wasser oder Ursachen und Folgen", nach Scribe. Unsere Ansicht über dies jedenfalls pikante Situationsstück haben wir bereits bei Gelegenheit früher in Druck erschienener Übersetzungen in der „Dramatischen Bücherschau vom Jahre 1840" ausgesprochen. Unsere Meinung hat sich zur Zeit noch nicht geändert, und da den Lesern dieser Blätter der Inhalt demnach bekannt sein muß, so ersparen wir uns ein nochmaliges Zurückkommen auf dieses Stück. Hier ist nur zu erwähnen, daß die Bearbeitung Th. Hell's wesentliche Vorzüge vor andern voraus hat. Sie ist sprachgewandt und treu und vor Allem deutsch, was nicht jeder nachzurühmen ist, und in dieser Hinsicht mag sie allen Bühnen bestens empfohlen werden.

12. Scherz und Ernst. Taschenbuch dramatischer Spiele. Von Friedrich Lyncker. Leipzig, Teubner. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Laut der Vorrede gibt der Verf. „sich selbst verloren, wenn der Maßstab der alltäglichen Prosa an diese Spiele der Phantasie gelegt wird". Zugleich „verwahrt er sich gegen die Meinung, als hätte er anstatt Menschen Nebel darstellen wollen, die in einem geträumten Himmel schweben, der unsere Erde nicht berührt". Mit solchen Verwahrungen und Betheuerungen ist es immer mislich, da sie in der Regel die Folge eines unklaren Gefühls sind, das den Autor in Bezug auf seine Productionen beschleicht. Herr Lyncker zeigt in den vorliegenden Proben Talent, aber nur ein rohes Talent, das noch kaum eine Ahnung von künstlerischer Bildung hat. Nur ein solches konnte ein Luft- und Possenspiel, wie das hier gelieferte, „Der Meineid" schreiben, in dem die Willkür das einzige Gesetz ist, von dem der Verf. Notiz genommen zu haben scheint. Abgesehen von seiner unendlichen Länge, die allein genügt, um das Stück für immer von den Bühnen auszuschließen, herrscht auch ein so totaler Wirrwar, ein so kauderwälsches Wischiwaschi darin vor, daß jeder Zuschauer entweder sich oder den Autor für toll halten würde. Die Hauptperson ist ein dramatischer Dichter Wallheim. Das Geld ist ihm ausgegangen und mit ihm der Kaffee, den er leidenschaftlich gern trinkt. Seine Frau, Luise, macht dem in ein Trauerspiel vertieften Dichter diese tragische Eröffnung, worauf Wallheim ihr den Trost gibt, daß er nur das fertige Manuscript abzuliefern brauche, um Geld in Fülle zu erhalten. Er macht sich also auf den Weg zu seinem Verleger, allein Herr Hart will vom Geldgeben nichts wissen, indem er behauptet, die fragliche Honorarzahlung schon geleistet und die Quittung darüber empfangen zu haben. Letztere ist in Hart's Händen. Er zeigt sie dem Dichter vor, Wallheim spricht von Betrug, Hart wird grob, der Poet stürzt ab und droht klagbar zu werden. Er hält Wort und — schwört seinem Verleger den Empfang des Honorars ab. Später ergibt sich, daß das erwähnte Geld verloren gegangen ist, und nach den wunderlichsten und unwahrscheinlichsten Hin- und Herzügen, nach höchst lächerlichen, possen- und fratzenhaften Gerichtsverhandlungen, wie sie wenigstens in deutschen Landen nicht vorkommen können, wird der unglückliche Wallheim, der seines Meineides überführt, äußerst unglücklich ist, von Hart wieder beruhigt und die meisten Mitspielenden werden glücklich. Ver- und Entwickelung sind unklar geblieben, sodaß man sich nicht recht in den sich vielfach kreuzenden Fäden der Intrigue und des Zufalls zurechtfinden kann. Auch eine Feuersbrunst kommt dazwischen und hilft die tollen Possen noch vermehren. Überhaupt stoßen wir in diesem Product auf Personen und Begebenheiten, die, wenn auch an sich höchst ergötzlich, doch in Bezug aufs Ganze weder nothwendig noch recht zu gebrauchen sind. Solche Personen sind die drei Kerle Ripp, Klug und Kröte, Endymion, eine verliebte Bedientenseele, und der verhegelte Narr Albert von Grützau, der unsagbar viele Worte und gar keinen Verstand hat. Letztern benutzt der Verf. zu mancher ergötzlichen Persiflage. Die possenhafte Erklärung des Hegel'schen Begriffs und deren Anwendung von Seiten Luisens ist besonders spaßhaft. Luise wünscht den Hegel'schen Begriff zu begreifen, worauf Albert folgende Definition davon gibt:

Liberty. Es ist der Begriff, wie er im Begriff ist, aus seiner Selbstbegreifung hinauszugreifen in seine andere Begreifung; dann wieder hinüberzugreifen in seine Sichselbstbegreifung, und so sich selbst begreifend in seinem Begriffe zu sein.

Diesen Satz soll Luise auf einen Esel anwenden, und Luise schließt so: „Es ist der Esel, wie er im Begriff ist, aus seinem Esel hinauszueseln in seinen andern Esel; dann wieder hinüberzueseln in seine Sichselbstbeeselung und so sich selbst beesend in seinem Esel zu sein.“

Es ist zu beklagen, daß seit Grabbe die meisten Talente ihre Befähigung zu poetischen Schöpfungen nicht an den Tag legen zu können glauben als durch Zweideutigkeiten, die oft in offenbare Zoten ausarten. Hr. Lyncker gefällt sich darin über die Maßen und läßt deshalb den Bedienten Endymion und das Dienstmädchen Phöbe Dinge sagen, die uns zu schmuzig sind, um sie des Belegs wegen hier anzuführen. Kann man denn nur durch Gemeinheiten witzig sein? Je mehr wir Hrn. Lyncker's Talent achten und von ihm in Zukunft Erfreuliches hoffen, desto härter müssen wir solche Geschmacksverirrungen tadeln, die nicht ihn allein, die das ganze Zeitalter besudeln! Da die meisten Personen zwischen fertiger Narrheit und einem dürftigen Überrest gesunder Vernunft hin und wieder schwanken, kann von Charakterzeichnung nicht füglich die Rede sein. Lyncker scheint sich diese für das romantische Trauerspiel „Bruna von Turnfels“ aufgespart zu haben, das sich an das besprochene Lustspiel anschließt. Unglücklicherweise spukt darin die Ritter- und Räuberpoesie von weiland Cramer, Spieß und Comp. so sehr, daß es eben auch beim Radotiren, Poltern und Fluchen sein Bewenden hat. Es geschehen entsetzliche Dinge in dieser Tragödie, das Menschenmögliche und Menschenunmögliche wird gethan, große Worte und abenteuerliche Phrasen dienen nur zum Aufputz der blutigen Thaten, von denen das Stück überfüllt ist; kurz, es ist hier ein kostbares Ragout für die leckern Mäuler der schaulustigen Engel in den Theaterparadiesen zusammengerührt, wenn — eine Aufführung in Aussicht stände. Der kurze Sinn der langen Herumbalgerei läßt sich in Folgendem zusammenfassen. Der Graf von Turnfels hat eine schöne Tochter, Bruna, die ein sehr gesuchter Artikel ist. Der Räuber Schreckhorn, unter dem Namen von Sternburg auftretend, beabsichtigt, sie zu heirathen, und erhält die Einwilligung ihres Vaters. Von diesem Handel mag aber Bruna nichts wissen, da sie den Knappen Cuno, eigentlich den wahren Grafen von Sternburg, wie man im Laufe der Begebenheiten erfährt, liebt. Dieser ermittelt denn auch den wahren Stand des angeblichen Sternburg. Der Kaiser, von den scheußlichen Thaten Schreckhorn's und unter andern auch von dem Überfalle der Grafen Sternburg unterrichtet, sendet Mannschaft aus, um den Frevler zu strafen. Turnfels glaubt aber allen Anzeigen der Unterrichteten nicht, und so kommt es denn zum Sturm auf Turnfels' Burg, wo Schreckhorn sich aufhält. Nach langer Gegenwehr fällt sie in die Hand der kaiserlichen Truppen, der Räuber, der inzwischen seine Maske abgeworfen hat, wird, nachdem Cuno im Kampfe gefallen, Bruna von dem Scheusal erstochen und der alte Turnfels beinahe verrückt geworden ist, gefangen genommen, und der Vorhang fällt, indem der gefesselte Räuber „die Zähne knirschend und scheußlich das Gesicht verzerrt“. Man sieht, daß der Autor für seine Personen gute Schauspieler verlangt.

13. Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. VI. Dresden, Arnold. 1842. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die schätzenswerthen dramatischen Arbeiten der hohen Verf. bleiben sich in Anlage, Tendenz und Gesinnung so gleich, daß unsere frühere Charakteristik derselben auch auf den Inhalt des vorliegenden Bands anwendbar ist. Irgend ein verkannter braver Mann oder die bürgerliche Solidität, die unverwüstliche Ehrlichkeit und Geradheit des Herzens tragen nach langen und oft schweren Prüfungen den Sieg davon und kommen, so zu sagen, auch vor den Leuten wieder zu Ehren. Variationen auf dies Thema werden in den ersten beiden Dramen mit jener etwas nüchternen Anmuth, in der sich die Verf. zu gefallen scheint, abgespielt. „Capitain Firnewald“, ein Lustspiel, beweist, daß ein gerader, derber Mann einem unverdorbenen weiblichen Herzen werther ist als ein geschniegelter Cavalier nach dem neuesten Modeschnitte. Zugleich kommt natürlich auch ein bisher verschollener und vergessener Name wieder zu Ehren, ein alter Erbe zu seinem Vermögen. Denn ohne Moral, mag sie nun offen vorliegen oder nur heimlich zuweilen herauslugen, läßt uns die hohe Dichterin nicht fort. „Die Heimkehr des Sohnes“, ein Schauspiel, nimmt fast eine tragische Wendung. Hier findet ein verloren gegebener Sohn, der nach langer Abwesenheit aus der neuen Welt zurückkommt, bei seinen Ältern die gesuchte Verzeihung. Seine erste Frau, die er bei seiner Reise in die Welt in dürftigen Umständen zurückließ, lebt noch bei seiner Rückkunft, obwol ihm ihr Tod nach Amerika gemeldet und sogar ein Todtenschein darüber zugeschickt worden ist. In Folge dessen ist Georg zu einer neuen Ehe geschritten, die nun anfangs, ehe sich Alles glücklich aufklärt und wieder arrangirt, große Verwirrung verursacht und beinahe alles Glück gänzlich zertrümmert. Unbedeutend ist das dreiactige Lustspiel „Folgen einer Gartenbeleuchtung“ ausgefallen. Die allergewöhnlichsten Motive, Verkleidungen, Eifersucht, Koketterie, Erkältung und Zahnschmerzen müssen die nöthige Verwirrung verursachen, um hinterher eine lustige Lösung zu Stande zu bringen.

14. Dramatische Werke von Siegfried Schmid. Erster Band. Leipzig, F. Fleischer. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. zeigt in einer kurzen Vorrede an, daß in diesen Leistungen „nicht die Versuche eines beginnenden Strebens, sondern das stille, abgeschlossene Wirken eines ganzen Menschenalters aus seiner Zurückgezogenheit hervortrete“. Die Horaz'sche Regel der neunjährigen Ablagerung wäre also damit beobachtet und der hier gebotene Wein könnte mit vollem Recht auf Abklärung Anspruch machen. Gehört nun schon für einen producirenden Kopf eine ungewöhnliche Selbstüberwindung dazu, ein ganzes Menschenleben hindurch die Kinder seiner Phantasie eingesperrt zu halten, so ist der Muth, sie am Abend des Lebens gewissermaßen als verlassene Waisen hinauszuschicken in die Welt, vielleicht noch größer. Der Verf. wünscht seinen Leistungen eine freundliche Aufnahme. Wer mag ihm das verdenken! Wer aber darf es uns verargen, wenn wir ihnen diese nur sehr beschränkt geben! Der schnelle Wandel, dem gegenwärtig die ganze Welt verfallen ist, macht uns für zierlich zugestutzte Productionen, wenn nicht ein bedeutendes geistiges Element durchleuchtet, wenig empfänglich. Überfluß an Geist zeigt Hr. Schmid nicht, er arbeitet nur sauber und deshalb ist seine Sprache, vornehmlich sein Vers, zu loben. Seinen Dramen fehlt es aber an großen Leidenschaften, seinen Menschen an Energie, vor Allem an Originalität. Ursprünglichkeit poetischer Auffassung geht ihm ganz ab und so haben wir eigentlich durch die Herausgabe dieser so lange Zeit unbekannt gebliebenen Producte nichts gewonnen als einige Dramen, denen es an drastischer Kraft gebricht, um auf der Bühne zu wirken, und an geistiger Frische, um beim Lesen Eindruck zu machen. Am schwächsten ist jedenfalls das Trauerspiel „Nepotian“ ausgefallen, ein Stück, das in Spanien spielt, aus Empörung und daraus folgendem Kampf, Verrätherei und Liebe zusammengesetzt ist und sehr blutig endigt. Schade, daß man sich trotz der wirklich schönen Verse, der durchgängig edel gehaltenen Sprache für keinen einzigen Charakter recht warm interessiren kann. Einzelne Stellen sind poetisch gedacht. So z. B. Nepotian's nur etwas zu lang gerathenes Selbstgespräch, wo er über sein Alleinstehen reflectirt und sein Verständniß der Natur preist:

Wenigen ist es vergönnt,
Zu schauen festen Blickes
In die Tiefen des Geistes, zu hören

Die fernen, harmonischen Klänge
Der großen unergründlichen Natur.
Wann still und hehr die Nacht,
Ein luftiges Meer,
Herein in die Welt bringt;
Wann durch des dunkeln Oceans Wogen
Sich schimmernd schwingen die Gestirne;
Dann löst geheimnißvoll
Mir manches Räthsel die Natur
Durch ihre schönste Gabe für die Menschen,
Durch ihr erhabnes Kind,
Die bildreiche Phantasie.

Recht gut angelegt ist „Das verhängnißvolle Blatt", Schauspiel in drei Aufzügen. Erschlaffte nicht gegen die Mitte hin die Handlung dadurch, daß die ganze Intrigue nur auf einer Vermuthung beruht und nun weder weichen noch wanken will, so könnte das Stück sogar auf der Bühne gefallen. Wie es jetzt vorliegt, zweifeln wir daran; denn gegenwärtig verlangt das Publicum gerade von einem Schauspiel in die Augen springende Handlung. Auch das geheimnißvollste Blatt kann diese nicht ersetzen. Das Blatt, welches hier die Hauptrolle spielt, das, von einem schadenfrohen Luftzuge in den Garten geweht, ein liebendes Paar auf ewig auseinander zu reißen droht, später aber dessen Vereinigung begründet — dieses Blatt und seine mannichfachen Deutungen bilden mit den daraus hervorgehenden Situationen Gerüpp und Inhalt des Schauspiels, auf das hier näher einzugehen uns der Raum verbietet. Auch das Lustspiel „Die beiden Mohren" erhebt sich nicht über die gewöhnlichen Compositionen dieser Art. Einige heitere, wenigstens ans Komische streifende Scenen werden dadurch erzielt, daß der Liebhaber im Stück sich als Mohr verkleidet und in Folge dessen mit dem wirklichen Mohren, der als Bedienter, als Zuträger und Halbnarr figurirt, in drollige Verwechselungen geräth. Das Beste ist hier wieder die klare Prosa, die nie gemein wird und doch auch nie in aufgedunsener Phrasenpracht die Poesie zu erhaschen sucht. Wir zweifeln nicht, daß der Verf. bei seinen gereiften Lebensansichten, seinem ausdauernden Fleiße und seinem ihm von der Natur verliehenen bildungsfähigen Talente noch manches Brauchbare zu Tage gefördert hat, dessen öffentliche Bekanntmachung wir hoffnungsvoll erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur russischen Literatur.

In der russischen Literatur dauert der Stillstand, der schon vor einigen Jahren eingetreten ist, noch fort. An ausgezeichneten neuen Werken fehlt es gänzlich. Obgleich im Laufe des Jahres 1841 nach russischen Berichten gegen 400 Werke, ohne die periodischen Blätter und Flugschriften zu zählen, erschienen sind, so ist doch daraus auf einen Fortschritt der Literatur nicht zu schließen. Die russischen Kritiker gestehen selbst ein, daß über drei Viertheile der im vorigen Jahre erschienenen Werke ohne allen Werth sind. Neben diesen 400 Werken erschienen im vorigen Jahre nach dem Journal des Ministeriums für öffentliche Aufklärung 134 periodische Schriften in 52 Städten des Reichs; 73 derselben wurden auf Kosten der Regierung, 13 von gelehrten Gesellschaften und 48 von Privatpersonen herausgegeben. 35 erschienen heftweise, die übrigen in einzelnen Nummern. Die Regierungsblätter, die zwar dem Hauptinhalte nach Bekanntmachungen der Regierung, doch auch manche interessante historische und andere auf Rußland Bezug habende Notizen enthalten, haben sich im vorigen Jahre um drei vermehrt, nämlich um das „Journal des Ministeriums des kaiserlichen Hauses", um den „Moskauer" und den „Russischen Courrier." Im Jahre 1842 erscheinen 139 periodische Schriften, darunter 98 in russischer Sprache, 22 in deutscher, 8 in französischer, 4 in englischer, 3 in lateinischer, 1 in italienischer und 3 in polnischer (d. i. mit Ausnahme der polnischen Zeitschriften des Königreichs). In russischer Sprache erscheinen in Petersburg 45 und in Moskau 5 Zeitschriften, dann 41 Zeitungen für die einzelnen Gouvernements, ferner die Memoiren der Universität zu Kasan, der „Odessaer Bote" und das „Odessaer Journal der landwirthschaftlichen Gesellschaft für Südrußland", das „Kiewer Sonntagsblatt", und endlich zugleich russisch und polnisch der „Wilnaer Bote" und das neue warschauer Journal „Das Tagesgestirn". Von den deutschen Zeitschriften erscheinen in Petersburg 6, in Riga 5, in Dorpat 4, in Mitau 2, in Kronstadt 2, in Libau 1, in Reval 1, in Pernau 1. Von den französischen in Petersburg 6, in Moskau 1, in Odessa 1. Die 4 englischen erscheinen sämmtlich in Petersburg, die 3 lettischen sind die Zeitungen von Riga, Mitau und Lemsal. Das italienische Blatt erscheint in Odessa, die polnischen sind die erwähnten zugleich russisch erscheinenden und ein petersburger Blatt.

Unter den neuern historischen Schriften ist die „Geschichte des Krieges in Finnland während der Jahre 1808 und 1809", verfaßt von dem Generallieutenant Michajlowski-Danilewski, auszuzeichnen. Der Verf. hat bekanntlich schon zwei andere kriegshistorische Werke über den Krieg vom Jahre 1812 und die Theilnahme der Russen an dem europäischen Kampfe während der Jahre 1813 und 1814 herausgegeben, die auch ins Deutsche übersetzt sind. Wie in den frühern, wird in dem neuesten Werke, das der Verf. ebenfalls auf den Befehl des Kaisers verfaßt und aus den Staatsarchiven gezogen hat, die Auszeichnung der russischen Waffen in das hellste Licht gestellt und es ist nicht blos für den Militair von Fach, sondern für ein größeres Publicum bestimmt. Auch sind mehre Pläne und Karten beigegeben.

Ein specielleres Interesse haben die „Mittheilungen über das Geschlecht der Knjazen Dolgoruki". Der Herausgeber, ein Glied des berühmten Geschlechts selbst, hat seine Mittheilungen offenbar mit Liebe gesammelt, es tritt deutlich hervor, daß er durch die Leiden und die Hingebung seiner Ahnen in den Schlachten und während der Staatsverwirrungen tief ergriffen worden, sich aber auch durch den edeln großen Sinn, der seinem Geschlecht eigen ist, gehoben gefühlt hat.

Ein durchaus patriotisches Werk sind die in einer Reihe von vier Bänden erscheinenden Lebensbeschreibungen der russischen Feldmarschälle und obersten Heerführer. Die Großthaten für den Zaren und das Vaterland finden hier ihre volle Anerkennung und werden zur Nacheiferung auf eindringende und dabei populaire Weise geschildert. Das Werk ist überdies mit den Bildnissen der Helden geziert.

Die „Historische Bibliothek", eine Reihe von Geschichtswerken aus fremden Sprachen übersetzt, ist bereits bis zum elften Bande gediehen. Es wird jedoch den Herausgebern vorgeworfen, daß sie flüchtige und ohne Kenntniß der Sachen angefertigte Übersetzungen aufnehmen und überhaupt ohne Kritik verfahren, daher das Werk, das sonst eine wesentliche Lücke in der russischen Literatur ausfüllen würde, von mannichfachen Verstößen wimmelt.

Zur Concurrenz um die diesjährigen Demidow'schen Preise sind nur russische Werke eingesandt worden. Die erste Zuerkennung dieser Preise geschah durch die kaiserliche Akademie der Wissenschaften am 3. Juni d. J. Den vollen Preis von 5000 Rubel Assignaten erhielt der Contre-Admiral Baron Wrangell für seine „Reise durch Sibirien und auf dem Eismeere". Der halbe Preis von 2500 Rubel wurde dem Oberstlieutenant Helmersen für die geographische Karte des russischen Reichs, dem Prof. Salomon für die Anleitung zur operativen Chirurgie, dem Hofrath Schimkjewitsch für das etymologische Wörterbuch der russischen Sprache, einem Prof. für eine Theorie der Finanzen und dem Flottenlieutenant Salenoj für das Werk „Astronomische Mittel zur Führung der Schiffe" zugesprochen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 207. — 26. Juli 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

15. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Vierzehnter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1840. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Zufall hat die Anzeige dieser Fortsetzung der dramatischen Thätigkeit Raupach's bis jetzt verspätet. Wir holen daher das Versäumte in der Kürze nach, indem wir über die beiden in diesem Bande enthaltenen Stücke unsere Bedenken unverhohlen aussprechen. Es darf bei den Lesern dieser Blätter als bekannt vorausgesetzt werden, daß wir ein ebenso entschiedener Gegner der Muse Raupach's, als wir ein Verehrer und Würdiger seines bedeutenden Talents sind. Der Misbrauch, den er mit seinen Gaben treibt, hebt seine Verdienste beinahe ganz auf. Namentlich erlaubt sich Raupach im ernsten Drama Dinge, die eine ehrliche Kritik nicht nachsehen darf, ohne sich selbst zu beschimpfen, und wo er nun gar in Versen spricht, da schläfert er mit dem betäubenden Mohnduft seiner süßen Redeseligkeit das gutmüthige Publicum auf die unverzeihlichste Weise ein. Wir sind fest überzeugt, daß Raupach bei seinem klaren Verstande die Hohlheit seiner Poesien oft genug selbst erkennt, allein er weiß, daß Freund Michel für solche Sachen schwärmt und so thut er ihm den Willen, um ihn bei guter Laune und sich selbst bei einer guten Tafel zu erhalten. Eins der schönsten Versklingelstücke dieser Art ist das vielgespielte, wol auch vielgepriesene Schauspiel „Corona von Saluzzo". Der Stoff eignet sich ganz gut zu einem romantischen Drama. Ein stolzes, junges, schönes Mädchen voll Thatenlust wird von dem Feinde ihres Hauses, dessen Gebiet sie leichtsinnig betreten hat, ergriffen. Der junge Guido aber, schön und feurig, verwandelt sich bald genug in einen Anbeter der reizenden Jägerin. Corona erwidert seine Liebe, ihr Vater aber, wüthend über den Frevel, brütet Rache und befiehlt, den jungen Guido zu tödten und sein Haupt dem Vater zu übersenden. Corona beschließt, um den grausamen Vater zu kränken, ins Kloster zu gehen, wird von Guido's Vater gefangen genommen und von diesem ebenfalls dem Tode geweiht. Da erscheint der Graf Saluzzo, der die Tochter vermißt hat, um von seinem Feinde das Leben seiner Tochter zu erflehen; allein alles Bitten würde fruchtlos sein, träte nicht unvermuthet der todtgeglaubte Guido auf, den ein treuer Diener gerettet hat. Von beiden Seiten sieht man darin einen Fingerzeig Gottes, die alten Feinde versöhnen sich und geben ihre Kinder zusammen. Ein echter Dichter hätte daraus ein unvergängliches Gedicht componirt, Raupach putzt nur ein Paradepferd für ein Hoftheater auf und hängt den süßen Klingklang seiner Verse daran. In dieser so wohltönenden Sprache, die Viele so hochherrlich finden, die ein gut Theil sonst ganz leidlich gescheiter Köpfe Schiller's Poesie gleichschätzt, in dieser Sprache, behaupten wir, ist nichts echt als die Politur. Diese Reden, Dialoge und Monologe wimmeln von Sentenzen, bei Lichte besehen sind es aber nur flache Gemeinplätze. Es wäre leicht, 50 Beispiele anzuführen, wir wollen uns aber mit wenigen begnügen, denen wir jedoch die Bitte vorausgehen lassen: es möge der geneigte Leser sich nicht vom rauschenden Klange berauschen lassen, sondern ruhig prüfen, bevor er zu schwärmen beginnt. Es wird sich dann hoffentlich aller Enthusiasmus für den berliner Schiller verlieren.

Es soll der Mensch dem Scheine nicht vertraun,
Denn unsichtbar beherrschen alles Wesen
Des Lebens mächtig zwingende Gewalten,
Darum soll er dem Scheine nicht vertrauen ꝛc. —

Gleich darauf heißt es wieder:

Es soll der Mensch dem Scheine nicht vertrauen;
Oft ist der Hauch der schönsten Blume Gift,
Und auch das heiligste Gewand auf Erden
Muß oft der Rache zur Verkappung dienen;
Nicht immer frommt's, die Wahrheit aufzusuchen,
Nicht nur das Leben, auch der Tod ist wahr!

Einen Vers später wird uns gesagt:

Das Gute spricht in schlichten, klaren Worten,
Das Böse hüllt sich gern in Räthsel ein.

An einer andern Stelle antwortet der gefangene Guido, als Roberto eintritt, um ihn zu tödten, auf die Frage des Letztern:

Ist dir die Zeit im Finstern lang geworden? —
Mit Ungeduld erwartet man das Große,
Und Sterben ist, zum mindesten nichts Kleines.

Wir tadeln, und zwar mit Recht, an manchem jungen Dichter die unpassende Wahl seiner Bilder, die Überschwänglichkeit im Ausdruck, das Unzusammenhängende, Unlogische, ja Unmögliche seiner unter dem glänzenden Panzer des Verses versuchten Folgerungen. Raupach ist doch wahrlich kein Jüngling mehr, sieht man ihm aber auf die Finger, so entdeckt man bei ihm ganz ähnliche schülerhafte und lächerlich-pomphafte Phrasen, denen, genau genommen, aller Sinn mangelt. Er legt Guido eine Beschreibung von Corona's Persönlichkeit in den Mund, wobei wir folgende Herrlichkeiten an einem schönen Mädchen bewundern sollen.

O sie ist schön! Es kann der schwache Mensch
Nur solche Schönheit sehen, nicht sie denken;
Das kann nur der, der sie einst werden ließ.
Sie hat der Palme Wuchs, des Rohres Schlankheit (?)
Und der Gazelle zarten Gliederbau.
Ihr Antlitz gleicht der schneebedeckten Alpe,
Wenn ihre Lilienstirn die Abendsonne
Mit Rosen kränzt. Ihr Haar ist dem Gefieder
Des schwarzen Schwans vergleichbar, nächtlicher
Als tiefste Nacht. Mit ihrem Blick verglichen,
Ist stumpf und todt des Blitzes scharfer Strahl ꝛc.

„Themisto", Tragödie in fünf Acten, ist hinsichtlich der Sprache ganz nach demselben Zuschnitt gearbeitet. Da Raupach Hofrath ist, weiß er sich auch in allen Dingen Rath. Sein Talent ist so geschmeidig, seine Zunge so gefügig, seine Gedanken so wächsern, daß er euch ebenso leicht eine antike wie eine moderne Tragödie auf seinem dramatischen Zuschneidetische vorschneidet. In „Themisto" erhalten wir ein Pröbchen davon, mit Strophen und Antistrophen, wie man sie nur wünschen kann, Alles klingt und klappt, nur freilich sucht man vergeblich nach dem antiken Geiste. Themisto, zweite Gemahlin des Königs Athamas, dessen erste Gemahlin unter die Bacchanten gegangen ist, entbrennt in Haß gegen Learchos, Athamas' Sohne von jener ersten Gemahlin, weil der König diesem den Thron vererben will. Athamas begegnet dem Zuge der Bacchanten, wobei ihn seine erste Gemahlin anredet. In Folge dieser Begegnung wird der König schwermüthig, fast sinnverwirrt, ein Orakel lautet so, daß man daraus auf den nahen Tod des Königs schließt. Athamas bestellt nun sein Haus, ernennt Learchos zu seinem Nachfolger. Die letzte Nacht bricht an, Athamas ist dem Tode nahe, Jedermann erwartet am nächsten Morgen sein Ende. Diese Zeit glaubt Themisto benutzen zu müssen. Sie geht in die Kammer, wo die beiden Brüder schlafen, nähert sich dem Lager des Erstgeborenen und erstickt ihn. Da trifft sie mit Anbruch des neuen Tags die Schreckenskunde, daß der König über Nacht genesen sei; bald darauf erfährt sie, wie sie in gräßlicher Verblendung ihren eigenen Sohn Leukon erstochen hat. Selbstmörderisch zuckt Themisto nun den Dolch gegen die eigene Brust und ersticht sich. Raupach hat bei all seinen lotterichen Angewohnheiten immer seine unbestreitbaren Vorzüge, es gibt daher auch in dieser Tragödie vorzügliche Stellen, die ebenso gut gedacht als ausgeführt sind. Aber auch an der Wuth, Sentenzen anzubringen, ist kein Mangel, und unter diesen kommen wieder Fadaisen vor, wie:

— — — — Viel vermag ein Weib;
Denn wessen nimmer sich der Mann erkühnt,
Das wagt ein liebend oder hassend Weib.

Den Chor hätte er billig weglassen sollen. Er ist in einen höchst unerquicklichen Singsang ausgeartet, der uns den Geschmack am ganzen Stücke verdirbt.

16. Schauspiele von Hans Köster. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 2 Thlr.

Endlich begegnen wir einmal einem Dichter, den wir mit freudigem Zuruf begrüßen können. Köster muß jung sein, wenigstens als Autor, und von einem eben erst in die Welt tretenden Talent dürfen wir keine untadeligen Musterarbeiten erwarten. Vielleicht gibt es sogar der Fehler mehr in diesen Dramen als der Vorzüge, die letztern sind aber so hervorragend, so entschieden bedeutend, daß man über ihnen die Mängel und Schwächen um so lieber vergißt, als es Schwächen einer noch unbewältigten Kraft, eines naturwüchsigen Talents sind. Daß uns Poesie aus Köster's Dramen entgegenweht, daß Leidenschaft, wilde Leidenschaft, heißes Menschenblut in ihnen tobt und klopft, schon dies ist etwas werth bei dem aufgesteiften erkünstelten Wortpomp, womit uns die meisten Poeten abspeisen. Müssen wir auch jede neu sich bethätigende productive Kraft immer und immer darauf aufmerksam machen, daß ein Drama erst dann ganz seinen Zweck erfüllt, wenn es sich für die Darstellung auf der Bühne eignet, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß es gerade einem jugendlichen Feuerkopfe schwer, ja unmöglich sein wird, seine Gebilde in jene skelettartigen Gewänder zu hüllen, die man zur Zeit auf der Bühne begünstigt. Köster's Schau- und Trauerspiele sind zu umfangs, seine Personen oft zu wortreich und die Construction seiner Dramen nicht theatralisch genug im Sinne der heutigen Bühnenwelt. Auch ein deutsches Erbübel macht ihm viel zu schaffen und schwächt gerade dann die Wirkung am meisten, wenn er den höchsten Affect damit erzielt. Es ist das Einflechten lyrischer Stellen mitten in den Gang der dramatischen Handlung. Köster muß sich besonders darin gefallen, denn er rückt mit diesen süßen Reimereien an, so oft er kann, ohne auf den Charakter des Redenden, den er sonst streng festhält, die mindeste Rücksicht zu nehmen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß in all diesen Stellen offenbar Schiller spukt, nur leider nicht in angenehmer oder gar empfehlungswerther Manier. Im Ganzen erhält sich Köster frei von eigentlicher Nachahmung, nur in den Volksscenen erinnert sein meist glücklicher Humor an Shakspeare's Schule. Er ist aber so gesund, sprudelt so frisch und ungezwungen, daß man dem Autor diese Anklänge gern nachsieht. Seine Sprache ist, die erwähnten Mondscheintiraden abgerechnet, durchaus dramatisch, von starker Leidenschaft getragen, ebbt und flutet mit dem Gefühl und erfreut durch dieses Anschmiegen an die reine kräftige Menschennatur. Als ein besonderes Verdienst rechnen wir es ihm an, daß auch die größte Erregung des Gefühls, das ungestümste Aufbrausen in Zorn, Eifersucht, Rachsucht und Haß ihn fast nie zu jenem unausstehlichen überschwänglichen Phrasengepolter verführt, dem man in neuester Zeit mehr als je huldigt und damit die gesammte Literatur in den Schnabelschuhen weiland. Hoffmannswaldau's einhergehen läßt. Maria Stuart, die viel besungene königliche Sünderin, hat auch den Verf. begeistert. Klugerweise hat er sich nicht ihr trauriges Ende, sondern die Epoche ihrer Herrschaft ausgesucht. Auch an dieser haben Berufene und Unberufene ihre Kraft versucht, meistens ohne sonderliches Glück. Es ist schon viel gewonnen, wenn bei Wiederbearbeitung solcher Stoffe der Verf. dem Leser Interesse einflößt. Köster thut mehr. Er faßt großentheils die historische Grundlage in einem großen Sinne an und hebt das Allbekannte durch die Leidenschaft, die er seinen Figuren einimpft. Maria Stuart tritt hier in ihrem Verhältniß zu Darnley, Riccio und Bothwell bei aller Anmuth des liebeheischenden Weibes dämonisch auf, was sich sehr gut mit ihrem Charakter verträgt. Dadurch gibt der Autor seiner Heldin eine ganz neue Färbung und eine Bedeutsamkeit, aus der uns ihr rasches, blutiges, grausames Handeln erklärlich wird. Den Schwerpunkt des Dramas bildet die Ermordung Riccio's, die darauf erfolgende Vernichtung Darnley's durch Bothwell und dessen letztere, grausame Werbung um Maria's Hand, die ihm diese schaudernd reicht. Der Aufstand der Schotten, die Schlacht bei Dunbar und der Fall Maria's schließen die Handlung. Hier und da verleitet die kühne Charakteranlage Maria's den Verf. zu allzu kecken Wagnissen, die man ihm leicht als Roheiten auslegen kann. So z. B. Maria's Erscheinen als Mann in der Schenke, wo sie Riccio's und Darnley's Bekanntschaft macht, das Erkanntwerden der Königin von Seiten der Gäste, der daraus sich entspinnende Kampf und die Beschwichtigung desselben verletzen. Wir können ein Weib, und wäre es schön und verführerisch wie Maria, sobald es nur leise vom Hauch der Gemeinheit berührt wird, nicht mehr achten. Auch die wiederholt durchblickende Lüsternheit, die der Autor zu wenig verschleiert, verdient Tadel. Lüsternheit in der Liebe verräth unreine Begierden, und Köster steht nicht an, diese selbst Maria in Worten aussprechen zu lassen. Darnley, Riccio, Bothwell, Maria, sie Alle tragen gleiches Verlangen. Würden diese Äußerungen nicht durch große Leidenschaft gleichsam verklärt, so würden sie unausstehlich werden. Wie der Verf. die Sache angreift, läßt man sich von ihm mit fortreißen. Zum Belege einige Stellen. Als Riccio weiß, daß Darnley Maria's Gemahl geworden, ruft er aus:

— — — Umsonst ist all dein Rufen;
Er geht zu ihr, die seiner liebend harrt.
Sie schlingt um ihn des Armes weiche Fülle,
Die Wange glühend an Mariens Wange!
O gönst'ger Augenblick — ein heißer Kuß
Fällt funkengleich auf ihrer Schulter Schnee! —
Halt, lüsterner Verführer, laß dein Flüstern!
Vor Lust erglühend, senkest du die Wimpern —
Sie geht, sie geht — o bleib', ich trag' es nicht!

Um einen Kuß vom Purpur deiner Lippen
Ertrüg' ich die Verdammniß ew'ger Qualen,
Und du genießt die ganze Götterpracht
Des schwell'nden Leib's, die ganze Liebesglut,
Die ihres Herzens heißer Quell entströmt! u. s. w.

Der leidenschaftliche Auftritt, wo Maria dem sich schlafend stellenden Riccio ihre Neigung bekennt und sich ihm hingibt, ist in seiner leidenschaftlichen Glut zwar poetisch, aber durch den Mangel an Haltung nicht poetisch schön. Als sie den ruhenden Riccio erblickt, ruft Maria aus:

Weh' mir, er ist's! — der Einzige von Allen,
Den just mein Auge nicht erblicken sollte!
Maria, flieh! — Verrätherische Nacht,
Wol nennt man dich mit Recht die Buhlerin,
In welche Träume hast du mich geschaukelt!
Luft, Luft! (Sie erweitert das Gewand.)
Gib Kühlung, Nacht, gib frische Kühlung!
Ein glühend Feuer reißt durch meine Adern! — — —
Und er, den ich zu mir emporgehoben,
Den ich mit höchst verschwenderischer Gunst
Und mit dem vollsten Maße meiner Liebe
In diese Arme schloß, an diese Brust,
Er, er betrunken! —
Stürzt Euch hinab in aller Laster Pfuhl,
Im Laster selbst kann ich den Mann erkennen,
Nur nicht betrunken — — —
An deine Brust darf ich mich, Riccio, drängen,
Mit meinen Lippen an den deinen hängen! —
So nimm mich hin! Mehr kann ich dir nicht geben —
Ein Weib so liebend, als es jemals war!
(Wiederholter Donner und Blitz.)
Der Donner kracht, daß diese Wände beben,
Der Blitze Leuchten zeigt den Weg uns klar —
Es winket Riccio, meines Lebens Leben,
Es winket uns der Liebesgötter Schar,
Sie winken uns zu seligstem Genusse,
Zu Liebeswonne, Liebesüberflusse! —

Ergreifend und auf ein furchtbares Ereigniß hindeutend, sind Maria's Worte nach der Ermordung Riccio's:

— — — O Gott, es ist sein Blut,
Verklungen ist der Stimme Melodie,
Sein Herz verhauchte, meines ist gebrochen!
Weibisches Naß entweihe nicht mein Auge —
Der Himmel regnet nicht, wo Blitze noth. —
Du, Geist der Rache, leihe mir dein Gift,
Sollt' meines Kindes Vater ich es mischen,
Das zu unnennbarer Empfindung sich
Unter dem Busen seiner Mutter regt. — —
Nie fassest du, was meine Brust bewegt,
Was meine Lippe zuckt, das merke dir:
Heinrich, die Hand, die dich so hoch gehoben,
Dieselbe Hand kann, Heinrich, dich zerschmettern!

Den höchsten tragischen Effect, der aber leider einen unreinen Beigeschmack hat, weil Maria's Frivolität darin zu sichtbar wird, macht die Werbung Bothwell's, unmittelbar, nachdem er Darnley in die Luft gesprengt hat. Maria weigert sich, dem blutigen Manne die Hand zu reichen. Darauf

Bothwell.

Wir sollen vereint: das Laster bindet fester,
Als jemals nur die Tugend binden konnte.
Du findest nirgend Treu' und Glauben mehr,
Als in den Klüften bei dem flücht'gen Räuber,
Der Liebe Reiz hast du so oft empfunden,
Koste die höh're Wollust jetzt des Abscheus,
Ergib dich der gezwungenen Umarmung; —
Das ist erst Wollust!

Maria.

Nimmermehr, Verfluchter!
Um Hülfe ruf' ich, fliehst du ellends nicht.

Bothwell.

Erst mord' ich hier dein Kind und dies Papier
Bürgt für den Rest. Ich liebe dich, Maria;
Du wirst mich lieben, denn der kräft'ge Mann
Findet stets Anklang bei dem schwachen Weibe.
Die Zeit verrinnt, der Priester wartet draußen —
Drei Opfer fallen oder du die Meine!

Maria (halb flüsternd).

Wo ist der Priester, der den Frevel bindet,
Daß er mit Flüchen segne den Verein?
(Bothwell stampft mit dem Fuße, der Priester erscheint.)
Wohlan, ich knie! — Wechseln wir die Ringe;
Mich dürstet nach der Brautnacht heißen Freuden!
(Mit einem Blick auf das Kind.)
Wo Unschuld schlummert, ist das Laster wach.

Ein Talent kann seine Kraft am besten durch Bearbeitung schon oft behandelter Stoffe an den Tag legen. Hier ist Neuheit der Auffassung der sicherste Prüfstein. Köster hat dies bis zu einem gewissen Grade in „Maria Stuart" erreicht, in „Konradin", ebenfalls einem Lieblingsstoffe deutscher Dramendichter, gelingt es ihm gleicherweise. Wir zeigten in unserm ersten Artikel einen „Konradin" von Lindner an, ein unbedeutendes Product, das neben dem Köster'schen wie ein Gnome herumkrabbelt. Köster zeigt sich auch hier wieder als Schöpfer, besonders in Volksscenen. Seine Schiffer sind so originelle Kerle, wie sie nur irgend von Poeten geschildert worden sind. Anjou, Frangipani, l'Etendard und Andere, Konradin voran, stellen sich, wenn nicht als vollkommen gelungene dramatische Personen, doch als interessante, von eigenthümlicher Lebenskraft beseelte Menschen dar. Die gelungenste und originellste Figur ist Angela, die Tochter des Kerkermeisters. Dies unbefangene, der Welt ganz fremd gebliebene Kind ist von ihrem Vater im Hasse gegen die Hohenstaufen erzogen worden. Als nun Konradin den Kerker betritt, betrachtet die holde Wilde den jungen Mann mit offenbarer Schadenfreude und steht nicht an, ihren Abscheu gegen ihn laut in Worten zu äußern. Konradin's Milde, sein edler Muth, seine Glaubensstärke verscheucht nach und nach den Haß, Angela fühlt sich besiegt und erbittet für Den, dem sie anfangs fluchte, Gnade von Gott. Das Aufwachen des weiblichen Gefühls ist mit einer Zartheit, des edelsten Dichters würdig, geschildert, wie wir denn gestehen müssen, daß uns unter den neuern Dramatikern kein Dichter bekannt ist, der mit gleich richtigem Takt sowol dämonische Naturen wie von Liebessehnsucht getragene Wesen zu schildern wüßte. Hier flötet die Sprache in den weichsten, seelenvollsten Lauten, dort tobt und rast sie wie der Sturm eines Ungewitters. Angela, durch Konradin erst zum Leben erwacht, weil sie durch ihn die Liebe hat kennen lernen, will sich nicht mehr von ihm trennen. Als er zum Tode geführt werden soll, will sie ihn nicht lassen.

Du sollst nicht sterben; meine Hände wachsen
Um deinen Nacken unzertrennlich fest;
Ich presse meine Wangen an die deinen,
Gleich zweien Tropfen, die zumal zerfließen,
Wenn man sie trennen will — kommt dann der Scherge,
So fallen unsre Häupter, dein und mein,
Mit Einem Schlage, und Ein Cherubim
Trägt die verschmolznen Seelen auf zum Himmel!

Die beiden Trauerspiele „Luisa Amidei" und „Polo und Francesca" behandeln zwei Liebesgeschichten, wie sie ehemals unter italienischem Himmel an der Tagesordnung waren. In beiden werden die Frauen Opfer der schändlichsten Intriguen, die im ersten Stück von gemeinem Haß und niedriger Rachsucht, im zweiten von der Wuth entzweiter Parteien ausgehen. Sollen wir entscheiden, welche von beiden Dichtungen den Preis verdient, so erkennen wir diesen ohne Zaudern der letztern zu. „Polo und Francesca" ist unstreitig die gelungenste, die poetischste, die rührendste und ergreifendste von allen in diesem Bande enthaltenen Arbeiten Köster's. Sie nähert sich an Zart-

heit und tiefer Auffassung der Liebe zweier jugendlich-gesunder Naturen Shakspeare's unübertroffenem Liebesgedichte „Romeo und Julie". Jede Figur ist unter des Dichters Händen zu einem entschiedenen Charakter aufgeschossen, aus denen als vorzüglich gelungene wieder hervorragen Lanciotto und Polo Malatesta, der deutsche Waffenmeister Schwemmiger, eine so humoristisch-derbe, ehrliche deutsche Figur voll Herzensgüte und Aufopferung, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen hat. Ferner Francesca, Guido Polenta's Tochter, Helena, Guido's zweite Frau, und deren schnippische, lüsterne Zofe Rosaura. Die Charaktere in „Luisa Amadei" sind mannichfaltiger, im Einzelnen sogar feiner angelegt, aber nicht mit fester Hand durchgeführt. Nur Buondelmonte, Jacopo Rossi, der emporgekommene Fleischer Mosca, der lümmelhafte, malitiöse Diener Pedro und Luisa, des ehrwürdigen Amidei Tochter, sind als die gelungenen zu nennen. Luisa liebt Buondelmonte, dieser wird durch Anstiften Jacopo's zur Eifersucht aufgereizt, tödtet im Zorne Luisa's Vater und diese flüchtet ins Kloster. Später wird sie gezwungen, Mosca's Hand anzunehmen. Inzwischen gerathen die Parteien in Streit, Gefechte erfolgen, Buondelmonte fällt, Luisa, von den angezettelten Intriguen in Kenntniß gesetzt, stirbt aus Gram und der vorzügliche Urheber aller Scheußlichkeiten empfängt den verdienten Lohn. In diesem Drama sind uns hier und da Stellen aufgefallen, die zu sehr an Shakspeare, nicht gerade in den Worten, wol aber in der Fassung erinnern. Wir heben eine aus. Buondelmonte hat von Importuni die angebliche Buhlschaft Luisa's erfahren. Er ruft aus:

O wer mir das gesagt, was mir jetzt klar wird,
Als ich ihr meiner Liebe erstes Wort
Ins Ohr gehaucht! — Erröthen ganz, ganz Unschuld,
Gleich einem Kinde überrascht, befangen,
Wie wenn dem Mädchen ihrer Reize Pracht
Zum ersten Mal der Spiegel wiedergibt!
Gefühl ganz, Liebe ganz — und nichts als List,
Nichts als Berechnung —

Das letztgenannte Trauerspiel „Polo und Francesca" würde sich bei bedeutender Kürzung auch zur Darstellung eignen. Bei der schönen Leidenschaft, die alle Personen belebt, hier als Rache und rohe Lust, dort als süße Sehnsucht, als verklärende Liebe hervorbricht, wäre ihm jedenfalls ein warmer Empfang gesichert. Da jedoch bei den abmattenden Verhältnissen wol schwerlich Aussicht auf Verwirklichung dieses Wunsches ist, so halten wir es im Interesse der Poesie und um den begabten Autor zu ernstem Fortstreben anzuspornen, für Pflicht, uns noch eine kurze Zeit mit dieser schönen Gabe zu beschäftigen. Die Fabel des Stücks ist folgende. Die Familien der Polenta und Malatesta befehden sich, der junge Polo Malatesta raubt, um dem alten Polenta recht empfindlich zu kränken, diesem seine junge Gattin Helena, ein schönes, sinnliches, leicht reizbares Weib. Helena verliebt sich in den gleichfalls schönen Polo. Sie mag nicht mehr zurückkehren zu Polenta, doch wird diesem auf Helena's Anrathen die Rückgabe der Gattin zugesichert, im Fall er seine jugendliche Tochter Francesca dem ältern Malatesta, Lanciotto, zur Gemahlin gebe. Lanciotto liebt Francesca schon längst, wagt aber, weil er häßlich und verwachsen ist, nicht selbst um sie zu werben. Polo, obwol widerstrebend, läßt sich überreden, an seines Bruders statt und unter dessen Namen bei Polenta um die Tochter anzuhalten. Polenta ist mit dem Vorschlage zufrieden und Francesca hat kaum Polo erblickt, als ihr junges, reines Herz dem schönen, kräftigen Manne willig entgegenschlägt. Die Vermählten reisen ab und während der Nacht nimmt Lanciotto nach getroffener Abrede Polo's Stelle ein. Die betrogene Francesca bemerkt den schändlichen Verrath erst bei Anbruch des Tages. Ihr Jammer, ihr Fluch trifft so Gatten als Verführer, nicht minder die verrätherische Stiefmutter. Polo, gleichfalls von Liebe zu Francesca entzündet und trostlos darüber, daß er dem schändlichen Rathe Gehör gegeben, verläßt, um den Bruder nicht zu stören, das väterliche Schloß, allein der Abend führt ihn nochmals zu der alten Wohnung zurück. Ein Licht in Francesca's Zimmer zieht ihn an, ihre Stimme lockt ihn ins Haus. Einmal bei ihr, kann er sich nicht mehr von der Geliebten trennen. Lanciotto überrascht die Glücklichen, zückt das Schwert auf den Bruder, durchstößt aber die dazwischenstürzende Francesca. Aus Mitleid tödtet er auch Polo. So einigt ein glücklicher Tod die vom Egoismus der Menschen auf Erden Getrennten. Haben wir auch schon länger als gewöhnlich bei diesen Dramen verweilt, so können wir uns doch nicht von ihnen trennen, ohne den Lesern dieser Blätter durch Ausheben einzelner Stellen den Beleg für unser Urtheil gegeben zu haben. Als Helena Lanciotto den unheilschwangern Vorschlag macht, verläßt sie dieser unentschlossen. Da ruft das wollüstige Weib aus:

Kein Mann, der wild'ste nicht, kann es verstehn,
Wie Glut in eines Weibes Herzen kocht,
Wie sie der Flamme gleich, der züngelnden,
Die durchs Gebälk des Hauses gierig leckt,
Entflammt, verzehrt und nichts bestehen läßt,
Verlangend Alles und gesättigt erst,
Wenn allen Stoff sie rein in sich verzehrt!
So kreiset Leidenschaft in meinen Adern,
Kein Pulsschlag, der nicht Polo ruft und will —
Am flücht'gen Augenblick möcht' ich mich klammern,
Daß er mir ohne Polo nicht entflieht.
Rückwärts bewegen meiner Jugend Umschwung,
Um rascher nur mit ihm sie zu durchstürmen! —
Dem Waldstrom gleich, der über Felsen stürzt
Und seine Kräfte löst in weißen Schaum,
So bricht mein Herz im Sturme des Verlangens,
Bedenkend nicht, nur sprühend Liebesglut; —
Erfüllung will ich; — Sturm der Leidenschaft,
Verwehe mich dem flücht'gen Gischte gleich! —
Nur dich, Erfüllung, will ich — sonst den Tod!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Neue Schriften über Griechenland.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brandis (Chr. A.), Mittheilungen über Griechenland. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieses Werks hatte als Cabinetsrath des Königs von Griechenland die beste Gelegenheit, das griechische Land und Volk kennen zu lernen. Der erste Theil gibt **Reiseskizzen**, der zweite Beiträge zur **Geschichte des Befreiungskriegs**, der dritte **Blicke auf die gegenwärtigen Zustände des Königreichs.**

Handbuch für Reisende in Griechenland von J. F. Neigebaur und F. Aldenhoven. Zwei Theile. Gr. 12. Cart. 4 Thlr.

Dieses Handbuch ist von Neigebaur in Verbindung mit dem in Griechenland verstorbenen Aldenhoven ganz nach dem Plane der beliebten übrigen Reisebücher des Erstern bearbeitet worden.

Steub (L.), Bilder aus Griechenland. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 208. — 27. Juli 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 207.)

Wie zart der Verf. das Erwachen der Liebe zu schildern weiß, wie tief er die Herzen versteht und wie schön es ihm gelungen ist, dieses Aufgehen der Seelen zweier Liebenden ineinander durch die sinnigsten Worte, die passendsten Bilder auszudrücken, mögen folgende Stellen darthun. Sibilla, Francesca's alte Dienerin, wundert sich, daß das junge Mädchen beim erstmaligen Anblick Polo's ihn einen längst bekannten Freund nennt. Darauf Francesca:

Erkennt das Kind den Vater nicht, ob es
Ihn nie gesehn? Sinkt an des Bruders Brust
Die Schwester nicht, ob sie ihn nicht gekannt? —
Ist Liebe mehr als Kindesliebe nicht,
Ein tiefer Wort als Bruder nicht und Schwester? —
So sah ich ihn, ob ich ihn nie erblickte,
Erkannt' ihn, ob er mir gleich unbekannt; —
Erkenntniß drang aus meines Herzens Tiefen,
Sie wachte schon, als noch die Augen schliefen!

Später, als Polo die ihm als Stellvertreter seines Bruders Vermählte nach Rimini führt, begehrt Francesca die Nacht unter einem Zelt mit Polo allein zu verleben. Ihre Gründe dafür hat die reinste Liebe dictirt:

Zum Bleiben mahnet uns der Vögel Sang,
Die froh vereint zum Neste Reisig tragen.
Zum Bleiben mahnt der Blumen frisches Leben,
Die Haupt an Haupt dem Boden sich entwinden,
Zum Bleiben mahnet uns des Meeres Rauschen,
Das unser Ohr mit sanftem Schlag erreicht, —
Zum Bleiben mahnet dich Francesca's Mund;
Er fleht, er bittet dich — Lanciotto, bleibe!

In Bezug auf diese Bitte erwidert Polo bei seinem letzten Zusammentreffen mit der Geliebten, die in ihn dringt, zu fliehen:

Zum Bleiben mahnet mich dein feuchter Blick,
Der mich verfolgt, und flöh' ich weiter noch,
Als mich die Sehnsucht ewig zu dir zieht!
Zum Bleiben mahnet mich dein pochend Herz,
Daß seine Schläg' in mir noch widerhallen,
Stürzt' ich mich gleich in tobend Kampfgewühl!
Zum Bleiben mahnet mich der Druck der Hand,
Die ich nicht ließ, und faßte mich der Tod
Und wollte mich von dir, mein Leben, trennen!
Zum Bleiben mahnet mich, daß ich nicht blieb,
Als du im Walde flehtest: bleibe bei mir!

Francesca.

Ich kann nicht hart, wie du, sein. — Bleibe bei mir!

Auch das Geständniß von Francesca's Liebe ist einer edeln Jungfrau würdig:

— — — — Da kamst du!
Du weißt, ich konnte dir es nicht verbergen,
Wie dir mein Herz entgegenjubelte —
Wenn ich es konnte, wollt' ich es nicht, Polo!
Und als ich sah, daß du mich wieder liebtest,
Als unsre Blicke so in sich verflossen
Wie funkelnd Sternenlicht, das sich durchkreuzt —
Soll ich dir sagen, was ich da empfand?
Die scheue Jungfrau, die sich kaum gestand,
Was sie ersehnte, sie hielt das umschlungen,
Wonach sie unbewußt bewußt gerungen!

So vielem Trefflichen schadet das oft sichtbare Haschen des begabten Verf. nach pikanten, witzigen, oft zweideutigen Wortwendungen in den Scenen, wo geringere Leute auftreten. Hier und da mag dies zu rechtfertigen sein, beiweitem aber nicht überall. Vornehmlich ergötzt sich der Autor an Fragen und Antworten, die er der schnippischen Zofe Rosaura bei ihren Gesprächen mit dem vortrefflich gezeichneten Schwemmiger in den Mund legt. Etwas mehr Politur und künstlerische Selbstbeherrschung würden hinreichen, aus Hans Köster einen der vorzüglichsten deutschen Dramendichter zu machen.

17. Astolf. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von Ed. Gervais. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 20 Ngr.

Eine Empörungs- und Verschwörungsgeschichte, fast durchgängig in schönen, fließenden Versen geschrieben. Astolf wird von seinem Bruder Sancho verleumderischerweise des Vater- und Königsmordes bezüchtigt. Er flieht, verrätherische, zweideutige Freunde intriguiren herüber hinüber, zetteln Empörung und Krieg an, hetzen Vertraute und Freunde gegeneinander, suchen Liebende auseinanderzureißen und verwirren die Verwirrung so sehr, daß nach vielen Ungerechtigkeiten, nach Mord und Todtschlag endlich ein Zweikampf zwischen Astolf und Sancho entscheiden soll. Astolf tödtet den falschen Bruder, allein auch er muß dem Schicksal erliegen, da Sancho nach Laerte's Vorgang sein Schwert vergiftet hat. Wir wissen an dem ganzen sogenannten Gedicht, wie schon bemerkt, nichts zu rühmen als die Verse, die der Verf. je nach seinem Dafürhalten, uns dünkt, oft ohne tiefere Veranlassung, mit griechischen Hendekasyllaben wechseln läßt. Die Handlung, obwol sehr verwickelt, läßt theilnahmlos, die Charaktere fesseln nicht, da es ihnen an Naturwahrheit gebricht, und so möchte das Stück ebenso für die Literatur wie für die Bühne verloren sein. Hier und da will der Verf. sententiös sein und wird dabei leider nur fad. Stellen, wie diese, kommen in ziemlicher Anzahl vor:

Die That ersinnen, nicht sie frei vollenden,
Kann Menschenkraft. Ein Höh'rer muß das wenden.
Oft führt des Strebens allzukühner Drang
Vom Ziele fern, nach dem der Freie rang.

Doch kühn Vertrauen ward ihm nie verwehrt;
Wer nicht verzaget, was der Zukunft Schoos
In dunkeln Schleiern auch verhüllt, der ehrt
Die Götterkraft, der Menschheit höchstes Loos!

18. Gertrud von Waldheim. Ein Trauerspiel vom Verf. des Trinkers. Eutin, Griem. 1841. 8. 25 Ngr.

Die Handlung geht im Befreiungskriege vor. Ferdinand, Waldheim's Sohn, tödtet im Zweikampf einen französischen Offizier und wird flüchtig. Die französischen Machthaber ergreifen statt des Thäters den Vater und drohen mit Tödtung, falls nicht in kürzester Zeit eine bedeutende Summe als Contribution erlegt wird. Die Familie Waldheim ist nicht vermögend, dagegen erbietet sich ein alter Graf, die betreffende Summe zu bezahlen, wenn Waldheim's schöne Tochter, Gertrud, ihm ihre Hand reichen will. Franziska, Gertrud's Mutter, ist mit diesem Anerbieten ganz einverstanden; nur Gertrud, die einem jungen Manne, Namens Sternau, ihr Herz längst geschenkt hat, mag nichts davon wissen. Die Todesgefahr des Vaters, ihre Kindesliebe und die fürchterlichen, uns deucht unnatürlichen, Fluchworte der Mutter zwingen sie zu dem entsetzlichen Schritte. Inzwischen läuft die Nachricht vom Siege der Deutschen ein. Der Schlacht haben auch Ferdinand und Sternau beigewohnt. Jener ist unverwundet aus dem Kampfe hervorgegangen, dieser aber, in der Meinung, Gertrud habe sein vergessen, geblieben, da er mit Absicht sich mitten in den wildesten Kampf gestürzt hat. Sein Bedienter bringt der trauernden Gertrud diese Nachricht nebst einem Briefe des todten Geliebten. Aus Gram und Verzweiflung nimmt sie Gift und stirbt, der harten Mutter in die Arme sinkend. Wir hatten schon bei dem ersten Drama des Verf. „Der Trinker" Gelegenheit, das Talent dieses Autors anerkennend hervorzuheben. Dies neue Product rechtfertigt unsere damals ausgesprochenen Hoffnungen. Der Verf. kennt die Ökonomie eines Dramas. Seine Erfindung ist einfach, klar, natürlich, die Schürzung des Knotens nicht künstlich forcirt, sondern durch die Verhältnisse bedingt, von ihnen vorgeschrieben. Ebenso hält er es mit den Charakteren. Außer der für die Zeit des Dramas allzu kraß gehaltenen Franziska Waldheim sind die übrigen lebenskräftige Figuren, nicht eben sonderlich große, aber doch gesunde kernige Menschen. Selbst die Landwehrmänner und die schwatzenden Bürger haben Mark in den Knochen, und zwar deutsches Mark. Dies ist zu beachten in einer Zeit, wo so viele Poeten, seinwollende Dramenfabrikanten in einer unverständlich durcheinandergeflochtenen Handlung, in Intriguen, die keinen rechten Sinn haben, in Charaktergebilden, denen es an aller Lebenswahrheit gebricht, und in stolz tönenden oder geistreich zugespitzten Worten die echte Poesie, das einzig wahre dramatische Leben suchen. Der Verf. dieser Tragödie hat kein großartiges Gedicht, er hat nur ein gefälliges, brauchbares und vor allem ein deutsches Trauerspiel geliefert. Der Puls seines deutschen Blutes schlägt in jedem Verse, ihn fühlt man in der Sprache der Leidenschaft, wie in dem Geschwätz der politisirenden Bürger, der bivouakirenden Soldaten. Überhaupt sind die Volksscenen, die eine Aufführung allerdings erschweren möchten, mit Wärme und glücklichem Humor geschrieben. Die Sprache des Verf. ist durchweg edel, in leidenschaftlichen Stellen schwunghaft, ohne schwülstig zu werden.

19. Der sächsische Prinzenraub. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Julius Wenck. Leipzig, Glück. 1841. 8. 15 Ngr.

Die sächsischen Prinzen sind schon sehr oft, und zwar meistentheils unglücklich, geraubt worden. Die Leser d. Bl. werden sich noch des in griechischen Trimetern vollzogenen Prinzenraubes von Minckwitz erinnern, wo Knappe und Küchenjunge bei einer Flasche Schnaps die kostbarsten Strophen und Antistrophen herbeten. Wenck ist nicht griechisch gesinnt, er bleibt simpel deutsch, aber auch recht simpel. Anfangs kann man sich verleiten lassen, Hoffnungen zu fassen, doch welken die grünen dürren Keimchen schon im zweiten Act. Die Leute sind gar zu gutmüthig vom Kurfürsten bis zum Köhler herab. Erst sprechen der Kurfürst und Kunz ganz artig miteinander, nachher, als die fatale Güterfrage verhandelt wird, erlaubt sich Kunz einige Drohungen, wiegelt ein paar andere Ritter auf, indem er mit „großen Schritten" auf- und niedergeht, und setzt seinen Anschlag sofort ins Werk. Ganz albern will uns der lange Dialog zwischen Kunz und der Kurfürstin bedünken, als die Letztere dem Räuber mit dem Prinzen in Arm begegnet. Eine Mutter, und noch dazu eine Fürstin, die von Dienern und Wachen umgeben ist, läßt sich so mir und dir nichts ihre Kinder nicht fortschleppen, noch dazu, wenn sie so herzbrechend mit ihr plaudern. Indeß thut es Hr. Wenck einmal nicht anders und wir müssen uns also darein ergeben. Eine wesentliche Figur hat er ganz weggelassen, wir meinen den historisch berühmten Küchenjungen Schwalbe. Nach glücklich vollbrachtem Raube werden die Prinzen, wie bekannt, durch die Köhler befreit und den bestürzten Ältern wieder zurückgebracht. Kunz wird verurtheilt und zum Tode geführt. Damit schließt das Drama, unschuldig und simpel, wie es begonnen hat. Nur ein Beispiel, wie unendlich gutmüthig-albern der Verf. alle Verhältnisse auffaßt und darstellt. Der Kurfürst setzt nämlich bei seiner Rückkehr aus Leipzig den Kanzler wegen der vorgefallenen That zur Rede und gibt ihm seiner Unachtsamkeit wegen einen Verweis. Darüber ist der Kanzler ganz unglücklich und das Gespräch schließt in folgender Weise:

Kanzler.

O tausendmal hab' ich es schon bereut;
Doch such' ich immer damit mich zu trösten,
Er hätte, wenn auch jetzt nicht, doch gewiß
Zu einern andern Zeit die That vollbracht.

Kurfürst.

Genug, nichts mehr davon, es ist geschehn
Und unnütz ist's, darüber lang zu sprechen,
Wie's hätte kommen können; denn es kam
Und weil es kam, gebietet es zu handeln.

Kanzler.

Ich habe ja schon Alles eingeleitet,
Was zweckmäßig in solchen Fällen ist.

Kurfürst.

So seht, daß Alles gut vollzogen wird.
Und nehmt Euch jetzt ein Beispiel; hört Ihr?

Kanzler.

Ja.

Man kann einem Schulknaben unmöglich eine bessere Lection geben.

20. Dramatische Schriften von Wilhelm Schnitter. Erster Theil. Maria. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, F. Fleischer. 1842. Gr. 12. 15 Ngr.

Da sieht man recht, daß alle Regeln und Gesetze nichts fruchten! Hr. Schnitter hat 14 Jahre lang an seinem poetischen Kindlein herumgeschnitzelt und in dieser Zeit gewiß nichts versäumt, um es recht proper auszustaffiren. Trotz alledem ist kein Musterkind daraus geworden, wol aber in einem gewissen Sinne ein Wunderkind. Um dies zu erklären, müssen wir uns mit dem Inhalt etwas näher bekannt machen. Maria, die Heldin unserer Tragödie, ward von einem armen Weibe an der Schwelle eines Klosters geboren, die Äbtissin pflegte die Leidende und beide, Mutter und Äbtissin, hatten drei Nächte hintereinander ein und denselben wunderbaren Traum, etwa des Inhalts, daß das Mädchen, gewaltsam in die Welt geführt, sich in einen feuerspeienden Drachen und das ganze Land in ein großes Grab verwandeln werde. Um diesem Unheil bei Zeiten vorzubauen, nimmt die Äbtissin das neugeborene Kind ins Kloster auf und die Mutter stirbt. Maria wächst nun heran und erblüht zu einer wunderbaren Schönheit. Ein Landmann, Bertrand, sieht Maria's Gestalt eines Tages und beschließt, das Mädchen zu heirathen; weil aber die Klosterfrauen nichts davon wissen wollen, ruft er seinen Bruder Robert, der als Räuber lebt, herbei, stürmt mit ihm das Kloster und zwingt die Äbtissin, ihnen das Mädchen auszuliefern. Als

sie sich entschleiert, führt, so zu sagen, der Teufel unter sämmtliche anwesende Männer. Bertrand weiß sich vor Liebeslust nicht zu fassen, Robert verlangt das Mädchen für sich und ersticht auf der Stelle den Bruder. Er nimmt die schöne Beute mit sich, unterwegs begegnet ihm die Prinzessin Floribelle mit ihrem Geliebten, dem Grafen Gaston. Kaum erblickt Gaston Maria, so läßt er die Prinzessin laufen, jagt dem Räuber die Beute ab und trifft Anstalten, sich mit Maria zu vermählen. Ein Bote bringt die Kunde davon zum Könige, der alsobald, wie von der Tarantel gestochen, anfängt zu zappeln und nach dem Mädchen sich zu sehnen. Die Königin-Mutter redet zwar ab, droht, lärmt, flucht, wird gemein wie ein Fischweib, kurz thut, was man nur haben will, doch leider ohne Nutzen! Der König bricht, als Pilger verkleidet, auf, um das Wundermädchen zu sehen, und da nun die empörte Königin-Mutter daheim nichts weiter zu thun hat, so geht sie, ebenfalls verkleidet, dem Könige nach. Wie zu vermuthen stand, verliebt sich der König unsagbar in die schöne Maria, die auch zu ihm, freilich nur, weil er als Pilger ihr entgegenkommt, einiges Vertrauen zu haben scheint. Gaston muß wider Willen Maria dem Könige überlassen, der den Grafen zur Hochzeit einladet. Unter fortwährenden Wuthausbrüchen der höchst empörten Königin, die der Bischof vergebens von der Trauung zurückzuhalten sucht, beginnt die Ceremonie. Da kommt Gaston als Gast und verwundet den König, worauf die Königin Gaston niederstößt und Befehl ertheilt, die unschuldige Anstifterin all diesen Unheils mit Ketten zu belasten und einzukerkern. Jetzt aber bangt der Königin um ihren Sohn, der Arzt soll ihn heilen und weil ihr das nicht rasch geht, so geberdet sie sich wie ein ungezogenes Kind, hundertmal fragend, wie es mit dem Kranken stehe? Der Arzt kann keine erfreuliche Antwort geben, er räth endlich zur Heilung durch Sympathie, die darin besteht, daß Maria zum Könige geführt wird. Wirklich erwacht dieser sogleich zum Leben, doch nur, um nun wirklich zu sterben. Nun soll Maria, in der man eine Hexe und scheußliche Zauberin erblickt, verbrannt werden, seltsamerweise aber wird die Gefangene des Nachts durch einen leuchtenden Engel aus ihrem Kerker entführt. Da geht die Königin in sich, bietet das ganze Hofgesinde nebst Musikanten auf und zieht der Befreiten, sie suchend, nach. Indeß steht auch das Land gegen Maria auf, Robert, der Räuber, begegnet der Schlafenden und will sich ihrer bemächtigen, die Weiber rasen förmlich und reißen einen ganzen Felsen ab, um sie unter diesem zu begraben. Da helfen dem Wundermädchen gar zwei Engelknaben aus der Todesgefahr. Kurz, alles Volk bekehrt sich endlich und Maria stirbt an der Klosterpforte in den Armen der Äbtissin. Diese Geschichte nennt der Verf. ein Trauerspiel. Wir können nur eine in Scenen und Verse gebrachte Wunderhistorie darin erblicken, die allenfalls einen erträglichen Stoff zu einer modernen Oper abgeben würde. An Todten ist freilich kein Mangel. Es werden ungefähr acht Menschen umkommen, und insofern ist die Geschichte wenigstens höchst traurig, nur keineswegs tragisch. Was der Verf. mit dieser alle Männer toll machenden Maria, die von Gemüth ein wahrer Engel ist, hat bezwecken wollen, ist uns nicht deutlich geworden. Schade um das artige Verstalent, um die gesunde Leidenschaftlichkeit, die an einzelnen Stellen hervorbricht. Im Allgemeinen übertreibt der Autor und läßt die Menschen bei jeder Erregung gleich rasen. So z. B. die Königin, die zur Megäre wird, als ihr der König nicht gehorcht.

Schallt eitel meine Rede? Hörst du nicht?
Hat arge Zauberei dein Hirn verwirrt,
Daß du, entartet, deiner selbst vergessend,
Des kindlichen Gehorsams unbewußt,
Der Mutter nicht, dem milden Triebe folgst?
Du bist ja König, was verkappst du dich
Und läufst — hast du sonst nichts zu thun? — ein Hans,
Ein Gott, dem albernen Geschöpfe nach — —
Bist du in einer Schenk'? Bin ich 'ne Metze? u. s. w.

Einen gar zu grobsinnlichen Eindruck macht der leidenschaftliche Ausbruch Robert's, als er Maria allein schlafend erblickt:

Sie ist's wahrhaftig! Ja, ich schwör's, sie ist's!
Ha süße Kost, tischt dich die Hölle auf?
Sei's; wärst du glühend Gift auch; schläng' ich auch
Mir die Verdammniß ein für alle Zeit —
Genießen muß ich dich u. s. w.

21. Freundschaft. Tragödie in fünf Acten von Held. Erfurt, Selbstverlag. 1842. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nichts schmerzt mehr, als ein von Natur glückliches Talent auf falschem Wege mit innigem Selbstbehagen fortschreiten zu sehen. So geht es Held. Ein, Gott weiß, wodurch? genährter Wahn macht ihn zu einem excentrischen Dichter, der der ruhigern Welt durch seine Capriolen ein höchst eigenthümliches, ergötzliches Schauspiel gibt. Held hat drei Marotten im Kopfe, die ihm seine ganze Laufbahn als dramatischer Dichter verderben und, wenn er nicht von ihnen läßt, ihn dem unbarmherzigsten literarischen Spott aussetzen werden. Wir spotten nicht über ihn, weil wir die Kraft und den edeln Sinn, dem sie entspringt, in ihm achten, aber wir sagen ihm die Wahrheit offen ins Gesicht. Jene drei Marotten bestehen in Folgendem: Erstens glaubt er, alle Bühnen müßten seine Dramen aufführen können, wenn sie sonst wollten; sodann hält er jeden Fürsten für einen Unmenschen nach Nero'schem Zuschnitt; und endlich glaubt er, die Sprache Schiller's in den „Räubern" sei die einzig echte und wahre dramatische Sprache. Was nun aus dieser Dreieinigkeit entspringen muß, kann man sich leicht denken. Da Held durchaus nicht ohne Geist ist, Erfindung und Witz besitzt, so überbietet er, um originell zu erscheinen, wo möglich noch die überschwänglichsten Ausdrücke Schiller's. Was er darin leistet, streift ans Unglaubliche und wird eben durch die maßlosete Übertreibung so lächerlich, daß wir manchen Hypochondern die Lectüre einer sogenannten Tragödie von Held anrathen könnten. Den Stoff zu seinen Tragödien geben Held die wirklichen oder eingebildeten Conflicte zwischen Adel und Bürger, oder auch, was ihm noch lieber zu sein scheint, die für gewiß angenommene Tyrannei der Fürsten gegen ihre Unterthanen. Das Volk im Allgemeinen ist den Fürsten, nach Held's Ansicht, bloßes Lumpenpack, nicht werth, daß sie sich darum kümmern. Zugegeben, daß es auch Fürsten mit ähnlichen Gesinnungen gibt, so wird doch kein Einziger so äußerst plump sprechen und handeln. Überhaupt ist ein gegenseitiger Wechselverkehr in Held's Darstellungsweise unter gebildeten Menschen weder wahrscheinlich noch denkbar. Deshalb allein schon fruchten Producte dieser Art gar nichts, da sie von Haus aus die Welt falsch auffassen und mithin auch zu ganz falschen Resultaten führen müssen. So viel zur allgemeinen Charakteristik der Held'schen Dramenpoesie. In Bezug auf das vorliegende begnügen wir uns mit der Erzählung des Inhalts. Prinz Edwin hat einem hübschen Judenmädchen in der Absicht, Zutritt zu ihr zu erlangen, eine ansehnliche Geldsumme gesendet, dieses Geld bringt Walter, der Pflegesohn von des Mädchens Ältern, dem Prinzen zurück und sagt ihm die Wahrheit so derb, so unmöglich grob, wie dergleichen niemals vorkommen kann. In Folge dieses Gespräches schließt Edwin, der von Natur ein gutmüthiger Mensch ist, ein inniges Freundschaftsbündniß mit Walter, der seinerseits dem Prinzen wieder die Liebe Eva's verspricht. Der Fürst, des Prinzen Vater, erhält Kunde von diesem seltsamen Bündniß und ist, natürlich, ganz außer sich darüber. Er haßt den eigenen Sohn, weil er andere Gesinnungen hegt, und will ihm durch einen Vertrag das Fürstenthum bei seinem Tode entreißen. Zu diesem Behufe befindet sich als Gesandter des Königreichs, dem der Fürst sein Land einverleiben will, der Freiherr von Mardern am Hofe des Fürsten, eine heimtückische, egoistische Creatur, der den elenden Handel übernommen hat, weil eine Grafenkrone nebst Orden dabei in Aussicht stehen. Mit diesem Mardern trifft Walter zusammen. Der Freiherr ahnt sehr richtig, daß ein Mensch von Walter's Kopf

und Herz dem Staate gefährlich werden könne, und sucht ihn deshalb unschädlich zu machen. Ein paar geheimnißvolle Buchstaben, die bei Walter's Auffindung vor dem Hause des Juden sich gefunden haben, verrathen, daß der junge Mann der natürliche Sohn der jetzigen Gemahlin des Fürsten mit dessen älterm Bruder ist, den der Fürst aus Eifersucht ermordete. Der Fürst läßt nun Walter zu sich kommen, um ihm das Freundschaftsbündniß mit Edwin zu verbieten. Hierbei entspinnt sich eine Scene, die ihres Gleichen wol nirgend hat und insofern allerdings auf Originalität Anspruch machen kann. Walter thut, was er „die Wahrheit sagen" nennt. Darauf bleibt dem Fürsten freilich nichts übrig, als den fürchterlichen Demagogen einzukerkern und ihn, ließe sich das so in der Kürze abmachen, möglichst qualvoll hinrichten zu lassen. Ehe es noch dazu kommt, bricht die Empörung aus. Nun wird auch der Prinz eingekerkert und der Fürst geht alles Ernstes damit um, auch diesen zu massacriren. Würdenholm, der einzige Vernünftige unter den Hofleuten, hält ihn von dieser Greuelthat zurück. Die Empörer stürmen das Schloß, die bewaffnete Macht geht zum Theil über, der Fürst schäumt, sprudelt, geifert, rast und zittert endlich, da ihm das Messer an der Kehle sitzt. Es bleibt ihm nichts übrig als abzudanken. Dies geschieht und zwar zu Gunsten Walter's. Mit diesem Bescheid begibt sich der nun auf einmal menschlich fühlende Fürst in den Kerker. Hier aber hat unterdeß die Nemesis aufgeräumt. Edwin ist auf seinen Wunsch durch Walter's Hand gefallen. Dieser nimmt zwar die ihm angetragene Souverainetät an, allein nur, um den schuftigen Freiherrn der Gerechtigkeit zu übergeben und sich dann selbst zu erstechen. Der Fürst verspricht, jetzt plötzlich gerührt, dem Sterbenden, ihn zugleich mit Edwin in einem Sarge begraben zu lassen. Will man die Monstrosität als Charakter gelten lassen, so haben Held's Figuren Charakter; bei näherer Besichtigung ergibt es sich aber freilich, daß er doch nur mit Marionetten spielt, denen er Schiller'sche Phrasen eingelernt hat, in der Meinung, es veroffenbare sich darin ihre Seele. Beispiele machen dies am deutlichsten. Der Fürst, Walter und wer sonst noch erregt wird, sie alle führen Worte im Munde, als wollten sie die Welt damit in Grund und Boden bohren. Am tollsten machen es die genannten beiden Ersten. Walter mag sein Miserere zuerst anstimmen. „O, ich könnte noch stundenlang fortfahren, in dieser camera obscura die monströsen Heiligenbilder der Tyrannei zu zeigen, wenn ihre Rachen nicht Gifte spien, die Raserei gebären und den Behälter des empörten Gefühls vor der Zeit zersprengen. Und diesen Drachen gegenüber das markloſe Geschlecht, das die Natur in einem Bierrausche mit einer mondsüchtigen (?) Mutter erzeugte, als sie in der Finsterniß übereinander stolperten! Und dazu noch der schimmelige Geist unsers Säculums, dem die Schamröthe ins Gesicht tritt, wenn seine Jubiläen rückwärts und seine Wünsche für Nachruhm vorwärts schauen; das da sein Bravo plärrt, wenn Ehrenzeichen, die das glänzendste bürgerliche Verdienst nicht erzielt, einem durchlauchtigen Wickelkinde umgehängt werden, während es seine Windeln benäßt; das da am Rocken kauert, um Seide zu spinnen für die Nachtstühle seiner Fürsten und Wolle zu Unterröcken für seine Männer. O fürwahr, es ist kein Wunder, daß wir schon auf einem Punkte stehen, wo wir um die Gnade bitten, das Beil schleifen zu dürfen, mit dem unsere Menschenrechte zu Frikassee zerhackt werden. — Aber es soll anders werden; es muß anders werden, und sollte im Aufruhr die Erde gegen das Firmament krachen." Gut gebrüllt, Karl Moor! Jetzt mag Franz, hier der Fürst genannt, seine Künste produciren. „Nun wart' nur, wart'! Ich will das Spektakel zu Ende bringen, so zwar, daß man beim Fallen des Vorhangs Nervenzuckungen bekommen soll und die Ohnmachten im Credit steigen werden. — — Pfui über dies speichelleckende Geschlecht! Es will auf Thronen seine Wohnung nehmen, mit Königen verhandeln und sein Quartier ist — der Hundestall!" Und später: „Ha, über die unerhörte Beleidigung! Wie das entsetzlich gebüßt werden soll! Beil — Strick — Rad — Feuer? Nichts, nichts! Holla, sind die Maschinen des Todes so bald erschöpft? (!!!) Gibt es keine mehr, die in der Minute des Hinscheidens wieder aufleben läßt, um noch einmal und immer wieder hinzurichten? Keine, die tausend Tode für ein Leben hat? Komm, begeistere du mich, Pluto, rächender Höllengott; steh' du mir bei, Minos, Äakus und Rhadamanthus, qualerfahrenes Kleeblatt des Höllengerichts, du Schöpfer der Strafen eines Sisyphus, Tantalus, Prometheus; du hilf mir eine Todesmarter erdenken, vor welcher der Schinder zurückschaudert, der skalpirende Indianer erröthet und der Teufel sich zum Pfuscher bekennt!" Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß mehr als drei Viertheile des ganzen Dramas in dieser Sprachweise gehalten sind. Und doch, sollte man es glauben, muthet der Verf. den Bühnen ganz im Ernste zu, diesen längst verbrauchten und lächerlichen Gallimathias vor unserm Publicum hersagen zu lassen! Wir halten es wirklich für ein Glück, daß die gebildete Welt gegenwärtig an solchen Ausleerungen eines überreizten Talents keinen Geschmack mehr findet, hoffen aber auch, daß der Verf. noch zeitig genug seinen Irrthum einsehen und die ihm inwohnende Kraft auf bessere Weise verwenden werde.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Da einmal in Frankreich (und in Deutschland nicht minder) die sogenannten literarischen Revuen in Aufnahme sind, so will auch die „Mode" die Mode mitmachen. Dieses beißende legitimistische Blatt, das bis jetzt nur eine politische Stechfliege war, wird sich bald verpuppen, aber, wie bereits angekündigt wird, auch als buntfarbiger Schmetterling den giftigen Stachel beibehalten. Dieses Blatt wird nämlich seinen Rahmen erweitern und besonders dem rein-literarischen Theile von jetzt an einen größern Raum lassen. Der Redacteur Vicomte de Walsh, der ehrenwerthe Ritter der Legitimität, wird wol eingesehen haben, daß die Leser sich nicht mit dem allzu starken, beißenden Pfeffer, den er ihnen vorsetzte, begnügen mögen, und daß er ihnen, um das Häuflein der Abonnenten nicht gar zu sehr schmelzen zu lassen, auch noch andere Kost vorsetzen muß. Die „Nouvelle Mode", die zur Bekämpfung der Grundsätze, welche die alte „Mode" vertheidigt, unternommen und selbst, wie es heißt, vom Hofe unterstützt ward, hat kümmerlich ihr Leben gefristet und jetzt, wie wir glauben, nach vierwöchentlichem Erscheinen, völlig aufgehört. Ihre Spalten waren mit der jämmerlichsten Mittelmäßigkeit gefüllt und ihre Leitung war so taktlos, daß man ihr ein baldiges sanftes Ende von vornherein prophezeien konnte.

A. Vinet, der geistreiche und beredte Streiter für die methodistische Lehre, hat vor kurzem ein Werk herausgegeben („Essais sur la manifestation des convictions religieuses et sur la séparation de l'église et de l'état"), in dem sich sein herrlicher Styl und sein beschränkter religiöser Standpunkt aufs neue vereinigt zeigen. Wir erfreuen uns ungetrübter seiner schönen Darstellung in seinen reinliterarischen Artikeln, die er häufig theils mit seinem Namen, theils anonym im „Semeur", dessen Leitung er großentheils hat, einrücken läßt. Möchte es ihm doch gefallen, einen Theil derselben zu sammeln. Eine Auswahl seiner kleinen kritischen Artikel, die besonders häufig die deutsche Literatur betreffen, würde auf große Theilnahme zählen können. Unter den Aufsätzen, die im „Semeur" offenbar aus seiner Feder geflossen waren, erinnern wir uns besonders einer Besprechung der Gedichte von Rückert, der wir in Frankreich eine größere Verbreitung gewünscht hätten als die ist, die ihm durch dieses beschränkte methodistische Journal zu Theil werden kann.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 209. — 28. Juli 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 208.)

22. Schiller's dramatischer Nachlaß. Nach dessen vorliegenden Plänen ausgeführt. Ersten Bandes erste Lieferung, enthaltend: Warbeck. Historisches Drama in fünf Aufzügen. Nürnberg, Winter. 1842. Gr. 16. 15 Ngr.

Um den Plan eines Andern mit nur einigem Glück ausführen zu können, muß man ganz in dessen Geist einzugehen im Stande sein. Dies ist Wenigen gegeben und deshalb ein solches Unternehmen immer undankbar. Ein gefährliches Wagstück wird es aber, wenn sich ein untergeordneter Kopf den Entwurf eines so hochgestellten Geistes, wie Schiller ist, poetisch gestalten zu wollen vornimmt. Schiller's Skizze zu „Warbeck" ist uns zwar nicht zur Hand, möglich, daß sich der ausführende Nachdichter streng an die Scenenfolge gehalten hat, obwol uns auch dies zweifelhaft scheint; so viel ist indeß gewiß, daß der ungenannte Verf. Schiller's Ideengang auch nicht im entferntesten begriffen hat. Dieser „Warbeck" ist gar nichts, am wenigsten ein Schauspiel, man müßte denn behaupten wollen, daß eine Reihe von Scenen, in denen sehr lang und langweilig gesprochen wird, die Seele eines Dramas bildeten. Vor nicht langer Zeit hat J. Kuranda, Herausgeber der „Grenzboten", denselben Stoff in „Die letzte weiße Rose" behandelt, dem Vernehmen nach mit Geschick. Klüglich verfolgte er dabei seine eigenen Intentionen, was der Verf. des vorliegenden Products ebenfalls hätte thun sollen. Vielleicht wäre alsdann doch etwas daraus geworden. Warbeck ist angeblich der Sohn Eduard's, dessen Kinder Richard III. ermorden ließ. Er tritt in Brüssel am Hofe der Herzogin Margaretha von Burgund, seiner Muhme, als Prätendent der Krone von England auf. Ihm zur Seite stehen die Anhänger des Hauses York. Erich, Prinz von Gothland, der ebenfalls am burgundischen Hofe verweilt und zwar in der Absicht, die Prinzessin Adelaide zu heirathen, weiß oder ahnt Warbeck's unhaltbare Ansprüche. Beide gerathen gleich anfangs in Händel, da sie sich als Nebenbuhler Adelaidens, die Warbeck zugethan ist, gegenseitig hassen. Durch Erich's Äußerungen wird uns das Geheimniß des neugebackenen Prinzen von York sogleich verrathen, auch Warbeck selbst läßt Worte fallen, die ihn als Betrüger darstellen. Dies ist ein unverzeihlicher Mißgriff; denn unsere Theilnahme schwindet an einem Menschen, der mit Vorbedacht, aber nicht einmal aus eigenem Antriebe, sondern auf Anderer Anstiften und für Geld die Rolle eines Prätendenten übernimmt, die er nur deshalb ernsthaft fortspielt, weil er Gefallen daran findet, seine Kraft fühlt und die Liebe zu einem schönen, jungen und reichen Mädchen ihn reizt und spornt. Durch Erich's, nicht minder durch Margaretha's Intriguen, die des selbständig auftretenden Warbeck überdrüssig wird und nach Rache dürstet, treten nun immer mehr Prätendenten auf, die Warbeck jedoch mit leichter Mühe entlarvt. Endlich kommt der rechte Eduard Plantagenet, mit ihm aber auch ein Graf Kildare, der in Warbeck seinen Pflegesohn erkennt, aus dem nun plötzlich der natürliche Sohn Eduard's von England wird. Nachdem sich die Parteien verständigt, die Feinde versöhnt, die Herzen gefunden haben, wird der so lange als Narr herumgezogene und Andere herumziehende Warbeck wie billig mit Adelaidens Hand belohnt. Diese Geschichte ist auf 243 enggedruckten Seiten in wohlklingenden, aber meist inhaltleeren Versen, wie uns dünkt, weitläufig genug ausgeführt. Merkwürdigerweise glückt dem anonymen Verf. Schiller's Vers nicht! Dafür wirft er sein Netz nach allen Poeten aus, um bald da bald dort einen Vers, ein Bild, einen Gedanken herauszufischen, die er denn mit seinem eigenen Gespinnst zusammenstellt, was diesem das Ansehen eines matt poxirten modernen Scheinmosaiks gibt, in das man einzelne echte Stücke eingesetzt hat. Bei dieser Arbeit gibt er sich kaum die Mühe, ein classisches Bild durch Änderung einzelner Worte umzugestalten. So wird z. B. der Tod der Söhne Eduard's erzählt, wobei wir Shakspeare's Worte in folgenden Versen ganz unverkennbar wiederfinden:

— auf dem Bette lag das schöne Paar,
Sich innig, zärtlich, brüderlich umschlingend
Mit seinen weißen Alabasterarmen.
Vier Knospen eines Rosenzweiges, schienen
Die weichen Lippen kosend sich zu küssen u. s. w.

Der Verf. droht mit einer Fortsetzung ähnlicher Ausarbeitungen aus Schiller's Nachlaß, eine Drohung, die uns erschreckt, wenn wir der Überschwemmung gedenken, die nothwendig aus diesen wasserreichen Versen über die deutsche dramatische Literatur hereinbrechen muß. Möchte uns doch Apollo vor Unglück bewahren!

23. Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten vom Fürsten zu Lynar. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

24. Die Mediceer. Drama in fünf Acten vom Fürsten zu Lynar. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Darstellung des erstgenannten Trauerspiels auf der dresdner Bühne fand keine günstige Aufnahme, machte aber, sei es durch den Inhalt des Stücks, oder durch den hochgestellten Verf. desselben veranlaßt, so viel Hin- und Herreden, daß jedem an Kunst und Poesie Theilnehmenden die Einsicht des Stücks selbst wünschenswerth sein mußte. Insofern war dessen Veröffentlichung durch den Druck nur zu billigen. Wir haben nun erkannt, daß der sinnige Fürst wol poetisches, nur äußerst wenig dramatisches Talent besitzt. Was in beiden uns vorliegenden Dramen dramatisch brauchbar ist, gehört ihm nicht eigenthümlich zu, es ist nur geschickt benutzt, andern Dramatikern abgelauscht, ohne deshalb von diesen geradezu entlehnt zu sein. Wir könnten, führte uns dies hier nicht zu weit, die zahlreichen Stellen nachweisen, mit denen der Verf. augenscheinlich einen dramatischen Effect erzielte, deren Erfindung er sich aber keineswegs zueignen kann. Möglich, daß der Fürst dies weder fühlt

noch ahnt. Begabte Naturen, die ein eigenthümlich aneignendes Talent besitzen, reproduciren in der Regel, während sie doch zu produciren glauben. So gibt es z. B. in diesem „Ritter von Rhodus" einzelne Partien, die Körner, andere, die Schiller, noch andere, die selbst Goethe geschrieben haben könnte. Schiebt und reiht man diese nun aneinander, so will nirgend ein zusammenhaltendes, so verschiedene Elemente fest verkittendes Bindemittel sich entdecken lassen. Es fehlt die Einheit der poetischen Intention, weshalb denn aller Eindruck niedergehalten wird. Es ist leicht möglich, daß diese Mängel bei der Darstellung noch mehr als bei der Lecture hervortreten. Auch ist die dramatische Handlung zu schwach, die Charaktere großentheils zu leidend, mithin mehr episch als dramatisch. Namentlich trifft dieser Vorwurf den Helden des Stücks Gastinau, der in der zweiten Hälfte, wo das Drama durchaus rasche Handlung erfodert, ganz unthätig bleibt und nur höchst christlich zu sterben weiß. Ebenso wenig originell sind die Charaktere. Soliman z. B. ist halb aus Körner's Soliman, halb aus Schiller's Wallenstein zusammengeschmolzen; Gastinau, halb Ritter, halb schmachtender Liebhaber, läßt sich mit Max Piccolomini vergleichen, und der Eremit, der das Bekehrungsgeschäft versieht, ist offenbar ein Abklatsch von Bruder Lorenzo in „Romeo und Julie". Die Tragödie behandelt die Eroberung von Rhodus durch Soliman, den Einschlag des tragischen Fadens bildet die Stellung Palmira's, eines türkischen Mädchens aus dem Stamme Zizim, zu dem Ritter von Rhodus. Dies Mädchen, seit lange unter dem Schutze der Ritter lebend, ohne ihren Glauben zu ändern, wird von Soliman zurückverlangt, wenn anders die Ritter freien Abzug von Rhodus erhalten wollen. Gastinau weigert sich, diese Bedingung einzugehen, weil er ein Gelübde gethan, kraft dessen er Palmira's Ritter und Beschützer, so lange er lebt, bleiben will. Eine heftige Neigung fesselt den jungen Mann an die schöne Türkentochter, doch besitzt er Kraft genug, seine Leidenschaft zu zügeln. Er fodert von Soliman die Freigebung Palmira's, die dieser verspricht, wenn Gastinau, ohne von sinnlicher Liebe zu dem Mädchen hingerissen zu werden, an ihm bethätige, daß Christus' Lehre mächtiger sei als Mohammed's Gesetz, mit einem Worte, wenn ohne Liebesvermittelung Palmira freiwillig zum Christenthume übertrete. Der Ritter geht die Bedingung ein, Fatime aber, eine leidenschaftlich in Gastinau verliebte türkische Sklavin, will mit aller Gewalt ihren geliebten Herrn retten. Sie bringt in das Lager der Türken, ermordet den wachthabenden Janitscharen, es entspinnt sich ein Kampf, Gastinau, dem unterdeß unter den vorgeschriebenen Bedingungen Palmira's Übertritt zum Christenthume gelungen ist, denkt nur darauf, das theuere Mädchen zu retten. Durch seine ritterliche Vertheidigung sichert er ihr die Flucht, Soliman bekennt den Gott Mohammed's von dem Gott der Christen überwunden, schenkt Fatime die Freiheit und will auch Gastinau den Seinen wiedergeben, allein die Gnade und Großmuth kommt zu spät. Der Ritter stirbt an seinen Wunden.

Weit poetischer in Einzelnheiten und durchgängig dramatischer angelegt ist das zweite Drama des Verfassers „Die Mediceer". Daß in diesem, dem italienischen Mittelalter entlehnten Stoffe Parteienhaß, Eifersucht, Hinterlist, Mord, Empörung u. s. f. wieder die Hauptrolle spielen, ja, daß dies die alleinigen Ingredienzien des ganzen Dramas sind, bedarf wol kaum der Erwähnung. Stoffe dieser Art begegnen uns jetzt so häufig, daß die Theilnahme daran erlischt, um so mehr, als nur äußerst selten die dramatische Anordnung einigen Ersatz für die sich stets in gleicher Weise wiederholenden Charaktere darbietet. An diesen Wiederholungen leidet auch das Drama des Fürsten. Die zahlreiche Familie der Pazzi verschwört sich gegen die Medici, die am Ruder des Staats stehen. Der jüngere Medici, Giuliano, gibt die nächste Veranlassung zum Ausbruch der Verschwörung durch seine Liebe zu Camilla Cafarelli, deren Vater ein Anhänger der Pazzi ist. Cafarelli weiß von dieser geheimen Liebe seiner Tochter nichts, vielmehr hat er sie einem seiner Freunde, Francesco, bereits verlobt, den Camilla in den Tod haßt. Ein anderes älteres Liebesverhältniß zwischen Giuliano und Bianca Gorini, das sich von selbst wieder gelöst hat, dient zur Beschleunigung der Katastrophe und bringt als furchtbar rächende Nemesis in das Haus des Cafarelli. Bianca glaubt, Camilla habe ihr den Geliebten abspenstig gemacht. Das leidenschaftliche, rachsüchtige Weib brütet nun über einem Plane zur Vernichtung ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin. Maskirt schleicht sie sich wiederholt in Camilla's Nähe, bald ihr wahrsagend, bald auf andere Weise das unglückliche Mädchen peinigend. Auf diese Weise gelingt es ihr auch, das ersehnte Opfer zu erlegen. Während die Pazzi Giuliano Medici in der Kirche ermorden und die Staatsregierung an sich zu reißen beabsichtigen, vergiftet Bianca die heimlich Vermählte des jungen Medici. Lorenzo bleibt am Leben, die Pazzi werden überwältigt, mit ihnen Cafarelli. Lorenzo Medici erklärt bei den gefallenen Opfern der Rache und des Hasses Florenz für frei und sich für dessen ersten Bürger. Während die ersten Acte dieses Dramas hin und wieder sehr schleppen, verheißt der letzte durch ungewöhnliche Lebendigkeit und spannende Situationen eine erwünschte Wirkung, indem er die frühern Mängel einigermaßen vergessen macht. Auch in diesem Stück zeigt sich der Fürst als Charakterzeichner nicht groß, doch führt er einen weit sicherern Pinsel als im „Ritter von Rhodus", sodaß von spätern Arbeiten des begabten Mannes wol noch Werthvolles zu erwarten steht. An schönen Einzelheiten, an poetisch gefühlten Momenten sind beide Stücke nicht arm. Einige davon sind werth angeführt zu werden, um so mehr, als sie aus der schönen Hülle poetischer Sprache hervorleuchten.

Camilla.

Vergebens, Vater, hoffst du auf mein Glück!
Denn nur ein Leichenzug ist mir die Zukunft,
Der einen Morgentraum zu Grabe trägt.
Es war ein Hauch aus einem Paradiese,
Der über mein entzücktes Haupt gestreift.
Ich bin erwacht — da flieht das Traumgebilde
Unwiederbringlich hin, da kaum die Seele
Den süßen Gruß der Seligkeit vernommen.

Die Rede des Eremiten im „Ritter von Rhodus" würde einen noch reinern Eindruck machen, erinnerte nicht die ganze Erscheinung des Mannes, wie schon bemerkt, zu auffallend an Lorenzo:

Die Sonne steigt aus fernem Meeresschoos,
Der lichte Zeiger an der ew'gen Uhr
Der unbegriff'nen Zeit. Ein neuer Tag
Fällt, wie die Perl' an der geweihten Schnur,
Aus Gottes Hand, der selber denkend betet.

Auffallend ist die Ähnlichkeit von Soliman's Traum mit dem berühmten Traum Wallenstein's. Der einzige Unterschied zwischen beiden besteht nur in der Verschiedenheit der Gegenstände, mit denen sich die beiden Träume beschäftigen. Man urtheile:

— Mein Lager sah ich schweigend vor mir liegen
In stiller Nacht. Die Janitscharen ruhten,
Dem Schlaf sich überlassend, um die Kessel,
Und, wie die Vorsicht, wachte ich allein.
Da trat der Mond aus dunkler Wolkenpforte
In unaussprechlich hehrer Majestät,
Und blickte ernst und herrschend in die Welt.
Ich sah zu ihm begeistrungsvoll empor
Und sagte zu mir selbst nachsinnend also: ꝛc.

Anklänge dieser Art muß jeder Autor sorgsam zu vermeiden suchen, wenn er dem Verdachte geflissentlicher Nachahmung entgehen will. Neben so manchem trefflich gewählten poetischen Ausdrucke schleichen sich freilich auch eine Menge Mattitüden ein, die gerade dann am fühlbarsten werden, wenn sich der Autor das Ansehen eines Hochverständigen gibt, indem er Lebensmaximen oder ähnliche Sachen an den Mann bringen will; z. B.:

Ich eile
Zu retten, wenn noch Rettung möglich ist.

Oberst.

Umsonst, wer wagt dem Wolf, dem hungernden,
Die halbverschlungne Beute zu entreißen?
Der größte Zauberer ist der stärkste Mensch.

Oder schlecht gewählte Gleichnisse:

Wohlan, so laßt uns auseinandergehen,
Wie Schnitter, die den frühen Tag erwarten
Und Kräfte sammeln für die reife Ernte.

Bardini.

Die Dolche werden unsre Sicheln sein!

Francesco.

Und unsre Scheuer ist die Weltgeschichte.

25. **Die Brüder.** Ein Trauerspiel von C. G. Melos. Magdeburg, Baensch. 1842. 12. 1 Thlr.

Eine entsetzliche Raubrittergeschichte, die sich in Romanform jedenfalls besser ausgenommen hätte. Warbeck und Otto, zwei Brüder, beide Ritter, lieben ein und dasselbe Mädchen, Leoline. Otto, ein schlechter, ausschweifender und feiger Mensch, verlobt sich mit Leoline, läßt sie aber später sitzen, um eine orientalische Schönheit, Irene, ein niedrig wollüstiges Weib, das sich jedem hübschen Manne an den Hals wirft, zu heirathen. Warbeck fodert, um für diese Schlechtigkeit Rache zu nehmen, den Bruder zum Zweikampf auf Tod und Leben, was Irene sehr angenehm ist, da sie inzwischen schon schmackhaftere Männer kennen gelernt hat. Diesen Zweikampf unterbricht die tugendsame Leoline, die im Kloster ein Asyl fürs Leben gesucht hat. Otto wird gerührt und geht bis zu einem gewissen Grade in sich. Mit diesem Ausgange ist Irene sehr unzufrieden. Sie sucht den verhaßten Gatten durch angezettelten Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen, da sie sich aber dazu begünstigter Liebhaber bedient, die einander gegenseitig ins Gehege gerathen, so fängt sich der weibliche Unhold in den eigenen Schlingen. Ihr Page Konrad, dem sie anfangs ihre Liebe geschenkt, vergiftet sie, wofür sie ihn wieder erstickt. Otto gibt sich selbst den Tod, das übrige Gesindel wird im Kampf erschlagen, Warbeck siegt, stirbt aber an seinen Wunden. Zum Todtmachen hat Hr. Melos ein ausgezeichnetes Talent, wie man sieht, mit dem Beruf zum dramatischen Dichter sieht es aber sehr windig aus. Dies kannibalische Mordstück ist übrigens schon ziemlich abgelagert, eine Notiz sagt uns, daß es 1834—35 verfaßt worden ist. Für solche Producte ist es wirklich schade um die Druckerschwärze, und es gehört von Seiten der Verf. eine merkwürdige Eitelkeit und Eingebildetheit dazu, um so ganz werthlose Machwerke, jedenfalls mit großer Mühe, in den Meßkatalog zu bringen, denn weiter dürfte sich ihre Verbreitung schwerlich erstrecken.

26. **Don Juan.** Drama in fünf Abtheilungen von Braun von Braunthal. Leipzig, F. Fleischer. 1842. Gr. 12. 20 Ngr.

Von einem Dichter, der sich seiner Kraft bewußt ist, darf man etwas verlangen. Spricht er dies selbst laut und offen aus, so ist es sogar Pflicht, einen hohen Maßstab an ihn und seine Producte zu legen. Braun von Braunthal, an dessen dichterischem Berufe Niemand zweifeln wird, thut dies in dem Einleitungsgedicht in etwas allzu greller Weise. Er singt:

Verstumme heute, Trauerweise,
Denn singen will ich jetzt ein Lied,
Das nicht, wie sonst, elegisch leise,
Nicht träum'risch durch die Herzen zieht;
Will singen eines jener Lieder,
Wie sie verlangt die wache Welt:
In voller Kraft der Jugend wieder
Sei ihr mein Geist nun zugesellt!
Die Kolkhause mag erheben
Mit ihrem weichen Sehnsuchtsklang';
Ich will vom tausendstimm'gen Leben
Der Menschheit bringen einen Sang,
Dem jubeln alle Herzen sollen,
Dem jede Seele lauscht' entzückt,
Wie er dem höchsten Sängerwollen
Nur einmal im Jahrhundert glückt!

Nach einer solchen ungeheuern Verheißung dürfen wir Ungewöhnliches begehren. Und was erhalten wir? Allerdings ein Gedicht, das an schönen Einzelnheiten reich, das aber dessenungeachtet auf Vollendung, am wenigsten auf eine künstlerische, ästhetische keinen Anspruch hat. Der Verf. hat die bedeutungsvolle Gestalt Don Juan's, diese großartige sagenhafte Figur, deren sich der Böse bemächtigt, nachdem sie zuvor alle Sinnengenüsse der Erde durchgekostet, zum Mittel- und Schwerpunkte seines Gedichts gemacht. Dabei scheint er ganz vergessen zu haben, daß dieser Don Juan ohne den steinernen Gast ebenso wenig existiren kann wie Faust ohne den Teufel; daß ihm der lustige, furchtsame Narr Leporello oder wie ihn der Dichter sonst nennen will, so unerläßlich ist wie dem Faust sein pedantischer, altkluger Famulus. Unser Autor kümmert sich um diese gar nicht, sondern erschafft sich einen Don Juan nach seinem Gutdünken, der von dem furchtbar schönen Helden der Sage wenig mehr als den Namen hat. Statt des lustigen Dieners gibt er ihm als Helfershelfer ein mystisches Wesen zur Begleitung, Atheos genannt, das sich als griechischer Magus gerirt und die erstaunlichsten Kunststücke macht. Mit Hülfe desselben wird dem genußsüchtigen, leichtsinnigen Lebemanne jeder Wunsch befriedigt, bis die Nemesis ihr Opfer ereilt. Wir treffen Don Juan zuerst in Madrid, auf einem Grabsteine schlummernd. Atheos sitzt neben ihm und preist die Genüsse und Erfahrungen des seltenen Jünglings. Mehr aus den Reden des Magus als aus den Thaten Don Juan's werden wir von dessen Großartigkeit unterrichtet. Don Juan erwacht und es wird nun zwischen Beiden ein Bündniß geschlossen, wie bei Goethe zwischen Faust und Mephistopheles, nur daß hier Alles lustiger und leichtfertiger hergeht. Kraft dieses Bündnisses macht Atheos sich anheischig, dem Jünglinge mit all seinen Künsten bereitwilligst zu dienen. Nachdem dies abgemacht ist, kommen mehre Spanier nebst Isaura, um sich zu überzeugen, ob auch der Übermüthige sein Versprechen wirklich gehalten. Don Juan hat nämlich in Folge einer Wette die Nacht auf dem Grabsteine zubringen wollen. Isaura, seine Geliebte, erweckt ihn mit einem Kusse, überzeugt von seiner Liebe zu ihr, obwol sie fürchtet, daß ein Mann, der dies zu thun vermag, auch leicht Liebesglück verletzen könne. Die ankommenden Inquisitionsdiener kürzen die heißen Liebesbetheuerungen Isaura's ab, die Diener des heiligen Gerichts werden von Don Juan hinters Licht geführt. Gleich darauf kommt ein junges Mädchen, Rosa. Don Juan erblickt sie entzückt, ruft sie bei Namen, sie hält ihn für ihren Geliebten Carlos, sieht bald ihren Irrthum ein, gibt sich ihm aber auf der Stelle ganz hin, indem sie betheuert:

Carlos! Nein, du bist's nicht, nein,
Aber mehr als er, du bist
Wol sein Engel, der mich küßt,
O es kann nicht anders sein!
Ja, du bist's, mein Carlos, ja,
Wie ich dich im Traume sah,
Wie ich dir am Herzen lag;
Meine Nacht ist worden Tag!

In der zweiten Abtheilung treffen wir unsern Helden in Neapel. Er hat die frühern Liebschaften vergessen und hier bereits neue entrirt. Don Juan ist noch genußsüchtiger als früher und Atheos fährt mit ihm in den Krater des Vesuv. Don Juan, obwol entschlossen, fühlt doch einen heimlichen Schauder vor den Flammen, doch Atheos versichert:

— meines Daseins Athem weht
Der Hölle selber Kühlung ein.

Atheos macht den gelehrten Interpreten und spricht in Bezug auf die hier vorgetragene Flammentheorie sonderbare Sachen zu Tage. Er sagt:

Es ist der Erde Mittelkern,
Ein Theil der Seele dieser Welt,
Die Alles nähret und erhält;
Und wie die Erd', trägt jeder Stern
In seinem Herzen diesen Kern.

Don Juan.

Zahllos entsprühen Funken ihm —

Atheos.

Das sind die ew'gen Cherubim,
Die von des Kernes Seligkeit
Abwehn das Element der Zeit.

Don Juan.

Und sie umgrenzt ein rother Kreis —

Atheos.

Es ist der Wille, glühend heiß.

Don Juan.

An ihm die Kreise ohne Ende —

Atheos.

Dies sind des Lebens Elemente.

Don Juan.

D'rin kämpfen Funken, wie in Schranken —

Atheos.

Es sind die irdischen Gedanken.

Ein Engländer kommt mit seiner Tochter, unter aufschlagenden Flammen steigt Don Juan aus dem Krater, umarmt Pamela, die ein Zetergeschrei erhebt, sich aber bald wieder beruhigt. Don Juan gibt einen Abriß seines Lebens, Pamela wird die Seine. Etwas Mord und Todtschlag verleiht dieser Kraterscene die erforderlichen Schlaglichter. Der dritte Abschnitt spielt in London. Er trifft einen lebensatten Engländer, macht ein Duell mit ihm ab und schließt Freundschaft. Hierauf sucht unser Held eine Spelunke mit Atheos auf, eine Scene, die ganz aus Faust (siehe Auerbach's Keller) transversirt ist. Selbst das Schimpfen auf den schlechten Wein fehlt nicht:

Ihr scheint mir lustige Gesellen,
Die sich das mächt'ge Einerlei
Im miserablen Tagsbereich'
Gar bund verstehen aufzuhellen
Und Gott und Kirch' anbei zu prellen —
Was aber saust ihr schlechten Wein!

Don Juan caressirt unterdeß das Aufwartemädchen Jenny, die ihm eine große Schönheit dünkt. Atheos schafft sie für seinen Liebling beiseite, macht, daß die übrigen wüsten Gesellen sich betrinken und einander zuletzt gegenseitig erstechen. Über ihnen stürzt der Keller zusammen. In Paris hat sich Don Juan wieder an eine Marquise gemacht, die er, wie alle andere, verläßt. Ein Maskenball, wobei Feuer auskommt, läßt den Sünder nochmal entschlüpfen. Er geht zurück nach Madrid. Rosa begegnet ihm wieder, ohne daß sie Don Juan erkennt. In ihr erscheint die Nemesis. Sie ladet ihn zu sich ein und credenzt ihm den Giftbecher. In fieberhafter Liebeslust reißt er die Geliebte an sich, die ihn mit sich fortzieht nach dem Kirchhofe.

Ich bin ein Weib, das hingestossen
In des Vergessens schauerliche Nacht
Ein heißgeliebter Mann,
Nachdem mein Ird'sches er genossen,
Mich um die Ewigkeit gebracht!
Ein Weib, ein schwaches Weib, das auch nur Thränen
Im glühnden Durste seiner Seele fand,
Das sich, wie du, in ungestilltem Sehnen
Nach einem Labsal lechzend wand;
Ein armes Weib, das seine ganze Habe,
Der Tugend strahlenden Demant,
Der rein, wie Gottes Morgenstern, gebrannt,
Gelegt in eines Mannes Verschwenderhand,
Hier — dort — an jenem Quelle!

Rosa lüftet den Schleier, Don Juan erkennt sie, Rosa sinkt todt in seine Arme, denn auch sie hat Gift getrunken. Unter wiederholtem Weheruf erliegt Don Juan dem Gift. Diese Phantasie — denn etwas Anderes ist sie nicht — hat die Poesie der Sage gänzlich ignorirt und an deren Stelle ein unverständliches, in den Wolken schwebendes Etwas gesetzt, das schwerlich viele Leser entzücken wird. Unsers Erachtens muß, wer den Don Juan dramatisch behandeln will, sich durchaus an die Sage halten, sonst bleibt blos eine nichtige Schattengestalt von ihm übrig. Die närrischen Fahrten mit Atheos und dessen Taschenspielerkünste sind höchstens in einer Oper zulässig. *) 36.

Literarische Notizen.

Sue's Werke über Geschichte der verschiedenen Marinen verdanken den belletristischen Leistungen ihres Verf., daß sie bereits in Deutschland hinlänglich bekannt sind, während die werthvolle Schrift von Jal („Archéologie navale"), obschon bereits vor Jahren erschienen, doch kaum genannt wird. In Frankreich hat man dieses Werk mehr zu würdigen gewußt und sein Verf. hat sich dadurch bewogen gefühlt, mehre ergänzende Abhandlungen hinzuzufügen. Seine neueste Broschüre „Sur quelques documents génois relatifs aux deux croisades de St.-Louis", die erste Frucht seiner vor kurzem nach Italien gemachten Reise, ist von bedeutendem Interesse. Jal, der sich auch als Journalist bekannt gemacht hat, ist Archivar bei der Marinebibliothek und hat so die schönste Gelegenheit, die wichtigsten Quellen zu benutzen. Wir haben binnen kurzem von ihm einige interessante Werke zu erwarten. Sehr ansprechend war ein kleines Bruchstück aus seinen Memoiren, in denen er erzählt, wie er, der nie daran dachte sich zum Schriftsteller zu machen, unvermerkt auf das literarische Forum getrieben wurde. Dieser kleine Aufsatz hat, wenn wir nicht irren, in der „Revue des deux mondes" im J. 1832 oder 1833 gestanden, und bot außer den persönlichen Erlebnissen des Verfassers noch beachtenswerthe Beiträge zur Geschichte des Journalismus unter der Restauration.

Bei Erwähnung der Werke Sue's kann man sich wirklich nicht enthalten, sich einer trivialen Redensart zu bedienen und zu sagen, „sie gehen ab wie warme Semmeln". Es liegt wirklich etwas Heißhungeriges in der Hast, mit der das wahre Leihbibliothekenpublicum über jede frische Waare herfällt, die ihm dieser leichtfedrige oft aber auch federleichte Schriftsteller bietet. Seine „Mathilde" ist verschlungen im zweifachen Sinne des Worts, verschlungen zuerst von den gierigen Lesern, dann aber vom Abgrunde der Vergessenheit, in den sich der talentvolle Sue mit allen seinen neuen Productionen kopfüber hineinstürzt. Wir haben seinen neuesten Roman „Thérèse Dunoyer", der kaum erschienen, bereits eine zweite Auflage erlebt, nicht gelesen und werden ihn wahrscheinlich auch nicht anrühren. Aber wir könnten ihn hererzählen mit seinen verwaschenen Charakteren, seinen verbrauchten, zusammengewürfelten Situationen, seinem schlotternden, lappenhaften Style. Wozu aber ihn analysiren? er kann seinem Loose nicht entgehen: in einigen Wochen, wenn er in Paris vergessen ist, wird er von den Händen der deutschen Übersetzer zerrissen werden. 32.

*) Es folgt noch ein dritter Artikel im Monat September.
D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 210. — 29. Juli 1842.

Relazioni degli ambasciatori veneti al senato, raccolte, annotate ed edite da *Eugenio Albèri*. Erste Serie, erster und zweiter Band. Zweite Serie, erster Band. Dritte Serie, erster Band. Florenz 1839—40.

Über den großen Werth zu reden, welchen die Relationen der venetianischen Botschafter für die neuere Geschichte haben, wäre nach Allem, was von Ranke, Raumer, Tommaseo, sowie in dem Aufsatz „Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse" (Raumer's „Historisches Taschenbuch", Jahrgang 1841) und von Andern in unsern Tagen, im vorigen Jahrhundert aber namentlich vom Dogen Foscarini in seinem Werke „Della letteratura veneziana" darüber gesagt worden ist, völlig überflüssig. Durch die allgemeinere Kenntniß und Benutzung dieser Staatsschriften ist ein neuer Geist in die moderne Geschichtschreibung hineingekommen und ein frischeres Leben: Manches, was früher falsch verstanden war, manche verborgene Beweggründe, manche nicht hinlänglich beachtete Persönlichkeiten oder Ereignisse haben durch das Studium derselben Erklärung, richtige Stellung und Würdigung gefunden. Man kann und wird nach diesen Relationen keine Geschichte schreiben: eine Darlegung des Ganges der politischen Begebenheiten ist auch gar nicht in ihnen zu finden; aber zur Kenntniß des Terrains, des Landes, der Hülfsmittel, des Hofes, der einflußreichen Personen, der Stimmung und allgemeinen Verhältnisse sind sie unschätzbar. Je größer nun noch dazu in vielen derselben die Kunst der Darstellung ist, die Gewandtheit, womit vollendete Tableaux abgerundet werden, die Sicherheit des politischen Urtheils, der Scharfsinn in der Entwickelung der bestimmenden Momente, Alles Dinge, welche in Auszügen, oder bei Benutzung des Stoffs für historische Arbeiten nicht leicht oder gar nicht zum Vorschein kommen können: um so glücklicher war der Gedanke, eine möglichst vollständige Sammlung derselben herauszugeben, der von einem der ausgezeichnetsten Kenner und Forscher der italienischen Geschichte, dem Marq. Gino Capponi in Florenz ausging und von mehren Freunden desselben unterstützt ward. Der italienischen Literatur wird durch dieses Werk ein neues schönes Monument errichtet. In drei Sectionen ist die Gesammtmasse eingetheilt: die erste umfaßt die europäischen Staaten mit Ausschluß Italiens, die zweite Italien, die Türkei die dritte. Die Anordnung ist chronologisch, so weit es möglich, insofern nämlich es gelungen war, Abschriften der ältern Berichte zeitig genug zu erhalten; bei der Herausgabe wechselt immer eine Serie mit der andern, sodaß bis jetzt von der ersten zwei Bände, von jeder der beiden andern der erste Band erschienen sind. *) Der Her-

*) Eine literarische und bibliographische Notiz über die venetianischen Relationen, der Hauptsache nach dem oben erwähnten Aufsatze über die italienischen Diplomaten entlehnt, möge hier eine Stelle finden. Sammlungen von Abschriften dieser Staatsschriften sind zahlreich, namentlich in Italien. In Venedig ist eine seit 1530 beinahe ununterbrochene sehr bedeutende Sammlung bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhanden. In allen Familienbibliotheken Roms kommen sie vor; Ranke macht, bei Erwähnung des Ursprungs dieser Sammlungen, vor Allem auf den Eifer des durch die Geschichte des tridentiner Concils bekannten Cardinals Vitellozzo Vitelli aufmerksam, der sich eine Menge solcher Schriften zu verschaffen wußte. In Florenz findet man viele im Mediceischen Archiv, in der Palatina, in der Magliabechi'schen und Riccardi'schen Bibliothek und in jener des Marquis Capponi. Nicht weniger in Mailand, Turin, Neapel. Paris bewahrt einen reichen Schatz, welchen die Notizen in Marsand's schlecht geordnetem Katalog der italienischen Manuscripte der königl. Bibliothek nur mit Mühe überblicken lassen. Eine äußerst beträchtliche Sammlung ist in Wien, wohin die von dem Dogen Marco Foscarini, großentheils zum Behuf seines unvollendet gebliebenen Werkes „Della letteratura veneziana" zusammengebrachten gelangt sind. Berlin besitzt eine ansehnliche Reihe, eine kleinere Gotha. Und wie viele sind vereinzelt in öffentlichen Bibliotheken oder im Privatbesitze! Vieles davon wurde auch gedruckt. Die ältesten wären überhaupt verloren für uns, fänden wir sie nicht in der Chronik des Marino Sanuto. In dem „Tesoro politico" von 1593, der unter dem Namen Lottini's geht, stehen sieben, sehr fehlerhaft und unvollständig. In Brüssel druckte man 1672 drei Relationen über Rom von P. Tiepolo, A. Gorner und Grimani. Beinahe um dieselbe Zeit wurde einiges Andere publicirt, aber meist verstümmelt. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts gab dann M. Foscarini in seinem mehrgenannten Werke Auskunft über eine große Zahl dieser Schriften. Das meiste Verdienst um dieselben erwarb sich indeß unsere Zeit, namentlich Ranke durch sein Werk: „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert" (1827—36), in welchem die Geschichte und politischen Verhältnisse der Osmanen, der spanischen Monarchie und des Papstthums in jenen Zeiten, großentheils mit Benutzung der venetianischen Relationen, in einem häufig

ausgeber, Hr. Albèri, verdient alles Lob für seine Bemühungen, durch Vergleichung der verschiedenen Handschriften einen guten Text zu geben; die von ihm beigefügten Anmerkungen erläutern, wo es nöthig schien, Biographisches und Anderes. Einzelne Irrthümer kommen vor, wo es sich von nicht-italienischen Dingen handelt; im Allgemeinen aber sind diese Noten dankenswerth und zweckmäßig. In den Vorerinnerungen, welche den Relationen vorausgeschickt sind, wäre etwas mehr Detail zu wünschen gewesen, um es dem Leser zu erleichtern, ohne vieles Vergleichen auf den zum Verständniß der Schrift erfoderlichen Standpunkt sich zu versetzen.

Wiederholt schon sind in d. Bl. *) Buchstücke aus einzelnen Relationen mitgetheilt worden, was geeigneter sein dürfte, den Geist, in dem sie geschrieben sind, kennen zu lernen, als allgemeine Urtheile darüber. So mögen denn hier noch einige Bilder aus England und Frankreich folgen, den Berichten des Gio. Micheli (Michiel) und Gio. Soranzo entlehnt, welche in den Jahren 1553—58 Botschafter in diesen beiden Ländern waren. Micheli's Bericht ist einer der bekannteren; nach einer sehr verstümmelten und fehlerhaften Copie wurde er in dem „Tesoro politico" gedruckt und von Giulio Rovillo Roffo in einer 1560 erschienenen Schrift über die englischen Verhältnisse vom Tode Eduard's VI. bis zur Ankunft Philipp's von Spanien stark benutzt; die andere Relation ist, so viel mir bekannt, nie gedruckt worden; selbst Tommaséo hat sie nicht. Für die Geschichte der genannten beiden Länder möchte es nun nicht leicht interessantere Documente geben; der Zustand des Landes und Volks, die Verfassung, die politischen Verhältnisse, Neigungen und Antipathien, die herrschenden Familien mit Hof und Günstlingen, endlich die Einkünfte (die übrigens im Allgemeinen etwas aufs Gerathewohl und, wie leicht begreiflich, von Hörensagen angegeben sind, sodaß dieser Theil am wenigsten zu beachten ist), sowie die Finanzverhältnisse des Adels: Alles ist in diesen Berichten auf eine äußerst klare und belehrende Weise dargestellt. Die Zeiten, denen diese Relationen angehören, sind zudem die interessantesten. In England die Regierung der Königin Marie, der letzte Kampf des Katholicismus gegen die Neuerungen, deren Sieg unter Eduard VI. gewiß schien; die Legation des Cardinals Pole; die gedrückte Stellung der Prinzessin Elisabeth; das unklare Verhältniß Philipp's; die Epoche endlich der großen Spannung mit Frankreich, welche den Krieg veranlaßte, in welchem England, kurze Zeit vor der Königin Tode, den Rest seiner französischen Besitzungen, darunter Calais (Januar 1558) einbüßte. In Frankreich die zu Ende gehende Regierung Heinrich's II.; das Sinken des Gestirns der Montmorency, das Aufkommen der Guisen; großer Wechsel im Kriegsglück, die Schlachten von St.-Quentin und Gravelingen verloren, Calais gewonnen; der denkwürdige Moment, in welchem die französische Politik nahe daran war, eine verschiedene Richtung zu nehmen, Italien durch den Frieden von Chateau-Cambresis (3. April 1559, wodurch die festen Plätze in der Landschaft von Siena geräumt wurden zugleich mit dem piemontesischen) aufzugeben und ihr Hauptaugenmerk immer mehr auf die nördliche Grenze zu lenken. Dies sind die Zeiten, welche Micheli und Soranzo schildern.

Heinrich's VIII. Tochter erster Ehe, Maria, welche mit einem durch eigene Hintansetzung wie durch die Schicksale ihrer Mutter, Katharine von Arragon, erbitterten und ver-

ganz neuen Lichte dargestellt sind. Die älteste von Ranke benutzte Relation über die Osmanen ist die des B. Navagero von 1553, über die spanische Monarchie die des G. Contarini von 1530, über den römischen Hof die des Polo Capello von 1500. Der letzte Band des Buches enthält Auszüge aus den benutzten Relationen, bis zu der des Girolamo Julian von 1783. F. v. Raumer lieferte in den „Briefen aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts" (1831) viele Auszüge aus solchen Schriften; Bucholtz benutzte sie für die „Geschichte Kaiser Ferdinand's I.", Albèri für das „Leben Katharinens von Medici" (1838) u. s. w. In Turin erschienen von dem verdienstvollen L. Cibrario, dem Historiographen des Hauses Savoyen, im J. 1830: „Relazioni dello stato di Savoia negli anni 1574, 1670, 1743, scritte dagli ambasciatori veneti Molini, Bellegni e Foscarini." Im J. 1838 veranstaltete R. Tommaséo im Auftrag des Ministers Gutzot die Sammlung: „Relations des ambassadeurs vénitiens sur les affaires de France au 16ième siècle" als Theil der „Collection de documents inédits sur l'histoire de France". In diesen beiden Bänden finden sich folgende Relationen: von A. Navagero über seine Reise nach Spanien 1528; von M. Giustiniani, Fr. Giustiniani, N. Tiepolo, M. Cavalli, G. Capello, G. Michiel (2), M. Soriano, M. A. Barbaro, G. Correr, welche von 1535 bis 1575 Botschafter am französischen Hofe waren. Nach so vielen partiellen Publicationen wurde endlich in Florenz, auf Kosten einer Gesellschaft von Geschichtfreunden, mit der Herausgabe einer möglichst vollständigen Sammlung der Anfang gemacht. Die Relationen des 16. Jahrhunderts sind auf etwa neun Bände berechnet, von denen bis jetzt vier ausgegeben sind. In diesen sind folgende Berichte enthalten: Serie 1: Europäische Staaten, Bd. 1: Vincenzo Quirini über Burgund und Spanien, 1506; N. Tiepolo über den Hof Karl's V., 1532; M. Giustiniani, Fr. Giustiniani, M. Cavalli über Frankreich, 1535, 1538, 1546; B. Navagero über Karl V., 1546; Gor. Contarini über den Hof Ferdinand's I., 1548. — Bd. 2: Gasp. Contarini über Karl V., 1525; N. Tiepolo über den Congreß zu Nizza, 1538; M. Giustiniani über Ferdinand I., 1541; M. Dandolo über Frankreich, 1547; M. Cavalli über Karl V., 1551; Dan. Barbaro über England, 1551; G. Capello über Frankreich, 1554; G. Michiel (Micheli) über England, 1557 (nebst eines Anonymus „Ritratti del Regno d'Inghilterra del tempo della Regina Maria"); G. Soranzo über Frankreich, 1558. — Serie 2: Italienische Staaten, Bd. 1: M. Foscari über Florenz, 1527; G. Capello's Depeschen über die Belagerung von Florenz, 1529—30 (eine Relation ist nicht vorhanden); B. Nebli über den Hof Cosmus' I., 1561; A. Molin über Savoyen, 1561. — Serie 3: Osmanisches Reich, Bd. 1: Daniel Barbaro, 1534; B. Navagero, 1553; D. Trevisano, 1554; M. Cavalli, 1560; M. A. Barbaro, 1573; A. Badoer, 1573; G. Garzoni, 1573; zwei anonyme Berichte von 1553 und 1579. Der zweite Band über Italien ist unter der Presse; die Relationen über den römischen Hof, welche allein schon eine sehr bedeutende und höchst interessante Reihe bilden, werden demnächst zusammen erscheinen.

*) „Die Niederlande unter Philipp dem Schönen" (1840, Nr. 217); „Karl V. und Philipp II." (1841, Nr. 198).

gifertes Gemüthe und mit dem festen Glauben, daß es ihre Sendung sei, England wiederum der katholischen Kirche zuzuführen, zu dem bestrittenen Throne gelangte, ist von ihren Zeitgenossen auf die verschiedenste Weise beurtheilt worden, je nachdem sie der einen oder der andern Religionspartei angehörten. Hören wir, wie Michelet diese Königin schildert und ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl und ihrer Halbschwester Elisabeth.

Die Königin Maria ist eher von kleinem als von mittlerm Körperbau, mager und schwächlich und darin ganz dem Vater unähnlich, welcher groß und dick war, sowie ihrer Mutter, die, wenn nicht groß, doch, nach ihren Bildnissen zu urtheilen, ziemlich beleibt und von Zügen wohlgeformt gewesen sein muß. In ihrer Jugend soll sie gut ausgesehen haben; jetzt geben einige Runzeln, mehr Folge von Kummer als von Jahren, ihr ein älteres Aussehen, als man erwarten dürfte. *) Ihre Miene ist außerordentlich ernsthaft; ihre Augen sind so lebendig, daß sie nicht Ehrfurcht blos, sondern auch wahre Furcht einflößen; dabei aber ist sie doch so kurzsichtig, daß sie weder lesen noch sonst etwas thun kann, wenn sie die Schrift oder Sonstiges nicht ganz nahe hat. Ihre Stimme ist rauh und laut, fast wie eine Männerstimme, und man vernimmt sie schon aus ziemlicher Entfernung. Wenn nun ihre äußere Erscheinung nicht von großer Schönheit ist, so sind ihre Geistesgaben um so bewunderungswürdiger. Sie versteht Alles mit der größten Leichtigkeit. Worin sie über ihr Geschlecht hinaus ist, ist den Umstand, daß sie fünf Sprachen kennt und vier davon fertig redet: außer ihrer Muttersprache Lateinisch, Französisch, Spanisch und Italienisch; letztere versteht sie, wagt es aber nicht in ihr sich auszudrücken. Durch ihre Fertigkeit im Lateinischen, im Antworten wie in den Reden, die sie hält, macht sie Jeden stammen. In allen Frauenarbeiten, mit der Nadel und Stickerei aller Art, ist sie ebenso geschickt wie in der Musik, namentlich im Spielen der Harfe und Laute. Als sie sich noch damit befaßte, was gegenwärtig selten der Fall ist, wunderten sich die gelehrtesten Musiker über die Schnelligkeit der Hand und ihre treffliche Manier. Was nun ihren Charakter betrifft, so hat sie keine wesentliche Unvollkommenheit, wenn man einige Kleinigkeiten ausnimmt, in denen sie das Weib nicht verleugnen kann, wie sie denn heftig und ärgerlich ist, und eher karg und kleinlich als freigebig und großmüthig, wie einer Königin geziemt. In einigen Dingen aber ist sie selten und unvergleichlich. Sie ist nicht blos kühn und beherzt, sondern so muthig und entschlossen, daß sie in keinerlei Widerwärtigkeit und Gefahr, worin sie sich befunden, geschweige irgend eine niedrige oder furchtsame Handlung zu begehen, solche auch nicht einmal merken gelassen, hingegen immer eine bewundernswürdige Hochherzigkeit und Würde bewahrt hat, indem sie zeigte, daß sie das königliche Decorum so genau kenne wie der verständigste ihrer Räthe. Aus diesem Benehmen und der Art und Weise, die man stets an ihr wahrnimmt, läßt sich schließen, daß sie vom wahrhaft königlichem Blute ist. Über ihre Demuth, ihre Frömmigkeit und Religiosität brauche ich nicht zu reden noch Zeugniß dafür abzulegen, denn diese Eigenschaften sind nicht nur Allen bekannt, sondern durch Thatsachen und in den Verfolgungen voriger Zeiten beinahe durch das Märtyrthum erprobt worden. Mit Wahrheit kann man mit dem Cardinal Pole *) von der Königin sagen, daß sie mitten unter den Finsternissen in diesem Reiche geblieben gleich einem schwachen Lichte, welches auszulöschen heftige Sturmwinde sich bemüht, das aber immer lebendig gehalten worden, beschützt von der Unschuld und dem wahren Glauben, auf daß es leuchten möchte in der Welt, wie es jetzo leuchtet. Es gibt gewiß wenige Frauen — ich spreche nicht von Königinnen allein, sondern von allen Frauen —, welche eifriger und aufmerksamer im Gebete sind, welches sie, von ihren Kapellänen umgeben, bald in der öffentlichen Kirche, bald in ihrer Privatkapelle verrichtet, sowie im Fasten und im Genuß der Sacramente, in allen christlichen Werken endlich, die sie, als wäre sie eine Nonne, vollbringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Maria von England, geb. 1515, Königin 1553, vermählt 1554, gest. 1558.

*) Reginald Pole, Cardinal-Erzbischof von Canterbury und Legat, geb. 1500, gest. 1558.

Skizzen über das pariser Kunstleben.

2. Pariser Kunstvereine.

Wol nicht mit Unrecht hört man in unserer Zeit allgemeine Klagen über das Sinken des Kupferstichs in Folge der steigenden Neigung des größern Publicums zu wenthlosen Lithographien und kleinen Stahlstichen, welche das ungeübte Auge durch einen Glanz und eine Zierlichkeit bestechen, die den Gegenständen ein gleichmäßiges, charakterloses Gepräge aufdrücken und das Eigenthümliche derselben verwischen. In Frankreich verbreitete sich dieser Geschmack durch das Einreißen des englischen Kupferstichs mit seinen flüchtigen, elfertigen Behandlungsweisen, der Schab- und Ätzmanier, die, bis auf einen gewissen Grad chemische Mittel an die Stelle künstlerischer Kräfte, die Mechanik an die Stelle der Intelligenz setzend, der Ausübung des historischen Stiches bedeutend Abbruch thaten. Die Ausbildung des Stahldrucks und Holzschnitts, und zuletzt noch die Erfindung des Daguerreotype haben die großen Leistungen im Fache des Kupferstichs immer seltener gemacht, und würde, wie es allen Anschein hat, diese letztere Wundererfindung dahin vervollkommnet, daß man auf den Platten zu Daguerreotypen mit Sonnenstrahlen stechen und, anstatt gepolirter, geätzte Lichtbilder erhalten könnte, so wäre die große Kupferstecherkunst vielleicht für immer ruinirt. Wir betrachten es daher als eine erfreuliche Erscheinung, daß wenigstens einige gediegene Stecher, wie Mercuri, Desnoyers, Calamatta, noch den Muth besitzen, umfassende Grabstichelarbeiten zu unternehmen und ihr Publicum nicht, wie die Herren Jaget, Gihaud, Girodet, auf Jahrmärkten zu suchen, und bedauern sehr, daß die Gesellschaft, welche sich gegen das Ende der Restauration in der Absicht bildete, tüchtige Stecher zur Unternehmung bedeutender Stichearbeiten aufzumuntern, nicht in Wirksamkeit getreten ist. Der Gesellschaftsvorstand hatte bereits zwei ausgezeichnete Stecher beauftragt, die Sibyllen nach den Fresken von Rafael und die Vierge à la perle auszuführen; aber die Julirevolution unterbrach die angefangenen Arbeiten und eingeleiteten Plane. Jene Gesellschaft hat sich neuerdings wieder constituirt, jedoch auf andern Basen und unter dem Titel Société d'encouragement des arts unis. Sie kann gewissermaßen als ein Anhängsel an die hiesige Gesellschaft der Kunstfreunde (Société des amis des arts) betrachtet werden, die sich hauptsächlich mit Ankauf von modernen Bildern befaßt, während die

Gesellschaft zur Aufmunterung der vereinigten Künste ihr Augenmerk vorzüglich auf Erwerbung von kleinen Sculpturen, Bronzen, Medaillen, Kupferstichen u. s. w. richtet. Der Vorrath der angekauften Kunstsachen aller Art ist das ganze Jahr hindurch in dem Gesellschaftslocal ausgestellt und wird einmal des Jahres unter die Mitglieder vertheilt. Die Masse der Gegenstände zerfällt in zwei Rubriken; die eine umfaßt Kupferstiche, kleine Bronzen, Gypsstatuetten u. s. w., ungefähr so viel werth, als der Subscriptionspreis von 25 Francs, der jedem Subscribenten ein Anrecht auf eins dieser Stücke gibt; in der zweiten Rubrik findet man hübsche Vasen, Gefäße, Bronzegruppen nach Barye, Fratin, Gechter, Levêque, Pradier u. A., antike Basreliefs, mit der Colas'schen Copirmaschine aufgenommen, große Kupferstiche, Handzeichnungen von alten Meistern, Medaillen, Cameen u. dgl. wichtigere Kunstgegenstände im Werthe von 50—5000 Francs, die unter die Subscribenten verloost werden, sodaß man also außer dem Gegenstande, der ungefähr die Einlage aufwiegt, noch ein interessantes Kunstwerk gewinnen kann. Diese Kunstvereine und Gesellschaften von Kunstfreunden der neuesten Zeit sind vor Allem die Träger und Organe des öffentlichen Interesse für die Kunst in der besondern Richtung, welche letzteres angenommen hat, und sie erfodern demnach, wenn es sich um die Kunstverhältnisse der gegenwärtigen Zeit handelt, eine sorgfältig genaue Beachtung. Auch verdienen sie alle Anerkennung und Aufmunterung; nur dürfte an ihrer Erscheinung vielleicht noch Eins oder das Andere auszusetzen sein. Als, vor wenig über zehn Jahren, die ersten Vereine dieser Art in Frankreich ins Leben traten, so konnte man gewissermaßen nur versuchsweise beginnen; man wußte nicht, wie weit sich die Theilnahme des Publicums anschließen, wie tief das Unternehmen selbst in die Thätigkeit der Kunst eingreifen würde. Vor Allem war man bemüht, denjenigen Künstlern, welche das Zeugniß höherer Befähigung gegeben hatten, die jedoch durch einseitigen Ausschluß von den jährlichen Ausstellungen oder geringe öffentliche Theilnahme größtentheils zu niedern Dienstleistungen im Gebiete der Kunst genöthigt waren, Gelegenheit zur freiern Entfaltung ihrer Kräfte zu geben. Die solchergestalt gewonnenen Werke mußten untergebracht werden, und es war ganz in der Ordnung, daß Diejenigen, durch deren Beihülfe die Ausführung derselben möglich gemacht war, sie sich durchs Loos aneigneten. In diesem Sinne wurde die Société des amis des arts in Paris gestiftet. Bald jedoch stellte sich das Verhältniß anders. Jener erste Beginn weckte bald ausgebreitete Nachfolge; ein lebhaftes Verlangen nach Kunstgenuß, dessen Dasein man unter der Decke einer trägen Gleichgültigkeit nimmer ahnen konnte, erhob sich nach der Julirevolution aller Orten in der Provinz, Vereine erstanden auf Vereine in allen nur irgend bedeutenden Departementalstädten, begüterte Privatpersonen und liberale Municipalbehörden traten mit ihnen in den Wettkampf. Jetzt galt es nicht mehr, hülfsbedürftige, verkannte Künstler zu unterstützen. Ein darauf hindeutender Paragraph steht allerdings noch am Eingang der Vereinsstatuten; aber alle Absicht ist nun auf eigenen Besitz gerichtet; die Vereine sind Lotteriegesellschaften für Kunstwerke. Gewiß ist ein solcher Zweck an sich nicht gemein und verwerflich, gewiß gehören Werke der Kunst zu den edelsten Besitzthümern, tragen die ihnen angelegten Capitalien hohe und stets sich vermehrende Zinsen. Und da es nur Wenigen vergönnt ist, die Summe, welche ein originales Kunstwerk kostet, mit Bequemlichkeit zu entbehren, da auch wol erst Wenige gelernt haben, daß man für den Genuß, welchen ein Kunstwerk gewährt, andern Genüssen entsagen könne, so ist in der That schon der Eröffnung der Möglichkeit, durch das Loos mit dem Besitze eines Werks für geringen Beitrag beglückt zu werden, die Anerkennung nicht zu versagen. Aber noch besser: da eben diese neuerwachte Kunstliebe im Volke noch mannichfacher, festerer Begründung, Nahrung und Ausbildung bedarf (wie auf solche jedenfalls der tägliche Umgang mit Kunstwerken günstig einwirken muß), so ist es dankenswerth, wenn eine, je nach den vorhandenen Mitteln erworbene Anzahl solcher Werke, für deren höhere Gediegenheit eine Auswahl befähigter Männer bürgt, durch Bestimmung des Looses in den Privatbesitz vertheilt wird. Überdies wird in den meisten Vereinen, und besonders in dem obenerwähnten, darauf Rücksicht genommen, daß Nachbildungen der vorzüglichsten ältern und neuern Werke in Kupferstich, Steindruck, Gyps u. s. w. an sämmtliche Mitglieder ausgegeben werden, sodaß Niemand leer ausgeht und Treffliches, Förderndes und Anregendes in möglichster Ausdehnung in das Leben eindringt. . 44.

Literarische Notizen.

Ein italienischer Gelehrter Ferrari, der sich in seinem Vaterlande durch eine werthvolle Ausgabe sämmtlicher Werke von Vico bereits einen Namen gemacht hat, ward neuerdings in Folge von Verleumdungen seiner philosophischen Professur zu Strasburg entsetzt. Man wollte in seinen Vorträgen atheistische, revolutionnaire und Gott weiß was für Grundsätze entdeckt haben; die Blätter, die sich den Interessen der Religion speciell gewidmet haben, bliesen ins Horn und das „Journal des débats", sonst nicht eben zu glaubensfest, stimmte mit ein. Gegenwärtig haben wir die Vorlesungen, in einer Broschüre („Idées sur la politique de Platon et d'Aristote", Paris 1842) abgedruckt, in Händen, und zwar, wie von glaubhaften Zeugen versichert wird, ganz wie der Professor sie gehalten hat. Man lernt in ihrem Verfasser einen feurigen Geist kennen, der aber durchaus nicht die communistischen Lehren predigt, die man ihm auf das Gewissen schieben wollte. Selbst das erwähnte Organ des Hofes hat sich genöthigt gesehen, ihm ein gutes Sittenzeugniß zu geben. Mittlerweile aber bleibt Ferrari seines Amtes entsetzt, und es wird sich zeigen, ob der Minister des Unterrichts von den beredten Worten, die der Verf. am Schlusse seiner Vorrede an ihn richtet, bewegt wird, sein Unrecht wieder gut zu machen. Außer den erwähnten literarischen Leistungen verdanken wir Ferrari noch ein inhaltreiches, werthvolles Werk „Vico et l'Italie" (Paris 1840). Der Verf. begnügt sich nicht, die Lehren des Vico, der in Frankreich besonders durch Michelet's Bearbeitung eingeführt ist, in ihrem Verhältniß zu Italien darzustellen, sondern er hat sich einen Plan gesteckt, der weiter ist, als der Titel vermuthen läßt. Er führt nämlich alle die glänzenden Köpfe seines Vaterlandes, z. B. Campanella, Bruno, Giordano Bruno an uns vorüber, die alle mehr oder weniger Einfluß auf den allgemeinen Gang der Philosophie gehabt haben, die aber für Italien selbst von unermeßlicher Bedeutung gewesen sind.

„Biographie du clergé contemporain par un solitaire" ist der Titel eines sehr pikanten Werks, das in Lieferungen erscheint. Jedes Heftchen, mit einem Portrait, enthält die Biographie und Charakteristik eines bekannten Geistlichen. Hippolyte Barbier, der Verf. dieser geistreichen Skizzen sein soll, zeigt in den meisten seiner Darstellungen eine Sicherheit und Unparteilichkeit, verbunden mit großer Sachkenntniß, die nur durch lange Studien und genaue Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Gliedern der französischen Geistlichkeit erworben sein kann. Diese Eigenschaften haben dem Unternehmen großen Beifall verschafft und bereits sind manche Hefte der Biographie drei-, selbst vierfach aufgelegt. Bei der Behandlung derartiger Gegenstände kann man nicht umhin, Personen und Interessen zu verletzen, und so hat der „Solitaire", der trotz aller Anfeindungen unverdrossen fortschreitet, zu beiden Seiten seines Weges häufig Staub aufgeregt. Dafür werden ihm Diejenigen für seine Charakteristiken Dank wissen, die in einer unparteiischen Quelle Belehrung über die Verhältnisse der Gegenwart schöpfen wollen. Wir verweisen z. B. auf die Biographie von Lacordaire (Heft 8), die wir für ein kleines biographisches Meisterstück halten. . 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 211. — 30. Juli 1842.

Relazioni degli ambasciatori veneti al senato, raccolte, annotate ed edite da *Eugenio Albèri*.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

Was nun die Regierung und die öffentlichen Angelegenheiten betrifft, so ist sie, gleich andern Regenten, genöthigt, die Leitung derselben größentheils den Ministern und Räthen zu überlassen. Da sie aber um deren Uneinigkeit weiß, so hat sie, um nicht hintergangen zu werden und um jedem Skandal vorzubeugen, mit Genehmigung des Königs, ihres Gemahls, verordnet, daß der Cardinal Pole von Allem in Kenntniß gesetzt und ihm über Alles Bericht erstattet werde. Ihm vertraut sie ebenso sehr, wie sie, man kann sagen, den Übrigen mistraut, und sie gesteht offen, daß sie in Regierungsangelegenheiten, namentlich in Dem, was Kirchliches betrifft, dem Cardinal freie Hand läßt, mit der Verwahrung jedoch, daß, wenn Irrthümer vorkommen, solche ihm beizumessen sein werden. Hierin ist sie so verständig wie vom Geschick begünstigt, da der Himmel sie mit einem Minister versehen hat, der mit ihr so ganz übereinstimmt und so treffliche Eigenschaften besitzt. So könnte sie ruhig und getröstet leben, wäre auch sie nicht von Gedanken und Leidenschaften, öffentlicher wie häuslicher Art, gequält, die sie bisweilen in den Zustand tiefer Melancholie versetzen, mehr als etwa von ihrem leidenden Körperzustande sich herschreiben dürfte. Vor Allem aber betrübt sie sich darüber, daß ihre Ehe kinderlos bleibt und daß also die Wiederherstellung der Religion und des Gehorsams gegen die Kirche, wofür sie mit so eifriger Bestrebung gearbeitet, von neuem gefährdet sein wird. Ebenfalls betrübt sie sich sehr über die Aufstände, die Nachstellungen und Verschwörungen, die sie täglich innerhalb und außerhalb des Reiches gegen ihre Person und Regierung im Werke sieht. Haben dieselben ihr auch bisher, durch Gottes Gnade, keinen Schaden gebracht, sind sie für sie glücklichen, für ihre Urheber traurigen Ausgangs gewesen, so sieht sie doch ein, daß, da bei solchen Gelegenheiten immer zu Strafen geschritten werden muß, bald wegen Schuld, bald wegen Verdacht, bald gegen den Einen, bald gegen den Andern, heute durch Hinrichtung, morgen durch Gütereinziehung: so sieht sie doch ein, sage ich, daß auf diese Weise Haß und Unwille gegen sie nur genährt werden, indem beinahe von Allen die Gründe, welche zu jenen Complotten Veranlassung geben, nicht nur entschuldigt, sondern selbst stillschweigend gutgeheißen werden, handle es sich nun von der Vertreibung der Fremden, welche um der Spanier willen sehr verhaßt sind, oder um Religionssachen, oder um beides zugleich. Wenn nun, wie diese Verschwörungen bis jetzt von Personen aus dem Volke ausgegangen sind, irgend ein großer Herr oder Edelmann sich, wie leicht der Fall sein könnte, damit befaßte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Staat und Königin in große Gefahr gerathen würden, da das Land immer mit Übelwollenden und Unzufriedenen gefüllt ist und, wenn nur ein Haupt sich findet, die Gemüther zu einer Umwälzung geneigt und bereit sind. Diese und andere Ursachen, von denen ich der Kürze wegen schweige, betrüben die Königin sehr; sie sieht täglich die Liebe schwinden, welche ihr bei ihrem Regierungsantritt entgegenkam, wie kaum je einer Herrscherin; sie sieht die Krone verarmt, nicht nur von wegen der vielen Auslagen und Schulden früherer Zeiten, sondern auch wegen der vielen während ihrer eigenen Regierung nöthig gewordenen Unkosten, welche sie nicht nur verhindern, gegen ihre Unterthanen und Andere ihrem Range gemäß freigebig sich zu zeigen, sondern sie täglich zu Anleihen und Subsidien nöthigen, welche dem Volke um so verhaßter sind, als, bei allen Subsidienzahlungen, die Gläubiger doch nicht befriedigt werden, sondern zum Theil Jahre lang im Rückstand sind, sodaß Geschrei, Klagen und Haß sich täglich mehren. Doch findet sie einigen Trost in der Hoffnung, daß die Zeit Mittel an die Hand geben und es dem Bemühen einiger ihrer Minister, namentlich des Cardinals, gelingen werde, einen bessern Zustand herzustellen. Letzterer hat sich der Revision der Finanzverwaltung mit Eifer angenommen und so hofft man durch Einführung einer geregelten Sparsamkeit in der Administration aus den Schulden herauszukommen, solche Gnadenbezeigungen ertheilen und den Bedürftigen unterstützen zu können.

In diesen Dingen also empfindet die Königin einigen Trost; geringen oder gar keinen in andern, wo zwei widerstreitende Leidenschaften sie bestürmen, Liebe und Haß. Verliebt ist sie in ihren Gemahl und dies mit Recht, da sie während der Zeit, wo sie miteinander gelebt, Gelegenheit gehabt, seinen Charakter und sein Benehmen kennen zu lernen. Der Gedanke nun, daß sie ihn nur durch Zu-

fall und auf kurze Zeit wiedersehen soll, da er genöthigt ist, immer abwesend und in Bewegung zu sein; die Entbehrung seiner Gesellschaft, die Verzichtung auf die Hoffnung, Nachkommenschaft zu sehen, Alles dies muß ihr natürlich eine Quelle großer Leiden sein. So bringt sie denn um seinetwillen, man kann sagen keinen Tag ohne Betrübniß zu; käme noch Eifersucht dazu (von der sie bis jetzt, wie es scheint, frei geblieben, da sie sagt, sie glaube nicht, daß der König irgend eine andere Frau liebe), so würde sie ganz elend sein. Dies ist die eine Leidenschaft, die zweite der Haß. Es besteht derselbe in ihrer Abneigung gegen ihre Schwester Milady Elisabeth. Wenn sie sich auch verstellt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie auf vielfache Weise dieser gegenüber Groll und Widerwillen zeigt, indem sie bei ihrem Anblicke stets die Kränkungen und die Schmach vor Augen zu haben scheint, welche sie wegen der Mutter Elisabeth's, der Hauptveranlassung an der Verstoßung der Königin Katharina, einst erduldet hat. Was sie aber mehr denn Alles in Aufregung versetzt, ist der Umstand, daß sie jetzt schon Aller Augen und Gedanken auf jene, als ihre Nachfolgerin in der Regierung, gerichtet sieht — ein bitterer und fluchwürdiger Anblick, um so mehr, da es nicht sie allein, sondern jeden schmerzen muß, das Bastardblut einer öffentlich Verurtheilten auf wahrhaft rechtmäßiges und königliches Blut, wie das ihre, im Reiche folgen zu wissen. Noch gemehrt wird der Haß durch Milady Elisabeth's Abneigung gegen die katholische Religion; denn diese, in einem andern Glauben geboren, unterrichtet und aufgewachsen, stellt sich zwar im Äußern, als gehöre sie zur katholischen Kirche, aber die allgemeine Ansicht nimmt dies nur für Schein. Über diese Schwester halte ich für gut, Einiges zu berichten. Sie wurde, nach des Königs Heinrich Ehescheidung, von seiner zweiten Gemahlin Anna Bolein geboren, einer vornehmen Dame, die indeß zwei Jahre darauf wegen Ehebruch öffentlich hingerichtet ward. Sie kam im Sept. 1533 zur Welt, sodaß sie gegenwärtig 23 Jahre hat; ein nicht nur in Hinsicht ihrer Geistesgaben, sondern auch körperlich schönes Mädchen; von Gesichtszügen eigentlich mehr anmuthig als regelmäßig schön, groß und gutgestaltet, von gesundem, wenn auch etwas ins Olivenfarbene spielenden Teint, schönen Augen und namentlich schöngeformter Hand, auf welche sie stolz ist. Ihr Charakter und Geist sind bewunderungswürdig, wovon sie, durch ihr weises Benehmen in vielen Fährnissen und von allerlei Verdacht umgeben, Beweise gegeben hat. An Kenntniß der Sprachen übertrifft sie noch die Königin, denn außer dem Latein kennt sie noch das Griechische und spricht Italienisch so gerne, daß sie mit Italienern nie in anderer Sprache sich unterredet. Sie ist stolz und herrisch und hält sich für nicht minder legitim als die Königin, indem sie anführt, daß ihre Mutter mit kirchlicher Autorität und im Beisein des Primas des Reiches ihrem Vater angetraut ward und ihre Ehe gültig war, sodaß ihr selbst, in dem nämlichen Glauben geboren wie die Mutter, die, wenn sie hintergangen worden, als Unterthanin bona fide gehandelt, kein Nachtheil daraus habe entstehen können. Auf den Vater ist sie stolz; man sagt, sie sei ihm sehr ähnlich, weshalb sie ihm sehr theuer war, sodaß er sie im Testamente seiner ältesten Tochter ganz gleichstellte, indem er ihr ein Jahrgehalt von 30,000 Scudi und überdies die Nachfolge in der Regierung im Falle kinderlosen Absterbens der Königin bestimmte. Mit dem erwähnten Jahrgehalt lebt sie gegenwärtig, aber immer in Schulden, was noch mehr der Fall sein würde, wenn sie aus Besorgniß, den Haß und Neid der Königin noch zu steigern, sich nicht in Acht nehmen müßte, ihren Hausstand nicht durch eine größere Zahl von Edelleuten und Dienern zu vermehren; denn es gibt, nebenbei gesagt, keinen Ritter noch Herrn im Lande, der nicht versucht hätte oder noch versuchte, entweder selbst bei ihr Dienst zu erhalten oder einem Sohn oder Bruder eine solche Stellung zu verschaffen: so groß ist Aller Zuneigung und Liebe zu ihr. Ihre Ausgaben aber werden auf solche Weise überdiemaßen vermehrt. Was die Diener betrifft, so entschuldigt sie sich immer mit ihrer Armuth; eine List, welche den Antheil, den man an ihr nimmt, vermehrt, indem es Jedem unpassend vorkommt, daß die Tochter des Königs nicht besser gestellt sei. Seit dem protestantischen Aufstand in Wight ist sie eigentlich nie frei gewesen, denn obgleich man ihr in einem ihr gehörenden Hause, zwölf Miglien von London, zu leben gestattet, ist sie doch stets von Wachen und Spionen umgeben, welche auf Jeden achten, der hin- und hergeht, sodaß nichts geschieht oder gesagt wird, was die Königin nicht unmittelbar darauf erfährt. Als sie bei Gelegenheit der Vermählung der Königin an den Hof kam, wußte sie durch Worte und Benehmen die Spanier und den König vor Allem so zu gewinnen, daß seitdem keiner ihr so günstig gewesen ist wie dieser. So wollte er nicht zugeben, sondern verhinderte es durch seinen Einspruch, daß sie, dem Willen der Königin gemäß, durch eine Parlamentsacte enterbt und für illegitim erklärt ward, wodurch sie successionsunfähig geworden wäre, was mich glauben läßt, daß, neben des Königs Zuneigung, noch irgend ein anderer Beweggrund obgewaltet haben müsse. Der König war ebenfalls dem Plane ihrer Entfernung aus England nach Spanien oder irgend einem andern Lande entgegen. Aus Allem diesen geht hervor, wie die Königin gegen sie gesinnt ist; scheute sie sich nicht vor ihrem Gemahl, oder vor einer Rebellion, so würde sie gerne jede Gelegenheit ergreifen, sie zu züchtigen, so lebendig ist bei ihr die Erinnerung an vergangene Unbilden und die Empfindung gegenwärtiger; denn unglücklicherweise wird nie irgend ein Complot entdeckt, ohne daß die Prinzessin oder Einer ihres Haushalts mit Recht oder Unrecht dabei genannt würde. Jene Rücksichten aber legen der Königin Zwang auf, und da sie keine Gelegenheit findet, gegen sie zu verfahren, so verheimlicht sie Groll und Haß, so viel sie kann, und wenn sie bei öffentlichen Veranlassungen zusammen erscheinen, so bemüht sie sich sie mit aller Art Ehrenbezeigungen und Leutseligkeit zu empfangen und nur über erfreuliche Dinge mit ihr zu reden.

So viel über diese beiden ungleichen Schwestern. Von dem berühmten Cardinal Pole, der bei Paul's III. Tode

nahe daran war, Papst zu werden, entwirft Michelet folgendes Bildniß:

Der Cardinal ist gegenwärtig 57 Jahre alt. Auf ihm lastet, im Geistlichen wie im Weltlichen, die ganze Regierung des Landes; denn einmal ist er, neben seiner Stellung als apostolischer Legat a latere, Erzbischof von Canterbury und Primas des Reiches, sodann ist er der Königin vornehmster Berather. Und in beiden Eigenschaften hat er die hohen Erwartungen von seiner Redlichkeit, seiner Aufrichtigkeit und seinen ausgezeichneten Talente nicht getäuscht, sodaß man klar einsieht, weshalb ihm die päpstliche Krone entging, der er so nahe war, weil nämlich Gott ihn bestimmt hatte, dies Reich zum Gehorsam gegen die Kirche zurückzuführen und vom Schisma zu befreien: ein Werk, welches durch keine andern Hände gefördert und zum Ziele geführt werden konnte wie durch die seinen, da man nach der allgemeinen Ansicht in der ganzen Welt keinen Mann gefunden hätte, in welchem, wie bei ihm der Fall, so viele Eigenschaften außer Rang und Würde, so viele Gelehrsamkeit und Güte sich vereinigten, um eine so große Umänderung zu bewerkstelligen. Was am Ende ihm gelang, war der Umstand, daß er ihrer Nation angehörte und ihre Sprache die seinige war. In diesem Werke nun schreitet er Tag auf Tag mit bewunderungswürdigem Erfolge fort, und es wirkt hier das Beispiel seiner Handlungen und seines von weltlichen Leidenschaften und Rücksichten unbefleckten Lebens, da bei ihm, in Dem, was sein Amt betrifft, nicht königliches Ansehen gilt, nicht Berücksichtigung der Geburt, nicht persönliche Freundschaft; denn gegen Alle ist er gleich strenge. Wie er nun um dieser Eigenschaften willen von König und Königin und vom Klerus verehet und geliebt wird, so hassen ihn im Geheimen manche Derer, die an der Regierung theilhaben, weil sie nicht mehr wie ehemals durch Gunst vorwärts kommen, da sie über Alles mit ihm sich benehmen müssen und folglich große Vorsicht anzuwenden haben, da ein Wort von ihm hinreichen würde, ihnen Amt und Rang zu nehmen. Wegen dieser großen Autorität läßt sich sagen, daß in Wirklichkeit der Cardinal König und Herrscher ist, obgleich er jene Autorität mit solcher Milde und Bescheidenheit braucht, als wäre er der Niedrigste, indem er, auch in öffentlichen Angelegenheiten, nur in solche Dinge sich einmischt, die ihm persönlich aufgetragen sind, während er die übrigen Denen läßt, die sie angehen. Hierin ist er das Widerspiel der Engländer im Allgemeinen, die, wenn sie Ansehen und öffentliche Ämter haben, mit Allem sich zu thun machen, was ihnen ferne liegt, um mehr zu erscheinen, als sie wirklich sind. Diese Zurückhaltung und Bescheidenheit des Cardinals macht nun, daß Viele ihn für ängstlich und kalt halten, weil er nicht gleich Andern in Haß und Liebe zu den Extremen geht. In seinen geheimen Angelegenheiten wie in denen seiner Legation, zum Behufe der Correspondenz mit dem Papste, dem Könige und andern Fürsten, bedient er sich blos italienischer Sekretäre. Minister hat er nur vier; der vertrauteste unter ihnen ist Monsignor Prinli, denn der Cardinal jeden Gedanken vertraut, so übereinstimmend ist ihre Lebensart, ihre Gelehrsamkeit, ihr Wille. Nähme dieser ihm nicht viele Lasten ab, namentlich die des Schreibens, so würde der Cardinal den vielen Geschäften nicht genügen können; denn da er von Morgen bis Abend Audienz geben muß und die Königin gewöhnlich zwei bis drei Stunden mit ihm sich berath, so müßte er unter der Last seines Amtes erliegen. Was des Cardinals Gesinnung gegen Italien und vornehmlich gegen die durchlauchtigste Republik (Venedig) betrifft, so zeigt er sich stets eingedenk und erkenntlich für die empfangenen Gunstbezeigungen und pflegt offen zu sagen, Italien sei ihm ebenso wol ein Vaterland wie England, denn, sagt er, altera me genuit, altera me excepit.

(Der Beschluß folgt.)

Europäische Bilder aus den Land- und Seefahrten eines britischen Militairs während der Kreuzzüge gegen den Kaiser Napoleon und nach denselben. Bilder aus Deutschland, Helgoland, England, Irland. Von E. Heusinger. Erster Theil. Jena, Bran. 1841. 8. 1 Thlr.

Die Zeit der Ruhe, deren sich Europa seit dem Jahre 1815 in seinen meisten Theilen zu erfreuen gehabt hat, ist an allerhand Bildern und Erlebnissen aus den verhängnißvollen Jahren der Napoleon'schen Herrschaft reich gewesen. Mancher, dem es damals im deutschen Vaterlande zu enge wurde, den französische Verfolgung nach England hinübertrieb, um unter den britischen Fahnen den Drang nach Thaten zu befriedigen oder den Haß gegen die Franzosen zu kühlen, hat späterhin die Feder statt des Degens ergriffen und in belebten Schilderungen uns die Bilder einer Zeit wiedergegeben, von deren Drangsalen nur noch die Ältern unter uns zu erzählen wissen und die der jüngern Generation fast nur aus den historischen Lehrbüchern und Compendien bekannt ist. So haben in England Londonderry, Moyle Sherer, Gordon, Castillo ihre militairischen Denkwürdigkeiten geschrieben und Ludlow Beamish hat die „Geschichte der englisch-deutschen Legion" verfaßt; unter uns hat Schepeler die Kriege in Spanien und Portugal ausführlich geschildert und Varnhagen von Ense in der Beschreibung der Schlacht bei Wagram ein schätzbares Bruchstück aus der Geschichte des Kampfes Napoleon's mit Östreich im J. 1809 geliefert, denn auch in Östreich fanden damals tüchtige, kriegslustige Männer Schutz und Unterkommen. An diese und ähnliche Schriften reiht sich das Erinnerungsbuch des Hrn. Heusinger an, dessen erster Theil durch die Lebendigkeit seiner Schreibart und das frische Colorit der darin enthaltenen Bilder als eine empfehlungswerthe Lectüre zu bezeichnen ist.

Da wir unsern Lesern nicht vorgreifen wollen, so beschränken wir uns nur auf die Angabe des Inhalts. Ganz besonders anziehend ist uns das Fragment eines Tagebuchs erschienen, welches uns in die Zeit der Continentalsperre nach Hamburg versetzt und mit lebendigen Farben die Handelsnoth der alten Reichsstadt durch die französische Besetzung und die Einschmuggelung einer ansehnlichen Menge Colonialwaaren durch die Kühnheit des Erzählers schildert. Daran schließt sich die Flucht desselben durch Holstein und von Tönningen aus in einer Gesellschaft entschlossener Männer die Fahrt in einer offenen Fischerbarke nach Helgoland. Dieser Zufluchtsort der damaligen Zeit für Schmuggelcapitaine, englische Werber und politische Agenten, Flüchtige, Verbannte, Ausreißer aus allen Heeren des Rheinbundes und Spione von aller Art ist von Hrn. Heusinger in mehren Stellen ausführlich geschildert und wird ein um so größeres Interesse haben, je zahlreicher die Gäste sind, welche jetzt aus allen Gegenden Deutschlands die Insel als Badeort zu besuchen pflegen. Die andern Abschnitte beschreiben

das Leben und Treiben auf den englischen Heerstraßen, London in der Beleuchtung eines nächtlichen Gewitters und das Meer mit seinen Wundern. Das Motto des Buchs: „Drei Hurrahs dem Ocean", zeigt schon hinlänglich, daß Hr. Heustinger hier recht eigentlich in seinem Elemente ist, und so wird man auch seine Beschreibungen gern lesen, ohne sich durch die technischen Ausdrücke und die Prügel- und Jammerscenen in den Marryat'schen Romanen belästigt zu finden. 19.

Ein englisches Urtheil über Bettina.

Einen anerkennenden Artikel über Bettina's jüngstes Buch „Die Günderode" bringt das „Athenaeum", welches sich etwas darauf zugute thut, in England zuerst auf „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" aufmerksam gemacht zu haben. Man weiß, daß die wenig ätherische englische Kritik sich häufig missbilligend und spöttisch über diese sonderbare Persönlichkeit der Bettina geäußert hat. Nicht so der Kritiker im „Athenaeum", obschon er das Kindliche und selbst Kindische, was in literarischen Gesticulationen und Attituden dieser Art liegt, nicht zu verkennen scheint. „Der Briefwechsel eines Kindes", sagt er, „habe eine Ader funkelnden Denkens und eine glückliche Beobachtungsgabe entwickelt, Begebenheiten und Charaktere habe die Verfasserin darin sehr anschaulich zu schildern gewußt, es habe sich darin eine wildkecke, herzige, edle, selbst in ihren Ungezogenheiten noch liebenswürdige Natur offenbart, und so sehr der Leser im Anfange der Lecture seinen Kopf zu schütteln Veranlassung fände, so müsse er doch diesen Extravaganzen mit einem gutmüthigen Lächeln unwillkürlich folgen. Eine der interessantesten Episoden in diesem Buche sei die Geschichte von dem Fräulein Günderode gewesen, und so sei auch er, der Kritiker, durch den Titel dieses neuen Buchs der Verf. — zu der Hoffnung berechtigt gewesen, er werde darin über die Motive zu der Katastrophe Aufklärungen und Ergänzungen finden, was aber keineswegs der Fall sei. Der Titel sei übel gewählt; an eine Biographie der Günderode sei nicht zu denken, und es wäre besser gewesen, wenn die Verf. ihr Buch „Briefe der Bettina an ihre Freundin" u. s. w. genannt hätte. Denn die Briefe der Günderode selbst, Antworten auf die Briefe der Bettina, enthielten nichts weiter als Betrachtungen über die Gedanken und Interessen ihrer jungen Freundin und lieferten keinen Beitrag zur Entzifferung der Geheimgeschichte jenes traurigen Ereignisses, welches diesen Briefwechsel für immer unterbrach. Kaum sähe man eine Spur von einer Gemüthsstimmung und geistiger Anlage, welche anzeigte, daß das Fräulein über einen so verhängnißvollen Vorsatz gebrütet habe. Sie erscheine darin als ein zartfühlendes, denkendes Weib, von feiner Geistesbildung, ängstlich Sorge tragend für die flüchtige junge Freundin; aber für ein besonderes Talent zeugten ihre Briefe nicht, noch verriethen ihre hier und da zerstreuten Gedichte großen Genius; da aber Bettina mit der größten Bewunderung von ihren Fähigkeiten spreche und ihrem Einflusse das erste Erwachen ihres eigenen Geistes zuschreibe, so müsse man annehmen, daß des Fräuleins Unterhaltung von größerm Eindruck gewesen sei als ihre Schriften. Indeß sei ein gewisser trübsinniger Ernst, der sich auch in ihrem Motto: „Viel Lernen und früh Sterben!" ausspreche, in ihren Briefen nicht zu verkennen. Die Briefe der Bettina dagegen erfahren großes Lob. „Von den Phantasien und den Speculationen der jungen Briefstellerin", sagt er, „können wir vollständige Rechenschaft zu geben uns nicht anmaßen; sie sind ebenso merkwürdig durch ihren Stoff als durch ihre Manier und schweifen in der Betrachtung der höchsten Gegenstände: Kunst, Philosophie, Religion, Liebe, Poesie und Moral, über alle Grenzen der Nüchternheit hinaus, in einer Art und Weise, welche die gewöhnliche Classe deutscher Leser anstaunen mag, während die unserigen, nicht so duldsam gegen solche Abschweifungen, geneigt sein möchten, den Verstand eines Herdwerk in Frage zu ziehen, welcher es wagte, sie dem Publicum vor Augen zu stellen. Was man den populairen Inhalt des Buchs nennen darf, ist nicht so reichlich vorhanden, als in den früher herausgegebenen Briefen. — — Die Vorfälle sind mehr jugendlichen und häuslichen Charakters" u. s. w. Nachdem der Berichterstatter einige Stellen in Übersetzung mitgetheilt, fügt er hinzu: „Diese wenigen Proben können natürlich nur eine partielle Idee von dem Inhalte dieser beiden enggedruckten Bände geben. Sie werden jedoch darthun, daß es diesem Briefwechsel, obschon er an Interesse dem frühern nachsteht, nicht an einem ihm eigenthümlichen positiven Verdienste fehlt, während er andererseits merkwürdig ist als ein Beispiel von einem Talente und aufstrebenden Geiste, welche in höchst wundersamer Weise zu einer noch sehr unreifen Lebensperiode durchbrachen. Einige haben versichert, daß diese Briefe, lange nachdem sie geschrieben worden, überarbeitet sind, was zu glauben wir keinen haltbaren Grund haben, und die Authenticität beider Briefwechsel ist unsers Dafürhaltens durch den Unterschied in Styl und Gedanken zwischen beiden Briefwechseln hinlänglich beglaubigt, gerade so wie, allem Erwarten nach, drei kritische Jahre bei einem Charakter wie Bettina hervorbringen mußten. — — Diese zuletzt veröffentlichte Reihe von Briefen kann man als eine Art Vorrede zu der andern betrachten; und unter diesem Gesichtspunkt und so weit es die von uns kurz erwähnten Eigenschaften betrifft, dürfen wir sie Allen empfehlen, welche an der deutschen Literatur und der Entwickelung eines originellen Charakters Gefallen finden." Trotzdem glauben wir, in dieser Hinsicht sogar nüchterner als der Brite, daß Bettina mehr Dichterin ist als Darstellerin und Porträtistin des wirklichen Lebens, daß der Werth mancher Partien, als rein erfundener, in productiver Hinsicht um so höher angeschlagen werden muß, daß jedoch wieder andere eine geräuschvolle und schwatzhafte Kinderstube voll eitel glänzender Spielereien bilden. 2.

Literarische Anzeige.

Deutsches Declamatorium.

Von

Karl Ludwig Kannegießer.

In drei Theilen.

Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Erster Theil. Für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 10 Ngr.

Zweiter Theil. Für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 15 Ngr.

Dritter Theil. Für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kannegießer's Declamatorium ist gleich nach seinem Erscheinen in vielen Lehranstalten eingeführt worden und erscheint jetzt in einer zweiten, mit einem zweckmäßigen Anhange vermehrten Auflage. Trotz der bedeutenden Vermehrung aber sind die Preise sowol des ganzen Werks als der einzelnen Theile dieselben geblieben.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 212. — 31. Juli 1842.

Relazioni degli ambasciatori veneti al senato, raccolte, annotate ed edite da *Eugenio Albèri*.

(Beschluß aus Nr. 211.)

Gehen wir nun über zu Soranzo's Relation über Frankreich und den Hof Heinrich's II., und vorerst zur Schilderung dieses Königs:

Der Allerchristliche ist nun 39 Jahre alt und im elften seiner Regierung.*) Er ist von großer Statur, vortrefflicher Körperbeschaffenheit und geschickt zu jeglicher Übung und Anstrengung; gesund und an keiner Krankheit leidend, außer an Migräne, wovon er sich mit Hülfe gewisser Pillen befreit. Seine Hautfarbe ist dunkel, das Haar war schwarz, ist aber bereits ganz ergraut; er ist ziemlich voll und würde sehr stark werden, arbeitete er diesem nicht durch beständige Bewegung und große Mäßigkeit entgegen. Seine Züge sind etwas stark, das Gesicht ist länglich, die Augen mittelgroß; der Ausdruck ist etwas melancholisch, wie er wirklich von Charakter ist, obgleich er sonst bei vieler königlichen Würde große Güte zeigt. Im Essen, Trinken, Schlafen ist er sehr mäßig. Seine Lebensweise ist fast immer die nämliche, denn im Winter wie im Sommer wacht er früh auf und läßt dann sowol die Kammerherren (gentiluomini ordinarj) wie auch die übrigen Edelleute eintreten. Nachdem aber Seine Majestät aufgestanden ist, entfernen sich Alle, und es bleiben nur die Mitglieder des geheimen Rathes, welcher letztere je nach Maßgabe der Geschäfte, gewöhnlich aber gegen zwei Stunden währt. Hierauf geht der König zur Messe, dann zur Mittagsmahlzeit, welche öffentlich ist und wobei er immer mit Jemanden die Unterhaltung führt. Nach dem Essen ertheilt er zwei Stunden lang Jedem Audienz, namentlich den Botschaftern; seine Güte ist dabei so groß und seine Worte so freundlich, daß er Keinen unzufrieden scheiden läßt. Außer seiner eigenen Sprache redet er die italienische und spanische und bedient sich derselben je nach der Gelegenheit. Mit wenigen Begleitern verfügt er sich nun in die Zimmer der Madame de Valentinois **), wo er ungefähr eine Stunde verweilt, worauf er sich zum Mall- oder Ballspiel begibt, da er seit einiger Zeit die ermüdendern Übungen ruhen gelassen hat. Auch das Abendessen ist öffentlich und der König beschließt den Tag in den Gemächern der Königin, wo die meisten Herren und Damen sich einzufinden pflegen und er über eine Stunde zu bleiben pflegt. Von Natur ist der König sehr freigebig und gefällt sich in Gnadenbezeigungen, wenn er sich auch dazu versteht, daß nicht Allem, was er bewilligt, Verfolg gegeben wird. Er hat ein vortreffliches Gedächtniß und außerdem, daß er stets den Gang sämmtlicher Geschäfte gegenwärtig hat, weiß ich von ihm selbst, daß, wenn er einmal eine Person gekannt hat, er sie nicht wieder vergißt. Über Alles liebt er die Soldaten, welche er bei Ertheilung von Reichthümern und Ehren allen Andern vorsetzt, sodaß man sagen kann, daß, wer nicht Soldat ist, am Hofe beinahe keine Rolle spielt, während bei Seiner Majestät geringem Geschmack an den Wissenschaften die Gelehrten wenig beachtet werden. Auf das Kriegswesen versteht er sich sehr gut und unterhält sich gern davon, wie er denn vor und nach seiner Thronbesteigung verschiedentlich an Kämpfen Theil genommen hat. Die Jagd, namentlich die Hirschjagd, liebt er sehr und geht zwei- bis dreimal in der Woche hin, außerdem daß er immer jagt, wenn er auf Reisen ist. Fehler, die er beim Jagen begehen sieht, sind beinahe das Einzige, wodurch er in heftigen Zorn versetzt werden kann. Musik ist ihm sehr willkommen, und er will sie fast täglich hören, wenn er zu Bette geht oder aufsteht. An Gebäuden, Teppichen, Juwelen und sonstigen überflüssigen Dingen hat er wenig Geschmack, doch sagt man, er werde einen großen Palast errichten, sobald die Kriege ein Ende nehmen.

Als König Heinrich zur Krone kam, war er in allen Geschäften völlig unerfahren, da sein Vater ihn zu den Regierungsangelegenheiten wenig zugezogen hatte. Da es ihm nun schien, er bedürfe des Rathes und der Hülfe, so vertraute er die oberste Leitung dem Herrn Connetable *), der ihm vor Allen dazu befähigt zu sein schien. Seine Excellenz brachte übrigens nie etwas zur Ausführung, ohne vorher dem Könige Mittheilung davon gemacht zu haben;

*) Heinrich II., geb. 1518, vermählt mit Katharinen von Medici (geb. 1518) 1533, König 1547, gest. 1559.

**) Diana de Poitiers, Tochter des Herrn de St.-Vallier, geb. 1499, vermählt 1512 mit Louis de Brézé, Graf von Maulevrier, Großseneschall der Normandie, Witwe 1530, gest. in ihrem Schlosse zu Anet 1566.

*) Anne de Montmorency, geb. 1493, gest. 1567 an den in der Schlacht bei St.-Denis erhaltenen Wunden. Die Schlacht von St.-Quentin ereignete sich 1557.

da dies indeß im Geheimen geschah und man im Publicum seine unbeschränkte Autorität sah, so glaubten Manche, Seine Majestät sei nicht fähig zu regieren und überlasse dem Connetable Alles. Später hat man aber das Gegentheil erkannt; denn nach der Niederlage und Gefangennehmung Seiner Excellenz hat der König die Regierung ganz in seine Hände genommen, und Alles, was in jener Zeit verordnet ward, die Errichtung eines neuen Heeres und viele andere in jenem Augenblick der großen Noth erfoderlichen Maßregeln gingen von Seiner Majestät selber aus, ohne daß der Cardinal von Lothringen *), der einzige noch gegenwärtige Rath, viel damit zu schaffen gehabt hätte. Da aber der Cardinal großen Einfluß beim Könige hat, so ist zu vermuthen, daß binnen kurzem die Herren von Guise zu derselben Autorität gelangen werden, welche vordem der Connetable hatte. Seine Majestät ist so sehr darauf bedacht, die Macht seiner Krone zu vermehren und auf solche Weise sich größern Ruhm zu erwerben, daß man deutlich sieht, wie sonst nichts ihm am Herzen liegt. Obgleich er seine Plane unter solchen Vorwänden verheimlicht, wie die Umstände sie gerade mit sich bringen, so erkennt man doch, wie sein ganzes Verfahren darauf hinausgeht, das Reich vereinigt und dem Dauphin größere Macht zu hinterlassen, nicht aber seinen andern Söhnen Staaten zu verschaffen, wenn sie ihm nicht durch außerordentliche Gelegenheit in die Hände fallen. Sonst sollen sie Herzöge in Frankreich sein, jedoch ohne Festungen, ohne viele Jurisdiction und mit mäßigem Einkommen. Er denkt ihnen eine hinreichende Pension anzuweisen, welche vom Dauphin ausgezahlt werden soll, wodurch er sie nöthigen wird, ihrem Könige sich anzuschließen und zu gehorsamen, ohne daran denken zu können, im Reiche größere Macht zu erringen.

Die Königin, Gemahlin Seiner Majestät, ist die durchlauchtigste Katharina, Tochter des erlauchten Lorenzo de' Medici, Herzogs von Urbino. Sie ist um 13 Tage jünger als der König, dem sie durch ihren Ohm, Papst Clemens, 1533 angetraut ward. Zehn Jahre lang blieb sie ohne Kinder, worauf sie fünf Söhne und fünf Töchter gebar. Die Gesichtszüge Ihrer Majestät sind sehr stark; sie ist von vortrefflicher Körperbeschaffenheit, von gütiger Gesinnung und sucht sich Jeden geneigt zu machen, namentlich die Italiener, so viel sie kann, sodaß sie vom Hofe wie vom ganzen Lande sehr geliebt wird. Dem Könige ist sie über Alles zugeneigt: das Ziel all ihrer Gedanken scheint nur zu sein, ihm zu gefallen und seine Gesellschaft zu genießen, sodaß sie weder Mühseligkeiten noch Anstrengung achtet, ihm zu folgen, wo sie kann. Diese Liebe wird vom König erwidert, denn außer dem daß Seine Majestät ihr immer alle Ehrenbezeigungen hat zu Theil werden lassen, die ihr als Königin gebühren, hat er ihr auch immer seine Geheimnisse mitgetheilt und nach der Gefangennehmung des Connetable, der nicht ihr Freund war, ihres Rathes bei manchen Veranlassungen sich bedient. Den Dauphin (Franz II.) hat die Königin zu solcher Achtung vor ihrer Person erzogen, daß man wol einsieht, wie er ganz von ihrem Willen abhängt. Unter den ihr Nahestehenden liebt sie am meisten den Marschall Strozzi *), ihren Vetter, welchem sie allezeit, so viel sie vermochte, Gunst zugewandt hat. — In besonderer Gunst beim Könige steht die Frau Herzogin von Valentinois, die schon 60 Jahre alt und seit vielen Jahren Witwe ist. Ihr Gatte war der Seneschall der Normandie; zur Herzogin wurde sie vom Könige bei seinem Regierungsantritt erhoben. Sie ist von größter Schönheit gewesen und vom Könige von seiner ersten Jugend an sehr geliebt worden; und obgleich diese Liebe bis heute unverändert dieselbe sich erhalten hat, ist im öffentlichen Leben dennoch nie irgend etwas Unehrbares bemerkt worden. Ihr Name ist Diana, weshalb Seine Majestät zur Devise einen Halbmond nahm mit den Worten: Totum donec compleat orbem, sowie er auch ihre Farben, Weiß und Schwarz, annahm und durch die Seinigen tragen ließ. Man hält sie für eine sehr kluge und verständige Frau; sie weiß um alle Geheimnisse des Königs, welcher durch ihre Vermittelung leichter als sonstwie Gnaden ertheilt, und namentlich hat sie die Ertheilung der kirchlichen Ämter in der Hand. Gegen die Königin zeigt sie große Liebe und Hochachtung und bedient sie und ihre Kinder in allen Krankheiten und sonstigen Vorkommen, als wäre sie nicht anders als ihre Dienerin. So kommt es denn, daß die Königin, obgleich sie immer einige Eifersucht gegen sie empfunden hat und vielleicht noch empfindet, dennoch vor den Andern nicht verfehlen kann, sich ihr gnädig und liebevoll zu beweisen, um so mehr als sie weiß, wie angenehm dies dem Könige ist. Zwischen dem Connetable und der Herzogin ist immer die größte Meinungsverschiedenheit, ja Feindschaft gewesen, die um so mehr zugenommen, je mehr er sich bemüht hat, den König von der Liebe zu ihr zurückzubringen. Mit dem Hause Guise hat sie dagegen stets im besten Verhältnisse gestanden; diese haben ihr immer Ehrerbietung bewiesen und jetzt sind sie auch miteinander verschwägert.

*) Charles de Guise, Cardinal von Lothringen, geb. 1525, gest. 1574.

*) Pier Strozzi, Sohn Filippo Strozzi's und der Clarice Medici, Tante der Königin, gest. bei der Belagerung von Thionville, 1558.

Diese Bruchstücke aus den Berichten über England und Frankreich mögen genügen. Niemand wird diesen Schilderungen abstreiten, daß ihre Auffassung ebenso wahr, wie die Darstellung lebendig ist; den feinen politischen Sinn aber, der aus den bestehenden Verhältnissen die zukünftigen, aus der vorhandenen Verwickelung der Umstände die einstige Entwickelung so klar herauszulesen wußte, wie es hier mit Elisabeth's Zukunft, mit Frankreichs Politik, der Größe der Guisen und Katharinens Herrschaft über ihre Söhne der Fall ist, kann man nicht umhin zu bewundern. 53.

Romanenliteratur.

1. Grenzer, Narren und Lootsen. Eine Sammlung von Novellen, Land- und Seebildern von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Die Absicht des Verf., das Leben der sogenannten untern Volksclassen darzustellen, ist jedenfalls als löblich anzusprechen.

Der Bauer, der Bewohner einer kleinen Provinzialstadt bewahrt immer noch einen großen Schatz ererbter Eigenthümlichkeit, die sich ganz in dem individuellen Charakter wieder zu einer besondern Eigenthümlichkeit ausprägt und so ein Bild gibt, welches bedeutsam genug ist, den Salon- und Theaterleuten mindestens die Wage zu halten. Zu den Erzählungen in diesem Bande gehören die „Grenzer", die Bewohner der Scheide von Böhmen, Sachsen und der Lausitz, und diese Erzählungen bieten manches Zusagende, namentlich „Das Pascherleben", da hier den Verf. eigene Anschauung geleitet hat. Weniger, oder eigentlich gar nicht, ist das der Fall bei den „Lootsenerzählungen". Der Verf. mag immerhin auf Helgoland gewesen sein, aber die Helgolander sprechen nicht so gebildet, sie denken nicht so „hochdeutsch", wie das hier der Fall ist. Der Glaube, daß manche Menschen den Tod eines Andern voraussehen können, ist weiter verbreitet als der Verf. in der Erzählung „Der Seher des Todes" anzunehmen scheint; er ist nicht einmal auf Europa beschränkt. Unter den Novellen möchte „Der prophetische Mund" das Beste sein, wenngleich der arme Stumpf nur geprellt wird, weil er ein Schulmeister ist. Die „Geschichte einer unsterblichen Fliege" ist zu ernsthaft behandelt. Dergleichen wunderliche und tolle Themata verstand bei allen seinen Fehlern doch nur Hoffmann annehmlich zu behandeln. Im Allgemeinen stehen des Verf. Gestalten zu abgerissen da und er legt ihnen häufig genug seine Gedanken in den Mund, anstatt sie aus eigener Seele sprechen zu lassen. Meistens ist das da der Fall, wo sich Gelegenheit bieten will, über Staat und Kirche ein Wort zu sagen. Daß beide an mancherlei Gebrechen kranken, ist bekannt genug: will man diese aber zur Sprache bringen, so thue man das auf seine eigene Rechnung, oder aber lasse die dargestellten Leute nicht mehr sagen, als man nach dem Stande der Sache von ihnen erwarten darf. Am auffallendsten sind die Controversen im Munde des Musikanten in der „Trompetermarie". Seinem Stande nach kann er freilich alle die bittern Betrachtungen über manche Auswüchse der katholischen Kirche anstellen, und sein Unglück mag ihn auch dazu berechtigen. Ob aber jemals ein Katholik, und namentlich ein so aufgeklärter, wie der unglückliche Musikant, vor ihm durchaus fremden Glaubensgenossen sich in so gehässigen Ergießungen, wie es hier geschieht, bloßstellen wird, muß billig bezweifelt werden. Keiner der Zuhörer durfte, wie es doch geschieht, dabei ruhig bleiben, und am wenigsten dann, wenn sie ihn etwa für wahnsinnig hielten. Der Verf. muß sich selbst mehr vergessen lernen, wenn er will, daß der Leser bei seinen Erzählungen auch an diese denken soll.

2. Der Titanide. Novelle. Von Karl Eitner. Zwei Bände. Breslau, Kern. 1842. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eine Novelle ist das thatlose, plaudernde Geschreibe der Hauptperson und später seines Freundes nimmermehr. Ein Roman? Auch nicht! Dazu fehlt dem Ganzen jedes epische Motiv. Es ist eben ein Buch in zwei Bänden, worin die Hauptperson das Unglück hat, welches (Bd. 2, S. 158) ganz richtig bezeichnet ist: „Was ihn liebte, hatte er verletzt, von sich gestoßen; was er an sich zu ziehen gesucht, hatte ihn verlassen; was er aus moralischer Überzeugung verachtete, drängte sich ihm auf; was er verschonen wollte, mußte er verwunden; wovor ihm grauete, mit dem mußte er handgemein werden." Welche Aufgabe für einen Dichter in diesen Gegensätzen! Und was finden wir? Einen passiven Egoisten, der einmal mit einer jungen schönen Frau Ehebruch getrieben hat, dann besser sein will, von Ursprünglichkeit und Natur Allerlei vorbringt und trotz der Kühnheit des Ehebruchs, trotz großer Reisen doch so viel Einsicht nicht aufzutreiben versteht, ganz einfache Zustände mit einigem Geschick wenn nicht zu beherrschen, doch zu behandeln. Freilich wären dann die angeführten Gegensätze nicht so zum Vorschein gekommen, und um diese zur Erscheinung zu bringen, ohne dem Helden mehr Verstand als er nun einmal hat zuzuwenden, muß er nur an den „Zufall" glauben. Dann kann sich freilich alles Mögliche und Unmögliche zutragen und so daß sich denn auch Niemand wundern, den Helden als halbzerrissenen und Spättling der Europamüden nach Amerika auswandern zu sehen. Hoffentlich geht es ihm da ganz gut.

3. Die drei Schwestern. Roman von Chr. Spyr. Leipzig, Bösenberg. 1842. 8. 1 Thlr.

Den Roman erzählt ein „Ich", also wahrscheinlich der Verf., der in Salzbrunn seine Leiden loswerden will. Das will denn auch ein königlich preußischer Herr Commissionsrath, der sich von vielen Töchtern begleiten läßt. Die eine heirathet einen Kaufmann, die andere einen hohlen Baron, die dritte einen englischen Missionair. Die erste läßt sich von der katholischen Tante ihres Mannes heimlich zur Proselytin machen; die zweite wird sehr unglücklich, besonders da der Hohle schwer verwundet nach einem Duell zu Hause getragen wird. Doch trägt sie ihr Leid mit edler Fassung. Die dritte ist eine zarte Pflanze, die in dem nebeligen London hinwelkt und stirbt. Als auch der Baron geendet, heirathet die Witwe den Schwager Missionnair und geht mit ihm nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie glücklich leben. Die wirklich tiefe Bedeutsamkeit aller Verhältnisse ist freilich nicht in ihrem Kern erfaßt, sodaß die Nothwendigkeit der letztern nirgend zur Anschauung kommt. Gleichwol dürfen wir diesen Roman immerhin noch zu den bessern rechnen, welche von Messe zu Messe der Leihbibliotheken-Charybdis geopfert werden, denn überall spricht sich reine Lebensansicht und klare Gesinnung aus.

4. Die Erscheinung der Königin, oder die Rache des Lithauers. Romantische Erzählung von A. Werg. Berlin, Lüderitz. 1842. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat schon viel geschrieben, ohne daß daraus mit einiger Sicherheit zu entnehmen stände, welchen Begriff derselbe an das Wort „romantisch" etwa knüpft. Die vorliegende, unter dem Polenkönig Stanislaus August in Krakau spielende Erzählung gibt darüber ebenfalls keine Auskunft, es müßte denn sein, daß die ordinairste Sprache, die zwischen König und Bauer pari steht, sowie die Eigenheit, daß die Geschichte überall und zu jeder Zeit passirt sein kann, „romantisch" wäre. Da übrigens in dem ganzen Buche nichts gegen die Religion, den Staat und die guten Sitten vorkommt, es also ganz unschädlich ist, so wird es bei den zu erwartenden preußischen Leihbibliothekenvereinen wol kein Hinderniß der Aufnahme finden.

5. Ein Sylvestertraum. Von Jeremias Gotthelf. Zürich, Beyel. 1842. 8. 12½ Ngr.

Der Verf. hat Ältern, Weib und Kinder begraben. Es ist Sylvesterabend und er hat Keinem etwas zu bescheeren, nichts zu bereiten auf den folgenden Tag. Einsam auf dem Grabe seiner Lieben öffnet sich das verschlossene Auge des Geistes, führt ihn in das Reich des Lichts und der Engel, und von hier schaut er hinab auf die Erde mit ihrem Jammer und der heimlichen Noth, mit ihrer Liebe und ihrer Verstocktheit, mit ihrem Prunk und der Sünde. Aus dem Allen treten ihm drei Dinge heraus in fester Gestaltung: „Wir leben hier in Räthseln, im Glauben, nicht im Schauen; des Frommen Auge erkennt den Ewigen in allem Vergänglichen; das Grab ist die Brücke der Ewigkeit." Wohl Dem, der mit so kindlich-einfachen Waffen Sieg hofft im Kampfe des Lebens! Er siegt dann gewiß, und die Kritik würde sich versündigen, wollte sie mehr sagen über dieses Buch, als daß seine Symbolik hier und da in wenig ansprechende allegorische Maschine übergeht. 43.

Bibliographie.

Aretin, C. M. Freiherr von, Geschichte des bayerischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten. Hauptsächlich nach den urkundlichen Quellen des königl. geheimen Haus- und Staats-Archives zu München. 1ster Band. Mit 1 Abbildung. Gr. 8. Passau, Pustet. 2 Thlr. 20 Ngr.

Baur, F. C., Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschenwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwick-

lung. 2ter Theil. Das Dogma des Mittelalters. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Berthet, E., Das Thal Andorra. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Lewald. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Blüten aus Albion. Vermischte Pieçen aus dem Englischen des Kapitain Marryat, Warren, J. P. R. James u. A. Gr. 12. Leipzig, Rein. 1 Thlr.

Böckel, E. G. A., Almanach für evangelische Prediger auf das Jahr 1842. (Mit einem Anhang, enth.: Die theologische Literatur des Jahres 1840, systematisch zusammengestellt von D. J. H. Goldhorn.) 16. Leipzig, Böhme. 1 Thlr.

Bronzetti, C. J., Erinnerung an Griechenland aus den Jahren 1832—1835. Mit 1 Stahlstiche. Gr. 8. Würzburg, Stahel. 1 Thlr. 5 Ngr.

Brunnenkresse. Ein Taschenbuch als Zugabe der Sommerfreuden in Freienwalde an der Oder. Herausgegeben von H. Hündschker und O. v. Hackewitz. 16. 25 Ngr.

Buhl, L., Der Patriot. Inländische Fragen. 1stes Heft: Das alte Preußenthum. Die Volksschule als Staatsanstalt. Religiöse Caricaturen. Kleiner Krieg. 8. Berlin, Hermes. 7½ Ngr.

Charles, J., Die Stimme des Blutes. Roman. 2 Thle. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 2 Thlr.

Choulant, L., Bibliotheca medico-historica sive catalogus librorum historicorum de re medica et scientia naturali systematicus. 8maj. Lipsiae, Engelmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Crusius, G. F., Geschichte der vormals Kaiserlichen freien Reichsstadt Goslar am Harze. 1ste Lief., umfassend die Geschichte Goslar's von Gründung der Stadt bis zur Erbauung des Rathhauses. Gr. 8. Osterode, Sorge. 7½ Ngr.

Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung diesseits und jenseits. Ein Beitrag zum Verständnisse der göttlichen Komödie von C. F. Göschel. Gr. 8. Berlin, Enslin. 27½ Ngr.

Deutschland durch den Vertrag von Verdün im Jahre 843 selbstständig. Blicke auf die Ereignisse und Zustände der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Aufruf an die deutschen Fürsten und Völker zu einer tausendjährigen Jubelfeier. Gr. 8. Leipzig, Böhme. 5 Ngr.

Edler, C. F., Deutsche Versbaulehre. Ein rhythmisch-metrisches Handbuch für Lehrer und zum Selbstunterrichte. Gr. 8. Berlin, Enslin. 2 Thlr. 5 Ngr.

Ekendahl, O. G. v., Napoleon's Ansichten von der Gottheit Jesu, sowie von Religion, Priestern und Kirchenthum, Protestantismus und Katholicismus. Gr. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Fink, K., Gedichte. Mit einem Prolog von J. B. Rousseau. 2te Auflage. 8. Cöln, Welter. 20 Ngr.

Fouqué, F. Baron de La Motte, Denkschrift über Friedrich Wilhelm den Dritten, König von Preußen. Eine biographische Mittheilung. Gr. 16. Nordhausen, Schmidt. 7½ Ngr.

Die eine Frage! (Weises Gesetz, soziales Glück; keine Frage. —) Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr. 25 Ngr.

Franzén, F. M., Der Rabulist und der Landprediger. Gespräch in der Sakristei über Ja und Nein der Gegenwart in Kirche und Staat. Aus dem Schwedischen. Emanuel Geibel an den Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen." Gr. 8. Lübeck, v. Rohden. 15 Ngr.

Gutachten der königl. preuß. Immediat-Justiz-Commission über Mündlichkeit und Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens. Nebst einer denselben Gegenstand betreffenden Stelle aus dem General-Bericht des Justizministers Mühler. Gr. 8. Leipzig, Baumgärtner. 12½ Ngr.

Harleß, G. C. A., Christliche Ethik. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heller, R., Novellen aus dem Süden. 3ter Band. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hündschker, H., Columbus. Ein Gedicht in Terzinen. 8. Königsberg i. d. N., Windolff u. Steinke. 2½ Nr.

Jacobi, J. L., Die Lehre des Pelagius. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 15 Ngr.

Kosegarten, J. G. L., Nachricht von der Wiederauffindung der durch Thomas Kantzow eigenhändig geschriebenen zweyten hochdeutschen Abfassung seiner Pommerschen Chronik. Nebst lithographirten Proben der Handschriften Thomas Kantzow's und Nicolaus von Klempzens. Gr. 8. Greifswald, Koch. 10 Ngr.

Krauß, A. Edler v., Das christliche Staatsprinzip. Neu ganz neu umgearbeitete und verbesserte Auflage des Versuches, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen. Gr. 8. Wien, Braumüller u. Seidel. 2 Thlr.

Lisco, F. G., Das Ceremonial-Gesetz des Alten Testamentes. Darstellung desselben und Nachweis seiner Erfüllung im Neuen Testament. Gr. 8. Berlin, Enslin. 1 Thlr. 10 Ngr.

Märcker, F. A., Das Princip des Bösen nach den Begriffen der Griechen. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Muntaner, En Ramon, Chronik des edlen ꝛc. Aus dem Catalanischen des vierzehnten Jahrhunderts übersetzt von K. Fr. W. Lanz. 2 Theile. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 3 Thlr. 26¼ Ngr.

Pope's, A., Poetische Werke. Deutsch von A. Böttger und T. Oelckers. 1ster bis 4ter Band. Gr. 16. Leipzig, Fr. Fleischer. 2 Thlr.

Roy, J. J. E., Geschichte der Johanna d'Arc, genannt: Die Jungfrau von Orleans. Nach der 2ten verbesserten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt. 8. Quedlinburg, Basse. 20 Ngr.

Sammlung der vorzüglichsten neueren Reisebeschreibungen, mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Kunst, Handel und Industrie bearbeitet. Herausgegeben von P. H. Külb. 2ter Band. Fr. Dubois de Montpéreux Reise um den Caucasus, zu den Tscherkessen, Abchasen ꝛc. 2tes Heft. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 20 Ngr.

San-Marte, Groß-Polens Nationalsagen, Mährchen und Legenden und Lokalsagen des Großherzogthums Posen. 1stes Heft. 8. Bromberg, Levit. 10 Ngr.

Schiff, H., Hundert und ein Sabbat. Oder Geschichten und Sagen des israelitischen Volkes. 1stes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 22½ Ngr.

Siebenhaar, F. O., Der religiöse Indifferentismus die Krankheit unserer Zeit. Ein Cyclus von Reden an Geistliche und Schullehrer. Gr. 8. Leipzig, Thomas. 15 Ngr.

Ueber Sophokles Antigone und ihre Darstellung auf dem deutschen Theater. Zur Würdigung der griechischen Tragödie und ihrer Bedeutung für unsere Zeit. Von einem Freunde der dramatischen Dichtkunst. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 10 Ngr.

Deutsches Staatsarchiv. 3ter Band. Herausgegeben vom Reg.-Rath Buddeus. Gr. 8. Jena, Frommann. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wagener, G., Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Beschrieben und versinnlicht durch 1390 lithographirte Abbildungen. Mit 145 Tafeln. Gr. 8. Weimar, Voigt. 5 Thlr. 15 Ngr.

Selbstbiographie und Gedichte des erblindeten A. Whistling. Ein Beitrag zur Psychologie, nebst einigen Winken für Blindheitbefürchtende. 16. Sondershausen, Eupel. 15 Ngr.

Zschokke, H., Eine Selbstschau. 2 Theile. I. Das Schicksal und der Mensch. II. Welt- und Gott-Anschauung. Mit dem Bildniß des Verfassers. Lex.-8. Aarau, Sauerländer. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 213. —— 1. August 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 6 Thlr. 15 Ngr.

Erster Artikel.

Seit den Befreiungskriegen hat wol England nie mehr unsere Aufmerksamkeit so auf sich gezogen als eben jetzt. Das gesteigerte Interesse an den politischen Fragen der Gegenwart, die Abneigung gegen den Absolutismus unserer östlichen und gegen die schwankenden Zustände unserer westlichen Nachbarn, der Umschwung des Weltverkehrs und der Industrie, endlich die imposanten Bewegungen, die das britische Volk inmitten einer tiefen europäischen Ruhe nach innen und außen durchläuft —, dies Alles hält unser Auge auf England gerichtet. Hingegen ist den Zeitgenossen kein Staatsbau immer noch ein solches Problem, es bietet kein Volksorganismus eine so ungemein verschlungene Gliederung und so seltsame, anscheinend unauflösbare Contraste dar als der Organismus des britischen Volkes und Reiches. Das reiche England umspannt mit seinen Armen die Welt und ihre Schätze, und doch trägt es den Pauperismus in seinem Schoose; es birgt eine mächtigere und stolzere Aristokratie als irgend ein Land, und doch ist es die Mutter einer gesetzmäßigen und einflußreichen Demokratie; seine Verfassung ist auf unzählige Privilegien und Monopole gestützt, und doch hat es unter allen europäischen Reichen den ausgesprochensten Charakter constitutionneller Freiheit und Gleichheit; es hat eine fesselnde Presse, die nothwendig die Freiheit der Bildung, der Religion, der Wissenschaft mit sich führen sollte, und kaum wird ein Volk von einer in jeder Hinsicht erstarrten Hierarchie mehr beknechtet als das freie britische Volk. Die Urtheile und Empfindungen, die Sympathien und Antipathien zu seinen Zuständen bieten eben solche Contraste dar. Die Einen meinen, England müsse an seiner politischen Freiheit, die Andern — an seiner politischen Erstarrung zu Grunde gehen. Während das liberale und constitutionnelle Deutschland die öffentliche und geräuschvolle Entwickelung der englischen Verfassung als ein Zeichen seiner Gesundheit und politischen Lebensdauer ansieht, finden die Freunde der Haller'schen Staatstheorie und die Absolutisten in den innern Vorgängen und Aufregungen, welche die Autonomie der britischen Gesellschaft begleiten, den Anfang von dem Ende der britischen Geschichte, obschon sie nicht unterlassen können für den englischen Adel und die Hochkirche frommen Wünschen Raum zu geben.

Inmitten dieser verschiedenen Theilnahme an dem britischen Leben ist eine erneuerte und mit den Ereignissen der jüngsten Zeit ausgestattete Auflage des Raumer'schen Werkes über England gewiß eine zeitgemäße literarische Erscheinung. Es enthielt ursprünglich in zwei Bänden eine Reihe von Briefen, die neben den gemüthlichen Eindrücken und Reflexionen des Verf. allmälig auf Ort und Stelle die ganze weite Verfassung des britischen Staats, die Physiognomie der Gesellschaft und die vollständige Erörterung der innern Politik neuerer Zeit behandelten. Diese Form, in der sich das Buch Anerkennung erworben, ist auch noch jetzt beibehalten worden, nachdem eine zweite und dritte Reise (1836 und 1841) dem Verf. Gelegenheit gegeben, in einem dritten Bande alles Das nachzutragen, was seitdem in dem Schoose des britischen Lebens Gestalt gewonnen oder zur Tagesfrage geworden ist.

Indem wir für einen Theil unserer Leser die Bekanntschaft mit dem Werke nicht voraussetzen, wollen wir zuvörderst die Hauptgruppen der beiden ersten Bände charakterisiren. Der große reiche Stoff umfaßt einmal den Gegenstand selbst, ein anderes Mal tritt uns die Individualität des Verf. in Bezug auf den Gegenstand entgegen. Dies Letztere ist hier nicht von geringer Wichtigkeit, da sich an die Persönlichkeit, an den geistigen Standpunkt und die äußere Stellung des Autors das Vertrauen

des Lesers sowol in einzelnen, fernliegenden Mittheilungen, wie in allgemeinen Resultaten und Urtheilen knüpfen muß.

Herr von Raumer unterscheidet sich von vielen modernen Weltbeschreibern, insofern er über der Reflexion auf sein eigenes Ich nie den Zweck seiner Reise und die wissenschaftliche Erforschung des Gegenstandes vergißt. Mit der Überzeugung, daß es überhaupt nicht nothwendig, fortwährend an dem eigenen Steuer herumzudrehen, wenn man den rechten Segelwind fürs Leben gewonnen, vertieft er sich mit Ernst und Fleiß in das Object und scheut keine Mühe, kein Studium, um mit eigenen Augen und Händen seine Resultate aus einem oft ungeheuern Stoffe zu ziehen. Bei allen den großen und fremden Anschauungen ist er seltener lyrisch, aber immer episch. Er entwickelt uns mit Stetigkeit den historischen Verlauf der Frage und läßt uns bei umfassenden Gegenständen mit genetischer Nothwendigkeit zum Resultate und zur Antwort gelangen. Wo ihm in einzelnen Fällen Zeit und Gelegenheit nicht günstig waren, verdeckt er die Lücke nie unter Raisonnements, wol aber haben wir zuweilen über der Arbeit und Gediegenheit des Inhalts einen flüchtigen und weniger gemessenen Styl zu vergessen.

Wie die Darstellungsweise in den einzelnen großen Partien, so hat auch die Auffassung, die politische Betrachtung und Weltanschauung des Verf. ihren Mittelpunkt in Raumer dem deutschen Historiker. Vertrautheit mit den Schicksalen der Völker, ein fester Blick, der die Entwickelungsstufen des politischen Lebens zu fixiren und auch im Großen und Ganzen zu überschauen vermag, eine gewisse Ruhe und Sicherheit inmitten des Kampfes der politischen Parteien, ausgebreitete und gereifte Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände und Bewegungen, der Gesetzgebung, der Regierungs- und Verwaltungsformen, der Phasen materieller und geistiger Größe der Völker macht ihn einerseits geschickt, die historischen Erscheinungen und das praktische Leben in allen Verzweigungen zu verfolgen; andererseits gibt ihm die umfassende historische Bildung auch den idealen Zusammenhang und das Princip an die Hand, nach welchem er an diese unermeßliche Fülle isolirter Erscheinungen den Gesammtmaßstab legen kann. Dem wahren Historiker, wie dem wahren Philosophen, erscheint aber die geschichtliche Idee eines Volkes immer in der Gestalt der Freiheit, und das Princip, das ihn allein durch die Mannichfaltigkeit des geschichtlichen Lebens und der politischen Schicksale der Völker leitet, ist immer das Princip der Bewegung, die Entwickelung des politischen Organismus aus dem unfreien Einzelinteresse zum in sich freien Staats- und Volkskörper.

Mit diesem wissenschaftlichen Standpunkte steht der Verf. über allen den politischen Extremen, die ihm im Laufe seiner Arbeit in den Gesichtskreis fallen. Die Männer des politischen Absolutismus, die das volle Leben eines Volkes der Herrschaft und der Vernunft einer Beamtenhierarchie opfern, haben seine Zustimmung ebenso wenig als die hartnäckigen und reagirenden Freunde eines mittelalterlichen, die Bewegung des Staats ausschließenden Privatrechts. Obgleich er den Werth und die Theilnahme des theoretischen Geistes in Bezug auf die historische Entwickelung und das praktische Leben voraussetzt und den englischen Verhältnissen gegenüber gar oft fodern muß, so verwirft er doch entschieden alle die abstracten Staats- und Socialtheorien, die von der Gestalt und dem concreten Dasein der Gegenwart nichts wissen wollen. Hieraus erklärt es sich auch, daß Herr von Raumer nicht mit Vorliebe von den politischen Systemen französischer Publicisten erfüllt ist, und daß ihm, dem stetigen Historiker, das Petillirende des französischen Lebens überhaupt befremdlich erscheint, während ihm die Stetigkeit des englischen Volks- und Staatslebens schon an sich verwandt und anziehend ist. Den englischen Verhältnissen gegenüber kann der Verf. seiner wissenschaftlichen Objectivität nach weder Tory, noch Whig, noch Radicaler sein; vielmehr faßt er diese Gegensätze der englischen Politik so auf, daß jede Partei und jede Persönlichkeit an ihrem Orte ihre Verdienste und historische Bedeutsamkeit für das Ganze einer nationalen Entwickelung haben muß. Nur die hartnäckigen und groben Egoisten, die capricirten Vertheidiger des Monopols, die ihr Ohr jeder Zeit und jeder Reform verschließen, schließt er auch von der historischen Wirksamkeit und Bedeutung aus: und wie empfindlich er diesen Krebsschaden getroffen, zeigt die Anfechtung, die das Werk von dieser Seite in England gefunden, während ihm sonst gemäßigte Tories ihren Beifall nicht versagen konnten.

Es kann nicht fehlen, daß der Verf. von den englischen Zuständen sein Auge oft auf sein deutsches Vaterland, auf dessen Geschichte nach Vergangenheit und Gegenwart richtet: auch hier macht er seine historische Bildung und ehrenhafte Freimüthigkeit entschieden geltend. Indessen ist nicht zu verkennen, daß die Vergleiche zwischen den Erscheinungen der deutschen und englischen Politik gewiß an Klarheit und Bestimmtheit würden gewonnen haben, hätte der Verf. wollen auf die politischen Principien zurückgehen, die das Dasein, den Werth und die Zukunft der verschiedenen Gestaltungen bedingen. Daß der Verf. ferner alle die einseitigen Bewunderer zurückweist, die ohne Rücksicht auf die Individualität der Dinge das fremde Product dem fremden Boden einimpfen möchten, wird gewiß Jedermann recht finden, aber dessenungeachtet hätten wir gewünscht, daß er bei den Gelegenheiten, wo sich an den englischen Zuständen so schlagend das Gewicht und die gesunde Energie von constitutionnellen Staats- und Regierungsformen kundgibt, sowol unser constitutionnelles Deutschland tiefer berücksichtigt, wie auch bei dem preußischen Staate die Betrachtung entschiedener auf dessen Verfassungsfrage gelenkt hätte.

Die äußern Beziehungen endlich, unter denen Herr von Raumer in England auftritt, sind für die gründliche und allseitige Durchforschung des Gegenstandes sehr günstig. Er ist ein fremder, freier Mann, der mit allen Parteien und allen Classen der Gesellschaft verkehren kann, der von einer Audienz bei Robert Peel zu O'Connell eilt, um mit dem großen Agitator über das Elend Irlands und seine historische Berechtigung zu sprechen. Abgesehen

von der Offenheit und Biederkeit seines persönlichen Charakters, ist es aber der Ruf des Publicisten und Geschichtschreibers, der ihn von Seiten der Engländer einen ungewöhnlichen Verkehr und freundliches und unterrichtendes Entgegenkommen eröffnet.

Der Verf. betritt im März 1835 das erste Mal den britischen Boden und verläßt ihn erst im September. Er hat in dieser Zeit England, Schottland und Irland besucht und die Resultate dieser Reisen bilden den überreichen Inhalt der beiden ersten Bände. Daß er seine Bemerkungen und Forschungen in der Form von Briefen, ohne systematisches Verfahren und wie ihm die Objecte ins Gesicht fielen, mittheilt, hat ihm nicht allein die große Arbeit sehr erleichtert, sondern den theilweise strengen und trockenen Gegenstand belebt und heiter gemacht. Die zahlreichen individuellen Erlebnisse, die Schilderungen von Personen und Localitäten, die Betrachtungen, deren Gegenstand Sitte und Gesellschaft, all das reiche menschlich-persönliche Detail, in dem sich der Verf. und England glücklich charakterisirt, müssen wir ganz anheimgestellt lassen; denn das Hauptinteresse ist immer der britische Staat, die Entwickelung seines Organismus und der Zustand der großen Massen. Wenn wir aber in dieser Beziehung die Mittheilungen und Forschungen des Verf. überschauen, so stellt sich das Bild Großbritaniens weit großartiger, solider und bedeutungsvoller dar, als wir es in den parteilichen Äußerungen der englischen Tagespresse und aus den Raisonnements vieler deutschen und französischen Publicisten zu sehen gewohnt sind. England ist demzufolge weder in einer geistlosen Versteinerung begriffen, noch der Raub einer Umwälzung drohenden Demokratie, sondern in ihm ist eine unendliche Festigkeit des Bestehenden mit einer unermeßlichen Kraft des Fortschrittes auf das natürlichste verbunden.

Wir wollen versuchen aus den zerstreuten Andeutungen des Verf. diesen Charakter Englands und dessen Verhältniß namentlich zu unserm Vaterlande zu entwickeln. Während sich in den übrigen europäischen Völkern und Staaten ein analoger Gang der historischen Entwickelung nicht verkennen läßt, bietet von einem gewissen Punkte an die politische Geschichte Englands gar keinen Vergleich und will nur durch sich selbst erkannt und gewürdigt sein. Die Ausbildung der Autokratie hat in den letzten Jahrhunderten in den Staaten des Festlandes die alteuropäische Gliederung der Stände und der politischen Interessen fast ganz aufgehoben und die lebendige Äußerung und Ausbreitung des politischen Lebens der Volkskörper unendlich lahm gelegt; allein mit diesem gegensatzlosen Zustande ist auch die Hartnäckigkeit und die Macht des alten privilegirten Staats- und Privatrechtes gebrochen worden und das gebildete Subject erhielt auf dieser tabula rasa Raum, die positiven Grundlagen zu einer neuen Reorganisation des Staats zu legen, die unter andern Umständen nicht im Fluge und in diesem Umfange würden gewonnen worden sein. Ganz anders hat sich seit der Reformation die politische Geschichte Englands entwickelt. Je mehr Deutschland und Frankreich dem politischen Absolutismus unterlag, desto mehr befestigte England in seinem Innern die Selbständigkeit und gesetzliche Freiheit der alten politischen Körperschaften und machte von ihrem freien und gesetzlichen Zusammenwirken Gesetzgebung, Verfassung und das ganze politische Leben abhängig. Nicht in einer äußerlichen und todten Mischung von Aristokratie, Demokratie und Königthum, noch in sonst einer einzelnen Maßregel, sondern in dieser qualitativen Demokratie, vermöge welcher der Stand dem Stande, das Interesse dem Interesse, die Geburt, der Reichthum, die Arbeit, die Bildung fortgesetzt einander entgegenzutreten und eine höhere Ausgleichung in Gesetzgebung und Verfassung zu bewirken vermögen — liegt der feste, eigenthümliche Kern, das unterscheidende Moment des britischen Staatslebens. Weil in England die Gesetzgebung im Allgemeinen nie von der Einsicht, der Bildung und dem Willen des Einzelnen ausgegangen ist, sondern immer ein tiefes Zusammenwirken der starken und freien nationalen Elemente gewesen, kann auch nie eine abstracte Reform von Bedeutung, ein politisches Experiment, sondern immer eine nothwendige, concrete, schwer errungene Veränderung ins Leben treten und die Form hat sich sicher nach allen Seiten hin ausgelegt und ausgelebt, wenn sie ihre Kraft verliert und einer neuen Platz macht. Dieser stetige Organismus hat England vor einer Centralisation der politischen Macht bewahrt, die den Gliedern Blut und Leben aussaugt, es hat sich aus ihm heraus ein großes, reiches Bürgerthum und eine selbständige und blühende Industrie gebildet, die die Civilisation und Entwickelung der Völker in ihrem Gefolge hat, er hat dem Einzelnen wie den politischen Massen eine außerordentliche Vertrautheit und Selbständigkeit in den praktischen Lebensinteressen eingeimpft und die thätige Theilnahme an den Schicksalen und Bewegungen des politischen Lebens wach und stark erhalten.

Daß dieses reiche und blühende Volks- und Staatsleben eine unermeßliche Intensivität und eine unberechenbare Kraft der geschichtlichen Fortbildung in sich trägt, daß es der Factor und das Product politischer Freiheit ist, wird nur ein unfreier Radicalismus oder ein borniter Absolutismus leugnen; allein England ist gerade durch sein Herauswachsen aus dem alten Europa mit einer Last alter politischer Freiheit behaftet, die keine Freiheit mehr ist, die dem Bedürfnisse der Zeit, unserer fortgeschrittenen Humanität und unserm tiefern Rechtsbewußtsein zuwider sein muß; es steht immer noch mehr auf der Stufe des Rechtsstaats, während wir gerade in der Periode unserer äußern politischen Ärmlichkeit die alten Überreste von uns geworfen und die Elemente des Humanitätsstaates ausgebildet haben. Das alte Privatrecht mit seinen Privilegien und Monopolen macht sich auf Kosten der allgemeinen Freiheit in England in solcher Zähigkeit und Hartnäckigkeit geltend, daß sich in neuerer Zeit die ganze innere Kraft der Nation im Kampfe um diese particulaire Freiheit concentrirt und abmüht, und Börne hätte gar nicht unrecht, wenn er ausrief: „England ist das Land der Freiheiten, nicht das Land der — Freiheit.“

So hat England den schroffsten Dualismus von Kirche und Staat nicht überwunden, denn die protestantische Hochkirche macht ihre veraltete äußere Stellung und damit ihren Lehrbegriff zu einem unantastbaren Privatrechte, das jeden Einfluß der Bildung, der Wissenschaft und des bewußten Geistes kraft dieses Rechtes abweist; so ist der Grundbesitz fast in allen drei Reichen noch in den Händen einer an Zahl geringen Geburtsaristokratie, die sich mit ihren unzähligen staats- und privatrechtlichen Privilegien auf ein veraltetes, inhumanes Erbrecht stützt, die wol das Recht, aber keine Pflicht des Besitzes kennt, und die vermöge dieses stabilen Geburtsrechtes den freien Erwerb des Grundbesitzes hindert und Die vom Eigenthume ausschließt, die den Boden bebauen; so ist England noch nicht dahin gekommen inmitten seiner unzähligen Freiheiten und seines großen Reichthums dem Staate selbst das Recht und die Pflicht aufzulegen, für die Bildungsmittel der Nation zu sorgen und wenigstens einen allgemeinen Volksunterricht zu organisiren, der einst um so dringenderes Bedürfniß werden muß, je mehr England von einer rohen und hülflosen Proletarierschaft bedroht ist. Die traurige Lage Englands zeigt aber sehr deutlich auf, wie dieser veraltete Rechtszustand die Gesellschaft bedrückt, wenn er ohne Billigkeit geltend gemacht wird. Freilich ist sich ein Theil der britischen Nation all dieser Mängel und Unzulänglichkeiten bewußt, und dem alten England steht noch mancher Sturm und manche Krise bevor, ehe eine freie Bildung und ein freier Geist die Schranken des Egoismus und des veralteten Particularismus durchbrechen und überwinden wird. Aber England wird sich die Elemente einer tiefern Freiheit wol kaum mit solch ungeheuern Opfern und mit einem solchen Selbstverluste erkaufen wie wir; denn alle Parteien weisen die Reformen, die nicht aus der Autonomie der gesellschaftlichen Glieder hervorgehen, entschieden zurück, sodaß O'Connell in der Hitze des Streites um die Rechte Irlands zwar zugibt, „der König von Preußen sei der größte Reformer", aber auch hinzufügt, „der große Philosoph in Preußen ist der Stock", — sodaß ein freisinniger Brite, als ihn Hr. von Raumer die großen Reformen, die in Preußen ins Leben getreten, entwickelte, erwiderte: „also hat euer Despot nützliche Einrichtungen erzwungen". Unser Verf. geht ungeachtet dieser unzähligen Contraste und Widersprüche seinen ruhigen, festen Gang, und wird, den Kern des sich vor ihm entfaltenden fremden Lebens im Auge haltend, weder zu einseitigem Lobe noch zu einseitigem Tadel hingerissen, wiewol ihm das Eine und das Andere nicht selten zu verzeihen gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Die neuere französische Kritik hat das Eigenthümliche, daß sie, ohne eigentlich tief philosophisch zu sein, doch sich nicht mit einzelnen literarischen Notizen begnügt, sondern die Aufstellung allgemeiner Sätze und deren Entwickelung liebt. Vielleicht selbst generalisirt sie zu sehr; denn mancher Kritiker schwingt sich gleich von vornherein in die Lüfte, sodaß man am Ende seines Artikels wirklich in Verlegenheit kommt, wenn man sich ein Urtheil über das in Frage stehende Werk bilden will. Indessen gibt es auch in Frankreich noch alte, ehrenwerthe, hausbackene Kritiker, die das Handwerk forttreiben, wie sie es von ihren Ältern und Vorältern erhalten haben. Diese Herren, selbst wenn sie Anspruch auf philosophische Zusammenfassung ganzer Perioden machen, können sich nie über den alten Schlendrian erheben. So hat Amadée Duquesnil, durch andere Werke nicht zu vortheilhaft bekannt, vor kurzem eine Schrift unter dem Titel „Du travail intellectuel en France, depuis 1815 jusqu'à 1837" (2 Bde., Paris 1842) veröffentlicht, in der nichts als leeres Stroh gedroschen wird. Das Buch enthält nichts als eine oberflächliche Besprechung einer Menge der verschiedenartigsten Werke: es ist ein Speicher literarischer Notizen, in dem man nicht einmal etwas Neues auffinden kann. Man wird getäuscht, wenn man, vom Titel verführt, in diesen zwei Bänden irgendwo einen leitenden Grundgedanken, eine Darlegung des geistigen Entwickelungsganges des heutigen Frankreichs oder irgend etwas, was einer Würdigung der geistigen Thätigkeit dieses Landes ähnlich sieht, suchen wollte. Die „Jugements historiques et littéraires sur quelques écrivains et sur quelques écrits du temps par *M. de Feletz*" haben, trotzdem daß sie von einem unsterblichen Akademiker und einem ausgedienten Kritiker herrühren, keinen bedeutenden Werth, man müßte denn gerade einen wahren Repräsentanten der alten Kritik suchen. Seine Schrift enthält eine Reihe von Artikeln, die, zur Zeit der französischen literarischen Sturm- und Drangperiode verfaßt, auch nicht im mindesten auf die eigentlichen Fragen, um die es sich damals handelte, eingehen. Der ganzen Vetterschaft des Classicismus wird reichlich Weihrauch gestreut, die auftauchenden wirklichen Größen ignorirt und die großartigen Werke einer Stael spöttisch abgefertigt. Selbst seine Angriffe sind indessen bedächtig berechnet und überschreiten nie die Linie des Anstandes. Der Styl von Feletz ist rein, geglättet und abgerundet, aber mark- und kraftlos.

Die Staatswissenschaft begnügt sich gegenwärtig nicht mehr damit, das Wohl der ehrlichen Leute zu begründen, sondern sie betrachtet jetzt auch das Loos der Sträflinge mit humanem Auge. Man beschäftigt sich mit ihnen, theils um die verwirkte Strafe wenigstens nicht unmenschlich zu machen, vorzugsweise aber um die Züchtlinge zu ehrlichen Menschen wieder heranzuziehen. Die verschiedenartigsten Ansichten sind in Bezug auf diese Form in Anregung gekommen und in Deutschland hat nach unserer universellen Weise jede der heterogensten Theorien ihre Vertheidiger und Anhänger gefunden. Man kann diesen Punkt nicht berühren, ohne die Arbeiten von Julius zu erwähnen, der mit unermüdlicher Ausdauer die verschiedenen Straftheorien studirt hat. Bekanntlich sucht er das Isolirungssystem Nordamerikas bei uns einzubürgern. Indessen hat in Deutschland sowol als in Frankreich — wo man diese Methode wirklich hat ins Leben treten lassen — dieselbe zahlreiche und heftige Widersacher gefunden. Besonders hat man geltend gemacht, daß in Folge der gänzlichen Absperrung der Sträfling sich leicht der Melancholie überläßt und dann sogar in Wahnsinn verfallen kann. Diese und ähnliche Einwürfe, die man gegen dieses System vorbringt, sucht gegenwärtig R. Allier, Mitglied einer Gesellschaft zur Besserung der Gefangenen, Verfasser eines gediegenen Werkchens über junge Blinde, abzuwehren und die Vorzüge der nordamerikanischen Einrichtung in ihrem wahren Lichte darzustellen. Wir können aber nicht gut in aller Kürze einen Auszug daraus geben und begnügen uns damit die vier Hauptpunkte auszuheben, auf die der Verf. besonderes Gewicht legt. Er sucht zu beweisen: 1) daß nicht mehr Selbstmorde, natürliche Todesfälle und Geisteskrankheiten in diesem Systeme als in jedem andern vorkommen; 2) daß die Sträflinge doppelt so viel arbeiten; 3) daß die religiöse und intellectuelle Bildung bedeutend dadurch gefördert wird und 4) daß weniger Wiederholungsfälle vorkommen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 214. — 2. August 1842.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

Aus diesem Centrum der englischen Politik ergibt sich von selbst die Stellung und die Stärke der großen politischen Massen und Parteien. Hr. von Raumer macht uns über dieselben an vielen Orten sehr gründliche und vorurtheilsfreie Mittheilungen. Die politischen Parteien Englands haben im Allgemeinen den realen Boden des praktischen Interesse, ihre Stellung ist eine staatsrechtliche und die Entwickelung ihrer Kraft und ihres Widerstandes bedingt die zwar geräuschvolle, aber gesetzliche Entfaltung des ganzen Staatslebens. Das Oberhaus repräsentirt im Allgemeinen die Aristokratie der Geburt und des reichen Grundbesitzes und ist zu jeder Zeit das Organ des conservativen Elements gewesen. Mit der Entfaltung eines intelligenten, thätigen und reichen Bürgerthums hat sich die politische Einwirkung des Oberhauses allmälig geschwächt und die compacte Masse der Conservativen, der Tories, ist in alle nur möglichen Schattirungen zerfallen, weil sie sich den Anfoderungen der Zeit und dem veränderten Zustande der Gesellschaft trotz aller Hartnäckigkeit nicht mehr entziehen konnte. Der Verf. macht die Bemerkung, daß die Tories stets da am meisten ihre Macht und Bedeutung verloren, wo sie sich am hartnäckigsten gegen die politische Reform stemmten, und daß sie — wie selbst die neueste Geschichte beweist — stets wieder das Ruder der Regierung in die Hände bekommen, wenn große Reformen durchgesetzt waren und sich nun in das Leben der Nation einbilden mußten. Daß die Kirche durch den hohen Klerus im Oberhause vertreten wird, findet der Verf. recht und billig; ob dieses aber mit unsern Ansichten von der Kirche und mit dem Principe des Protestantismus im Einklange steht, ob diese Verweltlichung der englichen Hochkirche nicht gerade ihre schwache und unfreie Seite sei, wollen wir hier dahingestellt sein lassen. Bei der Anerkennung, wie bedeutsam die staatsrechtliche Wirksamkeit des Oberhauses, drängt sich dem Verf. die Frage auf, ob dasselbe in seiner Zusammensetzung nicht einer gleichen Reform wie das Unterhaus unterliegen werde und müsse; er macht darauf aufmerksam, daß Geburt und Besitz der Scholle kein Kriterium für die Tüchtigkeit und das Talent der Vertretung sei, und daß man schon, um dem Oberhause ausgezeichnete Männer so gut wie dem Unterhause zuzuführen, zur theilweisen Ernennung lebenslänglicher Pairs schreiten solle. Wir sind freilich überzeugt, daß es auch einst in England dahin kommen werde, daß Geburt und Besitz der Scholle kein Kriterium für die Volksvertretung mehr sein wird; aber da gerade im englischen Oberhause nur das reale Standesinteresse vertreten werden soll, so dürfte wol mit dieser Reform das Oberhaus seiner Natur nach selbst aufgehoben und wie in Frankreich in ein reines Instrument des königlichen Willens verwandelt werden. Die Whigpartei umfaßt im Allgemeinen den Kern der Nation, den großen reichen Bürgerstand mit allen seinen Nuancen des Interesse und der Bildung. Seit sich die Macht des Bürgerthums in England so gewaltig entfaltet, hat auch das Unterhaus seine jetzige Gestalt und den überwiegenden Einfluß auf die Bewegung des staatlichen Lebens erhalten; es ist jetzt das Herz des großen politischen Organismus. Allein — wie der Verf. ganz richtig bemerkt — auch das Unterhaus, welch große und breite Basis es auch nach Wahl und Zusammensetzung hat, vertritt nicht das ganze Interesse der Nation, denn seiner Organisation liegt die Quantität eines gewissen Besitzes und Erwerbes, eine große Aristokratie des Reichthums zu Grunde; und auch diese Aristokratie, die sich im Allgemeinen in der Whigpartei concentrirt, hat ihre Privilegien, Monopole und Sonderinteressen, auf die sie mit großem Nachdrucke hält. Es pocht darum an die Thüren des Unterhauses eine dritte große politische Partei, die noch nie vertreten wurde, die sich nur in England bei der großen Öffentlichkeit des politischen Lebens und bei der freien Bewegung der Stände in einzelnen Fractionen bilden konnte: dies ist die Partei der — Arbeit, die besitzlosen, arbeitenden Classen. Es macht dem Verf. nach der Seite seines moralischen und intellectuellen Charakters Ehre, daß er dieser Partei, wenn man so sagen darf, eine solche Aufmerksamkeit widmet, wie es nicht immer der Fall ist. Er ist hierin gleichweit entfernt von einem thörichten Socialismus wie von jener aristokratischen Härte, die dem Manne der Arbeit politisches Bewußtsein und politische Rechte abspricht. Auf die verschiedenen Ab-

stufungen des Radicalismus werden wir mit dem dritten Bande näher eingehen; hier sei nur bemerkt, daß der Verf. dem Radicalismus im Ganzen keine abstracten Tendenzen, sondern sehr reale Zwecke und Interessen zuspricht, und aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt er auch die Anführer und Vertreter dieser Bewegungen im Unterhause. Die Monopole und Privilegien der Kirche, des Adels, die Gesetzgebung zu Gunsten des reichen Bürgerstandes, die Last der indirecten Steuern, die den Arbeiter mehr als jeden Andern drückt —, das sind die Punkte, auf welche es dem englischen Radicalismus vorzüglich ankommt. Der Verf. bemerkt ganz recht, daß gerade die hartnäckigste Aristokratie, die Hochtories mit ihrem Widerstande gegen ein allgemeines Recht und die concrete Freiheit, den Radicalismus mit seinen guten und bösen Consequenzen hervorgerufen und genährt haben. Wie dieser Radicalismus schon mächtiger ist als man vorgibt, wie er gewiß im Laufe der Zeit seine staatsrechtliche Stellung geltend machen kann, das zeigt uns schon hinlänglich der Umstand, daß weder die Tories noch die Whigs das Ruder des Staats ohne die Unterstützung dieser Volkspartei mehr zu führen vermögen.

Wir heben zuvörderst aus den umfassendern Gegenständen die Abhandlung des Verf. über das englische Unterhaus hervor. Er entwickelt uns in derselben (Bd. 1, Brief 23 u. 24) die kurzgefaßte Geschichte des Hauses bis zur Parlamentsreform und theilt uns dann den ganzen Actus dieser großen, für England so entscheidenden Krise mit Dem, was darauf Bezug hat, mit. Die dicken Bände der Parlamentsverhandlungen haben dem unermüdlichen Autor dabei als Quellen gedient; die Erörterung ist darum um so zuverlässiger geworden und für uns Deutsche von mehr als einer Seite von dem höchsten Interesse. Während die Tories stets von einer letzten reformatorischen Maßregel (final measure) sprachen, zeigt ihnen und ihren politischen Freunden in Deutschland der Verf. sehr in concreto, daß es eine final measure weder gegeben hat, noch geben kann. Bis zur Hälfte des 17. Jahrhunderts war das Unterhaus, wie das Oberhaus noch heute, durch die Krone selbst mittels Creirung von Sitzen erneuert worden. Die Stabilität, welche seitdem in der Verfassung des Unterhauses eintrat, beruhte weder auf ausgesprochenen Gesetzen, noch auf praktischer Nothwendigkeit, noch auf wissenschaftlicher Einsicht, und Dasselbe galt auch von den Wahlformen und Wahlbedingungen. Seit William Pitt's Vorschlägen zu einer der Zeit angemessenen Parlamentsreform verschwand dieser Gedanke nie wieder; er trat 1830 nach der Julirevolution ganz besonders hervor und wurde zur That, als der Exstory Wellington am 1. Nov. erklärte: er „widerspreche aller und jeder Reform, weil die bestehenden Formen allen Zwecken genügten und das völlige Vertrauen des Landes besäßen". Am 1. März 1831 war damit sein Regiment zu Ende. Der Verf. theilt die interessante Motion mit, in welcher John Russell nun dem Unterhause den Plan einer durchgreifenden Reform vorlegte. Sie war, wie bekannt, besonders gegen das Wahlrecht der verrotteten Flecken gerichtet und enthielt folgende, später nicht eben bedeutend veränderte Bestimmungen: 1) diejenigen Örter, die nicht 2000 Einwohner zählen, verlieren das Recht, einen Abgeordneten zu senden; 2) die Örter, die über 4000 Einwohner haben, senden künftig nur Einen; 3) Stimmrecht erhalten außer den Freibesitzern mit 10 Pf. freier Einnahme auch die Zollbesitzer mit 20 Pf., und die Pächter, welche ein Anrecht auf 21 Jahre haben und wenigstens 50 Pf. Pacht zahlen. Das Eingreifende eines solchen Vorschlags läßt sich erst ermessen, wenn wir dem Verf. in seine umständlichen Erörterungen über die frühere Parlamentsverfassung folgen. Weder sachliches noch persönliches Eigenthum, weder Land noch Besitz, noch sonst ein wahres Recht wurde früher in England in Folge der Zeit vertreten, sondern die Repräsentation hatte sich zu einem Privatrechte gestaltet, das auf Speculation verkauft und gekauft wurde, selbst von Juden. Tausend Personen erwählten sonach für 28 Burgen 26 Mitglieder ins Parlament. Von 48 solcher Burgen wurden 97 Männer ins Parlament geschickt, obgleich keine unter ihnen über 100 Einwohner zählte. In 27 Burgen betrug die Zahl der Wähler nur 10 bis 27, und in 9 Burgen gar unter 10; 142 Lords und Communers ernannten durch ihre Stellung und ihre Verbindungen 173, und 16 Lords 76 Glieder fürs Unterhaus; 60 solcher Burgen sollten durch Russel's Motion ihr Recht verlieren. Die schottischen und irischen Wahlverhältnisse theilt der Verf. gleichfalls mit; sie werfen ein neues Licht auf die Reformbill. Irland sandte nach der Union von 1801 nur 100 Mitglieder ins Unterhaus, die auf das willkürlichste vertheilt und gewählt wurden. Schottlands Wahlmethode hatte nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit Dem, was man Vertretung nennt; sie war, sagt der Verf., in den Händen einer enggeschlossenen Oligarchie. Wie mehre große Städte Englands, z. B. Manchester, hatten auch die größten Städte Schottlands, wie Leith, Greenock, Paisley gar keine politischen Rechte. In Edinburg ernannten 33 Glieder des sich selbst wählenden und ersetzenden Stadtraths die Abgeordneten für das Parlament, obgleich nur etwa $^1/_{150}$ des Eigenthums in ihren Händen war und sie $^3/_{1100}$ der Bevölkerung ausmachten. Oft wurde in Schottland das Wahlrecht, als ein Privateigenthum, öffentlich verkauft, für eine bestimmte Zeit oder für die Lebenszeit. Glasgow mit 200,000 Einwohnern theilte sein Wahlrecht mit drei andern Städten und zählte nur 33 Wähler, sodaß 17 Menschen für die ganze Stadt entschieden. Die Zahl aller Wähler für das ganze Königreich belief sich nach der höchsten Angabe nicht auf 5000 und die Hälfte der Stimmberechtigten besaß kein Grundvermögen. Die Grafschaft Bute mit 14,000 Einwohnern und 21 Wählern hatte in ihrem Bezirke nur einen wohnhaft, dies war der zur Wahl beauftragte Beamte, und dieser wählte — sich selbst!

Auf diese Thatsachen, die mehr als alle Raisonnements besagen, gestützt, verfolgt der Verf. die ganze große Debatte des Reformgesetzes; er läßt die vorzüglichsten Redner des Ober- und Unterhauses mit ihren Gründen

für und gegen auftreten. Man erstaunt bei dieser wahrhaft dramatischen Entfaltung, wie die Tories mit einem solchen Aufwande von Beredtsamkeit die alten, aber ihnen günstigen Misbräuche festzuhalten versuchten, bis endlich vor der siegenden Gewalt der Wahrheit und nach der thatsächlichen Überzeugung, daß keine der Reform feindliche Regierung möglich sei, auch die Kammer der Lords ihre Zustimmung zur Bill nicht länger verweigern konnte. Damals äußerte Wellington: „das Unterhaus werde künftig eine demokratische Versammlung der schlechtesten Art sein", und die That hat diesen bestimmten Ausspruch schon längst Lügen gestraft. Der letzte Punkt, auf den die Tories immer wieder zurückkommen, ist — das Privatrecht; sie wollen endlich wol dem Staate das alte System opfern, aber sie wollen Entschädigung für das politische Recht der verrotteten Flecken, wie sie bei Aufhebung der Sklaverei die Sklavenbesitzer empfingen. Der Verf. legt darum auf die Rede von Mackintosh im Unterhause so großen Werth, weil hier der Unterschied von Privat- und Staatsrecht, und zwar von einem Engländer entschieden geltend gemacht wird. Wer hat denn, fragt er, die Berechtigten im J. 1706 bezahlt, als die schottischen Stimmen von 65 auf 15 und 1801 die irischen von 300 auf 100 herabgebracht wurden!

Es ist überaus irrig und gefährlich, politische Rechte wie Privateigenthum zu betrachten und zu vergessen, daß dieses sich wesentlich auf den Vortheil des Einzelnen, wie jenes auf das Wohl des Staats bezieht; es ist ebenso unklug und unsittlich, wenn man das Recht, Gesetze zu geben, verkauft, als wenn man Stellen der Verwaltung ausbötet.

Ein anderer Haupteinwand gegen die Reformbill war die Ausdehnung des Wahlrechts auf die Zehnpfundmänner; es wurde aber erwiesen, daß, hätte man wollen die Wähler auf 20 Pf. setzen, so würden in mancher Stadt nur zehn, sieben, drei, ja nur ein Wähler gewesen sein. Der Verf. beweist, daß die Reformbill ein ungeheurer Fortschritt und die eigentliche Grundlage der ganzen innern Politik des heutigen Britanniens sei; durch dieselbe verloren ihr Stimmrecht 56 Orte; 30 sandten von da an ein Glied statt zwei; 22 Städte sandten von jetzt an zwei neue Abgeordnete. Für England sitzen von nun an im Parlamente 471, für Wales 29, für Schottland 53, für Irland 105 = 658 Glieder. Auf dem Lande und in den Städten erhielten die Zehnpfundmänner Wahlrecht. Der Verf. theilt wohlgeordnete Tafeln mit, die eine Übersicht der Wähler in den Städten und ihr Verhältniß zur Volkszahl geben, eine Bemühung, die um so mehr hervorzuheben, je schwieriger und zweckmäßiger sie ist. Das Wahlrecht der Zehnpfundmänner in der Stadt und auf dem Lande führt ihn ferner zu einer Betrachtung, in welcher er diese Bestimmung insofern verwirft, als sie, wie das französische Wahlrecht, blos eine quantitative Bestimmung sei, da 10 Pf. auf dem Lande eine ganz andere Bedeutung als in der Stadt haben: das Quantitative müsse sich mit den Qualitäten vereinigen. Diese Bemerkung ist freilich wahr, und um so mehr noch, wenn wir das Wort Qualität nicht blos auf den relativen Werth des Geldes beziehen wollen. Jede Wahl, jede Vertretung, die auf den Besitz oder den materiellen Antheil am Staate und der Gesellschaft gegründet ist, wird immer, sei sie auch noch so künstlich geordnet, eine einseitige Vertretung von Quantitäten sein, bei der gewissen Theilen der Gesellschaft das politische Recht entzogen wird. Indessen ist auch dies schon, wie sehr man von vielen Seiten darüber schreit, eine liberale Bestimmung im Vergleich zu den geborenen Volksvertretern, und sie wird auch so lange liberal bleiben, als man noch fragt, wer vertreten werden solle, und nicht, welche Classen, welche Individuen und Interessen nicht vertreten werden dürfen.

Ein zweiter Gegenstand, dem Hr. von Raumer eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmet, ist das englische Städtewesen. Bei seiner Anwesenheit 1835 wurde in England die Städteverfassung reformirt und die nähern Bestimmungen dieser Reform theilt er im dritten Bande ausführlich mit; in diesen beiden ersten Bänden gibt er uns aber die historischen und statistischen Aufklärungen, die zur Einsicht und Beurtheilung des heutigen Standes der Dinge erfoderlich sind. Er hat zu seinen gedrängten Berichten wiederum die dicken Bände officieller Nachrichten befragt. Die Angelegenheit ist so verwickelt und so auseinanderfallend, daß uns der Verf. nur durch mühevolle tabellarische Übersichten eine Ansicht des Ganzen verschaffen kann. Im Allgemeinen macht sich auch hier ein durch Gewohnheit gefestetes Privatrecht bis zum Übermaße geltend. Die Landgemeinden haben in England wie in den meisten Staaten Deutschlands gar keine allgemeine Verfassungsgrundlage. Die Einrichtungen der Städte, die meist zwischen der Regierung Heinrich's VIII. und der Revolution von 1688 zum Vortheile der königlichen Gewalt gegründet wurden, hatten bis zur Reform von 1835 eine solche Mannichfaltigkeit, daß sich kaum einige allgemeine Züge hervorheben lassen. Als einen Hauptunterschied führt jedoch Hr. von Raumer auf, daß die Zahl der Bürger (durch Urkunden oder Gebrauch) entweder bestimmt und geschlossen (definite) oder unbestimmt und offen (indefinite) war. Diese Grundlage führte aber zu wahrhaft seltsamen Erscheinungen und Bildungen. In das geschlossene Bürgerthum trat man gewöhnlich durch Ernennung seitens der Bevorrechteten, in das offene durch Geburt, Heirath, selten durch Eigenthum. Der Stadtrath ergänzte und wählte sich gewöhnlich selbst; in den geschlossenen Bürgerschaften wurde oft der Rath von allen Denen gebildet, die einmal Bürger waren. Die Gerichtsverwaltung, die Vermögensinteressen, die Parlamentswahlen, kurz alle Zweige der städtischen Politik waren auf diese Weise einer ungeheuern Willkür ausgesetzt, und der Zustand der Städte gestaltete sich um so rechtloser, je größer mit der Zeit die Zahl der ausgeschlossenen Einwohner wurde. In den geschlossenen Städten hatten sogar zwei unter 10 Bürger und nur eine 150. Liverpool mit 165,000 Einwohnern zählte 5000 Bürger; Plymouth mit 75,000 Einw. 437 Bürger. In Ipswich, mit 20,000 Einw., gehörte $^{11}/_{12}$ alles Eigenthums den vom Bürgerthume Ausgeschlossenen; die Bürger steuerten $^{1}/_{20}$ der Einnahme und $^{1}/_{9}$ derselben waren — Arme. Hr. von Rau-

mer fährt mit Recht tüchtig auf die Lamentationen gewisser preußischer Publicisten und Staatstheoretiker los, die im Untergange dieser verrotteten Stadtverfassung den Untergang vom britischen Staate finden und die für einen solch oligarchischen Zustand so gern das Wort Gesetzlichkeit und Freiheit misbrauchen.

Die englische Kirche ist an mehren Orten und bei verschiedenen Gelegenheiten schon in den ersten Bänden ein Gegenstand der Erörterung, insofern nämlich auch ihre Verfassungsformen und ihre staatsrechtliche Stellung der Gegenstand der öffentlichen Discussion und streitiger Reformfragen gewesen ist. Es würde für Deutschland von ganz besonderm Interesse gewesen sein, wenn sich dabei der Verf., wie er sonst zu thun pflegt, zusammenhängender und tiefer über die protestantisch-kirchlichen Principien verbreitet und von irgend einem festen Standpunkte einen allgemeinen Maßstab an die Verfassung und Stellung der englischen Hochkirche gelegt hätte. Der Verf., obgleich er bei einzelnen Erscheinungen an der bischöflichen Hochkirche seinen Tadel nicht spart, obwol er zugeben muß, daß sie im Festhalten ihrer 39 Artikel die Geistesbildung des englischen Volks ungeheuer lähmt und ein atomistisches Auseinanderfallen der Nation in unzählige Sekten durch ihr starres Verhalten bewirkt hat, beurtheilt dieses Institut, das, je mehr es ergraut, je mehr es sich gegen den jugendlichen Geist stemmt, desto tiefer in den alten Katholicismus zurücksinkt, viel zu mild, viel zu versöhnlich: er macht stets den Standpunkt christlicher Liebe und Duldung geltend, von dem diese Hierarchie so ganz und gar nichts wissen will. Wir werden beim dritten Bande Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, hier wollen wir die Mittheilungen des Verf. über die äußerlichen Kirchenfragen verfolgen.

Die englische Hochkirche nimmt ihre äußere Stellung, ihre Rechte, ihre Güter als ein unantastbares, zu keinem andern Zweck, selbst nicht zum Unterricht verwendbares Privateigenthum, als ein Privilegium in Anspruch, das der Staat nicht antasten noch reformiren darf; sie vertritt sich im hohen Klerus im Oberhause selbst und ihre Stellung zum Staate ist die einer unabhängigen Corporation. Oft ist in neuerer Zeit ihre äußere Gestalt ein Gegenstand der Frage gewesen, der Klerus hat selbst müssen auf gewisse Reformen antragen; aber die Abänderungen waren immer höchst unbedeutend, weil die Parteien in Folge des hochkirchlichen Geistes schroff und ohne principielle Vermittelung dastehen. Der Klerus und die Conservativen halten das alte Monopol fest, und auf der andern Seite sind nur wenig aufgeklärte Männer, die etwas Anderes wollen, als die Kirche auflösen und dem voluntary system preisgeben. Man hat zuvörderst von der englischen Kirche gesagt, sie sei zu reich; der Verf. sucht indessen durch Zahlen darzuthun, daß dies nicht der Fall sei, vielmehr seien die kirchlichen Einnahmen auf das unzweckmäßigste vertheilt, denn neben dem ungeheuern Einkommen der englischen Bischöfe, neben Pfarreien von 6000 Pf. hat es noch vor kurzem sehr viele Pfarrstellen gegeben, die nicht mehr als 8 und 10 Pf. eintrugen. Die schneidendste Misbildung ist aber das System der Zehnten und die Mehrpfründnerei. Der Verf. geht hierüber (Bd. 1, Br. 12) in sehr unterrichtende Einzelheiten ein. Nach Lord Althorp's Berechnung im J. 1833 betrug die fixe Gesammteinnahme der hochkirchlichen Geistlichkeit 3,500,000 Pf.; dies gibt auf 11,500 geistliche Stellen eine jährliche Durchschnittseinnahme von etwa 260 Pf. Diese Berechnung ist jedoch dahin zu berichtigen, daß die wirklich residirenden, thätigen Geistlichen nur etwa im Durchschnitte jährlich 185 Pf. einnehmen, während die ärmere schottische Kirche vermöge ihrer Verfassung jedem 275 Pf. durchschnittlich gewährt; 4416 Geistliche der Hochkirche halten sich da auf, wo es ihre Pflicht fodert; 6080 sind nicht an ihrer Stelle (nonresidents), 2100 Geistliche haben zu gleicher Zeit mehre Pfarreien; und wer jährlich nur einen Tag in seiner angeblichen Gemeinde lebt, gilt für einen Residirenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Die Gegenwart ist die Zeit der illustrirten Ausgaben. Die Classiker aller Nationen sind illustrirt, d. h. mit Bildern — sie mögen nun zum Text passen oder nicht — geschmückt; die Trachten aller Nationen, die Merkwürdigkeiten aller Himmelsstriche sind abgebildet und heftweise herausgegeben. Die Wissenschaft hat nichts zu thun, als neue Länder zu entdecken, neue Wissenskreise zu eröffnen, eigens um dem allzeit fertigen Griffel der Kupferstecher und Steinzeichner neue Beschäftigung zu geben. Gegenwärtig wird in Paris ein neues ausgedehntes illustrirtes Werk angekündigt, von dem uns das erste Heft bereits zu Gesichte gekommen ist. Es führt den Titel „Les divines féeries de l'Orient et du Nord. Légendes, balladeset. avec notices in prose par *Sébast. Rhéal.*" Die Zahl der Hefte ist auf 32 festgesetzt, wird aber, herkömmlicher Maßen, wenn das Unternehmen in Gunst kommt, ins Unendliche fortgesponnen. Die Bilder von Fragonard, die das Werk — man weiß nicht, soll man sagen: zieren oder ausmachen — sind vortrefflich. Text ist Nebensache bei ähnlichen Publicationen, indessen kann man von Rhéal Ansprechendes erwarten. 32.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. F. Herbart's

kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von **Gustav Hartenstein.**

Erster Band.

Gr. 8. 3 Thlr.

Diese Sammlung wird aus drei Bänden bestehen, und der zweite und dritte Band werden noch in diesem Jahre erscheinen. Der erste Band enthält zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über H.'s Leben und Schriften.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 215. — 3. August 1842.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Das System des englischen Zehnten, das, mit geringen Modificationen in Bezug auf das Einsammeln, noch jetzt in der Praxis ist, muß nach den Mittheilungen des Verf. für ganz verwerflich gelten, weil es den Pachter drückt und den Herrn ziemlich frei ausgehen läßt. Der Zehntenertrag soll von der Bruttoeinnahme erhoben werden, und der Geistliche der Hochkirche will also, daß er mit der Bruttoeinnahme steige: zu welchen Consequenzen dieser Grundsatz führt, wie unmöglich nach ihm eine billige Ausgleichung oder Ablösung ist, wird leicht erklärlich. Überdies läuft gegen die Kirche keine Verjährung; sie kann jede Foderung geltend machen, sobald sie nicht hinter das Jahr 1180! fällt; was seit Jahrhunderten nicht bezahlt wurde, kann der Geistliche fodern und hat es oft gefodert. *) Dieser harte und drückende Zehnten fällt aber sehr oft an solche Personen zur Einnahme, die ihn gar nicht verdienen. In einem Bezirke, wo die Zehnten 6000 Pf. betrugen, theilten sich zuerst verschiedene mit kirchlichen Functionen gar nicht beauftragte Personen in 4900 Pf., 1000 Pf. erhielt dann der abwesende Rector und die übrigen 100 Pf. der die kirchlichen Geschäfte verrichtende Curate. Das System der Korngesetze erhöht aber diesen Zehntenertrag nur noch mehr. Über die Verwandlung und Einsammlung des Zehnten in England und Wales sind 1836 und 1840, wie bekannt, Gesetze gegeben worden, durch welche wenigstens die Leitung dieser Geschäfte in die Hände weniger Personen gekommen ist, aber die Berechnung nach dem Bruttoertrage, die zu so empörenden Ungerechtigkeiten führt, ist geblieben. Wir begreifen wol noch, daß diese von dem Klerus und den Tories so hartnäckig vertheidigte Dotation der Kirche für die Anhänger dieser Kirche weniger empörend ist, ja es mag noch angehen, daß die unzähligen dissentirenden Sekten, die erst im Laufe der Zeit entstanden sind, diesen Contributionen unterworfen werden; wie aber Irland mit seiner katholischen Bevölkerung unwiderruflich diesem Systeme unterworfen wird, dürfte ein Mann von deutschen Grundsätzen und deutscher Humanität nicht begreifen. Hr. von Raumer weiht uns sehr tief in diese dunkle Partie des englischen Wesens ein. Die irischen Zehntstreitigkeiten mit ihren Greueln hatten seit wenigen Jahren fünf Gesetzentwürfe über die Ablösung und Erhebung desselben hervorgebracht, bis endlich im August 1838 der eine angenommen wurde. Die Schwierigkeit der Aufgabe, bemerkt der Verf., konnte indessen kein Gesetz lösen, denn das Hauptübel, die Abgabe selbst, blieb und zu große Armuth Irlands macht die Zahlung unmöglich. Nach John Russell lebten 1838 in Irland 6,500,000 Katholiken, 650,000 Presbyterianer, 852,000 Bekenner der Hochkirche. Dennoch muß die ganze katholische Bevölkerung Irlands seit der Eroberung ein kostspieliges, über das ganze Land verbreitetes System der englischen Hochkirche unterhalten, während die beraubte katholische Kirche dem voluntary system preisgegeben ist. Auf diesen Gewaltstreich pocht seit dieser Zeit die Hochkirche wie die englischen Lords auf die Confiscation des irischen Grund und Bodens und nennt ihren Besitz ein heiliges unantastbares Privatrecht; die katholische Priesterschaft aber muß mit der ganzen beraubten und verarmten Bevölkerung Hunger leiden. Aus katholischen Beiträgen werden in Irland protestantische Kirchen gebaut, die keine, oder acht bis zehn Kirchenglieder haben, während die irisch-katholische Bevölkerung vor der Thür einer kleinen Kapelle im Schmuze kniet. Die reichen Sinecuren, die dabei die hochkirchliche Geistlichkeit in Irland besitzt, sind ungeheuer. *) Und eine solche Kirche,

*) So war seit undenklichen Zeiten in England ein Lamm mit 10 Sh. berechnet worden. Bei der neuen Mastart foderte aber nun ein Geistlicher 1 Pf. 7 Sh. 6 P. Ein Pächter wollte Kuh und Kalb zu Markte bringen, der Zehntempfänger verbot dies, weil das Kalb noch nicht zehntbar war. Ein anderer Geistlicher weigerte sich, täglich ein Zehntel der Milch zu empfangen, er foderte am zehnten Tage alle Milch. Wegen eines Zehnten von fünf Kohlköpfen und drei Sellerieſtauden fand ein großer Proceß statt. Ein anderer Fall, 10 Pf. am Werth, veranlaßte im geistlichen Gerichtshofe 180 Pf. Kosten. Bei der Erörterung der irischen Zehntangelegenheit verbreitet sich der Verf. über einzelne Fälle, die sogar das Gepräge noch ärgern Misbrauchs haben.

*) So hinterließ nach Raumer ein Erzbischof von Dublin 150,000 Pf., der Bischof von Tuam 250,000 Pf., der Erzbischof von Cashel 400,000 Pf. Vermögen. In diese

die diese äußere Stellung im Namen des Christenthums in Anspruch nimmt, die gibt sich für die protestantische Musterkirche aus, die auf unsere „minder vollkommen organisirten" Kirchen herabsieht? Schon durch dieses intolerante Bedrückungssystem hat die Hochkirche in Irland, statt den Katholicismus auszurotten, denselben weit tiefer in die Gemüther hineingetrieben, weit schroffer hingestellt, als es in irgend einem Staate gemischter Confession des humanen und toleranten Deutschlands der Fall ist. Man lese in dieser Beziehung die Raumer'schen Briefe.

Über Volksunterricht, die Schulen, die Universitäten, über die Presse und die Wissenschaft verbreitet sich der Verf. in vielen Briefen dieser beiden ersten Bände mit großer Sorgfalt. Besonders ist aber an diesen Berichten hervorzuheben, daß sie sich nicht allein auf eine arithmetische Statistik stützen, sondern daß sie die Verhältnisse erfassen und daraus die Resultate ziehen. Die Aufschlüsse, die der Verf. über das englische Volksschulenwesen gibt, sind von ganz besonderm Interesse, da unsere Principien und Einrichtungen von den englischen ganz verschieden und die Details gewöhnlich unbekannt sind. Das Unterrichtswesen und die Bildungsmittel sind in England ganz dem voluntary system anheimgestellt und die Schule ist daselbst entweder eine Privatstiftung oder ein freies Privatgewerbe, wie die verschiedenen Zweige der Industrie. Das Parlament hat in neuester Zeit etwa 30,000 Pf. jährlich für den öffentlichen Unterricht bewilligt, um namentlich den verwilderten Zuständen Irlands etwas aufzuhelfen, sonst thut der Staat nichts; denn er macht das Princip geltend, daß nach dem Ermessen und nach den Mitteln eines Jeden seine Bildung und seine Erkenntniß ihm anheimgestellt sein müsse. Es wird dem Verf. nicht schwer zu beweisen, daß die individuelle Freiheit sehr wohl mit der Sorge des Staats für die Allgemeinheit der Bildungsmittel bestehen könne, und daß gerade die höhere Freiheit des Einzelnen garantirt ist, wenn nachlässige Ältern und Erzieher dazu angehalten werden, ihre Kinder und Pflegebefohlenen in die Schule zu schicken. Und er hat vollkommen recht; der humanistische Staat muß Jedem die Mittel an die Hand geben, aus seiner beschränkten und zufälligen Lage heraustreten zu können: er muß es dem Einzelnen möglich machen, sich über das Schicksal seiner Geburt zu erheben, und dies geschieht zuvörderst durch die Cultur des Geistes. Der Verf. unterläßt hierbei nicht, das außerordentliche und durch alle Zweige organisirte Unterrichtssystem Preußens den Engländern vorzuhalten und auf dessen glückliche Resultate hinzuweisen; die Wortführer und englischen Staatsmänner hingegen weisen auch auf Preußen hin und verdammen dieses System, weil es der Regierung eine drückende Policeigewalt über das Gemüth und das Gewissen des Einzelnen in die Hände gibt. Wir wollen wol gar nicht leugnen, daß das preußische Bildungs- und Unterrichtssystem hier und da und in einzelnen Zweigen zu einer einseitigen Bevormundung des Volksgeistes Gelegenheit geben mag, aber damit ist das System des öffentlichen Unterrichts immer noch nicht von der Hand gewiesen. Herr von Raumer behauptet, daß die englischen Staatsmänner das preußische, er sollte sagen, das deutsche Unterrichtswesen gar nicht kennen oder nicht kennen wollen und er liefert davon merkwürdige Thatsachen. So behauptete Robert Peel öffentlich: die preußische Jugend würde von Theologen geängstigt; Brougham sagte: sie leben unter der Zuchtruthe und der Fuchtel der Soldaten. Bei einer andern Gelegenheit meinte Letzterer im Oberhause:

Es mag sehr wenig darauf ankommen, welche Gesinnung allen preußischen Kindern von ihren militairischen Vorgesetzten eingeschärft werde, aber es würde in diesem Lande (England) doch etwas Neues sein, die Lehren vom leidenden Gehorsam, gänzlicher Unterwerfung und unbedingter Vortrefflichkeit aller Einrichtungen, von der Nichtswürdigkeit und Gottlosigkeit, sie zu verbessern, jedem Kinde von 6—14 Jahren systematisch einzuprägen.

Die Engländer sehen nicht, daß dies gerade, nur auf anderm Wege die englische Hochkirche thut. Die englische Hochkirche erklärt sich entschieden gegen das allgemeine Unterrichtssystem, weil sie wittert, daß bei einem solchen ihre 39 Artikel nicht immer die entschiedene und unverletzte Autorität behalten, daß das Volk aufgeklärt werden würde, daß sie vielleicht von ihrem reichen Privatbesitze zum Vortheile des geistigen Unterrichts abgeben müßte. Die Volksschulen, die es in England bei dem freiwilligen Systeme noch gibt, gehören zu zwei großen Gesellschaften, zu der „nationalen" und zu der „britisch-auswärtigen". Das Band, das sie zusammenhält, beruht auf Willkür und Ähnlichkeit gewisser angenommener Grundsätze: es schließt weder Abhängigkeit, noch Aufsicht, noch wissenschaftliche Bildung und Leitung, noch irgend eine Form oder Gesetzgebung von Seiten des Staats in sich. Der Hauptunterschied zwischen beiden Vereinen besteht darin, daß der „nationale" zwar Kinder jeden Bekenntnisses, selbst Juden zum Unterrichte zuläßt, den Religionsunterricht jedoch durchweg nach dem Dogma der Hochkirche ertheilt; die „britisch-auswärtige" hingegen gibt den Religionsunterricht nach keinem bestimmten Erkenntnisse, sondern begnügt sich mit dem Lesen und Erklären gewisser Theile der Bibel. Daß dieses letztere Verfahren von der Hochkirche gar keine Unterstützung erhält, ist leicht erklärlich, denn sie stellt unverrückt das Princip auf: besser kein Unterricht, als Unterricht ohne das Zuthun der alleinseligmachenden Hochkirche, und sie hat diesen Grundsatz selbst so sehr den Gemüthern sonst vorurtheilsfreier Männer eingeprägt, daß der Religionsunterricht immer das Haupthinderniß ist, an welchem sich jede Maßregel für einen durchgreifenden Unterrichtsplan bricht. Daß die Schullehrer dabei ohne gehörige Kenntnisse und Vorbereitungen, sowie in übler äußerer Lage sind, ist nicht anders möglich; Jeder treibt hier sein Gewerbe, so gut er kann und so viel er will. Die Untersuchungen über die Sonntagsschulen in den Städten und Fabrikdistricten, in denen nach officieller Angabe 1½ Million Kinder unterrichtet

reichen Stellen gelangen gewöhnlich die jüngern Söhne der angesehenen Familien, sodaß sich ein veraltetes Recht und ein alter Misbrauch immer mit dem andern verbindet und es sehr begreiflich ist, warum die englische Aristokratie so sehr mit dem Klerus zusammenhält.

werden sollen, geben dem Verf. nicht minder ein höchst unbefriedigendes Resultat, ja er beweist, daß dieses Institut, wenn es auch noch so sorgfältig ausgebildet wäre, gar kein Ersatz für ein wahres Unterrichtssystem sein könne.

In Irland ist, bei der Armuth der Bevölkerung, der schroffen und erbitterten Stellung der kirchlichen Parteien, der hundertjährigen Verwilderung das Unterrichtswesen nur noch mehr in Verfall. Auch dort wirkte früher eine ähnliche Gesellschaft wie in England, aber ihre Hülfe und ihre Erfolge waren so gering, wie der Verf. sagt, daß endlich der Staat selbst eine kleine und immer ungenügende Unterstützung für den Unterricht gewähren mußte. Der Verf. erweist durch zuverlässige statistische Nachrichten, daß der größte Theil der englischen Jugend, wie sehr sich auch in neuerer Zeit der Unterricht verbreitet hat, weder lesen noch schreiben kann. So sagt er, daß in Manchester 49¼ Proc. der Knaben und 57 Proc. der Mädchen ganz ohne Unterricht seien. In dem einen Theile von London, in Bethnalgreen, wachsen 8—10,000 Kinder ohne Unterricht, ohne Kenntniß ihrer Pflichten gegen Gott und Menschen fortwährend auf. Man würde nicht begreifen, wie in England unter den niedern Classen im Allgemeinen doch eine solche Intelligenz, die wir fast täglich aus ihren politischen Versammlungen und Discussionen kennen lernen, eine solche Sittlichkeit und gediegene Charakterbildung vorhanden sein könnte, wenn wir vergessen wollten, daß auch der niedere Stand in der Freiheit und Öffentlichkeit der Discussion, in der unmittelbaren Theilnahme an den Wahlen, Vertretungen, in dem Interesse an den politischen Bewegungen und Schicksalen seines Staates, seines Ortes, kurz in dem Reichthume seiner praktischen Lebenssphäre ein zwar unmittelbares, aber unverkümmertes und sicheres Bildungsmittel besitzt; die Ausgleichung ist damit gewiß bedeutender, als wir dem politischen Bewußtsein und den öffentlichen Interessen abgewandte Deutsche vielleicht glauben mögen.

Die gelehrten Schulen, die unsere Gymnasien vertreten, sind in England ebenfalls auf reiche Privatdotationen gegründet. Hr. von Raumer findet ihre Verfassung, den Plan ihres Unterrichts, ihre Methode völlig veraltet, sodaß ihre Leistungen tief unter denen unserer Anstalten stehen: Latein, Griechisch, alte Geographie und Geschichte sind fast die einzigen Gegenstände, mit denen sie sich befassen; und doch behauptet Lord Brougham öffentlich, daß wol in England, aber nicht auf dem Continente Geschichte gelehrt werde. Die Universitäten, von denen Oxford ungeheure Capitalien besitzt, stehen in gleichem Verhältnisse; sie werden von der englischen Hochkirche auf eine unbeschreibliche Weise gelähmt und darniedergehalten, und in Oxford muß sogar jeder Jüngling und jeder vierzehnjährige Knabe bei seiner Aufnahme das Bekenntniß der 39 Glaubensartikel unterzeichnen. Der Verf. bekennt, daß der künstlerische und wissenschaftliche Geist der Nation, der überdies von den praktischen Lebensinteressen absorbirt wird, unter diesem kirchlichen Drucke zu seiner Entfaltung nicht wahrhaft kommen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Johanna von Montfort. Historischer Roman aus der Zeit der Regierung Philipp's von Valois. Von Pitre-Chevalier. Nach dem Französischen von W. L. Weché. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Michel Columb, der Bildhauer. Historischer Roman aus der Zeit der Regierung Karl's VIII. und Ludwig's XII. Von Pitre-Chevalier. Nach dem Französischen von W. L. Weché. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist ein ehrenhaftes Unternehmen, die Geschichte eines Landes in seinen bedeutendsten Repräsentanten und den denkwürdigsten Ereignissen dem Leser in ansprechenden Lebensbildern vorzuführen. Dieser wird stets ein dankbarer sein, wenn der Verf. seines Gegenstandes sicher ist: wir dürfen nur an W. Scott erinnern. Pitre-Chevalier, „umgeben von allen Umständen und allen Materialien, welche ein solches Unternehmen zu erleichtern vermögen", hat sich der umfangreichen Arbeit hingegeben, unter dem allgemeinen Titel „Studien über die Bretagne" die hervorragendsten Persönlichkeiten, ihre Thaten und Schicksale in sieben Romanen aufzustellen, sodaß wir ein ansprechendes und getreues Bild von den letzten fünf Jahrhunderten vor uns haben sollen. Muster ist ihm W. Scott schon aus dem Grunde, „weil die Bretagne das französische Schottland ist". Von diesen sieben Romanen liegen uns gegenwärtig die beiden ersten, oben bezeichneten in deutscher Übersetzung vor, und wir müssen sogleich den Fleiß des Verf., den er auf Costum, Örtlichkeiten und persönliche wie politische Verhältnisse verwendet hat, anerkennen. Wir heben ferner die zarte und edle Zeichnung, die sichere Haltung mancher Charaktere als ansprechend hervor und unterschreiben gern die Überzeugung des Verf., „daß die Romane Jedermann lesen könne, ohne erröthen zu müssen". Mit der Behandlungsweise können wir jedoch nicht so zufrieden sein, wenn auch Vieles die Jugend des Verf. entschuldigen mag. Ein historischer und überhaupt jeder Roman, welcher eine uns ferne Zeit umfaßt, hat zunächst die Aufgabe, eben diese Zeit uns stets gegenwärtig zu erhalten, und, wie schon die alten epischen Dichter, so sucht auch W. Scott durch genaue Beschreibung der Waffen und Kleider seiner Personen, der Schlösser, Häuser und alles Dessen, was uns seinen Schauplatz versinnlichen kann, den Charakter der Zeit im Leser zu befestigen, und dies ist ihm gelungen, wenn auch die oft genug wiederkehrenden Beschreibungen ermüden. Cervantes hat sich dieses Mittels nur in seltenern Fällen bedient, und doch wird es wol kaum einem Leser einfallen, auf die Personen seines Romans, seiner Novellen ein modernes Costum zu übertragen. Der Grund hiervon liegt weniger darin, daß wir mit der spanischen Kleidung vertrauter sind, denn, einige Modificationen abgerechnet, findet sich diese ziemlich überall wieder: er liegt vielmehr und hauptsächlich darin, daß Cervantes nur eben in seine Zeit hineingriff, daß er gab, was mit seinem Leben identificirt war. Wenn er daher die Handlungen, die Gesinnungen darstellt, so gibt er ein ihm Verwandtes und läßt er nur einfach eine Person die Hand an den Dolch legen, da ist es überflüssig, uns den Gürtel genau zu beschreiben, welcher die Waffe verbirgt, die ganze Person steht doch deutlich vor uns. Der heutige Leser macht sich vielleicht eine nicht ganz zutreffende Vorstellung von diesem Gürtel und dem ganzen Costum: das hindert aber nicht in klarer lebendiger Anschauung vom Geiste jener fernliegenden Zeit. Wir wollen eine sorgfältige Zeichnung solcher Äußerlichkeiten nicht geradezu tadeln, doch finden wir meistens, daß sie zu isolirt dastehen. Man folgt aufmerksam, ja fast ängstlich jedem Zuge; man hat endlich, nicht ohne Mühe, das Portrait begriffen und dann — lesen wir die übrigen zwei, drei Bände, ohne nur einen Nadelknopf von der ganzen Person einmal wieder gebrauchen zu können. Ebenso geht es mit allzu penibler Beschreibung von Gebäuden und sonstigen Örtlichkeiten, und so sprechen wir denn die Meinung aus: die Schriftsteller

thun besser, Manches dem Nachdenken und der Phantasie des Lesers zu überlassen. Die Zeit, die er mit Anstrengung beim Zusammensuchen der in Chroniken und Pergamenten zerstreuten Bruchstücke verwendet, kommt der Darstellung vom Geist und Leben zehnfach zugute. Man darf uns hier nicht misverstehen. Wie überhaupt das Studium der Landesgeschichte in allen ihren Zweigen achtungswerth ist, so ist auch eine genaue Kenntniß derselben dem Schriftsteller, dessen Aufgabe der historische Roman sein soll, unerlaßlich. Allein, wir meinen, eben der Begriff „historischer Roman" stehe noch nicht so unbedingt fest, als Mancher vielleicht zu glauben geneigt ist. Das Historische und Romantische ist selbst bei W. Scott noch nicht durchaus Eins: hier spricht der Dichter allein, dort der Geschichtschreiber, und aus diesem Zwiespalt ist wol Manches zu erklären, was seiner „Geschichte Napoleon's" zur Last gelegt wird. Auch Pitre-Chevalier leidet an diesem Zwiespalt. Daß er wirklich sorgfältige Studien über die Bretagne gemacht, zeigt er überall, und vielleicht wäre ihm eine reingeschichtliche Darstellung ganz wohl gelungen. Nun aber sollen wir sein Werk zugleich als Roman, als Gedicht, empfangen, und da müssen wir gestehen, daß sein Vorbild, W. Scott, ihm noch gar weit voraus ist. Seine Hauptpersonen scheinen an Körperschwäche zu leiden: sie „erbeben" und „erbleichen" zu oft, und von einer gewissen geistigen Unentschiedenheit können sie ebenso wenig freigesprochen werden. Doch sind die Frauen im Allgemeinen gesunder. Sodann steht Alles und Jedes zu isolirt, wir wissen nicht, woran wir uns halten, mit wem wir es zu thun haben, und da auf diese Weise unser Antheil zersplittert wird, so lesen wir mit Gleichgültigkeit weiter. Endlich müssen wir Etwas, eben weil es zu oft wiederkehrt, als einen Fehler bezeichnen, welches manche Schriftsteller mit Glück als bedeutendes Effectmittel benutzt haben. Das ist die Herbeiführung eines unerwarteten Ereignisses und dann die daran geknüpfte Entwickelung der Motive desselben. Der Verfasser erscheint hier meistens als ein Pilger, welcher drei Schritte vorwärts und dann wieder zwei Schritte rückwärts zu thun gelobt hat. Eine mühselige und ängstliche Wanderung! Zuletzt ist der Verf. noch in dem Falle, seinen Roman mit einem Anhang schließen zu müssen. „Johanna von Montfort" bringe uns ein Windspiel gleich anfangs und der Verf. sagt aus, man werde schon erfahren, was es mit diesem Thiere für eine Bewandniß habe. Doch müssen wir den ganzen Roman lesen, um uns erst in einem Anhange erzählen zu lassen, daß das Thier dem Aberglauben gedient habe. „Michel Columb" verliert sich ebenfalls im Sande dürrer, historischer Notizen. Übrigens ist dieser „Michel Columb" lebendiger, kräftiger als „Johanna von Montfort", und schön und ergreifend gezeichnet ist die Scene, wo er mit dem Verdachte der Untreue seines Weibes den Nebenbuhler erwartet. Wenn übrigens der Verf. es diesem Künstler hoch anrechnet, daß er niemals in Italien gewesen und dennoch ein trefflicher Bildhauer geworden, so ist das allerdings bemerkenswerth; doch geschieht das in einer Weise, die Widerspruch herausfodert. Man könnte z. B. gleich fragen: wo haben die alten griechischen Bildhauer ihre Studien gemacht? Freilich zum Theil im Wetteifer, dieser aber kommt auch dem Meister Michel, wenngleich in anderer Weise, zugute. Wir müßten den ganzen Cyklus von Romanen vor uns haben, welchen der Verf. verheißt, oder wol schon beendet hat, um uns selbst zu genügen. Wir bemerken nur noch, daß die Sprache des Verf. ganz abweichend von den bekannten französischen Formen, soweit sich das aus einer unbeholfenen Übersetzung erkennen läßt, durch ihre Einfachheit der Zeit und dem Gegenstande wohl angemessen erscheint.

3. Valerie. Novelle von Johannes Rudolphi. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Nach der Vorrede des Verf. unterliegt diese Novelle nicht eigentlich der deutschen Kritik. „Der Leser", heißt es hier, „soll nicht unbestimmte, fernliegende Bilder in gemüthlich-ruhiger Beschauung an sich vorüberziehen lassen, oder, von dem Standpunkte seiner deutschen Nationalität ausgehend, sie in die Zwangsjacke deutscher Kritik und deutscher Auffassungsweise pressen... sondern er soll sich plötzlich inmitten der Scene befinden und seinem patriotischen Gewissen erlauben, ein paar Stunden lang sich der fremden Nationalität zu accommodiren und wo möglich an ihr Gefallen zu finden." Hier haben wir also einen belletristischen Propagandisten und Renegaten! Frankreich wird ihm den gebührenden Ehrenlohn nicht verweigern. Wir Deutschen aber werden wol ziemlich übereinstimmend der Meinung sein, der Verf. trage Krokodile nach Ägypten. Wir wollen die Vorrede nicht weiter verfolgen, und da der Verf. sich am Schlusse derselben, ungeachtet der im Obigen deutlich genug sich aussprechenden Entschiedenheit, als Debutant bezeichnet, lieber gleich sehen, was ein Solcher zu geben vermog. Eine junge Dame hat einen Herzog geheirathet. Ein Graf, welcher sie liebte, ärgert sich dergestalt darüber, daß er der Herzogin geschickt ihr Töchterlein stiehlt. Das Kind kommt in die Hände eines Veteranen der Kaisergarde, und als es gehörig herangewachsen, legt sich der Veteran auf das Sterbebette und gibt der Verlassenen ein altes Papier mit der Weisung, damit in Paris ihre Ältern aufzusuchen. Die arme Valerie begibt sich auf den weiten Weg aus Südfrankreich nach Paris, geräth unterwegs unter eine Schauspielerbande, die auch nach Umständen raubt, und richtig raubt die Tochter der Directrice der Offenherzigen das Papier, geht nach Paris und wird Tochter der Herzogin. Ein Adoptivsohn des Grafen will sie heirathen, hat jedoch früher die arme Valerie gesehen, wankt in seiner Liebe, und als sein Secretair ihm betheuert, die Braut sei unecht, als er sogar Valerie schwer verwundet und dem Tode nahe wiedersieht, verwandelt sich die Liebe in Abneigung. Der Secretair verspricht ihn zu erlösen: er tritt daher vor den Traualtar, und schon hat die Unechte Ja gesagt, da tritt der Secretair mit Zeugen, Brief und Siegel hervor. Die Unechte wird Karmeliterin, die Echte Gräfin. Es liegen manche Motive in diesem Stoffe, die, umsichtig entwickelt, wol ein künstlerisches Bild geben konnten; allein wie der Verf. überhaupt wenig Geschick zeigt, so ist er auch stets nur an der Oberfläche haften geblieben. Vielleicht glaubt er, das gehöre zum französischen Repräsentiren. Ferner finden wir die Rechnung des Verf. bedenklich. Der gräfliche Adoptivvater kehrt 1815 aus Italien zurück, verliebt sich in eine Schauspielerin und die Frucht dieses Verhältnisses ist die falsche Valerie, in deren kurzer Glanzperiode der Herzog von Berri noch lebt. Die echte Valerie muß der Graf nach jenem Liebesverhältnisse gestohlen haben und es fragt sich nun: ob diese beiden Mädchen etwa Wunderkinder waren. Ein solcher Verstoß ist zu augenfällig, als daß er selbst einem Debutanten nachgesehen werden könnte. Hat Frankreich im Fache der Belletristik keine umsichtigern Emissaire, so können wir vor einem gänzlichen Untergraben deutscher Kunst, deutscher Gesinnung ganz unbesorgt sein, aber beklagen müssen wir, daß ein Deutscher es für nöthig hält, dazu mitzuwirken. 43.

Literarische Notiz.

Mit Abbildungen von Monumenten, Gegenden und Trachten erschien: „Toute la France et ses colonies." Beigegeben sind 86 Straßenkarten und eine geographische Tabelle, mit Angabe der Entfernungen von der Hauptstadt. Das im Verlage der Gebrüder Firmin Didot erscheinende Werk „La France littéraire, ou dictionnaire bibliographique des savants, historiens et gens de lettres de la France", von Quérard, ist soeben beendigt worden. Der Herausgeber hat diesem Repertorium aller in Frankreich oder im Auslande in französischer Sprache edirten Schriften einen Lebensabschnitt von 15 Jahren geopfert. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 216. — 4. August 1842.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Im zweiten Bande (Nr. 65) setzt Hr. von Raumer den Zustand der englischen Finanzen und das Steuerwesen auseinander. Die kurze zusammengefaßte Abhandlung gründet sich wiederum auf ein sehr weitläufiges Studium und gewährt eine schöne Einsicht in den überaus dunkeln und verworrenen Gegenstand. Nach diesen Erörterungen sind die englischen Finanzen weit besser im Stande, als wir es gewöhnlich und selbst viele Engländer zu glauben gewohnt sind. Der Verf. entwickelt zuvörderst den Verlauf der englischen Staatsschuld. Die Schuld ist allmälig von Wilhelm III. an bis 1816 von 16 Mill. Pf. auf 860 Mill. gewachsen; sie bedarf jährlich an 30 Mill. Zinsen, weit über die Hälfte aller Staatseinnahmen, mehr als die vierjährige Einnahme der ganzen preußischen Monarchie. Indessen beweist der Verf. sehr gründlich, daß gerade diese Nationalschuld ein Zeichen von Englands ungeheuerm Nationalreichthume sei, daß weder der Staat noch das Volk von England als bankrott erachtet werden könne. Die Sache hat in der That seine Richtigkeit. Alle Staatsschulden in England sind das Eigenthum einzelner Bürger, und die Schuld ist darum für das Ganze gewissermaßen nur imaginair. Diese englischen Gläubiger erhalten für hohe Steuern, die sie bezahlen, bestimmte und reiche Interessen zurück, sodaß, wenn man die Schuld mit einem Federstriche vernichten wollte, die Nation selbst in ihrem Besitze weder reicher noch ärmer werden müßte. Freilich würden bei einer solchen Operation Viele zu Grunde gehen, die ihre Existenz namentlich auf die Interessen ihres dem Staate geliehenen Capitals gründen; auf der andern Seite würden aber auch alle die zahlreichen Bürger weniger Steuern zahlen dürfen, die nicht Inhaber von den Schuldscheinen des Staats sind. Nur diese drückt gegenwärtig die ungeheure Schuld, nur sie haben verhältnißmäßig die Last auf dem Rücken. Von dieser interessanten Deduction geht der Verf. zu dem Beweise über, daß kein Staat Europas seit dem pariser Frieden in der Tilgung seiner Staatsschulden weiter vorgeschritten sei als England; er gibt in runder Summe an, daß sich die Schuld selbst um 616,000,000 und die Zinsen um 51,210,000 in Wahrheit verringert haben, wenn die fundirte und unfundirte Schuld zugleich in Betracht gezogen wird.

Über das britische Steuerwesen läßt der Verf. gleichfalls alle die düstern Wolken verschwinden, die wir gewöhnlich über demselben erblicken. Er gibt zwar zu, daß England vielleicht zehnmal so hoch besteuert ist als mancher europäische Staat, aber er macht auch geltend, daß Besitz und Erwerb in England ebenso viel Mal höher steigen, daß der Nationalreichthum unermeßlich ist. Beiweitem der größte Theil der Abgaben wird in England durch indirecte Steuern, durch Zoll und Accise erhoben. Insofern das britische Zollsystem sich zum Vortheile einzelner Classen auf die Prohibition gründet, verwirft er es; er ist seinem nationalökonomischen Principe nach ein Vertheidiger des freien Handels, und in der That weist er auch durch sehr gründliche und in die Augen fallende Beispiele nach, daß, je mehr in England die Schutzzölle und Monopole fallen, desto größer auch die Staatseinnahme werden, desto leichter und besser die indirecte Steuer, die jetzt die niedern Classen drückt, sich vertheilen müsse. Es ist sonderbar hingegen, daß ein so aufgeklärter, billiger und wissenschaftlicher Mann, wie Hr. von Raumer ist, nichts von der indirecten Steuer, von der Einkommen- und Vermögenssteuer wissen will: er will diese selbst in England nur für den Nothfall angewandt haben. Die Zoll- und Verbrauchssteuern, so gleichmäßig sie auch vertheilt seien, müssen immer den Mann der Arbeit mehr drücken als den Reichen, den Capitalisten; sie erfodern immer einen weitläufigen und kostspieligen Apparat zu ihrer Hebung; sie sind — wenn Steuern überhaupt gehässig sein sollen — in ihrer Anwendung ebenso peinlich und gehässig, oft zehnmal mehr als jede directe Steuer. Warum soll es darum in der Praxis weniger als in der Theorie vortheilhaft sein, daß der Reiche, der Capitalist von seinen Procenten, die er mühelos gewinnt und oft nur anhäuft, nicht ein verhältnißmäßiges Quantum abgibt? warum soll dies erst in der Zeit der Noth geschehen? warum soll der glückliche und reiche Fabrikant, dessen Gewinn dem Arbeiter nie zugute kommt, nicht wenigstens dem Staate gewisse Procente geben und so die Last seines Arbeiters, der oft nur

thun besser, Manches dem Nachdenken und der Phantasie des Lesers zu überlassen. Die Zeit, die er mit Anstrengung beim Zusammensuchen der in Chroniken und Pergamenten zerstreuten Bruchstücke verwendet, kommt der Darstellung vom Geist und Leben zehnfach zugute. Man darf uns hier nicht misverstehen. Wie überhaupt das Studium der Landesgeschichte in allen ihren Zweigen achtungswerth ist, so ist auch eine genaue Kenntniß derselben dem Schriftsteller, dessen Aufgabe der historische Roman sein soll, unerläßlich. Allein, wir meinen, eben der Begriff „historischer Roman" stehe noch nicht so unbedingt fest, als Mancher vielleicht zu glauben geneigt ist. Das Historische und Romantische ist selbst bei W. Scott noch nicht durchaus Eins: hier spricht der Dichter allein, dort der Geschichtschreiber, und aus diesem Zwiespalt ist wol Manches zu erklären, was seiner „Geschichte Napoleon's" zur Last gelegt wird. Auch Pitre-Chevalier leidet an diesem Zwiespalt. Daß er wirklich sorgfältige Studien über die Bretagne gemacht, zeigt er überall, und vielleicht wäre ihm eine reingeschichtliche Darstellung ganz wohl gelungen. Nun aber sollen wir sein Werk zugleich als Roman, als Gedicht, empfangen, und da müssen wir gestehen, daß sein Vorbild, W. Scott, ihm noch gar weit voraus ist. Seine Hauptpersonen scheinen an Körperschwäche zu leiden: sie „erbeben" und „erbleichen" zu oft, und von einer gewissen geistigen Unentschiedenheit können sie ebenso wenig freigesprochen werden. Doch sind die Frauen im Allgemeinen gesunder. Sodann steht Alles und Jedes zu isolirt, wir wissen nicht, woran wir uns halten, mit wem wir es zu thun haben, und da auf diese Weise unser Antheil zersplittert wird, so lesen wir mit Gleichgültigkeit weiter. Endlich müssen wir Etwas, eben weil es zu oft wiederkehrt, als einen Fehler bezeichnen, welches manche Schriftsteller mit Glück als bedeutendes Effectmittel benutzt haben. Das ist die Herbeiführung eines unerwarteten Ereignisses und dann die daran geknüpfte Entwickelung der Motive desselben. Der Verfasser erscheint hier meistens als ein Pilger, welcher drei Schritte vorwärts und dann wieder zwei Schritte rückwärts zu thun gelobt hat. Eine mühselige und ängstliche Wanderung! Zuletzt ist der Verf. noch in dem Falle, seinen Roman mit einem Anhang schließen zu müssen. „Johanna von Montfort" bringe uns ein Windspiel gleich anfangs und der Verf. sagt aus, man werde schon erfahren, was es mit diesem Thiere für eine Bewandniß habe. Doch müssen wir den ganzen Roman lesen, um uns erst in einem Anhange erzählen zu lassen, daß das Thier dem Aberglauben gedient habe. „Michel Columb" verliert sich ebenfalls im Sande dürrer, historischer Notizen. Übrigens ist dieser „Michel Columb" lebendiger, kräftiger als „Johanna von Montfort", und schön und ergreifend gezeichnet ist die Scene, wo er mit dem Verdachte der Untreue seines Weibes den Nebenbuhler erwartet. Wenn übrigens der Verf. es diesem Künstler hoch anrechnet, daß er niemals in Italien gewesen und dennoch ein trefflicher Bildhauer geworden, so ist das allerdings bemerkenswerth; doch geschieht das in einer Weise, die Widerspruch herausfodert. Man könnte z. B. gleich fragen: wo haben die alten griechischen Bildhauer ihre Studien gemacht? Freilich zum Theil im Wetteifer, dieser aber kommt auch dem Meister Michel, wenngleich in anderer Weise, zugute. Wir müßten den ganzen Cyklus von Romanen vor uns haben, welchen der Verf. verheißt, oder wol schon beendet hat, um uns selbst zu genügen. Wir bemerken nur noch, daß die Sprache des Verf. ganz abweichend von den bekannten französischen Formen, soweit sich das aus einer unbeholfenen Übersetzung erkennen läßt, durch ihre Einfachheit der Zeit und dem Gegenstande wohl angemessen erscheint.

3. Valerie. Novelle von Johannes Rudolphi. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Nach der Vorrede des Verf. unterliegt diese Novelle nicht eigentlich der deutschen Kritik. „Der Leser", heißt es hier, „soll nicht unbestimmte, fernliegende Bilder in gemüthlich-ruhiger Beschauung an sich vorüberziehen lassen, oder, von dem Standpunkte seiner deutschen Nationalität ausgehend, sie in die Zwangsjacke deutscher Kritik und deutscher Auffassungsweise pressen... sondern er soll sich plötzlich inmitten der Scene befinden und seinem patriotischen Gewissen erlauben, ein paar Stunden lang sich der fremden Nationalität zu accommodiren und wo möglich an ihr Gefallen zu finden." Hier haben wir also einen belletristischen Propagandisten und Renegaten! Frankreich wird ihm den gebührenden Ehrenlohn nicht verweigern. Wir Deutschen aber werden wol ziemlich übereinstimmend der Meinung sein, der Verf. trage Krokodile nach Ägypten. Wir wollen die Vorrede nicht weiter verfolgen, und da der Verf. sich am Schlusse derselben, ungeachtet der im Obigen deutlich genug sich aussprechenden Entschiedenheit, als Debutant bezeichnet, lieber gleich sehen, was ein Solcher zu geben vermog. Eine junge Dame hat einen Herzog geheirathet. Ein Graf, welcher sie liebte, ärgert sich dergestalt darüber, daß er der Herzogin geschickt ihr Töchterlein stiehlt. Das Kind kommt in die Hände eines Veteranen der Kaisergarde, und als es gehörig herangewachsen, legt sich der Veteran auf das Sterbebette und gibt der Verlassenen ein altes Papier mit der Weisung, damit in Paris ihre Ältern aufzusuchen. Die arme Valerie begibt sich auf den weiten Weg aus Südfrankreich nach Paris, geräth unterwegs unter eine Schauspielerbande, die auch noch Umständen raubt, und richtig raubt die Tochter der Directrice der Offenherzigen das Papier, geht nach Paris und wird Tochter der Herzogin. Ein Adoptivsohn des Grafen will sie heirathen, hat jedoch früher die arme Valerie gesehen, wankt in seiner Liebe, und als sein Secretair ihm betheuert, die Braut sei unecht, als er sogar Valerie schwer verwundet und dem Tode nahe wiedersieht, verwandelt sich die Liebe in Abneigung. Der Secretair verspricht ihn zu erlösen: er tritt daher vor den Traualtar, und schon hat die Unechte Ja gesagt, da tritt der Secretair mit Zeugen, Brief und Siegel hervor. Die Unechte wird Karmeliterin, die Echte Gräfin. Es liegen manche Motive in diesem Stoffe, die, umsichtig entwickelt, wol ein künstlerisches Bild geben konnten; allein wie der Verf. überhaupt wenig Geschick zeigt, so ist er auch stets nur an der Oberfläche haften geblieben. Vielleicht glaubt er, das gehöre zum französischen Repräsentiren. Ferner finden wir die Rechnung des Verf. bedenklich. Der gräfliche Adoptivvater kehrt 1815 aus Italien zurück, verliebt sich in eine Schauspielerin und die Frucht dieses Verhältnisses ist die falsche Valerie, in deren kurzer Glanzperiode der Herzog von Berri noch lebt. Die echte Valerie muß der Graf nach jenem Liebesverhältnisse gestohlen haben und es fragt sich nun: ob diese beiden Mädchen etwa Wunderkinder waren. Ein solcher Verstoß ist zu augenfällig, als daß er selbst einem Debutanten nachgesehen werden könnte. Hat Frankreich im Fache der Belletristik keine umsichtigern Emissaire, so können wir vor einem gänzlichen Untergraben deutscher Kunst, deutscher Gesinnung ganz unbesorgt sein, aber beklagen müssen wir, daß ein Deutscher es für nöthig hält, dazu mitzuwirken. 43.

Literarische Notiz.

Mit Abbildungen von Monumenten, Gegenden und Trachten erschien: „Toute la France et ses colonies." Beigegeben sind 86 Straßenkarten und eine geographische Tabelle, mit Angabe der Entfernungen von der Hauptstadt. Das im Verlage der Gebrüder Firmin Didot erscheinende Werk „La France littéraire, ou dictionnaire bibliographique des savants, historiens et gens de lettres de la France", von Quérard, ist soeben beendigt worden. Der Herausgeber hat diesem Repertorium aller in Frankreich oder im Auslande in französischer Sprache edirten Schriften einen Lebensabschnitt von 15 Jahren geopfert. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 216. — 4. August 1842.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Im zweiten Bande (Br. 65) setzt Hr. von Raumer den Zustand der englischen Finanzen und das Steuerwesen auseinander. Die kurze zusammengefaßte Abhandlung gründet sich wiederum auf ein sehr weitläufiges Studium und gewährt eine schöne Einsicht in den überaus dunkeln und verworrenen Gegenstand. Nach diesen Erörterungen sind die englischen Finanzen weit besser im Stande, als wir es gewöhnlich und selbst viele Engländer zu glauben gewohnt sind. Der Verf. entwickelt zuvörderst den Verlauf der englischen Staatsschuld. Die Schuld ist allmälig von Wilhelm III. an bis 1816 von 16 Mill. Pf. auf 860 Mill. gewachsen; sie bedarf jährlich an 30 Mill. Zinsen, weit über die Hälfte aller Staatseinnahmen, mehr als die vierjährige Einnahme der ganzen preußischen Monarchie. Indessen beweist der Verf. sehr gründlich, daß gerade diese Nationalschuld ein Zeichen von Englands ungeheuerm Nationalreichthume sei, daß weder der Staat noch das Volk von England als bankrott erachtet werden könne. Die Sache hat in der That seine Richtigkeit. Alle Staatsschulden in England sind das Eigenthum einzelner Bürger, und die Schuld ist darum für das Ganze gewissermaßen nur imaginair. Diese englischen Gläubiger erhalten für hohe Steuern, die sie bezahlen, bestimmte und reiche Interessen zurück, sodaß, wenn man die Schuld mit einem Federstriche vernichten wollte, die Nation selbst in ihrem Besitze weder reicher noch ärmer werden müßte. Freilich würden bei einer solchen Operation Viele zu Grunde gehen, die ihre Existenz namentlich auf die Interessen ihres dem Staate geliehenen Capitals gründen; auf der andern Seite würden aber auch alle die zahlreichen Bürger weniger Steuern zahlen dürfen, die nicht Inhaber von den Schuldscheinen des Staats sind. Nur diese drückt gegenwärtig die ungeheure Schuld, nur sie haben verhältnißmäßig die Last auf dem Rücken. Von dieser interessanten Deduction geht der Verf. zu dem Beweise über, daß kein Staat Europas seit dem pariser Frieden in der Tilgung seiner Staatsschulden weiter vorgeschritten sei als England; er gibt in runder Summe an, daß sich die Schuld selbst um 616,000,000 und die Zinsen um 51,210,000 in Wahrheit verringert haben, wenn die fundirte und unfundirte Schuld zugleich in Betracht gezogen wird.

Über das britische Steuerwesen läßt der Verf. gleichfalls alle die düstern Wolken verschwinden, die wir gewöhnlich über demselben erblicken. Er gibt zwar zu, daß England vielleicht zehnmal so hoch besteuert ist als mancher europäische Staat, aber er macht auch geltend, daß Besitz und Erwerb in England ebenso viel Mal höher stehen, daß der Nationalreichthum unermeßlich ist. Beiweitem der größte Theil der Abgaben wird in England durch indirecte Steuern, durch Zoll und Accise erhoben. Insofern das britische Zollsystem sich zum Vortheile einzelner Classen auf die Prohibition gründet, verwirft er es; er ist seinem nationalökonomischen Principe nach ein Vertheidiger des freien Handels, und in der That weist er auch durch sehr gründliche und in die Augen fallende Beispiele nach, daß, je mehr in England die Schutzzölle und Monopole fallen, desto größer auch die Staatseinnahme werden, desto leichter und besser die indirecte Steuer, die jetzt die niedern Classen drückt, sich vertheilen müsse. Es ist sonderbar hingegen, daß ein so aufgeklärter, billiger und wissenschaftlicher Mann, wie Hr. von Raumer ist, nichts von der indirecten Steuer, von der Einkommen- und Vermögenssteuer wissen will: er will diese selbst in England nur für den Nothfall angewandt haben. Die Zoll- und Verbrauchssteuern, so gleichmäßig sie auch vertheilt seien, müssen immer den Mann der Arbeit mehr drücken als den Reichen, den Capitalisten; sie erfodern immer einen weitläufigen und kostspieligen Apparat zu ihrer Hebung; sie sind — wenn Steuern überhaupt gehässig sein sollen — in ihrer Anwendung ebenso peinlich und gehässig, oft zehnmal mehr als jede directe Steuer. Warum soll es darum in der Praxis weniger als in der Theorie vortheilhaft sein, daß der Reiche, der Capitalist von seinen Procenten, die er mühelos gewinnt und oft nur anhäuft, nicht ein verhältnißmäßiges Quantum abgibt? warum soll dies nicht in der Zeit der Noth geschehen? warum soll der glückliche und reiche Fabrikant, dessen Gewinn dem Arbeiter nie zugute kommt, nicht wenigstens dem Staate gewisse Procente geben und so die Last seines Arbeiters, der oft nur

Pflichten, aber keine politischen Rechte hat, vermindern? Wir sind überzeugt, daß mit unserer eingefleischten Ansicht von dem nothwendigen Monopole des Reichen auch die Vorurtheile in Bezug auf ein directes Steuersystem schwinden werden. Preußen, auf das sich der Verf. so oft bezieht, hat in Deutschland auch hierin die ersten und entschiedensten Schritte, wenn auch mit Verdruß der bevorzugten Classe, gethan. Indem der Verf. auf das Detail der britischen Zollrolle eingeht, stellt sich ihm nicht allein das Princip des freien Verkehrs, sondern auch die Ökonomie des britischen Staats immer glänzender heraus. Es ist gewiß, daß das weitläufigste Reich der Welt, England, verhältnißmäßig die geringsten Verwaltungskosten trägt; es geht ferner aus den einfachsten Berechnungen hervor, daß England seit dem allgemeinen Frieden im Ganzen für das Jahr seine Steuern auf 36,508,000 Pf. St. herabgesetzt und erlassen, daß also die Nation so viel an Betriebscapital gewonnen hat. Welches europäische Reich kann sich in dieser Hinsicht mit England messen!

In Br. 34 und 35 des ersten Bandes macht Herr von Raumer den englischen Ackerbau zum Gegenstande seiner Untersuchung aus dem nationalökonomischen Gesichtspunkte. Die Abhandlung bildet in dieser Weise das Fundament, auf welchem sich die Erörterungen über das Getreidegesetz im dritten Bande erhoben. Wir müssen dem Verf. zuvörderst beistimmen in der wohlmotivirten Ansicht, daß ein Staat, dessen Grund und Boden von den Händen freier Eigenthümer und einem selbständigen Bauernstande bebaut wird, weit voller und sicherer in seiner Grundlage organisirt ist als jeder andere Staat. Hiermit ist ausgesprochen, daß das englische Pachtsystem nur ein Ersatz, nur eine nothwendige Ausflucht aus dem Stande der Leibeigenschaft in den Stand des freien Mannes ist, und wozu das Pachtsystem führt, wenn das nationale Band die nachtheiligen Consequenzen nicht von selbst aufhebt, zeigt Irland. Indessen sind wir überzeugt, wie wol auch der Verf., daß der selbständige Erwerb des Grundeigenthums in England über kurz oder lang sich durch die Aufhebung des Erstgeburtsrechtes von selbst Bahn brechen wird; der Grundbesitz muß dann allmälig immer mehr in die Hände vertheilt werden, die den Boden selbst bebauen.

Ungeachtet aber in England der Grundbesitz in den Händen weniger Familien ist und der Pächter dem Eigenthümer außerordentliche Procente abgeben muß von dem Ertrage, so stellt sich doch der englische Ackerbau blühend, fortschreitend und vollkommener heraus als in irgend einem Lande der Welt. Dies ist die Frucht des Pachtsystems, sagt mancher Engländer; aber der Verf. zeigt ganz richtig auf, daß dies die englische Industrie trotz des Pachtsystems zuwege gebracht. Die zweckmäßigern Wirthschaftsmethoden, die vervollkommnete Einsicht, die Hülfsmittel der guten Landstraßen, der Kanäle und der Schiffahrt, die großen Capitale, kurz der Umstand, daß die geringste Anzahl Hände die größern Resultate erzielt, hat den englischen Ackerbau in solch ungewöhnlicher Weise erhoben. Ungeachtet aber in England die Cultur des Bodens gestiegen und der Gesammtertrag ungeheuer zugenommen hat, begreift der Verf. doch die Klagen der englischen Pächter und Eigenthümer. Wie die Handelswelt durch augenblickliche Erfolge berauscht in thörichte und schwindelnde Speculationen hineingerieth, so wurde auch der Landbauer hingerissen für den Erfolg des Augenblicks verderbliche Speculationen zu wagen: es wurden unermeßliche Capitalien in den englischen Ackerbau gesteckt und der Pacht wuchs in gleichem Maße. Dieses Verhältniß mußte zu Verlusten führen, da sich der Zustand bald als ein künstlicher herausstellte; die vermehrten Capitale mußten, wie auch im Handel und der Industrie, weniger Zinsen bringen und die vermehrte Production die Preise schon an sich herabdrücken. Über diesen Klagen der englischen Ackerbauer und Grundbesitzer hat sich nun der verzweifelte Kampf um die englischen Korngesetze entsponnen. Der Verf. geht schon 1835 in diesen Gegenstand näher ein, und wie gründlich und richtig er den Stand der Dinge beurtheilt, zeigt der Umstand, daß er 1841, wo er in die Materie tiefer eingeht und eingehen kann, bei derselben Ansicht bleibt. Er verwirft die Korngesetze als ein dem Ganzen schädliches Monopol, sowie auch die bewegliche Zollscala; auf die Motive dafür werden wir später näher eingehen.

Über den englischen Handel und das Manufacturwesen verbreitet sich der Verf. an verschiedenen Orten, namentlich aber Bd. 2, Br. 39. Dieser Gegenstand erfodert sowol die vollkommenste und mühsamste Durchdringung des Details, sowie einen freien Überblick und ein vorurtheilsfreies und wissenschaftliches Urtheil: nirgend ist die Verschiedenheit der Ansichten, die Unwahrheit einer leblosen Statistik und die Mangelhaftigkeit vorgefaßter Theorien und Meinungen so groß als hier. Herr von Raumer hat seine Aufgabe mit großer Gründlichkeit und mit Unverdrossenheit gelöst. Seine Aufgabe war einerseits der Gegenstand an sich, andererseits die Widerlegung englischer und deutscher Vorurtheile. Zuvörderst aber macht der Verf. Schritt für Schritt das Princip des freien Verkehrs geltend; er weist nach, daß England nicht durch sein Prohibitivsystem, sondern ungeachtet desselben der erste industrielle Staat geworden ist; er rühmt nach dieser Überzeugung mit Recht die großartige Politik Preußens, die zuerst die Schritte zu einem freien Welthandel gethan und die Zölle zu einer gewöhnlichen Staatseinnahme herabgesetzt hat.

Den Eingang zu diesen weitsichtenden Erörterungen bildet eine sehr interessante Abhandlung über die Unzulänglichkeit des Innungswesens in unserer Zeit, sowie über die unendlichen Vortheile, welche die Nationen durch das Fabrikwesen und durch die Production im Großen in jeder Hinsicht gewonnen haben. Der Verf. belegt dies durch schlagende Beispiele. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts belief sich der jährliche Verbrauch der Baumwollenwaaren in England auf etwa 12 Mill. Pfunds, jetzt beläuft er sich auf 400 Mill.; er ist also der Erhöhung menschlicher Bequemlichkeit und tadellosen Genusses in einem unendlich größern Verhältnisse gewachsen als die Bevölkerung; jeder Einwohner des Landes hat Vortheil

von diesen Dingen. Was jetzt 350,000 Menschen ernähren, dazu würden vor 50 Jahren 42 Mill. Menschen erforderlich gewesen sein, denn Einer bringt so viel jetzt zu Stande, wie damals 150; ja, nach einer andern Berechnung bringt mit Hülfe der Maschinen ein Arbeiter so viel hervor als früher 226 Personen, oder 252,297 Arbeiter in den Baumwollenmanufacturen eines großen englischen Bezirks leisten so viel, als ehemals 67 Mill. Menschen würden geleistet haben. Die übeln Folgen des Fabrikwesens auf die arbeitenden Classen, die Klagen über Zunahme roher und häufig brotloser Massen, über Verwahrlosung der Kinder und dergleichen, alle diese Fragen sucht der Verf., auf weitläufige Untersuchungen der englischen Behörden und auf seine eigene Anschauung gestützt, zu lösen. Dieses Gebiet der Fragen ist aber so weitgreifend und umständlich, daß wir hier nur die Resultate aufzuführen versuchen können, die der Verf. findet. Es sind etwa folgende: 1) Die in den Fabriken lebenden Kinder befinden sich im Allgemeinen nicht schlechter als die Kinder anderer Länder, ihre Arbeiten sind leicht, ihr Lohn ist nicht gering. 2) Der Lohn der Arbeiter hängt im Allgemeinen keineswegs von dem Fabrikherrn ab, sondern die Concurrenz und die Handelsverhältnisse bestimmen ihn vielmehr. 3) Der Lohn, den die englischen Arbeiter erhalten, ist, mit dem unserer Arbeiter verglichen, sehr hoch, der britische Arbeiter lebt sehr gut und kann viel zurücklegen, wenn er sparen will. 4) Die Sittlichkeit steht nach den statistischen Tabellen in den Fabrikdistricten im Allgemeinen nicht tiefer als in den Ackerbau treibenden; auch hier wird ein geregeltes Familienleben geführt. 5) Die Einführung von Maschinen hat vorübergehend manchen Handwerker und Arbeiter brotlos gemacht und aus seiner zeitherigen Stellung vertrieben (wie z. B. die Handweber), jedoch allgemein ist dieser Zustand im Lande nicht. 6) Schwindelnde Speculationen von Seiten der Fabrikherren, Stockungen des Handels, ungeheure Concurrenz können unter den Arbeitern oft Nahrungslosigkeit verursachen, aber allgemeine Verarmung ist dadurch noch nicht erzeugt worden. 7) Früher hat der Fabrikarbeiter allerdings mehr Lohn erhalten, aber nachdem dieser herabgestiegen, sind auch alle Lebensbedürfnisse geringer worden, sodaß er jetzt mit geringerm Lohne ebenso gut und noch billiger lebt als früher. 8) Eine Einmischung der Gesetzgebung in das Arbeiterlohn ist nicht möglich, da dasselbe von dem Stande der Dinge abhängt. 9) Die Arbeitercoalitionen müssen von selbst verschwinden, je mehr die Arbeiter sehen, daß sie ihre Lage nicht ändern können, und je weniger man diesen Verbindungen Wichtigkeit beilegt und sie ins Dunkel treibt. Hinzugefügt muß noch werden, daß Hr. von Raumer das Verhältniß zwischen Landbauern und Industriellen wie 35 zu 47 von 100 stellt (nach Bowring, wenn wir nicht irren, wie 1 zu 3). Die Sterblichkeit hat bei dem Fabrikwesen in England ungeheuer abgenommen und der Arbeiter in der Fabrik wird so alt wie der auf dem Lande. Im J. 1801 betrug die Bevölkerung in runder Summe 14 Millionen, 1831 schon 24 Mill.

Wiewol mehre englische Publicisten all diese Verhältnisse weniger günstig darzustellen versuchen, so wagen wir dennoch nicht, den ruhigen, unterrichteten und, was noch mehr, parteilosen Verf. zu widerlegen. Allein es drängen sich doch über das Schicksal Englands nicht zu unterdrückende Fragen bei dieser Gelegenheit auf. Muß ein Staat, dessen Industrie in einem so übermäßigen Verhältnisse zum Ackerbau steht, nicht vor jedem anhaltenden Conflict der Völker, der den Verkehr aufhebt, zittern? Wird die Entwickelung der materiellen Interessen gleichen Schritt halten mit der unermeßlichen und reißenden Vermehrung einer besitzlosen Bevölkerung? Wird England seine doch rohen Volksmassen, die nichts vermögen als Kinder zu zeugen und die Mühle zu drehen, hinreichend beschäftigen können, wenn die andern Völker auf allen Punkten der Welt mit der englischen Industrie concurrieren? Wird England nicht in Masse und von Staats wegen den Wanderstab ergreifen müssen, um einst die Unzahl seiner Proletarier los zu werden? Werden solche Maßregeln nicht mit den gewaltigsten Erschütterungen verbunden sein? Die Zukunft mag diese Fragen beantworten!

Der Verf. geht hierauf in die einzelnen Gegenstände der englischen Zollrolle ein und zeigt auf, daß der englische Handel bis in die neueste Zeit fortwährend mit riesigen Schritten gewachsen sei. Die Klagen über den Verfall des Verkehrs, die die Engländer selbst in Folge der Aufhebung von Monopolen und Prohibitiven erheben, erklärt er im Allgemeinen für ungegründet, sowie die Behauptung, daß man nur fortgesetzt unter dem Werthe verkaufe, um die Concurrenz auszuhalten und zu erdrücken. Allerdings gibt er mit vielen einsichtsvollen Engländern zu, daß bei der vermehrten Concurrenz, bei der großen Masse angehäufter Capitalien, der Gewinn nicht mehr so außerordentlich wie früher sein könne; daß ferner Mancher seit 1820 die mit fremdem Capitale unternommenen schwindelhaften Unternehmungen mit seinem und Anderer Sturze habe bezahlen müssen; daß aber auch bei dem gesunkenen Arbeitslohne, bei der Wohlfeilheit der Rohproducte, bei der Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse im Allgemeinen noch immer ein sicherer, wenn auch geringerer Gewinn aus Handel und Industrie zu ziehen sei. Besonders haben die Schiffseigenthümer über Verkürzung ihres Gewinns geklagt, als England einige Concurrenz anderer Nationen gestattete. Der Verf. macht nicht allein geltend, daß die Vortheile des freien Handels mit der Verminderung des einen Gewerbszweiges nicht gewogen werden können, sondern er beweist auch durch zuverlässige Zahlen, daß sich selbst die englische Schiffahrt, anstatt vermindert, nur noch mehr unter den neuesten Verhältnissen entwickelt habe. Aus der Menge interessanter statistischer Berichte heben wir Folgendes hervor: der englische Handel umfaßte 1688: 190,000 Tonnen; 1760: 549,000; 1790: 1,424,000; 1820: 1,968,000; 1830: 2,180,000 Tonnen. Im J. 1829 zählte England Dampfschiffe 241; Schottland 75; Irland 26; alle diese Zahlen sind in der neuesten Zeit ungemein gestiegen. Der Manufacturwerth der ausgeführten Waaren betrug im Durch-

schnitte der Jahre 1786—92: 14 Mill. Pf. St.; 1802—8: 22; 1815—19: 28; 1830: 55; 1839: 60 Mill. Pf. St.

Wir hätten hier wenigstens noch sollen einige Bemerkungen über das englische Armenwesen machen, über die ostindischen Colonien, das englische Gefängniß- und Gerichtswesen, über die Reise des Verf. nach Irland, nach Schottland, über den Zustand der englischen Gesellschaft in Sitte und Sittlichkeit — Gegenstände, die in diesen ersten beiden Bänden einer gründlichen und umfassenden Erörterung unterliegen; allein der beschränkte Raum gestattet uns dies nicht. Der Fleiß, die Umsicht und Principien, die wir soeben entwickelt haben und die aus der Wissenschaft erworben sind, bleiben auch in Behandlung dieser Gegenstände dieselben. Nur dies müssen wir noch sagen, daß der Verf. in seinen Schilderungen aus Irland dem englischen, auf sein altes Recht pochenden Particularismus einen Spiegel vorgehalten hat, aus welchem derselbe seine Schuld, seine Tyrannei und seine unwürdige Stellung zu den Foderungen europäischer Bildung und Humanität in sprechenden Zügen lesen kann. Mit der Beurtheilung des dritten Bandes werden wir besonders auf diesen Gegenstand zurückkommen. *)

A. Kurtzel.

Erklärung eines Hegel'schen Paradoxon. **)

Unter den vom Prof. Rosenkranz im „Königsberger Literaturblatt" veröffentlichten kritischen Xenien Hegel's befindet sich eines, welches so lautet: „Eine ganze Reihe Lokrer erhängte sich um spröder Knaben willen. Die griechische Knabenliebe ist noch wenig begriffen. Es liegt eine edle Verschmähung des Weibes darin und deutet darauf, daß ein Gott neu geboren werden sollte." Da nun dieser Satz von mehren Seiten angegriffen worden ist, so hat es Hr. Rosenkranz in Ansehung Hegel's für seine Pflicht gehalten, seine (Hegel's) Gedanken folgendermaßen zu erläutern: „Hegel will sagen, die griechische Knabenliebe kann nicht gemeine Sinnlichkeit gewesen sein, nicht, wie etwa bei den heutigen Türken, blos viehische Päderastie. Die Thatsache, daß man sich, wie jene Lokrer, sogar den Tod gab, wenn man nicht wieder geliebt ward, läßt sich mit bloßen Gelüsten nicht begreiflich machen. Nun wissen wir doch, daß bei den Griechen eigentlich nur der Mann wahrhaft gebildet, das Weib als Gattin von der allgemeinen Bildung ausgeschlossen war, bis es in der an sich unsittlichen Form der Hetäre auch in der Bildung den Männern sich gleichstellte. Wir wissen aus Platon's Dialogen und andern Schriften, daß der Liebende den Geliebten zur höchsten Gleichheit der Bildung mit sich heranzuziehen suchte. Liebhaber, Erast eines Jünglings zu sein, gerade eines recht schönen, talentvollen, wie Sokrates sich zum Alcibiades verhielt, war nicht blos nichts Schimpfliches, vielmehr Ehrenvolles. Erst später änderte sich dies und sing das Weib, wovon in der Pythagoräischen Schule die ersten Beispiele sich zeigen, dem Manne auch geistig zu genähen an. So lange wurde es verschmäht, auf edle Weise verschmäht, indem es bis dahin mehr nur dem sinnlichen Trieb des Mannes sich hinzugeben hatte. Dies deutet darauf hin, daß ein Gott neu geboren werden sollte. Das Christenthum schuf den Gedanken der von der Gewalt der Sinnlichkeit unbefleckten Mutter, welche den Menschen gebiert, der sich mit Gott Eines weiß. Das Christenthum stellt damit das Weib dem Manne gleich. Es emancipirte das Weib und vernichtete damit natürlich zugleich die antike Romantik der Knabenliebe."

Indem wir diese Erklärung des Hegel'schen Paradoxon hier mittheilen und es dem Leser anheimstellen, so viel Befriedigung als möglich daraus zu entnehmen, wollen wir nur noch ein paar kurze Bemerkungen über die griechische Knabenliebe hinzufügen. Daß jener unnatürliche Trieb bei vielen Griechen mit edlern Motiven gepaart war, ist noch nicht bezweifelt worden; auch daß die letztern bei Einzelnen vorherrschend gewesen, ist nicht unwahrscheinlich. Steht es darum minder fest, daß das Laster der Päderastie unter den Griechen einheimisch gewesen ist? Wäre die griechische Knabenliebe weiter nichts als eine edle Verschmähung des Weibes gewesen, so würde hierüber in der Sittengeschichte dieses Volks gar nichts Besonderes zu erwähnen sein; denn es ist bei allen civilisirten Nationen etwas ganz Natürliches und Allgemeines, daß der gebildete Mann mit einem talentvollen Jünglinge lieber umgehen mag als mit einem ungebildeten Weibe. Würde also die Knabenliebe als ein eigenthümliches Element des griechischen Lebens von gleichzeitigen Schriftstellern so stark hervorgehoben worden sein, wenn sie nichts anders gewesen wäre als eine geistige Liebe, die überall zu finden ist und in vielen Verhältnissen sich von selbst versteht? Halten wir uns nur an das in der obigen Erklärung angezogene Verhältniß des Erziehers zum Zögling; wird nicht (in allen Ländern und nicht blos in Griechenland) jeder Lehrer von Kopf und Herz mit Liebe zu einem begabten und wackern Schüler sich hingezogen fühlen, vorzüglich wenn das schöne und blühende Äußere des Jünglings einem edeln und lebendigen Innern entspricht? In tausend Fällen knüpft sich ein solches Band zwischen Mann und Jüngling, ohne daß auch nur im entferntesten ein Gelüste zur Päderastie hierdurch erregt werden müßte. Wie viele gebildete Männer sind nicht unter uns mit ungebildeten Frauen verheirathet und es ist ihnen gewiß nicht zu verargen, wenn sie ihr Verlangen nach geistigen Genüssen anderswo zu befriedigen suchen; sollte aber daraus folgen, daß sie zum Ehebruch oder gar zur Knabenliebe ihre Zuflucht nehmen müßten?

Die Bewunderung der Vorzüge, welche die Griechen auszeichneten, möge durch den Abscheu vor dem unter ihnen herrschenden unnatürlichen Laster nicht beeinträchtigt werden; dieses Laster aber wegleugnen oder durch eine edle Verschmähung des Weibes beschönigen zu wollen, ist nach unserm Erachten eine erfolglose Bemühung, wenn dabei auch noch so viel Geist und Scharfsinn aufgeboten würden. 20.

Literarische Notiz.

Wir haben der George Sand neulich einige Zeilen gewidmet und freuen uns, hier nachtragen zu können, daß von einer neuen, sehr wohlfeilen Ausgabe ihrer sämmtlichen Werke (à 3 Fr. 50 Cent.) bereits der erste Theil erschienen ist. Derselbe enthält „Indiana". Hr. Dingelstedt hat in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (unter dem Zeichen ***) ein Gesammtbild von der genialen Schriftstellerin geliefert, zu dem er einige wesentliche Züge aus dem kleinen Heftchen der „Galerie des contemporains" entlehnt hat. Die neue Ausgabe wird als „revue et corrigée" angekündigt. Es wäre in der That sehr wünschenswerth, wenn besonders einige sprachliche Nachlässigkeiten, die man der George Sand nicht mit Unrecht vorgeworfen hat, verwischt würden. Merkwürdigerweise hat sie mit Rousseau, dem sie in stylistischer Beziehung noch verwandt ist, auch Das gemein, daß sie, bei unendlicher Weichheit des Styls an und für sich, einem unaussprechlichen Reize in der Satzgliederung und einer seltenen Harmonie der einzelnen Theile einer Periode, doch der rein grammatikalischen Kritik viel zu schaffen gibt. 32.

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

**) Vergl. Nr. 148 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 217. — 5. August 1842.

Apologetische Studien.

Zweiter Artikel. *)

II. Alexander Jung.

Nehmen wir die „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen" von Dr. Alexander Jung (Danzig 1842) zum Gegenstand unserer heutigen Besprechung, so geschieht es, weil der Verf. derselben, wie wir, das dringende Bedürfen der Zeit an den nagenden Schmerzen der literarischen Welt zu fühlen, weil er heilend darauf einzuwirken sich vorgenommen zu haben scheint. In der That geht das so nothwendige Talent, Publicum zu sein, immer mehr in unserm Jahrhundert unter. Es bilden sich Parteien, es bilden sich Interessen, es bildet sich kein Publicum. Die Masse ist Publicum geworden, ein wildes, unverständiges, streitendes Publicum, das kein Urtheil haben, von keiner gediegenen Überzeugung geleitet werden kann. Der Dichter, der in dem Weh seiner Zeit das Tageslicht begrüßt, will verstanden, ermuntert, getragen werden; wie aber, wenn er statt Duldsamkeit Arroganz, statt Liebe Haß findet? Wer könnte wol den Schmerz des Verkanntseins, des Zweifels an sich selbst schildern, wenn das Keimende, rein Geistige, Emporstrebende mit roher Hand erfaßt, wenn es in das Nichts zurückgeschleudert wird, aus dem es erst eben leicht und lustig sich zur Gestalt emporzuringen suchte? Viele Kräfte sind auf diese Weise untergegangen, viele sind nicht zur Blüte gelangt. Das Bedürfniß eines verstehenden, wir möchten sagen eines verklärenden Publicums stellt sich immer mehr heraus. Was soll der Dichter in der That mit einer Masse beginnen, die untereinander wüthet, die an dem Heiligen wie an dem Profanen zerrt und die keinen Sinn für das Lächeln oder das Weinen, das Suchen oder das Finden, für das Anziehen oder Abstoßen der poetischen Naturen hat? Des Dichters Persönlichkeit will nicht allein spenden, sie will auch empfangen; sie will befruchtet, sie will unsterblich werden. Diese Unsterblichkeit geht nicht unmittelbar von ihm selbst aus, sie muß aus dem Publicum ihm entgegenstrahlen, sie muß von außen in ihn dringen. Durch dieses eindringende, erwärmende, beleuchtende, schaffende Princip erhält der Dichter seine Ergänzung; sie schmiegt sich an ihn, sie offenbart ihm die Zukunft. Daß wir ein solches Publicum nicht haben, ist um so beklagenswerther, als wir es bereits gehabt haben; man denke nur an die reichen Goldadern des vorigen Jahrhunderts, an die Bildungsgänge, durch die Dichter und Publicum sich zur Hingebung und zum Verständniß hindurchschlugen. Eben in dieser Elite der Gebildeten ward es dem Dichter leicht, eine ihm angemessene Form zu finden; sie wurde ihm nicht von constitutionellen Verfassungen, vom kölner Dombau oder dem hamburger Brandaltar, auf dem in diesem Augenblick mit Enthusiasmus die Welt opfert, von der unseligen Popularität aufgedrungen, die die Bergspitzen mit der ebenen Erde gleichtreten möchte, sondern er durfte sie frei wählen. Früher bot z. B. Hamburg Häuser, die dem Dichter das schützende Asyl seiner ersten Flugversuche wurden. Wohin aber ist Reimarus' Geist, wohin sind jene Kreise, welche die Bildung mit goldenem Griffel beschrieb, in denen die Muse, von weichen Händen getragen, sich frei bewegte, wohin endlich ist jene Zeit der Productivität geschwunden, die trotz dem Reichthum ihrer Fluten sicher war, das schützende Bette der Receptivität zu finden? Jetzt wälzen sich Dichterströme in Ebenen, reißen mit sich fremde unschöne Gegenstände fort und versanden jämmerlich, weil keine Tiefen mehr vorhanden, keine schützenden Ufer sie mehr aufzunehmen wissen.

Lessing und Klopstock schöpften ihren Muth, ihr Schaffungsvermögen, ihre Begeisterung aus der Liebe, die ihnen im Norden, im sonst sterilen Dänemark durch die Namen Schimmelmann und Bernstorff wurde. Das war ein Publicum, wie es Dichtern ziemt, das führte die Vermittelung herbei, das schuf den bindenden Mittelpunkt, ohne die der Humor, die gutmüthige Ironie, der Ernst und die Ausdauer nicht bestehen können. Zu diesem Publicum gehörten auch die zahlreichen Gönner des Hainbundes in Göttingen, der empfängliche Brennspiegel, der alle Strahlen aufnahm, der sich nach Pempelfort bei Düsseldorf erstreckte und selbst auf Goethe wirkte. Das Haus der Madame de la Roche in Offenbach, der Großmutter Bettinens, war wol geeignet, einen unserer größten Geister, wenn auch den kältesten, trotz des Kindes stürmender Liebe in seinen Nuancen zu entwickeln und ihm jene Weltform zu geben, die neben dem Gelehrten den Hof- und Staats-

*) Vgl. den ersten Artikel über Karl Gutzkow in Nr 87 und 88 d. Bl. D. Red.

mann merkwürdig modellirten. Dazu der Großherzog von Weimar, der sich tief in Dichternaturen einwühlte und trotz der glatten, marmorkalten Conversation Goethe's in ihm den Herrscher der Literatur, den Sieger über die Sprache anerkannte und würdigte. Wie vollständig, wie zwanglos bildeten sich Schiller, Goethe, Wieland und Herder; wie ungetrübt konnte sich der Genius in ihnen entfalten, wie lauschte die Nation, wie ermunternd wirkte das Publicum! Das Halbe, das Verschrobene war schnell hinweggeräumt; das Combinationsvermögen, die innere Glut, die das reine Jünglingsherz beben macht, die Schönheit, die Wahrheit öffneten ihre Schätze, sie kamen dem Dichter entgegen, sie opferten ihm, der sie verstand. Wer denkt hier nicht an solche Verehrer, wie Herbert in Steiermark, wie Merck in Darmstadt? (Sonderbar daß beide durch Selbstmord endeten!)

Die Stimmung des vorigen Jahrhunderts war also eine durchaus empfängliche. Sie steigerte die Begeisterung, sie zog die Dichter in die Masse, sie machte sie der Nation zu eigen. Zwar trauten sie sich selbst viel zu, aber aus dem Grunde verschmolzen sie sich auch mit dem Publicum, das ihnen würdig entgegentrat. Vielleicht wohnte ihnen auch ein Egoismus, namentlich Goethe'n inne, der nicht mehr zeitgemäß ist. Goethe konnte sich z. B. so vollkommen isoliren, daß er seine „Farbenlehre" in dem entscheidendsten Augenblick für Deutschland schrieb. Unbekümmert um das Todesröcheln um ihn, bauete er Schrift auf Schrift, Dichtung auf Dichtung, Forschung auf Forschung; ihm lag das Gedachte im Sinn, nicht das Geschehende, er stand auf der Zinne der Burg und über das Thal hinaus schweifte das Auge im Äther, der keine Begrenzung kennt, schweifte hinaus mit dem Styl, der sich selber Meister ist und der so großen Zauber übt, daß er das Wort zur Musik werden läßt.

Unsere jetzige Literatur ist aus den blutigen Zeitkämpfen, aus den ihnen folgenden Reflexionen über die Geschichte aus dem Leben hervorgegangen; sie hat einen andern, ja einen strengern Maßstab mitgebracht, ist aber zugleich eingeschüchtert worden durch die Zumuthungen, die über ihre Kräfte gingen. Das Journalgeschwätz, die politische Lyrik, die Schmeichelreden, die die Masse verlangt und die sie alltäglich durch tausend Organe honigsüß in sich saugt, haben ein Zerwürfniß hervorgebracht, das endlich gelöst werden muß. Wie Gervinus im Einzelnen, so stemmen sich die Professoren im Allgemeinen gegen das Neue oder ignoriren es gänzlich. Unser Publicum ist nun einmal schroff, es begreift nichts Werdendes; daher die dringend gewordene Aufgabe, eine strenge Sonderung einzuführen zwischen den Genießenden und Producirenden und dann sie vermittelnd wieder einander zuzuführen. Möchten geübte Federn apologetische Studien in unserm Sinne oder in dem lyrisch-enthusiastischen schreiben, in dem Jung die eben genannten Vorlesungen hielt. Der Vandalismus, der durch Menzel über die jetzige Epoche kam, würde einer edeln Gerechtigkeit oder einer würdigen Zurechtweisung Platz machen. Schmerzlich ist es, daß ein Mann wie Menzel, statt harmonische Bildung zu fördern, statt berichtend einzuschreiten, statt großartige Gesinnung zu pflegen, die schönsten Eigenthümlichkeiten zurückdrängte und sich einer unwürdigen Auslegung befleißigte, die wie ein schwarzer Fleck auf dem weißen Hautgewänder der Literatur haftet. Welche Probleme hätte er lösen können und welche Verwirrung hat er hervorgebracht! was hätte hier für die höchste Idee geschehen können und wie ist Alles verflacht in persönlichen Eitelkeiten, in unerklärlichen, lieblosen Mißverständnissen!

Jung sagt in der Vorrede zu seinen „Vorlesungen über die moderne Literatur", daß sein Standpunkt weder ein blos historischer noch ein blos philosophischer ist. Wir können mit der festesten Überzeugung hinzusetzen: Jung's Standpunkt ist der, der aus der Reinheit des Gemüths hervorgeht, wenn dieses in schöner Harmonie mit dem Verstande auf selbst gewähltem Wege dem Idealen zustrebt. Jung ist kein Philosoph, kein Historiker, ja wir müssen gestehen, kaum ein Kritiker; er ist die Realisirung jener Vollendung, wo die persönlichen Interessen aufhören, wo das Individuum sich auflöst im Weltgeiste, wo all die Myriaden Sonnenstäubchen die Gedanken sind, sich zusammenspinnen und eine Brücke bilden, die von der Erde in den Himmel führt.

Wenn wir ein Buch, gleichviel welchen Inhalts in die Hand nehmen, so drängt sich uns unwillkürlich der Wunsch auf, aus den Blättern heraus die Individualität des Verf. zu finden. Mit Jung zuerst durch die „Briefe über die neueste Literatur" (Hamburg 1837) bekannt, sprang uns seine Idealität in wunderbar sich kreuzenden Blitzen entgegen. Es ist in unserm tadelnden, alles in den Staub tretenden, in unserm kalt anatomisirenden Zeitalter nichts Kleines, das Reis des Enthusiasmus um junge Dichterschläfe schlingen; es ist nichts Geringes, sich eine selbständige Bahn zu brechen und da lobend aufzutreten, wo Andere das Verdienst unbarmherzig zerpflückt haben, wo die Leistungen wie verlorene Waffen auf Feldern liegen, wo nichts mehr beachtungswerth wird, weil Alles achtungslos ist. Zeigten die „Briefe über die neueste Literatur" die volle, zuweilen enthusiastische Anerkennung des Genies, sprach Jung auf eine fast weibliche Art seine Liebe aus, ließ er sich in seiner Bewunderung dahin bestimmen, vermittelnd zwischen Dichter und Nation aufzutreten, so finden wir denselben edeln, geläuterten Geist in seinen Vorlesungen wieder. Im Vorwort deutet er mit einigen scharfen Umrissen die Nothwendigkeit an, von dem Blendenden, Pikanten, sogenannten plastisch Schönen der Darstellung zum Einfachen zurückzukehren, durch das die Literatur zum Gemeingut, zum Nationalbesitz, ihrem nächsten Beruf, werde. Er entwirft alsdann ein Gemälde der modernen Literatur, indem er schnell die Stufenleitern der verschiedenen Epochen durchläuft, an Gleim, Uz, Kleist, Hölty, Ramler einige Lichter vorüberstreifen läßt und sich ausruhend bei Klopstock niederläßt, dem er Goethe und Schiller anreiht. Schwindelnd blickt er zu Goethe hinauf, dessen Geist sich ein eigen Denkmal setzte, unvermüstlicher als jene von Marmor, welche die via Appia zieren; entzückt lehnt er sich an Schiller,

dessen Wahrheitsgehalt sein Aufruf enthielt: unermüdet vorwärts! Allen gebornen Mitstrebern der Production entgegenzugehen, zu dem die Jahrhunderte das Fundament legen und das in der classischen Literaturperiode seine Ahnen verehren und ihnen wie dem, mit breitem Ästen himmelanstrebendem Stamm huldigen wird. Lustig führt alsdann Jung die Romantik als Festgeber vorüber, in denen, wie er sich ausdrückt, die Herren von Schlegel die Chapeaux d'honneurs abgäben. Minter, Undinen und Lucinden hätten getaumelt, ja sogar Genovefa's schmerzendreiche, heilige stille Wildniß sei nicht unbesucht geblieben. So wäre der Festzug durch märchenhafte Gegenden, unter Gesängen gezogen, bis endlich das Ganze in einem prächtigen Feuerwerk zu Ehren des deutschen Katholicismus in Görres und Friedrich von Schlegel in die Luft geflogen sei. Da trat, wie Jung sagt, ein bitterer Nachtfrost ein. Ein bedeutender Cyklus der Zeit war zu Ende; das kleine Gesträuch unterlag, nur Goethe ruhte wieder mit behaglicher Selbstzufriedenheit auf immergrünen Lorbern. Der literarischen Periode läßt Jung eine politische folgen. Körner, Schenkendorf und Arndt erhoben sich im Franzosenhaß, ohne zu bedenken, daß die Verfolgung Frevel wird, wenn das Unrecht gesühnt war. Menzel und Andere führten eine demokratische Reaction ein, von der allerdings nicht zu erwarten stand, daß sie bei Ersterm in patriotisch-pietistische Bigoterie sich verwandeln würde. In unserer Zeit spüre man den politischen Papieren des Tages, den Zeitungen, mehr noch als dem verborgenen Wirken der Ideen in ihrer Totalität nach, sagt Jung. Daß der Gährungsproceß früher im Auslande als in Deutschland vorgegangen sei, wäre übersehen worden, und doch seien die zwei Sterne Byron und Sand von äußerster Wichtigkeit für Deutschland, da sie zuerst dem Inhalte nach in das tiefe Bedürfniß der auch äußerlich darzustellenden Freiheit des Individuums, in die Unabhängigkeit desselben von jeder blos äußern Autorität eingedrungen wären. Jung stellt Hegel an die Spitze der neuern Literatur. Ein noch nie vernommener Ausdruck, sagt er, eine aus der Urtiefe des Genies plötzlich herausgeborene Wendung eröffnete uns die Aussicht in einen Himmel voll neuer Ideen, nie gesehener Gestirne und gab uns die Verheißung, das noch dem Geiste unerreichbare Jenseits zu einem durchaus Gegenwärtigen werden zu lassen. Man braucht wahrlich nicht Hegelianer zu sein, fährt Jung in seiner ersten Vorlesung fort, sondern nur mit unbefangener Einsicht der Gedankenarbeit jenes Denkers aufmerksam zu folgen, von da ab, wo er aus dem Hochgebirg der Schelling'schen Weltanschauung herkommt, wo er auf den Quellen der Naturphilosophie stattlich hervorgeht und bald auf stolzer, mächtig anbrandender Woge seine Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems einherträgt, bis dahin, wo er sich in sich zusammenreint und sich wieder aus sich ausläßt, ohne sich doch je zu verlieren, und sein eigener Ocean wird — um Hegel als einen den originellsten und umfassendsten, aus eigenster Kraft schaffenden und damit die Welt umgestaltenden Denker zu bezeichnen. Dasjenige Werk, durch welches Hegel sich gleich in seinem genialsten Individualität zu erkennen gab, war nach Jung's Ansicht die „Phänomenologie des Geistes". Es sollte dieser Name zu nichts Geringerem als zur Spitze der Vernunft, zum Absoluten führen. Hegel hab daher die bisherige Lage von einer organischen Entwickelung alles Geistesleben aus dem Gebiet der Fabel in das Reich der Wirklichkeit; es hätte ihm daran gelegen, sagt Jung, zu beweisen, daß die Wissenschaft dahin strebe den Menschen von seinem Ich unabhängig zu machen. Dann hebt Jung Hegel's Unmittelbarkeit hervor, eine Unmittelbarkeit, die Natur in der stärksten Bedeutung des Worts wäre. Hegel's Einfluß auf Deutschland habe sich zunächst von der „Phänomenologie" aus bis zur Julirevolution erstreckt, wo mit dieser ein zweites Stadium für das Moderne eingetreten sei. Repräsentanten der modernen Richtung der Hegel'schen Schule sind nach Jung's Ansicht: Strauß, Feuerbach, Vatke, Michelet, Frauenstädt, Bruno Bauer, Ruge und die „Deutschen Jahrbücher"; die classische Periode: Varnhagen von Ense, Mahel und Immermann. Jung nennt Varnhagen entschieden vornehm und erklärt durch diesen Aristokratismus die Angriffe, die dieser Schriftsteller erfuhr. Mahel gäbe eine Übersicht von der Fülle deutschen Idemlebens; Immermann hätte sich dermaßen von der neuen Zeit überrascht gefühlt, daß er mit der Jugend eine neue Jugend begonnen habe. Dies ist der Inhalt der ersten Vorlesung.

Die zweite beginnt wiederum mit Immermann. Jung räumt ihm so viel natürliche Energie und Schärfe des Verstandes ein, daß er meint, Immermann zeige nicht allein für das Leben eine außerordentliche Thatkraft, sondern auch für das dichterische Schaffen eine stets geschäftige Phantasie. Indessen, meint Jung, habe Immermann nicht ungestraft unter Palmen gewandelt. Shakspeare, Goethe und Tieck hätten auf ihn einen so gewaltigen Zauber ausgeübt, daß sie sein eigenes Schaffen von vornher vielfach gestört hätten. Er habe sich z. B. dem Kothurn des Britten untergeschnürt, aber es sei daraus nicht selten eine völlige Beschränkung und Verrenkung seiner eigenen Haltung, eine Künstlichkeit der Form entstanden, welche die deutsche Nation hätte fast lassen müssen. Dazu die Erinnerung an Goethe's wunderbare Einfachheit und Klarheit, welche die wunderbarsten Ingredienzien in seine dramatischen Schöpfungen brachte. Immermann habe offenbar an einer krankhaften Schwärmerei für Goethe und an einer zu hohen Meinung von sich selbst gelitten; seine energische Natur hätte ihn dem Leben zugedrängt, die dann zuletzt eine schöpferische Reaction gegen Goethe hervorgebracht. Immermann ward erst durch den Freiheitskrieg sein eigenes Wesen inne, doch hatte er sich nun einmal die Gleichgültigkeit der Nation zugezogen, was ihn zum nachhaltigen Zürnen reizte, bis endlich nach längerm Zürnen „Die Epigonen" erschienen. In den zweiten Abtheilung des „Münchhausen", im „Dorfschulzen", gewann Immermann die Liebe der Nation, sie nannte ihn mit Stolz einen Dichter. Immermann schien durchdrungen von der Nothwendigkeit, eine Vermittelung zwischen der

alten und jungen Literatur einzuführen, als der Tod seine Bestrebungen störte.

Die romantische Schule, fährt Jung in seiner zweiten Vorlesung fort, hat ihre Adepten in Bettina, in Sternberg, in Menzel. Bettina gehört, nach Jung, in die große Geisterfamilie der Novalis. Sie drücke neben Goethe fast allegorisch aus, wie wenig dieser mit all seinem Maß und seiner antiken Haltung es würde hindern können, daß die Romantiker vor seinen Augen ihre tolle Ausgelassenheit übten. In ihren Briefen habe sich Bettina und Goethe darin einen Tempel gebaut, wie wir solchen unter keinem andern Volke mehr fänden. Günderode sei jedoch die wahre Ergänzung Bettina's, die einzige, die sie je gefunden. Bettina sei nur aus der Natur selbst zu verstehen, sie sei der personificirte Instinct des Genies; sie durchliefe mit geisterhafter Blitzesschnelle die ganze Scala der Dinge; sie stürze sich in geheimnißvoller Nacht hinab in die wesenlose Tiefe und sei schon wieder hochoben und bespräche sich mit den Sternen. Eine andere Bewandniß als mit Bettina habe es mit der modernen Stellung des Hrn. v. Sternberg, fährt Jung zu berichten fort. Hr. v. Sternberg verdanke sie, wie Jung sagt, dem modernen Aristokratismus, den Pückler, Rumohr, de Lille*) und Frau v. Paalzow fortsetzen. Hr. v. Sternberg weise auf das Tiefste, Entfernteste hin, aber er tippe offenbar weltmännisch an Alles nur an. Seine „Fragmente aus dem Tagebuch eines Weltmannes", die eine hamburger Zeitschrift abdruckte, seien mit einer graciösklugen Ironie ausgestattet, seine Novelle „Lessing" hingegen dürfe wol kaum mehr genießbar sein. Eine nähere Beachtung verdiene der Fürst Pückler dadurch, weil er nach Jung's Ansicht die wahre Vornehmheit, nämlich die des Geistes besäße. Gleich sein erstes Werk leuchte im Brillantfeuer feinster Geselligkeit. Indem nun Jung in den weitern Verlauf des literarischen Lebens eindringt, geht er auf Menzel über. Menzel's kritische Überschätzung des Romantischen auf Kosten Goethe's und Hegel's habe ihn zuletzt um alle Freisinnigkeit, um alles höhere Motiv des Urtheils gebracht und ihn aus dem burschikosen Demokratismus in einen pietistischen Absolutismus geworfen. Daran reiht Jung Hauff, den Redacteur des „Morgenblatt". Er nennt ihn den Prosaiker des modernen Stillebens, er gäbe, sagt Jung, in schöner mäßiger Begrenzung ebenso belehrende als unterhaltende Darstellungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Soll wol de Lilly (E. v. Voerst) heißen?

Literarische Notiz.

Von John O'Neill, einem armen Handwerker, der eine Familie zu ernähren hat, erschien ein moralisch didaktisches Gedicht: „The drunkard", mit Illustrationen von G. Cruikshank. Es beweist sich in dieser Dichtung abermals, wie weit verbreitet der Äther der Poesie unter den Völkern britischer Zunge ist; denn obgleich dieses Gedicht an manchen Verstößen gegen Grammatik und Metrik leidet, hat es doch auch Stellen von wahrhaft poetischer Kraft und überhaupt jene Energie, jenes Pathos, womit fast nur der britische Dichter trockene didaktische Aufgaben zu behandeln weiß. In Deutschland hat sich die Poesie — wenn wir etwa einige süddeutsche Hergvölker ausnehmen wollen — fast ganz in die Gelehrtenstuben zurückgezogen; wir haben fast nur eine abgeleitete Poesie, welche wenig in das Leben der Nation hinein und aus demselben herausgreift; Uhland bleibt immer nur, trotz seiner vielen Auflagen, das Eigenthum der Gebildeten, Studirten und Studirenden und ist nicht, wie etwa Béranger, in Blut und Mark des Volks übergegangen; selbst so ganz unmittelbar aus dem Volke hervorgegangene Poesien, die, wie Reboul, in einer ausgeprägten Nationalität wurzeln und dadurch zugleich dem Gebildeten genießbar sind, werden bei uns stets eine Seltenheit, ja Unmöglichkeit bleiben, so lange unsere Nationalität sich nicht abschließt und rundet, so lange unsere Schulerziehung so formell bleibt, als sie wirklich ist, so lange wir noch eine exclusive Bildung, einen exclusiven Patriotismus und eine exclusive Religion — Strauß's Cultus des Genius — haben, so lange man das Volk nicht deutsch fühlen und denken, sondern höchstens seinen Namen halb leserlich schreiben lehrt und das Gesangbuch mehr noch als die Bibel fast als die einzige (sonntägliche) Quelle seiner Anschauungen gelten muß. Wir kehren zu O'Neill zurück. Das beklagenswerthe Weib des Trunkenbolds beschreibt der Poet als eine

Unselige, in deren Angesicht
Die Falte von des Gatten Schande spricht.
Wie blühte sie, vertrauend seinem Arm!
Wie ward sein Herz bei ihrem Anblick warm!
— — — — — — — —
Und nun so traur'ge Wandlung! Welk und matt
Der Schönheit Blume sich verloren hat.
Gebrochen ist sie von des Elends Hand,
Erloschen längst der Augen muntrer Brand.
— — — — — — — —
Sie hat den Kummer, er die Schuld allein,
In seinen Schiffbruch zog er sie hinein.

Doch lassen wir ihn in seinem ursprünglichen Englisch reden, da der pathetische Nachdruck des Englischen sich in einer fremden Sprache nur schwer wiedergeben läßt. Den Handel mit den spirituösen Giften schildernd und brandmarkend, ruft der Dichter mit großer Energie aus:

Oh dreadful traffic! mankind to thee owes
More than the tongue can tell of human woes:
They're sadly written in the Justice-halls;
They're written on the gloomy dungeon's walls;
They're written on the gibbet's warning staves;
They're written on the mad self-murderers' graves.

Noch theilen wir folgende mit nationaler Begeisterung geschriebene Stelle mit:

O Erin! oh, my country! to my heart
What bliss, what rapture does the thought impart,
That you have broken off the dire disgrace,
If not the first, the swiftest in the race.
Others by tens, or hundreds drawl along,
But Erin sees her millions nobly throng
To plant the holy standard, and to throw
The gauntlet of defiance at the foe —
To chase Intemperance and her train of ills
From her fair valleys and her verdant hills:
Purge the vile stain that long defiled her name,
And marked her offspring with a brand of shame.
Mathew, her second Patrick, mildly great,
Leads to the victory . . . . . .
Go on, then, blest Apostle, we to you
Owe greater victories than Waterloo!
Lead us propitious in the blissful road
Of virtue, honour, happiness and God,
Until the nations, wandering, shall behold
An „Isle of Saints", as Erin was of old.

L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 218. — 6. August 1842.

Apologetische Studien.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 217.)

Wie es im vorigen Jahrhunderte Männer waren wie Georg Forster, Bollmann u. s. w., welche um den Krater der Revolution standen, also sind es in neuester Zeit Börne, Heine, Spazier u. s. w., welche Paris anlockte. Jene Erscheinung, daß sich deutsche Schriftsteller bei den Franzosen so eingebürgert hätten, daß sie ihre Schriften von dort verbreiteten, bewiese, meint Jung, ein tieferes Verständniß, eine Aussöhnung beider Nationalcharaktere. Börne wäre offenbar am wirksamsten da gewesen, wo er noch allein gestanden habe. Überall entwickele sich bei ihm unwandelbarer Charakter, drastische Komik. Jung reiht nun Heine an Börne, wie er früher versucht war, Heine mit Hegel zusammenzustellen!! Jung setzt jedoch hinzu, Heine habe keine Ahnung von dem Universalismus des Christenthums, von der Macht seiner Ideen. Man könnte indeß Heine das Verdienst zugestehen, in neuester Zeit die große Bedeutung des Sinnlichen, des Realen herausgekehrt, ja, so zu sagen, entdeckt zu haben. In Jung's Augen bleibt Heine der große lyrische Dichter, der vortreffliche Prosaiker, indeß wären seine Productionen meist Engelsköpfe, die in Teufelsfratzen ausliefen. In seiner Schrift „Heine über Börne" habe er sich vor der Nation entwürdigt. Heine hätte die bedeutendsten Anlagen gehabt, gerade im Modernen ein Dichter und Prosaiker ersten Ranges zu werden, er hätte aber nichts davon in Anwendung gebracht. Es war traurig, daß man so Heine- und Hegeltrunken war, sagt Jung, man taumelte von einem Extrem ins andere, jedoch stellte sich der modernen Tendenz, die von Heine ausging, eine gesunde Richtung, wie sie Jung nennt, entgegen, oder diejenigen Schriftsteller, welche die modernen Ideen der Literatur zur weitern Entwickelung brachten.

Mit diesen Schriftstellern beginnt Jung seine dritte und letzte Vorlesung. Es ist schade um Laube, sagt er, schade, daß Laube so früh in Heine's Gesellschaft kommen mußte; er hat viel durch seine Hingebung an Heine eingebüßt. Nachahmen durfte er ihn, aber nicht auf Kosten des eigenen Talents; er ist eine Doppelnatur von Heine und Heinse, daher er eben jenen copirt und diesen edirt. Laube weiß oft nicht, wie er schreiben soll, um in den Ruf zu kommen: er habe seinen eigenen Styl. Die Ziererei übersteigt alle Grenze. Es ist die classische Form, der Laube nicht gewachsen ist, die ihn auf solche Irrwege zieht.

Jung nennt alsdann Mundt und Kühne zusammen als solche, die liebenswürdige Reflexionsgaben und jenen Ernst für die Vertiefung besitzen, die sie unabhängig von Heine machen. Mundt's und Kühne's, besonders von der Partei freigehaltene Kritiken scheinen Jung ihre Individualitäten am schönsten und vollendetsten wiederzugeben. Sie beweisen, sagt er, daß die moderne Kritik ins Sociale übergeht und eine Nationalliteratur vermittelt. Wenn Mundt sich auf die Erfindung einließe, so schweife er manchmal ins Unnatürliche, ins Widerliche, sowie Kühne aus der beabsichtigten Erfindung in ein wahrhaftes Labyrinth geistreichen Philosophirens und Abstrahirens fiele. Eine Hauptverirrung Mundt's wäre auch die, daß er zur Überschwenglichkeit kam und auf diese morsche Basis hin sein Buch „Kunst der deutschen Prosa" gründete. Sollen wir nun, fragt Jung, auch Wienbarg und Gutzkow zusammen aufführen? Wir glauben nicht, daß dieses in ihrem Sinn geschähe. Jung ist in Hinsicht auf Wienbarg fast schwankend, was er hervorheben soll, seine antidemokratische Natur oder seine schön ausgearbeitete Männlichkeit. Wienbarg habe wenig geschrieben, aber was er schriebe, sei gediegen, es sei die schöne Sinnlichkeit der Heine'schen Form. Seine Studien in Wissenschaft, in Kunst und Leben, sein Drang nach Volkserziehung hätten die „Ästhetischen Feldzüge" hervorgerufen.

Die beiden Hauptrichtungen unserer literarischen Entwickelung, die romantische und die moderne, fährt Jung fort zu berichten, lege sich aufs erfreulichste in Ludwig Tieck und in Karl Gutzkow dar. Es müsse der Kritik freigelassen werden, über einen außerordentlichen Schriftsteller ihre Gesammtansicht zu erkennen zu geben. Jung that dies bereits 1837, wo er zur Überzeugung gelangt war, daß Gutzkow ganz besonders Beruf habe, Angesichts der Nation das Moderne selbständig durchzuführen. Es gruppiren sich Gutzkow's Werke, wie das Jung geistreich herausstellt, in drei Abtheilungen. Die erste Periode ist die der leidenschaftlichsten Opposition gegen die bestehende Gewöhnlichkeit; sie ist dem Inhalt nach die kritisch-sarkastische. Das zweite Stadium ist dasjenige, in welchem der Dichter, nach tragischem Leiden, jene poetische Schwer-

muth blicken läßt, die eine Folge ungerechter Anklagen ist. Die dritte Periode ist endlich die, in der er jetzt noch steht, in welcher er sich durch seine dramatische Production der Nation zugewendet hat. Kein Mensch hätte weniger Beruf gehabt, das kühne Product des Zweifels, die „Wally", auch nur entfernt zu ahnen als Menzel. Daß man den tiefsten Zug und Drang, den religiösesten haben könne, daß Wally, die verrufene, die gedichtete, die wirkliche, Gott wohlgefälliger sein könnte als Tausende von Denen, die vor lauter Genuß der Welt nie dazu kommen, nach dem Urgrund der Welt liebend zu bangen und zu eifern, so weit, ruft Jung, reichte bei Menzel weder die Erfahrung, noch die Speculation, noch die Poesie. In der zweiten Periode Gutzkow's spräche „Seraphine" für das tiefe Gemüthsleben des Verf.; die dritte wende ihn den Bretern zu. Die Grundidee seines Dramas „Savage" ist die Unendlichkeit des Bedürfnisses der Mutterliebe. Wenn der Dichter sein eigenes Erleben bald in Savage, bald in Steele vorlege, wenn er uns vor Augen brächte, wie er, oft verkannt, oft verfolgt, immer wieder versuchend aufträte, um die Mutterliebe der Nation würbe, kindlich, uneigennützig lauschte, ob man ihn beachte — wer wolle das nicht liebenswürdig finden, wer nicht die religiöse Seite der Poesie erkennen, die an das Mutterherz der Nation strebe! Grade in Dem, was Wohlwollende mit Bedauern bemerkten, daß Gutzkow sich von seinen literarischen Genossen absondere, folge er der Nothwendigkeit seiner Individualität. Er bedürfe bei seiner Productionskraft eines unbekümmerten Bodens. Wenn man diesem Schriftsteller eine Stellung gäbe, mit diesen Worten schließt Jung seinen Bericht über Gutzkow, die eigentlich sein für die Darstellung der Öffentlichkeit des Völkerlebens eminenter Geist fodere, so würde man nur Vortheile daraus ziehen.

Seiner Verdienste um die deutsche Publicistik wegen hebt Jung Ruge hervor. Bei Ruge sei alles Folge der Begeisterung, die nichts bezweckt als den Fortschritt des Geistes; man müsse ihn als einen der tüchtigsten Geister des Zeitalters preisen, welcher der deutschen Freiheit und socialen Tendenz ein bleibendes Denkmal in seinen „Jahrbüchern" gesetzt habe. Jung streift nun leicht über Lewald's Erscheinung hinweg, dem er die Poesie der Conversation zugesteht, und wendet sich zu David Strauß als Demjenigen, der auf eine Katastrophe hinweise, die zugleich eine große positive Geburt sein würde, eine Geburt, die in Dem, was sie brächte, ganz entgegengesetzte Resultate als die von Strauß abwerfen würde. Wer aber wird der Heber dieses Schatzes sein, fragt Jung, ob Schelling? Er setzt große Hoffnungen auf Schelling, eben weil er sich so lange den Wirren der Parteien entzogen hat.

Jung schließt seine dritte und letzte Vorlesung mit der Betrachtung über den Verf. der „Transatlantischen Reiseskizzen", des „Kajütenbuchs" u. s. w., dessen Name noch unbekannt ist, den man aber einstweilen Seatsfield nennt. Jung gibt seinen Werken den Namen „Weltepen" (!), erstaunt über ihn, über seine Allwissenheit. Was er uns vorführe, das führe er uns so vor, daß wir es in jeder Lebensfaser hätten, gleichviel ob entsetzlich oder anmuthig. Die Religion sei dabei immer in einer so grandiosen Weltglorie gehalten, daß gegen diese Sonne kein pietistisch katholisirendes Klosterlicht mehr aufkomme.

(Der Beschluß folgt.)

Des Klempnergesellen G. Büttner Wanderungen durch einen Theil von Europa, Asien und Afrika in den Jahren 1835—40, bearbeitet von L. Zeidler. Mit einer xylographirten Ansicht von der Kapelle des heiligen Grabes. Zerbst, Römer. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Prude Salonmenschen und blasirte Literaten werden diese Schrift vielleicht als eine für sie zu ordinaire Kost verschmähen. Wer aber innigen Antheil nimmt an der erweiterten Ausbreitung wissenschaftlichen Interesses und wissenschaftlicher Bildung, wer im Stande ist, die Freude und die Lust am Dasein mitzugenießen, welche aus dem Herzen, wenn auch nur eines einfachen deutschen Handwerksburschen hervorsprudelt, der, auf weiter nichts gestützt als auf den goldenen Boden der Fertigkeiten, die er sich in seinem Berufe erworben und, großen Theils unter harten Entbehrungen, Mühsal und Beschwerden, in unverwüstlichem Reisehumor seinen Wanderstab nicht allein dahin richtet, wo nach seinen Verhältnissen glänzender Verdienst zu holen ist, sondern, von einem geistigen Bedürfnisse getrieben, solche Städte und Theile der Erde aufsucht, die jedem Freunde der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde als Zielpunkte des höchsten Interesses, großartiger Ahnungen und der Befriedigung religiöser Gefühle vorschweben: der wird für seine Humanität ein reichliches Genüge, für seinen Trieb nach Belehrung mannichfaltigen Stoff, er wird endlich für sein Verlangen nach Unterhaltung große Abwechselung in ernster und launiger Färbung finden. Hat hierzu auch die ergänzende, ordnende und stylistisch verbessernde Feder des Hrn. Zeidler nicht unwesentlich beigetragen, so gehört doch die Grundlage den Erlebnissen, Anschauungen, Beobachtungen und der ansprechenden Persönlichkeit des Verfassers an. Natürlich muß sich hier Vieles ganz anders spiegeln als bei Touristen aus Ständen, welche vermöge theils der bessern Schulbildung, theils der Begünstigungen der Stellung, der Empfehlungen oder des Geldes uns Dinge und Begegnisse, meist nur in stets sich wiederholender, endlich ermüdender Gestalt mitzutheilen im Stande sind, weil sie in der Regel alle in gleichartigen Ideen- und Gesellschaftskreisen sich bewegen. Die Schicksale des Verf. dagegen, welcher dem schlichten Stande der Handwerker angehört, werden dem Leser gar häufig eine ganz neue Welt von Zuständen erschließen und ihn um so mehr anziehen, als Hrn. Büttner's Wanderjahre von zahllosen wirklichen Abenteuern durchwebt sind und diese selbst stets mit humoristischem Hinwegsetzen über dieselben vorgetragen werden. Ja, selbst als ihm das vorderste Glied am Daumen der linken Hand, in Folge einer schlimmen Verwundung, die er sich beim Abschneiden eines Ölzweiges von einem Baume des heiligen Berges bei Jerusalem zugezogen, abgenommen wurde, kann er sich, neben vielen sehr begreiflichen Klagen, einmal doch nicht enthalten, dieses Unglück zur Zielscheibe seiner launigen Darstellung zu machen; da nämlich, als nach der Abnahme des Gliedes in Alexandrien, ein Hund dasselbe verschlang, ehe der Eigenthümer sich dessen versah.

Dies genüge zu unserer Charakteristik der Schrift. Die wesentlichsten Schauplätze des Buches aber, die Zwischentouren eingerechnet, sind: Zerbst, Berlin, Lübeck, Kopenhagen, Helsingfors, Petersburg, Moskau, Odessa, Konstantinopel, Syra, Athen, Alexandrien, Kairo, die Wüste, Jerusalem, Caiffa, Acre, Galacz, Bukarest, Kronstadt, Pesth, Wien, Prag, Dresden. Als Probe heben wir von S. 285 ꝛc. Folgendes aus und wünschen dem Buche die Ausbreitung und Anerkennung, welche es verdient:

„Wir zogen längs dem Meere (auf dem Wege von Caiffa nach Acre) und so nahe an der Küste, daß unsere Füße oft von des Meeres Wellen bespült wurden. Auf diesem, bis Acre vier Stunden weiten Wege sahen wir die Trümmer von sechs gescheiterten Schiffen, welche ein Sturm in den Ufersand getrieben hatte, ein eben nicht erfreulicher Anblick für uns, die wir uns bald auch dem trügerischen Meere übergeben wollten. Eine kleine halbe Stunde von Acre kamen wir an das Flüßchen Belus, an dessen Ufern das Glas erfunden worden sein soll. Da wir keine Brücke über demselben sahen, so mußten wir ihn bis an den Bauch im Wasser durchwaten. Es konnte 6 Uhr Abends sein, als wir das Thor von Acre erreichten. Harmlos wollten wir durch dasselbe in die Stadt einziehen, als wir von zwei mit langen Stöcken bewaffneten arabischen Männern aufgehalten und nach dem „Woher?" gefragt wurden. Auf unsere Antwort: „Von Jerusalem!" wichen dieselben schnell zurück und befahlen uns, als Pestverdächtige, den Weg, den wir gekommen seien, wieder zurückzugehen. Als wir uns dazu nicht verstehen wollten, warfen sie mit Steinen nach uns, von denen einer den Krakauer am Fuße verwundete. Darüber entrüstet, hob der riesige Lemberger einen Dreißigpfünder von der Erde und war eben im Begriff, damit einen jener Wächter mausetodt zu werfen, als wir ihn noch zu rechter Zeit besänftigten, voraussehend, daß wir dann erst recht den Kürzern ziehen würden. Dies mochten schon vorher unsere Eseltreiber vermuthet haben, denn kaum hatte das Steinbombardement begonnen, als sie auch schon unsere Sachen von ihren Thieren abwarfen und mit diesen das Weite suchten. Da nun die Araber sahen, daß sie uns nicht so leichten Kaufes los werden würden, nahmen sie uns mittels einer Zange die Päße ab, thaten selbige in einen Kasten und trugen sie so zum Nasir oder Statthalter. Nach einer halben Stunde kehrten sie damit zurück, begleitet von einem Juden als Dolmetscher. Dieser erklärte uns, daß wir, als von Jerusalem kommend, uns einer sechstägigen Contumaz unterwerfen müßten und dieserhalb, da kein Contumazgebäude eingerichtet sei, bis zum folgenden Tage, wo uns dann ein anderer Platz angewiesen werden würde, auf die Festungswerke geführt werden müßten. Hierauf geleitete uns ein Araber mit einem langen Stocke durch tiefen Sand, wo Menschenschädel, Esel- und Kameelgerippe als grausige Zeugen der letzten Erstürmung der Stadt durch Ibrahim Pascha noch umherlagen, nach dem angegebenen Orte. Hier brachten wir mit hungrigem Magen und mit, durch das Geheul der Schakale oft unterbrochenem Schlafe die Nacht zu, nach deren Verlauf wieder einer jener Araber erschien, um uns nochmals im Namen des Nasir die Päße abzufodern. Damit bald zurückkehrend, führte uns derselbe nun von den Festungswerken eine kolossale Treppe hinunter in den Festungsgraben, wo wir die sechstägige Contumaz abhalten sollten. Aus dem Festungsgraben führte eine kleine offene, aber mit einer Wache besetzte Pforte zu der Straße hinaus, von wo man nach dem einzigen Thore der Stadt nach der Landseite gelangte. So konnten wir sehen, was den ganzen Tag über in diesem Theile der Stadt für Verkehr war und waren so nicht von der tödtlichen Langeweile geplagt. Die uns nöthigen Lebensmittel, welche aus Eiern, Milch, Datteln und schlechtem Brot bestanden, holte man aus der Stadt, oder wir kauften selbige von vorüberziehenden Arabern, wo dann immer das Geld in ein zu diesem Behufe dastehendes Geschirr mit Wasser zur Reinigung geworfen wurde. Wir befanden uns kaum zwei Stunden in unserer neuen Contumaz, als einer von jenen Juden, die mit uns nach Tiberias gereist waren, vorüberging. Schnell riefen wir denselben an und erfuhren nun von ihm, daß unser Schneider, der uns von Caiffa voraus nach Acre geeilt war, sich in der Stadt befinde. Alsobald ließen wir unsern Reisegefährten herausholen und durch die Wächter fragen, warum man diesen in die Stadt gelassen habe, der doch unser Weggenosse gewesen und nur zwei Stunden eher angekommen sei? Die Wächter mußten ihren Fehler einsehen; denn sie sperrten sofort den Schneider auch zu uns und warfen ihm mit einem langen Stocke seine Sachen, die sie aus dem Kaffeehause, wo derselbe eingekehret war, geholt hatten, hinterher. Ungeachtet unserer mislichen Lage, mußten wir doch über unsern Schneider lachen, der wie ein Ende Zwirn aussah, das aus der Nadel entlaufen ist. Doch bald ermannte sich derselbe, nahm zähneknirschend sein Bündel auf den Rücken und ging mit den Worten: „So will ich doch lieber gehen, soweit mich meine Füße tragen, als hier so eingesperrt sitzen!" von dannen nach Caiffa zurück; und die Wächter wehrten ihm nicht. Er hatte das beste Theil erwählt; denn wir mit unserm Eigensinn mußten unter freiem Himmel und beim heftigsten Regen zwischen Menschenknochen, Kanonenkugeln und Kröten- und Eidechsengezücht liegen, das in Menge in den alten Festungsmauern sich aufhielt und des Nachts uns über das Gesicht kroch. Dafür lieferten wir demselben den Tag über mörderische Schlachten, sowie den ebenfalls scharenweise in den Mauern sich aufhaltenden Falken. Unter diesen Beschäftigungen vergingen allmälig die tödtlichen sechs Tage, und als der siebente anbrach, harrten wir mit Freude und Zuversicht der Befreiung. Doch ach! wir hatten uns geirrt. Denn bald ließ uns der Nasir sagen, daß hier keine Contumaz sei und daß wir hingehen sollten, wohin wir gekommen wären. Entrüstet über solche raffinirte Bosheit, hielten wir uns nun nicht mehr, sondern stürzten, den lemberger Kraftmann an der Spitze, durch die an der Pforte stehende Wache, welche wir bald warfen, und eilten nach dem Stadtthore zu, wo wir jedoch von Soldaten mit den Gewehrkolben wieder zurückgetrieben wurden. Diese Pufficene hatte eine Menge Zuschauer herbeigeführt, unter welchen ein Italiener war, dem wir wegen der erlittenen Behandlung zu dauern schienen; denn derselbe trat aus dem Haufen in einiger Entfernung zu uns und gab uns den Rath, daß wir eine, in einigen Tagen sich darbietende Schiffsgelegenheit nach Alexandrien benutzen sollten, wo wir dann gar nicht die Stadt zu berühren brauchten."

Ref. erwähnt nur kurz, daß unser Reisender mit seinen Gefährten diesen Vorschlag befolgte, und nachdem sich die Gesellschaft endlich dennoch gewaltsam durch die Wache durchgeschlagen, erlangte sie ihre Freiheit und kam nach einer Fahrt voll Mühsal und Beschwerden endlich in Alexandrien an. Um aber dem Leser noch eine Probe von des Verf. eigener Schreibart zu geben, möge nachstehende Stelle hier Platz finden (S. 149). Der Verf. ist auf der Straße von Moskau nach Odessa und benutzt in Mzensk eine kurze Rast, in einer Droschke die Straßen der Stadt zu durchfahren — „plötzlich steht das Pferd an einer Ecke, wo mehre Steine lagen, still und ist trotz aller Bemühung des Iswotschiks nicht fortzubringen, ungeduldig nehme ich die Peitsche und schlage auf das Pferd, welches nun seitwärts springt, stürzt und liegen bleibt. Jetzt stürzt sich der Iswotschik über mich her und verlangt sein Pferd bezahlt, zu ihm gesellen sich nun noch mehre Bartrussen, die sich über mich zu freuen schienen. Wiewol das Pferd nicht todt war, kam ich doch etwas in Verlegenheit, suchte mich nun so viel als möglich mit dem Kutscher zu einigen, um nur nicht vor den russischen Richter zu erscheinen. Nach langem Handeln sollte ich ihm endlich 4 Rubel Silber geben, wozu ich mich denn auch verstand, ohne das Pferd untersuchen zu lassen, würde auch gewiß nicht billiger weggekommen sein; das war eine kurze, aber auch die theuerste Fahrt in meinem Leben."

Victor Jacobi.

Demokratischer Almanach. Erster Jahrgang 1842. Paris.

Die demokratische Partei unter der polnischen Emigration gewinnt immer mehr die Oberhand, obgleich die Aristokratie und das Justemilieu die berühmtesten Männer in ihrer Mitte haben. Der Grund davon liegt sowol in der ganzen Richtung und dem Lebensprincipe Frankreichs, wo gegenwärtig der größte Theil der ausgewanderten Polen sich aufhält, als besonders in dem Umstande, daß die jüngere Generation, die

bereits ganz tüchtige Kräfte entwickelt hat, sich mit Vorliebe den volksthümlichen Ideen ergeben hat, während die Größen wie Mickiewicz, Lelewel, schon durch ihre Jahre und durch die mannichfaltigen Lebensverhältnisse behindert, sich von einer kräftigen, lebensfrischen Vertretung der Tendenzen der Emigration mehr zurückziehen. Vorliegendes Buch ist ein neuer Beweis, wie kräftig sich die Volkspartei bereits fühlt. Denn die Heftigkeit, mit der sie hier gegen Czartoryski und seine Partei sowie gegen Lelewel und die Brüsseler auftritt, zusammengehalten mit der männlichen Besonnenheit, wie sie die Demokraten seit einer Reihe von Jahren an den Tag gelegt haben, scheint uns fast zu verbürgen, die Volkspartei sei fest überzeugt und zweifle keineswegs, am Ende doch zu siegen.

Mehr als dadurch ist aber vorliegender Almanach durch seinen Inhalt wichtig und interessant. Haß gegen das Zarenthum, Aufrüttelung des Volks durch Erinnerungen an alte Gewaltthaten, Auffoderung zur Theilnahme und Anerkennung Polens von Seiten der andern Völker Europas sind die Grundideen, die aus jeder Zeile dieses Buchs widerhallen. Voran steht ein Kalender, worin Tag für Tag die Erinnerung an die ehemalige Größe und die jetzige Demüthigung Polens und die Ursachen der letztern durch kurze, aber schlagende Andeutungen der wichtigsten Momente der polnischen Geschichte mit den lebendigsten Farben ins Gedächtniß zurückgerufen wird. So z. B. „1582, 4. Jan., Schujski versucht durch Verrath sich Smolensks zu bemächtigen; 1773, 13. Jan., das Manifest über die Theilung Polens; 1831, 25. Jan., Act der Absetzung Nikolaus' vom polnischen Throne; 1833, 28. Jan., mörderisches Gemetzel der Preußen gegen die polnischen Krieger in Fischau; 1832, 24. Febr., Nikolaus' Ukas, der das Einfangen polnischer Kinder befiehlt; 1794, 24. März, Verkündigung des Aufstandes in Krakau unter Anführung Kosciuszko's" u. s. w. Hierauf folgen „Die wichtigsten Ereignisse in der Emigration vom Jahre 1831—41". In einer gedrängten Übersicht werden die hervorragendsten Facta ausgehoben und gezeigt, wie sofort im ersten Jahre nach der Auswanderung die Emigrirten in drei Parteien sich theilten, in die aristokratische, die demokratische und die gemäßigte, wie die demokratische einen immer größern Einfluß gewann, je fester sie sich der Aristokratie entgegenstellte. Nun folgen acht Actenstücke über die Emigration, und zwar: 1) Ferguson's Vortrag in der Sitzung des englischen Unterhauses vom 18. April 1832 zu Gunsten der Polen. 2) Protestation der polnischen demokratischen Gesellschaft gegen die Tractate von 1772—1815 über die Trennung Polens, vom 8. Mai. 1832. 3) Adresse der polnischen Flüchtlinge in Frankreich an das Unterhaus von Großbritannien und Irland vom 29. Mai 1832. 4) O'Connell's Rede im englischen Unterhause vom 28. Juni 1832 (für die Einheit des ganzen Polenreiches). 5) Die polnische demokratische Gesellschaft an die polnischen Krieger (Freigebung des Bauernstandes) vom 12. Sept. 1832. 6) Act der polnischen Flüchtlinge in Frankreich, öffentliche Erklärung ihrer unveränderlichen Absicht, vom 3. Oct. 1832. 7) Statuten des Emigrationscomité vom 22. Oct. 1832. 8) Vollmacht an Adam Czartoryski zum Verhandeln auf diplomatischem Wege. Hierauf kommt eine „Nachricht von den verschiedenen Gesellschaften unter den Emigrirten" über ihre Stärke, ihre Zwecke, Zeitschriften und andere Hülfsmittel. Dann erfährt man recht genaue Data über die Capitalien der Emigration, sowie genaue statistische Angaben über Zahl, die Beschäftigung, die Größe der Unterstützungen von Seiten der französischen Regierung, über die Wohnorte (nach den Departements) sowie die Anzahl der Gestorbenen von den Emigranten. Dann folgt eine genaue Übersicht aller wissenschaftlichen und belletristischen Schriften und Werke sowie der ehemals und jetzt noch erscheinenden periodischen Schriften, die von den Emigranten in polnischer Sprache ausgegeben wurden. Nachdem hierauf in einem „Rückblick auf die bisherige Wirksamkeit der Emigration" der Standpunkt, von welchem aus die demokratische Partei der Emigrirten wenigstens sich beurtheilt wissen will, allseitig festgesetzt und motivirt worden ist, folgen einige belletristische Beigaben, alle im Geiste des Demokratismus gehalten: „Die letzten Stunden Konarski's", „An die Moskowiter", „Polnische Wahrheiten", „Das Kloster von Krechtymirow", „Einzug der Östreicher in Lemberg", „Der schreckliche Schütze". J. P. Jordan.

Literarische Notizen.

Die Dante-Literatur ist um eine Nummer vermehrt; diese Nummer ist aber keine Niete. Chev. Artaud de Montor, bereits durch eine Übersetzung der drei ersten Gesänge von der „Göttlichen Komödie", sowie als Verfasser von „Macchiavel, son génie et ses erreurs" und von der „Histoire du pape Pie VII" rühmlichst bekannt, hat eine Biographie von Dante („Histoire de Dante", Paris 1842) herausgegeben. Schon eine oberflächliche Ansicht dieses Werks zeigt, wie umfassend die Studien waren, die der Verf. in Bezug auf seinen Gegenstand gemacht hat. Er hat Alles benutzt, was seit dem Verf. des „Decameron" — Boccaccio ist bekanntlich der erste Biograph von Dante — bis auf Balbo, dessen „Vita di Dante" zu Turin 1839 erschien, über den Sänger der „Göttlichen Komödie" geschrieben ist. Leider hat auch Artaud bei Dante überwiegend die politische Seite betrachtet, über die sich kaum etwas Neues sagen ließe. Die Verdienste Dante's sind, wie Delecluze, ein gründlicher Kenner der italienischen Literatur (z. B. in seiner trefflichen Arbeit über Dante in einem alten Jahrgange der „Revue des deux mondes", sowie in seiner Bearbeitung der „Vita nuova" von Dante) mit Recht bemerkt, seine ungeheuern Bemühungen zur Bildung der italienischen Sprache. Er hat mehr dafür gethan als Luther für die Formation der deutschen. Luther fand schon unendlich mehr Material vor, auf das er fußen konnte, während Dante im hohen Grade selbstschöpferisch zu Werke gehen mußte. In seinen poetischen Werken hat er vielleicht zuweilen einen harten Ausdruck, selbst einen Barbarismus mitunterlaufen lassen. Aber dies geschah stets, um einen berechneten Eindruck damit hervorzubringen. Man betrachte dagegen seine „Vita nuova", deren stylistischer Werth unermeßlich ist.

Die „Fragments politiques et littéraires de Louis Boerne, précédés d'une note par M. *Cormenin* et d'une notice biographique" (Paris 1842) sind, wie es heißt, von derselben Hand geordnet und herausgegeben, die dem Heine zur Sühne von Börne's Andenken die berühmte Ohrfeige gegeben hat oder gegeben haben soll. In der Auswahl der einzelnen Stücke ist der Herausgeber nicht sehr glücklich gewesen. Im Französischen, wo der Darstellung das eigenthümlich Pikante und Glitzernde fehlt, das Börne seinen Sachen zu geben weiß, nehmen sich seine Aufsätze sehr dürftig aus. Das Buch ist herausgegeben, um das Andenken Börne's bei den Franzosen wieder rege zu machen: wozu dann aber nichtssagende Artikel wie den über Gutzkow's „Wally" ihnen auftischen? Die französischen Kritiker, die sich bei dieser Gelegenheit wieder mit Börne befaßt haben, heben besonders das Zwitterhafte an ihm, der von sich selbst sagt „je suis autant Français qu'Allemand" hervor. Cormenin in seiner Vorbemerkung spricht von Börne's Bemühung, Deutschland und Frankreich zu nähern, mit beredten Worten. Er sagt von ihm: „Er liebte Frankreich wie seine zweite Heimat und zwar im Interesse seines natürlichen Vaterlandes", und anderswo: „Er hat daran gearbeitet, bei beiden Nationen die dunkle Idee von der nothwendigen Annäherung Frankreichs und Deutschlands, sei es auf feindlichem, sei es auf friedlichem Wege, zum Bewußtsein zu bringen." Auch Heine spreizt sich in seinem „De la France", das A. Michiels, nicht aber wie die augsburger „Allgemeine Zeitung" in einem Artikel sagte, Heine selbst ins Französische übersetzt hat, als Verkünder und Apostel dieser Idee. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 219. — 7. August 1842.

Apologetische Studien.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 218.)

Wir haben gesucht im Vorstehenden eine Übersicht der Jung'schen „Vorlesungen" zu geben, wir haben uns meist seiner eigenen Worte bedient, um ihm nichts von seinem enthusiastisch-idealisirenden Standpunkt zu rauben. Nun aber sei es uns auch vergönnt einige Irrthümer nachzuweisen, deren sich Jung durch jene Zerflossenheit schuldig macht, die wir bis jetzt nur an Frauen bemerkten, die aber das Wesen seines Wesens ist. Jung hat im reichen Maße die Empfindung des Schönen, sie wird bei ihm durch eine genaue Kenntniß einheimischer und fremder Literatur aufs Höchste gesteigert. Wir sind versucht, Jung einen ästhetischen, aber keinen philosophischen Geist zu nennen. Die Phrenologen würden unstreitig bei ihm bald eine große Idealität, aber keinen Bekämpfungstrieb, ein starkes Empfindungsvermögen, aber wenig Abstraction finden. Seine Gemüthlichkeit ist durchgehends durch Thatenschönheit bedingt, er selbst aber schwingt sich nur dann zu endlosen Räumen empor, wenn er von seinem Gegenstand durchdrungen, wenn er nachhaltig von ihm getragen wird. Daher ist eine gewisse Ermattung in seinem Styl, trotz aller Begeisterung, daher ein gewisser mangelnder Imperativ, trotz aller Wahl. Dem Buche fehlt die eigentliche Grundbestimmung der Literatur. So viele Mühe Jung sich gibt, den Ausdruck moderne Literatur zu erklären, so ist dieser doch kein anderer Begriff als Etwas, das der Mode unterworfen ist. Kann aber das Streben, dies Gesetz, diese vollste Herzader der Natur, kann das Streben modern sein? Wir müssen bei diesem Wort unwillkürlich an: modernes Kleid, moderner Kopfputz u. s. w. denken. Wie dies mit einer Literatur in Übereinstimmung bringen, in der sich die edelsten Kräfte der Nation regen. Was Jung modern nennt, ist nur neu; es wird Gehalt gewinnen, weil es Inhalt hat; es wird sich mit der Geschichte einigen, es wird den Kampf des Wesentlichen mit dem Unwesentlichen beurkunden. Modern ist vorübergehend, wird veralten, modern ist Rococo, modern liegt endlich als Staub in den Schubfächern unserer Großältern. Ein sich aus dem Samen entwickelnder Strauch kann Baum werden, Niemand aber wird ihn mit dem frivolen Wort modern bezeichnen, Niemand in ihm das Rococo von Künftig sehen.

Jung geht offenbar zu sehr von dem Interesse zur Philosophie, von einer zu enthusiastischen Vorliebe für Hegel aus. Die Poesie hat keinen oder doch nur einen geringen Zusammenhang mit der Philosophie. Die Philosophie stellt nicht unbedingt den Begriff der Schönheit dar, sie ist nicht der Duft, der zur Blüte gehört, sie ist höchstens der Nachtvogel, der sie umschwebt; Jung aber nimmt Hegel als den Stamm an, aus dem sich die blätter- und blütenreiche neue Literatur entwickelt hat. Diese Einseitigkeit ist seinen „Vorlesungen" um so nachtheiliger, als sie einen Widerspruch erweckt, der die freie Entfaltung des Gedankens hindert. Wir möchten ihm wol den Rath geben, statt von dem philosophischen Boden aus sich in die Wolken zu schwingen, statt durch willkürliche Raisonnements sich und seine Zuhörer irre zu leiten, lieber an irgend einen Dichter die Literatur anzuknüpfen als an Hegel, der nicht zu ihr gehört.

Daß Jung nur Die in seinen „Vorlesungen" berücksichtigt, deren Erscheinung sich mit der philosophischen Doctrin und mit Hegel in Verbindung setzen lassen, beweist, daß er sich als Hegelianer zu sehr enthusiasmirt. Die Poesie beruht mehr auf Lebensfrische, auf Behaglichkeit als auf Philosophie; Jung zersplittert sich, indem er sich concentrirt, er setzt den zerstörenden Wurm des Zweifels in die Blüten des Geistes, er wird ungerecht und einseitig gegen fast sämmtliche Gattungen der Poesie, insbesondere gegen die Dramatiker, die er kaum erwähnt, gegen die Romanliteratur und insbesondere gegen die lyrischen Dichter, die einen unleugbaren Fortschritt gethan haben, ist auch dieser Fortschritt von Vielen überschätzt worden. Alles, was auf Deutschland mit zerstörender Hand einstürzte, was seinen mittelalterlichen Bau zerstörte, was statt Leben nur Schutt gab, hat doch nicht vermocht, die neue Generation zurückzudrängen, die sich mit lieblichen Klängen ans Tageslicht wagt. Zwar haben wir eine Modepoesie, eine moderne Poesie, bei der das Wort angewendet ist, zwar liegen Freiligrath, Grün, Herwegh noch immer im Kampf mit einer unentwickelten, innerlichen Natur, zwar sind sie, statt erwärmt, nur erhitzt, geben Lichteffecte und kein Licht, produciren in fünf bis zehn Jahren ein oder zwei stattliche Bände, offenbaren

aber doch noch die Mysterien der Muse, ein Drängen nach dem Ungestalteten, Ungemessenen, das Gestalt und Maß erhalten soll, üben sich am Geklirr, nicht am Klang, nicht an der Uneigennützigkeit. Indessen sie sind da; keimend, andeutend, hindeutend, lagern sie am nationalen Strome, trinken an den Freiheitswassern, zeigen Kraft im Schaffen. Hält Jung nichts von ihnen, warum sprach er es nicht aus; legt er Werth auf sie, weshalb entwickelt er nicht seine uns wichtige Ansicht?

Jung hat eine Weichlichkeit, die uns bei aller Sympathie doch unangenehm berührt. In der übergroßen Sucht, nicht wehe zu thun, legt er zwar den Finger auf die Wunde, zieht ihn aber sofort wieder ängstlich zurück. So kommt es, daß er in seinem Sinn fürs Schöne Heine's Unschönheiten mit starken Worten rügt, gleich hinterdrein jedoch schickt er ein großes Lob. Heine verdient das nicht; er opfert keiner höhern Idee, er ist ein Lustigmacher, ein Bohrwurm, der die großen Dreimaster in den Grund ziehen möchte. Jung spricht von Heine's Styl; wir lassen ihm seinen Styl, wie wir das schön ausstaffirte Kleid einer Mumie, aus Ekel, sie zu berühren, lassen würden; wir halten aber Heine trotz seines Styls, seines Witzes für keine große Ehre der Nation. Heine hat keinen innern Zusammenhang, keine durchlebte Gemüthsgeschichte, er ist in keiner Verbindung mit dem Vaterlande, er hat keine poetische Freiheit, er hat nur gemeine Leidenschaften; er ist weder Jüngling, noch Mann, nicht einmal Greis, er ist eine Zwittergeburt mit Glacéhandschuhen, ein Etwas, das zwar geistreich, witzig, sprachfertig ist, aber das weder auf die heiligen Regungen der Sehnsucht noch auf ein deutsches Jugendleben gelauscht hat; er hat in allem die Kehrseite, in der Liebe die Sinnlichkeit, in der Sinnlichkeit die Unsittlichkeit erschöpft. Wären die deutschen Dichter zur Einheit gelangt, lebten sie im Bedürfen der Zeit, es würde ein Ehrengericht sich bilden und Heine würde an seiner glattpolirten pariser Thür das Citat der Feme, das Todesurtheil über sein Wirken finden.

Wir stellen Rahel mit Jung sehr hoch, wir bewundern die Unendlichkeit ihres Gedankenstoffs, die consequente Ausführung der Umrisse, die die Muse vor ihr in den Sand zeichnet, aber wir haben uns dennoch zuweilen von ihr wie von einem kalten Hauche angeweht gefühlt. Sie ist nicht die unmittelbare Offenbarung der Gottheit, wie solche Bettina zeigt, sie ist die mittelbare Denkerin, die abstracte, sich bewußte, sich bewundernde Grüblerin. Ihre Ideen sind ein goldenes Netz, in dem sie sich wohlgefällig bewegt, sie sind nicht die Himmelsleiter, auf der Bettina hinauf und hinunter schwebt. Desgleichen können wir auch nicht unbedingt in die Apologie des Fürsten Pückler einstimmen. Er scheint uns keineswegs in der Literatur Wurzel geschlagen zu haben, sie ist ihm Mittel, nicht Zweck, sie dient seinem beifallssüchtigen Wesen, aber sie ist ihm nicht die Heilige, der man das Schönste opfert. Pückler gehört der Gesellschaft, dem Genuß, nicht den selbstentäußernden Anstrengungen des Dichterlebens.

In seinem Urtheil über Mundt zeigt Jung von neuem die weiche Anlage seiner Kritik, das Bestreben, den Tadel durch das Lob, den Schlag durch das Streicheln wieder gut zu machen. Anders ist dieses mit Wienbarg, den er offenbar zu hoch stellt. Wienbarg hat zwar den besten Regungen des jungen Deutschlands gehört, er hat in den „Aesthetischen Feldzügen" seiner Zeit wichtige Keime eingepflanzt, aber er hat auch, wie ein träger Gärtner, die Saat nicht zu pflegen, sie nicht zu entwickeln gewußt. Mit einem Wort: Wienbarg ist begabt, er hätte Großes leisten können, aber er scheint dazu zu träge, zu thatenunlustig. Er hat der Nation nichts gegeben, er hat sie nur vorübergehend angeregt. Man nahm früher sein Schweigen für Charakter; seit einem Jahr hat er in den „Blättern der Börsenhalle" sein Schweigen gebrochen; wie schattenhaft bleibt sein jetziges Wirken hinter seinen frühern Versprechungen zurück!

Die Kürze, in welche die drei Vorlesungen sich gezwängt haben, so viel Stoff bei so vielem Zeitdrange, müssen Jung als Entschuldigung dienen, daß er in der Literatur noch keine Perspective in die Zukunft gezeigt hat. Wird eine neue Kunstperiode kommen, wird sich eine selbständige deutsche Literatur aus den vorliegenden Samenkörnern ziehen lassen? Die scharfe Fixirung der jetzigen Leistungen, namentlich die Kunst, zum Publicum zu gehören, die ausgebildet zu Resultaten führen könnte, wie das jetzige Zeitalter sie noch nicht leistet, wären Fragen, mit denen sich zuvörderst Deutschlands Literarhistoriker beschäftigen sollten; aus ihrer möglichen Beantwortung würde sich der Folgeschluß auf eine Epoche herausstellen, die das Individuelle mit dem Idealen, das Vaterländische mit dem Allgemeinen verbinden könnte. Jung's „Vorlesungen" haben keinen Schluß, oder haben sie einen, so ist er unrichtig, unbegreiflich. Er endet mit einer enthusiastischen Lobrede auf den Verf. der „Transatlantischen Reiseskizzen". Er bringt ihn gleichsam als Culminationspunkt auf die Höhen seiner Begeisterung, und dennoch ist dieser Schriftsteller, bei allem Talent eines gebildeten Dilettantismus, nichts als Dilettant. Er hat keinen Beruf für die Literatur, er ist weder neu noch originell, er ist breit, formlos, kann weder anfangen noch enden, weder sich an das Eine noch an das Andere halten. Er kommt nicht über die Staffage hinaus, sie ist ihm wichtiger als die Idee. Eine Zeitfärbung konnte er gewinnen, aber keine Selbständigkeit; einen eigenthümlichen Schimmer konnte er sich aneignen, aber er gießt keine poetische, isolirende Tropfen in die Adern. Er ist nicht schöpferisch, nicht genial, er ist nur kunstreich, nur nachahmend. Wollte Jung von Seatsfield reden, warum redet er nicht auch von der Frederike Bremer, von den holländischen Romanen?

Schließlich fühlen wir uns gedrungen in Jung die vorherrschende christliche Idee anzuerkennen. Jung ist dem Gesetz der Moral hingegeben; er hat sich durch sie zum Adel der Seele, zu jener Aristokratie emporgeschwungen, die das Unreine von sich weist, die nur im Gewand des Schönen das Schöne findet. Das Reizende der Form wirkt unwiderstehlich auf ihn, er gibt sich harmlos dem süßesten Vertrauen, den schönsten Hoffnungen hin. Er

hat mit einem übergroßen Reichthum, mit einer Phantasiefülle zu kämpfen, die der Concentration bedarf. Er entzieht sich zwar nicht dem Schmerz der Gegenwart, aber er täuscht sich über ihn, indem er über ihn hinausstrebt. Unbedingt kindlich, hat er sich an die großartige Idee des Christenthums geschmiegt, sie ist die geistige Substanz, die ihn zu einem organischen Cultus drängt. Er sucht in der Philosophie, wo er in der Poesie, in der Poesie, wo er in der Philosophie finden sollte. Darin liegt sein Irrthum, der auf so viel Edles gebaut ist, daß er fast aufhört Irrthum zu sein, da er der Umweg zur Wahrheit, die Dämmerung, die zur Erkenntniß führt, ist. 54.

Skizzen über das pariser Kunstleben.

3. Die Sammlung Standish im Louvre.

Die Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen und Büchern, welche der reiche englische Kunstfreund, Hr. Frank Hall Standish, dem Könige der Franzosen vermachte, ist nun im Louvre aufgestellt, wo sie fünf Zimmer im zweiten Stock über dem Marine-Museum einnimmt. Der Katalog enthält 585 Nummern, wovon 244 auf die Bilder, 270 auf die Handzeichnungen und 71 auf die Kupferstiche aus den verschiedenen Schulen kommen. Die Italiener sind durch kein bedeutendes Werk vertreten; zwei als Mars und Venus dargestellte Figuren in einer Landschaft, von einem spätern Venezianer in der novellistisch-romantischen Weise des Giorgione aufgefaßt, gefielen mir sehr wohl durch den klaren, hellen Goldton des Fleisches und die sorgsame Ausführung. Unter den Gemälden, welche die Niederländer, Holländer und Deutschen beigesteuert, zeichnen sich am mehrsten aus: zwei Franz Snyders, das eine todtes Wild, Katzen, Affen und Früchte, das andere einen Korb mit Früchten und ein Gefäß mit Blumen darstellend, beide, besonders das erste, in der Composition reich, im Ton klar, in der geistreich breiten und dabei fleißigen Ausführung meisterhaft; eine Landschaft von Johann Heinrich Roos, in römischem Charakter gehalten und in stark gelbes Abendlicht getaucht, mit hübscher Staffage von Hirten und ruhendem Vieh belebt und mit großer Sauberkeit behandelt; eine Landschaft von Bartholomäus Breenberg, im Ton wie gewöhnlich etwas schwer und kalt, aber in der Zeichnung fein und in der Ausführung delicat; ein Guitarrespieler von dem jüngern Teniers, etwas trocken, aber fein tockirt. Merkwürdig ist ein jüngstes Gericht von Hieronymus Bosch, eine sehr reiche Composition, im Ganzen ein geschmackloses und sehr tolles Gewirr, das, wie alle Darstellungen dieses sehr eigenthümlichen und ganz absonderlichen Künstlers, aus einer höchst abenteuerlichen, stark verbrannten Phantasie hervorgegangen. Hin und wieder einige gute Motive, namentlich in dem obern Theile des Bildes, wo Gott Vater, von den himmlischen Heerscharen umgeben, zu Gericht sitzt; unten ist die Hölle, darin die armen Seelen von grausigen, schlangenartig bunten Ungeheuern mit kolossalen Fühlhörnern, an denen Bierkrüge hängen, aufs unerhörteste gepeinigt werden. Bei allem Tollen und Unsinnigen aber muß man über die Erfindsamkeit des Künstlers in der Erschaffung der fabelhaftesten Unthiere und Creaturen erstaunen: Humor ist freilich keiner darin und das Ganze ein vollkommenes Traumgebilde, das mit schwachem Formenverständniß, aber mit merkwürdiger Farbenglut gestaltet ist. Von nicht geringem Interesse ist ferner das Portrait eines Mannes im Barett und schwarzen Kleide, welcher in der Rechten einen Handschuh, in der Linken eine Rose hält. Hinsichtlich der schlichten, einfachen Auffassung hat dieses hier der Schule von Holbein beigemessene Portrait viel Verwandtschaft zu der niederländisch-deutschen Art; doch scheint mir der stumpfe Ton des Fleisches und der weniger geistreiche, sehr platte Bezug auf die französische Schule des Jean Fouquet oder auf François Clouet hinzudeuten. Was mich in dieser Vermuthung bestärkt, ist die Inschrift 1. DE MEVN; wahrscheinlich soll demnach wol der Fortsetzer des 1240 von Guillaume de Lorris angefangenen Romans von der Rose hier abconterfeit sein. Jean de Meun, Cloginet (der Hinkende) genannt, vollendete bekanntlich dieses allegorische Gedicht 1280; das in Rede stehende Bildniß kann daher nicht wohl nach dem Leben, sondern nur aus dem Gedächtniß gemalt sein; die obenerwähnte Inschrift und die Rose in der Linken sagen uns aber deutlich, mit wem wir es zu thun haben. Ein hier einem unbekannten niederländischen Meister gegebenes weibliches Portrait in halber Figur und mit der Aufschrift Aetatis suae 18 — 1533 — kommt mir in der anspruchslosen, wahren Auffassung, in der genauen Ausführung und der schwachen Farbe des Fleisches ebenfalls mit der französischen Schule des Clouet überein. Dem Lukas van Leyden hat man eine wüste Anbetung der Könige mit widrigen Fratzengesichtern aufgebürdet, wo weiter nichts als die meisterhafte Technik und die sorgfältige Behandlung der Stoffe und Beiwerke an die alten Niederländer erinnert. Die spanische Schule ist am reichsten besetzt, jedoch steht der Gehalt der vorhandenen Bilder keineswegs in Verhältniß mit der Menge. Als die erheblichsten Stücke machen sich bemerklich von Murillo: drei Heilige, die auf einem über dem Wasser ausgebreiteten Mantel an einem fremden Gestade landen, eine Composition von sechs lebensgroßen Figuren, aus der entschieden naturalistischen Epoche des Meisters und in der Weise seiner Betteljungen aufgefaßt, von denen er auch hier im Mittelgrunde drei köstliche Exemplare angebracht hat, in den Formen bestimmter, in der Farbe weniger weich und klar als in seinen Bildern aus späterer Zeit, in Ausführung und Impasto trefflich, im Ausdruck der Köpfe prosaisch naturwahr; das Bildniß seiner siebenundachtzigjährigen Mutter, 1673 gemalt, ebenfalls in ganz naturalistischer Weise aufgefaßt, breit und meisterlich sehr stark impastirt und mit seltener Virtuosität in allen Theilen behandelt; ein Johannes der Evangelist von portraitartigem Charakter, die Schatten etwas dunkel, der Kopf aber in warmer, leuchtender Farbe trefflich impastirt und das Ganze mit breitem, sicherm Pinsel vorgetragen; von Velasquez: eine Verkündigung der Hirten, aus der frühern Zeit des Meisters, in den Charakteren ungemein naturwahr, in der Färbung dagegen noch schwer und dunkel, in den Schatten schwarz, im Impasto sehr solid; der Infant Don Balthasar Carlos, Sohn Philipp's IV., in dem nur dem Velasquez eigenen hellen, klaren und doch satten Ton, weich und zugleich frei mit flüssigem Pinsel vorgetragen; ein Betteljunge, der in eine Wassermelone beißt, echt spanisch in Charakter und Malerei, doch schwer braun im Gesammtton, und wenn von Velasquez, wol aus früher Zeit und merkwürdig als augenscheinlicher Beleg, wie sehr Velasquez in solchen Gegenständen das Vorbild des Murillo gewesen ist. Außerdem werden dem Murillo noch zwölf, dem Velasquez noch drei, dem Morales im Ganzen zwei, dem Herrera el Viejo drei, dem Zurbaran elf Bilder beigemessen, welche mir theils unbedeutend, theils alte Wiederholungen, einige auch ursprünglich von andern Meistern zu sein scheinen. Zuletzt erwähne ich aus der spanischen Schule noch das Portrait eines Kindes, ein Brustbild von einem unbekannten Meister, welches sehr fein und wahr aufgefaßt, sehr genau nach der Natur durchgebildet und schön colorirt ist. Aus der französischen Schule sind einige recht hübsche Bilder da: eine Landschaft von Watteau mit italienischen Masken, von graziöser Feinheit und angenehmer Färbung; vier Allegorien der Malerei, Bildhauerei, Architektur und Musik, als vier verschiedene Kindergruppen darstellend, die Akte zeichnen, Steine behauen, Risse besprechen, musiciren u. s. w. Im Ganzen manierirt, aber mitunter recht naiv aufgefaßt und in einer klaren, blühenden, wenngleich geschminkten Färbung weich und fleißig ausgeführt, haben diese vier Bilder höchst vorzüglich ihren Zweck als Zimmerdecoration im ehemaligen Schloß von Bellevue erfüllt. Ein Dorfjahr-

markt von dem erst 1829 verstorbenen Dumarne ist zwar überladen in der Composition, aber voll glücklicher Motive und sehr sorgsam in einem klaren, warmen Tone durchgebildet. Die englische Schule ist durch ein wahr und fleißig ausgeführtes männliches Portrait von Gainsborough, durch eine Landschaft im Poussin'schen Styl von Wilson und verschiedene Architekturstücke von Roberts repräsentirt, unter welchen letztern die Helenenkirche zu Bethlehem und das Innere der Moschee von Cordova durch die große Bravour und Sicherheit der Behandlung hervorstechen. Unter den Handzeichnungen rühren die meisten von spanischen und italienischen Meistern aus der Epoche des Verfalls her, andere sind ungewissen Ursprungs. Seltenes ist nicht vorhanden; das Wichtigste ist eine in schwarzer Kreide gezeichnete und mit Weiß gehöhete italienische Mahlzeit von Watteau, eine Composition von 18 Figuren in dem Garten einer Villa, höchst anziehend durch die leichte, geistreiche Flüchtigkeit, womit Alles hingespiegelt, und durch die eigenthümliche Naivetät und Unaffectirtheit, womit die feine Koketterie, die galante Tournure, die zierliche Lüge des vornehmen Lebens jener Zeit von Seiten des Künstlers aufgefaßt ist. Von größtem Interesse und meines Erachtens der werthvollste Besitz der ganzen Sammlung sind die ansprechenden Blätter der größten alten Kupferstecher, eines Marcanton, Dürer, Lukas Kranach, Aldegrever, Rembrandt, J. Vischer u. A. in den gewähltesten, köstlichsten Abdrücken, unter denen mir namentlich die Marter des heiligen Lorenz nach Baccio Bandinelli von Marcanton, der heilige Christoph von Dürer, die Heuscheune und die Landschaft mit den drei Bäumen von Rembrandt als einzig schön und fleckenlos aufgefallen sind. Schade, daß diese vorzüglichen Stiche theilweise zu hoch, theilweise in Winkeln zwischen Bücherschränken eingeklemmt hängen, sodaß Einem der volle Genuß geschmälert wird. Ebenso unvortheilhaft sind übrigens die Bilder aufgestellt; anstatt dieselben ein wenig zu neigen, hat man sie lothrecht wider die Wand aufgehängt, und zwar in durch gewöhnliche Fenster beleuchteten Zimmern von mäßiger Größe, sodaß die Reflexe entweder nur eine höchst ungünstige oder gar keine Betrachtung zulassen. 44.

Literarische Notizen.

Villemain, der sicher mehr ist als ein bloßer Rhetor, wie ihn die radicalen Blätter nennen, hat vor kurzem eine Rede in der pariser Geographischen Gesellschaft gehalten, die wol verdient mit einigen Worten erwähnt zu werden. Es ist Sitte, daß in dieser Gesellschaft der Minister des Unterrichts, welcher Präsidentenstelle vertritt, alle halbe Jahre einen kurzen Bericht über die Leistungen der einzelnen Mitglieder erstattet. Villemain spricht nun in dieser Rede von den Werken, die von der Gesellschaft zur Herausgabe vorbereitet sind, zollt aber zuvor mit einigen würdigen Worten mehren hingeschiedenen Theilnehmern an der gemeinsamen Forschung einen Tribut der Trauer. Wir wollen einen Augenblick bei dieser schwerzlichen Einleitung verweilen. Die Zeitungen haben bereits mitgetheilt, daß der verdiente Dumont d'Urville zu den Unglücklichen gehört, die am 8. Mai auf der versailler Eisenbahn als Opfer der Flammen umgekommen sind. Der Minister läßt dem Andenken des verdienten, genialen Reisenden, dessen Namen in der Geschichte der Entdeckungsreisen unvergänglich strahlen wird, Gerechtigkeit widerfahren, gibt aber dann zu gleicher Zeit die Versicherung, daß Maßregeln zur Herausgabe der Papiere, die Dumont d'Urville hinterlassen hat, getroffen seien. Es wird sodann erwähnt, welchen Verlust die Wissenschaften in dem jungen, hoffnungsvollen Sohne des berühmten Reisenden erlitten haben. Schreiber dieser Zeilen hat Gelegenheit gehabt, die liebenswürdige Familie des Admirals in verschiedenen Gesellschaften zu sehen, und hat sich nicht enthalten können, die seltenen Kenntnisse und das gesunde Urtheil des vierzehnjährigen Knaben zu bewundern. Noch so jung an Jahren, verstand er die schwierigsten Sprachen Asiens und sprach den größten Theil der europäischen mit der größten Geläufigkeit. Er hatte bereits im neunten Jahre, wie von den Zeitungen versichert wird, einen Theil von Confucius aus dem Chinesischen übersetzt. Der Berichterstatter erwähnt noch eines Verlustes, den die Geographische Gesellschaft und die Wissenschaften im Allgemeinen durch den Tod des Gelehrten Nestor l'Hôte erlitten haben. Von den großartigen Arbeiten Champollion's begeistert und angetrieben, ließ dieser verdienstvolle Gelehrte nicht nach, bis er ganz in die geheimnißvolle Wissenschaft vom ägyptischen Alterthume eingeweiht war. Mehre Male hatte er die Ufer des Nil besucht und wichtige Beobachtungen und Sammlungen mitgebracht, obschon er das Unglück gehabt hatte, einen Theil derselben bei seiner Überfahrt zu verlieren. Er hatte zwar bereits einen Theil seiner Studien veröffentlicht, war jedoch gerade als der Tod ihn abrief beschäftigt mit der Ordnung und Herausgabe eines wichtigen archäologischen Werks, das hoffentlich für die Wissenschaft nicht verloren sein wird. Villemain erwähnt noch eines andern Todten, dessen Namen weniger bekannt ist, obgleich seine Talente sowie seine Leistungen gewiß nicht spurlos vergessen sein dürften. Der Baron Eostaz, der Bonaparte auf seinem glänzenden Feldzuge begleitet hatte, seit 15 Jahren aber den Posten eines französischen Consuls in Lima bekleidete, hat von Amerika aus eine Reihe wichtiger Denkschriften an die Geographische Gesellschaft gerichtet, die von hohem Interesse für die Kenntniß Südamerikas sein sollen. Er schickte sich, wenn wir nicht irren, an nach Frankreich zu kommen, um die Herausgabe eines umfassenden Werks zu betreiben. Unter den Schriften, deren Erscheinen der Bericht Villemain's in Aussicht stellt, heben wir die ausgedehnten Arbeiten von Calery aus, die zum Theil bereits in Macao gedruckt sind, die aber gegenwärtig erweitert und verbessert in Paris aufs neue herausgegeben werden sollen. Diese großartigen Werke, die ein neues Licht auf die Geographie und Literatur von China werfen, werden sich würdig an die Arbeiten Amiot's und Bouvet's anschließen.

Wir müssen der Beendigung eines großartigen Werks Erwähnung thun, das in der Geschichte der Paläographie Epoche machen wird. Es ist soeben von der „Paléographie universelle. Collection de facsimiles, d'écritures de tous les pays et de tous les siècles par *Silvestre*, texte par *Champollion-Figeac* et *Aimé Champollion* fils", die letzte Lieferung herausgekommen, die den vierten Band schließt. Dieses Werk enthält über 300 Kupfertafeln und sein Text steht gewiß der artistischen Ausstattung nicht nach. Außer den beiden genannten Gelehrten, die den Text verfaßt haben, sind noch von verschiedenen namhaften Gelehrten einzelne Beiträge zur Verfügung der Herausgeber gestellt. So hat unser Landsmann Hase, der in Frankreich würdig die umfassende, deutsche Gelehrsamkeit, leider aber in seinen Vorlesungen an der Ecole des langues orientales vivantes auch die deutsche Katheder-Pedanterie repräsentirt, einige werthvolle Bemerkungen zu diesem Werke beigesteuert. 32.

Literarische Anzeige.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dante Alighieri's Lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegiesser** und **K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

——, **Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **K. Förster.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Vorstehende zwei Werke gehören zu einer „**Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes**", deren einzelne Bände unter besondern Titeln einzeln zu haben sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 220. — 8. August 1842.

Der neue Pitaval. Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von Ed. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Idee einer solchen umfassenden Sammlung ist gewiß eine glückliche, die auch im größern Publicum Anklang finden wird, da ja das Düstere und Schauerliche immer eine besondere Anziehungskraft übt. Wenn das Buch auch zunächst der Unterhaltung gewidmet, bleibt doch auch das psychologische Interesse nicht unbefriedigt. Einen eigenthümlichen Werth wird bei zweckmäßiger Auswahl der Fälle nach den verschiedenen Nationen das Werk dadurch haben, daß es eine Art sittengeschichtlicher Übersicht darbietet. Mit Recht ist des ehemaligen pariser Parlaments-Advocaten Gayot de Pitaval Name dem Buche vorgestellt, da seine „Causes célèbres" (22 Bände, Haag 1733) einst von europäischen Rufe waren, den Pitaval durch eine im Ganzen zweckmäßige Auswahl auch wol verdient hat. Daß so ausgezeichnete Schriftsteller wie die Herausgeber nicht seinen weitschweifigen und verworrenen Styl zum Muster genommen, ist natürlich; doch scheint das im Vorwort ausgesprochene Urtheil, auch in der deutschen Bearbeitung könne nur ein Jurist und dieser nur mit Anstrengung durch den Wust sich durcharbeiten, ein zu hartes. Schon der Erfolg, den Pitaval gehabt hat, widerspricht dem; als Beispiel einer nicht so schlecht erzählten Geschichte kann gleich der im vorliegenden Buche aus den „Causes célèbres" aufgenommene „Falsche Martin Guerre" angeführt werden. Noch erklären sich die Herausgeber in der Zeitbegrenzung mit Pitaval einverstanden, dessen früheste Fälle bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts zurückgehen. Nach dem von den Herausgebern aufgestellten richtigen Grundsatze, daß in diesem der Gegenwart bestimmten Werke nur Empfindungen und Situationen zu bringen seien, die der gegenwärtigen Generation verständlich, scheint dieser Zeitpunkt bei den dem europäischen Bildungskreise angehörenden Völkern im Ganzen ein angemessener, obwol bei einzelnen Völkern theils früher, theils später anzufangen sein dürfte; bei den Russen z. B. würde, dieser Bestimmung zufolge, wol nicht vor Peter dem Großen anzufangen sein, bei türkischer Justiz machen die Jahrhunderte keinen Unterschied, der Proceß von Damaskus von 1840 hätte sich 1440 genau so ereignen können. Ausgenommen vom Plan des Werks sind Hochverraths- und Verschwörungsgeschichten, überhaupt solche, welche der Politik angehören und in der allgemeinen Geschichte ihren Platz finden.

Die Ausarbeitung der einzelnen Fälle ist im vorliegenden Bande nur vom zweiten Herausgeber. Den Anfang der einzelnen Criminalgeschichten macht „Karl Ludwig Sand". Ref. kann nicht umhin über diese Wahl seine Verwunderung zu äußern; allerdings ist es ein Fall von doppelt hohem Interesse, dem psychologischen und dem sittengeschichtlichen, denn wie die That auch isolirt steht, so ist doch die ganze Erscheinung in dem Vereine von frommem Kindesglauben mit fanatischer Willenskraft, von einer jedes andere Interesse vernichtenden Begeisterung für das Vaterland, bei gänzlicher Unkenntniß der Verhältnisse und Zustände desselben, nur dieser Periode eigenthümlich. Für einen Pitaval des 19. Jahrhunderts wird Sand's Geschichte ein Kleinod sein. Doch der Jetztwelt hätten wir sie noch bekannt genug gehalten, auch fehlt es nicht an erschöpfenden und leicht zugänglichen Darstellungen. Auch darin können wir nicht mit dem Herausgeber übereinstimmen, daß im Urtheile über die That im Verlaufe der Zeit eine so große Veränderung vorgegangen. Auch 1819 erkannte das deutsche Volk die That für ein durch beklagenswerthen Irrwahn erzeugtes Verbrechen; jene Begeisterung aber, die dazu treibt, für das als Recht Erkannte Alles zum Opfer zu bringen, wird man auch 1842 noch groß und edel nennen; nur in dieser Beziehung ward wol Sand's Handlung ein „schönes Zeichen der Zeit" genannt. Als sehr charakteristisch für damalige Ansichten ist in Erinnerung zu bringen „Kotzebue's Leben nach seinen Schriften und authentischen Mittheilungen dargestellt", von F. Cramer (Leipzig 1820). Der Herausgeber ist mit Recht im Ganzen der Jarcke'schen Darstellung gefolgt, dessen Insinuationen betreffenden Orts zurückweisend. Hinweggewünscht hätten wir nur den Versuch, Zweifel zu erregen, ob Sand wirklich sich selbst zu tödten beabsichtigt oder an Flucht gedacht habe? Dafür ist eine einzige Stelle in dem unter der Aufschrift „An meine Freunde deutschen Sinnes in Jena" daselbst zurückgelassenen Schreiben. Es ist dasselbe, wornach man auch versucht werden möchte an eine

Mordverbindung zu glauben, wovon doch die schärfste Untersuchung den vollkommenen Ungrund gezeigt hat. Ist demnach schon eine Stelle dieses Schreibens als irreführend erkannt, so wird man einer andern darin nicht größeres Gewicht beilegen als jener entgegengesetzten, in dem Briefe an seine Ältern sowol als in seinem Tagebuche, wo er immer als ein dem Tode Geweihter sich darstellt. Das Haarverschneidenlassen vor der Ankunft in Manheim hat doch augenscheinlich keinen andern Grund als das Zurückgehen nach dem Gasthofe, eine Cravatte umzulegen — die Sorge in deutscher Burschentracht nicht vorgelassen zu werden. Wenn endlich Sand in der Kerkereinsamkeit sich zuweilen den Gedanken ausmalte, wie es wol sein möchte, wenn er, statt sich dem Tode zu weihen, nach Amerika geflüchtet wäre, so ist das wol nur als ein Spiel der Phantasie zu betrachten. Daß Sand nie die mindeste Vorbereitung zu einer Flucht getroffen und nach dem Morde, obwol man in starrem Entsetzen nicht gleich ihn festnahm, keinen Versuch zu fliehen machte, sondern den Dolch gegen die eigene Brust kehrte, diese auch vom Herausgeber nicht in Abrede gestellten Thatsachen machen weitere Untersuchungen überflüssig. Noch sonderbarer ist es, wenn Hr. Dr. Häring Sand den Aufschub der That als einen Mangel an Muth gleichsam zum Vorwurf machen will. Sand war ja eben kein mit dem Leben Zerfallener, sondern hing kräftig am Leben, mit heißer Liebe an den Seinigen und harrte deshalb, obwol von der unabweislichen Nothwendigkeit der That durchdrungen, so lange als nur möglich, ob nicht ein Anderer den Streich führen, ihn des schweren Opfers überheben werde. Dies eben ist's, was dem Entschlusse Werth und Adel gibt. Daß auch der muthigste Mann dem gewissen Tode endlich nur zögernd entgegengeht, ist wol nur menschlich. Ganz einverstanden sind wir mit der Bemerkung, daß von Seiten her, wo einst die Burschenschaft die heftigste Verfolgung erlitt, man viel darum geben möchte, wenn es möglich wäre, jenes harmlose vaterland- und mittelalter-begeisterte Dämmerleben wieder heraufzubeschwören.

II. „Die Ermordung des Fualdes zu Rhodez, 1817." Zu jener Zeit so viel Interesse erregend als neuerdings nur die Laffarge, durch die grauenvolle Schlachtungsgeschichte die Phantasie noch ergreifender. Der ehemalige öffentliche Ankläger Fualdes zu Rhodez ward mit einem Schnitte in der Kehle todt im Wasser gefunden. Sofort bezeichnete das Volksgericht zwei seiner Verwandten, angesehene und vermögende Männer, als die Thäter, bald war eine große Zahl angeblicher Mitschuldiger in Untersuchung, nach und nach bildete sich eine detaillirte Geschichte des Hergangs, die, obwol gleich unwahrscheinlich in den Motiven als in der Ausführung des Verbrechens, doch allgemeinen Glauben fand. Das Volk war in größter Aufregung, wozu noch Parteileidenschaft beitrug, da die beiden Hauptbeklagten eifrige Anhänger der Bourbons waren. Man übersah die großen Unregelmäßigkeiten im Processe, man wies jede Spur, die von der einmal gefaßten Ansicht hätte abführen können, von sich, Entlastungszungen wurden zurückgeschreckt, die einzelnen Angaben beruhten zum Theile auf Aussagen von Kindern von 10 Jahren und darunter, oder von Mitangeklagten, denen man unter der Hand Aussicht auf Straflosigkeit hatte machen lassen. Die einzige juridisch unverdächtige Zeugin Madame Manson war es um so mehr in moralischer Hinsicht. Nicht mit Unrecht hatte sie der Volkswitz Madame Mensonge genannt, freilich nur so lange als sie ihre Unwissenheit betheuerte; sobald sie endlich, der längstfertigen Geschichte ihre Unterstützung als angebliche Augenzeugin gewährte, war sie plötzlich die glaubwürdigste Person, und obwol sie einmal ihre Aussage unter den heiligsten Betheurungen zurückgenommen hatte, war doch hauptsächlich auf ihre Autorität das Urtheil begründet, das drei Personen noch während der Fortdauer des Processes zum Tode führte, und mit großem Beifall des Volks. Im weitern Verlaufe des Processes gelang es einem der von Madame Manson Angeklagten durch ein unwiderlegbares alibi ihre Aussage zu zerstören, doch blieb der Glaube. Erst im dreizehnten Jahre nach dem Processe erstand in Deutschland den vielleicht unschuldig Verurtheilten ein Vertheidiger, Peter von Kobbe, in „Fualdes' angebliche Ermordung oder nähere Beleuchtung des merkwürdigsten Criminalfalls unsers Jahrhunderts" (Celle 1831). So viel schwieriger es auch ist, nach einem von der Jury geführten Processe später eine gründliche Darstellung zu geben, als nach einem schriftlichen Verfahren, und so dunkel immer das Ganze bleiben wird, so viel ist klar, daß dem Rechte wie dem gesunden Menschenverstande bei dem Verfahren sehr zu nahe getreten worden ist und vox populi hier nicht vox Dei gewesen. Daher kann dieser Proceß mit Recht von den Gegnern des mündlichen Verfahrens ausgebeutet werden, weil ohne Öffentlichkeit solche Einwirkung der Volksleidenschaft nicht möglich gewesen wäre, und wenn die einzelnen Aussagen in den Acten geblieben, nicht die ganze Stadt an Ausschmückung der Geschichte hätte helfen können; doch muß man im Allgemeinen dagegen in Erinnerung bringen, daß, abgesehen von traurigen Erfahrungen neuester Zeit auch bei dem schriftlichen Verfahren, bei diesem etwaige Versehen weit leichter unentdeckt bleiben können. Unter unsern Urtheilen steht „von Rechtswegen"; die Türken schreiben unter die ihrigen „Gott weiß es besser!"

III. „Das Haus der Frau Web, 1751." Dieser nur zwei Seiten füllende Auszug einer englischen Criminalgeschichte steht blos als Anhang zum Proceß Fualdes da, zu zeigen, wie leicht sich die Details zu einer Anklagsgeschichte bilden. Die des Mädchenraubes fälschlich beschuldigte, schon zum Tode verurtheilte Frau Web fand noch rechtzeitig einen Vertheidiger in dem Philosophen Ramsay, der in seiner Schrift den allerdings sehr achtbaren obersten Grundsatz aufstellte, daß Geschworene zuvörderst gesunden Menschenverstand haben müßten. In Folge einer neuen Untersuchung ward der gänzliche Ungrund der Anklage erwiesen.

IV. „Die Ermordung des Pater Thomas zu Damaskus, 1840." Obwol der Sache nach neu, so sind die Nachrichten theils in Zeitungen zerstreut, theils durch politische und Parteileidenschaft getrübt, daher eine ruhige Zusam-

menstellung dankenswerth. Hauptsächlich ist der Herausgeber dem bekannten ausgezeichneten Reiseschriftsteller Major von Hailbronner gefolgt, nach dessen letztem Werke „Morgenland und Abendland". Damit wir uns bei den Greueln dieses Processes nicht unserer europäischen Bildung überheben, ist ihm sehr zweckmäßig der Platz neben dem Proceß Fualdes angewiesen, da die Ähnlichkeit zwischen beiden allerdings groß. Dort wie hier Motive und Ausführung unwahrscheinlich, die erste Idee mit blinder Leidenschaft verfolgt, jede von ihr ablenkende Spur zurückgestoßen, hier wie dort reiche und angesehene Leute in einer unglaublichen und überflüssigen Verschwörung mit Gesindel, bei beiden Processen werden Mitangeklagte durch versprochene Straflosigkeit zu Aussagen bearbeitet, Entlastungszeugen verfolgt, natürlich daß in der Türkei dies Alles weit roher vor sich geht, unbequeme Zeugen prügelt man da sofort todt! Doch steht endlich die türkische Brutalität nicht allein, sondern als Anhetzer und Theilnehmer ist ein Europäer thätig, der französische Consul Graf Ratti Menton, und trotz dem Versuch, den Thiers als Minister macht, ihn zu vertheidigen, oder vielmehr gerade dadurch, ist dieser Vorgang ein Schandfleck des französischen Namens. Mit Recht rügt der Herausgeber, daß die europäischen Israeliten zu weit gingen, wenn sie behaupten wollten, als wenn es durchaus unmöglich sei, daß von ihren Glaubensgenossen ein Verbrechen aus religiösem Fanatismus begangen werden könne, da doch von allen Religionsparteien traurige Zeugnisse solcher Verirrungen vorliegen; doch muß man auch zugestehen, daß es wenig Zartgefühl verrieth, wenn man diese Zeit der Drangsale zu einer Controverse wählte, ob vielleicht Juden jemals Christenblut zu abergläubischen Zwecken gebraucht hätten.

V. „James Hind, der royalistische Straßenräuber, 1652." Ein glänzender Name aus der Schar der einst in vielen Romanen geschilderten highwaymen, noch lebend im Munde des Volks. Stattlich beritten, jeder Zoll ein gentleman, zuweilen großmüthig, immer artig und fein, daß junge Damen auf der Reise zur Hochzeit mit Vergnügen einen Theil der Aussteuer ihm abtreten. Nur wenn er so glücklich war, Königsmörder plündern zu können, legte er seine gewohnte Artigkeit ab und überhäufte sie noch mit Schmähungen, als ein eifriger Anhänger der Stuarts. Endlich gefangen, hatte er auch noch die Ehre, daß man ihn, weil für alle andern Verbrechen allgemeine Amnestie stattgefunden hatte und in Berücksichtigung, daß er in dem Aufstande der Schotten für Karl II. mitgefochten, wegen Hochverraths zum Galgen verurtheilte.

VI. „Die Mörder als Reisegesellschaft, 1809." Eine junge Dame aus Danzig wird auf der Reise zu ihrem Verlobten, einem Commissair der französischen Armee in Östreich, von ihren Begleitern, einem französischen Armeepostillon und dessen Frau und dem funfzehnjährigen Schwager, grausam ermordet. Das Merkwürdige ist die Verhärtung, mit der sie bei ihrem schon bei der Abreise in Dresden gefaßten Plane ausharren, trotz der sie bis auf die letzte Station vor Augsburg treffenden Störungen. Noch merkwürdiger der Vorbedacht, mit dem das Ehepaar den Bruder der Frau von Berlin mit sich genommen hatte, offenbar blos um bei einem vielleicht auszuübenden Verbrechen ihn als Sündenbock brauchen zu können.

VII. „Donna Maria Vicenta de Mendieta, 1798." Aus den „Causes célèbres étrangères" (Paris 1827). Ein Gattenmord ohne criminalistische Merkwürdigkeit, seine Aufnahme dadurch gerechtfertigt, daß er seiner Zeit in Spanien außerordentliches Aufsehen gemacht hat. Wenn übrigens dies Verbrechen in Spanien so selten, kommt es vielleicht daher, daß dort sonst die Gatten zeitig zuvorzukommen wissen. Der Ermordete, Don Francisco de Castillo, war übrigens kein Don Gutierre, sondern von wirklich wunderbarer Geduld bei den Ausschweifungen seiner Gattin, die er nur insoweit beschränkte, daß er ihren Buhlen, den er als Verwandten lange im Hause gehabt und viele Wohlthaten erzeigt hatte, den er auch noch fort unterstützte, nur einmal des Tages als Besuch zuließ. Und dieser gute Mann ward doch auf Geheiß seiner Gattin ermordet.

VIII. „Die Frau des Parlamentsrath Tiquet, 1699." Aus Pitaval. Auch ein Gattenmord, oder vielmehr ein Versuch, da Tiquet von seinen Wunden genas. In Frankreich ist allerdings dergleichen nie unter die Seltenheiten gerechnet worden. Madame Tiquet war eine sehr schöne und liebenswürdige Dame, deren Kopf aufgestellt noch Bewunderung erregte. Übrigens hat der Hergang auch sein Eigenthümliches. Wegen des Anfalls auf ihren Gatten war kein anderes Zeugniß gegen sie als dessen Verdacht, da sie in langjähriger Feindschaft mit ihm lebte; dagegen fand sich ein Zeuge, der aussagte, drei Jahre früher durch ihren Portier mit einer Menge anderer Leute zu einem Mordanfall auf den Parlamentsrath Tiquet gedungen worden zu sein, es sei aber nichts daraus geworden. Darauf hin ward ihr die Folter zuerkannt, wo sie gestand. Interessant ist, wie sie früher, als ihr Gatte ihr eine mit vieler Mühe gegen sie erlangte lettre de cachet im Triumphe zeigt, sie ihm dieselbe aus den Händen reißt und in den Kamin wirft.

IX. „Der falsche Martin Guerre, 1560." Eine höchst interessante Geschichte aus Pitaval. Ein junger Ehemann aus Antigues, der heimlich davongegangen, kehrt nach acht Jahren zurück, wird von seiner Frau, allen Verwandten und Bekannten als der Verschollene anerkannt, lebt drei Jahre in glücklicher Ehe, in der er zwei Kinder zeugt; plötzlich klagt ihm sein Oheim als einen Betrüger an, der nicht Martin Guerre, sondern ein gewisser Arnold Tilh sei. Da er wegen Rechnungsablegung über sein in seiner Abwesenheit vom Oheim verwaltetes Erbgut mit diesem in Proceß und Feindschaft lebte, hatte die Anklage ein sehr zweideutiges Ansehen; die Frau, zwar vom Oheim eingeschüchtert, gab Beweise fortdauernder Anhänglichkeit, die Schwestern ließen nicht von ihm, eine Menge Jugendbekannter bezeugten, daß kein anderer Mensch so viel Einzelheiten aus Martin Guerre's Leben wissen könne, dagegen eine Menge anderer Zeugen ihn als Arnold Tilh

erkannten. Die Richter waren in großer Verlegenheit, da kam der echte Martin Guerre, Jener war nur sein Kriegs- und Zeitkamerad, der so lange mit so vielem Geschick nur eine Rolle gespielt hatte. Trotz seiner Kunst wurde er gehangen.

X. „Die vergifteten Mohrrüben, 1804." Englische Journale dieses Jahres berichteten von einem gegen Ludwig XVIII., damals als Graf von Lille in Warschau lebend, auf Befehl des Tyrannen Bonaparte durch Vermittelung des französischen Consuls Galon Boyer zu Warschau gemachten Vergiftungsversuch, der aber durch das dazu bestimmte Werkzeug, einen Franzosen, Coulon, verrathen worden. Die gegen diesen Coulon, einen französischen Abenteurer, der damals eine Kaffeewirthschaft in Warschau hielt, von den preußischen Behörden eingeleitete Untersuchung brachte diesem als verleumderischen Angeber vier Jahre Festung. Die Darstellung der Untersuchung, in der Hitzig Inquirent war, zeigt klar, daß Ludwig XVIII. nahestehende Personen an Erfindung dieses Märchens mit Theil hatten; da 20 Jahre später ein französischer Schriftsteller die Sache als Factum wiedergebracht hat *), so ist die Abfertigung zweckmäßig.

Erfreulich war uns das im Vorworte gegebene Versprechen, über Friedrich Stapß nach nähern Nachrichten sich bemühen zu wollen; wir erlauben uns dabei den Wunsch, daß ein anderes Attentat eines Deutschen gegen Napoleon auch mit berücksichtigt werde, des lausitzer Edelmanns Hrn. von der Sahla, dessen Geschichte viel Dunkles hat. Einer raschen Fortsetzung des Werkes werden gewiß Viele mit Vergnügen entgegensehen. 79.

*) Vie de Louis XVIII., Roi de France et de Navarre, par *Alphonse de Beauchamp*. Paris 1824.

Bibliographie.

d'Arlincourt, Vicomte, Der Pilger. Aus dem Französischen von P. Gauger. 8. Karlsruhe, Macklot. 2 Thlr.

Bruno Bauer und die protestantische Freiheit. Ein politisches Votum. Lex.-8. Leipzig, Binder. 15 Ngr.

Beidtel, J., Übersicht der Geschichte des österreichischen Kaiserthums von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Gr. 8. Brünn. 2 Thlr. 10 Ngr.

Brotz, J., Einleitung in die Geschichte der Naturwissenschaft. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 10 Ngr.

Burckhardt, J., Die Kunstwerke der Belgischen Städte. Erläutert. 8. Düsseldorf, Buddeus. 20 Ngr.

Cooper's sämmtliche Werke. 178stes bis 183stes Bändchen. Die zwei Admirale. 2ter, 3ter Theil. — Auch u. d. T.: Die zwei Admirale. Ein Seeroman von James Fenimore Cooper. Aus dem Englischen übersetzt. 2ter, 3ter Theil. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 20 Ngr.

Desor, E., Die Bestrigung des Jungfrauhorns durch Agassiz und seine Gefährten. Aus dem Französischen von C. Vogt. Mit 3 Ansichten der Jungfrau und 1 Karte der Gletscher des Berner Oberlandes. 8. Solothurn, Zent u. Gaßmann. 18¾ Ngr.

Dilia Helena, Gedichte. 8. Berlin, Schlesinger. 1841. 15 Ngr.

Eulalia. Taschenbuch dramatischer Spiele zu heitern Familienfesten. Herausgegeben von L. Haupt. 8. Görlitz, Heinze u. Comp. 10 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Universitäten von H. Buttke. 1. Sommerhalbjahr 1842. 8. Leipzig, Weidmann. 25 Ngr.

Klumpp, F. W., Das Turnen. Ein deutsch-nationales Entwickelungsmoment. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 11½ Ngr.

Krafft, A., Die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der k. k. Orientalischen Akademie zu Wien. Imp.-8. Wien, Beck. 2 Thlr. 20 Ngr.

Movers, F. C., Die Unfähigkeit des Herrn Professor Seyffarth in Leipzig, wissenschaftliche Werke über das Alterthum zu lesen, zu verstehen und zu würdigen, erwiesen an seiner Recension meiner Schrift: „Untersuchungen über die Religion der Phönizier" in Gersdorf's Repertorium B. XXIX H. 3. Gr. 8. Breslau, Hirt. 10 Ngr.

Nürnberger, J. E., Still-Leben oder: über die Unsterblichkeit der Seele. Briefe an eine Freundin. 2te, verbesserte und stark vermehrte Ausgabe. Gr. 12. Kempten, Dannheimer. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oppenheim, H. B., Der freie deutsche Rhein. Geschichtliche und staatsrechtliche Entwickelung der Gesetzgebung des Rheins. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr.

Palacky, F., Der Mongolen Einfall im Jahre 1241. Eine kritische Zusammenstellung und Sichtung aller darüber vorhandenen Quellennachrichten, mit besonderer Rücksicht auf die Niederlage der Mongolen bei Olmütz. Gr. 4. Prag, Kronberger u. Rziwnatz. 10 Ngr.

— — Ueber Formelbücher, zunächst in Bezug auf böhmische Geschichte. Nebst Beilagen. Ein Quellenbeitrag zur Geschichte Böhmens und der Nachbarländer im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert. Gr. 4. Prag, Kronberger u. Rziwnatz. 25 Ngr.

Reichenbach, H., Beweis aus der jüdischen Religion, daß die Juden in den christlichen Staaten nicht emancipirt werden können, wenn die Christen nicht dadurch sich ihnen zinsbar und unterthan machen wollen. Hervorgerufen durch die Meditationen des Herrn Dr. Steinheim. 12. Altona. 6¼ Ngr.

Salat, J., Schelling und Hegel oder Rückblicke auf die höhere Geistesbildung im deutschen Süden und Norden nebst vielen den neuesten Gang derselben charakterisirenden Aufklärungen; zugleich eine Rechtfertigung gegen Professor Rosenkranz. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schreiben eines alten Republikaners an Dr. Ruge, Herausgeber der „Deutschen Jahrbücher." Gr. 8. Berlin, Plahn. 3¾ Ngr.

Steffens, Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. 5ter, 6ter Band. 8. Breslau, Max u. Comp. 3 Thlr.

Tudicula, Irenaeus, Der neue Albrecht Dürer, oder Leben, Thaten und Abenteuer eines Künstlers. Komische Biographie. 8. Landau, J. Baur. 25 Ngr.

Unger, E. S., Die Feuer-Versicherungsbank für Deutschland zu Gotha und die bei derselben Betheiligten. Auf Veranlassung der Ereignisse vom 5. bis 8. Mai d. J. ihren Verhältnissen und ihrem Wesen nach ausführlich erläutert. 12. Erfurt. 10 Ngr.

Vogel, C. F., Historisch-kritische Betrachtungen über die allmählige Gestaltung und besondere Eigenthümlichkeit der englischen Episcopalkirche, im Verhältniß zu den Grundsätzen und Ansprüchen des ächten Protestantismus. Gr. 8. Leipzig, Wienbrack. 15 Ngr.

— — Pragmatische Geschichte der gegenseitigen politischen und religiösen Verhältnisse zwischen England und Irland, vom ersten Beginn des socialen Verkehrs beyder Länder bis auf unsere Tage. Gr. 8. Leipzig, Wienbrack. 25 Ngr.

Werg, A., Der Schacht von St. Ursula oder das verhängnißvolle Bild. Romantische Erzählung. 8. Berlin, C. G. Lüderitz. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 221. — 9. August 1842.

Das Heimweh.

Für die Erinnerung des Menschen sind offenbar die Kinderjahre die schönsten im Leben, wenn sie nicht ausnahmsweise durch Noth und Unglück oder durch übermäßige Strenge verkümmert worden sind. Ist gleich der Kreis von Gegenständen, die uns in dieser Zeit umgeben, noch klein, so ist es aber auch das Maß unserer Bedürfnisse; ist auch die Summe unsers Wissens noch gering, so entschädigt uns dafür die Menge und die Neuheit des Stoffes, an der sich unser lebendiges Anschauungsvermögen zu versuchen hat, und die jugendlich-frische Einbildungskraft, die aus dem Geringsten und Unbedeutendsten die erfreulichsten Bilder hervorzuzaubern weiß. Die kindliche Seele versteht es, aus der abgetragensten Puppe eine reizende Prinzessin und aus einem mit wenigen Reisern umsteckten Stückchen Erde einen Hesperidengarten zu machen. Und Alles, was uns umgibt, Haus und Hof, Garten und Wiese, Baum und Strauch, Thal und Quelle u. s. w. gehört ja uns, wir haben es gegen Niemand zu vertheidigen, gegen Nichts zu vertauschen; es gibt für uns nichts außer ihm, auch nichts Schöneres; es umgibt uns wie das Kleid den Leib und wir wachsen mit ihm zusammen, immer tiefer uns hinein versenkend, alle unsere Gedanken, unsere Phantasiegebilde, unsere Jugendträume, Wünsche und Handlungen daran knüpfend. Darum wird uns aber auch die kleine Scholle Erde, auf der wir geboren und erzogen, so lieb und theuer, daß wir sie nimmer aus dem Gedächtniß verlieren und uns, wie einst Ulysses, ermüdet von seinen Irrfahrten, nach seinem kleinen Ithaka, dahin wieder zurücksehnen. Selbst in spätern Lebensaltern, obwol seltener als in der Jugend, weil dann die nachbildende Kraft unserer Seele an Frische und Lebendigkeit verloren hat, suchen wir uns doch noch gern die lieblichen Bilder unserer Heimat zu vergegenwärtigen oder ergreifen den Wanderstab, um sie selbst aufzusuchen und, bevor wir die letzte Reise nach einer höhern Heimat antreten, unser Auge noch einmal an den Lieblingsplätzen unserer Kindheit zu erfreuen. Jeder Baum, jede Hecke, jede Rasenbank ist uns da ein alter Freund, den wir freundlich begrüßen, und ungern nur vermissen wir Eines und das Andere, was seit unserer Abwesenheit durch Menschenhände oder durch den Zahn der Zeit aus dem schönen Kreise der Dinge, wie er früher bestand, ausgeschieden ist. Wenn auch reicher, vornehmer, glücklicher geworden, fühlen wir an solcher Stelle doch meist, daß wir etwas verloren haben, das uns die Welt mit all ihrer Herrlichkeit nicht ersetzen konnte und nie im Leben wiederkehrt: das stille bescheidene Glück und die Unschuld der Kindheit; ein wehmüthiges Gefühl, das sich hier zugleich in die Freude des Wiedersehens mischt. Und doch möchte ich die Menschen bedauern, denen dieser goldene Saum des Lebens fehlt, denen der Spiegel ihrer Kindheit statt Rosen und Veilchen nur dürre Wüstenei zeigt oder die, durch fehlerhafte Erziehung oder durch ein wanderndes, unstetes Leben um diese Freuden, wie sie nur der stabile Aufenthalt an einem Ort und die enge Verschwisterung mit allem ihm Angehörigen gibt, gekommen sind. Insbesondere bringt uns unsere heutige Erziehung in größern Städten, unter Reichen und Vornehmen, um einen großen Theil dieses heimatlichen Sinnes und der unschuldigen Freuden der Kindheit. Während sie mit der einen Hand zu viel gibt, nimmt sie zu viel mit der andern. Sie gibt zu viel, indem sie das Besitzthum der Kinder zur Ungebühr vergrößert, schon vor der Zeit den kleinen Hausrath dem großen gleich macht, allen Wünschen mit vollen Händen entgegenkommt, gleichsam den Werth der Scheidemünze durch Gold und Silber herabdrückt und dadurch, daß sie den Kleinen die Theilnahme an Gesprächen, Handlungen, Vergnügungen, Thorheiten der Großen gestattet, ihre ganze Stellung um einige Stufen hinaufrückt und so an der Stelle der kindlichen Träume gleich das ganze wache Leben in den Vorgrund stellt. Sie mischt zu viel, indem sie durch zu frühen und zu vielen Unterricht die kindliche Seele aller Mühe des Selbstfindens und Selbstfindens überhebt, ihr stets die Elle in die Hand gibt, nach der der erwachsene Mensch seine Gedanken abmißt und zuschneidet, dem eigenen Urtheil immer einen bereitwilligen Souffleur zur Seite stellt, vorzugsweise nur das Gedächtniß auf die Wache ziehen läßt und die Einbildungskraft auf Urlaub schickt. So kann es nicht fehlen, daß sich Gleichgültigkeit und Ueberdruß der kindlichen Seele bemeistert, daß das Gemüth erkaltet und nie mehr so enges Bündniß zwischen ihm und den uns umgebenden Dingen und Personen entsteht, um die Erinnerung daran mit Liebe festzuhalten und bis in die spätern Jahre mit hinüberzunehmen. Leichter noch verwischen sich die heimlichen Bilder der Heimat, wenn der Mensch frühzeitig von

dem Orte seiner Geburt getrennt, in die Welt hinausgestoßen wird. Bald muß er sich da zu einem selbständigen, selbstthätigen Leben bequemen, er muß sich an Alles gewöhnen lernen, Orte, Wohnungen, Menschen, Beschäftigungen u. s. w. ziehen im steten Wechsel vor ihm vorüber, neue Bilder verdrängen die alten und das Anhalten an die Heimat tritt allmälig immer mehr in den Hintergrund; ja, es gibt Menschen, und zwar keine ungebildeten, die in der ganzen Welt ihre Heimat haben und bei denen von einer Sehnsucht nach der kindlichen auch nicht eine Spur zu finden ist.

Die Sehnsucht nach der Heimat kann bei manchen Menschen einen solchen Grad erreichen, daß sie zur Krankheit wird. Diese Krankheit, das Heimweh (Nostalgia) genannt, bietet für Alle, die sich überhaupt für menschliche Zustände interessiren, so mannichfaltige merkwürdige Seiten dar, daß ihre Besprechung in d. Bl. wol kaum einer Entschuldigung bedarf. Sie hat, was ihre Entstehung betrifft, unter allen krankhaften Gemüthszuständen das Eigenthümliche, daß sie aus rein psychischen Einwirkungen entstehen kann, ohne alle Mitwirkung körperlicher Ursachen, was bei andern Seelenkrankheiten nicht leicht nachzuweisen und bekanntlich in neuern Zeiten überhaupt geleugnet worden ist; daß sie, wenn die Sehnsucht nach der Heimat unbefriedigt bleibt, meist unter Zerrüttung aller Körperfunctionen und Erschöpfung der Lebenskräfte in kurzer Zeit zum Tode führt, während in allen übrigen Fällen von Melancholie und Monomanie das Leben selten gefährdet wird und die Functionen des leiblichen Organismus nicht bedeutend beeinträchtigt werden, und daß sie endlich, im Gegensatz mit andern Seelenkrankheiten, allein auf psychischem Wege, durch Befriedigung jener Sehnsucht nach der Heimat, schnell und sicher, ja oft noch in verzweifelten Fällen, geheilt werden kann.

Schon die Veranlassung, unter der das Heimweh entsteht, läßt mit Grund vermuthen, daß es eine den Alten nicht unbekannte Krankheit gewesen sei; unter dem Namen Nostalgie wurde sie aber zuerst 1678 von Hofer, oder wahrscheinlicher von Harder zu Basel in einer Dissertation beschrieben. Irrthümlicherweise glaubte man sonst, sie komme nur bei Schweizern, Schottländern und andern Gebirgsvölkern vor, weil man sie vorzugsweise bei in fremden Militairdiensten stehenden Schweizern und Schotten beobachtete, und wirklich scheinen ihr Gebirgsbewohner mehr als die Bewohner der Ebenen unterworfen zu sein; sie findet sich aber auch eben nicht selten bei den letztern und man hat sie nicht nur bei den meisten europäischen Völkern, sondern auch bei den Indianern, Ungarn, Sibiriern, Grönländern, Eskimos u. s. w. wahrgenommen. Jedes civilisirte Volk hat dafür einen Namen, kennt also auch das Übel. Vorzugsweise aber scheint die Anlage zu dieser Krankheit sowol bei Völkern als bei Individuen mit einer geringen Stufe der Civilisation und mit einer einfachen, einförmigen Lebensweise verbunden zu sein. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß ein dem Wechsel unterworfenes, das einfache, anspruchlose Verhältniß, worin der kindliche Mensch mit seiner Umgebung und mit der Natur steht, störendes Leben der Liebe zur Heimat hinderlich ist, daß diese dagegen nur da gedeiht, wo der Mensch mit Wenigem zufrieden und vermöge seiner Lage nur auf wenige Gegenstände, als: Wohnung, Garten, Wälder, Flüsse, Gewerbe, Familie u. s. w. hingewiesen, sich mit diesen desto inniger befreundet, sie mit allen seinen Gedanken, Einbildungen, Wünschen, Träumen verwebt und nun um so fester und inniger mit ihnen zusammenhält. Nimm dem Armen sein einziges Hüttchen, worin er sich vor Sturm und Regen verbergen kann, und du hast ihm Alles genommen, während du dem Reichen das Zehnfache an Werth nehmen kannst, ohne daß er es nur empfindet. So ist für den uncivilisirten, ungebildeten Menschen seine Heimat sein Alles, an die er mit tausend Fäden festgebunden ist und von der er sich nicht losreißen kann ohne das Gefühl der Wehmuth und des Schmerzes. Deshalb werden auch Kinder und junge Leute, in deren Erinnerung die heimatlichen Bilder noch in frischen Farben aufbewahrt sind, vorzugsweise aber solche, welche eine mangelhafte Erziehung erhalten hatten und sich meist selbst überlassen waren, am leichtesten von dem Heimweh befallen. Auch bei ihnen, wie bei den Wilden, ist das höhere Vernunftleben noch in einem gebundenen Zustand, dagegen das Leben in Gefühlen und der Instinct, der den Menschen im ungebildeten Zustande enger mit der Natur verbindet, desto reger. Wenige Güter, wie sie die Natur bietet, reichen hin zur Befriedigung geringer Bedürfnisse, aber sie werden um so unentbehrlicher, dem Herzen um so theurer; von ihnen losgerissen, verliert der Mensch einen Theil seines Ichs und vermag sie so wenig zu missen, als das Thier die seinigen. Auch bei diesem kommen schon unverkennbare Spuren der Heimatsliebe und des Heimwehs vor.

Nach Georg und Friedr. Cuvier, Geoffroy St.-Hilaire und A. sterben eine große Zahl von Thieren in der königlichen Menagerie an einer in Abzehrung und Marasmus übergehenden Melancholie. Von den Orangs ist es bekannt, daß sie in der Gefangenschaft noch nie haben bei Leben erhalten werden können, traurig werden und sterben und auch die meisten andern nach Europa gebrachten Affen sollen auf solche Weise das Leben verlieren. Dasselbe ist der Fall bei vielen, in andere Länder gebrachten und in Käfigen eingesperrten Vögeln; namentlich sollen Berg- und Seevögel am wenigsten eine Ortsveränderung ertragen, und alle Thiere, welche wilde und einsame Gegenden bewohnen, sich an einen andern Aufenthaltsort am schwersten gewöhnen. Wenn Kühe von der Alpenzucht den Kuhreihen hören, so werfen sie augenblicklich den Schwanz krumm in die Höhe, fangen an zu laufen, zerbrechen alle Zäune und Gatter und geberden sich wie wild und rasend. Deshalb ist es in der Gegend von St.-Gallen verboten, dort den Kuhreihen zu singen. Tauben und andere Thiere, die man von ihrer Heimat weggebracht, kehren oft aus großen Entfernungen in der kürzesten Zeit dahin zurück. Besonders sind es die Hunde, welche sich unter allen Thieren durch ihre große Liebe zur Heimat auszeichnen. Gall erzählt, daß ein Hund, der von Wien nach England gebracht worden war, weglief, in den Hafen kam, sich auf

chiff schlich und wirklich wieder nach Wien zurück.
Nach einer Mittheilung der „Literary ga-
vermißte ein Mann, der sich zu Port Philip in
lien nach England einschiffte, seinen Hund und
ohne ihn abreisen. Der Hund aber ging an Bord
andern Schiffes und langte mit ihm glücklich in Lon-
n. Hier suchte er seinen Herrn in seiner alten Woh-
auf, da er ihn aber nicht fand, verfolgte er seine
nach Edinburg und kam hier, zu dessen großem Er-
n, drei Wochen nach seiner eigenen Ankunft wohl-
rn an. Selbst unter niedern Thieren finden sich
Spuren der Heimatsliebe. Als der Gouverneur von
ne Bienen aus Frankreich dahin verpflanzen wollte,
ie Bienenstöcke sorgfältig an dem günstigsten Orte
aufstellen lassen, waren alle Bienen plötzlich ver-
nden und hatten sich um die Masten des Schiffes
ımelt, welches sie aus Europa gebracht hatte.
o wird denn das Thier wie der Mensch mit unwi-
licher Gewalt nach seiner Heimat hingezogen und ver-
er Krankheit und dem Tode, wenn seine Sehnsucht
iedigt bleibt. Ging es ihm selbst besser in der
e, so ersetzt ihm doch nichts die geliebte Heimat.
Versuche, die Indianer und Neuholländer zu civili-
sind bis jetzt mislungen; die Indianer Südamerikas
n in den Missionen allmälig auszusterben, wenn sie
von unwiderstehlicher Sehnsucht nach der Heimat
en und alle Annehmlichkeiten eines civilisirten Lebens
nähend, in ihre Urwälder und zu dem frühern um-
weifenden Jägerleben zurückkehren. Der von Bou-
lle nach Frankreich gebrachte Otaheiter gerieth in Ent-
bei dem Anblick eines Brotfruchtbaums im bota-
n Garten. Er hatte keine Ruhe, bis er seine Rück-
rreichtr, und kaum glaubte er vom Schiffe sein vä-
es Dach zu erblicken, als er die europäische Kleidung
f, sich ins Meer stürzend der nächsten Küste zu-
um und wieder zu seinem Bogen und seinen Pfeilen
Auch unter den aus ihrer Heimat vertriebenen Ne-
beobachtete Mungo Park das Heimweh; Neger-
stürzen sich oft aus den Schiffen ins Meer, um
mend die Heimat zu erreichen, ohne die Gefahr zu
nen und ohne die Entfernungen abzumessen. Die
s auf Madagaskar sollen melancholisch werden, wenn
e Zeit lang ihre Heimat verlassen; sie nehmen auf
Reisen Erde vom heimatlichen Boden mit und be-
der Gottheit, daß es ihnen vergönnt sein möge,
wieder an ihren Ort zurückzubringen. Auf der
eise sind sie beständig lustig und vergnügt. Alle
inder, die man freiwillig in das Innere von Schwe-
versetzen suchte, sollen an Nostalgie gestorben sein.
lbe geschah mit den Lappländern, die die Engländer
h mit ihren Rennthieren nach Schottland verpflanzen
n. Von den Grönländern, die 1636 nach Kopen-
gebracht wurden, trotzten einige einem fast gewissen
indem sie in ihren kleinen Rajaks das von ihrer
t sie trennende Meer zu durchschiffen versuchten.
amen auf dem Meere um, alle übrigen aber starben
ahrem Heimweh.

Großen Einfluß auf die Entstehung des Heimwehs haben unstreitig die Verhältnisse, in welche der Mensch nach seiner Entfernung von der Heimat versetzt wird. Je verschiedener Land, Klima, Gegend, Lebensweise, Sitten, Sprache u. s. w., desto mächtiger wird der Zug nach der Heimat, desto leichter entsteht das Heimweh. Vor vielen Jahren ließ man eine Anzahl Entlibucher nach Paris kommen, um in dessen Nähe eine große schweizer Sennerei zu betreiben. So lange sie mit der Viehzucht und Milchwirthschaft beschäftigt waren, befanden sie sich wohl, sobald aber die Sennerei ins Stocken gerieth, bekamen sie das Heimweh. Ebenso erging es einigen Lappländern, die der König von Schweden dem Könige von Spanien mit mehren Rennthieren zuschickte. So lange diese Thiere lebten, waren die Lappen in Madrid gesund, als aber jene gestorben waren, überfiel sie das Heimweh, dessen Opfer sie geworden wären, hätte man sie nicht in ihr Vaterland zurückgeschickt. In der Armee der Ostpyrenäen wurden besonders die Soldaten aus den mittägigen Ländern davon befallen, die aus ebenen Gegenden in bergige versetzt worden waren. Nach Moriceau Beauchamp litten besonders die Bauern aus dem Westen in den Lagern, in welchen sie von einem thätigen Leben auf einmal in den größten Müßiggang versetzt wurden, am Heimweh, welches die leichtesten Wunden und sogar einfache Excoriationen tödtlich machte. Junge Leute aus den Städten wurden dagegen nicht davon befallen, so lange sie in demselben Klima blieben und in dem Lager alle Vergnügungen der Stadt genießen konnten. Sie wurden aber von Nostalgie ergriffen, als sie, zur Nordarmee berufen, einer strengen Disciplin und ungewohnten Anstrengungen unterworfen wurden, während dieses harte und thätige Leben auf die Landleute den entgegengesetzten Einfluß äußerte.

Wird der Mensch gezwungen, seine Heimat zu verlassen, und bleibt ihm geringe oder gar keine Hoffnung, wieder dahin zurückzukehren, so verfällt er um so leichter in Heimweh. Daher ist diese Krankheit ein so häufig vorkommendes Übel unter den conscribirten Rekruten aller Länder, und von russischen Rekruten aus den entferntern Provinzen sterben viele, ehe sie nur ihren Bestimmungsort erreichen. Unter den Einwohnern der Normandie, welche nach Paris kommen, um dort in Dienst zu treten, soll das Übel häufig vorkommen, während Savoyarden und Auvergnaten, herumziehende Italiener, Tabulettkrämer, Gypsfigurenhändler, Optiker, Bärenführer u. s. w. seltener davon heimgesucht werden, wahrscheinlich, weil sie schon beim Beginn ihrer Wanderungen in fremde Länder die Hoffnung in den Herzen tragen, nach längerer oder kürzerer Zeit mit ihren kleinen Ersparnissen wieder in die Heimat zurückkehren und sich da für alle erlittenen Entbehrungen durch ein ruhiges, unabhängiges Leben schadlos halten zu können. Auch unter den zahlreichen Auswanderern nach Nordamerika scheint es nicht häufig vorzukommen, theils weil sie meist mit ihren Familien und in Gesellschaft von Landsleuten reisen oder doch solche an ihren neuen Wohnstätten finden, theils weil ihr neuer Beruf eine zu große Thätigkeit in Anspruch nimmt, als daß sie melancholischen Vorstellungen

viel nachgeben wollen. Doch kehrt auch Mancher aus dem neuen Eldorado wieder zurück, wenn ihm Ungemach, Widerwärtigkeiten und Mißgeschick das Leben verleiden, und allerdings sind dies auch Motive, welche zum Entstehen des Heimwehs wesentlich beitragen, wie sich dies bei mehren ähnlichen Veranlassungen herausgestellt hat. Während des Feldzugs in Ägypten, was von den französischen Soldaten als ein zweites Vaterland betrachtet wurde, soll es nach Larrey gar nicht vorgekommen sein, während es auf dem Rückzug von Rußland in Folge von Kälte, Hunger, Nachtwachen, übermäßigen Anstrengungen, Muthlosigkeit u. s. w. zu den häufigsten Erscheinungen gehörte. Auch harte Behandlung gehört zu den begünstigenden Momenten des Heimwehs. Daher finden wir es so häufig unter Lehrlingen, Dienstboten, Kindern, die von Ältern zu unfreundlichen harten Präceptoren gethan werden. Mitten im Frieden zeigte es sich, namentlich in den Lagern von Montreuil und Boulogne, besonders unter denjenigen Soldaten der französischen Armee, welche durch harte Chefs übermäßig angestrengt wurden. Negersklaven, welche von ihren Herren hart behandelt wurden, verfielen besonders oft in Heimweh und wählten zur Befreiung ihres qualvollen Zustandes um so leichter den Selbstmord, weil sie glauben, nach Verlauf weniger Tage in ihrer Heimat wieder zu erwachen. Doch sind Noth und Mißgeschick nicht immer die veranlassenden Ursachen dieses Leidens. Manchen Menschen geht es so gut in der Fremde, daß ihnen kaum noch etwas zu wünschen übrig bleibt, und doch fehlt ihnen mitten im Glücke etwas, was ihnen durch Nichts ersetzt werden kann — die Heimat. Der große Haller, obwol geschätzt und geehrt und in den allererwünschtesten Verhältnissen, konnte es doch in Göttingen nicht aushalten, er mußte in seine geliebte Schweiz zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Man muß von Capefigue wirklich sagen, er schüttle seine Geschichtswerke aus dem Ärmel. Aber sie sind auch darnach! Wir wollen einmal zählen, was er seit kurzem geliefert hat: zwölf Bände von seiner „Geschichte des Consulats und der Kaiserzeit", eine mehrbändige „Geschichte von Karl dem Großen", dabei correspondirt er noch mit der augsburger „Allgemeinen Zeitung", schreibt noch für andere Blätter und hat doch noch Zeit gefunden, schon wieder ein Werk von Stapel laufen zu lassen. Soeben ist der erste Band von seinem „Louis XV et la société du XVIIIme siècle", das vier Bände enthalten wird, erschienen. Welche Aufgabe die Geschichte der socialen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts! welcher weite Rahmen! welches schwierige Thema! Welche Belesenheit, welchen Scharfblick, aber auch welche Ruhe und Besonnenheit muß der Historiker mitbringen, der sich an ein solches Werk wagt. Aber liegt es denn auch dem Capefigue daran, das Wesen dieser Epoche tief zu ergreifen, den Werth der Quellen zu prüfen, ein vollständiges Bild dieses wichtigsten aller Jahrhunderte — das, wie die „Deutschen Jahrbücher" vor kurzem gesagt haben, unsere Vergangenheit und unsere Zukunft zu gleicher Zeit ist — mit aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu entwerfen? Aber nein, wir wollen diesem schreibseligen Historiker Das, was ihm wirklich eigenthümlich ist, nicht rauben. Er hat Ideen, er hat Gestaltungsgabe, er hat einen leichten, fließenden Styl, der zuweilen wol sogar einen hinreißenden Schwung annimmt; aber was allen diesen Dingen Eintrag thut, ist, außer seiner Leichtfertigkeit, auch die Sucht, die Ereignisse immer in dem hellsten Mondlichte zu zeigen. Wir verlangen wahrhaftig nicht, daß der Historiker ganz seine Individualität verleugnen, daß er gänzlich hinter dem Stoffe zurücktreten solle — denn uns dünkt die Kälte der Objectivität, mit der deutsche Historiker, und hochberühmte noch dazu, häufig dociren, nicht das höchste Ideal —; aber der Geschichtschreiber, wenn er einmal zwischen Recht und Unrecht entschieden hat, darf doch nicht seine Augen muthwillig gegen die Partei, die ihm gegenübersteht, verschließen. Das thut aber Capefigue, wenn er, wie z. B. in seinem „Le gouvernement de Juillet" (1835), von seinem lauwarmen katholisch-royalistischen Standpunkte auf die liberalen Parteien verächtlich herabsieht. Denselben Geist, wenn auch bald verhackter bald deutlicher, prägt er allen seinen Werken auf, die denn auch außer der Monotonie, außer der Leichtfertigkeit noch die Spuren schiefer Geschichtsansichten tragen.

Die Familie von Joubert, einem edeln Todten, errichtet seinem Andenken, nachdem längst über seinem Grabe Gras gewachsen ist, ein würdiges Denkmal. Die „Pensées, maximes et essais de Joubert" (Paris 1842) machen das größere Publicum mit einem ruhigen, klaren, reichbegabten Geiste bekannt. Bis jetzt wußten nur Die von ihm, die das Glück hatten, mit diesem herrlichen Manne in nähere Berührung zu kommen. Wenngleich schon vor länger als sechs Jahren — Joubert selbst ist bereits 15 Jahre todt — von einigen Freunden mehre kleine Aufsätze aus seiner Feder, zu der er nur in Mußestunden griff, dem Drucke übergeben wurden, so geschah dies doch so geräuschlos und so im Geheimen, daß das kleine Bändchen, trotz der Vorrede von Chateaubriand, nur in die Hände Weniger gekommen sein dürfte. Gegenwärtig, wo der Name Joubert zum ersten Male auf dem eigentlichen Forum der Öffentlichkeit erscheint, ist man erstaunt, wie ein Geist von dieser Befähigung sich nicht berufen gefühlt hat, in einer Zeit, wo die Feder eine der größten Mächte ist, sich derselben zu bedienen, um ein Wörtchen mitzureden. Was uns besonders in diesen zwei Bänden, die wir vor uns haben, anspricht, ist die Besonnenheit, die Klarheit, die sich auf jeder Seite an den Tag legt. Wir wollen hier weder eine Grundansicht aus diesen einzelnen Fragmenten zusammenstellen, noch einzelne Sätze als Proben ausheben, es mag uns deshalb genügen zu erwähnen, daß fast alle Verhältnisse des Lebens berührt, die Theorie der Künste vielfach besprochen, kurz alle Seiten der Philosophie durch einzelne lichtreiche Gedanken beleuchtet werden. Es gibt Stellen, die durch ihre Naivetät an Montaigne und Larochefoucauld erinnern und selbst da, wo Joubert die Einfachheit des Ausdrucks verläßt, sieht man, daß es nicht aus gespreizter Wichtigthuerei geschieht, sondern daß man es mehr einer gewissen Unbeholfenheit in der Darstellung zuschreiben muß, die eine natürliche Folge des Mangels an Übung ist. Und mit Recht hat ein gründlicher französischer Kritiker bemerkt, es liegt selbst hierin ein eigener Reiz und man fühlt sich nicht veranlaßt es zu rügen, etwa wie man einem ernsten Gelehrten verzeiht, der, ungewohnt sich auf dem glänzenden Parket strahlender Salons zu bewegen, einen gewissen Zwang an den Tag legt und weniger frei sich bewegt als Derjenige, für den der Glanz von tausend Kerzen die wahre Sphäre ist.

32.

Literarische Anzeige.

Der letzte König.

Politisches Drama in fünf Aufzügen

von

O. S. Sermann.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 222. — 10. August 1842.

Das Heimweh.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Am leichtesten wird das Heimweh hervorgerufen durch körperliche Krankheit. Bedarf der Mensch in solchem Zustande der Hülfe Anderer, entbehrt er der liebevollen Pflege von Verwandten und Freunden, fehlt ihm Beschäftigung und Zerstreuung und drängt sich ihm wol gar der Gedanke auf, in fremden Landen zu sterben und sein Vaterland nicht wiederzusehen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn er sich dann am lebhaftesten dahin zurücksehnt und wenn in Complication mit dem Heimweh selbst geringfügige Krankheiten und unbedeutende Verletzungen eine ernste Wendung nehmen und selbst das Leben bedrohen. Man hat dadurch Dysenterien, Typhus u. s. w. ansteckend und im hohen Grade tödtlich werden sehen, und in Armeen, Lagern, Garnisonen, Lazarethen und auf Flotten ist es öfter epidemisch aufgetreten. Im J. 1813 machte es einen in der bei Mainz vereinigten französischen Armee herrschenden ansteckenden Typhus höchst verderblich. Wer eines leichten Übelbefindens wegen das Hospital aufsuchen mußte, betrachtete sich der darin herrschenden Sterblichkeit wegen für verloren. Überfüllung, Mangel an Betten und Wäsche bewirkten, daß die Meisten sich nicht entkleiden wollten, sich in ihre Decken wickelten und oft nach wenigen Stunden asphyktisch starben, ohne das geringste Zeichen von Schmerz zu verrathen. Ramazzini berichtet, daß man in einem Lager unter 100 vom Heimweh Befallenen kaum Einen dem Tode hätte entreißen können. Bei der Expedition nach Ägypten soll die Pest durch Complication mit Heimweh viel mörderischer geworden sein. Auf Schiffen untet gewaltsam gepreßten Matrosen, auf langen weiten Seereisen soll sie schwere Krankheiten, namentlich Skorbut erzeugt haben. Unter einem Bataillon Niederbretagner, welche zu Philippeville in Garnison lagen, riß im Winter 1745—46 eine Epidemie von Heimweh dergestalt ein, daß die Soldaten in Menge und schnell dahinstarben und man dem Übel nur dadurch Einhalt thun konnte, daß man ihnen die Rückkehr nach Bretagne erleichterte. In ähnlicher Weise herrschte die Krankheit 1814 während der Blockade von Mainz unter der Garnison.

Sowie das Gefühl des Unwohlseins und der Hülflosigkeit, so kann aber auch oft ein unbedeutendes Moment, der Anblick einer der Heimat ähnlichen Gegend, die heimische Sprache, ein vaterländisches Lied, die Töne des Alpenhornes, der schottischen Sackpfeife, das Geläute der Heerdenglocken, der Kuhreihen u. s. w. plötzlich und mit unwiderstehlicher Gewalt das Heimweh hervorrufen. Wie uns das Bildniß eines von uns entfernten, geliebten Wesens alle seine Züge, seine Bewegungen, seine Worte und Handlungen vergegenwärtigt, so vermögen auch jene Bilder, jene Klänge alle Erinnerungen wieder aufzufrischen, die wir aus der Heimat mit in die Fremde genommen haben. In Frankreich war es bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts bei Todesstrafe verboten, den Kuhreihen zu singen oder zu pfeifen, weil die schweizer Soldaten durch das Hören desselben haufenweise in Heimweh verfielen, desertirten oder starben. Nach Moreau wurde ein junger Mann von einer tiefen Melancholie befallen, als er zufällig den Accent seines Vaterlandes hörte; häufige Unterredungen mit einem Landsmanne über eine Familie, die er sehr liebte, stellten ihn aber wieder her.

Es ist oben schon vorläufig bemerkt worden, daß das Heimweh oft, und zwar in Fällen, in denen bereits der nahe Tod bevorstand, schnell durch die Rückkehr in die Heimat geheilt worden ist. In der That bedarf es dazu meist keines andern Heilmittels und die Genesung von schweren Leiden erfolgt oft schon auf der Reise. Percy und Laurent entrissen bei der Blockade von Mainz im J. 1814 viele junge Leute einem fast gewissen Tode durch eine Bekanntmachung, daß der commandirende General ihnen den Abschied bewillige und der Feind den Reconvalescenten freien Abzug gestatte. Nach Hofer erkrankte ein Student in Basel nach vorhergegangener Traurigkeit an Fieber und Beängstigungen, und sein Zustand erreichte eine solche Höhe, daß seine Hausgenossen den baldigen Tod erwarteten und öffentliche Gebete für ihn veranstalteten. Da gab ein Apotheker den Rath, ihn ungeachtet seiner Schwäche in einer Sänfte nach Hause bringen zu lassen. Kaum hatte der Kranke dies vernommen, als er ruhiger wurde, freier athmete und leichter antwortete. Nach Zurücklegung einiger Meilen besserte er sich immer mehr und bevor er seine Vaterstadt Bern erreicht hatte, war seine Gesundheit wiederhergestellt. Eine Bäuerin aus dem Basellande wurde nach einer schweren Verletzung durch einen Sturz besinnungslos in das baseler Krankenhaus gebracht, wo sie einige Tage empfindungs- und bewegungslos blieb. So-

bald sie wieder etwas zu sich kam und sich unter zänkischen alten Weibern fand, wurde sie auf der Stelle vom Heimweh ergriffen, verweigerte Nahrungsmittel und Arzneien und stieß mit vielem Geschrei die Worte aus: „Ich will heim, ich will heim!“ Auf keine Frage gab sie eine andere Antwort. Ungeachtet ihrer großen körperlichen Kraft, Hoffnung gebracht, genas sie ohne Anwendung von Heilmitteln binnen wenig Tagen. Nach Zangerl suchte im J. 1816 ein angesehenes Handlungshaus in Wien einen Lehrling, der ein Tiroler sein sollte. Der Erwählte war ein fünfzehnjähriger, kraftvoller, gesunder Bursche, von dürftigen Ältern, aus einem der kümmerlichsten und schauerlichsten Thäler seines Vaterlandes. Ohne Schmerzen verließ er diese magern, vaterländischen Felsen, in der gegenwärtigen Hoffnung, einst ein reicher Kaufmann zu werden. Allein kaum war er einige Tage in Wien, so befiel ihn das Heimweh, das er zwar im Aufkeimen zu ersticken versuchte, aber kaum sich selbst zu gestehen, viel weniger Andern zu entdecken wagte. Bald aber war er nicht mehr mächtig genug, seine Gefühle zu bemeistern; er fing an verdrüßlich, nachdenkend, traurig zu werden, magerte ab und verlor seine gesunde Farbe. Mehre Male fragte ihn Jemand um die Ursache dieser Erscheinungen, stets antwortete er blos mit einem Strom von Thränen. Gegen sein Haus führte er nicht die geringste Beschwerde. Nach vier Wochen stieg seine Sehnsucht aufs höchste, er äußerte, außer seiner Heimat nicht mehr leben zu können und, wenn man ihm nicht seine Entlassung ertheile, unvermuthet davongehen zu wollen. Er wurde also entlassen. Drei Monate nachher fand ihn Zangerl ganz vergnügt in seinem Vaterlande als Ziegenhirten wieder, und noch mehre Jahre später, wo er als Bauerknecht lebte, bereute er seine Rückreise nicht. Nach Fouquert wurde ein siebenunddreißigjähriger Dragoner, Vater zweier Kinder, seiner Familie entrissen, um seinem Regimente nach Italien zu folgen. Dort wurde er vom Heimweh befallen, welches er vergebens zu bekämpfen suchte, obgleich er sich durch sein Benehmen, durch Eifer und Bravour auszeichnete. Er bekam ein dreitägiges Fieber, das ihn auch auf dem Rückmarsche nach Frankreich nicht verließ. Hier verschlimmerte sich sein Zustand nur, und er kam mit Wassergeschwulst und beginnender Brustwassersucht ins Hospital zu Nantes, wo er immer kränker wurde und unaufhörlich von seiner Familie sprach. So verzweifelt sein Zustand schien, bewirkte doch die Erlaubniß zur Heimkehr eine so merkliche Besserung, daß er die Reise antreten konnte und im Kreise der Seinigen bald Gesundheit und Kräfte wiedererlangte.

Es würde in einer zunächst für das nichtärztliche Publicum bestimmten Zeitschrift nicht an seinem Platze sein, wollte ich hier der verschiedenen Ansichten der Ärzte über das Wesen des Heimwehs gedenken; indessen verdient doch so viel erwähnt zu werden, daß die meisten darin übereinkommen, sie gehöre zu den psychischen Krankheiten und sei eine eigenthümliche Art von Melancholie oder Monomanie. Mit der erstern hat sie namentlich die besondere, schwermüthige und mismuthige Stimmung, mit der letztern die fixe Vorstellung der heimatlichen Bilder gemein und stellt so gewissermaßen ein Gemisch von beiden dar. Ihre psychische Herkunft beurkundet sie theils durch ihre veranlassenden Ursachen, theils durch ihren eigenthümlichen Charakter. Sie wird immer durch die Sehnsucht nach der Heimat oder durch frühere Verhältnisse hervorgerufen, in denen der Mensch glücklich war oder von denen er angenehme und erfreuliche Erinnerungen in der Seele aufbewahrt hat. Der an Heimweh Leidende wird unzufrieden mit der Gegenwart, muthlos, niedergeschlagen, untheilnehmend, unlustig zur Arbeit, nichts kann ihn mehr erfreuen und er wird gleichgültig gegen Alles, was ihn umgibt; er sucht die Einsamkeit, wird still, in sich gekehrt, einsylbig, wortkarg, sucht Andern die Ursache seines Leidens und seines Mismuths zu verbergen, kämpft dagegen oft mit aller Macht seines Willens, ohne sie doch bemeistern zu können; nur Das, was ihm eine Aussicht zur Rückkehr in die Heimat eröffnet, Gespräche mit Verwandten und Landsleuten, vermag auf Augenblicke das Dunkel seiner Seele zu erhellen. Dabei wird sein Körper matt und schwach, seine Gesichtsfarbe blaß, sein Auge matt und thränend, das Athmen schwer, seufzend, der Puls unregelmäßig, und jede geringe Gemüthsbewegung erregt Herzklopfen. Den nachtheiligsten Einfluß aber hat die Krankheit auf Verdauung und Ernährung, es verliert sich die Eßlust, Secretionen und Excretionen werden gestört, es entstehen Blutstockungen im Unterleibe, Congestionen nach Kopf und Brust, Magenkrämpfe, Kälte der Extremitäten, Abmagerung und Entkräftung. Dabei stellt sich Schlaflosigkeit ein oder der Schlaf wird durch Träume gestört, in denen sich der Kranke zuweilen in die Heimat, unter geliebte Verwandte oder Freunde versetzt sieht, um beim Erwachen nur in desto tiefere Traurigkeit zu versinken. Isfordink beobachtete auch bei den tiroler Feldjägern nach ihrem Ausmarsche aus Tirol ein häufiges Vorkommen von Nachtwandeln. Häufig hörte er bei den Compagnien die Klage, daß dieser oder jener Mann seit einiger Zeit zu Nacht öfters aufstehe, im Zimmer herumwandle und auf die Frage, was er mache? noch schlafend antwortete: er sei zu Hause. Weckte man diese Menschen aus dem Schlafe, so erzählten sie mit Freude, es habe sie geträumt, sie seien in der Heimat. Isfordink konnte an ihnen nie eine Spur von Krankheit entdecken, auch schienen sie mit ihrem Schicksal vollkommen zufrieden, aßen mit gleichem Appetit und verriethen im Umgange mit ihren Kameraden nichts Scheues oder Fremdes; gewöhnlich aber kamen sie zwei bis drei Monate nach diesem Nachtwandeln mit Heimweh in das Hospital.

Macht die Krankheit noch größere Fortschritte, was oft in sehr kurzer Zeit geschieht, so gesellen sich zuweilen noch andere Zufälle, namentlich Geistesstörungen, Irereden, Hallucinationen, fixe Ideen u. s. w. hinzu; gewöhnlich aber entsteht hektisches Fieber oder Lungensucht und der Kranke stirbt an gänzlicher Entkräftung und Erschöpfung. Bisweilen erfolgt aber auch der Tod plötzlich und man hat Beispiele gesehen, daß Soldaten an demselben Tage starben, an welchem ihnen der Abschied verweigert wurde. Manche dieser Unglücklichen endigen ihr Leben durch

Selbstmord, Andere, morden, Aeltere, lassen sich zum Mord hinreißen, legen Feuer an u. s. w., um dadurch wieder in die Heimat zu gelangen. Der letztere Umstand ist in den neuesten Zeiten in besondere Betrachtung gezogen und zugleich Gegenstand ebenso interessanter als wichtiger Discussionen unter den Aerzten geworden. Es kommen nämlich häufig Fälle vor, in welchen das Heimweh bei Ausübung von Verbrechen, namentlich Ermordung kleiner Kinder durch junge Dienstmädchen, denen dieselben anvertraut waren, und Brandstiftung, entweder als Hauptmoment oder wenigstens als mitwirkende Ursache in gerichtlich-medicinischer Beziehung die Aufmerksamkeit öffentlicher Behörden in Anspruch nahm. Drei in neuerer Zeit in Würtemberg vorgekommene Fälle der Art gaben Veranlassung zur Abfassung folgender interessanten Inauguraldissertation:

Über das Heimweh, hauptsächlich in seinen Beziehungen zur Staatsarzneikunde. Eine Inauguraldissertation von Hermann Otto Friedrich Hettich. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Nicht beistimmen können wir dem Verf., wenn er das Heimweh von den eigentlichen Krankheiten ausschließt und nur als eine lang andauernde, aber oft leicht zu hebende specifische Sehnsucht betrachtet. Richtig ist es zwar, daß die somatischen Krankheiten, die sich daraus entwickeln, sehr verschiedenartig sein können und daß in den einzelnen Fällen der Sectionsbefund sehr abweichende Veränderungen in den organischen Geweben nachweist; allein dies ist ja ganz der gleiche Fall bei Melancholie und Monomanie, ja bei allen psychischen Krankheiten. Die bloße Sehnsucht nach der Heimat ist freilich ebenso wenig noch eine Krankheit zu nennen als der Kummer um den Verlust eines geliebten Kindes u. s. w.; wenn aber diese Sehnsucht bis zu einem Grade sich steigert, daß sie das ganze psychische Wesen des Menschen verändert, daß er an nichts Anderes mehr denkt, von nichts Anderm mehr träumt als von der Heimat, daß dabei seine körperliche Gesundheit zu Grunde geht, er Husten und Schlaf verliert, zur Arbeit unfähig wird, abmagert u. s. w., dann haben wir das Recht, diesen Zustand als eine eigene Krankheitsform zu bezeichnen, wie wir dies bei Melancholie und Monomanie thun. Daß die Krankheit oft, wie nach der Berührung mit einem Zauberstabe, durch die Versetzung in die Heimat oder selbst schon durch die Hoffnung dazu verschwindet, beweist gleichfalls nichts gegen diese Annahme, denn Ähnliches kommt auch bei andern Gemüthskrankheiten, namentlich bei der Melancholie vor.

(Der Beschluß folgt.)

Slawische Ethnographie. Zusammengestellt von P. J. Schafarik. Mit einer (ethnographischen) Karte. Prag 1842.

Unter diesem Titel hat soeben ein neues Schriftchen des hochgeehrten Verfassers die Presse verlassen. Bereits in der Vorrede zu seinen „Slawischen Alterthümern“ hatte der Verf. nämlich erwähnt, er beabsichtige zur größern Verdeutlichung und tiefern Einsicht in die Resultate der in jenem Werke dargestellten Forschungen zwei historische Karten anfertigen zu lassen. Und [illegible] es fehlen die gegenwärtigen Umstände, sie ausführen zu lassen. Der Verf. erkannte vielmehr nun zu deutlich, daß auch die gegenwärtigen Verhältnisse der slawischen Völkerschaften unter einander sogar bei ihnen selbst immer noch gar wenig bekannt, und daß eine allgemeine Übersicht der sämmtlichen slawischen Stämme und ihrer Nachbarn eben für die lebende Generation, für die wir denn doch am Ende am meisten zu wirken verpflichtet sind, ein wahres Bedürfniß ist, und da sich die Verlegenheit doch immer mehr oder weniger in der Gegenwart abspiegelt, so entschloß er sich endlich, jene beiden historischen Karten einstweilen liegen zu lassen und für jetzt eine einzige ethnographische verfertigen zu lassen, in welcher sowol auf die frühern Perioden der slawischen Geschichte Rücksicht genommen, als besonders der gegenwärtige Zustand der slawischen Völkerschaften nach ihrer Abstammung und Sprache, die Verhältnisse des von ihnen eingenommenen Flächenraums, ihre Mischungen untereinander, ihre Zerrissenheit unter die verschiedenen Staaten Europas, sowie die ganze Lage, in der sie sich zu den angrenzenden Völkern befinden, in ein einziges, leicht auffaßbares und übersichtliches Gesammtbild zusammengefaßt werden. Diese Karte umfaßt in einer Höhe von 21 Zoll und einer Breite von 26 Zoll den gesammten Flächenraum des Ostens von Europa vom 46. bis 68. Grad der Breite und vom 26. bis 70. Grad der Länge, innerhalb welcher Grenzen die slawischen Völkerschaften als compacte Masse (mit nur hier und da zerstreuten einzelnen Parcellen) in unsern Tagen seßhaft sind. In diesem Raume bilden sie zwei Hauptmassen: die nördliche, welche im Norden von Sibirien, dem weißen Meere, dem Onega- und Ladogasee, der Ostsee, im Westen bis über die Weichsel und Warthe hinaus fast an die Oder hin durch das Riesen- und böhmische Mittelgebirge, den Böhmerwald, die südlichen Ebenen Mährens bis an die March und die Donau, im Süden von den Oberschichländern Ungarns und dem Quellengebiete der Theiß, den siebenbürgischen Karpaten und dem Dnjester, dann dem schwarzen, asowschen und kaspischen Meere, im Osten aber von den Steppen der nomadisirenden Kalmücken- und Tatarenhorden Asiens begrenzt wird und nicht blos die sämmtlichen Groß-, Klein- und Weißrussen, sondern auch die Lithauer, die Polen, die Czechen und Mähren, sowie die Slowaken in Ungarn zu einem großen Ganzen von einigen 70 Millionen Köpfen vereint. Die andere compacte Masse bilden die Südslawen, d. i. die Illyrer-Serben und die Bulgaren, in Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Südungarn, Montenegro, Bosnien, Serbien, dem weiten Bulgarenlande, über 11 Millionen Köpfe. Zwischen beiden mitten inne sitzen die Wlachen, Walachen, Madscharen und die deutschen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen, über 10 Millionen zusammen, Rings abgeschlossen und von Deutschen umgeben ist die geringe Enclave der Lausitzer, etwas mehr als 150,000.

Die Karte ist mit ungeheurem Fleiße ausgearbeitet und ihre Herstellung muß eine zahllose Masse von Schwierigkeiten gemacht haben. Der Verf. deutet sie in der Vorrede mit wenigen Worten an; zu desto größerm Danke sind wir ihm aber verpflichtet, da er sie insgesammt glücklich zu überwinden wußte.

Zu größtem Verständniß und als Ergänzung der auf der Karte verzeichneten ethnographischen Untersuchungen hat der Verf. das vorliegende Büchlein verfaßt. Dasselbe besteht außer einer Einleitung, in welcher er die verschiedenen Volksstämme auf unserm Erdballe in vier Hauptstämme, den indoeuropäischen, den semitischen, den medischen und den chinesischen zertheilt, und dann den indoeuropäischen in dieselben Volksstämme und Volksfamilien zertheilt, wie er es in seinen „Alterthümern“ gethan, aus zwei Theilen: I. die slawische Sprache und ihre Völker, II. die fremden Sprachen und ihre Völker. Die slawische Sprache unterscheidet er in die südöstliche und die westliche. In der südöstlichen gehört (1. Capitel) die

[illegible] [illegible], den [illegible], dem Neu[illegible], dem Wendischen; dann (2. Cap.) die bulgarische, nämlich die Kirchensprache oder das Cyrillische und das Neubulgarische; endlich die illyrische (d. i. illyrisch-serbische) mit drei Dialekten, dem serbischen, dem chorwatischen oder kroatischen, und dem kärntner-slowenzischen. Zu der westlichen (II. Abtheilung) gehört dagegen: (1. Cap.) das Polnische, mit dem Nebendialekt, dem Kaschubischen; dann (2. Cap.) die czechische und zwar die czechisch-mährische und die ungarisch-slowakische Sprache; ferner (3. Cap.) die lausitzisch-serbische, und zwar die oberlausitzische und die niederlausitzische; endlich (4. Cap.) das ausgestorbene Elbslawische mit dem drewanischen Dialekt. Von jeder dieser Sprachen, ihren Dialekten und Mundarten wird in den einzelnen Capiteln und Paragraphen nicht blos das Gebiet angegeben, innerhalb welchem, und die Menschenzahl, von welcher sie gesprochen wird, sondern es folgen auch noch bei jeder die eigenthümlichen Unterscheidungsmerkmale, wodurch sie von den mit ihr verwandten abweichen, sowie eine kurze Skizze der Literaturgeschichte eines jenes Sprachzweiges bei den Slawen. Die Angaben des Verf. zeugen von der genauesten speciellen Kenntniß und der durchdringendsten Gründlichkeit, wie sie von seiner Gelehrsamkeit wol anders nicht zu erwarten stand; aber sie bringen auch eine solche Masse von neuen Resultaten und Behauptungen (besonders in Zahlen) und aus allen slawischen Gegenden, daß man nicht weiß, worüber mehr zu erstaunen, ob über die ausgedehnte Correspondenz, die der Verf. geführt haben muß, um diese Nachrichten zusammenzubringen, oder über den eisernen Fleiß, diese mannichfaltigen Angaben in ein Ganzes zusammenzubringen. Freilich weicht er hierin von dem bisher fast allgemein Angenommenen bedeutend ab und von vielen Seiten werden ihm große Vorwürfe gemacht werden. Wir lassen ihn selbst darauf antworten. S. VII heißt es wörtlich so: „In Hinsicht der statistischen Angaben muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich seit vielen Jahren keinen Fleiß und keine Mühe gespart habe, um in dieser Rücksicht die größtmöglichste Wahrheit oder wenigstens Wahrscheinlichkeit zu erringen. Werden daher meine Bevölkerungszahlen mit den gangbaren, vielleicht selbst für amtlich ausgegebenen nicht einstimmen, so bitte ich den Leser, er möge den Grund davon nirgend anders suchen als dort, wo man ihn einzig und allein suchen darf, nämlich in der Schwierigkeit der Sache an sich, nicht in meiner Sorglosigkeit oder Unaufmerksamkeit. Ich könnte hiervon, sowie über einige andere Dinge gar viel Belehrendes und Interessantes erzählen, wenn das hierher gehörte."

Zum Schluß noch einige der wichtigsten Resultate in Zahlen. Russen gibt es nach Schafarik im Ganzen: 51,184,000; davon Großrussen 35,314,000, Kleinrussen 13,144,000 (nämlich 10,370,000 in Rußland und Polen und 2,774,000 in Östreich), Weißrussen 2,726,000; Bulgaren 3,567,000 (in Rußland 80,000, in Östreich 7000, in der Türkei 3,500,000); Illyro-Slaven 7,246,000, darunter Illyrer: 5,294,000 (in Rußland 100,000, Östreich 2,594,000, in der Türkei 2,600,000); Kroaten 894,000; kärntner Slowenzen 1,151,000; Polen 9,365,000 (in Rußland 4,912,000, Östreich 2,341,000, Preußen 1,982,000, Krakau 130,000); Czechoslowaken: 7,167,000 (Böhmen und Mähren in Östreich 4,370,000, in Preußen 44,000, Slowaken 2,753,000); Lausitzer 142,000, in Sachsen 60,000, in Preußen 82,000. Zusammen also: Slawen in Rußland 53,502,000, Östreich 16,791,000, Preußen 2,108,000, Türkei 6,100,000, Krakau 130,000, Sachsen 60,000. Hauptsumme: 78,691,000, unter 6 verschiedenen Staatsoberhäuptern.

Beifügen können wir noch, daß nach einer brieflichen Angabe des Verf. selbst bereits jetzt eine zweite vermehrte Auflage in böhmischer Sprache und eine Übersetzung ins Deutsche vorbereitet werde.

J. P. Jordan.

Notizen.

Den schönen Leserinnen d. Bl. empfiehlt sich „The handbook of needlework", von Miß Lambert (London 1842). Das Buch enthält mehr als 90 Mysterien des Vorder-, Hinter- und Kreuzstichs, des überflüssigen und unterflüssigen Naht, der Seiden-, Garn- und Haarstickerei, des Perlenstickens, der Canevas- und der berliner-Arbeit, und wie sie alle heißen, „die Künste, die das Leben schmücken". Das Buch hat seine literarischen und andern Verdienste. Mit ebenso unsäglicher Mühe als glänzendem Erfolge hat die talentreiche Verf. den Ursprung und die Fortschritte der edeln Nähkunst durch einen Zeitraum von beiläufig 3400 Jahren nachgewiesen. Sie knüpft im eigentlichen Sinne des Worts den Faden ihrer pragmatischen Geschichte an das erste rohe ägyptische Fischernetz, leitet ihn über zu den kostbaren Arbeiten der reizenden Hebräerinnen, spinnt ihn durch die nächsten Jahrhunderte und durch Bürger's „alte Ritterzeit, wo noch Keuschheit Sitte war und ein Weib nicht um ein Haar" u. s. w., schlingt ihn um das nicht besondere Nähgeschick der Altsachsinnen, webt ihn in die unübertrefflich prächtigen Gobelintapeten und läßt ihn fallen auf dem heutigen, weniger zur Arbeit als zur Schau bestimmten Nähtischchen, „äußerlich mit Perlmutter ausgelegt, inwendig — mit einem Spiegel". Das ist noch nicht Alles. Viel und mancherlei erzählt die Verf. von den hohen Frauen, „deren Namen die Nadel unsterblich gemacht". Penelope eröffnet den Reigen, und natürlich eine Engländerin, Miß Linwood, beschließt ihn. Auch das ist noch nicht Alles. Eine Menge von englischem Geschick und englischem Fleiße ausgeführte Zeichnungen sind — köstliche Muster zum Stricken und Sticken, zum Häkeln und Nähen.

Der ci-devant londoner Bankier.

„Banks and bankers", von Daniel Hardcastle (London 1842), enthält neben vielem, nicht für Bankiers allein Lehrreichen und Amusanten eine kleine Schilderung des ci-devant londoner Bankiers, die — kann sein — von A bis Z auch auf Bankiers anderer Städte paßt und bei welcher mancher mindestens denken, obschon nicht sagen möchte wie jener Soldat, der mit seinem Kameraden zufällig in eine Kirche trat, als der Prediger von dem greulichen Laster der Trunkenheit sprach und dabei die Eingetretenen fixirte: „Komm, Frippe, der stichelt auf uns." Also heißt es in Hardcastle's Buche: „Der londoner Bankier aus der alten Schule hatte mit dem der Jetztzeit wenig gemein. Er war ein ernsthafter Mann, kleidete sich einfach, betrug sich stets gesetzt und beobachtete Formalitäten auf das strengste. Wer ihm ins Gesicht sah, fand darin lesserlich geschrieben, daß seine Lebensmaxime, der Inhalt aller seiner Gedanken, der Strebepunkt aller seiner Handlungen, lediglich die war, daß Derjenige, dem andere Leute ihr Geld anvertrauen sollen, gerade so aussehen muß, als verdiene er das Vertrauen, daß er der bürgerlichen Gesellschaft ein ostensibles Muster sein muß von Rechtlichkeit, Pünktlichkeit, Mäßigkeit und Decenz. Wenn nicht das ganze Jahr, verbrachte er doch den größern Theil desselben auf seinem Comptoir, erschien mit dem Schlag der Geschäftsstunde und war immer am Pulte. Nach den fashionabeln Kreisen im Westende, nach den Vergnügungen der Vornehmen zu verlangen, fiel ihm nicht im Traume ein und er hätte es unbedingt für das non plus ultra des Wahnwitzes gehalten, auch nur die Möglichkeit von so viel menschlicher Verwegenheit sich zu denken, als nothwendig sei, wolle ein Bankier des Abends im Foyer des Opernhauses umherschlendern oder vierspännig zu einem Wettrennen fahren, mit einem Korbe hintenauf, worin Perigordpasteten, Frühlingshühner und Champagner in Eis."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 223. — 11. August 1842.

Das Heimweh.

(Beschluß aus Nr. 222.)

Den Verf. beschäftigen insbesondere die Beziehungen des Heimwehs zur Staatsarzneikunde. Der medicinischen Policei stellt er als Aufgabe, Maßregeln zu treffen, durch welche das bei gewissen Ständen und in gewissen Verhältnissen schwer zu vermeidende Heimweh entweder verhindert wird, eine Krankheit zu erzeugen, oder durch welche, im Fall schon eine Krankheit dadurch entstanden ist, diese abgeschnitten und damit auch ihre traurigen Folgen, der Selbstmord und mehre in neuerer Zeit beobachtete Verbrechen, verhütet werden können. In Hinsicht auf das Militair wird Colombier's Vorschlag, Landsleute in eigene Corps zu vereinigen und Rekruten allmälig an Kost und Disciplin zu gewöhnen, in Anregung gebracht; ferner die von Larrey empfohlenen Vorkehrungen: beim Abliefern der Rekruten an ihre Regimenter, sowie überhaupt bei zum Heimweh disponirten Individuen gehörige Erholung der durch den Tagmarsch erschöpften Lebenskräfte, aber nur so langes Ausruhen, als nothwendig, abwechselnde Beschäftigung; nach den militairischen Übungen gymnastische Spiele und militairische Unterhaltungsstunden, kriegerische Musik. Gegen das Heimweh der Matrosen auf Seefahrten außer diesen Mitteln noch bessere Behandlung, namentlich das Aufheben des Prügelsystems; gegen das der Gefangenen Beschäftigung, wie in den Vereinigten Staaten, und Belohnung nach Maßgabe ihres subjectiven Strebens nach Besserung.

Hinsichtlich der Verhütung des Heimwehs, der daraus entstehenden Krankheiten und der dadurch veranlaßten Verbrechen bei jungen in Dienst gegebenen Knaben und Mädchen bringt der Verf. des preuß. Geh. Justiz- und Kammergerichtsrath Klein's Vorschlag in Erinnerung. Derselbe sagt in Klein's „Annalen", Bd. 13, S. 193:

Die meisten Brandstiftungen rühren von Mädchen her, welche aus dem väterlichen Hause in fremde Dienste gegeben worden. Sollte es nicht dienlich sein, wenn man dem Geistlichen des Orts, wo der Vater und der Vormund eines solchen Kindes lebt, und besonders dem Beichtvater zur Pflicht machte, dergleichen Kinder vorher von ihren Pflichten gegen ihre künftige Herrschaft zu unterrichten, und dabei zu untersuchen, ob etwa das Dienen solcher Kinder bei fremden Leuten aus einem oder dem andern Grunde bedenklich sei, als in welchem Falle der Geistliche den Ältern und Vormündern und erfoderlichen Falls auch der Obrigkeit dienliche Gegenvorstellungen machen müßte. Ginge das Kind außer der Parochie in Dienste, so müßte der bisherige Pfarrer den neuen auf dieses Kind besonders aufmerksam machen und ihm zu diesem Ende einen Brief an diesen mitgeben. Die auf diese Weise besser unterrichteten und beobachteten Kinder würden nicht nur bessere Begriffe von den Pflichten ihres Standes erhalten, sondern auch von manchen Verbrechen abgehalten werden. Hierzu kommt noch, daß dadurch auch die frühe Verführung solcher Kinder zur Unzucht und Liederlichkeit verhütet werden würde. Manche Ältern geben ihre Kinder, damit sie nur der Last der Erziehung überhoben werden, in die Dienste solcher Herrschaften, bei welchen sie der Verführung sehr ausgesetzt sind. Auch dieser Nachtheil könnte durch Zuziehung der Geistlichen gehoben werden.

Allerdings verdient dieser menschenfreundliche Vorschlag beherzigt zu werden, aber abhelfen wird er den aus solcher Quelle entspringenden Verbrechen wol schwerlich, denn mit aller psychologischen Forschungsgabe würden wol die Geistlichen ebenso wenig die Disposition zum Heimweh bei den ihrem Schutze anbefohlenen Dienstmädchen zu entdecken, als dieses mit seinen Folgen durch ihren Unterricht zu verhüten vermögen. Übrigens haben unsere Policeibehörden so viel mit der Erforschung und Bestrafung menschlicher Sünden und Fehltritte zu thun, daß wol noch eine lange Zeit vergehen wird, ehe sie sich um Verhütung von Gemüthskrankheiten durch zweckmäßigere Einrichtungen und Verbesserung der Lage armer Dienstboten bekümmern können. Besteht ja in manchen Ländern Deutschlands gar die harte Einrichtung, daß durch sogenannte Dienstbücher, in die der Herr über das Betragen seines Dieners oder seiner Dienerin öffentliches Zeugniß ablegt, diese vor aller Welt gebrandmarkt werden können, während ihnen nicht einmal das Recht, sich zu verantworten, viel weniger das, sich über harte und unfreundliche Behandlung ihrer Dienstherrschaft zu beklagen, zugestanden wird. Nicht mit der Lehre von den Pflichten der Dienstboten gegen ihre Herrschaft, sondern umgekehrt mit denen der Herrschaft gegen die Dienstboten müßte man daher anfangen, man müßte den Druck, die unfreundliche Behandlung, die hier und da auf dieser Classe von Menschen lastet, hinwegnehmen, um sie nicht in Heimweh versinken zu lassen. Wüßte manches, eben erst dem väterlichen Hause entnommene, noch von dem Glück der Heimat träumende Geschöpf der Art, an wen es seine Klagen richten, vor wem es sein Herz ausschütten sollte, ohne den Vorwurf der Unfolgsam-

keit und Weichlichkeit auf sich zu laden, fände es Zuflucht im väterlichen Hause, aus dem es die Noth vertrieben, manches Heimweh mit seinen Folgen würde verhütet werden. Die Liebe zur Heimat ist eine gute Pflanze, die man eher hegen als zu vertilgen suchen sollte, sie verträgt sich nicht mit Unstetigkeit und Hang zu wechselnden Genüssen, kommt daher auch meist bei solchen Individuen vor, die auf dem Lande in einfacher, genügsamer Weise erzogen worden sind. In großen Städten hat sie schon längst der Vergnügungs- und Genußsucht Platz gemacht. Ihre Extreme, Heimweh und die davon abhängenden Verbrechen zu verhüten, würde nur dann gelingen, wenn wir jenes patriarchalische Familienleben der alten Zeit wieder herbeizuführen vermöchten, wo der Dienstbote mit zum häuslichen Kreise gehörte und nicht, wie jetzt so häufig, nur in sklavischer Abhängigkeit gehalten oder, wenn auch sonst gut behandelt, doch einer freundlichen, gemüthlichen Theilnahme an dem Familienleben nicht würdig erachtet wird.

Am ausführlichsten ist von dem Verf. das Heimweh in medicinisch-gerichtlicher Hinsicht, nämlich als ein, die Zurechnungsfähigkeit von Verbrechern möglicherweise aufhebender oder wenigstens vermindernder Zustand behandelt worden. Als Resultat der verschiedenen Meinungen der Schriftsteller über diese Seite des Gegenstandes ergeben sich ihm folgende Sätze:

1) Das Heimweh kann einfach, wie alle excitirenden oder deprimirenden Affecte und Leidenschaften, als Liebe, Haß, Zorn, Kummer u. s. w., die Begehung solcher Verbrechen, welche als Mittel dienen, sich einer unangenehmen Lage zu entledigen, also aus einem selbstsüchtigen Zwecke verübt werden, veranlassen, ohne dadurch Zurechnungsunfähigkeit zu bedingen, so wenig als jene Zustände. 2) Das Heimweh kann aber entweder für sich oder in Verbindung mit andern Umständen (Jugend, Entwickelungsperioden, vorangegangenen oder zur Zeit vorhandenen Krankheiten u. s. w.) eine Alteration erzeugen, welche sich als wirkliches Irresein oder wenigstens als das erste Stadium desselben (mania affectiva, folie raisonnante, moral insanity) ausspricht, somit eine vollkommene oder theilweise Aufhebung der Zurechnungsfähigkeit bedingt.

Den ersten dieser Sätze kann man vollkommen zugeben, wenn man an die Stelle des Wortes: Heimweh, Sehnsucht nach der Heimat setzt. Sehnsucht nach der Heimat ist noch keine Krankheit und kann daher auch keine Zurechnungsunfähigkeit bedingen. Sie kann aber zur Krankheit werden und dann ist sie das Heimweh, eine Krankheit sui generis. Sie erzeugt nicht, wie es im zweiten Satze heißt, eine Alteration, welches sich als wirkliches Irresein oder als das erste Stadium desselben ausspricht, sondern sie *ist* dieses Irresein selbst. Man hat dabei nicht zu fragen, ist der Heimwehkranke sonst irre in seinen Reden und Handlungen, sondern nur ob er an dieser besondern Art von Monomanie leide. *So* fragen, hieße ebenso viel, als ob ein Mensch, der aus Liebe melancholisch geworden, sich dabei auch närrisch geberde. Seine Liebesmelancholie ist die Krankheit, eines weitern Zeugnisses dafür bedarf es nicht. Bei dem Heimweh ist es allerdings oft schwer zu ermitteln, ob das Verlangen nach der Heimat sich zu einem solchen Grade gesteigert habe, daß es als psychische Aberration angesehen werden könne, aber es läßt sich gewiß in den meisten Fällen ermitteln, denn es hat, wie wir oben gesehen, seine eigenen Zeichen, unter denen Veränderung der Gemüthsstimmung, Niedergeschlagenheit, Mangel an Theilnahme, Gleichgültigkeit, Liebe zur Einsamkeit, öfteres Weinen, Abmagerung und krankhaftes Aussehen u. s. w. die vorzüglichsten sind. Fehlen dabei noch alle Motive zu der in diesem Zustande begangenen verbrecherischen Handlung, so dürfen wir mit desto größerer Sicherheit das: *Nicht schuldig* aussprechen. Eine höchst dankenswerthe Zugabe dieser kleinen Schrift sind drei in den Jahren 1836—38 im Königreiche Würtemberg vorgekommene Fälle von Kindesmord durch Dienstmädchen, in Folge des Heimwehs. Vergleichen wir sie mit vielen andern früher von Andern aufgezeichneten Fällen, so muß schon die physiognomische Ähnlichkeit, die sich dabei kund gibt, auf eine gleiche Ursache hinweisen und zur Bestätigung der wirklichen Existenz einer Melancholia nostalgica dienen. K. Hohnbaum.

Romanenliteratur.

1. Peter Saintive von *Ludwig Veuillot*. Aus dem Französischen übersetzt. Augsburg, Kollmann. 1841. 8. 1 Thlr.

Wenn der religiöse Sinn eines Volks durch das Beispiel des Leichtsinns, der Frivolität seiner Hauptstadt untergraben und die Trägerin dieses Sinnes, die Kirche, erschüttert wird, da ist es ganz in der Ordnung, es ist sogar heilige Pflicht, mit ehrlichen, starken Waffen dagegen anzukämpfen. Die glänzende Frivolität Ludwig's XIV., die rohere der langen Regentschaft, die geschminkte Ludwig's XV. warfen auch manchen philosophischen Schriftsteller aus dem Sattel und gebaren das Zeitalter der Deisten und Atheisten. Die Revolution von 1789 und deren Gefolge, die steten Kriege bis 1815, mußten bei einem großen Theile des Volks selbst das Andenken an eine Zeit verwischen, wo der Glaube sein Heil, sein Trost, sein irdisches Glück war. Aber auch die Diener der gallicanischen Kirche waren nicht frei von Schuld, und wenn sie gegenwärtig diese Kirche wieder emporzurichten streben, so ist das als ein Zeichen der Reue achtungswerth. Der Verf. des „Saintive" ist nicht Priester, allein er kämpft für die Priester, und so können wir auch ihn nach den Mitteln fragen, wodurch er eine, gewiß wünschenswerthe, bessere Zeit heraufzuführen trachtet. Sein Saintive ist ein junger Mann, der im Grunde nicht weiß, was er will, und da sich mit solchen Leuten alles Mögliche anfangen läßt, so hat der Verf. in ihm eine glückliche Wahl für seinen Zweck getroffen, an dem der fromme Herr Sourzac getrosten Muthes seine Kunst versuchen kann. Das geschieht denn auch! Sourzac schreibt und predigt crescendo in den jungen Mann hinein von Christenthum, Religion, Kirche, Kloster und Gebräuchen, und alles das bezeichnet natürlich bei ihm einen und denselben Begriff. Daneben wird die Wohlthätigkeit als eine Tugend gepriesen, die offenbar nur Pflicht sein und nur in ihrer rechten Anwendung dem Ausübenden als Tugend angerechnet werden kann. Saintive kämpft gegen das Alles mit schwächlichen Waffen, läßt in jedem Briefe etwas von seinen Zweifeln schwinden und nimmt dafür, um die Lücke zu füllen, Glauben auf. So ist es denn natürlich, daß er am Ende einer Einöde zuwandert, wo ein heiliger Priester wohnt, denn „wie süß ist es, Maria anzuflehen und zu lieben!" Zweck des Buchs ist, die liebe alte bekannte Kirche möglichst wieder triumphiren zu lassen, und wiewol anerkannt werden muß, daß der Verf. sich oft als scharfsinniger Beobachter seiner Zeit, ihrer Sitte und Unsitte bethätigt, so verleitet ihn der Zweck doch auch

oft genug zu Einseitigkeiten und Verkehrtheiten. Das Theologische, oder eigentlich das Kirchliche, gehört nicht hierher. Wir wollen nur kurz anführen, daß der Vers., der sonst nichts dahin Gehörige unberührt läßt, doch, wie es scheint, absichtlich, das Purgatorium ganz aus dem Spiele läßt, was dem Verfechter des römisch-katholischen Glaubens, er müßte denn das ganze Buch für ein Purgatorium ausgeben wollen, durchaus nicht nachgesehen werden darf. Und nun eine Probe jener Einseitigkeit. Von der Poesie, sofern sie u. A. auch den Roman umfaßt, hält der Vers., obgleich er mehre, z. B. den „Saintive", geschrieben, nichts, und dies verleitet ihn zu einem höchst sonderbaren Ausspruch. Sein Held hat die Frage aufgeworfen: „Wie kann die Gerechtigkeit Gottes zugeben, daß ein sittsames, frommes Weib von einem Wüstling, oder von ihrer eigenen Liebe verführt werde, ihr Herz und Leben diesem Menschen zu weihen, indem ihr solcher Weise ein unglückliches Dasein und selbst ihr eigener gänzlicher Verfall in Sittenlosigkeit und Sünde unausbleiblich bevorsteht?" Der Verfasser läßt durch Gourzac antworten: „Kannten Sie dieses Weib? Oder ist es lediglich die eingebildete Schöpfung eines Romanschreibers?" Als ob das, wie die Frage nun einmal gestellt ist, nicht ganz gleich wäre! Die Frage spricht unbedingt von einem sittsamen, frommen Weibe; daß sie katholische Christin sei, versteht sich auf dem Boden des ganzen Buchs von selbst, und ebenfalls, daß auch solche Weiber in ihrer Wahl fehlgegriffen haben. Nun aber müssen wir ein langes Raisonnement über den Roman hinnehmen und am Ende erfahren, daß die Unglückliche doch keine wahre Christin gewesen sein müsse! Zu dem Schlusse konnte man auf anderm Wege kommen, und dazu kürzer und vernünftiger. Daß bei solchen Ansichten und Schlüssen das Buch als Roman nur einen höchst untergeordneten Werth haben könne, darf um so weniger erwiesen werden, als dies stets der Fall sein wird, wo Eingenommensein eine Tendenz künstlerisch auffassen und anfechten will. Warum das Buch eine deutsche Übersetzung erfahren hat, mögen Kirchenzeitungen weiter untersuchen.

2. Die Frauen des Hauses Baubreuil. Ein Roman von Wilhelmine Softmann. Drei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1842. 8. 4 Thlr.

Die Aufgabe, welcher die Verfasserin sich unterzog, gehört immer zu den bedeutendern. Es ist die Stellung einer edeln, streng aristokratischen Dame zur Schreckenszeit, zum Directorium, zum Consulat und dem Kaiserreiche ꝛc., und es sind größtentheils bekannte Verhältnisse, Begebenheiten, Anekdoten geschickt genug zusammengereiht, um ein unterhaltendes Buch zu geben. Das Merkwürdigste bleibt das Verhältniß Konstanze's zu ihrem Lebensretter Lagarde, mit dem sie in streng entsagender Civilehe lebt, und vielleicht hätte Mancher zwischen Beiden ernstere Kämpfe gewünscht. Die Vers. verwickelt, um solcher Kämpfe überhoben zu sein, den Cölibatehemann in den Kampf der Parteien, ohne zu erwägen, oder gestehen zu wollen, daß eine Leidenschaft die andere entzündet. Doch mögen wir uns das Gegebene wol gefallen lassen: es ist immer ein schönes Bild. Wir haben das Buch als ein „unterhaltendes" bezeichnet und fügen hier noch hinzu, daß es auch wol das beste der Verfasserin sein mag, da die Geschichte das reichste Material bot. Darin aber liegt es denn auch, daß die Personen nicht Raum und Zeit haben, sich charakteristisch zu entwickeln: sie werden von den Umständen beherrscht und getrieben, an der Kette äußerer Nothwendigkeit gezogen.

3. Camera-Lucida. Eine Galerie humoristisch-satirischer Reflexbilder im Novellettenrahmen. Gezeichnet auf einer großen Kunst- und Entdeckungsreise im Pomeranzenlande, von Freimund Ohnesorgen. Zwei Bände. Lippstadt, Lange. 1841. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die deutsche Gegenwart hat nicht viel zu rühmen von Überfluß an Witz und Humor. Sie ist nicht eben ernster, als irgend ein Zeitabschnitt der Vergangenheit, aber sie ist nun einmal anders. Die Literatur nahm eine politische Richtung; die Regierungen fanden sich veranlaßt einzuschreiten, und so blüht denn gegenwärtig anstatt der Literatur die Censur, die einen viel zu ernsthaften Charakter zeigen muß, als daß sie nicht eben hinter jedem humoristischen Aufflug Bedenkliches wittern sollte. So hat sich denn der politischen Unzufriedenheit noch die Unzufriedenheit mit der Censur beigesellt, und aus beiden hat sich ein, überall nachzuweisendes tragisches Element entwickelt, welchem die Unschuld des Humors, der Adel des Witzes sehr fern liegt. Von beiden kann auch in dem vorliegenden Buche nicht die Rede sein, obgleich der Titel viel verheißt. Aber eben schon der weitläufige Titel erregt Verdacht. Wenigstens redet die Erfahrung diesem Verdachte das Wort, daß solche humoristisch-satirische Büchertitel gleich den Aushängeschildern vor Gauklerbuden mehr versprechen als gewähren, und hier haben wir eine Erfahrung mehr. Von eigentlichem Humor kann nur in den Capiteln „Jugend", „Langeweile" und „Schmuz" im ersten Bande die Rede sein. Möge der Vers. auf diesem Felde weiter fortbauen. Alles übrige läuft im Grunde nur auf Wortspiel, Wort- und Buchstabenverdrehen, also auf gemachten, forcirten Witz hinaus, der da am wohlfeilsten ist, wo der Vers. irgend eine Terminologie benutzt, die des Jägers, des Seemanns u. s. w. Es ist schade um die Grundidee in der Anlage dieses Buchs, daß ihr keine ansprechende Ausführung zu Theil werden sollte. Der Vers. macht in Übereinkunft mit dem Buchhändler eine Reise durch Pommern mit mehren Gehülfen, die ihm, als dem Redacteur des ganzen Unternehmens, ihre Reiseberichte einliefern müssen, während er selbst in allerlei verwunderliche Situationen geräth. Am Ende gefällt dem Buchhändler eben nur das schwächste Product im ganzen Werke, der Contract wird aufgehoben, und Hr. Lange in Lippstadt übernimmt die Gefahr des Verlags. Nun aber betrachte man diese gequälten Reiseberichte! Vielleicht sind sie einigen Personen in Pommern verständlich, für jeden andern Leser aber eine wahrhafte Plage, ein Nichts, und das ist das Schlimmste, was man dem Humor und dem Witz nachsagen kann, da beide im kleinsten Spiegel das größte Bild geben sollen. In einigen der gegebenen Erzählungen, z. B. im „Seehund und Nymphe", liegt wirklich eine hübsche Idee. Immer aber wird sie wieder verdorben durch den Hang zum Wortwitz. Dieser verliert jede Geltung und alle Natur, wenn er, anstatt rasch und flüchtig aufzuleuchten, sich breit in das Leben hineinlegen will: man sehe nur gleich die Einleitung des ganzen Buchs an. Wir bedauern, durch dieses „humoristische" Buch nicht reicher an Humor geworden zu sein und in allen zwei Bänden nur jene schon genannten Capitel gefunden zu haben, die sich als ansprechend bezeichnen lassen. Im Ganzen aber gehört dieses Buch vorzugsweise in die Classe derjenigen, welche das ebenfalls schon erwähnte tragische Element vertreten.

4. Skizzen aus der Lebenswirklichkeit, Novellen und Lieder von Wilhelm Ibels. Aachen, Roschütz. 1841. 8. 12½ Ngr.

Das kleine Buch ist zum Besten der Bildungsanstalt für Taubstumme in Aachen herausgegeben, und wenn auch der Zweck die Mittel nicht heiligt, so entschuldigt er die schwächern gewiß, wenn sie übrigens nur gut sind. Die schwächsten in diesem Buche sind die Verse, in denen sich eben keine besondere poetische Idee ausspricht und die ebenso wenig durch Form und Sprache genügen. Unter den Erzählungen finden sich manche Anekdoten; außerdem sind die ernsten als die bessern zu bezeichnen. In den launigen ist meistens etwas Gemachtes.

5. Xenia, Tochter des Großfürsten Boris Gudunow von Rußland. Ein historischer Roman von J. Satori (Neumann). Danzig, Gerhard. 1842. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Buch enthält die Geschichte des Reichsverwesers, nachmaligen Großfürsten Boris und des falschen Demetrius. Xenia, gleich auf den ersten Seiten des Buchs eine außerordentlich vernünftige Person, soll und will einen Herzog von Dänemark heirathen, der kurz vor der Hochzeit stirbt. Alexander Trubetzky, sie hoffnungslos liebend, leistet ihr wichtige Dienste

und wird sogar bei ihrer Vertheidigung gegen die Anhänger des falschen Dmitri auf den Tod verwundet. Xenia nimmt den Schleier und pflegt den Verwundeten, dem sie bald in den Tod nachfolgt. Die Scenen von S. 312 bis zum Schluß sind wirklich schön, aber sie sind es an sich, keineswegs durch das Talent des Verfassers. Eine höchst nüchterne und ebenso unbeholfene Sprache, Mangel an Geist, Darstellung und künstlerischer Entwickelung würden diesem Roman vor 50 und längern Jahren nicht besonders hoch angerechnet sein; er hätte wol einen Ehrenplatz in Leihbibliotheken eingenommen. Jetzt kann er nur die Reihe verlängern als Nothhelfer. 43.

Beiträge zur Geschichte des altenglischen Theaters.

Interessante Actenstücke in Betreff der englischen Theatergeschichte unter der Königin Elisabeth und König Jakob I. enthalten die „Extracts from the accounts of the revels at court etc., with an introduction and notes, by *Peter Cunningham*", der Shakspeare-Gesellschaft erste Publication für das Jahr 1842. Einige Partien dieses Bandes, welche auf die Theatergeschichte unter Elisabeth und Jakob Bezug haben, sind schon früher, aber in verstümmelter und unvollkommener Gestalt, erschienen, denn Malone, welcher Gelegenheit hatte, einige dieser Originaldocumente einzusehen und zu copiren, beging bei Feststellung ihres Inhalts mancherlei Fehler. Diese hat Cunningham berichtigt und zugleich aus noch andern Quellen geschöpft, welche Malone nicht zugänglich waren. Das früheste der von Cunningham mitgetheilten Documente betrifft Thomas Preston, den Verf. der alten Tragödie „Kambyses", welche zu Cambridge 1564 vor der Königin mit so großem Erfolge dargestellt wurde, daß diese dem Dichter eine jährliche Pension von 150 Pf. St. verwilligte und ihn zu „Her Majesty's scholar" ernannte. Die mit der königlichen Handunterschrift versehene Urkunde hat Cunningham aufgefunden und in einer Copie mitgetheilt. Die Art, mit welcher die Königin Elisabeth vom ersten Anfange ihrer Regierung an theatralische Vorstellungen ermuthigte, ist durch zahlreiche Beispiele in gegenwärtigem Werke erläutert. Diese Documente beginnen mit dem J. 1560, als Lord Robert Dudley's Schauspieler vor der Königin auftraten, und es begegnen uns in dieser Partie manche neue Namen. Die freigebig besoldeten Schauspielergesellschaften waren zahlreich, besonders die in königlicher Livree und Besoldung. Da waren die „Theatrival servants" des Grafen von Warwick, die des Lord Rich, des Lord Clinton, des Sir R. Lane, des Lord Derby, des Lord Hemsdon, des Lord Sussex, des Lord Strange und viele andere. Bekannt ist es, daß Elisabeth 1583 eine Gesellschaft aus mehren im Dienste von Adeligen stehenden Schauspielern bildete; aber jetzt, unter dem Datum vom März 1590, finden wir zum ersten Mal, daß sie zwei besondere Gesellschaften in Besoldung hatte, die eine unter John Lanehan, die andere unter Leitung der beiden Dutton, welche zur Gesellschaft des Grafen Warwick gehört hatten. Man hat auch Grund zu glauben, daß eine Compagnie englischer Schauspieler von Jakob I., einige Zeit vor seiner Besteigung des englischen Throns, nach Edinburg eingeladen wurde. Außerordentlich waren die Unterstützungen, welche Jakob später dem Theater angedeihen ließ. „Nichts", sagt Cunningham, „kann für König Jakob's Liebe zum Theater und zum Drama im Allgemeinen besser oder ehrenvoller sprechen als die folgenden Auszüge, welche in Bezug auf die Geschichte unseres Drama durchaus neu sind."

Bemerkenswerth ist es, daß man in diesen Berichten Shakspeare als einen der Leiter der Schauspielergesellschaft, mit welcher er seit seiner Ankunft in London verbunden war, gar nicht erwähnt findet; immer begegnet man nur den Namen von solchen Darstellern wie Pope, Shaw, Cowley, Allexn, Lee, Jubie, Duke, Greene, Taylor, Burbage u. A. Mit Bezug auf die beiden Letzten ist zu bemerken, daß Cunningham in den gewöhnlichen Fehler fällt, anzunehmen, Taylor sei der ursprüngliche Darsteller des Hamlet gewesen. Innerhalb der letztern Jahre ist dieser Annahme direct widersprochen worden und es hat sich durch eine auf Burbage's Tod 1619 verfaßte Elegie herausgestellt, daß er der Erste war, welcher die folgenden Charaktere in Shakspeare'schen Stücken darstellte: Hamlet, Romeo, Prinz von Wales, Heinrich V., Richard III., Macbeth, Brutus, Coriolan, Shylock, Lear, Perikles und Othello. Im weitern Verlauf enthält dieser Band ganz authentische Actenstücke über die Darstellung Shakspeare'scher Stücke bei Hofe, nämlich von neun, die zu Whitehall in den Jahren 1604, 1605 und 1611 aufgeführt wurden. Zwischen 1587 und 1604 und zwischen 1605 und 1611 befinden sich noch bis jetzt auffallende Lücken. Gegen Ende des Buchs kommt Shakspeare's Name häufig vor, doch ist er stets Shaxberd geschrieben. Im J. 1604 und 1605 wurden folgende Stücke von Shakspeare vor dem Hofe aufgeführt: „Der Mohr von Venedig", „Die lustigen Weiber von Windsor", „Maß für Maß", „Das Lustspiel der Irrungen", „Verlorene Liebesmüh", „Heinrich V." und „Der Kaufmann von Venedig". Sie wurden von den „King's players" aufgeführt, wie seit Jakob's I. Thronbesteigung die Schauspieler des Lord Kammerherrn genannt wurden. Ein anderes Actenstück aus dem J. 1611 bringt folgende Nachricht, die wir in jetziger Orthographie Englisch mittheilen:

„Hallowmas night was presented at Whitehall before the King's Majesty a play called The Tempest."

„The 5th of November, a play called The Winter's Night's Tale."

Auch enthält dieser Band mehre ganz neue und merkwürdige Nachrichten über manche von Shakspeare's ausgezeichnetsten Zeitgenossen, wie Beaumont und Fletcher, Chapman, Heywood (welchem ein bisher unbekanntes Lustspiel vindicirt wird), Ben Jonson, Tourneur u. A. 5.

Literarische Notiz.

Es wäre gut, wenn die Reden der parlamentarischen Notabilitäten aus dem Wuste des „Moniteur universel" ausgestäubt und zu einer übersichtlichen Sammlung vereinigt würden. Es wäre dies der erste Schritt zu einer Geschichte der parlamentarischen Beredtsamkeit, zu der ungeheures Material vorhanden, bis jetzt aber noch nichts geschehen ist. Die „Tribune française" war schlecht geleitet und hat es nicht weiter als bis zum ersten Bande gebracht. Cormenin's geistreiches Werk: „Livre des orateurs par Timon", enthält glänzende Skizzen, gelungene Charakteristiken, wenn man will, ist aber weder als Theorie der Parlamentsberedtsamkeit, von der es einige glänzende Züge gibt, noch als Geschichte derselben erschöpfend. Auch für die Geschichte der englischen Beredtsamkeit ist bisher wenig gethan. Zwar ist das Werk von Laloüel („Les orateurs de la Grande-Bretagne 1841", 2 Bände) als fleißige Vorarbeit recht schätzenswerth, bleibt aber, als Ganzes betrachtet, doch nur zu skizzenhaft. Wir in Deutschland haben für diese Seite der Geschichte Englands und Frankreichs nichts Tüchtiges. Hegewisch's Abriß der englischen Parlamentsgeschichte, der zu Anfang dieses Jahrhunderts erschien, ist nüchtern, und Weitzel in seiner herrlichen „Geschichte der Staatswissenschaften" greift nur gelegentlich einige Episoden aus derselben heraus. Schon Pölitz hatte in seinen „Jahrbüchern" einmal auf diese fühlbare Lücke unserer Literatur hingewiesen; bis jetzt aber ist unsers Wissens nach dieselbe noch nicht ausgefüllt. Da wir einmal von parlamentarischer Beredtsamkeit reden, wollen wir auch noch anzeigen, daß nächstens eine sorgfältige Sammlung der Reden des bekannten Pairs von Frankreich Baron von Dreux-Brezé herauskommen wird. Seine Reden dürften ein Formeninteresse bieten, da aber der Verf. gewisse Paradereden jährlich wiederholt, an einer großen Monotonie leiden. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 224. — 12. August 1842.

Fortsetzungen von K. von Rotteck's Allgemeiner Geschichte.

So wenig auch selbst die Freunde der „Allgemeinen Geschichte" Karl von Rotteck's die Mängel derselben verkennen, und so oft geflissentlich die letztern hervorgehoben sind und hervorgehoben werden: — sie ist nun einmal Volksbuch, tief eingedrungen, was in Deutschland bei einem Buche so äußerst schwer hält, und das Volk wird sie sich auch so leicht nicht verleiden lassen durch die Verkennung, die Angriffe von Seiten der Gegner des Strebens nach rechtlich-vernünftiger Freiheit oder der denselben so oft in die Hände arbeitenden philiströsen und dünkelhaften sogenannten Wissenschaftlichkeit, deren Zopf in der Literatur nichts duldet, was gegen selbigen anstößt. Was nicht in ihre Kategorien paßt, sucht sie herunterzubringen, so sehr es der vaterländischen Literatur, der Nation zur Ehre, dem Volke und der Entwickelung des Volks- und Staatswesens zum Nutzen gereichen mag. Es ist eben ihre Schwäche, keinen Sinn für Das zu haben, was die Stärke der „Allgemeinen Geschichte" Karl von Rotteck's ausmacht, daß dieselbe nämlich den politischen Fortschritt förderte, den Nationalgeist hob, dazu bestimmt war und damit das Volksgemüth traf. Die bessere Erkenntniß ihrer Schwächen dient und wird und mag dazu dienen, daß sie besser wirkt; aber in Ehren bleiben wird sie so lange, als man in Deutschland Patrioten und Männer wie ihren Verf., Gesinnungen, wie die in ihr lebendigen, bedeutende Leistungen, wie sie jedenfalls eine ist, zu schätzen weiß; wirksam bleiben wird sie so lange, als ihre Geistesfunken noch Zündstoff finden, als der Kampf noch nicht ausgekämpft ist, in welchem sie ein bedeutendes Moment bildet. Trotz aller Gegenrede wird anerkannt und wird anerkannt bleiben, daß sie aus einer lebendigen Idee, einem kräftigen Gefühle hervorgegangen, auch lebendig gewirkt hat, fort und fort wird das tiefe Gefühl der Freiheit, des Rechts und der Humanität empfunden, womit sie die Erscheinungen auffaßt, und ruhige, keineswegs der Zahl der enthusiastischen Verehrer angehörende Beurtheiler vergessen nicht, anerkennen vielmehr gebührend, daß sie, begonnen noch unter Napoleon's Herrschaft, hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt einer Reaction des Rechts- und Freiheitsgefühls gegen brutale Unterdrückung und Despotie, in der damals fast allein möglichen Form der historischen Darstellung gewürdigt und begriffen werden muß, und daß der Verf., was sein Werk in der That nicht unrühmlich charakterisirt, vorzugsweise der heranreifenden Jugend die großen Lehren, die erhebenden Bilder der Geschichte in das offene Gemüth legen, ihnen Liebe und Bewunderung für die herrlichen Charaktere der Vorzeit geben, sie für Recht, Freiheit und Vaterland entzünden, ihre Kraft nähren, ihre Nacheiferung spornen wollte durch die Vorhaltung geschehener Großthat. Es ist ihm in hohem Maße gelungen. Sein Werk machte ein seltenes Glück, erlebte eine Auflage nach der andern, ist in tausend und wieder tausend Händen und Herzen.

So war denn aus mehrerlei nahe liegenden gemüthlichen und untadelhaften wie materiellen Gründen zu erwarten, daß es von Andern fortgesetzt werden würde, da Rotteck selbst eine Fortsetzung zwar beabsichtigte, über dem Plane jedoch hinstarb. Freilich, wenn man darauf hinblickte, daß Karl von Rotteck's „Allgemeine Geschichte" ein so durchaus eigenthümliches Werk ist, eins der eigenthümlichsten im ganzen Schatze unserer Literatur, so hätte man nicht erwarten sollen, und wir gestehen, es hätte uns nicht einmal wünschenswerth, wenn möglich gedäucht, daß irgend ein Anderer seine Fortsetzung unternähme. Dieser Andere, so schien es, mußte, wenn sein Werk statthaft sein sollte, freien Geistes sein, während er desselben Geistes und Charakters war wie Karl von Rotteck, und wo hätte er sich nun finden sollen? Die Schwächen und Vorzüge der „Geschichte" des Letztern erscheinen als untrennbar miteinander verbunden, sodaß eine Fortsetzung ohne die erstern offenbar eine eigenthümliche Individualität voraussetzte, die dann zwar eine eigenthümliche neueste Geschichte, nicht aber eine eigentliche Fortsetzung der Rotteck'schen produciren konnte. Die Vorzüge zu erreichen, war schwer, sie erreichen, ohne in die Schwächen zu verfallen, noch schwerer. Ohne die Vorzüge mußten die Schwächen weit unleidlicher erscheinen. Wer mochte es wagen, ein Werk ohne jene und mit diesen als eine Fortsetzung des Hauptwerks zu bieten?

Diese und ähnliche sich aufdrängende Fragen führen nur auf Zweifel und Bedenken, und diese, wie und wiefern erledigen sie sich etwa durch die beiden Geschichtswerke, die sich als Fortsetzungen des Rotteck'schen Werkes

ankündigen? Wir nennen die Titel und Verfasser. Zuerst erschien:

Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre von K. Heinr. Hermes. Erste bis sechste Lieferung. Braunschweig, Westermann. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

sodann folgte:

Geschichte der neuesten Zeit, enthaltend die Jahre 1815—40, von Hermann von Rotteck (dem Sohne). Erstes u. zweites Heft. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Dr. Hermes ist offenbar bemüht, ein möglichst treues Bild der Zeit zu liefern, die er zu schildern unternimmt. Er zeigt sich als Kenner derselben und schreibt — von kleinen Nachlässigkeiten abgesehen — vortrefflich. Seine Darstellung ist gewandt, ist freisinnig; nicht so, daß sie ihn eben leicht in Conflicte bringen könnte, aber doch jedenfalls freisinnig; mit Einem Worte, sein Werk liest sich äußerst gut und wird sicher Vielen willkommen und angemessen sein. Von Originalität ist indeß bei ihm nichts zu finden. Ob seiner Schreibart die echte Würde des wahren historischen Styls, ihm selbst die höhere Weihe des Geschichtschreibers beiwohne, wollen wir für jetzt dahingestellt sein lassen. Eine eigentliche Kritik seines Werks wie des mitstrebenden von Rotteck dem Sohne würde im Beginne beider Unternehmen zu früh kommen. Es kommt uns derzeit nur auf die Frage an, wiefern die Freunde des mehrerwähnten Hauptwerks die erschienenen Fortsetzungen als solche betrachten können, was sie von ihnen als solchen zu erwarten haben? Und auch aus diesem Grunde treten wir von Hermes' Buche hier nunmehr gänzlich zurück. Eine Geschichte der letzten 25 Jahre wird natürlich dadurch keine wahre Fortsetzung der Rotteck'schen für deren Freunde, daß der Verf. sie so nennt, der Verleger sie mit der letztern in Verbindung bringt. Indeß wollen wir über den Ausdruck nicht streiten, wollen Dr. Hermes zugeben, daß es, „um den freisinnigen Geist nicht zu verleugnen, der Karl von Rotteck beseelte", bei Fortsetzung seines Werks eines „ängstlichen Anschmiegens an die Ansichten und Vorstellungen des Vorgängers" nicht bedürfe. Noch mehr, wir räumen ein, daß man jede beliebige, nur überhaupt freisinnig gehaltene neueste Geschichte eine Fortsetzung der Rotteck'schen „Allgemeinen Geschichte" in einem gewissen Sinne nennen könne. Allein eine Fortsetzung der letztern im Sinne ihrer Freunde, eine Fortsetzung im eigentlichsten, wahren Sinne muß die deutlichen Spuren der Eigenthümlichkeit eines dem Vorgänger nahe verwandten Geistes nothwendig aufzeigen. Wie groß nun aber auch Dr. Hermes' Journalistentalent, wie unzweifelhaft sein Beruf zum Geschichtschreiber der neuesten Zeit in seinen eigenen und des Publicums Augen sein mag: er würde sich doch in der größten Niemand zweifelhaften Selbsttäuschung befinden, wenn ihm die Grundverschiedenheit der ganzen Geistesrichtung Karl von Rotteck's und seiner eigenen entginge, keinem Leser seines Werks, der das Rotteck'sche kannte, ist der Wesensunterschied beider Werke hinsichtlich der in ihnen herrschenden Anschauungen, Ideen und Gefühle entgangen; kein Leser des Hermes'schen Werks würde ohne Hülfe des Titels auf den Gedanken gekommen sein, daß er sich mit einer Fortsetzung der „Allgemeinen Geschichte" Rotteck's beschäftige. Als solche kann es nur in einem schlechthin ungenügenden Sinne gelten, und der Anspruch, wenn er ernstlich erhoben würde, Ergänzung im vollen genügenden Sinne sein zu wollen, würde nur Vergleichungen hervorrufen, die ihm nachtheilig sein müßten, so viel eigenthümliche Vorzüge es besitzen möchte. Der Verf. wird nicht darauf bestehen, wenn er sein wahres literarisches Interesse nicht gänzlich verkennt, er wird das gerade Gegentheil von Misgunst und Unfreundlichkeit darin erblicken, wenn die Kritik, sobald sie eintritt, den Titel: Fortsetzung u. s. w. und das kecke, auf einem momentanen Irrthume beruhende „Wir haben es gewagt" des Vorworts nicht mehr berücksichtigt, sondern das Werk ohne alle Beziehung auf das Rotteck'sche beleuchtet, in welchem Falle ihm dann, nach dem ersten Bande zu urtheilen, mancherlei Lob zu zollen sein wird.

Wenden wir uns nun zu Hermann von Rotteck und dessen „Geschichte der neuesten Zeit". Bisher hatten wir es mit dem Product eines geübten Schriftstellers zu thun, hier haben wir den ersten historiographischen Versuch eines noch ganz jungen Mannes und Literaten vor uns, einen Versuch, der von mehrfachem Interesse ist, der freilich nicht durchaus befriedigt, aber vom besten Willen, tüchtiger Gesinnung, ernsten Vorarbeiten und nicht verächtlicher Geisteskraft zeugt.

Man sieht so zu sagen auf jeder Seite, der junge Most ist noch in voller Gährung; man sieht, wie der jugendliche Schriftsteller nach einem Style ringt und wie seine Schreibart nach den ersten Abschnitten allmälig flüssiger, gewandter und sicherer wird; er ringt noch mit dem Stoffe, dessen er nicht vollkommen Herr wird, dessen er sich aber schon in einem nicht gering anzuschlagenden Maße bemächtigt hat; man sieht, wie der jugendliche Geist nach Freiheit und Selbständigkeit ringt bei allem Anschmiegen an die Ansichten und Vorstellungen, selbst an die Schreibart und Ausdrucksweise des Vaters und Vorbildes, bei all der ehrenden Pietät, welche überall durchblickt und mit Recht offen bekannt wird: „Letztere (die Grundsätze des Vaters) habe ich seit früher Jugend, geleitet durch Lehre und Beispiel desselben, zu meinen eigenen gemacht." Und: „Ich gestehe, daß ich mich aus Pietätsgründen zu meinem Unternehmen aufgefodert fühlte." Noch auf dem Sterbebette hatte der Vater über die von ihm selbst zu bearbeitende Fortsetzung Vieles mit dem Sohne gesprochen und die Mitwirkung desselben in Anspruch genommen. Jene Pietät, indem sie Theilnahme für den Verf. und das Werk erweckt, ist dem jungen Geschichtschreiber übrigens kein Hinderniß, Wahrheit und Treue zu seiner Losung zu machen. Er beweist, wie sehr ihm die furchtlose strengste Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit Ernst ist, überhaupt durch ein unverkennbares fleißiges Quellenstudium und das ebenso unverkennbare Bestreben, mit dem selbstthätigen Gedanken in die zu

schildernde Zeit einzudringen, insbesondere durch vielfache Urtheile, welche deutlich von dem wahren Wahrheitsgefühle zeugen, der nur die Gunst der Minute nicht buhlt, die Ungunst der Macht nicht scheut. Mit Einem Worte, Hermann Rotteck hat sein Werk so bewegt, begeistert, entschieden, so rücksichtslos zu schreiben begonnen, daß es für ein wahres charakteristisches Hutten'sches „Jacta est alea. Ich habe gewagt!" gelten kann. Kein Geschichtschreiber ohne Muth, Gesinnung, Charakter, und wenn er außerdem noch so viel mitbrächte. Hier will einer werden, und wir haben keinen Überfluß. — Glück auf!

Des Vaters „Allgemeine Geschichte" war mehr als ein Buch, war eine That, ein Opfer der Begeisterung und Überzeugungstreue, dem Vaterlande dargebracht. Die neueste Geschichte des Sohnes ist in ähnlicher Weise, ob auch nicht ganz ebenso, eine That und ein Opfer: es liegt klar genug vor und er weiß sehr wohl, was für ihn auf dem Spiele steht, was er aufs Spiel setzt, indem er sowie hier des Vaters Sache und Grundsätze zu den eigenen macht.

Dies Alles deutet nun schon hin auf eine Fortsetzung der „Geschichte" des Vaters im Geist und Sinne des Letztern, und wie sie den Freunden derselben erwünscht sein mag, und das Verhältniß wird nun in der That ein umgekehrtes bei dem Werke des Sohnes, das am günstigsten, richtigsten und billigsten beurtheilt wird eben als Fortsetzung des väterlichen. Es wird zur genügendern Fortsetzung und erhält dadurch das Hauptinteresse für Diejenigen, welchen an einer solchen gelegen, daß es von einem Werk geschrieben ist, der den Standpunkt des Urhebers der „Allgemeinen Geschichte" ganz zu dem seinigen gemacht hat, von dem Sinn und Geiste desselben innig durchdrungen ist, sich freilich zumal aus Pietät noch zusehr von demselben beherrschen läßt, bei dem dies aber eben um jener Pietät willen verzeihlich und statthaft erscheint; dem weiter nicht blos zu Gebot stand, was Karl von Rotteck in einzelnen Aufsätzen sowie handschriftlich zur neuesten Geschichte Gehöriges hinterlassen, sondern namentlich und insbesondere der ganze reiche Inhalt der väterlichen mündlichen Tradition, in welche er sich hineingelebt, die er sehr wohl benutzt hat. Niemand würde nur einige Seiten im Buche des Sohnes lesen können, ohne sofort gewiß zu sein, eine Fortsetzung der „Allgemeinen Geschichte" des Vaters in Händen zu haben, wenn Titel und Vorwort auch gänzlich davon schwiegen.

Hermann von Rotteck wird daher nicht irren, wenn er glaubt, daß sein Werk den Freunden der „Allgemeinen Geschichte" seines Vaters willkommen sein werde. Wir wünschen außerdem, daß er rüstig und frohen Muths in seiner Arbeit fortfahre, die in jedem Falle für die Letztern werthvolle Reminien und das Zeugniß enthält, daß ein nach Gesinnung und Streben des Vaters würdiger Sohn in die Fußstapfen desselben getreten ist; für ihn selbst eine Aufgabe enthält, die für den Sohn eines Karl von Rotteck und einen jungen Litteraten nicht schöner hätte gefunden werden können. Sie ist eine sehr schwierige und wird nicht mit vollkommenem Erfolge gelöst werden, was sich Hermann von Rotteck beschränkt bei so vielen Gleichem wußte, als ihm unerläßlich nothwendig war, um das Unternehmen beginnen zu können, selbst ganz und gar nicht verdrießt. Wir wüßten nicht, auf welche andere Weise eine Fortsetzung der „Geschichte" des Vaters, wie die Freunde derselben sie allein wünschen konnten, hätte zu Stande kommen und wie die gegen eine solche sich erhebenden Bedenken und Zweifel mit möglichstem Glücke hätten gelöst werden sollen als so, wie der Sohn die Fortsetzung angegriffen, und so, daß eben der Sohn es that. Er allein konnte Alles geben, was doch nicht fehlen durfte, das vom Vater Hinterlassene — wie konnte es mitgetheilt werden, ohne „Anschmiegen" an die Ansichten und Vorstellungen, ja den Styl des Vaters, auch in Dem, was dem Sohne angehört, wobei allein Harmonie des Ganzen möglich war? — dem Sohne und seiner Pietät stand dies Anschmiegen wohl an, war es zu verzeihen auch da, wo es zu ängstlich erschien, was schwer oder wol überhaupt nicht ganz vermieden werden konnte. Einst bei einem ihm ganz eigenen Werke wird Hermann von Rotteck, ohne die Gesinnung des Vaters zu verleugnen, sich frei zeigen von den Fesseln, die der väterliche Geist ihm noch anlegt, befreit eben durch dieses Geistes fortwirkende Kraft, ohne des besten Theils vom väterlichen Erbe bar zu sein. 33.

---

1. Morgenwachen. Einige Worte in Veranlassung der Schrift: „Strauß und die Evangelien". Glaubensbekenntniß von Frederike Bremer. Hamburg, Kittler. 1842. Gr. 12. 10 Ngr.
2. Morgendämmerungen. Glaubensbekenntniß von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen von Maxtin Runkel. Elberfeld, Büschler. 1842. 8. 7½ Ngr.

Wir sind den Übersetzern Dank schuldig, daß sie uns mit diesem neuen schätzbaren Werke der Verfasserin bekannt gemacht haben, und obgleich schon geachtete Kritiker ihr Urtheil darüber ausgesprochen haben, so sei es uns dennoch erlaubt, nachträglich einige Worte zu sagen, um so mehr als wir damit einen Rückblick auf die geistige Persönlichkeit der Verf., auf ihre Wirksamkeit für die Welt und auf die Stellung ihrem Geschlechte gegenüber verbinden wollen. Wol ist die Frau der höhern geistigen Ausbildung fähig, auch soll ihr diese nicht verschlossen werden, nur hierdurch wird sie im wahren Sinne des Worts Gattin, Mutter, Freundin, Gesetzgeberin der Sitte und, soweit es ihr Geschlecht erlaubt, Weltbürgerin. Dies letztere scheint uns der Standpunkt, den Frederike Bremer sich gewählt hat. Ihr reicher Geist umfaßt die Welt, man kann von ihr sagen: der Pulsschlag der ganzen Natur tönt in ihrem Herzen wieder. Sie möchte verklärend, veredelnd in alle Zustände des Lebens dringen; vorzüglich ihrem Geschlechte, welches oft muth- und todtmüde in der Wüste der kleinlichen Lebenssorgen dahinschleicht und geistig untergeht, den lebendigen Quell zeigen, der auch dort verborgen rauscht, welchen der Stab Gottes (die Liebe), den Moses schwang, aus dem dürren Sande hervorruft. In allen ihren Schriften spricht sich ein reines Gemüth aus; hier ist nicht von schönen Sentenzen die Rede, welche nicht selbst empfunden sind, von Aufopferungen und Tugenden, von denen die Verf. nichts weiß, nein hier ist tiefe Lebenswahrheit, aus dem Schacht der Lebenserkenntniß an das Licht gefördert. Doch, wo ist wahre Lebenserkenntniß zu finden? Die Tugendhaften, alle Weisen aller Zeiten haben nur eine Antwort dafür gehabt, seitdem der Stern aus Morgenland ihnen geleuchtet, die

Worte der Schrift: „Ich bin die Wahrheit und das Leben; wer zu mir kommt, dem soll nichts mangeln.“ Auch wir bekennen uns zu ihrer Meinung, wenn auch die Weisen unserer Tage, die Philosophen, Psychologen, Physiologen uns lächelnd jeder einen andern Weg zeigen wollen.

Frederike Bremer hat reichlich und segensreich aus diesem Quell geschöpft. Die Bibel, das Buch aller Bücher, wie sie es nennt, lag licht und klar aufgeschlossen vor ihrem Kindesblick, als sie die „Morgendämmerungen“ schrieb; woher sonst einer Frau diese Kraft der Sprache, dieser tiefe, durch alle Verhüllung dringende Blick? Zuerst tritt sie mit der Zartheit der Frau in die Schranken auf dem ungewohnten Boden der Dogmatik, doch je weiter sie geht, desto mehr erfüllt Begeisterung ihre Brust, immer sicherer führt sie das Schwert des Geistes, hier ist nicht trockene Stubengelehrsamkeit, nicht scholastische Spitzfindigkeiten, nicht finsterer Buchstabendienst noch hierarchische Unduldsamkeit, nein, Feuer und Leben entströmt ihren Worten, Schluß reiht sich an Schluß, bis sie so begeistert endet: „Und dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Ihm sei Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen.“ Männer, denen nicht dieses kleine so bedeutende Buch zu Händen gekommen ist, werden sagen: „Nun ja, es ist schön, daß eine Frau so denkt, was ist aber durch diese Schrift für die Welt, für die Wissenschaft, für die Überzeugung gewonnen? Kann eine Frau die Zweifel der Gelehrten genügend für den Verstand lösen? Die Worte Glaube, Liebe überzeugen noch keinen denkenden Mann!“ Ihnen kann man nur antworten: lest und staunt! Verriethe nicht tiefes, oft bewegtes Gefühl die Frau, dem gelehrten forschenden Manne würde man dieses Werk zuschreiben. Viele Stellen erinnerten uns an den Geist des unsterblichen Schleiermacher; wir heben eine derselben hier hervor, wo sie im zwölften Abschnitt so schön, tief durchdacht den Glauben nicht vom Wissen trennt, sondern sagt: „Der Glaube ist nach vernünftiger Ansicht auf eine Einsicht in die geglaubte Wahrheit begründet. Das Wissen ist in allen Theilen geordnete und bestimmte Einsicht. Glaube und Wissen können in ungleichen Formen und auf verschiedene Weise diese Wirklichkeit auffassen, aber der Grund der Auffassung beider ist in allen Fällen eine innere logische Schlußfolge, der gemäß man sich auf vernünftig nothwendige Weise von Wirkung zur Ursache führt“ u. s. w.

Frederike Bremer ist eine reine Erscheinung, ihren Mitschwestern zum Leitstern gegeben, in einer Zeit, wo manche Frauen, jede Schranke der Weiblichkeit durchbrechend, sich selbst emancipirt haben und durch ihren Geistesschimmer weibliche Gemüther verlocken könnten der Unnatur zu folgen. Wer kennt sie nicht, diese Starken, die alle laut der Liebe huldigen, auf dem offenen Markte der Welt Gefühle preisgeben, deren Brust nicht Raum hat, alle starken Empfindungen, die sie wechselnd erfüllen, zu fassen, denen die ganze Welt nicht genügt und welche doch, allen unbewußt, an dem Altar der Eitelkeit opfern! Unserer gefeierten Schriftstellerin ist die schöne Lösung gelungen, die Schranken ihres Geschlechts zu erweitern, ohne unweiblich zu werden, und jeden Widerspruch deshalb siegreich zu bekämpfen, ja in wahre Verehrung zu verwandeln. Nur Verbildung ist zu scheuen; Bildung, selbst die vielseitigste, dient nur dazu, der Frau die Mittel zu verleihen, in dem ihr vom Geschick angewiesenen Berufe das Höchste zu leisten. 30.

Literarische Notiz.

Zwei wichtige encyklopädische Werke, von denen das eine der d'Alembert'schen Encyklopädie, das andere mehr dem deutschen „Conversations-Lexikon“ verwandt ist, sind gegenwärtig im Erscheinen begriffen. In der That ist die „Encyclopédie des gens du monde“ nach dem Muster des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon“, das in allen Ländern Nachahmungen ins Leben gerufen hat, angelegt und ein Theil der Artikel wird ohne bedeutende Veränderung aus demselben entlehnt. Leider schreitet das Unternehmen nur langsam vorwärts und seine Vollendung steht noch im weiten Felde. Außerdem hat man einzelnen Theilen einen so großen Raum angewiesen, daß das Werk gar zu sehr anzuschwellen droht. Im Allgemeinen ist die Leitung des Unternehmens, das 1833 begonnen ward, lobenswerth. Hr. Schnitzler, der ihr vorsteht, Kurländer von Geburt, wenn wir nicht irren, ist ein gründlicher Gelehrter und ein geschmackvoller Schriftsteller. Er hat schon durch mehre Werke (z. B. über Rußland) seine umfassenden Kenntnisse besonders in der Statistik bewiesen. In seiner neuesten Schrift („Statistique de la France“), die soeben die Presse verläßt, gibt er dieser Wissenschaft einen neuen Aufschwung. Das Werk wird Epoche machen, denn es ist auf einem weit großartigerem Plane angelegt als das berühmte „Handbuch der Statistik“ von Malchus. Es wird aus zwei Abtheilungen gebildet, von denen jede zwei Theile umfaßt. Die ersten zwei Bände behandeln die sogenannten materiellen Interessen, während die beiden letztern der Besprechung moralischer Interessen gewidmet sind. So wichtig schon die erste Abtheilung ist, so wird die zweite doch um Vieles origineller und neuer sein.

Die „Encyclopédie nouvelle“ von P. Leroux und J. Reynaud — dies ist das encyklopädische Werk, das wir oben mit dem unsterblichen Monumente d'Alembert's in Verbindung brachten — ist bis zum Buchstaben O (30 Hefte) fortgerückt. Es ist ungefähr im gleichen Maßstabe angelegt als die „Encyclopédie du 19ième siècle“, der P. Leroux gleichfalls vorstand. Während das „Conversations-Lexikon“ und die „Encyclopédie des gens du monde“ mehr einen Überblick über die Wissenschaften, die im Bereiche der allgemeinen Bildung liegen, geben sollen, will die „Encyclopédie nouvelle“, wie das großartige Unternehmen des vorigen Jahrhunderts, den Wissenschaften zugleich eine bestimmte philosophische Richtung geben. P. Leroux ist einer der philosophischsten Köpfe des heutigen Frankreichs, dessen Encyklopädie man es ansieht, daß es ihm weniger daran liegt, positive Kenntnisse zu verbreiten, als das vorhandene Material mit dem Sauerteige der Philosophie zu durchkneten. Der Hauptzweck, der ihm bei Stiftung seiner zwei encyklopädischen Unternehmungen vorschwebte, war, seiner philosophischen Richtung neue Organe zu schaffen und von seinem philosophischen Standpunkte aus eine Totalrevolution der Wissenschaften vorzunehmen. Inwieweit ihm dieses gelungen ist, können wir hier nicht untersuchen. Seine eigenen Artikel selbst scheinen mehr das Bedürfniß nach Philosophie auszusprechen, als selbst philosophisch zu sein. Als d'Alembert die Mathematik gewissermaßen als Centrum seiner Encyklopädie annahm, so geschah dieses, um sich aus der unphilosophischen Philosophie seines Jahrhunderts zu retten. Leroux hat einen Schritt weiter gethan, indem er das Bedürfniß der reinen Philosophie fühlt. Aber wenn er auch den Durst empfindet, so hat er die Quelle noch nicht gefunden, wo er ihn befriedigen kann. Wenn er das Dickicht der deutschen Philosophie für weniger undurchdringlich hielte, so würde er vielleicht die rechte Bahn entdecken können. Seine Encyklopädie enthält außer den eigenen Artikeln von Leroux, die wenigstens stets interessant und anregend sind, eine große Anzahl gelungener Aufsätze. Ganz vortrefflich sind die Beiträge, die Théod. Lacordaire, der Bruder des größten Kanzelredners des heutigen Frankreichs, geliefert hat. Er war früher einer der thätigsten Mitarbeiter an der „Revue des deux mondes“ und hat sich besonders dadurch einen Namen gemacht, daß er, nachdem das „Quarterly review“ zuerst einige Stellen des berüchtigten Reisewerks von Dourille in Zweifel gestellt hatte, diesem lügnerischen Reisenden vollends die Maske vom Gesicht zog. Lacordaire's Schilderungen aus Südamerika sind herrlich geschrieben und besonders zur Kenntniß der socialen und politischen Verhältnisse der jungen Republiken von hohem Werthe. Gegenwärtig ist er Professor in Lüttich und wir freuen uns ihn, nachdem er lange geschwiegen hat, wieder einmal begrüßen zu können. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 225. — 13. August 1842.

Kriegswissenschaften.

1. Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Adorf, Verlags-Bureau. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Sechsundzwanzig Friedensjahre. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 12 Ngr.

Hätte sich die militairische und nichtmilitairische Leswelt über die erstgenannte Schrift nicht schon längst so vortheilhaft ausgesprochen, so würde der Berichterstatter dieselbe nicht ohne ein sehr ungünstiges Vorurtheil in die Hand genommen haben. Denn wenn solche Schriften — nennen wir sie gemischt-militairische — nicht durch Geist gehoben werden, so verbergen sie unter einem Aushängeschilde, welches Alle anzuziehen strebt, unter einem geistvoll-humoristischen Mantel, gewöhnlich eine recht öde Leere. Mittelmäßigkeit ist an ihnen, wie an dichterischen Erzeugnissen, unerträglich, während positiv-kriegswissenschaftliche Schriften und auch kriegshistorische Werke trotz derselben recht brauchbar sein können. Jene gehören in die Classe der raisonnirenden Schriften und stehen um so weniger in einem guten Geruche, als viele Offiziere, mit einiger Phantasie und Beweglichkeit des Geistes, aber ohne Erfahrung und gründliche Bildung, auf diesem Felde sich versuchen und das Dunkel, in welches sie uns führen, durch ein gewisses Wetterleuchten des Verstandes (lucida intervalla), um mit Moses Mendelssohn zu reden, durch elektrische Funken, die sie wie aus einem Katzenrücken durch Streichen aus ihrem Geiste hervorlocken, augenblicklich zu erhellen suchen, um uns desto finsterer Nacht zu überlassen. Besitzen solche Schriftsteller, bei jenen Mängeln, noch einen dialektisch-kritischen Sinn, so schaden sie offenbar, indem sie ätzend und einschneidend auf Bestehendes wirken, nehmen, aber nicht geben, ja wol gar niederreißen, ohne aufzubauen. Ihre Richtung erinnert an die Worte Seneca's: „Was ist verhaßter als Scharfsinn (subtilitate)? wo nichts anders als Scharfsinn ist. Nichts ist schärfer als die Spitze der Ähre (arista). Aber wozu ist sie nütz?" Solche Offiziere, vornehm-verneinenden Geistes, können eine wahre Pest der Regimenter werden und Ref. erinnert sich eines alten Degenknopfs von Obersten, der sich ihrer durch den Machtspruch: „Ich habe keine Raison und nehme keine Raison an", zu erwehren suchte.

Die vorliegende Schrift gehört aber keineswegs in die Classe der eben bezeichneten und ragt selbst unter denen, welche nicht solcher Tadel treffen kann, glänzend und hoch hervor. Dem Leser vom Fach empfiehlt sie sich durch eine militairische Kritik, wie sie nur entweder die eigene Erfahrung oder ein tiefes Studium der Kriegsgeschichte geben oder vielmehr durch dieses und jene zugleich erlangt werden kann; dem gebildeten Leser überhaupt aber durch Geist, Witz, echten Humor, eine außerordentliche Belesenheit und durch eine sehr gebildete und blühende Sprache. Bei diesen Eigenschaften weiß der Verf. an und für sich trockene Gegenstände, z. B. das Verhältniß der Angriffs- und Vertheidigungsformen, die verschiedenen Vertheidigungsarten, die Theorie der Flußvertheidigung Allen schmackhaft zu machen und ihnen selbst vor dem nichtmilitairischen Leser einen besondern Reiz zu geben. Er ist ein Bewunderer und, was weit mehr noch als dieses sagen will, ein Geistesverwandter oder vielmehr ein Geisteskind des Generals Clausewitz, ein fruchtbarer Leser seiner Werke, welche gelesen sein wollen und vielleicht deswegen so wenig gelesen worden sind. Eigentlich bewegt er sich in dem Geiste dieses ausgezeichneten Kriegsschriftstellers und gibt von dessen Werken den Kern, die Substanz, nicht blos für Flugleser, für, um mit Jean Paul zu reden, „Kehrausleser, welche jedes treffliche Buch in zwei Capitel einschmelzen, ins erste und letzte, und jedem Kopfe von Buch, wie einem aufgetragenen Hechte den Schwanz ins Maul stecken möchten, da dieser an Büchern und Hechten nur die wenigsten Gräten hat", sondern auch für die wenigen Militaire, welche diese Schriften wirklich studirt haben. Denn die Strahlen, die in den bändereichen, leider nicht zum Drucke gereiften Werken des Generals sich zerstreut finden, zieht unser Verf. in einen Brennpunkt zusammen, von welchem sie wieder auf alle seine Betrachtungen ein helles und oft glänzendes Licht zurückwerfen. An einigen Stellen dient ihm der Verstorbene als Pasquino, um demselben satirische Ausfälle auf Zeiterscheinungen aufzuhängen, wie preußische Flugblattschreiber der Jahre 1806 und 1807, welche wie Insekten in den eiternden Wunden ihres Va-

teilands ihr kurzes Leben fristeten, Napoleon als solchen misbrauchten; was jedoch Ref. nur bemerkt, um die Jean Paul ausgerupfte Feder nicht für die seinige auszugeben, keineswegs aber, um diese Schreiber mit dem unserigen auch nur entfernt zu vergleichen.

Die Form ist die dialogische, welche bekanntlich Fontenelle (nach Lucian) in seinen „Dialogues des morts" und d'Alembert mit Glück versucht haben, aber später sehr unglückliche Nachahmungen gefunden hat, wie z. B. die „Gespräche im Reiche der Todten", in denen geschichtliche Begebenheiten des vorigen Jahrhunderts schleppend behandelt werden. Unser Verf. erinnert aber nicht blos an die Manier, sondern auch an den Geist Fontenelle's und d'Alemberts.

Ref. wird aus der trefflichen Schrift nur Weniges als Belege des Gesagten anführen, theils des ihm zugemessenen Raums, theils aber auch des Interesse des Buchs selbst wegen. Denn die Erfahrung zeigt, daß viele Leser ihre Kenntniß der trefflichsten Bücher allein aus Zeitschriften schöpfen und diese, die nur sichtend, anregend und belebend wirken und in solche Bücher einführen sollen, auf diese Weise misbrauchen. Ref. will dagegen der vorliegenden Schrift recht viele Leser gewinnen, nicht aber ihr die Fettaugen abschöpfen und die bloße Brühe den Wenigen überlassen, welche sich nicht mit solchen Anzeigen begnügen.

Wie Clausewitz schwingt unser Verf. über Kriegstheoretiker und Systematiker den Wedel feiner, oft aber auch die Geißel derber Satire. Sie und die militairischen Kleinmeister sind Leute, welche der lange Friede, wie Sonnenwärme Gewürme im Schlammboden, ausbrütet, aber der Strom des Kriegs leicht wegspült. Wie den militairischen Kleinmeistern alle Kraft in die Dressur aufgeht, so jenen in den Kopf und in eine üppige Phantasie. Das moralische Element des Kriegs, welches, gepflegt und gehoben, viele Mängel ersetzen kann, gilt ihnen nur wenig, indem die Einen die Soldaten als Gliederpuppen und die Andern als algebraische Zeichen ansehen. Oft in einer Person vereinigt, betrachten sie das organische, mechanische und wissenschaftliche Element als die einzigen Factoren, mit deren Product sie in den wilden Krieg dreist hinein dividiren und im voraus gewiß sind, daß die Rechnung rein aufgehen und der Quotient nicht den Schwanz eines lästigen Bruchs hinter sich nachschleppen werde.

Es war ein schöner Maimorgen, als wir im raschen Fluge vor Tenare anlangten und, nach Vorzeigung unserer Pässe und Empfehlungsschreiben, von Charon sogleich hinübergeschifft wurden. Am rechten Ufer des Styx empfing uns ein niedlicher Kammerpage der Proserpina; er hatte die Gestalt eines Teufelchen, wie sie in Mozart's Don Juan vorkommen, war aber weiß gesprenkelt und trug seinen Stutzschwanz mit schöner Fahne im Excess, gerade sowie mein brauner Mecklenburger, den ich an der Mosdwa verlor. Der Kleine bot sich uns als Führer an. Wir stiegen 365 in schwarzen Marmor gehauene Stufen hinan und gelangten auf eine ungeheuere natürliche Plattform, welche gleichsam das Entrée von Tenare bildet. Die warme Frühlingssonne hatte die Bewohner der obersten Höhle auf diese Plattform gelockt, wo sie allerlei Kurzweil trieben. Unter ihnen befanden sich auch mehre renommirte Strategen, die nach ihren Systemen durch farbige Käppchen unterschieden waren; ich darf sie jedoch nicht näher bezeichnen, weil Scharnhorst es mir verboten hat.

Anfangs ging es unter diesen Herren ganz friedlich und freundlich zu. Bald aber fing Jeder an, sein Steckenpferd zu tummeln, und da gab's Zank und Streit, sowie sie einander zu nahe traten. Der Eine baute ein thurmhohes Kartenhaus, um die nothwendige Ausdehnung der Basis und die erforderliche Größe des Objectivwinkels zu ermitteln. Der Andere zeichnete parallele, divergirende und convergirende Operationslinien in den Sand und schlug den supponirten geduldigen Feind mit leichter Mühe aus dem Felde. Ein Dritter ließ ein Dutzend zur Bedienung bestimmte Kammerteufelchen in einen Kreis treten, Front auswärts machen und dann eine Viertelstunde lang p. ff. n., worauf er sich bemühte, die Wasserscheiden aufzufinden, deren dominirende Eigenschaften sorgfältig untersucht wurden. Ein Vierter karrte eigenhändig Sand herbei, legte sich ein künstliches Vergelchen an, besetzte diesen beherrschenden Punkt mit seiner Wenigkeit und triumphirte dann hohnlachend über seine Collegen. Ein Fünfter endlich wollte den Eingang von Tenare verschanzen und durch Besitznahme dieses Schlüsselpunktes der ganzen Unterwelt strategische Gesetze vorschreiben.

Du siehst, mein Freund, daß hier eine Art Bicêtre ist, und die guten Leutchen werden von Proserpinen, deren besonderer Obhut sie aus Rücksicht auf ihr zartes Gehirn anvertraut sind, auch ebenso behandelt wie in Paris, das heißt, man läßt sie gewähren, so lange sie sich ruhig und friedlich betragen. Aber der Kartenhausmann gerieth in den heftigsten Zorn, als ihn sein Nachbar mit den parallelen Operationslinien in die Quere kam. Der Wasserscheidemann fluchte, daß seine Quellen früher versiegt waren, bevor er den beherrschenden Rücken finden konnte. Der Mann auf dem Sandberge schimpfte auf die Umstehenden, weil sie keine Notiz von ihm nehmen wollten. Der Besitzer des Schlüsselpunktes aber wurde von Cerberus niedergerannt, welcher ihm zwischen den ausgespreizten Beinen durchlief. Einer beschuldigte den Andern, daß er sich unangenehm mache, von Worten kam es bald zu Thätlichkeiten, und zuletzt ging es zu wie weiland auf den polnischen Reichstagen. Als der Spektakel ärger wurde, hörte man entfernten Donner rollen, und kaum hatte ich Scharnhorst aufmerksam darauf gemacht, so senkte sich eine feuerfarbene Wolke auf die Plattform herab und Mars trat aus dieser ätherischen Reisechaise mit erzürnter Miene unter den Haufen der Streitenden. „Genug des Kinderspiels", donnerte er die Bestürzten an, „sonst lasse ich Euch diese Beschäftigungen ein volles Jahrtausend hindurch zur Strafe fortsetzen und in den Stunden der Erholung die Zwangsjacke anlegen." — Er pfiff hierauf dem Cerberus, welcher die ganze strategische Ordensgesellschaft wie geduldige Lämmer nach dem Stalle des Augias trieb, der ihnen vorläufig zum Sommeraufenthalte angewiesen wurde. (S. 20—22.)

In einem spätern Briefe zu den Kleinmeistern übergehend, bemerkt der Verf., daß gegen sie, die er die „Exercirnarren" nennt, die „strategischen Tollhäusler" wahre Weltweise sind.

Läßt sich z. B. ein größerer Unsinn denken, als von einem Bataillone zu verlangen, daß man beim Spannen des Hahnes nur einen einzigen Ruck höre? (S. 162.)

In einem Gespräche mit dem großen Turenne läßt unser Verf. den übrigens nicht blos geistvollen, sondern auch wissenschaftlich durchgebildeten General Clausewitz sein Bedauern aussprechen, keine rein wissenschaftliche Erziehung erhalten zu haben, sondern schon als vierzehnjähriger Knabe in den Krieg gezogen zu sein. Der Feldherr hört unsern Verstorbenen lächelnd an und antwortet ihm:

Der Nachtheil einer unwissenschaftlichen Erziehung scheint eben nicht sehr groß zu sein; man pflegt zwar die Wissenschaft

eine Amme zu nennen, deren Milch den Menschen eine Reihe des Geistes beibringe: das ist aber eine Redensart wie viele andere, sie enthält ebenso viel Wahrheit als Irrthum. Der Geist im Menschen ist ein göttlicher Hauch, ein Lichtfunke, welcher durch äußere Veranlassung oder innern Antrieb früher oder später zur mächtigen Flamme auflodert und nur im Wohlleben zuweilen verlischt, ohne je geleuchtet zu haben. Man glaube nicht, daß das Streben, den Geist von frühester Kindheit in wissenschaftliche Formen einzuzwängen, von guten Folgen sei, die Entwickelung der Geisteskraft wird dadurch ebenso gestört wie die des Körpers durch Schnürleiber. (S. 138.)

Turenne bemerkt auf die ihm gemachten Einwürfe, wie er zwar nicht wolle, daß ein Knabe ohne Unterricht aufwachse, weil dies nicht mit dem Stande unserer heutigen Bildung sich vertrage, wie er aber nicht wünsche, daß durch die formelle Bildung der geistigen Entwickelung zu enge Schranken gesetzt werden. Zuweilen, aber nicht unbedingt sei ein streng wissenschaftlich gebildeter Verstand der beste Führer. Denn

die Wissenschaft — sagt er bei dieser Gelegenheit — kann ebenso wohl unsere Verbündete als unsere Feindin sein oder werden, je nachdem sie das Spiel des Geistes, des Idealen, des Schöpferischen im Menschen erleichtert oder erschwert, und letzteres geschieht nicht selten. Was ich hier Ungünstiges von der Wissenschaft sage, bezieht sich hauptsächlich auf ihre Formen. Durch sie wird das geistige Fluidum zurückgehalten, eingedämmt; es strömt zwar stärker in bestimmten Richtungen, als wenn es sich nach Gefallen ausbreiten kann; weil aber diese künstliche Eindämmung häufig nur eine architektonische Verzierung des Wissens ist, so wird auch der geistige Strom nicht immer dahin geleitet, wo er wahrhaft nützlich werden kann; er unterspült häufig das ganze Fundament unsers empirischen Wissens und geräth sonach in Conflict mit der gesunden Vernunft. (S. 139—140.)

Nun läßt unser Verf. den Feldherrn seine eigene Bildungsgeschichte, welche mit der des Generals eine auffallende Ähnlichkeit hat, erzählen und sehr glücklich den Feldmarschall Derflinger auftreten, welcher an dem Gespräche einen lebendigen Antheil nimmt und (eines Bauern Sohn und, der Sage nach, früher Schneidergeselle), den Ansichten Turenne's beistimmend, unter Andern sagt, daß der Krieg entweder im oder am Kriege studirt werden müsse. Endlich geht die Unterhaltung in ein sehr anziehendes Gespräch Beider über die Feldzüge am Rhein, in denen sie sich einander gegenübergestanden hatten, über.

Von dem höchsten Interesse sind des Generals Clausewitz Unterhaltungen mit Napoleon, in denen sich dieser unter Andern gegen den ihm gewöhnlich gemachten Vorwurf, anstatt in Litthauen stehen zu bleiben und den Krieg in zwei Feldzüge zu theilen, nach Moskau gezogen zu sein, mit wirklich überlegenen Gründen vertheidigt. Von Napoleon wäre dieses Theilen eine Halbheit gewesen, die sich gewöhnlich von selbst straft, wie sich eine ähnliche Halbheit auf dem Schlachtfelde von Borodino an dem sonst so durch und durch ganzen Feldherrn auch wirklich gestraft hat.

Die Anführung von neuern Feldherren und Generalen minorum gentium gibt der Schrift einen besondern Reiz, wenn dieselben auch nur zu Gruppirungen in dem schönen Gemälde gebraucht und sehr kurz abgefertigt werden. Die letzte Seite der Schrift läßt eine Fortsetzung hoffen, zu der ihr Verf. durch den ihm gewordenen Beifall gewiß ermuntert worden ist. Vielleicht führt derselbe uns in der zweiten Sammlung, mehr noch als es in der ersten geschehen, in die neuern Kriege ein und nimmt so durch seine geistvolle Arbeit unsere Theilnahme in noch höherm Grade in Anspruch.

Der geringe Umfang der zweiten Schrift wird durch ihren Gehalt und Gegenstand gleich gehoben. *) Das Bild, daß der Frieden einem Heere ist, was der Rost dem Metalle, ist zwar ein sehr altes und gemeines, aber um desto treueres, und es ist immer gut, wenn es während eines langen Friedens uns von Zeit zu Zeit entgegengehalten wird. „Krieger im Frieden" bleibt stets ein Widerspruch im Beisatze und von diesem Widerspruche im Principe gehen, wie die Radien aus dem Mittelpunkte eines Kreises, eine Menge anderer widersprechender Erscheinungen aus, die den ganzen Umfang des Militairwesens mehr oder minder verderblich berühren. Dessenungeachtet müssen aber Heere im Frieden bestehen, und es ist daher eine der schwierigsten Aufgaben der Staats- und Militairverwaltung, die Nachtheile dieses dem Principe nach eigentlich abnormen Verhältnisses so viel als möglich zu vermindern. Denn sie ganz zu entfernen, ist grundsätzlich unmöglich.

Diese Aufgabe hat unser Verf. sich gestellt und, nach der Ansicht des Ref., geschickt, ja so vollkommen gelöst, als es der Umfang seiner Schrift nur irgend zuließ. Mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Militairwesen, in gedrängter, doch umfassender Kürze, mit gesunder, aber, wo es nöthig ist, einschneidender Kritik, läßt er die verschiedenen Institutionen und Waffen eines Heeres — Generalstab, Infanterie, Reiterei, Artillerie und Geniecorps — an sich vorübergehen und richtet an jede die bedeutungsvolle Frage: ob sie wirklich und nicht scheinbar für den Krieg organisirt, ausgerüstet, geübt und bereit sei. Diese Fragen geben ihm zu den ernstesten und lehrreichsten Bemerkungen Stoff und Veranlassung. Dabei schwingt er sich — wie es bei solchen Untersuchungen nur zu oft zu geschehen pflegt — nie von dem praktischen Boden auf; ja, es scheint dem Ref. das Eigenthümliche dieser kleinen Schrift zu sein, daß sie durch und durch praktisch ist.

Bei dem Generalstabe bringt der Verf. die sehr wichtige Frage zur Sprache, wie derselbe im Frieden nützlich zu beschäftigen sei. Gewöhnlich sind die Offiziere des Generalstabs theils Bureaukraten, theils eine Art militairischer Höflinge und ihrer eigentlichen Bestimmung und dem übrigen Heere gleichweit entfernt. Mit Recht empfiehlt der Verf. die Übungsreisen, wie sie der preußische General Müffling eingeführt hat, als eins der geeignetsten Mittel, sie ihrer Bestimmung im Kriege zuzuführen. Aber mit der vorgeschlagenen Controlirung der Offiziere des Generalstabes, indem sie Tagebücher über ihre Selbstbeschäftigungen führen und den Inspectoren vorlegen sollen, kann sich Ref. weit weniger einverstanden erklären. Außer-

*) Vergl. eine vorläufige Anzeige dieser Schrift in Nr. 184 d. Bl. D. Red.

dem daß diese Methode Männer auf die Schulbank setzen würde, dürfte sie auch zu Fictionen eine sehr verführerische Veranlassung geben und einen großen Aufwand kostbarer Zeit erfodern. Hier scheint der so praktische, freie und scharfsehende Verf. dem Einflusse des papierenen Zeitalters etwas erlegen zu sein.

Den Werth der Unteroffiziere hebt der Verf. gebührend hervor, sowie er die Schwierigkeit, sie bei der allgemein kurzen Dienstzeit heranzubilden, erkennt, aber nicht hebt. Sie kann nur durch die Aussicht einer sorgenfreien Zukunft für diese Männer entfernt werden. Dem Ref. sind sie in gewissem Sinne die Grundlage eines wohleingerichteten Heeres und er würde dieser Aussicht noch den Reiz, zu Offizieren befördert zu werden, hinzufügen. In dem französischen Heere wird ein bestimmter Theil der Offiziere aus den Unteroffizieren und der übrige aus der polytechnischen Schule genommen und so eine sehr glückliche Verschmelzung der praktischen und wissenschaftlichen, der — man gestatte den Ausdruck — demokratischen und aristokratischen Elemente bewirkt. Man müßte natürlich, wollte man dieses System in Deutschland einführen, bei der Beförderung der Unteroffiziere zu Offizieren die jetzt so hoch gesteigerten Ansprüche wissenschaftlicher Bildung, welche keinen andern Zweck haben können, als den Zudrang zu diesen Stellen zu vermindern, sehr herabstimmen und dahin zu wirken suchen, daß diese Elemente sich wirklich verschmelzen und nicht, wenn auch in den Regimentern äußerlich vereinigt, in von der einen Seite vornehmer und von der andern steifer Absonderung voneinander entfernt bleiben. Dieser Verschmelzung tritt aber jenes abnorme Verhältniß besonders feindlich entgegen; namentlich bei uns, wo das Volk sich nicht so leicht als in Frankreich die gesellschaftliche Bildung aneignet, welche von dem Offizier im Frieden leider verlangt wird.

Gegen das Krebsübel der „Paradetaktik" spricht sich der Verf. an mehren Stellen mit gerechtem Unwillen aus. Keine Waffe ist von demselben unberührt geblieben und selbst an der Artillerie nagt es, seitdem man das an und für sich richtige Princip ihrer Beweglichkeit auf eine solche Spitze getrieben hat, als sei es ihr Zweck, den Feind niederzureiten, und nicht niederzuschießen. So lange aber Manoeuvres, statt in menschenleeren Wüsten, vor unkriegerischen Schaulustigen (mit und ohne Uniform) ausgeführt werden und eine Art von Volksfesten bleiben, ist von ihnen wenig zu hoffen.

Mit wenigen, aber sehr bedeutsamen, Worten erwähnt der Verf. bei dem Geniecorps der Nothwendigkeit, daß der Techniker mit dem Soldaten verschmolzen werde. Die atomistische Trennung des Technikers von dem Nichttechniker ist eine wahre Abnormität, welche öffentliche Bauten und sonstige Unternehmungen auf eine wirklich abschreckende Weise erschwert. Der Titel „Techniker" bildet einen siebenhäutigen Schild, wie der des Ajax, hinter dem sich eine Menge Schwierigkeiten verstecken und an welchem oft die einsichtsvollsten Vorstellungen abprallen; er ist das Meduſenhaupt, welches auf vereinte Thätigkeit nicht selten versteinernd wirkt. Es ist daher für einen großen Fortschritt der Zeit anzusehen, daß im Artilleristen der Büchsenmeister jetzt in den Soldaten aufgegangen und so der Krieg mit seinem gewaltigen moralischen Elemente vor dem partiellen Kriegskünstler gerettet worden ist.

Dieses möge genügen, um den Leser auf eine treffliche, zeitgemäße und sehr nützliche Schrift aufmerksam zu machen, an welcher der Ref. nur die Militairbarbarismen, als „riskiren, propre, animiren, Anno Dreizehn" u. s. w. zu tadeln findet. 81.

Literarische Notizen.

Anot de Maizières, Professor der Rhetorik am Collegium von Versailles, gab ein Werk heraus unter dem Titel „Traité du pathétique, ou étude littéraire du coeur humain." Indem der Verf. von der Ansicht ausgeht, daß die Redekunst nichts Anderes sei als die Kunst, die Leidenschaften zu malen oder sie zu enthüllen, daß in den meisten Büchern über diese Kunst die Trockenheit der Eintheilungen, die didaktische Dürre mit dem Zwecke derselben, die Aufregungs- und Überredungskunst zu lehren, im geraden Widerspruche stehe, daß die großen Meister des Alterthums die Philosophie, und besonders die Moralphilosophie, als den wahren Unterricht für die Beredtsamkeit angesehen hätten, hat er seiner Rhetorik, statt der verschiedenen Stylarten, Redeformen und Redefiguren u. s. w. die Affectionen des Herzens zum Grunde gelegt. Es ist dies wenigstens ein neuer Versuch, welcher gerade auf die Gemüther der Jugend eindringlicher als alle frühern Rhetoriken wirken kann und welcher namentlich, wie ein französisches Journal bemerkt, dazu dienen dürfte, den jungen Mädchen in den Erziehungsinstituten etwas Rhetorik beizubringen, weil sie bei Allem gewohnt seien, vom Herzen aus- und wieder darauf zurückzugehen. Bei dieser Gelegenheit nennen wir zugleich die Schrift: „L'orateur, ou cours de débit et d'action oratoires", vom Prof. Roosmoelen, welche viele Theilnahme und steigenden Beifall findet.

Belletristische Neuigkeiten sind: „Marie Louise d'Orléans", (2 Bde.) von Sophie Gay; „Comédies et contes en vers", von E. Mennechet; „La grande ville, nouveau tableau de Paris, comique, critique et philosophique", von Paul de Kock, in Lieferungen, mit Illustrationen von Gavarni, Gigoux, Victor Adam und Daumier; „La petite chouannerie", von Rio, mit episodischen Gedichten in französischer Sprache von Brizeux, Turquety, Francheville, und in englischer von Mad. Norton und den Herren Wordsworth, Landor und Milnes; „La société parisienne, esquisse de moeurs", von einem jungen Provinzialen; „Les Français à Messine sous Louis XIV, chroniques siciliennes"; „Thérèse Dunoyer", von E. Sue; „Campagne de Rome", von Ch. Didier, mit einem Anhange von Volksliedern aus der Campagna, zum erstenmale ins Französische übersetzt und mit gegenübergedrucktem Originaltext.

Der Verf. der Werke „La terre sainte" und „La vie du P. Antoine", der Abbé und Trappist Egron, gab heraus: „Le culte de la Sainte-Vierge dans toute la catholicité, depuis l'établissement du christianisme jusqu'à nos jours", eine mit großer Gelehrsamkeit geschriebene interessante Monographie. Ferner erschien eine Broschüre unter dem Titel: „De l'évêché anglican de Jérusalem" und ein Werk: „Traité de l'administration du culte catholique, principes et règles d'administration, extraits des lois, des décrets et ordonnances royales, des avis du conseil d'état et du comité attaché au ministère des cultes" u. s. w., von Vuillefroy. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 226. — 14. August 1842.

Karl von Rotteck.

Karl von Rotteck's gesammelte und nachgelassene Schriften, mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne Hermann von Rotteck. Drei Bände. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. 1841. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Herausgeber der nachgelassenen Schriften Rotteck's, sein Sohn, beklagt sich in der Vorrede des ersten Bandes mit einiger Bitterkeit, daß noch gar keine genügende, den Werth des Verstorbenen vollständig anerkennende Charakterschilderung seit dem Tode desselben erschienen sei. Selbst die augsburger „Allgemeine Zeitung" habe noch keinen einzigen des Verstorbenen würdigen Artikel gebracht. „Fürwahr", ruft er aus, „wenn eine Nation aufhört dankbar zu sein gegen ihre ersten Glieder, dann spricht sie über ihren moralischen Werth das Todesurtheil aus!" Aber der Sohn thut in seinem kindlichen Eifer der Nation unrecht. In Beweisen der Dankbarkeit und Verehrung hat es die Mehrzahl der Deutschen dem Verstorbenen noch bei seinen Lebzeiten gewiß nicht fehlen lassen und die allgemeinste Trauer hat seinen Sarg zu Grabe geleitet. Es ist das Schicksal jeder großen, dem Zeitalter vorauseilenden Persönlichkeit, daß die große Masse sie nicht versteht und sie quält und peinigt. Rotteck traf ein günstigeres Loos, ein Loos, wie es edeln und strebenden Menschen, zumal in Deutschland, nur selten wird. Eben die Masse, die große Mittelclasse des Standes sowol als der geistigen Capacität jauchzte ihm vom Anfange seines Auftretens bis zu seinem Tode fortwährend zu, und wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß diese Menge seine Verdienste überschätzt habe, so hat sie dieselben doch keineswegs zu gering angeschlagen. Rotteck genoß einer bis dahin beispiellosen Popularität in Deutschland.

Daß die Kritik nicht ganz in diese große Verehrung mit einstimmte, darüber kann der Sohn sich nicht wundern und kann derselben keine Vorwürfe machen, wenn anders seine kindliche Liebe seinen Blick nicht dergestalt trübt, daß sie ihm eine unparteiische Würdigung seines Vaters unmöglich macht. Weder die Philosophen, noch die Historiker, noch selbst die blos geistreichen Laien konnten sich mit Rotteck's literarischen Leistungen zufrieden stellen. Rotteck der Philosoph provocirte beständig auf sein ideales Vernunftrecht, und doch hat man nie dahinterkommen können, was er eigentlich damit meine und wie er es begründen wolle. Rotteck der Historiker vollends konnte von den Männern der Wissenschaft unmöglich anerkannt werden. Er war weder Geschichtsforscher noch Geschichtschreiber. Das vorhandene Material der Geschichte hat er durch Quellenstudium nicht erweitert; er begnügte sich mit der Ausbeute, die längst zum gewöhnlichen Gebrauche flüssig gemacht war. Als Geschichtschreiber, als Darsteller vergangener Völker- und Menschenzustände fehlte ihm die erste, nothwendigste Eigenschaft, das Verstehen dieser Zustände. Rotteck war ein Liberaler des 19. Jahrhunderts; diesen Standpunkt konnte er nicht verleugnen. Er mag nun von Griechen und Römern, oder vom Mittelalter sprechen, immer sehen wir nur den liberalen Rotteck, das badische Ständemitglied, das seinen einseitig dogmatisch-ethischen Standpunkt als Elle anlegt, um damit die Verdienste oder Fehler der verschiedenartigsten Zeiten bis auf Zoll und Linie abzumessen. Was Wunder, daß eine wahrere und gerechtere Geschichtsauffassung sich dagegen auflehnte, und daß der ungeheure Beifall, den seine Weltgeschichte fand, die Kritik nur zu schärferm Tadel aufreizte. Selbst den geistreichern Männern seiner eigenen Partei konnte Rotteck als Politiker nicht genügen. Wenn sie auch in dieser Zeit des ersten Vorkampfes sich an seinen Bestrebungen erfreuten, wenn sie auch in den nothwendigsten und wesentlichsten Desiderien vorläufig mit ihm übereinstimmten, so fühlten sie doch wohl, daß bei einem entwickeltern politischen Leben und nach der Eroberung der ersten gesetzlichen Grundbedingungen eines freien Volkslebens ihre Wege sehr bald mit dem seinigen auseinanderlaufen würden, eben weil ihre Lebensanschauung eine tiefere, reichere und vielseitigere war.

Fern sei es von uns, Rotteck's große Verdienste deshalb nicht anzuerkennen. Aber wir wollen dieses Verdienst aus dem richtigen Gesichtspunkte auffassen, was seinem Andenken zuletzt mehr nützt als eine allgemeine, überschwengliche Apologie. Rotteck war kein Philosoph, kein Historiker, aber er war ein Mann des praktischen Bedürfnisses. Instinctartig war er durch den Zeitgeist inspirirt für Das, was in den ersten Grundzügen noththat, und dieses instinctartig Erkannte verfocht er mit ungewöhnlichem Feuer, mit seltener Beharrlichkeit und Mühsigkeit. Daher die Dankbarkeit und die Anerkennung,

die ihm auch die solcher feurigen Kämpfes bedürftige Zeit zollte. Rotteck eben ist ein schlagendes Beispiel, wie man Das, was für die Gegenwart noththut, recht gut wissen und mit Sicherheit sich herausfühlen kann, ohne deshalb erst ein tiefes Studium über die frühern historischen Zustände zu machen. Rotteck ist eins von jenen tausend Beispielen jener heutzutage so sehr verkannten Wahrheit, daß der Mensch die Gegenwart in ihren wesentlichsten Anfoderungen verstehen kann, ohne vorher die Geschichte von Adam her erst durch und durch im rechten Lichte aufgefaßt zu haben. Hören wir unsere gelehrten Professoren, so läßt sich das politische Bedürfniß und die legislatorische Nothwendigkeit gar nicht ohne jenes Rückwärtsstudiren erkennen. Freilich sprechen sie damit Tausenden unserer Ständemitglieder, unserer Stadtverordneten alle Befähigung und überhaupt dem ganzen Volke alles politische Urtheil von vornherein ab. Aber die Herren irren sich. Die Gegenwart ist immer leichter zu verstehen als die Vergangenheit. Wir sind nicht so barbarisch, daß wir ein Studium der Geschichte als Vervollständigung der Erkenntniß der Gegenwart nicht im höchsten Grade anerkennten. Aber Niemand wird die Geschichte der Vergangenheit nur einigermaßen begreifen und lebendig anschauen können, der nicht zuvor schon das Bild der Gegenwart in richtigen Umrissen erkannt hat. Worin ich lebe, was ich täglich sehe, das ist mir verwandter und erkennbarer als das todte Überlieferte, was ich ja erst mit dem Leben, das ich in und an der Mitwelt gewonnen, selbst wieder beleben soll. Wer die Zeit verstehen lernen will dadurch, daß er in den Acten der Vergangenheit herumwühlt, der irrt sich. Wer nicht so viel historischen Zusammenhang gleich von vornherein mit auf die Welt bringt, daß er ein richtiges Gewissen für die ethischen Bedürfnisse seiner Zeit ganz von selbst hat, der wird durch alles historische Studium nie zu irgend einer lebendigen und sichern Überzeugung gelangen. Das historische Studium kann unsere Überzeugung nur vervollständigen, oder modificiren; eine Überzeugung schaffen, wo keine ist, kann es nicht.

Der erste Band von Rotteck's nachgelassenen Schriften enthält erstlich Jugendarbeiten, worunter einige Aufsätze des vierzehnjährigen Schülers. Sie wären besser ungedruckt geblieben. Wenn uns auch die ersten Versuche besonders genialer Menschen interessiren, weil wir darin schon den Keim der künftigen Größe entdecken können, so gehört Rotteck doch nicht in diese Kategorie. Seine Größe bestand in seinem freien, unabhängigen Charakter, der sich natürlich erst im Laufe der Jahre entwickeln konnte. Diese ersten Versuche sind weiter nichts als Stylübungen eines jungen Menschen, aus denen noch keine Individualität hervortritt. Unter den Jünglingsversuchen ist ein Gedicht auf Joseph II. bezeichnend für Rotteck's spätere Richtung. Joseph blieb ihm natürlich immer ein Gegenstand der tiefsten Verehrung, eben weil er sich vom historischen Rechte lossagte und einem ähnlichen Vernunftrechte, wie Rotteck selbst, huldigte. Joseph II. ist Rotteck's Lieblingscharakter in der neuern Geschichte, den er unbedingt selbst über Friedrich stellt. Ebenfalls sehr bezeichnend ist der Aufsatz, in dem er eine Parallele zwischen den Homerischen Helden und den Rittern des Mittelalters zieht. Er begreift nicht, was man Großes an jenen finden kann; seiner Ansicht nach sind es liederliche, jähzornige, großsprecherische Bursche, während die Ritter mehr seiner Katechismusmoral entsprechen. Er beobachtet dabei dieselbe Verfahrungsweise wie in seiner „Allgemeinen Geschichte". Nie beurtheilt er eine Zeit aus ihr selbst heraus und die etwas puerile Frage: „Wer war größer, der oder jener?" zieht sich durch seine ganze Reflexion über die Geschichte. Die historischen Aufsätze sind meist höchst unbedeutend und Rotteck selbst hatte sie nicht für die Sammlung seiner vermischten Schriften bestimmt. Wenn der Sohn in der Vorrede äußert, daß Rotteck keine Zeile geschrieben, deren er sich zu schämen habe, so ist das doch nur wahr rücksichtlich der Gesinnung. Rotteck hat nie Etwas gegen Überzeugung geschrieben, nie Etwas, was in ethischer Beziehung verwerflich wäre. Aber manches Unbedeutende und Triviale ist aus seiner Feder geflossen, was durch einen neuen Abdruck keineswegs dazu beiträgt, die Meinung von seinen Talenten und seinem Geiste zu erhöhen. Eben eine Sammlung von Rotteck's Schriften sollte um des eigenen Ruhmes des Verstorbenen willen streng gesichtet werden. Der Aufsatz: „Betrachtungen über den Gang, den Charakter und heutigen Zustand der historischen Studien in Deutschland", den er der französischen Akademie eingesendet, hat zwar einen höflichen Dank dieses Instituts davongetragen; dennoch bezweifeln wir, daß die geistreichen Herren dadurch eben eine große Meinung von Rotteck's Geiste bekommen haben werden. Er enthält nur meistens äußere Daten und entbehrt gänzlich aller tiefern Kritik. Aller Namen, die nur irgend über Geschichte geschrieben, werden ohne Auswahl aufgezählt, Pölitz steht neben den Gebrüdern Grimm, Kotzebue wird als preußischer Geschichtschreiber aufgezählt, Varnhagen bekommt das Epitheton „der edle", ob ernsthaft oder ironisch gemeint, bleibt ungewiß. Goethe's „Wahrheit und Dichtung", dieser jedenfalls bedeutendste und unentbehrlichste Beitrag zur Geschichte der deutschen Culturzustände im 18. Jahrhundert, wird vergessen. Blos die einleitende Bemerkung, daß Geschichtschreibung sich nur in einem freien Volksleben entwickelt und daß wir Deutsche deshalb noch keine Geschichtschreiber haben, ist tief und wahr. Der interessanteste Aufsatz möchte die Geschichte des badischen Landtags von 1833 — 38 sein. Hier ist Rotteck in seinem Elemente und seine Klage über den Abfall so manches liberalen Deputirten in Zeiten der Noth und Bedrängniß, über Schwäche, Muthlosigkeit und selbstsüchtige Motive werden wol erbittert, nichtsdestoweniger aber wegen der zu Grunde liegenden Wahrheit genützt haben.

In den beiden folgenden Bänden erscheint uns Rotteck mehr in seiner wahren und eigenthümlichen Gestalt. Der zweite Band enthält Recensionen historischer und politischer Werke, der dritte parlamentarische Reden. Wenn unter jenen Aufsätzen auch manches Unbedeutende, nicht der Aufbewahrung Werthe enthalten ist, so tritt uns in die-

sen letztern, in den Kammerverhandlungen, Rotteck's ganze moralische Größe auf das anschaulichste entgegen. Hier ist Rotteck der Charakter, Rotteck der glühende, unermüdliche Kämpfer für Realisirung von Recht und Freiheit, hier ist Rotteck der Held. Ja, einen Helden kann man ihn nennen; er verdient diesen Namen in höherer und edlerer Bedeutung wie hundert Andere, denen man jenen Titel so freigebig ertheilt hat, blos weil sie vor dem Kanonendonner der Schlacht nicht davongelaufen sind. Wie klein erscheinen jene bewunderten französischen Marschälle, jene Ney, Davoust u. s. w., welche Ehrgeiz und Eigennutz sowie ein starkes, schwer erregbares Nervensystem zu tapfern Soldaten machte, die aber ohne moralischen Halt, ohne Grundsatz sich stets dem Geschicke und dem Glücke beugten, gegen unsern Rotteck, der ohne Eigennutz, ohne Selbstsucht sein Leben an die Durchführung einer Idee setzte, dieser Idee seine Zeit, seine Kraft, seinen letzten Athemzug unermüdlich weihte, der nie wich und wankte, auch unter den ungünstigsten Umständen, den weder Spott, noch Hohn, noch Drohung, ja selbst die gewisse Aussicht auf Niederlage nicht einen Augenblick irre machen konnte. Ja, Rotteck war ein großer, edler und reiner Charakter, ein Charakter, wie das 19. Jahrhundert in Deutschland deren nicht viele hervorgebracht hat, am allerwenigsten unter der gelehrten Zunft der Professoren, der er angehörte. Rotteck's Wissen und Thun war ein und dasselbe. Nie hat ein Mensch treuer seiner Erkenntniß gemäß gehandelt und gelebt wie er. Er war ein ganzer, voller Mensch, der in seinem Berufe und seiner Thätigkeit gänzlich aufging. Und diese Thätigkeit war die größte, erhabenste, die es gibt: es war das Bestreben, seine Mitmenschen besser und glücklicher zu machen. Mögen unsere deutschen Professoren auf Rotteck den Historiker, auf Rotteck den abstracten Denker mit vornehmem Lächeln herabsehen, bei Rotteck dem Bürger, dem Menschen können sie größtentheils in die Schule gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Frauenbilder von Amalie Winter. Dritte Sammlung. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Edle Einfachheit der Sprache, nur hin und wieder an einigen Flüchtigkeiten und undeutschen Ausdrücken leidend, gefällige Zeichnung und oft sehr scharfsinnige Ansichten werden auch dieser dritten Sammlung der „Frauenbilder" dankbare Leserinnen sichern. Unter den fünf Erzählungen möchte wol „Die Hofdame" nicht als solche, sondern durch die ihr gewidmete sorgfältige Ausführung den ersten Rang einnehmen. Das arme junge Fräulein erzählt ihre Geschichte selbst, und wenn Frauen Memoiren oder Briefe schreiben, sind sie bekanntlich ganz in ihrer Sphäre. Was die junge Hofdame u. a. (S. 116) von der Stellung der Aristokratie zum Throne und zum Bürgerthume sagt, dürfte wol allseitiger Beachtung zu empfehlen sein. Der ersten Erzählung: „Der Naturforscher", hätten wir mehr Grund und Boden, mehr Ausführung gewünscht. „Die Mulattin" ist schon in sonstiger Übersetzung oder Bearbeitung dem deutschen Leser bekannt, doch liest man sie gewiß gern wieder. „Ursula", die für den Geliebten Schildwache steht, ist ein schon oft, auch auf der Bühne, erschienenes Sujet. „Das Krankenhaus zu Zanval", die Geschichte der unglücklichen Kaiserin Mathildis, möchte wol zu den schwächern Productionen gehören. Dergleichen historische Stoffe aus der Vorzeit fodern eine klare und leichte Darstellung der äußern politischen Verhältnisse, scharfe Zeichnung der Personen und strenges Ausschließen des Modernen. Dagegen ist in dieser Erzählung vielfach verstoßen und es möchte vielleicht gerathen sein, dem altromantischen Boden fern zu bleiben. Die Gegenwart gehört den Frauen und bietet der Begabten hinreichend Ersatz.

2. Die Extreme. Novelle von dem Verfasser einer Alltagsgeschichte. Aus dem Dänischen von A. v. Keltsch. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Im Grunde sind diese „Extreme" auch eine Alltagsgeschichte. Es handelt sich darum, daß ein Arzt eine Comtesse und ein Graf die Tochter eines Justizamtmanns heirathet. Nebenher ist ein Adeliger Maler geworden und eine Beamtentochter hat ein Schuhmacher geheirathet. Der Arzt inclinirt etwas zum Unglauben wegen der Fortdauer nach dem Tode, der Maler dagegen zum Swedenborgianismus, und hat die junge Comtesse zur Miniaturmalerin herangebildet. Sie gewinnt dadurch eine Erwerbsquelle für den verarmten adelstolzen Vater, der erst am Todesende sein muß, bevor er sich zu einem medicinischen Schwiegersohn verstehen kann. Die dänischen Romanschriftsteller, obgleich wohl vertraut mit der neuesten ausländischen Literatur, bewahren doch immer noch eine gewisse, recht löbliche, Einfalt der ältern Zeit, und da sie, wie die meisten außerdeutschen Schriftsteller, sich vorzugsweise auf heimischen Boden bewegen, so ist das ein Beweis, daß auch die Bestrebungen der neuern Zeit weniger in das dänische Leben eingegriffen haben. Noch immer ist es häuslicher, schlichter, vertraulicher, selbst in den höhern Kreisen der Gesellschaft, und wo hier jene moderne, schroffe Glätte, mit welcher andere Schriftsteller häufig gemeine Sache machen, geltend gemacht werden möchte, da sieht es der dänische Autor als ein Recht an, einzuschreiten. Doch thut er es immer mit einer Milde, die in jedem Worte ausspricht, daß die nach seiner Ansicht Verkehrten eigentlich zu beklagen seien als menschlich Verwandte. So zeigt sich denn auch der Verf. der „Extreme" und in dieser Rücksicht ist das Buch recht löblich. Von anderer Seite betrachtet aber dürfte es doch nur sehr mäßige Ansprüche zufriedenstellen. Es gebricht an Handlung, vornehmlich aber an Zeichnung und Charakteristik, da Keinem Zeit gelassen wird, sich dem Leser zu entwickeln, vielmehr ist der Charakter größtentheils schon vorausgesetzt. Die Nuancen sind wirklich so schwach, daß alle Personen sich mit weniger Mühe auf eine einzige zurückführen ließen, und doch sollen wir „Extreme" sehen!

3. Die Witwen und ihre Pflegekinder, oder: der Enterbte. Ein Familiengemälde von A. Leibrock. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man thut sehr Unrecht, auf die Producte mancher Schriftsteller, die nichts wollen, als schlichten, ehrlichen Leuten für wenige Leihbibliothekgroschen über einen langweiligen Sonntagnachmittag hinwegzuhelfen, mit vornehmem spöttischen Achselzucken herabzusehen, denn auch zu Darstellung des Trivialen, des Ordinairen gehört ein gewisser Takt, ein Kunstsinn, und dieser darf dem Verf. des genannten Familiengemäldes nicht abgesprochen werden. Es ist gewiß nicht leicht, die Linie des Ordinairen mit eiserner Consequenz und eben solcher Ausdauer festzuhalten, sodaß der Leser nirgend einen Punkt entdeckt, der etwa darüber hinausginge, oder hinter ihr zurückbliebe, und diese Consequenz, diese Ausdauer bethätigt denn auch der fleißige Verf. wiederum in seinen „Witwen". Auch sage man nicht, daß nur eine auf niedriger Bildungsstufe stehende Leserclasse sich an dergleichen Gebilden zu erfreuen vermöge: vielmehr ist es bekannte Thatsache, daß solche Gebilde wahrhafte Kühlungs- und Stärkungsmittel für die Geistreichen und ihre geistreichen Beschäftigungen abgeben. Dazu möge denn auch dieses Familiengemälde das Seine in reichem Maße beitragen! Der sehr stoffreiche Verf. plagt uns nicht mit scharf-, oder gar

tiefsinnigen Ringen. Seine Muse ist rein materiell, und was das Geistige betrifft, so ist die einfache, überall ausreichende Moral desselben der Katechismus. Was will man mehr? Wir haben den Kais. sorgfältig genannt. Er kommt niemals in Verlegenheit, seine Geschichte weiter zu schieben; stets ist eine Person, ein Ereigniß, wär's auch nur ein hängengebliebener Rockschoß, zur Hand, der Weltgeschichte gar nicht einmal zu gedenken. Eben deshalb aber ist es nicht leicht, aus dem Inhalte seiner Producte zu referiren. Genug sei es daher, daß in diesen zwei Theilen ein verwaistes Pastorenkind im Umsehen einen preußischen Rittmeister heirathet, nach dessen baldigem Tode sie durch mancherlei Ereignisse dahin gelangt, für mehre Kinder sorgen zu müssen. Daneben hat sie gegen etliche schlechte Menschen zu kämpfen, es geht aber am Ende Alles gut — eine Zigeunerin hatt's ja vorhergesagt — und sie selbst heirathet noch einen alten würdigen französischen Grafen. Die schlechten Menschen empfangen ihren Lohn, und nur der Enterbte, obgleich ebenfalls grundschlecht, stirbt, wenn auch im Kerker, doch aus Familienrücksichten unter dem Beistande eines Predigers, der eine Paraphrase des Vaterunser hersagt, als reuiger Sünder.

4. Umrisse und Skizzen. Novellen und Erzählungen von E. O. Hoffmann. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr.

Warum nur Umrisse und Skizzen, wo man Novellen und Erzählungen geben kann und nach dem Titel auch eigentlich geben will? Warum der Widerspruch eben im Titel des Buchs? Novellen und Erzählungen sind künstlerisch ausgeführte, also im Einzelnen wie im Ganzen gehörig abgerundete Darstellung; Umrisse und Skizzen nur Entwurf. Daß der Verf. darstellen könne, bethätigt er in den gegebenen sieben Kleinigkeiten: die Kritik und das Publicum haben daher ein Recht, von ihm mehr zu erwarten als Umrisse. Unter diesen ist die letzte: „Die Gängerin", am meisten ausgeführt und wird auch wol die größere Zahl der Leser ansprechen durch den deutschen idyllischen Charakter. „Olga" ist eine bekannte russische Anekdote, und „Periquet" ein düsteres Pyrenäenbild. „Das Blumenmädchen" ist ebenfalls ein bekanntes, von einem andern Schriftsteller nach Rom verlegtes Lebensbild. „Die Bekenntnisse eines Schauspielers" lassen unbefriedigt, da sie nur einen Anfang geben. Ein recht glücklicher, wenn auch nicht neuer, Gedanke ist „Ein letztes Capitel". Es ist schon oft ausgesprochen, daß Schriftsteller und Leser viel Zeit und Mühe sparen könnten, wenn es von nicht wenigen Büchern nur ein letztes Capitel gäbe. Dieses hier gibt nun eine Erzählung, von welcher sich recht gut ein ganzer Roman schreiben ließe; nur hätten wir gewünscht, daß eine Fortsetzung dieser Erzählung als „Schluß" unnöthig gemacht wäre. Wie wiederholen noch einmal, Kritik und Publicum haben ein Recht, vom Verf. Ausgeführteres zu erwarten, und wünschen, er möge als Pflicht betrachten, was ihm leicht werden muß. Vorzüglich scheint das Gemüthliche für ihn ein glückliches Feld.

5. Meister Wolfram der Märchenerzähler. Roman von A. Hesse. Leipzig, Böhsenberg. 1842. 8. 25 Ngr.

Ref. hätte nicht geglaubt, daß von jenen nebelnden Poeten, welche neben der romantischen Schule hertiefen, noch irgend Einer vorhanden sei, oder daß in der Gegenwart noch Jemand auf den Einfall komme, sich als schwacher Schüler etwa des Isidorus Orientalis (Graf Löben) bewähren zu wollen. Wie aber die Gegenwart überhaupt, trotz ihres Brüstens auf Reales und Positives, die seltsamsten Sprünge nicht verschmäht, so mag sie sich denn auch diesen Meister Wolfram gefallen lassen, der hinter seiner Harfe ja auch keinem Menschen in die Quere kommt. Er singt und erzählt etliche Märchen, die wahrscheinlich tiefen Sinn haben sollen, höchstens aber nur eines allegorischen Anfluges sich erfreuen. In Einem derselben schreckt uns eine „Tante" aus dem Märchentraum in die Nüchternheit hinein. Es ist daher wol aus dem französischen übersetzt. Nebenher findet der alte Harfner, der in der Jugend Weib und Kind ohne zureichenden Grund verlassen hat, seine Tochter wieder, und für dieselbe zugleich einen stattlichen Freiersmann, sodaß die Geschichte, ungeachtet sie hin und wieder ein bedenkliches Gesicht macht, nach Umständen ganz fröhlich endet.

6. Der Sonntag in London. Nach dem Englischen von Heinrich Beta. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von G. Cruikshank. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1842. 16. 15 Ngr.

Bekanntlich hat England eine sehr strenge Sabbathordnung. Daß sie in London nicht aufrecht zu erhalten ist, liegt theils in dem Umfange dieser Stadt, theils in der Mangelhaftigkeit sonstiger Institutionen. Die englische Hochkirche erscheint, wenigstens in Beziehung auf London, einseitig. Sie gibt, oder veranlaßt Gesetze über die Sonntagsfeier, ohne sich eben weiter darum zu bekümmern, ob das Volk für diese Gesetze erzogen sei, also sie befolgen könne, oder nicht. Sie lebt ja überhaupt mehr ein Papierleben, sie hat sich so sehr isolirt, daß ein organischer Zusammenhang zwischen ihr und dem Leben nur schwach ist. So mag es denn, wie wir aus dem vorliegenden Büchlein entnehmen, unter Anderm auch gekommen sein, daß es Solchen, welche Sonntags die Kirche besuchen wollen, hier und da sogar schwer werden soll, sich durch die aus Branntweinläden hervorströmende Masse ungefährdet hindurchzuwinden. Ob das Buch, wie gut es auch gemeint sein mag, irgend etwas ändern werde, ist kaum zu glauben. Es ist zu allgemein, zu schwach gehalten: es möchte gern auf Moral und Sittengesetz fußen, allein der Verf. ist sicher ein Londoner, denn außer dem allgemeinen englischen Phlegma ist er auch noch durch Gewohnheit stumpfer geworden. Er hat nur Sarkasmus der Gleichgültigkeit, eine hölzernen Rechtlichkeit. Warum das Buch übersetzt ist, da wir weit lebendigere und umfassendere Schilderungen von dem nichtsnutzigen londoner Sonntagstreiben in allen Klassen der Gesellschaft haben, ist wol nur dann erklärlich, wenn wir dabei die Reise einiger berliner Theologen nach London ins Auge fassen und uns erinnern, daß auch in Berlin die Rede von einer neuen Sabbathordnung war. 43.

Notiz.

Zwölf neue Statuen sollen die beiden Flügel des Hotel-de-Ville in Paris auf der Façade schmücken, welche auf den Platz hinausgeht; doch ist die Wahl der Personen, welche in diesen Standbildern dargestellt werden sollen, noch nicht entschieden. Einige stimmen dafür, es sollten nur solche berühmte Männer gewählt werden, welche vor der Vollendung dieses alten Bautheils gelebt haben, oder nur solche, welche in Paris geboren sind. Gegen diese Engherzigkeit erhebt man mit Recht Einwürfe. Den Stadträthen ist, wie man hört, eine Liste von 24 Namen eingereicht worden, hierunter Gerard de Poissy, welcher eins von den Hospitälern in Paris gründete; Gerson, Gottesgelehrter, Unterhändler, sodann Kanzler der Universität; Michael Baillier, Stadtvogt, der, von den Bürgern unterstützt, die Engländer 1436 aus der Stadt vertrieb; Coligny; M. de Lhopital, ein fast antiker Charakter; dessen Zeitgenosse und Bewunderer, Etienne Pasquier, der glorreiche Bekämpfer der Jesuiten; der Geschichtsschreiber de Thou; Pierre Seguier; der wohlthätige Vincentius von Paula; Catinat; Molière; Voltaire; Boileau; der berühmte Baumeister Rollin; Boyer d'Argenson; Cassini; Malesherbes; der Abbé de l'Epée u. s. w. Wenn ein französisches Journal sagt, daß von diesen Männern nur sechs: Gerson, Coligny, Lhopital, Vincenz von Paula, Argenson und der Abbé de l'Epée gar nicht nach Paris gehören, so ist dies doch wol nur so zu verstehen, daß sie anderswo geboren und erzogen, die übrigen in Paris entweder geboren oder doch erzogen sind. Oder die gewöhnliche einseitige Oberflächlichkeit und Ignoranz der Franzosen hat hier dem „Journal des débats" einen Streich gespielt, da z. B. Voltaire im Dorfe Chatenay bei Sceaux, Boileau in Crosne bei Paris, nach Andern förmlich in Paris selbst geboren ist. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 227. — 15. August 1842.

Karl von Rotteck.

(Fortsetzung aus Nr. 226.)

Es gibt gewiß viele wackere Männer in jetziger Zeit, denen der Drang innewohnt, für das Allgemeine zu wirken, und die ihre höhern Ansprüche, die sie an unser deutsches Volksleben machen, gern und sehnsuchtsvoll ausbreiten und verwirklichen möchten. Ganz gewiß, dieser Männer gibt es viele und weit mehr, als ein blinder und roher Ministerialismus nur im entferntesten ahnt. Sehen wir aber auf die zahlreichen Individualitäten, die in den letzten 25 Jahren nach dieser Seite hin sich bemerklich gemacht haben und öffentlich hervorgetreten sind, so können wir uns nicht verhehlen, daß bei allen sich ein und dasselbe wiederholt hat: Sie sind alle müde geworden. Wir reden hier nicht von Denen, die, ihrer wirklichen, oder nur eingebildeten und erheuchelten Überzeugung untreu werdend, zur feindlichen Partei übergingen, sobald sich ihnen ein vortheilhafter Vergleich für ihren persönlichen Vortheil darbot, von jenen zahlreichen Regierungsmännern, die aus den Reihen der Freiheit desertirten, um nun die erbittertsten und gefährlichsten Gegner ihrer frühern Ansichten und Ideen zu werden, wie z. B. Gentz und Andere. Diese sind nicht nur müde, sondern untreu geworden. Nein, wir reden von jener bessern und edlern Classe, denen es freilich unmöglich ist, mit ihrer tiefsten Überzeugung in völligen Gegensatz zu treten, die sich nie entschließen können je, „zweimal zwei ist fünf" zu sagen, so lange sie glauben, daß es nur vier ist, die aber doch, nachdem sie einer ungläubigen Menge eine Zeit lang vergebens ihre Überzeugung gepredigt haben, nachdem sie längere oder kürzere Zeit hindurch deshalb Unbill und Verfolgung erfahren, Galle und Ärger genug heruntergeschluckt, Kummer und Gram genugsam an ihrem Herzen haben nagen sehen, endlich ein gewisses Abkommen mit diesem ihren innersten Berufe treffen. Sie werden müde, sie fangen an sich zu resigniren, sie geben den Kampf auf, der sie aufreibt, dem sie sich nicht länger gewachsen fühlen. Sie suchen sich Surrogate für ihren eigentlichen Beruf zu bilden, sie widmen sich dem Landleben, ziehen sich in ihre Familienkreise zurück, bemühen sich an irgend einer entferntliegenden, besondern Wissenschaft oder Kunst Geschmack zu finden u. s. w.; sie suchen den Gott in sich abzutödten, der in ihnen lebte. Oder sie werfen sich in die Ironie, in den sinnlichen Lebensgenuß, werden Menschenhasser, Leberkranke, wenn nicht gar Säufer und dergleichen; sie wandern auch wol nach Amerika aus. Die Symptome, an denen sich diese Müdigkeit erkennen läßt, sind sehr mannichfaltig, die Selbsttäuschungen, in denen sich ein um sein natürliches Wirken betrogenes Herz zu beschwichtigen sucht, sind unzählige und nehmen die verschiedenartigsten Formen an. Bis jetzt hat keiner in diesen aufreibenden Zuständen der letzten 25 Jahre mit immer gleicher, rastloser Frische ausgehalten bis zu seinem letzten Athemzuge, keiner als der einzige Rotteck.

Wir sind weit entfernt, jenen Männern, die nach kürzerer oder längerer Frist sich der Resignation in die Arme warfen, daraus irgend einen Vorwurf zu machen. Niemand ist verpflichtet mehr zu leisten, als seine Kräfte erlauben. Wer sich zurückzieht vor vollendetem Gemüthsbankrott, wer die Trümmer seiner heiligsten Lebenshoffnungen noch zur rechten Zeit zusammenrafft, um sich daraus noch eine Hütte für das Alter zu bauen, der handelt nur dem Grade seiner moralischen Befähigung gemäß, womit die Vorsehung ihn ausgestattet hat. Aber desto mehr Bewunderung verdient die unerschöpfliche Kraft unsers dahingeschiedenen Freundes, der einem Kampfe bis an das Ende gewachsen war, der selbst die Besten und Edelsten ermüdete. Gleich jenem Riesen des Alterthums stand er immer verjüngt und neugestärkt nach jeder Niederlage wieder auf; er war unbesieglich; nur der Tod konnte ihn überwinden, keine Censur, kein Ministerium, kein Bundestag. Seine letzte kurz vor seinem Tode in der Kammer gehaltene Rede zeugt noch von demselben Lebensmuthe wie seine erste 1819. Und wahrlich, es ist keine Kleinigkeit, dieser treue Lebenskampf eines deutschen Liberalen. Der Kampf eines englischen, eines französischen Staatsmannes hat seine Mühen, seine Sorgen — aber er hat auch seinen Lohn. Und wenn alle seine Mühen scheitern, so ist ihm wenigstens vergönnt zu „sagen, was er leidet". Aber auch diesen letzten Trost des verletzten Gemüths entbehrt der deutsche Liberale. Der Engländer ficht wenigstens in offenem Kampfe gegen ehrliche Waffen und offene Visire; da ringt Geisteskraft gegen Geisteskraft, Überzeugung gegen Überzeugung, und das Resultat ist das der augenblicklichen Nothwendigkeit. Der

Nothwendigkeit, den moralischen Gesetzen, die das öffentliche Volksleben beherrschen, kann sich auch der Besiegte mit Ehren, ohne Groll und ohne Kränkung unterwerfen. Womit hatte aber Rotteck zu kämpfen? Wie hießen seine Gegner? Seinen Gründen setzte man Machtsprüche, seinen Reden setzte man Censur und Verbote, seiner Begeisterung, seinen Beschwörungen setzte man verächtliches Schweigen entgegen. Wahrlich, es gehört eine bewunderungswürdige, heilige Ausstattung an Glauben, an Liebe und Hoffnung dazu, um nicht endlich gebrochenen Herzens auf diesem Schlachtfelde, wo so ungleiche Waffen gelten, besiegt liegen zu bleiben. Wer diese Reden vom ersten Anfange von Rotteck's politischer Laufbahn bis zu ihrem Ende liest, der wird sich einer tiefen Bewunderung und einer schmerzlichen Trauer nicht enthalten können. Bewunderung für die unsäglichen, aus den lautersten, reinsten Motiven geflossenen Anstrengungen des herrlichen Mannes; Trauer und Zorn über den unritterlichen Kampf und über die mangelnde poetische Gerechtigkeit, welche dieses Stück des Lebensdramas bis zum Tode Rotteck's uns zeigt. Ein Schimmer des endlich hereinbrechenden Siegestages wäre dem brechenden Auge Rotteck's wol zu gönnen gewesen; ein kleines Blättchen des wohlverdienten Siegerkranzes hätte der Sterbende wenigstens mit in das Grab nehmen sollen, wenn es ihm auch nicht vergönnt war beim allgemeinen Siegesjubel des Rechts und der Wahrheit zu entschlafen. Doch selten wird den Helden der Geschichte das schöne Loos, den Tod des Epaminondas zu sterben. Eine dankbare Nachwelt wird aber gewiß die Ungerechtigkeit des Schicksals vergüten und den Lorberkranz auf sein Grab legen. Rotteck wird noch bei späten Enkeln als Vorfechter und Märtyrer eines freien deutschen Volkslebens mit Anerkennung und Rührung genannt werden, wenn über die Verfahrungsweise und die Tendenzen seiner Gegner die Geschichte längst den Stab gebrochen hat.

Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

Auch in stylistischer Beziehung sind Rotteck's in den Kammern gehaltene Reden beiweitem das Beste, was er geschrieben. Wir haben noch nichts Ähnliches in unserer Literatur. Sie sind voll Seele, Scharfsinn, Kraft und Wohlklang. Rotteck's Styl ist im Allgemeinen sehr ungleich; schwülstig, breit, nichtssagend in manchen Partien seiner Weltgeschichte und in seinen streng wissenschaftlichen Abhandlungen, bei alle den Gegenständen, die eine mehr objective Behandlung erheischen und wo er sich vergebens bemüht, seine edle Subjectivität hineinzubringen — wird seine Schreibart wahrhaft classisch, sobald sie zugleich den Moment der That in sich aufnimmt und sich auf dem Felde der concreten Gegenwart bewegt. Keiner unserer andern Deputirten kann in dieser Beziehung mit Rotteck verglichen werden. Welker ist zu schwerfällig und weitläufig, zu doctrinair und unpraktisch, Itzstein fehlt es an Wärme und Seele, er ist zu diplomatisch und hat zu viel im Hinterhalte. Rotteck gab sich ganz, mit all seinen Empfindungen und Begriffen, und wußte dabei doch das künstlerische Maß zu beobachten. Er und seine Sache waren ein und dasselbe. Da war nichts künstlich Anstudirtes, keine Illusion, keine falsche Declamation. Sowie die Lage der Dinge sich seinem Geiste aufdrang, in derselben Gestalt trat sie scharf und feurig auf seine Zunge. Er war ein durchweg wahrer Mensch, wahr bis in die kleinste Faser, und darin liegt zum großen Theile das ausgezeichnete Verdienst seines Styls; darin und in der bei uns Deutschen ungewöhnlichen Lebhaftigkeit seiner Empfindungen und in der Klarheit und Übereinstimmung aller seiner Begriffe, sobald man von dem tiefen abstractspeculativen Momente absieht, welches ihm, wenn er es besessen, freilich zum Redner wie zum politischen Kämpfer untüchtig gemacht hätte. Diese Reden werden noch lange Muster für unsere angehende parlamentarische Beredtsamkeit bleiben, sie werden eine moralische wie künstlerische Schule für unsere künftigen Deputirten sein und noch Viele werden sich Ermuthigung, Beispiel und Kampfesfeuer daraus holen.

Karl von Rotteck über Wesen und Studium des Vernunftrechts. Nebst erläuternden Beilagen. Ein Beitrag zu Rotteck's Charakteristik und Denkmal. Zugleich paränetische Propädeutik zum Studium der Rechtsphilosophie und constitutionellen Politik von Karl Hermann Scheidler. Jena, Cröker. Gr. 8. 1841. 15 Ngr.

Wir verbinden die Anzeige dieser kleinen Schrift mit der vorhergehenden Besprechung, weil sie sich ihrem Gegenstande nach eng an dieselbe anschließt. Herr Professor Scheidler fühlte sich um so mehr gedrungen seinem Freunde und Lehrer eine Blume auf das Grab zum Zeichen seiner Verehrung zu legen, als gleich nach dem Tode desselben in verschiedenen deutschen Zeitschriften mancher falsche, schielende und unlautere Nachruf über denselben sich vernehmen ließ. Was zuerst die Gesinnung dieser Schrift anbetrifft, so kann es keine biedere, wohlmeinendere und treuere geben. Mit rücksichtloser Offenheit spricht Scheidler es aus, wie der Todte der innigste Gegenstand seiner Hochschätzung gewesen und wie er dessen praktisch politische Wirksamkeit als auch seine wissenschaftlichen Leistungen und Ansichten unbedingt anerkennt. Sicher hatte er sich bei diesem Unternehmen nicht verhehlt, daß er dadurch manchen Anfeindungen und Verketzerungen sich aussetzen würde, aber es schien ihm unwürdig zu schweigen, wo es sich darum handelte, Zeugniß abzulegen zu Schutz und Frommen des Andenkens eines Entschlafenen, den er geliebt und dessen Ansichten er getheilt. Diese Schrift ist gewissermaßen eine Herausforderung an die vielen Verketzerer Rotteck's, ihre Angriffe nicht länger auf einen Todten, sondern auf seinen lebenden Freund zu richten; sie ist ein Vorwurf und ein sittliches Muster für die zahlreichen Anhänger Rotteck's, die durch stillschweigendes Hinnehmen jener boshaften oder vornehm wegwerfenden Urtheile ihren Führer und Meister verleugnet haben. Das Verleugnen ist auch eine von jenen unwürdigen Eigenschaften, die heutzutage bei der Mehrzahl der Deutschen florirem. Es scheint fast, als wenn Scheidler einen Trost

dazu gesucht habe für den erlittenen Verlust, daß er einen Theil der Quälereien und Verfolgungen, die Rotteck bei Lebzeiten erlitten, die aber wie Regentropfen an einer Marmorbüste ohne den mindesten Eindruck von ihm abglitten, jetzt auf sich zu lenken suchte. Ein solcher Zug ist ganz des biedern und makellosen Charakters würdig, den Scheidler bis jetzt unausgesetzt in seinem literarischen Wirken an den Tag gelegt hat. Sans peur et sans reproche.

Die Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste ist ein Versuch, das von Rotteck aufgestellte und von Scheidler occupirte „Vernunftrecht" zu vertheidigen. Dieser Versuch scheint uns mislungen. Scheidler verfällt in denselben Fehler wie Rotteck: er verwechselt beständig ein ideales Vernunftrecht mit einem positiven Vernunftrechte. Auch verdreht er, ohne es zu wissen und zu wollen, die Theorie seiner Gegner, der Anhänger der historischen Schule, wenn er ihnen Schuld zu geben scheint, daß sie die Vernunft im Rechte ableugneten. Jedermann ohne Ausnahme gibt zu, daß das Recht aus der Vernunft stamme, und nur darüber ist man verschiedener Ansicht, auf welche Weise die Vernunft bei Bildung des Rechts thätig sei und was überhaupt als wesentlicher und vernünftiger Inhalt der positiven Rechte in Vergangenheit und Gegenwart angesehen werden müsse. Das Recht bildet sich durch das Leben selbst aus, sowol auf unbewußte Weise wie durch bewußte Reflexion. Es ist in jedem Zeitalter und in jedem Volke das Product zweier hier wie überall im Menschenleben sich nicht trennen lassender Urfactoren, der Nothwendigkeit und der Freiheit, der gegebenen Verhältnisse und der vernünftigen Reflexion oder der Philosophie, wenn man will. Je nach dem sittlichen Zustande der verschiedenen Völker tritt bald die eine Potenz bald der andere thätiger hervor, das Recht bildet sich bald unbewußter bald bewußter, bald mehr durch die Gewalt der Umstände bald mehr durch freien Willen. Was nun die Vergangenheit anbetrifft, so zeigt die historische Schule gewiß einen tiefern Blick in das Werden menschlicher Zustände, wenn sie alle diese zahllosen unbewußten Momente mit zu erfassen sucht, und das auf solche Weise Gewordene als etwas Organisch-Nothwendiges betrachtet. Die Anhänger eines sogenannten Vernunft- oder Naturrechts aber haben ganz gewiß Unrecht, wenn sie diese Nothwendigkeit nicht anerkennen, sondern, von den gegenwärtigen Bedürfnissen und Anschauungen der Zeitgenossen ausgehend, diese als Maßstab der größern oder geringern Vernunftmäßigkeit früherer Rechtszustände gebrauchen. Was irgend eine Periode in der Geschichte nach irgend einer Seite hin hervorgebracht hat, das mußte sie hervorbringen; gerade so und nicht anders konnte es werden, und je weiter wir in unserer Vernunfterkenntniß gelangen, desto klarer und überzeugter dringt unser Blick ein in die Nothwendigkeit und also auch in die Vernunftmäßigkeit aller frühern Zustände. Denn gegen jene göttliche Nothwendigkeit wird sich doch schwerlich die menschliche Vernunft auflehnen dürfen, wenn sie nicht zur kurzsichtigen und pietätlosen Unvernunft werden will.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen über das pariser Kunstleben.

4. Öffentliche Ausstellungen.

Die öffentliche Ausstellung von Arbeiten der königlichen Manufacturen von Sèvres, Beauvais und den Gobelins hatte diesmal, wie gewöhnlich, gleich nach dem Schluß des Salons statt und brachte mehre interessante Sachen; jedoch sind diese auf Staatskosten betriebenen Institute eben nicht mehr Musteranstalten, die in ihren Fächern das Höchste und Vorzüglichste leisten, was die französische Gewerbthätigkeit hervorzubringen vermag; sie haben vielmehr gegenwärtig starke und oft siegreiche Nebenbuhlerinnen an verschiedenen Privatmanufacturen, die, bei ungleich beschränktern Mitteln und ungünstigern Bedingungen, Luxuswaaren liefern, welche, wenn auch nicht in Hinsicht auf Vortrefflichkeit des Materials und Durchbildung des Machwerks, doch hinsichtlich der Schönheit der Formen und der geschmackvollen Auswahl der Muster die im Louvre ausgestellten Proben häufig übertreffen; als Belege dafür können die Fußdecken von Aubusson, einige Porzellanstücke von Limoges, die Glasgemälde der Hrn. Jollivet, Billiard, Maréchal von Metz, die gefärbten Gläser von Cholsy u. s. w. gelten. Diese Anomalie im neuern französischen Gewerbwesen hat seinen natürlichen oder vielmehr erklärlichen Grund. Eine Industrie auf so hohem fürstlichen Fuß und mit solcher Freigebigkeit unterhalten, wie die Schmelzmalerei von Limoges und die Weberei der Gobelins zu den Zeiten Franz' I. und Ludwig's XIV., ist in unsern knappen Tagen nicht wohl möglich und den heutigen französischen Künstlern fehlt die Frische, die Naivetät und Feinheit des Geschmacks, die Ausdauer und Beharrlichkeit der ältern französischen Schmelz- und Glasmaler, eines Bernard de Palissy, eines Leonard Limosin, Robert Pinaigrier u. A. Das Technische und Mechanische ist in jenen Anstalten zwei tüchtigen Chemikern, den Hrn. Brongniart und Chevreul anvertraut; aber diese gelehrten Männer wirken wenig, weil sie allein stehen und keinen Künstler zur Hand haben, der, mit genügender Kenntniß, Tüchtigkeit und Autorität ausgerüstet, im Stande wäre, die scharfsinnigen Theorien der Vorsteher in Ausübung zu bringen, die künstlerischen Mittel, welche eine große Anzahl untergeordneter und eine kleine Schar ausgezeichneter Talente darbieten, in Einem Mittelpunkt zusammenzudrängen und in Einer Richtung geltend zu machen, kurz eine durchgreifende oberste Leitung zu begründen, wodurch sich z. B. die Privatfabriken der Hrn. Denière, Sallandrouze, Bontemps u. A. vor den königlichen Manufacturen von Sèvres, Beauvais und den Gobelins auszeichnen. Die berühmte Fabrik von Sèvres hatte eine Zeit lang an Hrn. Aimé Chenavard einen Mann, der alle nöthigen Eigenschaften und Capacitäten vereinigte und ganz dazu geschaffen war, um den nützlichen Kunstzweigen einen neuen Impuls zu geben; aber nach seinem leider so früh erfolgten Tode ist das Häuflein von Arbeitern, die sich um sein Kunstbanner zusammengeschart, zersprengt worden; seine weitläuftigen Pläne und Entwürfe sind zum Theil unausgeführt geblieben, zum Theil auf eine sich an seinem Andenken versündigende Weise zu Stande gekommen; und seitdem ist die königliche Manufactur wieder in den alten fabrik- und handwerksmäßigen Schlendrian zurückgefallen, aus dem jener ausgezeichnete Ornamentirkünstler sie herausreißen wollte. Es ist wirklich eine auffallende Thatsache, wie durch die vereinten Kräfte so ausgezeichneter Gelehrten, wie die Hrn. Brongniart und Chevreul, so tüchtiger, einstudirter Arbeiter, wie die Ouvriers der Porzellanfabrik von Sèvres, und mit dem Aufwande so ausgesuchter Materialien keine Meisterwerke zu Stande gebracht werden, die in Hinsicht auf Schönheit und Eleganz der Formen, auf Reinheit und Feinheit des Geschmacks, wie hinsichtlich der Vollkommenheit der Arbeit der Nationalindustrie zum Muster dienen können. Die von jeher in Frankreich mit so großem Erfolge angebaute Emaillemalerei liefert indeß immer noch jedes Jahr einige beachtenswerthe Stücke. Auf der letzten Ausstellung befanden sich einige Tafeln von feiner, sorgsamer und kunstreicher Vollendung, wie das Portrait Karl's I., nach dem

schönen Originale des van Dyck im Louvermuseum, von Mad. Laurent; ein männliches Portrait nach Tintoretto, von Mad. Ducluzeau; das Portrait der Prinzessin Clementine nach Winterhalter, von Mad. Turgan, und besonders das Portrait Rafael's, nach dem von ihm selbst gemalten Urbilde in der Galerie zu Florenz, und das Portrait Julius' II., nach dem ebenfalls in dieser Galerie befindlichen Bilde Rafael's, von Mad. Jaquotot, welche zwei letztern Arbeiten als wahre Kunstwerke der Emaillemalerei betrachtet werden müssen.

Unter den großen modellirten Meubles bemerkte ich einen runden Tisch, etwa drei Fuß im Durchmesser, und einen Gueridon mittlerer Größe, beide mit bemalten Aufsätzen und mit Rand- und Fußgestelldecorationen nach den Zeichnungen des verstorbenen Chenavard, woran aber, wie der Katalog mir bemerkte, Manches geändert worden. Die Meubles hatten im Durchschnitt den Fehler, den die Franzosen daran sehr gern zu begehen pflegen, einer zu reichen Verzierung. Durchaus nicht angenehm und gefällig geformt war eine ovale Vase in Gestalt eines Rauchgefäßes, zur Verzierung eines Wandtisches in einem Salon des Schlosses von Saint-Cloud bestimmt; das non plus ultra von Ungeschmack aber war eine für eben diese Residenz componirte Tafeluhr, ein Meisterstück von verschrobenem Kunstgefühl im verschnörkeltsten, angeblich griechischen Style, in den einzelnen Malereien, Figuren und Verzierungen nicht übel ausgeführt, aber in der Zusammenstellung unsaglich abgeschmackt. Eine andere Pendule, in Gestalt eines einfachen Porzellanwürfels, auf dessen drei Seiten Ansichten aus Paris angebracht waren, verrieth ebenfalls keine geschmackvolle Erfindung. Ein Schmuckkästchen, von Huart componirt, enthält fünf kleine Bildchen, die wenigstens höchst elegant in hübsche bronzene Verzierungen eingelassen sind. Sehr gefiel eine große, elförmige Vase, mit Henkeln und Einfassung von vergoldeter Bronze, deren Rändung Hr. Jacobber ebenso kunst- als geschmackvoll mit Frucht- und Blumenstücken bemalt hatte. Die große arabische Vase, in Form und Verzierungen nach einer Vase der Alhambra zu Granada von Dauzats copirt, sprach weniger an. Unter den Tafelservicestücken fiel nichts Sonderliches auf. Auch hier hatte der Ungeschmack bei der Auswahl der Formen einige ganz wunderliche Dinge hervorgebracht; z. B. Suppenschalen in Form ägyptischer Töpfe und Brühegefäße als Gräberlampen aus Herculanum können doch auch dem leidenschaftlichsten Antiquar unmöglich den Appetit vermehren. Die Dejeuner-Service, wie das sogenannte Dejeuner de Fontainebleau, im Geschmack der Renaissance, und das Dejeuner Chenavard, im chinesischen Styl, sind geschmackvoller, graziöser geformt und auch feiner gearbeitet.

Von Glasmalerei, womit sich die Fabrik von Sèvres seit längerer Zeit befaßt, war nichts Erhebliches da. Ein Fenster für die Kapelle von Dreux, worauf der heilige Ludwig am Grabe der Königin Blanche gemalt war; ein anderes mit der Hoffnung, nach der Originalfigur von Ziegler, das Schlußstück zu zwei andern früher ausgestellten Fenstern mit Glaube und Liebe, sowie zwei kleinere Fenster, mit den Figuren der heiligen Victorie und Adelaide von A. Deveria bemalt und für das Schloß von Eu bestimmt, erwecken keine hohe Vorstellung von der Ausbildung der modernen Glasmalerei in Frankreich. Obgleich die Farben hier und da lebhaft sind und die Malerei selbst in Hinsicht auf Zeichnung und Ausdruck in den Köpfen nicht unverdienstlich, so habe ich doch darunter nichts gefunden, was ich mit den neuen Glasmalereien in München vergleichen möchte. Von J. Feuchère sah man verschiedene Fenster für die Kapelle des Schlosses von Compiegne, in Grisaillemanier grau in grau ausgeführt, wodurch sie, da man nun einmal gewohnt ist, darin schöne, glühende Farben zu sehen, zu sehr verloren, so schätzbar sie auch sonst in Hinsicht auf correcten Linienschwung und kräftigen Ausdruck sein mochten. Wer die Wirkung kennt, welche alte gemalte Glasfenster in gothischen Kirchen hervorbringen, und dergleichen in Rouen, Chartres, Rheims, Amiens und in andern Domen, wo sie noch theilweise erhalten sind, gesehen hat, wird den Verfall und die schiefe Richtung dieses Kunstzweigs in Frankreich, wo sonst die Glasmalerei zu der größten Vollkommenheit und höchsten Blüte gediehen war, um so mehr bedauern. Es wird indessen auf den Geschmack und die Stimmung der Menschen ankommen, ob man dergleichen wieder haben will, oder nicht.

Die Manufactur der Gobelins zeigte dem Publicum drei neue seit 1840 gefertigte Tapetengemälde: eine unbedeutende Copie nach einem Bilde Gerard's, die Herzogin von Orleans mit ihrem Sohne, dem Herzog von Chartres vorstellend, und ein paar kleine Thierstücke, nach Oudry's Originalen so vortrefflich ausgeführt und durch die glänzenden Farben der Wolle von so prächtigem Ansehen, daß diese gewebten Copien beinahe die Urgemälde zurückschluzen. Die beiden nach den Zeichnungen von Saint-Ange gefertigten Fußdecken, sowie zwei große Teppiche, der eine für den Concert-, der andere für den Thronsaal in den Tuilerien, machen aber den Weberstühlen dieser berühmten Manufactur keine besondere Ehre; denn in jedem irgend bedeutenden Teppichmagazin findet man hier Fußdecken von brennendern Farben und geschmackvollern Zeichnungen. Desto mehr glänzt ein rothseidener, silbergeblümter Meublesüberzug, der aus der königlichen Manufactur zu Beauvais im Oise-Departement herstammt und nach dem Schloß von Eu für den Salon des Herzogs und der Herzogin von Nemours bestimmt ist. Dieses Stück hat Hr. Couder im koketten Geschmack Ludwig's XV. sehr glücklich componirt und in Hinsicht auf Vollendung, Frische und Genauigkeit können die Gobelins nichts Ausgezeichneteres liefern. Ein anderer Stuhlüberzug mit einer Frucht- und Blumengruppe, aus eben dieser Fabrik, übertrifft an glühender Färbung, schöner Anordnung und vollkommener Ausführung Alles, was ich seither in dieser Art von Weberei gesehen. 44.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Nach dem Book of science von **J. Sporschil** und **R. Hartmann.**

Drei Bände in 14 Lieferungen. Mit 375 Abbildungen. Geh. 6 Thlr.

Die Lieferungen sind auch sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben, als: **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** Zweite Auflage. 12 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** 8 Ngr. — **Pneumatik.** 8 Ngr. — **Akustik.** 8 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. 8 Ngr. — **Optik.** Zweite Auflage 12 Ngr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. 8 Ngr. — **Mineralogie.** 22 Ngr. — **Krystallographie.** 8 Ngr. — **Geologie.** 26 Ngr. — **Versteinerungskunde.** 15 Ngr. — **Chemie.** 22 Ngr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 15 Ngr. — **Meteorologie.** 12 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **Ed. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 228. — 16. August 1842.

Karl von Rotteck.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Blicken wir aber auf die Stellung der beiden Parteien, oder vielmehr der beiden Schulen zu den Rechtszuständen der Gegenwart, so dreht sich das Verhältniß um. Hier sind die Foderungen der Rotteckianer richtig, die der historischen Schule unweise und kurzsichtig. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß die Jetztzeit sich durch ein Streben charakterisirt, früher auf unbewußtem Wege entstandene Rechtszustände nach den Anfoderungen des sittlichen Bedürfnisses der Gegenwart mit Bewußtsein umzugestalten. Die historische Schule hat sich so in die Entstehung früherer Rechtsverhältnisse hineinstudirt, ist dabei durch einige unglückliche Versuche der jüngsten Vergangenheit, das Recht nach allgemeinen, jetzt herrschenden sittlichen Begriffen neu zu schaffen, wie z. B. die französische Revolution uns zeigt, dergestalt in Furcht gesetzt und voreingenommen, daß sie diesen unleugbaren, aus dem tiefsten, innersten Gewissensdrang der Gegenwart stammenden Schöpfungstrieb gänzlich ableugnet und nicht bemerken will. Sowie die sogenannte Vernunftschule an die Vergangenheit immer die Anfoderungen der Gegenwart macht, so legt wiederum die historische Schule an die Gegenwart den gänzlich unpassenden Maßstab früherer Zeiten, sei es nun des Römerthums, oder eines alten oder mittlern Germanenthums. Insoweit also die Anfoderungen der Männer vom Vernunftrechte aus einem tiefen, lebendigen, sittlichen Bedürfnisse stammen und sie nicht etwa, wie viele unter ihnen, blos der Schule nachplappern, sind sie eben die Männer der sittlichen That und wir hakten es unbedingt mit ihnen. Man kann ihnen in Bezug auf ihr praktisches Verhältniß zur Gegenwart, auf ihr Verhältniß zum wahren, wirklichen Leben dabei gern verzeihen, daß sie ein falsches Wort, „Vernunftrecht", als Motiv ihres Strebens und ihrer Anschauung aussprechen. Mag auch die historische Wissenschaft darunter leiden — sie sind sammt und sonders schlechte Historiker —, mag auch eine spätere, vorgeschrittenere Nachwelt jene ihre Überzeugung, wornach sie ihre jetzigen Begriffe für ewige Normen einer ewigen Vernunft ausgeben, als etwas hochmüthig und arrogant belächeln, in Bezug auf die Gegenwart sind sie im Allgemeinen im Besitze der rechten Erkenntniß. Ja, wir können ihnen diese Schulmarotte gönnen, zumal wenn sie daraus besondere Thatkraft und Consequenz zu schöpfen glauben, und wir bedauern nur, daß sie sich selbst und ihren Lehren dadurch schaden. Gewiß hat es stets auf die Kammer einen unangenehmen Eindruck gemacht, wenn Rotteck, nachdem er das Bedürfniß der Deutschen nach Preßfreiheit, nach Abschaffung des Zehnten, nach freien Associationen und politischen Versammlungen u. s. w. mit evidenter Klarheit entwickelt, mit allen aus dem ethischen Bedürfniß der Gegenwart fließenden Gründen auf das überzeugendste unterstützt hatte, — wenn er dann plötzlich als letzten schlagenden Grund, als die höchste Spitze seines rednerischen Gebäudes ausrief: „Meine Herrn, das Vernunftrecht will es so." Mancher soeben Überzeugte, durch die Gewalt der Wahrheit Fortgerissene mag dann wol plötzlich wieder in Zweifel und Mistrauen gerathen sein. Wahrlich, es stände schlimm um die speciellen Anfoderungen dieser liberalen Schulmänner, wenn dieselben je nach der Anerkennung ihres Vernunftrechts stehen oder fallen müßten. Nein, unser Streben nach größerer politischer Freiheit ruht auf festern Säulen als auf solchen gebrechlichen Gerüsten einer müssigen und unpraktischen Schulweisheit. Die Berechtigung dazu ist uns in unser Bewußtsein so tief eingeschrieben, von der geschichtlichen Entwickelung ebenso unauslöschlich in die innerste Seele geprägt, als es nur irgend den Kreuzfahrern von der Zeit eingegeben sein konnte nach dem gelobten Lande zu ziehen, den Minnesängern zu singen, Rafael und Michel Angelo zu malen, Shakspeare zu dichten u. s. w. Sie mußten und wir müssen auch.

Die zweite Abtheilung wendet sich speciell zu Rotteck und nimmt ihn gegen die bis dahin öffentlich erschienenen ungerechten Urtheile in Schutz. Mit diesem Theile der Schrift stimmen wir völlig überein, wenn uns auch manches jener Urtheile der Widerlegung ganz unwerth erscheint. Wir führen nur einige Hauptvorwürfe an. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung" sagt: „Rotteck theilte den Fehler vieler wohlmeinenden Menschen in unsern Tagen, die alles Heil von den Formen erwarten, während uns vor allen Dingen eine sociale Palingenesie nothwendig wäre." Das ist nun so einer von den trivialen Gemeinsprüchen, die jetzt gäng und gäbe sind und die ein gescheiter Mensch nicht gern in den Mund nimmt. Was die Leute unter der socialen Palingenesie sich denken, möchten sie selbst

schwerlich deutlich zu sagen wissen, oder sie müßten wenigstens gleich anfangs darauf stoßen, daß eine sociale Wiedergeburt ohne eine politische nicht denkbar sei. Größere Öffentlichkeit, größere gesellschaftliche Gleichheit der Stände, größerer Gemeinsinn u. s. w., wie sind sie denkbar ohne Preßfreiheit, ohne öffentliches Recht, ohne das Recht, mitzurathen und mitzustimmen in Gemeinde- und Staatsangelegenheiten? Ja, wir haben viele Untugenden, wir sind selbstsüchtig, träge, sklavisch und hochmüthig gesinnt, wir sind feige, versteckt und lügnerisch, und alle diese bösen Eigenschaften machen sich in unsern socialen Verhältnissen, um das beliebte Wort zu gebrauchen, auf die unerquicklichste Weise geltend. Es fehlt uns an einer öffentlichen Moral und daraus stammender öffentlicher Erziehung und Charakterbildung des Einzelnen. Aber der erste Schritt zu diesem Ziele ist die politische Berechtigung zur Öffentlichkeit, und wenn man die dahinschlagenden Gesetze „Formen" nennen will, so mag man es thun. Kein Verständiger erwartet von diesen Formen alles Heil, aber er sieht sie als die erste Grundbedingung, als die conditio sine qua non zum Heile und zur socialen Wiedergeburt, als das dringendste, unabweisbarste moralische Bedürfniß der Gegenwart an, von dessen Befriedigung die sittliche Entwickelung Deutschlands unbedingt abhängig ist. Sowie Wasser und Luft dem physischen Menschen unentbehrlich, so ist freier Austausch der Gedanken und Betheiligung an den öffentlichen Staatsangelegenheiten und am Gemeinwohle erste moralische Lebensbedingung für die jetzige Generation. Luft und Wasser genügen noch nicht allein, es sind noch viele andere Dinge zum Gedeihen nöthig, aber ohne Luft und Wasser hilft uns alles Übrige zu nichts. Ebenso gibt es in der socialen und politischen Welt noch unzählige Güter, nach denen wir zu streben haben, aber ohne die erste Lebensbedingung, angemessene politische Freiheit, werden wir sie nie erreichen.

Einen andern Vorwurf gegen Rotteck spricht die augsburger „Allgemeine Zeitung" aus, wie es scheint, durch den Mund eines Diplomaten nach heutigem Style: „er sei ein Anhänger des französischen Liberalismus gewesen." Auch wieder ein so geistloser Gemeinplatz ohne schärfere Begriffsbegrenzung, bei dem man sich Etwas und auch Nichts denken kann. Scheidler weist diesen Vorwurf mit Entrüstung zurück, aber — ist es denn überhaupt ein Vorwurf? Um darüber entscheiden zu können, muß man erst vorher bestimmen, was man unter „französischem Liberalismus" versteht. Rotteck wollte zuerst, daß die badische Verfassung und einige Hauptpunkte der deutschen Bundesverfassung „eine Wahrheit" würden. Insofern Ludwig Philipp auch die französische Charte zu „einer Wahrheit" machen wollte, stimmen hier ein deutscher und ein französischer Liberaler in dem Streben nach Lebendigmachung des gesetzlichen Buchstabens überein. Das wäre aber kein Vorwurf. Rotteck wollte Preßfreiheit; aber diese ist nicht blos Eigenthum der Franzosen, sondern auch Eigenthum des größern übrigen Theils von Europa. Rotteck hatte thätig zu einer freien Gemeindsordnung und zur Befreiung des Bodens vom Zehnten und andern Grundlasten mitgewirkt. Ersteres liegt nicht im französischen Liberalismus; dieser will Centralisation, Rotteck war der entschiedenste Gegner derselben. Die Befreiung vom Zehnten und von andern Privilegien haben die Franzosen allerdings in jener berühmten Nacht freiwillig geschenkt bekommen. Dieser Zug der französischen Privilegirten ist sehr, sehr ehrenwerth, wenn wir auch zugeben, daß sie nur rücksichtlich ihrer eigenen Person, nicht rücksichtlich ihrer Committenten darüber hätten verfügen können und sollen. Rotteck hatte keine Privilegien aufzugeben, aber er verlangte sie auch nicht umsonst als Geschenk für den Landmann; er stimmte immer für eine billige Entschädigung. Wir mögen nun alle einzelnen politischen Acte und Ansichten Rotteck's durchgehen, so werden wir immer finden, daß er in allgemeiner Vaterlandsliebe, im allgemeinen Rechtssinne und in einzelnen wesentlichen für alle gebildeten und freien Völker der Gegenwart nothwendigen Foderungen mit den bessern französischen Liberalen wie mit den bessern Männern aller civilisirten Länder übereinstimmte, daß er dagegen wieder in sehr vielen andern Beziehungen, wo von Frankreich verschiedene politische Verhältnisse, verschiedener Nationalcharakter, verschiedene andere historische Entwickelung u. s. w. in Betracht kamen, auch gänzlich von den besten französischen Liberalen abwich. Wenn man aber unter „französischem Liberalismus" jenen abenteuerlichen und frivolen Communismus, jene extravaganten Theorien von Lerour, Lamennais u. s. w. versteht, so ist es baare Verleumdung, wenn man Rotteck auch nur die geringste Hinneigung Schuld gibt. Er sympathisirte nicht einmal mit unsern hohlköpfigen deutschen Radicalen, mit jenen Phantasten, die 1831 sich in der „Tribune" und in andern süddeutschen Blättern Luft machten und die das hambacher Fest trunkenen Muths begingen. Rotteck's Anfoderungen waren sehr praktischer, sehr gemäßigter und ausführbarer Natur; sie waren ganz auf unsere Verhältnisse berechnet, freilich nicht auf unsere schlechten aristokratischen Gesinnungen, sondern auf einen edlern, in der Zeit begründeten Gemeingeist und Rechtssinn. Dabei waren sie allerdings durchgreifend und mit dem an manchen Orten herrschenden Unsysteme in Widerspruch. Aber durchgreifend waren die Reformen des Freiherrn von Stein z. B. auch, und wären für die Zukunft wol noch durchgreifender geworden, ohne daß man sie darum des französischen Ursprungs verdächtigt hat. Zuletzt wird es noch Sprachgebrauch bei unsern servilen Schriftstellern, alle guten Eigenschaften, wie Energie, Rechtssinn, Gemeingeist u. s. w. als undeutsch zu bezeichnen und den Franzosen zu vindiciren. Ein Compliment für diese und eine Beleidigung für uns. 12.

Zur Zeitungsstatistik.

In der letzten Versammlung der Statistical society zu Edinburg hielt ein Hr. P. L. Simmonds einen Vortrag über Statistics of newspapers in various countries, der manche interessante Compilation mittheilt. Den Anfang macht London.

Hier erschienen 1696 neun Zeitungen, sämmtlich einmal die Woche; 1709 war die Zahl auf 18 gestiegen, deren eine eine tägliche; 1724 erschienen 3 täglich, 6 wöchentlich, 7 dreimal, 3 Postblätter und die „London Gazette" zweimal die Woche; 1792 bestanden 13 tägliche und 20 halb- und ganzwöchentliche Zeitungen. Im J. 1836, wo der Stempel für jedes Zeitungsblatt noch 4 Pence betrug, beliefen sich die gestempelten Blätter im vereinigten Königreiche auf 35,576,056. Nach der Reduction wurden 1839 58,516,862 gestempelt. Der Absatz war also um 64 Procent gestiegen. Die ältesten noch bestehenden londoner Zeitungen sind: „The English Chronicle, or Whitehall Evening Post", seit 1747; „The St.-James's Chronicle", seit 1761; und „The Morning Chronicle", seit 1769. Die ältesten noch bestehenden englischen Provinzialblätter sind: „The Lincoln Mercury", seit 1695; „The Ipswich Journal", seit 1737; „Bath Journal", seit 1742; „Birmingham Gazette", seit 1741; „Chester Courant", seit 1733; „Derby Mercury", seit 1742. Die älteste noch bestehende Zeitung in Irland ist „The Belfast News-Letter", seit 1737; in Schottland „The Edinburgh Evening Courant", seit 1705. Mit alleiniger Ausnahme von Rutland hat jede englische Grafschaft eine oder mehre eigene Zeitungen. In Wales gibt es sechs Grafschaften, wo keine Zeitung erscheint, nämlich Anglesea, Cardigan, Denbigh, Montgomery, Pembroke und Radnor; in Schottland von den 32 Grafschaften 16, und in Irland von den 32 sieben. Durch ganz England erscheinen tägliche Zeitungen nur in London. Guernsey hat 4, Jersey 9 und die Insel Man 5 Zeitungen, sämmtlich stempelfrei.

Bereits 1605 unter Heinrich IV. erschien in Paris regelmäßig „Le Mercure de France", und zwar bis 1635 im Verlage der Gebrüder Richer. Von ihnen übernahm Dr. Renaudot das Blatt und setzte es bis 1644 fort. Dann verlegten es die Herren Freselier und La Brière bis 1672, wo es den Titel „Le Mercure galant" erhielt, und hierauf 1710 zu „Le Garde-meuble du Parnasse" umgetauft wurde; 1714 nahm es seinen ursprünglichen Namen wieder an, veränderte ihn 1716 in „Le nouveau Mercure" und kehrte 1721 zur frühern Benennung zurück, die ihm auch bis zur Revolution verblieb. Die ganze Sammlung füllt ziemlich 1000 Bände. Im J. 1779 erschienen in Paris 35 Journale und Tagesblätter. Unmittelbar vor der Revolution erschienen 169, von denen 17 politischen, die übrigen belletristischen, wissenschaftlichen und religiösen Inhalts. In den Provinzen erschienen um diese Zeit zwischen 70 und 80. Gegenwärtig hat Paris 27 tägliche Zeitungen, London nur 9. Von jenen werden über 90,000, von diesen ungefähr 45,000 Exemplare verkauft. Die Totalsumme der 1837 in Frankreich erschienenen periodischen Blätter betrug 776. Davon kamen auf Paris 326.

Die erste nordamerikanische Zeitung, datirt von 1704, war „The Boston News-letter". Wie stark der Zeitungsabsatz in Nordamerika jetzt ist, läßt mit Sicherheit sich nicht bestimmen; doch dürfte er kaum weniger als hundert Millionen Blätter betragen (in Großbritanien und Irland belief er sich 1837 blos auf 47,248,000). In Untercanada liefert die englische Presse wöchentlich 29,000, die französische 8000 Blätter. In Obercanada erscheinen wöchentlich 28 Zeitungen, in Neufundland 9, in Bermuda 2 und ebenso viele in den Bahamas. Die erste Zeitung in Nova Scotia wurde 1751 gedruckt — 24 Jahre früher als in Canada. Sie bestand in einem halben Foliobogen und hieß „The Halifax Gazette". Jetzt erscheinen 12 Zeitungen in Halifax und 3 in Landstädten dieser Provinz, 4 im britischen und 2 im französischen Guienne, 2 zu Bahia, 8 in Rio Janeiro und 8 zu Buenos Ayres, von denen eine Wochenzeitung in englischer Sprache. Jamaika hat 9 Zeitungen, Barbados 6. Zwei der letztern sind Organe der farbigen Bevölkerung, die sie begründet hat und fast ausschließend erhält.

Die ältesten deutschen Zeitungen entstanden um das Jahr 1524 in Augsburg und Wien, jedoch ohne Datum, Druckort und Nummer. Das erste numerirte Zeitungsblatt stammt aus 1612. Im J. 1838 erschienen in den österreichischen Staaten 76, theils literarische, theils politische Journale, nämlich 22 in Wien, 25 in Mailand, 10 in der Lombardei, 7 in Venedig, 5 in Verona und 7 in Gallizien und Ungarn. Im Königreiche Hanover gab es 1840 nur 4 politische Blätter. Die Niederlande besaßen 1826 außer einigen französischen Zeitungen 80 in holländischer Sprache. Belgien hatte 1840 deren 75, worunter 55 in französischer und 18 in flämischer Sprache. Im J. 1834 existirten in Preußen 168. Im J. 1825 in der Schweiz 24 Tagesblätter; 9 der letztern wurden von Katholiken, 15 von Protestanten redigirt; 1817 gab es in der ganzen Schweiz 54 Druckereien und 16 periodische Journale; 1834 von jenen 93, von diesen 54.

Die Totalsumme der 1839 in Rußland veröffentlichten Blätter war 154 und die tägliche petersburger Zeitung circulirt in 6000 Abdrücken. Dänemark druckte seine erste Zeitung 1644; jetzt besitzt es ungefähr 54 Tage- und Wochenblätter, von denen die größere Hälfte in Kopenhagen erscheint. Außerdem gibt es noch etwa 30 Monats- und andere Zeitschriften, deren Mehrzahl ebenfalls auf die Hauptstadt kommt. Die in Norwegen censur- und abgabenfreie Presse läßt es dort nicht an Zeitungen fehlen. Christiania allein hat deren 8. In Schweden erschienen 1832 gegen 50 Zeitungen, ein literarisches Journal und mehre Magazine. Finnland hatte 1839 in schwedischer Sprache 9, in finnischer 4 Zeitungen.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts erhielt Spanien seine erste Zeitung. Noch im Jahre 1800 besaß es blos 2 politische Blätter, und bis vor wenigen Jahren begnügten sich 12 Millionen Menschen mit 12 Zeitungen. Portugal hat deren ungefähr 20 und eine auf den Azoren. In ganz Italien bestehen an 200 Journale, deren nur einige über den Anfang des jetzigen Jahrhunderts zurückreichen. Griechenland producirt 9 Zeitungen, 4 in Athen, 1 zu Napoli, 2 in Hydra und 2 zu Missolonghi. Das Regierungsblatt in Korfu ist die einzige Zeitung auf den ionischen Inseln. In Malta gibt es ungefähr ein Dutzend Zeitschriften; die mehresten erscheinen wöchentlich. In Gibraltar kommt täglich ein Regierungsblatt in sehr dürftigem Format heraus. Die zu Konstantinopel im Januar 1841 erschienenen Journale waren der „Tagrim Vakai", eine Regierungszeitung, und der „Djeréddi Havadis", ein in gemeinem Türkisch geschriebener Anzeiger. Im gesammten Afrika gibt es 14 Zeitschriften: 1 in Algier, seit der französischen Besitzergreifung regelmäßig, 2 auf der Westküste in der amerikanischen Colonie Liberia und 11 auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, die größere Hälfte englisch, die kleinere holländisch. Im J. 1838 wurde in Persien ein officielles Blatt eingeführt und zwar in Steindruck. In Kalkutta erscheinen täglich 6, dreimal die Woche 3 und einmal wöchentlich 8 englische, sowie wöchentlich 9 hindostanische Zeitungen. Zu Bombay gibt es 10 englische und 4 hindostanische Blätter, jedes zweimal die Woche. Früher in Kanton, jetzt in Makao erscheinen zwei englische Wochenzeitungen. In Sydney gibt es deren 8, in Melbourne 3, in Geelong 1, in Südaustralien 4, in Swan River 2, in Vandiemensland 13. Seit drei Jahren besitzen die Südseeinseln eine regelmäßige Zeitung. Sie hieß ehmals „The Sandwich Island Gazette", jetzt „The Polynesian" und wird in Honolulu gedruckt. 18.

Bibliographie.

Balzac's sämmtliche Werke. 8ter, 9ter Band. — Mit d. T.: Geschichte der Größe und des Verfalles des Cäsar Birotteau, Parfumeur's, Ritters der Ehrenlegion und Maire-adjunctus des zweiten Arrondissement's der Stadt Paris. Aus dem Französischen übersetzt. 2 Bände. 16. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr.

— — 10ter, 11ter Band. — Mit d. T.: Dom Gigadas. Aus dem Französischen von L. G. Förster. 2 Bände. 16. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr.

Bibliothek der besten und neuesten Schwedischen Romane. 3ter, 4ter Theil. — Auch u. d. T.: Tintomara. Ereignisse kurz vor, bei und nach der Ermordung Gustav des Dritten. Roman von C. J. L. Almquist. Aus dem Schwedischen. 3ter, 4ter Theil. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 15 Ngr.

— — 5ter Theil. — Auch u. d. T.: Gabriele Mimanso, der letzte Mordversuch gegen den König Ludwig Philipp von Frankreich, im Herbste 1840. Roman von C. J. L. Almquist. Aus dem Schwedischen. 1ster Theil. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 7½ Ngr.

Biese, F., Die Philosophie des Aristoteles, in ihrem innern Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauchs, aus dessen Schriften entwickelt. 2ter Band. Die besonderen Wissenschaften. Gr. 8. Berlin, Reimer. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Brisset, Die Templer. Ein historischer Roman. Ins Deutsche übertragen von O. v. Birkeneck. 2 Theile. 8. Leipzig, Beyer. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chowanitz, J., Heinrich von Sternfels. Roman aus unserer Zeit. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 2 Thlr. 20 Ngr.

Christ, A., Über deutsche Nationalgesetzgebung. Ein Beitrag zur Erzielung gemeinsamer für ganz Deutschland gültiger Gesetzbücher, und zur Abschaffung des römischen und des französischen Rechts insbesondere. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 22½ Ngr.

Daumer, G. F., Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer als urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus der Nation, historisch-kritisch nachgewiesen. Gr. 8. Braunschweig, Otto. 2 Thlr.

Diez, C. A., Über die Vorzüge der einsamen Einkerkerung, als Mittel zur Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten. Gr. 8. Karlsruhe, Bielefeld. 12½ Ngr.

Differenz der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 10 Ngr.

Duller, Ed., Neue Beiträge zur Geschichte Philipp's des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, bisher ungedruckte Briefe dieses Fürsten und seiner Zeitgenossen, Karl's V., Ferdinand's I., der Königin Maria von Ungarn u. s. w. In Auftrag des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen gesammelt im königl. belgischen Staatsarchiv zu Brüssel und im großherzoglich hessischen geheimen Staatsarchiv zu Darmstadt. Gr. 8. Darmstadt, Jonghaus. 2 Thlr.

Gelka, M. O., Humoresken und Possen in allerlei Glossen über die Neuzeit. 8. Leipzig, Beyer. 10 Ngr.

Görling, A., Ebbe und Fluth. Bilder. 8. Hanover, Podwitz. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffbauer, J. H., Über den Selbstmord, seine Arten und Ursachen. 8. Lemgo, Meyer. 25 Ngr.

Höfken, G., Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung. Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Colonisationsgesellschaft. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 11¼ Ngr.

Hook's Romane. Aus dem Englischen. 5tes Bändchen. Jack Brag. 5tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Jack Brag. Roman von T. Hook. Aus dem Englischen von A. Kaiser. 5tes Bändchen. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 5 Ngr.

— — 6tes Bändchen. Väter und Söhne. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Väter und Söhne. Aus dem Englischen von G. Fink. 1stes Bändchen. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 5 Ngr.

Sechs Jahre in Griechenland. Ansichten, Bilder und Erlebnisse aus Griechenlands Gegenwart. Mitgetheilt von H. v. P. (einem Nichtbaier). Nebst einem Anhange, eine statistische Übersicht des Königreichs Griechenland und eine Anleitung zum Reisen nach und in Griechenland enthaltend. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 20 Ngr.

Klencke, H., System der organischen Psychologie, als nothwendige Grundwissenschaft zum richtigen Verständniss der leiblich-psychischen Zustände in Seelenkrankheiten, Affekten und Verstimmungen. Entwurf einer wissenschaftlichen Symbolik der Organe, für Psychologen, Physiologen, Ärzte, Naturforscher und Philosophen. Gr. 8. Leipzig, Fest. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kries, K. G., Historische Entwickelung der Steuerverfassung in Schlesien unter Theilnahme der allgemeinen Landtags-Versammlungen. Ein Beitrag zur Geschichte der schlesischen Stände. Lex.-8. Breslau, Aderholz. 1 Thlr.

Lubojatzky, F., Zwei Novellen. Eugen Braun. Veilchen. Gr. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mallet, Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten. Ein Wort über Adolf Stahr's Wort. Gr. 8. Bremen, Kaiser. 7½ Ngr.

Müller, F. H., Die deutschen Stämme und ihre Fürsten oder historische Entwickelung der Territorial-Verhältnisse Deutschlands im Mittelalter. 3ter Theil. Die deutschen Stämme in dem karolingischen Reiche und die Begründung des deutschen Reiches. Gr. 8. Berlin, E. G. Lüderitz. 2 Thlr.

Musculus, C. T., Alphabetisches Namen-Register der in Göthe's Werken, Taschenausgabe 1840, erwähnten Personen, ingleichen einiger Schriften von anonymen Verfassern; nebst einem Verzeichniß der Stellen, an denen Göthe seine eigenen Productionen erwähnt oder bespricht. Gr. 16. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 22½ Ngr.

Neubert, W., Die Modepflanzen unserer Zeit. 2tes Bändchen. Die Rosen. Ihre Beschreibung, Cultur und Vermehrung. Mit besonderer Rücksicht für Privatliebhaber herausgegeben. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 20 Ngr.

Oldenburg, F. A., Des Kaisers Pathe. Novelle aus den fränkischen Revolutionskriegen. 2 Theile. Gr. 8. Lemgo, Meyer. 3 Thlr.

Öttinger, E. M., Narrenalmanach für 1843. 1ster Band. Gr. 16. Leipzig, Reclam jun. 1843. 2 Thlr.

— — Schoberi, Ungarns größter Bandit. Gr. 12. Leipzig, Reclam jun. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pfizer, P. A., Gedanken über Recht, Staat und Kirche. 2 Theile. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bunte Reihe. Eine Sammlung ausgewählter und interessanter Erzählungen, Novellen und Criminalgeschichten. 1stes Bändchen. 8. Leipzig, Binder. 15 Ngr.

Satori, J., Franz Monnier, oder: Die Bewohner des Klosters St.-Johann von Gott in Paris. Eine Erzählung aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Thal, K. v., Der wilde Ezeling, oder: Des Kaisers Statthalter. Historisch-romantische Darstellung aus dem 13. Jahrhundert. Mit 1 Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 26¼ Ngr.

Thalheim, F., Lukas Dorn und Adelheid v. Steinberg, oder: Der Sohn des Lauenburgers. Romantisches Rittergemälde. 8. Nordhausen, Fürst. 22½ Ngr.

Thereſe, Ein Tagebuch. 8. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Trahndorff, K. F. E., Schelling und Hegel oder das System Hegel's als letztes Resultat des Grundirrthums in allem bisherigen Philosophiren erwiesen. 8. Berlin. 5 Ngr.

Bockerodt, Th., China. Mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse der Europäer zu diesem Reiche und auf den jetzigen Krieg mit England nach den neuesten Werken darüber dargestellt. Gr. 16. Leipzig, Dörffling. 22½ Ngr.

Weerth, C., Die Entwickelung der Menschen-Rassen durch die Einwirkungen der Außenwelt. 8. Lemgo, Meyer. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weiße, Ch. H., Das philosophische Problem der Gegenwart. Sendschreiben an J. H. Fichte. Gr. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 229. — 17. August 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Zweiter Artikel. *)

33. Balladen und Romanzen von Johann N. Vogl. Zweite durchgesehene Auflage. Wien, Wallishausser. 1841. Gr. 8. 22½ Ngr.

34. Balladen und Romanzen von Demselben. Ebendaselbst. Neueste Folge. 1841. Gr. 8. 22½ Ngr

35. Neuer Lieder-Frühling von Demselben. Ebendaselbst. 1841. 8. 22½ Ngr.

Vorläufig bemerken wir, daß wir bei Anzeige dieser drei Schriften uns der Mühe überheben können, etwas über die poetische Eigenthümlichkeit und die Begabtheit ihres jetzt rühmlichst bekannten Verf. zu sagen, indem in diesen Blättern schon ziemlich oft von ihm die Rede gewesen ist. Man sehe Nr. 131 f. 1836, wo wir zugleich versuchten, sein Bild als Dichter zu skizziren und die erste Auflage der hier zunächst genannten „Balladen und Romanzen" besprachen; ferner Nr. 178 f. 1837, wo wir ihn an der Spitze einer südostdeutschen Schöngeistergesellschaft antrafen, und Nr. 181 desselben Jahrgangs, wo wir über seine „Lyrischen Blätter" berichteten. Wir wenden daher unsern Blick auf die neueste Folge seiner „Balladen und Romanzen". Was die Form anbelangt, so läßt sie nichts zu wünschen übrig, ja wir kennen kaum einen jetzt schreibenden Romanzendichter, der dirselbe der künstlerischen Vollendung so nahe geführt hätte, als eben Hr. Vogl. Anders verhält es sich mit den hier bearbeiteten Stoffen. Da der Romanzen- und Balladendichter unmöglich Alles erfinden kann, so muß er nach Quellen spüren; nun ist zwar Hr. Vogl in der Entdeckung derselben bisher ziemlich glücklich gewesen; aber sie werden doch am Ende erschöpft, und wir wundern uns deshalb gar nicht, hier Manches unter dem Namen Romanze zu finden, was nur ein historisches Anekdoton, eine anziehende Mähr, ja ein hübscher Schwank ist. Bloße Zustände, Verhältnisse und Situationen geben noch keinen echten Balladenstoff; denn das epische Interesse liegt in der Begebenheit und Handlung. So verkauft uns der Dichter das Anekdoton „Der Schützling" (S. 8), wo sich ein geängstetes Reh bei einer Jagd in Östreich zum russischen Alexander rettet, der es nicht blos schützt, sondern es auch mit einem Orden schmückt, für eine Romanze. Ebenso wenig und noch weniger ist hinter der Geschichte, wo ein Schneider mit seiner Geiß das wüste Schloß Krämpelstein (S. 17) bezieht, der, nachdem das Thier abgestanden, dasselbe vom Felsen schleudert und mit in den Abgrund gezogen wird. „Der Friedhofsgang" (S. 20) ist schön, aber doch nichts als das tiefgefühlte Wort eines wackern Sohns. „Der tolle Grenadier" (S. 33) erzählt eine rührende psychologische Merkwürdigkeit, ist aber keine Ballade. „Der erste Ausgang" (S. 36) ist ein Charakterzug aus dem Leben eines edeln Mannes, und das Anekdoton, welches unter der Überschrift „Der Kaiser schläft" (S. 48) von Napoleon erzählt wird, gibt ebenso wenig tauglichen Romanzenstoff. Das würde noch fühlbarer werden, malte der Verf. nicht so trefflich, bildete er nicht so plastisch, objectwirkte er nicht so meisterhaft. Des Gelungenen und Trefflichen ist dagegen eine bedeutendere Zahl. So erweckt in „Des Todtengräbers Kind" (S. 10) das ahnende Geräusch und Umstürzen des Grabscheits in der einsamen Stube des schweigerischen Todtengräbers, wodurch dessen Tochter erschreckt wird, ein gar unheimliches Gefühl. Die „Legende von der Pförtnerin" (S. 28) ist ein Muster in Form und Darstellung, wenn auch nur Legende. „Die erste Orgel zu Turin" (S. 55), „Des Raben Mahlzeit" (S. 66), „Das todte Kind" (S. 75), ein sehr bekannter Stoff, „Die Türkenflaschen zu Großwardein" (S. 95), „Die drei Freier" (S. 114), „Eine Soiree-Scene" (S. 151), „Die vierte Stimme" (S. 120), „Der Besuch" (S. 162), „Der Wildschütz und sein Geselle" (S. 174) werden und können des beabsichtigten Eindrucks nicht verfehlen. Letztgenanntes beginnt:

Hin schleichet der Wildschütz durch Wald und Moor,
Den Hut im Aug', in der Hand das Rohr,
Es treibt ihn die Noth zur nächt'gen Jagd,
Ein Wild muß er haben, bevor es tagt.

Da tritt ein anderer Wildschütz zu ihm, der dieselbe Absicht hat, und beide ziehen stumm durch die grausige Nacht, bis sie nach langem Suchen eine Gemse aufjagen. Indem sie ihr hitzig nachsetzen, erscheint ein Jäger, der ihnen zuruft:

„Zurück, sonst gilt's euer wärmstes Blut; —"
„Zurück du selber, ich gab mir das Wort,
Ein Wild muß ich haben, und sei's durch Mord!"

Da knallen die Büchsen — die eine traf;
Hinsinket der Wildschütz zu ew'gem Schlaf,
Es stürzt aus der Brust ihm ein warmer Quell,
„O rette, o räche du mich, Gesell!"

Doch wie er zu diesem erhebt den Blick,
Da sinkt er mit Todesentsetzen zurück,
Denn über ihm klichert ein fleischlos Gebein
Aus grinzendem Schädel: „Das Wild ist mein!"

Die gut gezeichnete und gestochene Titelvignette bezieht sich auf „Kosackenhochzeit" (S. 72). Während der lieblichen Maruſſa Hochzeit in dem einsamen Haidehause ihres Vaters gar lustig gefeiert wird, erschallt vor der Thür der Huftritt der Pferde eines Pulks. Maruſſa und Ostop, der Bräutigam, eilen hinaus, Führer und Leute zum Schmause einzuladen. Der Führer dankt, begehrt einen Trunk und sagt, ungeduldig harre ihrer der Hettman am Memelstrande. Er eilt von hinnen.

Und hinein in die Stube wieder drängt die Braut der bunte Schwall,
Um aufs neue sich zu erfreuen dort bei Meth und Cymbelschall.
Ostop nur steht bleich und zögernd, fast als wie zu Stein erstarrt,
Und zwei schwere Tropfen rollen ihm herab zum strupp'gen Bart.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 176—178 d. Bl. D. Red.

Da vermißt Maruſſa nach einiger Zeit den Bräutigam und mit grauſer Ahnung ſtürzt ſie zur Thür hinaus.

Sieh, am fernſten Rand der Haide ſtreift juſt noch der Pulk dahin,
Und ein Schimmel und ein Kolpak, roth von Farbe, mitten darin.
„Oſtop!“ kreiſcht da noch Maruſſa, ſtatt am Thorweg dann zum Erd',
Denn erkannt hat ſie den Flücht'gen an dem Kolpak und dem Pferd.

Lärmend nahn ſich jetzt die Gäſte, doch kein Mund fragt, was geſchehn,
Als die Braut mit Kranz und Schürze hingeſtreckt im Staub ſie ſehn.
Leiſe ſchluchzend ſteht im Kreiſe Alt und Jung um ſie herum,
Tanz und Hufſchlag ſind verklungen und im Haus iſt's grabesſtumm.

Die erläuternden Anmerkungen am Schluß werden vielen Leſern willkommen ſein.

Nur Einiges über den „Neuen Liederfrühling“, vielleicht mit Hindeutung auf die früher erſchienenen lyriſchen Blätter alſo betitelt.

Wirbeln ſo vom Himmel nieder
Flocken ſonder Raſt und Ruh,
Flattern hundert kleine Lieder
Stets mir auch mit ihnen zu.

Lieder zwar, die, gleich den Flocken,
Schnell entſtanden, ſchnell dahin;
Doch die Erde nimmt die Flocken,
Nehmt auch ihr die Lieder hin.

So ſingt anſpruchlos und faſt reſignirend der Dichter (S. 122) und man ſieht es ſeinen kleinen Liedern an, daß ſie ihm mühelos zugefallen ſind und von ihm mit leichter, ſorgloſer Hand ins Publicum geſtreut werden, ja manche Nachläſſigkeiten in den Reimen und noch merkbarer in der Interpunction laſſen vermuthen, daß er dieſe lyriſchen Hauche minder väterlich gepflegt habe als die Romanzen und Balladen; dennoch nehmen wir ſie gern hin, beſonders, da ſie nur die Leichtigkeit und zarte Geſtaltung und nicht die Kälte der winterlichen Flocken haben, ſondern ſich uns recht warm und vertraulich ans Herz ſchmiegen. Denn wenn auch unter den Blumenliedern und Wolkenbildern manche gar zu ſehr tändeln, ſo entſchädigen ſie uns doch durch die ſentimentale Reflexion, in die ſie der Mehrzahl nach wie in eine Spitze auslaufen. Erzählen ferner die Blätter aus der Reiſetaſche oft von ganz andern Dingen, als eben von Reiſen, ſo haben wir ſie doch nicht überſchlagen, und wir wurden dafür durch folgendes „Lied auf Reiſen“ (S. 67) belohnt:

Dem Dichter iſt ein Lied geglückt,
Das hat er in die Welt geſchickt,
Das Lied, das Lied muß wandern gehn,
Muß ſelbſt nach einer Heimat gehn.

Schon fliegt es aus des Vaters Haus
In Gottes freie Welt hinaus,
Da ſtößt's auf einen Bauersmann,
„Sag', nimmſt du wol das Liedchen an?“

Der Bauer aber lächelnd ſpricht:
„Was ſollte mir wol ein Gedicht?
Es iſt ja doch nur Lug und Trug,
Mein einz'ger Ruhm iſt: Pflug und Krug.“

Drauf wieder fliegt das Liedlein fort,
Auf einen Kaufherrn ſtößt es dort,
„Ein kluger Mann zu Land und Meer,
Der läßt mich fort wol nimmermehr.“

Der Kaufherr aber lächelnd ſpricht:
„Trägt wol Procente ein Gedicht?
Ein Wechſel nur iſt das Papier,
Das ich ad notam eſtimir.“

Das Gedicht kommt zur Jungfrau:

Die Schöne aber lächelnd ſpricht:
„Nur karg erfreut mich ein Gedicht,
Viel lieber iſt mir ein Gewand
Von fränk'ſchem Stoff, als ſolch ein Land.“

Der wackere blanke Reitersmann erwidert:

„Such' nur allein nach Ruhm und Ehr',
Nach keinem Lied' trag' ich Begehr!“

Der von ihm um Aufnahme angeſprochene Gelehrte ſagt:

„Ein ernſtes Forſchen iſt mein Ziel,
Doch nicht ſo eitles Kinderſpiel!“

Und wieder, ach, mit Thränen flieht
Dahin, dahin das arme Lied,
Da ſtößt's auf einen Dichter. — „Ach,
Wol harrt auch da nur neue Schmach!“

Der aber ruft voll Freuden aus:
„O ſei gegrüßt in meinem Haus,
Du Lied vom Paradies geſchickt,
Das lebt, erhebet und entzückt.“

So ſind noch manche kleine Lieder hier vom Paradies geſchickt, z. B. „Unter Blumen“ (S. 5), „Abendgang“ (S. 10), „Heimlicher Abſchied“ (S. 46), „Was wilſt du mehr?“ (S. 48), „Verſöhnung“ (S. 49), „Enttäuſchung“ (S. 118), „Letzte Treue“ (S. 141) und „Nimm's, wie es iſt“ (S. 18):

Nimm du die Liebe, wie ſie iſt,
Und fodre nicht von ihr zu viel,
Ein Blümchen iſt ſie, das entſprießt
Auf nacktem Fels, der Stürme Spiel.

Nimm du die Freundſchaft, wie ſie iſt,
Und fodre nicht von ihr zu viel,
Ein Vöglein iſt's, das kurze Friſt
Auf einem Zweig nur bleiben will.

Nimm du das Leben, wie es iſt,
Und fodre nicht von ihm zu viel,
Ein Bächlein iſt's, das helle fließt,
Doch grau und trüb' nur kommt ans Ziel.

Geht man mit nicht zu großen Anſprüchen an die Lecture des Buchs, ſo wird man bei mehr als einem Liede verweilen und manches wol zweimal leſen.

36. Balladen. Von Rudolf Hirſch. Leipzig, Böſenberg. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

37. Buch der Sonette. Von Demſelben. Ebendaſelbſt. 1841. 8. 25 Ngr.

Herr Vogl hat an dieſem mit friſcher Kraft auftretenden Balladenſänger einen ebenbürtigen Mitkämpfer um den epiſchen und lyriſchen Lorber, und wir möchten faſt, nachdem wir Epiſches und Lyriſches geleſen, auch wol andere Stimmen über ihn vernommen haben, vermuthen, er werde ſich zu einer literariſch-artiſtiſchen Notabilität emporarbeiten. So viel wir über ſeine ſonſtigen Verhältniſſe und Talente hier und da geleſen haben, hat er ſich aus der Hauptſtadt des deutſchen Südoſten nach Leipzig, der Centralſtadt des europäiſch-literariſchen Verkehrs, vor kurzem übergeſiedelt, und nachdem er durch ſein „Frühlingsalbum“, einige Novellen und oben genannte Werke ſeine Befähigung documentirt hat, die Redaction des „Kometen“ übernommen. Gewogene Götter haben die Fülle ſchöner Gaben vielſeitig über ihn ergoſſen. Gegen zwanzig Liedercompoſitionen (ſo leſen wir) ſind von ihm in verſchiedenen Muſikalienhandlungen erſchienen, und er ſcheint das dem Dichtertalent nah verwandte eines Tonſetzers aus ſeiner Heimat nach Deutſchlands Norden übergebracht zu haben. Doch noch mehr; ein moderner Troubadour ſoll er ſogar die von ihm gedichteten und in Muſik geſetzten Lieder mit angenehmer Baritonſtimme zur Befriedigung

seiner Hörer vortragen. Hier beschränken wir uns natürlich darauf, sein Bild nach Maßgabe der vorliegenden epischen und lyrischen Dichtungen zu skizziren. Er sieht mit scharf durchdringendem Blick ins bürgerliche und geistige Leben, und ohne sich eben dem Humor zuzuwenden, sucht er mit ruhigem Ernst unsere Zeit von den sie entstellenden Makeln zu reinigen. Ebenso glücklich schaut er die Natur an und fast jegliche ihrer Gestaltungen und Bildungen verwandelt sich in seiner Seele in ein gefälliges Bild, das er mit leichten Umrissen auf das Papier wirft. Er hält sich fern von moderner Zerrissenheit, hyperbolischen Ergüssen oder Nachahmung frazenhafter pastischer Gebilde, und weiß die Flamme der Begeisterung, wenn sie zu hoch emporlodern will, mit nüchterner Besonnenheit zu dämpfen. Daher bringt er das Blut des Lesers nie in stürmische Wallung, aber er weiß durch den Verstand den Weg zum Herzen zu finden, das er mit einer wohlthuenden Wärme füllt, die er auch zu erhalten weiß, und es scheint fast, er sei, gleich Plato, aus den Hallen der Weisheit in das Tempetrund der neun pierischen Schwestern getreten. Nehmen wir Festigkeit in Grundsätzen, Pietät und Integrität der Gesinnung für Religion, so fehlt ihm auch diese nicht; von christlichem Gefühl ist indessen keine Spur vorhanden und das heilige Land ist ihm terra incognita. Was die Form in seinen Poesien anbelangt, so führt ihn stets ein glücklicher Takt zur Wahl der rechten, indem er sie stets den verschiedenen Materien anpaßt. Sie muß, wie er selbst (S. 18) in den Sonetten sagt, dem freien Geiste dienstbar sein, und er hofft, dem Geiste stets das rechte Kleid angepaßt zu haben. Hinsichtlich des Reims, sagt er (S. 11), er habe sich um eines glatten reinen Reims willen noch nie den Kopf zerbrochen, und fügt hinzu:

Sie müssen leicht aus meiner Feder quillen;
Die Form soll nicht mein Inn'res unterjochen.

Wie Manchen seh' ich quirlen, sieden, kochen,
Verschwören keuchend alle Reimsphillen,
Um nur den Durst nach Reim und Klang zu stillen,
Der d'rüber noch zuletzt den Geist erstochen!

Ich sag' euch selbst, was mögt ihr lieber wählen?
Gar schön geformte Körper ohne Seelen?
Wir? oder Seelen mit der Erbe Makel?

An der Vollendung Küste willst du landen,
Und hängst so bleiern doch an Erdenbanden!?
Den Geist vorerst, dann pfleg' sein Tabernakel!

Übrigens ergibt sich aus vielen Stellen in den Romanzen und Sonetten, daß er in der Kunst zu reimen bei Freiligrath mit in die Schule gegangen sein mag, und das wollen wir ihm nicht zum Vorwurf machen. Von der Vorrede zu den Balladen:

Nun ich Euch zu Gaste lade,
Seht den Bau auf meinem Pfade;
Grundstein war ihm die Ballade.

Was an seinem Mauerkranze
Grün erheitern soll das Ganze,
Ist als Epheu die Romanze.

Innen, an die Stubenwände
Fügten Bilder meine Hände:
Gottesträume, die Legende.

Und aus längstverklungnem Tage,
Der Geschichte Nebelhage,
Ziehet drüber hin die Sage —

schrieb ein Freund dem Ref., sie sei äußerst gut gedacht; wenn wir aber dies auch zugeben, so ergibt sich doch aus dem Buche, daß der Verf. über die Begriffe Ballade, Romanze, Legende und Sage mit sich nicht ins Klare gekommen ist. Er unterscheidet die Romanze von der Ballade nicht, wirft das lyrische Element mit vornehmer Misachtung ins Epische, und man kann dreist behaupten, daß nur die Hälfte dieser Gedichte Balladen zu nennen sind, weshalb der Verf. für einen andern passendern Titel des Buchs hätte sorgen sollen. Warum nannte er es z. B. nicht: Episches? Wir werden selten belehrt, woher er den Stoff genommen und ob er ihn selbst erfunden oder nicht. Vieles aber müssen wir dem Erfindungstalent des Verf. zuschreiben. Ist „Der Organist von Köln" (S. 53) von seiner Erfindung, so gibt er da den Beweis, wie heimisch er im Gebiet der productiven Phantasie ist und wie anmuthig er sich darin bewegt. Den Meister Uhland, dessen Meisterschaft es ist, aus Etwas erst Etwas zu machen, erreicht er freilich nicht. Echt poetisch ist „Das Wettengericht" (S. 207). Manche Stoffe sind von Andern besser behandelt, z. B. „Der fromme Bischof" (S. 58) und „Ludwig von Thüringen" (S. 98). Erstgenanntes ist überdies ein Anekdoton. Ebenso ist der „Kellerhans" ein höchst ergötzlicher Schwank und ein Muster in der Darstellung, gehört aber ebenso wenig in eine Balladensammlung, wie der „Frühlingsmorgen" (S. 81) mit den kurzen Reimzeilen und Verskünsteleien. „Der seltsame Fährmann", ein Fragment, eine Faust-Scene, mit feurigem Pinsel gemalt; gern theilten wir die Beschreibung des Seesturms mit. „Mohr und Aar" (S. 76), eine echt tragische Situation von trefflicher Erfindung. „Ein Vergißmeinnicht" (S. 91) ist keine Ballade, sondern Genrebild, fleißig gearbeitet. Es ist von einem Mönch die Rede,

Dem ins Ohr einst klang die Minne,
Soll es leihen tausend Sünden,
Die, wie Schmutz aus fremder Rinne,
Hier in Eine Gosse münden.

In „Der Rabe von Culmsee" (S. 109) werden Preußens deutsche Ritter zu Tempelherren gemacht. „Fürstenliebe", ein schönes, aber düster gehaltenes Bild. In „Maria" (S. 114) überwiegt das Lyrische völlig. Es ist ein Fragment aus einem größern lyrisch-epischen Poem: „Die Nonne von * * *"; leider finden sich S. 148 einige — Abgeschmacktheiten. Einiger Wunderlichkeiten in Reim und Ausdruck gedenken wir nicht. Die Sonette haben uns im Ganzen weniger zugesagt. Vielen fehlt die Pointe, andern die Euphonie, noch andern die Feile; unverzeihlich aber ist die Nachlässigkeit in dem vierten Verse der ersten Quadernarie des Sonetts: „Im Ballsale" (S. 46).

Sie hüpfen trunken vor Terpsichorens Throne!!

Die Motti und Einleitungen vor den einzelnen Abtheilungen sind mitunter pretentiös. Auffallend schwach ist „Drohung" (S. 39) und abgeschmackter Spaß „Ein qui pro quo" (S. 68). Völlig verunglückt und am unrechten Platze ist das scherzhafte Intermezzo, ein Sonettencyklus, dem das apologetische Wort vorangeht:

Ein Scherz, in Tagen leider schon verklungen,
Im ersten Drang des Dichterbluts gesungen,
Ein Schwank wird Euch geboten im Sonette.
„In dieser Form?" — je nun, es galt 'ne Wette,
Daß ich bei trautem Freund' einst sie gewonnen,
Klang mir als eitel Lob nicht in die Ohren:
Erst dann schien mir der Schwank gut ausgesponnen,
Wenn ich die Wette nicht bei Euch verloren!

Bei uns hat sie der Sänger verloren, und wir fürchten fast, bei dem Theile des Publicums ebenfalls, der den Geist des Sonetts und seine Geschichte kennt; unmöglich ist ein in eine Kellnerin verliebter Kaufmannsdiener, der Prügel bekommt, ein würdiger Stoff für den Sonettisten. Gelungener sind die, wo er die Geißel schwingt, namentlich in der ersten Abtheilung, z. B. „Moderne Tendenzen" (S. 10) und „Tragikomische Recensenten" (S. 20. Ein „Trauriges Dichten", welches (S. 6) also beschrieben wird:

Wer seine Lieder schreibt im dumpfen Zimmer,
Der zieht im Treibhaus auf des Geistes Pflanzen;
Nichts taugt, sich lange brütend zu verschanzen,
Um sich herum viel tausend Büchertrümmer;

Absorgen sich ein Licht von fremdem Schimmer,
Und Stücke schneiden sich aus fremden Ganzen,
Und flicken also ängstlich zu Popanzen,
Statt Gold nur glitzernd falschen Blätterflimmer?

Das ist ein Werk für zahme Käfermilben,
Zusammenklauben keimend Wort und Sylben,
In sich verschrumpfen muß solch' Kram, vergilben.

Das ist dem Dichter schlimm vor allen Übeln,
Will er im Zimmer heim die Zeit verstäbeln,
Und schwitzend nach Gedankenblitzen grübeln —

ist sein poetisches Streben weder in den Balladen noch in den Sonetten zu nennen, und wenn wir hier und da Ausstellungen machten, so möge uns das Interesse, welches wir an beiden Sammlungen nahmen, entschuldigen.

38. Sachsens große Erinnerungen. Ein Kreis von Gedichten von Bruno Lindner. Leipzig, Reclam. 1841. 8. 1 Thlr.

Die Vorrede, in deren Prosa in der That mehr Begeisterung und frisches Leben weht als in den nachfolgenden Poesien, sagt uns, man solle diese Lieder als einen Beitrag zur Belebung des alten Volksgefühls betrachten, und der Verf. sei überzeugt, daß ihnen dieser Zweck bei manchem Edeln, wenn er selbst mit ihrer Form sich nicht befreunden könne, freundliche Aufnahme verschaffen werde. Auch sollen sie eine Aufforderung an größere Dichter des Vaterlands sein, ihre Aufmerksamkeit der Geschichte des sächsischen Volks zuzuwenden. Wer könnte solche Zwecke tadeln; auch entspricht die gebotene Sammlung denselben vollkommen. In kurzen, jambischen, wenn auch etwas zu gleichförmigen Verszeilen sind die wichtigsten Scenen und Ereignisse aus der sächsischen Geschichte von Karl dem Großen an bis auf Kurfürst Moritz dargestellt; ein Anhang geht noch weiter bis zur Gegenwart, indem er mit einer Erinnerung an den frommen, weiland satirischen Johannes von der Ostsee schließt. Die angehängten geschichtlichen Erklärungen und urkundlichen Belege werden den Lesern des Buchs, zu denen Individuen aus dem Bürgerstande und junge Leute aus den Schulen gezählt werden müssen, höchst willkommen sein. Heinrich der Finkler, in vier Nummern, ist recht brav dargestellt; Besseres bieten indessen die sechs Romanzen aus Heinrich's des Löwen thatenreichem und bewegtem Leben. Die Erinnerungen an die Gründer und Gründung der Wartburg, an Friedrich mit der gebissenen Wange, an Friedrich den Großmüthigen, an Luther und seine Mitkämpfer für das Reich des Lichts (wiewol Luther's nach Verhältniß zu wenig gedacht wird) geben den Beweis, daß das blühende Sachsen, fast der Mittelpunkt Germaniens, der Schauplatz anziehender Begebenheiten, die Wiege der Reformation, und das Centrum deutscher Volksbildung bis heute, es wohl verdient, in einem Cyklus patriotischer Lieder besungen zu werden. In den Versen athmet jene populaire Klarheit, die für den Kreis von Lesern, die der Verf. im Auge hatte, berechnet ist; und wenn hin und wieder prosaische Gedanken und matte Passus vorkommen, oder auch wol der Glanz einer blühenden Phantasie vermißt wird, so kann das bei des Verf. Tendenz kein erheblicher Tadel sein; überdies sagt er bescheiden von sich selbst in der Widmung:

Ich bin kein großer Dichter,
Den Ruhm begehr' ich nicht;
Ein kleiner nur und schlichter,
Der zu dem Herzen spricht.

Das Letztere thut er denn auch, und zwar zur Ehre seines Heimatlandes und zum Ruhm seines Volks, mehr angeregt durch den Drang einer wackern Gesinnung als durch den Stachel des Genius.

39. Ein Märchen. Gedicht von R. E. Prutz. Leipzig, Otto Wigand. 1841. Gr. 8. 15 Ngr.

Herr Prutz hat beim Ausbruch der deutschen Rheinliedsmanie auch ein Lied an den Rhein gedichtet, welches in die, in diesem Berichte bereits besprochenen „Lieder der Zeit" aufgenommen und hinsichtlich seiner Kraft und seines Feuers weit über das Becker'sche zu setzen ist. Vorliegendes „Märchen" ist auch politischer Natur, ein Kind der Zeit, für die Zeit bekleidet, leicht und anmuthig versificirt, spannend durch sein sphinxartiges Auftreten und seine räthselhaften Geberdungen. Denn wer die schöne Prinzessin sei, die den gegen Pygmäen kämpfenden Giganten erregt, nachher von Potichinell und ihrem königlichen Vater nach Hause gelockt, um ihr Heldenschwert betrogen, krank und durch Anlegung eines Maulkorbs stumm gemacht wird? — wer der Jüngling sei, der ihren Heldenmuth gesehen und bewundert, in Liebe zu ihr entbrennt, ihr folgt, sich mit ihr verbindet, um an ihrer Seite die Welt zu durchpilgern? — wir wissen es nicht zu deuten. Doch der Schlüssel zur Deutung hängt ja an jedem Zaune für den Leser. Wer Augen hat zu sehen der sehe selbst, wer Ohren hat zu hören der höre, wer ein Herz hat zu fühlen der empfinde, wer Verstand hat nachzudenken der versuche selbst die Lösung eines Räthsels, das hier in 130 achtzeiligen, wohlklingenden Stanzen unter der Bezeichnung „Märchen" geboten wird, aber richtiger Allegorie hätte benannt werden sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Hr. v. Genoude, der vom Tode seiner Gattin innigst bewegt, den Priesterstand ergriff (cf. Lamartine's schönes Gedicht „A Mons. de Genoude"), jetzt aber, nachdem die Wunde mehr vernarbt ist, vom Heiligthum des Glaubens immer mehr wieder in das lärmende Gebiet der Politik hinüberschweift, hat in kurzer Zeit eine Thätigkeit entwickelt, die in Erstaunen setzt. Nicht genug, daß er predigt, die Spalten eines legitimistischen Blattes mit demokratischem Anfluge („Gazette de France") fast ganz allein füllt, obendrein seine Deputirtenwahl mit großem Eifer betrieb, läßt er noch eine Menge von Werken oder Broschüren erscheinen, die wir hier nicht alle aufzählen können. Von nicht geringem Werthe ist seine „Bibliothèque chrétienne du 19ième siècle à l'usage du clergé et des gens du monde". Zwar hat er nicht alle Theile dieses Unternehmens, das auf eine große Bändezahl berechnet ist, selbst verfaßt, aber er hat doch allen Abtheilungen desselben seinen Geist aufzudrücken gewußt, sodaß es recht eigentlich sein Werk zu nennen ist. Einen wesentlichen Theil bilden indessen solche Werke, die schon längst für classisch gelten. So wird uns eine Auswahl der besten Oraisons funèbres und der gelungensten Predigten gegeben. Der größte Theil von Bossuet's Schriften ist wieder abgedruckt und auch Massillon, Fénélon u. A. haben tüchtig beigesteuert. Was in dieser Sammlung von Genoude selbst herrührt, ist meistens sehr empfehlenswerth. Außerdem hat er noch zwei deutsche Werke übersetzen lassen, die beide in Frankreich bereits ein nicht unbedeutendes Ansehen genießen. Wir meinen die „Histoire du pape Grégoire VII." von Voigt (übersetzt vom Abbé Jäger), von der schon eine andere Bearbeitung existirt, und „Histoire de St.-Bernard et de son siècle" von Neander (übersetzt von Th. Vial). Von Dem, was sich unter der Presse befindet, erwähnen wir „Vie de Jésus-Christ" von Stolberg. Bei Erwähnung dieser Sammlung fällt uns ein, daß ein verwandtes Unternehmen wol verdient mit einem Worte berührt zu werden. Es ist dies die Herausgabe der „Chefs-d'oeuvre des pères de l'église, traductions nouvelles", die vom Marquis Fortia d'Urban, M. A. Desprez, l'Abbé Paul Labesse u. m. A. unternommen ist. Diese Übersetzungen, meistens ganz neu, zuweilen nach den besten vorhandenen überarbeitet, sind größtentheils ganz vortrefflich und verdienen selbst in Deutschland Denen empfohlen zu werden, denen der Text zu viel Schwierigkeiten macht und die sich doch von den hölzernen Übertragungen, die von den deutschen Theologen angefertigt sind, abschrecken lassen. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 230. — 18. August 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

40. Licht- und Schattenbilder. Von Wilhelm Wagner. Darmstadt, Jonghaus. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

Eine Sammlung prosaischer Aufsätze, die mit Versen wechseln, vom Verf. selbst bezeichnet als Bilder des Lebens, Blätter aus einem Stillleben; Blumen, gesammelt auf ländlicher Flur, Blüten der Verehrung und Huldigung, dargebracht dem Wahren, Schönen und Guten. Eine gewisse Gemüthlichkeit ist dem Ganzen nicht abzusprechen, und die wackere Gesinnung, welche die Schattenbilder unsers jetzigen socialen und sittlichen Lebens mit der Fackel der Wahrheit zu erhellen strebt, verdient Anerkennung. Suchst du, lieber Leser, freilich in diesem Büchlein etwas mehr als leichte Unterhaltung, mehr als eine Anregung zu gefälligem Gedankenspiel, etwa neue, großartige, tiefe Ideen, glänzende Bilder, Gedankenblitze, die in deiner Geist- und Gemüthswelt zünden, dann täuschest du dich. Es ist etwas aus dem Leben für das Leben. Zu den bessern Poesien — denn mit ihnen haben wir es hier vorzugsweise zu thun — gehört „Das Posthorn" (S. 24), „Mondschein" (S. 36), „Hoffen und Fürchten" (S. 80), „Das Carneval des Lebens" (S. 136) und besonders „Der Dorfpfarrer" (S. 157).

41. Dichtungen epischer, episch-lyrischer und elegischer Gattung von Creutzwieser. Königsberg, Theile. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Hier gibt's eine Poesie für das Haus und den Paradeplatz, mundrecht für einen Weinstuben-Stammgast und für den sentimentalen Ladendiener, der, nachdem er am Abend Wagschale und Elle niedergelegt, sich aus der Hippokrene berauscht. Willst du, lieber Leser, erfahren, was der Verf. singt, so belehrt dich des Titelblattes Motto: König und Vaterland, Liebe und Wein. Willst du wissen, wie er singt, so gibt des Titelblatts Rückseite dir Auskunft: Ich singe, wie der Vogel singt (Goethe). Wärst du neugierig, wer dieses Kindleins Pathe sei? Lies das Vorwort, die „Taufe" betitelt, wo dir in fünffüßigen, gereimten Jamben erzählt wird, der Verf. habe den König angefleht, des Kindes Pathe zu werden, und die Bitte sei ihm gewährt und erfüllt. Zu dieser vielleicht schon genügenden Charakteristik fügen wir nur noch hinzu: Das Epische ist gewaltig gedehnt und das Lyrische ausnehmend sentimental. Karl V. und der Meistersänger macht 27 Blattseiten voll, aber sie könnten auf sieben reducirt werden. „Ersatz" (S. 114) beginnt höchst elegisch:

Entschwunden sind die schönen Tage,
Höchstre Wonne Seligkeit (gut gesagt!)
Sie entflohn, mir blieb die Klage
Meines Glücks Vergänglichkeit.

Und — was ersetzt nun dem schlauen Sänger den schmerzlichen Verlust? Hört's.

Eines nur ist mir geblieben,
Und dies Eine halt' ich treu,
Geb' es nicht für Ruhm und Liebe
Falscher Ehrsucht Träumerei.

Und dies Eine ist der Becher,
Stets gefüllt mit Rebensaft,
Der, Ersatz dem trunknen Zecher,
Eine Traumwelt mir erschafft.

Wie sehr überhaupt den lebenslustigen Sänger der Wein und Alles, was darauf Bezug hat, interessirt, theilt er gefällig dem Leser in einer Note zu einem Impromptu: „Die Weinprobe", folgender Weise mit: „Verf. befand sich am ersten Weihnachtsfeiertage (Schade, daß die Jahrzahl fehlt) in einer fröhlichen Gesellschaft. Wir tranken Château la Rose aus dem Rathskeller. Bald entdeckten Einige am Boden der Gläser etwas Feinkörniges, Glänzendes, was ganz das Ansehen von geraspeltem Blei hatte. (Merkwürdig!) Vermöge meiner amtlichen Stellung mußte ich die Sache chemisch untersuchen und der berühmte Chemiker Professor Dulk brachte denn sehr bald heraus, daß jene Glanzkörperchen nichts weiter als — — Weinstein-Krystalle wären." Sogleich ergießt sich aus des theoretischen Trinkers poetischer Ader folgendes Impromptu (S. 115):

Trinkt und macht die Augen zu —
Laßt den Schwärzel mir in Ruh',
Denn sein Rothwein ist der beste,
Ist gesund für alle Gäste.
Was wir hielten für Metalle,
Sind des Weines Grund-Krystalle! —
Dulk wird Euch Dasselbe sagen,
Wollt Ihr ihn darum befragen.

S. 95 befindet sich auch auf Littera W. eine Alliteration, die wir des in ihr herrschenden tiefen Gefühls wegen gern mittheilten, und deren wir blos hier gedenken, weil solche Alliterationen in der heutigen Dichterwelt rarissimae aves sind. Hier flattert Einer gar lustig umher. Ein Cyklus von 20 Sonetten steht fast an der Dichtungen Schlusse; unter dem zwanzigsten ist die Drohung zu lesen: Fortsetzung folgt, wozu wir leise seufzen: Ohe, jam satis est!

42. Romanzen und Balladen. Von Friedrich Günther. Leipzig, Leo. 1842. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wer zu häkeln und zu mäkeln liebt, wird in den drei Büchern dieser schätzbaren Romanzen- und Balladensammlung zu Diesem und Jenem den Kopf schütteln und es anders wollen; Referenten dagegen haben Form und Stoff zugesagt. Erstere schmiegt sich leicht und gefällig an die eben vorliegende Materie, und wir haben kaum einen kakophonischen Reim gefunden. Was die letztere betrifft, so haben wir hier wirkliche Romanzen und Balladen, in die sich kein fremdartiges Element mischt, und selbst rein historischen Sujets ist eine poetische Färbung gegeben. Unter eines Andern Hand würde „Das ABC"

(S. 231) zum hübschen historischen Anekdoton zusammengeschrumpft sein; hier ist es Romanze geblieben. Stoffe, die bereits vor dem Verf. von Andern behandelt worden sind, stechen, hier gelesen, durchaus nicht unvortheilhaft ab, und wenn Uhland's „Castellan von Coucy" mehr epische Kürze und Prägnanz darstellt, so kann „Gabriel" (S. 271), wo dasselbe Sujet behandelt wird, sich dreist daneben stellen und, ohne daß sich dem Leser ein widriger Contrast aufdrängt, gelesen werden. In des klaren und ruhigen Verf. Innerm waltet weniger Duft und Farbenpracht als bei Vogl und Hirsch, die wir vorher besprachen; aber er objectivirt vortrefflich, bleibt immer bei der Sache und scheint sein Ich darüber gänzlich vergessen zu haben. Das erste Buch gibt unter der Überschrift „Markgraf Friedrich der Gebissene" einen Cyklus von 22 zusammenhängenden Romanzen, die durch Treue in der Darstellung und eine frische Scenerie das Interesse des Lesers stets rege erhalten und, genau erwogen, doch nichts bieten als bekannte biographische Notizen. Im zweiten Buch sind beachtenswerth „Der alte Geiger" (S. 122), „Die Pest zu Wahrenbrück" (S. 128), „Der Tag auf dem Kirchhofe" (S. 148); im dritten notirten wir „Theutberge" (S. 195), „Tilly's Ring" (S. 214) und „Der Rabe" (S. 245). Nirgend eine Spur von Nachahmung oder Reminiscenz; Alles ist auf des Verf. eigenem Grund und Boden gewachsen und zur Reife gediehen. Proben lassen sich nicht mittheilen.

43. Gedichte. Von Dr. Mises. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1841. 8. 1 Thlr.

Es ist eine gar schlimme Sache, wenn man mit einem allzu günstigen Vorurtheile an die Lecture eines Buchs geht; man wird selten befriedigt. So nahmen wir diese Gedichte mit großen Erwartungen zur Hand, meinend, daß der als Gelehrter und als höchst geistreicher Kritiker uns wohlbekannte und hochgeschätzte Verf. etwas Vorzügliches auch auf dem Felde der Dichtkunst leisten werde. Aber wir wurden sehr unangenehm überrascht, als sich aus der Durchsicht der Balladen sowol auch des Vermischten (in diese beiden Theile zerfällt die Sammlung) ergab, daß nichts Persönliches hervortritt; daß man bei aller Formgewandtheit doch die Vielseitigkeit eines echt poetischen Geists vermißt; daß man oft lebhaft angesprochen, aber selten erwärmt wird; daß der Verf. von Goethe zwar die Fähigkeit hat, das Bild zu gestalten, sich aber bei dieser Umbildung etwas unbeholfen bewegt; daß Witz, Scharfsinn und Humor, wenn sie allein einer poetischen Schöpfung zum Grunde liegen, doch noch keinen Dichter machen; ja daß man auf geschraubte Gedanken und mühsam erjagte Ideen stößt, die wol glitzern und blenden, aber am Ende doch das Herz kalt lassen. Wir vermissen an ihm eben jene Vielseitigkeit, von der er in „Dichters Aufgabe" (S. 47) sagte:

— was tief in der Erde Grund,
Was in der Meeres dunkelm Schlund,
Was auf der Sterne weiten Bahnen

sich befinden mag, das soll der Dichter zeigen, und es scheint hier und da, als betrachte der so reiche Verf. viele dieser Gedichte als Späne, seiner gelehrten Hobelbank entfallen, die da werth sind, daß sie polirt und sorgfältiger bearbeitet werden. Bei der Revue der einzelnen Nummern, zunächst in den Romanzen, schrieben wir folgende Notizen nieder: „Die Nacht im Ahnensaale" (S. 18) spannt die Erwartung und am Ende kommt nichts heraus. „Die Botschaft von der Jagd" (S. 22) ist eine wirkliche Ballade, so schön, als Albion je sie erzeugte. „Die kleine Maria" (S. 26), voll lieblicher, rührender Naivetät. Die zweite Abtheilung: Vermischtes, wird durch ein originelles Gedicht: „Der Vogelsteller", eingeleitet, und „Der schwarze Vogel" (S. 49) wirkt, was er eben soll, ein unheimliches, beklemmendes Gefühl in des Lesers Brust. „Ein Lied in Trübsal" (S. 51) ist schön in seiner zum Herzen sprechenden Einfalt, erinnert aber an Paul Gerhard's Sprache und Geist. Unter den kleinen Gaben sind Genrebilder von düsterer Färbung, aber auch Bagatellen, des Druckes kaum werth. Manches ist unverständlich und der Sinn in solcher Tiefe gehalten, daß das Auge des Lesers nichts sieht als ein todtes Grau. Unter den Liedern, „Morgen und Frühling" überschrieben, zeichnet sich Nr. 9 (S. 87): „Ich thät in meines Hauses Kasten des langen Winters verträumend rasten", besonders aus. Unter den Bergliedern sticht keines hervor. Unter den Weinliedern (S. 109) ist das Motto:

Ein Faß aus der Musen Keller
Zu kaufen, reicht nicht hin mein Heller,
Doch will ich Euch Zecher bescheren
Von einer Traube die Beeren —

das geistreichste Wort. In den Herzensversen ist dem Sänger das Menschenherz bald eine harte welsche Nuß, bald ein Hühnerei, bald hat es einen eingeseiften Schwanz, dessen Glattheit ihn festzuhalten uns hindert, bald gleicht's einem Fangeballe, bald einem Brennglas von Eis, einer Trommel, einer Bommel am Magen, einer Kirche u. s. w.; aber kein Vers bietet dem Herzen Gewinn und Ausbeute oder belebende Wärme. „Die Pappeln" (S. 136) höchst geistreich und witzig, wogegen „Der Mäusehimmel" und „Möpschen und Äffchen" an das Gebiet fader Spaßmacherei anstreifen. In den Sprüchen und Epigrammen, wie „Fürs Tischein ein Wischlein" (S. 161) ist der Verf ganz zu Haus und läßt glänzende Witzfunken sprühen. Man lese z. B. „Cotelets" (S. 165), „Nudeln" (S. 170), „Wein" (S. 173) u. a. m. Die Räthsel fallen auch in seine geistige Domaine und sind eine angenehme Zugabe; besonders sinnreich Nr. 5.

44. Junge Lieder. Von Wolfgang Müller. Düsseldorf, Schreiner. 1841. 8. 25 Ngr.

Brütet nur ob meinen Liedern,
Krittelt nur, ihr feinen Richter!
Sollt mir's einmal doch bekennen:
Seht, auch dieser war ein Dichter.

Heißt es nicht, man soll am Grabe
Eines lust'gen Spielmanns holpern?
Ei, da soll von Euch noch Mancher
Über meinen Hügel stolpern.

Und dann steh' er auf und fluche
Dem nichtswürdigen Gelichter,
Hat er doch bekennen müssen,
Unten der war auch ein Dichter.

So lesen wir ein Lied (S. 113) und fällen gern, als Resultat unsers Krittelns und Brütens über den freundlichen frisch jugendlichen Gaben, das Urtheil: Auch Wolfgang Müller ist ein Dichter. Er will durch dieses Lied vielleicht auch das Ephitheton, welches er auf den Titel zu seinen Liedern gesetzt hat, motiviren. Sie sind wirklich junge Lieder; denn sie variiren in gar melodischen Klängen das heitere Thema der Jugend: Liebe, Wein und Lenzgenuß. Wird ihnen dadurch auch eine gewisse Monotonie eigen, so werden sie dennoch die Jugend ansprechen durch die echte Lyrik, die in ihnen athmet, durch die Selbständigkeit, in der sie sich bewegen, und durch die dem Dichter eigenthümliche Fassung, welche dieser Stoff unter seinen Händen annimmt. Großartige, neue Gedanken und kühne Reim- und Sprachwendungen suche der Leser in ihnen nicht; sie wollen nur Lieder für jugendliche Gemüther sein; haben doch auch nur wenige Überschriften; die Mehrzahl ist blos numerirt und das Register führt sie mit ihren Anfangsworten an. Die materiell kurzen concentriren desto mehr Energie und Wärme. Man sehe Nr. LVII.

Ach, eine dunkle Blume ist mein Herz,
Es blüht gleich der Viol der Sommernacht,
Nachts schließt es auf des Kelches trübe Pracht,
Nachts haucht es aus der Düfte Balsamschmerz.

Und jubelt Morgens Berg und Wald und Au,
Da steht es still und träumt in sich hinein.

Und auf darin bricht sich der Morgenschein
In einer Thräu' — der dunkeln Blume Thau.

Gleich aus den ersten Liedern ist ersichtlich, daß der junge Sänger ein geborener Rheinländer ist. Ein freudiger Stolz darüber spricht sich Nr. XXX also aus:

Mein Herz ist am Rhein, im heimischen Land,
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn,
O wie ich geschweiget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein u. s. w.

Im Schlußliede (S. 117), welches demselben herrlichen Strome seine Huldigungen zollt, spricht sich mehr ein Vaterlandsgefühl aus, und vielleicht wollte der Verf., der sich, wie wir sahen, voll edeln Selbstgefühls selbst den Lorber reicht, den von der Rheinliedmanie befallenen Deutschen zeigen, auch Er könne eines schreiben. Es schließt:

Auf, preist den Rhein, den Rhein im Wein,
Der hell im Becher blinkt,
Zu Sang und Klang, o stimmet ein,
Beim Sang, ihr Zecher, trinkt!
Du grüner Rhein, du stolzer Rhein,
Wir sind mit Herz und Hand,
In Freuden dein, in Leiden dein,
Du theures Vaterland.

Sollen wir nun aber auch krittelnd über diesen des Dichters Freunden Freiligrath, Metzerath und Simrock gewidmeten Liedern brüten, so dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß er mit den Jamben häufigen Misbrauch treibt; so finden wir als Jamben „tiefer", „duftend" u. s. w. und manche Nummern im jambischen Versmaße sind vorsätzlich mit Daktylen und Trochäen verwebt, was besonders in wehmüthig und ernst gehaltenen Liedesergüssen, z. B. S. 102, höchst störend für Ohr und Gefühl wirkt.

45. Gedichte. Von Victor Strauß. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben alle Blumen dieses Straußes in Augenschein genommen, und das will viel sagen; denn es ist ein gar reicher, voller Strauß; aber wir haben uns auch an seinem Duft und Farbenspiel ergötzt, oder, ohne Bild, wir haben mit Vergnügen das ganze Buch, welches Lieder, religiöse Lieder, Balladen, Elegien, Epigramme und Verschiedenartiges auf 432 S. enthält, durchgelesen. Vielleicht werden andere Berichterstatter oder Kunstrichter minder ergötzt und angezogen; wir aber können kein anderes als ein günstiges Urtheil über die Bestrebungen und Leistungen des Verf. fällen. Wenn auch Dies und Jenes in der Sammlung uns sagt, der Verf. offenbare ein Talent, wie es sich in unserer gesanglustigen Zeit leicht bildet, oder er trage hier und da das Kleid der Jüngerschaft aus der alten Schule, so bleibt es doch unumstößlich gewiß, daß wir hier eine Poesie à la portée de tout le monde erblicken, und daß er verständlich und klar in Reflexion, Traum, Malen, Klagen und Jauchzen bleibe und ein lebenskräftiger Hauch jeden gesunden Verstand und jedes fühlende Herz anspreche. Nirgend Schönthuerei mit prunkenden Phrasen, nirgend gemachte Begeisterung, nirgend hohle Gefühle oder zweideutige Gesinnung! Überall Sicherheit und Festigkeit in den Ansichten des Lebens und der Jetztzeit, überall Ideenfülle, gepaart mit tüchtiger Gesinnung, überall das Wort der Wahrheit, welches, namentlich in den religiösen Liedern, zum zweischneidigen Schwert wird, welches Mark und Bein durchdringt. Die Form entspricht dem Gehalte und möchte auch wol eigensinnigen Ansprüchen in ihrer Einfalt und Regelrichtigkeit genügen. In den „Liedern" flicht er die Gedanken mit großer Gewandtheit rhythmisch zusammen, und sie sind Productionen echter Lyrik, d. h. subjectiver Ansichten und Gefühle aus den Kreisen des Erdenlebens. Man sehe „Rückblick" (S. 14) und das „Volkslied" (S. 19). Das Erotische gelingt ihm; verglichen „Zusammentreffen" (S. 36) und „Vereitelter Entschluß" (S. 47); auch „Geheimniß" (S. 49) u. a. m. Aus „Jungfrau Ilse" (S. 67) hätten wir lieber eine Romanze gemacht. Inniges, warmes Vatergefühl athmet „Mein Kind" (S. 76). Mitunter wird das Lied zu einer kosendtraulichen Plauderei, z. B. „Am Hochzeittage" (S. 79), oder „Selbstgefühl" (S. 86). Wie anmuthig und lieb tröstet er (S. 91) den Klagenden:

Der der Welt, dem heitern Leben
Liebend mich zurückgegeben,
Still, o stille deine Klagen
Ob der Zeiten, die uns tagen!

Ach, in eine Welt gerathen,
Arm an Helden, arm an Thaten,
Arm an Herrlichen und Großen,
Fühlst du dich wie ausgestoßen.

Läßest auf begrabne Zeiten
Thränenschwer die Blicke gleiten,
Möchtest rückwärts zu den Theuern
Auf dem Strom der Jahre steuern.

Und umsonst! Am Zug der Wellen
Fühlst du deine Kraft zerschellen,
Und dein Sehnen und dein Lieben
Tiefer stets hinabgetrieben.

O verzehre deine Tage
Dennoch nicht in finstrer Klage,
Was du außen suchst mit Schmerzen,
Trägst du ja im eignen Herzen.

Jene Zeit der schönen Jugend,
Feuerkraft und Mannestugend
Ist uns nicht mehr ganz verloren,
Ward in dir uns neu geboren.

Allen zusagend möchte vielleicht ferner sein: „Toast" (S. 121), „Der geheime Bund" (S. 124) und „Publicandum" (S. 126). So die Lieder. Gleich die erste Nummer der „Religiösen Lieder", die wir überhaupt für das beste in der Sammlung erklären, „Erstes Besinnen" ist ein Bußlied in biblischer Sprache und frommer Gesinnung, wie es sein muß. In den nachfolgenden haucht die Innigkeit jenes Glaubens, welcher Berge versetzt, das Feuer jener Liebe, die nimmer aufhört, und jene stille Hoffnung, die hinter Gräbern das Morgenroth tagen sieht. Einiges könnte füglich in unsere kirchlichen Liedersammlungen übergehen. Die „Balladen" bilden dagegen die schwächste Partie. Viele haben nur den Namen, sind aber keine. Einige sind politischer Natur, wie „Das leipziger Schlachtfeld" (S. 237) u. a., und zeigen uns im Verf. einen gemäßigten Freiheitsjünger. Eine höchst rührende Klagestimme spricht aus der „Bettlerin" (S. 225). Die diesem Abschnitt folgenden „Epigramme" gleichen den Bienen, die aus Blüten Honig saugen, aber ihren Stachel in die täppische Faust der exaltirten Freiheitsprediger, Mystiker, Jesuiten, Narren und Schurken tief einbohren. Als wahr, treffend oder scharf notirten wir: „Verdienst" (S. 330), „Genial" und „Material" (S. 332), „Unwillkürlich" (S. 344), „Volkssouverainetät und die Radikalen" (S. 346), „Die Biene in der Blume" (S. 358) und „Rationalistische Zeitschrift" theilen wir als Probe mit.

Anzeige.

Echter gesundester Menschenverstand, Ein Gulden das Päcklein,
Steht hier feil und ward just von der Messe gesandt.
Dieser vertreibt in der Bibel die impertinentesten Wunder,
Räuchert Dämonen hinweg, löschet den Heiligenschein,
Wandelt den Heiland selbst in den allergewöhnlichsten Menschen,
Treibet Gott aus von der Welt, machet ihn extramundan.
Wer ein Verständiger ist, der kauft! Viel Zweifel und Hauskreuz
Hilft es zu bändigen. Hier nennen wir Einiges nur:

Gibt man dem Teufel nur ein Theelöffelchen voll in den Rachen,
Krümmt sich das Lügengespenst, flieht und verscheidet daran.
Zählt man die Seele verwundet von eigenen Sünden und Schulden,
Reibt man den leidenden Theil linde damit und er heilt.
Furcht vor strengem Gericht und verschuldeten Qualen der Hölle
Führet es, reichlich gebraucht, schleunig den Sterbenden ab. —
Daß sich das Publicum nicht an gefälschten Waare vergreife,
Trägt jedwedes Paket Stempel des seligen Kant.

Das „Verschiedenartige" endlich bietet Reflexionen, die an das Gebiet der Moralphilosophie streifen, auch Beschreibungen, Schilderungen von Zuständen oder an Personen. Schön ist „Mahnung zur Dichtkunst" (S. 412) und die Krone des Ganzen „Des Propheten Erdengang" (S. 418), dessen Länge uns leider die Mittheilung verbietet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Physik von Jos. Smetana. Als zweiter Theil der Neuen böhmischen Bibliothek. Prag 1842. 8. 1 Thlr.

Böhmen steht bekanntlich in gewerblicher Hinsicht mit manchem Staate Deutschlands auf gleicher Höhe; unter den östreichischen Ländern ragt es durch seine Industrie unbedingt über alle andern hervor. Die unerschöpflichen Hülfsquellen des Landes und die Betriebsamkeit seiner Einwohner haben sie hervorgerufen, mancherlei günstige Umstände sie bis zu dem Standpunkte erhoben, auf dem sie jetzt steht. Unter diesen nimmt die Gründung des königlichen Gewerbevereins im Centrum des Landes, in Prag, die erste Stelle ein, da derselbe durch die Munificenz des Kaiserhauses, des böhmischen Adels (der bei solchen Gelegenheiten sich ungemein glänzend zu zeigen pflegt) und des oft sehr bemittelten höhern Bürgerstandes nicht blos alljährlich über bedeutende Summen zu verfügen hat, sondern unter einer umsichtigen Leitung bereits seit einer Reihe von Jahren seine segensreiche Wirksamkeit mit kräftiger Ausdauer entwickelt. Unter seinem Einflusse haben sich die Realschulen Böhmens gekräftigt, unter seinem Einflusse ist die technische Bildung in den böhmischen Mittelstand durchgedrungen. Nicht allein durch seine reichhaltige Bibliothek, welche Jedermann zugänglich ist, sondern auch und vorzüglich durch die zahlreichen von ihm veröffentlichten Schriften und sein gewerbliches Journal hat er viel zu dem jetzigen Bestande der böhmischen Industrie beigetragen. Durch seine Bemühungen entstanden auch die sogenannten Sonntagsschulen, Vorträge, in welchen die den Gewerben sich widmende Jugend alle Sonntage Unterricht in den nöthigen und wünschenswerthen Vorkenntnissen sowie eine allgemeine praktische Bildung für das Leben empfängt. Diese Vorträge müssen auch böhmisch gehalten werden, da der beiweitem größere Theil der Gewerbsjugend das Böhmische zu seiner Muttersprache hat. Dadurch ist auch das Erscheinen von gewerblichen Schriften in böhmischer Sprache ein Bedürfniß geworden; ja, der prager Gewerbeverein hielt es selbst für nöthig, seine „Monatsschrift" in böhmischer Sprache zugleich neben der deutschen auszugeben, und die weite Verbreitung des „Gewerbeboten", eines von Dr. Ammerling vortrefflich geleiteten, in Heften erscheinenden Blattes, beweist zur Genüge, wie sehr sich besonders unter dem böhmischen Volke das Bedürfniß nach gewerblichem Unterrichte vermehrt hat. Unter diesen Umständen wird die Bearbeitung der Naturwissenschaften in böhmischer Sprache eine immer dringendere Nothwendigkeit, und zu nicht geringem Danke ist man daher den Männern, einem Ammerling, Staniek, den beiden Presl, Sedlaczek u. A. verpflichtet, welche mit unermüdetem Fleiße den brachgelegenen Boden urbar machen. In ihre Reihe gehört nun auch Prof. Smetana in Pilsen, der bereits durch seine populaire „Astronomie" ein bedeutendes Verdienst um die böhmische Literatur sich erworben hat. Vor allem sind es die physikalischen Wissenschaften, die wegen ihres unmittelbaren Einflusses auf die Gewerbe eine sorgfältige Bearbeitung erheischten, daher ward die „Physik" von Sedlaczek mit solcher Freude aufgenommen. Aber sie ist bis diesen Augenblick nicht vollendet; auch hat die Wissenschaft seit jener Zeit so große und wichtige Fortschritte gemacht, daß jener erste Theil eine theilweise Umarbeitung erfodert hätte, ehe ihm der zweite gefolgt wäre. Unter diesen Umständen war es ein großes Verdienst vom Prof. Smetana, daß er sich zu einer neuen Bearbeitung der „Physik" in böhmischer Sprache entschloß; sowie es nicht minder ein glücklicher Gedanke vom Ausschusse der Matice ceská war, sein Werk als den zweiten Theil der „Neuen böhmischen Bibliothek" den Mitgliedern des böhmischen Museums zu bieten. Denn hierdurch erst ward es möglich, das vorliegende Werk vollständig und in einer würdigen Ausstattung und dabei zu einem Preise (29 Großoctavbogen sehr engen Drucks mit 7 lithographirten Tafeln für 1 Thlr.) zu liefern, welcher auch eine Verbreitung des Buchs unter dem weniger bemittelten Gewerbstande Böhmens und unter der studirenden Jugend (welcher die Physik ein „obligater" Lehrgegenstand ist) möglich macht. Der Verfasser hat die Resultate der neuesten Forschung benutzt; aber er hat immer seinen eigenthümlichen Leserkreis vor Augen behalten; daher sein Werk zu den Lehrbüchern gehört, d. h. bei der strengsten Wissenschaftlichkeit seinen Gegenstand in einer mehr gemeinfaßlichen Form darstellt. Daß diese Form für den gegenwärtigen Standpunkt der böhmischen Literatur der passendste ist, leuchtet Jedermann ein. Schließlich bemerken wir noch, daß streng wissenschaftliche Terminologie des Buchs ein neuer Beweis ist für den überaus großen Reichthum und die ungemeine Bildsamkeit der böhmischen Sprache, welche, falls die Umstände günstig sind, in kurzem die wissenschaftliche Sprache für alle Slawinen zu werden verspricht.

J. P. Jordan.

Literarische Notiz.

Die Werke französischer Schriftsteller über die Geschichte Frankreichs vermehren sich mit erstaunlicher Fruchtbarkeit. Einen neuen Zuwachs erhielt diese Literatur durch die „Recherches sur l'histoire de France, depuis les temps mérovingiens jusqu'à nos jours", vom Grafen Antonin de Ladevèze. Von diesem Werke, welches, laut der Buchhändleranzeige, nach einem ganz neuen, einfachen und methodischen Plane gearbeitet ist, erschien der erste Band, welchem noch vier andere folgen werden. Auf dem Gebiete der Geschichts- und Memoirenliteratur erschienen ferner: „Essai sur la constitution romaine et sur les révolutions qu'elle a éprouvées jusqu'à l'établissement du despotisme militaire des empereurs", von A. Rougarrde de Fayet; „Mémoires de Bertrand Barrère, raporteur du comité de salut public", mit einer historischen Einleitung von dem Deputirten H. Carnot (4 Bände); „Mémoires et lettres de Marguerite de Valois", neue, nach den in den Bibliotheken des Königs und des Arsenals befindlichen Manuscripten revidirte und von F. Guessard herausgegebene Ausgabe; „Lettres de Marguerite d'Angoulême, soeur de François I, Reine de Navarre", nach den Manuscripten der königlichen Bibliothek herausgegeben von F. Genin. Unter dem Titel: „Histoire et critique de la révolution cartésienne", gab F. Bouillier, Professor der Physik an der Facultät der Wissenschaften zu Lyon, einen Überblick über die Philosophie von Descartes, eine Auseinandersetzung der metaphysischen und physischen Grundsätze des Descartes, die Lehrsätze von Spinoza, Malebranche, Leibnitz. Er schildert darin ferner den Einfluß, welchen der Cartesianismus auf die Literatur und die großen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ausübte und unterwirft die im Cartesianismus enthaltenen Wahrheiten und Irrthümer einer durchgreifenden Kritik.

L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 231. — 19. August 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

46. Cypressen. Dichtungen von Ludwig Foglár. Wien. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Innigkeit und Weichheit der Empfindung weht durch diese, dem Dichter J. N. Vogl dedicirten Lieder und ihr Titel wird durch die Schlußstrophen eines einleitenden Gedichts also motivirt:

Es neigte die Cypresse Blatt für Blatt,
Und ihre vollen Zweige auf mich hin;
Ich brach sie mir und bracht' an ihrer Statt
Ein dankend Lied mit zartverwandtem Sinn,
Und viel' der Frühlingsstunden sind verronnen,
Seit so ich die Cypresse lieb gewonnen.

Es scheint das Leben mir ein solcher Baum:
So schön und reich, so glanz- und hoffnungsvoll,
Und doch sich wieder neigend, wie ein Traum,
Der beim Erwachen fodert Thränenzoll —
Der Baum hat seine Blätter hingegeben —
Für des Gesanges überweltlich Leben!

Diese zu weiche Seelenstimmung, die einen warmen Abendnebel über dieses Sängers Erzeugnisse ausbreitet, bringt eine gewisse Monotonie in die Lieder, weshalb es räthlich ist, sie nicht hintereinander zu lesen, weil man sich sonst leicht abstumpft oder von jener zu weichen Empfindung angesteckt fühlt. Schon die „Dämmerlieder" zeigen die Flur, wie das ganze Leben schwimmend in den feuchten Duftwirbeln jenes Nebels, der Gestalten und Bildern schwankende Umrisse gibt. Die „Berglieder" erheben uns hin und wieder über die Erde; aber wir verlieren uns häufig dabei in den Regionen grauer Wolkenmassen, die den Strahl der Sonne nicht durchlassen. Doch bieten sie, wie die „Dämmerlieder", manches ansprechende Naturbild. In den „Nocturnen" werden wir noch mehr in das Gebiet der Dämmerung, der Schatten und dunkeln Lebensumrisse versetzt; z. B. Nr. 15 (S. 57):

Es ruht die Welt und Alles stille steht,
Und wie beredt, wo Alles schweigt!
Des Weltenalls jungfräulichstes Gebet
Zum mondverklärten Himmel steigt.

O süße Nacht, so ungestört und klar,
So still und sanft, und wie so hehr,
Ach! daß auch dieses Herz doch immerdar
So rein, so still und schuldlos wär'!

Du schweigst, weil du zu groß für Menschenwort,
Für Menschengröße allzu reich.
Ach! wäre dieses Herz dir immerfort
An ungekannter Hoheit gleich!

O Nacht, gib deinen Sternenwandel mir!
Der um dein reinstes Licht nur kreist,
Dann flücht' ich treulich immerhin zu dir,
Wenn mich ein Wahn von hinnen reißt.

Und wenn es endlich ans Erwachen geht,
Erlischt dem Sterne gleich mein Licht.
Und nur, wo keine Erdensonne steht,
Verglüht es ewig, ewig nicht!

Die „Wanderbeiefe" athmen Sehnsucht nach der Heimat, schildern Reisesituationen und sprechen auch die Regungen tiefer leidenschaftlicher Liebe aus. Letzteres geschieht noch mehr in den „Minneliedern" und „Sonetten", die, auf den Fittichen der Überschwenglichkeit getragen, auf dämmernden Abendwolken oder in nächtlichen Wettern dahinfahren, oder auch wol die geheimnißvollsten Tiefen der Menschenbrust, wohin des gewöhnlichen Sterblichen Auge ihnen nur mit Mühe folgt, durchkriechen. Man sehe z. B. „Überall" (S. 172) u. a. m. Zartgedacht ist das „Lied der Versöhnung" (S. 195). Im „Episch-Lyrischen", der letzten Abtheilung haben wir nichts Hervorstechendes gefunden, und die Romanzen sind alltäglich. Das Schlußsonett „An die Richter", zeichnet sich durch die Zartheit bescheidener Gesinnung und durch das ansprechende Bild aus, unter welchem der Dichter seine poetischen Leistungen betrachtet wissen will. Ergötzlich ist es, wenn wir im Druckfehlerverzeichnisse einen derben Druckfehler finden.

47. Gedichte von Lorenz Diefenbach. Zweite Sammlung. Gießen, Ricker. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

Die Lieder dieses Sängers sprechen seinen habituellen psychischen Zustand, seine vorherrschenden Neigungen und den Wechsel seiner Stimmung elegisch aus; sie sind mithin Producte echter Lyrik, aber etwas monoton, sich fast immer bewegend in einem Ideenkreise. Seine Anschauung der Welt, des Lebens und des Menschenherzens ist zwar dunkel und trübe, aber doch stets originell, und das künstlich Gemachte und Präparirte, das uns in manchen Gedichten der Neuzeit und in einer gewissen Schule so widrig anklingt, ist hier nirgend zu finden. Höchlich zu beklagen ist es dagegen, daß eine gewisse Unzufriedenheit mit sich und der Welt ihm bewohnt, die sich hin und wieder bis zur Bitterkeit steigert und die Milde des elegischen Worts verbannt. „Nicht recht fröhlich", sagt er S. 83

nicht recht traurig
Geh' ich einsam durch die schaurig
Leere Welt.
Daß ein Mensch mir doch begegne,
Der mit seinem Gruß mich segne,
Der zu seiner Lust und Last
Hab' umsonst sich einen Gast
Längst bestellt.
Dem darum der unbestellte
Als ein gottgetriebner gelte,
Der ihn sucht,
Und des eignen Herzens Schale
Füllen möchte bei dem Mahle,
Dessen Tisch in voller Brust
Trägt des Liedes und der Lust
Schwere Wucht.

Noch mehr ist zu beklagen, daß der Verf., wie hier und da sein Wort andeutet, seinen poetischen Werth überschätzt und mit der Stelle, auf welche ihn die Beurtheilung der ersten Sammlung seiner Gedichte gestellt hat, höchst unzufrieden ist. Man lese darüber „Poetentrotz" (S. 161): „Es sagt ein Recensent: ich verbliebe besser stumm; zum Dichter zu verständig, zum Weisen doch zu dumm, in der Syntax unbändig, im Metrum schief und krumm: Das sei ich all! — Doch wend' ich von meinem Weg nicht um." Dieser Trotz wandelt sich (S. 177) in ein Anathem in der Ghasele:

Was ich erlebt in Wachen und Gesichten,
Gab ich der Welt vertrauend in Gedichten.
In Näh und Ferne freuten sich Verwandte
An meines Lebens klingenden Geschichten.

Doch, fährt er fort, die Welt liebt Verschiedenes, nach seinem Leben will Mancher das Leben des Andern richten, und spreche ich von meinem Mahle, rühmt er die Gerichte seiner Küche;

Doch ew'gen Haß erbitt' ich von euch Wichten,
Dem ewigen Geschlecht der Thersitiden,
Euch frech auf jedes Dichters Kranz Erpichten,
Weil eure niedre Stirne nie bekränzt ward,
Weil, selber Nichts, ihr lebt nur im Vernichten.

Eine ähnliche Ansicht spricht sich in dem geharnischten Sonett S. 224 aus.[3] Unter den übrigen Sonetten zeichnen wir aus Nr. 16, 20 u. 25. So ist auch, um Einzelnes noch herauszuheben, „Der Löwe des Salons" (S. 155) gelungen zu nennen; doch findet sich nirgend etwas weiter in diesem Genre. Wahre Poesie klingt ferner aus „Drang und Ziel des Worts" (S. 10), „Reiseerwerb" (S. 31), „Erntezeit" (S. 69) und „Quelle des Glücks" (S. 62), was ihn zugleich als Mensch charakterisirt. Unter den Ghaselen ist viel Treffliches wie wir denn oben schon eine solche anführten; an diese reihen sich würdig an S. 188 und Nr. 18 (S. 195). Manches Verfehlte, Sprachwidrige, Geschraubte und Pedantische übergehen wir mit Stillschweigen. So haben wir, nach unserm Dafürhalten, dem Sänger sein Recht widerfahren lassen; ob er selbst das finden wird, ist die Frage.

48. Fünf Bücher Gedichte von Julius Minding. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler. 1841. 8. 1 Thlr.

In Wissenschaft und Kunst sind die Griechen unsere Lehrer gewesen und unsere Sprache holt sich aus ihrem Redeschatze das bezeichnende Wort noch heutiges Tages. Das thut auch der Verf. vorliegender Gedichte, indem er nicht blos die Namen deutscher Schönen, denen er die erste Abtheilung der Sammlung zu Füßen legt, mit griechischen Initialletern hat drucken lassen, sondern auch alle fünf Abtheilungen des Buchs mit griechischen Worten bezeichnet. So heißt hier das Buch der Frauen Pentaphthongus, das Buch der Kinder Esomenus, das Buch der Sagen Mythus, das Buch des Vermischten Panodium und das Buch des Fremden Exotika. Auffallend ist es indeß, daß wir Weniges in antiken Metren abgefaßt finden, sondern beim Verf. mehr eine Hinneigung zu romantischen Formen wahrnehmen, indem ein großer Theil des hier Gebotenen in Sonetten besteht, die er in regelrechte Kränze also verschlungen hat, daß jegliche der 14 Reimzeilen eines Stammsonetts ihm als Stoff und Glosse dient. Hat nun Boileau in seiner „Art poétique" mit dem Ausspruch Recht: „Un bon sonnet seul vaut un long poëme", so wird der Leser mit der Lecture der hier gebotenen nicht unzufrieden sein; denn sie zeichnen sich durch Gewandtheit in der Sprache, Wohlklang und reine Reime nicht unvortheilhaft aus. In manchen Naturschilderungen herrscht zwar eine gewisse Affectation und ein kleines Kokettiren mit Worten vor; aber dem Ohre wird doch dadurch so geschmeichelt, daß die Seele den Übelstand vergißt. Man vergleiche, um das bestätigt zu finden, „Das Fest der Lilie" (S. 145), wo die Strophen vorkommen:

Da aus Myrtenbüschen klingend
Hallet leise durch die Nacht
Glockenrein und herzbezwingend
Philomelens Flötenpracht.

Zum krystallnen Kelche nieder
Senken sich des Tones Wellen,
Kehren aus dem silberhellen
Duftgewandelt schöner wieder.

Und im seltsamen Bewegen
Strömt, geschwellt von heil'ger Lust,
Der Antheren Blütenregen
Auf des Stigmas zarte Brust.

Es eröffnen sich die Pforten
Und herein zieht fröhlich Leben,
Wie die Lieb' es mild gegeben
Allen Wesen aller Orten.

Sonst ist ihm Gefühlswärme, die sich hier und da zur Begeisterung steigert, und eine gewisse Vielseitigkeit im Reflectiren nicht abzusprechen. So steht S. 171 ein kleines Gedicht, das wir in seiner naiven Zartheit der Empfindung hier kaum gesucht hätten. Es ist überschrieben „Gemsjäger" und lautet:

Ane Gams hab' i g'schosse
Auf'm Kar ob der Klamm —
Den Gamsbock hat's verdrosse
Da ich sie mitnahm.

Ach Gamsbock, lieber Gamsbock,
Was greinst du so setz?
Schau her auf den Grünrock,
Hat an' kei Lieb mehr.

Das „Buch der Sagen" bietet einiges Ansprechende und im „Buche der Fremden", welches Übertragungen aus dem Spanischen, Englischen und Lateinischen gibt, möchten die „Heldensagen vom Cid", I—VIII, wol das Gelungenste sein, weil sie sich durch Kürze im Ausdruck, Anmuth der Sprache und strenge Beachtung der Assonanz auszeichnen.

49. Gesammelte Gedichte von Alexander Graf von Württemberg. Stuttgart, Cotta. 1841. 8. 2 Thlr.

In einem Garten, angelegt von einem tüchtigen Kunstgärtner, läßt sich's gut ergehen; da blühen die Bäume, da duften die Blumen aller Jahreszeiten und Zonen, da plätschern die Springbrunnen, da summen die Bienen, da schweben die Falter, da singen die Vögel, da säuseln die Weste in den Zweigen und Hecken, da sind die Gänge gesäubert, da sind die wilden Schößlinge beschnitten, da schließt sich an die in altfranzösischem und flanderischem Geschmack angelegten Beete ein wild romantischer Park, voll Hoch- und Schwarzwild, dunkler Tannen und himmelanstrebender Felsen. Einen solchen Lustgarten und Park glaubten wir zu durchwandeln, als wir diese trefflichen Gedichte durchlasen, die wir zu den erfreulichsten Erscheinungen der Neuzeit zählen dürfen. Ein heller, Funken sprühender Geist, eine echt deutsche, adlige Gesinnung, ein tiefes Gefühl, eine kräftige, stets gehaltene Phantasie scheinen sie dem Verf. in die Feder gesagt zu haben. Des materiellen Stoffs (514 Seiten) ist die Fülle, des Verfehlten äußerst wenig, des gänzlich Mislungenen gar nichts, des Schönen viel, und selbst auf Ausgezeichnetes stößt überrascht der Sinn des forschenden Lesers. Die Lieder zerfallen in sieben Abtheilungen, eine heilige Zahl und hier sonder böses Omen. Die erste Abtheilung: „Lieder eines Soldaten im Frieden" ist der schwächste Theil, „Bekenntniß" (S. 23) charakterisirt den Dichter als Menschen:

Ich bin kein Kostverächter,
Und dünk' mich drum nicht schlechter;
War nicht zum Mönch geboren
Und habe nicht geschworen
Zum großen Tugendbunde
In einer keuschen Stunde.

Auch führ' ich gern den Becher
Als Spieler und als Zecher.
Mein Geist ist flott geblieben
Trotz jenen wilden Trieben,
Er trieb nicht an den Strand.
Doch hab' ich wohl erkannt:
Das Höchste sind im Leben
Nicht Weiber, Wein und Spiel,
Es müssen Männer streben
Nach einem bessern Ziel.

Echt patriotische Gesinnung offenbart sich in „Römerfeind" (S. 28) in sieben Nummern, worin der tausendjährigen Roma ein langes Sündenregister vorgehalten wird, und ein thatendürstiger Geist geht aus den Klagen über den langen Frieden hervor. Das Streben nach einem bessern Ziel zeigt sich in den „Bildern vom Plattensee", die national, lebensfrisch, hier und da etwas düster colorirt, aber in der That plastische Hautreliefs sind, die zum Betasten reizen. In dem herrlichen Gedichte „Räuber-Zweikampf" (S. 62) ist die Schilderung des Kampfs selbst wol zu kurz ausgefallen und nicht als Hauptscene hervorgehoben. Die reizenden Naturgemälde, die hier ausgestellt werden, sind alle in den Rahmen einer vollendeten Form gefaßt. In den objectiv-gehaltenen Sachen wird man nicht blos in dieser Abtheilung, sondern auch sonst im Buche an Nikolaus Lenau erinnert, dem auch ein Lied geweiht wird, in welchem die Stelle:

Aus dem Rauch der Heidenschenken,
Wo Tschikoschen, rauh und wild,
Blut besprengt den Kokosch schwenken,
Winkte mir dein treues Bild.

Wie schön ist (S. 103) „Der Friedhof!" Die „Traumbilder" könnten füglich auch Nachtstücke genannt werden; unter ihnen sticht hervor die Nonne, die, als die letzte in einem ausgestorbenen Kloster, sterbend ihre eigene Todtenglocke zieht (S. 151). Aus „Atar Gull" (ein Stoff, den der Dichter aus Eugene Sue's bekanntem Romane gleiches Namens nahm) entlehnen wir einige meisterhafte Strophen (S. 177):

Hart dünket Euch des Elefanten
Scharfzugespitzter weißer Zahn,
Wenn er durchs Mark der Riesenpalme
Laut tobend bricht die weite Bahn.

Noch härter, glaubt Ihr, sei die feste,
Thränen gewasch'ne Kerkerwand,
An der vergebens pocht und rüttelt
Die Todesangst mit blut'ger Hand.

Am härtsten, wähnt Ihr, sei des Henkers
Erprobter, wohl geschliffner Stahl,
Der seit Jahrhunderten gewöhnte
An Todesangst, an Todesqual.

Was härter ist, will ich Euch lehren,
Härter, als starkes Elfenbein,
Härter, als eines Henkers Eisen,
Härter, als kalter Mauerstein.

Es ist, in Negerblut gehärtet,
Ummauert gegen fremden Schmerz,
Nicht fühlend des Gewissens Bisse
Des rohen Pflanzers hartes Herz.

Übrigens gehört dieses Gedicht, welches epischer Natur ist, nicht zu den ausgezeichnetern. Auch in „Waldbildern" glaubten wir Bedeutenderes zu finden. Es sind Bilder, denen des Verf. eigenthümlicher Pinsel einige Färbung verleiht, und Ideen, wie sie alle Tage gefunden werden. Vielleicht macht „Nachwuchs" (S. 23) davon eine Ausnahme. Die darauf folgenden „Bilder aus den Alpen" sind großartiger, kühner gehalten und nicht eben Bilder aus der Alpenwelt, als vielmehr Stücke, die das Epische berühren, wozu sich der Verf. überhaupt gern hinneigt. Aus den „Liedern des Sturms" treten uns herrliche, anziehende Schiff- und Meerscenen entgegen, die, mit sicherer, gewandter Hand dargestellt, eine Scene aus allen Klimaten und Zonen, vom eisigen Pol bis zur glühenden Sahara bieten. Man wird hier jede Nummer mit großer Befriedigung lesen; hervorheben aber möchten wir vor allen „Ahasver und Bonaparte", dieses Inhalts. Durch das Delta des Nils segelt ein Schiff, und was hat es geladen?

— Mumien sind's, Ibisse, Krokodille,
Durchwühlter Katakomben edle Frucht,
Jahrtausende bedeckt mit heil'ger Stille,
Und eines Obelisken schwere Wucht.

Ein Sturm erhebt sich. Das Schiffsvolk erbebt und verzweifelt. Ruhig bleibt dabei ein Jüngling, wie aus Erz gegossen, steht er in tiefen Träumen da; er träumt von Schlachten und sein Geist durchjagt des Erdballs Räume. Da tritt aus einem Sarkophage gespenstisch ein Fremdling, im Auge keine Thräne, inbrünstig einer Mumie Bild umschlossen haltend — es ist Ahasverus, der ewige Jude. Sein scharfer Blick sucht den Heldenjüngling und er ruft ihm zu: „Du sollst mir nicht in den Fluten versinken."

Und nicht umsonst hab' ich dies Schiff bestiegen!
In seinem Raum sich jetzo die Geschicke
Der ganzen Welt in ihrer Kindheit wiegen.
Ich wandte in die Zukunft meine Blicke;

Prophetisch hat mein Geist es mir verrathen,
Daß du aus Rom den Papst noch wirst verjagen,
Und daß ein Krieg, umfassend alle Staaten,
Das Christenthum bedroht mit großen Plagen.

Gewalt'ger Geist, du darfst mir nicht verderben,
Du sollst mir helfen, meinen Haß zu kühlen,
Gegen das Kreuz, der, kann ich nimmer sterben,
Mir ewig wird die tiefste Brust durchwühlen.

Nach manchem Worte des Hasses gegen das Kreuz noch, und gegen Den, der es einst getragen, drückt er die eisumstarrten Lippen als Weihe auf des Jünglings bleiche Felsenstirn. Der Dichter schließt das Ganze:

Dem Jüngling folgt' ich nach auf fernen Zügen,
Im Kaiserglanz; an manchem großen Tage
Sah' ich um ihn den finstern Geist der Lügen,
Und jenen Fremdling aus dem Sarkophage.

Unter den „Vermischten Gedichten" findet sich, bei einigem Unbedeutenden, viel des Ansprechenden und Schönen; dahin gehört „Das Versatzhaus" (S. 477), ein sprechendes Sittenbild der Neuzeit, treu nach der Natur gemalt. Den Weltschmerzlern gibt er (S. 484) eine beherzigenswerthe Lehre, und „Der Ritt durch die Wüste" (S. 495) ist eine der schönsten Gaben im Buche. Wir können uns indessen nicht entbrechen auch einige Ausstellungen zu machen, was man um so natürlicher finden wird, da man auf einer klaren Spiegelfläche das kleinste Stäubchen wahrnimmt, und welche zugleich das Interesse und die Aufmerksamkeit, welche wir der Durchsicht dieser Blätter schenkten, documentiren mögen. Sehr oft werden Trochäen statt Jamben gebraucht, und wir finden donnert, lernte u. s. w. statt — ⏑ — ⏑ donnert, lernte ⏑ — ⏑ — Briseis, bekanntlich dreisylbig, hat der Verf. (S. 326) zweisylbig gemessen. Einige Male schreibt er Jacht statt Jagd. Einige das Ohr verletzende Reime laufen auch mitunter. Prosaisches findet sich S. 310 in der zweiten Strophe, und S. 405 in der vierten; Steifes S. 291 die erste Nummer, S. 300 die dritte, und S. 307 die erste Strophe. Der Schluß des sonst trefflichen Gedichts „Linden" (S 315) ist zu manierirt. „Atlas" (S. 471) ist im Vergleich mit dem übrigen, dem Inhalte nach, doch wol zu unbedeutend und „Das Schloß am Meer" (S. 471) gar zu gesucht.

99. Gedichte von Rudolf Kulemann. Hanover, Hahn. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Talent ist diesem wahrscheinlich noch jugendlichen Musenlehrling nicht abzusprechen; denn liest man z. B. Nr. 2, in „Noch lebe ich" (S. 131), so muß auch der eigensinnigste Kritiker bekennen, daß er sich auf Naturmalerei trefflich versteht, indem da jede Strophe, jeder Vers, jedes Wort klingt, flammt und duftet. Wie melodisch in Form und Geist klingt ferner das Wort in „Thräne" (S. 98)! Weich schöner tiefer Sinn liegt dem kleinen Gedicht „Schneiderlein" zum Grunde! Aber tausend und abertausend kleine Unarten muß der Dichter sich noch abgewöhnen. Er muß erst lernen, Herr seiner Begeisterung zu werden, daß es ihm nicht gehe wie Goethe's „Zauberlehrling"; er muß den oft noch so trüben Strom im Innern klären und lichten und sich von seinen Wellen nicht fortreißen lassen; er muß die Form mehr respectiren und darf sich nicht gestatten, kakophonische Daktylen in die Jamben einzuschmuggeln, oder die Verben zu dehnen und zu ziehen, was er zu oft sich erlaubt, sonst müssen wir von ihm sagen, was er im ersten seiner Sonette (S. 30) selbst über sich äußert:

— — ich habe tausend Wörter
Zusamm geleimt zum klappernden Skelette,
Und drum gehängt 'ne helle Phrasenklingel.
So wandr' ich fort durch viele Städt' und Örter
Und klingle mit dem Volke um die Wette,
Ein lieber, gottvoll amusanter Schlingel.

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog von H. Beyle (F. de Stendhal).

Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns tausend Beispiele von Schriftstellern, die Bedeutenderes würden geleistet haben, wenn sie, statt durch originelle Luftsprünge und Seiltänzereien die Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen, ruhig und ohne Umweg auf ein festes Ziel losgegangen wären. Diese Bemerkung paßt zum Theil wenigstens auf Beyle, der vor kurzem verstorben ist; denn wennschon nicht zu leugnen ist, daß er einzelne ganz ausgezeichnete Sachen hinterlassen, so war er doch so reich begabt, daß er im Stande gewesen wäre, seinem Namen viel größern Glanz zu geben. Sein Fehler war, daß er häufig zu sehr nach Paradoxen und Bizarrerien jagte. Henri Beyle war zu Grenoble im J. 1783 geboren, wo sein Vater, der Advocat war, ihn zur juristischen Laufbahn bestimmte. Nach mannichfachem Hin- und Herschwanken ward er endlich in der Verwaltung der kaiserlichen Civilliste angestellt. In seiner Eigenschaft als Aufseher des kaiserlichen Mobiliars und der Krongebäude machte er den Feldzug in Deutschland mit und ward unter Anderm beauftragt, in der wolfenbüttler Bibliothek eine Lese nach französischer Art vorzunehmen. Im J. 1813 ward er Auditor im Staatsrathe. Als Napoleon von seiner Verbannung nach Elba zurückkehrte, ergriff Beyle die Waffen und focht bei Waterloo mit. Nach dem unglücklichen Ausgange dieser entscheidenden Schlacht begab er sich nach Italien, wohin ihn seine Liebe zu den Künsten mächtig zog und das er schon früher im Gefolge der kaiserlichen Armeen flüchtig berührt hatte. Hier trat er 1815 zum ersten Male in seinen „Lettres sur Haydn" als Schriftsteller auf, denen er ein „Vie de Mozart" und „Considérations sur Metastase" beifügte. Er gab diese Schrift unter dem Pseudonym L. C. A. Bombet heraus, verwickelte sich aber mit einem italienischen Gelehrten, dessen Vorarbeiten er ein wenig zu wörtlich benutzt hatte und der ihn des Plagiats beschuldigte, in Händel. Dies veranlaßte ihn, dieselben Abhandlungen 1817 noch einmal völlig umzuarbeiten. Zu derselben Zeit gab er sein „Rome, Naples et Florence" heraus, von dem vier oder fünf Ausgaben erschienen sind und das diese günstige Aufnahme durch geistreiche Schilderungen und originelle Ansichten verdient hat. Leider spukt schon in diesem Werke die Paradoxensucht, die in mancher seiner spätern Schriften zuweilen widerlich hervorbricht. Im J. 1819 verfaßte er eine Broschüre in italienischer Sprache „Del romantismo nelle arti", die er zu Florenz herausgab. Voll herrlicher Partien, aber zugleich von mancherlei Flecken verdunkelt ist sein „De l'amour" (2 Bde.), das 1822 erschien, das aber eine Vergleichung mit „De l'amour" von Senancour, wozu der gleiche Titel unwillkürlich auffodert, nicht aushalten kann. Seine Broschüre „Racine et Shakspeare", die 1823 im Lager der Romantiker großen Beifall erregte und besonders im „Globe" sehr günstig besprochen wurde, ist voll geistreicher Kunstansichten, die nur nicht immer klar gestaltet sind. Das wichtigste Product seiner Feder ist die „Vie de Rossini", die für ein Muster kunstgeschichtlicher Charakteristik gelten kann. Von jetzt an zeichnete Beyle seine Werke meistens mit dem Pseudonym F. de Stendhal. Wie es heißt, hat er diesen Namen von unserm Stendal in der Altmark entlehnt, das ihm als Geburtsort Winckelmann's, dem er eine große Verehrung gewidmet hatte, besonders heilig war. Seine „Promenades dans Rome" (1829) sind geistvoll, enthalten aber auch höchst oberflächliche Urtheile. Seine Tragödien „Cenci" und „La Duchesse de Palliano", die er unter dem Namen L. de la Genevais herausgab, machten kein Aufsehen und sind auch beide von keinem hohen poetischen Werthe; besonders darf man die erstern nicht mit der gleichnamigen Dichtung von Shelley zusammenhalten. Sein Roman „Rouge et noir" (1830) ward mit großem Beifall aufgenommen und auch ins Deutsche übersetzt. Die Julirevolution gab einem Theile Derer, die während der Kaiserzeit öffentliche Ämter bekleidet hatten, wieder Aussicht auf Anstellung und so suchte auch Beyle wieder in den Staatsdienst einzutreten. Seine Verbindung mit den jungen Journalisten und neugebackenen Staatsmännern, in deren Händen die Zügel der Regierung waren, verschaffte ihm das Consulat zu Triest. Aber der Kaiser von Östreich verweigerte dem beißenden Schriftsteller, der von den Herren der Lombardei vielleicht nicht immer mit dem gebührenden Respecte geredet hatte, sein Exequatur. Hierauf bekam er die Consulstelle in Civita-Vecchia, die er bis zu seinem Tode bekleidet hat. Dieser Posten hielt ihn nicht ab, einen großen Theil des Jahres in Paris zuzubringen und seine schriftstellerische Thätigkeit ununterbrochen fortzusetzen. Er gab seitdem eine große Anzahl kleiner Novellen und bunter Aufsätze in verschiedenen Journalen heraus, unter denen besonders die in der „Revue de Paris" erschienenen Stücke Erwähnung verdienen. Wir erinnern uns eine kleine Novelle „Vittoria Accoromboni" gelesen zu haben, in der dasselbe Sujet behandelt wird, das Tieck in seinem meisterhaften Romane gleichen Namens ausgearbeitet hat. Beyle's „Mémoires d'un touriste" betreffen das südliche Frankreich und sind voll geistreicher Skizzen mit bizarrem Beiwerk. Die „Chartreuse de Parme" ist eine gelungene Novelle, die wir jedoch, was lebendige Schilderung anbelangt, seinem „Rouge et noir" nachstellen möchten.

50.

Literarische Anzeige.

Neuer Roman.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Irma und Nanka.

Von

F. Bruno.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 232. — 20. August 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 231.)

51. Gedichte von Karl Heinzen. Köln, Boisserée. 1841. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Es ist recht schön, daß Hr. Heinzen uns den schlechten Wein seiner Epigramme zuerst vorsetzt und später den bessern gibt, wie auf der Hochzeit zu Kana geschah; denn wenn wir vier bis fünf, worunter „Der Politische" (S. 13) gehört, ausnehmen, so haben sie etwas von der rohen Natur der Frescomalerei, und der Verf. kann von ihnen Dasselbe sagen, was er dem jungen bürgerlichen Poetenradicalen (S. 22) in den Mund legt:

Die Elegie ist mir fatal,
Dem Schaffen und dem Schwung muß ich entsagen,
So will ich ihnen denn einmal
Recht ordinair die Wahrheit sagen.

Andere humoristische Gaben sind nicht ordinair. So entfaltet sich z. B. in „Mein Wunsch" (S. 53) eine gar ergötzliche Carnevalsidee, die nicht blos eine lebhafte Phantasie, sondern auch große Sprachgewandtheit zur Genüge bekundet. Witzige Reflexionen und scharfe Blicke in das politische und sociale Leben unterhalten oder überraschen solche Leser, die bei poetischer Lectüre nicht blos zu fühlen, sondern auch zu denken lieben. Er versteht es zugleich, dem Humor jenen Schmerz zu gesellen, der, wie so häufig die dichterischen Productionen der Neuzeit, die Kennzeichen einer künstlich gemachten Überschwänglichkeit trägt, wie dies aus der Ränie „Einem Todten" (S. 119) ersichtlich ist. Doch für die Krone der ganzen Sammlung müssen wir die Elegie „Der Pole" (S. 134) erklären, mit welchem „Wer darf klagen?" (S. 185) und „An die Deutschen" (S. 296) in verwandtschaftlichem Zusammenhange steht. Wir theilen dem Leser das Ganze mit:

Schön muß es sein, ein Vaterland zu haben,
An seinem Glück sich, seinem Ruhm zu laben,
Sich seinem Ruhm und seinem Glück zu weihn
Und seiner Freiheit Schirm und Hort zu sein!

Mein Vaterland lebt nur in der Geschichte
Und seine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich nur zum Spott genannt,
Denn nur der Freie hat ein Vaterland.

Riant, herbe Zähren, in des Bartes Haare!
Ein todtes Vaterland auf blut'ger Bahre
Liegt Polen da, der weiße Adler schwebt
Ums Grab, das tief der Moskowiter gräbt.

Verwaist durch fremde Steppen muß ich klagen,
Den Heimatschmerz durch alle Zonen tragen,
Des Siegers Bann und dem Mitleid preis,
Durchirr' ich ruhelos der Erde Kreis.

Trost suchend floh' ich in die freien Lande
Am Mississippi und Ohiostrande,
Doch Trost nicht bracht' es: Trauer, Grimm und Scham
War mein Gefühl, wenn ich zu Freien kam.

Dann sucht' ich Trost, wo keine Freiheit wohnte,
Wo Druck und Haß der Treu' und Tugend lohnte,
Doch doppelt herb' ward Trauer, Grimm und Scham,
Wenn Polen gleich kein Land an Unglück kam.

Dann wollt' ich kehren zu der Väter Herde,
Mich fesseln lassen auf der heim'schen Erde,
Freiwillig steigen in des Kerkers Gruft,
Zu athmen nur die vaterländ'sche Luft.

Doch ach! selbst diesen Trost durft' ich nicht hoffen,
Für mich ist selbst kein heim'scher Kerker offen,
Für Freiheit selbst ist Polens Luft nicht feil:
Sibirien nur — o Gott! nur das mein Heil!

O Polen! könnt' ich meine müden Glieder
Nur legen einst in dir zur Ruhe nieder!
Dem Todten selbst winkt keine Wiederkehr,
Kein Grab hat Polen zu vergeben mehr.

Grausamer Schmerz, der meinen Muth verklaget,
Nie müder Wurm, der mir am Herzen naget,
Nie satter Geier, der mein Leben schlingt —
Mein Polen hin! Kein Gott, der's wiederbringt!

Mein Vaterland lebt nur in der Geschichte
Und seine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich nur zum Spott genannt,
Ach! nur der Freie hat ein Vaterland.

Wer so reden und fühlen und dichten kann, ist kein ordinairer Reimschmied. Das geht auch hervor aus „Resignation" (S. 142), „Regulus" (S. 158) und „An die Deutschen" (S. 196). Ferner ist das Gedicht „Sprachmangel" (S. 173) uns aus der Seele geschrieben: es schließt mit den Worten:

Ihr habt es selbst erfahren und ihr lacht?
Ich muß es dulden, könnt ihr es nicht lieben,
Wenn ein Poet das Schlechteste nur aufgeschrieben.
Doch bleibt's: Die besten Gedichte, die ich hab' gemacht,
Sind die, die ungemacht geblieben.

Die letzte Abtheilung, „Gelegentliches" überschrieben, ist ein Anhang für Bekannte des Sängers; auch aus ihr geht klar hervor, daß Hrn. Heinzen's Geist und Gemüth sich warm und leicht an Verhältnisse und Menschenherzen anschmiegt. Die Sammlung verdient eine größere und sorgfältigere Würdigung, als wir ihr hier zu Theil werden lassen konnten.

52. Gedichte von Johann Karl Schütt. Nebst einer Biographie des Dichters von Mohnike. Berlin, Gropius. 1841. 8. 1 Thlr.

Hr. Dr Mohnike in Stralsund, mit dem bereits verstorbenen Verf. dieser Gedichte befreundet, setzt demselben einen kleinen biographischen Denkstein. Daraus geht hervor, daß Schütt ein Mann von gediegenem Charakter war und sich mit großer Wärme linguistischen Bestrebungen hingab. Der schwedischen

Sprache war er vollkommen mächtig und übersetzte mit Mohnike in Gemeinschaft mehre Lieder von Tegnér und Ricander. Ebenso kannte und liebte er die französische, italienische und englische Sprache; selbst mit dem Russischen beschäftigte er sich, wovon das Fragment der Nachbildung eines Liedes von Schukofsky (S. 111) Zeugniß gibt. In allen diesen Studien war er Autodidakt, da seine geistige Bildung von Haus aus sehr vernachlässigt war. Unter den hier in der dritten Abtheilung mitgetheilten Übertragungen aus dem Italienischen des Chiabrera, dem Französischen des Béranger, dem Englischen des Th. Moore, der Felicitas Hemans („Der Sonnenstrahl", S. 104), des Bailey und Pope, dem Schwedischen des Franzén, Atterbom, Afzelius, Ricander und Tegnér haben wir blos das Frühlingslied des Chiabrera mit dem Original verglichen und gefunden, daß die Übersetzung den Nachbildungen Anderer nicht nachsteht. Man sieht den wenigsten das ausländische Gewand an und die Wahl der Stücke ist auch zu billigen. Wir haben unser Urtheil über des Buches letzte Abtheilung vorangestellt, weil die Übertragungen aus andern Sprachen in der That das Beste sind und das Eigene, was in Gedichten vermischten Inhalt und in Gelegenheitsgedichten vorangeht, in Schatten stellen, ja wir müssen selbst behaupten, daß die Welt nichts verloren hätte, wenn sie ungedruckt geblieben wären.

53. Gedichte von Anton Schurz. Stuttgart, Hallberger. 1841. 8. 1 Thlr.

Dieser Sänger hat seines Musengartens Blumen in sechs Kränze gebunden, die zwar des Dufts und der Farbe nicht entbehren, aber nicht lieblicher blühen als die von Anderer Händen geflochtenen. Fast Alles ist lyrisch; doch ist der Verf. nicht ohne Talent für das Epische, wie das aus dem „Kreuzlein" (S. 141) und noch mehr aus dem darauf folgenden „Der Todesstoß" ersichtlich ist. Man sieht ferner, daß es ihm auf der Reimjagd sauer geworden ist und daß er mühsam darnach ringt, in der Sprache originell zu sein. Durch seine an Voß' Manier erinnernden Schwerreime sucht er dem Leser zu imponiren, bringt aber dadurch eine fühlbare Schwerfälligkeit in die Gedanken und Formen, die den Genuß des Lesers stört. So ist das sonst artige Gedicht „Winter" (S. 10) und noch mehr „Der Philosoph" (S. 66) ein Beispiel verunglückter Sprachoriginalität; es beginnt:

Auf hoher Alpentrift ich lief,
Mit offner Brust, den Rock aus;
Da lag vor mir in Kräutern tief
Ein Ding, sah wie ein Bock aus u. s. w.

Für den jetzigen Standpunkt deutscher Liederkunst ist Vieles nichtssagend, wenn auch gerade nicht unpoetisch. Rüge verdient ferner manche Unklarheit, wie wir z. B. (S. 6) lesen:

Schon taucht auf der Traumsteinriese,
Schon die sanfte Himmelwiese,
Und schon schimmern Gmunden, Ort;
Schleifern mich (?) den Musensohn,
Träumend an den Busen schon,
Gleit' ich süß gemuthet fort.

„Das todte Weib" (S. 42) ist total verunglückt, ebenso S. 52 der dritte Vers, S. 55 die erste Zeile und der zweite Vers S. 64. Oft gelingt es ihm gar nicht, seine Gefühle auszusprechen (man sehe S. 22 „Mondenträume") und oft ist er unglücklich in der Wahl des Stoffs (man sehe S. 72 „Der Hirt von Hartberg"). Dem Gelungenen zählen wir zu im ersten Kranz „Die Föhre" (S. 32) und „Die Wasser" (S. 37), im zweiten „Aufrecht!" (S. 50) und „Der Gast" (S. 56), im dritten „Ein unberastes Grab" (S. 95) und „Das große Wort" (S. 108). Am gemüthlichsten hat uns (S. 99) das Gedicht „Die Saite" geklungen. Hier ist es:

Wie heftig — pfui mir Kinde groß! —
Ich gleich zusammenfahr'!
Was war's denn, eine Saite blos
Zerriß an der Guitarre.

Nur riß sie gar so unversehn,
So schmerzhaft, so gewaltsam!
Ein Wehruf war's, ein Hülfeflehn,
Ein Angstschrei, unaufhaltsam.

Lang mit dem Tod vielleicht schon rang
Die arme Saite stille,
Bis sie nun endlich, endlich sprang
Mit Schußknall und Geschrille.

Gar Mancher in der Stille ringt,
Mag's nimmer überstehen; —
Ein Schuß — die Lebenssaite springt;
Ein Ach! es ist geschehen!

Wie lustig sie noch heute sang,
Von frischem Griff geweckt,
Indeß sie wohl schon stöhnte bang
Im Herzen, dicht verdeckt!

Hell Euch, daß in die dunkle Brust
Mögt, Menschen, ihr nicht schauen;
Schnell wandelte sich alle Lust
In Grämen Euch und Grauen!

Schlaf', Arme, wohl; bleib todt nur schon,
Denn ein geknüpftes Leben, —
Den alten, hellen, vollen Ton
Würd' es ja doch nicht geben!

54. Gedichte von M. L. Schleifer. Wien, Haas. 1841. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diesen in acht Abschnitte getheilten Liedern, die sämmtlich mit dem Tage ihrer Geburt bezeichnet sind, ist das bescheidene Motto vorgesetzt: Ist Saul auch unter den Propheten? Wir antworten darauf: Warum dürfte er nicht?! Aus der ersten Nummer „Die Schuld", wo er seinen beiden Töchtern in einem wohlgewählten Bilde eine väterliche Lehre gibt, geht hervor, daß der Verf. über des Lebens Blütezeit hinaus sein muß; aus den Gedichten selbst aber ist dies nirgend erkennbar; denn viele unter ihnen athmen eine Frische und Jovialität (man sehe die humoristischen Lieder in östreichischer Mundart), die den Ernst der Jahre nicht durchscheinen läßt. Er ersteigt alle Stufen der menschlichen Gefühlsleiter; er ist Liebender, Vater, Freund, Trinker, Lehrer und warmer Patriot, und wo die eigene Gemüthlichkeit das Wort nimmt, gewinnt er des Lesers Herz. Zur Probe das kleine Gedicht „Im Winter" (S. 106):

Wenn ich die Blumen, verhüllt mit Schnee,
Still zwischen den Fenstern trauern seh',
So werden mir meine Lieder klar
Und über ihnen mein graues Haar.

Wenn wieder die Schwalbe zu Neste trägt,
Wenn wieder im Korn die Wachtel schlägt,
Dann heben die Blumen mit frischem Flor
Zum Himmel die Köpfchen voll Duft empor.

Wann naht die Schwalbe, wann blüht das Korn,
Wo meiner Lieder versunkner Born
Des Lebens Winterschlaf ausgeträumt
Und frisch durch die Blumen Edens schäumt? *)

56.

Die Pietisten. Roman aus dem Leben der neuesten Zeit von Heribert Rau. Drei Bände. Stuttgart, Cast. 1841. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Dieser Roman fodert zu einer zweifachen Beurtheilung auf: einmal, von Seiten seiner religiösen Tendenz, das andere Mal von Seiten seiner künstlerischen Form. Die Tendenz verdient in ihrer allgemeinsten Gestalt Billigung. So viel auch in neuester Zeit über und gegen den Pietismus in seiner Entartung

*) Der dritte Artikel folgt im Monat October. D. Red.

geschrieben worden ist, so wuchert das Übel doch nach wie vor fort und es muß daher dankbar anerkannt werden, wenn sich immer neue Kräfte dagegen in Thätigkeit setzen und ihn ebenso in seiner Haltlosigkeit und Verschrobenheit als in seiner Verworfenheit und Verderblichkeit darzustellen suchen. Ein offenes kräftiges Auftreten dagegen ist aber darum um so mehr nöthig, als es der Pietismus selbst nicht verschmäht, abweichende religiöse Richtungen in der gehässigsten Weise anzufeinden und zu verketzern. Erst vor kurzem ist dem Ref. ein Beispiel davon bekannt geworden, das in seiner Wirkung zwar lächerlich, in seiner Absicht dagegen ernstlich genug gemeint war. Es findet sich dasselbe in der „Evangelischen Kirchenzeitung" und besteht in einer vom dortigen Berichterstatter selbst sogenannten Denunciation einer seit kurzem erscheinenden Vierteljahrsschrift, deren Mitarbeiter sämmtlich als eine antichristliche Coalition verdächtigt werden. Erwies sich nicht diese Anklage, so schlau sie auch in manchen Beziehungen angelegt ist, beim ersten Blick als die Ausgeburt entweder eines lächerlichen Wahns — denn ein lächerlicher Wahn ist es, in unsern durch und durch vom Christenthum durchdrungenen Zeiten eine antichristliche Coalition nur für möglich halten —, oder eines mit vollem Bewußtsein handelnden Hasses, und wären überhaupt noch die Zeiten, in denen die Finsterniß bei ihren Machinationen gegen das Licht so leichtes Spiel hätte: so möchte vielleicht das Schicksal manches der hier Verketzerten, namentlich des Dichters, der einen Ketzer wie Giordano Bruno zu verherrlichen gewagt hat, kein viel milderes werden, als das des Giordano Bruno selbst. Solche bald mehr, bald minder aus der Luft gegriffene Anfeindungen von Seiten der Pietisten gehören gerade nicht zu den Seltenheiten, und es ist daher den Kämpfern für das Licht nicht zu verargen, wenn sie auch ihrerseits zu den Waffen greifen und die Kinder der Finsterniß mit den Strahlen des göttlichen Lichts dermaßen bis in die verborgensten Schlupfwinkel des Muckerthums verfolgen, daß tagkundig werde, wie es dort hergehe und welches Heil man von dort aus zu erwarten habe.

Minder einverstanden als mit der Tendenz des vorliegenden Buchs im Allgemeinen können wir mit der speciellen Ausführung desselben sein. Schon die Zeichnung des Pietismus selbst befriedigt nicht; ganz und gar ungünstig aber, ja in vieler Beziehungen zurückstoßend wirkt die Darlegung des eigenen Glaubensbekenntnisses. Der Pietismus, wie er hier geschildert wird, erscheint als ein Unkraut ohne Wurzel. Außer einigen historischen Andeutungen in der Vorrede wird uns nichts geboten, was uns mit den ersten und geheimsten Anfängen desselben bekannt machte. Und doch ist eine Kenntniß gerade dieser am meisten nöthig, wenn sich die Gemüther, die etwa dazu inclíniren, zeitig genug ihres falschen Weges bewußt werden sollen. Der Pietismus entwickelt sich theils aus innern, theils aus äußern Zuständen. Jene sind gleichsam die Keime desselben, diese der Grund und Boden, aus dem die Keime Nahrung ziehen. Beide können wieder sehr verschiedenartig sein, und gemäß ihrer Verschiedenheit wird auch der Pietismus selbst in verschiedene Modificationen und Nuancen auseinandergehen. Jede dieser Modificationen wird ihrem nothwendigen Princip und den zufälligen Einflüssen gemäß sich wieder auf ganz eigenthümliche Weise entfalten, wachsen, Form und Umfang gewinnen und, sobald der Culminationspunkt erreicht, ebenfalls in eigenthümlicher Weise wieder rückwärts schreiten, nach und nach sich mit dem gesunden Zustande der Dinge wieder aussöhnen oder in sich zerfallen und endlich ein eigenthümliches Ende nehmen. Die verschiedenen Modificationen nehmen sowol zueinander als zur Außenwelt die verschiedenartigsten Stellungen ein; es gestalten sich daraus besondere Beziehungen und Conflicte, und diese heben den mannichfaltigsten Einfluß auf die öffentlichen und privatlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebensverhältnisse auf. Über alles dieses erwartet man natürlich in einem Buche, das sich eigens die Besprechung des Pietismus zum Thema gestellt hat, Auskunft und Belehrung; das vorliegende befriedigt aber diese Erwartungen in sehr geringem Grade. Die Anfänge, auf die der Verf. hindeutet, sind keine wirklichen Anfänge. Sämmtliche Personen, die er uns als Pietisten vorführt, sind eigentlich schon mitten im Pietismus drin, selbst Gabriele und das Fräulein von Lindersdorf; sonst hätten sie nicht von so plumpen und crassen Persönlichkeiten gewonnen werden können, zumal da sie durch keine äußern Verhältnisse dazu getrieben werden. Mit den wirklichen Anfängen sind natürlich auch die tiefern Entwickelungen ausgeschlossen: denn alle Entwickelungen, die nicht von bestimmten Principien ausgehen, erscheinen willkürlich und zufällig. Diejenigen, welche hier geboten werden, sind überdies äußerlich und oberflächlich, und ihre Entwickelungsmomente nur graduell, nicht zugleich specifisch voneinander verschieden. Ebenso wenig befriedigt die Darlegung der verschiedenen Modificationen des Pietismus. Der Verf. gibt uns nur Repräsentanten der Hauptrichtungen: einen Schwärmer, einen Heuchler, einen Sünder u. s. w.; aber auch diese fließen zum Theil ineinander, er hat sie nicht durch bestimmte charakteristische Umrisse zu scheiden gewußt.

Noch weit unvollkommener ist uns Dasjenige erschienen, was der Verfasser dem Pietismus gegenüber als die echte und wahre Religion bezeichnet. Er nennt seine Glaubensansicht eine Vernunftreligion — das ist sie aber nicht. Der Verstand ist zwar nicht das einzige, aber doch das prävalirende Element in ihr, er hat sich mit dem Gefühl zu keiner wahren Einheit verschmolzen. Bei der echten Vernunftreligion müssen Gefühl und Verstand ganz ineinander aufgehen, es muß von ihnen insbesondere gar nicht mehr die Rede sein. Die Vernunftreligion ist volles, unmittelbares Sichhingeben an die Gottheit mit allen Kräften, die uns zu Gebote stehen. Sie bedarf daher eigentlich keiner Vermittelung, mithin keiner positiven Grundlage. Nimmt sie aber einmal eine solche an, so muß sie darin sogleich wieder die Gottheit selbst erkennen, weil sie sonst gänzlich aus ihrem unmittelbaren Verhältniß heraustreten und damit aufhören würde, Vernunftreligion zu sein. In diesem Sinne ist das Christenthum, wie es uns in den heiligen Büchern überliefert worden, vollkommene Vernunftreligion, und zwar nicht etwa das gereinigte und rationalistisch-explicirte Christenthum, sondern das Christenthum mit allen seinen Wundern und sogenannten übernatürlichen Erscheinungen, in denen sich der plane Verstand nicht zurechtzufinden versteht. Das wahrhaft religiöse, gläubige Gemüth faßt ja nicht die Wunder der Gottheit von Seiten ihrer physischen Unmöglichkeit auf, sondern erkennt in ihr Symbole des göttlichen Wirkens, bei deren innerer Glaubhaftigkeit, ja Nothwendigkeit es auf die historische Beglaubigung gar nicht ankommt. Die Frage, ob Christus eine historische oder mythische Person sei, ist, vom Standpunkte der Religion betrachtet, völlig gleichgültig. Nur dem Geschichtsforscher ist das von Interesse, und dieser mag, wenn ihn das Resultat seiner Forschungen dazu nöthigt, den historischen Christus leugnen. Das religiöse Gemüth wird dadurch um nichts verkürzt: denn was gilt diesem die historische Wahrheit gegen die innere religiöse Wahrheit in echt göttlicher Anschauung, wie sie uns das Evangelium in Christus überliefert hat. Der Christus des Evangeliums kann gar nicht weggeforscht werden, selbst wenn nachgewiesen werden könnte, daß das ganze Evangelium eine bloße Dichtung, eine reine Erfindung sei. Darum halten wir Strauß's Forschungen dem Gehalt des Christenthums durchaus für ungefährlich und vom Standpunkte der Historie für höchst verdienstlich; für einen Wahn, für einen Frevel dagegen müssen wir es erachten, das Resultat solcher Forschungen zum Inhalt der Religion selbst machen zu wollen — wie es der Verf. unsers Buchs im Sinne hat. Er bietet nämlich außer dem eigentlichen Romane noch eine Geschichte des Lebens Jesu, von welcher er meint, daß sie die Grundlage des zeitgemäßen, geläuterten Christenthums bilden müsse. Er hat hierin Alles, was wie ein Wunder aussieht, so zu drehen und zu wenden gewußt, daß auch der planste Verstand keinen Anstoß mehr daran nehmen kann. Alles geht auf die natürlichste Weise von der Welt her, und es erscheint weiter nichts unnatürlich, als daß die Na-

tur mit ihren natürlichen Kräften stets so rasch bei der Hand ist, um dadurch unnatürlich scheinende Effecte hervorzubringen. Der Verf. denkt aber wahrscheinlich: Geschwindigkeit ist keine Hexerei, und so glaubt er die Taschenspielerkunststückchen der Natur leichter mit dem Glauben vereinigen zu können als ein großartiges, außerordentliches Hervortreten der Gottheit aus dem alltäglichen Hergange der Begebenheiten. Das ist aber ein ungeheurer Irrthum. Liest man das von ihm entwunderte, dem Verstande mundgerecht gemachte Evangelium durch, so fühlt sich nicht nur das Gemüth, sondern der ganze innere Mensch wie mit Wasser übergossen. An die Stelle einer herrlichen, Herz und Geist ergreifenden Poesie ist eine kalte, nüchterne Prosa getreten, die uns unmöglich zur Anschauung der Gottheit emporheben kann. Hätte das Evangelium von Anfang an diese Gestalt gehabt, ich bin fest überzeugt, es würde nicht den Erdkreis überwunden haben. Inhalt und Form, Sinn und Erscheinung müssen stets im Einklange sein und das Göttliche, wenn es als solches den Geist überwältigen will, darf sich nicht als ein ordinairer Mensch präsentiren.

So viel über die Tendenz und den Inhalt dieses Romans. Über seine künstlerische Form müssen wir uns kürzer fassen. Er gehört in dieser Beziehung zu den mittelmäßigen Erscheinungen. Der Verf. hat es nicht verstanden, das religiöse Interesse mit den Romaninteressen auf eine innige und nothwendige Weise zu verweben. Die einzelnen Personen haben keine bestimmte, klare Beziehung zum Mittelpunkt erhalten und ihnen selbst fehlt es an Tiefe und Eigenthümlichkeit. Stellt man die Anfoderung minder hoch, so sind einige ganz ansprechende darunter, namentlich Rosa Alberti, der Arzt, zum Theil auch Oskar und der Engländer. Eine durchaus mislungene Figur dagegen ist der alte Hohenstein. Ein Starrsinn dieser Art ist kaum zu gebrauchen, oder der Verf. muß wenigstens ganz andere Mittel in Bereitschaft haben, wodurch er denselben endlich doch zu brechen gedenkt. Der Styl ist fließend und gewandt, bewegt sich aber zu sehr in der allgemeinen Sphäre und weiß nicht durch neue Gedanken und charakteristische Beziehungen ein lebendigeres Interesse zu erwecken. Der allgemeine Ton, in dem der Roman gehalten ist, darf nobel genannt werden, aber dadurch werden einige widerliche Schilderungen nicht übertüncht. Wir wissen, daß der Verf. einen guten Zweck damit hat erreichen wollen. Aber es fragt sich, ob solche Mittel selbst für einen guten Zweck gewählt werden dürfen. Es gibt auch einen ästhetischen Jesuitismus, und von diesem ist der Verf. in diesem Falle nicht ganz freizusprechen. Richard Morning.

Bibliographie.

Abdruck der Aktenstücke aus den Verhandlungen der Kammer der Standesherren des Königreichs Württemberg in der katholisch-kirchlichen Angelegenheit. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 20 Ngr.

Die Hanoversche Armee, ihr Verhältniß zur Bundesarmee und ihre Augmentation. Gr. 8. Hanover, Helwing. 6¼ Ngr.

Bunsen, C. C. J., Elisabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands. Als Anhang ein Vortrag von Amalia Sieveking in Hamburg. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 12½ Ngr.

Colet, Louise, Mirabeau's Jugend. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Delhinor, C., Ferdinand Cortez oder die Eroberung von Mexiko. Nach den besten Quellen bearbeitet. Mit 24 Bildern. 1ste, 2te Lief. 16. Prag, Sandtner. 1843. 6¼ Ngr.

Flygare-Carlén, Emilie, Der Professor und seine Schützlinge. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. B. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gerber, C., Über Statistik und statistische Behörden. Gr. 8. Marburg, Elwert. 5 Ngr.

Heintzen, K., Die geheimen Konduitenlisten der Beamten. Eine Flugschrift. Gr. 8. Köln, Mitehold. 5 Ngr.

Herrmann, W., Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hood, Th., Tylney Hall. Roman. Aus dem Englischen von R. Grant. 2 Bände. 8. Bautzen, Weller. 1 Thlr. 15 Ngr.

Karsten, H., Die Kirche und das Symbol in ihrem innern Zusammenhange sowie in ihrem Verhältnisse zu Staat und Wissenschaft. Grundzüge zur Lehre von der Kirche. Ein theologischer Versuch. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 26¼ Ngr.

Krylow's, J., Fabeln in acht Büchern. Aus dem Russischen von F. Torney. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 8. Mitau, Reyher. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leibrock, G. A., Die Sagen des Harzes und seiner nächsten Umgebung. Gesammelt und nacherzählt. 1ster Theil. Die Sagen des Unterharzes. Mit 1 Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Lepsius, R., Ueber die Tyrrhenischen Pelasger in Etrurien und über die Verbreitung des Italischen Münzsystems von Etrurien aus. Zwei Abhandlungen. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 25 Ngr.

Most, G. F., Die sympathetischen Mittel und Curmethoden. Gesammelt, zum Theil selbst geprüft, historisch-kritisch beleuchtet und naturwissenschaftlich gedeutet. Gr. 8. Rostock, Stiller. 20 Ngr.

Ostdeutschland. — Glocke und Kanone. Zwei Zeitgedichte. Gr. 8. Königsberg, Theile. 5 Ngr.

R. Peel's Finanz-System, oder über die Vorzüge der Einkommensteuer im Gegensatze zu Staats-Anleihen und Zinsreductionen von D. A. Benda. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 20 Ngr.

Pfaff, K., Geschichte des Militairwesens in Württemberg von der ältesten bis auf unsere Zeit und der Verhandlungen darüber zwischen der Regierung und den Landständen. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 18¾ Ngr.

Prichard, J. C., Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von R. Wagner und F. Will. 3ten Bandes 1ste Abtheilung. Europäische Nationen. Gr. 8. Leipzig, Voß. 3 Thlr.

Ratjen, H., Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde. Im Anhange zwei Briefe Imm. Kant's an Hamann. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 25 Ngr.

Rodishain, K. v., Was zu handeln? Alt Gold, alt Silber, alte Kleider? Eppes Rares von Judenpech in eitel koscheren Anekdoten und Gedichten. 8. Nordhausen, Fürst. 12½ Ngr.

Saint-Hilaire, C. M. de, Das Hotel der Invaliden. Erinnerungen aus der Kaiserzeit. Aus dem Französischen von H. Francke. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

See, G. vom, Das Pfarrhaus zu Aardal, eine norwegische Novelle. 8. Arolsen, Speyer. 1 Thlr.

Stuhr, P. F., Das Verhältniß der christlichen Theologie zur Philosophie und Mythologie nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft. Gr. 8. Berlin, Schröder. 5 Ngr.

Über den Beitritt Mecklenburgs zum deutschen Zollverein. Von einem Mecklenburger. Gr. 8. Berlin, Duncker. 7½ Ngr.

Volksbücher. 28. 29. Herausgegeben von G. O. Marbach. Sprichwörter und Spruchreden der Deutschen. 8. Leipzig, O. Wigand. 5 Ngr.

Wachsmann, C. v., Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1843. 6ter Jahrg. Mit 6 Stahlstichen. Gr. 16. Leipzig, Focke. 2 Thlr. 10 Ngr.

Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Baiern, den Gründer Walhalla's. Gr. 8. München, Literar.-artist. Anstalt. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Weber, K. J., Die Leidenschaften. 2ter Theil. Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 233. — 21. August 1842.

Bülow-Cummerow.

1. Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow. Nebst Nachtrag zur dritten Auflage des Werks. Berlin, Veit und Comp. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Zahlen frappiren. Ein Gegenwort gegen v. Bülow-Cummerow's Preußen, seine Verfassung u. s. w. Berlin, Lesecabinet. 1842. Gr. 8. 5 Ngr.

Im Verlaufe eines halben Jahres drei starke Auflagen eines Buchs ist eine Erscheinung ganz ungewöhnlicher Art in Deutschland. Sie beweist ebenso wol ein ungemeines Interesse an dem Gegenstande der Schrift, als daß der Verf. dasselbe anzuregen und zu fesseln gewußt hat. Der Titel bezeichnet den Inhalt vollständig. Seit dem im Jahre 1807 erschienenen „Antiplatonischen Staate" von Gralvell, welcher damals ebenfalls sich mit einer Darstellung und Kritik des Zustandes im preußischen Staate nach allen Verwaltungszweigen befaßte, hat keine Schrift diesen Gegenstand so allgemein und so unumwunden mit dem Publicum besprochen. Aber während damals es galt, die Ursachen des überschnellen Zusammenbrechens eines für mächtig geachteten Reichs aufzudecken und daraus Lehren für dessen fernere Einrichtung abzunehmen, hat Hr. v. Bülow-Cummerow die erfreulichere Aufgabe, zu zeigen, wie dieser verfallene Staat rasch wieder zu seiner dermaligen Macht emporgestiegen ist, wie gediegen und stattlich dieselbe in Wahrheit ist, und was nur noch ermangelt, um ihr die größte innere und äußere Kraftentwickelung zu sichern und jede Schwächung oder Überspannung davon abzuhalten.

Schon allein darum ist dieses Buch ein Zeichen der Zeit, daß es in Berlin erschienen ist, unter den Augen des Königs und in der Hauptstadt des Landes, dessen wichtigste Angelegenheiten darin freimüthig besprochen werden, ein unanfechtbarer Beweis der Wahrheit und Wirksamkeit der den Censoren ertheilten Anweisung, ein erstes freies Aufathmen der vom Censurzwange lange beengten Brust, eine Beglaubigung des dankbaren Vertrauens auf den Ernst und die Lauterkeit der verkündeten Anweisung. Was 1807 nur vermöge eines besondern Cabinetsbefehls geschehen durfte und geschah, das ist anjetzt in Kraft allgemeiner Anordnung geschehen. Ein großer, nicht genug hervorzuhebender Fortschritt der Regierung und des öffentlichen Zustandes! Dies ist um so mehr anzuerkennen, je allgemeiner der Verf. den ganzen innern und äußern Zustand Preußens beleuchtet, in die wesentlichsten Theile und Organe des Staatslebens eindringt, dieselben zu allgemeiner Anschauung offenlegt, darüber freisinnig seine Meinung verlautbart und hierbei viele Dinge zur Erörterung bringt, worüber bisher entweder gar nicht oder doch nur in der der Regierung gefälligen Richtung öffentlich verhandelt werden durfte. Die Thatsachen und Materialien hierzu sind von dem Verf. fleißig gesammelt und so zusammengestellt, daß es leicht wird, ihm in seinen Rückschlüssen aus den Erscheinungen auf deren Ursachen und die wirksamen Kräfte zu folgen. Verfolgt derselbe hierbei gleich sein eigenes individuelles System der Politik, welches vor dem Richterstuhle der Wissenschaft nicht immer bestehen mag, und offenbart sich gleich fast überall, daß derselbe in dieser noch nicht zu deutlicher Erkenntniß, zu klaren Begriffsbestimmungen und zu unumstößlichen Maximen gekommen ist, weshalb er in seinen Ansichten häufig einseitig, in seinen Urtheilen schief und in seinen Vorschlägen und Rathschlägen verkehrt hat werden müssen, so ist doch unverkennbar und zu seinem Ruhme anzuerkennen, daß er redlich beflissen gewesen ist, in seinen Angaben Wahrheit zu erforschen und zu verkünden, mit lebendiger Vaterlandsliebe das ihm erkennbare Vortreffliche und Verwerfliche ins Licht zu stellen, des Landes höchste Kraft und Flor in der innigsten Einigung der Regierung und des Volks zu suchen und solchergestalt die allerwichtigsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zu einem öffentlichen Gemeingute zu machen, wobei er sich selbst und seine Mitbürger und Leser auf dem Standpunkte behauptet, daß sie nicht unmündige Kinder ohne Kenntniß und Überlegung Dessen sind, was ihnen frommt, sondern mündig gewordene Staatsbürger, welche dies kennen und wissen können und sollen, weil eben der Gemeinwille, dessen Ausspruche ein Jeder sich unterwerfen muß, nur der Ausdruck des Ergebnisses der, in der weiten Gesammtheit verbreiteten, Einsicht und Weisheit sein darf und stets zu sein trachten muß. Wenn dies die richtige und zutreffende Bestimmung der ganzen Einrichtung und Thätigkeitsrichtung des Staatslebens nur sein

kann, ist hierdurch zugleich ganz von selbst das wahre und genügende Verhältniß zwischen Volk und Regierung bestimmt, und es sind alle Anordnungen der Staatsverfassung und der Staatsverwaltung stets darauf zu gründen und zurückzuführen.

Das praktische Urtheil des Verf. erweist sich meistentheils als ein geübtes, treffendes und wohlwollendes; seine Freimüthigkeit kennt keinen Rückhalt; der Adel seiner Absicht spricht sich aus in der Ruhe seiner Ausführung und in der geflissentlichen Vermeidung aller Persönlichkeiten. Die Sachen greift er scharf an, aber selbst indem er dies thut, weiß er entweder von deren Urhebern abzulenken oder doch ihre Absichten zu ehren. Man kann von ihm sagen, er sei in Betreff der vorgetragenen Sachen unschuldig wie eine Taube, und in Betreff des Vortrags listig wie eine Schlange. Ganz vorzüglich erweist sich diese Klugheit in Betracht der Behandlung des Staatsoberhaupts und in Betracht der bürgerlichen Stellung des Erbadels, wie ein näheres Eingehen auf den Inhalt des Buchs ergeben wird.

Ein solches Eingehen halten wir für unerlaßlich bei einer Schrift, die bereits so viel Aufsehen gemacht hat und deren Wirksamkeit von so unbemeßbaren Folgen sein wird, weil, gleichviel von welchem eigenen Gehalte das darin Vorgetragene sein mag, dieses nun doch unwiderruflich zum Gegenstande einer allgemeinen Aufmerksamkeit, weiterer Nachforschung, vielfachen Ideenaustausches und allseitiger Theilnahme geworden ist. Die verständliche Behandlung dieser Sachen hat einer großen Menge die Anleitung gegeben, abzunehmen, daß die Schwierigkeiten, sich davon zu unterrichten, nicht unübersteiglich sind, aber auch wahrzunehmen, in welchem nahen Verbande alle einzelne Momente im Staatsleben untereinander und zu den Lebensverhältnissen aller Bürger stehen. Was die Natur einer jeden bewegten Kraft mit sich bringt, kann auch hier nicht ausbleiben. Vermögen ist Alles, wodurch Etwas vermocht wird; und jedes Vermögen schafft Macht; jede Zunahme der Einsicht ist eine Machterhöhung. Da die preußische Regierung das hehre Beispiel gegeben hat, den Nutzen der öffentlichen und literarischen Unterhaltung über die Staatsangelegeiten anzuerkennen und deren Freiheit zu schirmen, würden wir uns schämen müssen, wollten wir in unserer Beurtheilung der Unbefangenheit und Aufrichtigkeit des Verf. nachstehen oder besorgen, die sächsische Censur möchte kleinlicher sich zeigen, als die preußische sich gezeigt hat; denn ohne Zweifel ist es der aufgeklärten preußischen Regierung ganz gleich, ob das über sie zu Verhandelnde in Berlin oder Leipzig gedruckt wird.

Daß eine Schrift, wie diese, dennoch bei aller Schonung der Personen alle Diejenigen gegen sich aufbringen werde, deren Thaten oder Plane darin angefochten oder enthüllt worden sind, und daß sie also Erwiderungen hervorrufen würde, war leicht vorherzusehen und der Verf. selbst gibt die Hervorrufung solcher Gegenschriften für eine Nebenabsicht der seinigen aus, weil nur durch die allseitigste Erörterung der Gegenstände die lauterste Wahrheit an den Tag gebracht und die Theilnahme daran frisch erhalten werden könne. So enthielt die „Preußische Staatszeitung" bald einen Artikel, dessen Verf. seinem Tone nach ein hochstehender gekränkter Finanzbeamter sein muß, sowie denn auch die oben angezeigte kleine Gegenschrift erschien. Beiden antwortet der Verf. in der Vorrede zur dritten Auflage seines Buchs, welche dem Besitzer der beiden ersten Auflagen unentgeltlich nachgegeben wird, was ebenso löblich ist als der in dieser Entgegnung fest durchgeführte Ton, welcher eine innige Überzeugung bei Unempfindlichkeit und Verachtung aller persönlichen Anzüglichkeiten an den Tag legt. Nur ein einziges Mal zeigt der Verf. die Zähne, vielleicht als eine Mahnung, daß es ihm daran nicht gefehlt habe, um zu beißen, wenn er es gewollt hätte.

Dem Herrn L. K. (Unterzeichner des Zeitungsartikels) und seinen Collegen danken wir bei diesem Angriff gegen uns für den factischen Beweis, daß der Beamten-Hochmuth, gegen welchen wir uns erhoben, — wenigstens noch in einzelnen Exemplaren fortlebt; wir danken ihnen für ein Zeichen, daß ihre bekannten liberalen Ansichten nicht weiter gehen, als wo sie anfangen, sie selbst unangenehm zu berühren.

In der That ist es die Probe des echten Freimuths, daß jede für sich in Anspruch genommene Befugniß auch Andern willig in derselben Maße zugestanden werde. Wir müssen deshalb nicht nur das Anzügliche und Absprechende in der Fassung der beiden zurechtweisenden Artikel, welche überdies sich lediglich mit der Finanzpartie befaßt haben, gehässig finden, sondern auch gestehen, daß sie dem Verf. beiweitem mehr genutzt als geschadet haben, indem er siegreich gezeigt hat, wie bereit er ist, einzelne Berichtigungen der von ihm aufgestellten Zahlen aufzunehmen, daß aber dadurch in dem Hauptergebnisse überall nichts geändert wird, dieses vielmehr von ihm ganz richtig aufgefaßt wurde. Überdies ist es uns dunkel geblieben, was der Titel: „Zahlen frappiren" eigentlich beabsichtige, da das gebrauchte fremde Wort einen zweideutigen Sinn hat und sowol Auffallen als Schlagen bedeutet. Soll es also heißen: „der Verf. habe sich durch seine Zahlen auffällig machen, Aufsehen erregen wollen", oder: „Zahlen führen einen schlagenden Beweis?" Gerade, weil das Letztere das Richtige ist, vorausgesetzt, daß die Zahlen selbst richtig, auch richtig an ihren Platz gestellt sind, würde das Erstere eine ungerechte Beschuldigung enthalten. Denn wie mag eine praktische Finanzzusammenstellung ohne Zahlen zu Stande gebracht werden?

Den Zweck seines Unternehmens gibt der Verf. (S. 12) dahin an, daß, weil Deutschland seiner Lage nach im Mittelpunkte von Europa schwerlich von Außen unangefochten bleiben könne und deshalb auf harten Kampf gefaßt sein müsse, und hiernach, so wenig es seiner innern Theilung wegen zum Angriffe gerüstet sein kann, doch zur kräftigsten Vertheidigung sich bereit zu halten habe, es für ganz Deutschland, einschließlich Preußens, noth thue, die militairische Einheit und Einigkeit aller Theile zu einem allgemeinen Verlangen zu machen, vorzüglich aber allen Argwohn und Misgunst activ und passiv von Preußen zu entfernen, weil Preußen der geborene Vorfechter Deutschlands, aber ohne Rückhalt und Zusammenhaltung

mit dem Schwerte nicht im Stande ist, den Kampf durchzufechten. Da nun die Kraft und „der Schutz des Landes nicht allein in den Schwertern liegt, sondern auch in den Mitteln, den Krieg zu führen, und in dem Geiste, womit er geführt wird"; da ferner gegen Preußen im übrigen Deutschland mancherlei Vorurtheile aus einer mangel- und fehlerhaften Kenntniß der innern Beschaffenheit desselben gäng und gebe sind, welche diese Eintracht gefährden und stören: so muß eine getreue, ungeschminkte vollständige Darlegung des Zustandes der Dinge in Preußen sich ein großes Verdienst um ganz Deutschland, und um jenes mit diesem, erwerben, indem daraus zur Genüge erhellet, daß Deutschland von Preußen Nichts zu besorgen, aber Viel zu erwarten hat, und daß insonderheit das Verhältniß zwischen Regierung und Volk dem letztern große Freiheiten gestattet hat, ohne das Wesen der Monarchie zu beeinträchtigen, welches in der Vereinigung aller Kräfte des Landes unter der Einheit eines regierenden Willens besteht.

Denn unser Zeitalter befindet sich in einem von den großen Zeitabschnitten, deren die Weltgeschichte nur wenige aufzuweisen hat. Die rohe Gewalt ist es, die vom Geiste, der sich mächtig entwickelt, bekämpft, der höhern Macht das Feld räumen muß, selbst wenn ihre Zuckungen auch noch stärker werden sollten. Das Irdische, aus dem jene entspringt, vermag nicht gegen den gottverwandten Geist und dessen Allmacht anzukämpfen, wo dieser sich zu entwickeln einmal begonnen hat.

Wußte es doch schon Napoleon, daß die Zeit gekommen sei, welche darauf hinausgeht, „Alles, nicht mit dem Schwerte, sondern mit der Vernunft zu erobern"; und ist doch ein Napoleon dieser Zeit blos darum erlegen, weil er diesem ihren Charakter entgegenhandelte. Zu dieser geistigen Ausbildung gehört denn auch die richtige Würdigung der Staaten, welche nicht auf die irdische Macht beschränkt ist, über die sie verfügen können, sondern ungleich mehr noch bedingt durch ihr geistiges Vermögen. Ganz vornehmlich kann Preußen

nur in der geistigen Entwickelung die Kraft finden, deren es bedarf, um die großen Aufgaben seiner Stellung und in ihr seines Berufes zu lösen. Die Kraft der Monarchie muß in ihm so unerschütterlich dastehen, als jede gerechte Anforderung des Volks erfüllt werden muß. Wenn dieser Gedanke zur That wird, wenn der begonnene Bau der preußischen Zustände seine Vollendung erhält, ohne das Wesen der Monarchie zu erschüttern, so wird Preußen der Felsen sein, an welchem sich die Wellen der Revolution brechen. Wenn hingegen Preußen seinem Dome nicht einen festen Schlußstein gibt, unbekümmert wegen der Zukunft sich einwiegt, wenn die preußische Regierung sich nicht an der Spitze der geistigen Entwickelung erhält, wenn sich die Verwaltung ins Schlepptau der Nation geben sollte, dann weiß Gott, ob es den revolutionairen Wirren und den falschen Theorien zu entgehen und zu widerstehen im Stande sein wird. (S. 16.)

Wenn denn Deutschland nur in seiner Vereinigung mächtig genug ist, um den großen Mächten, von denen es angegriffen zu werden in Gefahr ist, nachdrücklichen Widerstand zu leisten, so ist Übereinstimmung in der Bundesheer-Einrichtung ein unabweisliches Bedürfniß, weil nicht die Masse der Fechtenden, sondern ihr Zusammenhalten und feste Verbindung den Sieg sichern.

Einigkeit muß für ganz Deutschland das Losungswort sein, Einigkeit in Allem, Einigkeit im Frieden, damit nicht im Kriege Uneinigkeit ausbreche! (S. 290.)

Sehr wahr! Unerklärlich aber ist es, wie der Verf. bei diesem Grundsatze die ausgesprochene Theilnahme mehrer deutscher Ständeversammlungen an den hannöverschen Wirren und das laute Verlangen nach einer gesetzlichen Ordnung, durch welche dergleichen Verunreinigungen in Frieden aufgelöst werden können, hat misbilligen können (S. 290). Alle Gleichnisse hinken; so auch die Vergleichung der deutschen Staaten mit benachbarten Familien. Doch auch selbst nach diesem Beispiele ist keinem Nachbar anzusinnen, ruhig zuzusehen und sich nicht darum zu bekümmern, wenn im Nachbarhause ein Hader ausbricht, durch den dasselbe in Flammen gesetzt oder zertrümmert zu werden zu besorgen steht. Gute und getreue Nachbarn legen überhaupt die Hände nicht in den Schoos, sondern sind zu allem Heile und zur Abwendung alles Übels behülflich. Wenn die Einigkeit nach Außen bedingt ist durch die Eintracht im Innern, muß Alles, was Zwietracht erregt und anflammt, der Deutschheit und dem deutschen Gemeingeiste zuwider sein. Allerdings aber ist es (S. 294) ein großes Gebrechen der deutschen Verfassung, daß ihm alles und jedes Organ gebricht, sich als solchen kund zu geben, weshalb er sich denn nur durch die Stimmen der einzelnen Völkerschaften vernehmbar machen kann, welche nicht zu beachten, man weiß nicht, ob größerer Unverstand oder gröbere Fahrlässigkeit sein würde. Der Bundestag ist weder dazu bestimmt, noch darnach eingerichtet, einen Nationalmund, ein Sprachwerkzeug deutscher Nation vorzustellen, da er vielmehr lediglich der Ausdruck der überwiegenden Absichten der Fürsten Deutschlands sein soll. Daß die Bundesarmee ohne eine tüchtige und verhältnißmäßige Reserve in allen deutschen Ländern dem Angriffe solcher großen Mächte auf die Dauer nicht Stich halten könne, welche sich damit versehen haben (S. 278), springt zwar in die Augen. Doch ist auch dabei zu erwägen, daß nach der eingeführten Kriegsmethode die Entscheidung weniger von der Ausdauer in der aufzubietenden Macht, als von deren Stärke und thatkräftiger Benutzung abhängig ist, also mehr vom schlagfertigen Heere als von dessen Ergänzung. Eben darum ist auch die Bereithaltung des Ausrüstungsmaterials in allen Stücken ein dringenderer Gegenstand als die Vorsorge für die nachhaltige Beschaffung der Geldmittel zu deren fortwährender Erhaltung im Kriege (S. 282). Ohne in die innere Verwaltung der einzelnen Länder einzugreifen, was einem Staatenbunde nicht wohl zusteht, ist es unmöglich, für die letztere allgemein durchgreifende Maßregeln einzuführen. Die vom Verf. vorgeschlagene Nationalbank von 150 Millionen gegen Staatsobligationen umzusetzende Noten würde wenigstens diesem Endzwecke nicht entsprechen, da der Werth der Noten bedingt sein würde durch den Credit der eingelegten Obligationen, welcher wiederum abhängig ist von dem ganzen Finanzzustande eines jeden Landes und von der Abhaltung des Feindes von demselben. Denn mit jeder feindlichen Besetzung würde die Verbin-

bung mit der Nationalbank unterbrochen. Ebenso chimärisch erscheint die Idee einer allgemeinen Bundeszeitung zur Beförderung des Gemeinsinns in Deutschland. Vor allen Dingen entstände dabei die Frage: ob mit oder ohne Censur? Die Beantwortung derselben aber würde, wie sie auch ausfalle, ergeben, daß das ganze Unternehmen ein unausführbares ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Es ist natürlich, daß wir in unsern kurzen Bemerkungen über die französische Literatur uns mit besonderer Vorliebe zu den Schriftstellern wenden, die in ihren Werken eine Sympathie mit Deutschland, deutschem Wesen und deutscher Literatur zeigen. So haben wir es schon längst auf dem Herzen, ein paar Worte über Barchou de Penhoen zu sagen, der sich durch gründliche Studien über die deutsche Philosophie sowie durch seine übrige vielseitige literarische Thätigkeit in Frankreich einen geachteten Namen gemacht hat. Mehre Jahre hindurch Ordonnanzoffizier des Herzogs von Orleans, machte er einen Theil der afrikanischen Feldzüge mit und hat später seine Beobachtungen in einem gediegenen Werkchen über die Besitznahme Algiers niedergelegt. Immer mehr von den Wissenschaften angezogen, denen er schon während seiner ruhmvollen militairischen Laufbahn seine ganze Mußezeit gewidmet hatte, verließ er den activen Dienst, um sich ganz in die ernstesten Studien zu versenken. Die reifsten Früchte derselben sind besonders seine zwei Werke: „Histoire de la philosophie allemande, depuis Leibnitz jusqu'à Hegel" (2 Bde.) und „Histoire de la conquête et de la fondation de l'empire anglais dans l'Inde" (6 Bde.). Schon bevor Barchou das erstere dieser Werke veröffentlicht hatte, verriethen einzelne Aufsätze (z. B. über die Schelling'sche Naturphilosophie, über einzelne Theile der Fichte'schen Lehren u. s. w.), daß er sich ernstlich mit der „dunkeln, schwärmerischen, nebelhaften" Philosophie der Deutschen beschäftigt habe, von der der größte Theil seiner gelehrten Landsleute nur vom Hörensagen einen vagen Begriff hat. Seine Geschichte unserer Philosophie selbst ist gründlich, besonnen und besonders mit einer Klarheit geschrieben, die man deutschen Schriftstellern als Muster vorhalten sollte. Wenn er auch nicht den Anspruch macht, bis in die innersten Tiefen der Wissenschaft eingedrungen zu sein — es ließen sich z. B. in der Hegel betreffenden Partie einige Schwächen nachweisen —, so gibt er doch einen lichtvollen Überblick über den Entwickelungsgang der neuen Philosophie, und sein Werk wird mit der trefflichen ältern Arbeit über Kant von de Villers zu den wenigen französischen Schriften gehören, in denen die Ansichten unserer Philosophen am wenigsten verunstaltet und verfälscht sind. Wir kennen einen geistvollen Deutschen in Paris, der gesteht, daß die deutschen philosophischen Werke größtentheils für ihn mit sieben Siegeln verschlossen sind, und daß er dieses Buch zur Hand nimmt, wenn er sich einen Begriff über den Gang der Wissenschaft machen will. Die „Geschichte Indiens", die wir oben erwähnt haben, ist allerdings zum Theile aus fremden Quellen geschöpft, hat aber vor den englischen Werken den großen Vorzug, daß sie mit völliger Unparteilichkeit geschrieben ist, während der Verf. zu gleicher Zeit, was specielle Sachkenntniß betrifft, hinter keinem der englischen Historiker zurücksteht. Wir machen besonders auf den Abschnitt über Warren-Hastings aufmerksam, obgleich von diesem großen englischen Staatsmanne eine unvergleichlich meisterhafte Charakteristik, wie es heißt, aus der Feder des Whigministers Macauley vor einigen Monaten im „Edinburgh review" gegeben ist. Schließlich erwähnen wir noch, daß Barchou auch eine Parallele zwischen Ludwig Philipp und Wilhelm von Oranien geschrieben hat, die, wie ein geistreicher Kritiker sagt, trotz einzelner gelungener Partien, doch das Unstatthafte historischer Parallelen zeigt.

Die Psalmen, für die sich Luther eine vollständige, poetisch erhabene Prosa geschaffen hat, sind in Frankreich häufig in ziemliche, wohlgezählte, regelrechte Verse übertragen worden. Einzelne von den Racine'schen Bearbeitungen sind wirklich gelungen, während J. B. Rousseau meistens am Texte zu viel schnitzelt und drechselt, als daß etwas Ordentliches hätte zu Stande kommen können. Gegenwärtig ist uns eine neue Sammlung „Les Psaumes en vers français" von J. M. Gifford zu Gesichte gekommen, an deren Versification sich nichts aussetzen läßt und in denen doch im Allgemeinen der Geist des heiligen Textes kräftig und ungeschwächt weht. — Wir können zu gleicher Zeit ein recht gediegenes Werk empfehlen, das beim wissenschaftlichen Studium der heiligen Schrift gute Dienste leisten wird. Es führt den Titel „Commentaires géographiques sur la Bible" von Léon de Laborde. Der Verf. hat den Orient selbst bereist und mit offenen Augen die Schaubühne der alttestamentarischen Scenen sowie die Wiege des Christenthums beschaut. — Wir ärgern uns schon hinreichend, wenn man aus dem reichen Kranze eines Dichters beliebig hier und da einzelne Blätter zusammenliest und diesen meistens geistlose Sammlungen den Namen „Geist aus" oder „Schönheiten" von z. B. Byron gibt. Ganz widerlich scheint es uns aber, wenn man aus der Bibel allerhand Bruchstückchen zusammenstoppelt und daraus ein elegantes Bändchen macht. So ist vor kurzem ein Werk „Beautés de la Bible" mit Verzierungen, Bildern und Schnörkelwesen erschienen. Doch vielleicht findet dieses saubere Büchelchen da einen Platz, wo noch keine schwere Bibel hingekommen ist, und vielleicht fällt es Manchem ein darin zu blättern, der wie ein geistreicher Dichter energisch sagt, gern sich an dem Buch der Bücher erholen möchte,

Wenn es mit dem Wochenblatte
Pünktlich ausgegeben würde.

Wir erinnern uns nicht, welcher Gelehrte zuerst darauf drang, daß die Académie française besondere Rücksicht auf gediegene Übersetzungen ausländischer Meisterwerke nehmen solle. In der That sind die Übersetzungen von großem Einfluß auf die Bildung des Styls einer Nation. Wir Deutschen werden auf den Schulen zu viel mit strengwörtlichen Übertragungen aus dem Lateinischen und Griechischen geplagt, und indem wir dabei von aller stylistischen Gefälligkeit absehen lernen, verliert unser Ohr das Zartgefühl, das classische Sieb, wie Rahel sagt, das nichts Falsches und Unschönes durchläßt. So war es denn offenbar Sache der Académie française, der die Verwahrung des Sprachschatzes obliegt, ein besonderes Augenmerk auf die Werke zu haben, die unter dem Vorwande einer sinngetreuen Übersetzung haarsträubende Wortverrenkungen und grausame Barbarismen einschmuggeln. Seit Stiftung des Monthyon-Preises wird nun auch den besten Arbeiten im Fache der Übersetzungskunst eine Belohnung und Ermunterung von Seiten der Akademie zuerkannt. Die diesjährige Preisvertheilung hat vor einiger Zeit stattgefunden, und einer der Preise (1200 Francs) ist der Baronin von Carlowitz, schon bekannt durch ihre Bearbeitung der „Messiade", für ihre Übersetzung des „Dreißigjährigen Krieges" von Schiller zugefallen. Diese Dame, obgleich seit Jahren von schweren Krankheiten heimgesucht, läßt doch nicht in ihrer literarischen Thätigkeit nach; denn außerdem daß sie in kurzer Zeit so umfangreiche Übersetzungen herausgegeben hat, liefert sie noch häufig in den „Moniteur universel" und in andere Blätter gehaltreiche kritische Aufsätze. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 234. — 22. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

Obgleich Östreich ansehnlich größer ist als Preußen, hat es doch eine ganz andere Stellung zu Deutschland. Letzteres ist selbst in seinen nicht zu Deutschland gehörigen Theilen ein durchaus deutsches Land ohne durchkreuzende Sonderinteressen, wogegen Östreich, da Böhmen mit Mähren politisch von den Herzogthümern unterschieden ist, einen fünfsätzigen Bundesstaat ausmacht unter Einer Krone. Es wird eben darum immer hauptsächlich die Stellung Preußens sein bei jedem Kriege, den Deutschland nach Osten oder nach Westen zu führen hat, worauf es ankommt, wogegen Östreich mit Baiern nur nach Süden hin die Grenze deckt. Ebenso wenig gestattet die innere Landesverwaltung und der Finanzzustand Östreichs es, so auf der Hochwacht zu stehen und schnell gerüstet im Felde zu erscheinen wie Preußen. Um diesen Posten behaupten zu können, muß Preußen möglichst rasch und kräftig seine Macht entfalten können, und da die Monarchie die größte Kraftentwickelung mit sich bringt, ist ganz Deutschland dabei betheiligt, daß Preußen seine monarchische Verfassung ohne alle Schmälerung oder Hemmung behaupte.

Eben dies erheischt aber zugleich die Wohlfahrt aller preußischen Staatsbürger; „denn nur wo die Regierung stark ist, kann das Volk in der That frei sein" (S. 74). So ausgemacht wahr dieser Satz ist, so wenig beeinträchtigt derselbe den Gegensatz: Wo die Regierung stark sein soll, muß das Volk frei sein. Der Heer zahlloser Sklaven aus Asien unterliegt den kleinen Heeren freier Griechen und die Niederländer unter Oranien's Anführung verjagen des Spaniers Kettenträger. Die Freiheit eines Volks und die Stärke der Regierung beruhen auf der Gesetzmäßigkeit in ihren Entschließungen und Handlungen, auf der Vermeidung aller Willkür, auf der ungehinderten Bewegung und Benutzung aller Kräfte ohne Beeinträchtigung Anderer. Begriffe, welche gemeinsam einen dritten in sich ein- und den entgegengesetzten ausschließen, sind einstimmige und gemeinschaftlich einem höhern untergeordnete (coordinirte), wie es die Logik nennt, wennschon sie, weil sie noch andere Merkmale enthalten, nicht Wechselbegriffe sein können.

Nach dem Verf. ist es zunächst Frankreich, von woher nach dem Abtreten Ludwig Philipp's die Flamme des Kriegs angeblasen werden dürfte, indem nur der Klugheit und Geschicklichkeit dieses greisen Königs der Friede Europas und der Aufhalt des Losbrechens der Anarchie in Frankreich zu verdanken sei (S. 5). Auch wir schätzen die Gewandtheit, die Ausdauer und den Muth dieses Monarchen überaus hoch und halten dafür, daß wol nie ein Fürst mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und sie so sicher zu überwinden gewußt hat, daß ohne ihn Europa längst eine Beute der Kriegsfackel geworden sein würde. Ob gleichwol seine Politik immer die richtige gewesen sei, ob er in dem Niederhalten des demokratischen Sinnes nicht zu weit gegangen sei, ob er den Insinuationen derjenigen Cabinete, an die er sich anschloß, nicht zu viel nachgegeben, kann hier bei Seite gesetzt bleiben; aber rügen müssen wir, daß der Verf. die Franzosen, das Volk und dessen Regierung, mit seinen Augen und seinem Gemüthe beschaut, welche an weiß und schwarz gewöhnt sind, und an weiß, roth und blau keinen Geschmack finden. Offenbar übertrieben und falsch ist es, wenn er behauptet, daß in Frankreich über 30 Millionen Menschen leben, die von jedem Antheile an der Verfassung ausgeschlossen von Steuern erdrückt sind, und selbst derjenigen Freiheit entbehren, welche dem Unterthan der absolutesten Monarchie zu Theil werden; ferner daß der Zustand der Dinge ein solcher geworden sei, daß, wenn das souveraine Volk irgendwo seine Stimme erhebt, ihm nur mit Kartätschenschüssen geantwortet werden kann, weil dies die einzige ihm verständliche Sprache sei. Eine Caricatur ist es, wenn er die Regierung jenes Landes als eine schwache und von Parteien zerrissene zeichnet, welche durch Egoismus beherrscht werden, wenn er das Land darum ohnmächtig nennt, weil dort nicht das Wohlbefinden aller Glieder des Staats durch die innige Vereinigung der Interessen aller Classen des Volks befördert werde; weil es dort nur zwei Gewalten gebe, in deren Händen sich die Regierung befinde, welche selbst keine Macht habe, nämlich die der Vermögenden, welche das sogenannte souveraine Volk repräsentiren, und die der freien Presse, welche die öffentliche Meinung um so mehr beherrsche, als es in Frankreich nichts Stabiles mehr gebe. Diese Caricatur ist schon darum schlecht, weil sie so ernsthaft ist; aber sie enthält auch lauter verzeichnete Figuren. Wo irgend Gegenstände unter Mehren verhandelt werden,

da bilden sich bald Parteiungen; und die Parteien gehen darauf aus, einander das Feld oder die Oberhand abzugewinnen; sie ringen miteinander und die Irrthümer oder Fehler der einen dienen zur Folie der andern, bis dieser wiederum etwas Menschliches begegnet. Allein diese Bewegungen sind noch keine Unruhe, welche Trennungen verursacht oder gar Unbeständigkeit und launischen Wechsel in die Regierung bringt. Wie auch die Ministerien einander verdrängen, jedes folgende erbt die Thatumstände und das Meiste von der Verfahrungsweise vom vorhergehenden, wie England, Frankreich und alle Staaten mit Verfassungen zeigen. Das Wasser eines Sees bleibt darum eine in allen Theilen zusammenhängende Masse, obgleich es Wellen nach der Richtung des Windes schlägt und durch diese Bewegung selbst sich frisch und gesund erhält; ein unbewegtes Wasser wird bald faul und stinkig. Wer mag die unüberlegten Worte billigen (S. 43):

Frankreich hat durch seine wiederholten Revolutionen und durch ungeheuere Opfer sich dem vorgesetzten Ziele um nichts genähert; es hat seine ganze Geschichte vernichtet, es hat unter Strömen von Blut seine Bastille zerstört, um zu sehen, wie das souveraine Volk mit Abgaben belastet wird, womit ein Dutzend Bastillen an der Stelle der einen erbaut werden; es hat einen König auf das Schaffot geführt, einen andern mit seinen Nachkommen verjagt, es hat den Adel des Landes, alle poetischen Erinnerungen vernichtet, alle Monopole aufgehoben, Freiheit, Gleichheit und Volkssouverainetät proclamirt, und was hat es dadurch gewonnen?

Wahrhaftig, Hr. v. Bülow-Cummerow! wenn Sie das nicht wissen, hätten Sie weiser gethan, nicht zu fragen. Auch der bitterste Feind der Revolution vermag, ohne blind und taub zu sein, nicht in Abrede zu stellen, daß das heutige Frankreich ein anderes ist als das vor 60 Jahren, und daß gerade die Abstellung der Privilegien und Monopole und die Untersuchungen über die angeborenen Rechte der Menschen die Wurzel der Segnungen sind, welche von dort aus über die Welt sich zu verbreiten in Gang gekommen sind. Auch das ist unrichtig, daß Frankreich gar keine Volksrepräsentation habe, sondern nur eine kleine Kaste das Volk vertrete und beschwatze. Eine Kaste, das heißt einen erblich abgeschlossenen Stand, gibt es dort nicht; eine Repräsentation mag ihrer Form nach auf noch so wenige Häupter übertragen werden, sie bleibt doch, was sie ist.

Solche ganz unstatthafte und verkehrte Vorstellungen sind die Frucht gehegter Vorurtheile und unlauterer Begriffe. Dies bewährt sich sogleich an den vom Verf. aufgestellten Erklärungen von Dem, was Souverainetät und Repräsentation sind und bedeuten.

Das Souverainetätsrecht soll das Recht sein, das Maß der Opfer zu bestimmen, welches die Einzelnen in jeder Beziehung zu bringen haben, um als Mitglied des Staats die allgemeine Wohlfahrt zu erhalten und zu fördern. (S. 36.)

Das wäre ein ganz kleines Stückchen von der ganzen Staatshoheit. Besser schon sagt der Verf. weiterhin (S. 189): „Das Wesen der Monarchie besteht vor Allem darin, daß der Regent die höchste Instanz ist, in welcher der letzte Spruch erfolgt", obschon auch dies sich nur auf Gesetzgebung und Rechtspflege, nicht auf die Verwaltung oder Regierung im engern Sinne beziehen läßt und anstatt Regent stehen muß: der Fürst, weil es auch in Aristokratien und Demokratien einen Regenten gibt. Das deutsche Wort: Hoheit drückt es vollkommen aus, wie das französische: Souverainetät, was dabei zu denken ist: das Hochstehen, Erhabensein, Walten über das ihm Untergebene und Unterthänige, die Obergewalt, welche, da von einem Rechtsbegriffe die Rede ist, nothwendig eine rechtmäßige und rechtliche sein muß, sowol ihrem Ursprunge, als Umfange und Gebrauche nach. Ob nun gleich also Derjenige im Staate der Souverain ist, dem von Rechtswegen die rechtliche Ausübung der Staatsgewalt zusteht und von Andern nur in seinem Auftrage und nach seinem Geheiße gehandhabt werden darf, so folgt hieraus doch weder, daß sie unumschränkt noch uneingeschränkt sei. Getheilt aber kann das Hoheitsrecht seiner Natur nach nicht werden, weil es nur die eine und dieselbe Befugniß enthält, die Staatswohlfahrt zu besorgen und Alles anzuordnen, was dazu gehört, obgleich die Anwendung und Ausübung dieses Rechts nach Maßgabe der Art und Weise, sowie der Gegenstände derselben, mannichfach eingetheilt werden kann. Wer aber souverain ist, in dessen Hand liegen alle diese Ausübungen seines untheilbaren Rechts zusammen. Dagegen kann dasselbe, ebenso wie das Eigenthum, unbeschadet seiner Natur, um- und eingeschränkt werden, ersteres in Betreff derjenigen Gegenstände, welche ihrer natürlichen Beschaffenheit nach oder vermöge vertragsmäßiger Bestimmung ihm nicht unterworfen sind, und letzteres in Betreff gewisser Arten seiner Ausübung oder gewisser Formen, an welche dieselbe nothwendig gebunden worden ist. So können alle Dinge und Verhältnisse, welche an und für sich kein Gegenstand von Rechten sein können, auch keinen Vorwurf der Souverainetät abgeben, als z. B. die Menschen selbst, welche deshalb wol Unterthanen, aber keine Sklaven sein können, ferner alle unbedingt unveräußerlichen Rechte der Menschheit und die bedingt veräußerlichen im Mangel der Bedingung, weshalb Gewissensfreiheit, Geistesausbildung, Moralität nie unter die Willensbestimmung eines Souverains kommen können. Ebenso ist die Publication der Gesetze und Urtheilssprüche eine natürliche Begrenzung der Hoheit, wofür denn noch bestimmte Formen vorgeschrieben sein können. Insofern nun die Handhabung des Hoheitsrechts in einem Lande dessen Regierung genannt wird, deutet der Verf. darauf hin, daß das neuere Staatsrecht eben diesen Ausdruck noch in einem andern und engern Sinne für Landesverwaltung gebrauche. In England und Frankreich ist diese Sprachweise längst eingeführt und bekannt, indem dort das Ministerium und der Inbegriff seiner Geschäftsführung die Regierung genannt und als solche dem Regimente des Königs oder dem Cabinete desselben gegenübergestellt wird. Es hat solches seinen guten Grund. Wie zwischen Herrschen und Regieren derselbe Unterschied besteht wie zwischen Despoten und Monarchen, Sklaven und Unterthan, so unterscheidet sich wieder die volle Staatsgewalt von deren Gebrauche in Gemäßheit und

Beobachtung der bestehenden Gesetze. Der Träger jener ist nothwendig unverantwortlich, weil Niemand über ihm stehen darf, wogegen die Nothwendigkeit der Entfernung aller Willkür und der unverbrüchlichen Herrschaft des Gesetzes, damit eine Regierung nie in Despotie ausarte, es unabweislich mitsichbringt, daß alle ausführenden Behörden im Staate für dessen Beobachtung verantwortlich sind und dieser Verantwortung nicht entgehen können dürfen. Neben der unverletzlichen Majestät muß also eine verantwortliche Beamtenschaft, und neben der Regierung im weitern Sinne eine Verwaltung bestehen, welche die Regierung in so weit ausübt, als sie den Gesetzen gemäß gehandhabt werden muß, sodaß die oberste Behörde dieser ausübenden Gewalt, das Ministerium, die Regierung im engern Sinne heißen kann, da es uns noch in unserer Sprache an einem bestimmten Worte dafür fehlt. Nur im Zeitworte ist dieser Unterschied bereits durch Regieren und Anordnen (Gesetz und Ordonanz) ausgedrückt. Es versteht sich von selbst, daß das Ministerium in seiner ganzen Thätigkeit der Regierung der Majestät untergeordnet und von ihr abhängig ist, sodaß alle Anordnungen des erstern nur durch die Billigung der letztern ihren Bestand erhalten, wogegen aber auch eben diese bloße Billigung die Verantwortlichkeit nicht aufhebt, welche schon durch den Vorschlag und Anrathung einer jeden Maßregel an das Staatsoberhaupt übernommen und vollbracht wird. Am deutlichsten zeigt sich in der Praxis dieser wichtige Unterschied der Regierung im weitern und engern Sinne bei der Gesetzgebung. Bei der Verwaltung der Staatsgeschäfte selbst muß sich am zuverlässigsten und vollständigsten die Ausländlichkeit und Angemessenheit der bestehenden Gesetze ergeben, sodaß von hier aus am zweckmäßigsten die Vorschläge zu deren Abänderung und Vervollständigung gemacht werden können. Die Initiative der Gesetzgebung ist um deswillen angemessen in den Attributen des Ministeriums eingegriffen; aber die Sanction oder Bestätigung der in der Prüfung bestandenen Vorschläge steht ganz allein dem Souverain zu. In England, durch dessen Constitution der Krone die Initiative der Gesetze vorenthalten ist und wo also diese Befugniß auch den Dienern der Krone nicht übertragen werden kann, müssen darum die Minister aus den Parlamentsmitgliedern erwählt werden, damit sie in dieser Eigenschaft ihrem Berufe als Minister Genüge leisten und ihre Stellung ausfüllen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sir Benjamin Rudyerd.

Durch die neuerdings von J. A. Manning herausgegebenen „Memoirs of Sir Benjamin Rudyerd, containing his speeches and poems" ist das Andenken eines zwar längst vergessenen, aber für seine Zeit nicht bedeutungslosen Mannes erneuert worden. Die Inhaltsangabe auf dem Titel deutet auf seine doppelte Befähigung und Wirksamkeit hin. Seine politische Laufbahn fiel in die Regierungszeit der beiden ersten englischen Könige aus dem Hause Stuart. Im funfzehnten Jahre der Herrschaft Jakob's I. ward er als Surveyor bei dem königlichen Court of wards and liveries bestellt, einem Tribunale, welches an Ungerechtigkeit kaum unter der Sternkammer und unter der hohen Commission stand. Dieses Amt verwaltete er ehrenvoll und gewissenhaft bis zu seiner Aufhebung 1646, bei welcher Gelegenheit er eine Entschädigung von 6000 Pf. St. erhielt. Trotz dieser Stellung und der persönlichen Achtung, die er bei dem Könige genoß, war er doch nicht minder ein thätiges Parlamentsmitglied, als welches er die Rechte der englischen Repräsentation mit Wärme verfocht. Im J. 1627 verband er sich mit Coke, Elliot und Pyne zu gemeinschaftlichen Bestrebungen für die Freiheit, durch welche der Grund zu dem zwölf Jahre später mit weit größerer Heftigkeit ausbrechenden Kampfe gelegt ward. Seine bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Parlamentsreden bilden daher den Hauptbestandtheil des genannten Werks. Der unglückliche Karl I. hätte besser gethan, die in ihnen enthaltenen Warnungen zu beachten: dieselben sind zugleich charakteristisch für die parlamentarische Redeweise jener Zeit, sowie sie den besten Beleg für Rudyerd's unabhängige Gesinnung bilden. „Ich für meinen Theil", sagt er in einer von den in jener Zeit gehaltenen, „bin sehr froh, jenes gute alte herabgekommene Gesetz, die Magna Charta zu sehen, die so lange Zeit gleichsam in Krankenbette gehalten worden ist und gelegen hat; ich bin froh, sage ich, es wieder ausgehen zu sehen mit neuer Kraft und Herrlichkeit, umgeben von den andern sechs Statuten; denn ohne Frage wird dies eine große Herzenserhebung sein für das ganze Volk. Ich zweifle nicht, daß durch freie Verhandlung mit den Lords wir glücklich auf eine gute und passende Verständigung, betreffend die Freiheit unserer Personen und das Eigenthum unserer Güter, fallen werden. Aber was die eigentliche Staatsgewalt und die Staatsklugheit betrifft, so sind das Dinge in den Wolken, wobei ich wünsche, wir möchten sie lassen und uns überhaupt nicht in sie mischen, damit wir nicht auf dem Wege der Zulassung etwas verlieren mögen von Dem, was unser eigen bereits ist. Doch das will ich auf dem Wege von der Staatsklugheit sagen, daß sie in dem weiten Umfange, in dem sie gebraucht wird, fast ganz und gar nicht allein die Gesetze, sondern die ganze Religion des Christenthums aufgezehrt hat. Nun, Hr. Sprecher, ich will euch nur erinnern an eine Lehre, an eine des weisesten Mannes: ‚sei nicht überweise, sei nicht übergerecht'; und er führte als seinen Grund an: ‚denn warum willst du elend werden?'*) Wenn Gerechtigkeit und Weisheit können ausgestreckt werden bis zum Elend, so laßt uns davon lernen, daß Mäßigung ist die Tugend der Tugenden und die Weisheit der Weisheiten. Laßt es unser Meisterstück sein, unsere Verhandlung so zu betreiben, daß wir die Parlamente auf dem Fuße erhalten können. Denn so lange als sie zahlreich sind, wird es keine unregelmäßige Gewalt geben, die, wenn sie auch nicht auf einmal gebrochen werden kann, doch in einer kurzen Zeit schwächer gemacht werden und hinwegschmelzen wird. Es kann keinen gänzlichen und vollendeten Verlust der Freiheit geben, außer bei Verlust der Parlamente; denn so lange sie währen, so lange werden wir, was wir zu einer Zeit nicht erlangen können, zur andern haben. Denke Niemand, daß, was ich gesagt habe, die Sprache eines Privatendzwecks sei; mein Streben ist allein für den guten Fortgang des Ganzen; denn, Gott sei Dank, mein Sinn steht über jeglichem Glücke, das durch niedrige und unwürdige Mittel zu erlangen ist. Niemand ist verbunden, reich oder groß zu sein; aber Jedermann ist verbunden, redlich zu sein. Aus meinem Herzen habe ich gesprochen."

Auch bei Beginn des langen Parlaments war Rudyerd, obschon über 70 Jahre alt, auf seinem Platze: aber da seine frühern Bundesgenossen in der Verfechtung parlamentarischer Freiheit einen kühnern Ton anstimmten als zuvor, auf Rudyerd aber wahrscheinlich die von dem Alter nicht leicht zu trennende Ängstlichkeit einwirkte, so drang er ernstlich auf eine gelassene Mäßigung (temperate moderation). Aber die Erfahrung von

*) Sei nicht allzu gerecht und allzu weise, daß du nicht verderbest. Pred. Sal. 7, 16 nach Luther.

zwölf Jahren hatte die Leiter dieses Parlaments gelehrt, daß Mäßigung zu lange geübt worden sei. Noch bei dem Zusammentritte des Parlaments im November 1640 hielt Rudyerd, seinen alten Grundsätzen treu, eine treffliche Rede, worin er erfreuliches Zeugniß ablegte für die „Verwirrung und das Elend" des Zeitraums, welchen Clarendon fast als ein goldenes Zeitalter beschrieben hat. Die folgenden Maßregeln des Parlaments fanden seine entschiedene, obschon vorsichtige Billigung. Erst nach dem Aufrufe zu den Waffen ward Rudyerd neutral; doch verblieb er auch da noch im Parlamente. Über diese Zeit urtheilt der Herausgeber seiner Reden, Manning, ungefähr so, wie man es nur auf dem Grunde jener Schilderung Clarendon's erklärlich finden kann. Er äußert sich bitter über „die erfolgreiche Untergrabung aller der geheiligten Grundlagen des Königthums; über das immer unersättliche Streben nach Veränderung, welches aus unterthänigen Bittstellern um Abstellung von Beschwerden die Gemeinen zu Macht übenden Dictatoren gemacht habe, welche den Umfang der zur Sicherung der Freiheit und des Glücks des Volks nöthigen Freiheit nicht durch ein allgemeines Maß beschränkt haben, das auf der reinen Lehre von den positiven Rechten des Menschen begründet gewesen sei, welchen der König unter solchen mislichen Verhältnissen ohne Zweifel beigestimmt haben würde". Es ist befremdend, daß ein englischer Geschichtskenner nicht weiß, daß die Stuarte von keinem Rechte besitzenden Menschenwesen wußten, außer von ihren eigenen königlichen Personen; daß ein englischer Rechtsgelehrter die Gemeinen zu unterthänigen Bittstellern um Abstellung von Beschwerden macht, die doch das Recht der Bewilligung oder Verweigerung der Geldmittel besaßen; nach diesem kann es aber nicht mehr befremden, wenn er in den Bemühungen des langen Parlaments „keinen andern Zweck sieht, als die Erhebung eines plebejischen Heuchlers, des kleinen Napoleon's jener Tage zu willkürlicher Gewalt". Doch muß man verwundert fragen, wie lange noch solche Geschichtschreiber fortfahren werden, mit einem Federzuge über die drückende Last des Elends hinwegzuspringen, welche endlich das Volk zum Widerstande trieb, und dabei mit kleinlicher Gewissenhaftigkeit jede gewaltthätige Handlung von Seite des Volks aufzumerken, über das unersättliche Streben nach Veränderung, über die Ungestümheit der Demokratie zu schwatzen und aus alle dem schlecht begründete „Lehren für die unberufenen Patrioten, für die Freunde der politischen Bewegung" ziehen zu wollen, als ob sich durch solche stereotype Phrasen irgend etwas erklären ließe, als ob die Geschichte nicht vielmehr bewiese, daß es keine Kleinigkeit sei, ein Volk unter die Waffen zu bringen; daß die Bemühungen der schlauesten Agitatoren eitel waren, wenn nicht eine ersichtliche, fühlbare Beschwerde vorhanden war, über welche sie und ihre Väter nutzlose Klagen geführt hatten; daß der politische Agitator sich umsonst an ein wohlgenährtes und gutgekleidetes Volk wendet; daß nicht die feingesponnene Theorie, sondern der Druck eines wirklichen Bedürfnisses der große Revolutionnair ist. Hätte Manning sich nur an den, ihm zunächst liegenden, Gegenstand seiner Schilderung, an Rudyerd selbst halten wollen, so hätte er den himmelweiten Unterschied zwischen seiner und der Anschauungsweise dieses selbst gewahr werden müssen. Unablässig weist Rudyerd in seinen Reden die Nothwendigkeit nach, die Foderungen der Nation zu bewilligen. Obschon er in Betreff mehrer Maßregeln mit der Minderheit stimmte, so blieb er doch Mitglied des langen Parlaments bis 1648, in welchem Jahre er mit der Mehrheit dafür stimmte: „daß des Königs Antworten an beide Häuser ein Grund für das Haus seien, zur Herstellung des Friedens des Königreichs zu schreiten". Nach erfolgter Auflösung des langen Parlaments scheint er eine kurze Gefangenschaft erlitten zu haben, worauf er sich auf seinen Wohnsitz nach Westwoodbay zurückzog und seine übrigen Tage in Ruhe verlebte. Er starb, 86 Jahre alt, 1658.

Auf gleicher Stufe, wie als Politiker, steht Manning als Kritiker. Rudyerd war der Freund von Sir Henry Wotton und Camden; ein Genosse Ben Jonson's, der an ihn zwei schmeichelhafte Epigramme gerichtet hat, und stand mit dem Grafen Pembroke auf vertrautem Fuße, sowie in dichterischen Beziehungen, indem in ihnen beiderseitigen Productionen ein conversationsmäßiger Wettstreit stattfand. Manning's Urtheil über den dichterischen Werth jener Zeit geht nun dahin, daß er in ihr nur wenig Sterne an dem poetischen Himmel erkennt. „Shakspeare", sagt er, „der größte philosophische Dichter, den die Welt erzeugt hatte, beschränkte sich vornehmlich auf den erhabenen Styl der reimlosen Verse. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Sprache Ben Jonson's oft krampfhaft und geziert ist: und nehmen wir diese beiden großen Männer aus, welche die Natur gesandt hatte, die junge Idee zu lehren, so kann gesagt werden, daß die Poesie in ihrer Kindheit gelegen habe. Die Poesie war in der That in dem in Rede stehenden Zeitraume meist mechanisch und bestand in Bewahrung eines steten Metrums, unter Nachahmung der lateinischen Dichtkunst, mit gleichlautenden Endungen. Ein leicht fließender Vers, eine euphonische Zeile trifft man selten in den Gedichten jener Zeit, wenn man Sackville, Buckhurst, Spenser und wenige Andere ausnimmt, in deren Werken sie gelegentlich zu entdecken sind; doch sehr kurze Zeit später brechen sie in dem ganzen Glanze des natürlichen Genius hervor." Man braucht nur, um Manning's kritische Befähigung zu erkennen, diese Würdigung der genannten Dichter mit dem völligen Ignoriren anderer zusammenzuhalten, wie Marlowe's, seiner melodischen Übersetzung des Musäus, geschweige seiner eigenen melodischen Dichtungen, oder seines „Come live with me", welches jetzt noch im englischen Volke fortlebt; Chapman's, des Fortsetzers des Musäus; Fletcher's und seiner „Treuen Schäferin"; der gesammten gleichzeitigen Dramatiker; Daniels, Drayton's, Wither's, Herrick's u. A. Indessen erkennt er doch den Werth an, welchen zum großen Theile die Poesien Rudyerd's haben, welche in Verbindung mit denen des Grafen Pembroke den Memoiren angehängt sind. 30.

Literarische Notiz.

Wenn man bedenkt, wie viel man sich während der Herrschaft der scholastischen Philosophie mit den entstellten Lehren des Aristoteles abgegeben hat und wie doch erst das Wesentlichste zum Verständniß und zur Würdigung dieses größten aller Philosophen in neuerer Zeit geschehen ist, so muß man eine hohe Achtung vor der modernen Philologie bekommen. In Deutschland sind die großen Ausgaben der berliner Akademie und die Arbeiten des geistreichen A. Stahr, in Frankreich aber besonders die Leistungen von Barthélemy-St.-Hilaire zu erwähnen. In Barthélemy's erstem Werke, das auf Aristoteles Bezug hat („Politique d'Aristote"), zeigte sich im Texte eine gesunde Kritik und in der Übersetzung, sowie in den Anmerkungen ein tiefes Verständniß der Aristotelischen Lehren. Diese Arbeit hat auch bereits in Deutschland die gebührende Anerkennung gefunden. Gegenwärtig gibt Barthélemy eine Bearbeitung der Aristotelischen Logik heraus, die in Frankreich bisher einen einzigen Übersetzer gefunden hatte. Er hat seine specielle Befähigung hierzu bereits durch eine vortreffliche Arbeit („De la logique d'Aristote"), die 1837 von der Akademie der Wissenschaften gekrönt ward, dargethan und man kann von dieser neuen Erscheinung mit Recht etwas Tüchtiges erwarten. Er hat als Professor am Collège de France einen großen Wirkungskreis, und wenn schon ein junger Gelehrter an der Sorbonne, Namens Eggers, eine tiefere philosophische Bildung und etwas Genialeres in der Auffassung des Alterthums hat, so ist Barthélemy doch der erste Lehrer der Philologie an den pariser Unterrichtsanstalten. Die legitimistischen Blätter haben Unrecht, wenn sie ihm vorwerfen, daß er seine Anstellung weniger seinem Verdienste als einem Artikel, den er 1832, wie wir glauben, in der „Revue des deux mondes" einrücken ließ, verdanke. Barthélemy hatte in diesem Aufsatze die allerdings merkwürdige Rolle eines Vertheidigers oder gar Lobredners von Louvel übernommen. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 235. — 23. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 234.)

Diesen Unterschied aufgefaßt, trifft nun der Verf. den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt (S. 189):

Ohne Berathung mit Ständen ist ein Monarch in den allermeisten Fällen in der Lage, das Siegel auf alle Maßregeln zu drücken, welche die Verwaltung ihm vorschlägt, weshalb diese auch meistentheils der eigentliche Souverain ist, der Monarch nur der Souverainetäts-Repräsentant. Dies ist es, was die Völker nicht wollen, weil dadurch das eigentliche Wesen der Monarchie verwandelt wird, und weil solches nur abgewendet werden kann, wenn außer den Ministern auch die Vertreter des Volks gehört werden und ihnen im Staatsorganismus eine nicht zu überhörende Stimme beigelegt worden ist. Erst dadurch wird der Regent im höhern Sinne des Worts ein Monarch. Ein knechtischer Sinn und eine gänzliche Verfinsterung des Geistes gehört dazu, die Fürsten bereden zu wollen, daß die monarchische Größe in der abgesonderten Stellung des Regenten und in der Abhängigkeit von seinen Dienern bestehe. Ein König ohne Volk und außer Zusammenhange mit seinem Volke ist weiter nichts als der Chef der Verwaltung, indem er nur das Königthum repräsentirt, da er selbst ein willkürliches Regiment nicht wird führen wollen.

Diese überaus treffende und gewichtige Bemerkung dringt tief in die Staatswissenschaft ein. Bisher ist immer von einem Gegensatze und Kampfe zwischen dem Staatsoberhaupte und dem Volke und von der Herstellung eines Gleichgewichts die Rede gewesen, mittels dessen die feindseligen Mächte sich friedlich die Hände reichen können, als wenn ein Haupt ohne den Rumpf, oder ein Rumpf ohne Haupt leben und bestehen könnten, oder als ob sie feindlich einander entgegenwirken müßten, weil Haupt und Rumpf verschiedene Stellungen, Verrichtungen und Bedürfnisse haben. In einem gesunden Körper ist der Kopf thätig für den Rumpf und der Rumpf für den Kopf; sobald und in so weit sie einander entgegenwirken, tritt Krankheit ein, welche zwar zunächst einen örtlichen Sitz hat, aber den ganzen Körper anficht und zu Grunde richtet. Weil aber kein Monarch die Staatsgeschäfte allein besorgen kann, sondern dieselben zum größten Theile Andern auftragen muß, und weil es ganz unmöglich ist, daß diese ganze Beamtenschaft mit dem Fürsten nur einen Sinn, Interesse und Bestreben habe, vielmehr es gar sehr leicht und unvermeidlich ist, daß sie nicht nur ihre absonderlichen Interessen, sondern auch das gemeinsame Bestreben nach Erweiterung und Unabhängigkeit der ihnen eingeräumten Macht mehr oder minder bewußt und absichtlich hineintragen und ihre Pläne durch die von ihnen gar leicht zu erlangende Genehmhaltung des Regenten decken und bemänteln, indem es eine Unmöglichkeit für denselben ist, solche immer und ganz zu durchschauen und alle Schritte der Beamtenschaft zu controliren; so erwächst hieraus unausweichlich eine Stellung der Beamtenschaft im Staate, welche für den Fürsten und das Volk gleich gefährlich und beeinträchtigend wird und in dem Maße größere Besorgnisse und größern Druck erregt, als die Hierarchie der Beamtenschaft geschlossen und dergestalt eingerichtet ist, daß die Untergebenen bloße Werkzeuge und Vollstrecker der Anordnungen ihrer Vorgesetzten vorstellen, daß die Bureaukratie durchgeführt und die verantwortliche Selbständigkeit der Behörden in jeder Instanz aufgehoben worden ist. Denn solchergestalt eben schleicht immer fortschreitend die uranfänglich in der nicht rein vernünftigen, sondern egoistischen Natur der Menschen wurzelnde Neigung sich allmälig tiefer ein, breitet sich weiter aus und erschleicht sich in dem Maße mehr Ausdehnung, als sie an innerer Kraft wächst; sie bemächtigt sich allgemach in der Wirklichkeit nach der einen Seite hin eines sehr großen Theils der fürstlichen Macht, unter dem Scheine deren Ausübung im Namen und nach dem Willen des Fürsten, dem nur die äußere glänzende Hülle davon verbleibt, nach der andern Seite hin aber eben dadurch des Vermögens, den schuldigen Gehorsam der Unterthanen und die von demselben dem Gemeinwohle zu bringenden Opfer für ihre Pläne und Zwecke zu verwenden und allen Einzelnen des Volks gegenüber ihr Amtsansehen noch über das Gebot des Gesetzes zu stellen, indem die Beamtenschaft dessen Auslegung und Anwendung in ihr alleiniges Urtheil stellt und jede Widerlegung abschneidet. Wer hierin nicht die wunde Stelle wahrnimmt, wo heutzutage der Schuh drückt und woraus der allgemeine Widerwille gegen die bureaukratische Gewalt und die allgemeine Sehnsucht nach solchen Staatseinrichtungen, welche dagegen Hülfe und Sicherheit verschaffen, sich erzeugt haben, der mag nicht sehen, was nur Blinden oder die Augen Schließenden unsichtbar bleiben kann. Nicht zwischen Fürsten und Völkern, sondern zwischen der Beamtenschaft und den Unterthanen waltet ein Gegensatz und ein stiller Kampf ob, welcher

versöhnt werden muß und nur allein dadurch beschwichtigt werden kann, daß der Fürst, welcher über beiden steht, dessen wahres Wohl als Fürst mit der Wohlfahrt seines Volks in Eins zusammenfällt und der von dem Volke nicht zu trennen ist, aber auch der Staatsdienerschaft nicht entbehren kann, in der Stellung sich allezeit und allerwärts befinde, durch die Beamtenschaft die sämmtlichen Unterthanen zu nöthigen, seiner rechtmäßigen Gewalt wirklich unterthan zu sein, umgekehrt aber wieder auch durch die Gesammtheit der Unterthanen die sämmtlichen Staatsbeamten zu nöthigen, daß sie nie etwas Anderes werden als die Repräsentanten des ihnen übertragenen Theils seines Ansehns und seiner Gewalt, keineswegs aber ihn selbst zum bloßen Repräsentanten der Verwaltung herabwürdigen. Außer Beamtenschaft und Volk gibt es kein Drittes im Staate, was in Betracht hierbei zu ziehen wäre; denn das Heer gehört theils zu jener, theils zu diesem nach Maßgabe seiner Einrichtung und seiner Verwendung, durch welche es mehr oder weniger zu einer großen Gendarmerie oder zu einer Nationalmacht ausgebildet werden kann. In einem Staate, der alle seine Kräfte zusammennehmen muß und will, wo folglich alle waffenfähigen Bürger geborene Soldaten sind, kann nur letzteres der Grundcharakter der Armee sein. Aus dieser Betrachtung ergibt sich ganz von selbst die Unumgänglichkeit der Organisation der Beamtenschaft wie des Volks für die Bewerkstelligung der einem jeden von beiden gestellten Aufgabe, indem in einem organischen Körper nichts Unorganisches Platz findet, sondern zersetzt und ausgestoßen wird, vielmehr nur vermöge des seiner Bestimmung entsprechenden Organismus für das Ganze dieselbe erfüllen und verwirklichen kann. Wo das Volk als ein besonderes Glied des ganzen Staatskörpers noch nicht zu dem entsprechenden Organismus ausgebildet ist, da kann auch noch von keinem innern Staatsleben die Rede sein, sondern höchstens nur von einer äußern mechanischen Einwirkung, wodurch die Maschine in Bewegung gesetzt wird, da sind Bürgerthum, Bürgerrecht und bürgerliche Freiheit hohle und verletzende Redensarten, weil sie nur andeuten, was sein könnte und sein sollte, wenn Alles in der Ordnung wäre.

Wenn sonach nur ein organisirtes Volk in der Sprache der Staatsweisheit ein Volk ausmacht, so folgt daraus von selbst, daß nicht der Inbegriff aller einzelnen Einwohner das Volk in der Rechtsbedeutung vorstellt, sondern nur dessen Gesammtheit in seiner organischen Verbindung und Gestaltung. Durch diese Einsicht tritt man der Sache ungleich näher, als wenn man mit dem Verf. (S. 36) die Frage: wer ist in politischer Beziehung das Volk? dahin beantwortet, es können nicht wörtlich darunter alle Bewohner eines Reiches verstanden werden, weil es lächerlich sein würde, allen Männern, Frauen, Kindern, Unverständigen und Unwissenden eine Stimme beizumessen oder von ihnen eine Abstimmung zu bewerkstelligen. Gesetzt auch, dies wäre möglich, würde doch der Beschluß der Mehrheit noch keine Volksstimme sein, theils weil die bloße Mehrheit der Zahl noch sehr verschieden ist von der ihren Willen geltendmachenden und durchsetzenden Macht, theils weil es eben an dem Haupterfodernisse, der Organisation des Volkswillens und der Volkskraft, gebrechen würde. Die Geschichte, worauf sich der Verf. demnächst beruft, um zu zeigen, wer zur Standschaft berufen sei, kann wol lehren, wie es Sitte geworden, daß ein Theil des Volks dessen Gesammtheit in den öffentlichen Versammlungen vertreten hat, nimmermehr aber, worin das Wesen einer solchen Vertretung bestehe und wie sie also eingerichtet sein müsse, ihm zu entsprechen. Die Geschichte zeigt überall nur das Bild der Geistesschwäche und der aus ihr hervorgegangenen Handlungsweise der Menschen, wie einerseits die Mehrheit anfänglich aus Trägheit, Geichgültigkeit und Dummheit aus den Versammlungen selbst weggeblieben, späterhin aber von den Mächtigern daraus verdrängt worden ist, bis der Misbrauch dieser Ausschließung und die Zunahme des Drucks die Mehrheit zur Unzufriedenheit und zu Aufregungen vermochte, deren Erfolge nach den Umständen verschieden ausgeschlagen sind, immer aber den Keim fortdauernden Haders und Uneinigkeit und die innere Ursache des Verfalles der Reiche in sich getragen haben. Daß in Deutschland namentlich zu einer Zeit, wo alles Vermögen der Einwohner einerseits in dem eingefleischten Sinne für ererbte Sitte und Freiheit, andererseits in dem Besitze von Grund und Boden bestand, auch nur Diejenigen als Mitbürger der Volksgemeinde galten, welche von Freien geboren waren und Antheil am Staatsgrundeigenthume hatten, war damals ganz natürlich, weil nur sie sich gegenseitige Bürgschaft zu leisten vermochten. Daraus folgt aber keineswegs, daß dies ein wesentlicher und dauernder Zustand sei (S. 37), nicht einmal, daß darin eine Repräsentation zu finden sei. Denn die Unangesessenen und nicht frei oder adelig Geborenen zählten gar nicht, wie auch ihre Zahl sich mehrte, und jeder Einzelne, der in der Volksgemeinde seinen Platz behauptet hatte, hieß darum eben ein Stand, weil er für sich dort zu Recht stand, nicht weil er für Andere einzustehen berufen war. Von stellvertretenden Ständen weiß die deutsche Geschichte nichts bis zum neuesten Jahrhunderte. Selbst als die Städte als Körperschaften ihre Gerechtsame bei den Ständeversammlungen wahrnehmen ließen, waren deren Abgesandte nicht Stellvertreter des Bürgerstandes, sondern die Boten derjenigen Körperschaft, welche als solche die Stelle eines freien, unmittelbar der Staatsgewalt unterworfenen und deshalb auch zu Mitsprache befugten Unterthanen eingenommen hatte, immer aber nur als Körperschaft, nicht als eine eigenthümliche Gesammtheit von Staatsbürgern. Denn die Bürger der Städte waren und galten für keine unmittelbare Staatsgenossen, sondern waren dies nur mittelbar als Unterthanen ihrer Stadtobrigkeit, was den eigentlichen Grund der Zurücksetzung der adligen Geschlechter in den Städten hinter den landsässigen Adel in sich enthielt. In Gegenden, wo auch die Dorfschaften die persönliche Freiheit ihrer Einsassen und vermöge dessen die Befugniß behauptet haben, durch Abgeordnete auf den Landtagen zu erschei-

nen, verhält es sich ebenso wie bei den Städten. In Schweden nur, wo dies so häufig der Fall gewesen ist, daß die Menge der Abgeordneten ein Zusammenhalten Derer gestattete, welche gleiche Sitte, Sinnesart und Interessen verbanden, hat sich aus der dort, wie überall aus gleicher Veranlassung, üblich gewordenen Sonderung der Stände eine wirkliche Vertretung des Bauernstandes herausgebildet, wovon etwas Ähnliches noch in Ostfriesland und Tirol aufgekommen ist. Daß aber alle übrigen Glieder einer Nation, welche nicht erbangesessen sind, so wichtig auch sonst ihre Persönlichkeit und ihr Wirken sein möge, immer nur wechselnde und geduldete Elemente der Bevölkerung ausmachten, welchen keine Ansprüche auf eine Theilnahme an der Volksvertretung zustehe, ist eine Behauptung ohne allen Grund, wie die entgegengesetzte (S. 35), daß jeder Einzelne, der einen Theil seiner Freiheit den Vortheilen opfern soll, welche aus der Verbindung zu einem Staate entspringen, nach natürlichem Rechte verlangen könne, darüber auch befragt zu werden, wie weit er die Beschränkung seiner Freiheit auch gestatten wolle. Das wäre die gefährlichste und alle Zerwürfnisse in ihrem Schooße tragende Theorie. Der Gemeinwille ist nicht der allgemeine Wille aller Einzelnen, noch der Mehrheit, wie ihn der Unverstand und die Eigensucht und das Gelüste bestimmt, sondern der Wille, welchem, weil er von der Vernunft regiert wird, der Niemand den Gehorsam verweigern darf, ohne sich seiner Menschenwürde zu entäußern, Jedermann unweigerlich unterthan sein muß. Dies fällt nun mit dem früher von uns aufgefundenen Satze in Eins, daß vernunftbegabte Wesen niemals der Willkür und dem Aberwitze ihren Willen untergeben können, sondern der souveraine Wille ein gesetzmäßiger, rechtlicher und vernünftiger sein müsse, und daß ein Staat, der in der That diesen Namen verdienen soll, nothwendigerweise eine Einrichtung haben müsse, welche möglichst verhindert, daß die Willkür herrsche, sondern bewirkt, daß möglichst mit Vernunft und Weisheit regiert werde. Solches dem Zufalle, dem Belieben und Ermessen des oder der Machthaber zu überlassen, heißt sonach das innerste Wesen des Staats dem Schicksale preisgeben.

Sehr richtig definirt hiernach der Verf. (S. 29): „die Verfassung des Staats als die Anordnung und Feststellung des Rechtsverhältnisses zwischen dem Fürsten und dem Volke (auch dessen Classen)", und achtet in rechtlicher Hinsicht den Ursprung einer solchen bestehenden Verfassung für ganz unwesentlich, ob sie geschriebenen oder ungeschriebenen Rechts, ausdrücklicher oder stillschweigender Übereinkunft sei, da es lediglich auf den thatsächlichen Bestand derselben ankomme. Nur darin geht der Verf. zu weit, daß er auch einem erzwungenen Zustande Rechtsbeständigkeit beimißt, da aus unerlaubtem Zwange wol Obliegenheiten, aber keine Gerechtsame und Befugnisse erwachsen können, wobei es ebenfalls nichts verschlägt, wie lange ein Zwang gedauert hat, weil eben das Aufhören des Zwanges die Bedingung des Eintritts eines Rechtsverhältnisses ausmacht. Wie daher auch immer ein Staatsverband nach Ausweis der Geschichte sich ausgebildet haben möge, kann doch der Rechtszustand in ihm stets nur nach Rechtsgrundsätzen beurtheilt und immer nur auf das Vertragsrecht zurückgeführt werden. Unleugbar bedarf es keines Vertrags, um einen Jeden zu verbinden: „Sei Unterthan der Obrigkeit, so Gewalt über dich hat"; aber der Rechtsgrund zu dieser Obliegenheit liegt nicht in dem Dasein der Gewalt, die etwas Außerrechtliches ist, sondern darin, daß jede Obrigkeit eine rechtmäßige sein muß, um Gehorsam erheischen zu dürfen, und daß kein anderer Rechtstitel dafür ersinnlich ist, als der der Einigung des Willens in einem Unterwerfungsvertrage, welcher wiederum die Verfassungsbestimmung unerläßlich macht, damit nicht Sklaverei, sondern Bürgerthum dadurch erzeugt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fr. Schlegel's Lucinde. Herausgegeben und fortgesetzt von Christern. Hamburg 1842.

Wiewol es der Herausgeber uns in der Vorrede erklärt, wie und warum er zu dieser Arbeit gekommen, hat er uns doch nicht damit die Nothwendigkeit bewiesen, die nicht vergessene, aber reponirte „Lucinde" wieder ans Tageslicht zu bringen. Daß die neuesten Ereignisse wieder an sie erinnert, ihren Namen wieder auf kurze Zeit en vogue gebracht haben, ist zwar ein unbestreitbares Factum, ebenso gewiß aber auch, daß die „Lucinde", wie sie ist, d. h. wie sie ihrer Zeit geschrieben wurde, für unsere Zeit nicht mehr ist und trotz der erneuten Schilderhebung für sie nicht mehr wirkt. Es war eine Parteischrift, für die verkannten Rechte der Sinnlichkeit, in einer ungemein trockenen und nüchternen Zeit mit dem kecken Übermuth des Genius in die Welt geschleudert. Sie wirkte, was sie damals wirken konnte; die Welt aber war beschränkt, es war nur eine literarische. Die große Masse schrie entrüstet die frivole Erscheinung an und die Genialität vertheidigte sie mit der kecken Lust, die das Genie dem Philisterthum gegenüber zur Schau zu tragen sich gedrungen fühlt. Es wird dabei von beiden Seiten über die Mensur gegangen; dies außer der Ordnung Arbeiten ist da in der Ordnung. Nun aber ist die Zeit vorbei, die Sinnlichkeit ist in ihre Rechte wiedereingesetzt. Sie wäre es auch ohne die neuern Vorgänge und Kämpfer dafür, die gleichfalls, wie jene zur romantischen Zeit, über die Schnur gehauen haben. Ein solcher Zustand der Exaltirtheit dauert aber bekanntlich nicht lange; die von hüben und drüben sind auch hier schon wieder ins Geleis getreten. Die neuern Fehden für das Blut und seine Rechte unterscheiden sich freilich von jenen aus der romantischen Zeit; während letztere nur in erwählten Kreisen für die geistige Aristokratie ausgefochten wurden, haben diese eine praktische Tendenz für das Volk. George Sand hat Gestalten geschaffen, die für lebendige Wesen anerkannt sind. Sie haben das Ihre gethan, die Begriffe zu reformiren oder zu revolutioniren. Damit ist es abgethan, das Resultat ist so oder so da. Was lohnt es wieder auf die Theorie zurückkommen? Denn mehr als ein systematisches Gedankengebäude ist Schlegel's „Lucinde", trotz aller Phantasie, die er darin entfaltet, nicht. Wir fodern heute mehr von der dichterischen Wahrheit. Diese Überzeugung wird gewiß einen Jeden überkommen, der dieses kecke Gedicht heute wieder durchliest. Es wird ihn schmeicheln oder widerwärtig berühren, der Gedanke wird ihn anziehen oder abstoßen, aber in den Kreis der lebendigsten Wirklichkeit fühlt er sich nicht versetzt. Die „Lucinde" lebt noch, aber nicht in unserm geselligen Verkehr, sondern in unserer Literatur, wo ihr ein bestimmter, wenn kein Ehren-, doch ein bedeutender Platz gebührt. Insofern als der

ältere Abdruck vergriffen ist und in unsern Bibliotheken ein Buch von dieser historischen Bedeutung nicht fehlen darf, rechtfertigt sich die neue Auflage. Nur denke man nicht es als etwas Mitlebendes und Mitstrebendes dem Publicum aufzudringen. Beiläufig sei in Bezug auf das neuliche Ärgerniß, daß Gutzkow Schleiermacher's „Briefe über die Lucinde" abdrucken ließ, eine Thatsache erwähnt, Schleiermacher's Freunde haben diese „Briefe" in die Gesammtausgabe seiner Werke nicht mit aufgenommen. Wir wollen das nicht rügen; die Pietät der Schüler und Verehrer eines Meisters hat ihre besonderen Gesichtspunkte. Aber Schleiermacher selbst hatte unter seinen Schriften, als Hitzig „Das gelehrte Berlin" herausgab, auch die „Briefe über die Lucinde" als von ihm anerkannt und in seinen Notizen dem Herausgeber genannt. 15.

Literarische Notizen aus England.

Kaum hat in jüngster Zeit irgend ein deutsches Buch größeres Aufsehen in England erregt als J. G. Kohl's Werk über Petersburg, welches den Journalen reichlichen Stoff zu Auszügen gewährt und auch dazu redlich benutzt wird. Der Berichterstatter im „Quarterly review" sagt, daß die Auswahl der Auszüge die einzige Schwierigkeit sei, welche sich ihm darbiete, da in diesem, mit dem engsten deutschen Druck ausgestatteten, Werke jede dritte Seite von der Hand des Berichterstatters als einer zweiten Lesung werth bezeichnet sei. Kohl's Werk sei das Daguerreotyp selbst und Alles mit so großer Lebendigkeit geschildert, daß in dieser Hinsicht das Werk zu übertreffen unmöglich sei. Wenn auch hier und da tiefe Speculationen mit unterliefen, welche den Deutschen verriethen, so kämen sie doch nicht so häufig vor, um dem Interesse des Werkes zu schaden. Dabei trüge Alles einen so individuellen Charakter, daß man annehmen dürfe, Niemand werde durch das Buch sich befriedigter fühlen können, als ein Russe selbst — was mehr sei, als man von den neueren Schriften über Rußland sagen könne. Nachdem er einige Auszüge mitgetheilt, sagt der Reviewer, daß er schließen müsse — eine Enthaltsamkeit, welche nur Derjenige würdigen könne, der das Buch selbst gelesen habe. Das „Athenaeum" sagt: es könne fast unnöthig scheinen, über Rußlands Metropole zu sprechen, da sie in jüngster Zeit so häufig und besonders in den „Letters from the Baltic" (von einer Lady) geschildert worden; denn das Werk von Kohl enthalte so viel Neues und Originelles, daß es interessant sei zu erfahren, wie sich die Stadt durch die Brille eines deutschen „Gelehrten" ausnähme. Doch sei Gelehrter nicht das rechte Wort, denn Hr. Kohl sei offenbar ein Mann von Welt. „Ich will nicht philosophiren, ich will gelesen werden", dies sei das Motto, auf welches er mehr als die meisten seiner Brüder zu geben scheine. Er schreibe klar und anziehend, seine Schilderungen seien trefflich und seine Reflexionen verriethen eine beträchtliche Urtheilskraft. Doch ist der Berichterstatter über manche die Engländer betreffende Bemerkungen Kohl's ungehalten, welche er, nach dem Ausdruck des Berichterstatters, um seinerselbstwillen hätte vermeiden sollen. Über desselben Verfassers Werk: „Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen" sagt der Berichterstatter im „Foreign quarterly review", daß es allen Reiseschriftstellern als Muster dienen könne. Der Verf. studire das Volk, unter welchem er sich aufhalte, und besitze das Talent, das Resultat seiner Studien in der möglichst anziehenden Weise mitzutheilen. Gelegentlich stattet auch dieser Reviewer der Verf. der „Letters from the Baltic" seine anerkennenden Höflichkeitsbezeigungen ab.

Auch in englischer Sprache sind über Rußland in jüngster Zeit mehre interessante Werke erschienen, unter denen besonders Capitain Jesse's Werk: „Notes of a half-pay in search of health; or, Russia, Circassia, and the Crimea in 1839—40" (2 Bde., London 1841) zu nennen ist. In vielen Ansichten und Beobachtungen weicht Jesse von Kohl geradezu ab, und während dieser den russischen gemeinen Mann im Gegensatz zum plumpen deutschen Bauer — wobei er jedenfalls die nordwestlichen Steiermärker und Tiroler und andere deutsche Volksstämme vergessen haben mag — seiner Eigenschaften, besonders seines witzigen Talentes und seiner Aufgewecktheit wegen rühmt, faßt Jesse an dem russischen Bauerstande nur die Schattenseite auf. Seiner Behauptung nach ist der russische Bauer ein ganz erbärmliches Geschöpf, das Gesicht von Sklaverei gebrandmarkt, Spitzbüberei in jeder Fingerspitze, Aberglauben im Herzen und ein weißes Hemd nur einmal im Jahr auf seinem Rücken! Merkwürdig ist die Begeisterung, mit welcher das toryistische „Quarterly review" sich bei dieser Gelegenheit über den russischen Bauer äußert. „Nach unserer eigenen Beobachtung dieser Menschenclasse", sagt der Berichterstatter, „ist der russische Sklave mit seiner Loyalität, Höflichkeit, brüderlichen Pietät, seiner Intelligenz, Schlauheit und seinem Witz — er, welcher wie ein Held im Kampfe steht, welcher sprüchwörtlich von aller Gemeinheit in der Sitte ebenso weit entfernt ist, wie von jeder grammatischen Ungenauigkeit im Sprechen, welcher seinen Zar verehrt, seinen Herrn liebt, seinem Priester glaubt — von dem reinen Hemde wollen wir nicht reden — eine der interessantesten Sorten des Bauernstandes in unserer Zeit." Von dem Getriebe der geheimen Polizei in Petersburg gibt folgende von Jesse erzählte Anekdote einen charakteristischen Beweis: „Vor einigen Jahren traf ein schwedischer Gesandter Benkendorf auf der Straße und fragte ihn rein zufällig, ob er etwas von einem jüngst in der Hauptstadt angekommenen Schweden gehört habe, den er eines Geschäfts wegen gern sprechen möchte. Ich kenne seinen Namen nicht, sagte der Gesandte, beschrieb aber seine Größe, sein Alter, seine Erscheinung. Der Polizeichef kannte ihn nicht, versprach aber, Erkundigungen einzuziehen. Drei Wochen nachher kamen sie wieder zusammen. ‚Ah, bon jour', sagte der Mouchard, ‚ich habe Ihren Mann gefunden, wir haben ihn seit vierzehn Tagen im Gefängniß.' ‚Meinen Mann?' fragte der erstaunte Diplomat, ‚welchen Mann?' Der Polizeichef antwortete: ‚Wen anders als jenen Mann, nach dem Sie sich vor etwa drei Wochen erkundigten. Bezweckten Sie nicht, daß man ihn in Verhaft nähme?"

Außerdem erschien: „Russia under Nicholas the first; translated from a supplement to the Conversations-Lexicon", vom Capitain A. C. Sterling. Das „Quarterly review" bemerkt hierüber, daß in diesem kleinen Bande ein vollständiges Handbuch der gegenwärtigen statistischen Verhältnisse Rußlands gegeben sei; man erkenne in der gedrängten Untersuchung, welche zur Zusammenfassung so vieler Detailkenntnisse erfoderlich sei, die geduldige Hand des Deutschen, während die Anordnung der Materialien bezeuge, daß Capitain Sterling ein heller Kopf sei, und manche Stellen durch die unaffectirte Einfachheit der stylistischen Haltung, durch Lebendigkeit und selbst Anmuth sich auszeichneten. 2.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint in meinem Verlage:

Gesammelte Novellen

von

Theodor Mügge.

Erster bis dritter Theil.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Diese ersten drei Theile der gesammelten Novellen des beliebten Verfassers enthalten: **Angelica; Die Emigranten; Rosalie; Zwei Bräute; Lebensmagie; Paul Jones; Messe und Nichte.**

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 236. — 24. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 235.)

Ganz gewiß „ist die Unklarheit der Begriffe die Ursache der verschiedenartigen Verfassungsansichten, weshalb es unumgänglich nothwendig ist, den Sinn der dafür gebräuchlichen Ausdrücke genau und fest zu bestimmen." Ebenso gewiß ist, daß das wahre Wesen der Unterthänigkeit in dem Aufgeben des Eigenwillens, des Eigensinnes, der Eigenliebe, des Eigennutzes und der Eigenmacht für das Gemeinwohl, den Gesammtwillen und die Staatsgewalt besteht, sodaß aus der geregelten Wirksamkeit aller Glieder das Gedeihen und die Wohlfahrt des Ganzen hervorgeht. Daraus ergibt sich ganz von selbst, daß nicht jeder Einzelne mit aller seiner Selbstliebe, Unwissenheit und Kurzsichtigkeit darum befragt werden dürfe, was als Gemeinwille gelten solle, sondern daß dieser nur durch eine solche Gliederung der Gesammtheit herausgestellt werden kann, in welcher der Vernunft die Herrschaft über alle selbstische Regungen und alle Einmischungen der Sinnlichkeit möglichst sicher gestellt ist. Doch reicht dies allein noch nicht zu, weil das Bessere nicht blos erkannt, sondern zugleich auch die Macht vorhanden sein muß, es durchzusetzen und in Wirksamkeit zu erhalten. Aus der Verbindung der Intelligenz mit der physischen Macht, des geistigen und materiellen Vermögens, des Seins und Habens, aus ihrer Wechselwirkung und gemeinsamen Kraftanstrengung kann also nur dasjenige Element im Staatsverbande entnommen und gestaltet werden, in welchem der Gemeinwille sich selbst abspiegelt und in dieser Spiegelung aufzufassen ist. Auf wie mannichfache Weise diese Ausbildung nun immer geschehen möge, so lehrt diese Betrachtung doch so viel und stellt die Regel unumstößlich fest, daß es für die Ausfindigmachung des Gemeinwillens überall nicht auf die Anzahl der Mitsprechenden, sondern im Gegentheil ganz vornehmlich darauf ankomme, die geistig und materiell Unvermögenden von der Berathschlagung und Beschlußfassung abzuhalten, vielmehr diese in den Mund Derer zu legen, von denen am meisten helle Einsicht, Gemeinsinn und Lauterkeit zu erwarten steht, und wo dabei sich auch die äußern Mittel zur Ausführung des Beschlossenen vorfinden. Die Zahl der Beine, welche auf das Forum laufen, gibt gar keinen Maßstab ab für die Volksfreiheit, sondern kommt nur in Betracht, so weit ihre physische Kraft in Erwägung zu ziehen ist; aber darauf kommt es an, die Mächtigern unter Einen Hut zu bringen und unter diesen den Weisern das Regiment zu verschaffen.

Diesem Grundsatze huldigt auch der Verf., indem er (S. 47) die Vertretung des unbeweglichen und beweglichen Vermögens der Nation für Primairbedingung einer guten Verfassung erklärt, auch dabei den Städten einen noch größern Antheil als bisher bewilligen will, um den Interessen des Gewerbes besser vorzusehen. Allein hierdurch ist nur dem einen, und noch dazu dem minder wichtigen Bedürfnisse genügt, der Vertretung des materiellen Vermögens, aber noch nicht dem Obsiegen der Einsicht und Weisheit, was das Allernöthigste, aber auch das Allerschwierigste ist, weil das bloße Wissen allein noch keine Weisheit verschafft, und eben darum die Anstalten für Gelehrsamkeit gerade nicht vorzugsweise diejenigen Männer gestellen mögen, welche ausreichende Erfahrung in der Beurtheilung und Behandlung öffentlicher Angelegenheiten, allumfassende Sachkenntniß, weise Mäßigung und unerschütterlichen und unbestechbaren Gemeinsinn mitbringen. Auch ist eine bloße Vertretung der besondern Interessen der verschiedenen Arten des Vermögens noch beiweitem keine Gliederung des Volks, wie sie zu einem belebten Organismus erfoderlich ist, in welchem jedes Glied zwar sein eigenthümliches Leben führt, aber in strenger Unterordnung unter das Ganze und zu dessen Frommen, sodaß jede Abweichung hiervon das Beginnen einer Krankheit wird. Durch eine solche Gliederung kann man dahin kommen, daß die Stellvertretung in immer engern Kreisen sich selbst vervollkommnen und vergeistigen muß, woraus sich allerdings das Bedürfniß einer Abstufung in der Volksvertretung selbst herausstellt. Keineswegs aber folgt hieraus, daß eine jede ständische Repräsentation in einem großen Reiche auf Provinzialstände basirt sein müsse, indem nur dadurch das ganze Gebäude ein haltbares Fundament bekomme (S. 50). Denn um dies zu behaupten, müßte zuvörderst ausgemacht sein, daß die örtliche Gliederung den Vorzug vor der materiellen habe, daß der Raum einen angemessenern

Eintheilungsgrund abgebe als die Beschäftigung und die ganze persönliche Beschaffenheit; es müßte überdies wenigstens eine Abstufung stattfinden, sodaß die Provinzialstände nur einen Ausschuß der Kreisstände und diese wieder der Ortsstände vorstellten, aber sich selbst auch wieder in einem Ausschusse vereinigten, welcher das ganze Reich in seiner Ungetheiltheit zu vertreten hätte.

Gerade diese Unvollständigkeit und Ungenügendheit der preußischen Ständeverfassung räumt nun der Verf. nicht nur unumwunden ein, sondern hebt sie auch so hervor, daß er dieselbe durch seine ganze Schrift als die Lebensfrage für das Gedeihen und den Flor des Vaterlands erklärt, es höchlich bedauert, daß damit noch nicht weiter vorgeschritten worden ist, und den Beweis übernimmt, daß alle Übelstände und Misgriffe, welche eine aufmerksame Kritik in der innern Geschichte des Staats seit einem Vierteljahrhunderte gewahr wird, dadurch möglich geworden sind.

Wir wollen mit dem Verf. nicht rechten, daß er Dasjenige, was wirklich für die Ausbildung der Verfassungsangelegenheit in Preußen geschehen ist, als eine Frucht des weisen Ermessens und der freien Entschließung des verstorbenen Königs ausgibt (S. 21), weil er kein Geschichtschreiber, sondern ein politischer Schriftsteller ist, welcher seine außerordentliche Freimüthigkeit unter den Schutz der Pietät des Sohnes selbst stellt und diese sich zum Freunde zu machen beflissen ist. Die unparteiische Geschichte, welche ihre strenge Wahrheitsliebe auch über die gekrönten Häupter rücksichtslos erstreckt, möchte es anders ansehen, und finden, daß die allerwichtigsten Begebenheiten unter jener Regierung keineswegs die Frucht reifer Überlegung, umfassender Einsicht und selbständiger Entschließung gewesen, sondern daß sie durch den Drang der Umstände und das Drängen der Umgebung zu Stande gebracht worden sind, oft selbst gegen die innerste Überzeugung und Neigung des Königs. Eben daraus erklärt es sich denn auch, weshalb so manche Maßregel schon in der Geburt erstickt, oder vor der Reife abgeschlagen oder in der Ausbildung sitzen geblieben ist. Es erklärt sich hieraus ferner die auffallende Erscheinung, wie bei dem Tode des vorigen Königs die allgemeine Liebe und Verehrung ihm ihren ungeheuchelten Zoll darbrachte, gleichwol dem Regierungsantritte seines Nachfolgers die freudige Erwartung der Änderung und Besserung des Zustandes der Dinge entgegenjubelte.

Was vor allem Andern das Andenken des verstorbenen Königs in seinem Volke und in der Weltgeschichte mit einer Glorie umgibt, ist sein Aufruf an mein Volk. Dieser ist ein unvergängliches Monument, wie ein biederer König zu seinem braven Volke sprechen muß, in welcher Gesinnung und Vertrauen sich beide begegneten und welche Thaten eine solche Einigkeit gebiert. Niemand wird in Abrede stellen, daß eine Regierung in Gemeinschaft mit der selbstthätigen Kraftentwickelung des Volks ganz andere Dinge zu vollbringen vermag, als durch die bloße Anwendung der ihm zu gebietenden Kraftäußerungen, und daß der Gehorsam des Volks wol eine unerlaßliche Bedingung im Staate ausmacht, aber schon deshalb noch kein Lob und keinen Ruhm der Unterthanen begründet. Diese Vorstellung war 1815 so wenig abzuweisen, als die Einsicht, daß Preußen durch die — man erlasse uns jedes Beiwort — Beschlüsse des wiener Friedenscongresses in eine Stellung gebracht worden war, zu deren Behauptung es seine Kräfte zusammennehmen und immer mehr entfalten mußte. Man konnte nicht umhin, sich mit dem Geiste der Zeit zu verbinden und mit ihm vorwärts zu gehen. Wie dies rastlose Vorwärts Preußens Adler nach Paris geführt hatte, so war es die Seele der Uhr des Staats geworden. Solchergestalt trat die Verordnung am 22. Mai 1815 ans Licht. Aber Jahre vergingen und sie trat nicht ins Leben; sie blieb ein todter Buchstabe, ein Beweisstück, daß der König dazu durch seine Vollziehung wol seine Zustimmung gegeben hatte, daß sie aber nicht sein eigener Wille gewesen sei.

Mag es immerhin zu beklagen sein, daß der pariser Friede ein Wendepunkt in dem geistig politischen Zustande der Völker geworden ist, und daß in dieser Beziehung insonderheit die Nation der Deutschen noch weit mehr seitdem eingebüßt hat als die natürliche Grenze der Vogesen und Ardennen, die ihr schwerlich bei ernstlichem Nachdrucke hätte vorenthalten werden dürfen! Aber in der Natur der Dinge liegt es, daß nach großer Anspannung die Abspannung folgt, sobald die Spannkraft nachläßt, welche jene über den gewöhnlichen Zustand steigerte. Die Mächte fanden sich glücklich, ihre kühnsten Erwartungen übertroffen zu sehen und sich in Sicherheit gesetzt zu finden; es war etwas Neues und Unbequemes, daß dies Alles durch Aufrufung des guten Willens der Völker vollbracht war, und nicht in gewohnter Weise durch bloßen Befehl und Machtgebot; das Verlangen nach dieser bequemern und dem Selbstgefühle schmeichelnden Weise mußte wieder erwachen, sobald es der außerordentlichen Hülfe nicht mehr bedurfte; das Werkzeug derselben wurde nicht weiter geschätzt, wie man ihrer sich entübrigen konnte; die Männer der Kraft traten aus ihrer Wirksamkeit und an ihre Stelle traten wieder die Männer des alten Herkommens; ja, diese verdrängten jene sehr rasch und durch mancherlei Mittel, um zu verhüten, daß die bereits wurzelschlagende Misbilligung von herkömmlichen Begünstigungen und Vorzügen nicht zur fruchttragenden Pflanze heranwachse, so lange es noch möglich war, deren Genuß sich zu erhalten. Man erinnere sich nur der Adelskette und der Meinungsbearbeitungen durch russische Emissarien vor und während des aachner Congresses! Wenn eine andere große und mit Preußen eng befreundete Macht weniger mit so auffallenden Offenbarungen ihres Bestrebens hervortrat, welches sie doch der badner und darmstädter Regierung als Richtschnur vorzuzeichnen nicht umhin konnte, mag darum nicht angenommen werden, daß ihre diplomatische Einwirkung weniger wohlberechnet und erfolgreich gewesen sei. Man vergesse nicht das Ausscheiden der Minister

v. Voyen, Beyme und v. Humboldt. Der alte Staatskanzler hatte, eben weil er alt geworden war, seine Energie verloren und, indem er seine selbst vielfach für nöthig erkannte Zurückziehung von dem Schauplatze blos darum immer verschob, weil er ängstlich besorgte, es möchte ohne ihn noch schlimmer werden, gab er mittlerweile immer mehr nach und wurde, anstatt früher ein bewegendes Princip zu sein, zu einem fremder Bewegung dienenden Werkzeuge. Mit einem Worte, seit Schließung der heiligen Allianz hat Preußen seine Stellung in den staatlichen Verhältnissen, wie seine Richtung und Verfahren in den innern Angelegenheiten sichtbar ganz verändert und zum Theil aufgegeben. Es ist nicht mehr die Macht geblieben, die an der Spitze des Vorwärts stand, sondern sie ist denen nachgefolgt, die das Rückwärts betrieben haben.

Ohne alle Umschweife bekennt sich der Verf. zu dieser Auffassung, indem er sagt (S. 22), daß wirklich während der letzten Regierungsjahre des vorigen Königs, wenn auch nicht in den Principien, doch in deren Anwendung auffallende Rückschritte geschehen sind; daß längst schon (S. 25) keine Einheit der Absichten und des Ausführungsplanes mehr zu erkennen sei, und kein durchgreifendes System zum Grunde gelegen habe; daß mancherlei Widersprüche und Reibungen in der Verwaltung und in der Gesetzgebung daraus erwachsen mußten; daß mit den freisinnigsten Einrichtungen engherzige Ansichten und Anordnungen verflochten worden sind, und daß dies der Achtung Preußens im Auslande ungemein geschadet und in der Nation selbst große Besorgnisse erregt habe, welche nur durch das nicht wankende Vertrauen zu der Weisheit und dem Wohlwollen des Staatsoberhauptes beschwichtigt worden.

Diesem Zustande rechnet es der Verf. zu, daß die entworfene Communalordnung für das platte Land nicht vollzogen und das Gendarmerieedict nicht zur Ausführung gebracht worden ist (S. 24), so wenig als die Einführung von Reichsständen, obgleich noch spätere Gesetze auf sie ausdrücklich verweisen und damit das Bedürfniß derselben aussprechen. Gleichwol mußte Etwas geschehen. Die alte ständische Verfassung war in allen Landestheilen über den Haufen geworfen und an deren Beobachtung nicht mehr zu denken; es gab in dieser Beziehung kein historisches Recht und keinen hergebrachten Rechtszustand mehr; sollte derselbe nicht in volle Rechtlosigkeit übergehen, mußte er neuerdings gestaltet werden.

Mit diesem wichtigen Geschäfte beauftragte der König den damaligen Kronprinzen und, unter ihm, den Minister v. Voß. Die Formation der Provinzial-Landstände erfolgte; — inzwischen war der Kreis ihres Wirkens höchst engherzig zugeschnitten. Keiner der Minister erfreute sich des Vertrauens des Monarchen in dem Maße, daß er an Hardenberg's Stelle zum ersten Minister erhoben worden wäre. Dies wirkte um so nachtheiliger auf die Verwaltung, als gleichzeitig mancherlei Bemühungen sichtbar wurden, das bisherige System zu untergraben und von mehren Seiten her Rückschritte begonnen wurden, die die Widersprüche vermehrten, welche ohnehin schon aus der Nichtvollendung der angefangenen Reform sich erzeugten.

Die Gesetze vom 1. Juni 1824 über die Bildung der Provinzialstände engten deren Wirksamkeit so ein, daß sie weder die Bedürfnisse des Volks zu befriedigen vermochten, noch dem Monarchen eine Übersicht von Dem zu verschaffen im Stande waren, was jenem noth that oder von ihm ersehnt wurde. Das ganze Gesetz trägt vielmehr sichtbar den Charakter des Mistrauens und der ängstlichen Besorgniß an sich. Wahrscheinlich hatte der Hinblick auf die neu hinzugekommenen Provinzen diese Zurückhaltung hervorgebracht. (S. 75.)

So urtheilt der Verf. ohne Umschweife! In der letzten Vermuthung jedoch können wir ihm nicht beistimmen, weil es allzu kleinlich und kurzsichtig gewesen wäre, den alten erprobten Landen, die noch dazu das große Übergewicht haben, darum wichtige Gerechtsame vorzuenthalten, weil es bedenklich sein will, dieselben auch den neuen Landen einzuräumen, wodurch man zugleich jene und diese vor den Kopf stoßen mußte. Zur vollendeten Staatskraft ist ohne Zweifel die Einführung der Einheit in allen Bestandtheilen des Reichs, in allen Zweigen der Verfassung Gesetzmäßigkeit und Verwaltung erfoderlich, wie ein Haus, in dem jedes Glied der Sippschaft seine eigene Wirthschaft einrichtet und führt, aufhört, eine einzige Familie zu sein. Was ausgemacht Gutes in irgend einem Landestheile angetroffen wird, muß deshalb Gemeingut im ganzen Reiche werden; wo aber das Bessere sich nicht entschieden bestimmen läßt, da darf auch nicht angestanden werden, Dasjenige, was in den alten Landen Recht und Sitte ist, sich bewährt hat und den Volkscharakter bestimmte, in den einverleibten neuen Provinzen einzuführen und sie dadurch eben zu Mitbürgern und Verwandten des Staatskörpers zu machen, dem sie hinzutreten. Die Rheinländer und Vorpommern sollen Preußen werden, nicht die Preußen, Pommern und Märker zu Rheinländern; nicht zu gedenken, daß die Sachsen und Westfalen dieselbe Achtung zu fodern befugt sind, als die mit ihnen zugleich der Krone unterworfenen neuen Unterthanen. So lange die Rheinländer und Vorpommern ihre eigenen Gesetzbücher und Rechtsverfahren behalten und nicht ein und dasselbe Recht durch das ganze Land gilt, werden sie nie Preußens ganze Söhne und der Preußen volle Brüder werden, sondern im Dünkel auf freiere und aufgeklärtere Einrichtung sich über diese überheben. Denn nichts greift so tief in die Gesinnung und den Charakter der Völker als das Recht und dessen Hegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Excursions in Normandy, illustrative of the character, manners, customs, history, arts, commerce, manufactures etc. Edited from the journal of a recent traveller, by *Frederick Shoberl*. Zwei Bände. London 1842.

Ref. hätte es in seiner Macht, die Anzeige vorstehenden Werks sehr gelehrt einzuleiten. Er könnte sie einleiten mit Aufzählung der englischen Philosophen, die, und mit Citaten aus ihren respectiven Schriften, in welchen sie das intellectuelle Fortschreiten des Menschengeschlechts mit den Fortschritten des deutschen Nationalgenius identificirt und geradezu behauptet haben, daß die, wenn auch bisweilen in langsamem, doch in stetem Fortschreiten begriffene Civilisation lediglich von einem

Geschlechte ausgehe, das teutonisches Blut in seinen Adern und teutonischen Geist in seinem Kopfe habe, während diejenigen Völker, die weder das eine noch das andere Erbstück besäßen, theils in einem Zustande von Verhaugie verblieben, theils „holder de polder" Institutionen aufbauten, die „holder de polder" wiedereinsielen und das Antlitz der Erde unverändert ließen. Statt solch antiquarischen Vorworts tritt Ref. medias in res mit der Bemerkung, daß unter den neuesten Versuchen, diese Lehre festzustellen, dem vorliegenden Werke ein Vorderplatz gebührt. Die Veranlassung lag freilich nahe oder vielmehr im Gegenstande selbst; die Normannen sind teutonischen Ursprungs, müssen daher teutonisches Blut in ihren Adern und teutonischen Geist in ihren Köpfen haben, und von ihrem Charakter und ihrer Geschichte, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Künsten und Fabriken handeln die „Excursions in Normandy". Jedermann weiß oder könnte wissen, daß die Normandie eine der reichsten, bevölkertsten und fleißigsten Provinzen Frankreichs ist. Aber was in Deutschland vermuthlich Viele, in Frankreich unstreitig die Meisten nicht wissen, nämlich, daß es der deutsche Geist der Einwohner ist, der die Normandie zur wichtigsten Provinz Frankreichs macht, die Felder bearbeitet, Fabriken baut und Handel treibt, und daß das Volk in seinem Wuchs und in seinen Gewohnheiten, die Städte in ihrem Aussehen und das platte Land in seiner Gestaltung deutsch und überall deutsch sind, das kann männiglich aus dem angezeigten Werke lernen. Inzwischen braucht, weil Alles deutsch ist, nicht eo ipso Alles gut zu sein. Der Verf. hält die Deutschen für processüchtig. Die Normannen sind es auch. „Ich habe in Rouen einen Mann gekannt", sagt er, „der mit seinem Neffen, seinem alleinigen Erben, in Proceß lag, wegen einer ermangelnden Förmlichkeit eines Contracts, und obgleich der Neffe sich zu allem Möglichen erbot, was der Oheim verlangte, der Oheim nahm es nicht an, blos um die schöne Gelegenheit sich nicht entschlüpfen zu lassen, nach dem Verluste vieler Processe endlich einmal einen zu gewinnen. Fälle der Art sind sehr häufig."

Wer ist denn aber der Verfasser? Shoberl, der eine Geschichte des Hauses Koburg geschrieben hat und jährlich das Ackermann'sche „Vergißmeinnicht" edirt, ist es nicht. Er nennt sich Herausgeber und den Verf. a recent traveller, einen Reisenden aus der jüngsten Zeit. Da dürfte es selbst dem gewürfeltsten Paßpolicieofficianten schwer werden, aus dem Signalement den Namen zu errathen, und Ref., der obendrein jenes nicht ist, erspart sich die Mühe. Allem Anschein nach hat der Verf. noch keinen Sitz in der literarischen Versammlung und deshalb Shoberl ihm den seinigen geliehen. Fährt er jedoch fort, so fleißig zu sammeln, so witzig zu schreiben und so scharfsinnig zu speculiren, wie er Ersteres unwidersprechlich und das Zweite und Dritte oft gethan hat, so wird und kann die Aufnahme ihm nicht entstehen.

Einen großen Theil des Buchs füllen Nachrichten über Caen, Rouen und Havre. Der Ackerbau blüht, aber die Städte scheinen im Allgemeinen in Verfall zu sein, wovon der Verf. den Hauptgrund in der immer schwieriger werdenden Schiffahrt findet. Selbst Rouen fängt an, obgleich nicht ohne fortgesetzten Kampf, sich vor Havre zu beugen. Havre, der große Seehafen und commercielle Mittelpunkt der Provinz, ist bekanntlich auch der Ort, dem die deutschen Auswanderer nach Amerika in hellen Haufen zuziehen. „Sie haben", versichert der Verf., „eine große Menge deutsche Speisewirthe, Krämer und Trödler in die Stadt gebracht und da sehr häufig die Weiber und Kinder, bisweilen ganze Familien deutscher Emigranten zurückbleiben, ist die deutsche Bevölkerung fortwährend im Wachsen. Als ich eines Abends nach der Arbeitsstunde auf den Kais spazirte, hörte ich vom Bord eines Schiffes das Geigen eines Walzers und dazwischen das laute Juchhei! der deutschen Bauern. Über mehre Schiffe hinweg erreichte ich das, auf dessen Verdeck eine ganze deutsche Ladung nach dem Takte eines Dorffiedlers aus Rheinbaiern sich im Wirbel drehte. Zu wiederholten Malen bin ich Zeuge gewesen, wie deutsche Auswanderer sich die dicken Thränen aus den Augen strichen, wenn ein Schiff längs des Kais vorüberfuhr und sie ihre Landsleute, einem Freunde zuwinkten, der morgen oder übermorgen in einem andern Schiffe folgen wollte. Gleichwol — am Bord des segelfertigen Schiffes tanzten die Leute, waren lustig und guter Dinge und schrien Juchhei! Nur Nothstand, dermaliges Elend und die Aussicht auf eine noch trübere Zukunft treibt diese unglücklichen Menschen, ihrem zärtlich geliebten Vaterlande ein heiteres Lebewohl zu sagen und durch ihrer Hände Arbeit in einem fernen Lande sich Lebensunterhalt zu suchen. Die Leiden vieler Jahrhunderte sind in den Gesichtern dieser Menschen lesbar." Schaudernd ist, was der Verf. über die Betrügereien sagt, denen die armen Emigranten oft zur Beute fallen, doppelt schaudernd, weil er behauptet, daß die größten Betrüger ihre eigenen Landsleute seien. Mancher, bemerkt er, bettle sein Brot in Havre und verdinge sich ein Jahr zu schwerer Arbeit, um dann die Überfahrt bezahlen zu können.

Im Ganzen resultirt aus den mitgetheilten Beobachtungen des Reisenden, daß selbst in der Normandie, diesem wohlhabensten Distrikte Frankreichs, Elend und Demoralisation im Steigen sind und die französischen Staatsmänner, um Stoff zu Sorgen und Beschäftigung für ihren Scharfsinn zu finden, nicht eben nöthig haben, über die Grenzen des Reichs hinauszublicken. Ein normannischer Volksdichter spricht die angeblich vorherrschende Landesgesinnung in den zwei Zeilen aus:

La pensée a brisée mon ame,
Le travail a brisé mon corps.

18.

Literarische Notizen.

Als Alfred de Musset sein „Nous avous eu votre Rhein allemand" hinwarf, das die deutschen Journale höflicherweise als albern, platt und gemein qualificirt haben, erkundigte man sich in Deutschland, wer der Kecke sei, der eine so schlagende Replik gegeben habe. Seitdem weiß man, daß derselbe „vorweise Mensch" einer der ersten Dichter der romantischen Schule ist, der ist seinem achtzehnten Jahre bereits die herrlichsten Verse gemacht, mit flüchtigen Zügen eine ganze Reihe dramatische Skizzen gezeichnet hat und dabei einen künstlerisch vollendeten Styl schreibt. Weniger bekannt ist der ruhigere Paul de Musset, dessen poetischer Horizont beschränkter ist und dessen Talent nicht die Schwungkraft hat, die sein Bruder Alfred in jeder seiner Productionen an den Tag legt. Er hat eine Reihe recht fleißig gearbeiteter, sorgfältig gezeichneter Romane herausgegeben, die sich alle durch eine besonnene, reine Darstellung auszeichnen. Gegenwärtig erscheinen von ihm mehre neue Novellen, unter andern „Madame de la Guette" und „Les Amours de Plenoches". Beide Stücke sind der französischen Geschichte entlehnt, der sich der Verf. mit besonderer Vorliebe zuwendet.

Alfred Michiels hat sich um die Verbreitung vernünftiger Ansichten über deutsche Kunst und Literatur verdient gemacht. Seine „Etudes sur l'Allemagne" (2 Bde.), die sich größtentheils auf die bildenden Künste Deutschlands beziehen, sind nicht ohne Werth. Seitdem hat er an verschiedenen Journalen (z. B. „Revue indépendante") mitgearbeitet und liefert gegenwärtig ein Werk unter dem Titel „Histoire des idées littéraires en France au 19ième siècle, et de leurs origines dans les siècles antérieurs", von dem einzelne Theile unter verschiedenen Titeln bereits in der „France littéraire" vor längerer Zeit erschienen sind. Wenngleich wir in diesen literarischen Skizzen keine besonders tiefeindringende Charakteristik gefunden haben, so verdient doch das Werk seiner ruhigen und verständigen Quellenbenutzung und seiner gesunden Urtheile wegen empfohlen zu werden.

32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 237. — 25. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 236.)

So wenig indessen der Verf. seine Unzufriedenheit mit dem noch bestehenden Verfassungszustande seines Vaterlands verbirgt, so dankt er doch der Vorsehung dafür, daß die preußische Regierung sich durch das laute Verlangen nach einer bestimmten Verfassung nicht hat hinreißen lassen, dies Werk zugleich mit denjenigen deutschen Staaten zu unternehmen, welche zuerst darauf eingegangen sind und welche besonders mit Beiseitesetzung des geschichtlichen Rechtsbestandes sich einem fremden Staatsrechte ergeben und es nachgeahmt haben. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dies ein Gewächs ist, welches auf deutschem Boden schwerlich heimisch werden wird, wenigstens keinen Segen zu bringen angethan ist, und daß Würtemberg, Hessen und Hanover zum Theil noch bessere alte deutsche Elemente bewahrt haben, so weit sie nicht ebenfalls in Neuerungen verfallen sind. Denn allerdings sind alle jene neuen deutschen Verfassungen nichts weiter als Nachahmungen der englischen und deren Kopien, der französischen.

Diese Nachahmung ist gar sehr zu beklagen, besonders der unnöthige Luxus mit den zwei Kammern. Denn die Repräsentanten von Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden u. s. w. würden unstreitig in einer Stube Platz haben. Wie denn auch die Geschichte lehrt, daß in England selbst die Absonderung der Gemeindeabgeordneten von den Lords nur erst später durch die erstern selbst eingeführt worden ist.

England hat nur den Schein eines demokratischen Elements in seiner Verfassung, welche, gründlich beschaut, hauptsächlich aristokratisch, und nur der Geist der Aristokratie gemäßigt ist durch den Einfluß der Monarchie.

Wie wenig das Wohl der Nation dort gehörig gewürdigt wird, beweist der Druck, unter welchem die untern Volksclassen seufzen, die Monopole, die zum Vortheile der Geb- und der Geldaristokratie auf der Nation lasten und die nothwendig zu einer gänzlichen Umgestaltung führen müssen.

Dasselbe zeigt sich in allen Ländern mit zwei Kammern und ist davon unzertrennlich. In jeder Corporation bildet sich der ihr eigenthümliche Corporationsgeist aus und übt seine Macht feindlich gegen Alles, was ihm widersteht. In zwei getrennte Organe zertheilt, lebt jedes sein eigenes Leben und ist nur auf dieses bedacht, da eine innere Vermittelung durch Gedankenaustausch und Überzeugung keine Statt hat und jede äußere Vermittelung höchstens nur partiell wirksam werden kann. Da es im Wesen der Aristokratie liegt, einen abgesonderten und bevorzugten Theil des Volks auszumachen, so kann keine für sich bestehende Aristokratenstube das Bestreben verleugnen, diese Sonderung und Bevorzugung zu erhalten und möglichst zu vermehren, woraus ein immer fühlbarerer Druck auf das ganze übrige Volk entsteht, welcher früher oder später dieses dahin bringt, sich seiner Kraft zur Abschüttelung dieses Jochs zu bedienen. Die alte und die neueste Geschichte bestätigen solches. Dadurch, daß Preußen Zeit gehabt hat, den Erfolg der gemachten verschiedenen Versuche zu beobachten und die durch sie angeregten weitern Forschungen der Wissenschaft zu benutzen, hat es anjetzt den Vortheil erlangt, manchen erheblichen Nachtheil zu vermeiden und das beiweitem Bessere bei sich einzuführen. Die ganze Theorie von der Theilung der Staatsgewalten und von der Mischung der Staatsformen mit allen den künstlichen Mechanismen, welche darnach zusammengesetzt wird, hat keinen Anklang mehr; man sieht immer mehr ein, daß die Spitzfindigkeit und der Aberwitz damit aus dem Gebiete des Wirklichen in das Reich des Eingebildeten übergegangen sind. Selbst der Unterschied von Republik und Alleinherrschaft verschwindet vor der Einsicht, daß jeder Staat eine Republik, eine Gemeinangelegenheit sein müsse, und daß umgekehrt eine reine Demokratie in der Wirklichkeit nicht besteht, weil es nicht blos darauf ankommt, wer zur Souverainetät berufen ist, sondern auch darauf, wer sie zu üben die tüchtige Hand hat, und weil die Demagogen unausbleiblich in jeder Demokratie die vorausgesetzte Gleichheit thatsächlich aufheben. Sonach bleibt nur der Unterschied zwischen Allein- und Vielherrschaft noch bestehen; allein diese Verschiedenheit der Form des Regiments kann in der Materie des Staatskörpers nichts ändern, welcher immer ein organisch gestaltetes Volksleben unter einem Oberhaupte, als dessen souveraine Vernunft und Wille, ausmachen muß, und aus dessen Elementen, Beruf und Aufgabe sich die dafür nöthigen und ersprießlichen Formen und Bedingungen der Gestaltung abnehmen lassen müssen, welche zwar nach Ort und Zeit sich modificiren lassen, doch stets den Grundregeln entsprechen müssen, wie der Menschengeist das Aussehen der Leiber und Ge-

sichter mannichfach schafft, doch nach einer Regel oder Typus.

Wenn denn es ausgemacht ist (S. 47), daß die aus dem Mittelalter abstammenden ständischen Verfassungen den billigsten Anfoderungen nicht mehr genügen, so bleibt nichts weiter übrig, als sorgfältig und zuverlässig zu erörtern und festzustellen: 1) welches sind denn in Wahrheit die geschichtlichen Rechtsbestimmungen? 2) wie vertragen sich dieselben sowol mit den allgemeinen Grundsätzen und Anfoderungen des Staatsrechts und der Staatsweisheit, als dem besondern öffentlichen Zustande in der Gegenwart? 3) Was kann hiernach fortbestehen und was muß umgeschaffen werden; wie ist letzteres am klügsten und gerechtesten auszuführen; und wie ist dies Alles zu ergänzen und zu verbinden, daß es ein sich selbst erhaltendes und fortbildendes Leben behaupte? Gleich bei der ersten Frage ergibt sich nun, daß die sämmtlichen Stände in allen deutschen Ländern ihrer geschichtlichen Entwickelung nach Landstände gewesen sind; daß es hierbei aber nicht hat sein Bewenden haben können, seitdem die übrigen Bestandtheile der Völker selbständig, mündig und vermögend geworden sind, sodaß sie vermöge ihres geistigen und materiellen Werthes eine Geltung und Einwirkung im öffentlichen Leben gewonnen haben; daß um deswillen früher die Städte und neuerdings die Bauern den Ständen haben beigesellt werden müssen, die Geistlichkeit ohne Grundbesitzthum hingegen aufgehört hat, zur Standschaft als solche gezählt zu werden. Schon hierdurch wird die Natur der Standschaft umgewandelt. Auch unser Verf. erkennt die wesentliche Verschiedenheit der Standschaft, jenachdem sie eine Landstandschaft oder eine repräsentative ist, und meint durch die Aufklärung der darüber im Gange seienden Begriffe die gegenwärtig schwebende wichtige Frage über die Vorzüglichkeit der einen oder der andern zur Entscheidung zu bringen (S. 32). Sehr richtig bemerkt er, daß bei dieser Unterscheidung überall nichts darauf ankomme, ob den Ständen eine entscheidende oder nur berathende Abstimmung beigelegt ist, wie denn der Unterschied überhaupt nicht die Verrichtungen der Stände betrifft, sondern lediglich ihre Berufung zur Standschaft und den Rechtsgrund ihrer Befugniß zum öffentlichen Mitbesprechen der öffentlichen Angelegenheiten. Aber mit nichten besteht das Charakteristische des Unterschieds darin, „daß in der Landstandschaft die Interessen, in der Repräsentation die Personen vertreten werden". Der Verf. geräth mit dieser Eintheilung mit sich selbst in Widerspruch, indem er später der Repräsentation der Zahl oder der Personen die Repräsentation des Vermögens oder Geldes gegenüberstellt (S. 40). Wenn auch der Besitz eines gewissen Vermögens zur Bedingung und zu einer Eigenschaft der Stellvertretung gestellt wird, folgt daraus noch auf keine Weise, daß der dadurch befähigte Stand blos die Stelle seines Vermögens und dessen Interesse vertrete und nichts weiter. Ebenso wenig kann es etwas Wesentliches in dieser Bedingung verändern, ob das Besitzthum in unbeweglichen oder beweglichen Gütern bestehe, so außerordentlich groß sonst die Rückwirkung dieses verschiedenartigen Besitzthums auf die Denkweise und den Charakter der Begüterten und auf ihre Stellung zum Staatsverbande sein mag und wirklich ist. Wo ein gewisser Grundbesitz allein schon die Befugniß zur Standschaft verschafft und der Grundbesitz überdies eine feile Waare geworden ist, muß man eine solche Standschaft ebenfalls eine Geldaristokratie nennen, weil das Geld alles im Verkehre befindliche Vermögen vertritt. Mit vollem Rechte eifert der Verf. gegen alle Geldaristokratie und nennt sie die erniedrigendste und gehässigste aller öffentlichen Bevorzugungen.

Daß, weil es unstatthaft wäre, das gesammte Volk sich besprechen und abstimmen zu lassen, sondern dessen Ansichten, Wünsche und Beschwerden nur durch einen Ausschuß aus seiner Mitte vernommen werden können, mithin dessen Mitglieder nicht für sich selbst blos dastehen, sondern zugleich ihre Mitbürger vertreten sollen, ist eine nothwendige Eigenschaft aller und jeder Standschaft. Es macht aber einen großen Unterschied, ob nun diese Vertreter auch wirklich aus dem Volke und allen Bestandtheilen desselben ernannt, durch dasselbe erwählt werden und ihren Auftrag vermöge ihrer jedesmaligen Wahl erhalten, oder ob die Verfassung selbst diese Vollmacht an gewisse Personen und unter festgesetzten Bedingungen ertheilt, sodaß sie in Gemäßheit dieses Gesetzes nun aus eigenem Rechte dazu befugt sind, der Regierung zur Seite zu stehen und mit ihr für das Land zu verhandeln. Denn im letztern Falle sind diese Stände eine privilegirte Classe im Volke, welche im Grunde allein statt des Volks für sich stehen und nur allein als vollbürtige Bürger zählen, eben darum aber auch, wo ihr Interesse von dem ihrer übrigen Mitbürger sich trennen läßt, zunächst nur jenes wahren und sich des Kastengeistes zu erwehren nicht im Stande sein werden, wogegen im erstern Falle die Bevollmächtigten zwar sich nicht von ihren Machtgebern absondern können, aber auch als Neulinge bei jeder einzelnen Wahl weder schätzenswerthe Erfahrung noch durch Gewohnheit befestigte Verfahrungsregeln in die Versammlung mitbringen, vielmehr es lediglich dem Zufalle der jedesmaligen Zusammensetzung anheimfällt, welche Meinung die Oberhand gewinnt, sodaß schon bei der Wahl selbst Umtriebe zur Erlangung der Mehrheit schwer abzuhalten sind. Landstände also vertreten das Princip der Aristokratie und der Stabilität, repräsentative Stände das Princip der Demokratie und der Beweglichkeit. Da keins von beiden ein durchaus gutes, sondern nur nach Maßgabe der Umstände gut und wiederum nachtheilig ist, kann auch keins von beiden Systemen in der Ausübung das allein waltende sein, sondern sie müssen dergestalt zusammengesetzt und gemischt werden, daß sie sich innig durchdringen, daß jeder Einzelne in den Versammlungen den verschiedenen Beweggründen zugänglich wird, die in ihnen vorwalten, daß er nicht umhin kann, sie mit den seinigen zu vergleichen, sich über den Gegenstand vollständig aufzuklären, und

daß nicht blos eine gegenseitige Schou, Mangel an Einsicht oder Redlichkeit zur Schau zu tragen, sondern mehr noch das wirkliche Vorwalten der Vernunft die Abgabe der Stimmen bestimmt. Wie dieser Aufgabe am vollkommensten Genüge zu leisten sei, ist einer der wichtigsten Gegenstände der Staatskunst und hier kein Raum, ihn zu erschöpfen. Nur so viel liegt auf der Hand, daß sie gar nicht gelöst werden kann, wenn man beide Principe gesondert nebeneinander oder vielmehr einander gegenüberstellt und sie solchergestalt ins Gleichgewicht zu bringen und zu erhalten beabsichtigt, nicht blos weil das Leben kein Gleichgewicht duldet, sondern stets in ein Übergewicht ausschlägt, aber mehr noch, weil jede Körperschaft sich in ihrer Eigenthümlichkeit immer mehr verhärtet und hineinlebt, sie folglich in dieser einander zu Hader und Kampf gegenüberstehen und dabei von Ausgleichung und Versöhnung keine Rede ist, wenigstens nicht aufrichtig.

Der absonderlichste Ideensprung des Verf. findet sich in der Vorstellung, daß eine Volksvertretung eine Offenbarung von der Souverainetät des Volks sei. Wo diese schon Anerkennung gefunden hat, kann sie allerdings auch durch Stellvertretung in äußere Wirksamkeit treten; aber nicht umgekehrt folgt aus der Repräsentativverfassung eine Anerkennung von Volkssouverainetät, welche überhaupt eine Chimäre, kein wahrer Rechtsbegriff ist, wie wir uns überzeugt haben. *Eine unumstößliche Wahrheit ist es und bleibt es, daß die Staaten und die Fürsten um der Völker willen, nicht die Völker und Staatsverbände für die Fürsten vorhanden sind; daß das Gemeinwohl des gesammten Volks, nicht das individuelle Wohl des Fürsten oder einiger von ihm Begünstigten die Aufgabe und Bestimmung des Staats ausmacht; und daß dies ein gemeinsames Recht begründet, woran jeder Einzelne seinen Theil hat, dem die Verpflichtung des Fürsten und seiner ganzen Regierung gegenübersteht, und welches selbst die Grundsätze für alle Staatseinrichtungen durchdringt und regiert.* Alle diese Einrichtungen indessen, also auch die ganze Staatsverfassung, fallen nicht selbst in den Staatszweck, sondern sind nur Mittel zu dessen Erfüllung. Mithin folgt aus dem Allen nichts für die Obergewalt des Volks im Staate, sondern umgekehrt, *damit der Staat seine Bestimmung erreiche, muß das Volk dergestalt gegliedert sein, daß es selbst zu aller Gewaltübung und alles Sonderwillens unfähig und nur dem Willen und dem Gebote seines Oberhaupts unterthan ist.* Dieses also kann nur souverain sein; aber Unterthänigkeit und Souverainetät sind in einem Subjecte unverträglich. Umgekehrt thut es der letztern wiederum keinen Eintrag, wenn sie von Rechts- und Verfassungs wegen in die Nothwendigkeit gesetzt ist, sich nicht nur nicht auf ihre eigene Weisheit und ihren Eigenwillen allein zu verlassen, sondern auch die im ganzen Volke verbreitete Einsicht und Erfahrung zu Rathe zu ziehen, viel weniger noch irgend Etwas vorzunehmen, was voraussichtlich der angeborenen Menschenwürde und derjenigen Sicherheit und Freiheit, zu deren Aufrechthaltung der Staat überhaupt besteht, Eintrag thun und Gefahr bringen mag, sondern durchweg alle Äußerungen ihrer Machtvollkommenheit nur in und unter solchen Formen gültig vorzunehmen, welche eine Gewährleistung enthalten, daß überall keine Willkür Platz greifen, sondern nur die lautere Vernunft den Willen des Regenten bestimmen kann, welcher sein Wohl nie von dem des Volks trennen, nie jenes über dieses stellen darf, um Das zu sein, was er sein soll. Welche Maßregeln hierzu tauglich sind und ersprießlich, darüber ist noch viel zu verhandeln; doch im Allgemeinen ist die Warnung nicht zu übersehen, daß man dabei nie so weit gehen dürfe die Entschließung des Regenten abhängig zu machen von der Einwilligung der zu Regierenden, oder seinen eigenen vernünftigen Willen mehr oder minder aufzuheben, oder die Macht der Ausführung zu theilen und zu lähmen, sei es durch Aufstellung einer Gegenmacht oder durch Versagung und Entziehung der rechtmäßig möglichen Macht. Daß sonach ein jeder Regent an die Verträge gebunden sei und einseitig nicht davon zurücktreten könne, durch welche die Verfassung bestimmt ist, weil außerdem Willkür den Rechtswillen verdrängen und Gewalt anstatt der Macht geübt werden würde, liegt ebenso klar zu Tage, als daß die Regentschaft nicht einerlei ist mit der Person des Regenten und mithin der Wechsel in den Personen in der rechtlichen Stellung des Souverains keine Änderung erzeugt. *Der König stirbt nicht; jeder zur Nachfolge Berufene tritt unmittelbar in die Stelle seines Vorfahren und ist eben darum auch ebenso verpflichtet und nur ebenso berechtigt, wie dieser.*

Ohne weitere Ausführung wird aus dem Bisherigen zu entnehmen sein, daß wir uns mit dem Verf. (S. 80) nicht ganz einverstanden erklären können, wenn er die Lösung der Aufgabe auf die zwei Fragen gründet: 1) „wie sind die großen Vortheile der Einheit aller Machtvollkommenheit in der Monarchie mit der Freiheit zu vereinigen, die die Völker bedürfen und verlangen können? und 2) welche Bürgschaft gibt es gegen mögliche Übergriffe in die Rechte der Krone und des Volks?" Bei der ersten Frage setzen wir das Beisammensein der ganzen Machtvollkommenheit schon voraus, können ihr aber auch kein anderes Gebiet und Wirksamkeit zuschreiben, als eben die Beschirmung der Sicherheit und Freiheit des Volks. Andererseits sind uns die gesetzlichen Beschränkungen der Willkür Aller zur Beförderung des Gemeinwohls gar keine Freiheitsopfer, da wir Willkür und Freiheit nicht verwechseln, sondern vielmehr entgegensetzen, soweit die letztere nicht ohne Regeln bestehen kann und diese reichen. Eben darum können wir bei der zweiten Frage nicht die Rechte des Volks und der Krone für gleichgeltend erachten, da die letztern immer nur ein Mittel zur Behauptung der erstern abgeben, diese hingegen in dem Zwecke des Staats selbst eingeschlossen sind. Wir möchten um deswillen die Aufgabe so stellen: welche Maß-

ungeeignet sind möchte, thätig und möglich, damit 1) allen Gewaltsamkeiten, so den Bürgern aus ihrer Menschenwürde und auch dem Zwecke des Staatsverbandes zustehen, nicht beeinträchtigt, nicht einmal voraussichtlich gefährdet werden mögen? 2) damit Niemand der Willkühr preisgegeben sei, sondern alle Willensäußerungen und Entschließungen der Regierung durch die Vernunft geleitet werden, und diese nicht durch Unterschiebung falscher Ansichten oder verwerflicher Absichten verleitet werde; endlich 3) daß die dem Souverain anvertraute Macht nur rechtmäßig gebraucht, aber weder gemißbraucht werden, noch ungebraucht bleiben könne, daß aber auch zu diesem Ende demselben alle Macht zu Gebote stehe, welche im Staate aufzubringen ist, bei gleicher Vertheilung der Lasten nach dem Vermögen ihrer Aufbringung?

Zur Rechtfertigung aller drei Preisfragen bemerken wir jedoch noch, daß bei jeder derselben eine zwiefache Voraussetzung Platz greift. Denn erstlich darf der Mensch in allen menschlichen Angelegenheiten nirgend etwas durchaus Vollkommenes begehren, sondern immer nur das nach Ort und Zeit möglichst Gute; und es darf nichts Gutes darum verschmäht werden, weil noch etwas Besseres ersinnlich, aber noch nicht zu verwirklichen ist. Zweitens protestiren wir gegen alle Anweisung auf die bloße Gewissenhaftigkeit irgend eines Menschen als einer zureichenden Bürgschaft aus den beiden sehr einfachen Gründen, weil das Gewissen immer nur der ausgeführten Entschließung folgt und darüber richtet, aber ihr nicht vorangeht und sie bestimmt, ferner weil das Gewissen selbst nur eine Anwendung der Sinnesart und Denkweise eines Jeden, also nur ein subjectiver Gerichtshof ist. Wem der erschlagene und gebratene Feind wohlschmeckt, verzehrt ihn mit eben der Lust, womit Nero sich an dem Anblicke seiner brennenden Hauptstadt ergötzte. Endlich versteht sich auch in einem Staate, der ein für sich bestehendes Wesen ausmacht, ganz von selbst, daß die Macht des Ganzen das gesammte Vermögen aller Theile in sich begreift, so weit dessen Aufgebot und Anwendung dem Staatszwecke dient, daß aber hierbei einerseits zu berücksichtigen ist, wie die Erschöpfung durch übermäßige Anstrengung vermieden werden mag, und andererseits auch keine andere Macht, als die im Staate selbst und aus der Gesammtheit entnommene, aufgeboten werden darf, weil dies eine fremde Zuthat zu dem Staatsorganismus abgeben würde. Namentlich würde jede Bezwingung der Staatsbürger durch eine äußere Gewalt thatsächlich eine Zerstörung des ganzen Rechtsverbands sein, welcher nur innerhalb der Begrenzung des Staatskörpers besteht.

Man wird hiernach schon voraussetzen, daß wir auch den Berechtigungen nicht überall beipflichten werden, zu welchen der Verf. (S. 51) die Stände des Reichs für befugt und ohne welche er ihre Wirksamkeit für nicht ausreichend erachtet. Darüber wäre allein ein Buch zu schreiben, wenn Alles erwogen werden sollte. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, einmal die Foderung des Verf. anzuführen, und diesem einige Bemerkungen entgegenzuhalten, welche uns den Weg bahnen werden, um die wesentlichen Gesichtspunkte aufzufassen, an welche alles Übrige sich reiht. Die Befugnisse, welche für die Stände zur Behauptung der Wohlfahrt des Ganzen gemeinhin beansprucht werden, sind: 1) daß ohne ihre Zustimmung in der bestehenden Verfassung nichts geändert werden dürfe, sondern dieselbe streng beobachtet werden müsse; 2) daß kein Gesetz ohne ihre Zustimmung gegeben werden dürfe; 3) daß sie das Recht haben, die jährlichen Abgaben zu votiren; 4) daß Landesschulden nur mit ihrer Genehmigung gültig contrahirt werden dürfen; 5) daß keine, die Gewerbe und den Verkehr belastende Maßregeln, keine Monopole und dergleichen eingeführt werden können, ohne ihre Zustimmung; daß 6) die Minister für ihre Handlungen der Nation und deren Abgeordneten verantwortlich bleiben, und endlich 7) daß die Presse frei sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

B. Barrière berichtet über ein ungedrucktes Manuscript, welches den Titel führt: „Recueil des présents faits par le Roy (Louis XIV) en pierreries, meubles, argenteries et autres, à commencer de l'année 1669 jusques y compris l'année 1714; sauf à y ajouter ceux qui seront faits dans les années suivantes." Das Manuscript ist Eigenthum der königlichen Bibliothek zu Paris. Man sieht aus Barrière's Mittheilungen mit Erstaunen, wie viel es sich Ludwig XIV. kosten ließ, um bei seinen Geliebten, seinen Günstlingen, bei den Diplomaten zum Ziele zu kommen. Ludwig wußte, wie Niemand sonst, die traurigen Resultate unglücklicher Feldzüge durch kostbare Geschenke wieder gut zu machen, Allianzen für sich zu gewinnen, feindliche Allianzen zu lösen. So liest man, als es im J. 1712 sich darum handelte, dem Reiche den Frieden wiederzugeben: „Donné à Mad. de Metternicq, étrangère, une paire de boucles d'oreilles revenant à la somme de dix mille livres"; oder: „Remis à M. maréchal de Luxembourg une épée en diamants dont il fera l'usage prescrit." Seine Verschwendung kannte keine Grenzen, wenn es darauf ankam, seinen natürlichen Söhnen, seinen Geliebten und deren Töchtern und Müttern eine Gunst zu erweisen. Die geistreiche Nichte der Frau von Maintenon, die reizende Herzogin von Caylus, erhielt bei ihrer Verheirathung ein Perlenhalsband zum Werthe von 28,000 Livres, Fräulein von Aubigné, eine andere Nichte der Maintenon, Diamanten im Betrage von 72,430 Livres, zu Ehren ihrer Vermählung mit dem Grafen von Ayen, Sohn des Marschalls von Noailles, Fräulein Soubise ein Halsband für 30,000 Livres, Fräulein von Aligre Ohrgehänge von 14,000 Livres an Werth. Man hat dies Register auch nach dem Tode Ludwig's fortgeführt. So findet man die Notiz: „Le 6 décembre 1718, donné au sieur Arouet une médaille d'or représentant d'un costé le Roy et de l'autre Mr. le duc d'Orléans, régent, revenant à la somme de six cent soixante-quinze livres dix sous, en considération d'une tragédie qu'il a fait sur le sujet d'Oedipe." Das Capitel der „Dépenses particulières et secrètes" vermehrt sich noch unter der Minorität Ludwig's XV. Unter dieser Rubrik liest man z. B. vom J. 1719, wo die Regentschaft im vollen Gange war: „Donné à Madame la duchesse de La Ferté une table de bracelet de quatre diamants, en considération ....", womit, vielleicht aus Scham, abgebrochen wird; ferner: „Plus une croix de neuf diamants et des pendants d'oreilles pour affaires secrètes." Einmal überrascht indeß auch die Randbemerkung „Elle a esté rendue", worüber die Regentschaft sehr erstaunt gewesen sein mag. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 238. — 26. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

Für Nr. 1 spricht sich der Verf. ganz entschieden aus, weil

für die Ruhe der Völker und für die Sicherheit der Kronen Nichts so wichtig ist, als daß die gegenseitigen Pflichten und Rechte zwischen Regierung und Volk durch die Verfassung scharf bezeichnet werden, wobei Alles vermieden werden muß, was die richtige Stellung der erstern und die unverletzlichen Interessen des letztern bedroht, und daß die desfalls getroffenen Gesetzesbestimmungen unverbrüchlich treu gehalten werden. Denn ein einseitiger Wille herrscht nur zwischen dem Herrn und seinen Knechten; zwischen den Fürsten und Völkern bestehen naturgemäß und vertragsweis wechselseitige Verpflichtungen. Jeder Bruch eines Vertrags aber löst denselben und gestattet eine Berufung an die Gewalt; wer das gegenseitige Recht nicht ehrt, greift das eigene an.

Wohlgesprochen! doch ist es damit noch nicht abgethan. Selbst die größte Ehrfurcht vor dem Rechte angenommen, können über die Auslegung, über die Anwendung, über die Lückenhaftigkeit, ja selbst über den rechtlichen Fortbestand ausdrücklicher Bestimmungen bei ganz veränderten Verhältnissen oder anderweitigen Abreden Streitigkeiten entstehen, wobei jeder Theil dem andern in ganz gutem Glauben nicht nachgeben zu müssen für rathsam erachtet, und die gleichwol geschlichtet werden müssen, wenn Friede bestehen soll.

Bei Nr. 2 verlangt der Verf., daß jedenfalls die Stände vor Erlassung eines jeden Gesetzes gehört werden sollen; ob aber mit blos begutachtender oder entscheidender Stimme, darüber entscheidet sich der Verf. dahin, daß bei allen Bestimmungen und Veränderungen, welche den Vermögensbesitz oder die Freiheit der Nation betreffen, Nichts ohne Zustimmung der Stände vorgenommen werden sollte, wogegen in allen Anordnungen von mehr administrativer Natur der Regierung nicht die Hände gebunden werden dürften. Allein welche Kennzeichen sind es, durch welche entschieden wird, ob irgend eine Maßregel auf diese oder jene Seite gehöre? Macht doch der Verf. weiterhin selbst darauf aufmerksam, welche gewaltige und vielseitige Bedeutung die Verwaltung im Staatsleben habe (S. 101), und daß ihr Einfluß auf den Zustand der Landeseinwohner und ihr Wohlbefinden so groß ist, daß es unumgänglich nothwendig für eben dasselbe wird, auch die administrativen Anordnungen auf fest bestimmte Grundsätze zu bauen, sie scharf zu bestimmen und der Willkür durch Lücken keinen Raum zu geben (S. 104), widrigenfalls gerechte Unzufriedenheit und Mismuth unausbleiblich ist und sich das Geschrei nach Verbesserung der Landesverfassung erhebt, indem durch diese letztere schon vorgesehen werden müsse, daß die Verwaltung nicht die Zufriedenheit und das Wohlbehagen der Nation störe. Überdies sind Vermögen und persönliche Freiheit nicht die einzigen Güter, auf deren Beschirmung der Unterthan einen Anspruch hat. Die Rechtsbehauptung, die Ehre, das Religionsbekenntniß, die Gedankenmittheilung und vor Allem die Moralität in ihrem ganzen Umfange sind gleich wichtige und noch weit wichtigere Güter. Eine Verpflichtung zu unmoralischen Handlungen oder Unterlassungen ist etwas sich selbst Widersprechendes, wie es etwas Widersinniges ist, daß etwas Unvernünftiges zum Gemeinwillen oder Gesetze gestempelt werden könne. Es ist aber viel leichter, die Richtigkeit dieses allgemeinen Satzes zu erkennen, als denselben in allen concreten Fällen zu beobachten und anzuwenden. Auf der andern Seite ist es ebenso ausgemacht, daß, wenn die Regierung häufig von selbst Bedenken tragen wird, gegen die entschieden lautenden Gutachten der Volksvertreter in ihren entgegengesetzten Planen vorzuschreiten, dennoch dies ihr unverwehrt sein müsse, dafern sie klar erkennt, daß die Gegengründe gegen die ihrigen nach logischen und technischen Regeln nicht Stich halten und daß selbst ein bloßer Aufschub der in Rede stehenden Maßregel dem Lande bedeutenden und unwiederbringlichen Nachtheil zuziehen würde. Denn wo dies nicht der Fall ist, wird es immer gerathener sein, sich zu gedulden und eine bessere Erkenntniß durch Aufklärung der Sache vorzubereiten. Später (S. 82 u. 88) gesteht der Verf., um allen Conflict mit dem Regenten zu vermeiden, den Ständen lediglich eine berathende Stimme zu.

Gegen Nr. 3 wendet der Verf. sehr richtig ein (S. 55), daß die Steuerverweigerung keine Bürgschaft für die Unverletzlichkeit der Verfassung abgebe, da sie leicht zu einem Parteiungsmittel gemißbraucht werden und gegen eine kräftige Regierung ohne Revolutionsbeginn nicht durchgesetzt werden könne, und daß das Steuerbewilligungsrecht die Nation keineswegs davor schütze, daß von ihr nicht größere Opfer verlangt werden, als ein

wirthlicher Staatshaushalt bedarf, indem kein Minister es wagen kann, auf seine alleinige Verantwortung hin Lasten auszuschreiben, deren Bewilligung zu erlangen nach der allgemeinen Erfahrung gar nicht schwierig ist. „Der Erfolg ist daher der, daß das Land außer den Steuern auch noch die Kosten der Bewilligung selbst, sowol die rechtmäßigen als die heimlichen, aufbringen muß.“ Gleichwol will der Verf., daß einmal für allemal zwischen Regierung und Ständen der regelmäßige Bedarf des Staatshaushalts, sowie die Art der Aufbringung desselben vereinbart werde und es hierbei dann sein Bewenden behalte, wogegen alle außerordentlichen Ausgaben von der Bewilligung abhängig bleiben. Allein ein für längere Dauer festgesetztes Budget ist bei der Veränderlichkeit der Zustände etwas ganz Unpraktisches, da diese jenes bedingen. Wichtiger noch ist es, daß ein so ausgedehntes Bewilligungsrecht den Willen des Souverains in den allermeisten Maßregeln dem Gutbefinden der Stände unterwirft, da umsonst nur der Tod zu haben ist, wie es im Sprüchworte heißt. Endlich handelt es sich hier nicht blos um Steuerbewilligungen, sondern überhaupt um alle Opfer, die dem Staate zu bringen sind, um die Entbehrung sonst erlaubter Genüsse und um alle persönliche Leistungen, um alle Staatsfrohnen, und die wichtigste von allen, den Kriegsdienst. Hingegen verdient es volle Anerkennung, daß der Verf. bei diesem Punkte die von den Ständen auszuübende Staatscontrole bei der an dieselben abzulegenden Rechnung über die geführte Staatswirthschaft ungleich höher schätzt als das ganze, nur scheinmachende Bewilligungsrecht, und daß er diese Controle nicht blos darauf erstreckt, daß die Einnahme und Ausgabe richtig geleistet und berechnet, auch ihrer Bestimmung gemäß geschehen ist, sondern auch darauf, nichts verheimlicht und nichts in irgend einer Art entstellt, dem Volke nie und nirgend ein blauer Dunst vorgemacht werde; endlich daß nicht Schätze gesammelt werden, deren Entziehung dem Verkehre nachtheilig ist, welche bereite Mittel zu Gewaltstreichen oder auch nur zu unstatthaften Begünstigungen liefern können, und welche sogar, mit oder ohne Abdankung, aus dem Lande zu gehen unbehindert sind. Geht auch der Verf. zu weit darin, daß er alle blos muthmaßlich ins Budget aufzunehmende Titel der Einnahme und Ausgabe für Erdichtungen ausgibt, da zwischen präsumtiven und fictiven Angaben wohl zu unterscheiden ist, so hat er doch darin ganz klar gesehen, daß die Aufstellung des Budgets lange nicht den zuverlässigen Gehalt zur Beurtheilung des Finanzzustandes liefert als die wirkliche Einnahme und Ausgabe. Was dieserhalb von der Finanzverwaltung vorgetragen worden ist, gilt indessen ebenmäßig von allen Zweigen der Staatsverwaltung, da schon weiter oben der Beweis geführt worden ist, wie unerläßlich es ist, daß dieselbe von ihrem Thun und Lassen dem Volke Rechenschaft gebe und sich darüber ausweise, wie ihre ganze Führung eine gesetzmäßige und rechtschaffene gewesen sei, wobei das Unterlassen so schwer wiegt als das Thun. Dem Organe des Volks, dem diese Rechenschaft zu geben ist, muß deshalb auch die Befugniß der Controlirung zustehen, keineswegs aber ein Recht, zu richten oder auch nur zu tadeln, obschon jene es in sich begreift, Erinnerungen aufzustellen und vermeinte Mängel oder Fehler aufzudecken. Auf der Welt kann nichts seinem Zwecke weniger zusagen, als die Erstattung der üblichen Verwaltungsberichte der Minister an den König, wenn dieser darin gesetzt wird, darnach die Gerechtigkeit und Güte der ganzen Verwaltung zu prüfen und zu beurtheilen, und nicht blos vielmehr darin, actenmäßige Nachrichten über die wirklich stattgefundene Thätigkeit und über die zusammenzustellenden Ergebnisse derselben zu bekommen. Welchem Minister mag angesonnen werden, daß er sich in seinem Berichte selbst anklage, die Mängel und Gebrechen seiner Verwaltung blosstelle, die Unterlassungssünden aufzähle, und die ganze Richtung und Ausrichtung seiner Geschäftsführung als eine verkehrte oder verfehlte darstelle? Und wenn er es nicht thut, vielmehr bemüht ist, Alles im günstigsten Lichte und von seinem Standpunkte aus darzustellen, wer controlirt ihn und seine Verwaltung? Der Regent? Weder die Muße noch die erfoderlichen Kenntnisse reichen dazu aus. Aber die Millionen von Köpfen, Augen und Ohren im Volke sind schwer zu hintergehen, sei es absichtlich oder unabsichtlich, welches letztere das häufigere ist.

Es ist im augenfälligen Interesse des Monarchen selbst, daß er nicht blos die Ansichten, Theorien und Verwaltungsmaximen seiner Diener vernehme, sondern daß sich darüber auch die Stände äußern. Den Verwaltenden ist dies oft lästig. Da sie dies aber nicht bekennen mögen, wird gewöhnlich eine Theilnahme der Stände an der Controle als ein Eingriff in die Rechte des Monarchen geschildert, während diesem doch gerade dadurch in den Stand gesetzt wird, sich von der umhüllten, ihm und dem Lande gleich beschwerlichen Dictatur der Beamten frei zu machen. (S. 157.)

Bei dem vierten Punkte erklärt sich der Verf. ganz dafür, daß das Land dinglich nur unter Zustimmung der Stände mit Schulden belastet werden kann. Wir stimmen bei, Landesschulden von bloßen Regierungsschulden oder Kassenanweisungen unterscheidend, wie denn in allen Staaten, die eine Verfassung haben, dieser Unterschied längst beobachtet ist, indem die Regierung nicht immer Zeit hat, die Stände um erforderliche Anlehen zu befragen, und sie Credit für sich haben kann, ohne den Credit des Landes zu brauchen. Jedoch ist zu bemerken, daß Kassenanweisungen, welche ein Papiergeld darstellen, diesen Namen fälschlich führen, indem jede Anweisung durch die Einlösung des Schuldners erlischt.

Ebenso bejahend bestimmt sich der Verf. bei dem fünften Punkte, welchen wir inzwischen im Effects dahin beschränken würden, daß blos zu allen Ausnahmen von allgemeinen gesetzlichen Regeln und zu allen Begünstigungen, die von Andern übertragen werden müssen, die Zustimmung der Stände angemessen erscheine. Dagegen sind nicht blos die materiellen Güter, sondern ebenso und noch weit mehr die geistigen dabei ins Auge zu fassen.

Den sechsten Punkt fertigt der Verf. sehr kurz ab, mit der Erklärung, wie es thöricht sei, zu verlangen, daß die Minister der Nation verantwortlich seien, und daß

selbst in den Kindern, wo die Volkssouveränetät ausgesprochen sei, diese Verantwortlichkeit ohne allen Nutzen geblieben sei. Allein wenn die Franzosen nicht verstanden haben, ihr Erfolg zu verschaffen, darf man nur nach England und Schweden sehen, wo es keine leere Phrase geblieben ist. Die Schwierigkeit hat bisher meist nur darin gelegen, daß man die Sache allzusehr juristisch genommen und dabei Rechtsbegriffe und Formen aus dem Civilrechte zum Grunde gelegt hat, die man doch lediglich aus dem Staatsrechte und der Staatsverwaltungslehre schöpfen muß. Übrigens hebt die Schwierigkeit eines ausreichenden Regulativs nicht die Unerlaßlichkeit der Sache selbst auf, wie wir denn gesehen haben, daß die Unverletzlichkeit des Souverains rechtlich nicht statthaben kann ohne durchgängige Verantwortlichkeit der gesammten Staatsdienerschaft, die Minister an der Spitze, und daß sie den Schlußstein des ganzen Staatsgewölbes hergibt.

Endlich beim letzten Punkte äußert sich der Verf. dahin, daß in der Rede-, Schreib- und Preßfreiheit nicht nur ein heilsames Schutz- und Vertheidigungsmittel, aber freilich auch eine gefährliche Angriffswaffe gegeben sei. Wir müssen dies letztere ganz in Abrede stellen, wo Recht und Gerechtigkeit walten, durch welche jeder unerlaubte Angriff vernichtet werden kann, und daß überhaupt die bloße Möglichkeit eines solchen schon zu Präventionsmaßregeln ermächtige, welche den rechtmäßigen Gebrauch ebenso verschränken und unter eine Macht stellen, so nothwendig willkührlich sein muß, weil ihr keine durchgreifenden Vorschriften zu geben sind. Es bleibt eine ausgemachte Sache, daß bürgerliche und Censurfreiheit Hand in Hand gehen, und daß die Censur und Majestätsbeleidigungs-Gesetzgebung einen zuverlässigen Maßstab für den Grad der Vollkommenheit des bürgerlichen Zustandes und der Freiheit in jedem Lande abgeben.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Lieferung.)

Skizzen über das pariser Kunstleben.

5. Pierre Jean David.

Westlich seitwärts vom Luxemburggarten, in der hellen, reinlichen Vorstadt Saint-Germain, erstreckt sich in gerader Linie die lange Rue de l'ouest, eine anachoretisch stille, melancholisch einsame Thebais, auf beiden Seiten von steilen, kahlen Mauern umschlossen, deren weißer Anwurf die brennenden Sonnenstrahlen blendend zurückwirft und deren kerkerartige Gitterfenster und schmale, niedrige Thüren ganz beängstigend wirken. Diese Straße ist die Metropolis einer Künstler- oder vielmehr Bildhauercolonie; ihre Provinzen sind die Rue d'Assas, von David bewohnt; die Rue de Madame, wo Foyatier, der Bildhauer des Spartakus, residirt; die Rue d'Enfer, der Wohnsitz von Rude, dessen Meisterhand den neapolitanischen Fischerknaben mit der Schildkröte (im Luxemburg-Museum) gemeißelt, meinem Gefühl nach das vorzüglichste Werk, was die französische Sculptur in unsern Tagen, ja in manchem Betracht wol zu allen Zeiten hervorgebracht hat; die Rue de Seine, wo Pradier seine Odalisken glättet; die Rue des noyers, wo Barye seine dramatisch componirten Thiergruppen ausführt, die Rue de Babylone, wo Maindron seine Kolosse formt; die Rue des marais, welche die beiden Barre unter ihren Bewohnern zählt; die Rue Saint-Dominique, wo der ältere Dantan den Thon knetet; die Rue de Vaugirard, wo Lemaire, der Urheber der Sculpturen vom Eichenfalle am Magdalenenkirche, wohnt, und endlich die Rue de l'Abbaye, wo Duret, der Erfinder des grazilsen Tarantellatänzers (im Luxemburg-Museum) sein Domicil genommen. Und nicht blos namhafte Meister der höhern Plastik haben sich in diesem ruhigen Quartiere angesiedelt; auch ganze Schwärme von Schülern, untergeordneten Praktikern, Handwerkern, Marmorpolirern, Gyps- und Erzgießern haben sich hierher gezogen. Nicht weit von dem Hause Nr. 48 in der Rue de l'ouest, das Etex, der Verfasser der beiden kolossalen Hautreliefs an der Rückseite des Triumphbogens vor der Sternbarrière, bewohnt, öffnet sich ein geräumiger Hof, von einem einzigen Gitter verschlossen, durch dessen Eisenstäbe man im Innern vier oder fünf niedrige, schmucklose, kaum abgehobelte Bretterthüren bemerkt; dort hausen in gemeinschaftlicher Werkstatt drei französische Bildhauer, welche, dem katholisirenden Humanitarismus ergeben, in jeder Idealcomposition und Portraitstatue eine Doctrin und eine Syntheſe darzulegen suchen: ein Prophet und zwei Jünger: Bra, Dusseigneur und Bion.

Der berühmteste und angesehenste von allen Genannten ist unstreitig der Bildhauer David, der zu den fruchtbarsten, handfertigsten Künstlern unserer Zeit gehört. In einem Alter von 50 Jahren (er ist am 12. März 1792 zu Angers geboren und war erst Schüler des berühmten Malers David, dann des streng classischen Bildhauers Rolland), hat er eine staunenerregende Menge von Arbeiten geliefert. Mir ist es sehr erklärlich, wie ein so geistreicher und eigenthümlicher Künstler zu dem Entschluß gekommen, die Fesseln der kalten, einseitig gebotenen Nachahmung antiker Sculptur zu zerbrechen und seine Gedanken auf eine freie, ihm zusagende Weise auszudrücken. Auch ist es ihm gelungen, in dieser neuen, weniger auf den Adel des Styls bedachten, sondern zu einer mehr genrehaft naturalistischen Richtung übergehenden Behandlungsweise ein wirklich höchst achtbares Talent zu offenbaren, sodaß Alle, welche von der Sculptur nichts weiter verlangen, als daß ein jeder Gegenstand ganz in derselben Weise wiedergegeben wird, wie er in der Natur erscheint, von vielen seiner Werke sehr befriedigt sein müssen. Wer aber die gesteigerte Anfoderung macht, daß in der Bildhauerei bei der Nachahmung der Natur eine Modification eintritt, welche durch den sinnlichen Eindruck des Materials, worin der Bildhauer arbeitet, z. B. des Steins oder der Bronze, bedingt wird, möchte allerdings Manches zu wünschen übrig haben. Der Bildhauer soll nämlich darauf ausgehen, uns in seinen Werken den rein sinnlichen Eindruck des Steinblocks oder des Erzes, als einer rohen, plumpen Masse, möglichst vergessen zu machen, die Materie als solche gleichsam zu vernichten und ihr Vorhandensein ästhetisch zu negiren. Dieses erreicht er aber vorzüglich durch eine flächenartige Behandlung. Starke Ausladungen, wie manche Gegenstände, z. B. Haarlocken, Gewandfalten dicker Stoffe, sie in der Wirklichkeit machen, vermeidet er, weil sie uns in Stein und Erz als dicke Wülste zu sehr das Material empfinden lassen und einen plumpen, schwerfälligen, von ihren Vorbildern in der Wirklichkeit verschiedenen Eindruck machen würden. Bei den erfoderlichen Erhöhungen aber weiß er dadurch den Eindruck als Masse zu mäßigen, daß er sie durch mehr oder minder starke Vertiefungen in mehre Partien zerfällt und dadurch bricht. Alle eigentliche Vertiefungen führt er endlich in großer Schärfe und Bestimmtheit aus. Diesen Principien verdanken die antiken Sculpturen einen großen Theil ihrer wohlgefälligen, bestechenden Wirkung. Die Werke von David sagen daher dem gebildeten Auge in dem Grade zu, als der Mangel der Beobachtung jener Gesetze für Plastik minder störend an ihnen auffällt. Am wenigsten ist dieses bei den sehr zahlreichen Büsten und Medaillons der Fall, welche theilweise durch ihre Ähnlichkeit, Lebendigkeit und fleißige, öfter sehr gefühlte Ausführung anziehend sind. In dem gewiß sehr löblichen Bestreben, bei Portraits die bedeutendsten Züge besonders hervorzuheben und die meist so leere, bedeutungslose Glätte zu vermeiden, ist aber David wieder auf andere, gewiß bedenkliche Abwege gerathen.

Sehr viele seiner Büsten und Medaillons haben nämlich eine forcirte, gar zu willkürlich auf Kosten der Wahrheit und Natur erreichte Art von Geistreichigkeit und zeigen in der Behandlung zu große Härten und in manchen Theilen, z. B. in den Haaren, eine zu willkürliche Convention, in andern Theilen dagegen, z. B. in den Falten, in der schlaffen Haut, eine zu spitz- und geschmacklose Detaillirung. Störender als bei den Büsten und Medaillons ist dieser Mangel an Beobachtung der oben angeführten Principien schon bei den Portraits- und Gedächtnißstatuen berühmter Männer, welche zwar vielfach durch ihre Lebendigkeit, wie durch eine bis auf die kleinsten Zufälligkeiten des modernen Costums sich erstreckende Ausführung eine schlagende Wirkung hervorbringen, wie solches unter andern die Statue des Marschalls Gouvion Saint-Cyr und die Statue des Generals Foy auf dem wunderbar malerischen Kirchhofe des Père la Chaise genügend belegen, häufig aber durch die an guten Motiven leeren und schweren Gewandmassen ein plumpes, ungeschlachtes, unorganisches Ansehen haben, wofür ich hier nur die Statue Gutenberg's in Strasburg*) und die Statue des großen Condé im Schloßhofe von Versailles anführen will. Am widrigsten aber erscheint jene Vernachlässigung bei freien, idealischen Compositionen, an welchen die Armuth der Erfindung, die Gesuchtheit der Auffassung, die Einförmigkeit der Gesichter, der Mangel an Grazie und an tieferm Verständniß der Formen, die Beobachtung von allerlei bei dem Portrait noch eher zulässigen, in einer Idealcomposition aber schlechterdings unstatthaften Zufälligkeiten und Kleinigkeiten das Unangenehme des Eindrucks noch vermehren, weshalb ich mich nur auf die Sculpturen des Giebelfeldes vom Pantheon berufe. Unter den größern und kleinern Denkmalen, welche ich kürzlich in der weitläufigen Werkstatt David's sah, gefielen mir daher solche am besten, bei welchen eine treue Nachahmung der Natur am meisten ausreicht, wie z. B. das Mädchen auf dem Grabe des Markos Bozzaris und der getödtete republikanische Trommelschläger Barra. Die Statue dieses vierzehnjährigen Kriegsheiden ist sehr fleißig und sorgsam in jener anziehenden Magerkeit ausgeführt, welche man so sehr an dem berühmten Dornzieher im Capitol bewundert; nur die dreifarbige Cocarde auf der Brust des Gefallenen hätte als Kleinliches, unwürdiges Detail wegbleiben sollen. Sehr wenig wollte mir das Denkmal des in Spanien gebliebenen Generals Ramponneau behagen, welches der Künstler gerade für einen öffentlichen Platz, ich weiß nicht mehr welcher Stadt, in Arbeit hatte. Die Gruppe, ganz nach malerischen Principien aufgefaßt, hat im Motiv nicht das Ruhige, wie es für solchen Zweck geziemt. Das Pferd mit gehobenen Vorderfüßen in derselben gewaltsamen Bewegung, wie das sich bäumende Roß des David'schen Bildes, auf dem Bonaparte die Höhe des St.-Bernhard hinansprengt, erschien mir besonders verfehlt. Viel Interesse hatte für mich, eine Reihe von nahe an 100 Büsten und ungefähr 300 Medaillons der ausgezeichnetsten Personen Europas bei David zu sehen. Die Kunst hat hier mehre Häupter von Repräsentanten entgegengesetzter Gesinnung und Geistesrichtung in friedliche Nähe gebracht. Die Büsten von Béranger und Paganini gefielen mir als besonders wahr, geistreich und lebendig; im höchsten Grade mißfällig erschien mir dagegen die kolossale Büste Goethe's. Aus dem Princip, die Größe des Geistes von Goethe und seine Verwandtschaft mit den Olympiern auszudrücken, hat er ihm Zeusartig emporstrebendes Haupthaar und eine Stirn und einen Schädel aufgepackt, welche dem Dichter des „Faust" ein durchaus monströses Ansehen geben. Börne's eben vollendete Büste in carrarischem Marmor war in einem besondern Zimmer aufgestellt. Zum Leitstern bei dieser Arbeit hatte der Künstler nur sein eigenes Gedächtniß und ein von M. Oppenheim gemaltes Bildniß Börne's. Eine tiefere Individualisirung und Beseelung war daher nicht wohl zu erwarten, und wir dürfen uns schon zufrieden geben, daß wenigstens die Ähnlichkeit im Allgemeinen erreicht und herauszukennen ist. Ich möchte den Kopf mehr idealisirt als ähnlich nennen. Das vorstehende, spitz auslaufende Kinn hat nichts mit der Wirklichkeit zu schaffen; mehr der Wahrheit und Natur getreu ist der feingeschnittene Mund — ein auszeichnender Zug im Gesichte Börne's — welchen, wenn er zu heiterm Gespräch sich öffnete, das Lächeln der Milde und Duldung, des feinen Spotts und gutmüthigen Humors umschwebte. Doch der Ausdruck poetischer Wehmuth, welchen David in seiner Büste als vorherrschenden Zug hervorgehoben, ist mir nur in seltenen, vorübergehenden Momenten an Börne's scharfgezeichneter, streng zusammengefaßter, männlicher Physiognomie aufgefallen, in der Festigkeit des Charakters und große Klarheit des Sinnes als die hervorstechendsten Züge heraustraten. Sein Kopf verrieth beim ersten Anblick nicht den vollen Puls der humoristischen Ader, noch den reichen Brunnen der schönen, sinnigen Laune, die wie ein lebendiger Quell unversiegbar aus den Tiefen dieses wunderbaren Herzens und Geistes aufsprudelte; der Schalk steckte in ihm zu tief, als daß er sich etwa in leichten Zügen auf der Oberfläche des Gesichts hätte zeigen sollen. Vermissen wir auch alle diese feinern Bezüge in der Büste David's, so verdient doch die treffliche, fleißige Arbeit lobende Anerkennung. Gegenwärtig beschäftigt sich derselbe Künstler mit einem Denkmal für Börne's Grab auf dem Père la Chaise. 44.

*) Die Stadt Strasburg hat David kürzlich einen goldenen Pokal von schöner Arbeit geschenkt.

Literarische Notiz.

In Deutschland hat man viel dafür gethan, die sprüchwörtlichen Redensarten, die im Munde des Volkes leben, zu sammeln und übersichtlich zusammenzustellen. Auch in Frankreich hat man wol mehre ähnliche Sammlungen; indessen finden wir doch in einer vor kurzem erschienenen („Le lion des proverbes français", von Le Roux de Lincy, 2 Bde., Paris 1842) zum ersten Male besonders bis zum 17. Jahrhundert etwas Erschöpfendes. Der Verf. hat zwar auch die Kernreden und Schlagworte der Gegenwart aus seiner Sammlung nicht ausgeschlossen, indessen ließe sich bei all seinem Fleiße doch mehr als eine Lücke in den neuern Sprüchwörtern nachweisen. Man hat dieser Sammlung eine interessante Abhandlung von Denis: „Essai sur la philosophie de Sancho Pansa", vordrucken lassen, die zwar bereits anderweitig bekannt war, aber hier ganz an ihrer Stelle steht. Auch Ferdinand Denis, an der königlichen Bibliothek angestellt, ist einer von den Gelehrten, die in Deutschland zu wenig bekannt sind. Seine Leistungen besonders in Bezug auf portugiesische Geschichte und Literatur sind ganz bedeutend. Außerdem hat er die tropischen Gegenden aus eigener Ansicht studirt und seine Beschreibung von Brasilien im „Univers pittoresque" ist nicht ohne Werth. Einen Theil seiner Reisebeobachtungen hat er in seinen „Scènes de la nature sous les tropiques" (1824) niedergelegt. Sein „Résumé de l'histoire de Brésil" ist sehr lesenswerth und kann neben Southey's und Beauchamp's bekannten Werken noch mit Nutzen gebraucht werden. Das Bedeutendste, was der fleißige Denis in der Literatur hervorgebracht hat, dürfte seine Geschichte der portugiesischen Literatur („Résumé de l'histoire littéraire de Portugal") sein. Er ist ein Kenner dieser Literatur, dem wir in Deutschland keinen gegenüberstellen können und selbst unter den Portugiesen dürfte nur Constancio, der nach mannichfachen Schicksalen sich gegenwärtig in Paris aufhält, ihm gewachsen sein. Dieses Werk hat gleich bei seinem Erscheinen einige berichtigende Zusätze im „Globe" (1827—28) von Charles Magnin erhalten, der seinen Beruf durch seine herrliche Abhandlung über Camoens bewiesen hat. Denis hat auch eine Novelle geschrieben („André le voyageur, histoire d'un marin"), in der jedoch das rein poetische Interesse vom stofflichen beeinträchtigt wird. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 239. — 27. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

Die Ausbeute unserer Betrachtung ergibt sich nun kürzlich dahin:

A. Eine geschriebene Verfassungsurkunde ist aus demselben Grunde ein unabweisliches Bedürfniß, wie überhaupt das geschriebene Recht. Je vollständiger, deutlicher und bestimmter sie ist, desto vollkommener ist sie. Ihre Grundlage muß die Anerkennung der beiden Grundsätze sein: I. daß die Beschützung und Beförderung des Rechts, der Freiheit und der Wohlfahrt des Volks und aller Einzelnen in ihm der Zweck des Staatsverbandes sei, und daß zu eben dem Ende II. der ganze Staatskörper ein organisches Ganze bildet, in welchem kein Theil eine todte oder nur leidende und nicht mithandelnde Masse sein kann; daß eben deshalb die organische Gliederung durch das Ganze von oben bis unten gehen muß, wie sich die Einzelnheiten nach Ort und Zeit zusammengefügt haben; und daß kein lebendiger Körper ohne Haupt sein, aber auch das Haupt überall nicht getrennt vom Leibe gedacht werden möge.

B. Der Inhalt der Verfassungsurkunde muß sich verbreiten I. über das Volk, indem 1) der Unterschied der Bürger und der Schutzverwandten und der Inbegriff des Bürgerthums nach seinen Pflichten, Rechten und seiner Zuständigkeit festgestellt wird, aber auch 2) die allgemeinen Pflichten und Rechte aller Unterthanen als Menschen und Vernunftwesen ausdrücklich anerkannt und dabei aus der Natur der Sache, dem Herkommen und vertragsweis genau bestimmt wird, welche Gerechtsame entweder ganz außer der Verfügung der Staatsgewalt liegen, oder mit besondern, nöthigen oder nützlichen, Gewährleistungen und Vorsichtsmaßregeln zu versehen gewesen sind. Es bleibt noch 3) zu bestimmen, wie das Organ des Volks zu dessen Mitwirkung zu den öffentlichen Angelegenheiten gestaltet sein, sich zusammensetzen, gebaren und wie und auf welche Weise dadurch das Volk vertreten werden soll. II. Ebenso muß die Staatsgewalt in ihrer ganzen Einheit und Unzertrennlichkeit, aber auch in dem ganzen Umfange ihrer verschiedenen Bethätigungen dargestellt und bestimmt werden: 1. wer damit bekleidet sein soll, also 1) die Form des Regiments und 2) die Berechtigung zu dessen Ergreifung und Führung mit den dabei stattfindenden Verpflichtungen, endlich 3) den Maßgaben, welche entweder die persönliche Behinderung, oder der gänzliche Abgang der dazu Berufenen erfodern, weil es dem Staatskörper nie an einem seiner Vernunft und Sinne mächtigen Oberhaupte gebrechen darf. II. Die Ausübung der Staatsgewalt erheischt 1) gewisse Formen, an denen nicht nur erkennbar ist, daß sie es ist, welche sich bethätigt, sondern wodurch auch verhindert wird, daß sie niemals in Willkür ausarten, sondern nach den Regeln des Rechts und der Staatsweisheit verwaltet werde; und diese müssen 2) unvermeidlich verschiedenartig für die Gesetzgebung, die Rechtspflege und die Staatsverwaltung sein und nach den Erfoderniffen dieser Hauptäste der Hoheit sorgfältig bestimmt werden. Da 3) der Regent allen Staatsgeschäften nicht allein vorstehen kann, ja ebendeshalb nicht einmal darf, sondern dazu Diener des Staats angestellt werden müssen, so dürfen die wesentlichen Bestimmungen über die Natur des Staatsdienstes dessen Subordination unter das Staatsoberhaupt und die Pragmatik der Staatsdienerschaft, die Eintheilung der Geschäftszweige, die Organisation und Unterordnung der Staatsbehörden so wenig übergangen werden als die regierenden Grundsätze der Geschäftsführung und Regierungsweise. Hierbei ist zu bemerken, daß das Heer einen Theil des Volks selbst ausmacht, nämlich den den Kriegsdienst versehenden, und daß nur dessen Befehlshaber zur Staatsdienerschaft gehören, wornach denn die besondern Bestimmungen sich richten müssen, welche diese Stellung und die militairische Disciplin mit sich bringt. 4) Das Staatsoberhaupt muß mit Majestät bekleidet sein, sodaß die Merkmale und der Inhalt dieses Rechtsbegriffs anzugeben sind. Dazu gehört vor allen Dingen die Unverletzlichkeit derselben, zu deren Aufrechthaltung dagegen die Verantwortlichkeit der Staatsdienerschaft dergestalt festgestellt sein muß, daß dieselbe nicht blos vor dem Fürsten, sondern auch vor dem ganzen Volke besteht und von jenem nicht einmal auf irgend eine Weise vereitelt werden kann. Die Anklage aller übrigen Staatsbeamten erfolgt im Wege des gesetzlichen Untersuchungsverfahrens unter

der Controle des öffentlichen Anklägers, daß Nichts hinterzogen werden könne. Für die Anklage und das Richten der Minister aber bedarf es eines besondern Regulativs, durch welches die Grundsätze und Bedingungen des Anklagestandes, die Form des Verfahrens, die Zusammensetzung des Gerichtshofs und das Gebiet seiner Beurtheilung, endlich die Strafen bestimmt werden. III. Wesentliche Zubehörungen des Staatsverbandes, welche durch die Verfassungsurkunde noch geregelt sein müssen, sind 1) das Staatsgebiet, da kein Staat ohne Gebiet bestehen kann, welches deswegen auch, wie immer er dazu gekommen sein mag, sich nicht im alleinigen Obereigenthume des Fürsten, sondern des gesammten Staatskorpers befindet, weshalb a) wegen dessen Integrität und Veräußerung Vorsehung zu treffen ist, sowie b) wegen der Vertretung des Landes und des ganzen Staates nach außen, besonders in Betreff solcher Verträge, die auf das Innere zurückwirken. Überhaupt aber c) ist der Begriff und die Wirkung des Obereigenthums des Staats und die Beschränkung der freien Verfügung der unmittelbaren Eigenthümer durch dasselbe genau anzugeben. 2) Bei der Enge der Familienbande und der Mächtigkeit ihres Einflusses ist auch die Familie des Staatsoberhauptes ein wichtiger Gegenstand der Berücksichtigung, um a) das Familienverhältniß selbst, und b) die besondern Obliegenheiten der Familienglieder, welche ihrer allgemeinen Unterthänigkeit noch hinzutreten, dagegen aber auch c) die ihnen gebührenden Vorzüge, ganz vorzüglich d) die Erziehung der fürstlichen Kinder für das Heil des Staats zu ordnen. 3) Insofern sich verschiedene Stände im Volke geschichtlich ausgebildet haben mit verschiedenen Gerechtsamen, vornehmlich ein Erbadel, darf keine ungerechte und unweise Gleichmacherei darüber hinfahren, sondern alles Bestehende hat einen Anspruch auf seine Erhaltung, es sei denn, daß a) es nur noch eine erstorbene Schale vorstellt, welche nach Ausleerung des Kernes übriggeblieben ist, und schädliche Erinnerungen dadurch fortgepflanzt werden, wie z. B. das ganze Lehnwesen, oder daß b) Misbräuche sich eingeschlichen haben, mit deren Aufdeckung und Erkenntniß das Gebot zu ihrer Unterdrückung von selbst sich erhebt, gleichviel wie lange eine irrige Meinung sie gehegt oder schonende Nachsicht sie geduldet hat. Denn was dem Rechte und der Wohlfahrt Aller zuwider ist, darf auf keine Weise erhalten werden; ob aber bei der Umwandlung eine Entschädigung oder keine zu gewähren ist, hängt von der Beschaffenheit und Erwerbungsart der unleidlichen Gerechtsame selbst ab; oft jedoch wird die Klugheit die Mittel ausfindig machen, eine plötzliche und gerade Vernichtung zu vermeiden, vielmehr solche Einrichtungen zu treffen, durch welche die allmälige Umwandelung sich von selbst macht. Endlich bleibt noch IV. der Verkehr zwischen dem Fürsten und den angeordneten Volksorganen zu ordnen, also 1) die äußere Gestaltung und die Art und Weise des Geschäftsbetriebes der ganzen Standschaft, sowie 2) ihre Verbindung und der Austausch der Ansichten und Erklärungen zwischen ihnen und den Staatsbehörden, wie mit dem Staatsoberhaupte, nicht minder 3) der ganze Umfang, aber auch damit zugleich die Grenzen ihrer Wirksamkeit, welche durchaus zu keiner Theilnahme weder an der Staatshoheit selbst und den in ihr enthaltenen Befugnissen, noch ihrer Ausübung und dem Betrieb der Verwaltung der Staatsgeschäfte ausschlagen darf. Die Städteordnung, in ihrer Stellung der Stadtverordneten zum Stadtmagistrate, kann dafür als ein Muster angesehen werden. Die Verrichtung der Standschaft betrifft nur und allein a) die Berathschlagung und Begutachtung aller und jeder Gesetze, einschließlich derer, welche das Maß und die Art und Weise der von den Einzelnen aufzubringenden Leistungen betreffen; nicht minder b) die Verlautbarung derjenigen Wünsche und Beschwerden, denen nicht im ordentlichen Gange der Verwaltung abgeholfen wird, welchem nicht vorbeigegangen werden darf; ferner c) das Halten auf die Beobachtung der Gesetze und das oberste derselben, die Wohlfahrt des Ganzen, zu welchem Ende ihr nicht nur über Alles actenmäßige Auskunft zu geben ist und der eigenen Einsicht nichts vorenthalten werden darf, sondern ihr auch Rechenschaft über die ganze Führung der Verwaltung und den Zustand der Staatsangelegenheiten, insonderheit auch über dessen Eigenthum und die Verwendung der ihm gebrachten Opfer, abgelegt werden muß, sodaß sie die Controle des ganzen Staatsdienstes übt und nöthigenfalls in Anklagestand zu versetzen befugt ist; endlich d) ist sie die Bewahrerin der Verfassung in allen ihren Bestandtheilen, dergestalt, daß sie keine unmittelbare oder mittelbare Verletzung derselben dulden, noch darin irgend Etwas ohne ihre Einwilligung abgeändert werden darf. Weil aber hierbei über die Auslegung, Anwendung, den Mangel oder den Fortbestand einzelner Bestimmungen zwischen der Standschaft und der Regierung verschiedene Meinungen aufkommen können, die kein Theil aufopfern will, und weil überdies alles Menschenwerk unvollkommen ist und der Verbesserung bedürftig, ebendeshalb auch jede gute Verfassung hierauf Bedacht genommen und angeordnet haben muß, wie von Zeit zu Zeit gemeinschaftlich eine Durchsicht und Vervollständigung vorzunehmen ist, wobei denn ebenfalls Regierung und Standschaft einander gegenüberstehen können; so ist es unumgänglich, daß 4) für diese Fälle der Veruneinigung das Mittel getroffen werde, zu verhüten, daß daraus kein Zwist und Streit werde, weil das Leben des Staats in der Eintracht zwischen Fürsten und Volk beruht, die nicht gestört werden darf. Es versteht sich aber von selbst, daß jeder Fürst nur in so weit souverain ist, als er grundgesetzlich dazu berufen und ermächtigt ist, und daß, wo das Gesetz seine Macht nicht begründet, dieselbe illegitim ist, nicht minder, daß Niemand über seine Obliegenheiten und Gerechtsame selbst Richter sein kann, und daß folglich sowol der Fürst als das Volk ihr Urtheil in allen streitigen Verfassungsfragen einem von ihnen nach Vorschrift der Verfassung selbst zu bestellenden und einzusetzenden Schiedsgerichte zu unterwerfen haben, welchem obliegt und welches sich bemühen muß, eine Ausgleichung und Vereinbarung zu vermitteln, bei deren Entstehung aber seinen Ausspruch zu thun hat,

dem unverbrüchlich nachzuleben ist, indem er eine Ergänzung der Verfassung enthalte.

Ehre [illegible] abgetrotzt und einem Jeden das Seine, nach dem Wahlspruche des höchsten preußischen Ordens, das ihm Gebührende und in seinem Wesen und seiner Stellung Begründete zutheilende Verfassung bedarf weder äußerer Gewährleistungen noch Vorkehrungen zur Erzwingung ihrer Beobachtung. Es braucht nur das Recht klar, bündig und sachgemäß ausgesprochen zu werden, um die innere und äußere Achtung in seinem Gefolge zu haben und alle Neigung zu seiner Nichtachtung und Verletzung zu ersticken. Aber eine solche Verfassung fehlt noch dem Lande Preußen.

Das Bedürfniß derselben stellt sich dringend genug heraus. Sollte später die Regierung durch die Verhältnisse dazu gezwungen werden, allgemeine Stände einzuberufen, würde das mindestens ein sehr ungünstiger Zeitpunkt sein, und es könnte dann leicht der Fall eintreten, daß die Anforderungen weiter gingen, als es im Interesse der Monarchie und des Landes selbst zu wünschen sein möchte. Schon um deswillen ist es von der größten Wichtigkeit, daß diesem Mangel bald abgeholfen werde. (S. 88.)

Was jetzt ist, wissen wir; was die Zukunft bringen wird, ist unserm Auge verborgen. Es ist eine goldene Regel, nicht den günstigen Augenblick zu verschieben. Nichts ist conservativer, als wahrhaften Bedürfnissen abzuhelfen; nichts bedenklicher, als in Angelegenheiten der Verfassung Etwas in Frage zu lassen; durch Nichts wird dem Radicalismus mehr Nahrung gegeben, als durch Gewährung wirklicher Angriffspunkte. (S. 92.)

Gewiß! Daß die Leidenschaften und die Selbstsucht nicht die Zügel der Ereignisse in die Hand bekommen, sich nicht bekämpfen und zerfleischen, davor gibt es nur ein unfehlbares Mittel — die Herrschaft der Vernunft. Wer ihrer mächtig und durch sie seiner Vorurtheile, Neigungen und Gewohnheiten Herr geworden ist, verschiebt keinen Augenblick, was sie erheischt, sondern richtet es freiwillig und mit Selbstgenugthuung aus. Nur die freie Bewilligung verdient und erwirbt Anerkennung, Dank und Erwiderung, die abgenöthigte nur Frohlocken und Geringschätzung.

Schließlich pflichten wir dem Verf. darin bei, daß nichts, auch nicht das Geringste im Wege steht, oder auch nur einen Aufschub einer angemessenen Verfassung mit dazu gehörigen Ständen bedingt. Wenn indessen derselbe hierbei die Miene annimmt, als ob früher die Vorzüge des Erbadels zwar eine Ungleichheit der Stände herbeigeführt haben, welche dabei Schwierigkeiten verursachte, nun aber beseitigt wären, da es keine Bevorrechtung des Adels mehr gebe (S. 64) und alle persönlichen Vorrechte, die der Adel ehemals hatte, sämmtlich ohne Ausnahme erloschen seien (S. 93), indem die Gerechtsame der Rittergutsbesitzer nicht an den Stand, sondern an den Besitz geknüpft sind, und verfassungsmäßig dem Adel kein Vorzug gebühren sei, sondern er Alles nur noch dem Zolle der Erinnerung und seinem persönlichen Werthe zu verdanken habe; so gestatte er, ihm offen zu sagen, daß er als Edelmann sich entweder selbst täuscht oder Täuschung versucht hat. Wenn er dem Adel eine besondere Fähigkeit und Neigung zum Kriegsdienste, die ihm als der Überrest seines ehemaligen ausschließlichen Rechts auf denselben (?) unleugbar übriggeblieben sind, und ein großes Verdienst zuschreibt, welches er sich hierdurch um die Macht und Größe Preußens erworben hat und fort und fort vererbt, so nöthigt er uns, zur Steuer der Wahrheit, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie arglistig er hier dem allgemeinen Kriegsdienste die Offizierstellen unterschiebt. In den Reihen der Soldaten sieht man selten einen Edelmann, außer zur Ableistung der einjährigen Dienstzeit; desto zahlreicher sind sie und ganz unverhältnißmäßig unter den Offizieren, weil sie sich zu diesen besser besoldeten Stellen drängen und dabei vorzugsweis begünstigt werden, während die sich mitbewerbenden Bürgerlichen viele Schwierigkeiten erfahren. Nachdem die Armee von 1806 den Staat an den Rand des Unterganges und die Armee von 1813 ihn auf den Gipfel des Ruhms erhoben hat, ist es eine große Dreistigkeit, von einer vorzüglichen Fähigkeit der Adeligen zum Militairdienste zu fasseln. Wenn derselbe fortfährt, daß der zahlreiche Adel in Preußen immer noch einen indirecten Einfluß auf das Ganze ohne persönliche Vorrechte ausübe und um so mehr behalten werde, da er nicht mehr durch eine privilegirte Stellung gerechten Anfeindungen ausgesetzt ist und er gezwungen wird, sich durch seine Ausbildung eine Stellung zu machen, wollen wir gern zugeben und uns freuen, daß neuerdings mehr Adelige dem Berufe einer wissenschaftlichen Ausbildung sich widmen als früher, finden aber dennoch, daß das Verhältniß der Adeligen zu den Bürgerlichen im höhern Staatsdienste es ohne Einrede herausstellt, wie auch hierbei der Adel über Gebühr begünstigt ist, dafern man ihm nicht eine größere Geschicklichkeit und Würdigkeit zuschreibt, was Niemand darzuthun vermag. Der größere Einfluß des Adels, wovon der Verf. spricht, ist vielmehr eine Folge der Familienverbindungen, ihrer Einwirkung auf die Staatsverwaltung und der Vorliebe des Regentenhauses für diesen Stand. Welcher bürgerliche Gutsbesitzer hat eine Hülfe zur Erhaltung im Grundbesitze empfangen, während Millionen für diesen Zweck an Adelige gewendet worden sind, an denen allem übrigen Volke ein Antheilsrecht zustand? Gleichwol sind diese Millionen zwecklos ausgegeben; denn sie sind ein Tropfen, ins Meer gegossen, wodurch der Fortgang der Umwälzung nicht aufgehalten wird. Der Verf. erkennt es selbst an, daß unausweichlich die große Mehrheit der Rittergüter binnen kurzer Zeit in die Hände der Bürgerlichen kommen, folglich ein grundgesessener Erbadel bald aufhören werde (S. 94 und 256). Ist es Weisheit, das rollende Rad der Zeit aufhalten zu wollen, oder auch sich nur darüber zu beklagen, daß man in seinem Umschwunge mit fortgedreht werde? Was kosten dem Staat die Cadettenhäuser, welche fast ausschließlich nur der Erziehung des jungen Adels auf öffentliche Kosten dienen, da es doch sonst allgemeiner Grundsatz ist, und mit Recht, daß, wer sich zum Staatsdienste meldet, seine Geschicklichkeit dazu sich verschafft haben und ausweisen muß? Wie verhält sich namentlich hierin der Justizdienst

zum Kriegsdienste? Fehlt es dort an tüchtigen Bewerbern und ist jener von geringerm Belange sowol in Betracht der erforderlichen Kenntnisse als für das Staatswohl? Wer besitzt den allergrößten Theil der nicht eingezogenen Pfründen, die die Regierung vergibt? Der Vers. nehme die Summe aller dieser Begünstigungen zusammen und halte sie an seinen eigenen wahren Satz, daß alle unverdiente Bevorzugung mit Recht Anfeindung erzeugt, dann wollen wir ihn fragen, ob es so fortgehen könne und dürfe? Auch gesteht er selbst (S. 96) solches schon ein; aber es ist ihm noch nicht klar geworden, wie es zu ändern sei? Wir wollen der Sache nahe ins Auge sehen.

Gern geben wir zu, daß es ein großer Misgriff sei, die wichtigsten Ehrenrechte allein von dem Besitze eines Ritterguts abhängig zu machen, ohne daß die Person des Besitzers eine andere Befähigung dazu besitzt. Ebenso finden wir etwas Wahres darin, daß die Erinnerung an Verdienste der Vorfahren und das Bewußtsein der Berufung zu einem ehrenvollen Wirkungskreise geistig wirksame Reizmittel und als solche schätzbar sind (S. xxxi). Doch hüte man sich vor Überschätzung und bedenke, wie viele Bürgerliche von Voraltern mit unleugbarer Verdienstlichkeit abstammen, und wie viele Adelsgeschlechter dergleichen nicht aufzuweisen haben! Besonders aber ist es zu beherzigen, „daß solche Erinnerungen unmöglich dem Laufe der Begebenheiten entgegentreten und die Umgestaltung der Volksentwickelung aufhalten können". Wenn es nicht in Abrede zu stellen ist, daß unser dermaliger Adel seinem gänzlichen Verfalle raschen Schrittes entgegengeht, ist nur zweierlei politisch möglich. Entweder man muß ihn seinem Schicksale überlassen, ihn, wie er durch stillschweigende Anerkennung emporgekommen ist, auch durch deren stillschweigende Entziehung wieder untergehen lassen und bei allen Einrichtungen überall nichts auf ihn bauen; oder er muß gänzlich regenerirt und so eingerichtet werden, daß er seine wahre politische Stellung einzunehmen vermag. Gegenwärtig behauptet er eine falsche und darum anstößige. Sein zugestandener Einfluß erstreckt sich in die Verwaltung und deren Beamtenschaft, welche den Adel gar nichts angehen. Sein wahrer Platz ist in der Verfassung als bewahrendes Element in derselben. Daß er dies selbst erkenne und sich selbst dazu geschickt mache, das ist es, wozu jeder echte Adelsfreund ihn ermuntern sollte; aber der erste und durchaus unerlaßliche Schritt dazu ist das Aufhören der Vererbung auf alle Nachkommen, das Aufhören des Geschlechtsdünkels, damit die hohe politische Ehre Boden finde, der er dafür theilhaftig werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sprachkampf in Ungarn. Dargestellt von Thomas Bitásgovárry. Nebst Beilage: Mirabilia, erzählt von Csaplovics. Excerpte aus magyarischen Zeitungen. Agram 1841.

Der Kampf der Parteien in Ungarn ist heftiger als irgend wo anders. Nicht die Zeitschriften allein sind es und die Broschüren, in denen gezankt und gestritten wird; auch tritt geht es bei den Congregationen der Comitate und den Landtagssammlungen zu und erst neulich brachten die Zeitungen die allerdings betrübende Nachricht, daß es bei der Wahl des Banus von Kroatien in Agram zu blutigen Händeln gekommen sei und nicht weniger als 16 Magyaren ihren blinden Patriotismus mit dem Leben gebüßt hätten. Und dies bei der friedlichen Wahl einer Magistratsperson, unter den Augen der Regierung! Bis zu welchem Grade müssen die Gemüther bereits erhitzt sein! Und es ist kein Wunder; denn es handelt sich um das Heiligste, was der Mensch besitzt, um seine Nationalität. Denn die Magyaren fodern von den Slawen, den Deutschen, den Walachen und allen andern Bewohnern des magyarischen Königreichs, daß sie ihrer Sprache, ihrer Bildung, ihrer ganzen geistigen Eigenthümlichkeit entsagen und sich in Magyaren von Fleisch und Bein verwandeln sollen. Und da sie die politische Gewalt in der Hand haben, so wenden sie ungescheut jedes Mittel, Zwang, Bestechung u. s. w. an, ihr Ziel zu erreichen, und von Jahr zu Jahr mehren sich die Einrichtungen und Verordnungen, welche die Unterdrückung der andern Stämme bezwecken und die Magyaren auf Kosten derselben heben. Daß diese es nicht ruhig mit ansehen können, wie ihnen Recht auf Recht entrissen ist, läßt sich begreifen. Auch vorliegende Broschüre, obgleich von einem Magyaren verfaßt, versucht sich, die wüthenden Parteimänner zur Besinnung zu bringen, ihnen Vernunft, Humanität und Völkerrecht ins Gedächtniß zu rufen und durch den Beweis der Unmöglichkeit einer vollständigen Magyarisirung Ungarns, ja der unbedingten Gefährlichkeit und Verwerflichkeit ihres Trachtens ihrem überhandnehmenden Unwesen Schranken zu setzen. Allein wir sind überzeugt, auch diese Stimme wird verhallen; denn sie ist zu ruhig abgefaßt, als daß sie jene wahnsinnigen Parteimänner brachten sollten, und Ungarn geht einer fürchterlichen Krisis entgegen, wenn sich die Regierung nicht ins Mittel legt und der unterdrückten Partei, welche sich bereits an sie gewendet hat, den überaus nothwendigen Schutz ihrer Rechte sichert.

J. P. Jordan.

Literarische Notiz.

Die Oriental translation society und die „Collection orientale" sind, seit unsere deutschen „Fundgruben des Morgenlandes" zu erscheinen aufgehört haben, die großartigsten Hebel zur Verbreitung der orientalischen Literaturen. Mehr als bei uns mit zersplitterten Einzelkräften für Herausgabe orientalischer Werke geschehen kann, wird in England von einer Gesellschaft mit reichem Fonds, in Frankreich durch die liberale Unterstützung des Gouvernements gethan. Die „Collection orientale: manuscrits inédits de la bibliothèque royale" ist von hoher Bedeutung, weil sie zugleich einen kritisch bearbeiteten Text mit Anmerkungen für den Gelehrten und eine Übersetzung für das größere Publicum enthält. Die wichtige „Histoire des Mongoles de la Perse" von Raschid-Eldin, herausgegeben von Quatremère, ist vor kurzem vollendet und es liegt schon das Material zu andern Ausgaben bereit. Die pariser Bibliothek ist so außerordentlich reich, ja reicher, als man im Auslande vermuthet. So hatten vor kurzem deutsche Blätter behauptet, daß unter den Manuscripten, die von der preußischen Regierung aus der Verlassenschaft des Lord Chambers angekauft sind, sich mehre indische Werke fänden, die selbst in Paris nicht zu finden wären. Gegenwärtig wird von Seiten der pariser königlichen Bibliothek im „Journal des débats" dieser Angabe widersprochen. Man weist in dieser berichtigenden Notiz nach, daß diese Bibliothek zwei vollständige Exemplare der Vedas enthält, von denen das eine in Talinga-, das andere in Devanágari-Charakteren geschrieben ist. B.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 240. — 28. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 239.)

Somit wären wir mit Dem, was die Landesverfassung angeht, zu Ende gekommen und wenden uns nun zur Verwaltung, wobei wir uns weniger umständlich fassen können, theils weil es weniger noththut, erst richtige und deutliche Begriffe darüber zu entwickeln, theils auch weil die Verfassung das beiweitem wichtigere ist. Zwar ist schon von großen Männern der Satz aufgestellt und von Vielen nachgesprochen worden: daß eine gute Verwaltung eine Verfassung ganz entbehrlich mache. Doch ist dies nur in dem Sinne richtig, wie überhaupt alle Anstalten, Schule, Kirche und Staat ganz entbehrlich sein würden, wenn alle Menschen gut wären. Im umgekehrten Falle aber stehen Verfassung und Verwaltung unter sich im umgekehrten Verhältnisse. Eine schlechte Verwaltung gebiert das Verlangen nach Verfassung, weil eine gute Verfassung die Verwaltung nöthigt, gut zu werden. Es ist außerdem nicht so leicht, dieselbe einzurichten,

daß sie nicht sich eitel, hochmüthig, fiskalisch, beschränkt, arbeitsscheu und gegen das Wohl der Regierten gleichgültig zeige. Oft macht man an die Personen zu viele und zu große Ansprüche und unterläßt, durch eine gute Organisation und durch eine einfache, geregelte und feste Normen gebende Geschäftsordnung den Geschäftsgang zu erleichtern und zu sichern. (S. 101.)

In dem Mangel eines festen Systems und einer zweckmäßigen Geschäftsform liegt häufig der Grund, wenn man keine Männer zu finden weiß, die fähig sind, den höhern Stellen vorzustehen. Wo die Klage erschallt, daß es an solchen Männern fehle, da liegt der Grund gemeinhin an einer mangelhaften Organisation.

So ist es in der That. Man hat in der neuesten Zeit dem Übelstande dadurch abhelfen wollen, daß man junge Männer von ausgezeichnetem Kopfe ins Auge gefaßt und rasch zu den höhern Stellen befördert hat. Man hat dadurch das Übel nur schlimmer gemacht, wie in der Regel alle Ausnahmsproceduren für das Ganze nachtheilig sind und in der Gegenwirkung großen Schaden anrichten.

So großen Werth die Persönlichkeit der Menschen hat, so viel eine glückliche, das heißt, eine mit Geist, Gemüth und Kraft begabte, in jedem Verhältnisse zu leisten vermag, hat es doch Gott nicht gefallen, mit Austheilung höherer Gaben zu verschwenderisch zu sein.

Ohne Zweifel würde es der Vater der Menschen anders eingerichtet haben, wenn es gut gewesen wäre. Allein die eigentlichen Genies taugen für den Staatsdienst fast gar nicht, allenfalls nur in außerordentlichen Lagen. Die Männer von hervorragendem Talente aber brauchen nicht gesucht zu werden, weil sie sich selbst geltend machen, wo es ein Bedürfniß nach ihnen gibt, und weil es für den regelmäßigen Dienst und ordentlichen Geschäftsgang weit geringern Werth hat, einzelnes Ausgezeichnete zu leisten als stets ununterbrochen demselben regelmäßigen Fortgang zu verschaffen.

Ein Hauptgrundsatz ist es, daß die leitenden Behörden nicht verwalten und die eigentlich verwaltenden nicht regieren. Damit dies nicht eintreten könne, ist eine Geschäftsordnung unerläßlich, welche die Verhältnisse fest bestimmt und genau beobachtet werden muß. (S. 104.)

Gegenwärtig dehnen die Ministerien immer mehr ihren Geschäftskreis aus und bewirken dadurch eine Störung im regelmäßigen Verlaufe der Geschäfte; sie verlieren sich in der Masse der Arbeiten, woraus häufige Verzögerungen entstehen, und den verwaltenden Behörden wird hierdurch die zu ihrer Wirksamkeit so nöthige Selbständigkeit entzogen. (S. 113.)

Aus dem Allen folgt, daß es in Preußen an einer umfassenden Staatsdiener-Pragmatik fehlt, einem Gesetze von nicht viel geringerer Wichtigkeit als die Verfassungsurkunde, wodurch das Wesen und Rechtsverhältniß des Staatsdienstes selbst und der Staatsdiener zum Fürsten und zum Volke, die Obliegenheiten und die Gerechtsame derselben, die Grundsätze für die Amtsführung, die Bedingungen der Anstellung, der Beförderung, der Pensionirung und Absetzung und das Verfahren bei alledem, die Selbständigkeit jedes Postens neben dessen Unter- und Rangordnung und den desfallsigen Bestimmungen, die Aufsicht und die Disciplin mit ihren Grenzen und Formen, endlich die Verantwortlichkeit in materieller und formeller Hinsicht ausdrücklich, sorgfältig und allgemein geregelt und dargestellt werden. Gegenwärtig sind von mehren dieser Gegenstände nur stückweis Verordnungen vorhanden, die in keinem genauen und sachlichen Zusammenhange stehen, weshalb auch noch sehr verkehrte und schädliche Einrichtungen im Gange sind, z. B. die heimlichen Conduitentabellen. Das Allermeiste aber ist dem Ermessen und Gutbefinden der einzelnen Departementschefs und Vorgesetzten anheimgestellt, welches nicht nur zu sehr abweichen-

den Anordnungen und Maßregeln, sogar zu ganz entgegengesetzten, in den verschiedenen Verwaltungszweigen führen mußte, sondern auch mit den Personen einer beständigen Veränderung unterworfen ist und dem Eindringen und Mächtigwerden des Geistes der Persönlichkeit in den Staatsdienst das erste Thor eröffnet, eines Geistes von sehr dunkelgrauer Farbe, von dessen mächtiger Wirksamkeit wir bald auf einen sprechenden Beweis kommen werden. Je mehr aber die Personen und persönlichen Rücksichten und Beziehungen der Sache vorgehen, desto böser steht es. Denn um die Sachen handelt es sich allemal; die Personen sind nur die Werkzeuge dafür und müssen sich darnach richten. Die Amtspflicht und die Amtsehre dürfen durch kein Ansehn der Person bewegt werden; das Gesetz und die Dienstordnung allein müssen den Bestimmungsgrund abgeben, aber auch vollständig schirmen. Eine nächste Folge des herrschenden Einflusses der Persönlichkeit ist das Umsichgreifen des Nepotismus, der Gunst oder Ungunst, dieses fürchterlichen Krebsübels in der Staatsverwaltung, welches leider nicht in Abrede zu stellen ist. Wer sich eine Liste von allen Anstellungen, worin alle Verwandtschaften, Schwägerschaften, Gevatterschaften, Coetanschaften und andere persönliche Beziehungen der Angestellten vollständig angegeben wären, jedoch mit Berücksichtigung des Erfahrungssatzes, daß eine Hand die andere wäscht und eine Gefälligkeit der andern werth ist, verschaffen könnte, der würde leicht übersehen, daß bei der Mehrheit der Anstellungen, vorzüglich aber der Beförderungen, nicht die Person um des Amtes willen, sondern das Amt um der Person willen vorhanden ist. Das aber ist das Übel des Krebsschadens, daß es, die guten Säfte ansichziehend und sie zersetzend, sein Gift immer weiter ausbreitet. Amtsehre und Amtstreue sind diese gesunden Säfte, welche der Nepotismus zerfrißt. Wie sollen sie bei der täglichen Erfahrung bestehen, daß weniger echter Amtseifer und Treue, als die Geschicklichkeit, sich beliebt zu machen, oder das Glück, beliebt zu sein, über den Platz der Wirksamkeit und des Ansehens der Beamten entscheiden! Es kann der äußern Geschäftsordnung und der Arbeitsförderung dabei immer noch Genüge geschehen; aber der große Unterschied wird wahrnehmbar, daß der allgemeine Sinn nur dahin geht, die Formen zu beobachten, sich vor Verantwortlichkeit zu wahren, übrigens das Amt mit möglichstem Vortheile und Bequemlichkeit für sich zu benutzen, aber nicht sich dem Amte mit Leib und Seele zu widmen, ja willig zu opfern und seine Freudigkeit und Seligkeit in seiner Berufstreue zu finden. Es beweist, daß der Verf. hierüber so ganz hinweggegangen ist, wie wenig er den praktischen Zustand der Dienstführung genau kennt oder in seinen Ursachen aufzufassen vermocht hat, da er außerdem nicht umhin gekonnt hätte, einen so erheblichen Gegenstand näher zu beleuchten.

Die Berufung zu jedem Posten muß beruhen auf dem Geschicke dazu und auf der Redlichkeit, welche die Erfüllung der damit verbundenen Obliegenheiten sichert. Für Ersteres bestehen Prüfungen, wofür im Preußischen scharfe Vorschriften bestehen. Man möchte sagen, sie sind zu scharf und erheischen viel zu viel für das praktische Bedürfniß, besonders in denjenigen Fächern, in denen man das Überhäufen der Bewerber dadurch hat vermindern wollen. Ist dies aber an sich ein verkehrtes Mittel für diesen Zweck, das zu seiner Erreichung keinen Schritt vorwärtsbringt, so zeigt auch die Erfahrung hier, wie überall, daß allzustrenge Gesetzgebung große Milde in deren Ausführung nachsichzieht, wie dies eine Menge schlechter Verfügungen und Erkenntnisse von Leuten, die das Examen rigorosum im Justizfache wohl bestanden haben, belegt. Das andere Erfoderniß, die Redlichkeit, kann bei der Berufung nicht ergründet werden, wenigstens nicht auf bejahende, sondern nur in verneinender Weise, daß die allgemeine Vermuthung dafür durch keine Thatsachen widerlegt werde. Erst während des Dienstes selbst ist die zuverlässigere Erfahrung hierüber zu machen und zu sammeln. Ganz vollständige Dienstacten, zu denen alles und jedes Nachtheilige und auszeichnend Vortheilhafte kommen muß, sind daher ein unerlaßliches Bedürfniß, müssen aber auch die alleinige Grundlage der gegenseitigen Erfahrungen sein, die dem Beamten in seinem Dienste begegnen, durchaus keine heimlichen Beurtheilungen und rein persönliche Schätzungen. Für den regelmäßigen Staatsdienst ist große Gelehrsamkeit, Gewandtheit und Regsamkeit von ungleich geringerm Belange, als genaue und vollständige Dienstkenntniß, Erfahrung, gewohnte Sicherheit und Beständigkeit. Eben darum muß es sorgfältig unterschieden werden, wo in der Abstufung der Dienststellen eine größere Befähigung, folglich auch deren Ausweis, nöthig ist und dadurch eine Grenze für die durch die Dienstführung selbst zu erlangende praktische Fertigkeit gesteckt wird. Innerhalb dieser Begrenzungen aber muß das Aufrücken nach dem Dienstalter die unverletzliche Regel bleiben, von welcher nur besondere, durch die Dienstacten gerechtfertigte Auszeichnung im Guten oder Schlechten eine Ausnahme begründen kann und dem dadurch Betroffenen die Untersuchung seiner etwanigen Beschwerde nicht versagt werden darf. In Allem, was durch Gesetz geordnet werden kann und bestimmt worden ist, darf dem beliebigen Ermessen kein Spielraum gestattet werden.

Eine andere ebenso wichtige Begrenzung oder Eintheilung der Geschäfte nach der Materie der Gegenstände oder der ihr entsprechenden Behandlung hat der Verf. schärfer ins Auge gefaßt.

Nichts wirkt verderblicher in der Verwaltung als Mangel an Einheit. Wenn die Radien eines Cirkels, statt von der Peripherie zum Mittelpunkte zu führen, aus krummen Linien bestehen, die beim Mittelpunkte vorbeilaufen, fehlt Dem, der in diesem sich befindet, um das Ganze zu übersehen und zu leiten, die Verbindung mit den einzelnen Theilen und zugleich die Einwirkung auf dieselben, mithin aufs Ganze. Daß der Zustand unserer Verwaltung ein ähnliches Bild gewähret, davon liegt die Ursache in der Vermischung ganz fremdartiger Partien in dem Organismus der obersten Verwaltungsbehörden, welches die Folge hat, daß die Räder der Bewegung nicht in einander passen. Im Finanzministerium, für welches eine Cen-

tralisation besonders nöthig ist, fehlt diese ganz; das Finanzwesen ist unter vier selbständige Ministerien vertheilt. Dagegen sind mit dem sogenannten Finanzministerium, das nur die Steuerpartie verwaltet, der Handel und die Fabriken, ja selbst der Wegebau verbunden; auch ist ihm bei der Abnahme der Domainen und Forsten der Bergbau verblieben. Dem Ministerium des Innern ist der Ackerbau überwiesen; dagegen geht ihm das Medicinalwesen ab, das mit dem Cultus verbunden ist. Die Postverwaltung, die ins Gewerbeministerium gehört, ist einem eigenen Minister übertragen. (S. 110.)

Anstatt der Rüge in Betreff des Medicinalwesens, welches füglich einem Ministerium für die Obsorge der Personen, deren geistige und leibliche Gesundheit, zugetheilt werden konnte, hätte der Verf. wol die Theilung des Justizministeriums und das Bestehen einer selbständigen Gestütverwaltung anführen mögen.

Daß dies eine ganz zwecklose Verspliterung der Geschäftskreise ist, braucht nicht erst erwiesen zu werden. Es ist kein Plan darin; und es erklärt sich nur dadurch, daß man nicht für die Geschäfte Personen, die dazu geeignet waren, suchte, sondern für die Personen, die zufriedengestellt werden sollten, Verwaltungszweige schuf. Nichts ist dringender als eine baldige Änderung hierin.

Es ist schon kein geringer Nachtheil, daß durch die Vermehrung der Behörden die Kosten des Staatshaushaltes vergrößert werden. Erheblicher noch ist der Nachtheil der Arbeitsvermehrung ohne zureichenden Grund und der dadurch veranlaßten Vergeudung von Kräften und von Zeit.

Von allen Gütern der Erde gibt es kein unersetzlicheres als die Zeit; wo deren zu viel verschwendet wird, mangelt sie für den nöthigen Bedarf und es erwachsen Versäumnisse.

Der aller beträchtlichste Schaden aber entsteht unvermeidlich in den Sachen und dem Fortgange derselben aus der Trennung des Zusammengehörigen und der Verbindung des Entgegengesetzten. Es macht einen großen Unterschied, ob die Post, Kanal- und Wegebau als Finanz- oder Verkehrsanstalten angesehen und behandelt werden. Es möchte von dem Forst- und Bergwesen etwas Ähnliches gelten und sich wol fragen, welche Rücksichten dabei die höhere und vorzüglich zu beachtende sei? Ebenso unpassend ergibt sich die Vereinbarung der Gewerbe- und der Steuerpartie, wenn es auch dem hohen Sinne eines Finanzministers nachzurühmen ist, daß er die gewerblichen Interessen bei der Zollvereinigung höher als die finanziellen geachtet hat (S. 131). Aber die Interessen des Landbaus sind meist ganz unbeachtet geblieben; man möchte glauben, daß es dergleichen vorsorgliche Interessen gar nicht gebe, obgleich die Production des Landes an Werth alle andern Erwerbszweige überragt und bei gehöriger Förderung noch zu vervielfachen gewesen wäre. Landbau, Handel und Gewerbe sind Partien, die im Leben nicht stillstehen, sich auch nicht befehlen oder erzwingen lassen. Sie wollen daher fortwährend mit Kenneraugen beobachtet sein und erfodern eine ganz andere Behandlnng als die im Bureaustyl übliche des Gebots.

Preußen bildet keinen isolirten Staat, sondern befindet sich mitten in der handelnden Welt; es muß Alles aufbieten, um in dem Wettstreite der materiellen Interessen und deren Entwickelung nicht unterzuliegen. Es muß dafür viel beobachtet, dem Gange der Ereignisse und des Verkehrs in und außerhalb dem Staate gefolgt, und es müssen daraus mit Sachkenntniß Folgerungen gezogen und passende Maßregeln ergriffen werden, wobei das: Eile, aber mit Weile! gar sehr wahrzunehmen ist. Es erfodert dies ein eigenes Studium, eigene Fertigkeit und Thätigkeit, ja eigene Persönlichkeit, wobei nicht zu übersehen ist, daß zwischen den Ansprüchen des Landbaues, des Handels und der Gewerbe, auch der dafür geschäftigen Policei, oft wichtige Streitfragen entstehen, deren Entscheidung durch das allgemeine Wohl bestimmt wird und folglich vorausetzt, daß sie insgesammt gleich gekannt und abgewogen werden.

Die geringfügige Unterstützung des Landbaues und die so lange verzögerte Einsetzung einer obern technischen Behörde für denselben geben unstreitig Zeugniß für dessen bisherige Hintansetzung.

Die Provinzialstände von Pommern, Preußen und den Rheinländern haben deshalb die Errichtung eines eigenen Ministeriums für Landbau, Handel und Gewerbe petitionirt, sind aber zurückgewiesen worden, weil dieses außer ihrem Wirkungskreise liege. Wenn aber Theorie und Erfahrung sich beide dafür aussprechen und kein Staatswirth die Trennung gutheißen kann, mögen die Stände sich doch wol darüber beklagen, da das Land die Folgen davon empfindet. Es liegt der Zurückweisung zweifelsohne eine Verkennung des richtigen Sachverhältnisses zum Grunde. Nur da, wo eine Theilung der Gewalt stattfindet und jeder Theilnehmer eifersüchtig seinen Antheil überwacht, kann von Eingriffen in die Prärogativen der Krone die Rede sein. Wo dagegen alle Gewalt sich in der Hand des Monarchen befindet, ist Alles der Krone untergeben und es gibt keine Vorrechte derselben. Eine Bitte oder Klage kann kein Angriff darauf sein. (S. 90 und 112.)

Beiweitem in die Augen springender sind die Mißstände der Geschäftszerreißung beim Staatshaushalte, wie sich bei der Beleuchtung der Finanzen zeigen wird. Im Allgemeinen aber, anlangend den Betrieb der ganzen Staatsverwaltung und dessen Einrichtung rügt der Verf. noch vielerlei. Die Collegialität der Provinzialregierungen erscheint ihm als eine wesentliche Abweichung von einer löblichen Centralverwaltung (S. 122). Allein da der Verf. sie selbst als die nothwendige Recursinstanz über die eigentlich ausführenden Amtsstellen betrachtet, geräth er dadurch mit sich selbst in Widerspruch. Gerade die Collegialität der Mittelbehörden ist der Hauptdamm gegen allgemeinen Beamtendespotismus und die wichtigste Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit in der Verwaltung, weshalb denn auch die Abneigung gegen dieselbe nicht verabsäumt hat, in der Einrichtung der Regierungen die Collegialität immer mehr durch Bureaukratie zu verdrängen (welche neuerdings sogar in die Gerichtsbehörden eindringt). Man darf nur die Regierungsinstruction vom 26. Oct. 1808 mit ihren spätern Umgestaltungen vergleichen, wird man auf den ersten Blick erkennen, wo der liberalere und despotischere Geist vorwaltet. Ferner bemerkt der Verf., daß die Stellung der Oberpräsidenten nicht diejenige geworden sei, welche durch die Instruction vom 23. Sept. 1817 beabsichtigt worden, daß man vielmehr behaupten möchte, sie bildeten eine nur wenig nützende Mittelinstanz. Wir meinen sogar eine sehr unnöthige und die Geschäfte aufhaltende, deren Abschaffung eine hübsche Ersparniß an Arbeit, Geld und Zeit abwerfen würde, ebenso wie das Eingehen der Generalcommandos, welche gleich überflüssig zu sein scheinen. Wenn aber der Verf. das Wort dafür

nimmt, daß die Oberpräsidenten, welche zu dem Ende Mitglieder des Staatsministeriums werden sollten, die Bestimmung hätten haben mögen, die besondern Interessen der Provinzen gegen die Centralverwaltung zu vertreten, finden wir gerade darin den Grund, warum sie nicht zu größerm Ansehen gekommen sind, weil eine solche Stellung eine ganz unstatthafte ist. Diese Verrichtung kommt den Provinzialständen zu, aber keinem Bestandtheile der Verwaltung selbst. Die Aufsichtsführung, welche den Oberpräsidenten und commandirenden Generalen obliegt, würde beiweitem ersprießlicher von den Ministern selbst und den Ministerialräthen durch Bereisungen der Provinzen ausgeübt werden, welche freilich nicht in Festivitäten aufgehen oder bloße Besuche vorstellen müßten, sondern wobei allemal eine umständliche Revision des formellen und vorzüglich des materiellen Geschäftsbetriebs, unter Einnehmung des Augenscheins und dessen Vergleichung mit den Acten, vorgenommen werden müßte, wie die Musterungen in der Armee zu demselben Zwecke dienen. Wenn hingegen der Verf. dafür hält, daß dem Mangel der Einheit in der Verwaltung, dem Schwanken in den Grundsätzen und deren Beobachtung, den Widersprüchen und Contremärschen in der Gesetzgebung wie in den Vor- und Anordnungen, endlich der sich ruchbarmachenden Übergewalt einzelner Minister in Durchsetzung ihrer Plane und Absichten nur durch die Einsetzung eines dirigirenden Ministerpräsidenten abgeholfen werden könne, der einerseits den Antrieb gibt zu dem rechtzeitigen und einträchtigen Zusammenwirken der verschiedenen Ministerien, und mit welchem diese wiederum ihre Vorhaben und Plane zu besprechen und sein Einverständniß in ihre Richtung, Ausdehnung und Ausführungsweise einzuholen haben, bevor sie noch an deren Ausarbeitung gehen, der selbst ihnen nichts zu befehlen hat, wol aber ihre Verfügungen bis auf königliche Entscheidung suspendiren mag, endlich der erste allgemeinste Rathgeber des Königs ist, ohne selbst irgend einem besondern Verwaltungszweige vorzustehen, können wir ihm darin nur vollkommen Recht geben, indem weder das Gesammtministerium, noch ein Präsident desselben, noch der König selbst diesem Amte Genüge leisten kann, schon darum, weil ein solches Staatskanzleramt eben ein Amt sein muß, das in ununterbrochener und unaufhörlicher Wirksamkeit ist und den Beruf dazu aus sich selbst entnimmt. Endlich erkennt der Verf. ein großes Gebrechen darin, daß es an einer höchsten Recursinstanz gebricht zur Erledigung aller der Beschwerden, welche zur allerhöchsten Entscheidung kommen, indem weder den angestellten Cabinetsräthen, zumal in allen Verwaltungsangelegenheiten, die dazu ausreichenden Kenntnisse beiwohnen, noch für die genaue und zuverlässige Untersuchung der Sachbewandniß gesorgt ist.

Bei der jetzigen Einrichtung bleibt dem Monarchen nichts übrig, als von derselben Behörde Bericht zu verlangen, gegen welche die Beschwerde gerichtet ist und welche natürlich nicht leicht sich gemüßigt finden wird, zu bekennen: sie sei im Unrechte! Vielmehr ist es sehr natürlich, daß dieselbe ihre Verfügung zu rechtfertigen, oder, wo sie wirklich unrecht gethan, solches durch Scheingründe zu verbergen sich angelegen sein lassen wird, wobei der König aus Mangel richtiger und durchgreifender Entscheidungsgründe bei dem gerechtesten Sinne unrichtige und ungerechte Entscheidungen nicht vermeiden kann und dadurch nur die Ministerien in ihrer Verfahrungsweise bestärkt. (S. 125.)

Das ist augenscheinlich, und ebenso wahr und beherzigenswerth ist es, daß sowol dem Könige als auch selbst den Ministern, durch die Menge der Detailgeschäfte, zu denen auch die Beschwerden gehören, die kostbare Zeit zur Überblickung des Allgemeinen und zur Fassung und Überlegung wirksamer Maßregeln entzogen wird, ja daß sie über jene wol müde und verdrüßlich werden. Die von dem Verf. um deswillen vorgeschlagene Commission im Schooße des Cabinets zur Prüfung und Begutachtung aller Immediatbeschwerden müssen wir jedoch für ganz unpassend erachten, weil sie, wie sie auch genannt und eingerichtet werde, doch der Sache nach immer eine Zwischeninstanz zwischen dem Könige und den Ministern bilden und deren Stellung dadurch beeinträchtigen würde. In Sachsen bestand sonst ein Cabinetsministerium in dieser Maße, aber es hat sich nicht als heilsam erwiesen. Der Hauptpunkt, auf den es ankommt, ist die Vorbereitung der Sachen durch die Herausstellung der entgegengesetzten Momente der Entscheidung, folglich die Verhütung der Einseitigkeit oder der Verbergung dabei, was am angemessensten durch die Mittheilung an den Betheiligten bewirkt wird. Es ist bekannt, wie ein ausgearbeiteter Plan für ein Regulativ des Verfahrens bei allen Recursen dem verstorbenen Könige von Preußen vorgelegt, von ihm auch den Justizministern zur Erwägung zugefertigt, von denselben aber bei Seite gelegt worden ist. Ausgemacht aber ist es, daß ein solches Regulativ, welches ebenso sehr der Ungebührlichkeit und Unbegründetheit der Beschwerdeführung als deren Nichtbeachtung oder unreifer Abfertigung vorbeugt und die Eigenmacht der Minister beschneidet, die dritte organische Urkunde ist, deren das Land und das brave Volk bedarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Der Herausgeber und Verfasser der „Enfans peints par eux-mêmes", Alexander de Saillet, veranstaltet jetzt ein ähnliches Lieferungswerk unter dem Titel: „Mémoires d'un centenaire, dédiés à ses arrière-petits-enfans." Vogel, ein Schüler von Delaroche, liefert hierzu die Zeichnungen, welche von Desmarets und andern vorzüglichen Künstlern gestochen werden. Die Ausstattung ist der Art, daß diese Publication auch für die erwachsenen und großen Kinder dieser Welt von Interesse sein muß. In Lieferungen erscheinen ferner: „Encyclopédiana, recueil d'anecdotes anciennes, modernes et contemporaines", wöchentlich eine; „Les divines féeries de l'Orient et du Nord", Legenden, Balladen, Ghaselen, indische, persische, serbische, arabische Gedichte, nachgebildet oder übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Sebastian Rhéal, Verf. der „Chants du psalmiste", mit Illustrationen von dem Historienmaler Fragonard und Mad. Rhéal; „Autrefois ou le bon vieux temps", Text von den literarischen „Sommitäten", Zeichnungen von Tony Johannot, Fragonard, Gavarni, Ch. Jacque, Wattier; „Histoire de Napoléon II, né roi de Rome, mort duc de Reichstadt", von Franc-Lecomte, mit 15 Zeichnungen von Johannot, wöchentlich eine Lieferung. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 241. — 29. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 240.)

Wenden wir uns nun mit dem Verf. zu den einzelnen Ministerien und zunächst zum Ministerium des Innern, finden wir, daß er sich dabei nur bei der schon berührten Hintansetzung der Landwirthschaft, ferner bei der Censur aufgehalten hat. Er gesteht, daß deren Beschränkungen und Eingriffe viel zu weit gegangen sind, daß der Erfolg hiervon sich ganz vorzüglich in dem Zustande des preußischen Zeitungswesens zu Tage gelegt hat, dessen Beschränktheit und Ängstlichkeit die Kinder des Landes nöthigte, die von den Begebenheiten und Zuständen in demselben Etwas wissen wollten, es in auswärtigen Blättern zu suchen.

Das literarische Eigenthum aber ist ein ebenso beachtenswerthes als jedes andere, und kann daher unmöglich von der Willkür einzelner Personen abhängig gemacht werden. Doch spielt die Presse eine viel zu bedeutende Rolle, um nicht eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zu verdienen. (S. 136.)

Demgemäß setzt der Verf. sein Vertrauen in die Wiederherstellung der Vorschriften von 1819 und des damals bestandenen Obercensurcollegiums, vertrauend, daß dadurch ein allmäliger Übergang zur unbeschränkten Preßfreiheit gefunden werde.

Denn der große Vortheil, der aus einer freien Presse hervorgeht, liegt darin, daß durch die freien Erörterungen die falschen Ansichten, die immer schädlich sind, hervortreten und widerlegt werden. Die confusen Köpfe, welche eine ziemlich bedeutende Corporation bilden, und die unklaren Begriffe sind es, die beim Abstimmen allzuoft den Ausschlag geben, die aber vor dem Richterstuhle der Öffentlichkeit ihre Stimme verlieren. Die preußische Regierung kann nur wünschen, daß eine klare richtige Einsicht sich überall verbreite, die preußische vor allen. Wer so viel für sein Volk, seine geistige Entwickelung, für das Wohl des Ganzen gethan hat, kann sich auch ohne Scheu der Öffentlichkeit aussetzen und braucht nicht empfindlich zu werden, wenn man ihr Mängel vorhält. (S. 138.)

Wenn aber dies ist, braucht es keines allmäligen Übergangs, weil stets nur tadelnswerthe Empfindlichkeit oder Unträglichkeitsanmaßung über erfahrenen Tadel entrüstet sein kann. Das literarische Eigenthum der Verf. oder Verleger, so großen Werth es hat, ist doch das Geringste, was in Betracht kommt; es handelt sich um den geistigen Schatz der Nation. Unwissenheit und Irrthum sind die drückendsten Übel für den Menschen und für die Völker. Nur durch Aufklärung sind sie zu verscheuchen; nur durch den ungehemmten Austausch und den unbehinderten Kampf der Vorstellungen wird die Vernunft ihrer selbst mächtig. Darum darf überall kein Hinderniß oder Hemmung stattfinden. Jede Censur ist darum ein Unrecht am Volke; sie ist es auch darum, weil es unmöglich ist, für ihre Ausübung gemessene Regeln aufzustellen. Ob aber die ohne diese nur übrigbleibende Willkür von physischen oder von moralischen Personen geübt wird, bleibt sich der Sache nach ganz gleich.

Wir kommen an das Ministerium der Finanzen, denjenigen Abschnitt des Buchs, der am meisten Eindruck gemacht hat. Der Verf. erklärt vorweg, daß der Finanzzustand Preußens ein günstigerer sei als in den meisten andern Ländern, was aber auch bei der politischen Lage jenes Landes unumgänglich nöthig ist. Er ertheilt der Geschäftsführung selbst und der Kassenverwaltung das Lob der Ordnung und Genauigkeit. Aber er behauptet geradezu, daß es an einem durchgreifenden und eigentlichen Finanzsysteme ganz fehle, nicht minder an einer zweckgemäßen Einrichtung der ganzen Verwaltung; daß man sich über den wahren Finanzzustand sehr täusche; daß mit den vorhandenen Mitteln mehr für den Volkswohlstand habe geschehen können, und daß eine Reform dieses ganzen wichtigen Verwaltungszweiges ungemein dringend erscheine.

Die Worte: Finanzsystem umfassen die ganzen Geldverhältnisse eines Staates. Es besteht nicht blos darin, daß der Staatshaushalt geordnet sei, daß die Einnahme und Ausgabe sich ausgleiche und noch einen Überschuß liefere, sondern es hat eine tiefere und allgemeinere Bedeutung. Wenn die Finanzen der Unterthanen blühen, ist dies ein unversiegbarer Quell für die Bedürfnisse der Regierung; daher muß die Verwaltung, um den Nationalreichthum zu fördern und dadurch den Eingang der Abgaben zu sichern, nach einem geregelten Plane den Wohlstand des Landes in stetem Fortschritte erhalten durch Belebung des Erwerbs und Entfernung aller Beeinträchtigungen desselben. Zu dem Ende muß sie für das Vorhandensein der dem Verkehre unentbehrlichen Circulationsmittel, für die möglichst gleiche Vertheilung der Abgaben und dafür sorgen, daß durch diese nicht irgendwie der Capitalstock angegriffen, daß vielleicht dadurch, wo solches möglich, das Gewerbe selbst aufgeregt werde. (Selbst darf sie dem Gewerbsbetriebe des Volks nichts entziehen und sich damit befassen, da sie die Concurrenz jedes Einzelnen unmöglich macht, die Summe des Privaterwerbes immer aber den ihrigen weit übersteigt; dies fehlt hier.) Sie muß jedoch nicht blos einnehmen, sondern auch ausgeben, wo es Früchte trägt. Sie mag vom Lande so viel fodern, als

der regelmäßige Dienst und die Vorsorge des Staatswirths erheischt, dagegen muß sie alle unfruchtbaren Ausgaben beschränken und auch darauf bedacht sein, sich Hülfsquellen für außerordentliche Vorgänge, besonders für den Krieg, offen zu erhalten, worauf sie stets vorbereitet sein muß. Wenn nun das Finanzministerium, sich aller dieser Aufgaben bewußt, dieselben in einen allgemeinen Plan vereinigt und darauf sein finanzielles Wirken behaglich gründet, so heißt dies das Finanzsystem, welches in zwei Hauptabtheilungen zerfällt, nämlich in die höhere Leitung des finanziellen Zustandes des Landes und in die Verwaltung der Finanzen des Staatshaushalts. (S. 140.)

Unstreitig ist es, daß die Staatswirthschaft der Nationalwirthschaft untergeordnet sein muß; daß man einen Brunnen nicht ausschöpfen darf, wenn er Wasser geben soll, und daß die ganze Steuerpartie daher nur einen einzelnen Theil der Finanzverwaltung ausmacht.

Wer das Leben der Nationalwirthschaft kennt, der wird einsehen, daß ein Finanzminister etwas mehr sein muß als ein Generalempfänger, oder ein Bankier, oder ein guter braver Mann. (S. 191.)

Es hat seinen sehr triftigen Grund, daß in England der Premierminister allemal erster Lord der Schatzkammer ist.

Ein solches Finanzsystem zu bilden, hat aber auch in der Unmöglichkeit gelegen, da keine allgemeine und vereinigte Verwaltung der Finanzen besteht, die sich in der Übersicht des Ganzen befindet, und eine solche doch vorhanden sein muß, bevor sich hernach ein Finanzsystem schaffen läßt. Das sogenannte Finanzministerium hat lediglich die Kassen- und Steuerverwaltung. Die so überaus wichtige Partie der Geldinstitute, der Staatsschulden, des Staatsschatzes, der Domainen und Forsten (auch des Kronfideicommisses) sind davon getrennt.

Jede dieser gesonderten Partien ist natürlich hauptsächlich beflissen, die ihrige zu heben, was an sich zwar löblich ist, aber oft von nachtheiliger Einwirkung auf andere Partien, weil der Zusammenhang fehlt und die Wirkungen mitunter erst sichtbar werden, wenn der Schaden bereits unheilbar geworden ist. Nur ein umfassendes und festes System kann vor dergleichen Mißgriffen bewahren, in welchem nicht persönliche Ansichten, sondern Grundsätze und Normen entscheiden. (S. 158.)

Die erste auffallende Folge dieses Zustandes ist gewesen, daß man sich über die Leistungen des Staatshaushalts selbst getäuscht und darüber dem Volke Unwahrheit berichtet hat. Es ist angegeben worden, daß außer den 61 Millionen, die zu nothwendig gewordenen außerordentlichen Ausgaben verwendet, noch beinahe 63 Millionen seit 1820 von den Staatsschulden getilgt worden seien. Diese Angaben als richtig angenommen, zeigt aber der Verf., daß diese Tilgung keineswegs durch Ersparnisse, sondern theils durch Veräußerung des Staatseigenthums, theils durch Machung anderer Staatsschulden bewirkt und daß auf diese Weise das Staatsvermögen um Nichts gebessert, sondern noch um fast 800,000 Thlr. verschlechtert worden ist, nicht einmal der Seehandlungsobligationen zu gedenken, deren Menge unbekannt, für welche aber der Staatsschatz verhaftet ist und welche um deswillen auch in Betracht kommen. Er zeigt, daß solchergestalt nicht 24 Millionen, wie es nach der klaren Bestimmung des Gesetzes hätte geschehen sollen, sondern etwa nur zwei Millionen aus den Staatseinkünften zur Schuldenabtragung verwendet worden sind, wenn man die Zinsenersparnisse, wie sich versteht, mit in Rechnung stellt. Er zeigt, daß alles dies nicht möglich gewesen wäre, wenn der Staatshaushalt und besonders das Staatsschuldenwesen, wie das Gesetz es verheißen und angeordnet hat, wirklich unter die Controle der Reichsstände gestellt worden und das Wort des Königs schon in Erfüllung gegangen wäre (S. 156). So ist denn hier durch Zahlen erwiesen, wie sehr es im Interesse des Monarchen selbst liegt, den Ständen Einsicht zu geben und sie zu hören, es hingegen nicht von der einseitigen Ansicht oder den Theorien der Verwaltung abhängen zu lassen, wie mit dem Vermögen des Landes geschaltet werde. Oft würde die letztere durch jene genöthigt werden, ihre Theorien erst zu erwolken und mit den Sachen eine Veränderung, was jetzt umgangen werden kann. Freilich aber könnte solches auch zu Entgegnungen führen, welche jedenfalls Mühe machen, wol gar Mißbilligung nach sich ziehen können. Kein Wunder, daß die Männer der Verwaltung davon nicht sonderlich erbaut zu sein pflegen!

Dies zeigt auch die angezeigte Gegenschrift in dem ganzen Tone ihrer Erwiderung. Sie kann die Berechnungen des Verf. nicht umstoßen, noch das Ergebniß widerlegen. Denn das ist doch Trübsand, wenn darin behauptet wird, bezahlte Schulden seien getilgte, gleichviel woher die Bezahlung entnommen worden. Es handelt sich ja nicht um einzelne Schuldposten, sondern um den Vermögenszustand überhaupt, wobei es unleugbar ist, daß nur die Balance des Activ- und Passivzustandes das Maß bestimmt. Ob die Gläubiger A oder Z heißen, ob die Schulden aus dieser oder jener Veranlassung gemacht worden, ob dieselben einem Ausfalle ausgesetzt sind oder nicht, das Alles hat gar keinen Einfluß auf jene Balance und Tiraden, wie folgende, schlagen kein Rechenexempel:

Preußen hat durch den Verkauf eines Theils seiner Domainen das Vermögen seiner Einwohner bereichert, den Werth des Bodens und dessen Cultur um das Doppelte gehoben (?), bei Tilgung seiner Schulden seine Gläubiger nicht um 34 Procent geprellt, dabei an 63 Millionen Thaler Schuld abgezahlt, den Credit bis ins Doppelte gesteigert, die Zinsen reducirt, das Geld wohlfeil gemacht, dadurch Industrie und Gewerbe gehoben, sich selbst eine solche Selbständigkeit erworben, dem Auslande gegenüber eine Achtung abnöthigende Stellung eingenommen und viel zum Glücke und zur äußern Ruhe in kritischen Zeiten beigetragen. (S. 13.)

Folglich ist Alles gut und schön und Hr. v. Bülow-Cummerow hätte seine Schrift unterlassen können? Aber der Letztere stellt von alledem nichts in Abrede, als daß er, wo das Fragezeichen steht, einwenden würde: das Steigen des Bodenwerths ist nur mittelbar ein Werk der Regierung als Folge des langen Friedens und der Ansammlung von Capitalien, und für die erhöhte Cultur hat die Regierung äußerst wenig gethan, sondern sie ist eine Wirkung des frühern gewaltigen Sinkens der Preise der Bodenerzeugnisse. Sonst rühmt auch Hr. v. Bülow-Cummerow alles Übrige und noch weit mehr als dies; aber es hält ihn die Lichtseite nicht ab, auch die Schattenseite zu betrachten, sondern gerade die Freudigkeit an jener treibt ihn, auch diese zu beleuchten. Das ist die wahre Vaterlandsliebe.

Niegend hat der Verf. vergessen, daß die Staatsgläubiger um 24 Procent geprellt worden sind, oder angedeutet, daß dies hätte geschehen sollen. Dieser Ausdruck ist sonach ebenso hämisch als charakteristisch. Jener macht es nur zum Vorwurfe, daß die Domainenveräußerung mehr beeilt und ausgedehnt worden ist, als gesetzlich bestimmt war; daß hierbei Vieles weit unter dem wahren Werthe weggegeben, also verschleudert worden sei, und daß hauptsächlich die Annahme der Staatspapiere nach dem Nationalwerthe an Zahlungsstatt Tadel verdiene, weil dieses nicht nothwendig gewesen und weil hierdurch nur Einzelne bereichert wurden, welche auf diese Weise sich die Zahlungsmittel zum niedrigen Curse der Papiere anschaffen konnten, während der Vortheil der Allgemeinheit zugute gekommen und das Staatsvermögen besser verwaltet sein würde, wenn nicht nur die im Gesetze dazu bestimmte Summe, sondern noch ein Mehres aus den Überschüssen zum Ankaufe der Papiere an der Börse verwendet worden wäre, womit zugleich der Zweck der Curtsverbesserung ebenfalls erreicht wurde. Von einem Verlle Dener, die ihre Papiere an der Börse ausbieten und damit Handel treiben, kann keine Rede sein, und ebenfalls von keiner unredlichen Behandlung, wenn der Staat, der nicht seine Schulden auf einmal berichtigt, es der freien Concurrenz überläßt, wer seine Foderungen für das vorhandene baare Geld am wohlfeilsten einlösen lassen will.

Über die Domainenveräußerung, besonders zum Behufe der Kriegsschuldentilgung, ist des Verf., ihr entgegentretende, Ansicht verwerflich, auch aus der Vergleichung des Dominialeinkommens zu verschiedenen Zeiten mit Einrechnung der Zinsen der damit abgezahlten Schulden allein noch kein Beweis der stattgefundenen Verschleuderung zu entnehmen, weil die Bodenrente keinen unveränderlichen Zinsfuß hat. Gleichwol möchten im Einzelnen wol viele Beispiele anzuführen sein, daß in der That der Erwerb von Domainen und geistlichen Gütern überaus gewinnbringend gewesen und mithin der Vorwurf des Verf. nicht grundlos ist. Denn, wenn es auch rathsam ist, die Domainenwirthschaft nach und nach ganz einzustellen, ohne deshalb das ganze Grundcapital dem Staatsvermögen zu entfremden, vielmehr um demselben solches zum größten Theile zu einem sichern Ertrage zu erhalten, so würde es doch für den Staat eine ebenso schlechte Wirthschaft sein als für den Einzelnen, sie zur ungelegenen Zeit und unter dem Werthe zu veräußern. Daß aber der Staat und dessen Regierung überall kein Gewerbe treibe und in dieser Hantirung nicht mit den Unterthanen wetteifere, weil die Summe der Einzelnen jedenfalls mehr Industrie aufbietet und dem Lande mehr Einkommen erwirbt, ist ein ausgemachter Satz. Der Gegner des Verf. hat mithin darin ganz recht, daß er den Übergang einer Menge von Domainen ins Privateigenthum als eine wirksame Mitursache der Zunahme des Landesflors behandelt, und darin unrecht, daß sein Ausdruck die Deutung zuläßt, als wäre solches die alleinige oder doch hauptsächlichste Ursache. Wenn der Verf. von dem Ertrage der Domainen alle Bauunterhaltungs- und Verwaltungskosten abrechnet, wird er leicht ermessen, daß auch die Finanzen des Staats durch eine zweckmäßige und vorsichtige Veräußerung bedeutend unmittelbar gewinnen müssen, den mittelbaren Gewinn aus der Vermehrung des Eigenthums nicht einmal zu rechnen, welches den Stock zur Erschwingung des Staatsbedürfnisse ausmacht. Die Einwendungen, welche der Verf. hervorsucht, um die weitere Domainenveräußerung abzuwenden, sind wahrlich sehr gesuchte, absonderlich die Sicherstellung des Kronfideicommisses und die Gefahr, die Staatswaldungen durch Raupenfraß einzubüßen, als wenn ersteres nicht auch sonst zu bewirken und die letztere Gefahr größer wäre als die Gefahren, denen die Landbewirthschaftung überhaupt ausgesetzt ist. Dagegen ist die Rücksicht gewichtiger, daß jeder Feind, soweit er ins Land eindringt, die Domainen und deren Ertrag mit fortnimmt, mithin der Staat dadurch eine Hauptquelle seiner Einnahme einbüßt, wenn diese darauf bedeutend rechnen muß.

Des Raupenfraßes ungeachtet misbilligt der Verf. doch vorzüglich den Verkauf von Staatsforsten, der nach seinem Urtheile nie gebilligt werden kann (S. v). Ganz richtig und mit gleicher Geltung für den Bergbau, weil hierbei die finanziellen und staatswirthschaftlichen Erwägungen vor den großen Rücksichten ganz verschwinden, welche die landwirthschaftliche Policei darauf zu nehmen hat und welche zum Theil selbst in die innere Politik reichen! Vielmehr sollte noch mehr darauf Bedacht genommen werden, Forsten und Bergwerke von Seiten des Staats zu erwerben, selbst ohne einige Unbequemlichkeit in der Verwaltung zu beachten, und um deswillen nicht kleinere Waldflächen zu verschmähen, sobald sie nur für die Anstellung eines schreibenden Unterförsters groß genug sind. Die Vernachlässigung einer solchen Vorsorge wird mit der Zeit immer schwerer auf das Land drücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prophetenstimmen. An das Geschlecht dieser Zeit nach den Aussprüchen der heiligen Seher des Morgenlandes von Leopold Haupt. Grimma, Gebhardt. 1841. Gr. 8. 20 Ngr.

Rückert's Umwandlungen der Sprüche orientalischer Weisheit in deutsche Gedichte ließen es den Verf. bedauern, daß, was von jenen Schätzen als das Kostbarste, Höchste und Heiligste uns schon so nahe liegt und so bekannt ist, kaum mehr beachtet und besonders von Denen, welche sich die Gebildeten nennen, als eine alterthümliche, werthlose Reliquie in der Regel mit Verachtung übersehen wird. Das ist freilich zu viel gesagt, wogegen die Thatsache nicht bestritten werden kann, daß vielen Gebildeten die Weisheit der Inder und Perser bekannter ist als die der Propheten. Aber der Verf. fühlt sich gedrungen, zu den heiligen Sehern und Sängern der Vorzeit zu eilen, deren Sprüche in Luther's Kraft- und Kernsprache uns so verständlich, ja das vertraute Eigenthum unserer Väter geworden. Seinen Geist in die Feuergluten der Weissagungen Jesaias' tauchend und seine Seele an den reichen, herrlichen Bildern seiner überströmenden Einbildungskraft weidend, riß es ihn unwiderstehlich fort zu dem Versuche der Übertragung einzelner Stellen. Daraus wurde allmälig eine Bearbeitung des ganzen Propheten, welche, mit Übergehung alles blos Örtlichen und Zeitweisen, nur das für alle Orte und alle Zeiten Passende

und Widrige hervorhoben und darbringen sollte. Manches ist theils zusammengezogen, theils weiter ausgeführt, theils anders gewendet worden.

An der Freiheit dieser Bearbeitung wird Niemand zweifeln, der, seinen Jesaias im Gedächtniß, sich in diese Lieder hineinließt. Es ist so viel fortgenommen und so viel hineingetragen, daß, hinzugenommen die neue Form und die neuen Worte, eigenthümliche Gedichte wurden, deren Bestreben es nur sein kann, den Geist des alten Propheten wiederzugeben. Oder wird man Jesaias 18, der anhebt: „Wehe dem Lande, das unter den Segeln im Schatten fährt, diesseits der Wasser des Mohrenlandes. Das Botschaften auf dem Meere sendet und in Rohrschiffen auf dem Wasser fährt. Gehet hin, Ihr schnellen Boten, zum Volk, das zerrissen und geplündert ist, zum Volk, das greulicher ist, denn sonst irgend eins; zum Volk, das hier und da ausgemessen und zertreten ist, welchem die Wasserströme sein Land einnehmen" — und so schließt: „Zu der Zeit wird das zerrissene und geplünderte Volk, das greulicher ist u. s. w. Geschenke bringen dem Herrn Zebaoth, an den Ort, da der Name des Herrn Zebaoth ist, zum Berge Zion" — übersetzt finden in Gesang 47, der überschrieben ist: „Das gedemüthigte stolze Inselland", und so lautet:

Horche, Volk der schnellen Schiffe, höre, stolzes Inselland,
Welches seine Heere weithin über's hohe Meer gesandt!

Eilt, ihr schnellen Boten, eilet zu der reichen Nation,
Die durch alle Lande wandert, auf dem Antlitz Spott und Hohn!

Seht, ihr Erdenbürger alle, Weltbewohner alle, seht,
Wie auf den Gebirgeshöhen hoch das Heereszeichen weht!

Denn dies sprach zu mir Jehova: „Meine Wohnung will ich schaun,
Wo die heit're Sonne weilet, wo die Silbertropfen thaun.

Wenn die Knospe voll und saftig, wenn die Blüte wird zur Frucht,
Werden mit dem scharfen Messer ihre Reiser heimgesucht.

Gier'gen Vögeln, wilden Thieren gab ich Alles, Alles Preis,
Und vergebens ist ihr Ringen und umsonst ist all ihr Fleiß.

Dann wird man Gehorsam opfern, dann wird man gedenken mein,
Dann wird dieses Land ein Wohnsitz meines lieben Sohnes sein.

Schwerlich! Es ist eine neue Prophetenstimme, deren Berechtigung wir auf sich beruhen lassen, nur angeregt durch einen ähnlichen, mannichfacher Deutung unterworfenen Weheruf des alten Propheten. So viele, ja die Mehrzahl dieser Gesänge; nur wenige schließen sich strenger ihrem Vorbilde an.

Ein dichterischer Geist, sittliche Strenge und eine ernste Entrüstung über die Unbilden der Zeit sprechen sich in allen aus. Die subjective, ursprüngliche Feuerglut, die Eingebung des alten Gottes, die den Jesaias zum Dichter machte, wird der Verf. ebenso wenig in Anspruch nehmen, als die Untrüglichkeit seiner Sehergabe. Die Sprache ist edel, die Verse sind voll austönend; er bestrebt sich nach Kräften, der alten orientalischen Anschauungsweise und Ausdruckskraft sich zu nähern. Aber es ist nichts damit gethan, wenn nicht ein neues Element hinzukommt, um das fremde deutsch zu machen. Rückert wußte sich des Ernstes, der Innigkeit und Glut des Morgenlandes in wunderbarer Weise zu bemächtigen, aber nicht dadurch wirkt er auf uns, daß er die persische und indische Empfindungssprache auf Deutsch wiedergab, sondern daß er seine Naivetät damit vermischte, daß er sich und seine eigene Empfindungsweise in eigenthümlicher Weise darin aufgehen ließ.

Es finden sich viele vortreffliche Lieder, die überall und zu jeder Zeit ihren Werth behalten und Anklang finden müssen, wie z. B. das: „Vergebliche Mühe."

Was dünkt Euch doch, ihr Stolzen, mit Euerm hohen Muth,
Die Ihr vermeint, daß Alles in Euern Händen ruht?

Was wollt Ihr doch, Verächter des Herrn, mit Eurer Macht,
Die Ihr sein Licht bekrieget mit Waffen finst'rer Nacht?

Was hofft Ihr, Menschenkinder, von Eurer wilden Wuth,
Die Ihr in grausam Schlachten vergießt der Brüder Blut? —

O fürchtet nichts, ihr Freunde des Herrn, und seid nicht bang:
Sein Heil kann Niemand hindern, sein Werk geht seinen Gang.

Was er bei sich beschlossen, das wird gewißlich wahr,
Und was er will, das fördert selbst seiner Feinde Schar.

Das ist kräftigend und erhebend. In diesem Sinne ist freilich die Mehrzahl der Lieder abgefaßt; aber uns drängt sich die Frage auf, wozu drohende Prophezeiungen, wo es Aufgabe ist, nicht niederzudrücken den Muth, sondern ihn zu erheben. Daß er auf die „sichere Stütze" hinweist:

Die, errettet vom Verderben, übrig bleiben von der Schlacht,
Werden sich nicht mehr verlassen auf den Bund und seine Macht,
Sondern auf den Herrn der Welten, der der Völker Schicksal lenkt
Und für Alle wacht und sorget, rathet, vorsieht, wirkt und denkt,

werden Alle billigen, die mit ihm eines Sinnes sind, aber die Mehrzahl dieser, die im alten Gott ihre sicherste Stütze finden und an des neuen Gottes Macht zweifeln, werden meinen, daß es ihm besser dienen heiße, die frischen Keime einer bessern Zukunft pflegen, die allerwärts vorschießen und das alte und neue Unkraut zu überwuchern versprechen, als in Zornflüchen und düstern Prophezeiungen von Verderben und Untergang gegen die neuen und die alten Frevler eine gute Kraft verschwenden. Jeremias und Jesaias in Ehren für ihre Zeit; jetzt heißt es, wer zu ihrer Fahne schwört; Mit Gott vorwärts! 15.

Literarische Notizen.

Bis jetzt hatte Frankreich kein erschöpfendes Werk über seine eigene Colonie in Afrika, das man dem unsers trefflichen Landsmannes Moritz Wagner hätte an die Seite stellen können. Die ganze Literatur, die in Zeit von wenigen Jahren sich über Algier gebildet hat, enthält meistens geistreiche Darstellung einer einzelnen Frage (z. B. die der Colonisation), oder es lag den Schriftstellern, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, vorzüglich am Herzen, die algierischen Verhältnisse im Lichte einer einseitigen politischen Auffassung zu schildern. Gegenwärtig wird ein Werk angekündigt, das, wenn es, wie zu erwarten steht, gut geleitet wird, Bedeutendes leisten kann. Es wird den Titel führen: „Algérie historique, pittoresque et monumentale" und soll 86 Lieferungen bilden. Der Herausgeber dieses Prachtwerkes, zu dem Flandin u. A. Zeichnungen machen, ist Hr. Berbrugger, Bibliothekar und Conservator der Museen in Algier, der durch mehre Werke über spanische Sprache und Literatur sich bekannt gemacht hat. In kurzer Zeit wird eine französische Übersetzung der Geschichte der Barbareskenstaaten von Mannert, zu dem die Regierung 2500 Fr. unterschrieben hat, von zwei Deutschen, Marcus und Duesberg, herausgegeben werden.

Der zweite Band von Sainte-Beuve's „Port-royal", der vor kurzem die Presse verlassen hat, steht dem ersten an Interesse nicht nach. Im Gegentheile finden wir in ihm besonders eine Reihe sehr gelungener Portraits und Charakteristiken, in denen der treffliche Kritiker bekanntlich vorzüglich zu glänzen weiß. So ist uns eine meisterhafte Darstellung von Jean Louis Guez de Balzac aufgestoßen, in der er dem hohen stylistischen Verdienste desselben volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der Verf. wirft bisweilen einen Blick auf die Gegenwart, übertreibt dies aber nirgend. So ist anerkennungswerth, was er über die Paradoxensucht und über das Antithesenspiel moderner Schriftsteller sagt, die sich der nüchternen Einfachheit der Herren von Port-royal gegenüber gar buntscheckig ausnehmen. Sainte-Beuve, dessen Verdienste um die ästhetische Kritik auch in Deutschland anerkannt sind, hat schon früher, besonders im „Globe", durch eine Reihe verschiedener Aufsätze und Recensionen die Gründlichkeit seiner historischen Studien bewiesen. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 242. — 30. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

Ebenso sind die Ansichten des Verf. über die Staatsschulden meist nicht zu loben. Allerdings kann es für den Staat, wie für Einzelne, klug sein, lieber Schulden zu machen oder zu behalten, als solche abzuzahlen, wenn nämlich jenes einen größern und, was wohl zu erwägen ist, nachhaltigen Gewinn bringt. Dies kann jedoch nur Ausnahmen von der Regel bedingen, welche besagt: daß, wer seine Schulden bezahlt, dadurch seine Umstände verbessert. Überdies muß ein Staat noch die Natur des Credits erwägen, und daß diese um so delicater ist, je weniger er zu zwingen ist, sondern nur die hergebrachten Regierungsgrundsätze Bürgschaft dafür geben, daß treulich Wort gehalten werde. Es rächt sich später allemal schwer, wenn irgend eine Regierung sich hat verleiten lassen, zu beweisen, daß ihre Versprechungen ihr nicht unverbrüchlich sind. Welchem Gewinn auch darum entsagt, welcher Nachtheil darum auch übernommen werden muß, stets bleibt es die erste Grundregel, gegebene Versprechen pünktlich zu erfüllen. Es stellt sich hiernach als eine völlig unrichtige Definition heraus, wenn der Verf. (S. 192) ganz allgemein Staatsschulden für Capitalien ausgibt, „welche auf die Hoffnung angelegt sind, daß das verschuldende Land die Mittel besitze und besitzen werde, die Renten davon jederzeit mit Gewißheit zu bezahlen". Rentenkauf und Staatsschuld ist nicht gleichbedeutend; es kommt lediglich auf die Bedingungen an, unter denen jedes Geschäft gemacht worden ist, und welche einseitig und beliebig zu verändern eine Regierung kein Recht und auf die Dauer auch keinen Vortheil davon hat. Ferner ist es schon anders, daß auch die Schuldentilgung, wie Alles, seine Marken habe und übertrieben werden könne, und daß namentlich für jeden Staat die Ansammlung eines Staatsschatzes als verfügbares Mittel zur bereiten Abwendung aller unerwarteten und außerordentlichen Bedürfnisse, absonderlich des Kriegs, unabweisliches Bedürfniß ist. Indessen hat auch dies seine Grenzen und darf nicht so weit gehen, eine übermäßige Masse Geldes dem Verkehre zu entziehen und unfruchtbar hinzulegen. Jeder Geschäftsmann hält sich einen Kassenbestand, der jedoch mit seinem Betriebscapitale und mit dem Umfange von Zahlungen, worauf er gefaßt sein muß, im Verhältnisse stehen muß. Hält er mehr in der Kasse, wird man ihn für einen unklugen Haushalter erachten. So nicht anders der Staat. Wenn er die Mittel, seine Armee ins Feld rücken zu lassen und zwei Jahre lang den Krieg zu führen, in Bereitschaft hat, ist dies vollkommen ausreichend und die Ansammlung eines größern Schatzes ebenso gefährlich als schädlich. Den allerverderblichsten Vorschlag aber macht der Verf., wenn er, anstatt die Abgaben zu vermindern, sobald der Schatz aus den Überschüssen so weit gefüllt ist, diese lieber von dem Staate dergestalt anlegen lassen will, daß demselben noch deren Wiedereinziehung künftig übrigbleibt, z. B. durch Belegung von Capitalien auf Hypotheken oder durch Schadloshaltung der mit Grundsteuern zu belegenden steuerfreien Grundstücke. Wie bedenklich das erstere ist, weil mit einem Federstriche ein so angelegtes Vermögen verloren gehen kann, ist Denen noch in frischem Andenken, welche es erlebt haben, was solchergestalt im ehemaligen Südpreußen eingebüßt worden ist. Das andere ist allerdings ein an sich wol beachtenswerther Vorschlag; doch gibt es noch viel dringendere Gegenstände, wodurch mehr geleistet würde, als da sind Aufgebung des Salzregals, große Einschränkung des Postregals, Ermäßigung der Stempelabgabe, Aufhebung der Gewerbsteuer, Übernahme der geistlichen Stolgebühren und des Schulgeldes in den Trivialschulen. Denn die nächste Wohlthat, welche eine Regierung in materiellem Betrachte erweisen kann, bleibt immer Herabsetzung der Abgaben und Erweiterung des Verkehrs. Die Geldbeutel des gesammten Volks sind doch die, wenn weise angesprochen, unversiegbare Quelle, aus welcher die Regierung ihren ganzen Bedarf zu entnehmen hat. Je mehr das Volk hat und zu erwerben vermag, desto weniger braucht die Regierung eines Schatzes, weil sie um so reicher schon ist. Wenn Preußen, wie der Verf. berechnet, über die laufenden Ausgaben einen Überschuß von mehr als zehn Millionen Thalern bereits hat, kann es mit allem Fuge darauf Anspruch machen, daß diese entweder zu Anlagen für das gemeine Beste verwendet, oder daß das Übrige an Abgaben erlassen werde.

Eben diese Berechnung ist nun angegriffen worden; allein die Anfechtungen ändern in dem Ergebnisse derselben wenig. Sie betreffen hauptsächlich nur die Höhe der

Einnahme aus dem Zollverbande und die Höhe der Ausgabe für die Unterhaltung und den Neubau der Kunststraßen, wofür der Verf. nur ungefähr 660,000 Thaler auswirft und daraus den Schluß zieht (S. 178), daß unter den dafür im Etat ausgesetzten drei Millionen „noch andere Ausgaben begriffen sein müssen, die man nicht habe namhaft machen wollen". Hierbei beharrt derselbe auch (S. xv) in seinem Nachtrage, indem die dagegen gemachten Einwendungen höchstens nur darauf hinauslaufen, daß zu jenen 660,000 Thaler auch noch die zur Rückzahlung der Prämienanleihe bestimmten 710,004 Thaler hinzuzusetzen sind, was zusammen immer nur erst 1,370,004 Thaler betrage. In Ansehung der Zolleinkünfte bekennt derselbe, daß seine Angabe, wie auf den Kopf davon durchschnittlich ein Thaler komme, auf mündlichen Nachrichten beruht habe, die ihm zugegangen, daß er jedoch zwar nicht in Abrede stellen wolle, wie seine Gegner, aus den Acten besser unterrichtet, darin eine richtigere Angabe machen könnten, daß auf den Kopf nur 22 Sgr. kämen, daß inzwischen hierzu auch noch diejenigen 10 Sgr. auf den Kopf zugesetzt werden müßten, welche aus dem engern Verbande mit den sächsischen Ländern an inländischen Verbrauchssteuern kämen, sodaß, wenigstens für die östlichen Provinzen, 1 Thlr. 2 Sgr. für das Haupt anzusetzen sei (S. xiv). Ob nun 2 Sgr. mehr oder weniger, das scheint uns eine ziemlich unbedeutende Sache zu sein, aber nicht, daß die Behörden sich bereits erklärt haben, in dem Centralblatte dem Lande eine amtliche Nachweisung von dieser Steuereinnahme öffentlich vorlegen zu wollen, um den Verf. zu berichtigen. Denn das eben ist das Unvergleichliche der Öffentlichkeit, daß sie Alles an den Tag bringt und zieht und Nichts im Dunkeln und verborgen bleiben kann.

Das gerade ist das unleugbare Verdienst des Verf., daß er dies durch die Gewichtigkeit seiner Nachweisungen und Darlegungen fast erzwungen hat, indem er bis zur Überzeugung dargethan hat (S. 163), daß die öffentlich in Gesetzesform bekanntgemachten Budgets ganz unrichtig sind und theils Selbsttäuschungen, theils Täuschungen des Publicums in sich enthalten, einmal weil die verschiedenen Posten nicht gleichnamige sind und kein Additions- oder Subtractionsexempel zulassen, indem bei einigen das Brutto, bei andern das Netto ausgeworfen ist; indem ferner einige Posten offenbar nicht aufrichtig angeben sind, z. B. aus den Geldinstituten, bei andern aber nur ein Theil nachgewiesen und andere verschwiegen oder übergangen sind, wie denn z. B. der Stempelertrag aufgeführt, hingegen der Sportelertrag und der Rechtspflegeaufwand gar nicht aufgeführt sind; indem noch andere bedeutende Lasten des Landes, welche doch wirkliche Staatsausgaben ausmachen, wie z. B. die Kosten der Landwehrcavalerie und mehre Institute zur Ausübung der Criminaljustiz und der Policei, wie Zucht- und Arbeitshäuser, Armen- und Krankenanstalten u. s. w. nicht in das Staatsbudget aufgenommen, sondern als Communallasten behandelt werden; indem endlich nach diesem Allen eine Übersicht des Staatshaushalts und der Finanzen rein unmöglich gemacht worden ist. Für diesen Zweck „beweisen die bisher publicirten Budgets weniger als Nichts, wol aber, wie wenig die Verwaltungswerkzeuge in Preußen die Befehle ihres Königs, dem Lande Vertrauen zu geben, beachtet haben" (S. 187). Der Verf. kann hierzu kann kein anderer nach dem Verf. sein, als sich Mittel zu Ausgaben in Bereitschaft zu halten, deren Veröffentlichung man bedenklich gefunden hat. Denn, wenn man nachrechnet, wie es der Verf. thut (S. 171), ergibt sich, daß die auf 56 Millionen angegebene Staatsschuld wol 71 Millionen betragen haben müsse, folglich die Generalkasse weit über 10 Millionen jährlich mehr eingenommen hat, als der Nation weisgemacht worden ist.

Gleichwol hatte der hochselige König, der mit schwerem Herzen seinen Unterthanen während des Kampfes um das Sein oder Nichtsein schwere Lasten auferlegen mußte, in der väterlichsten und wohlmeinendsten Absicht das Gesetz vom 17. Jan. 1820 erlassen, dessen drei Hauptbestimmungen darauf hinausgehen, daß 1) die Staatsschuld unwiderruflich für geschlossen erklärt und in Zahlen festgestellt wurde; 2) daß eine gesetzlich angeordnete Amortisation derselben statthaben solle; endlich 3) daß die Controle darüber den Reichsständen übertragen werde. (S. 174.)

Wenn denn von allediesem nichts geschehen ist, so offenbart sich unwidersprechlich der Erfolg eben dieser entbehrten Controle, und es bleibt nur die Erwartung übrig, „daß die Pietät des neuen Monarchen die Finanzen ordnen, die Schulden tilgen und den Ständen die Einsicht der Einnahme und der Verwendung der Ausgabe gestatten und ihr Gutachten darüber vernehmen werde". In dieser Weise knüpft der Verf. überall an die unverhohlene Darstellung der Misstände die Aussicht auf deren Verbesserungen an.

Es bleiben uns noch die Ministerien der kirchlichen Angelegenheiten, der Justiz und des Kriegs übrig. Der Verf. hat kein Hehl, daß eine Misstimmung des Volks aus den Religionswirren entstanden ist, welche die Regierung selbst ohne alle Noth hervorgerufen hat. Er gibt dem altpreußischen Volke das ehrende Zeugniß, daß es einen Punkt gebe, in dem es nicht verletzt sein wolle.

Dieser betrifft seine Glaubensfreiheit. Wenn es diese bedroht glaubt, sei es noch so sehr aus der Ferne, so sind die Gemüther erregt; und ein erregtes Gemüth ist nicht immer gerecht. Das evangelische Volk Preußens will weniger eine äußere ceremonielle Gottesverehrung als eine innerliche. Es bestrebt sich, die Verkündung seiner ihm heiligen Religion im Geiste und in der Wahrheit zu erfassen und durch Gehorsam gegen Gott und den König und durch Liebe zum Nächsten zu bethätigen; allein es hat Erinnerungen, von denen es sich nicht loszumachen vermag, es hat aus der Anstellung von Personen, denen die öffentliche Meinung mistraut, Grund zu Besorgnissen entnommen, welche höchstens auf Persönlichkeiten hinauslaufen. (S. 183.)

Wenn der Verf. in der ersten Hälfte den Sinn seiner Landsleute klar aufgefaßt hat, drückt er sich am Ende als Hofmann aus, der jeden Anstoß gern vermeidet. Die Art der Einführung der Agende, die Behauptung der bischöflichen Gewalt der Krone in der evangelischen Kirche und das Streichen der Segel vor dem bischöflichen Ansehn in der katholischen Kirche, endlich die Behandlung

[illegible] redende Thatsachen über den [illegible] wankenden Stand der evangelischen Kirche selbst in dem Staate, der ihre Stütze und Bürgschaft ist. Dies ist ein überaus wichtiger Gegenstand von sehr ernster Betrachtung. Daß evangelische Christen in Preußen lieber ihr Vaterland als ihren Glauben aufgegeben haben, bleibt eine Thatsache, die keine Zeit vertilgt und keine Verbrämung bedeckt. Überhaupt ist es eine Thatsache der Geschichte, daß keine starke Regierung sich in dogmatische oder Ritualentzweiungen gemischt hat, sondern daß das weltliche Einschreiten in solche überall der Vorbote des Verfalles der Reiche gewesen ist. Man schlage das große Buch der Geschichte nach, ob sie es nicht bezeugt?

Die katholische Kirche bildet eine festgeschlossene Körperschaft, weil sie unter dem Einflusse einer sie beherrschenden Macht und Ansehens steht. (S. 205.)

Daß die evangelische Kirche in den Ansichten und Glaubensbekenntnissen ihrer Glieder sich immer mehr zu spalten fortschreite, kann zugegeben werden, ohne dem Verf. einzugestehen, daß die Reihen ihrer Bekenner durch Aberglauben und Unglauben immer mehr gelichtet werden, was nicht andern ist. Jenes beeinträchtigt auch die Einheit und Einigkeit der evangelischen Kirche nicht im mindesten, wenn man dieselbe nur nicht mit irgend einem abgelegten oder eingeführten Symbolum verwechselt, sondern das geistige Wesen derselben in der durch Christum gepredigten Vaterschaft des allein Ewigen erkennt. „Das ist die wahre Kirche, welche, streitend für Licht und Recht, Altar und Thron erhellt", singt Stägemann. Wäre dies nicht, wie hätte der Verf. selbst S. 296 schreiben mögen:

Die Fahne der evangelischen Kirche ist Selbsterforschung der Wahrheit; sie will mit eigenem geistigen Auge das Licht sehen, welches Jesus auf die Erde gebracht hat, damit es leuchte; sie glaubt an keine Unfehlbarkeit von Lehrsätzen in menschlicher Fassung, sondern sie hält sich an die Weisung: „Prüfet Alles und das Beste behaltet", und an die Verheißung Jesu: „Ich werde den Vater bitten, daß er euch den heiligen Geist sende, den Geist des Lichts und der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, daß er bei euch bleibe ewiglich und euch leite in alle Wahrheit."

(Der Beschluß folgt.)

Traumleben; Traumwelt. Vom Verfasser der Preisnovelle „Zeitspiegel". Wien, Tendler u. Schäfer. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Literatur ist in ihrem Entwickelungsgange, in ihren Erzeugnissen und Richtungen so wunderbar und wunderlich wie die Natur. Wie diese, deutet sie überall auf ein Gesetz, nach dem sie schafft und gestaltet, nach dem sie sich bewegt und fortschreitet. Dies Gesetz stellt sich oft mit überzeugender Klarheit heraus, man sieht sich gezwungen, daran zu glauben, man schließt sich daran an, man ordnet und schichtet, richtet und schlichtet darnach, man zieht Folgerungen daraus und berechnet die Phasen der geistigen Entwickelung wie den Planetenlauf, wie die Sonnen- und Mondfinsternisse. Mitten in dieser Gesetzmäßigkeit aber zeigt sich andererseits eine Willkür, eine Zufälligkeit, die jeder Regel Hohn spricht, jedem Calcul Trotz bietet. Wir glauben das Räderwerk in bester Ordnung zu haben, und plötzlich kommen Phänomene zum Vorschein, die sich nirgend unterbringen lassen; wir glauben der Richtung, die die Literaturgeschichte nimmt, mit größter Sicherheit auf der Spur zu sein, und plötzlich neckt sie uns in ein Dickicht, in ein Labyrinth hinein, wo wir nicht ein noch aus wissen. Wer, der dem Gange unserer neuesten Literatur gefolgt ist, erkennt nicht in ihr das Streben nach außen, die Tendenz nach dem Reellen, Thatsächlichen, Praktischen hin? Überall legt sich das Bedürfniß an den Tag, aus sich herauszugehen. Mit dem reinen Denken und Empfinden ists vorbei, nur das Wollen und Handeln gilt. Selbst die Lyrik hat die Schranken ihrer Subjectivität durchbrochen und versenkt sich in ein von außen gegebenes Object; sie hat die Knospe der Innerlichkeit gesprengt und ergießt nun in ihrem Kelch statt selbsterzeugter Thautropfen jenen ihr fremden Humor, den das Unwetter der Zeit in sie hineingeregnet hat. Mitten aber in diesem allgemeinen Streben, die innern Gemächer, wo die Sonntagskinder schlafen und träumen, abzuschließen und sich hineinzustürzen in das wirre Werkeltagsleben, erscheint plötzlich ein Unbekannter, der sich noch dazu den Verf. des „Zeitspiegels" nennt, und muthet uns nichts Anderes zu, als umzukehren, die Außenwelt im Stiche zu lassen und ihm in die innersten Verstecke des Traumlebens und der Traumwelt zu folgen. Armer Träumer, wie Wenige werden deiner Einladung Folge leisten! Die Meisten werden denken, sie hätten Wichtigeres zu thun als mit dir zu träumen! Und noch dazu so wunderliches, barockes, phantastisches Zeug, aus dem Keiner klug werden kann, in dem sogar kein Sinn und Verstand ist, wie der gesunde Menschenverstand meint. Und doch wünscht' ich, es ließen sich Einige verführen dem Träumer zu folgen, und gäben sich Mühe, seine Visionen näher ins Auge zu fassen — sie möchten da Manches zu schauen bekommen, was sie bei hellem Tage mit ihrem gesunden Menschenverstande schwerlich ausfindig machen und wobei sich am Ende doch auch dies und das denken läßt, wenn man nur nicht die Mühe scheut, das Denken zu versuchen. Allzuleicht freilich macht es uns der Verf. nicht: denn die Laterne, die er uns zum bessern Zurechtfinden in die Hand gibt, ist eine laterna magica, deren Bilder oft so räthselhaft sind als die Traumbilder selbst. Sein „Schlüssel zum Eingang in die Traumwelt" ist so abnorm gestaltet und so schwer zu handhaben, daß Manche damit das Schloß eher verdrehen als öffnen werden. Dennoch ist er unentbehrlich und er wird dem Vorsichtigen die besten Dienste leisten.

Das Buch zerfällt dem Titel gemäß in zwei Theile: „Traumleben" und „Traumwelt". Der erste Theil besteht aus einer Reihe lyrisch-didaktischer Gedichte, in denen nicht nur die Erscheinungen des eigentlichen Träumens, sondern auch die traumähnlichen Zustände, die der Dichter unter dem Namen „Traumwachen" und „Schlafwachen" zusammenfaßt, poetisch geschildert werden. Diese Gedichte enthalten außerordentlich viel Schönes, tragen durchweg den Stempel einer ebenso originellen als tiefen Natur- und Lebensanschauung, streifen bald in das religiös-ernste, bald in das ironisch-humoristische Gebiet und zeugen zugleich von einer weitverbreiteten Gelehrsamkeit des Verfassers. Neben diesen Vorzügen werden aber auch manche Mängel sichtbar. Namentlich fehlt es ihnen an der Unmittelbarkeit des Effects, da sie sämmtlich reflectirt erscheinen und oft eine mehr wissenschaftliche als poetische Tendenz und Gliederung haben. Zu denen, die dieser Vorwurf am wenigsten trifft, sind im ersten Gesange zu rechnen: „Nachtgrauen", „Gott gibt Schlaf", „Natur im Traume", „Schlaflied". Noch mehr gibt es deren im zweiten Gesange, namentlich „Ahnungen", „Thiertraum", „Blumentraum", „Irrlicht", „Traum und Natursprache", „Perlen als Thränen" u. a., wogegen alle diejenigen, welche die „Völkerträume", d. i. mythologisch-religiösen Phantasien schildern, wegen ihrer vielfachen religiösen Anspielungen weniger Anklang finden werden. Der dritte Gesang ist jedenfalls der reichhaltigste und mit Ausnahme weniger, die sich zu weit in das Gebiet der Naturwissenschaften verlieren, sind sämmtliche von poetischem Werth. Eine Auswahl ist schwierig, jedoch glauben wir dem Leser wenigstens Einiges zur Probe mittheilen zu müssen. Eins der gestern Erdichte ist:

Die Natur im Traume.

Du rühmst die Schönheit der Natur,
Viel schöner ist die meine,
Betrachte sie, beschau sie nur,
Das Bächlein sieh, das reine,
Ein Silberstrahl, durchzieht es hold
Der Wiese Grün, der Wiese Gold.

Was stehst du dort für Blumen stehn
In diamantnen Töpfchen?
Aus ihren Kelchen schelmisch sehn
Viel tausend Engelköpfchen.
Sie neigen sich, sie grüßen dich —
Wie wunderschön, wie wonniglich!

Da plötzlich fliegst du himmelan
Zu Gottes goldnen Sternen,
Auf unentdeckter, lichter Bahn —
Durch unermeß'ne Fernen,
Bis du den alten Goldpalast,
Den du gesucht, gefunden hast.

Da sind sie, die so fern und weit
Die Seel' im Wachen denket;
Wie in ein Meer von Seligkeit
Vertieft und versenket,
Erblickst du manch ein theures Haupt,
Das wachend dir der Arm geraubt.

Verändert ist der Stunden Lauf,
Sie fliegen fort wie Blitze,
Der Vorhang fällt. „Wach auf! Wach auf!
Ertrage Last und Hitze
Des Tages wieder!" lärmt und schreit,
Die du so liebst — die Wirklichkeit.

Komischer Gattung ist „Schlafwachen der Prosa", worin gezeigt wird, wie selbst der planste Verstand sich dem phantastischen Zustande nicht ganz entziehen könne:

Es geht ein Mann durch diese Zeit
In träumerischer Richtung,
Er liebet Denkeinseitigkeit:
„Was Schlaf, was Traum, was Dichtung,
Was ist der Nutzen des Gedichts?
Ich halt' auf all die Sachen nichts."

Er stellet sich steifleinen dar,
Kann Poesie nicht leiden,
Läßt jeden Monat sich das Haar,
Wenn es zu lang ist, schneiden;
Er fragt, wenn er sich selbst rasirt,
Daß nur nichts übertrieben wird.

Als Rechenmeister hat er sich
Der Bank gewandt erwiesen,
Er macht Projecte monatlich,
Auf Actien Entrepriſen.
Trinkt rothen Wein nur beim Gelag
Am allerhöchsten Namenstag.

Er hält nicht viel auf Ehr' und Schand,
Haßt jegliche Metapher,
Genießt Vertraun im ganzen Land
Und spricht: „Wozu die Gaffer
Nach Kinderträumen? Fort mit sie —
Sie hemmen blos die Industrie!"

„Wie wären die industriell,
Die aprioriſch schauen?" —
Romantik bringt wie ein Duell
Entsetzen ihm und Grauen.
Von Systemen und vom Geist verletzt,
Geschwind er sich Blutigel setzt.

Wenn dieses Gedicht offenbar eine Nachbildung des Prokta-

[illegible] „Traum" [illegible] „Das Schlafwachen der Hölderle" entgegnet:

Verschlossen war der Saal, doch klein,
Darin die Damen saßen.
Der treue Hausarzt tritt herein,
Ergreift den Puls der Massen;
Er spricht: „Wie geht es heut, ich wette,
Zu deuten jegliches Symptom."

Da spricht die Erste weinerlich,
Doch affectirt und stelzig:
„Den Fuß legt' auf den andern ich,
Da ward der Fuß mir pelzig;
Soll wol das eingeschlaf'ne Bein
Der Kinder eines Todfalls sein?"

Die Zweite spricht: „Ich nieste sehr,
Da sah von goldnen Funken
Ich vor dem Blick ein Feuermeer;
In Ohnmacht fast gesunken
Dacht ich: darin steht wol die Kunst
Bei Fremden eine Feuersbrunst."

Die Dritte drauf: „Jetzt, eben jetzt
Vergeht mein Ohrensausen.
O deuten Sie's!" ruft sie entsetzt —
„Verehrte, das sind Flausen",
Spricht drauf der Arzt, „ich kenn' es schon,
Man nennt's Hallucination."

„Barbarisch klingt es, doch man nennt
Hallucinationen,
Wenn man dergleichen mit Accent
Will allzuscharf betonen.
Dergleichen hat ja Jedermann,
Dergleichen denket gar nichts an."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von A. Tardif erschien in Paris: „Variétés poétiques", deren einzelne Capitel folgende Überschriften tragen: „L'art de ne plus aimer", „Hermann", „Contes", „Les saisons de Paris", „Les voyages classiques" und „Improvisations artistiques". Von Amelot, Mitglied der Akademie, erschien „Les familières, épitres en vers" in 10 Lieferungen.

Das gelehrte Werk des Hrn. Rosellly de Lorques: „De la mort avant l'homme et du péché originel", wovon Hr. Dupin der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine Analyse gab, ist so schnell vergriffen worden, daß davon eine neue und vermehrte Auflage erschienen ist. 2.

Literarische Anzeige.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.

Von

Eduard Gervais.

Zwei Theile.

Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Theil dieses ausgezeichneten Geschichtswerks führt den besondern Titel: „Kaiser Heinrich V." (1841, 2 Thlr.), der zweite: „Kaiser Lothar III." (1842, 2 Thlr. 15 Ngr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 243. — 31. August 1842.

Bülow-Cummerow.

(Beschluß aus Nr. 242.)

Als Norm des Verfahrens der Regierung in Betreff der katholischen Kirche räth der Verf., „jede Beschränkung der freien Religionsübung zu vermeiden und nur darauf streng zu wachen, daß keine Reibungen mit den Anhängern anderer Kirchen entstehen und alle Übergriffe und Proselytenmacherei wegfallen". Damit aber dies erzielt werde, darf die Regierung nie und nirgend dulden, daß der Klerus ihrem Ansehen entgegentrete und unter dem Vorwande des Glaubensansehns Ungehorsam gegen Staatsgesetze und Staatseinrichtungen predige oder anstifte, und daß durchaus keine Verdammniß anders Gläubiger verlautbart werde. Denn die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses darf keinen Unterschied in dem Staatsbürgerrechte hervorrufen.

Der protestantischen Kirche gegenüber hingegen muß es Richtschnur bleiben, der freien Ausbildung der Religionsansichten ihrer Angehörigen auf keine Weise entgegenzutreten, sondern deren ungehinderter Ausbildung zuzusehen. Denn sollen wir den Geist durch den Geist erkennen, kann nur dessen ungestörte Entwickelung zur richtigen Erkenntniß führen; wer diese zu hindern sich beikommen läßt, versetzt der evangelischen Christenheit eine gefährliche Wunde.

Der Sache ganz angemessen, bemerkt der Verf., daß dieses passive Verhalten der Regierung in Bezug auf Lehrfreiheit nicht einmal indirect verlassen werden dürfe, dadurch, daß sie ihre Befugniß zur Anstellung von Lehrern dazu benutzt, eine ihr angenehme Richtung zu begünstigen und andere zu hemmen.

Sie muß auch bei diesen Wahlen von dem vorangegebenen evangelischen Gesichtspunkt ausgehen, so wird ihr die nächste Generation angehören. Wenn sie dagegen, selbstbefangen, religiösen Fractionen Vorschub thut und sie bevorzugt, säet sie Unkraut aus und wird Unkraut ernten.

Selbst in den kirchlichen Angelegenheiten darf die Regierung nicht Partei nehmen, sondern muß parteilos über allen stehen und allen gleichen Schirm angedeihen lassen.

Bei der Justiz behauptet der Verf. (S. 219), daß die Gerichtshöfe unabhängig dastehen und daß die, durch das Herkommen (nicht durchs Gesetz?) begründete Unabsetzbarkeit der Richter eine ebenso große Bürgschaft für unparteiische Rechtspflege gewähre, wobei nur noch zu wünschen übrigbleibt, daß die Grade der Schuldbarkeit bei Rechtsverstößen durch das Gesetz schärfer bestimmt wären. Allein sind Richter und Collegien derselben in Wahrheit unabhängig zu nennen, wenn die Disciplinar- und Aufsichtsgewalt des Ministers ihre ganze persönliche Stellung umfaßt und von dessen Gunst oder Ungunst ihre ganze Zukunft abhängt? Die Unsicherheit des Rechts, welche durch die Menge neuer, weit tiefer als vorhergesehen worden, in den Zusammenhang der Gesetze eingreifender und deren Geltung in Zweifel stellender Verordnungen hat zum Vorschein kommen müssen; die häufigen Widersprüche in den neuern Anordnungen und der fühlbare Mangel der Kunst der Abfassung derselben, dem durch eine unübersehbare Masse von einzelnen Deutungen, Erklärungen und Ergänzungen nur schlecht abgeholfen wird; endlich die Verschiedenheit des Rechts und der Rechtspflege in den Landestheilen zeigen unabweislich ebenso viel Misstände als Gegenstände erwünschter Besserung. Die Masse Dessen, was die Richter wissen sollen, um recht und gerecht überall zu sein, übersteigt deren Vermögen. Die Gesetzgebung hat sehr Vieles gearbeitet, aber noch nicht viel geleistet. (Multa, non multum.) Die Vornahme der Provinzialrechte erscheint mehr als eine Liebhaberei denn als ein Bedürfniß. Höchstens möchte dieselbe sich darauf beschränken, zu bestimmen, in welchen Stücken die besondern Verhältnisse und Gerechtsame in einer Provinz eine noch fortdauernde Abweichung von den Vorschriften der allgemeinen Gesetzbücher erheischen. Was darüber hinausgeht, möchte schwer zu rechtfertigen sein! Ob der neuernannte Minister der Gesetzgebung, dessen große Rechtskenntniß allgemein anerkannt ist, auch das Volksleben, dessen Bedürfnisse und deren Befriedigung kenne (S. XXV), ob er nunmehr zu der Überzeugung gekommen sein werde, daß unser Zeitalter ganz besonders den Beruf zu einer neuen Gesetzgebung habe (S. XLIV), das wird und muß erst die Erfahrung zeigen.

Über die Gebrechen der Criminalrechtspflege insonderheit und über ihre unumgängliche Abänderung läßt sich der Verf. so wenig aus als über die Organisation der Justizverwaltung, von welcher er nur mit allem Grunde alle andern Verwaltungsgegenstände zu entfernen anräth. Nur allein zu Gunsten des Fortbestandes der Patrimonialgerichtsbarkeit läßt er sich weiter aus (S. 69), aber auf eine Weise, daß auch hier der adelige Gutsbesitzer stets nur zu sichtbar ist. Den übergroßen Einfluß der Ge-

richtsherren auf die Rechtspflege, welcher doch nicht abzuleugnen, noch zu entfernen ist, bedenkt und achtet er nicht, welcher nicht sowol in grober Bestechung, sondern in den feinern Verbindlichkeiten einnistet, welche fortgesetzter persönlicher Verkehr, erwiesene Gefälligkeiten und einflußreiches Ansehen mit viel größerer Wirksamkeit auflegen. Wes Brot ich esse, dessen Lied ich singe, lehrt das Sprüchwort. Wenn auch nur in erster Instanz dadurch das Recht gefährdet wird, ist das schon vollkommen hinreichend, weil es übel genug ist, wenn in der ersten Instanz das Recht nicht immer zu Recht ist. Daß der Staat dabei Kosten spare, ist nicht nur unwahr, weil die Sporteln diese Kosten decken, sondern auch unerheblich, weil die Kosten der Rechtspflege einer unabweislichen Obliegenheit anklében. Nähe und Beschleunigung der Sachen werden gerade durch die Zerrissenheit der Patrimonialrichtersprengel behindert, und von der Einwirkung der Gerichtsherren auf Friedensstiftung darf nicht die Rede sein bei der Einrichtung der Handhabung des Rechts. Daß die Standschaft gegenwärtig mit der Gerichtsbarkeit in Verbindung gesetzt ist, gehört zu den ganz beliebigen Anordnungen des Gesetzgebers, deren Dauer nur von seinem Ermessen abhängt, da kein innerer Beweggrund dafür spricht und sie nur einer überhaupt noch erst im Übergange befindlichen Einrichtung angehängt ist. Daß aber die Stellung als Gerichtsherren und Ortsobrigkeiten ein politisches Ansehen verleiht, daß eben dieses der Eitelkeit schmeichelt und dem Geiste der Bevorzugung entspricht, und daß gerade dies die Ursache der Werthschätzung ausmacht, das mag nicht in Abrede gestellt werden. Ebendeswegen ist es andererseits erklärbar, wie es kommt, daß die Staatsbehörden so beharrlich auf die Lähmung dieses Ansehens losgehen und den Obrigkeiten nur die Lasten, aber nicht die Macht ihrer Stellung belassen. Die Patrimonialgerichtsbarkeit steht im grellsten Widerspruche mit der Gesetzgebung, welche die persönliche Freiheit und mit ihr die Unmittelbarkeit aller Staatsbürger eingeführt hat. Denn einer Obrigkeit unterthan sein, versetzt ganz von selbst in den Zustand der Mittelbarkeit zum Staate. Dieselbe bringt einerseits eine Versündigung an der Einheit der Staatshoheit, welche wol eine Geschäftsbeauftragung, aber keine Rechtsübertragung zuläßt, mit sich, andererseits eine Behinderung der Regierungspflicht, allgemein und für alle Unterthanen die Rechtsbehörden so einzurichten, daß dieselben ohne Unterschied möglichst nahen und wohlfeilen Zugang zu denselben haben.

Das Patrimonialverhältniß gehört überhaupt zu den Dingen, welche durch die Zeit abgethan worden und nicht länger zu erhalten sind. Die adeligen Gutsherren selbst haben nicht überlegt, daß sie es dem Absterben überlieferten, als sie sich dem patriarchalen Zustande immer mehr entfremdeten und ihre Güter durch Veräußerungen in den Verkehr brachten. Es hat sein Gutes gehabt, wo es auf Liebe und Vertrauen gegründet war, aber auch sein Schlimmes, weil viel Hader und Haß dadurch erzeugt worden ist. Der Verf. kennt nur jene Seite (S. 72), aber diese ist ebenso breit und verbreitete sich zusehends.

Für das Kriegsministerium endlich geht der Verf. von dem großen und wahren Grundsatze der allgemeinen Kriegspflichtigkeit aus, in Verfolgung dessen die Landwehr den eigentlichen Kern der Kriegsmacht des Staats ausmacht, das stehende Heer nur die große Kriegsschule und die Vorhut (S. 236). Diese Ansicht ist überaus fruchtbar und führt zu bedeutenden Bedenken über die jetzige Angemessenheit vieler Einrichtungen. Ganz bei Seite gesetzt, daß jetzt die Landwehr der Linie überall nachsteht, wäre eine weit innigere Vereinigung beider Bestandtheile der Kriegsmacht sehr zu wünschen, welche sie für den Kriegsdienst ganz verbände. Demnächst dringt sich die Frage auf, ob die Linientruppen für die angegebene Bestimmung nicht überzahlreich sind, vorzüglich die Infanterie? Der Verf. hat hierüber sich nicht verbreitet, so wenig als über den Nachtheil der Auslosung der Rekruten aus der Überzahl der Dienstpflichtigen, was dem Grundsatze der Allgemeinheit derselben Eintrag thut, welche doch in ihm selbst bedingt ist. Die Formation der Armee ist ebenfalls kein Gegenstand der Aufmerksamkeit des Verf. gewesen. Nur in Ansehung der Offiziere bemerkt derselbe, daß wegen der Vollzähligmachung der Offiziere der Landwehr im Kriege die Anzahl der Offiziere von der Linie im Frieden nicht vermindert werden könne; daß aber eine Erhöhung des Soldes der Subalternoffiziere werde eintreten müssen, wenn der Adel, dessen vorherrschende Neigung für den Kriegsdienst die meisten Leute dazu verschaffe, noch mehr verarmen sollte und dadurch außer Stande käme, Zuschüsse zu bewilligen. Wir hingegen meinen, daß der Sold der Subalternoffiziere für ihre Leistungen und Ansprüche zureiche und es nicht an tüchtigen Bewerbern fehlen werde, sobald nur die Bevorzugung der Adeligen abgestellt wird; daß hingegen das Diensteinkommen der höhern Offiziere von den Capitainen erster Classe an aufwärts im Verhältnisse zu den Civilgehalten viel zu hoch sei. Es ist ebenfalls nur Vorurtheil, daß die Offiziere mehr Aufwand zu machen haben als die Civilbeamten und daß jenen für die Gefahr der Verkrüppelung oder des Todes ein größerer Lebensgenuß billig zu gönnen sei. Nicht zu gedenken, daß die ausgelegten und billig zu erstattenden Kosten der Vorbereitung zum Civildienste sich beiweitem höher belaufen, ist durch die allgemeine Kriegspflicht auch die Gefahr der Verwundung eine allgemeine geworden, und die Krankheiten und Leiden des anhaltenden Sitzens in den Schreibstuben und der Überanstrengung durch Kopfarbeit überwiegen um sehr Vieles jene Gefahr, welche erst einem Ersatz zur Folge haben darf, wenn sie zur Wirklichkeit geworden ist. Gleichfalls würden wir der jetzigen Anzahl von Offizieren eine ausgebreitetere Pflanzschule für dieselbe unter den Unteroffizieren, oder aus einer Mittelclasse zwischen Offizier und Unteroffizier vorziehen, aus welcher bei der Mobilmachung der Armee alle Stellen besetzt werden können, wogegen den Offizieren ein schnelleres Fortrücken dadurch verschafft werden könnte, daß alle Civilposten, welche eine gründliche Fachwissenschaft fodern, ausschließlich mit gedienten und sich dazu vorbereitenden Militairs besetzt würden und nur diejenigen Offiziere in der Armee

verblieben, welche Vorliebe für das Waffenhandwerk darin zurückhielte.

Aus der ganzen Untersuchung der preußischen Zustände legt sich denn zu Tage

daß die preußische Nation viele Rechte und Freiheiten besitzt, welche die sogenannten constitutionellen Staaten dem Volke nicht gewähren konnten, weil ihre Regierungen zu schwach sind, um dasselbe zu zügeln, daß jedoch dem Verfassungsgebäude der Schlußstein des Gewölbes fehlt und die Nation diesen mit vollem Vertrauen zu ihrem Könige erwarten darf. Nicht allein in seiner Liebe zu ihr findet sie eine Bürgschaft dafür, sondern auch in seinem hochherzigen Sinne und Selbstgefühle, das ihm sagen wird, wie viel erhabener die Stellung eines Monarchen an der Spitze eines freien Volks ist, als die eines solchen, der nur an der Spitze der Verwaltung eines Landes steht, dessen Bewohner noch nicht für mündig zu achten sind. (S. 267.)

Preußen ist vom Schicksale berufen, der Welt das Beispiel zu geben, wie eine Monarchie eingerichtet und gestaltet sein muß, um im vollen Besitze der Macht die ganze Kraft der Nation zu vereinen, welche alle zu ihrer Würde und zu ihrem Wohle erforderliche Freiheit genießt. (S. 274.)

Gott geb es!!

62.

Traumleben, Traumwelt. Vom Verfasser der Preisnovelle „Zeitspiegel".

(Beschluß aus Nr. 312.)

Der zweite Theil des Buchs: „Traumwelt", besteht aus einer Reihe von Märchen, theils in Prosa, theils in Versen geschrieben, zum Theil auch in einer Mischlingsform, die an Rückert's „Makhamen" erinnert. In diesen Productionen tritt die wunderliche Gestaltungsweise des Verf. noch weit augenscheinlicher hervor als in den eben besprochenen Gedichten. Sie sind zum Theil so dunkel und verhüllt, daß ein langes Studium dazu gehören würde, um sie durch und durch aufzufassen. Indeß läßt sich so viel mit Sicherheit erkennen, daß sie sämmtlich auf eine Bekämpfung von Zeitrichtungen, die dem Verf. als verkehrt, als schwärmerisch und traumartig erscheinen, ausgehen. So bekämpft er im „Jungen Deutschen" den Weltschmerz und das Brüten unserer Jugend über Weltverbesserungsplanen, im „Florentin" die hoffährtige Zurückziehung vom Glauben und Gebet, in „Jakob Meier und Gabriel Waldstörchel", in den „Wichtelmännern", im „Institutsgebet" u. a. das Streben nach einer todten, des natürlichen Lebens ermangelnden Schulweisheit, Kunstfertigkeit und Kennerschaft, in „Herrn Korbes" die blasirte, der natürlichen Thätigkeit entfremdete Schlaffheit und Herzensleere, in „Elend" und „Bettina" den krankhaften Trieb nach einem Unerreichbaren und Übernatürlichen, in „Lachmann" und „Lazzi" den philosophisch sein sollenden, angekünstelten Ernst u. s. w., und überall legt er hierbei eine gemüthliche, religiöse, der harmlosen Heiterkeit ergebene Weltanschauung an den Tag, die namentlich mit den Resultaten der neuesten Philosophie und Theologie in Widerspruch ist und den ursprünglichen Tendenzen der romantischen Schule zuneigt. Ref. kann sich mit des Verf. Principien nur zum Theil einverstanden erklären, und darum muß er gestehen, daß ein Theil der poetischen Polemik nicht die beabsichtigte Wirkung auf ihn hervorgebracht hat. Am wenigsten hat ihn eine gewisse allzusüßliche Frömmigkeit, wie sie namentlich im „Florentin" und im „Institutsgebet" gepredigt wird, angesprochen. Artet sie auch nicht in förmlichen Pietismus aus, so ist sie doch nicht frei von aller Manier und Lüge und wenig geeignet, ein kräftiges, gesundes Herz zu befriedigen. In ästhetischer Beziehung nehmen die einzelnen dieser Märchen einen sehr verschiedenen Standpunkt ein. Phantasie, originelle Fassung zeigt sich überall, aber nicht immer bewährt sich die Originalität zugleich als Genialität, ja nicht selten streift sie bis in das Gebiet der Geschmacklosigkeit. Der Genius ist immer neu und überraschend und trifft doch immer das Rechte, sodaß er uns nicht durch seine Abnormität, sondern gerade durch seine Gesetzmäßigkeit frappirt; das Original dagegen gründet seine Eigenthümlichkeit oft auf weiter nichts als auf eine Verleugnung des Rechten. Das Genie bahnt sich immer neue Wege, die direct zum Ziele führen, das Original dagegen geräth, indem es sich auf unbetretene Wege begibt, nicht selten in die Irre. Der Verf. unseres Buchs ist nur ein Original. Darum überrascht er uns zwar, er setzt uns in Verwunderung — aber er überzeugt uns nicht, er erweckt nicht das Gefühl in uns: gerade so und nicht anders mußte diese Idee gefaßt und gestaltet werden.

Zu den gelungensten Dichtungen zählen wir „Der junge Deutsche", der sich durch eine warme, unbefangene Besprechung der Zeitrichtung in einer schönen, geschmackvollen Diction auszeichnet. Hinterläßt dieses Märchen — das jedoch kaum ein solches zu nennen ist — eine mehr schmerzliche als befriedigte Stimmung, so ist hingegen „Jakob Meier und Gabriel Waldstörchel" um so heiterer und voll eines frischen Humors. „Studenten sind", so beginnt das Märchen, „Leute von Stand und Verstand, die sich was Rechtes auf ihr Wissen in der Welt zugute thun. Viele von ihnen liegen, sitzen, knien den ganzen Tag, in einer engen Stube, die von Büchern vollgepfropft ist, da werden sie so gelehrt drinnen, und so sittsam, daß man, wenn man den Tag über in den Tag hineingelebt hat und sieht dann einen, gleich schamroth wird. Daß sie sich auf ihr Wissen was zugute thun, gar gewaltig stolziren und hoffiren, wird zwar getadelt, es ist aber, wie mir scheint, billig; denn etwas wissen, ist doch gut, und auf das Gute kann man sich etwas zugute thun. Es war einmal so ein Student in Wien, der Hauptstadt von Östreich, das war auch ein ganz curioser Monsieur. In seiner Stube kannte und wußte er alles und jedes — kaum war er aber einen Schritt vor die Thür gegangen, so wußte er schon etwas weniger, und je weiter er vom Hause wegging, desto weniger wußte er — ging er vollends vor die Linie, so war es mit seinem Wissen fast aus, er wußte dann nur noch sehr wenig — kam er gar in ein Dorf, so war sein Wissen ganz und völlig verschwunden, er wußte rein nichts mehr." Dieser Student kommt endlich zu Gabr. Waldstörchel oder Joh. Nepomucenus zu Prag, mit der Bitte, ihn von der Wissenschaft zu befreien und zur Kunst hinzuleiten. Aber — „Ei, ei, schrie Hr. Waldstörchel, du Raritätenkasten, du Fuchsschwänzer, du Begriffskäfer, du Viereckswisheit, du Philisterhöcker, Pharisäerguckkasten, hole dich dieser und jener mit deiner Trennung. — — Gehe hin und mache dich zu was Ganzem, dich selber zuerst mache, mache, mache dich zu einem Studenten der Kunst und der Wissenschaft und du wirst einer sein. Lerne aber inwendig, statt auswendig, stricke dir kein Formelnetz, in welcher du dich selber als wilder Jäger fängst; lerne beten und arbeiten, in die Tiefe schauen, in das Leben dich einbauen, und werde frei, frei, wie die Vögel in der Luft frei sind, und verschwitze mir deine schönen Tage nicht. Holla ho, ho, fahret aus, aus diesem Besessenen, ihr Philosophien des A und des B. Ihr Theorien der Kunst und Wissenschaft, entworfen von Griechen und Römern, Heiden allzumal, fahret aus, laßt ihn los! Denn der Kranke hat an sich selbst zu lernen in alle Ewigkeit, seine geistige Freiheit gebt ihm wieder, ihr Brockenbringer, Bücherausschwitzer, ABCtheekocher, denn die deutlichste Offenbarung Gottes ist der Mensch — der Mensch, und Gott, der ihn gemacht, ist sein Alpha, sein Omega von nun an bis in Säcula Säculorum. Jakob Meier, he? verstehst du mich? Hast du je bei deinem Dichten und Trachten an den Zweck des Endes gedacht, an das Jenseits, he?" Nun weist Hr. Waldstörchel den Jakob Meier in die echte Lebensweisheit ein, und endlich bringt er ihn gar bis ans Ende der Welt, wo sie mit Bretern verschlagen ist. „Da hing sich Jakob Meier an Waldstörchel an, der mit ihm in die Höhe und weit, weit wegflog. Unter sich sahen sie, nachdem sie sehr lange geflogen waren, unbeschreiblich hohe Riesen, die schaufelten Berge auf und warfen sie in die Höhe; auch sahen

sie oft um sich herum aus den Wolken heraus grimmige Zwerggesichter schauen, die schienen zu fragen: Was wollt ihr hier? Endlich ließen sie sich nieder und standen vor den Bretern, mit denen die Welt verschlagen ist. Sie waren sehr emsig zusammengenagelt, doch hatten sie einige Fugen. Da standen die Beiden, guckten hinein und sahen die heiligen Engel drinnen, welche das Gewitter in Kesseln brauten, auf goldenen Amboßen Blitze schmiedeten und auf großen Schiffen mit Segeln den schmuzig gewordenen Schein der Sonne auspuzten und neu verarbeiteten. Gar lieblich anzusehen war, wie die kleinsten Engel voll regsamster Geschäftigkeit, mit Farben in den Händen, den Regenbogen zusammensetzten und sich darauf wiegten und schaukelten, dann lachend ihn in die Höhe hoben und durch die Luft herumtrugen. Andere machten aus dem Scheine der Sterne Nordlichter, Andere arbeiteten die helle Dämmerung einer Sommernacht aus, das Mondenlicht hineinverwebend. Und das blaue Himmelsgewölbe senkte sich auf die Breter, und die Nacht fing an, und der Mond mußte nun über die Breter hinüber; er rutschte herauf und war unendlich groß. Da sah man von dem milden, lichten Scheine nichts mehr von Dem, was hinter den Bretern vorging. Unsere Beiden aber ergriff eine unwiderstehliche Sehnsucht, über die Breter zu steigen, und sie drängten sich in die hohle Decke des Mondes hinein, daß die Weltbewohner wol glauben mochten, der Mond hätte ein paar neue Flecke erhalten. Als sie nun eben im Begriff waren, in die himmlische Werkstätte hinüberzuspringen, zischte es aus dem Monde und Beider Haut, Fleisch und Gehaar war weggesengt."

Außer diesem Märchen machen wir besonders noch auf die „Wichtelmänner" aufmerksam, in denen die kindliche Einfalt der vornehmen Dressur gegenüber sehr ansprechend dargestellt ist; ferner auf „Herrn Korbes", der namentlich für Kinder eine recht anziehende Lecture sein würde, wenn Alles so wohl gelungen wäre, wie die Schilderung der Fahrt nach Herrn Korbes' Hause. Auch „Bettina", „Anton Lachmann" u. a. enthalten viel Schönes; dagegen sind die „Bilderschau" und das „Institutsgebet" nicht frei von geschmacklosen Spielereien. Auch „Lazzi" und „Röschen" wirken nicht sonderlich; die Heiterkeit erscheint in ihnen zu forcirt und es trifft sie derselbe Vorwurf, den er der durch Philosophie erzielten Heiterkeit macht. Doch ist Manches auch recht ergötzlich, z. B. die Romanze vom „Fisch im Fischesfisch".

Wir müssen hier schließen und wollen Lesern, die Zeit, Lust und Geist genug haben, Träume zu deuten und Räthsel zu lösen, dies originelle Werk bestens empfohlen haben. Denjenigen aber, die mit Träumen nichts zu thun haben wollen, empfehlen wir eine Anwendung des Traumlebens auf das wirkliche Leben, welche der Verf. in der Vorrede gibt: „Was sind Träume?" heißt es dort: „Holde Engelsköpfe, erstarrenmachende Medusenhäupter, sanftklingende Himmelsharfen, gräberzersprengende Gerichtsposaunen, entzückendes Himmelsblau, unheimliches Aschgrau u. s. w. Eine ganze Welt sind sie, in der Alles, trotz der unendlichsten Mannichfaltigkeit, doch die innigste Einheit ist. Verschmelzungspunkte sind sie aller scheinenden Gegensätze. Da sieht man mit geschlossenen Augen das Unsichtbare, da hört man in tiefer Grabesstille das Unhörbare, da riecht man das Geruchlose, da schmeckt man das Geschmacklose, da lebt man wirklich und eigentlich von Nichts, da jagt man Schatten nach und hascht sie und hält sie fest gleich einer Wirklichkeit. O wie gleicht das ganze Leben und Treiben vieler Tausende einem solchen Traumleben. In geistige Betäubung versunken, sind die scheinenden Gegensätze des Guten und Bösen für sie aufgehoben, sodaß Sein ihnen ebenso gut Schein und Schein Sein heißt; sie sehen mit ihrem nichtigen Auge das Nichtige, und sind blind gegen das so klar und lebendig als wahrhaftes Sein sich ihnen Ankündigende; sie hören den Schall hohler Schattenwesen, und wirkliche Himmelsklänge rühren ihr Ohr nicht; nur das Geruchlose riechen sie, nur das Geschmacklose schmeckt ihnen; das nahe Sein lassen sie wie einen Schatten liebeleer fahren und hohlen Schatten laufen sie, sich abmattend, nach, voll Sehnsucht, sie zu haschen und festzuhalten. O ihr, die ihr so das Leben zu einem Traume macht, wenn einst euer Traum vergeht und die Ewigkeit über zersprengten Gräbern dahinweht, welches medusenartige Erstarren wird euch erfassen, wenn Das, was euch allein etwas galt, als ewiges Nichts, und nur Das, was euch nichts galt, als ewiges Sein euern Augen sich darstellen wird."

Wir hoffen, daß keiner unserer Leser nöthig haben wird, diese Apostrophe auf sich zu beziehen. L.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Erinnerung aus dem äußern Leben. 3te durchgängig verbesserte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Brennglas, Berlin wie es ist und — trinkt. 15tes Heft. Ein Sonntag in Tempelhof. Lokalposse in 1 Act. Mit 1 color. Titelkupfer. 8. Leipzig, Jackowitz. 7½ Ngr.

Costello, Louise Stuart, Der Giftmischer der Königin. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Hanne, J. W., Der moderne Nihilismus und die Strauß'sche Glaubenslehre im Verhältniß zur Idee der christlichen Religion. Eine kritische Beleuchtung und positive Überwindung des Grundprincips und der Hauptconsequenzen der destructiven Philosophie versucht. Gr. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klingen, Th. v., Russische Zustände. Gr. 8. Königsberg, Theile. 15 Ngr.

Knorring, Gräfin, Skizzen. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Lappenberg, J. M., Der große Brand von London. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 7½ Ngr.

Ledebur, L. v., Geschichte der vormaligen Burg und Festung Sparenberg. Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchives zu Berlin und andern urkundlichen Quellen bearbeitet. Mit 1 Grundriß der Feste. Gr. 8. Berlin, C. G. Lüderitz. 22½ Ngr.

Lieder der Gegenwart. 8. Königberg, Theile. 22½ Ngr.

Das Hannoversche Militair und die Vertheidigung des Vaterlandes, von einem alten Prediger für seine Mitbürger und Landleute. Gr. 8. Hannover, Helwing. 7½ Ngr.

Moser, Das Wiener Volksleben, in komischen Scenen mit eingelegten Liedern. In zwanglosen Heften. II. Der politische Schneider und der phlegmatische Schuster. Mit 1 colorirten Bild. Im Lieder-Anhange: die Donaulieder, die alte und neue Welt, und die Wiener Gemüths-Walzer. 8. Wien, Mörschner. 10 Ngr.

Rehm, F., Handbuch der Geschichte beider Hessen. 1ster Band. Gr. 8. Marburg, Elwert. 1 Thlr. 22½ Ngr.

San-Marte, Die Arthur-Sage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr.

Stengel, F. v., Die letzten Zähringer. Ein historischer Roman. 2 Theile. 8. Manheim, Löffler. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stimme aus Zion. Gr. 8. Königsberg, Theile. 2½ Ngr.

Stöber, A., Gedichte. Gr. 8. Straßburg, Schuler. 20 Ngr.

Tante Alhieri, Die Kölnische Komödie, oder getreue Beschreibung der Höllenfahrt des Hanswurst und des Höllenzuges auf dem Kölnischen Karneval im Jahre 1842. Gr. 8. Köln, Ritzefeld. 5 Ngr.

Weisthümer gesammelt von *J. Grimm*. 3ter Theil. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 4 Thlr. 10 Ngr.

Westfälische Zustände. Eine freimüthige Denkschrift bei dem Regierungsantritt Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. 2te, vermehrte Auflage. Gr. 8. Iserlohn, Müller. 17½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 244. — 1. September 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele, oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Von C. L. Michelet. Berlin, Dümmler. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Verf. hat in dieser Schrift vor dem größern Publicum Fragen behandelt, die nur genannt zu werden brauchen, um in ihrer eingreifendsten Wichtigkeit und Wechselbeziehung als eigentlicher Mittelpunkt alles höhern Denkens, also der Religion und Philosophie erkannt zu werden. Wenn die erste zu beantworten unternahm: was Gott sei, so hat sie dadurch jedem philosophischen Systeme sein eigenthümliches Gepräge, jeder Religion ihren wesentlichen Inhalt, nach der folgereichen Bestimmtheit ihres Resultats jedem Zeitalter seine Richtung gegeben; denn sie sprach in concentrirtester Weise die Totalität der Weltansicht und das Höchste aus, was der Mensch als seine Wahrheit wissen wollte. Die zweite ihrer Natur nach unbestimmter, weil einer nicht erfahrenen Zukunft angehörig, ist im Vergleich zu jener vielleicht mit weniger Energie und Entschiedenheit, ja mit einiger Scheu untersucht worden; denn der Mensch soll hier über das Nächste und Eigenste und je nach dem Ausgange seines freien Wagnisses sich selbst Vernichtung oder Leben aussagen; aber ungeachtet der Stille, mit der sie im Innern des Denkens verschlossen zu bleiben pflegt, ist sie gleichwol für die Weltstellung, die sich das Individuum anweist, für den Typus seines Wesens und Handelns, wenn auch unbewußt, von überwiegender Bedeutung; sie müßte, wenn ihre jedesmalige Lösung bekannt wäre, den Schlüssel zu manchem Dunkeln und Unbegriffenen geben. Beide Fragen hat nun der Verf. von neuem mit einer Bestimmtheit und Freimüthigkeit untersucht, die keinen Zweifel über seinen Standpunkt zurücklassen. Er leugnet, um es mit kurzen Worten zu sagen, einen ursprünglich persönlichen, bewußten Gott, er leugnet die individuelle Unsterblichkeit.

Diese beiden Resultate, die wir von vorn herein aussprechen, werden dem Verf. bei einer großen Zahl der Leser keine Gunst erwerben; sie werden hier unwillkommen und beunruhigend, dort anstößig sein müssen; sie treten in so bestimmten Gegensatz zu einem neu erwachten Bewußtsein und Bedürfniß des Geistes, sie drohen so vielen Gemüthern den ihnen nothwendigen Halt zu entziehen und das kernige Gefühl der Individualität zu untergraben, daß sie sich von ihnen sogar mit Entrüstung abwenden werden; vor Allem aber werden die Anklagen einer durch nichts gehemmten Freigeisterei des Denkens, sodann der Hegel'schen Philosophie, als der Urquelle aller dieser Verirrungen, nicht fehlen. Über diesen Punkt daher, der zu den hervorragendsten unserer Zeit gehört, mögen vor Allem ein paar Worte vorangeschickt werden. Zunächst wäre zu entgegnen, wie für jeden nur einigermaßen der Geschichte Kundigen jene Resultate nichts weniger als Ausgeburten einer etwaigen neuesten Hyperphilosophie sein können, wie sie vielmehr theils in der Gestalt von Vorstellungen, theils als Mittelpunkte philosophischer Systeme ganze Zeiten beherrscht haben; ja, würde namentlich in Bezug auf die Unsterblichkeitslehre die Mehrzahl der überhaupt Selbstdenkenden und außer Verbindung mit jenem System Stehenden aufgefodert, ein ganz entschiedenes Bekenntniß abzulegen, wir glauben, sie würden den Ausweg ergreifen, daß dies zu den unerforschlichen oder bei Seite zu setzenden Dingen gehöre, d. h. aber, sie würden damit im Grunde auf der Seite des Verf. stehen. Was aber Hegel betrifft, so wird uns Jeder, der unparteiisch sein System studirt hat, wenigstens das zugeben, daß die Richtung, welche beide Fragen genommen haben, von ihm zwar nicht ausgeführt, aber auch nicht völlig negirt worden ist, da eben seine Aufgabe eine andere, durch den gewaltigen Ruf seiner Epoche bedingte war; daß er sich über Unsterblichkeit eigentlich nirgend mit einfachen, deutlichen Worten ausgesprochen hat und daher auch das entgegengesetzte Resultat auf seine Lehre gegründet werden

konnte. Was wir daher mit Ernst und Entschiedenheit hervorheben und zum Gegenstand einer Foderung machen möchten, ist die Gestattung einer freien Untersuchung dieser schwierigsten aller Gegenstände, die Zurückhaltung eines verurtheilenden Anathems, sowie jedes sonstigen unbegründeten und voreiligen Verdachts. Jene Fragen theilen darin die Natur aller weltgeschichtlichen Probleme, daß sie immer von neuem und entschieden gelöst werden müssen, wäre es auch nur, um die unwandelbare, in allem Besondern reflectirende Wahrheit als immer gewußtes und theuer errungenes Gut zurückzuempfangen; und auch das ist ihnen mit jenen identisch, daß sie wieder von Vielen liegen gelassen werden, um sich hinter ein achtungsvolles Nichtwissen zurückziehen zu können. Gerade von diesen pflegt dann wol die stärkste Opposition erhoben zu werden; sie selbst berufen sich auf ein Unbestimmtes, unsagbar in ihnen Webendes, daher von Andern nicht recht zu Fassendes, welches sie in keiner bestimmtern Umschreibung genügend oder auch nur wieder zu erkennen vermögen; denn bald sehen sie diese, bald jene Seite verletzt. Was ist aber solches Thun oder vielmehr Nichtthun gegen jenen Muth, der auch das Schwerste ergreift, um es rund und gerade auszusprechen und der es zugleich in gegliederter Ordnung des Gedankens aus dem Innern der Seele zu Tage fördert? Nur dadurch ist dem Menschengeiste vergönnt gewesen, fortzuschreiten und ein reiches Leben zu entfalten.

Gehen wir aber auf einen positivern Inhalt der Gegensätze ein, so ist wol auf das bestimmteste zu sagen, daß die Überzeugung von einem persönlichen, wissenden, wollenden, der Welt in seinem innersten Sein nicht bedürftigen, aber das Einzelnste überwachenden Gott die leichtere und faßlichere ist, indem sie allen den individuellen Bedürfnissen und Regungen entgegenkommt, die namentlich mit den Eindrücken und Vorstellungen einer ersten Bildung zusammenhängen. In der That, was ist einfacher und natürlicher, als jener kosmologische und teleologische Beweis, der Schluß von der täglichen Erfahrung des Werdens auf einen unendlichen, Alles in seiner Macht behaltenden, nur zu seinem Momente setzenden Geist, von den vernünftigen, sich vollziehenden Zwecken der Welt auf eine diese Zwecke belebende, wissende Gottheit? Was scheint würdiger, als alle die zerstreuten, mannichfach abgestuften Bestimmtheiten der Geister auf den Einen im eminentern Sinne zu übertragen? Diesen Halt, diese Einfachheit, diese Gewohnheit des Besitzes verläßt Derjenige, der sich den Ergebnissen eines freien Forschens vertrauen will; er vertauscht ein sicheres, heimatliches Land mit einem grenzenlos scheinenden Meer; kann man sagen, er suche das Bequeme? Man kann sein Beginnen bedauern, aber man darf ihn nicht beschuldigen, er suche das Eigene, gerade im Angesicht Dessen, welches ihm das Höchste und die Wahrheit sein soll. Wie will man sich überhaupt diesen Hergang vorstellen? Ist es nur der Mensch, der Macht über den Gedanken übt, oder ist es dieser, der in seinem großen Zuge jenen dahinreißt? In weit höherm Grade muß aber das Gesagte von der Beantwortung jener zweiten Frage gelten, wenn das Resultat etwa ein verneinendes wäre; die Totalität des Daseins, das unendlich quellende Gefühl des Lebens, die Erinnerung und den Genuß seiner Thaten, den Inbegriff aller individuellen Hoffnungen und Ansprüche als Opfer niederzulegen vor der Macht des Gedankens, als Opfer aber auch vor dem siegenden Blitz der Gottheit, sich nur als verschwindendes Moment zu wissen in dem Leben des Einen, und gleichwol — vor diesem Resultat nicht in schlaffes, indifferentes Weben zu versinken, sondern mit um so gedrängterer Energie diesen zeitlichen Kreis des Daseins zu erfüllen, nichts zu dichten und zu wollen, als in jedem wachen Moment und mit Allem, was sein ist, sich in Einheit mit dem Göttlichen zu wissen: Das, meinen wir, setze eine Unerschütterlichkeit des Denkens, eine Stärke und Uneigennützigkeit der Gesinnung wie des Handelns voraus, mit welcher sich keine Ansicht messen dürfe, die diesem punctuellen Ich unendliche Dauer, seinem Thun Belohnung, seinen Leiden Ersatz, überhaupt Erinnerung, Genuß, Befriedigung zuerkennt. Was mögen hier alle Entgegnungen bedeuten, welcher Art sie seien und wie sie auch ihre Ansicht als getrennt von dem Interesse des Ich darstellen möchten? Der Beweis, es habe sich dabei völlig vergessen, ist unmöglich zu führen, denn er ist sich selbst der Gegenbeweis.

Haben wir durch dies Alles uns bemüht, Achtung vor den Ergebnissen eines philosophischen Denkens zurückzurufen, und müssen wir mit wiederholtem Nachdruck darauf bestehen, daß diesem Innersten und Heiligsten keine Art von Gewalt angethan werde, so dürfen wir in einer Übersicht des Inhalts der vorliegenden Schrift um so unparteiischer dastehen, wenn wir dieselbe nicht überall mit unserm Beifall begleiten. Wir begegnen zu vielen Sätzen, die in der That nur den Charakter der Versicherung haben, die, wenn sie nicht von vorn herein zugegeben sind, das ganze Gebäude der darauf errichteten Schlüsse erschüttern müssen; es finden sich andere Behauptungen, die viel zu allgemein, zu kühn, zu widersprechend in sich selbst oder mit andern sind, als daß sie nicht an und für sich Opposition hervorrufen sollten; nicht selten holt der Verf. die Stützen seiner Ansicht aus einer Sphäre, auf deren innerm Boden er selbst sich nicht befindet, viele Gleichnisse wollen zum Beweise als unpassend, manche Wendungen als nicht recht würdig erscheinen; der Gesammtton der Schrift ist von der Art, daß er, auch wo wir nicht gerade zum Widerspruch gereizt werden, uns doch nicht ergreift, nicht erwärmt oder überzeugt.

Nachdem in einer Einleitung mehre Hauptpunkte der Untersuchung angedeutet und vorläufig begründet sind, werden beide Fragen als absolut identisch aufgestellt. Schon hier wird der Leser einige Schwierigkeiten und Dunkelheiten finden, indem der Verf. die Bestimmungen der in Gott nothwendig zu setzenden und der ihm fälschlich beigelegten Endlichkeit für das Verständniß nicht scharf genug auseinanderhält, und die Verendlichung Gottes, die er in einer Definition desselben als für sich seiender, abgesonderter Persönlichkeit bekämpft, doch sogleich wieder

in der Foderung einer Offenbarung desselben herstellt. Wenn dann aber die letztere darin gesetzt wird, daß Gott zum Menschen herabsteige, während der Mensch seinerseits „an Gott heranklimme", und hiermit sogleich das Problem auf die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur hinausgehen soll, sodaß nur von der ewigen Persönlichkeit eines Dritten, des Geistes, die Rede sein könne, so anticipirt der Verf. einen Satz, der theils an dieser Stelle noch gar nicht verstanden wird, theils auch nach seiner nähern Besprechung in seiner Gewißheit und Nothwendigkeit bezweifelt werden muß; aus der Zusammenschließung der beiden Sätze von der Persönlichkeit Gottes und der Unsterblichkeit des Menschen in jener Einheit folgt nicht ihre aufgestellte Zusammengehörigkeit, oder daß überhaupt von jeher das Eine das Complement des Andern gewesen wäre; denn zuerst ist mit dem Offenbarwerden Gottes nicht sein Werden zum Menschen, sein Eingehen und Absorbirtwerden in die menschliche Natur verbunden, sodaß er nicht zugleich noch außerhalb dieses Processes, für sich gedacht werden könnte; gerade wie menschlicher Weise ein Individuum durch allseitige Berührung mit seiner Zeit und seinem Volk und durch intensive Mittheilung seines Wesens nicht aufhört, diese bestimmte Einzelheit zu sein, ebenso folgt aus einem Theilhaben des Menschen an der Natur Gottes keineswegs der Besitz ihrer gesammten Fülle, sodaß das Ebenbildliche nicht auch bloßes Moment der göttlichen Herrlichkeit, ein Ausfluß ihrer Liebe, eine zeitlich begrenzte Erscheinung ihres Wesens und ein verschwindendes Werkzeug ihrer Thaten bleiben könnte. Es ist also auch nicht einzusehen, warum der Mensch an den Begriff der unendlichen Persönlichkeit Gottes sogleich auch die seinige als ewigen Trabanten heften müsse, warum ein wahrhaft fromm erregtes Gemüth bei einer Vertiefung in die Anschauung der Gottheit sich mit allen seinen endlichen Elementen nicht willig als jenes Moment erkennen sollte. Würde etwa gesagt, ein solcher persönlicher Gott, der mit bewußtem, auf Liebe und Bedürfniß beruhenden Schaffen geistige Wesen hervorrufe, um sie nach Erfüllung ihrer Aufgabe in das Nichts zurückzuweisen, widerstrebe dem wahrhaften Gedanken und lasse nur das Bild eines despotischen Herrschers zurück, so ist zu erinnern, daß, von Seiten des menschlichen Bewußtseins angesehen, auch jede andere Begriffsbestimmung Gottes immer die Überzeugung erweckt hat, es sei die höchste Aufgabe, nur da zu sein zu seinem Dienst und abzusagen dem eigenen Sinne wie den eigenen Zwecken; d. h. aber in der That: sich nur zu wissen als jenes Schwindende. Es bliebe also noch übrig, wenigstens an dem ewig dauernden Bewußtsein dieses Absagens und Hingebens festzuhalten; aber es ist einleuchtend, daß dieses hier wol als ein Act der Gnade gehofft, nicht aber als innere Nothwendigkeit gedacht werden könnte, daß aber auch dieses Nie-Enden der Aufopferung gegen ihre Totalidee nur untergeordnet wäre. Und hiernach bestimmte sich sogleich auch der andere Standpunkt, der innerhalb des göttlichen Bewußtseins genommen würde; denn ist Gott, wie er ist, und durch sich selbst, ist es seine ewige Natur, seine Göttlichkeit zu vollziehen, Thaten seiner Herrlichkeit werden zu sehen, und ist er der Herr, seine Werkzeuge hervorgehen zu lassen, wie wäre jene schlechte Ichheit auf ihn zu übertragen, die nur neben andern an sich gleichen Ichs gefunden wird, wie ihm ein Gesetz aufzudringen, widersprechend dem, daß alles Endliche nur endlich sein kann neben ihm, dem Unendlichen, alles Fragmentarische nur fragmentarisch neben ihm, dem in sich Vollendeten? Und doch ist auch jene Alleinigkeit und eminente Ichheit ewig in der unendlichen Reproduction endlicher Geister gebrochen und so ihre Isolation und Starrheit niemals thatsächlich, da die Verwirklichung der göttlichen Wege in dem Bewußtsein der neuen Geschlechter erhalten bleibt. Wir stimmen also nicht mit dem Verf. überein, wenn er das Denken der Persönlichkeit Gottes und der Unsterblichkeit persönlicher Geschöpfe als eines aus dem andern fließend, beide Probleme als sich entgegenkommend bezeichnet; sobald man, sagt er, das Unvergängliche persönlich gemacht hatte, wollte man auch das Persönliche unvergänglich machen.

Um aber das Princip des Verf. näher kennen zu lernen, haben wir zuerst seine Entwickelung des Begriffes von Gott in ihren Hauptzügen zu verfolgen, und fassen dabei die verschiedenen Abtheilungen zusammen, in denen er jede Frage nach ihrem historischen, dogmatischen (d. h. logischen, psychologischen und theologischen) und apologetischen Moment behandelt. Die große Schwierigkeit, welche in der Bestimmung liegt, daß Gott als das höchste Sein, als das Unvergängliche, das nur sich Durchsetzende, in allem Wechsel Sichgleichbleibende und gleichwol ohne bewußtes Thun, wie ohne Fürsichsein zu setzen sei, tritt schon bei dem Verhältniß zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen hervor (S. 73—92). Das Allgemeine ist wahrhaft objectiv, das allein Wirksame, das immanente Wesen jeder Erscheinung, in deren Wechsel die sich gleich bleibende Substanz, im ewigen Processe in sich selbst ruhend (S. 114), das Individuum, welches am absolut Allgemeinen (am Gedanken) das von Innen treibende Princip hat, erringt im Kampfe mit demselben nie die absolute Gleichheit (S. 114), und gleichwol ist dieses Allgemeine nichts Fürsichseiendes und ist erst wirklich in den Einzelheiten. Ja, um von ihm den Begriff einer bloßen Summe fernzuhalten, gibt der Verf. als Beispiel eine Stadt, die selbst nach dem Niederreißen aller Häuser im Ganzen dasselbe Ansehen behalte, und behauptet Entsprechendes bei einem etwaigen Wechsel ihrer Einwohner, bei dem Verhältniß zwischen Staat und sämmtlichen Bürgern, zwischen der Menschheit und allen Einzelnen; und doch werden diese Gegensätze zuletzt dahin geschlichtet, daß das Allgemeine zwar trennbar und zugleich in den Dingen sei, daß es aber auf eine schlechthinnige Durchdringung des Allgemeinen und Einzelnen ankomme.

In concreterer Bestimmung ist (S. 114—22) der Geist stets bei sich und gesammelt, dadurch frei, in jeder seiner Gestalten sich selbst gleich, seine Unterschiede sind fortwährend aufgehoben und was er besitzt, ist in die absolute Einfachheit des Gedankens zurückgegangen; ja, auch

die Thaten der Individuen gehören eigentlich nur dem allgemeinen Geiste an, der ihre Freiheit zum Boden seiner Offenbarungen macht; oder: Gott ist die absolute Continuität der Geister, die in der ganzen Schöpfung sich stets gleichbleibende allgemeine Persönlichkeit, mit Novalis das große Ich, worin alle Ich dazu kommen, die Identität ihres Wesens zu wissen, er ist (S. 264—81) das ewige Gute, das selbst nothwendig das Gute thun muß, ja seine Persönlichkeit zeigt sich nach dem Proceß im Menschen sogar als das Ursprüngliche: und dennoch ist sie keine für sich seiende, nur die ewige Thätigkeit, sich stets zur besondern Persönlichkeit zu machen, sie ist ohne die einzelne menschliche Person nur das unwirkliche Absolute. Der Verf. bezeichnet diese Momente als die des Vaters und Sohnes, und will, obgleich er schon immer sowol das Wort als auch die Sache gegeben hat, die Bestimmung des Geistes erst dann eintreten lassen, wenn die einzelne Person ihre Substanz in Einheit mit jenem Allgemeinen weiß; die Gegensätze werden auch hier wieder zum Begriff Gottes als der Dreieinigkeit vermittelt, „der heilige Geist ist die Idee, die im Einzelnen zum Bewußtsein gelangt ist". Da also (S. 14) nur auf der ewigen Menschwerdung Gottes seine absolute Persönlichkeit beruht, so entwickelt der Verf. diese reale Vermittelung in einem besondern Abschnitte (S. 163—96); ihre Spitze als erste und höchste Erzeugung jenes Gottseins wie Gottesbewußtseins ist Christus; indem sich von Christus wieder eine umgekehrte Pyramide aufbaut, erhebt sich Jeder als Glied der Geistesgemeinde zur Einheit mit Gott, ist Jeder in sich selbst eine Erscheinung Gottes geworden. Wir beachten auch hier vornehmlich die Bezeichnungen des göttlichen Wesens. Wir erkennen die Consequenz des Princips, wenn „auch die Menschwerdung zunächst nur bewußtlos, Christus aber der an das Licht der Welt geborene Gott war", wenn „zu dessen vollkommener Realität das sinnliche Dieses eines Erdenmenschen gehört, und letztere also auch noch jetzt als solche werden muß"; gleichwol ist auch hier die Ausdrucksweise so gehalten, daß schon vor diesem Proceß die ausschließliche Thätigkeit in das göttliche Wesen gesetzt wird, daß es fortwährend und unwillkürlich als Geist, als für sich seiender erscheint. So geht schon der göttliche Gedanke zum Reiche der Ideen über, bestimmt sich selbst zu einem Kreise von Besonderheiten, schon der λόγος ist der thätige Gedanke Gottes selbst, der die zeugenden Kräfte der Natur aussendet; der unendliche Geist muß, um in der unvollkommenen Natur nicht zu verweilen und durch inhaltsvolle Idealisirung aller Unterschiede zur absoluten Einheit seines Wesens zu gelangen, von sich selbst abfallen, setzt deswegen als Einen seiner Unterschiede ein Wesen, zu dessen Charakter das Bewußtsein der Zeit gehört; er steigt zum Bewußtsein des endlichen Geistes herab, aber um auch ewig in ihm selbst diese zeitliche Succession zu tilgen; ja, nicht der Mensch ist es, der die hierauf gegründete Persönlichkeit Gottes setzt, vielmehr hat der göttliche Geist sich an und für sich in der Schöpfung verendliche und jedes Individuum ist immer nur ein gleichgültiges, inadäquates Medium, welches der göttlichen Idee andererseits auch keinen Abbruch an ihrer Absolutheit zu thun vermag; diese scheint vielmehr nur in solche Endlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Die in England gleich den Reifröcken wirklich zur Ungebühr angeschwollene Mode, fremde literarische Producte herauszugeben, hat auch „Passion and principle"; a novel, by Captain *Frederick Chamier*" (3 Bde., London 1842), auf den Markt gebracht. Es ist recht gut und schön, daß die englische Kritik in Betreff jenes tadelnswerthen Treibens sich den Mund bis an die Ohren redet, daß sie immer und immer wiederholt, guter Wein bedürfe keines Kranzes und schlechten mache der schönste Kranz nicht besser, verdiene ein Buch die Veröffentlichung, so solle es auf eigenen Füßen stehen und sich keine geborgte Wichtigkeit geben, und fehle ihm der innere Werth, so solle der Verleger sich schämen, durch einen geachteten Namen ihm ein betrügerisches Schild vorzuhängen. Das ist recht gut und schön, nur hilft es zu nichts. Die Frauen klagen über die Unbequemlichkeit der Reif- und über das Schmutzzusammenfegen ihrer langen Röcke, aber sie ändern weder die Mode, noch setzen sie sich darüber weg. Und so geht es dem Unwesen des Edirens. Doch hat das vielleicht mindestens den Vortheil, daß manches Gute edirt wird, was unedirt gar nicht zum Vorschein gekommen wäre. Dieser Nutzen bethätigt sich jedenfalls durch „Passion and principle" (Leidenschaft und Grundsatz). Es ist ein gutes Buch und kommt aus einer weiblichen Feder. Woher ich das weiß? Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe es wegen der zu vielen Sentimentalität, der zu vielen Liebelei, der zu vielen Verstandesmaxen und der zu wenigen echten Leidenschaft. Ich habe das von boshaften Recensenten gelernt, die jenes Zuviel und dieses Zuwenig zwei untrügliche Kennzeichen einer weiblichen Feder nennen. Sothane Kritikaster behaupten, Frauen verständen sich zwar auf Schilderung weiblicher Eigenthümlichkeiten und wüßten auch scharfsinnig genug an einem männlichen Charakter diejenigen Züge herauszufinden, die im äußern gesellschaftlichen Verkehr sich von selbst zu Tage legen; aber die feine, innere Herzensthätigkeit, die Springquellen der Leidenschaft, die im Verborgenen unwiderstehlich wirkenden Motive zu erkennen — das wäre nicht Sache eines Frauenauges. Haben die Kritikaster recht, so befreit mich das von dem letzten Zweifel an der Richtigkeit meiner Vermuthung, wiewol ich gern einräume, daß die mir unbekannte Verfasserin ihr Auge durch das Lesen von Büchern geschärft zu haben scheint, die für die Menge Caviar sind. Da recensirt jedoch bisweilen in den „Times" ein Bösewicht, der einen dicken Backzahn auf die deutsche Philosophie hat, und wahrscheinlich ist es derselbe, der, nachdem er lobend von „Passion and principle" gesprochen, sich folgendermaßen ausläßt: „Wäre es nicht wider die Gewohnheit der Schriftsteller, auf den Rath der Kritik zu achten, so würden wir den Verf. warnen, sich vor deutscher Philosophie und vor allen Denen zu hüten, die sich die Miene geben, in deutschem Geiste zu philosophiren. Die Sache ist über und über Marktschreierei und das ganze Geheimniß besteht darin, die allerordinairsten Dinge bei den allerextraordinairsten Namen zu nennen. Wir fühlen uns zu dieser Bemerkung um so mehr gedrungen, weil der Verf. von „Passion and principle" im Stande sein muß, etwas noch Besseres zu schreiben, und auch gewiß etwas Besseres schreiben wird, sobald er es sich angelegen sein läßt, den Menschen, die Sprache und die Literatur nach vernünftigen Grundsätzen zu studiren." Auf das Buch zurückzukommen, getraue ich mich, die Erzählung für interessant und einige Charaktere für glücklich durchgeführt zu erklären. Der Schluß überrascht, aber befriedigt. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 245. — 2. September 1842.

Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele, oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Von C. L. Michelet.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Wir unterlassen bei dem Letztern die Frage, wie dies mit frühern Aussprüchen übereinstimme, daß das menschliche Individuum doch als die Seite der Realität und nach seinem unsterblichen Theil seinem absoluten Begriff entspreche (S. 115), daß in jeder Gestaltung des Geistes sein ganzes Wesen zur Erscheinung komme (S. 120) und jeder seiner einzelnen Unterschiede in die einfache Idee des Allgemeinen „getaucht" sei; aber wir fragen nach allem Obigen, wie von einem also bestimmten göttlichen Wesen diejenige Transscendenz entfernt gehalten werden könne, nach welcher es sich nur aus Liebe und freier Entschließung zur Immanenz oder Offenbarung bestimmt, wie namentlich das Bewußtsein, also auch das Wollen und Wissen von ihm ausgeschlossen bleibe; und doch wäre ohne dies Alles schon jedes menschliche Leben ein durchaus nichtiges und indifferentes. Jene Bezeichnungen aber, die eine Transscendenz, die ein Fürsichsein, ein in sich seliges Genügen des göttlichen Wesens in sich schließen, sind entweder nur bildlich zu nehmen (dann aber müßte man sich ihrer entschiedenen und intensiven Anwendung da entschlagen, wo die Sprache vor Allem das Organ des Begriffes sein muß), oder sie sind kein Bild und Nothbehelf (dann scheint ihnen um so weniger auch der Inhalt entzogen werden zu dürfen, den kein Denken von ihnen zu trennen die Macht hat). Würde nun in Folge dessen entschieden eine Außerweltlichkeit Gottes angedeutet, so wäre mit dieser Annahme doch auch von uns noch keineswegs eine Trennung ausgesprochen, die als schroffer Dualismus erschiene, es folgte nicht, daß jene freie Entschließung Gottes zur Welt und Offenbarung nicht zugleich in ihm eine höhere Nothwendigkeit und der Zusammenhang ein inniger wäre; ist aber überhaupt jener Begriff aufgestellt, so ist er der qualitativ höhere und kann nicht etwa zu einer solchen Einheit mit dem der Immanenz zusammengehen, daß beiden gleicher Werth zuerkannt würde oder vielmehr aus dieser Einheit erst ein Drittes, über beiden Stehendes hervorginge. Ebenso entschieden deutet der Verf. in jener Totalität des geistigen Seins (S. 139) der Sache nach das Bewußtsein an, ohne den Begriff auszusprechen; wo aber Fürsich- und Insichsein ist, muß Bewußtsein herrschen, und wenn es auch zur Natur des göttlichen Bewußtseins gehört, in einem andern erkannt zu sein, so ist doch dies letztere dem Begriff nach ein accidentelles und auch hier wäre schwerlich das eigentlich Geistige in eine Vermengung des Menschlichen mit dem Göttlichen zu setzen.

Was jene Ausdrucksweisen betrifft, so gibt es in der That Gebiete, auf welche wir sie übertragen; wir sprechen von einer Thätigkeit der Natur, die sich selbst in rastlosem Wechsel vollzieht, von einem Leben, das in seiner Entwickelung zu seinem Endzweck gelangt, von einer Kraft mit immanentem Gesetz, von einem Gedanken, der fortzeugend die Materie und die Gemüther der Menschen sich unterwirft. Einmal nun wäre hier nur bildlich geredet; sodann aber ist jenes Leben der Natur doch sogleich nur Reflex des höhern, universellen, geistigen, welches jenem die Spur seines Wirkens eingedrückt hat; oder ist es uns etwas Anderes als eine mitgetheilte Thätigkeit, für die wir unausgesetzt die höhere Quelle suchen und wissen? Und was die Gedanken betrifft, seien sie selbst in reinster Abstraction gegliedert, so weisen wir ihnen nicht eine von allem Bestimmten gelöste, haltungslos gleichsam in der Luft schwebende und für sich fortrollende Thätigkeit an, sondern auch sie haben ihren Ursitz in dem concreten, bewußten Geiste, und nur dadurch ein unendliches Leben, daß sie ebenso unendlich für ihn sind. Auf alle Fälle handelt es sich bei unserm Gegenstande um ein Allgemeines, über welches hinaus keins gedacht wird, um das Allgemeine der Welt und um die letzte Quelle alles Lebens und Schaffens; und von diesem müßte nun alles Das, was an das Thun eines bewußten Geistes erinnert, entweder nur bildlich gesagt sein, oder es würde ihm zwar ein Thun, aber nur jenes dumpfe, blinde, sich selbst nicht verstehende zugeschrieben, welches trotz des stärksten Machtspruchs immer noch ein wahrhaftes und ein höher Bewegendes foderte. Was aber, fragen wie dann, ist dies für ein Gott? Ist dies jenes in allem Wechsel sich gleich Bleibende, welches alles Einzelne zum Boden seiner Offenbarungen macht u. s. w.; kann überhaupt von ihm noch alles Das gelten, was nach den Worten des Verf. in ihm gedacht werden muß? Ist es nicht vielmehr ein Schattenbild, eine blut- und markloſe Abstraction, ein nirgend zu Erfassendes, das den Gedanken in einer Wüste, an ei-

nem lautlosen, düstern Abgrunde zurückläßt? Könnte ihm, wenn auch für einen Augenblick die Frage nach einem letzten Quellpunkt des Alls unbeantwortet liegen bliebe, ein anderer Werth zugeschrieben werden als der, nur in dem selbstbewußten Menschen zu existiren? Würde aber dies Allgemeine, Unvergängliche, Göttliche unabhängig von dem Einzelnen und irgendwie — objectiv genannt, stellte es nicht doch nur die Summe des Besten, vom Menschen Ausgehenden dar, welches sich nur fortzeugte und fortwüchse mit der Existenz der Einzelnen? Man sieht, daß, wenn auch auf letztere Weise das Geistige als solches nothdürftig bestimmt werden könnte, doch immer das kosmisch Allgemeine noch unerklärt da stände, welches ohne Zuthun aller Menschensumme vorhanden war und bleibt, ja an welchem sie selbst die Voraussetzung dieses ihres Selbstbewußtseins hat. Wir haben zwar einen wunderbaren Ausspruch gehört, daß die Untersuchung dieser Fragen gar kein Geschäft der Philosophie sei; aber schwerlich möchte der Verf. nach der Bearbeitung einer ganzen Schrift sich zu dieser Ansicht bekennen. Will man endlich in Bezug auf den Gesammtorganismus der Welt von einer ursprünglichen Einheit sprechen, die sich von innen heraus gliedere, aus Einer Urkraft sich ausgebäre, so bestimme, erkläre man diese Kraft, mache ihr immanentes und nothwendiges Wesen und Wirken begreiflich, sage, wie sie sich selbst von Ewigkeit gesetzt, das Urbild der Weisheit entwickelt, wie sie, die nicht denkende, nicht wissende, nicht wollende, zuletzt den selbstbewußten Geist aus sich gezeugt habe, der an Hoheit weit über sich selbst hinausragt. Wird dies dunkele, nicht eigentlich zu sagende, ewig Wesenhafte von einem geistigern Dufte umgeben, indem man es als das Denken bezeichnet, und ist dieses Denken das einfache, ewig aus sich heraus- wie ewig in sich zurückgehende, welches sich in allem Wechsel der materiellen und geistigen Erscheinung nicht verliert, was ist ein solches höchstes Denken, dem nicht einmal Bewußtsein und waches Leben zugesprochen werden kann? Auch daran möchten wir erinnern, daß selbst in dieser Auffassung des Absoluten eine Leugnung seiner wahrhaften Transscendenz noch immer keine Stütze fände.

Wir hatten die Schwierigkeit zu zeigen, welche unvermeidlich hereinbricht, wenn man der Gottheit auf der einen Seite die höchsten Bestimmungen ertheilt, auf der andern entzieht und sie diese erst in einer Sphäre finden läßt, wo sie nicht mehr sie selbst ist, wenn man überhaupt einen mittlern Weg zu gehen versucht, welcher der Schärfe nicht Genüge leistet und das eigentlich Gesuchte in nebelhafte Gestalt verschleiert; denn auch die „durch Christus gewordene Persönlichkeit des Geistes" ist eine nicht minder unbestimmte, der einzelnen Geister fortwährend bedürftige und in ihnen unendlich zersplitterte; es ist nur eine gesagte Person. Es scheint vielmehr nichts übrig zu bleiben, als entweder in dem Geiste, in der das Universum zusammenfassenden Einheit, alles Das zu denken, was seinem Begriffe gebührt, oder derjenigen Consequenz zu verfallen, die seine gesammte Existenz nur als einen Act des Selbstbewußtseins betrachtet; augenscheinlich neigte der Verf. zu diesem Letztern, aber ein gewisses Etwas in der Tiefe seines Gemüths scheint ihn davon hinweggetrieben zu haben. Er begründet jedoch im apologetischen Theil obige Bestimmungen noch weiter. Wäre, sagt er S. 264 — 81, Gott bewußter Schöpfer der Welt, so hätte er vorher berathschlagen müssen und das Gute noch nicht gekannt; — es ist also Bewußtsein Gottes und zeitliches Schaffen untrennbar verbunden und endliche Bestimmungen sind sofort übertragen auf das Unendliche. Aber das Setzen eines Wissens in Gott hindert nicht, ihn als ewig in sich seiend, ewig vom Wechsel der erscheinenden Welt unberührt und zugleich als ewig in ihr thätig und nie ohne sie seiend zu fassen; und wäre wirklich dieser reale Act in ihm selbst als ein zeitlicher zu denken, so ist wenigstens nach den eigenen Äußerungen des Verf. diese Realisation für das göttliche Wesen eine ewig aufgehobene, es scheint nur hinein, es tritt (S. 173) bei der Menschwerdung in ihm keine Veränderung ein und es ist auch im Menschengeschlecht gleich bei dessen zeitlichem Hervorgehen seine ganze Fülle vorhanden gewesen; in ihm selbst ist die ewige Idee des Guten und die Wahrheit aller Dinge ununterbrochen gegenwärtig. Ließ es diese demnach zu einer zeitlichen, äußern Wirklichkeit heraustreten, so war dies doch ein nur secundairer Act, kraft welchem ihr Freiheit ertheilt wurde, sich in der Breite des Erscheinens zu vollziehen; damit wäre wenigstens kein vorheriges Nichtkennen dieses Guten ausgesagt und, wie wir meinen, auch ein anderer Einwand beseitigt, daß sich Gottes Natur wesentlich verändert haben (vgl. S. 173), ja daß (S. 284) ein persönliches Bewußtsein den Gang der Natur unterbrechen und die Geschichte zwar a priori, aber beliebig construiren würde. Wenn der Verf. ferner behauptet, die Ewigkeit Gottes sei dadurch nicht getrübt, daß sich seine Persönlichkeit als eine im menschlichen Bewußtsein gewordene erweise, indem sein Bewußtsein damit vielmehr zu einer bloßen Form herabgesetzt werde, so glauben wir, der Verf. sei anderswo von der mächtigen Wechselwirkung dieser beiden Kategorien viel tiefer überzeugt; wir sagen aber aufs nachdrücklichste, daß, wenn überhaupt eine Stelle gefunden werde, wo dieser Unterschied in seiner ganzen Stärke hervortritt, sie eben im Leben des Geistes sei; denn er ist kein geringerer, als der zwischen dem Thiere und dem Menschen. Der Verf. wirft die Form des Wissens und der Klarheit als eine gleichgültige, accidentelle zur Seite, sein Gott ist nach Allem doch schon in seiner Lichtlosigkeit und Dumpfheit der eigentliche, er setzt die Substanz über die Wirklichkeit, das Träumen über das Wachen und streicht den, wie man ihn auch einordnen möge, jedenfalls bündigen Satz Hegel's, daß es ein Mangel sämmtlicher untergeordneter Vorstellungsweisen und Systeme sei, nicht zur Bestimmung der Substanz als Subject fortzugehen (Enc. S. 593).

Ganz eigenthümliche Aufmerksamkeit erregt hier noch der Ausspruch (S. 281 — 89), daß Alles, was schon in das klare Bewußtsein Gottes getreten wäre, auch unmittelbar dadurch wirklich sein müßte. Dieser Argumentation scheint von vorn herein der Boden genommen zu

sein; denn der Verf. kennt doch zunächst kein anderes Bewußtsein als das im Menschen gewordene, von welchem er nicht behaupten wird, daß das darin zur Klarheit Gekommene sofortige Realisation erhalte; woher hat er nun gleichwol den Begriff eines solchen Bewußtseins, welches gleichsam wider seinen (des Verf.) Willen an siegreicher Energie alle endlichen überragt? Denn auf keine Weise hat er angedeutet, daß es ihm als ein Mangel gelte. Wenn nun aber nach S. 244—55 dieses Bewußtsein in Gott durch sein Menschen- und Persönlichwerden wenigstens ein Moment geworden ist, wenn die Zeit des Bewußtseins recht eigentlich gekommen, wo „das ewige Ansich der Einheit des endlichen und unendlichen Geistes ins Wissen und Fürsichsein erhoben und auch zur philosophischen Erkenntniß gebracht ist", so müßten wir uns doch jetzt nach einer durchgreifenden, unmittelbaren Realisirung desselben umsehen dürfen. Wir nehmen als Beispiel den Staat: Ist das Wissen seiner Idee als der göttlich-menschlichen Sittlichkeit und unendlichen Freiheit sofort verwirklicht? Und wenn entgegnet wird, sie sei es wenigstens hier und da, so ist doch diese sporadische Erscheinung eine gar kümmerliche und jenes durch Gott und Menschen bewährte Bewußtsein ein gar ohnmächtiges. In der That aber ist in dem Bewußtsein Gottes Wissen und Wirklichkeit untrennbar verbunden, aber diese Wirklichkeit ist selbst nur die ideale, wie es überhaupt dem Geist als solchem das Wesentliche ist, daß die Idee gewußt werde; der Verf. wird nicht anstehen, dieser Wirklichkeit wenigstens eine gleiche Dignität neben der räumlich-zeitlichen zuzugestehen. Von letzterer aber vermögen wir in keiner Art zu wissen, als nach dem unmittelbar mit ihrem Begriff Gegebenen: daß selbst das göttliche Bewußtsein sich nur an das Stufenweise ihrer Entwickelung binden könne. Hiernach läßt sich auch von einer Vorherbestimmung sprechen, die der Verf. für etwas Widersinniges und Unwürdiges erklärt; denn das ist eben das Mysterium der Freiheit, daß sie nichts vermag, als an der Darstellung des göttlichen Wollens zu helfen, und so weit sie auch ihre Sphäre ausdehnen und autonomisch den Dingen der Welt ihre Spur aufprägen möge, ihr niemals gestattet ist, den großen Zug des göttlichen Gedankens zu stören, daß sie vielmehr nur dieses Allgemeine, die Vernunft, zu ihrem innern Wesen haben kann. Eben dahin führt eigentlich auch die Darstellung des Verf.; abgesehen davon, daß „alle Thaten der Individuen doch nur die des allgemeinen Geistes sind", statuirt er eine Vorherbestimmung, und zwar hinsichtlich des Ziels, der allgemeinen Vernunft; es genügt dies vollkommen für das Verhältniß des göttlichen Bewußtseins zu dem Thun des Menschen; nur müßten wir freilich den Verf. wieder fragen, wie er nur überhaupt von einer Vorsehung sprechen könne, wer jene Vorherbestimmung gemacht und wie dabei ein Bewußtsein auszuschließen sei? Wir können also auch dieser weitern Begründung einer Bewußtlosigkeit des göttlichen Geistes keine überzeugende Kraft beimessen. Wenden wir uns aber jetzt zu der zweiten Hauptfrage über die Unsterblichkeit der Seele.

Wollen wir auch das Resultat dieser Untersuchung nicht an und für sich bekämpfen, da das Entgegengesetzte sich nur schwer mit Gründen rechtfertigen und noch schwerer philosophisch beweisen läßt, so können wir auch hier nicht mit der schon oben bezeichneten Art einverstanden sein, wie der Verf. seine Ansicht entwickelt und zu beweisen bemüht ist. Auch hier stoßen wir auf innere Widersprüche der Sache und des Verf. mit sich selbst, auf außerordentlich gewagte, oder doch wenig schlagende Behauptungen, weil sie den Mittelpunkt der gegnerischen Überzeugung nicht treffen; es drängt sich auf, der Verf. habe viele nur äußerliche Gründe für die Nichtunsterblichkeit mit gewichtigern vertauschen und sich überhaupt mehr auf den intensiven Beweis concentriren müssen, der auf den Begriff und die Totalbetrachtung der Endlichkeit des geschaffenen, daher an die Gesetze der Natur unauflöslich gebundenen Individuums gestützt ist; eben diese gesammte Reihe seines Erscheinens und Thuns möchte selbst den Vollendetsten vor der Foderung erbeben lassen, sein Bewußtsein für eine unendlich dauernde Zeit zu retten. Wir können dies nur andeuten, möchten aber hier das allgemeine Princip lieber so gefaßt sehen, daß Jeder zu jeder Stunde sein Denken und Thun so sein lasse, als lebe er unsterblich; denn das Positive dabei bleibt ein Unerforschliches. Nach der schon erwähnten Identificirung beider Fragen und den Bestimmungen über das Persönlichwerden Gottes durch den Menschen, also über die Persönlichkeit des Geistes ist Unsterblichkeit nur dieser fortdauernde Proceß zwischen dem göttlichen Wesen und demjenigen unsterblichen Theil der Individuen, welcher auf der Aneignung des an sich seienden Göttlichen beruht (S. 12—15) und womit sie (S. 113) in den ewigen Gedanken des absolut Allgemeinen zurückkehren; dieser Theil ist das Denken (S. 136). Das Wesen dieser Unsterblichkeit ergibt sich aber vornehmlich aus der Unterscheidung zwischen Zeit und Ewigkeit (S. 92—114); Zeit und unendliche Dauer sind absolut identisch, Zeit aber und Ewigkeit absolut entgegengesetzt; der Begriff des Ewigen ist, in allem Wechsel der Zeiten sich als das Unveränderliche zu erhalten, das stets Gegenwärtige, nie Alternde, der Gedanke der Zeit selbst zu sein, alle drei Zeitdimensionen zusammenzufassen und gleichwol — mitten in der Zeit und ihren Bedingungen zu stehen, also damit doch immer zu sein und die unendliche Dauer an sich zu haben; ewig ist also nur das Allgemeine, das Denken, das Göttliche selbst, aber ewig ist auch wieder etwas Einzelnes durch seinen Inhalt, wenn es seinem Begriff entspricht. Hier aber stoßen wir nun sogleich auf ein Gedoppeltes, wodurch diese Bestimmungen, namentlich in Bezug auf das Folgende, etwas Schwankendes bekommen. Es gibt ein Ewiges, welches zugleich unendliche Dauer haben muß, welches, ewig ins Dasein tretend, in jeder Gestalt die ganze Substanz des Vergangenen und Künftigen in sich trägt, in jedem Moment eine Einheit des Begriffs und der Realität darstellt; es zeigt sich aber zugleich ein Anderes, in dessen Ewigkeit die unendliche Dauer nur ein Gleichgültiges ist, ein relativ Ewiges; es

tritt die Kategorie eines Mehr oder Weniger hinzu, denn „es gibt vorzugsweise zur Ewigkeit berechtigte Erscheinungen" und die Harmonie mit dem Begriff wird in ihrem ganzen Umfange doch nur von dem höchsten Allgemeinen gelten können, nicht aber von dem Einzelnen, in welchem jenes sich allerdings verwirklicht, aber doch sogleich in verschiedenem Grade und verschiedener zeitlicher Folge; „es besteht (z. B.) der Unterschied der Menschen nur darin, die Substantialität Gottes mehr oder weniger in ihr Bewußtsein gebracht zu haben"; „das Einzelne bleibt immer nur ein inadäquates Medium für das Allgemeine", „selbst in der höchsten Spitze des Geistes ist (S. 138) das Princip der Individuation nie aufgehoben". Setzen wir hier nun ein relatives Entsprechen und fragen nach irgend einer Zeit, wo es eintrete, so sagt der Verf., es bedürfe dazu nur Eines Augenblicks. Von einem solchen aber haben unzählige Einzelheiten, etwa auch in den Naturproducten, weder in der Materie, noch in der Erinnerung des Geistes die geringste Spur hinterlassen. Wollen wir nun auch nicht urgiren, ob alle solche unabweisliche Mangelhaftigkeit als Ewigkeit bezeichnet werden könne, so ergibt sich doch auf jeden Fall, daß diese letztere untergeordneten Werthes sei gegen die, in welcher namentlich das Moment der ewigen Dauer gefunden wird. Freilich „ersteigt schon die Menschheit und der Einzelne die höchste Stufe des Seins und Erkennens", aber das ist es eben, was die Vertheidiger einer persönlichen Unsterblichkeit geltend machen werden: sie sehen hier verschiedene Auslegungen derselben Sache zusammengeworfen, dem specifischen Sinne Gewalt angethan, um den allgemeinen zu retten, und sie wollen nicht das Eine für das Andere nehmen. Mag auch der Einzelne Augenblicke und sogar viele erleben, in denen er sich in ungetrübter Einheit mit der Gottheit und schmerzlos in ihr aufgehoben wisse, mag ihm auch gesagt werden (S. 218), er nehme in Einem Moment die ganze Zukunft und die dauernde Glückseligkeit Aller vorweg, er erweitere sein Selbst zum allgemeinen Selbst der Menschheit: es hilft nichts, ihn zu überreden, dies sei die ganze, wahre Ewigkeit; mag auch eine höhere Vollendung des Geistes als der Ewigkeit würdiger dastehen: es kann von dem endlichen Leben und Bewußtsein dieses Tragische nicht genommen werden, daß das Individuum einst aufhöre, bewußt, auch der Fortzeugung seiner größten Thaten zuzuschauen. Aus demselben Grunde wird dem Verf. mit Recht widersprochen werden, wenn er die Vorstellung der Unsterblichkeit nur etwas Negatives und Leeres, weil Zukünftiges enthalten läßt und von der Philosophie sagt, daß sie nicht den Gehalt der Unsterblichkeit, sondern nur die Form bekämpfe; denn es ist gleichgültig, ob an die Stelle von Nichtsterben — Leben, von Zukunft — Dauer gesetzt wird, das Positive, daß dieses einzelne Bewußtsein, als eigenthümlicher Ausfluß der göttlichen Fülle, niemals untergehe, bildet eben den eigentlichen Kern jener Lehre. Von einer andern Seite wird gern zugestanden werden, daß auf dem Denken nicht nur die Persönlichkeit, sondern auch die wahrhafte Unsterblichkeit beruhe; und doch befriedigt es nicht, einmal wegen des schon berührten Mangels, sodann, weil der Verf. dieses Denken sofort mit dem absolut wahren identificirt; denn, wenn er auch (S. 136—142) nicht verkennt, daß die ewige und vergängliche Seite dieser Persönlichkeit nie ohne einander sind und und nur die Reihe der Gedanken und Thaten das Individuum ausmacht, so soll gleichwol das Denken völlig ohne eine Spur dieser Individualität sein; wir lesen die auffallende Äußerung, daß Jeder über denselben Gegenstand dasselbe denken müsse und daß jeder aus der innern Quelle geflossene Gedanke ein ewiger sei, eine Behauptung, welcher vielmehr zu entgegnen ist, daß zu keiner Zeit über denselben Gegenstand nicht verschieden gedacht und auch niemals das Bedürfniß einer so regungslosen Identität empfunden wurde, es sei denn im Allerallgemeinsten. Dergleichen Aussprüche müssen als Zumuthungen erscheinen, die der Verf. an den Leser macht; sie häufen sich, widersprechen sich auch theilweise in dem Abschnitte (S. 197—220), der vom ewigen Leben besonders handelt, und S. 226—239, wo eine Stufenfolge der Himmelskörper und des damit verbundenen geistigen Lebens bekämpft wird; gerade diese Stellen aber, glauben wir, werden von der vorliegenden Schrift am meisten entfernen. Wir können zum Beweise nur Einzelnes hervorheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Die „Bibliothèque des connaissances utiles", welche in Paris erscheint, ist in jüngster Zeit durch folgende interessante Schriften vermehrt worden: „Un manuel de politique", von B. Guichard, ein der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gewidmetes Werk; „Histoire de 1841", von A. de Villeroy, mit einem Anhange, enthaltend eine „Histoire littéraire de l'année", von O. H.; „Examen de la phrénologie", von Fleurens, beständigem Secretair der Akademie der Wissenschaften, eine Widerlegung der Doctrinen von Gall, Spurzheim und Broussais.

Ein nachgelassenes Werk von Th. Jouffroy trägt den Titel „Mélanges" und enthält unter Anderm einen interessanten Aufsatz über den Unterschied zwischen der Psychologie und Physiologie. Die wichtigste Abhandlung in diesem Bande ist jedoch die über die Organisation der philosophischen Wissenschaften. Französische Journale nennen dies Werk, dessen Herausgabe von Damiron, Mitglied des Instituts, besorgt worden, ein Ereigniß in der philosophischen Welt.

Unter den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans sind zu nennen: „Une femme compromise; L'héritière d'Ovéda", von Molé-Gentilhomme (2 Bde.); „Aliénor, prieure de Lok-Maria" (2 Bde., mit einem Portrait Heinrich's IV.), der Romanenreihe angehörig, welche Pitre-Chevalier unter dem Titel „Études sur la Bretagne, romans historiques" herausgibt; „L'honneur d'une femme", von dem schreibfertigen Jules Lacroix; „L'amiral de Bretagne", von E. Menard. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 246. — 3. September 1842.

Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele, oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Von C. L. Michelet.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Der Mensch also, sagt der Verf., kennt ein höheres Leben als das auf die sinnliche Existenz beschränkte, die Ehre, der gute Ruf z. B. ist ein solches; in der Erinnerung ist unser Fortleben sogar individuell und räumlich. Aber dies wäre ja nicht unser Leben, sondern das Anderer; gerade jenes sinnliche ist dem Menschen als sein Leben das eigentlich wirkliche und er kennt kein höheres, als mitten in dieser Endlichkeit Eins zu sein mit dem Unendlichen, in jedem Augenblicke der Zeit die Aufhebung seiner Endlichkeit und die Größe der Gottheit zu wissen. Indem aber der Verf. sowol an die Stelle dieser, als auch der individuellen und räumlichen Unsterblichkeit ohne Weiteres eine andere setzt und für letztere noch ein handgreifliches Beispiel in der geschlechtlichen Zeugung findet, läßt er sich zu dem außerordentlichen und in seiner umgewendeten Consequenz fast furchtbaren Satze fortreißen, daß Alles, was der Sohn Glänzendes und Ewiges vollbringt, die That der Ältern und der Erziehung sei, die sie ihm gegeben. Lasen wir ferner, wie in das Denken, in die höchst bewußte Einheit des Individuums mit der allgemeinen göttlichen Persönlichkeit die eigentliche Ewigkeit desselben gesetzt wurde, so bemerken wir jetzt ein Gefühl im Verf., daß er die größte Zahl der Menschen von diesem letzten Antheil an der Unsterblichkeit ausschließen werde, und er meint, daß auch die wenigst Begabten, wenn nur ihr Gemüth für das Schöne, Gute und Wahre empfänglich sei, in jedem Augenblick die Ewigkeit genießen können; und wenn er früher am Individuum Vergängliches und Bleibendes streng geschieden und es nach seiner ganzen empirischen Bethätigung als gleichgültig für die göttliche Idee dargestellt hat, so wird er in seinem jetzigen Gedankenzuge fast zu dem Extrem geführt: daß auch das Geringste, was wir thun, auf dem Boden des Ewigen gewachsen sei und, gleich dem kleinsten Stiftchen in der Uhr, durch sein Fehlen das ganze Triebwerk in Stillstand versetzen müsse. Unleugbar wechselt hier und an vielen andern Stellen der Werth der Wirklichkeit, wie des Individuums als ihres Organs schnell die höchste und niedrigste Stelle und wir sind in der Irre. Wir wenden uns zu der Polemik gegen das bekannte Argument, welches aus der Foderung einer unendlichen Perfectibilität des Menschen und einer Stufenreihe seiner Wohnorte hergenommen ist. Der Verf. nennt diese Ansicht sowol unphysikalisch als irreligiös und unphilosophisch; ein Schluß auf dieselbe Natur der Planeten und Fixsterne ist ihm werthlos, als ein bloßer Schluß der Analogie, die Sterne sind im Himmelsmeer hingestreute, nackte Lichtfelsen, nur unendliche Expansion des Lichtes, stellen, ohne Leben und Proceß in sich selbst, nur das Moment der abstracten Dauer dar; sie wären nach jeder andern Auffassung nicht Zwecke in sich selbst; es erhellt sogar bis zur Evidenz, daß das Vollendetste in der siderischen Natur nicht außer unserm Planeten zu suchen, daß jenseits keine Spur von einem Geist zu finden sei, und auf einmal sucht der Verf. eine Stütze in dem religiösen Dogma, wonach ja die Erde im vorzüglichsten Grade Gegenstand der göttlichen Liebe gewesen, und er äußert das Bedenken, daß dann Christus, als der einzige Sohn Gottes, sich auch auf jedem Stern habe kreuzigen lassen müssen. Ganz besonders aber würde durch eine unendlich zeitliche oder räumliche Entwickelung der Welten der Begriff der ewigen Persönlichkeit des Geistes zerstört und herabgewürdigt, das göttliche Selbstbewußtsein unendlich zersplittert und in seinem Gegenstande nicht vollkommen abgespiegelt; der Glaube an die Einsicht der göttlichen und menschlichen Natur ginge verloren, wären die Bewohner jener Himmelskörper andere oder vollkommenere. So schlägt der Verf. (und wir verweisen noch auf die Deutung der Urgeschichte der Erde und des endlichen Geistes) eine noch zu ergänzende Empirie mit Einem Worte zu Boden. Aber er übersieht nicht nur die doch auf der Erde factisch vorhandene und von ihm selbst anerkannte Zerstreuung und Relativität des göttlichen Selbstbewußtseins, sondern er scheint auch damit jedwede zeitliche Entwickelung leugnen zu müssen, um zu einer unafficirbaren Substanz zurückzukehren. Zwar läßt sich im Angesicht der Geschichte diese letztere Bestimmung nicht durchaus festhalten; so ist uns denn wenigstens für die Zukunft das Bild eines völligen Abschlusses der Zeit und einer in sich zurückkehrenden Manifestation Gottes entworfen: „dann wird die Selbstentfaltung Gottes vollendet, aus

dem Scheinen der zeitlichen Entwickelung das uranfänglich zeitlose, an und für sich seiende Wesen des Geistes vollständig herausgeboren sein, und es wird in einer letzten Gestalt des Geistes seine vollkommene Realisation gewußt werden"; das Ziel und die höchste Spitze der Geschichte ist (S. 244—255) als Folge dieses Wissens die Umgestaltung der gesammten Wirklichkeit, die bewußte Selbstauslegung des ganzen Menschengeschlechts zur daseienden Persönlichkeit des Geistes; — dann wird Gott sein. Wollen wir nun auch diesem, wie wir gestehen, etwas nebelhaften und eigentlich unfaßbaren Bilde nachgehen, so war doch während einer unübersehbaren Zeit das göttliche Selbstbewußtsein in seinem Gegenstande nur unvollkommen abgespiegelt u. s. w. Von welchem Gewicht wäre nun ein Mehr oder Weniger der Zeit, und ist aus dem Ewigen sogar die unendliche Zeit nicht zu entfernen, warum soll das göttliche Leben auf einen beschränkten Raum concentrirt sein oder dieser wenigstens in jener Zukunft nicht einer ähnlichen Tilgung entgegengehen wie die Zeit?

Noch macht der Verf. gegen eine höhere Fortsetzung der Welten die Nothwendigkeit eines Bewußtseins geltend, welches der Geist über seine frühere Entwickelungsstufe haben müsse (S. 234), und schon früher ist dem Menschen ein unendlich dauerndes Leben abgesprochen, weil ihm immer die vor seiner Geburt verflossene Zeit fehlen müßte: aber das vor einer Vernichtung zurückbebende Individuum will gar nicht aufhören, sich als das zeitlich Geschaffene zu wissen, es härmt sich nicht, weder jene unendliche, vor seiner Gattung verflossene Zeit noch die Geschichte persönlich durchlebt zu haben, und es ist ihm nicht deutlich, warum, da es schon jetzt innerhalb einer gewußten Entwickelung stehe, eben diese nicht das Glied einer höhern Reihe bilden könne. Auch dies also wird nicht geeignet sein, den Unsterblichkeitsglauben zu erschüttern, ebenso wenig aber die Besprechung derjenigen weitern Seiten der Frage, die dem gewöhnlichen Bewußtsein am nächsten zu liegen pflegen.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Studien von Franz Dorotheus Gerlach. Hamburg u. Gotha, Fr. u. Andr. Perthes. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist nicht selten der Fall, daß für die Beantwortung einzelner wissenschaftlicher Fragen, deren genauere Erörterung von Wichtigkeit oder doch von besonderm Interesse ist, in Werken, die sich über das Ganze der betreffenden Wissenschaft verbreiten, kein Platz zu gewinnen ist. Und solche Monographien, die entweder als Excurse den größern Werken beigegeben sind, oder, betreffen sie ganz verschiedene Gegenstände, die bei verschiedenen Gelegenheiten behandelt wurden, in Sammlungen, denen man bald diesen bald jenen Namen gibt, zu erscheinen pflegen, haben theils deshalb oft einen sehr bedeutenden Werth, weil ihre Verfasser mit besonderer Liebe bei ihnen verweilten, theils aus dem Grunde, weil tüchtige Gelehrsamkeit und gereiftes Urtheil sie auszeichnen, was besonders dann der Fall ist, wenn jene gelehrten Männer entweder einen großen Theil ihrer schriftstellerischen Laufbahn bereits zurückgelegt haben oder dieselbe damit beschließen. Unsere deutsche Literatur hat manche sehr werthvolle Sammlung der Art aufzuweisen. Und das in Rede stehende Buch, das wir soeben in die wissenschaftlich gebildete Welt einzuführen gedenken, nimmt, wie wir gleich im voraus bemerken wollen, einen recht ehrenvollen Platz in dieser Reihe wissenschaftlicher Schriften ein, ein Urtheil, was selbst Diejenigen zu unterschreiben sich gedrungen fühlen werden, die des Verf. Ansichten, Urtheilen und Aussprüchen nicht überall beizupflichten geneigt sein möchten.

Die Vorrede, in welcher der Verf. sich auf den streng philologischen Standpunkt stellt, von welchem herab er zu den in Nürnberg versammelten Philologen sprach, rühmt vor Allem Niebuhr's belebenden Einfluß auf Philologie und Geschichtsforschung, während sie sich gleichzeitig in ziemlich starken Ausdrücken gegen eine gewisse philosophische Richtung in der historischen Kunst unserer Tage erklärt und mit folgenden Worten unstreitig den Hegelianismus vorzüglich treffen will: „Wer für irgend eine historische Untersuchung einen Gesichtspunkt aufstellt, welcher die natürliche Ordnung der Gegenstände aufhebt, wer in den politischen Einrichtungen eines Volks Alles auf Gesetze zurückführen will, die sich mit Naturnothwendigkeit entwickeln, wie sie der Physiolog im einzelnen Menschen nachweist, wer Lebensalter und Geschlechtergegensatz in allen Richtungen und Zuständen des Völkerlebens anerkennt, kurz wer den ewigen Kampf der Freiheit mit dem Schicksal nach den engen Schranken unvollkommener Naturerkenntniß ermessen will, der ist in einem Grundirrthum befangen. Geist, Kenntnisse und Gelehrsamkeit, die nicht der Wahrheit dienen, können nur chaotische Verwirrung gebären." Deshalb gelten ihm denn auch die Ausdrücke: Philosophie der Geschichte, Physiologie der Weltgeschichte, politische Physiologie für Floskeln, „die als ein böses Vorzeichen für ernste, besonnene Forschung angesehen werden müssen". Ohne die übrigen Ausdrücke weiter vertheidigen zu wollen, dürfen wir doch nicht zugeben, daß die Philosophie der Geschichte nur eine Floskel sei. Also hätten Herder, Suabedissen, Hegel u. A. wirklich nur schönklingende, aber hohle Redensarten in ihren Werken zusammengestellt, in Werken, die so vielseitige Anerkennung, ja sogar Berühmtheit erlangt haben? Es könnte also wirklich keine höhere Idee, kein Weltplan, keine fortschreitende Verwirklichung desselben und kein Causalitätsverhältniß in den Geschichten der Völker nachgewiesen werden? Die Philosophie sollte es in der That nicht der Mühe werth halten, im Interesse der Geschichte ihre Forschungen auf jene hochwichtigen Dinge zu richten? Die Geschichte sollte also allein einer Wissenschaft gleichsam den Rücken kehren, die für jede ihrer Mitschwestern als ein Lebensprincip betrachtet werden muß? Der Verf. hat entweder Etwas geschrieben, was er eigentlich selbst nicht wollte, oder es wird seine Behauptung, falls sie so ernstlich genommen werden muß, wie sie sich ankündigt, auf die Zustimmung der meisten denkenden Historiker Verzicht zu leisten haben. Indeß hat eine Polemik stets auf Achtung Anspruch zu machen, wenn sie von einem Manne, wie der Verf. ist, ausgeht, der nach redlichem Forschen zu Überzeugungen gelangt ist, die ihm als Wahrheit erscheinen, aber nicht als kecke, Aufsehen erregende Oppositionsmittel gebraucht werden. Der Verf. liefert sowol durch seine Vorrede als auch durch den Charakter einiger seiner Abhandlungen den Beweis, wie Zeitzustände und gewisse Geistesrichtungen die Geschichtstudien und deren Resultate influenziren und eine polemische Tendenz, die allerdings zuweilen etwas Herbes annimmt, bei Männern erweckt, die im Bewußtsein gründlich und, wie sie meinen, unparteiisch geforscht zu haben, es für eine wissenschaftliche Pflicht ansehen, jene Zustände und Richtungen zu bekämpfen. Immerhin, so will es der menschliche Geist, die Wahrheit, die eine nie abzustumpfende Anziehungskraft für ihn besitzt, fodert zum Kampfe heraus: was wahr ist, wird den Kampf überleben, was nichtig ist, wird ihm zum Opfer fallen.

Da die Polemik unsers Verf. sich nicht ohne Interesse und Belehrung zeigt, so wollen wir zur genauern Charakteristik derselben noch folgende Stelle aus der Vorrede hervorheben: „Haben wir von Seiten der Philologen und Rechtsgelehrten im

Ganzen freudige Anerkennung und verständige Entwickelung der Ideen Niebuhr's gefunden, so möchten wir nicht das Gleiche von den eigentlichen Historikern behaupten. Die ältern Zunftgenossen, jeder Neuerung abgeneigt, sahen mit tiefem Schmerze die Zerstörung des alten Baues, in welchem Geistesträgheit eine bequeme Zuflucht fand. Gleichgültig konnten sie auch nicht bleiben; vornehme Geringschätzung wollte auch nicht mehr genügen; zu offenem Widerstande fehlte Kraft und Lust; so blieb Nichts übrig, als durch leise Klage die verletzte Empfindlichkeit und die Misstimmung zu offenbaren, und es verstummten alle diese Zeugen einer abgestorbenen Zeit. Andere, keineswegs die neuen Resultate verschmähend, denen sie so viel verdankten, aber unfähig, eine Idee in ihrem ganzen Umfange zu umfassen, meinten durch Mäkeln und Kritteln im Einzelnen dem Meister den wohlverdienten Kranz vom Haupte zu reißen, aber thaten durch solche Vermessenheit nur die eigene Blöße kund. Wieder Andere, geist- und kenntnißreich und gewandt genug, jedes neuen Gedankens sich zu bemeistern, mochten von dem Glanze der neuen Sonne gern die eigene Persönlichkeit beleuchtet sehen, indem sie, Unbedeutendes misbilligend, die Übereinstimmung selbständiger Forschung rühmten; und solche Eitelkeit mochte man am liebsten noch ertragen, weil in ihr selbst die Anerkennung fremder Geistesgröße lag. Weiter noch gingen solche, welche durch das würdige Beispiel aufgefodert, auch schöpferisch im Gebiete alterthümlicher Geschichtschreibung auftreten wollten und durch eine Reihe von Werken ihre Thätigkeit bewiesen. Auch wird Niemand leugnen wollen, daß diese Werke mannichfache Anregung gewährten; nur schien es uns derselben am wenigsten zu bedürfen, wo Prüfung und Sichtung als erste Pflicht geboten war. Ein rascher Wechsel keck vorgetragener Hypothesen, die sich selbst widersprechen, erinnert an französische Beweglichkeit, und der Deutsche sollte sich doch hüten, daß er geistreich nenne, was nur den Schein der Wahrheit hat."

Indem wir die Vertheidigung gegen diese Polemik füglich Denen überlassen können, die sich davon getroffen fühlen, um so mehr, da dieselbe lediglich die deutsche Geschichtschreibung betrifft, insoweit sie sich auf dem Gebiete des römischen Alterthums bewegt, nicht aber die historische Kunst der Deutschen überhaupt, wollen wir zuvörderst im Allgemeinen die einzelnen Abhandlungen in der Reihenfolge namhaft machen, wie sie der Verf. hat abdrucken und der gelehrten Welt vorlegen lassen. 1) Der Bund der Amphiktyonen. 2) Sokrates und die Sophisten. 3) Über die heilige Geschichte des Euemeros. 4) Untergang der Eidgenossenschaft in Achaja. 5) C. Cornelius Scipio und M. Porcius Cato. 6) Der Tod des Publius Cornelius Scipio Aemilianus. 7) Über Virgil's Schilderung des Schattenreichs. 8) Seneca's Stellung zu seinem Zeitalter. 9) C. Sallustius Crispus der Geschichtschreiber. 10) Über die Idee von Tacitus' Germania. 11) Basilia und Raurícum. 12) Die Verfassung des Servius Tullius in ihrer Entwickelung. Diese Monographien, die in früherer Zeit ihrem größten Theile nach bereits als akademische Gelegenheitschriften erschienen sind, jetzt aber in wesentlichen Punkten Berichtigungen erfahren haben, sind, wie das natürlich ist, ebenso wol von ungleichem Umfange als von verschiedenem Werthe und verschiedener Tendenz. Die umfangreichsten sind 1, 2, 6 und 11; auch gebührt unsers Erachtens eben denselben der Vorzug des Werths, obschon keine einzige der gesammten Abhandlungen werthlos oder uninteressant genannt werden kann. Einige unter ihnen lassen eine vorherrschende Neigung zur Polemik erkennen, wie die über C. Cornelius Scipio, über C. Sallustius und über die Verfassung des Servius Tullius; die erstere ist gegen Becker, die zweite gegen Schlosser, und die dritte gegen Huschke an vielen Stellen gerichtet. In allen Abhandlungen aber ist selbständige Forschung und das Streben nach Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntniß der behandelten Gegenstände auf eine rühmliche Weise sichtbar. Nur die eine Monographie über den Untergang der Eidgenossenschaft von Achaja hat einen politischen Zweck. Sie ist gewissermaßen eine oratio ad Quirites, in der Zeit geschrieben, als die Schweiz, den Sirenenstimmen des Auslandes horchend, aller freien und männlichen Politik verlustig zu gehen in Gefahr stand. Und es macht in der That dem politischen Takte des Verf. alle Ehre, dieses historische Thema zu diesem Zwecke gewählt zu haben.

Weder der Zweck noch der Raum d. Bl. gestatten uns jede einzelne der vorliegenden Monographien speciell zu besprechen, dem Gange der geführten Untersuchungen zu folgen und ihr Verhältniß zum gegenwärtigen Stande der Wissenschaft im Einzelnen nachzuweisen; wir begnügen uns deshalb mit einer nähern Angabe und Betrachtung Dessen, was von dem Verf. über den Historiker Sallustius, mit dem er als Herausgeber seiner Schriften sich so rühmlich vertraut gemacht hat, in seinen historischen Studien niedergelegt worden ist. Dieses Thema empfiehlt sich vor den übrigen durch die Leichtigkeit, mit welcher sich die Mehrzahl unserer wissenschaftlichen Leser in demselben orientiren kann; übrigens sind wir es auch dem Verf. und seinem Verdienste schuldig zu beweisen, daß wir die „Historischen Studien" nicht nach vornehmer Recensentenart blos durchblättert, sondern ihren einzelnen Theilen diejenige Aufmerksamkeit geschenkt haben, deren sie würdig sind.

Wir glauben uns entschieden für die Behauptung aussprechen zu müssen, daß eine classische Geschichtschreibung die höchste Blüte der sprachlichen Künste sei und die größte Vollendung einer national-geistigen Bildung verrathe. Kein Volk, soviel wir wissen, hat es vor den Griechen zu einer wahrhaft historischen Kunst gebracht, und auch diese erst in der Zeit, als ihre Nationalbildung die vollendetste Reife erlangt hatte. Dasselbe muß auch von den Römern behauptet werden und die neuern Nationen liefern gleichfalls Beweise für diese Behauptung. Die Geschichtschreibung ist ferner der getreueste Abdruck der geistigen Individualität eines Volks; das nationale Bewußtsein prägt sich in keiner sprachlichen Kunst so deutlich aus als in dieser. Auch diesen Satz wird eine Vergleichung der griechischen und römischen Historiographie hinlänglich bewahrheiten. Allein die jedesmaligen Zeitzustände, die Charaktere und Verhältnisse der Schreibenden werden stets einen Einfluß auf die Worte der Letztern äußern, der zwar den nationalen Grundton in ihnen immer hören lassen wird, aber jedesmal in einer Eigenthümlichkeit, in welcher sich die Individualität des Historikers laut genug kundgibt. Es bedarf für den Kundigen der Zusammenstellungen oder der speciellen Vergleichungen hier wenigstens nicht, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen. Sallust, einer der großen Meister in der römischen Geschichtskunst, trägt nicht nur den tiefen Ernst und die stolze Würde des römischen Nationalcharakters überhaupt auf der Stirn, sondern auch die sittliche Anschauungsweise der Begebenheiten, wie sie die Besten seiner Zeitgenossen charakterisirte, verbunden mit einer individuellen Genialität der Darstellung, die ihm für immer einen der ehrenvollsten Plätze unter den Historikern des Alterthums gesichert hat. Stand aber dieser sittliche Ernst der Schrift und dessen freimüthiges Verdammungsurtheil, das über politische und überhaupt jede moralische Entartung ausgesprochen wird, nicht im Widerspruch mit dem eigenen Leben? Dieser Verdacht wird besonders angeregt durch eine Schrift des Lenäus, eines Freigelassenen des Pompejus, die gegen den sittlichen Charakter des Sallust gerichtet ist. Sie schließt freilich die Vermuthung nicht aus, daß sie eigentlich nur ein Pamphlet gewesen sei, wodurch jener Freigelassene im Namen oder im Auftrage seines ehemaligen Herrn sich an dem Historiker habe rächen wollen, der den Letztern mit einer ziemlich empfindlichen Wahrheit gezeichnet hatte. Indeß die Verehrer des Sallust glaubten die Sache ganz ernstlich nehmen zu müssen und suchten ihn deshalb beinahe von jeder Schuld freizusprechen. Corte, Wieland, Dahl, und namentlich O. M. Müller (Deutsche Übersetzung des Sallust, München 1790) sind als seine Sachwalter aufgetreten. Ihnen trat aber Löbell („Zur Beurtheilung des Sallustius", Breslau 1818) nicht ohne Glück entgegen und bestimmte so ziemlich allgemein in der gelehrten Welt das Urtheil

über Sallust's Charakter, bis Gerlach in seiner Ausgabe der Werke dieses Historikers sich als einen neuen Vertheidiger ankündigte und namentlich darauf drang, daß die nachtheiligen Zeugnisse der Alten über dessen politisches Leben nicht unkritisch und ungerecht zugleich auch auf sein Privatleben ausgedehnt würden. Und diese Unterscheidung ist gewiß ebenso richtig als nothwendig. Wäre Sallust wirklich der Sünder als Mensch überhaupt gewesen, wie ihn die Gegner gezeichnet wissen wollen, so muß man nothwendig die Frage aufwerfen, woher ihm denn die sittliche Kraft gekommen sei, das Laster und die Entartung mit so treffenden Farben und mit so starker Indignation zu schildern? Denn wer kein Bild der Tugend in sich trägt, wird vergebens nach der Meisterschaft ringen, die wir in unserm Geschichtschreiber bewundern, ein Bild der verderbten menschlichen Natur mit vollendeter Kunst zu entwerfen. Auf seiner politischen Laufbahn aber war er den Gestalten begegnet, die ihm zu seinen individualisirenden Sittenschilderungen saßen, und wol auch für ihn waren nicht alle ohne Reiz gewesen; allein in seinem Privatleben hat er sich ihrer gewiß nicht weiter erinnert, als sie zu verabscheuen oder in den Stunden der Muse mit überraschender Ähnlichkeit zu zeichnen. Nur Eins fällt auf bei Sallust und könnte dem Anscheine nach seinen Vertheidigern leicht zum Nachtheile gereichen: die Marmorkälte in seinen Sittenschilderungen; Cäsar, sein Herr und Meister, hat einige ähnliche Stellen. Allein wer in seinem Leben, wie diese beiden Männer, der Entarteten so viele gesehen und kennen gelernt hat, der erschrickt nicht mehr vor ihnen, wie sie auch sein mögen, so wenig wie der auf dem Schlachtfelde ergraute Soldat vor dem Tode; und die Feder eines solchen Historikers stattet ihre sittlichen Gestalten mit keiner andern Farbe aus, wie sie vielleicht das Herz oder die Phantasie zu geben vermöchte, als mit der der nackten Wirklichkeit. Sallust's historische Schriften bilden daher zugleich eine Sittengeschichte Roms in einer Treue und Kürze, wie wir sie weder bei den Griechen noch bei den Römern weiter finden. Geht man nun von diesen Gesichtspunkten aus, so wird man Gerlach's zum Theil sehr lebhafte Vertheidigung des Sallust recht wohl erklärlich finden können. Es grenzt aber diese Vertheidigung sogar an Heftigkeit an den Stellen, die lediglich gegen Schlosser gerichtet sind. Dieser Historiker hat nämlich in seiner „Universalhistorischen Übersicht der alten Welt und ihrer Cultur" (Th. 2, Abth. 2, S. 561 fg.), wo Thucydides mit Sallust verglichen wird, über den Letztern ein mehr als selbst hartes Urtheil in sittlicher Hinsicht gefällt. Die Stelle ist zu lang, um hier mitgetheilt werden zu können; wir müssen aber die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieselbe lenken, theils darum, weil sie Schlosser's Eigenthümlichkeit auch in diesem Falle beweist, theils aber auch deshalb, weil sie recht auffallend zu erkennen gibt, wie denkende Männer über eine und dieselbe Sache zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangen können, je nachdem ihnen persönliche Grundsätze und Überzeugungen den Standpunkt der Betrachtungen anweisen.

Zur Vergleichung wollen wir Gerlach's unleugbar treffliche Worte hier mittheilen, in die er am Ende seiner Vertheidigungsschrift des Sallust die durch Prüfung der Quellen gewonnene Überzeugung zusammengedrängt hat: „Soviel ist gewiß, daß die erhobenen Beschuldigungen theils auf unsichern Zeugnissen begründet, theils als Stimme der Partei verdächtig, theils als bloßes Nachegeschrei gegen harten Tadel vieles von ihrem Gewichte verlieren und wenigstens als übertrieben gelten müssen. Aber wir sind weit entfernt den Sallustius ganz frei zu sprechen, wir finden vielmehr in seinen eigenen Worten ein Geständniß früherer Verirrungen, die jedoch in dem Lichte und Streben jener großen Zeit in einem mildern Lichte erscheinen als in engen Lebenskreisen namenloser Menschen. Aber will man ihn darum tadeln, daß er im reifern Alter, abgetreten von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens und ganz den Wissenschaften huldigend, mit strengem Blick den Kampf der Leidenschaften erhitzt, den auch sein Jünglingsherz empfunden? Wer sich auf des Lebens stürmischer Bahn die Kunst des sittlichen Bewußtseins gerettet hat, kann in Augenblicken menschlicher Schwäche unterliegen, aber seines Geistes Licht wird ungetrübt die Wahrheit stets vom Irrthum scheiden. Erbärmlichkeit und Schwäche aber wird entweder mit Verzweiflung an der Menschenwürde endigen, oder zuletzt preisen, was die bessere Stimme früher verurtheilt hat. Doch ein edles Gemüth bewahrt ein würdiges Lebensziel vor solcher sittlicher Entartung. Wer in seines Lebens großen Augenblicken, erhaben über eigene Schwäche, der Wahrheit und der Tugend Glanz enthüllt, ist darum schon ein edler Mensch zu nennen. Wer aber dürfte immer gleiche Geisteshöhe fodern vom sterblichen Geschlecht? Oder wer will dem Künstler zürnen, wenn aus dem vollendetsten Werke seines Geistes der Gottheit Ebenbild vollkommner entgegenstrahlt als aus dem Irrthum dieses flüchtigen Lebens? Wem der Gottheit Ahnung aufging in dem Busen, dessen Seele sie über das Irdische erhob, durch dessen Mund sie in tausend Herzen heilige Gefühle weckte, der ist fürwahr ein großer Mensch: sein wird die Nachwelt nicht vergessen und er steht dem Ewigen näher, als die stets an dem Boden kriechend und spurlos durch das Leben wandelnd das eigene beschränkte Maß auch an das Höchste legen. Darum sollen wir das Große und Erhabene mit Freudigkeit verehren und bewundern, wo es erscheint, und nicht ängstlich forschend fragen, ob das Göttliche auch hier durch Menschliches verdunkelt werde. Denn daß nichts Vollkommenes auf Erden gefunden wird, das haben die Weisen und die Thoren seit Jahrtausenden verkündet."

Zum Schlusse noch Folgendes: Des Verf. Styl ist im Ganzen rein und die Darstellung lichtvoll und entsprechend. Die kürzern Abhandlungen insbesondere haben ihres akademischen Ursprungs wegen einen etwas rhetorischen Charakter, der sich in Wortstellung und Ausdrucksweise offenbart; die erstere ist nicht immer ganz empfehlenswerth; auch einige andere kleine stylistische Unebenheiten finden sich hier und da, wie z. B. nicht weit vom Anfange der Stelle, die wir zuletzt mitgetheilt haben. Wir bemerken dies keineswegs zur Begründung eines splitterrichterlichen Tadels, sondern lediglich deshalb, damit, wenn vielleicht eine zweite Auflage nöthig werden sollte, eine stylistische Revision vorgenommen werde, weil man ein werthvolles Buch wie diese „Historischen Studien" gern ohne sprachliche Flecken liest. Des Verf. Abhandlung über die Verfassung des Servius Tullius hat bereits eine ausführliche Würdigung in Jahn's „Jahrbüchern" (34. Bd., 1. Heft, 1842) durch Peter in Meiningen erfahren.

Karl Zimmer.

Literarische Anzeige.

Denkwürdigkeiten
und
vermischte Schriften
von
K. A. Varnhagen von Ense.

Neue Folge. Zweiter Band.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser neu erscheinende Band ist nicht minder reich an den interessantesten Mittheilungen wie die frühern Bände. Die erste Folge (4 Bde., 1837—38) ist aus dem Verlage von H. Hoff in Manheim an mich übergegangen und kostet 9 Thlr., der erste Band der Neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 247. — 4. September 1842.

Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele, oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Von C. L. Michelet.

(Beschluß aus Nr. 246.)

Ein Hauptgewicht hatte hier immer die Erwartung irgend einer künftigen Ausgleichung der unzähligen und nach allen Gesichtspunkten nur zu deutlichen Disharmonien des irdischen Lebens; denn es wird von dem Menschen als ein Unvertilgbares gewußt, daß seine Realität niemals seinem Begriff gemäß sei; aber die patriarchalische Gerechtigkeit, die eben in die Natur Gottes gesetzt wurde, sollte irgend wo wirklich werden. Wir sind entfernt, einer Nothwendigkeit dieser Gerechtigkeit das Wort zu reden; wir setzen die Gerechtigkeit überhaupt in den ursprünglichen Act der Schöpfung selbst, in das Freilassen einer zeitlichen Wirksamkeit, deren Totalleben ebendeswegen die Ungleichheit immanent ist; wir fodern von jedem Denkenden ihre Anerkennung dahin, daß Niemand seine Existenz wie sein Gesammtgeschick anders betrachte denn als einen Ausfluß dieser zeitlich-räumlichen Bedingungen, ja als eine Gnade, deren Steigerung er nicht weiter zu verlangen habe, als die ihm mitgegebenen Zustände und seine eigene Thätigkeit sie gewähren; wir meinen in der That, es gebe hiernach keinen Ersatz als die Unterwerfung unter den Gedanken des Nichtersatzes. Der Verf. aber wünscht den Begriff jener wirklich ausgleichenden Gerechtigkeit zu retten, wendet ihn aber so, daß er dem gefoderten nicht mehr ähnlich sieht. Zwar finden wir den Satz, daß das Menschengeschlecht ein Individuum sei, mit einer so nothwendigen Ungleichheit seiner Glieder an Gaben und Pflichten, daß mit deren Aufhebung sofort der Untergang Aller erfolgen müßte; es scheint in der That, als hätte hier das ganze Gewicht der Argumentation gelegen, aber der Verf. verliert sich abermals mit zu raschem Eifer in sein vorgestecktes Ziel und fügt zu jenen Worten sogleich hinzu, daß nun auch Jedem das Beste gegeben sei, daß die wahre Gerechtigkeit nicht erst im künftigen Leben nachhinken dürfe; ja, er steigert dies bis zu der Behauptung, daß jeder Stufe des natürlichen und geistigen Seins sich die göttliche Idee ganz mittheile (S. 289—295). Wozu, fragen wir, das unter solchen Umständen frevelhafte Gefühl der Nichtgemäßheit und des Leides, wozu dieses große Drängen und Schaffen der Menschen, sich und die ganze Mitwelt aus dem Vorhandenen herauszuringen, oder wo bleibt gar die organische, auf Ungleichheit beruhende Gliederung, wenn keiner Stufe die Fülle der göttlichen Idee mangelt? Der Ausdruck ist sehr ungenau, der Verf. kann dies nicht ernstlich meinen. Auch fühlt er die Nähe des Einwandes, der auf die unermeßliche Kluft hinweist, welche hinsichtlich der hier wesentlichen Intensität des Gottesbewußtseins unter den Individuen stattfindet; er sucht diesem zu begegnen, indem er jetzt die Idee der Sittlichkeit zum Mittelpunkte macht (S. 295—300): Jeder soll wenigstens ein sittlicher Mensch sein, das Sittliche verleiht Allen gleiche Würde, Tugend ist die alleinige Quelle des ewigen Lebens und sie ist es, die das Opfer sogar der ganzen Persönlichkeit fodert. An die Stelle des frühern Denkens ist hier also ein Allgemeineres oder Erreichbareres gesetzt, es ist daran sogar eine Verpflichtung geknüpft; gemeint ist damit nach dem ganzen Zusammenhange offenbar jenes Gemüthsleben, welches reflexionslos und ursprünglich tüchtig, in schöner Einheit mit Natur und Sitte das Gute vollzieht. Gleichwol muß die Verschiedenheit dieser beiden Momente des Ewigen auffallen; soll nun aber diese Sittlichkeit zu höherer Wahrheit gelangen, soll sie jene göttliche, energische sein, die erfüllen kann, was der Verf. fodert, mit Bewußtsein allem Eignen abzusagen, — wie, fragen wir, ist sie ohne das Denken zu gewinnen? Woher weiß sie, namentlich den absoluten Endzweck, die göttliche Idee? Hier ist es, wo günstiges Geschick, Geburt, Erziehung, Naturanlage so wesentliche Bedingungen und gleichwol so ungleich vertheilt sind, daß nicht deutlich ist, weder wie persönliche Gerechtigkeit überhaupt sei, noch wie sie in des Verf. Sinne allgemein gewußt werden könne. Doch setzen wir einen Menschen, der in der That jener theoretischen und sittlichen Vollendung theilhaftig geworden, dessen äußeres Geschick aber ein Gemälde des Jammers darbietet: ist es denn wirklich genug an jener Gerechtigkeit, ist es so völlig gegen die Vernunft, auch im Äußern hier eine Gemäßheit, ein Äquivalent, irgend welche Folge zu wünschen oder zu verlangen? Foderung von Lohn für Opfer sinnlicher Interessen, sagt der Verf., heißt das an und für sich Vergängliche derselben verkennen, Tugend schließt auch den Lohn eines andern Lebens in sich, es gibt gei-

stige Freuden, die wir als das einzige Äquivalent wollen; was ist alles Ungemach gegen das Bewußtsein der göttlichen Idee? (S. 300 — 314.) Bei solchen Sätzen scheint uns, wir gestehen es aufrichtig, immer ein ironisches Maskengesicht anzublicken, und so oft wir sie hören, sind wir versucht, ihre Verkünder zu sofortiger praktischer Bewahrheitung derselben aufzufodern, da ihnen doch eigentlich nichts Wünschenswertheres begegnen könnte; aber nicht auf einer ostentirten Gleichgültigkeit gegen die äußerliche Realität, sondern auf einer Harmonie derselben mit seinem innern Gehalt beruht das gesunde Lebensgefühl des Menschen, seine Kraft, sein freudiger Muth, sein Gelingen; das Bewußtsein der gesammten Welt, alle geselligen Beziehungen, alle Institutionen des Staats haben die Darstellung dieser Harmonie zum Gegenstande, und sehr wenig scheint jene Ansicht in eine Lehre zu passen, die von Jedem ohne Ausnahme fodert, von keinem Leben zu wissen als dem irdischen. Das wird der Verf. zugeben, es bestehe hinsichtlich der Natur jenes sogenannten Lohnes ein ungeheuerer Unterschied; aber auch Anerkennung, Ehre, Bewußtsein des Gelingens hängen sie nicht mit der einzelnen sinnlichen Person zusammen? Und um geradezu das Sinnliche selbst zu nennen, würde der Verf. im Namen Anderer oder in sich selbst eine Art von Empörung unterdrücken, wenn nach so vielen Tagen und Nächten, die mit redlichstem Sinn der Wahrheit gewidmet wurden, eine Beraubung des Lohnes und der nöthigsten Subsistenzmittel stattfände? Wir bezweifeln geradezu, er werde sich dann mit Entzücken an die Tafel seiner geistigen Freuden setzen. In der That wird er auch hier wie unwiderstehlich zu der Andeutung des Richtigen geführt; denn indem er (S. 312) zur vollständigen Niederschlagung aller Zweifel den sonderbaren Ausspruch thut, daß die Zustände, in denen sich der Mensch befinde, sein eigenes Werk seien, fügt er hinzu, daß freilich die natürlichen Voraussetzungen mehr oder weniger günstig sein können. Freilich —! in diesem Worte liegt die ganze Schwierigkeit und es scheint nicht zu verdienen, nur gelegentlich hingeworfen zu werden. Noch schroffer aber, möchten wir sagen, erscheint dies Verkehren in Allgemeinheiten, wenn die Rückseite der Frage, die Gerechtigkeit gegen das Böse und Schlechte hervorgehoben wird; nach dem Verf. führt uns durch Alles schon in der Gegenwart die ewige Natur der Sache, weil Gott sonst willkürlich wäre und uns unschuldig leiden ließe; Schöpfung und Gericht sind identisch, der jüngste Tag währt ewig; aber Alles auch, was der ewigen Idee nicht entspricht, muß ins Gericht gehen; dies ist für jeden Einzelnen die Art der Vergeltung seiner Thaten, kein Schlechtes ist im Wesentlichen ungestraft (Gewissen ꝛc. S. 281—289). Wir antworten, wie der Leser errathen wird, in dem frühern Sinne, müssen ihn aber bitten, vielfach zwischen den Zeilen zu lesen, und erinnern nur daran, daß Tausende, schadenfroh genug, uns gar nicht den Gefallen thun, irgend ein Gewissen zu haben, vorzüglich, wenn sie ebenso fest, wie der Verf., von der Einzigkeit dieses irdischen Lebens überzeugt sein sollten. Ist also schon vor der höher entwickelten Vernunft die Deutung jener Gerechtigkeit misslich und der Begriff überhaupt ein *schwerer*, wie könnte alles Obige das Bewußtsein der überwiegenden Majorität der Menschen befriedigen, deren gerader Sinn theils die Unsicherheit jener Sätze von sich weist, theils aber zu ihrer Berichtigung der Strenge des Denkens und einer Unüberwindlichkeit der Gesinnung ermangelt, die wahrlich nicht zu den gewöhnlichen gehört?

Der Verf. ist nämlich gewillt, seine Überzeugung nicht allein zur möglichst allgemeinen zu machen, sondern sie auch ausdrücklich als unverfänglich, ja als diejenige darzustellen, ohne welche kein sittliches Staatsleben von Dauer sein könne: Tugend *soll* um ihrer innern Schönheit willen ergriffen, in allen Handlungen und Bestrebungen wird das Subject seine nähern und nächsten Interessen für nichts anschlagen, wir (!) können kein Verbrechen begehen wollen, um etwa auf jeden Fall das Leben zu verlängern u. s. w. Wie erscheint nun dem Verf. die gegenwärtige eigentliche *Menge*, oder wenn jene Überzeugung noch nicht in ihren letzten Gliedern lebendig geworden ist, in welcher Zukunft wird sie von aller Tiefe des Denkens und der rücksichtslosesten Hingebung an das Gute erfüllt sein? Der Verf. gesteht beiläufig, daß in der Kindheit eines Volks äußere Bestimmungsgründe ausreichen; wann aber diese Kindheit oder ein verwandter Zustand beendigt sein werde, darüber bleiben wir ganz ungewiß. Uns scheint jenes Soll und Wir von größter Bedeutung und ein für alle Mal darüber eine Verständigung nothwendig, daß jene Kindheit und das ihr Entsprechende zwar im Einzelnen ewig zu bekämpfen seien, im Ganzen aber ewig und nothwendig bestehen werden; ja, uns dünkt, wäre die Gewißheit des Untergangs ebenso felsenfest wie die jedes andern Factums, hätte die Überzeugung einer Fortdauer und einer daran geknüpften Gerechtigkeit in keiner, irgend welcher Gestalt gelebt, die gesammte reale Welt der Sittlichkeit wie der Geschichte überhaupt würde eine wesentlich verschiedene Gestalt darbieten, letztere mehr das Bild eines dumpfen, indischen Vegetirens, als des energischen, zuversichtlichen Schaffens. Eine letzte Erwähnung möge der Stelle (S. 301) geschehen, nach welcher der Glaube an Unsterblichkeit den Selbstmord befördern werde; der Verf. verfällt dabei nicht etwa auf den Punkt, der in der That etwas Wahres hätte, daß ein solcher Unglücklicher jeden Wechselfall der Zukunft als eine Wohlthat betrachten könnte gegen die Qual der Gegenwart, sondern er fragt geradezu: warum nicht kurzer Todeskampf, um — ewig zu genießen? Aber Jener, der soeben die bitterste Erfahrung des Nichtgenießens gemacht hat, sollte von nun an nur Genuß hoffen und den künftigen Ort so wunderbar organisirt glauben, daß Jeder, wie er gehe und stehe, ewig genieße, ohne daß seine Thaten ihn im Mindesten daran behinderten? Dieses Argument hätte gar nicht, nicht von fern berührt werden müssen. Daher bringt der Verf. ein anderes: wird, sagt er, der Selbstmord *nicht* begangen, so hält nur die Furcht vor der Strafe, also Eigennutz

zurück. Hier ist ein ganzes Nest von Unklarheiten und wir setzen kein Wort hinzu.

Wir haben diese Schrift wegen der höchsten Wichtigkeit ihrer Gegenstände etwas ausführlich und freimüthig besprechen müssen, ebendeswegen aber nicht sowol in persönlichen Bezug auf den Verf. als hinsichtlich einer Gesammtrichtung, der sie angehört und die auf mannichfache Weise, theils unbestimmt in den Gemüthern, theils bestimmter in philosophischer Entwickelung hervortritt. Die Darlegung ihrer weitern Zusammenhänge haben wir unterlassen müssen; unstreitig basirt sie auf dem Hegel'schen System. Indem sie aber die Unbestimmtheit, die in demselben über beide Fragen gefunden wird, zu heben sucht und mehre seiner Principien zu einer entschiedenen Consequenz herausbildet, haben wir uns zu zeigen bemüht, wie sie selbst eine schwankende, ja unmögliche Stellung einnimmt, wie sie aber bei der Befestigung derselben noch auf Wege geräth, die außerhalb einer tiefern philosophischen Entwickelung zu liegen scheinen. 82.

Romanenliteratur.

1. Greyslaer. Eine romantische Erzählung der Mohawk-Indianer zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges. Von C. F. Hoffmann. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von H. Künzel. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1841. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Verf. dieses nordamerikanischen Romans kann sich weder mit Cooper, noch mit dem Autor der „Transatlantischen Reiseskizzen" messen, jedoch reiht er sich ihnen nicht unwürdig an und seine Werke verdienen jedenfalls als interessante Complemente zu den Darstellungen jener Schriftsteller dankbar aufgenommen zu werden. Der gegenwärtige Roman beschäftigt sich, die eigentlichen Hauptkämpfe der nordamerikanischen Revolution bei Seite liegen lassend, nur mit den Grenzkriegen, namentlich denen, welche im Thal der Mohawks in den nordwestlichen Theilen der Provinz Neuyork stattfanden. In der That eignen sich diese vor allen andern für eine poetische Behandlung, theils weil sie auf einem höchst romantischen Grund und Boden spielen, theils weil sie als Guerillakämpfe vorzugsweise der Entfaltung persönlicher Tapferkeit Gelegenheit boten und zufolge der Theilnahme indianischer Völkerschaften, namentlich der sogenannten sechs Nationen, mit ganz besondern Gefahren verknüpft waren. Diese von selbst sich darbietende Poesie der Geschichte und Localität hat der Verf. gut ausgebeutet und in geschickter Weise mit den romantischen Privatinteressen der in den Mittelpunkt des Romans gestellten Personen, wenn nicht gänzlich zu verschmelzen, doch eng zu verflechten gewußt. Wie weit auch der eigentliche Roman auf historischer Basis beruht, können wir nicht beurtheilen; so viel indeß scheint angenommen werden zu dürfen, daß er nicht ganz und gar aus der Luft gegriffen ist, da er unmittelbar an geschichtliche Personen angelehnt ist. Jedenfalls ist er aus trefflichen Elementen zusammengesetzt und die Beziehungen und Verschlingungen sind, wenn nicht immer neu, doch interessant und spannend, minder gelungen sind die Entwickelungen. Es fehlt ihnen in der Regel sowol die überraschende als wohlthuende Kraft; jene, weil die Beseitigung der Gefahren einerseits zu willkürlich, andererseits zu natürlich angelegt ist; diese, weil die Haupthindernisse, die dem Glücke der die Theilnahme in Anspruch nehmenden Personen im Wege stehen, anfangs als rein innerliche erscheinen, zu deren Beseitigung die Hinwegräumung äußerer Schwierigkeiten wenig beitragen kann. In der Charakteristik ist der Verf. nicht originell. Der Held ist, wie die meisten Romanhelden, eine Mischung von Liebe, Stolz und Heldenmuth und entfaltet wenig Züge, die ihn vor andern Romanhelden charakterisiren. Am eigenthümlichsten und bedeutendsten tritt er am Schlusse der Geschichte auf, wo er vor Gericht mit ebenso viel Energie und Freimuth als oratorischem Talente seine und seiner Geliebten Sache vertheidigt. Da ihn der Verf. schon von Anfang an als effectvollen Redner einführt, so begreifen wir nicht, warum er nicht auch im Verlauf der Erzählung diese Seite seines Wesens festgehalten und darauf seine psychologische Entwickelung begründet hat. Auch die Heldin des Romans ist in den Grundzügen ihres Charakters eine schon oft gezeichnete Figur und nur durch ihre besondern Schicksale erhält sie eine eigenthümliche Färbung. Ihr Übergang vom Stolz zur Liebe ist zwar psychologisch richtig motivirt, aber insofern er nur in zwischengestreuten Reflexionen, nicht in concreter Entwickelung dargestellt wird, entbehrt er des überzeugenden Eindrucks. Überhaupt macht der Verf. von Reflexionen, die er nicht aus dem Munde seiner Personen, sondern aus sich selbst heraus anstellt, zu häufig Anwendung und unterbricht dadurch auf unangenehme Weise den epischen Fortschritt der Erzählung. Hierdurch wie überhaupt durch eine mehr subjective als objective, oft sogar an das Sentimentale streifende Darstellung unterscheidet er sich wesentlich von Walter Scott, Cooper, Marryat, Boz u. A.; ja, er bleibt an markiger, concreter Erfassung des Objects selbst weit hinter den bessern der deutschen Romandichter zurück, so wenig uns auch die Engländer in dieser Beziehung zutrauen. Am wenigsten können wir uns mit seiner Darstellung befreunden, weder in Hinsicht auf die künstlerische Gliederung des Ganzen, noch in Beziehung auf den stylistischen Ausdruck der einzelnen Gedanken. Jene ist zu zerrissen, unnöthigerweise hin- und herspringend und in den einzelnen Theilen der Proportionalität entbehrend, indem oft das Unbedeutende lang ausgesponnen, das Allerwichtigste aber nur im Vorübergehen kurz angedeutet wird. Dieser aber ist häufig geschraubt, unklar und den Gedanken gerade von der Seite fassend, von welcher aus er am wenigsten verständlich und anziehend ist. Besonders gilt dies von den ersten Capiteln und vom Dialog; es gehört einige Kraft und Geduld dazu, um sich über diese Übelstände hinwegzuarbeiten. Leichter und fließender ist der Styl in den rein-erzählenden Partien, besonders in den Schilderungen romantischer Gegenden und peinlicher Situationen.

2. Schloß Loevestein im Jahre 1570. Historischer Roman aus dem achtzigjährigen Kriege, von J. van den Hage. Aus dem Holländischen von O. L. B. Wolff. Drei Bände. Leipzig, Weber. 1841. 8. 4 Thlr.

Der früher bekannt gewordene Roman van den Hage's, „Der Schafhirt", ist von vielen Seiten sehr günstig beurtheilt und der Verf. von Einigen sogar der holländische Walter Scott genannt worden. Ist dieses Urtheil gerecht und nicht vielleicht hervorgegangen aus der Vorliebe der Deutschen für alles Ausländische, so muß jener Roman unendlich höher stehen als der vorliegende. Denn dieser ist von der Art, daß er nicht nur nicht den Werken Walter Scott's, sondern nicht einmal denen der Dichter zweiten und dritten Ranges an die Seite zu stellen ist. Es ist ein Roman der allergewöhnlichsten Art und erhebt sich in keiner Beziehung zu einer höhern Auffassung und Darstellung des ergriffenen Objects. Das Object selbst: die heldenmüthige verzweifelte Vertheidigung des Schlosses Loevestein durch einige, größtentheils des Krieges unkundige Geusen gegen ein weitüberlegenes spanisches Belagerungsheer, hätte vielleicht, wenn es glücklich verarbeitet wäre, ein höheres Interesse erwecken können. Unter den Händen des Verf. aber ist gerade diese Vertheidigung, deren langgezerrte Schilderung den ganzen zweiten Band einnimmt, die langweiligste und ermüdendste Geschichte von der Welt geworden, weil er eben nichts darin zu erzählen weiß, als wie die beiden Parteien aufeinander geschossen und losgeschlagen, sich zurückgezogen und ausgeruht und wieder aufeinander geschossen und losgeschlagen haben. Dabei macht weder der Heldenmuth der Holländer einen erhebenden, noch die Grausamkeit auf Seiten der Spanier einen ergreifenden Ein-

druck; selbst die abgebrannten Knalleffecte von Edelmuth und Selbstopferung sind, weil sie jeder tiefern Motivirung ermangeln, völlig vergeblich in die Luft gepufft. Von einer dem Roman zum Grunde liegenden Idee ist natürlich gar nicht die Rede. Nichts als eine nackte Aufzählung von Situationen und Begebenheiten ist das Ganze, und unter diesen findet sich auch nicht eine, die nicht schon hundertmal selbst von mittelmäßigen Autoren weit interessanter und spannender dargestellt wäre. Auf Spannung zwar scheint es der Verf. vorzugsweise abgesehen zu haben. Aber welches Mittel ergreift er? Eine ebenso grundlose als erfolglose Geheimnißkrämerei, indem er Personen, die sich mit Händen greifen lassen, lange Zeit hindurch als Unbekannte agiren läßt. Ebenso ordinair und jeder Individualität ermangelnd sind die Persönlichkeiten. Ein Held wie dieser van Doorn, eine Jungfrau wie diese Anna, ein Bösewicht wie dieser Perea, ein Schuft wie dieser d'Avilar, ein Patriot wie dieser van den Bosch u. A. sind nichts als verbrauchte, in den Gelenken wackelig gewordene Gliederpuppen, unausgefüllte Schemata, abgeleierte Paradigmata — ja selbst die Figur eines Alba ist höchstens ein roher Holzschnitt, blos darum dem geschichtlichen Vorbilde entfernt ähnlich, weil ein so ausgeprägter Typus selbst mit dem besten Willen nicht ganz verwischt werden kann. So alltäglich wie die Charaktere sind, reden sie auch. Und es ist kein Wunder, denn der Verf. bringt in seiner eigenen Reflexion auch nichts Besseres vor. Wir müssen gestehen, daß uns eine größere Gedankenarmuth noch nicht vorgekommen ist. Die abgenutztesten Gemeinplätze, die veraltetsten moralischen Sentenzen und verbrauchtesten Bilder sind das Höchste, wozu er sich erhebt, z. B. so: „Nur ein guter Mensch kann es ertragen allein zu sein, der Bösewicht dagegen muß stets wilde Trinkgelage aufsuchen, um durch den Lärm sich selbst zu vergessen, was ihm jedoch auch nicht immer gelingt." Oder: „Mitten in Lebensgefahren lernt man nur seine wahren Freunde kennen; ach! ach! warum wird dies Band oft schon so bald getrennt!" Oder: „Wie bei einem Streitrosse, das, wenn es die Trompete blasen hört, schnaubt und vor Ungeduld mit den Hufen scharrt und stampft, so regte sich auch in ihm ein unbesiegbarer Trieb, an dem Gefechte Theil zu nehmen; und wie ungern wir es auch sagen und wie erniedrigend es auch für die Menschheit ist, er fühlte ein gewisses Bedürfniß, Blut zu vergießen" u. s. w. Doch genug, wir wollen zur Ehrenrettung des Verf. annehmen, daß er diesen Roman geschrieben, als er den Katechismus und Virgil noch nicht verdaut; wünschen aber, daß er nicht noch mehr Opera dieser Art in seinem Pulte liegen habe und daß die Herren Übersetzer sich zu mäßigen wissen.

3. Die inhaltschwere Depesche, historischer Roman nach Bulwer's Drama „Richelieu" von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 1841. 8. 25 Ngr.

Da die dramatische jedenfalls die vollkommenste poetische Form ist, so ist die Umarbeitung eines Dramas in eine Novelle jedenfalls eine Deterioriſirung und kann nie gerechtfertigt, höchstens entschuldigt werden. Die vorliegende Bearbeitung des Bulwer'schen Schauspiels „Richelieu" verdient allenfalls eine solche Entschuldigung, und zwar besonders deshalb, weil vielleicht dadurch die darin behandelte, in der That sehr interessante Intrigue eine weitere Verbreitung erhält. Die Intrigue selbst können wir als zu verwickelt hier nicht mittheilen; nur so viel müssen wir in Beziehung auf dieselbe noch andeuten, daß ihre Entwickelung durchaus mehr Sache des Glücks und Zufalls als der Politik Richelieu's ist, und daß daher der Zweck der Erzählung: die Schlauheit Richelieu's im glänzendsten Lichte darzustellen, nur halb erreicht ist. L.

Bibliographie.

Ammann, F., Die Liebschaften des ehrwürdigen Paters J. Marell, aus der Gesellschaft Jesu, wie sie aus den Archiven der Provinz des Obern Deutschlands, in München ans Licht gestellt sind. Zur Beleuchtung des Jesuitenordens herausgegeben. Gr. 8. Bern, Jenni Sohn. 5 Ngr.

Andreä, F. W., Das Wissenswürdigste der Heraldik oder Wappenkunde. 12. Erfurt, Otto. 15 Ngr.

Auswahl einiger schwedischen Gedichte, nebst einer getreuen Übersetzung, zur leichtern Erlernung der schwedischen Sprache. Herausgegeben von U. W. Dietrich. Gr. 8. Stockholm, Bagge. 15 Ngr.

Bauer, L., Kaiser Barbarossa. Dichtergabe zum kölner Dombau. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 22½ Ngr.

Berg, W., Ungarns politische Zukunft. Gr. 8. Leipzig, Teubner. 6¼ Ngr.

Erinnerungen zu den Landtags-Verhandlungen im Fürstenthume Hohenzollern Sigmaringen vom Jahre 1840. 8. Schaffhausen, Hurter. 10 Ngr.

Fehrenbach, E., Erstlinge der Dichtkunst. Villingen, Förderer. 15 Ngr.

Gobbi, F., Über die Abhängigkeit der physischen Populationskräfte von den einfachsten Grundstoffen der Natur mit specieller Anwendung auf die Bevölkerungs-Statistik von Belgien. Imp.-4. Leipzig u. Paris, Brockhaus u. Avenarius. 12 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Bände. 8. Berlin, Duncker. 3 Thlr.

— — Gräfin Faustine. 2te Auflage. 8. Berlin, Duncker. 2 Thlr.

Heinzen, K., Doctor Rebel, oder: Gelehrsamkeit und Leben. Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. Köln, J. u. W. Boisserée. 15 Ngr.

Das Buch Hiob der Urschrift gemäß metrisch übersetzt und erläutert von J. G. Vaihinger. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Karajan, T. G. v., Der Schatzgräber. Beiträge für ältere deutsche Literatur. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

La Roche, Freiherr C. du jarrys de, Der deutsche Oberrhein während der Kriege seit dem westphälischen Frieden bis 1801 bearbeitet nach den Quellen des großherzoglich badischen Archivs. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 15 Ngr.

Martensen, H., Meister Eckart. Eine theologische Studie. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 22½ Ngr.

Mendelssohn, J., Ferdinand Philipp, Herzog von Orleans, Kronprinz von Frankreich. Biographie und Charakteristik. Genaueste Schilderung der Katastrophe vom 13. Juli ꝛc., Würdigung der politischen Stellung des Prinzen, Hinblick auf das System Louis Philipp's, auf die veränderte Lage der Parteien in Frankreich, die neugebildete Deputirtenkammer und die französische Regentschaftsfrage. Mit dem Bildniß des Herzogs von Orleans. 8. Altenburg, Pierer. 12½ Ngr.

Mosen, J., Theater. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit, eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik. Herausgegeben von E. Widenmann ꝛc. und H. Hauff ꝛc. 23ste Lief. — Auch u. d. T.: Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836, 1837 und 1838, von K. Koch. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ein Selbstgespräch Friedrich Wilhelm's IV., Königs von Preußen, niedergeschrieben als Kronprinz beim Antritte seines vierzehnten Jahres. Herausgegeben nach einer Abschrift seines damaligen Erziehers Friedrich Delbrück's. 8. Bern, Jenni Sohn. 3¾ Ngr.

Stamm, T., Ein weibliches Herz. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vom Wesen des Geldes. Von einem russischen Schriftsteller. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 10 Ngr.

Waller, E., Welche Motive können dem neuen Judengesetze zu Grunde liegen? Gr. 8. Berlin, Springer. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 248. — 5. September 1842.

Alexander Sergiejewitsch Gribojedow.

Der Name Gribojedow's gehört zu den wenigen, hochgeschätzten Namen, welche bei allen Parteien einen guten Klang haben; zu den wenigen ausgezeichneten Namen, gekannt von Jedem, der nur irgend eine Kenntniß von der russischen Literatur hat. Nicht bald ist eines jungen Schriftstellers Ruhm mit einer solchen Schnelligkeit durch alle Kreise der Gesellschaft gedrungen, wie der Gribojedow's. Und man muß sich hierüber um so mehr verwundern, wenn man bedenkt, daß Gribojedow nur sehr Weniges geschrieben, überdies sich niemals die geringste Mühe gegeben, selbst dieses Wenige irgendwo abdrucken zu lassen, so zwar, daß sogar das vorzüglichste seiner Werke, das Lustspiel: „Gore ot uma", erst nach seinem Tode im Drucke erschien. Wie die Schöpfungen der alten Dichter Griechenlands und Roms verbreiteten sich seine Werke nur im Manuscript, sie gingen von Hand zu Hand in tausend Abschriften und machten in dieser Gestalt die Runde durch Rußland mit einer Schnelligkeit, wie keine der marktschreierischesten und glänzendsten Buchhändlerspeculationen unserer dampfkräftigen Gegenwart: eine Erscheinung, beispiellos seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die für Gribojedow gar nicht existirte. Und aus diesem einzigen Umstande kann man schon entnehmen, welch eine tiefe poetische Kraft in einem Manne glühte, dem so schnell eine glänzende Aufnahme in seinem Vaterlande wurde, und wie nahe er dem Herzen seines Volkes stand, das ihn so vollkommen verstand, so vollkommen begriff, das er so mit ganzer Seele fühlte, dessen tiefinnersten Geist er so glücklich auffaßte. Gribojedow war vor Allem ein Russe (russkij čelowiek') im vollen Sinne dieses Wortes; daher sein Talent auch so faßlich für seine Nation, denn es berührte die zartesten Saiten in dem Herzen derselben. Und erst als Russe war er zugleich Dichter, nicht aber als wenn man in ihm den Menschen und den Dichter hätte unterscheiden können; nein, beides war in ihm so ineinander verschmolzen, so mit- und ineinander verwachsen, daß man die Höhe und die ganze Kraft seines Genius nur dann richtig aufzufassen im Stande ist, wenn man ihn aus den beiden Gesichtspunkten, als Schriftsteller und als wirkendes Mitglied in der Gesellschaft zugleich betrachtet.

Alexander Sergiejewitsch Gribojedow ward am 4. Januar 1795 geboren. Seine Familie ist eine der alten bekannten Rußlands; sein Ahnherr ist bereits auf dem Gesetzbuche (Uloženie) unterschrieben, das der Zar Alexij Michajlowitsch verfertigen ließ, und man nimmt insgemein an, daß dieser Mann aus Polen hereinberufen wurde, um an der Abfassung dieses alten Denkmals der russischen Gesetzgebung den innigsten Antheil zu nehmen. Die Nachkommen dieses Mannes blieben dann in Rußland, widmeten sich alle dem Dienste des Staats und wurden so nach und nach echte Russen an Leib und Seele, wie sich dieses besonders und im höchsten Grade bei dem Verf. des „Gore ot uma" zeigte.

Alexander Sergiejewitsch wurde in Moskau erzogen, wo seine vermöglichen Ältern keine Kosten scheuten, um ihm eine Erziehung geben zu lassen, wie sie den Kindern der reichsten Familien nur in dieser Hauptstadt des russischen Reiches zu Theil werden kann, die an ihren höhern Schulen immer eine Reihe der ausgezeichnetsten Lehrer in allen Fächern des Wissens concentrirt. Schon als Knabe zeigte er die glänzendsten Fähigkeiten und dies bewog seine Ältern um so mehr, ihm tüchtige Lehrer an die Seite zu geben; unter ihnen waren selbst Professoren der moskauer Universität, die damals Männer von europäischem Namen unter ihren Mitgliedern zählte. Unter solch einer Anleitung machte der fähige Jüngling natürlich die herrlichsten Fortschritte, aber er vergaß auch niemals in seinem Leben den Eifer dieser Männer mit der herzlichsten Dankbarkeit öffentlich zu rühmen, sobald er auf diese „schönste Zeit seines Lebens" zu sprechen kam. Mit vorzüglicher Freude und der innigsten Verehrung sprach er aber von seinem Lieblingslehrer, dem Professor Buhle, bekannt durch seine „Geschichte der Philosophie" und durch viele andere Werke in diesem Fache. Der ausgezeichnete Gelehrte weihte ihn mit besonderer Liebe in die Geheimnisse der philosophischen und politischen Wissenschaften ein. Nicht minder glänzende Fortschritte machte Gribojedow in den Künsten. Besonders leidenschaftlich liebte er die Musik und war schon in seinen Jugendjahren ein vortrefflicher Fortepianospieler. Das Mechanische machte ihm nicht die geringste Schwierigkeit und später faßte er die Kunst auch von ihrer geistigen Seite als tiefer Theoretiker auf. Von den neuern Sprachen liebte er die französische besonders und sprach sie mit einer erstaunenswerthen Fertigkeit und Reinheit. Aber

sie hinderte ihn nicht, dabei immer noch rein russisch zu denken, zu fühlen und zu schreiben.

Da trat für Rußland das ruhmvolle Unglücksjahr 1812 ein. Gribojedow hatte soeben nach abgelegtem strengen Examen den Grad eines Candidaten der Rechte erlangt und war in die zwölfte Rangclasse eingetreten (hatte folglich Offiziersrang), als sich die Legionen Napoleon's wie ein Feuerstrom über den Westen von Rußland ergossen. In dem heiligen Moskau erscholl der unerhörte Ruf: „Die Franzosen sind in Wilna, in Polozk — der Feind hat Smolensk genommen!" und erfüllte die Brust eines jeden Freundes des Vaterlandes mit unendlichem Weh! Aber im Augenblick durchzuckte der glühendste Enthusiasmus, die Liebe für die theure Heimat Aller Herzen. Schon bildeten sich auf Anordnung des „Kaisers und Herrn" in allen größern Städten Freiregimenter. In Moskau sammelte ein solches der Graf Soltykow. Der siebenzehnjährige Gribojedow, ein heftiger, aufbrausender Jüngling, trat als Cornet in das Husarenregiment dieses Generals. Dieses war der erste Schritt in dem öffentlichen Leben unsers Dichter-Staatsmannes; an sich ist er natürlich von keiner Bedeutung, denn der Dienst ist Pflicht eines jeden Edelmanns in Rußland, aber die ungewöhnlichen Umstände machen selbst ihn zu einem bedeutsamen Zuge in Gribojedow's Charakter; man sieht es ihm an, er war nicht im Stande, die aufbrausende Jugendkraft niederzudrücken, die allgemeine Begeisterung riß ihn mit sich fort und er erfaßte den ersten Degen, der ihm dargereicht wurde, das Vaterland zu schirmen. Allein seine hochfliegenden Wünsche wurden nicht gänzlich befriedigt; das Regiment des Grafen Soltykow bildete sich, als nicht-integrirender Theil der Armee, auf eigene Faust, mit Privatmitteln, folglich auch nicht mit der Schnelligkeit wie die regulairen Truppen. Daher war es auch noch nicht vollständig organisirt, als Napoleon Moskau einnahm. Endlich stand es vollständig geordnet da, allein kurz darauf starb Soltykow ganz plötzlich in Kasan und so löste es sich, seines Hauptes beraubt, nach kurzem Bestande und ohne etwas gethan zu haben, auf. Das war der erste bittere Schlag von der Hand des Schicksals. Seine ersten heißesten Jugendwünsche, so schien es, sollten nicht befriedigt werden. Aber Gribojedow hatte ja nun freie Hände; ohne Verzug trat er also noch in demselben Jahre 1812 in das irkutsker Husarenregiment. Seine Escadron wurde dem Cavalerie-Reservecorps beigetheilt, das in Litauen stationirt war. Allein das Schicksal wollte nicht, daß Gribojedow Militair bliebe. Nirgend gelang es ihm, zu der operirenden Armee zu kommen, ja selbst an der großen Völkerschlacht nahm er nicht Antheil. Und dieses war der zweite, fühlbarere Schlag für die thatendurstige Seele unsers Dichterjünglings, denn er benahm ihm die letzte Spur von Hoffnung, die ihn bisher noch getröstet hatte. Der Krieg war beendet und Gribojedow saß immer noch zu Wrzesc in Litauen, an das ihn der langweilige Dienst fesselte. Sein Gemüthszustand in dieser Zeit war fluchwürdig. In seinem Innern glühte der jugendliche Thatendrang, dessen Feuer durch die ofmaligen Wechsel von sicherer Hoffnung, gänzlicher Verzweiflung an der Befriedigung nur desto mehr aufgethürmt und angefacht worden war. Dieser Drang mußte eine Befriedigung, diese Glut eine Ableitung haben, das erfoderte der Gang der Natur. Und was konnte ihm ein solcher Ort, wie Wrzesc damals war, bieten? Das Städtchen war mit Soldaten überschwemmt und das wüste Garnisonleben zog den reizbaren Jüngling in seine verführerischen Netze. Bald erwachten die heftigsten Leidenschaften in seiner Seele und er ergab sich den bezaubernden Reizen des Vergnügens, als hätte er jeden Genuß bis auf die Neige erschöpfen müssen. Aber seine kräftige Seele ließ ihn in diesem Taumel nicht untersinken, besonders da ihm ein treuer Beschützer, die Freundschaft, zur Seite stand. Der General seines Corps, Kologriwy, hatte einen Adjutanten, S. N. Bjegitchew. Dieser lernte Gribojedow kennen und bald von ganzer Seele lieben. Und von nun an ward die Freundschaft dieses edeln Mannes der Schutzengel des Jünglings. Gar bald fühlte er seine Abirrungen. Mit Gewalt zerriß er die goldenen Ketten der jugendlichen Leidenschaften und fing nun ein ganz neues Leben an. Noch tief in der Todtenstille Lithauens, in dem Strudel aller Vergnügungen hatte er wol niemals ganz aufgehört, die Literatur zu lieben, denn diese war ein unabweisliches Bedürfniß für seinen Verstand und sein Gemüth. Allein die Pflichten des Dienstes, besonders aber die große Entfernung von den Hauptstädten machte es ihm unmöglich, den Fortschritten selbst nur der russischen Literatur so, wie er wünschte, zu folgen. Er faßte daher den Entschluß, nach Petersburg zu übersiedeln, und führte ihn denn auch in kurzer Zeit aus.

Im J. 1815 war er schon in Petersburg und hatte in seinem Portefeuille eine kleine Komödie mitgebracht, ein liebliches französisches Product mit dem Titel „Le secret de menage", das er als „Die jungen Ehegatten" übersetzt hatte. Sein Styl zeichnete sich zwar nicht durch besondere Leichtigkeit aus, aber in seinem Verse sah man schon in diesem seinen Erstlingsproducte jene außerordentliche Kraft, welche in der Folge eine der Haupteigenschaften seiner Dichtungen bildete. Dieser erste Versuch bezeugt auch seinen entschiedenen Beruf für das Schauspiel. Es gibt zwar viele junge Männer in den Hauptstädten, die es sich ein oder das andere Mal einfallen lassen, ganz wider ihre Natur und ohne einen Funken von Geist ein kleines Vaudevillchen zusammenzuleimen. Aber wer wollte sich darüber wundern? Oder kann es wol anders sein? Sitzen ja doch diese jungen Leute jeden Abend in ihrem Parterre und sehen, wie tausend Stimmen sich vereinen, um den Verf. dieses oder jenes Stückes bis zu den Wolken zu erheben! Kann sich ein emporstrebender Jüngling enthalten, einem solchen Glücklichen zu beneiden? Und dann ist es ja doch eben nichts Kleines, seinen Namen an den Gassenecken angeschlagen und in allen Kreisen der Gesellschaft genannt zu sehen. Bei Gribojedow aber war das etwas Anderes; er schrieb sein von allen Theatergenüssen, in der einsamen Ruhe eines Landstädtchens, einzig und allein aus Liebe zu dem Schauspiele, als hätte er die Ge-

wandtheit und Kraft seines Verdienens versuchen wollen im Kampfe mit dem rohen Material der Sprache. Wie jeder Andere mochte er zuerst wol auch mit kleinen Gedichtchen und einzelnen Versen angefangen haben; aber diese dramatische Arbeit war sein erstes, abgeschlossenes Werkchen und dennoch zeichnete sich schon dieses vor den vielen gleichzeitigen Theaterstücken gar merklich aus.

Damals waren in Petersburg einige der besten dramatischen Schriftsteller Rußlands versammelt, wie N. J. Chmielnicky, A. A. Zandr (Zandre), P. A. Katenin. Mit allen diesen ward Gribojedow in kurzer Zeit näher bekannt, mit dem Fürsten A. A. Schachowskij war er es schon früher gewesen. Sie alle waren von dem regsten Eifer beseelt, durch Stücke, die dem Geschmacke der Zeit angemessen, ein frisches Leben auf die russische Bühne zu bringen, und Gribojedow theilte redlich ihre Bemühungen. Im September 1815 kamen seine „Jungen Ehegatten" das erste Mal auf die Bretter, im Februar 1817 folgte ihnen die „Verstellte Untreue", ein Lustspiel von Barth, welches er in Gemeinschaft mit Zandr übertragen hatte. Die Verse in diesem Lustspiele sind außerordentlich schön und sie waren es eigentlich, welche das sonst sehr mittelmäßige Stück auf den Bretern erhielten. Im Januar des folgenden Jahres schrieb der Fürst Schachowskij zum Benefice der Madame Wahlberch ein Lustspiel: „Die eigene Familie". Chmelnicki und Gribojedow schrieben ein jeder nur einige Scenen für dasselbe. Neben den glänzenden, leichtfließenden, mit echtem Humor gewürzten Scenen des Ersteren verlieren die Verse unsers jungen Dichters freilich gar sehr, welche, man sieht es ihnen nur zu deutlich an, allzu eilfertig hingeworfen sind. In der Vorrede zu diesem Stücke, das noch in demselben Jahre gedruckt wurde, finden sich jene Stellen genau bezeichnet.

Aber bei all seinem Talente leistete Gribojedow zur Zeit seines Aufenthaltes in Petersburg dennoch erstaunlich wenig für die Literatur; denn leidenschaftlich für Alles eingenommen, ergab er sich den Zerstreuungen der großen Welt mit ganzer Seele und verließ sie nur um des Umganges mit Bühnenkünstlern willen, für welche er immer eine besondere Zuneigung behielt. In ihrer Gesellschaft fand er noch die einzige behagliche Unterhaltung und für Viele war er ein wahrer Mäcen. Übrigens brachte ihm auch der Umgang mit Literaten und Schriftstellern immer ein besonderes Vergnügen, denn nur in ihrem Kreise konnte er seine Begriffe berichtigen und seinen Geist, wie er oft das Bedürfniß fühlte, mit neuen Ideen bereichern; daher hielt er es für gut, mit vielen derselben mehr oder weniger bekannt zu sein. Sein Verstand, die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, der ungemeine Reiz seiner Gesellschaft und eine gewisse unverkennbare Offenheit und Biederkeit des Charakters sicherten ihm auch die Zuneigung eines Jeden, sodaß er, trotz den beißenden Epigrammen, die er sich niemals enthalten konnte in das Gespräch einzuflechten, dennoch bei Allen geliebt und verehrt war, die ihn kannten.

Drei Jahre hatte Gribojedow in Petersburg zugebracht; er hatte Alles kennen gelernt, Alles mitgemacht, ja bis auf die Neige erschöpft, was man das Leben in der großen Welt nennt. Nun aber sehnte sich seine Seele nach neuen Eindrücken und so faßte er den Entschluß, von der Hauptstadt auf lange Abschied zu nehmen. Schon 1817 war er bei dem Collegium des Auswärtigen als Gouvernementssecretair eingetreten, und nun 1818 ging er nach Tauris zu der russischen Gesandtschaft in Persien, welcher er als Legationssecretair zugetheilt wurde.

In dem Wenigen, was wir bisher von Gribojedow gesagt, zeigt sich schon sein ganzer Charakter: Vor Allem stürzt er sich in den Strom des Enthusiasmus gegen Napoleon; in Lithauen reißen ihn die stürmischen Vergnügungen hin, aber nur auf kurze Zeit, denn bald ist er wieder in Petersburg, lebt ganz mit Leib und Seele für seine Lieblingskunst und genießt das Leben in der Welt mit vollen Zügen. Aber nun werden ihm neue geistige Eindrücke, ein neues Sein zum Bedürfniß; sein Geist muß eine frische Beschäftigung haben, sein Verstand muß mit neuen Kenntnissen sich bereichern, und er verläßt Petersburg und geht nach Persien. Für die meisten petersburger Jünglinge ist eine solche Stellung der Endpunkt ihrer Bestrebungen, die Erreichung aller ihrer Wünsche und nur wenige bringen es in der That so weit. Aber bei Gribojedow sehen wir hier immer nur noch den Anfang seiner großartigen Lebensbahn.

In Tauris widmete er sich ganz und gar seinem Dienste, er erlernte die persische Sprache und bereitete sich vor, um einstens die Interessen seines Vaterlandes auf das kräftigste vertreten zu können. Seine Bemühungen trugen auch bald reichliche Früchte. Binnen kurzem erwarb er sich nicht nur die ungeheuchelte Achtung der englischen Gesandtschaft, sondern auch das vollkommene Vertrauen des Prinzen Abbas-Mirza, der damals in Tauris lebte. Vermöge seiner Kenntnisse der persischen Sprache zog Gribojedow den persischen Prinzen durch das heitere Feuer seiner Unterhaltung und den Reiz seines Umgangs so an sich und erwarb sich seine ungetheilte Zuneigung in dem Maße, daß er in den folgenden Verhältnissen zwischen Rußland und Persien einen unbedingten Einfluß auf denselben ausübte; nur dadurch ward es ihm möglich das friedliche Einverständniß zwischen beiden Staaten so lange zu erhalten, das oft schon auf dem Punkte stand, sich aufzulösen. Und in der That wäre es auch unbegreiflich, wie Gribojedow es wagen konnte, so viele Russen, die an den Grenzländern Persiens lebten, zu überreden, in ihr Vaterland zurückzukehren, ja wie er es, einer geheimen Instruction seiner Regierung Folge leistend, sogar auf sich nehmen konnte, eine überaus zahlreiche Menge seiner Landsleute *selbst* nach Rußland zurückzuführen. Zwar folgten diesem kühnen Schritte Gribojedow's die ernstesten Drohungen von persischer Seite — das prophetische Vorspiel zu dem spätern Unglücke des kühnen Gesandten —, aber dieser war geschickt genug, die Ausbrüche des persischen Zornes abzuwenden, und die unerschütterliche Zuversicht auf die Zuneigung Abbas-Mirza's machte ihn jede Rücksicht vergessen, wenn es sich darum handelte, seinem Vaterlande zu nützen.

Gribojedow blieb bis 1822 in Persien und nur auf seine eigenen wiederholten Bitten um Versetzung wurde er dem Obercommandanten von Grusien, dem Infanteriegeneral Jermolow beigetheilt, um den diplomatischen Antheil der Geschäfte zu übernehmen. Allgemein geachtet und geliebt, verließ Gribojedow Persien; der Kaiser belohnte seinen Diensteifer durch die Würde eines Assessors seines Collegiums und der persische Schah schmückte ihn mit dem Löwenorden und dann mit dem Sonnenorden erster Classe.

Ein ganz anderer Mensch, umgewandelt, umgebildet durch das Leben, die Erfahrungen und tiefen Kenntnisse, die er sich in seinem bisherigen Wirkungskreise erworben, kehrte Gribojedow an die Grenzen Rußlands zurück. Sein Geist war gereift in dieser Zeit, während er früher noch in der ungebundenen Jugendkraft schwärmte. Dies zeigt die ganz neue Lebensweise, die er von nun an führte; dies zeigen besonders seine literarischen Arbeiten, welche von dieser Zeit an einen ganz neuen Charakter annehmen, sich durch eine bisher an ihm ungekannte Kraft unverkennbar unterscheiden von seinen frühern, leichten Versuchen. Gribojedow hatte bisher für einen Mann von sicherm Talente gegolten, aber mehr als Talent konnte ihm selbst sein größter Lobredner nicht zusprechen. Und nun plötzlich — welch ein Schritt! Nach der „Verstellten Untreue" erscheint er mit seinem unsterblichen „Gore ot uma". Das ist ein Abstand — Himmel und Erde!... Aber Gribojedow hatte jetzt die Schule des Lebens durchgemacht. Er hatte alle die Mühseligkeiten kennen gelernt, die dem Forscher bei dem Studium der Menschheit aufstoßen, anfangend von der prosaischesten aller Gesellschaften, der Garnison einer Militairstadt, bis zu den entzückenden Schöpfungen der persischen Dichter. An der Hand Shakspeare's hatte er die unendlichen Räume der allgewaltigen Schöpfungskraft des dramatischen Genius erstiegen. Das hatte ihn angeleitet an der Weisheitsquelle der Weltgeschichte einen vollen Becher zu leeren. Dabei warf er sich mit allem Eifer auf das Studium seiner Muttersprache und selbst die damals herrschende Leidenschaft, die alte Schriftsprache so viel als möglich geltend zu machen (Slawianschtschizna), gab ihm Gelegenheit, die Kraft und Bildsamkeit derselben in den ältern Werken selbst kennen zu lernen. Das war nun freilich der schwere und dornenvolle Weg des Selbstudiums, den Gribojedow betrat, aber wer wollte verkennen, daß nur dieser Weg es war, der Gribojedow zur Kenntniß seiner ganzen Geisteskraft brachte, der seinem Genius einen neuen Schwung gab, der ihn eigentlich erst dazu machte, was er der russischen Literatur ist. Wie viele Talente gehen unter aus Mangel an einem starken Willen! Wo aber entschiedene Entschlossenheit mit dem Talente sich vereint, da nur gebiert sie den Genius. So wurde Lomonossow gezeugt, so Gribojedow; ein Jeder in seinem Zeitalter, ein Jeder an seinem Platze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

In Turin erschien im letztvergangenen Jahre folgende sehr interessante Schrift: „Situazione economica degli istituti di carità" ꝛc. Sie enthält einen Bericht vom Minister des Innern, Grafen von Pralormo, an den König von Sardinien über alle in den sardinischen Staaten des Festlandes befindlichen Wohlthätigkeitsanstalten, mit Einschluß der religiösen Corporationen, und über die Wirkungen, welche die von der Regierung seit 1836 ergriffenen allgemeinen Maßregeln gehabt haben. In einem Augenblick, wo das Bedürfniß, die Noth der ärmern Classen zu lindern, von der Staatsgesellschaft lebhaft gefühlt wird, nicht allein im Interesse der Menschlichkeit, sondern auch im Interesse der öffentlichen Ruhe, und einen der wichtigsten Gegenstände des Nachdenkens für jeden Wohldenkenden bildet, ist die Herausgabe einer solchen Schrift um so zeitgemäßer, da sie uns in den Stand setzt, das in den sardinischen Staaten gewählte System der Armenpflege nach einem großen Maßstabe zu würdigen und zu gleicher Zeit verschiedene Fragen der Staatswirthschaftslehre, worüber die ausgezeichnetsten Männer noch lange nicht einig sind, in ein helleres Licht zu stellen. Die obgedachte Berichterstattung fängt mit einer kurzen Geschichte der frühern Wohlthätigkeitsanstalten des Landes bis 1836 an und geht dann in die genauesten Details über die neueste Armenpflege und ihren wohlthätigen Erfolg ein.

Einen erfreulichen Beweis, mit welchem Eifer einzelne Franzosen sich gegenwärtig mit Philosophie beschäftigen, liefert unter andern Schriften auch folgendes Werk: „Études sur le Timée de Platon", von Heinrich Martin (2 Bde., Paris 1841). Dieses Werk besteht aus vier Theilen: einer Einleitung, dem griechischen Text, einer französischen Übersetzung und einem vollständigen Commentar. „Timäus" ist in zwei Theile getheilt, von denen der erste Platon's Kosmogonie, der zweite sein System der Physik enthält. Diese beiden Theile werden in der Einleitung analysirt und einige Fragen der Platonischen Philosophie näher erörtert. Hr. Martin resumirt darin die in dem fraglichen Gespräche aufgestellten Lehren, zeigt ihren innigen Zusammenhang und ihre Einheit und behandelt zu dem Ende einige Fragen der Platonischen Philosophie, deren Lösung der „Timäus" voraussetzt und welche keinen passenden Platz in seinem Commentar gefunden haben würden. Timäus stellt gleich im Anfang des Gesprächs als unbestreitbare Grundwahrheit das Dasein eines höchst vollkommenen Gottes und die Ideen als ewige Urbilder aller geschaffenen Dinge auf. Diese Lehre ist die Grundlage des ganzen Systems von Platon's Philosophie. Der vom Hrn. Martin gewählte griechische Text ist möglichst correct und seine Übersetzung genau und treu, klar und verständlich. 45.

Der Vicomte de Walsh, bekannt durch seine Reisewerke in England, in der Schweiz u. s. w., sowie durch die Rolle, die er als Legitimist spielt, und durch seine Redaction der „Mode", hat vor einiger Zeit eine Schrift herausgegeben, in der er das Leben der bekannten Frau von Sévigné auf eine geistreiche und feine Art zeichnet („Vie de Mad. de Sévigné", Paris 1842). Der Verf. hat mit besonderm Glück diejenigen Stellen aus den Briefen dieser geistreichen Dame benutzt, die im Stande sind, auf ihre Verhältnisse sowie auf sie selbst Licht zu werfen. Vor kurzer Zeit ward in englischen Blättern gleichfalls ein „Life of Mad. de Sévigné" in zwei Bänden angekündigt, das wir hier nur im Vorübergehen anführen können. Von den Briefen der Frau von Sévigné ist wieder eine neue Gesammtausgabe erschienen, zu gleicher Zeit aber hat die bekannte Schriftstellerin Aimable Tastu eine sehr passende Auswahl aus demselben herausgegeben. Ganz vortrefflich ist die Einleitung, die Mad. Tastu dieser Sammlung beigefügt hat, und in der sie mit einfachen Worten ein günstiges Portrait der berühmten Frau entwirft. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 249. — 6. September 1842.

Alexander Sergiejewitsch Gribojedow.

(Fortsetzung aus Nr. 248.)

Aber nicht blos als Schriftsteller, sondern ebenso sehr als Mensch mußte sich Gribojedow geändert haben. Auch in seinem Charakter mußte eine völlige Umwälzung stattgefunden haben; dies gestand er nicht nur selber ein, sondern mit viel größerer Zuversicht, mit der schärfsten Bestimmtheit läßt sich das aus seinen Schriften in dieser Periode schließen, aus der Komödie sowol, als auch aus den übrigen kleinern Schriften; denn Alles, was er seit seiner Rückkehr aus Persien geschrieben, trägt das unverkennbare Gepräge eines gediegenen echten Dichtergeistes, während die frühern, leichten Skizzen nicht so sehr die Funken des Talentes, als vielmehr die innere Wahrheit und ich möchte sagen Durchdachtheit des Gedankens und die völlige Ungezwungenheit der Form oft gar sehr vermissen ließen.

Bulgarin sagt in seinen „Erinnerungen", der erste Gedanke des Lustspiels „Gore ot uma" sei dem Verf. im Traume erschienen zur Zeit, da er noch in Persien war. In seinem Garten habe er im Kiosk geschlafen und im Traume seinen Freunden den ganzen Plan der Komödie erzählt, ja sogar einzelne Stellen aus ihr vorgelesen. Beim Erwachen habe er augenblicklich den Plan des Lustspiels aufgezeichnet und selbst einige Scenen des ersten Actes niedergeschrieben. Polewoj gibt das zu und meint, Gribojedow habe das wahrscheinlich selbst erzählt, setzt aber noch hinzu, das wenigstens sei unbezweifelt, daß dieses nur die materielle Entstehung des „Gore ot uma" sei, wenn man anders dieses so nennen wollte, daß sich Gribojedow im Garten den Plan zu einer Komödie vorzeichnete, der weder durch Verwickelung noch überhaupt durch etwas Besonderes in der Handlung sich auszeichnete. Die wunderbare Ausführung der Komödie aber, sowie die Wahrheit in der Zeichnung der Charaktere und eine gewisse wehmüthig-schmerzliche Saite, welche durch das ganze Stück widerhallt, besonders aber in der Hauptperson oft bemerklich genug hervorklingt, Alles dies ist das Lebensresultat Gribojedow's, nicht das Product einer augenblicklichen Begeisterung. Daher der ungeheuere Abstand zwischen dem Verf. der Scenen in der „Eigenen Familie" und dem Dichter des „Gore ot uma". Wer hätte glauben können, dieses sei eine und dieselbe Person.

Noch in Tiflis hatte er die ganze Komödie niedergeschrieben, aber es war die erste Bearbeitung des Stoffes, eine Probe, eine Art von Entwurf; denn nach seiner Ankunft in Moskau mußte er sie wieder vollständig umarbeiten, ja viele Scenen schrieb er sogar ganz von neuem. So brachte Gribojedow einige Monate des Jahres 1823 in Moskau zu, indem er im Kreise seiner Freunde das neue Werk vorlas und, unterstützt durch seine Umgebung, die ihm, ohne es zu wissen oder zu wollen, gar mancherlei lebendige Portraits zu seinen Charakterzeichnungen lieferte, die letzte glättende Hand zu der endlichen Vollendung desselben anlegte.

In diese Zeit fällt auch, beiläufig erwähnt, die Abfassung eines Vaudevilles, das er gemeinschaftlich mit dem Fürsten P. A. Wjazemskij unter dem Titel „Bruder und Schwester" auf die Bühne brachte. Diese Compagniearbeit fiel zwar durch und das mit Recht, aber dennoch gibt es einige Stellen darin, welche werth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden, in welcher das ganze Stück zu Grunde gegangen ist. Besonders sind einige Couplets und Arien aus Gribojedow's Feder darin, welche voll Kraft und Leben und dichterischer Wärme einen neuen Beweis liefern, zu welcher Höhe er sich bereits emporgeschwungen und wie gar fern ihm schon zu dieser Zeit jede leichte Dichtung lag. Welche Glut, welche Kraft der Leidenschaft weht z. B. im Originale folgender Romanze, von der wir leider nur eine schwache Übersetzung zu geben im Stande sind.

Ach! hat wol nie durch ihres Busens heil'gen Frieden
Geheimes Sehnen wild gejagt das Blut?
Hat nie die Angst, die zarten Qualen sie gekostet,
Dies Beben nie? Kennt sie die Liebe nicht? —
Ach! hat wol nie ein Freund — mit Herz und Seel ihr eigen —
Der Glückliche! — in ihrem Reiz geschwelgt?
In ihrer Glutumarmung Seligkeit genossen?
Ist sterbend in Entzückung hingestürzt? — —
Nein! nein! — Wohin reißt ihr mich, kühne Phantasien! —
Der Freund, der Auserwählte! — ha er ist's! er ist's! —
O Zauber, Glut, Entzücken, Paradies der Liebe,
Nie, nie könnt ihr in meiner Seel' erblühn!

Seit dieser Zeit nun begann das Lustspiel „Gore ot uma" seine Runde durch die Kreise der Gesellschaft zu machen, und zwar noch im Manuscript; denn Gribojedow kümmerte sich nicht im geringsten darum, es drucken

zu lassen. Freilich waren die Abschriften häufig ungetreu, ganze Stellen verderbt und entstellt durch die sinnlosesten Schreibfehler, aber dennoch lagen ja doch die gesammten Scenen, sowie der ganze Ideengang des Verf., vor den Augen des Publicums und schon daraus ließ sich auf den Grundgedanken, sowie auf den Werth des Ganzen mit voller Bestimmtheit schließen. Das Aufsehen, welches das neue Werk erregte, war allgemein, aber die Meinungen darüber, besonders anfangs, gar sehr getheilt. Die Einen waren im höchsten Grade entzückt von demselben und stellten es in eine Höhe mit den ausgezeichnetsten Meisterwerken des Lustspiels überhaupt; die Andern, und diese waren weit die größere Anzahl, fanden darin eine sonderbare Wildheit, ein befremdendes Element, das sie mehr fühlten als nennen konnten, mit einem Worte, waren nicht im Stande, die Schönheiten des Werkes aufzufassen, weil sie in einem für die russische Literatur ganz neuen Gewande erschienen. Um es begreiflich zu finden, wie Gribojedow's Stück gerade einen solchen Eindruck bei dem russischen Publicum machen konnte und mußte, ist es nochwendig, einen Rückblick zu thun auf den damaligen Zustand der Ästhetik und der Theorie der schönen Wissenschaften in Rußland.

Es ist eine bekannte Wahrheit, daß, um die Geschichte der russischen Literatur kennen zu lernen, man unbedingt die Geschichte der französischen Literatur kennen muß, und zwar deshalb gerade die der französischen Literatur, weil man in Rußland selbst noch bis auf den letztverflossenen Zeitraum außer dieser keine andere kannte. Die französische Sprache, welche selbst in unsern Tagen sehr vielen Russen, besonders aus den höchsten Ständen, besser bekannt und geläufiger im Sprechen ist als die russische, herrschte Jahrhunderte lang in den russischen Cirkeln: in dieser Sprache sprach, las, ja schrieb sogar Alles, was zum guten Ton gehören wollte. Die natürliche Folge davon war, daß die französische Literatur mit allen ihren Vorzügen und Mängeln auch nach Rußland überging und desto tiefere Wurzeln schlug, je weniger die erwachende Lesesucht der neuen Halbbildung mit ihrem fremdartigen Anstriche durch einheimische, nationale Schriften befriedigt wurde. Interessant wäre es zu zeigen, bis zu welcher Kleinlichkeit es die Väter der jetzigen Russen trieben, wie genau sie alle, selbst die geringfügigsten Andeutungen und Bemerkungen, ja oft sogar die Worte eines nur einigermaßen bekannten französischen Schriftstellers kannten. Corneille, Racine, Boileau, Molière und alle die Schriftsteller des großen Zeitalters, sowie ihre Nachfolger, ja selbst die Dichter des zweiten Ranges kamen niemals aus ihren Cabineten, aus ihren Boudoiren, nie von ihren Zungen, nie aus ihren Gedanken. Allein das war noch nicht Alles; der gänzliche Mangel an allen Andern, Bessern machte auch, daß diese Schriftsteller nun überdies noch zu den alleinigen und ausschließlichen Mustern für jede Gattung von Belletristik erhoben wurden, und keinem Menschen fiel es ein, es nur zu wagen, irgend einen Mangel in ihnen ahnen zu wollen; man glaubte blind auf Alles wie der Muselmann auf seinen Koran. Galt es eine ästhetische Wahrheit zu bekräftigen, ein Vers von Boileau entschied sie unbedingt. Und selbst das war nicht nöthig, denn die Ansichten Aller stimmten so vollkommen miteinander überein, daß es ein Wunder war, wenn es irgendwie zu einem Streite kam, und dann war gewiß immer höchstens nur von einem Verse, von seinem Klange, seiner Cadenz und dergleichen die Rede. Über einen Gedanken oder ein ganzes Stück, ja gar etwa über die Theorie selbst zu sprechen, fiel Niemanden ein, denn da war ja Alles schon entschieden. So erschien es am Ende ganz natürlich, ganz nur im fremden Verstande, in fremden Gefühlen, in fremden Romanen, in fremden Gedichten zu leben.

Aber ewig konnte ein so unnatürlicher Zustand denn doch nicht dauern. Die Menschen wurden endlich doch belesener, geistig gebildeter, gelehrter. So entwickelten sich denn in den jungen Gemüthern der gegenwärtigen Generation allmälig neue Gedanken, neue Begriffe, ein neuer Geschmack, der mit dem alten Geiste des Wissens gar bald in Collision gerieth.

Der eigentliche Kampf der neuen Begriffe mit den alten begann schon 1823. Die guten Alten schüttelten freilich die Köpfe und nur die Artigkeit ihres Zeitalters hielt sie zurück, daß sie die jungen Leute nicht für närrisch erklärten. Aber trotzdem wuchs die Anzahl der Bekenner der neuen Lehre mit jedem Tage. Da nun trat plötzlich das „Gore ot uma" auf. Gribojedow, einer der gebildetsten Männer seines Geschlechts, hatte in demselben nicht nur die Fesseln des fremden Asterclassicismus abgeworfen, sondern seiner Komödie auch die ganze Würde eines Originalwerkes zu geben gewußt; so gab er der neuen Theorie wirkliche Gestaltung und Ausdruck, umgab sie mit dem Glanze einer neuen Schöpfung, kurz — rechtfertigte und begründete die neue Theorie durch sein glückliches Talent. War es also möglich, daß ihn Menschen mit so ganz entgegengesetzten und durch die Länge der Zeit tief eingewurzelten Begriffen verstehen oder gar auffassen konnten? Nimmermehr, und gerade das macht ihrer Besonnenheit, sowie ihrem Verstande gleiche Ehre. Wie kann man Etwas gut finden, das man nicht versteht? Und das „Gore ot uma" konnte von den damaligen russischen Franzosen unmöglich verstanden werden. Und das ist der eigentliche Grund, warum man in allen Kreisen über den Werth eines Lustspiels hin und her stritt, das noch gar nicht einmal im Drucke erschienen war: eine Erscheinung, ebenso einzig in ihrer Art als unerklärlich, wenn man die nähern Umstände nicht kennte. Dieses Lustspiel war der entscheidende Schlag auf alle Komödien von französischem Schnitt, und doch gab es noch so viele Schriftsteller in Moskau und Petersburg, welche sich durch Abfassung, Bearbeitung oder Übersetzung solcher Stücke Geld, Ruhm, Ansehen und Bausende vom blinden Verehrern und mächtigen Beschützern erworben hatten. Allen diesen war nun der Fehdehandschuh hingeworfen und zwar von einem tüchtigen Gegner, wie sie es anfangs wol nicht erwarten mochten; denn bei dem Kampfe erst zeigte es sich deutlich, mit welcher Kraft

und Gedichtenheit, die neue Schule hier auftrat, die selbst die heftigsten Widersacher den hohen Werth des neuen Stücks anzuerkennen sich gedrungen fühlten. Wäre es schwächer gewesen, sie hätten sich herzlich gern begnügt mit dem ersten besten Epigramme von dem allverehrten Puschkin. Allein hier handelte es sich um die ganze alte Richtung der Kunst, es war ein Kampf auf Leben und Tod, der nur mit der gänzlichen Vernichtung des einen Theiles endigen mußte. Und so geschah es auch: das neuerwachte Talent entwickelte eine solche anhaltende Kraft und Stärke, daß keine fünf Jahre vergingen, als schon ganz Rußland das „Gore ot uma" kannte und es auswendig lernte. Nun war das große Werk vollendet, der harte Kampf war ausgekämpft. Der Name Gribojedow's widerhallte an allen Enden seines Vaterlandes und das „Gore ot uma" hatte man, handschriftlich wie es war, fast in jeder Familie, man las es und konnte sich nicht satt lesen daran.

Und was that nun hierbei der Dichter eines solchen Werkes? Als ginge ihn der ganze Ruhm, den er sich erworben, gar nichts an, kümmerte er sich von nun an nicht weiter um die Wirkung seines Stückes; er mischte sich nicht in die langen Kämpfe, die sich jetzt über das Stück selbst entspannen, noch nahm er sich der scharfsinnigen Discussionen an, in denen man den Werth und die Schönheit des „Gore ot uma" entwickelte. Ruhig und unbekümmert um alle Literatur, lebte er seinem Dienste in Grusien.

Aber das Leben hier sagte ihm nicht zu, eine düstere Schwermuth und das unbehagliche Gefühl der Abgeschiedenheit bei so mannichfaltiger Umgebung lastete drückend auf seinem Gemüthe. Trotz dem hohen Vertrauen und der Achtung, die er von seinem Vorgesetzten genoß, stieg in seiner Seele doch der Wunsch auf, zu seiner vollkommenen Heilung eine Reise außerhalb Rußland zu machen. Nachdem er hierzu die Erlaubniß erhalten, verließ er im Frühjahr 1824 seine Provinz und kam nach Petersburg. Hier verlebte er nun eine sehr lange Zeit in vollständiger Einsamkeit, zog sich zurück von allen lärmenden Gesellschaften und weihte seine ganze Zeit dem Studiren und dem Umgange mit einigen wenigen Literatoren der Hauptstadt. In dieser Zeit schrieb er auch einige Gedichte und übertrug aus Goethe's „Faust" den großen Prolog zwischen dem Theaterdirector, dem Dichter und der lustigen Person. Diese musterhafte Übersetzung wurde dann im „Polarstern" 1825 abgedruckt.

Unterdeß war aber die Zeit seines Urlaubs verstrichen und Gribojedow sah sich gezwungen, auf seine Reise Verzicht zu leisten und nach Grusien zurückzukehren. Dort angelangt, setzte er seine begonnenen Studien mit allem Eifer bis zum Anfange des Jahres 1826 fort, wo er nach Petersburg berufen und dem Kaiser selbst vorgestellt wurde. Auf seinen eigenen Wunsch begab er sich dann nach Grusien zurück und erhielt den Titel eines Hofraths. Er kam beinahe unmittelbar beim Beginn des Krieges mit Persien nach Tiflis und stand nun unter dem neuen Oberbefehlshaber, dem Generaladjutanten Paskewitsch, mit welchem er in Folge alter Familienverwandtschaft, sowie der herzlichsten Freundschaft auf sehr vertrautem Fuße lebte. Der künftige Sieger von Eriwan trug ihm die mannichfaltigsten Geschäfte auf und gab ihm dadurch Gelegenheit, sein glänzendes diplomatisches Talent vollständig zu entwickeln. Der unermüdliche Eifer Gribojedow's wurde in Folge der Vorstellungen des Oberfeldherrn mit der Würde eines Collegienrathes belohnt. Als später im Anfange des Jahres 1828 Friedensunterhandlungen zwischen Rußland und Persien gepflogen wurden, nahm Gribojedow den thätigsten Antheil daran. Zu wiederholten Malen besuchte er das Lager des Abbas-Mirza und leistete dem Vaterlande in jeder Hinsicht so wichtige Dienste, daß ihm der Held von Eriwan zur Belohnung der Gewandtheit und des Patriotismus des Diplomaten nach Petersburg mit dem Auftrage sandte, dem Kaiser den Friedenstractat von Turkmantschai zu überreichen. Der erhabene Verehrer jedes Verdienstes belohnte den jungen Diplomaten mit der Würde eines Staatsrathes, mit den diamantenen Insignien des St.-Annenordens zweiter Classe, der Medaille für den persischen Krieg und ließ ihm überdies die Summe von 4000 Dukaten auszahlen. Aber mehr als durch alles Andere wurde Gribojedow durch das Vertrauen und die Achtung geehrt, welche der Kaiser für die ungemeinen Kenntnisse, die Gewandtheit und den Eifer des jungen Diplomaten dadurch an den Tag legte, daß er ihn zum bevollmächtigten Minister beim persischen Hofe ernannte. Dieses geschah im April 1828.

Diese Zeit war nun der eigentliche Glanzpunkt im Leben Gribojedow's. Ausgezeichnet durch die Gnade und das Vertrauen seines Kaisers, mit der sichern Anwartschaft auf die höchsten Staatsämter seines Vaterlandes, genoß er in einem Alter von 33 Jahren in den weiten Gauen Rußlands den ungetheilten Ruhm eines der ausgezeichnetsten Dichter seines Volks und eines Mannes, der an Talent und ungewöhnlicher Geistesbildung wenige seines Gleichen hat. Die menschliche Gesellschaft hat einen gewissen Instinkt, nach welchem sie unbewußt und unwillkürlich über den Werth und die Talente ihrer Glieder aburtheilt, welcher sie anleitet, wie sie Jeden behandeln solle, der in ihr auftritt. Der Glanz, welcher Gribojedow's Namen umgab, sicherte ihm überall Achtung und Bewunderung; denn der Ruhm ist ein schöner Talisman fürs Leben; wen er in seine schirmenden Arme nimmt, der hat Zutritt überall. So war auch Gribojedow allen Kreisen der Gesellschaft als einer der interessantesten Männer seiner Zeit herzlich willkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Es wird gegenwärtig rüstig daran gearbeitet, die papiernen Schätze der Bibliothek zu Paris, deren Reichthum ihren Vorstehern selbst zum Theil noch unbekannt ist, nicht länger unbenutzt vermodern zu lassen. Die Regierung selbst unterstützt die Veröffentlichung werthvoller Manuscripte mit vielem Eifer

und daneben ist die Gesellschaft der Geschichtfreunde besonders thätig. Eine der letzten Publicationen, die man derselben verdankt, sind die interessanten „Lettres de Marguerite d'Angoulême, soeur de François I.", veröffentlicht von F. Génin. Diese Correspondenz, hier zum ersten Male abgedruckt, ist für die Kenntniß der Zeit, in der sie geschrieben, von hohem Werth und wirft auf Personen und Zustände oft ein neues Licht. Wir können uns hier nicht auf eine Würdigung ihrer historischen Bedeutsamkeit einlassen — wir verweisen in Bezug hierauf auf einen werthvollen Artikel in der „Revue des deux mondes" —, aber es möge uns erlaubt sein, eine Stelle aus der geistvollen Einleitung von Génin auszuheben, in der die Briefe der Margarethe vom literarischen Standpunkte betrachtet werden. Es ist dies ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des französischen Styls, und wir können es nicht unterlassen, diese Stelle im Auszuge zu übersetzen: „Wenn uns unsere Vorliebe als Herausgeber dieser Briefe nicht bestochen hat, so dürfte der Styl derselben des Ruhmes der Schreiberin nicht unwürdig sein, jedoch muß man sich hüten, darin die Eigenschaften zu suchen, durch welche die besten Prosaiker der Gegenwart glänzen. Man darf nicht vergessen, daß die Königin von Navarra in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schrieb und daß die Veränderung, die vom 17. Jahrhundert bis zum Ende des 18. im französischen Style vorgegangen, ungeheuer ist. Voltaire hat besonders zu dieser völligen Umgestaltung beigetragen. Im 16. Jahrhundert beruhte die Sprache noch nicht auf festen Regeln; sie war ein weicher Stoff, der erst unter der Hand eines Meisters eine bestimmte Form annahm. Daher kam es, daß der Styl eines jeden Schriftstellers eine große Individualität hatte und die Eigenthümlichkeiten des Meisters bis in die einzelsten Züge wiedergab. Brantôme, Rabelais und Montaigne reden alle drei in einer Sprache von wunderbarem Reize, aber diese drei Sprachen haben, so zu sagen, nichts miteinander gemein. Jeder von ihnen hatte sich seine eigene Sprache gebildet, indem er, sei es aus den alten Idiomen oder aus den lebenden Sprachen entlehnte, was ihm zusagte, sei es daß er selbstschöpferisch dabei zu Werke ging. Und diese Elemente verschmelzen sich miteinander so völlig, daß man sie, wenn sie sich einmal durchdrungen haben, ebenso wenig einzeln erkennen kann, wie man nicht im Stande ist, aus dem Honig auszuscheiden, was von den verschiedenen Blumen zu seiner Fabrication beigesteuert ist. Die Leichtigkeit in der Anwendung der Inversionen, die wir bei Margarethe finden, ist eine Hülfsquelle, die uns heutigen Tages nicht mehr zu Gebote steht. Mit einem Worte, es scheint, als ob sich die Sprache des 16. Jahrhunderts mit Hülfe der Logik gebildet habe, während es sich im 19. Jahrhundert darum handelt, sie durch das Herkommen (l'usage) und zwar durch das gute Herkommen zu erhalten." Der Verf. dieser geistreichen Würdigung des altfranzösischen Styls, F. Génin, verdient nicht blos um dieses Werkes willen, sondern auch wegen seiner frühern Leistungen in Deutschland bekannt zu werden. Wir verdanken ihm eine Reihe gediegener und geistvoller Aufsätze in der leider längst eingeschlafenen „Revue germanique", in denen er sich ein Verdienst um die Verbreitung unserer Literatur erworben hat. Er ist seit einigen Jahren mit der Stelle des bekannten Abbé Bautain als Professor der Philosophie in Strasburg bekleidet, hat aber, von Kränklichkeit genöthigt sich in Paris aufzuhalten, in der hiesigen Journalistik eine bemerkenswerthe Thätigkeit entwickelt. Er ist einer der fleißigsten und gewiß auch der geistreichsten Mitarbeiter am „National". Besonders glücklich waren seine geistreichen, witzigen Aufsätze, die sich auf den mißglückten Angriff der Geistlichkeit gegen die pariser Universität bezogen, bei dem der Klerus mit Schimpf und Schande hat abziehen müssen. Ebenso bemerkenswerth war eine Folge von kritischen Besprechungen des Hugo'schen Werkes „Le Rhin". Nicht zufrieden mit dieser großen literarischen und journalistischen Thätigkeit, hat er noch einige Vaudevilles aufführen lassen, die ebenso viel von seinem Geschmack als von seinem Talent zeugen.

Briseux, Verf. von „Marie", ist bereits zu verschiedenen Malen in diesen Blättern erwähnt worden. Derselbe hat gegenwärtig eine liebliche kleine Dichtung unter dem Titel „Les écoliers de Vannes" erscheinen lassen, die ein neues Blatt zu seinem Dichterkranze hinzufügt. Briseux ist außerordentlich glücklich in der Zeichnung idyllischer Scenen und wir finden in dieser kleinen Poesie Partien, die den schönsten Stellen seiner herrlichen „Marie" an die Seite gestellt werden können. Seine Verse fließen so einfach und ungekünstelt, und doch wohnt ihnen eine natürliche Eleganz inne, die nur dem wahren Talente eigenthümlich ist. 32.

Literarische Anzeige.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Von dieser Sammlung, die nur wahrhaft Classisches in gediegenen Übersetzungen enthält und bei sehr schöner Ausstattung doch wohlfeil ist, sind bis jetzt erschienen:

Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen.

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr.

Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Familie H. 10 Ngr.

Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.

Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage. 10 Ngr.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. 20 Ngr.

——, **Lyrische Gedichte.** Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegiesser und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Aufl. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.

Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portug. Urschrift übersetzt von A. Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr.

Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen übersetzt von E. von Bülow. 20 Ngr.

Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 250. — 7. September 1842.

Alexander Sergiejewitsch Gribojedow.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Um nun zu zeigen, welchen Einfluß eine solche Stellung auf Gribojedow selbst hatte, wie wenig er sich in den Gesellschaften der großen Welt wohl fühlte und wie er sie desto sorgfältiger vermied, je mehr man ihn zu denselben herbeizuziehen bemüht war, theilen wir unsern Lesern einige Scenen mit, wo der bereits erwähnte russische Journalist Polewoj sein Zusammentreffen mit dem Dichter des „Gore ot uma" schildert und seine Bemerkungen über denselben macht. Diese dürften hier um so zweckmäßiger stehen, da sie gerade in diesen letzten Abschnitt im Leben Gribojedow's fallen.

Ich war damals noch ein Jüngling meinen Gefühlen und meinen Jahren nach — sagt Polewoj in seiner Biographie Gribojedow's —, desto lebendiger waren die Eindrücke auf mich, und ich war im Stande, viele interessante Züge seines Charakters und seines Verstandes zu bemerken, welche seine intimsten Freunde vielleicht übersahen, einzig und allein deshalb, weil sie für sie nicht mehr neu waren und ihnen als nichts Ungewöhnliches erschienen. — Ich lebte einige Monate in Petersburg als fremder Reisender; ich hatte schon mit vielen Literatoren Bekanntschaft gemacht und — — widmete nun meine ganze Zeit dazu, die Stadt selbst genauer kennen zu lernen. Wie freute ich mich, als mich P. P. Swinin zu Tische einlud und hinzusetzte, Gribojedow, der eben aus Grusien angekommen, werde auch bei ihm sein. „Ich komme ganz gewiß!" Am bestimmten Tage (es war Ostern) fand ich bei Paul Petrowitsch eine Anzahl ausgezeichneter Personen. Außer einigen Freunden des Hausherrn war hier so zu sagen die Blüte unserer Literatur zugegen: Krylow, Puschkin, Gribojedow, Gretsch und Andere. Gribojedow erschien mit Puschkin, der ihn im höchsten Grade achtete und mir einige Tage vorher gesagt hatte: „Das ist einer der verständigsten Männer Rußlands; 's ist interessant, ihn zu hören." Man kann sich denken, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit ich Gribojedow betrachtete! Aber das erste Mal täuschte er meine Erwartungen. Er war in einer unbehaglichen Unruhe, als hätte ihn etwas aufgebracht (so schien es mir), und bei der allgemeinen Unterhaltung ließ er nur hin und wieder ein scharfes Wort fallen. Bei Tische entspann sich ein Gespräch über die Perser, was in Gesellschaft Gribojedow's sehr natürlich war, da er die Perser in jeder Beziehung genau kannte, sie vor kurzem erst verlassen hatte und sich rüstete wieder zu ihnen zu gehen. Er beschrieb einige ihrer Gebräuche mit lebendigen Farben und solcher Leichtigkeit, daß N. J. Gretsch dabei recht passend bemerkte: Monsieur est trop perçant (persan). Ich gestehe es ein, mein jugendlicher Verstand erwartete etwas Anderes von Gribojedow. Wohin verbirgt sich denn die Tiefe dieses Mannes? dachte ich; denn ich wußte nicht, daß er in größerer Gesellschaft immer so war. Und wer wird anders handeln, besonders wenn er vermuthen muß, daß man ihn beobachtet wie etwas ganz Besonderes, und von ihm etwas ganz Ungewöhnliches erwartet — — — Aber am Abende, als der Kreis der Gäste sich mehr verengt hatte, wurde Gribojedow viel weicher und las uns mit der gütigsten Bereitwilligkeit einen Abschnitt aus seiner Tragödie „Die Nacht von Grusien" vor, die er damals gerade unter der Feder hatte.

Nach einigen Tagen führte mich der Zufall wieder mit ihm zusammen, und zwar bei Gretsch. Beim Eintritt sah ich Gribojedow am Fortepiano; er accompagnirte den berühmten Tozi (der damals noch bei Stimme war) und einen andern Italiener. Das Duett war zu Ende und Gribojedow wurde von vielen seiner Bekannten umringt, die während seines Spieles eingetreten waren, ihn aber nicht hatten unterbrechen wollen. Mit welcher Güte, mit welcher Herzlichkeit behandelte er seine alten Bekannten. Jetzt fühlte ich, mit welch einem Zauber dieser Mann die Menschen fesseln konnte. Einige wünschten ihm Glück zu seinem schnellen Avancement im Dienste und den ehrenvollen Auszeichnungen, an welche die Brillanten auf der Brust des Dichters gar deutlich erinnerten. Andere wünschten zu wissen, wie er seine Zeit in Persien zugebracht. „Ich bin dort gealtert", erwiderte Gribojedow, „nicht blos weil mich die Sonne verbrannt und dunkel gebräunt hat und ich beinahe die Haare von dem Kopfe verloren, sondern auch in der Seele fühle ich nicht mehr meine frühere Jugend!" Und aus jedem seiner Worte widerhallte sichtlich ein verborgener Kummer. Über Tische mischte er sich fast mit keinem Worte in die literarischen Urtheile, welche ein, zwei oder drei Anwesende vorbrachten — —. Er fühlte sich ungesund und fuhr bald nach der Tafel ab.

Das zweite Zusammentreffen mit Gribojedow ließ einen freundlichern Eindruck in mir zurück, obgleich ich ihn hier weniger gehört hatte. Der Dichter war offenbar selbst wärmer gestimmt und zeigte sich demnach auch mittheilender. Sein Umgang zeichnete sich durch eine sonst selten zu treffende Aufrichtigkeit und Biederkeit aus, welche bei ihm jedoch die Formen des guten Tones nie überschritt. Hörte man Gribojedow sprechen, so war man gezwungen, jedem seiner Worte zu glauben, denn er duldete keine Übertreibung und sprach seine Gedanken und Gefühle ohne allen Rückhalt frei und offen aus; aber seine ungemeine Bildung und der Umgang in der großen Welt verliehen ihm dabei allen Zauber. Noch besser sah ich die Wahrheit meiner Bemerkungen ein, als ich bei dem Fürsten W. Th. Odojewsky mit Gribojedow zusammenkam. Hier hielt er sich im Gespräche nicht zurück und sprach über eine Menge von Gegenständen sein überaus interessantes Urtheil ohne allen Rückhalt aus, und das in der That nur deshalb, weil wir Drei allein waren. Unter Anderm kam das Gespräch auch auf die Macht, die der Mensch über sich selbst hat. Gribojedow behauptete, daß die Herrschaft des Menschen nur durch die physische Unmöglichkeit begrenzt ist und daß in allem Übrigen der

Mensch ganz über sich gebieten, ja selbst Alles aus sich machen könne. „Versteht sich", setzte er hinzu, „wenn es mir einfiele zu wollen, meine Nase möchte kürzer oder länger werden (sein eigener Ausdruck), so wäre das dumm, denn das ist unmöglich. Aber in sittlicher Hinsicht — und das Sittliche ist für unser Gefühl bisweilen täuschend ähnlich dem Physischen — kann man Alles aus sich machen. Ich spreche deshalb so, weil ich in dieser Hinsicht vielerlei Versuche an mir selber gemacht habe. So wollte es z. B. der Zufall, daß ich in dem letzten persischen Kriege während einer Schlacht an der Seite des Fürsten Suwarow stand. Da schlug eine Kugel aus der feindlichen Batterie dicht neben dem Fürsten nieder und beschüttete ihn ganz mit Erde, sodaß ich im ersten Augenblick glaubte, sie habe ihn getödtet. Dieser Gedanke goß einen solchen Schauder über mich, daß ich mich entsetzte. Aber die Kugel hatte dem Fürsten nur eine kleine Contusion beigebracht; doch ich fühlte ein unwillkürliches Beben und war nicht im Stande, mich dem widrigen Gefühle der Feigheit zu erwehren. Darüber kränkte ich mich bei mir selbst fürchterlich. Ich sollte ein Hasenfuß sein?! Ein unleidlicher Gedanke für den Mann, und ich faßte den Entschluß, es koste was es wolle, mich von der Feigheit zu heilen, die man doch sonst (mit Verlaub) der physischen Constitution, dem Organismus, oder einem angeborenen Gefühle zuschreibt. Nun und ich wollte von nun an vor keiner Kugel mehr zittern, bei dem Anblicke des Todes nicht mehr beben. Bei der ersten Gelegenheit stellte ich mich also an einen Platz, wohin die Schüsse der feindlichen Batterie gerichtet waren. Dort zählte ich eine von mir selbst im voraus bestimmte Anzahl von Schüssen ab, dann drehte ich mein Pferd um und ritt ruhig fort. Und glaubt ihr nun, daß das meine Feigheit vertrieb? Von da an konnte ich ohne Furcht in jede Kriegsgefahr gehen, wie sie immer beschaffen war. Aber man soll sich nur dem Gefühle der Furcht hingeben, sogleich wird es stärker und befestigt sich tief in der Seele."

Eine so originelle Ansicht blieb meinem Gedächtnisse eingeprägt, ich erzählte sie hier beinahe mit den Worten Gribojedow's. Den zweiten oder dritten Tag darnach besuchte ich ihn in seiner Wohnung. Diese war im Kaskowski'schen Hause im obersten Stockwerk und bestand nur aus einigen Zimmern. Ich war in der That erstaunt über die ungemeine Einfachheit in der Lebensweise unsers persischen Ministers. Später, wo ich fast jeden Tag zu Gribojedow kam, sah ich ihn immer lieb und angenehm und leutselig, und verließ ihn nie ohne einige originelle, sinnreiche Bemerkungen mit auf den Weg zu nehmen. Besonders merkwürdig aber bleibt für mich ein Morgen, wo mich sein liebenswürdiges und leutseliges Betragen ganz fesselte und die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse mich vorzüglich in Erstaunen setzte. Es war ein größerer Feiertag. Der herrlichste Maimorgen, wie sie nur hin und wieder in Petersburg anzutreffen, lockte in die frische Luft hinaus. Beim Vorübergehen trat ich bei Gribojedow ein und fand einige Gäste da; das Gespräch drehte sich um die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen und Complimente, dann erzählte man die neuesten Avancements und sprach über die Fähigkeiten und Talente einiger bekannten Personen. Dieser Sphäre von Dingen fremd, blätterte ich eine Weile in den Noten, die auf dem Clavier lagen, und wollte mich endlich entfernen. „Bleiben Sie!" rief Gribojedow und hielt mich zurück. Bald darauf empfahlen sich die Andern. „Mein Gott!" rief er nun aus: „Was wollen denn diese Herren von mir? Den ganzen Morgen hindurch wechselt Einer mit dem Andern hier ab. Und wir haben doch wahrhaftig nichts miteinander zu reden, uns fesselt kein gemeinsames Interesse. Lassen Sie uns nur schnell irgendwohin spazieren gehen, damit sie mich nicht wieder blockiren.... Aber kann man denn als solch ein Barbar ausgehen?" setzte er hinzu, indem er in den Spiegel blickte. „Sie haben mir nicht einmal Zeit gelassen, mich zu rasiren." — „Ach, wer wird das bemerken?" sagte ich. — „Das gilt gleich, den Anstand muß man beobachten um seiner selbst willen, aber für dieses Mal verleg' ich ihn!" Wir gingen in den Sommergarten (Ljetnyj Sad) und setzten unser Gespräch über die Morgenvisiten fort. Gribojedow scherzte mit so herzlichem Witz über die Menschen, wie sie doch so plötzlich, ehe man sich's versähe, ganz aufmerksam und zärtlich gegen Jemanden werden können, der ihnen vor einigen Augenblicken noch ganz fremd war, daß ich lachen mußte und ihm zurief: „Desto besser, da ist Stoff für ein zweites ‚Gore ot uma'". — „O wenn man über solche Dinge immer ein Lustspiel schreiben wollte, da müßte jeden Tag ein neues ‚Gore ot uma' erscheinen. Im Ernste, ich kann es nicht begreifen, wie man nicht Stoff für Lustspiele finden kann. Er ist jeden Augenblick um uns und zwar in hinlänglicher Masse. Da bleibt nur die Mühe übrig, es aufzuschreiben!" — „Daran hängt es denn aber freilich. Man muß ja eben schreiben können!" — Das Gespräch wandte sich nun auf die Kunst und Gribojedow sagte: „Viele Menschen machen allzu lange Vorbereitungen und sammeln gar zu viel, wenn sie etwas schreiben wollen, und so endet bei ihnen häufig Alles mit dem Ansammeln. Da muß man den Gedanken erfassen und — aufschreiben." — „So kann nicht Jedermann arbeiten. So schrieb nur Shakspeare." — „Shakspeare schrieb sehr einfach: er dachte wenig an Verwicklung oder Intrigue, nahm das erste beste Sujet, aber er bearbeitete es nach seiner Weise. Und in dieser Bearbeitung war er groß. Und wozu soll man auch lange an den Gegenstand denken? Es gibt ihrer Tausende und alle sind gut, lernt nur sie benutzen!" — Im Verfolg des Gespräches über Shakspeare fragte mich Gribojedow, in welcher Sprache ich ihn lese. Damals hatte ich ihn in der französischen und der deutschen Übersetzung gelesen und sagte ihm das. „Und warum nicht im Original? Eine Sprache zu lernen, besonders eine europäische, macht ja in unsern Tagen beinahe gar keine Schwierigkeit mehr, man muß sichs nur einige Zeit hindurch recht angelegen sein lassen. Es ist Gewissenssache, den Shakspeare im Originale zu lesen, wenn man ihn verstehen will; denn er ist, wie alle großen Dichter, unübersetzlich, und zwar deshalb, weil er national. Sie müssen unverzüglich Englisch lernen." Besonders lobte er an diesem Morgen den „Sturm" und fand in ihm Schönheiten der ersten Classe. Dies war das erste Mal, daß Gribojedow in meiner Gegenwart sein Urtheil über Literaturgegenstände abgab; ich hörte ihm mit angestrengter Aufmerksamkeit zu, denn es war zu sehen, daß ein Künstler über den größten seiner Mitbrüder sprach.

Ein andermal äußerte Gribojedow im Theater bei der Vorstellung von Mozart's „Zauberflöte" seine Ansichten über Musik. Ich muß nämlich bemerken, daß man den armen Mozart an diesem Abende schauderhaft verhunzte. Im J. 1828 gab es an der petersburger Bühne keinen einzigen Sänger und keine Sängerin. Samojlow lebte noch von seinem alten Ruhme, aber auch er konnte schon beinahe keine Note mehr singen. Erste Sängerin war damals die Iwanowa. Am meisten ärgerte uns mit seiner Afterkunst der Papageno, den, wenn ich nicht irre, Ramazanow gab. Gribojedow saß mit einer bekannten Familie in einer Loge, aber in jedem Zwischenact kam er hinaus, um die Sänger herunterzuputzen. „Ich kann keine Sylbe verstehen, so singen diese Leute!" sagte er mehr als einmal. „Und wie können sie sich an Mozart wagen?" — „Für sie wäre noch Boyeldieu gut!" bemerkte Jemand. — „Ach, was denken Sie, Boyeldieu verdient solche Sänger?" erwiderte Gribojedow; „er ist nicht genial, aber ein lieblicher, verständiger Compositeur; er zeichnet sich nicht durch großartige Gedanken aus, aber er bearbeitet jeden seiner Gedanken mit ungemeiner Kunst. Bei uns hat man seinen ‚Khalifen von Bagdad' verhunzt und das ist ein wahrer Brillant (gerade so drückte sich Gribojedow aus). Mozart's Musik erfodert ein besonderes Publicum und ausgezeichnete Sänger, schon deshalb, weil der mechanische Theil derselben nichts weniger als reich an Mitteln zu wirken ist. Aber executirt die Musik Boyeldieu's gut: Alles wird sie verstehen. Und jetzt sehet einmal, wie entzückt Viele sind, und doch versteht Keiner etwas! Das muß den Geschmack des Publi-

cums mehr verderben als bilden." — Ich sah in Gribojedow einen Mann, der in jeder Hinsicht das Gewöhnliche weit überschritt, und dies hatte einen desto größern Werth, je weniger er jemals daran dachte glänzen zu wollen. Im Gegentheil schien es, als wollte er sich verbergen vor der Menge, denn er sprach nur in kleinen freundschaftlichen Cirkeln oder in einem beengten Kreise von guten Bekannten sich aus, wenn er sah, daß man ihn verstand. Seine hervorstechendsten und wichtigsten Eigenschaften waren, so viel ich bemerken konnte, eine ungemeine Größe seiner Willenskraft und Unabhängigkeit im Urtheile und in seiner Lebensweise. Die Leser sahen, daß er nichts unmöglich fand für den Verstand und den Willen: er wollte nicht, daß der Mensch zittern sollte vor einer feindlichen Batterie, oder, seiner Trägheit sich hingebend, in der Übersetzung lesen, was er im Original haben könnte. Die glänzendsten Verhältnisse veränderten nicht seine Lebensweise. In ihm fand man nicht die geringste Spur von dem unerträglichen affectirten Bestreben, die Rolle eines Weltmannes oder eines Dichters zu spielen —, eine Klippe, an der so viele der ausgezeichnetsten Männer scheitern. Und trotzdem war er ein Dichter und ein Weltmann vom höchsten Range. Biedere Herzlichkeit, Geradheit und Einfachheit und wahren Adel des Charakters fesselten Jedermann mit der unzerbrechlichen Kette der Achtung an ihn, und ich bin überzeugt, daß ihn Jeder, der ihm je nahe gestanden, aufrichtig und ungeheuchelt liebte.

So viel Polewoj über Gribojedow's Geisteszustand in dieser Zeit.

Gribojedow verließ Petersburg im Monate Juni. Trotz den glänzenden Aussichten in die Zukunft verließ er Rußland doch ungern, sogar mit Kummer, und als einstens Jemand von der interessanten Stellung sprach, die er künftig in Persien einnehmen werde, sagte er:

Ich kenne die Perser so gut, daß sie bei mir ihre poetische Seite schon verloren haben. Ich sehe nur das Gewicht und die Schwierigkeit meiner Stellung bei ihnen, und das Wichtigste ist, daß es mir, ich weiß nicht warum oder woher, so ganz sonderbar bange um das Herz ist, wenn ich an meine Reise dahin denke. Ich wünschte recht sehr, daß ich diese meine alten Bekannten nicht wiedersehen müßte.

(Der Beschluß folgt.)

Trutz-Nachtigall von Friedrich von Spee. Nach der ersten Ausgabe von W. Friesem, Köln 1649. Mit Einleitung und Erklärungen von V. Hüppe und W. Junkmann. Ein Anhang enthält die Melodien der ersten Ausgabe, bearbeitet von G. Fölmer. Münster, Theissing. 1841. 12. 22½ Ngr.

Das Büchlein, welches hier durch den Druck repristinirt wird, mußte man, ehe das Nämliche vor 25 Jahren durch Cl. Brentano geschah, im Staube der Bibliotheken aufsuchen, wenn man den wahren Dichter Spee kennen lernen wollte. Da es sich aber, einen solchen kennen zu lernen, stets der Mühe lohnt, so hat der vorliegende Wiederdruck in sich selbst seine Ehre, besonders da er seines mäßigen Preises wegen sich ein größeres Publicum zu bilden geeignet ist. Die Herausgeber, welche sich durch die, den einzelnen Gedichten beigegebenen sprachlichen Erläuterungen um das Verständniß des hier gebotenen Ganzen wohlverdient gemacht haben, lassen es sich zugleich angelegen sein, in der Einleitung dem welthistorischen, echtmenschlichen Interesse, welches sich an Spee's Namen knüpft, seine Anerkennung widerfahren zu lassen, und wirklich kann man Dessen, wodurch sich Spee die Ehre errungen hat, in die Gemeinschaft der größten Wohlthäter unsers Geschlechts — eines Barthol. de Las Casas, John Howard, Edward Jenner u. A. — einzutreten, nicht rühmend genug gedenken. Denn das Hexenwesen, gegen welches Spee vorsichtig zwar, doch nachdrücklich in die Schranken trat, bildet, wie K. A. Menzel („Neue Geschichte der Deutschen", VIII, 62) bemerkt, „in der abergläubischen Dummheit des Volks, dem frevelhaften Gebahren der Richter und der Sorglosigkeit, mit welcher die Fürsten Eigenthum, Ehre und Leben ihrer Unterthanen der habsüchtigen Willkür untergeordneter Beamten und der Grausamkeit roher Scherzen preisgaben, ein Nachtstück in der Geschichte der Menschheit, neben dem die Härten des türkischen Despotismus und die Greuel der französischen Revolution fast ihre Schatten verlieren."

So wenig es nun auch Ref. den Lesern d. Bl. zumuthen mag, einen Auszug aus der in der Einleitung mitgetheilten Biographie Fr. Spee's (aus dem adeligen, jetzt gräflichen Geschlechte der Spee von Langenfeld, geb. zu Kaiserswerth bei Düsseldorf 1591, gest. zu Trier den 7. Aug. 1635) hier zu lesen, da sie das Wesentliche übereinstimmend in vielen literar-historischen Schriften zur Hand haben: so will er ihnen doch einige weniger bekannte Charakterzüge, welche hier beigebracht werden, nicht vorenthalten, wenn er zur nähern Bezeichnung des Inhalts der Einleitung ihrem größten Theile nach erst noch einige Worte über das vorhin erwähnte Hauptverdienst Spee's vorausgeschickt hat.

Auch vor Spee hat es bekanntlich nicht an Ehren- und Lichtmännern gefehlt, welche den schimpflichen Misbrauch der richterlichen Gewalt in den Hexenprocessen bekämpften. Dies that der Arzt Johann Wier (in der Schrift: „De praestigiis daemonum", fünfte Auflage, Antwerpen 1577) ohne sonderlichen Erfolg; ein mainzischer Geistlicher, Cornelius Loos (gest. 1593) mußte seinen Kampf gegen dieses Unwesen mit zweimaligem Gefängniß und Widerruf büßen, und der gelehrte und fromme Kanzler der Universität Prag, Adam Tanner (gest. 1632) errang mit seiner „Theologia" auf der nämlichen Arena nur wenig. Denn in Deutschland gerade waren die Hexenprocesse recht eigentlich heimisch, erst nach eingeführter Reformation wurden diesem unsinnigen Aberglauben die meisten Opfer gebracht, die Protestanten gingen den Katholiken durch ihr Beispiel voran. Man hat hierbei nicht zu übersehen, daß Luther's fester, durch seine Schriften fortgepflanzter Glaube an die Macht des Teufels diesem greuelvollen Unwesen Vorschub leistete, welches sich auch nur dann einigermaßen erklären läßt, wenn Zauberer und Hexen als die Hauptwerkzeuge angesehen werden, durch welche der Teufel seine Ränke ausübe. Gewiß theilte auch Spee mit seinem Zeitalter den Glauben an die Möglichkeit des Einflusses höllischer Zauberkräfte auf Natur und Menschen; aber seinem für Wahrheit offenen Sinne konnte es nicht entgehen, wie mit Denen, die er selbst vielleicht im Stillen als schuldig verdammte, beweitem Mehre als unschuldige Opfer des Wahns der fürchterlichsten Strafe anheimfielen. Zu dieser Überzeugung gelangte er durch eine genaue Prüfung der Beichten Derer, die der Zauberei angeklagt waren; denn fast überall fand er nur phantastische Verworrenheit, die mit zuchtlosen und frevelhaften, aber in sich leeren Bildern spielte, oder auch wol gänzliche Schuldlosigkeit, der es nur an Muth gebrach, die gräßliche Folter zu bestehen, oder, wenn sie dieselbe versucht hatte, in der Pein Verbrechen gestand, die nie begangen werden konnten. Der Gram über die so zahlreichen Opfer, die jenem Kakodämon gebracht wurden, bleichte vor der Zeit sein Haar. Denn allein in den Jahren 1627—29, wo er im Auftrage seiner Obern in Franken, vorzüglich zu Bamberg und Würzburg, als Seelsorger thätig war, wurden an letzterm Orte allein in 29 Bränden 158 Hexen verbrannt, und seiner eigenen Versicherung zufolge begleitete Spee überhaupt an 200 solcher Schlachtopfer zum Tode. Lange wagte er es nicht, dem von einem Papste in Deutschland eingeführten und unter dem Schutze der Kirche verübten Greuel offen entgegenzutreten. Endlich that er es durch die aus Vorsicht ohne Nennung seines Namens zum Druck beförderte, so berühmt gewordene Schrift: „Cautio cri-

minalis s. de processu contra sagas liber".*) Er widmete sie den deutschen Obrigkeiten, und zwar — wie er mit einer seinen Wendung in der Vorrede sagt — „Denen, welche sie nicht lesen werden, und also Denen nicht, die sie lesen werden; denn die so vorsichtig sind, daß sie glauben, es liege ihnen ob, zu lesen, was ich hier geschrieben habe, die haben schon das, um dessentwillen sie das Buch lesen sollen." Scharfsinnig und gründlich beleuchtet er in ihr das Verfahren der Richter in ihren Untersuchungen gegen die Hexen und zeigt in 51 Abschnitten — wohlbedächtig „Dubia" überschrieben — die Unhaltbarkeit der Grundsätze, von denen man ausgehe, und das Unzulängliche der Gründe, mit denen man das gesammte Verfahren zu rechtfertigen pflege und suche. Aus dieser Schrift nun wird in der Einleitung (S. VII—XLI) ein Auszug gegeben, der auch auf dem beschränkten Raume die Durchdachtheit der Anlage, die Feinheit und Gewandtheit der Durchführung, die Kühnheit und rücksichtslose Entschiedenheit des Kampfes erkennen läßt. Wurde durch die Erscheinung dieses Buchs jenen blutigen Opfern des Aberglaubens auch nicht ganz gesteuert, so öffnete es doch Vielen die Augen. Der Kurfürst von Mainz Phil. v. Schönborn (der als Domherr in Würzburg den edeln Spee gekannt hatte) ließ in seinem Gebiete den Hexenproceß abschaffen und seinem Beispiele folgte der Herzog von Braunschweig nebst einigen andern deutschen Fürsten nach. Auf dem sicher von Spee gelegten Grunde baueten 60 und 70 Jahre später Balth. Becker (in seiner „Bezauberten Welt") und Christian Thomasius (in der Disputation über das Verbrechen der Zauberei) fort. Hierbei ist nicht zu übersehen, daß Das, was Thomasius that, gut und löblich an sich selbst, doch auch zugleich ziemlich leicht und gefahrlos war. Denn er war Protestant, lebte unter dem Schutze zweier für den Protestantismus mit Eifer erfüllter, mächtiger Fürsten und fand doch jene mörderischen Processe schon im Abnehmen.**) Wie ganz anders waren Spee's Verhältnisse! Nur Der ermißt seinen Muth, der aus der Eifersucht, mit welcher geistliche und weltliche Gerichtshöfe ihr Vorrecht, die Welt gegen die Künste der Hölle zu schützen, bewachten, die Gefahr hervorschauen sieht, der er sich aussetzte, selbst als einer von Denen, deren Sache er führte, dem Holzstoße überliefert zu werden.

Die oben erwähnten, weniger bekannten Züge aus seinem Leben aber sind folgende: In Paderborn, wo sich Spee in den Jahren 1630 und 1631 befand, hatte er einen Verbrecher zu bearbeiten, der jede Umkehr verstockt von sich wies. Ehe Spee gänzlich von ihm schied, trat er ihm förmlich sein ganzes Credit an guten Werken ab und gewann durch diese eigenthümliche Gabe der innigsten Liebe des Mannes Herz für Gott. Durch einen ähnlichen glücklichen Einfall der herzlichsten Nächstenliebe gewann er die Seele einer schönen, vornehmen, leichthin lebenden Dame in Köln. Ihr zu Ehren wurden häufige Nachtmusiken gebracht, und so stellte sich denn auch Spee eines Abends mit zahlreicher Musikbegleitung zur Huldigung ein. Aber die Gesänge und Weisen waren so heilig wie schön; angenehm überrascht und getroffen, lud ihn sogleich die Dame in ihre Wohnung und folgte von da an seiner Führung. Sein Tod war wie sein Leben. Als am 6. Mai 1635 die Trier besetzt haltenden Franzosen von der kaiserlich-spanischen Armee überfallen wurden, stürzte sich der muthige, menschenfreundliche Spee mitten in das Handgemenge der Deutschen, Spanier und Franzosen, um Freund und Feind leibliche und geistige Hülfe zu bringen, verhinderte Plünderung und Mißhandlung, trug die Verwundeten von der Straße; mitten unter dem Toben der Kämpfenden schützte ihn seine Liebe und sein Ordenskleid. Die Franzosen wurden überwältigt. Nun sorgte er für die Spitäler, für die Gefangenen, als Arzt, als Speisemeister, als Geistlicher, selbst das Wasser trug er ihnen aus dem Stadtbrunnen zu. Auf seine Bitten wurde 400 Gefangenen die Erlaubniß ertheilt, nach Hause zurückzukehren, wofür Frankreich lange dem Collegium dankbar war. Er selbst aber erlag diesen Anstrengungen und ein Fieber entriß ihn am bereits bezeichneten Tage „hoffnungsvoll" und „glücklich" den sein Bett umstehenden Brüdern. Spee war eine Zierde des Jesuitenordens.

(Der Beschluß folgt.)

*) Erschien zuerst zu Rinteln 1631. Die nach wenigen Monaten bereits nöthig gewordene neue Ausgabe mußte in Ermangelung eines gedruckten Exemplars nach einer Abschrift besorgt werden. Durch viele Ausgaben und Übersetzungen in mehre Sprachen hat dieses merkwürdige Buch seine eigene Literatur, die in C. D. Hauber's „Bibliotheca magica" (Bd. 3, S. 2 fg., 146, 500 fg. u. 783 fg.) aufgeführt wird.

**) Die letzte Hexe wurde in Deutschland gemäß richterlicher Sentenz 1740 zu Würzburg verbrannt; in dem Canton Glarus wurde noch 1783 eine Magd als Hexe hingerichtet.

Literarische Notizen.

Die türkisch-ägyptische Frage hatte die Aufmerksamkeit etwas von der Moldau und Walachei abgelenkt, obgleich bei dem allmäligen Auseinanderfallen des morschen türkischen Reichs, wie Lamartine sagt, auch hier junge Nationalitäten aufwuchern. Vergebens hat ein Theil der hier in Paris befindlichen Walachen die Augen der Welt auf diesen kleinen, aber wichtigen Erdwinkel hinzulenken gesucht, vergebens hat der „National" in einer Reihe von gediegenen, werthvollen Artikeln die Beleuchtung der dortigen Verhältnisse begonnen. Es ist uns vor kurzem ein Werk in die Hand gekommen: „Coup d'oeil sur la Valachie et la Moldavie", von Raoul Perrin, das im Ganzen lesbar, aber doch in einzelnen, wichtigen Punkten sehr dürftig ausgefallen ist. Viel werthvoller sind die beiden Werke: „De l'état présent et de l'avenir des principautés de Moldavie et de Valachie", von Felix Dolson, und „La Hongrie et la Valachie", von Ed. Thouvenel. Das Werk Thouvenel's, durch mehre geistreiche Artikel in der „Revue des deux mondes" bekannt, enthält in der Form eines Reisetagebuchs werthvolle Beobachtungen. Oelsner, Sohn des geistreichen, bizarren Deutschen, der während der Revolutionsjahre als Geschäftsträger der Hansestädte in Paris lebte, hat gleichfalls eine Broschüre in französischer Sprache den Verhältnissen dieser Länder gewidmet. Dieselbe enthält aber, trotzdem daß der Verf. Gelegenheit gehabt hätte, diesen Gegenstand zu studiren, da er einige Zeit hindurch der französischen Gesandtschaft in Konstantinopel attachirt war, nichts als einen dürren Auszug aus den erwähnten Werken und — eine wörtliche Übersetzung aus unserm ehrbaren Cannabich. Oelsner hatte früher einmal in deutschen Blättern das baldige Erscheinen einer deutschen Bearbeitung des bekannten großen Werkes von Potter über Kirchengeschichte angekündigt, zu der er aber — wie wir bestimmt wissen — noch nicht einmal eine Feder angesetzt hat. Gegenwärtig will er in Strasburg Vorlesungen über Philosophie halten, nachdem er einem Blatte, das er in Toulouse gestiftet hatte, keinen bedeutenden Aufschwung hat geben können. Wir wollen wünschen, daß sich bei seinen Vorlesungen das alte lateinische Sprüchwort bewahrheitet und daß er durch das Lehren selbst etwas von der Philosophie lernt.

Wir haben vor einiger Zeit versucht, auf die Werke von Jal aufmerksam zu machen, die sich auf die Geschichte des Marinewesens beziehen und die gewiß den derartigen Arbeiten von Eugène Sue an die Seite gesetzt werden können. Soeben sind uns die ersten Hefte einer „Histoire maritime de France" zugekommen, die den Gegenstand in ähnlicher Art wie Sue behandelt. Indessen wird das ganze Werk nur einen Band bilden. Der Verf. Léon Guérin scheint seinem Unternehmen völlig gewachsen zu sein. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 251. — 8. September 1842.

Alexander Sergiejewitsch Gribojedow.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Auf seiner Durchreise durch Tiflis heirathete Gribojedow ein Mädchen, das er schon lange geliebt hatte; es war die Fürstin Tschewtschewadzew, die Tochter eines hochverdienten Generals. Und nun, sollte man meinen, was fehlte nun noch zu dem Glücke unsers Dichters? Ruhm, eine bedeutende Stellung im Staate, die Freuden des Familienlebens, Alles das brachte ihm vereint das Jahr 1828. Und dennoch war er nicht glücklich! In den Briefen an seine Freunde, denen er sein Glück schilderte, verbarg er doch niemals auch seine düstern Ahnungen. Wie tief in der Seele mußte dieses unabweisliche Vorgefühl begründet sein, das weder der glänzendste Wechsel der Umstände, noch die Freude des Herzens, noch endlich alle die schönsten Aussichten auf eine glückliche Zukunft zum Schweigen bringen konnten! Wenn aber die Seele des Dichters die gewöhnlichen Vorfälle im Leben stärker und tiefer empfindet als ein anderes Gemüth, so muß ihr auch eine größere Empfänglichkeit für die ungewöhnlichen Eindrücke, ein sichereres Vorgefühl für die Ahnungen der Seele und des Herzens gegeben sein. So war es wenigstens mit Gribojedow. Nicht umsonst zitterte er für seine Zukunft, nicht ohne Grund wiederholte er öfters seinen Freunden und Bekannten den einmal ausgesprochenen Gedanken, wie er nicht hoffe, je aus Persien zurückzukehren. In demselben Augenblicke, wo noch alle echten Russen mit Stolz und innigem Vergnügen auf ihren berühmten Landsmann hinblickten und sich mit staunendem Herzen die glänzende Stellung desselben ausmalten, da erhielt man in Petersburg die schreckliche Nachricht von seinem Tode.

Der Friede von Turkmantschaj (22. Febr. 1828) hatte in ganz Persien die allgemeine Unzufriedenheit des Volks erregt, denn er zeigte den Mangel des Selbstvertrauens bei der persischen Regierung und das fast unbedingte Übergewicht Rußlands in zu hellem Lichte. Zwar ließ der Kaiser Nikolaus an der Kriegscontribution 12 Mill. Papierrubel nach, aber selbst dieses Mittel war nicht im Stande, die Gemüther zu beruhigen. Gribojedow's Stellung ward hierdurch ungemein schwierig. Allein er hielt sich streng an seine Instruction und die consequente Beharrlichkeit und Festigkeit, welche er in jedem Geschäfte an den Tag legte, verschaffte ihm die unbedingte Achtung aller Derer, mit denen er zu thun hatte. Schon glaubte er, nachdem er ein halbes Jahr voll Mühe und Anstrengung in Persien gearbeitet und Alles aufgeboten hatte, seinem Vaterlande die gegenwärtige vortheilhafte Stellung desselben zu Persien auch für die Folge sicher zu stellen, er werde nun in Ruhe und Frieden die Früchte seiner Anstrengungen genießen, da geschah es, daß einige Personen von den persischen Behörden verfolgt wurden, welche er seiner amtlichen Stellung zufolge beschützen mußte. Seine Weigerung, dieselben auszuliefern, fachte auf einmal allen den Unwillen, der im Volke gegen alles Russische glimmte, zu hellen Flammen auf, die Massen von ganz Teheran fingen an zu gähren und plötzlich brach ein fürchterlicher Aufstand los, der wüthende Pöbel stürmte das Gesandtschaftshôtel und ermordete den Gesandten vor den Augen des Feth-Ali-Schahs und seines Sohnes Selu Sultan, welche beide nicht im Stande waren, eine solche unerhörte Gewaltthat zu hindern. Mit Gribojedow fielen noch mehre Russen als Opfer der Volkswuth. Dieses geschah den 30. Jan. 1829. Später leistete zwar Chosrew Pascha, der Enkel des Schahs, im Namen seines Großvaters und des ganzen Reiches Abbitte, und Rußland und Persien traten in Folge dessen bald wieder in freundschaftliche Verhältnisse. Dadurch war für die Ermordung des Gesandten wol genug gethan, aber nicht für die des Menschen. Gribojedow gehörte als solcher der Welt an und sie verlor in ihm eines jener Mitglieder, deren Werth dieselbe zu ewiger Trauer über seinen Verlust berechtigt.

Die Gebeine unsers Dichters wurden nach seinem schrecklichen Tode von seinen Freunden und Verwandten aus Teheran weggeführt und, sowie er es gewünscht, in seinem Lieblingsorte Tiflis in dem Kloster des heiligen David begraben. Dieses liegt auf einem festen, unfruchtbaren Berge, welcher die Stadt Tiflis im Westen schließt. Diese Lage hatte unsern Dichter immer außerordentlich entzückt und einst bei einem Gespräche mit einem seiner Freunde nannte er das Kloster „den poetischen Antheil von Tiflis". Auch in seiner „Nacht von Grusien" erwähnt er des Klosters des heiligen David. Und als hätte er es mit voller Sicherheit gewußt, er werde nicht wieder aus Persien zurückkehren, sagte er bei seiner letzten Durch-

reise durch Eriwan im Scherze zu seiner jugendlichen Gattin: „Meine Gebeine laß nicht in Persien; wenn ich dort sterbe, so begrabe mich in Tiflis, in dem Kloster des heiligen David.“ Ach, wie schnell mußte der Wunsch des Dichters erfüllt werden. Mit gebrochenem Herzen über die kurze Dauer ihres Glückes, errichtete seine verwaiſete Gattin über dem Staube des Geliebten ein herrliches Denkmal in Gestalt einer Kapelle. Die Reliefs an der Decke des Denkmals, sowie das Piedestal, wurden von dem berühmten Künstler Campioni in Moskau verfertigt. Auf dem Piedestal sieht man zwei Inschriften mit goldenen Buchstaben. Auf der einen Seite unter dem Portrait des Gemordeten steht: Alexander Sergiejewitsch Gribojedow, rodilsja 1795 goda janwarja 4. dnja; ubit w Teheranie, 1829 goda janwarja 30. dnja (Alexander Sergiejewitsch Gribojedow, geboren den 4. Jan. 1795, erschlagen zu Teheran den 30. Jan. 1829.) Und auf der andern Seite: Um i djela twoi bezsmertny w pamjati Russkoj, na dlja cego perežila tebja ljubow moja! (Dein Verstand und deine Werke sind unsterblich im russischen Andenken, aber warum hat meine Liebe dich überlebt!)

Nun noch einige Worte über Gribojedow's Hauptwerk, „Gore ot uma“. Wir haben oben gesehen, daß Alles, was Gribojedow geschrieben, in zwei Perioden zu zertheilen ist, daß zur ersten Periode Alles gehört, was er vor dem „Gore ot uma“ schrieb, zur zweiten aber dieses herrliche Lustspiel und Alles, was nach ihm war. Jene Versuche waren in der That nichts Anderes als die Vorboten eines ungewöhnlichen Talentes. Gribojedow, ein wahres Dichtergemüth, fühlte das selbst und sah überdies sehr gut die Mangelhaftigkeit seiner Bildung ein, die vielseitig und glänzend, doch mehr den Charakter der oberflächlichen Weltbildung, als einer gelehrten tiefern Kenntniß an sich trug. Als ein Mann mit starkem Willen entschloß er sich, sich selbst umzubilden. Deshalb verließ er die Hauptstadt und vertiefte sich in der Todtenstille Asiens in das Studium seiner Lieblingsgegenstände, besonders aber in den Gedanken über Rußlands Sitte und Nation.

Mit Recht behauptet man, daß man die Dinge nur in einer gewissen Ferne deutlich und vollständig auffaßt. In Tauris und in Grusien erst lernte Gribojedow sein Vaterland ganz verstehen, hier sah er seine Lichtseiten und fühlte auch die Mängel Rußlands besser als ein Anderer im Herzen des Landes selbst. Bald erkannte er den Hauptfehler des Volks: die schwache Kenntnißnahme von seiner eigenen Kraft und die daraus folgende Anhänglichkeit an das Fremde. Er sah, wie in der ganzen Lebensweise, der Kleidung, den Sitten, ja selbst in der Sprache der bessern Gesellschaft keine Spur von russischer Eigenthümlichkeit zu finden, wie in allen öffentlichen, sowie den Häusern der reichsten und höchsten Stände überall nur Englands und Frankreichs Formen und Gestalten, englisches und französisches Leben und Wesen an dem russischen Geiste entgegentritt. Dieser Gedanke marterte ihn. Er fragte sich: Thun es denn andere Völker, thun es die Engländer, die Franzosen auch so? Nein! wir dürfen nicht, wir können nicht Franzosen sein! Wozu also dieses kindische Spiel, dieser Mummenschanz, der nur dazu dienen kann, jeden Funken von Patriotismus in uns zu ersticken? Oder ist dieses etwa ein Zeichen des Fortschrittes unserer Bildung? Kann eine Nation von eigener Bildung sprechen, die nur das Fremde schön findet, die sich ihres Eigenthümlichen, Angeborenen, Nationalen schämt? Schimmert denn aus dieser unserer französischen Hülle nicht überall die russische Seele, der russische Verstand hervor? Sollte denn der Geist unsers Volks nicht im Stande sein, aus sich selbst ein Leben zu entwickeln und sich auf eine Stufe der Bildung empor zu schwingen, daß wir mit Ehren neben den andern Völkern Europas dastehen könnten?

Dieses waren die Gedanken, welche lange Zeit hindurch das russische Herz Gribojedow's beunruhigten, welche seinen Geist ununterbrochen beschäftigten, bis sie endlich ein Werk gebaren, das die in tausend Gemüthern ruhende, aber tief verborgene Idee an die Befreiung von dieser Fremdherrschaft wie mit einem elektrischen Schlage durch Aller Herzen rief. Schon 1823 war das „Gore ot uma“ vollendet, als noch nichts Anderes als französische Tragödien und Komödien auf der russischen Bühne und französische Theorien in den ästhetischen Schriften herrschten und man nur eben erst in den Journalen anfing, einige bescheidene Zweifel an der Unfehlbarkeit des Horaz und Boileau zu äußern. Ohne den Gedanken an eine Reformation ward Gribojedow ein großer Reformator und gab dem russischen Drama eine ganz andere Gestaltung, eine ganz neue Richtung.

Die Grundelemente des „Gore ot uma“ waren also: der Unwille einer russischen Seele gegen die Lächerlichkeiten und Mängel der Gesellschaft und das Gegentheil hiervon — der reine, unvermischte, unabhängige Geist eines echten Russen. Im Tschackij ist Alles ausgeprägt, was Gribojedow von der jungen Generation fodert; Tschackij ist daher kein Ideal, sondern ein wirklicher Mensch, wie Gribojedow vielleicht in sich selbst einen solchen fühlte. Daher der ewige Kampf desselben mit seiner Umgebung, mit den herrschenden Ansichten, Sitten und Gewohnheiten. Mit diesem Plane des Lustspiels waren die Gestalten Molière's rein unvereinbar. Der Dichter war genöthigt, seine Gestalten aus dem wirklichen Leben um ihn herum zu nehmen; er that es, und daher kommt es, daß sie nun alle ihr eigenes, selbständiges Gepräge an sich tragen. Ebenso wenig konnte die Sprache dieser Helden irgendwo bestehenden Mustern nachgebildet sein; denn die Schöpfungen Gribojedow's waren reines, russisches Blut, und im russischen Drama war bisher kaum ein ernstlicher Versuch gemacht worden. Das größte Verdienst des „Gore ot uma“ ist also auch die tiefe Originalität desselben. Alle Kraft, alle Schönheiten desselben entströmten dem reinen, frischen Quell des wirklichen Lebens und bleiben daher für immer ein Muster allen künftigen Komikern Rußlands. Und nur hieraus ist's begreiflich, wie Gribojedow sagen konnte: die Gegen-

stände für die Komödie seien stets um uns; man müsse nur im Stande sein, sie mit russischer Seele aufzufassen und zu fühlen.

Aber das „Gore ot uma" hat auch Einzelnes gemein mit den ähnlichen Schöpfungen Shakspeare's, Molière's und anderer Komiker. Sowie diese uns Gestalten aufführten, bei deren bloßem Namen uns schon eine ganze Persönlichkeit, lebendig, mit Fleisch und Blut, vor den Augen steht, wie z. B. Falstaff, Figaro, Tartufe, Harpagon, Alceste, Argane und Andere, so hat auch Gribojedow solche urtypische Gestalten geschaffen, deren bloße Nennung genügt, einen ausgeprägten Charakter, wie er in der Wirklichkeit leibt und lebt, zur lebendigsten Anschauung zu erheben. Der schlagendste Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung liegt in dem Umstande, daß man Gribojedow beschuldigte, er habe in seinem Stücke wirklich lebende Personen an den öffentlichen Pranger gestellt. So war man besonders in Moskau, wo die Handlung spielt und wo das Stück auch größtentheils in seiner jetzigen Form zu Tage gefördert wurde, bemüht, für jede einzelne Gestalt Originale in der Gesellschaft zu suchen. Freilich waren diese Bemühungen fruchtlos; ja, es zeigte sich sogar bald, daß der Eine in einer Person den Famusow, wo der Andere den Skalozub oder Repetilow fand; daß man diese Gestalten bald auf die eine, bald auf die andere Person übertrug, woraus denn bald Streit und Kämpfe entstanden, deren heftige Fortführung nur dazu dienen konnte, das Stück interessanter zu machen. Welch ein Beweis für die Wahrheit der Zeichnungen Gribojedow's, für die Frische der Farben, für die Lebendigkeit der Skizzirungen. Seine Personen *leben*!

Neben Tschakij steht als Gegensatz Famusow und Sophie, zwei Charaktere, welche der Dichter mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet hat. Neben ihnen handelt Moltschalin als verächtliches Seitenstück, mit gleichen Handelsmaximen, aber ohne die dumme Biederkeit und die unbezweifelte Zuversicht auf die Rechtlichkeit seines Thuns und Handelns, welche uns mit Famusow so innerlich wahr und im Grunde des Herzens versöhnt, daß wir bei seinen schlechten Handlungen selbst lächeln können; denn wir wissen ja, er handelt so, weil es ihm nie in den Sinn gekommen, daran zu denken, an seiner Handlung könne irgend etwas Unmoralisches sein. Um diese vier gruppiren sich die übrigen Gestalten, alle scharf gezeichnet, und bilden in ihrer Gesammtheit ein herrliches Gemälde, ein vollständiges Bild aus dem Leben der Gesellschaft, so treffend und zugleich so wahr, daß es darin nirgend etwas Überflüssiges, Gezwungenes oder durch den Charakter der Person Nicht-Bedingtes gibt.

Einer der größten Vorzüge, sowie eine der wirksamsten Ursachen der so überaus günstigen Aufnahme des „Gore ot uma" ist aber und bleibt *die Sprache* des Stückes. Da Gribojedow einmal es gewagt hatte, die Fesseln des französischen Lustspiels zu zerbrechen, so ward es ihm auch nicht schwer, die Zwangschrauben der gedrechselten Periode und der Büchersprache zu zertrümmern; denn er hatte die feste Überzeugung, daß nur nach Entfernung dieser Hemmnisse ein nationelles russisches Lustspiel ins Dasein gerufen werden kann. *Die Sprache des gemeinen Lebens in der edlern Gesellschaft* war es, welche Gribojedow in diesen Zweig der Literatur einführte, wovon er das *erste Lustspiel*, als ein ewiges Muster für die echte reine Sprache des russischen Lustspiels aufstellte. Und schon dieses einzige Verdienst hätte seinem Namen Unsterblichkeit gesichert. Aber er brach dadurch auch die *erste* Bahn zu einem ganz neuen Leben in der russischen Literatur, er brachte ein ganz neues Element in sie, das Volksthümliche, und gab dadurch den *ersten* Anstoß dazu, daß die Literatur auch bei den mittlern Ständen des Landes Eingang fand. Und dadurch hat er seinem Vaterlande eine Wohlthat erwiesen, deren Wirkungen unberechenbar, deren Folgen unendlich sind.

J. P. Jordan.

Trutz-Nachtigall von *Friedrich von Spee*.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Wenden wir uns nun zu dem Dichter Spee, wie er uns namentlich hier in seiner „Trutz-Nachtigall" entgegentritt. Er hatte sie 1634 vollendet und die Handschrift derselben, fest und sauber geschrieben, befindet sich im Besitz des Gymnasiums zu Trier. Eine Nachbildung des Titelblatts derselben wird in der Einleitung, S. XLVII, mitgetheilt; die beiden darauf befindlichen Verzierungen kehren bei jedem Gedichte in dem kleinen in Pergament gebundenen Büchlein wieder. Der Titel lautet vollständig: „Trutz-Nachtigal, oder geistliches poetisch Lustwäldlein. Als noch nie zuvor in Teutscher Spraach auff recht poetisch gesehen ist. Allen geistlichen, gottliebenden Seelen, vnd sonderlich der poetischen Kunst gelehrten Liebhabern zur Erquickung. Durch einen Priester der Societät Jesu. Anno 1634." Über das auffallende Haupttitelwort erklärt sich der Verfasser in den ersten Worten der Vorrede also: „Trutznachtigall wird dies Büchlein genannt, weiln es trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet und zwar aufrichtig poetisch, also daß es sich auch wohl bei sehr guten lateinischen und andern Poeten dörft hören lassen." Über ein Jahrhundert waren Spee's Gedichte, deren sich außer der „Trutz-Nachtigall" viele in seinem „Gülden Tugendbuch" u. s. w. (Köln 1649) finden, fast vergessen. Bruchstücke aus ihnen, doch in frei modernisirender Bearbeitung, ließen v. Wessenberg („Friedrich v. Spee's auserlesene Gedichte", Zürich 1802) und Willmes („Blüten religiösen Geistes und Sinnes aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts", Köln 1812) erscheinen; Fr. Schlegel wendete ihm (im „Poetischen Taschenbuche" für 1806) erneuerte Aufmerksamkeit zu; eine unveränderte Auflage der „Trutz-Nachtigall" mit den Liedern aus dem „Tugendbuche" veranstaltete Clemens Brentano (Berlin 1817); einen bedeutenden Auszug mit werthvoller Einleitung gab K. Förster im zwölften Bande der schätzbaren „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Leipzig 1822). Ref. darf diese literarischen Nachweisungen, die in der Einleitung nur unvollständig angedeutet werden, für willkommen halten.

Über Spee's Charakter als Dichter heißt es in der Einleitung, S. XLIII, also: „In der ‚Trutz-Nachtigall' erscheint der Grund eines muthigen, thatkräftigen Lebens, die Flamme der Liebe, die Alles überwindet, und zwar der reinsten und innigsten zu dem Schönsten und Höchsten, zu Gott und dem Erlöser. Alle seine Gedanken und Wünsche gehen auf diesen hohen Gegenstand seiner Liebe, ihn sucht und findet er in allen Erscheinungen, in jedem Leben; Engel und Menschen, Leben und Lebloses ladet er zum Mitleben und Frohlocken ein. Diese Fülle und Glut der Sehnsucht, diese Einheit und Wahrheit der Weltanschauung, diese innige Klarheit und Anschaulichkeit, womit er

auch das kleinste Sein auffaßt und mit dem Lichte höherer Schönheit durchdringt, das edle Selbstbewußtsein seines geistigen Lebens, seine einfache und wohllautende Sprache machen ihn zu einem classischen Dichter. Er ist durchaus lyrisch und neigt sich zur Idylle. Seine Hirten, Damon und Halton, Philämon und Phidämon vertreten die ganze Menschheit dem ‚guten Hirten' gegenüber, ‚der für seine Heerde das Leben gelassen'. Das Verbergen seiner Gefühle und Gedanken und des erhabensten Gegenstandes unter so einfache und kleine Verhältnisse läßt seine Geisteshoheit, seine Liebe und seine dichterische Kraft die Feuerprobe bestehen" u. s. w. Die Wahrheit dieser Charakteristik wird sich Jedem bei näherer Bekanntschaft mit der „Trutz-Nachtigall" mehr und mehr aufschließen und sie fällt vielerwärts mit den von Wachler, Horn u. A. über Spee gefällten Urtheilen zusammen. Gleichwol sind auch die Schattenseiten an ihm nicht zu übersehen. Der mythologische Aufputz, der die Mächte der Natur personificirt, die Diana einführt und Maria's Knaben mit Cupido's Attributen ausstattet u. s. w., kommt auf Rechnung des zu seiner Zeit herrschenden Geschmacks; aber des Tändelnden und Spielenden, wodurch das Erhabene zum Spiel der Kinder gemacht wird, ist gar viel und auch das Schwülstige macht sich breit, wenn z. B. die frommen Hirten solche Liebesglut zu ihrem Jesus im Herzen haben, daß sie die Nachbarn einladen, „ihr Feuer und Kohlen bei ihnen zu holen" (S. 188). Doch dürfte Gervinus vielleicht zu weit gehen, wenn er sagt: „Es lauere bei Spee im Hintergrunde der katholische Mortificationssinn, der alles Irdische dem Koth gleich setzt und der schnöden Welt ein stetes Ade sagt; es sei nur, als ob dieser finstere, saure Sinn versteckt werden sollte, als ob diese Lieder jene Freudigkeit heucheln wollten, zusammt jener Frömmigkeit, die die Protestanten an den katholischen Gesängen vermißten." Jedenfalls ist der Fonds des Guten und Schönen in der dem Volksliede sich nähernden und an köstlichen Naturschilderungen reichen Dichtweise Spee's so groß, daß er stets Freunde finden und behalten wird. So elektrisirt das herrliche Frühlingslied (S. 108):

Jetzt wickelt sich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf
Umgürt't mit Rosenfeder u. s. w.

Aber alle Farbenpracht ist doch nur Decoration, vorbereitend die Erscheinung des gläubigen Menschen, der die Liebe zu Gott und Jesu aussprechen soll. Wie schön wird in dem Gedichte, das den heiligen Xavier vorführt, der echte Romanzenton getroffen, den man sogleich aus dem Anfange heraushört (S. 95):

Als in Japan, weit entlegen,
Dachte dieser Gottesmann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen s' ihn mit Worten an,
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Mahlten s' ihm für Augen dar,
Redten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr u. s. w.

Wie trefflich er die Sprache zu handhaben versteht, besonders wo er, erschöpft gleichsam und ruhend von der Leidenschaft der Gottesliebe, mehr stetige Hingebung des Protestanten zu erkennen gibt, beweise der Anfang des Trauergesangs (S. 207):

Von der Noth Christi am Ölberg in dem Garten.

Bei stiller Nacht zur ersten Wacht
Ein Stimm' sich gunnt zu klagen;
Ich nahm in Acht, was die da sagt,
That hin mit Augen schlagen.

Ein junges Blut, von Sitten gut,
Alleinig ohn' Gefährten,
In großer Noth fast halber todt
Im Garten lag auf Erden.

Es war der liebe Gottessohn,
Sein Haupt er hatt' in Armen,
Viel weiß- und bleicher dann der Tod
Ein Stein es möcht erbarmen.

„Ach Vater, liebster Vater mein!
Und muß den Kelch ich trinken?
Und mag's dann ja mit anders sein?
Mein Seel' mit laß versinken!"

„„Ach liebes Kind, trink aus geschwind,
Dir's laß' in Traum sagen!
Sei wohlgesinnt, bald überwind,
Den Handel mußt du wagen!"" u. s. w.

Doch der Dichter mag sich nun selbst Freunden der lyrischen Dichtkunst weiter empfehlen. Nur würde, was hier zu seiner Charakteristik in Erinnerung gebracht worden ist, nach einer Seite hin unvollständig geblieben sein, wenn nicht zuletzt noch des Eifers gedacht würde, mit welchem Spee die Vortrefflichkeit der deutschen Sprache verkündete und bewies, und wenn ihm nicht nachgerühmt würde, daß er mit Opitz das Verdienst theile, über den Bau und die Messung der gebundenen Rede gute Regeln gegeben zu haben, sodaß ihm in dieser Beziehung ein Zeitgenosse das folgende Zeugniß ausstellen durfte:

Auf scharfem Hirn hat schliffen
Der rauhen Wort gar viel,
Die Saiten recht hat griffen
Im neuen Musikspiel;
Kein Sylbe wird erzwungen
Zu seinen Versen rein;
Ihm Alles ungedrungen
Zum Reimen fließet ein.

Die Melodien, welche zu 24 Gedichten dieser Sammlung gehören, befinden sich in der Friesem'schen Editio princeps, aber nicht im obenerwähnten Manuscripte. Auf welche Gründe die von den Herausgebern ausgesprochene Vermuthung, daß sie von Spee selbst herrühren, sich stütze, kann Ref. nicht beurtheilen. Hätten die Herausgeber Recht, so läge in ihnen ein neuer Beweis für die vielseitige Bildung Spee's. Die von Fölmer bearbeitete Harmonie verdient alles Lob. 67.

Literarische Notizen.

Van der Burch, Verfasser ganz vortrefflicher Vaudevilles, von denen einige, z. B. sein „Gamin de Paris", die Wanderung durch Europa gemacht haben, gibt gegenwärtig eine Reihe kleiner Skizzen und Novellen unter dem Titel „Les enfants de Paris" heraus. Man kann sich keine glücklichere Darstellung des alltäglichen Lebens, keine einfachere und doch unterhaltendere Zeichnung der tausend wechselnden Scenen der pariser Kinderwelt denken, als dieses Buch sie gibt, das, noch nicht vollendet, bereits den ungetheiltesten Beifall gefunden hat. Wir haben neulich bereits des heftweis erscheinenden „La grande ville" von Paul de Kock erwähnt, gegenwärtig können wir noch ein Seitenstück dazu anführen, das unter dem Titel „Paris au dix-neuvième siècle" eine Reihe pariser Scenen enthält. Beide Werke geben lebendige Schilderungen des bunten Lebens dieser Weltstadt, die nach der Natur gezeichnet und wirklich sprechend ähnlich sind. Die ersten Zeichner, wie Gavarni und Daumier haben dazu geistreiche, lebensvolle Bilder beigefügt, die den Werth des Ganzen nicht wenig erhöhen. 32.

Die Vorliebe für illustrirte Werke förderte eine neue, vom Verfasser gänzlich durchgesehene Ausgabe von Scribe's Werken zu Tage, die er entweder allein oder in Gesellschaft mit Andern schrieb. Diese „Oeuvres complètes" des Herrn Scribe erscheinen in Lieferungen ein- oder zweimal wöchentlich und werden mit 124 Vignetten, nach den Modezeichnern Alfred und Tony Johannot, Gavarni, Marckl u. s. w. unter der Oberleitung Blanchard des Ältern ausgeführt, geschmückt sein. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 252. — 9. September 1842.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände.

Zweiter Artikel. *)

Der gegenwärtige Artikel soll dem der zweiten Auflage des vorliegenden Werks hinzugefügten dritten Bande vornehmlich gewidmet sein; dieser Band enthält die Reisebriefe des Herrn von Raumer über England aus dem Jahre 1841. Der Verf. mit seinen freisinnigen und wissenschaftlichen Principien, seiner Darstellungsweise und seinem Forscherfleiße ist auch auf dieser dritten Reise derselbe geblieben. Die Physionomie Englands hingegen hatte sich in dem Zeitraume von fünf Jahren ziemlich geändert. An die Stelle eines bejahrten Königs war eine junge Königin getreten; große Spannungen in der äußern und innern Politik des Staates hatten seitdem Land und Volk in ungewöhnliche Bewegung gesetzt; die politische Stellung Englands zu Frankreich, zu Deutschland, zur ganzen Welt hatte eine veränderte oder wenigstens entschiedenere Haltung bekommen. Es muß dabei dem Verf. zu großer Genugthuung gereichen, daß die Ereignisse im Allgemeinen seine frühern Andeutungen und Urtheile bestätigt haben, daß so Manches bereits die Wendung genommen hatte, die er uns schon 1835 in Aussicht gestellt. Die 29 Briefe, oder vielmehr Abhandlungen, die den eigentlichen Kern des Bandes bilden, verbreiten sich einestheils über früher nicht in Betracht gezogene Gegenstände des britischen Lebens, anderntheils berichten sie uns die Veränderungen und Entwickelungen, die sich seitdem herausgestellt haben. Das Werk bildet so ein innerlich zusammenhängendes, die neueste Epoche Englands darstellendes Ganze.

In den ersten Briefen verbreitet sich der Verf. über die politische Haltung und die Weltstellung Englands im Allgemeinen; er läßt dabei der ausgezeichneten Persönlichkeit Palmerston's und den Erfolgen von dessen großartiger Politik volle Gerechtigkeit widerfahren. Seit der großen, im ersten Bande umständlich besprochenen Parlamentsreform hat die britische Staatsverfassung eigentlich keine Veränderung mehr erlitten. Man war von der einen Seite zur Überzeugung gekommen, daß mit der Reformbill nicht die Demokratie, nicht die Anarchie hereingebrochen sei, von der andern Seite hatte man aber auch erfahren müssen, daß die staatsrechtliche Veränderung bei allen ihren guten Folgen die gehofften Wunder nicht bewirkt habe; und das stetige England begnügt sich seitdem damit, die Reform in das Leben der Nation einzubilden und ihre Consequenzen allenthalben auseinanderzulegen. Die Vorschläge, die, auf den Geist der Reformbill gestützt, seitdem gemacht wurden zur weitern Abänderung der Verfassung, sind darum stets mit großer Stimmenmehrheit von dem Parlamente selbst verworfen worden. Indessen deuten diese Vorschläge so sehr auf die Zukunft und die Richtung der Parteien hin, daß sich der Verf. die Mühe nimmt, dieselben zusammenzustellen und zu prüfen. Unter diesen Vorschlägen fand der Antrag, das Grundeigenthum in England denselben Gesetzen zu unterwerfen wie anderes Eigenthum, den geringsten Anklang. Mit seiner Ausführung würde nämlich die Abschaffung aller Erstgeburtsrechte erfolgt sein, auf welche sich das englische Staatsrecht so sehr stützt und die allerdings in die Sinnesart des ganzen Volks übergegangen sind. Obschon wir dem Verf. zugeben, daß eine plötzliche und durchgreifende Vernichtung des Familienprivilegiums eine gewaltsame Umwandlung aller bestehenden Verhältnisse in Staat und Gesellschaft nachsichziehen müßte, so ist doch nicht zu verkennen, daß über kurz oder lang gerade diese Reform in England um so dringender hervortreten wird, je mehr die Gesellschaft an der unermeßlichen Anhäufung des Besitzes und besonders des Grund und Bodens in den Händen Einzelner zu leiden und zu tragen hat. Wie der Verf. schon früher selbst bemerkt, kann vielleicht nur auf diese Weise dem Kriege der Armen gegen die Reichen und einer lex agraria aus dem Wege gegangen werden. Nach einem andern Vorschlage sollte für die Mitglieder des Unterhauses, wie dies in Bezug auf Schottland schon besteht, der bestimmte Nachweis des Grundeigenthums aufgehoben werden, zumal dieses Gesetz der Königin Anna in der Praxis so vielfältig umgangen wird. Auch diesen Antrag verwarf man mit großer Entschiedenheit, weil man voraussetzte, daß nicht allein die Wähler ein Gleiches verlangen, sondern auch Leute über das Eigenthum des Bodens Gesetze geben würden, die selbst keins besäßen. Freilich eine Gewissenhaftigkeit, die, sollte sie überall consequent

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 213—216 d. Bl. D. Red.

gemacht werden, eine bedeutende Veränderung der Vertretung überhaupt nachsichziehen müßte. Weiter verlangte man, die Bischöfe, die Vertreter der Kirche, möchten vom Oberhause ausgeschlossen werden. Will man mit dem Verf. das Princip der protestantischen Kirche unerörtert lassen und den englisch-staatsrechtlichen Gesichtspunkt der Eigenthumsvertretung im Auge behalten, so muß ihm allerdings zugegeben werden, daß die englische Kirche politisch eher zu schwach als zu stark vertreten sei. Der hochmüthigen und verweltlichten Hochkirche hätte aber an diesem Orte eine Kritik vom Standpunkte des deutschen Protestantismus gewiß nichts schaden können. Wichtige Fragen über den Umfang und die Grenzen der parlamentairischen Rechte wurden ferner in Folge eines Processes über den Druck gewisser parlamentarischer Documente aufgeworfen, und unser Verf. nimmt hierbei Gelegenheit, über die absolute Macht des Parlaments im Verhältnisse zum Privatrechte einige treffliche Bemerkungen zu machen. In Folge der Einschüchterungen und Bestechungen, deren sich bei den Parlamentswahlen beide Parteien beschuldigten, wurde wiederholt die Einführung des Ballot vorgeschlagen. Indem der Verf. in den gegenwärtigen Stand der Dinge näher eingeht, stellt er heraus, daß die vorhandene Abstimmungsweise allerdings große Gebrechen an sich trägt, daß sie dem Reichen, seines Reichthum halber, einerseits ein Monopol verleiht, andererseits ihn aber sehr schwer durch den Stimmenerkauf besteuert; allein er zeigt auch auf, wie das Ballot keineswegs diesen Übeln steuern werde. Auch die neuesten Verhandlungen des Parlaments haben uns die Allgemeinheit des Bestechungssystems bei den Wahlen auf eine merkwürdige Weise erkennen lassen; indessen wird wol der Verf., und mit ihm Viele, die den Charakter Englands näher kennen, die Sache immer in einem mildern Lichte betrachten, da im englischen Volke nur zu sehr der Begriff des Staats- und des Privatrechts zusammenfällt; wer seine Stimme für Entschädigung verleiht, der verkauft im gemeinen Sinne ein Privatrecht, und in Schottland wurden sogar vor der Reform die Parlamentssitze gewöhnlich verhandelt. Auch der Antrag auf jährliche Parlamente wurde entschieden abgeworfen, längere Debatten erhoben sich indessen über die Ausdehnung des Stimmrechts. Nach den Mittheilungen unsers Verf. über das Verhältniß der Wähler zu den verschiedenen Ortschaften und Wahldistricten geht hervor, daß jetzt kleinere, minder bevölkerte Örter mehr Wähler zählen als große; mit Recht macht derselbe aber, wie früher bei einer andern Gelegenheit, geltend, daß auch bei der genauesten mathematischen Berechnung immer dergleichen Misverhältnisse eintreten müssen, so lange man überhaupt die Vertretung nach Quantitäten und nicht nach Qualitäten bestimmt. Wenn diese interessante Zusammenstellung der abgeworfenen Motionen einestheils zeigt, wie sehr es der einen Partei Englands Ernst ist, die Consequenzen der Reformbill zu verwirklichen, so gibt sie auch vielen unserer deutschen Herren die anschauliche Lehre, daß England und mit ihm jeder Staat in seinen Reformen und Veränderungen nur um so stetiger und besonnener zu Werke geht, je mehr die Freiheit und die Öffentlichkeit im Einbringen und Discutiren reformatorischer Maßregeln zur Ausübung gebracht wird.

Mit dem vierten Briefe beginnt der Verf. eine Reihe Erörterungen über die Zustände des Volks und der Gesellschaft. Wir heben aus den interessanten Mittheilungen über die britische Bevölkerung nur Folgendes heraus: Nach ihnen beträgt die Zunahme dieser Bevölkerung seit 1800 so viel, als die Gesammteinwohnerzahl der drei Reiche 1700 betrug. Gegenwärtig mag England zusammen mit Schottland und Irland eine Bevölkerung von 27½ Millionen besitzen. Die größte Zunahme ist in den gewerbtreibenden Städten vorhanden; die Zahlenresultate sind hier wahrhaft erstaunlich. Die Lebensdauer ist im Allgemeinen größer geworden, auf dem platten Lande die Sterblichkeit geringer als in den Städten, besonders hat seit der Kuhpockenimpfung die Todeszahl der Kinder abgenommen, sodaß jetzt in London jährlich 300 (während sonst 5000) Kinder an den Pocken starben. Unter 100,000 Todesfällen befinden sich 6$^{9}/_{10}$ Selbstmorde; unter 1000 Sterbenden sind 140 über 70 Jahr alt; von 46 Lebenden stirbt jährlich einer. Kein anderes Land als England hat so wenige Ackerbauer im Verhältnisse zu den Industriellen, und doch bringen diese wenigen Hände die größten Erfolge hervor. Mit Ausschluß des ostindischen Heeres ist die britische Armee nicht viel über 100,000 Mann stark, und der Verf. schreibt es nicht blos Englands geographischer Lage, sondern auch seiner Weisheit und Klugheit zu, daß es sich nicht von einer so ungeheuern Soldateska, wie andere Staaten, ausfressen läßt.

Der fünfte und sechste Brief zieht die Colonien und deren Verhältnisse in Betracht. Es darf wol nicht erst bemerkt werden, daß dies nur sehr im Allgemeinen geschehen kann, da mehr als ein Lebensalter und mehr als zehn Bände dazu gehören würden, die Colonialverhältnisse speciell auseinanderzusetzen. Die spanischen Colonien, bemerkt Herr von Raumer, waren hauptsächlich ein Geschenk des Zufalls und der schnellen und glücklichen Besitznahme, die russischen in Nordasien sind eine Folge der geographischen Lage, bei den englischen Colonien aber hat Absicht, Klugheit und Thätigkeit eine größere Rolle gespielt. Je mehr Anlagen aber diese Kinder des britischen Staates und Volks haben, je schneller ihre Erziehung vollendet sein wird, desto eher werden sie großjährig und unabhängig werden; diesem Schicksale geht England mit seinen Colonien entgegen. Der Verf. ist, auf diese Überzeugung hin, weit entfernt, das Colonialsystem im Interesse Altenglands abgeändert zu wissen, vielmehr ertheilt er dem alten England das welthistorische Amt zu, im Interesse für die künftigen Geschlechter und Völker die Cultur und das Christenthum auf alle Punkte der Welt zu tragen, und setzt voraus, daß wegen dieses ungeheuern Geschäfts England unsterblichen Ruhm und unsterbliches Dasein gewinnen müsse. Der Verf. weiht uns einigermaßen in die englische Colonialpolitik ein, aber es würde ihm, da ihm alle Mittel scheinen zu Gebote gestanden zu haben, gewiß nicht schwer geworden sein, hätte er dabei etwas umständ-

licher und zusammenhängender verfahren wollen, denn diese Verhältnisse sind, zumal uns Deutschen, eine terra incognita. Der Bericht über den glücklichen Zustand der freien Negercolonien klingt wahrhaft fabelhaft, wenn man erwägt, daß aus einer Heerde demoralisirter Negersklaven in so kurzer Zeit eine Menge von blühenden und Zukunft verheißenden Gemeindewesen geworden sind. Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte" spricht der schwarzen Race geradezu alle höhere Culturfähigkeit ab, die Engländer aber scheinen ihn sehr gründlich zu widerlegen. Der Verf. billigt das System der englischen Regierung in Neusüdwales, nach welchem das ganze Land nicht mehr parcellirt und unentgeltlich vertheilt, sondern zu einem geringen aber festen Preise verkauft wird. Da auf diese Weise nicht jeder Einwanderer Besitzer werden kann, so entsteht eine Classe freier Arbeiter, die für die Cultur des besessenen Landes allerdings erfoderlich und gedeihlich ist. Diesem Systeme ist oft, namentlich von Seiten der Franzosen, die sich gewöhnlich über das ganze Land verbreiteten, als einer tyrannischen Maßregel widersprochen worden; indessen ist diese vermeintliche Tyrannei, wie aus den englischen Colonialberichten hervorgeht, nur höchst vortheilhaft für das Mutterland und die Colonien selbst gewesen; auch bewilligt England neben diesen Verkäufen in gewissen Fällen noch unentgeltliche Ackervertheilung. Der Verf. hebt mit Recht das englische Gesetz als einen ebenso weisen wie humanen Schritt hervor, nach welchem alle Ureinwohner in den neuen Ländern für britische Unterthanen erklärt werden, denn damit haben diese Wilden die größte Bürgschaft für ein menschliches Verfahren und ein Anrecht auf ihre Erziehung und Bildung erhalten. Seit 1831 wurden (die sehr großen unentgeltlichen Verleihungen abgerechnet) verkauft: in Ceylon 20,000 Acres Land, in den nordamerikanischen Colonien 1,317,000, in Australien 1,902,000 Acres Land. Der Durchschnittspreis für Neusüdwales war 27 Schillinge für den Acker. Die britischen Auswanderungen, über welche der Verf. einen kurzen Bericht erstattet, stehen mit den ungeheuern Länderstrecken und mit den Klagen von Übervölkerung im Mutterlande in gar keinem Verhältnisse, ein Zeichen, daß England immer noch hinreichend Mittel besitzt, seine Bevölkerung zu erhalten, oder auch, und dies mag wol zum Theil in Irland der Fall sein, daß die Proletarier keine Mittel für die Auswanderung selbst haben. Den Riesenplan, für 12 Millionen Pfund aus England auf einmal eine Million Menschen nach den Colonien zu senden, verwirft Herr von Raumer nach theoretischen und praktischen Gründen; ob aber nicht in Zukunft aus England und dem alten Europa ganze Massen der Bevölkerung in dieser Weise werden den Wanderstab ergreifen müssen? In den letzten 14 Jahren wanderten aus England aus 790,000 Personen, davon 348,000 nach den Vereinigten Staaten; 1836 wanderten aus 62,207 Personen, darunter 12,658 nach dem englischen, 33,536 nach dem freien Amerika, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung 227, nach Australien 15,786 Personen. Keine Colonie macht verhältnißmäßig so rasche Fortschritte, wie der Verf. darthut, als Neusüdwales. Neben großer materieller Entwickelung ist das Land auch schon, was Staat, Gesetz und Bildung betrifft, auf dem erfreulichsten Wege. Die im Parlamente erhobenen Klagen über die Entsittlichung Australiens durch die Verbrechercolonien und deren schlechten Zustand sucht der Verf. durch andere englische Zeugnisse zu widerlegen. Die Erörterungen über den Colonialhandel unterstützt der Verf. mit interessanten Tabellen; er feiert in dieser Beziehung einen sehr ansehnlichen Triumph, denn die Tabellen stellen heraus, daß an den Orten und von den Zeiten an, wo die Monopole und Beschränkungen wegfielen, sich gerade der gegenseitige Verkehr am meisten gehoben hat.

Schon im zweiten Bande hat Herr von Raumer über Ostindien und seine Verhältnisse zu England eine sehr interessante und belehrende Abhandlung gegeben, die wir wenigstens hier, wo er wieder auf die ostindischen Colonien zu sprechen kommt, nicht unerwähnt lassen dürfen. Dieser Artikel umfaßt zuvörderst die Entwickelungsgeschichte der ostindischen Compagnie nach den Phasen der über sie verhängten Gesetzgebung, ohne dabei in ihre Kriege und Verhältnisse zu der indischen Bevölkerung selbst einzugehen. Was die Handelsverhältnisse Ostindiens mit England betrifft, so haben sich diese wiederum ungemein gehoben, jemehr die Monopole der Gesellschaft in Bezug auf den Handel abgeschafft wurden. Die Maßregeln, die England (nachdem allerdings eine abscheuliche Politik gegen die ostindische Bevölkerung aufgegeben worden war) in neuester Zeit in Bezug auf das politische Dasein der ostindischen Völker ergriffen hat, erkennt der Verf. als das einzige Mittel an, um sowol Ostindien selbst, wie England und Europa die Vortheile des gegenseitigen Verkehrs zu sichern. Überhaupt sucht er allenthalben an den concreten Verhältnissen die von der Wissenschaft wie von der echten Weisheit zugleich empfohlene Wahrheit herauszustellen, daß ein Völkerverkehr nur bestehen und jedem Theile auf die Dauer nützlich werden könne, wenn die Vortheile gemeinsam sind, wenn man gibt, indem man nimmt; selbst zwischen den Colonien und dem Mutterlande, zwischen den Völkern des gebildeten Europas und den wüsten Volksmassen Südasiens macht er dieses Princip geltend. Aus den zahlreichen statistischen Nachrichten, die den Werth der Abhandlung erhöhen, vermögen wir keine einzelne Notiz herauszugreifen. Bemerken wollen wir nur, daß 1830 aus Ostindien für 13,468,000 Pfund Opium nach China ausgeführt wurde. Die Zinsen der ostindischen Staatsschuld betragen gegen 2 Millionen Pfund und eine jährliche Einnahme von 23 Millionen Pfund reicht selten ganz hin zur Deckung aller Ausgaben. Das englische, dem Staate und der Gesellschaft angehörige Ostindien hat viermal so viel Einwohner als das ganze übrige britische Reich. Die Einfuhr aus Indien nach England, sowie umgekehrt, ist sehr bedeutend; auch kommt die merkwürdige Thatsache zum Vorschein, daß England mit seiner überlegenen Maschinenarbeit im Stande ist, aus Indien rohe Baumwolle einzuführen, sie zu spinnen und das Garn nach Indien zurückzuführen und wohlfeiler zu ver-

laufen als das von den Einwohnern gesponnene Garn. An die Handelsnachrichten über Ostindien knüpfen sich im dritten Bande die frühern, jetzt gestörten Handelsverhältnisse Englands mit China. Diesen Erörterungen folgen die statistischen Übersichten über den Verkehr Englands mit allen seinen Colonien; die Zahlenverhältnisse, die von 1828—38 laufen, sind ungeheuer und immer, bis auf geringe Ausnahmen, progressiv. Wie unermeßlich muß doch die materielle Thätigkeit der britischen Nation sein, und welche Capitalien gehören dazu, um diesen Kreislauf um die Welt zu unterhalten! Mit Recht weist unser Verf. die bornirte Bemerkung mancher spiritualistischen Ofenhocker und Pietisten zurück, die in diesem Resultate nichts sehen als die geistverlassene Bewegung der Materie, in diesen Zahlen nichts als die Massen profaner Waarenballen; diese ganze Statistik lebt, ist ein rühmliches Zeugniß des menschlichen Geistes, und die Grundlage, auf welcher die Civilisation, das Glück, die Religion, die Wissenschaft, kurz das Dasein der Völker und des künftigen Geschlechts beruht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Man kann die Verdienste der Franzosen um die geographischen Wissenschaften nicht leugnen, denn wenn man auch mit kritischem Messer eine ganze Sammlung grober Versehen selbst in den verbreitetsten französischen Handbüchern ausstechen kann, so muß man doch anerkennen, was sie zur Kenntniß geographischer und ethnographischer Verhältnisse theils durch Entdeckungsreisen, theils durch Sammlung und Ordnung Dessen, was hierauf Bezug hat, gethan haben. Einer der eifrigsten Arbeiter auf diesem Felde ist Ternaux-Compans, Mitarbeiter an den werthvollen „Annales des voyages", die sich seit langen Jahren eines europäischen Rufes erfreuen. Er hat nicht nur selbst ausgedehnte Reisen in der neuen Welt, namentlich in Centralamerika unternommen (bei denen indessen die unmittelbare Ausbeute nicht sehr groß ausgefallen ist), sondern er hat mit unermüdlichem Eifer die Materialien zu einer umfassenden Geschichte der geographischen Wissenschaften zusammengetragen. Außer seinen oft sehr gehaltreichen Kritiken und kleinern Aufsätzen in dem genannten Journale (z. B. mehre Artikel über die Sprachen Amerikas, über die Alterthümer Mexicos u. s. w.) verdanken wir ihm zwei wichtige Sammlungen, in denen, was irgend Beachtenswerthes in den ersten Jahrhunderten nach der Entdeckung von Amerika geschrieben ist, sich zusammengestellt findet. Er hat hier die Bausteine zusammengetragen, aus denen Humboldt's „Histoire critique de la découverte d'Amérique" ergänzt und fortgeführt werden kann. Die weniger umfangreiche dieser Sammlungen trägt den Titel: „Recueil de documents et mémoires originaux sur l'histoire des possessions espagnols en Amérique." Der größte Theil dieses Werkes ist aus unbenutzten Quellen geschöpft. Wir verweisen unter andern Stücken, die darin mitgetheilt werden, nur auf eine Beschreibung von Guatemala, die aus dem J. 1576 herrührt, auf Briefe über die abergläubischen Gebräuche der Peruaner und auf eine Geschichte der Eroberung von Granada (1536). Bedeutender noch ist ein anderes Unternehmen von Ternaux-Compans, das bereits zu einer beträchtlichen Bändezahl angeschwollen ist. Es führt den Titel: „Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique." Obgleich Humboldt in seinem erwähnten classischen Werke von dieser Quellensammlung rühmlichst spricht, so ist doch in Deutschland im Allgemeinen dem Fleiße und der Gelehrsamkeit ihres Herausgebers noch keine gerechte Anerkennung zu Theil geworden. Möchten diese Zeilen im Stande sein, auf einen französischen Gelehrten aufmerksam zu machen, der mit einer Ausdauer und einer Sorgfalt ausharrt, die wir bei einem Franzosen selten finden, seltener aber noch anzuerkennen wissen!

In Erwartung des großen Werkes, in dem Thiers dem Napoleon ein würdiges Denkmal setzen wird, fahren die Memoirenfabrikanten und Geschichtsfudrer fort, die Züge des Kaisers in Wasserfarben nachzupinseln. Ganz vorzüglich thätig ist unter diesen Emile Marco St.-Hilaire, der mit seinen „Mémoires secrets" gleich Monate lang die Spalten des „Siècle" füllt und mit seinen Aufsätzen den Übersetzern in der „Didaskalia" und in deutschen Blättern ähnlichen Schlages Gelegenheit gibt, einen Schniker über den andern zu machen. Die französischen Schriftsteller machen es wie die pariser Kaufleute, die sich ausschließlich einem bestimmten Handelsgegenstande widmen, um sich durch diese „Specialité" einen größern Namen machen zu können. St.-Hilaire hat das Andenken des Kaisers, wie der gemeine Ausdruck schlagend sagt, gepachtet und hat es bis jetzt schon wacker ausgebeutet. Gegenwärtig fängt er an, einen Theil dieses Anekdotenwustes zusammenzuschmelzen und daraus ein Ganzes zu machen. Seine „Histoire populaire anecdotique et pittoresque de Napoléon et la grande armée" kann ihrer populairen Darstellung und ihrer glänzenden Ausstattung wegen (die Bilder sind von Jules David) auf ein großes Publicum zählen. Den ersten Proben nach zu urtheilen, wird indessen diese Schrift einem kleinen Werkchen von Balzac („Petite histoire de l'empereur racontée dans une grange par un vieux soldat et recueillie par *Balzac*") durchaus nicht gleichkommen, das in höchst origineller Weise einen flüchtigen Überblick über das ganze Leben von Napoleon enthält. Schon früher waren wir in irgend einem Romane des fruchtbaren Schriftstellers, der sein Talent unselig verzettelt, auf die Schilderung einer Scene aus dem Kriege der Kaiserzeit gestoßen, die er einem alten Invaliden in den Mund legte. Damals schon kamen wir auf den Gedanken, wie erfreulich es sein würde, wenn Balzac in demselben volksthümlichen Tone das Leben des Heroen der französischen Geschichte erzählen wollte. Er hat diesen Wunsch, der ihm gewiß von vielen Seiten ausgesprochen ist, erfüllt und sein Werkchen, das ein zierliches Bändchen bildet und mit Vignetten von Lorentz geziert ist, hat in kurzer Zeit einen ungewöhnlichen Absatz gefunden. Balzac hat sich nicht begnügt, einige Ausdrücke aus der Sprache der niedern Stände zu entlehnen, sondern seine ganze Darstellung trägt wirklich den Stempel der Volksthümlichkeit. Vorzüglich glücklich ist er da, wo er den Volksglauben ausspricht, der in der Person Napoleon's mehr als einen Sterblichen sieht und der das ungewöhnliche Schicksal des ungewöhnlichen Helden noch mit wunderbaren Sagen schmückt.

Wir haben zu wiederholten Malen in unsern flüchtigen Bemerkungen über die französische Literatur von dem vor kurzem verstorbenen Th. Jouffroy geredet und müssen heute bei Erscheinung einer Sammlung seiner kleinen Schriften („Nouveaux mélanges de philosophie"), die von seinen Freunden veranstaltet ist, auf ihn zurückkommen. Wir erkennen aufs neue die Schärfe des Verstandes, den Umfang der Kenntnisse und besonders die äußerst glückliche Darstellung, die seinen Artikeln im „Globe" einen so hohen Werth verlieh. Im Allgemeinen spricht sich in ihm der ruhige, klare Geist des Philosophen aus, nur zuweilen, wenn er einen höhern Flug nimmt, wird sein Styl belebter und man erinnert sich, daß derselbe Schriftsteller mit flammender Sprache, mit begeisterten Worten das Erwachen der griechischen Nation in seinem Journal begrüßt hatte. Wir wünschen noch schließlich, daß es seinen Freunden gefallen möge, einen Theil seiner trefflichen Vorlesungen an der Sorbonne zusammenzustellen und herauszugeben. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 253. —— 10. September 1842.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

Der Verf. geht im siebenten Briefe zur Darstellung der Handelsereignisse über, die seit 1835, wo er eine allgemeine Übersicht des britischen Handels gegeben, eingetreten sind. In der Tabelle über die Ein- und Ausfuhr von 1830—40 zeigt sich hier und da ein Schwanken, im Ganzen ergibt sich aber eine unleugbare Steigerung des britischen Handels; so wurden z. B. ausgeführt 1815—18 230 Mill. Ellen baumwollene Waaren, 1834—37 570 Mill., 32—71 Mill. Ellen Leinwand, 243—354 Centner Eisen und Stahl, 60—185,000 Tonnen, 1,445,000 —1,988,000 Stück Tuche. Die Bemerkung, daß wol die Menge zugenommen habe, die Preise aber gesunken seien, begleitet der Verf. sehr richtig mit dem Einwurfe: sobald auch die Capitale gestiegen und die Fabricationskosten geringer geworden, folgt aus dem Sinken der Preise keine Verringerung des Handelsgewinnes; ferner: die in neuern Zeiten bedeutende Herabsetzung der Steuern hat auf den Handel zwar nicht so sichtbaren, aber unleugbar vortheilhaften Einfluß gehabt. Diesen Erörterungen folgt eine große Tafel über die britische Einfuhr in den Jahren 1838 und 1839; Kaffee, Thee, Schaf- und Baumwolle liefern dabei die größten Sätze. Die Wolleinfuhr aus allen Theilen der Welt betrug 1838 57,395,000 Pf.; darunter waren aus Rußland 7,966,000, aus Ostindien 2,103,000, aus Neusüdwales 6,621,000, aus Vandiemensland 3,212,000, aus Deutschland aber noch beiweitem am meisten, nämlich: 23,837,000 Pf. Wolle. Zugenommen hat indessen die Wolleinfuhr aus Ostindien und Neusüdwales ungeheuer; noch 1834 betrug sie nur 69,000 Pf. Die zweckmäßigen Tafeln über die britische Schiffahrt liefern, ungeachtet aller Klagen um die Verringerung des Monopols, gleichfalls äußerst günstige Nachrichten. Zu allen diesen Zahlenresultaten macht aber unser Verf. noch folgende erläuternde Bemerkungen: 1) Das Steigen und Sinken des Handels bei einzelnen Gegenständen in einzelnen Jahren hat nicht allgemeine, sondern ganz besondere Gründe, wie z. B. Mißwachs, zu große oder zu geringe Ein- und Ausfuhr in einem frühern Jahre, Vermehrung oder Verminderung der Abgaben, Öffnen oder Versperren der Handelswege, Krieg, Frieden u. s. w. 2) Mindern Schwankungen als der äußere ist der innere Handel ausgesetzt, doch unterliegt er auch gleichen Chancen durch Handelskrisen, Theuerung und dergleichen. 3) Für den Kaufmann kann wie für den Manufacturisten großer Gewinn eintreten, während die kleinern Kaufleute bis zum Handwerker herab nur verlieren und leiden. 4) Das Dasein von Krankheiten und Übeln in der Handelswelt soll nicht geleugnet werden und die Gesetzgebung hat die Pflicht, diese Übel zu heben, so viel als möglich. An diesen Punkt schließt sich in England die Frage um die Korngesetze. 5) Die Jahre 1837—40 sind durch Handelsunfälle und schlechte Ernten für Englands Handel nicht so vortheilhaft gewesen wie früher. 6) Der Handelsvertrag, den England mit dem deutschen Zollverein geschlossen, ist für dasselbe von großem Vortheil.

Der achte Brief hat die englischen Eisenbahnen, das Postwesen mit seiner jüngsten Reform und die Bankrotte zum Gegenstande; er gibt eine fortgesetzte Erläuterung Dessen, was in diesem Bezug schon früher mitgetheilt worden ist. Wir bemerken nur, daß am 1. Juli 1841 1581 englische Meilen Eisenbahnen in England fahrbar waren. Nirgend hat man so viele Erfahrungen über Eisenbahnen als in England. Da die Eisenbahnen nach denselben Richtungen keine Concurrenz zulassen und nothwendigerweise für die Besitzer zu einem bedeutenden Monopol werden müssen, so deutet auch der Verf. auf die Nothwendigkeit eines Beschränkungsgesetzes im Interesse einer freien Industrie hin. Über die neueste Postreform, nach welcher in England nicht mehr bei Briefen die Entfernung, sondern einzig das Gewicht in Betracht gezogen wird, macht der Verf. mehrfache Einwendungen; er gibt zu, daß der Verkehr dadurch erleichtert worden, daß sich auch mit der Zeit der Ausfall von 1 Mill. Pf. decken werde; aber er zeigt, wie die Maßregel nicht eigentlich dem Armen, sondern dem Kaufmanne zugute komme und die Ungleichheit der englischen Besteuerung nur vergrößere. Ferner hält er es für unzweckmäßig, daß das Ministerium im Augenblicke, als ein Deficit in den Finanzen vorhanden war, die Million fahren ließ, ohne Ersatz dafür zu haben.

Der neunte Brief beschäftigt sich mit den Fabriken, Factoreien und Arbeitervereinen; er bildet die Ergänzung

zu den frühern Briefen, nur faßt er den Gegenstand mehr von der socialen Seite auf. Im Allgemeinen ist der Verf. immer noch der Ansicht, daß die materielle Lage der Kinder in den Fabriken nicht die übelste sei; allein er kommt auch hier wieder darauf zurück, daß das Factoreisystem für Erziehung und Unterricht nachtheilige und schwer zu beseitigende Folgen habe. Nachdem die Maschinen die schwere Arbeit übernommen, hat sich die Nachfrage nach Kindern für die Fabriken ungeheuer gesteigert und die nächste Wirkung davon mußte sein, daß die bald Erwachsenen nicht im gleichen Verhältnisse ihr ausreichendes Brot und Unterkommen finden konnten. An diese Ursache knüpft der Verf. einen großen Theil der Übel, die in neuester Zeit aus der ungeheuern Anzahl der Fabrikarbeiter entsprungen sind. Ihre schwankende Stellung zwischen Erwerb und Mangel, die hohen Steuern, die auf dem Arbeiter lasten, die glückliche Lage ihrer reichen Fabrikherren, wol auch die theilweisen Bedrückungen durch dieselben führten zuletzt auf die Arbeitervereine; allein dies war eine Maßregel, wodurch, wie der Verf. gründlich beweist, über das ganze Fabrikwesen und die dabei Betheiligten, statt Glück, unendliches Elend hereingebrochen ist. Die Arbeitervereine haben keinen Vergleich mit den alten Zünften, denn sie sind nicht zum Vortheile aller, sondern gegen die Herren und Meister geschlossen; bei der ungeheuern Zahl der Arbeiter im Verhältnisse zu der übrigen Bevölkerung in den Fabrikorten ist hiermit der Krieg gegen die Reichen erklärt. Zunächst ward als Zweck der gestifteten Vereine ausgesprochen: daß sie einen angemessenen Lohn sichern und die Aufsicht über die Fabrikherren in dieser Hinsicht erleichtern sollten; wenn die Capitale und der Gewinn zunehmen, so soll auch unser Lohn zunehmen, sagten die Arbeiter. Das ist wol ganz recht. Aber bald bildete sich unter den reizbaren, den wahren Zusammenhang der Dinge nicht immer begreifenden Arbeitern eine völlige Despotie aus und viele Vereine setzten Folgendes fest: 1) Niemand darf in einer Fabrik arbeiten, der nicht zu einem Vereine gehört. 2) Der Verein bestimmt die Zahl der Arbeiter und Lehrlinge, die der Fabrikherr beschäftigen soll. 3) Er bestimmt die Höhe des Lohnes und die Zahl der Arbeitsstunden. 4) Er ernennt Aufseher zur Vollziehung der Beschlüsse. 5) Er bestimmt die Geldbeiträge und die Strafen. 6) Er befiehlt nöthigenfalls die Einstellung aller Arbeit. Mit der Zunahme der Macht wuchsen die Foderungen und die Schwierigkeiten der Aufnahme, die Höhe der Beiträge, die Verfolgung und Bestrafung der Gegner. So stieg das Aufnahmegeld bis auf 7 Guineen, der wöchentliche Beitrag bis 5 Schilling, ja bis zur Hälfte des Lohns. Aus diesem Gelde wurden bestritten die Processe, die Kosten der Verwaltung, die bestimmten Zeitungen, die Entschädigung der Leidenden, die Belohnung der Gehorsamen und die Bestrafung der Widerspänstigen. Manche Fabrikherren, sagt der Verf., gaben billigen Foderungen Gehör, manche gingen durch Nachgiebigkeit zu Grunde, noch andere schlossen ähnliche Vereine. Der Gesammtverlust der Arbeiter an Geld durch die baaren Beiträge wird auf 194,000 Pf. geschätzt. Mit der Noth, die aus dem Einstellen der Arbeit entstand, wuchs an einigen Orten die Leidenschaftlichkeit der Arbeiter und es entwickelten sich Excesse, die einem thatsächlichen Kriegszustande nicht unähnlich sahen. Der Verf. bekennt jedoch, daß die gewaltsame Unterdrückung der Arbeitervereine die vorhandenen Übel nicht gehoben, vielmehr die Größe und Furchtbarkeit derselben nur gesteigert habe. Erst die Erfahrung, welche die Arbeiter machen mußten, daß ihr Zustand nicht eigentlich von den Fabrikherren abhänge, und daß mit ihrem Verfahren sie selbst sammt ihren Herren zu Grunde gehen, hat ihre Foderungen und ihr ausschweifendes Betragen gemildert. Schulen, Kirchen und entsprechende Gesetze, schließt der Verf., müssen ihre Schuldigkeit thun, um Diejenigen zu belehren, welchen weder Reichthum, noch Stellung, noch Einsicht ein Bollwerk gegen Tyrannei und Irrthum gegeben hat.

Der zehnte Brief handelt vom Socialismus und Chartismus, wie er sich in der Gesellschaft Englands darbietet. Der Verf. begnügt sich mehr mit einer Beurtheilung als einer Darstellung dieser Gegenstände, wiewol wir bei seinen vielen Mitteln und seinem billigen und unparteiischen Standpunkte gerade eine vollständigere Aufklärung über den Chartismus, wie wir sie aus den Zeitschriften nicht haben können, gewünscht hätten. Den Socialismus des gutmüthigen Owen und seiner Anhänger verwirft er als eine theoretische Schwärmerei, die durch die frische Lebenspraxis hinlänglich und durchgängig widerlegt ist; kein aufgeklärter Mensch wird sich dieser Tyrannei unterwerfen wollen. Der Chartismus aber unterscheidet sich von dieser Socialtheorie schon dadurch, daß er nicht die Speculation eines schwärmerischen Kopfes ist, sondern in tausend Übeln der Gesellschaft, vornehmlich aber in dem Misverhältnisse zwischen arm und reich seinen Grund hat. Auf ihrem eigenen Boden, sagt unser Verf., sind die Chartisten unwiderleglich, wie Baboeuf und seine Beweise zur Zeit der französischen Revolution; die Misverhältnisse und die Übelstände, das Elend der arbeitenden Classen sind vorhanden; der kalte Zorn darüber und ein lebhaftes Gefühl für bürgerliche und politische Rechte, ein Gefühl hoffnungslosen Unrechtleidens gibt diesen chartistischen Bewegungen einen furchtbaren Charakter. Es hilft darum nichts, fährt er fort, auf die Lehren des Chartismus zu schimpfen, oder sie theoretisch zu widerlegen, man muß vielmehr die Gründe und Mängel, das Unglück und Elend, den Eigennutz und den Hochmuth bekämpfen und wegschaffen, aus welchen sie unwiderstehlich hervorwachsen. „Wir werden", sagen die Chartisten, „beraubt von Adel und Regierung. Tod den Privilegirten und Aristokraten, vorwärts mit einer Volksregierung! So lange die arbeitenden Classen im Parlamente nicht vertreten werden, so lange wir keinen Antheil an den Wahlen haben, sind wir durch Gesetze nicht gebunden; der Mensch kann nur einmal sterben für allgemeines Stimmrecht, jährliche Parlamente, Ballot und Abschaffung der weißen Sklaverei." Der Verf. verlangt für dieses sociale Übel entsprechende Armengesetze, wissenschaftliche und religiöse Erziehung und

eine Umgestaltung des, die Armen ohne Zweifel mehr als die Reichen drückenden Steuersystems; gegen die politischen Foderungen der Chartisten findet er sich aber damit ab, daß dieser Kampf „auf dem Boden des formalen Staatsrechts" nicht auszukämpfen sei. So denken allerdings auch in England die mit der Gesetzgebung privilegirten Classen, denn die Chartisten sind 1839 wie 1842 vom Parlamente sehr schnöde abgewiesen worden. Dem privilegirten Reichen wollen wir diese Abfertigung gar nicht übelnehmen, aber von dem Verf. hätten wir allerdings eine andere Auflösung erwartet, und wenn ihn auch die ganze Aristokratie Englands, wie es dem humanen Mann schon geschehen, als einen Revolutionnair verschrien hätte. Warum werden die drückenden Steuern nicht abgeschafft? Warum sind die Armengesetze unzureichend? Warum können die Reichen die Armen gesetzlich bedrücken? Warum verwirft man das System des allgemeinen Unterrichts? Warum werden in Irland abscheuliche Zustände aufrecht erhalten? Warum werden die Korngesetze und andere Monopole nicht abgeschafft? Weil die Mehrzahl der Volksvertreter aus diesen Zuständen, aus dem Helotenthume der Armen ihre Vortheile zieht, weil Die, die das Gesetz geben sollen, dabei verlieren, wenn sie es geben. Wenn darum der Mann der Arbeit irgend eine staatsrechtliche Theilnahme oder eine Garantie fodert, so handelt es sich ganz und gar nicht um das „formale" Recht; nein, — es handelt sich darum einen Weg und ein Mittel zu finden, seine Interessen und seine Stellung ins Gleichgewicht zu den Interessen der Reichen und Besitzenden zu bringen, und ohne jene Form, weiß und sieht der Arbeiter alle Tage, ist das Erringen seines Rechts nicht möglich. Der Arme, der Proletarier ist roh, er hat keine Bildung, keine Kenntniß, er will uns Reichen berauben — diesen Einwand hören wir alle Tage gegen die Foderung politischer Rechte geltend machen. Ja wol ist er roh und ungeschlacht, aber warum? — weil man ihm die Brutalität einpflanzt. An Intelligenz mag der Arbeiter den meisten Reichen immerhin nachstehen, aber an Harmonie des Charakters, an Festigkeit der Gesinnung, am Gepräge des echt Menschlichen? nein — da beschämt meist der mit dem Leben unmittelbar ringende Arbeiter den zerfahrenen, blasirten Reichen. Wer mit Aufmerksamkeit die Reden und die Adressen der englischen Arbeiter hört, der wird ihnen weder Charakter noch Intelligenz absprechen; ihre Gründe sind noch stärker als ihre Arme, und es gilt nur diese rauhe Logik durch die Anerkennung ihrer Wahrheit von ihrer Leidenschaftlichkeit zu reinigen. Der erste Schritt, das Problem, das der Chartismus bietet, zu lösen, bedünkt uns, ist die Erweiterung der politischen Rechte; allerdings ist dies nur ein formaler Schritt, aber die materielle Ausgleichung wird sicherlich erfolgen. Über kurz oder lang wird dies in England, vielleicht mit gewaltiger Explosion, geschehen, denn schon können weder die Whigs noch die Tories ohne diese sogenannte Volkspartei regieren; ein Zeichen, wie nothwendig und stark ihre moralische Macht schon geworden. Von einer Pöbelherrschaft wird aber mit diesem Ausgleich des Armen und des Begüterten immer noch nicht die Rede sein, da die Staaten des gebildeten Europas dieses Entweder — Oder, diese strengen Gegensätze von Begüterten und von Lumpen nicht kennen. An einem andern Orte bemerkt der Verf., daß man heutigen Tags die socialen Übel überhaupt nur durch staatsrechtliche Formen zu heilen denke; er hält dies für ein einseitiges Verfahren. So viel Achtung wir sonst vor seinen Principien und seiner Überzeugung haben, möchten wir doch behaupten, daß in diesem Verlangen nach staatsrechtlicher Gestaltung vielmehr die Tiefe und Größe unsers zeitlichen Bewußtseins liege. Für die Ausbildung und Entwickelung des Privatrechts, der Verwaltung und der Policei ist auch in neuester Zeit gegen die socialen Übel mehr als zu viel gethan worden, aber die politische Autokratie wie der Constitutionalismus, beide wissen und erfahren täglich sehr wohl, daß der Schlüssel und die Spitze aller socialen Verhältnisse in der Hand Dessen ruht, der die politische Gewalt und das Recht besitzt, das gesammte Staatsinteresse zu vertreten, und darum ist mit diesem Bewußtsein bei jeder Erscheinung eines socialen Übels die staatsrechtliche Frage das Erste und auch das Letzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die beiden Kaiser, oder Bildergalerie aus dem Kriegsleben von 1812. Ein Cyklus kriegshistorischer Novellen, Novelletten, Romanzen, Skizzen und Schilderungen von Freimund Ohnesorgen. Vier Bände. Paderborn, Wesener. 1841. Gr. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Nicht nur von Seiten ihres Stoffs, sondern auch ihrer Form und Darstellung nach fühlt man sich durch diese Bilder aus dem Kriegsleben um 20—30 Jahre zurückversetzt. Sie tragen durch und durch den Stempel der Restaurationsperiode, in der sich die heimgekehrten Krieger und ihre Vettern, Gevattern und Basen behaglich um den Ofen herumsetzten und des Erzählens und Anhörens von vollbrachten Heldenthaten, erlebten Abenteuern, durchgemachten Strapazen, losgelassenen Witzen u. s. w. nicht müde wurden, abgedroschene Anekdoten immer aufs neue abdraschen, das tausendmal Besalbaderte abertausendmal besalbaderten, kurz, die ganze Zeit, die sie beim ersten, unmittelbaren Genuß nach und nach in den Magen bekommen hatten, jetzt mit großem Appetit wieder heraufholten und mit vieler Behäbigkeit wiederkäueten. Da sich hieraus überhaupt ein Geschmack für das Schnurrenhafte, Anekdotenartige entwickelte, den eine ziemliche Reihe von Schriftstellern wie Langbein, Laun, Richard Roos, Gustav Schilling u. A. zu benutzen und aus ihrer Garküche zu befriedigen wußten, so bildete sich neben einigen minder hervortretenden höhern Richtungen jene philiströse, mit Gott und aller Welt zufriedene, gemüthlich spaßhafte Literatur, um die wir erst durch Heine und die Julirevolution geprellt sind. Auch Freimund Ohnesorgen stammt jedenfalls aus jener sorglosen Zeit und hat sich durch die Weltschmerzperiode ziemlich mit heiler Haut hindurchgearbeitet. Höchstens hat er ein paar Schmarren aufzuzeigen, die ihn gerade so weit modernisiren, als für sein ebenfalls der Mode nur langsam nachkommendes Publicum nothwendig ist. Wäre dieses Publicum noch so groß wie früher, so würden diese Bilder ganz gut ihr Glück machen. Unter jetzigen Verhältnissen ist die Sache fraglich; indeß haben sie immer noch mehr Anwartschaft darauf, als manche anspruchsvollere neue Erscheinungen. Der Verf. ist nicht ohne Talent, namentlich besitzt er Erfindungskraft und Darstellungsgabe für das Komische und ist oft glück-

sich im Witz- und Wortspiel. Aber freilich macht er es sich hierin einerseits sehr leicht, insofern er, um einen komischen Effect hervorzubringen, die Menschen oft radical dumm sein läßt; andererseits übernimmt er sich und fällt plötzlich wie ein Bajazzo, der seine Capriolen übertreibt, mitten vom komischen Schwenkfell auf die platte Erde hinunter. Auch für die ernste Darstellung besitzt er Anlagen. Doch es geht ihm hier geradeso wie dort. Auch in ihr weiß er sich nicht zu behaupten und verfällt oft schon nach dem ersten Anlauf in ein Witzeln, das hier um so geschmackloser und störender ist, als es darauf Ansprüche zu machen scheint, für Humor zu gelten. Der Verf. ist seiner ganzen Manier nach ein Plänkler, der heftig angreift, aber nirgend Stand hält. Ein Beweis dafür sei seine Darstellung eines Tscherkessen. Diesen läßt er anfangs folgendermaßen sprechen: „Feodore? ach! könntest du sie sehen, guter Sipahi, könntest du sie sehen, das Blut würde auch aus deinem Herzen strömen, wie die Naphtaquellen aus den wachsenden Hügeln im hohen Kaukasus, zu denen selbst die Parsen aus Indien daherziehen. Könntest du sie sehen, wie sie so schlank und scheu und leicht ist, gleich dem Sighinheyk dischi, dem Reh in den edeln Kastanienwäldern am klaren Terek, der seine Wasser am kaspischen Meere hinausführt. Könntest du sie sehen, deine Seele würde aufflammen wie die Glut im Feuertempel, der in den Fluren des Rosenparadieses vom Blumenlande Schirvan prangt. Sie ist so sanft und gut wie die Goguerdschin, die Taube, die in den Cresc agadschi, den hohen Cedern, girrt. Ihre Haut ist weiß wie der Schnee auf dem Schach-Elbrus, dem hohen Kaiserberge, durch den die Gebirgsrosen in sanftem, rothem Schimmer brechen. Und diese Wangen! mir ist es immer, als sähe ich den Blütenkelch der Schaftalu, der Pfirsiche, welche über die Thäler von Imirete ihre Waldschatten ausbreitet" u. s. w. Oder: „Ja, Sipahi! dorthin hätte ich ziehen mögen mit ihr, dorthin, wo die hohen Fächerpalmen ihre Blätter breiten gegen die Strahlen der Sonne; wo die schlanken Kokus über die Blütenbäume emporragen mit hohen Häuptern, gleich den Schildwachen, welche die erste Kunde geben, wenn die Lüfte erwachen und sich die Winde regen, und die Stürme kommen; dorthin, wo die breitblätterigen Bananen neben den zarten Mimosen ihre gelben und rothen Blüten in bunter Farbenpracht zu einem Laubdache verschlingen; dort, wo die Korallenbäume mit den dauernden Blüten, scharlachroth und carmoisin, das Auge ergötzen, wo in den würzigen Spirnagebüschen, in den Myrtenhainen und Lorberwäldern die buntgefiederten Sänger das Ohr umstricken und die Abende des ewigen Frühlings verschönern und die lauen Lüfte ein bewegliches Echo von Accorden sind; wo die Lotosblume, dem Monde gehelligt, sich über dem klaren Spiegel der Silberquellen wiegt und die kleinen Kolibris hin und wieder huschen aus den tiefen Kelchen der geneigten Wassertulpen, als würden aus bunten Karthaunen glänzende Kugeln geschossen" u. s. w. Ein wenig später aber spricht derselbe Tscherkesse ganz gewöhnlich wie andere Leute auch, und in der That möchte es dem Verf. schwer geworden sein, ihn in so excentrischen Exclamationen fortreden zu lassen.

2. Die Citadelle von Antwerpen. Kriegsroman aus dem Jahre 1832 von K. L. Hencke. Leipzig, Meißner. 1841. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Solche Belagerungsgeschichten wollen mit vielem Geschick behandelt sein, oder sie haben etwas verzweifelt Langweiliges. Der Verf. besitzt dieses Geschick aber nicht. Da er nach seiner Aussage Augenzeuge der hier behandelten Belagerung ist, so hat er wahrscheinlich damals ein Referat über dieselbe in irgend eine Zeitung geliefert und für ein solches ist seine Darstellung ganz zweckdienlich und zufriedenstellend. Da er nun die Beschreibung einmal fertig liegen hatte, so glaubte er nichts Bequemeres thun zu können, als sie noch einmal für einen Roman zu benutzen, indem er alsdann nur das romantische Beiwerk zu erfinden brauchte. So erklären wir uns die Entstehung dieses Romans, der im Übrigen nach einem wohlüberdachten Plane angelegt ist. Trotzdem macht er keinen besondern Eindruck und stellt sich in Rücksicht auf Sprache und Darstellung, besonders aber in Betracht der Charakterzeichnung und psychologischen Entwickelung als ein durchaus mittelmäßiges Product dar.

3. Des Kaisers Traum. Geschichtliche Novelle von Ottobald Werner. Gera, Heinsius. 1842. 8. 1 Thlr.

Eine Geschichte vom ordinairsten Schlage, durch die sich der Verf. gerade nicht um den Ruf des Kaisers Konrad II. verdient gemacht. Dieser träumt einst in einer Mühle, daß das Kind, welches die vermeinte Müllerin während derselben Nacht gebiert, sein Erbe und Nachfolger werde. Natürlich gibt nun der Kaiser augenblicklich den Befehl, das Kind zu ermorden; natürlich hat er auch sogleich ein paar Banditen bei sich, die dazu bereit sind; ebenso natürlich aber wird das Kind statt ermordet nur im Walde ausgesetzt und ganz natürlich auch von Herzog Ernst und seiner Gemahlin gefunden und von ihnen als Sohn erzogen. Natürlich wird auch ein sehr tapferer Prinz daraus. Diesen lernt natürlich der Kaiser bei seinem Vater kennen, kommt aber natürlich sogleich auf den Verdacht, daß es der ermordete Müllerjunge sein könnte, und natürlich entdeckt ihm auch eine getreue Magd, daß der Prinz wirklich nur ein angenommener Sohn ist. Natürlich läßt ihn nun der Kaiser gefangen nehmen; weil er ihn aber liebgewinnt, will er ihn natürlich nicht selbst tödten. Er schickt ihn nun mit dem versiegelten Befehl:

Hunc puerum necabis,
Nisi ipse perire velis,

an seine Gemahlin nach Köln; unterwegs aber macht er sich natürlich beim Dechanten von Speier beliebt und dieser öffnet ohne sein Wissen das Pergament, natürlich ohne das Siegel zu verletzen, und schreibt statt dessen hinein:

Huic puero filium dabis,
Nisi ipse perire velis.

Die Kaiserin führt natürlich sogleich den Befehl aus, der Kaiser freut sich am Ende auch darüber, und diese Freude wird natürlich noch größer, als sich ergibt, daß der vermeinte Müllersohn eigentlich der Sohn eines Grafen ist u. s. w. Natürlich gibts dabei noch mehr Heirathen und natürlich wird der Leser nach einem so glücklichen Ende überaus erfreut sein, an diesem Ende angelangt zu sein. 1.

Literarische Anzeige.

Lehrbuch
der
Waarenkunde.
Herausgegeben
von
Karl Rohack.
Erstes und zweites Heft.
Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Dieses Werk, ein systematisch geordnetes Lehrbuch, wie es zum regelmäßigen Studium der Waarenkunde erfodertlich ist und bis jetzt noch nicht in der deutschen Literatur vorhanden war, erscheint in 8—10 Heften zu 8 Bogen, jedes 15 Ngr. kostend; die übrigen Hefte folgen in kurzen Zwischenräumen.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 254. — 11. September 1842.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 253.)

Im elften Briefe kommt der Verf. auf das Criminalrecht, die Verbrechen, die Strafen, die Policei und auf das englische Gefängnißwesen zurück; er vervollständigt damit die interessanten Mittheilungen, die er hierüber schon früher gegeben. Das peinliche Recht Englands erfodert dem Verf. zufolge eine durchgreifende Reform. Über die Verbrechen theilt er mehre Tabellen mit; allein er erklärt zugleich, daß sie für die Sittlichkeitsverhältnisse des englischen Volks durchaus einen unsichern Maßstab gewähren, da Veränderungen in der Gesetzgebung und entschieden locale Einwirkungen keine allgemeinen Schlüsse und Resultate zulassen. Schon 1835 verwirft der Verf. im Gefängnißwesen das damals gefeierte Schweigsystem und macht auf die Folgen aufmerksam, die es haben müsse; gegenwärtig hat er die Genugthuung, daß seine Voraussetzungen in Erfüllung gegangen sind.

Der zwölfte Brief ist dem englischen Armenwesen gewidmet. Derselbe beschäftigt sich namentlich mit den Wirkungen, welche das neue Armengesetz für England gehabt, und schließt an die umfassende Abhandlung an, die über diesen ganzen Gegenstand im ersten Bande gegeben wird. Beide Briefe bilden ein zusammenhängendes Ganze, sodaß wir hier auch beide ins Auge fassen müssen. Der Verf. ist über die schwierige Materie außerordentlich unterrichtet und gibt dem deutschen Leser eine gründliche Einsicht in diese, von der Leidenschaftlichkeit der Parteien täglich entstellten Verhältnisse. Die Abhandlung gründet sich zumeist auf die weitläufigen, auf Verlangen des Parlaments angestellten Untersuchungen. Das englische Armenwesen führt auf die Armengesetze der Königin Elisabeth zurück. Diese Gesetze unterschieden sehr richtig zwischen Arbeitsunfähigen und zwischen solchen Armen, die keine Gelegenheit oder keine Lust zur Arbeit hätten. Die ersten sollten von den einzelnen Gemeinden förmlich unterhalten werden, den arbeitslosen sollte man Arbeit verschaffen, die faulen aber bestrafen und durch Zwang zur Arbeit anhalten. Zur Ausführung dieser Gesetze mußte sich in jeder Gemeinde eine Armenbehörde constituiren. Den Geist dieser einfachen Grundsätze verletzte man aber bald dadurch, daß man in ihnen das Mittel fand, die Ansiedelung und den Heimatserwerb für die Armen in den einzelnen Gemeinden zu erschweren; ein großer Theil unbemittelter Leute wurde für seine Existenz blos auf den Geburtsort beschränkt und mußte dort verarmen und der öffentlichen Unterstützung anheimfallen, während er sich anderwärts selbständig hätte ernähren können. Den Grundsatz, blos die Arbeitsunfähigen zu unterstützen, konnte man in Folge dieses Verfahrens nicht aufrechterhalten. Auf dieser Basis entwickelte sich nun für jede einzelne Gemeinde ein großes Heer von Armen, die man unterstützen mußte, sie mochten zur Arbeit fähig oder unfähig sein; schon 1750 betrug die Armentaxe über das ganze Land 500,000, 1817 aber 800,000 Pf., während vermöge anderer Einrichtungen das ärmere Schottland im Nothjahre 1817 nur 119,000 Pf. Almosen verbrauchte. Indessen übersieht Niemand, daß auch noch viele andere, theils im englischen Armenwesen selbst, theils in socialen Übeln überhaupt beruhende Gründe dieses drückende Heer von Armen über England hervorgerufen haben. Zuvörderst beweist der officielle, von dem Verf. mitgetheilte Bericht eines Engländers, daß die aus socialen Verhältnissen hervorgegangene Verarmung einzelner Classen dabei im Spiele sei. Die vorzüglichsten Ursachen der großen Armuth, heißt es, sind: 1) die Vermehrung der großen Landgüter durch Zusammenlegung; 2) der Mangel an eigenthümlichem Grundbesitz; 3) der Verlust, den in einer Reihe von Jahren der Ärmere durch rücksichtsloses Einzäunen freien Landes erlitten; 4) die Vermehrung der bloßen Tagelöhner durch die großen Güter; 5) das Verlegen der Fabriken in große Städte; 6) die Entwickelung des Maschinenwesens. Der Verf. gibt diese Ursachen zu, aber er zeigt uns auch, wie die Organisation des Armenwesens und die darauf Bezug nehmende Gesetzgebung an der ungeheuern Vermehrung der Armen und dem Steigen der Armentaxe einen gleichen Antheil gehabt haben; die Thatsachen, die er hier entwickelt, sind wirklich außerordentlich und haben in den Ländern und Staaten des Continents nichts Ähnliches. Zuvörderst zeigt er, daß die Ernährung der Arbeitsfähigen in den englischen Armenhäusern bis 1834 so außerordentlich splendid gewesen, daß die Leute offenbar hineingelockt wur-

den. Die Armen Englands lebten besser wie die meisten deutschen Bauern und wie die Schriftsteller, die über das Armenwesen schreiben. England erzog sich durch diese wahrhafte Stallfütterung eine Classe von Menschen, deren Leiber gut genährt, deren Geister aber in Faulheit und Sorglosigkeit ertödtet waren. Außer den Armenhäusern unterstützte man die arbeitsfähigen Armen aber durch Geld, durch die sogenannten Allowances. Die Unterstützung richtete sich nach dem Bestande des Tagelohns, bald nach der Kinderzahl der armen Familien; und es hatten sich so eine Menge von Armenkategorien ausgebildet, nach denen Jeder ein Armer werden und die Unterstützung in Anspruch nehmen konnte, wenn er nur wollte; jeder Pächter, jeder Fabrikherr konnte ein Heer von Armen schaffen, wenn er das Taglohn nur im Geringsten herabsetzte. Daß eine solche Armenwirthschaft demoralisirt, liegt auf der Hand. Die Geburt eines Kindes ward zum Anrechte einer Geldunterstützung, einer wahren Prämie; und die Ältern und Kinder hatten bald zueinander kein sonst natürliches Interesse mehr, weil sie die Ortsarmenkasse untereinander förmlich emancipirte. Die Geburt unehelicher Kinder ward für liederliche Weiber ein Gewinn zum sorglosen Lebensunterhalte auf Kosten der Gemeinde; die Gemeinde wendete sich aber, wenn es möglich, an Den, welchen die Geschwächte, mit Recht oder Unrecht, als ihren Schwängerer angab, und zwang ihn gesetzlich, die gefallene Person zu ehelichen und zu unterhalten. So geschah es, daß eine große Menge von Ehen in der Weise geschlossen wurden, daß der Bräutigam aus dem Gefängnisse, oft mit Handschellen versehen, in die Kirche trat. Die gewissen Unterstützungsgelder hatten ferner zur Folge, daß sie das System der Arbeit selbst störten. Viele Arbeiter waren lässig im Aufsuchen des Erwerbs, weil ihnen die Allowances für sich und die Ihrigen nicht entgehen konnten; wenn sie von der Armencommission einem Pächter oder einem Fabrikherrn zur Beschäftigung überwiesen wurden, so arbeiteten sie entweder schlecht, oder verdrängten wol gar die selbständigen Arbeiter. Es ereignete sich sogar nicht selten, daß die Pächter das Arbeitslohn willkürlich herabdrückten, um einen Theil desselben der Armenkasse des Orts aufzubürden. Man muß sich wundern, wie diese Verhältnisse, die in den Gemeinden eine Unzahl armer Faulenzer hervorrufen mußten, so lange beibehalten werden konnten. Jedes Dorf war eine geschlossene Armenanstalt, und nicht selten verarmten alle Einwohner in Masse, weil sie die Last der Armensteuer nicht zu tragen vermochten. Es ist erwiesen, daß der größte Theil der Unterstützung im baaren Gelde von den Armen vertrunken wurde. Nach langen Erörterungen gingen endlich 1834 und dann ferner 1836 im Parlamente Gesetze durch, die diesem Unwesen steuern sollten; die Debatten waren lang und breit und der Verf. theilt ihre wesentlichen Gesichtspunkte sehr umständlich mit. Zuvörderst unterscheidet sich die neue Ordnung von der frühern Praxis dadurch, daß eine bestimmte, von der Regierung abhängige Commission die Aufsicht über das Armenwesen des ganzen Landes und der einzelnen Gemeinden führt. Die Geldunterstützung, die Allowances, ist von vornherein aufgehoben worden, dafür sind aber große Districtsarmenhäuser eröffnet, in welchen, neben den Gebrechlichen der betreffenden Kirchspiele, die arbeitsfähigen Armen und deren Kinder unter strenger Aufsicht, Kost und Arbeit eingeschlossen werden. Auf diese Weise hat man alle die Übel umgehen wollen, die eine liberale Unterstützungsweise herbeigeführt hatte; die Armen sollen jetzt, indem sie mit harter Arbeit und dem Verluste ihrer Freiheit bedroht sind, auf die selbständige Verbesserung ihrer Lage bedacht werden. Das Gesetz über die gezwungenen Heirathen ist mit dieser Reform zugleich gefallen. Das neue Gesetz veranlaßte, wie bekannt, großen Widerstand, denn es verletzte das Herkommen und die durch Gewohnheit geheiligten Misbräuche außerordentlich; indessen hatte es doch bald die Wirkung, daß die Armen die Arbeitshäuser flohen und die drückende Armentaxe in der That 2,702,000 Pf. herabsank. Der Verf. erkennt gleicherweise das Zweckmäßige der neuen Reform und sucht ihre guten Folgen nach allen Seiten hin aufzuzeigen, obschon ein Theil der Engländer selbst immer noch nicht davon überzeugt ist; er kann aber schon 1835 nicht umhin, auf eine tiefere Seite der englischen Armuth zu deuten: so macht er auf die Steuerlast aufmerksam, die den Arbeiter drückt, auf die Privilegien, die den Grundbesitz in wenige Hände liefern, mit einem Worte auf die Drohungen des Pauperismus, gegen die Armengesetze nichts ausrichten. Und Herr von Raumer hat vollkommen recht, wir hätten nur gewünscht, daß er in dem gegenwärtigen Briefe diesen Punkt ohne Scheu vor dem Vorwurfe eines Demokraten oder Revolutionnair weiter verfolgt hätte. Die gegenwärtige Armenordnung Englands ist nach unserm Ermessen darum einseitig und unzulänglich, weil sie zwischen einzelner, zufälliger Armuth und zwischen der Verarmung, die aus socialen Übeln hervorgeht, keinen Unterschied macht, sondern ein und dasselbe Mittel anwendet. Für die erste helfen Armengesetze, Almosen und gegen muthwillige Armuth strenge Maßregeln; der Pauperismus wird aber so nicht geheilt, sondern erlangt dadurch nur eine um so gefährlichere Spannung. Schon jetzt hat man bei massenhafter Verarmung die sogenannten Allowances wieder in Anwendung bringen müssen, und nach Buret ist, trotz des abschreckenden Arbeitshauses, die Armentaxe wieder im Steigen; ja, man nimmt sogar, nach den neuesten Vorgängen, die außerordentliche Mildthätigkeit des Landes gegen das Elend der arbeitenden Classen in Anspruch. Der gewöhnliche Einwand gegen sociale und staatsrechtliche Reformen im Interesse der niedern und der Verarmung ausgesetzten Classen, daß eben Jeder nach seiner Weise die Übel der Gesellschaft ertragen müsse, ist besonders in einem Staate, wo wie in England die Maßregeln und die Hülfsmittel so nahe liegen, außerordentlich absurd. Es läßt sich Alles wol ertragen, nur nicht das Verhungern neben den vollen Schüsseln der Reichen. Die nächste Folge einer hochmüthigen Abwehr von Seiten der Staatsgewalten kann aber bei der Intelligenz und dem politischen Bewußtsein des englischen Proletariers nur sein,

daß er sich, wie die Chartisten schon gethan, außer dem Gesetze erklärt und einen stehenden Krieg gegen den starren Staat und die erbarmungslose Gesellschaft der Reichen beginnt. Nach dieser Richtung hin erscheint uns das englische Armengesetz als eine ganz unzulängliche Maßregel.

Das Bild, das uns der Verf. von Irland entwirft, bestätigt nur zu sehr diese Ansichten. Der Bericht, den derselbe in den Briefen 13—18 im vorliegenden Bande von den irischen Zuständen gibt, bildet mit der Abhandlung des ersten Bandes zusammen ein sehr lehrreiches, schätzbares Ganze. Er hat Irland 1835 besucht und den Menschenschlag voller Anlagen, den Boden fruchtbar, die Bevölkerung sehr zahlreich, aber in Elend und Armuth versenkt gefunden, denn der Irländer darf die Früchte seines Landes und seines Fleißes nicht selbst verzehren. Seit der großen Confiscation des eroberten Grund und Bodens Irlands, die darum eintrat, weil die Irländer Das sein wollten, was die Tories sind, nämlich Conservative, besitzt der Irländer kein Land mehr, sondern es gehört einigen englischen Herren, die forwährend absentees sind und an ihrem Besitzthume und ihrem Vaterlande gar kein Interesse nehmen. Jedes Besitzrecht führt allenthalben und selbst in den Ländern der Leibeigenschaft Pflichten mit sich; in Irland ist es nicht so, denn die Irländer sind auf den Gütern ihrer von harten Beamten vertretenen Herren „tenants at will", das heißt Wegjagbare, sobald es der Herr will. Herr von Raumer sah solche unfreiwillige Auswanderungen, denen bald Zahlungsunfähigkeit, bald Laune, politische Intrigue, oder sonst eine Ursache zu Grunde liegt. Die Pachtcontracte werden in Irland nur auf ein Jahr geschlossen. Da die Irländer sehr zahlreich sind, weder Capitalien, noch Eigenthum, noch Gelegenheit zum Erwerb besitzen, so erzwingen die englischen Herren meist einen sehr hohen Pacht, den der Pächter bei aller Arbeit, die er an den verwilderten und ohne Capital bebauten Boden wendet, oft nicht erschwingen kann. Der Ertrag des Bodens gehört in dieser Weise immer wieder dem abwesenden Herrn, und Das, was die englischen Lords wirklich noch übriglassen, nehmen im Namen der Religion und des Christenthums die Zehntmänner der Hochkirche in Anspruch, denn die Hochkirche hat damals auch confiscirt. Bei alledem tragen die Engländer gegen ihre Heloten, die Irländer, einen unsäglichen Haß im Herzen: König, Oberhaus, Unterhaus, alle Parteien und Einzelne fand der Verf. unbillig, wenn er die Rede auf Irland brachte. Ein ganzes Jahrhundert verging, ehe man den katholischen Irländern nur Privatrechte zugestand, und mit welchem Widerwillen ward das Einzelne bewilligt, wie wurde das Billigste bestritten, bis es Trotz und Macht gegen das englische Schwert erzwang. Als die Emancipation zu Stande kam, so verkündigten die Engländer, dies sei die final measure, obschon diese Maßregel eine leere Form bleiben mußte, wenn sich nichts Anderes daran knüpfte. Ein solcher Zustand nun hat in Irland seit Jahrhunderten eine ungeheuere Armuth, Verwilderung, Erbitterung, kurz inmitten des gebildeten Europas eine unerhörte Demoralisation eines der begabtesten Volksstämme herbeigeführt. Die Hütten, die Döfer, die Lebensart der russischen Leibeigenen tragen nach den Schilderungen des Verf. nicht das Gepräge eines solchen Elends zur Schau wie Irland. Auch den Engländern selbst ist dieses ungeheuere Elend aufgefallen und man hat sich oft und lange mit den Ursachen dieser allgemeinen Niederlage beschäftigt, zumal die Irländer in einem stehenden Kriege mit den englischen Gesetzen leben. Herr von Raumer, dem die Ursache dieses Übels nicht entgehen konnte, wies schon 1835 darauf hin, daß Irland in den Besitz seines Bodens zurücktreten und daß die Zehntenpressung der Hochkirche aufhören müßte, wenn das Land in einen natürlichen und normalen Zustand kommen sollte. Jedenfalls aber verlangte er die Abschaffung des Pachtsystems der Jagbaren, die gesetzliche Zurückberufung der abwesenden Eigenthümer, neue Gesetze für Schulen und Kirchen und ein irisches, den reichen Besitzer belastendes Armengesetz. „O, dreimal glückliches Preußen mit seinen freien Eigenthumsbauern, seinem das Land bauenden Adel, seinen genügsamen und duldsamen Geistlichen, seiner erzogenen Jugend!" ruft er aus. Wegen dieser nur als nothwendige Folgerung gemachten Äußerungen ist er von einigen englischen Blättern des Radicalismus der ersten französischen Revolution und des abstracten Theoretisirens angeklagt worden; die Engländer aller Parteien sind von ihrem guten Rechte in Bezug auf Irland so überzeugt, daß Jeder, der in diese Verhältnisse tiefer schaut, ihren Zusammenhang und ihre nothwendige Umgestaltung erörtert, als Revolutionnair angesehen wird. Mehr Anklang fand allerdings der von einem Engländer selbst gemachte Vorschlag, daß man die Irländer durch eine militairische Dictatur (martial law) mit ihrer Lage befreunden solle. Obschon die Rente vom irischen Grundeigenthume sich binnen 50 Jahren verdreifacht hat, obschon der irische Landmann dem Boden so viel als möglich abgewinnt und seit wenigen Jahren die Ausfuhr von Vieh und Getreide nach England ungeheuer gestiegen, so ist es doch nur zu sehr erwiesen, daß von diesem Gewinne der irische Bauer keinen Vortheil zieht, sondern seit dieser Zeit nur noch tiefer in Armuth und Elend versunken ist. Da kein Gesetz den irischen Pachter gegen die Willkür seines Herrn schützt, vielmehr die bestehenden Gesetze den rechtlosen Zustand in jeder Weise feststellen, so hat sich in Irland unter andern Associationen auch die Gesellschaft der sogenannten „Weißler" gebildet, deren Zweck es ist, den Besitz des Landes in den Händen der Pächter zu erhalten. Diese furchtbare Gesellschaft, die einem Femgericht nicht unähnlich constituirt ist und jeden Irländer straft, der die Pachtstelle eines Weggejagten übernimmt, übt eine von Iren selbst keineswegs gehaßte Tyrannei im Lande, denn diese Selbsthülfe soll ja ein grausames Gesetz unschädlich machen; Niemand scheut sich ein Weißler zu sein, Niemand will vor Gericht gegen einen Weißler Zeugniß ablegen, oder trägt auf seine Bestrafung an: was der Weißler thut, jeder Mord, jeder Brand, ist dem Iren nichts als Nothwehr gegen die englische Tyrannei und Grausamkeit. Ausgenommen die po-

litischen Unruhen von 1798, sagt der Verf., haben alle übrigen Aufstände und Bewegungen in Irland das Privatverhältniß zwischen den Inhabern und den Eigenthümern des Bodens zum Gegenstande gehabt; die Religion, wie uns die Engländer und sich selbst gern glauben machen wollen, kam dabei nie ins Spiel, sondern es handelte sich immer nur um die Tyrannei des Privatrechtes. Und was hat die englische Gesetzgebung zur Entfernung dieser Übel und dieser tiefsten Demoralisation eines zahlreichen Volks gethan? Das Parlament hat nach vielen, langen Debatten 1838 endlich ein irisches Armengesetz gegeben; eine elende Aushülfe gegen so viel politische, kirchliche, geistige und leibliche Übel. Dem Landeigenthümer ist das Schicksal seiner Hintersassen völlig gleichgültig, und es wird ihm auch ferner bleiben, wenn er auch den größten Theil der Armensteuer zahlen muß. Die Volksmenge in Irland hat sich ungeheuer gesteigert, aber nicht der Unterhalt, denn Land und Arbeit bringen nichts ein; darum keine Thätigkeit, darum Verzweiflung, Trunk und andere Laster, anstatt Fleiß. Was will da ein Armengesetz helfen, wenn die ganze Nation am Bettelstabe ist! Eine große Reihe von Männern erklärten sich daher gegen das irische Armengesetz, auch O'Connell nennt es dem Grundsatze nach falsch, dem Inhalte nach kümmerlich; er hat oft bewiesen, wie die Reichen im ersten Jahre zu Grunde gehen müßten, wenn sie die hungernden Irländer alle nähren, kleiden und pflegen sollten. Noch unzweckmäßiger aber, bemerkt der Verf., gestaltet sich das Gesetz dadurch, daß es die wesentlichen Bestimmungen des englischen Armengesetzes mit seinen Oberaufsehern, Arbeitshäusern, seiner Abschreckungstheorie und Gabenvertheilung in sich schließt. Die irischen Armen haben nie Unterstützung erhalten, als daß ihnen das Arbeitshaus irgend eine Hoffnung benehmen könnte; sie haben gebettelt, sie werden fortbetteln, denn in Irland hat diese Weise, bei Andern Zuflucht zu suchen, längst aufgehört eine Schande zu sein, die Armuth ist allgemein. Ersprießlicher und die Nation wahrhaft fördernd, war hingegen die Reform der irischen Städteverfassung, die endlich dem Parlamente abgedrungen wurde. Der Verf. behandelt diesen Gegenstand sehr gründlich. Früher besaßen die Katholiken in den irischen Städten, die Masse der Bevölkerung, kein Bürgerrecht. Man wendete, als die Sache und die Misbräuche zur Sprache kamen, ein, Irland sei für eine verwickelte Städteordnung nicht reif; jede neue Corporation würde sich in Irland zu einer Festung gegen den Protestantismus gestalten, während jede alte bestimmt gewesen wäre, ein Bollwerk gegen den Katholicismus zu sein; ferner, habloſe Menschen würden künftig regieren und den wohlhabenden Protestanten die Steuern auflegen. Zahlreiche Unterstützung, berichtet der Verf., fand ein Vorschlag, nach welchem zwar die alten irischen Städteordnungen abgeschafft, dafür aber keine neue eingeführt, sondern das städtische Regiment durch Regierungsbeamte geführt werden sollte. Was man an Frankreich so sehr tadelt, die Centralisation, das wollte man den Irländern gern aufbürden. Nachdem fünf Gesetzentwürfe eingereicht und discutirt worden waren, einigte man sich endlich mit großer Mühe über den sechsten, und am 10. Aug. 1840 wurde die neue irische Städteordnung vollzogen. Dieselbe ist wesentlich der englischen nachgebildet; zum Bürgerthume ist berechtigt, wer 10 Pf. reines Einkommen hat. Der Verf. tadelt, daß diese neue Verfassung, wie beinahe alle englischen Gesetze, sehr weitläufig und aus dem Bestreben, recht deutlich zu sein, sehr dunkel gefaßt sei. Großes Lob spendet der Verf. den durch Pater Mathew gegründeten Mäßigkeitsvereinen in Irland; er nennt es das größte Wunder, daß sich ein armes, gesunkenes Volk durch die Kraft eines freien Selbstentschlusses von einem eingewurzelten Laster, von der Trunksucht, freimacht. Was ist nun aber die letzte Ursache einer solchen bis in alle Zweige sich erstreckenden Feindseligkeit Altenglands gegen Irland? Der Verf. läßt uns darüber nicht im Unklaren: alle Feindseligkeiten laufen auf den Haß des hochkirchlichen Protestantismus gegen Irland, das katholische, hinaus. Die Volksbildung, der Unterricht, die Kirche mit ihren Instituten, die heiligsten Grundlagen einer Nation, sind in diesem Hasse dem Zufalle und der Bedrückung preisgegeben, und dieser Haß verweltlicht sich nur ganz consequent in allen bürgerlichen und politischen Verhältnissen des besiegten Landes. Die Hochkirche hat aber gerade durch dieses Verfahren, das mit der Intoleranz des Katholicismus wetteifert, die katholische Kirche selbst den Irländern nur um so tiefer und hartnäckiger eingebildet: denn das Märtyrerthum macht stark und unverwüstlich. Es verdient große Anerkennung, daß Herr von Raumer im Ganzen diese Lage Irlands und seine Stellung zu England ohne Rückhalt entwickelt und den Zorn der verletzten Lords durchaus nicht gefürchtet hat; wie sehr er den wunden Fleck berührt und wie richtig und gründlich die reformatorischen Fingerzeige sind, die er den Irländern gegeben, zeigt die Bemühung, ihn als einen revolutionirenden Theoretiker darzustellen, obschon von gar keiner Theorie und Abstraction, sondern von der schreiendsten Wirklichkeit und Gegenwart die Rede ist. Die Versuche und die Drohungen, die Union Irlands und Englands aufzulösen, hält der Verf. indessen gegen das Interesse beider Völker und in jeder Beziehung sogar für gefährlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Wir können das Erscheinen von zwei neuen Journalen, die für die Freunde der verschiedenen Künste nicht ohne Interesse sind, melden: Das eine „Le cabinet de l'amateur et de l'antiquité", von dem fünf Nummern erschienen sind, bietet bisjetzt bereits eine Reihe gediegener Aufsätze und hat unter Anderm die Gallérie Standish, die Ludwig Philipp von einem reichen Engländer geerbt hat, gründlich beleuchtet. Wichtiger noch für Den, der wissen will, was in den verschiedenen Künsten, besonders in den bildenden, Neues vorgeht, ist die „Alliance des arts", an deren Spitze tüchtige Männer, z. B. der Bibliophile Paul Lacroix steht. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 255. — 12. September 1842.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 254.)

In den Briefen 19—21 erörtert der Verf. die neuen Zustände Englands in Unterricht, Wissenschaft, Volksbildung u. s. w. Er gibt sich auch hier wieder alle mögliche Mühe, die Abneigung und Vorurtheile einestheils der Engländer gegen einen vollständig organisirten Unterricht zu bekämpfen und ihnen zu zeigen, daß er sich mit den Interessen politischer Freiheit und der Religion, wie bezweifelt wird, sehr wohl verträgt; namentlich ist es aber die conservative Partei, die er von dieser überschwänglichen Liebe zur Freiheit und zur Religion zu bekehren hat. Zwei Drittel aller Kinder in England erhalten keinen Unterricht, in London die Hälfte aller Kinder. Ein sehr vortrefflicher und von uns zu berücksichtigender Verein ist kürzlich in England für die Belehrung Erwachsener in nützlichen und praktischen Wissenschaften gegründet worden; der Verf. gibt uns einen genauern Bericht davon. Besonders hält dieser Verein eine zweckmäßige Bibliothek, und da dieselbe von Arbeitern und Handwerkern jeder politischen und religiösen Partei benutzt werden soll, so sind politische und religiöse Schriften ganz davon ausgeschlossen worden. Als Sir Robert Peel vor gemischten Bekennern diese Anstalt mit einer humanen und toleranten Rede eröffnete, so donnerte gegen solchen Indifferentismus und solches Anpreisen menschlicher Weisheit vor den blöden Massen die Hochkirche durch eines ihrer Journale auf den Minister los; der Verf. hat, statt aller weitern Erörterung, uns in dem gegenwärtigen Briefe eine Probe dieses seltenen, bornirten und anmaßenden Zelotismus der Hochkirche gegeben. Der Pfaffe, sieht man, bleibt sich immer gleich, er mag nun zu Rom oder zu Lambeth geweiht worden sein. Die Abhandlung über das System der englischen Universitäten ist freilich etwas zu fragmentarisch, vielleicht tritt auch der Verf. mit zu viel Rückhalt und Rücksicht auf, als daß der Leser zur vollkommenen Einsicht und zum Vergleiche mit unsern Anstalten gelangen könnte.

In den Briefen 22—25 werden die neuesten kirchlichen Zustände und Verhältnisse Englands auseinandergesetzt; der Verf. ist hierbei nicht allein mit Gründlichkeit, sondern auch mit vieler Mäßigung zu Werke gegangen. Er geht von dem Gesichtspunkte aus und bestätigt ihn sehr vielfältig, daß die Herrschsucht der englischen Hochkirche das zahlreiche Dissentiren hervorgerufen habe, denn die starre Kirche treibt den geringsten innern Unterschied von ihr gleich fort zu der schroffsten und entschiedensten äußern Trennung. In England gibt es daher 38 verschiedene Sekten, davon haben 26 kirchliche Gebäude. Um diese Sekten bekümmert sich der Staat gar nicht, sie sind sämmtlich in das Privatleben der Gesellschaft zurückgewiesen. Um die Hochkirche aber bekümmert sich der Staat viel mehr, als man gewöhnlich glaubt; es geht aus den Mittheilungen des Verf. hervor, daß die stolze Hochkirche eigentlich ebenso vom Staate abhängig ist und von ihm dem Äußern nach die Leitung empfängt, wie es in dem Principe jeder protestantischen Kirche liegt. Der Staat hat von 1801—40 über 5,000,000 Pf. für die Kirchen angewiesen und verwendet; allein der hochkirchliche Klerus erhebt jedesmal ein Jammergeschrei, wenn der Staat irgend eine Reform in dem kirchlichen Vermögen vornehmen will. So theilt uns der Verf. einen Auszug aus den Tiraden mit, die gegen die Auflösung der reichen, nur geschäftslose, beschauliche Geistliche bergenden Capitel — Reliquien des Katholicismus — gerichtet sind. Die vorzüglichsten Streitpunkte, in welche die Hochkirche gerieth mit dem Staate, mit der Gesellschaft, ja mit sich selbst, erörtert der Verf. mit großer Gewissenhaftigkeit, die um so rühmlicher ist, je mehr sie Studien und Forschungen erfodert hat. Der große Conflict, in welchem sich die Hochkirche mit den Dissenters in Bezug auf die Trauung stets befand, ist 1837 durch den Staat mittels eines Gesetzes beigelegt worden, nach welchem jede Ehe von der Vollziehung eines bürgerlichen Actes abhängig ist, dem dann die Trauung folgen kann, wo und durch welchen Geistlichen die Betreffenden wollen. Ferner legte der Staat durch die Gesetze von 1836 und 1840 die Zehntstreitigkeiten der Gemeinden mit den Kirchen bei. Weiter berichtet der Verf. die ganze Sachlage der Dinge in dem Streite der Hochkirche mit den Dissenters um die Kirchensteuer. Die Dissenters wollen nämlich sehr oft die Steuern zum Unterhalte und Bau der orthodoxen Kirchen nicht beitragen und können auch, da es den geistlichen Gerichtshöfen an Bann und Interdict fehlt,

mit Gewalt dazu nicht gezwungen werden. Die Regierung wollte den Streit dadurch lösen und die Unterhaltung des Kirchenwesens sichern, daß sie eine angemessenere Verpachtung und Bewirthschaftung des kirchlichen Grundbesitzes vorschlug, wogegen aber die Kirche protestirte und forthin behauptete, daß sie nicht allein das Recht habe, ihren Grund und Boden zu verwenden, wie sie wolle, sondern auch das Recht, von den Gemeinden, ohne Rücksicht auf neuentstandene Sekten, die Bestreitung der kirchlichen Ausgaben zu fodern. Freilich käme es hier wiederum auf die principielle Stellung der Kirche an, diese Erörterung sucht aber der Verf. zu umgehen. Die Fehde, welche in Schottland über die Patronatsrechte ausgebrochen und schon seit Jahren immer heftiger und gefährlicher zu werden droht, ist ebenfalls ein Gegenstand der Untersuchung und Darstellung; dieser Streit hat nicht allein die presbyterianische Kirche gespalten, sondern auch den Staat mit hinein verwickelt. Der Verf. theilt die historischen und sehr verwickelten Vorgänge mit, aus welchen die Bewegung hervorgebrochen ist und ohne deren Kenntniß man dieselbe nicht verfolgen kann; ohne sich in die Sache mit seinem eigenen Urtheile zu mischen, gibt er dann vielmehr alle diejenigen Gründe an, welche beiden Parteien zur Rechtfertigung ihres Verfahrens dienen müssen. Wichtiger indessen als alle die äußerlichen Streitigkeiten der englischen Kirchen sind die Vorfälle in Oxford mit den Puseyten. Der Verf. theilt uns recht viele interessante Einzelheiten darüber mit. Wir sehen hier die leibhaftige Reaction in der englichen Kirche, wie wir sie auch in unserm Protestantismus jetzt täglich sehen, nur daß die Hochkirche zu den Handgreiflichkeiten des Katholicismus gelangt, während sich unsere Reactionäre mittlerweile begnügen, auf die katholischen Reste der englischen Kirche sehnsüchtige Blicke zu werfen. Der Abfall von dem protestantischen Principe der Innerlichkeit und mithin der Freiheit des Glaubens ist aber in Deutschland wie in England derselbe. Schon früher (1833, wenn wir nicht irren) gaben die Mitglieder der oxforder Universität Pusey und Neumann eine Reihe von Abhandlungen heraus, in welchen sie in jeder Hinsicht eine große Hinneigung zum Katholicismus in Kirche und Lehre blicken ließen und in denen sie sich offenbar selbst von dem Protestantismus der englischen Kirche entfernten, wiewol dies gerade weniger schroff hervortreten mochte. Sie machen, so viel Herr von Raumer aus den Schriften auszugsweise mittheilt, in diesen Abhandlungen die Nothwendigkeit einer sichtbaren, auf die historischen Vorgänge und die Tradition gestützten, von jeder andern Beziehung unabhängigen Kirche geltend. Diese Leute sind aber nicht nur bei dem Principe der Äußerlichkeit angekommen, sondern sie haben das Princip mit allen Formen und Foderungen des Katholicismus schon entwickelt und treten mit ihrem Systeme selbst der hochkirchlichen Orthodoxie sehr schroff entgegen. In einem vollständigen Lichte hat sich dieser Abfall vom Protestantismus erst voriges Jahr gezeigt, als Dr. Neumann unter dem Titel „Nummer Neunzig" die Fortsetzung jener frühern Abhandlungen folgen ließ. Das Glaubensbekenntniß der Puseyten stellt sich in der damals eröffneten Discussion etwa folgendermaßen heraus: Es gibt eine äußere apostolische Kirche, in welcher die geweihten Priester die einzigen Stellvertreter Christi sind, denn ihnen ist der göttliche Geist in ununterbrochener Folge von den Aposteln mitgetheilt worden. Die Kirche ist mehr als König und Staat und darf von der weltlichen Gesetzgebung nicht berührt werden. Kirchenversammlungen sind unfehlbar. Nur ein geweihter Priester kann das Abendmahl wirksam austheilen. Wer außer der Hochkirche lebt, ist verdammt, nur die Katholiken und die Presbyter können noch selig werden, am gewissesten aber die hochkirchlichen Christen. Durch Fasten, Beten und Bußübungen kann man Vergebung der Sünden erlangen. Es gibt ein Fegefeuer und ein Meßopfer. Die Kirche, als die Stellvertreterin Christi, besitzt nicht allein die Gabe der Inspiration im Auslegen und Erklären, sondern auch im Aufstellen der Lehre. Die Bibel darf nicht frei, sondern nach den Überlieferungen erklärt werden. Die Ehelosigkeit ist heiliger als die Ehe. Die englische Hochkirche ist die rechte katholische Kirche, die ältere aber ist verdorben. Also die vollkommenste Hierarchie, die vollkommenste Verweltlichung des protestantischen Christenthums mit allen Foderungen und Consequenzen, wie sie die Weltgeschichte schon gesehen hat. Wenn es wahr ist, wie man sagt, und wie es gar nicht unwahrscheinlich, daß sich die ganze eine Hälfte des hochkirchlichen Klerus dieser Richtung zugeneigt fühlt, so dürften wir allerdings bald die Versuche sehen, die Hochkirche in dieser Weise zu gestalten. Ob die Gesellschaft, ob der Staat, ob das Leben noch Lust und Beruf haben könnte, sich von einer erneuten Klerisei aufs neue beherrschen und mit Füßen treten zu lassen, daran ist zu zweifeln; nicht minder aber ist es gewiß ein fruchtloses Ansinnen, wenn die politisch-religiöse Reaction in Deutschland uns diese verfaulten Früchte des protestantischen Lebens und einer sterilen Kirche als die Erscheinungen einer ganz besondern Kirchlichkeit und Christlichkeit zur Nachahmung empfehlen will. Hier, wie bei den Universitäten, hätten wir gewünscht, der Verf., der sonst alle historischen Punkte sehr gründlich angibt, wäre kühner in seinem eigenen Urtheile gewesen, denn von seinem Standpunkte aus muß er diese Reaction, unter welchem Mantel sie sich auch darstellt, sicherlich verwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Worte über und an die östreichischen Journale.

Wer zuckt nicht die Achseln, wenn von östreichischen Journalen die Rede ist? Wenn Bäuerle von seiner Bude in die Posaune stößt und Saphir humoristische Capriolen schneidet, um Abonnenten anzulocken? Wenn Groß-Hoffinger den Patriotismus aller Derjenigen (und ihrer ist ein große Zahl) in Frage stellt, die nicht auf den „Adler" und das „Schwarze Mandl" pränumeriren? Wenn eine Clique die andere lobt oder auspfeift, je nachdem die Führer das Losungswort geben? Und das nennen die Leute Literatur. Ich lobe mir dagegen die Kalendermacherei. Diese weiß wenigstens, was sie soll, und erhebt sich bisweilen über ihren Beruf. Von den östreichischen Journalen aber kann man nicht das Gleiche sagen. Sie wissen weder, was sie sollen, noch, was sie können, und thun nicht einmal,

was sie dürfen. Sie glauben, sie seien da, um zuvörderst die Leistungen aller möglichen Schauspieler, Sänger und Virtuosen beiderlei Geschlechts zu besprechen, die Bücher ihrer Mitarbeiter und der Freunde ihrer Mitarbeiter zu loben und das Ungethüm Publicum mit „spannenden" Novellen und, zum Dessert, mit Neuigkeiten zu füttern. Sie ahnen gar nicht, daß sie eigentlich kein Recht aufs Dasein haben und nur auf Duldung Anspruch machen dürfen, so lange sie sich angemessen aufführen. Die Literatur bedarf ihrer nicht; sie schaden ihr sogar. Sie helfen keinem wahrhaften Bedürfnisse der Zeit ab; höchstens dem gewisser Autoren und Komödianten, Lob zu ernten, ohne eins zu verdienen. Wenn sie nicht wären, richtete sich die Lesesucht auf würdigere Gegenstände; wenn sie anders wären, würde auch das Publicum ein anderes.

Bekanntlich nehmen Journale und Journalisten Niemanden lieber zum Sündenbock als die Censur. Vermißt man in einer Zeitschrift Ideen, elegante und kräftige Formen, geistreiche Wendungen, so heißt es, die Censur habe dies Alles gestrichen. Ist das Journal langweilig, inhaltlos, oberflächlich, gemein, so trägt die Censur die Schuld. Man muß aber den Teufel nicht schwärzer malen, als er ist. Die Censur kann allerdings beliebig streichen, was ihr mißfällt; sie kann aber nicht gebieten, daß man dummes Zeug drucken läßt. Die Verantwortlichkeit für dieses fällt also immer von ihr auf die Journale selbst zurück. Wenn ich z. B. drucken lassen möchte: Börne hatte mehr Patriotismus als Gentz, so kann sie diesen Vergleich anstößig finden und streichen; sie kann mich jedoch nicht zwingen, das Umgekehrte zu veröffentlichen.

An der Spitze der östreichischen Zeitschriften stehen die „Wiener Jahrbücher". Der Staat unterstützt sie, der k. k. Regierungsrath von Deinhardstein redigirt sie, Gerold verlegt sie. Sie könnten für Östreich sein, was die „Quarterly"- und die „Edinburgh-review" für England sind. Allein sie ziehen es vor, ihr Publicum in der orientalischen Akademie zu suchen. Ausnahmsweise besprechen sie auch wol hier und da ein Erzeugniß der deutschen Literatur. Die deutsche Literatur vergibt es ihnen auch. Ob sie in Konstantinopel oder Bagdad mehr Ansehen genießen als in Berlin oder Leipzig, ist mir noch nicht bekannt. Seit einigen Jahren treiben sie neben dem Türkischen vorzüglich das Spanische — vielleicht kommt später das Deutsche an die Reihe. Daß sie alle Erörterungen über vaterländische Verhältnisse vermeiden, versteht sich von selbst. Solche Erörterungen liegen über den Gesichtskreis der Unterthanen hinaus. Wenn sich ein Östreicher für sein Geburtsland interessirt, so lese er die augsburger „Allgemeine Zeitung". Diese bringt alles Wissenswerthe aus der Monarchie; sie berührt sogar deren „auswärtige Angelegenheiten", indem sie getreu das Ab- und Zugehen der betreffenden Gesandten und Gesandtschaftssecretaire registrirt. Mehr als Hr. Bäuerle und seine „Theaterzeitung" kann man wahrhaftig nicht leisten — nämlich im Klatschen. Wenn man eine Nummer dieses Journals gelesen hat, wird es Einem zu Muthe, wie wenn man aus einer Kaffeegesellschaft käme, in welcher ein Dutzend Weiber auf Kosten ihrer Mägde und Nachbarn ihre Zungen geübt haben. Allein Hr. Bäuerle wird sich hüten, sich einem seiner 6000 Abonnenten zu Gefallen, der noch dazu blos ein Sechstelabonnent ist, der Gefahr eines Desabonnements von Seite der übrigen 5999 auszusetzen, indem er der „Theaterzeitung" eine edlere Richtung gibt. Von allen wiener Blättern verfügt wol die von F. Witthauer redigirte „Wiener Zeitschrift" über die tüchtigsten Kräfte. Der novellistische Theil derselben hat wenigstens den Vorzug, daß er seltener dem Auslande abgeborgt ist, wenngleich er noch immer viel zu wünschen übrig läßt. Das Feuilleton hingegen ist mittelmäßig und thäte besser, sich weniger vom Abfall der französischen und englischen Blätter zu nähren. Was die kritischen Leistungen der „Wiener Zeitschrift" betrifft, so habe ich die Vermuthung, daß sie, so weit sie die Literatur angehen, von einem des deutschen Styls noch nicht ganz mächtigen Gymnasiasten herrühren. Es ist lobenswerth, daß die Redaction, indem sie hoffnungsvolle Jünglinge auf diesem Wege in die Literatur einführt, von dem Grundsatze ausgeht: Experimentum fiat in corpore vili. Vogl, der einige gute Balladen gereimt hat, redigirt jetzt das „Östreichische Morgenblatt". Schumacher's treffliche Literaturkritiken sind das Beste daran, das Übrige ist größtentheils werthlos. Frankl's „Sonntagsblättern" ist günstiger Fortgang zu wünschen. Sie sind nicht in das gedankenlose belletristische Treiben der übrigen versunken und bezwecken mehr als die Unterhaltung des Lesepöbels. Wenn Dichter wie Frankl noch den Muth haben, die dornige und bei uns so undankbare Laufbahn des Journalismus zu betreten, darf man die Hoffnung auf eine würdigere Gestaltung desselben nicht aufgeben. Adami's heftweise erscheinendes „Alt- und Neu-Wien" behandelt fast nur Localinteressen. Vom 1. Juli erscheint ein östreichisches Centralorgan für Literatur. Mir ist außer dem Prospectus noch kein Blatt desselben zu Gesicht gekommen; ich kann daher nicht beurtheilen, in wie weit die östreichische Kritik durch dasselbe wieder zu Ehren gebracht wird. Eine solche Ehrenrettung bedarf sie aber in hohem Grade. Vor Allem thut ihr Noth, daß sie sich von dem Cliquenwesen reinigt. Bis jetzt bestanden in Wien ebenso viele Lobaffecuranzgesellschaften als Literatenkneipen, vom silbernen Kaffeehaus angefangen. Wer sich an keine anschloß, gegen den verbanden sich alle. Wenn sich das Centralorgan nicht über alle unlautern Rücksichten dieser Art erhebt, wenn ihm die Wahrheit nicht mehr gilt als die Gunst, so wird ihm die Lüge bald in den eigenen Hals kommen und es wird an ihr ersticken.

An keinem einheimischen Schriftsteller hat sich das grundsatzlose Verfahren der wiener Kritik augenfälliger gezeigt als an Tschabuschnigg. Die Novelle wurde auch nach dem Aufschwunge in den übrigen Fächern zu wiederholten Malen für die partie honteuse der östreichischen Literatur erklärt, und in der That waren die Mitternachtromane, die sich auf Kreuzwegen abspannen, die Rührungsgeschichten, in welchen der Abgang von einigen Hundert Thalern unendlichen Liebesjammer aufregte, sowie die sonst noch erscheinenden Rettungsgeschichten und belletristischen Anekdoten wenig geeignet, Östreichs novellistischer Prosa Geltung zu verschaffen. Es stand daher zu erwarten, daß ein auf diesem Gebiete auftretendes Talent von den Literaten und Kritikern Östreichs freudig begrüßt werden und daß die Aussicht, Östreich auch in der Novelle würdig vertreten zu sehen, ihm um so freundlichere Aufnahme verschaffen werde. Seit zehn Jahren ungefähr erscheinen Novellen von Tschabuschnigg in Taschenbüchern und Zeitschriften. Schon die ersten derselben zeigten, daß ihr Verfasser sich eine höhere Aufgabe gestellt hatte, als man bei Almanachen gewohnt ist. Die Folgereihe that kräftige Griffe in Menschengemüth und Lebenssituationen, und allmälig fing man an einzugestehen, daß Tschabuschnigg die erzählende Prosa auf ganz andere Weise handhabe als die übrigen Novellisten unter seinen Landsleuten, daß ihm unter ihnen einer der ersten Plätze gebühre. Wer an Östreichs Literatur warmen Antheil nimmt, sah mit froher Erwartung einem größern Werke dieses Schriftstellers entgegen, in dem es ihm gegönnt sein konnte, einen umfassenden Stoff zu erwählen und ihn nicht blos in Umrissen anzudeuten. Ein solches Werk legte Tschabuschnigg der Lesewelt in seiner „Ironie des Lebens" dar. Er beurkundete darin seinen Dichterberuf auf unantastbare Weise; groß und edel in der Idee, reich und originell in einzelnen Situationen, rein und gediegen in der Sprache, kann dieses Werk den besten deutschen Dichtungen ähnlicher Art an die Seite treten; Östreich insbesondere aber besaß bis jetzt noch kein einziges Werk dieser Richtung. Fast alle Kritiker Deutschlands waren dieser Meinung; die berufensten Journale begrüßten freundlich das Buch, nur in einigen östreichischen wurde schon damals eine befremdende Lauheit gegen dieses heimatliche Erzeugniß an den Tag gelegt. Unterdessen erschien ein Band humoristischer Novellen, und diese affectirte Kälte der Landsleute des Verf. zeigte sich in ihrer wahren Gestalt als wirkliche Abneigung — der knappe Mantel einiger lobenden

Phrasen langte nicht mehr aus, um unerfreuliche persönliche Wallungen zu maskiren. Sie sprachen diesen Novellen vor Allem Humor ab — ein Absprechen, welches aus dem Munde derjenigen Kunstrichter, die einst den Saphirjubel angestimmt und getheilt hatten, sonderbar klingt. Das bewußte Entgegenhalten endlicher Durchführung an die ewige Idee der Erscheinung, die kecken Übergänge vom edeln Ernste zum lächerlichen Fortgange derselben Richtung, dieses Schwanken zwischen Lachen und Thränen dürften denn doch einige Ansprüche auf die Bezeichnung: Humor, haben; ja, mehre in diesen Novellen auftretende Personen sind geradezu Allegorien menschlicher Thorheiten und verirrter Bestrebungen. Die Idee edler Geselligkeit, echter Poesie, wahrer Liebe und dauernden Menschenglückes liegen als heller Hintergrund unter den bunten, abenteuerlichen Arabesken, die in skizzirten Bildern, in wunderbaren Blumen und märchenhaften Schnörkeln aufsteigen, und ganz albern wäre es, dem Verfasser das dichterische Selbstbewußtsein bei seiner Schöpfung, oder, wie die Phrase auch lauten mag, den Novellen Tendenz abzusprechen. Sie legen allerdings nicht mit jener Unverfänglichkeit wie Äsopische Fabeln, oder wie dies auch bei mancher übrigens verkrüppelten Novelle der Fall sein kann, irgend einen einfachen Satz dar, sondern sie greifen die Sache verwickelter und tiefer an, und aus der darin an manchem Orte auftretenden Verachtung des Erdengetriebes steigt der fruchtbare Baum kühner, reiner Erhebung empor, auf dessen Ästen sich leicht mehre Schocke solcher Sätze und nebstdem noch einige höhere Wahrheiten finden dürften. Es wurde endlich versucht, diese Novellen nicht für Novellen, sondern nur für sonstige Aufsätze zu erklären; da jedoch dafür keine Gründe angegeben wurden und ich den Scharfsinn dieser Behauptung nicht ergründete, so überlasse ich das Urtheil darüber dem gesunden Menschenverstande des lesenden Publicums. Noch fügte man vornehm die Hoffnung bei, der achtbare Verfasser werde sich ehestens mit Löblicherm einstellen, da sein Talent allerdings zu derlei Erwartungen berechtige. Ein Schriftsteller jedoch, der das dreißigste Jahr überschritten, darf schon geradezu gelobt und getadelt werden, ohne daß man durch ähnliche Floskeln zu verstehen geben will, er sei doch nur ein Schüler und Anfänger. Wenn aber der Verfasser der „Ironie des Lebens" im Fache der Novelle unter seinen Landsleuten nur als ein solcher Anfänger gilt, dann stehen uns in der That große novellistische Genüsse aus Östreich bevor. Bis sie uns werden, können wir aber allerdings mit solchen Vorläufern zufrieden sein, und Östreich insbesondere hat die Verpflichtung, sie wohlwollend zu begrüßen. Das Cliquenwesen in der Literatur war jederzeit schädlich, vollends unedel ist es aber, wenn es gegen Jemand auftritt, der, wie Tschabuschnigg, in literarischer Isolirung lebt und sich persönlich in polemischer Kritik nie thätig zeigte. Was Tschabuschnigg's Styl betrifft, so ist er präcis, elegant und mit dem ausgedrückten Gedanken organisch verwachsen. Seine Orthographie sowie einzelne Wortbildungen weichen von dem gegenwärtigen Gebrauche in Einigem ab; allein da die Sprache ein lebendig Fortschreitendes ist und steter Weiterbildung unterliegt, so ist jedes Glied der Gelehrtenrepublik, so lange Deutschland keine gesetzgebende Akademie besitzt, berechtigt, auch darin Studien anzustellen und seinen Überzeugungen nachzuleben. Ohne solche Reformationen würden wir noch heutzutage unsere Perioden mit *sintemalen* und *alldieweilen* anfangen.

Die Gedichte Tschabuschnigg's zeigen sich schon auf den ersten Anblick als der Ausdruck individuellen Charakters und selbständiger Gesinnung; sie tragen den Stempel der Persönlichkeit des Dichters an der Stirne, und wer sich nicht in die zum Grunde liegenden Erlebnisse und Stimmungen versenken will, kann allerdings nur manche glänzende Formen, die gewählte Sprache und die Einkleidung irgend eines einzelnen Gedankens daran hervorheben. Der wahre Sinn dieser Gedichte geht erst durch ein solches tieferes Eindringen auf. Ich möchte sie charakteristische Gedichte nennen. Resignation ist ihr Grundton, eine Resignation, die der Welt stolz entgegentritt und sich nur vor Gott und der Ewigkeit demüthig in den Staub beugt. Daran knüpft sich biedere vaterländische Gesinnung, Ernst und Tiefe des Gefühls, das sich an manchen Stellen zur Ironie schärft und in einzelnen Gedichten zur Verachtung des Weltgetriebes steigert. Tschabuschnigg ist mit der Welt nicht durch sich oder sie, sondern nur durch den Gedanken der Ewigkeit, er ist mit dem Leben nur durch den Tod versöhnt. Wer der Ansicht ist, die Aufgabe eines Dichters bestehe nur darin, Trost für den Schmerz des Lebens zu bringen, wer volksthümliche Lieder wünscht, oder Gedichte sucht, die in das Gebiet der Politik übergreifen, findet bei den Gedichten Tschabuschnigg's seine Rechnung nicht. Der Gegenstand derselben sind die innern Zustände, Gefühle und Erfahrungen des Dichters selbst, der Mikrokosmus der Welt, wie er sich in einem eigenthümlich gebildeten, edeln Dichtergemüthe widerspiegelt. Selbst die Balladen und Romanzen tragen ein subjectives Gepräge und sind nur epische Darstellungen der Gesinnung des Dichters. Da es sich in der Dichtkunst aber jederzeit nur um die Darstellung des Schönen handelt, und da das Herz eines Dichters, wenn Lebenserfahrung es bereichert, Philosophie es geläutert hat, immerhin ein würdiger Vorwurf der poetischen Kunst bleiben wird, so läßt sich an dem Stoffe von Tschabuschnigg's Gedichten im Grunde ebenso wenig rügen als an der Form. Es ist im Gegentheile erfreulich, nach den gemüthlichen Tändeleien, die besonders von Tschabuschnigg's Landsleuten gerne in Reimen geboten werden, endlich wieder einmal auf kräftigere, charakteristische Gesinnungen zu stoßen. Ich habe dieses Beispiel, wie die wiener Kritik zu verfahren pflegt, absichtlich weitläufiger ausgeführt, weil es mir eine würdige Aufgabe schien, die Sache eines mit wahrem Dichterberufe begabten und redlich Strebenden gegen seine eigenen Landsleute zu führen; gegen den Theil derselben nämlich, der gleich unfähig zum Schaffen wie zum Genießen sich das Sprecheramt angemaßt hat. Glücklicherweise scheint das Publicum wenig auf ihn zu hören; denn Tschabuschnigg's Gedichte und „Ironie des Lebens" erscheinen in zweiter Auflage. 87.

Literarische Notiz.

Ziemlich zu gleicher Zeit reisten im vorigen Jahre vier französische Gelehrte nach dem Oriente, um einige weniger sorgfältig untersuchte Denkmale des Alterthums genauer in Augenschein zu nehmen. J. J. Ampère hat einen Theil seiner Reiseanschauungen und einige Beobachtungen, die er mit seinem Reisegefährten Mérimée auf seiner Reise in Kleinasien gemacht hat, in einem trefflich geschriebenen Aufsatze in der „Revue des deux mondes" niedergelegt. Die Untersuchungen von Ch. Lenormant und J. de Witte scheinen für die Archäologie von größerer Bedeutung zu sein. Diese Reise war unternommen, um einige der Monumente, die in einem Werke, was beide Gelehrte gemeinschaftlich herausgeben („Elite des monuments céramographiques, matériaux pour l'intelligence des religions et des moeurs de l'antiquité"), abgebildet und beschrieben werden mußten, näher zu untersuchen. Nachdem dieses große Werk, das aus 150—200 Lieferungen besteht, die neun Bände bilden werden, einige Zeit unterbrochen war, rückt es jetzt mit größerer Schnelligkeit seiner Vollendung entgegen. Beide Gelehrte haben schon durch anderweitige wissenschaftliche Arbeiten ihre Befähigung zu einem so umfassenden Werke dargethan. Lenormant hat namentlich über die Alterthümer Ägyptens, das er, wenn wir nicht irren, früher schon einmal bereist hat, einige interessante Abhandlungen herausgegeben. Gegenwärtig ist er Stellvertreter von Guizot an der Sorbonne, wo er Vorträge über französische Geschichte liest, und einer der Bibliothekare an der großen Bibliothek. J. de Witte, der gleichfalls an der Bibliothek angestellt ist, hat mehre Werke über die Geschichte verschiedener Provinzialstädte herausgegeben. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 256. — 13. September 1842.

England. Von Friedrich von Raumer. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 255.)

Brief 26 ist den englischen Finanzen gewidmet; er bildet die Fortsetzung des im J. 1835 gegebenen Berichtes. Der Verf. hat mit dem gegenwärtigen Deficit des englischen Staatshaushaltes seine frühere Überzeugung von dem glücklichen Zustande der englischen Finanzen nicht aufgegeben, sondern er sucht durch eine äußerst gründliche Darstellung darzuthun, daß die reine mathematische Statistik hier gar nicht in Anwendung kommen dürfe, daß man vielmehr alle Umstände dabei in Betracht ziehen müsse. Die Ausgabe, sagt er, übersteigt seit 1837 die Einnahme: 1831 war die fundirte Schuld 757,486,000, 1839 aber 761,346,000, also Zunahme der Schuld um 3,860,000 Pf. Allein die Sache gewinnt eine tröstlichere Gestalt, indem der Verf. durch Tafeln darthut, daß sich diese Schuld nicht auf das Sinken der Einnahme, sondern auf außerordentliche Ausgaben, wie z. B. für Syrien, Canada, China u. dergl. gründet. In Wahrheit hat aber die Einnahme des Staates erstaunlich zugenommen, sobald man erwägt, wie viel Steuern in kurzer Zeit erlassen worden sind. Man nimmt an, daß sich während der letzten zehn Jahre die erlassenen Steuern auf 50 Mill. Pf. belaufen, also weit mehr, als das Deficit beträgt. Weiter aber gewinnt auch die Schuldvermehrung bei näherer Betrachtung selbst ein anderes Ansehen. Die fundirte Schuld betrug 1839 mehr 3,860,000, die unfundirte dagegen 1831 27,271,000, 1839 indessen nur 24,655,000, folglich jetzt weniger um 2,616,000 Pf.; diese Summe nun von dem Mehr des Jahres 1839 abgezogen, gibt wirklich vermehrte 1,244,000 Pf. Da aber unterdessen für Befreiung der Neger 20,000,000 Pf. angeliehen wurden, so fand in Wahrheit eine Verminderung statt von 18,736,000 Pf.

Obgleich England, sagt der Verf., bei dem unermeßlichen Anwachsen seines Reichthums leicht einen Ausfall decken konnte, der durch außerordentliche Ausgaben und übertriebenen Steuererlaß entstand, war doch die Frage um die Art der Deckung schwer. Vermögen- und Einkommensteuern erfodern von Seiten der Minister viel Muth. Man wendete sich zu einer Untersuchung der englischen Zollrolle, und diese Untersuchung brachte zuvörderst eine große Menge wesentlicher Mängel zum Vorschein. Dann sah man auch, daß mit der gründlichen Berichtigung der Zollrolle, namentlich der Holz-, Zucker- und Getreidezölle, nicht allein der Handel von großen, drückenden Fesseln erlöst, sondern auch die Consumtion so sehr vermehrt werden würde, daß das laufende Deficit vollkommen gedeckt werden mußte.

Brief 27 ist nun einer genauen Darlegung der Handelsverhältnisse, insofern sie Zucker und Holz betreffen, gewidmet. Die Übersichten und die gegebenen Erläuterungen des Verf. rechtfertigen einmal das Princip des freien Handels, dann aber auch liefern sie die fortwährenden Belege, daß die Whigs die richtigen Maßregeln zur Deckung des Deficits ergriffen hatten, wenn auch das Fehlende der frühern Jahre vor der Hand nicht ausgeglichen wurde. Herr von Raumer macht darauf aufmerksam, daß auch Robert Peel im Allgemeinen keine andere Handelspolitik werde verfolgen können, und er hat insofern Recht gehabt, als sich die Tories wenigstens scheinbar zu Concessionen im Interesse der Handelsfreiheit und der Zollreduction haben verstehen müssen.

In Brief 28 entwickelt nun der Verf. die äußerst schwierigen Verhältnisse in der Korngesetzfrage. Dieser Brief ist eigentlich eine verbesserte und vermehrte Auflage jener kleinen Schrift, welche der Verf. voriges Jahr von London aus erscheinen ließ. Vor Allem müssen wir daran erinnern, daß er schon 1835 die später von dem Ministerium vorgeschlagene Einführung eines festen Getreidezolles nicht im Interesse der Ackerbauer, sondern im alleinigen Interesse der Staatskasse als eine nothwendige und ersprießliche Maßregel bezeichnete; auch jetzt hat er seine Meinung noch nicht geändert, sondern er bewährt sie inmitten der ihn umbrausenden Leidenschaften mit Ruhe und Objectivität, vielleicht den Engländern gegenüber mit zu großer deutscher Bescheidenheit. Der eine Theil der Abhandlung ist der dramatischen Entfaltung der beiden Parteien mit ihren Gründen für und gegen den Getreidezoll gewidmet, wie sie sich im Parlamente und in der Presse herausstellten; der andere Theil entwickelt die eigenen Ansichten des Verf. Die Gegner der Korngesetze gehen im Allgemeinen von den Gesichtspunkten aus: 1) die

Getreidepreise sind jetzt künstlich und belasten das Volk, wie sie die Industrie belasten; 2) nicht der Pachter, sondern der Landeigenthümer gewinnt durch die künstlich gesteigerte Rente; 3) eine gesunde Handelspolitik verlangt mit dem Continente den möglichst freien Verkehr und darum müssen zuerst die Getreidegesetze fallen. Die Vertheidiger der Korngesetze suchen jedoch das Gegentheil zu beweisen, sie sagen: die Industrie brauchte bisher Schutz, so auch der Ackerbau; ferner, durch den erhöhten Werth des Landeigenthums müssen Alle gewinnen; endlich, England muß streben vom Auslande in seinen ersten Bedürfnissen unabhängig zu sein. Der Verf. von seiner Seite sucht zuerst darzuthun, daß alle Parteien von der Kornfrage zu viel hoffen und fürchten. Er beweist weiter, daß der englische Ackerbau die Concurrenz mit jedem andern Landbau aushalten kann und muß, denn ihm kommen so gut wie den Fabriken Capital, Fleiß, Einsicht, Maschinen u. s. w. zugute. Ferner aber stellt sich auch heraus, daß der englische Grund und Boden weit weniger belastet ist als der anderer Länder, wo die Steuern und Lasten auf keine Industrie und keinen Handel verlegt werden können; von Grundsteuer ist das englische Grundeigenthum fast ganz frei. Es würde demnach, schließt der Verf., angemessen sein, die Getreidegesetze ganz aufzuheben; allein dies ist bei den gegenwärtigen Ansichten weder räthlich, noch bei dem jetzigen Steuersystem möglich. Demnach sind vor der Hand zwei Wege der Reform: entweder eine Scala des Zolls im Verhältnisse zu den Getreidepreisen einzuführen, oder einen bestimmten und festen Zoll zu erheben. Der Verf. setzt uns aber auch hier wieder auseinander, daß selbst mit einer gemäßigten Scala die Unsicherheit des Verkehrs, die Neigung, den Handel in ein Glücksspiel zu verwandeln, das Aufspeichern des Getreides bis zum niedrigsten Zollsatze und hiermit für den Landmann die Gefahr, die hohen Preise plötzlich herabgedrückt zu sehen, bleiben muß; es bleibt also nur die Zweckmäßigkeit eines festen Zolls übrig. Nachdem der Verf. den Antrag Russel's auf 8 Schilling pr. Quarter geprüft, alle Einwendungen einer sophistischen Statistik widerlegt, weist er nach, daß dieser Steuersatz in der That sowol die nöthige Freiheit, Schutz, mäßigen aber sichern Handelsgewinn, als auch eine einträgliche Steuer in Aussicht stellt; von der Scala Robert Peel's zeigt er hingegen auf, daß sie nur eine scheinbare Ermäßigung des Getreidezolles enthalte, daß vielmehr, nach sehr einfacher Berechnung, der Quarter fremden Getreides in England auch jetzt nie unter 74 Schilling werde verkauft werden. Und der Verf. hat unserer Ansicht nach vollkommen recht gerechnet. Robert Peel hat mit seiner Scala ein geschicktes Kunststück praktizirt, von dem die Nation im Augenblicke zu beiden Theilen überrascht war, das aber Niemand als den Speculanten irgend einen Gewinn bringen kann, und bei der steigenden Noth und der unbeugsamen Logik der arbeitenden Classen dürfte Robert Peel vielleicht gerade an diesem Kunststücke sein mühsam errungenes Scepter entweder einbüßen, oder doch genöthigt sein, die geschmähte Politik seiner Vorgänger offen anzunehmen.

In Brief 29 schließt der Verf. seine Berichte mit einem Blicke auf die ministerielle Veränderung, die sich an diese große Frage um das Korngesetz knüpfte. Die Whigs, sagt er, mußten nicht die Regierung niederlegen, weil sie an das Volk appellirten, sondern weil sie zu wenig appellirten; man traute ihnen nicht. Sie würden aber dennoch mit geringer Majorität das Feld behauptet haben, wenn ihre Freunde nicht äußerst lässig, die Tories hingegen äußerst thätig gewesen wären; das Übergewicht der Grundbesitzer in den Grafschaften, thut der Verf. dar, hat den Ausschlag bei den Wahlen gegeben. Wir halten es indessen mit dem Verf. nicht für ein Übel, daß ein wesentlich reformatorisches Cabinet für den Augenblick abtreten mußte. Während der letzten Zeit waren sich die politischen Parteien in England an Macht und Einfluß so gleich, daß jede entscheidende Maßregel auf unübersteigliche Hindernisse stieß, und die Entwickelung des Staates litt immer unter dieser fortwährenden Paralyse. Gegenwärtig haben nun die Whigs Zeit und Gelegenheit, alle ihre natürlichen Elemente in der Opposition lebendig zusammenzufassen, sich nach außen zu erweitern und nach innen zu consolidiren; schon als eine starke und mächtige Opposition werden sie so die herrschenden Tories auf der Bahn fortdrängen, in welche sie England seit der Reformbill geleitet. Nachdem die verrotteten Flecken und die Monopole der ostindischen Gesellschaft gefallen, nachdem die Katholiken emancipirt, die alten Armengesetze abgeschafft und eine freisinnige Städteordnung gegeben worden, nachdem die Presse von tausend Seiten die Privilegien und Monopole als die Überreste einer veralteten Freiheit dargestellt und das politische Bewußtsein und Interesse durch alle Stände der Nation erweckt hat, wird es keiner Partei mehr möglich sein, eine Politik für längere Zeit geltend zu machen, die dem Geiste dieser gewaltigen und sichern Reformen widerstreitet.

Diesen Briefen über die politischen Zustände Englands hat der Verf. zuerst einen Anhang von Bruchstücken aus den Reiseberichten von 1836 und einen zweiten Anhang aus den Briefen von 1841 beigefügt. Alle diese Briefe sind auf die Zufälle der Reise selbst, auf die Sitten und Eigenthümlichkeit Englands und Frankreichs, auf literarische und bedeutend persönliche Erscheinungen gerichtet, sodaß sie die Ansicht vom Ganzen nur vervollständigen und eine sehr passende Stelle hier gefunden haben. Auch zeichnet sich in ihnen der Verf. selbst in seiner liebenswürdigen Gemüthlichkeit und Offenheit sehr trefflich ab.

Unsere Andeutungen über den Inhalt und den Charakter dieses Werks sind hiermit beschlossen. Wie groß die Aufgabe des Verf. gewesen ist, wie verwickelt sein Gegenstand, wie schwierig das Urtheil inmitten so vieler Parteien und ausgezeichneter Persönlichkeiten, die alle mit Macht und Leidenschaft des Selbstgefühls auftreten, wird keinem seiner Leser entgehen, am wenigsten aber dem kritischen Leser. Alle Foderungen der Kritik, die sich über die Umstände hinaussetzen, sind darum gewiß eher auszusprechen, als nach der Sachlage der Verhältnisse zu befriedigen. Der Stoff aber, den der Verf. in diesen Bänden

mit Aufdauer und Liebe zu entwickeln begonnen, ist so reich und unermeßlich, daß wir ihm fernere Zeit und Muße wünschen, noch recht oft mit eigenen Augen den Boden dieses wunderbaren Staats- und Volkslebens zu begrüßen.

A. Kurhel.

---

1. Erinnerung an Griechenland von F. C. Bronzetti. Würzburg, Stahel. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
2. Sechs Jahre in Griechenland. Ansichten, Bilder und Erlebnisse aus Griechenlands Gegenwart. Mitgetheilt von H. v. P. (einem Nichtbaier). Grimma, Verlags-Comptoir. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn die Verf. der beiden vorliegenden Schriften, in denen sie über ihre Erlebnisse in Griechenland während längerer oder kürzerer Zeit sich verbreiten, nach Demjenigen, was ein Jeder in dem Vorworte dazu bemerkt, den Wunsch gehabt haben, durch diese Schriften über Griechenland und die Bewohner Griechenlands aufzuklären und zu berichtigen, ungünstige Meinungen zu widerlegen und ungerechte Vorurtheile zu beseitigen, so kann man dies nur gutheißen und ihre Absicht nur billigen. Es fehlt in der That noch viel, ehe eine allgemein richtige Vorstellung vom griechischen Lande und besonders von dem Volke, welches dasselbe bewohnt, sich befestigen, ehe man über die dortigen Verhältnisse und Zustände richtig urtheilen wird, und zwar nicht nur, weil dem allgemeinen Enthusiasmus für die griechische Sache zu einer Zeit, da sie, politisch betrachtet, auf sehr schwachen Füßen stand, nachher, als wenigstens ein sicherer und fester Boden für diese Sache und ihre weitere Entwickelung gewonnen worden, eine große Gleichgültigkeit für diese, zum Theil in nicht geringem Grade bereits vermittelte Entwickelung gefolgt war, sondern auch weil Vorurtheile und unrichtige Vorstellungen Wurzel gefaßt hatten, die nun, der Wahrheit gemäß, und ebenso zum Vortheile Griechenlands selbst, als zum Nutzen des Auslandes, das Beziehungen mit Griechenland hat und in nähere Verhältnisse mit ihm treten kann, haben bekämpft und, wo möglich, ausgerottet werden müssen. Bis jetzt ist aber dergleichen Vorurtheilen und unrichtigen Vorstellungen noch wenig Boden abgerungen worden; sie sitzen zu fest, werden jedoch gleichwol nach und nach der Wahrheit weichen müssen. Nicht ohne Glück können sie gerade von Solchen bekämpft werden, die als Militairs und also im Allgemeinen unter ungünstigen Verhältnissen in Griechenland gewesen, dabei aber nicht selten die beste Gelegenheit gehabt haben, namentlich das Volk und dessen Eigenthümlichkeiten besonders kennen zu lernen, und die nun, wenn sie dessenungeachtet nicht ungünstig über das Volk und die dortigen Verhältnisse sich aussprechen, nachdem sie oft Unwürdiges in Griechenland und von Griechen erduldet, eben darum wenigstens als unparteiisch gelten müssen. Von der Unbefangenheit solcher Zeugen können wir in der That, wir, die wir oft nur gar zu befangen und parteiisch urtheilen, nicht wenig, und zwar vor allen Dingen das lernen, unparteiisch zu sein und nach Erkenntniß der Wahrheit zu streben, der Wahrheit, die sich dann auch bald von selbst geltend macht. So werden dem Publicum nun auch in den beiden obgedachten Schriften die unparteiischen Mittheilungen zweier gewesener Militairs in Griechenland über dortige Erlebnisse, über das, was und wie sie es dort gefunden haben, lebendige Schilderungen ihrer Kriegszüge und sonstigen Wanderungen durch das Land, bunte Bilder aus dem bewegten Leben des Volks, unmittelbar aus diesem Leben geschöpfte Ansichten und Urtheile über dasselbe geboten, und nicht wenig ist daraus in allen diesen Beziehungen für Kenntniß des griechischen Landes und Volks, für Würdigung der dortigen Verhältnisse und Zustände zu lernen. Die als Militairs dahin abgegangenen Ausländer, namentlich die Deutschen kommen dabei nach Maßgabe ihrer Zwecke, die sie in Griechenland erreichen wollten, ihrer Beweggründe, die sie dazu veranlaßten, ihres Verhaltens theils dort, theils nach ihrer Rückkehr von dort, nicht zum Besten weg; indeß ist Ref. im Allgemeinen der Meinung, daß die Verfasser hierbei nicht Unrecht haben. Ihre übrigen Urtheile über Griechenland und die Griechen sind, wie schon bemerkt, nicht blos unbefangen und unparteiisch, sondern auch nicht ungünstig, im Gegentheil in gewissen Beziehungen sehr günstig und, so weit Ref. selbst zu urtheilen vermag, in der Wahrheit vollkommen begründet. Dieselben bestätigen insofern nur Das, was wir bereits von andern Seiten her wissen, und lassen uns von der ruhigen Entwickelung der griechischen Sache im Innern und nach Außen Alles für Griechenlands Zukunft hoffen. Manches ist übrigens, seitdem die Verfasser in Griechenland waren, anders und besser geworden.

Der Verf. der zuerst genannten Schrift, der mit dem Könige Otto nach Griechenland überschiffte, war nur von 1833 bis zum Mai 1835 dort; seine Beschreibungen umfassen mehr die Hin- und Herzüge, an denen er Theil nahm, und sind, auch wenn davon Schilderungen, Bilder, Ansichten und Urtheile der obbemerkten Art keineswegs ausgeschlossen sind, dennoch schon in Betreff der äußern Darstellung weniger interessant, als die zweite Schrift, dabei übrigens in den Eigennamen höchst fehlerhaft gedruckt. Der Verf. dieser zweiten Schrift war vom J. 1834—40 als Militair in Griechenland. Warum derselbe auf den Titel ausdrücklich als „Nichtbaier" sich bezeichnet, ist dem Ref. nicht recht klar geworden. Erkennt der Verf. die Baiern, was im Allgemeinen nicht gerade irrig sein mag, als parteiisch für Griechenland und für die Griechen, so ist es allerdings erfreulich, daß hier ein Nichtbaier, und zwar nach einem Aufenthalte von sechs Jahren, ebenfalls günstig für Beide sich ausspricht, und insofern ist der gedachte Zusatz nicht ohne Bedeutung und tiefern Sinn. Seine Darstellung ist in Beziehung auf die eigentliche Tendenz der Schrift weniger oberflächlich, vielmehr tiefer in die Sache eingehend, dabei voll Leben und nicht ohne Humor. Manche Partien des Buchs erinnert sich Ref. irgendwo gelesen zu haben, und zwar, wenn er sich nicht sehr irrt, in dem „Ausland". Das Zweckmäßige und Vortheilhafte der Auswanderungen nach Griechenland wird übrigens auch in diesen beiden Schriften, besonders in der ersten derselben, anerkannt, wie dies schon von Andern geschehen ist; Erfahrungen sprechen dafür, und die Idee, neben der Überzeugung von den mannichfachen damit verbundenen Vortheilen, scheint auch im Auslande immer mehr Anerkennung und thatsächliche Beförderung finden zu wollen. Dergleichen praktische Interessen werden und müssen dem griechischen Staate eine besondere und nachhaltige Beachtung des Auslandes zuwenden und sichern, wo andere Interessen, deren Früchte sich gerade nicht mit Händen greifen lassen, weniger Anklang finden; die Zeit, in welcher wir leben, ist nun einmal vorherrschend materiell, was auch manche einseitige und darum blinde Bewunderer in ihrer einseitigen Verblendung dagegen sagen mögen. Die griechische Sache, nicht blos im Lichte der Behandlung derselben von Seite der Politik und Diplomatik betrachtet, sondern auch dem Publicum gegenüber, ist dafür ein lautredender Zeuge.

25.

Aus einer nächstens erscheinenden neugeordneten und vermehrten Ausgabe von J. Möser's sämmtlichen Werken.

Der Geringe bleibt doch immer ein Sklave des Mächtigen.

(Bisher ungedruckt.)

Es kam neulich in einem Lande, worin viel Leinsamen gezogen wird, die Frage vor: ob es nicht rathsam sein würde, die Ausfuhr desselben zu verbieten, um den Vortheil des Flachsbaus, welchen sonst nur die Nachbarn ziehen würden, selbst zu behalten. Der eine Kammerrath sagte, es würde besser sein, die Ausfuhr des Samens, weil man dessen mehr hätte als im Lande erfodert würde, frei zu lassen, und dagegen die Ausfuhr des Flachses zu verbieten, um die inländischen Spinnereien

emporzubringen. Der andere meinte, es würde nicht genug sein, wenn man den Nachbarn das Garn zukommen lasse, um diesen den Vortheil des Webens zu gönnen. Man müsse daher auch, um die einheimische Linnen- und Bandweberei emporzubringen, die Ausfuhr des Garns verbieten, oder doch wenigstens vorher das Bleicherlohn daran verdienen. Der dritte behauptete, die Sache wäre damit noch nicht abgethan, sondern man müsse auch die Ausfuhr des Linnens nicht gestatten, indem die Nachbarn immer noch zu viel daran gewönnen, wenn sie davon allerhand Sachen anfertigten und diese hernach verkauften; man thue besser, das Handlohn, was dabei gewonnen würde, im Lande verdienen zu lassen und das Linnen nicht anders als in fertigen Hemden, Bettüchern u. dergl. hinausgehen zu lassen. Der vierte befürchtete, die Lumpen würden zu theuer werden und vielleicht gar nicht mehr zu haben sein, woher ein Mangel an einheimischem Papier entstehen werde, wenn man den Vertrieb des Linnens in fremde Länder zu sehr beförderte. Endlich nahm der Kammerdirector das Wort und sagte, er erinnere sich, daß der Ritter Mengs einmal durch seine Malerei vier Ellen Linnen auf den Werth von 10,000 Dukaten gebracht habe. Das Beste werde also sein, alles Linnen im Lande zu behalten und ein Hundert Mengse kommen zu lassen, um es auf gleiche Weise zu veredeln. 60.

Bibliographie.

d'Arlincourt, Vicomte, Der St. Pauls-Pallast und das Schlößchen. Ein Seitenstück zu St. Roche. Nach und aus dem Französischen. 2 Theile. Eisenberg, Schöne. 2 Thlr.

Binder, W., Alemannische Volkssagen, Geschichten und Mährchen. 1ster Band. Gr. 12. Stuttgart, Cast. 1 Thlr.

Burdach, K. F., Blicke ins Leben. 2ter Band. Comparative Psychologie, 2ter Theil. Gr. 8. Leipzig, Voß. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Damen-Almanach für das Jahr 1843. Herausgegeben von Mathilde von Tabouillot. 16. Wesel, Prinz. 1 Thlr.

Fässli, W., Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Skulptur und Malerei. 1ster Band. Zürich und die oberrheinischen Städte Basel, Freiburg, Strassburg, Carlsruhe und Mannheim. 8. Zürich u. Winterthur, Literar. Comptoir. 2 Thlr. 26¼ Ngr.

Gerstner, F. A. v., Die innern Communicationen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dessen Tode aufgesetzt, redigirt und herausgegeben von *L. Klein*. 2 Bände. Gr. 4. Wien, Förster. 13 Thlr. 10 Ngr.

Grimm, J., Frau Aventiure klopfet an Beneckes Thür. III. Ausg. MDCCCXLII. 4. Berlin, Besser. 10 Ngr.

Hafen, J. B., Möhler und Wessenberg, oder Strengkirchlichkeit und Liberalismus in der katholischen Kirche in allen ihren Gegensätzen, mit besonderer Rücksicht auf die katholischen Geistlichen Württembergs. Gr. 12. Ulm, Ebner. 10 Ngr.

Hart, Helmine, Herzog Wilhelm. Roman in zwei Abtheilungen. Gr. 12. Magdeburg, Baensch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heine, J., Physio-pathologische Studien aus dem ärztlichen Leben von Vater und Sohn. Eine Gedächtnißschrift für Johann Georg Heine den Orthopäden. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hennes, J. H., Geschichte der Grafen von Nassau. 1ster Theil. Bis zum Jahr 1255. Gr. 12. Köln, Schmitz. 22½ Ngr.

Keller, A., Gesta Romanorum. 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kröger, J. C., Abriß einer vergleichenden Darstellung der Jabdsch-, Persisch- und Chinesischen Religionssysteme, mit steter Rücksichtnahme auf die spätern Religionsformen und den Ursprung religiöser Ideen. 8. Eisleben, Reichardt. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Latomia. Freimaurerische Vierteljahrs-Schrift. 1stes Heft. Gr. 8. Leipzig, Weber. Subscr.-Pr. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leben und Ende des Herzogs von Orleans. Nach den zuverlässigsten Quellen und neuesten Berichten von Augenzeugen seiner letzten Stunden. Mit 3 Abbildungen. Gr. 8. Burg, Otto. 5 Ngr.

Lennep, J. van, Hollands romantische Geschichten. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerz. 8ter, 9ter Band. — Auch u. d. T.: Der Klosterzögling. 2 Theile. Gr. 12. Aachen, Mayer. 2 Thlr.

Luther's, Dr. Martin, Schrift von der Freiheit des Christenmenschen. Mit einem Vorworte begleitet von J. H. L. Schröder. 8. Berlin, Wohlgemuth. 3¾ Ngr.

Müller, F., Geschichte der alten Grafen von Tecklenburg in Westfalen. Gr. 8. Osnabrück, Rackhorst. 1 Thlr. 10 Ngr.

Niebuhr, B. G., Griechische Heroengeschichten, an seinen Sohn erzählt. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 6¼ Ngr.

Nachgelassene Schriften B. G. Niebuhr's nichtphilologischen Inhalts. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nork, F., Die Götter Syriens. Mit Rücksichtnahme auf die neuesten Forschungen im Gebiete der biblischen Archäologie. Gr. 8. Stuttgart, Cast. 1 Thlr.

Osiander, H. F., Über den Handwerksverkehr der Völker. 2 Bände. 2te Auflage. Gr. 8. Stuttgart, Cast. 3 Thlr. 10 Ngr.

Pechlin, F. Freiherr von, Gedichte, ältere und neuere. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.

Prätzel, K. G., Flammenbilder aus Hamburg. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Maukr. 15 Ngr.

Die pädagogische Rechtsfrage in der Staatsgesetzgebung über gemischte Ehen. Oder: Wer hat das Recht, zu bestimmen, in welcher Confession die Kinder aus gemischten Ehen erzogen werden sollen: der Staat, die Kirche, oder die Eltern. Mit besonderer Rücksicht auf Württemberg. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 10 Ngr.

Schober, F. von, Gedichte. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schubart's, C. F. D., sämmtliche Gedichte. 2 Bände. 16. Stuttgart, Scheible. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Scribe's ausgewählte dramatische Werke. In sorgfältigen Übersetzungen gesammelt und herausgegeben. 7tes Bändchen. Verleumdung. Schauspiel in 4 Aufzügen, nach *Eugen Scribe's* „La colomnie" bearbeitet von C. W. Koch. 12. Wien, Tauer u. Sohn. 10 Ngr.

Sommer, F., Hegel's Philosophie, widerlegt aus dem Standpunkte des Systems selbst, dem anderer Philosophen, und dem der gesunden Vernunft. Gr. 8. Berlin, Hayn. 15 Ngr.

Spindler's sämmtliche Werke. 62ster bis 65ster Band. Enthält: Der Vogelhändler von Imst. (Tyrol vor hundert Jahren.) Volksroman. 8. Stuttgart, Hallberger. 7 Thlr.

— — 68ster, 69ster Band. Enthält: Hell und Dunkel. Erzählungen. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Tendlau, A. M., Das Buch der Sagen und Legenden Jüdischer Vorzeit. Nach den besten Quellen bearbeitet nebst Anmerkungen und Erläuterungen. Gr. 12. Stuttgart, Cast. 1 Thlr.

Tieck's, L., gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. Neue Folge. 1stes bis 4tes Bändchen. I. Des Lebens Überfluß. — Der Dichter und sein Freund. II. Liebeswerben. — Waldeinsamkeit. III. IV. Die Vogelscheuche. 2 Bändchen. 8. Breslau, Max. 3 Thlr. 10 Ngr.

Uechtritz, F. v., Ehrenspiegel des deutschen Volkes und vermischte Gedichte. Gr. 8. Düsseldorf, Schaub. 20 Ngr.

Schlesische Volkslieder mit Melodien. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und E. Richter. 1ste Lieferung. Lex.-8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 15 Ngr.

Weber, K. J., Der Humor und die Humoristen. Gr. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Weber, Staat, Religion und Sitte. Gr. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 257. — 14. September 1842.

Der Congreß von Verona. Ein Roman von Julius Mosen. Zwei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 4 Thlr.

Es ist der Charakter des ganzen Künstlerthums unserer Zeit, daß es mehr Talent als Urtheil, mehr Kraft als Beherrschung derselben, mehr Leidenschaft als Tiefe und Keime der Empfindungen entwickelt. So spiegelt es sich in den Notabilitäten derselben ab (wir wollen in der Literatur nur Victor Hugo, Balzac, Sue, Grabbe, Immermann und Andere nennen; wenige Deutsche bilden Ausnahmen; die Engländer sind im Ganzen die freisten davon, doch haben sie in Lord Byron den Zoll der Zeit dafür desto reichlicher abgetragen), so reproducirt es sich in den Schriftstellern zweiter Gattung. Zu dieser zählen wir unsern nicht unbegabten Autor; er ist ein treues Abbild der Irrungen wie des Positiven seiner Zeit und sein Roman wiederum eine Specialität, in der sich die Gattungseigenschaften in entschiedenster Form ausgesprochen finden.

Das Buch hat schon jetzt Aufsehn erregt; dies konnte dem gewählten Thema nicht fehlen, wenn wir auch die Hinwirkung des Verf. auf den Erfolg durchaus nicht leugnen wollen; denn er hat sich zum Fundament seiner romantischen Erfindungen ein welthistorisches Ereigniß gewählt, das noch im frischesten Angedenken ist und bei welchem die bedeutendsten Persönlichkeiten der neuern Zeit thätig gewesen sind. Da er nun kein Bedenken trägt, diesen der Gegenwart so nahe liegenden, zum Theil noch lebenden Persönlichkeiten einen Antheil an seinen dichterischen Begebenheiten zu leihen, sie, wenn auch nur entfernter, darauf einwirken zu lassen, so erregt sich die ganz natürliche Spannung, welche immer eintritt, wo der Leser in Ungewißheit gelassen wird, ob ihm Geschichte oder Gedichte geboten werden. Die Mischung von Wahrheit und Dichtung hat eine eigenthümliche, wir möchten sagen, die verdoppelte Kraft beider einzelnen Elemente, und weder die rein geschichtliche Darstellung noch die rein dichterische ist (wenigstens die letztere nie, wo das sicherste Talent sich darin ausdrückt) im Stande, einen solchen Grad der angespanntesten Theilnahme zu erregen. Der Fürst Metternich, Chateaubriand, Gentz und andere allgekannte diplomatische Personen, ja der Kaiser Alexander selbst treten hier in Verkehr mit romantischen Gestalten, und es bleibt uns überlassen, die Linie zu suchen oder zu errathen, wo der Bericht des Autors aufhört und die Erfindung anfängt. Was nun die letztere anlangt, so thut er ihr den meisten Schaden durch das Überschreiten des Maßes. Wo er sich von den Extremen in Contrasten des Komischen und Ernsten, in den Färbungen der Charaktere freihält, verweilen wir gern bei seiner Arbeit. Doch nur allzuoft verirrt er sich von diesem Horazisch glückseligen Mittelwege, oder von der Schiller'schen festen Mittelbahn des Schicklichen; besser sagten wir des Schönen, Wahren, doch dieses ist ja auch eben das Schickliche in der Kunst. Die Führung der Begebenheiten im Ganzen ist etwas locker; von einer tiefern organischen Anlage, von einer Verkettung der Ereignisse zu Ver- und Entwickelungen ist wenig die Rede. Nur Einiges der Art kommt vor und ist so geschickt benutzt, daß wir daraus ersehen, der Verf. könnte, wenn er wollte, viel tiefer in das eigentlich künstlerische Element untertauchen. So bleibt er meist auf einer epischen Oberfläche, und es wird ihm um so leichter, sich auf dieser zu erhalten, als er an dem Faden der historischen Ereignisse den romantischen bequem fortlaufen lassen kann, ohne sich um seine Führung sonderlich zu bemühen. Die historische Aufgabe, die das Buch mit in sich begreift, ist überhaupt die würdigere und hat, uns wenigstens, sowol an sich am meisten in Anspruch genommen, als auch die Persönlichkeit des Autors, seine Gesinnung in das beste Licht gestellt. Er hat es unternommen, uns gewissermaßen ein lebendes Bild der politischen Bewegungen in Europa zur Zeit des veronesischen Congresses aufzustellen. Die Aufgabe, welche die diplomatischen Verhandlungen zu lösen hatten, ist auch seine hauptsächlichste geworden; und man darf sagen, er hat sich ihr mit dem Ernst einer würdigen Ansicht von der Geschichte und von der Berechtigung der Völker und der Menschheit im Allgemeinen gewidmet. Aber gerade diese hohe Aufgabe hätte hn begeistern sollen, sie mit den höchsten dichterischen Kräften zur Ausführung zu bringen, damit sein Werk ein bleibenderes in der Literatur werde und auf lange Zeit die Gesinnung lebendig in seinen Landsleuten erhalte, für die der Verf., und wir ehren und rühmen ihn deshalb, in die Schranken getreten ist: die Gesinnung der Liberalität, um sie mit einem, wenn auch

durch den Vielgebrauch zum vulgairen Ausdruck gewordenen Worte zu bezeichnen, welches aber immer dasjenige bleibt, mit dem wir den bestimmtesten Begriff verbinden, sobald es sich um politische Verhältnisse handelt. Die Kämpfe gegen Ferdinand VII. in Spanien, die mehr innerlichen Regungen des Freiheitsgeistes in Deutschland und die daselbst von allen Seiten erhobenen Foderungen auf Erfüllung der fürstlichen Versprechungen, endlich der hohe, eine edle Begeisterung entzündende Befreiungskampf Griechenlands — diese Elemente waren es hauptsächlich, welche damals Europa politisch bewegten und dem Congreß zur Grundlage dienten. Der Autor läßt nun diese Richtungen durch verschiedene Nationalitäten repräsentiren. Seine Lieblingsgestalt ist ein junger Grieche, Achilleus, der die geheime Mission hat, für seine Landsleute eine anerkannte Vertretung auf dem Congreß zu erwirken. An diesen Hellenen heftet sich auch des Lesers edelstes Interesse, und wir müssen es dem Autor nachsagen, daß er nicht nur die ganze Berechtigung der griechischen Sache gefühlt und sie mit Ernst und Wärme in seinem Buch verfochten hat, sondern daß er auch ebenso entschieden die Schmach ausdrückt, welche die Gegner jenes hohen Kampfes für alle Ewigkeit auf sich geladen haben. Eine junge Spanierin, Isabella, die Tochter des bis zur Caricatur dem völlig entgegengesetzten politischen Princip anhängenden Grauden, des Ritters von Malavilla, der von der Regierung zu Seo d'Urgel an den Congreß gesandt ist, um Ferdinand's VII. Sache zu führen, stellt sich als anmuthig weibliche Gestalt dem jungen Griechen gegenüber. Es ist eine der Hauptdichteraufgaben, dieses junge Paar, durch die Widerwärtigkeit mannichfaltigster Schicksale, zur Vereinigung zu führen. Die deutsche Sache wird in einem jungen Manne, Namens Arnold, der als Philhellene in Verona ist, zwar redlich, doch mehr lächerlich als würdig vertreten. Nicht leugnen läßt es sich, daß in Einzelnen, welche die neuern Zeitaufschwünge in Deutschland auf den Universitäten förderten, sich die erhabenen Gedanken der Freiheit etwas zu scharf auf die Spitze gestellt hatten und in ihr Gegentheil, ins Komische umschlugen; doch im Ganzen war die Bewegung (und ist es hoffentlich noch) so edel und würdig als irgend eine. Weshalb also der Verf. gerade seine Landsleute, wie er es an einigen Stellen thut, in die lächerlichste Caricatur hineinzieht, ist nicht wohl zu begreifen.

Der Schauplatz des Romans ist Verona; nicht mehr als billig daher, daß den Italienern auch ein Vorrecht in der romantischen Welt des Buchs gelassen wurde. Die Figuren des Arztes Antonio, seiner Schwester Franziska, selbst die des alten Advocaten, der erst gegen den Schluß des Buchs entscheidender auftritt, hat der Dichter mit besonderer Vorliebe und mit besonderm Glück gezeichnet. Dieser ebenerwähnten Hauptgruppe auf der Seite des Liberalismus und der Tugend stellt der Autor nun einige Gestalten der entgegengesetzten Ansicht gegenüber. Hätte er dabei nicht allzusehr ins Schwarze gemalt, so würde er gewiß eine um so größere Wirkung erreicht haben, als die Wahrheit seine mächtige Bundesgenossin gewesen wäre. Doch er thut zu viel und schwächt darum den Glauben und somit seinen Erfolg bis zur Unwirksamkeit. Graf Joseph von Frankenstein, ein junger östreichischer Diplomat, ist es, in dem er die ganze Verderbtheit der höhern Stände und die Gehässigkeit ihrer politischen Richtung personificirt. Hätte er ihn kalt, aus Eigennutz, Eitelkeit und Selbstsucht das Böse vollbringend, mit der feinsten, glattesten Außenseite gedeckt, innerlich hohl oder vermodert hingestellt, ohne den Grad zu übertreiben, so würde er durch diese Wahrheit der Schilderung, der Niemand zu widersprechen vermöchte, den von ihm vertheidigten und geliebten Ansichten und Gestalten die glänzendste Folie gegeben haben. So aber wirft er nur Schatten auf sie, weil man auch auf der andern Seite berechtigt ist, ihn der Übertreibung, ja geradehin der Verleumdung anzuklagen. Er wollte uns die kaltblütig eigennützige Natur der höhern Stände, namentlich in der Diplomatie schildern, die sich häufig berufen glaubt überall nur den Rahm von der Gesellschaft abzuschöpfen, ja mitunter den sauersten Schweiß, die heißesten Blutstropfen der Völker blos zu ihrem Vortheil auszubeuten. Das sind Wahrheiten, die ihm Niemand bestritten haben würde. Doch ein Anderes ist es, durch allgemeine Principien gegen allgemeine Rechte fehlen, ein Anderes, das Individuum gegen das Individuum geradehin als Verbrecher auftreten zu lassen. Wenigstens muß dies mit einem Maß geschehen, das uns an die Möglichkeit glauben läßt. Wenn daher des Dichters Graf Joseph von Frankenstein eine verführte Schauspielerin verläßt und sie allenfalls mit Geld abfindet, wenn er einen Nebenbuhler durch policeiliche Maßregeln aus der Stadt entfernen ließe, wozu ihm sein Amt Macht und keinen ganz unhaltbaren Vorwand gibt, so genügte das, um den Unwerth des Charakters, wie die Frevel des Standes zu zeichnen. Wenn er aber den Grafen seinen Nebenbuhler durch die Häscher fortschleppen lassen und auf mittelalterliche Weise in einem Kerker seiner Schlösser in ewiges Gefängniß werfen will; wenn er ein edles Mädchen (Franziska), die ihren politischen Haß gegen ihn ausgedrückt, durch einen andern Schurken seines Ranges nicht verführen, sondern ihr in Folge eines Schlaftrunks gewaltsame Schmach anthun läßt, wenn er überhaupt mit Dolch und Meuchelmord durch geheime Policei ganz freigebig ist, wie mit den alltäglichsten Dingen, so muß er dadurch nothwendig allen Glauben seiner Leser untergraben und Jedem sein Verona des Jahrs 1822 höchstens wie eins des Jahrs 1522 erscheinen. Genug, aus dem Bilde wird ein Zerrbild. Dies haben wir hier nur an einer einzelnen Richtung, einem speciellen Charakter nachgewiesen; doch diese Maßüberschreitungen bilden den Charakter des ganzen Buchs, sowol bei Charakteren wie bei Ereignissen und Contrasten. So zieht er die Komik, fast ohne alle Wirkung stets gewaltsam hinein, sodaß man sich nur über ihre ungehörige Anwendung verdrüßlich, nie durch sie selbst aufgeheitert fühlt. Auch die Sitten der höhern Stände wird er noch sehr studiren müssen, um seine fein weltlichen Figuren nicht so arge Verstöße be-

gehen zu lassen, wie Graf Joseph in seinen plumpen Scherzen auf dem Balle. Wie anders versteht z. B. Jean Paul die gesellschaftliche Bosheit der vornehmen Welt zu charakterisiren, die niemals des Geistes und der Feinheit entrathen darf.

Ein Lob für den Verf. ist es, daß ihm edelgehobene Situationen und Charaktere am besten gerathen; es beweist seine innere Wärme dafür. Deshalb ist uns auch das Buch, trotz Allem, was wir ästhetisch dagegen auszusetzen haben, in einem Sinn sehr werth: darin, daß es den echten politischen Geist der Zeit, daß es die Nemesis der Geschichte ausspricht, über Thaten und Beschlüsse, die schon jetzt, obgleich die Beschließenden großentheils noch leben, als unerhört, unglaublich erscheinen! Dahin gehören die damaligen über das unglückliche Griechenland, eine Ausgeburt der Staatsklugheit, deren Ansprüche auf geschichtliche Vergeltung mit der Zeit nur noch wachsen können.

Endlich gibt das Buch auch noch einen merkwürdigen Beleg, daß die Wahrheit durch alle übertünchende Hüllen bricht. In neuerer Zeit hat man sich alle mögliche Mühe gegeben, um die Persönlichkeit und den Charakter eines Publicisten, der bei der Mitwelt im äußersten Grade verhaßt war, wenigstens für die Nachwelt zu retten — Gentz. Einer der geist- und talentvollsten Schriftsteller Deutschlands, der sonst eine würdigere Staatsansicht vertritt, hat den Versuch zuerst gemacht, der trotz seines überlegenen Geschicks scheiterte, ja für den Versucher selbst verderbliche Rückwirkungen gehabt hat. Abtrünnige Liberale — die wahre Pest der edelsten Sache — wagten es die Nachfolger dieser Richtung zu werden, um an solchem Beginnen wie an einem Nothseil aus der Ächtung, in die sie gefallen waren, emporzuklimmen; doch ihre plumpen Versuche vermochten nichts als den Götzen zu ihnen selbst erst recht tief hinunterzuziehen. Das gesunde Auge des Publicums sah durch alle gleißende Hüllen hindurch, es sah Gentz so, wie ihn unser Autor in seinem Gemälde zwar mit schroffen, aber doch nicht so sehr übertreibenden Farben, daß er die Wahrheit des Ausdrucks verlöre, aufgenommen hat. Für dieses Gemälde hat ihm Deutschland, hat ihm Mit- und Nachwelt Dank zu sagen. Denn es ist gleicher Undank und Verrath, das Edle schmähen und das Unedle lobpreisen. Die Herstellung der Wahrheit bleibt immer ein Verdienst, dies hat der Autor sich erworben, und es verschafft ihm, bei uns wenigstens, Amnestie für alle übrigen nicht geringen Fehler seines Buchs. 83.

Das Heptaplomeres des Jean Bodin. Zur Geschichte der Cultur und Literatur im Zeitalter der Reformation. Von G. E. Guhrauer. Mit einem Schreiben an den Herausgeber von A. Neander. Berlin, Eichler. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Gelehrten des 17. Jahrhunderts erwähnen häufig ein hinterlassenes Werk des berühmten französischen Rechtsgelehrten Jean Bodin, sein „Heptaplomeres", meist in eifernden und bittern Urtheilen über die darin ausgesprochenen naturalistischen Tendenzen, welche sogar eine eigene theologische Dissertation des Superintendenten von Bremen, Diecmann, in all der geschmacklosen Polemik des Zeitalters bekämpfte, es war nur in Handschriften vorhanden, die trotz aller gelehrten Zurückhaltung allmälig so sehr sich vervielfältigten, daß im Anfange des 18. Jahrhunderts, der öffentlichen Bibliotheken zu geschweigen, fast jeder namhafte Gelehrte seine Copie besaß. Leibnitz, der in früherer Zeit vor dem mehr gelehrten als frommen Werke gewarnt und sogar eine Refutation begonnen, rühmte es nachher unter allen dem Glauben feindlichen Schriften, namentlich vor dem berüchtigten Machwerk „De tribus impostoribus", er sprach in dem letzten Jahre seines Lebens noch mehrmals den Wunsch aus, das Manuscript Bodin's möge doch endlich einmal das Licht sehen. Nicht lange nach Leibnitzens Tode schien sein Wunsch in Erfüllung zu gehen, der berühmte Rechtsgelehrte Prof. Polyc. Leyser in Helmstädt kündigte im J. 1719 eine Ausgabe des „Heptaplomeres" mit Anmerkungen an, doch höhern Orts wurde, als er eben begonnen, der Druck verboten. Nach und nach verscholl das Werk, und selbst Lessing, so oft er auch, namentlich bei den „Wolfenbütteler Fragmenten" dazu Gelegenheit gehabt, erwähnt seiner niemals. Hr. Dr. Guhrauer gibt jetzt einen deutschen Auszug des Werks nach der besten pariser Handschrift mit Vergleichung mehrer andern; er unternimmt es, sagt die Einleitung, das „Heptaplomeres" des Bodin, dieses ehedem lange als ein der Religion und Frömmigkeit so gefährlich verrufene, in unserer Zeit aber verschollene Manuscript in die Wissenschaft und das Bewußtsein der Zeitgenossen einzuführen. Ein rascher Überblick des Lebens Bodin's wird der nähern Einsicht in Tendenz und Form des „Heptaplomeres" förderlich sein.

Über die ersten Lebensjahre Bodin's sind wir nur dürftig unterrichtet: wir wissen, daß er 1530 zu Angers geboren; daß er aber der Sohn einer Jüdin gewesen, ist eine ebenso unverbürgte Sage, als wenn de Thou erzählt, Bodin habe als junger Mensch bei den Karmelitern das Gelübde abgelegt, späterhin jedoch, in Rücksicht auf seine Jugend, sei er seiner Pflichten wieder entbunden worden. Außergewöhnliche Anlagen und angeborener Trieb führten ihn frühzeitig allgemeinen wissenschaftlichen Studien zu, er bezog bald die berühmte Rechtsschule zu Toulouse und begann, nachdem er die üblichen Grade erworben, dort selbst Vorlesungen zu halten, wie er später rühmte, unter nicht geringem Beifall seiner Zuhörer. Im dreißigsten Jahre treffen wir, ohne über die nähern Umstände dieses Wendepunktes unterrichtet zu sein, Bodin in der Strömung des öffentlichen Lebens zu Paris, in dem Amte eines Advocaten am Parlament, weniger durch Beredtsamkeit als durch eiserne Festigkeit und Strenge ausgezeichnet, in großer Gunst bei König Karl IX., zugleich Requetenmeister des Herzogs von Alençon. Die freimüthigen Äußerungen, die er zu Gunsten der Reformirten in Wort und Schrift bisweilen gethan, brachten während der Bartholomäusnacht auch ihn in Lebensgefahr, er soll durch die großmüthige Sorgfalt de Thou's, nach Andern durch einen Sprung aus dem Fenster vor den andringenden Mördern gerettet worden sein; sobald der erste Sturm vorüber, erschien er wieder am Hofe, in königlicher Gunst, die mehr noch als Karl IX. sein Bruder Heinrich III. ihm zuwandte. Bald indeß änderte sich die Lage der Dinge, der Hof hatte sich offenbar in Bodin getäuscht, in dem geistvollen Hofmann und gelehrten Schriftsteller den Mann von Charakter und Energie nicht geahnt. Bodin war 1576 Rath am Präsidial zu Laon, dem Hauptorte von Vermandois, geworden; als nun in eben diesem Jahre die Ligue sich gebildet, und um die Religionsspaltung zu beendigen und die zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen, im December eine allgemeine Ständeversammlung nach Blois berufen wurde, war er es, der Abgeordnete des dritten Standes für die Provinz Vermandois, der die Interessen des Volks dem Hofe gegenüber vertrat und, wie er selbst sagt, für das allgemeine Wohl gegen die Macht der Großen nicht ohne Gefahr seines Lebens kämpfte. Entschieden und mit siegreichem

Erfolge trat er den königlichen Propositionen entgegen, die Krongüter, wie man schon damals sophistisch sich ausdrückte, zum Besten des Volks zu veräußern und die Vollmachten sämmtlicher Abgeordneten an zwölf Commissaire abzutreten, die dann bei der Prüfung der ständischen Vorschläge im Rathe des Königs zugegen sein sollten; nicht so glücklich war er in den religiösen Verhandlungen, der Antrag der Guisen, alle der königlichen Herrschaft unterworfenen Länder sollten zur Einheit der apostolisch-römisch-katholischen Religion gebracht werden, ging trotz seiner Erinnerung an die frühern Edicte durch und der Bürgerkrieg entbrannte von neuem. Diese öffentlichen Bezüge geben dem ein Jahr später erschienenen Hauptwerke Bodin's: „De la république", außer seinem hohen wissenschaftlichen Werthe noch eine historische Bedeutung, ein Verhältniß zur Zeit: dem Momente angehörig, in dem es geschrieben, und wiederum mächtig eingreifend in die Gegenwart, ist das Werk einer öffentlichen That gleich, es ist, wie die „Encyclopédie nouvelle" sich ausdrückt, die Fortsetzung jener weisen und strengen Politik, welche er in seinem Einflusse auf die Opposition und seinem Hasse gegen die Ausschweifungen der Gegner dort gezeigt hatte. Getreu den Tendenzen, welche er auf der Ständeversammlung zu Blois eingeschlagen, ging Bodin in dieser Zeit nähere Verhältnisse mit dem Herzoge von Alençon ein, jenem unruhigen und seinem Bruder feindlich gesinnten Prinzen, der während des kurzen Kriegs 1576 sogar auf Seiten der Reformirten gestanden, dessen mannichfachen ehrgeizigen Entwürfen ein kundiger und thätiger Beistand; damals war es bei einer Reise nach London, daß Elisabeth Bodin's ungünstige Äußerungen über die Frauen durch das Wortspiel vergalt: „Bodin, apprenez en me voyant, que vous n'êtes qu'un Badin!" Nach dem Tode des Herzogs von Alençon zog er sich nach Laon zurück; er hatte dort die Schwester des königlichen Procurators Nic. Trouillart geheirathet und folgte nach dem Tode des Schwagers ihm in seiner Würde; in dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Lebensende. Auch jetzt fortwährend in lebendigem Antheil an den Ereignissen der Zeit. In den erneuerten Bürgerkriegen, als die Ligue, von Philipp II. von Spanien unterstützt, eigenmächtig über die königliche Erbfolge bestimmte und, die Waffen in der Hand, der wichtigsten Städte, auch Laons sich bemächtigte, behauptete er anfangs furchtlos eine loyale Haltung. Später, als nach des Herzogs von Guise Ermordung und nach dem Tode Katharina's von Medicis, als mit den meisten Städten des Reichs auch Paris gegen den verlassenen Heinrich III. sich empörte und die Geistlichkeit und die Sorbonne die Unterthanen vom Eide der Treue entband, sehen wir ihn als Wortführer der Revolution auf der Seite der Ligue; er habe von dem Augenblicke an aufgehört Royalist zu sein, sagt er in einem Briefe, da er den größten Theil der Nation sich gegen einen von zwei Meuchelmorden befleckten Fürsten habe erheben sehn — alors il n'y a plus de rebellion, mais révolution. Sobald Heinrich IV. nach dem Übertritt zur katholischen Religion Paris erobert, unterwarf sich Bodin selbständig und freiwillig, er erlebte noch die Versöhnung des Königs mit dem Papste und starb bald darauf zu Laon an einer pestartigen Krankheit, 67 Jahr alt (1597).

Diesem vielbewegten Leben und charaktervollen Handeln entspricht Bodin's schriftstellerischer Charakter wie seine ganze Denkweise: seine Grundanschauungen sind wesentlich realistisch, auf die Welt und die Dinge gerichtet, aus der Fülle des Lebens greift er sein Thema heraus und ordnet es unter die allgemeinen Gesetze, ohne die Rechte seines individuellen Daseins zu kränken. So zeigt er sich schon in seinem politischen Meisterwerke über den Staat, nicht, wie der Titel anzudeuten scheint, die Lehre von einer bestimmten Staatsverfassung als der absolut vollkommenen, sondern die Exposition der historisch dagewesenen politischen Constructionen, die alle, sobald sie nur nicht die ewigen Grundlagen des gemeinen Wesens (la chose publique), das Recht verletzen, jede an ihrem Platze für berechtigt anerkannt werden. Was er in diesem Werke nur von dem politischen Standpunkte aus, ohne den geistigen Hintergrund näher zu beleuchten, für alle bestehenden Religionen fordert, Duldung und Gewissensfreiheit, führt Bodin in einer hinterlassenen Schrift, unserm „Heptaplomeres", schärfer aus.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die neuesten Ereignisse in China haben wieder einmal die Augen des Occidents nach dem Mittelreiche gelenkt. Wir erwähnen daher zweier Schriften, die für Diejenigen, die sich über die dortigen Vorgänge belehren wollen, von hohem Interesse sind. Es ist dies erstens der dritte Theil eines geistreichen Werks: „La Chine et l'Angleterre", von dem Marquis Fortia d'Urban, in dem wir die letzten Nachrichten, die von der Stellung der Engländer angelangt sind, übersichtlich zusammengestellt finden. (Fortia d'Urban ist als Verf. einer „Histoire des révolutions du globe" und als Herausgeber der Werke von Chateaubriand bekannt.) Wichtiger noch sind die Aufsätze, die der Bruder des bekannten Deputirten Odilon Barrot, der Consul in Macao ist, in die „Revue des deux mondes" hat einrücken lassen und die er, noch während seines gegenwärtigen Aufenthalts in Paris, in einem besondern Werke vereinigen wird. Wir haben neulich einer Rede, die Villemain in der geographischen Gesellschaft gehalten hat, die Notiz entlehnt, daß die für das Studium der chinesischen Sprache höchst wichtigen Werke von Callery in Paris wiederabgedruckt werden sollen. Wir haben seitdem Gelegenheit gehabt, ein Exemplar des 1841 zu Macao gedruckten „Systema phoneticum scripturae sinicae" von diesem Gelehrten in Augenschein zu nehmen, in dem ganz eigenthümliche Ansichten über die Grammatik der chinesischen Sprache entwickelt werden. Callery macht den übrigen Sinologen den Vorwurf, daß sie bisher im Chinesischen fast nur eine Bildersprache (langue figurative) gesehen und dabei gänzlich den Ton vernachlässigt haben. Er gründet daher sein System mit auf den Klang, die Aussprache (son), und theilt zur Vereinfachung des Studiums den gesammten Sprachschatz in 1040 phonetische Familien. Er wird diese Methode in seinem großen „Dictionnaire encyclopédique de la langue chinoise", das in 20 Bänden erscheinen soll und von dem bereits ein Prospectus ausgegeben ist, näher entwickeln und in Anwendung bringen. Seiner Ansicht liegt gewiß eine große Wahrheit zu Grunde, nur ist zu befürchten, daß er diese neue Idee zu sehr auf die Spitze treiben wird. Wir können eine gründliche Erörterung der beiden sich widerstreitenden Ansichten in einer Schrift des rühmlichst bekannten Orientalisten G. Pauthier (Herausgeber der „Livres sacres de l'Orient") erwarten, die binnen kurzer Zeit unter dem Titel „Essai sur l'origine et la formation similaire des écritures figuratives chinoise et égyptienne" erscheinen wird.

Die alten französischen Parlamente haben herrliche Muster unbestechlicher Gerechtigkeit und männlichen Muthes gegeben. Der Präsident de Brosses ist von allen im 18. Jahrhunderte vielleicht das vollendetste und sein Bild verdient unsern schlaffen, abgespannten Zeiten vorgehalten zu werden. Wir verweisen auf ein gediegenes, lesenswerthes Werk von Th. Foisset: „Le président de Brosses, histoire des lettres et des parlements", das soeben erschienen ist. Th. Foisset hatte schon früher ein Werk unter dem Titel „Correspondance inédite de Voltaire avec le roi de Prusse et le président de Brosses" herausgegeben. Er zeichnet in seiner neuen Schrift den unerschrockenen, unbeugsamen Vertheidiger des Rechts der Parlamente, den gründlichen Gelehrten und den guten Bürger. Wir haben in dem Werke eine Fülle einzelner Züge gefunden, von denen wir gern einige ausheben möchten, wenn wir nicht im Raume zu sehr beschränkt wären. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 258. — 15. September 1842.

Reisen im Innern von Rußland und Polen. Von J. G. Kohl. Drei Theile. Mit drei Titelkupfern, zwei Plänen und zwei Karten. Dresden, Arnold. 1841. Gr. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Es mag leicht ohne Beispiel in der deutschen Literatur sein, daß eine einzige Feder binnen Jahresfrist zehn starke Bände länderschildernden Inhalts auf den Markt bringt und daß eine Buchhandlung ihre Rechnung dabei findet, diese Schriftmasse in so kurzer Zeit zu drucken und zu verlegen. Wenn schon dieser Umstand auf etwas ganz Besonderes in diesen Schriften hindeutet, so müssen wir auch unsererseits bekennen, daß sich hier eine ganz eigenthümliche Begabung und ein so seltenes Talent angenehmer Darstellung und verdienstlicher Ergründung des Gegenstandes bekunde, daß es in aller Weise zu den Ausnahmen zu rechnen ist. Es ist in Wahrheit etwas Wunderbares um das Interesse, das uns der Verf. für seinen Gegenstand einzuflößen weiß, und wie er davon voll ist, auch uns dafür zu erfüllen vermag. Die Masse der Arbeit ließ auf eine flüchtige Arbeit schließen, und doch begegnen wir überall den Beweisen reifer Erwägung, sorgsamer Studien, Vergleichungen und Vorbereitungen mühevoller Art. Zehn Bände, das russische Volksleben behandelnd, erregen die Furcht, auf Wiederholungen zu treffen, und doch ist der Verf. immer neu und anziehend. Ein Buch von solchem Umfang ließe auf Breite, Ermattung des Interesses oder schlechte Auswahl im Stoff oder todte Nomenclatur schließen, und doch zeigt sich der Autor immer frisch, belebend, geschmackvoll, lehrreich. Nicht einer seiner Abschnitte ist langweilig, nicht eins seiner Capitel ohne neue, an lebendiger Quelle geschöpfte Unterhaltung, keines ohne Belehrung. Und so sind wir wol berechtigt, diesen Schriftencyklus — der nunmehr vermuthlich beendet ist — als eine seltene und bemerkenswerthe Erscheinung zu bezeichnen, die uns zu zeigen vermag, was Geschmack und Kunst aus einem Stoff machen können, der Andern als ein unfruchtbarer erscheinen durfte.

Unsere Blätter haben von diesem eigenthümlichen Werke bis jetzt reiche Auszüge und genügende Berichte geliefert; die vorliegenden neuesten Theile desselben machen jedoch dieselben Ansprüche auf wohlwollende Beurtheilung als die früher angezeigten Abtheilungen, Petersburg, Südrußland und die Ostseeprovinzen. Wir haben es hier mit dem innern Rußland zu thun, und zunächst im ersten Theile mit seiner alten heiligen Hauptstadt, wie sie der Russe immer mit Rührung nennt, mit Moskau. Wie angenehm weiß uns der Verf. selbst den ziemlich öden, 103 Meilen langen Weg von Petersburg her zu machen? Seine Betrachtungen und seine unterhaltenden Bemerkungen fließen hier so reichlich zu, daß wir die Weite des Weges nicht gewahr werden und ihn durchlaufen, als wäre es die Straße von Mailand nach Venedig. Unter wie anziehenden Gesichtspunkten weiß er uns die riesenhaften Straßenzüge, die er berührt, und den nicht minder kolossalen Verkehr auf diesen Straßen, der in Rußland noch immer etwas Karavanenartiges an sich trägt, darzustellen? Dies an sich unbedeutende Waldaigebirge, wie tritt es uns als eine Grenzscheide der Völker, der Flußgebiete, der Cultur, der Klimate anziehend und bedeutungsvoll entgegen? Hier brach sich die mongolische Eroberung, hier siegte Europa über Asien und seine Cultur, hier endet der starre Norden und hier endlich begegnet uns der eigentliche Russe in seinem von fremden Elementen ungemischten Nationalgeist. Welch ein interessantes Bild entwirft er uns von Großnowgorod, dieser alten seltsamen russischen Republik, die einst und bis ins 16. Jahrhundert so gewaltig war, daß ein Sprüchwort sagte: „Wer kann wider Gott und Großnowgorod?" Vom Landrücken des Waldai (so und nicht ein Gebirg will der Verf. diese Terrainerhebung genannt wissen), vom Mons Alaunus ab, tritt der Reisende in Centralrußland ein. Hier scheidet sich das baltische Rußland vom Wolgalande, hier war die Grenze der Republik Nowgorod und des Großfürstenthums Twer. Nordwärts dieses Landrückens war vor Alters alles Land finnisch, südwärts wohnten die russischen Stämme. Der Charakter des Landes wechselt; die sumpfigen Becken im Norden, welche jedes ihren großen See im Mittelpunkt und einen Auslaufer in das finnische Meer haben, machen einem trockenen ebenen Landstrich Platz; hier hören die Granitblöcke auf, welche die finnischen Urfluten bis hierher trugen und mit denen man bis hierher Landstraßen baut. Bis hierher erstreckte sich das große mongolische Reich Keptschak, dessen Sitz im caspischen Meer war und das hier mit Polen und Deutschen in Conflict

kam. Von hier ab waltet ein erträglicheres Klima, eine dichtere Bevölkerung, ein besserer Anbau. Von hier ab senken sich die Wasser der Wolga dem südlichen Meere zu und von hier ab trifft man auf die merkwürdigen Grabhügel, die wie Vorposten des verschwundenen Mongolenreichs an seiner Grenze stehen. Das Städtchen Waldai bildet den Mittelpunkt dieser merkwürdigen Völkerscheide; der kleine Ort liefert für das ganze ungeheure Reich die Fuhrmannsglöckchen an Schlitten und Wagen, wie Twer die bekannten juchtledernen Stiefeln. In Rußland behauptet fast jeder Ort noch seine eigenthümliche, von keinem andern getheilte Industrie und eben dies gibt dem innern Verkehr durch karavanenartige Waarenzüge und unzählbare Schiffe Leben und Dasein. Durch den Waldairücken hat man mit riesenhafter Anstrengung dem großen Wolgakanal Bahn gebrochen, durch dessen zeitweise geöffnete Schleusen oft 7—800 Schiffe auf einmal gefördert werden. Twer, in einer schönen Ebene des Wolgathales gelegen, blüht als Hauptstapelplatz des Verkehrs zwischen der alten und der neuen Hauptstadt sichtbar auf und zählt schon 25,000 Einwohner. Von hier ab fließt die prachtvolle Wolga 400 Meilen, eine Hauptpulsader des großen Reiches, in einer Richtung südwärts fort, ohne ein Hinderniß, eine Stromschnelle, einen Fels, ihr Haupt verborgen in den Sümpfen des Waldai, ihren Fuß in der seichten Brandung des kaspischen Meeres. Das ganze Moskowitenland schickt ihr seine Gewässer zu; bei Kasan empfängt sie, was der Osten, Sibirien und China senden, bei Nishnei-Nowgorod, was die Centralprovinzen dem Norden zuführen, bei Astrachan die Früchte des Südens des Riesenreiches.

Mit so großartigen, weitsehenden Betrachtungen mischt der Verf. auf die geschmackvollste Art kleine Züge des Nationallebens des merkwürdigen Landes. Mitten unter Schneemassen erzählt ihm ein Reisender, auf den er trifft, von den schönen Erdbeeren, die er vor zehn Tagen in demselben Reiche, in Grusien bereits gegessen hat. Das russische Reich ist so groß, daß der Frühlingsstrahl der Sonne selbst drei volle Monat braucht, um von Tiflis bis Archangel zu reisen. Gegen Abend des vierten Tages endlich tauchte dem Diligenzreisenden ein goldener Punkt in einer tiefblauen Dunstatmosphäre auf. Er fragt den Postillion, was das sei? „Herr, das ist unsere heilige Mutter Moskwa", war die Antwort.

Keine Stadt der Welt ist zugleich unregelmäßiger und doch wiederum rationeller und regelmäßiger gebaut als Moskau. Der natürlichste Bauplan ist ohne Zweifel der, daß eine Stadt eine kreisrunde Fläche erfülle, deren Mittelpunkt allen andern Punkten am nächsten ist. Dies ist der Bauplan Moskaus. Was Allen nöthig ist, die Hauptkirchen, die Paläste, Gerichtshöfe und Märkte, nimmt diesen Mittelpunkt ein; um diesen Kern, den Kreml, schießt Kitaigorod als erster Ring der Schale an, 3½ Werst im Umfang, um diesen der Ring von Beloigorod, 9 Werst groß und um diesen Semlanoigorod, 15 Werst weit. Mit den Vorstädten hat Moskau 37 Werst Umfang und erfüllt etwa zwei deutsche Quadratmeilen. Drei große Straßenzüge durchziehen concentrisch diesen Raum, die Twerskaja, die Dmitriewka und die Ragoschkaja. Hiermit aber endet die Regelmäßigkeit der Stadt und das Freie und Willkürliche beginnt. Die Straßen halten weder Richtung noch Alignement, sie schweifen vielmehr dorfartig umher, ergehen sich in den reizendsten Boulevards, Parkwegen und freien Anlagen, und rechnet man nun hinzu, daß Paläste und Hütten, Gartenwohnungen, Klöster, Kirchen und Schlösser beständig wechseln, so formt sich das anziehende und reizende Bild einer ungeheuern malerischen Dorfschaft, das Moskau so eigenthümlich macht. Das unvergleichliche Bild des Kremls, dieser Akropolis Moskaus, die Speiche, um welche sich das große Rad dreht, die reizvollen Umfahrten des innern Boulevards und der zwei Meilen langen Gartenstraße, neben welcher Stadt und Landschaft beständig wechseln, die Brückenansichten, welche den weißen und grüngefärbten Kreml so malerisch entwickeln — alles dies zeichnet der Verf. mit den glänzendsten Farben und, man kann sagen, mit Meisterhand. Er geht sodann in das Einzelne über, schildert uns die einzelnen Baudenkmale der moskauischen Akropolis, ihren großen Johann, Iwan Weluki, ihr heiliges Thor, an dem die Kugeln der Franzosen ihre Kraft verloren und das Jeder mit abgenommenem Hut durchschreitet, den großen Palast Bolschoi Dworetz, die kleine Palata, das Malvi Dworetz, das Senatsgebäude, das Arsenal mit ihren Schätzen kriegerischen und historischen Inhalts, Spolien, Fahnen, heiligen Gegenständen und Waffen. Sodann folgen die Märkte, Gostinoi Dwor, die Rjädi, Buden für 12,000 Kaufleute, der größte Bazar der Welt, der Blumenmarkt am Fuß des Kreml, eine so liebliche Erscheinung neben dem noch immer kriegerisch drohenden Reichsbollwerk, die Jägerbuden, der merkwürdige Trödelmarkt und das seltsamste Raritätencabinet im Luchmannow'schen Kunstmagazin. Die Gotteshäuser fesseln den Leser hiernächst, mit ihrem so eigenthümlichen Baustyl, ihren wunderlichen, blos zur Zierde dienenden Kuppeln, deren „großartige Häßlichkeit" der Verf. hervorhebt, und den übrigen Eigenthümlichkeiten der neurussisch-byzantinischen Architektur, zu welchen auch die gänzliche Abwesenheit der Schlaguhren in den Glockenthürmen gehört. Weiterhin geht der Verf. über die russische Geistlichkeit in lehrreiche Details ein, und da die Toleranz oder Intoleranz derselben jüngsthin unter den Zeitfragen eine Stelle einnahm, so wollen wir bei diesem Abschnitt etwas verweilen. Die geringere Geistlichkeit genießt in Rußland, wie zahlreiche, Hohn und Verachtung ausdrückende Volkssprüchwörter andeuten, eines äußerst geringen Ansehns. Der Russe verehrt an seinem Priester nur die Zeichen seiner Würde, die er gerade trägt, oder den heiligen Gegenstand, mit dem er beladen ist. Der Mensch, der Priester selbst gilt ihm nichts; er verachtet ihn vielmehr im Allgemeinen, und dies in so weit mit Recht, als er für seine geistige Cultur, für seine innere Bildung kein Verdienst hat. Der dem Katholicismus gemachte Vorwurf, nur auf den Schein der Religion, nicht auf die

religiöse Stimmung der Seele gerichtet zu sein, findet gegen die griechische Geistlichkeit noch weit mehr Anwendung. Die ganze religiöse Bildung der geringern Geistlichkeit ist nur auf die Übung der äußern Gebräuche berechnet und läßt den innern Menschen unberührt. Hieraus fließt denn einerseits ganz natürlich seine Toleranz, ja seine gänzliche Gleichgültigkeit gegen den Dogmenstreit, andererseits aber auch der geringe Grad von Ansehn ab, den sie dem Volke gegenüber einnimmt. Den katholischen Priester erhebt, dem Volke gegenüber, die Art von Ascetik, in der er lebt; dem russischen Popen, der verheirathet und ein privilegirter Schlemmer ist, geht auch dasjenige Ansehn ab, das hieraus abfließen kann. Seine praktische Wirksamkeit ist fast null; sehr selten wird ein russischer Priester bei Familienangelegenheiten zu Rathe gezogen, selten sieht man ihn einen Streit schlichten, helfen, beschwichtigen, rathen. Der russische Bauer flüchtet in Nothfällen wol zu seinen Heiligenbildern, mit denen Rußland von Moskau aus überschwemmt wird, aber nie zu seinem Popen. Dieser erntet, was er gesäet hat, er ist verachtet. Der Bauer küßt demüthig den weißen Zipfel seines goldbordirten Jepitrachli (Überkleid), aber den Priester behandelt er wie seines Gleichen. Als zu Katharina's Zeit in Moskau die Pest wüthete, drängte sich das Volk mit wahnsinnigen Küssen an das Bild der warwarischen Muttergottes. Die Regierung ließ das Bild entfernen, da es die Krankheit mehrte; darüber entstand ein Aufstand, man befreite die gefangene Muttergottes, aber den Metropoliten riß das Volk auf einem öffentlichen Platz in Stücken. Da die russische Geistlichkeit nie Lehren der Vernunft und Weisheit gibt und im Allgemeinen durch ihr Beispiel diese nie unterstützt, so widerfährt ihr, was sie selbst schafft. Nur die höhere Klostergeistlichkeit behauptet einiges Ansehn im Volke, eben ihrer ascetischen Lebensweise wegen. Die ganze Körperschaft der Kirche (Duchowenstwo) zerfällt in die schwarze (Klostergeistlichkeit) und in die weiße, die Weltgeistlichen. Eine radicale Reform thut beiden Theilen noth. Der Priesterstand rekrutirt sich in der Regel aus sich selbst. Die Priesterehen sind gewöhnlich sehr gesegnet: man rechnet im Durchschnitt fünf Kinder auf eine solche und fast alle Söhne greifen zur Beschäftigung des Vaters. Nach der Absolution des Seminariums ist der Priestersohn selbst Priester, und die wenigen allein, die sich den höhern Ämtern widmen, sind der Ehelosigkeit unterworfen. Die Besoldungen sind freilich äußerst gering. Selbst der Metropolit erhält von der Regierung nicht mehr als 4000 Bankorubel (etwa 1300 Thaler), ein Erzbischof 3000 Rubel und so herab bis zu dem Minimum von jährlich 25 Rubel. Das Übrige müssen die Gaben der Gläubigen einbringen. Die höchste Stufe der geistlichen Grade nehmen die drei Metropoliten von Moskau, Kiew und Petersburg (eigentlich Nowgorod) ein; darauf folgen die Archieri, Erzbischöfe und Bischöfe, Archipastuiri, dann die Archimandriten und Protopopen, endlich die Popen, einfache Priester, und die Diakonen und die Dintschoks unter ihnen. Bei allen ist die Schluchba (der Dienst), nicht die Religion und ihre Wahrheit, der Inhalt ihres Lebens, und die Probe, die der Verf. uns von einem russischen Priesterexamen gibt, beweist freilich zur Genüge, wie wenig von einer so gebildeten Geistlichkeit erwartet werden darf. Wenn in einem solchen Examen der zu Prüfende die Zahl der Engel im Himmel arithmetisch ausrechnen und von ihrer Kleidung Rechenschaft geben muß — so ist damit Alles gesagt. Es bedarf nun auch keiner weitern Erwähnung, was es mit der gerühmten Duldsamkeit der russischen Kirche auf sich hat. Sie muß Gleichgültigkeit gegen die Sache der Vernunft und der wahren Religiosität heißen und geht nicht über den äußern Kirchendienst hinaus. So weiß der russische Priester vom Lutherthum in der Regel nichts anderes, als daß die Lutheraner kein Kreuz schlagen, und er lacht über den Katholiken, weil er mit der Faust und nicht mit drei Fingern schlägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Heptaplomeres des Jean Bodin. Zur Geschichte der Cultur und Literatur im Zeitalter der Reformation. Von G. E. Guhrauer.

(Beschluß aus Nr. 257.)

Das merkwürdige Manuscript, dessen vollständiger Titel „Joannis Bodini colloquium heptaplomeres de rerum sublimium arcanis abditis" lautet, gibt sich als einen Brief, in welchem ein Ungenannter seinem Freunde R. T. den Inhalt der merkwürdigen Unterredungen mittheilt, die er im Hause des Coronäus zu Venedig angehört. Er wäre, sagt der Anonymus, nach Venedig gekommen, diesem Hafen der Völker, ja der ganzen Welt, denn hier herrsche nicht allein Gastfreundschaft, sondern auch die höchste Freiheit des Lebens, daher auch überall her Die hier zusammenträfen, die ihr Leben in Freiheit und Ruhe des Gemüths hinzubringen gedächten. In dieser Stadt nun sei er mit dem Paulus Coronäus bekannt geworden, und in dessen Haus als Vorleser aufgenommen, ein Haus, das für ein Heiligthum der Musen und Tugenden gehalten werde, denn die unterrichtetsten und trefflichsten Männer wohnten hier beisammen, Fridericus Podamikus, Hieronymus Senamus, Diego Toralba, Octavius Curtius, Salomon Bancassius und Octavius Fagnola wohnten hier bei dem Gastfreunde in täglichem Gespräch und Austausch ihrer Ansichten. Was diese Sieben von Venedig über Natur, Gesetze, Staat u. a. gesprochen, habe er mit kurzen Zeichen, wie die Tachygraphen, festzuhalten gesucht; vor Allem sei ihm aber die Disputation reichhaltig erschienen, zu welcher die Seereise des Octavius Veranlassung gegeben. Eben diese Disputation der sieben Freunde — daher Heptaplomeres, siebengetheilt — bildet den Inhalt unsers Werks, das unter mancherlei Abschweifungen auch die Gebiete der Physik, Mathematik, Dämonologie, Moral u. a. das Wesen der Religion und ihrer mannichfachen Erscheinungsformen erörtert.

So wenig, wie die Wahl des Schauplatzes — Venedig, damals wie später die Niederlande ein Zufluchtsort der verfolgten Culte und Gewissen —, ist auch die übrige Einkleidung, die Form des Dialogs, etwas Gleichgültiges, vielmehr sind die handelnden Personen als genau umgrenzte und bestimmte Charaktere eingeführt, wie in ihrer Eintracht so in ihren Gegensätzen. Diese Sieben von Venedig, so verschieden sie auch sonst über die religiösen Probleme denken, haben ein Gemeinschaftliches, das jeden mit den übrigen und alle miteinander verknüpft: sie glauben alle an ein Ewiges, eine religiös moralische Substanz, in deren Glauben und Thun, abgesehen von den einzelnen Religionsformen, schon allein die Wahrheit und Würde des mensch-

lichen Lebens beruhe; sie haben alle, trotz des Unterschiedes ihrer Religionen und Confessionen, einen gemeinsamen Gottesdienst für ihre Zusammenkünfte gefunden; sie stehen sämmtlich, wenn auch in verschiedenen Graden, auf der Höhe der Zeitbildung, und Humanität, die Frucht dieser Bildung, spricht aus ihren Reden, wie ihrer ganzen Denkweise. Innerhalb dieser gemeinsamen geistigen Sphäre treten die Unterschiede in kunstvoller Haltung und Folge hervor; Religion und Kirche, wissenschaftlicher Standpunkt und allgemeine Geistesanlage vereinigen sich, um die einzelnen Figuren zu individualisiren und wiederum in jeder Person den eigenthümlichen Charakter einer bestimmten religiösen Anschauung darzustellen; die Unterschiede sind nach welthistorischen Principien, religionsphilosophisch geordnet. Das jüdische Volk in all der Schroffheit seines nationalen und gesetzlichen Particularismus ist in dem Juden Salomo personificirt — vielleicht die am meisten ausgearbeitete Figur des Dialogs, durch seine sittliche Energie Ehrfurcht erweckend, und in dieser persönlichen Hochachtung, die er abzwingt, ein eindringlicher Sittenprediger gegen die moralischen Gebrechen der Christenheit, besonders der katholischen Kirche. Wie aber die heilige Schrift von einer Zeit erzählt, in der Jehovah noch nicht den Bund mit Israel geschlossen, aber doch der Menschheit, nur in allgemeiner Weise sich offenbart, so tritt dem abgeschlossenen Salomo die eigenthümliche Figur des Toralba gegenüber, gewissermaßen die vorabrahamitische Religion, auf dem Standpunkte allgemein menschlicher Heiligung durch individuelle göttliche Gnade, wie sie Enoch erfuhr, daher auch ein gewisser priesterlicher Nimbus ihn umgibt, er sich als der bewandertste zeigt in dem Esoterischen wirklicher oder vermeintlicher Wissenschaft der Natur und göttlicher Dinge. Nach der andern Seite hin erscheinen als Repräsentanten des auf das Judenthum gepropften Christenthums nach seinen Spaltungen Coronäus der Katholik, Fridericus der Lutheraner und Curtius der Reformirte: Coronäus, eine bequem geruhliche Natur, in der gebotenen Passivität des Glaubens, von den Abgründen der Dialektik gern sich hinter die Autorität der Kirche zurückziehend, von der er kein Jota genommen wissen will; Fridericus speculativ, in der edeln Einfalt, welche der Mystik eines tiefen Glaubens zukommt, in Dingen des täglichen Lebens fast leichtgläubig; Curtius vorwiegend rationalistisch, von großer Schärfe und Beweglichkeit des Denkens, seiner selbst gewiß und sicher in allen verständigen Wahrnehmungen. Der Islam, diese rohe Mischung des jüdischen und christlichen Elements, ist in Octavius vertreten, auch er analog der Religion, die er bekennt, über Alles, was das Mysterium der Religion, die Geheimnisse des göttlichen Lebens angeht, oberflächlich, dagegen der wenn auch nur äußern Vermittelung der Culte mit Eifer zugewandt. Noch bleibt das unermeßliche Gebiet der heidnischen Religionen übrig; ihr Repräsentant ist Senamus, der Heide im Sinne des Kaiser Julian, die bare Gleichgültigkeit gegen alle bestimmten Dogmen und Culte — er gehe ohne Unterschied in Kirchen, Tempel und Moscheen, ne atheus judicer, sagt er —; daher auch in der Entscheidung der Fragen von geringer Wichtigkeit, aber in der Ironie dieser allseitigen Verneinung eine Figur von guter dramatischer Wirkung.

Man sieht, ein Gespräch zwischen diesen Personen ist zugleich die Dialektik des Gegenstandes selbst, der Religion und ihrer in die Erscheinung getretenen Formen, die Sieben sind gewissermaßen durch die welthistorisch religiöse Individualität gezwungen, das polemisch kritische Geschäft des gegenseitigen Widerlegens, Berichtigens und Ergänzens, versteht sich, ein jeder von dem angewiesenen Standpunkte aus, in objectiver, würdiger Haltung zu übernehmen. Die Tendenz des ganzen Gesprächs geht auf die Begründung des religiös politischen Satzes, daß alle geschichtlichen Religionen und Sekten, sofern sie gegen Gottesfurcht und Sittlichkeit nicht streiten, in sich das objective Recht des Bestehens tragen, daß also alle Culte auf Duldung des Staats Anspruch machen dürfen. Man hat von dem Werke über den Staat gesagt, man könnte die Reihe der Capitel ohne weitern Schaden für die zu Grunde liegende Ordnung, die eben gar nicht da ist, umkehren; beiweitem mehr gilt dies von dem „Heptaplomeres", dessen Gesprächsform ja von Rechtswegen einen losern Zusammenhang der Theile gestattet; am deutlichsten liegt die Tendenz des Ganzen in dem vierten Buche zu Tage, in dem einstimmig angenommenen Satze, daß, wie durch Natur und alle menschlichen Verhältnisse eine zwieträchtige Eintracht (concordia discors) waltet, so die Harmonie der Religion gerade in der Mannichfaltigkeit der religiösen Formen beruhe.

So in den Fluß der Dialektik hineingeworfen, wird allerdings auch die absolute Wahrheit unserer, der christlichen Religion in Frage gestellt, und namentlich sucht der Jude, wenn er den Buchstaben seines Alten Testaments vertheidigt, den Kampf in Feindes Land zu spielen und Widersprüche in den evangelischen Erzählungen nachzuweisen. Auf die Bedenken, die daraus über die Herausgabe des „Heptaplomeres" entstehen könnten, antwortet das vorgedruckte Schreiben Neander's an Hrn. Dr. Guhrauer: schon vor Jahrhunderten habe die Reaction der natürlichen Vernunft gegen den Glauben sich gebildet, unter dem Einflusse des Christenthums, gegen dasselbe sich auflehnend, es sei für den Theologen und Historiker wichtig, sie in allen ihren Stadien, ihrer genetischen Entwickelung zu verfolgen. In der That, selbst wenn neben Strauß noch eine dieser ältern Schriften dem Glauben gefährlich sein könnte, die innige Überzeugung, daß in Christi Leben und Kreuz unser Heil beschlossen sei, kann durch die Erkenntniß ketzerischer, der Kirche abgewandter Richtungen nicht geschwächt werden; im Gegentheil, das Wort des Lebens gewinnt an Schärfe und Entschiedenheit seines Ja, jemehr die vereinzelten Regungen der Irreligiosität zu einer durch alle Jahrhunderte hinlaufenden und in den Farben eines jeden Zeitalters gleißenden Kette sich zusammenschließen, die doch nimmer die Kraft der Kirche Christi hat fesseln können. Des Autors zu geschweigen, dessen Namen unsere Schrift trägt, das religiöse Testament eines energischen Staatsmannes und geistvollen Politikers, in einem Wendepunkte der Geschichte der Religion und Cultur geschrieben, im Momente der Thronbesteigung Heinrich's IV., am Vorabend des Edicts von Nantes. 42.

Literarische Anzeige.

Neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch,

zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von

Dr. J. H. Kaltschmidt.

In 10 Heften zu 8 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Zur Empfehlung dieses Werkes wird am besten die Einsicht der ersten Hefte sowie die Bemerkung genügen, daß sich dasselbe vor allen bisherigen Fremdwörterbüchern durch seine **Vollständigkeit**, zweckmäßige **typographische Einrichtung** und durch **ungemeine Billigkeit** gleich vortheilhaft auszeichnet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 259. — 16. September 1842.

Reisen im Innern von Rußland und Polen. Von J. G. Kohl. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 258.)

Indessen meint der Verf. doch, daß in allerneuester Zeit eine Tendenz zum Bessern in der russischen Kirche erwache. Die Universität Moskau, die jetzt 6 — 800 Studenten zählt, soll dazu beitragen, und in der That müßte ein solcher neuer Geist gerade von Moskau ausgehen, welches dem Russen noch immer für sein Rom, für seine geistliche Mutter gilt. Von der Feierlichkeit des russischen Gottesdienstes, dem eigenthümlichen Reiz des lispelnden, zwitschernden Kirchengesangs, der sich an Großartigkeit und Kunstwirkung jedoch mit dem abendländischen nicht messen kann, von der Armuth und Culturlosigkeit der Klosterbewohner, von der frivolen Anwendung der kirchlichen Gnadenmittel, die selbst Säuglingen gereicht werden, den Kirchengebräuchen, von dem überladenen Kirchendienst und dem Gebrauch der Heiligenbilder, deren reiche Häuser oft für 50,000 Rubel besitzen, von den barocken, apokalyptischen Bildern, mit denen Moskau das ganze Reich überschwemmt, vernehmen wir noch viel Unterhaltendes. Überall aber mischt der Verf. seiner Darstellung kleine Volkszüge so lieblicher Art bei, daß wir wol sehen, er wendet diesem natürlichen, naiven, witzigen, gutherzigen, obwol ungeschulten und culturlosen Volke doch seine ganze Vorliebe zu, lebt und verkehrt gern mit ihm und empfiehlt uns seine Eigenthümlichkeiten und Gebräuche, indem er sie uns schildert. So verwendet er denn auch vielen Fleiß auf die Museen und Sammlungen, auf das Studium des Volks in seinen Zusammenkunftsorten, Theehäusern, Gärten, Kirchen, Theatern und gibt uns selbst eine launige Galerie von moskauer Sonderlingen und Charakteren. Sein großes Geschick für Landschafts- wie für Sittenmalerei aber zeigt sich besonders bei dem Besuch der Belustigungsorte, Petrowski Sad und Nieskutschnoi (Sanssouci), wo die schöne Welt von Moskau ihre große Galanie (Promenade, Corso) hält. Moskau verhält sich zu Petersburg wie Wien zu Berlin; die Volkslust ist in Moskau so naturgemäß und ihrer selbst unbewußt, sie beobachtet sich selbst so wenig wie in Wien, während sie in Petersburg, wie in Berlin, sich selbst reflectirt. Auf dem schönen, reichbeschatteten Rasenplätzen von Petrowski Sad wohnte der Fremde den reizendsten Scenen der naivesten Volksfreude bei; in jeder lagernden Gruppe brodelt der kochende Ssamowar (Theekessel), dieser eigentliche Haupt- und Angelpunkt der russischen Geselligkeit. Die Leidenschaft des gemeinen Mannes für Gurkenwasser und Cigarren findet hier volle Befriedigung. Eis, das allersüßeste Eis und Apfelsinen, die hier in größerer Menge als vielleicht irgendwo verzehrt werden, spielen neben ihnen die Hauptrolle; Kaffeehäuser und Tanzsäle öffnen sich; die Polonaise mit Gesang, gewöhnlich dem Volksliede: „Sa Zaru sa Russ owätyju" (Für den Zar und das heilige Rußland), eröffnet den Reigen. Es ist bemerkenswerth, daß der Russe sein Vaterland stets das heilige nennt, wie der Franzose das seinige das schöne, der Engländer das alte, der Deutsche das gute.

Doch wir müssen uns erinnern, daß außer diesem noch zwei Theile vor uns liegen, und von dem ansprechenden Bilde Abschied nehmen, das uns der Verf. von der alten russischen Hauptstadt, die dies für einen großen Theil des russischen Reiches noch immer ist, entworfen und das er mit einem guten Plan derselben verständlicht hat.

Im zweiten Theile schildert uns der Verf. seine Reisen im innern Rußland, den Weg von Moskau nach Tula, Orel, Kursk, Wiologrod und Charkow; das Schloß- und Dorfleben in der Ukraine, Poltawa und die charakteristischen Unterschiede des großrussischen und kleinrussischen Lebens bilden den Inhalt dieses Theiles. So ausgezeichnet der Verf. uns auch als Städtemaler erscheint, und wie viel Talent er in den beiden großen Gemälden von Petersburg und Moskau auch entfaltet, er ist uns fast noch werther und erscheint uns noch begabter und bedeutender, wenn er auf flüchtiger Troika (Dreigespann) pfeilschnell durch die Länder dahinfliegt. Es hat das Ansehn, als wenn die Schnellkraft seiner Beobachtung mit dieser körperlichen Bewegung wüchse, sein Blick schärfer und weitschauender würde, sein Humor und seine Wissenschaft sich steigerten. Von allen Seiten strömen ihm die Betrachtungen, die glücklichen Auffassungen und selbst die humoristischen Anschauungen zu; er ist mit einem Wort noch unterhaltender, noch geistreicher, noch mehr in seinem Elemente als in den Ringmauern der Städte, die Blick und Phantasie beschränken. Man darf nur die 40 ersten Seiten dieses zweiten Theiles lesen,

um sich hiervon zu überzeugen. Wie frisch, jugendlich, lebenvoll und anziehend ist das Panorama, das uns hier wie im Fluge vorübergeführt wird! Wie voll Geist, Blut und Leben, wie gestaltenreich und gut gruppirt ist die Composition dieses Bildes! Zuerst die Schilderung des Fuhrwerks, eine sibirische Tarataika, auf ihren dünnen, schwankenden Birkenstämmen, statt der Stahlfedern, die für russische Wege und russische Fuhrleute nicht taugen. Dann, dies ungeheure Gefährt mit Lehrern, Gouvernanten und Erziehern beladen; denn Rußland sucht Belehrung und zieht von allen Seiten Geister herbei, die sich dem Geschäft seiner Aufklärung widmen, sodaß man ganze Schwärme von Professoren und Instructoren stets auf allen Reichsstraßen antrifft; endlich diese Straße selbst, die wol zeigt, daß das Reisen im innern Rußland jetzt etwa auf der Stufe der Behaglichkeit steht, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland herrschen mochte. Diese Straße, wie die Natur sie geschaffen hat, breit wie der größte Marktplatz, mit Colonnen aus dem Süden heranziehender Karavanen (Oboſen), mit langgehörntem, weidendem Schlachtvieh bedeckt, durch welche flüchtige Courriere fluchend dahinjagen, oder rasche Sechsspänner, mit Britschken und Kaleschen im Gefolge, sich mit Mühe Platz machen — diese Straße, von den breiten, geraden Dorfgassen besetzt, deren Hütten alle unter einem Strohdache sich ausbreiten, welch ein belebtes, klares, anschauliches Bild gibt er von ihr! In dem Russen scheint noch eine gewisse nomadische Unruhe zu stecken, die ihn nicht lange an einem Platze duldet. Eine Reise von Petersburg zum schwarzen Meere in die Seebäder ist leicht und schnell beschlossen, eine Fahrt von Moskau nach Sibirien, zur Besichtigung einiger Landgüter, ist ganz etwas Gewöhnliches und viele Familien leben im Winter in Petersburg, im Sommer in der Tartarei und im Herbste am Ural, in Polen oder sonst irgendwo. Daher die große Lebendigkeit der russischen Landstraßen, denn nur unterwegs scheint der Russe zu Hause und in seinem Element zu sein. Eine unermeßliche Menge von Pilgern zu Fuß kommt hinzu. Das sergiewsche Kloster in Moskau, die heiligen Orte in Kiew und Kasan ziehen jährlich aus den fernsten Provinzen Hunderttausende von Frommen herbei; überall an der Landstraße sieht man ihre nächtlichen Bivouakfeuer erglänzen und wohnt den bunten Scenen pilgernder Volksfamilien bei. Verfallenes, Halbreparirtes, so für den Augenblick Zusammengeflicktes begegnet dem Reisenden in Rußland überall. Der Russe hat durchaus keinen Sinn für das Solide, Standhafte; es liegt im Charakter des Volks, sich überall schnell selbst zu helfen, gründlich aber nichts zu bessern und sich lieber mit dem Schlechtesten zu begnügen, als etwas Gutes und Tüchtiges zu haben. Dies zeigen auch die über Gebühr berühmten tulaschen Stahlfabriken, die, gegen englische Arbeiten derselben Art gehalten, zwar zierlich und bunt, aber roh und höchst unfertig erscheinen. Nichts ist fest, sicher; nichts schließt, was schweigen soll, schrillt, und was schnappen soll, stummt. Eine andere rügenswerthe Eigenthümlichkeit des russischen Wesens ist die Einbildung, daß Rußland jetzt an der Spitze der Völker stehe; es ist Mode geworden, über alles Russische Wunder zu schreien. Kaum knospet die Bildung unter fremder Pflege und schon glaubt der Russe aus dem innern Lande, von seinen Lehrmeistern nichts mehr lernen zu können, und fängt hier und da schon an, sich in Bezug auf Bildung an der Spitze Europas zu glauben und mit hohem Ton auf seine Lehrer herabzuschauen. „Die Russen", sagt der Verf., dessen unbefangener Blick hier deutlich wird, „befinden sich unstreitig jetzt in derjenigen Periode ihrer Entwickelung, in welcher sich im „Faust" der junge Studiosus befindet, der mit so classischer Arroganz seinen Meister zurechtweist." In der That ist es besonders das junge Rußland, und zwar derjenige Stand, der am wenigsten Grund zu der Einbildung hat, daß dies Jahrhundert eigentlich das russische heißen müßte, nämlich der gelehrte, welcher daran am meisten leidet, während der Stand, dem man sie am ersten verzeihen möchte, nämlich der militairische, durchweg bescheiden und höflich auftritt.

Vorüber an vielen Tabackskaravanen (der gemeine Russe schnupft jedoch mehr, als er raucht), Bettfederoboſen, mit welchem Artikel Millionen von Hühnern in der Gegend von Orel und Kursk das ganze Reich versorgen, Pilgerscharen, die Hunderte von Meilen her nach Kiew wandern, Transporten kettenklirrender Gefangenen, die auf dem Wege nach Sibirien bis an die Grenze Altrußlands ihre Ketten tragen, dann aber derselben entledigt werden, und unzählbaren Viehheerden, welche die Sgontschicks (Treiber) irgend eines großen Unternehmers für Petersburg von allen Seiten herantreiben und auf dieser Straße sammeln, an allen diesen bunten Scenen, welche beständige Unterhaltung liefern, wird Tula erreicht, von dessen Schmiedekunst der Verf. so wenig Gutes sagt. Alle diese Städte, Tula, Orel, Kursk, Kaluga, reiche, mehr und mehr aufblühende Orte von 20—40,000 Einwohnern, überraschen durch ihre malerische Lage und ihre angenehme Umgebung und der Reisende ist überhaupt der Meinung, daß dem innern Rußland, welches in Europa für so entblößt von allem Naturreiz gilt, in unserer vorgefaßten Meinung großes Unrecht geschieht. Tula jedoch hatte sich von dem großen Brande 1834 noch nicht ganz erholt. Merkwürdig ist, daß, während die größern russischen Städte überall unendlich breite Straßen zeigen, die sich in dorfähnlicher Behaglichkeit nach allen Seiten hin ungemessen ausdehnen, die Dörfer Großrußlands im Gegentheil alle unter einem einzigen unordentlichen Strohdach stehen, als wollten sie ihre brüderliche Anhänglichkeit zeigen und sagen: wenn Gott uns an einem Ende anzündet, so wollen wir Alle mit Stumpf und Seiel niederbrennen — was denn auch regelmäßig geschieht. Im übrigen fängt der nordische üppige Holzbau hier schon an, dem Lehmbau zu weichen; denn die großen Wälder verschwinden nach und nach, das Laubholz dringt vor und steht höher im Preis. Scenen der den Russen eigenthümlichen Familienzärtlichkeit malt unser Reisende mit Vorliebe aus; aber er bemerkt, daß es dem Russen dagegen an Freund-

schaftsgefühl meistens mangelt, was natürlich ist, da er für die Familie alle Zärtlichkeit seiner Seele verschwendet. Ein Freund heißt im Russischen blos drug (ein Anderer). Die Gegend zwischen Tula und Orel ist in Bezug auf Reisesicherheit die berufenste in ganz Rußland: brotlose Schmiedearbeiter werden gelegentlich leicht zu Wegelagerern und der Verf. besteht selbst eine interessante Räuberscene. Doch schreckt man diese Stegreifräuber, die es nicht von Handwerk sind, leicht durch dreisten Angriff mit dem Prügel oder der Faust. Bei Krutzowo schildert der Verf. wieder eine jener reizenden Stadt- und Dorfansichten, an denen das innere Rußland reich ist, ohne daß ein Schriftsteller ihrer erwähnte, und beklagt nur, daß die Russen durch die Kunst gar nichts thun, den Naturreiz solcher Landschaften zu erhöhen, und daß sie vielmehr durch ihre einzeiligen Dorfanlagen und den groben gelben Häuseranstrich seine Wirkung nach aller Möglichkeit zerstören. Auf dem Wege nach Mzensk begegnen dem Reisenden ein Dutzend Häuser auf dem Marsche nach einem 20 Werst entlegenen Platze. Solche Versetzungen halber, ja ganzer Dorfbevölkerungen, nach der Willkür der Gutsherrschaften, kommen hier überaus häufig vor; der immer zufriedene, der allzu genügsame russische Bauer, der seinen Herrn stets slawnoi (vortrefflich) findet, hat dagegen nicht das Mindeste zu erinnern; er schlägt sein Haus auseinander, packt es mit Weib und Kind auf seinen Wagen und zieht, wohin er gewiesen wird. Auch diese Wanderzüge vermehren das Leben auf den russischen Landstraßen, das ganze Volk scheint in beständiger Bewegung. Es wäre zu wünschen, sagt der scharfsinnige Verf., daß der Russe mehr Bedürfnisse hätte, er würde dadurch mehr Schwere, mehr Gewicht, mehr Freiheit gewinnen. So lange er, mit Schnaps und Schtschi von Herzen vergnügt, in seinen Schafpelz gehüllt, leichten Gemüths dahinzieht, sich in Alles leicht findet, alles leicht bessert und keine Entbehrung kennt, wird er Sklave bleiben. Seine Gleichgültigkeit — jetzt sein Glück — bringt ihn um seine Freiheit. Soll es mit ihm besser werden, so muß er erst seine Heiterkeit, seine Genügsamkeit ablegen. Freilich wird er dann zunächst in eine sehr unbehagliche Übergangsperiode eintreten müssen, allein sie fuhrt ihn zum Bessern. Welche Freiheit aber ist in einem Volke denkbar, das sich hundert Familien zusammen auf den Wink des Herrn 200 — 300 Meilen weit mit Haus und Hof wegversetzen läßt, ohne nur an eine Einrede zu denken? Es beruht viel politische Weisheit in dieser Betrachtung: die Kette der eigenen Bedürfnisse befreit uns von der Kette fremder Willkür, allein mit dieser Freiwerdung haben wir doch nur die Art der Kette gewechselt und müssen uns von jener Freiheit wieder zu befreien suchen! Die russischen Dorfkirchhöfe sind das Wüsteste, was man sich denken kann; keine Inschrift, keine Blume, und eine Elegie an einen Dorfkirchhof ist hier gar nicht zu denken. So hängt die Poesie und ihre Gattungen oft von sehr unbedeutenden Volkssitten ab! Der entschiedenen Liebe des Großrussen zu seinem Herrn, den er nur „Väterchen", „Großväterchen" zu nennen gewohnt ist, gedenkt der Verf. an mehren Orten und er belehrt uns, daß der russische Bauer, unsern dramatischen Gebräuchen sehr entgegen, mit seinem Herrn so vertraut spricht, wie etwa die Söhne der Patriarchen mit ihren Vätern thaten. — Orel, an der Stelle gelegen, wo die Oka schiffbar wird, ist der Sitz eines unermeßlichen Getreidehandels und besitzt unter seinen 35,000 Einwohnern, in elenden Hütten wohnend, mehre Millionnaire, in der äußern Erscheinung gewöhnlicher Bartrussen. Die hiesige Kaufmannschaft gilt für die knickerigste in ganz Rußland und man sieht ihren Mangel an Gemeinsinn unter Anderm daran, daß es selbst in der Stadt — einer Stadt mit 35,000 Einwohnern! — an einer Brücke über die Oka fehlt! Dieser große Ort besitzt eine einzige Buchhandlung und war noch vor kurzem auf die Versorgung durch herumziehende Tabuletkrämer (Kasnotschicks), wie sie in Karavanen das innere Rußland durchziehen, um die kleinen Ortschaften mit Modesachen, Büchern und westeuropäischen Producten zu versehen, in Bezug auf alle geistige Nahrung hingewiesen. Welche Rolle spielt eine solche Stadt in der Geschichte der Menschheit, gegenüber gleichbevölkerten Orten in Deutschland, und verglichen mit Bremen, Lübeck, Nürnberg! Es ist von ihr nichts zu rühmen als ihre trefflichen Carbonaden, die in ganz Rußland anzutreffenden Cottellietti. — Von Orel nach Kursk öffnet sich eine sehr bevölkerte Landschaft, mit großen Dörfern in halbmeiliger Entfernung und so unabsehbaren Getreidefluren, daß ein Hase zehn Stunden lang laufen könnte, ohne die Ohrspitzen aus den Ähren zu erheben. Kleine, winzige, klappernde hölzerne Mühlen umgeben hier alle Ortschaften und bereiten die Mehlvorräthe für die Häfen des schwarzen Meeres; das ganze Gouvernement Kursk ist ein einziges unermeßliches Getreidefeld. Hier mischt sich der großrussischen Bevölkerung schon ein kleinrussischer Bestandtheil bei; Kleidertrachten, veränderter Häuserbau, andere Physiognomien und die Zöpfe der Maloraffinnen, welche wie Ammonshörner um die Ohren gewunden werden, während der Kopf halbgeschoren ist, verkünden diese Veränderung, diesen Anfang des Tartarenthums. Kursk hat 30,000 Einwohner und dehnt sich malerisch in einem tiefgeschnittenen Thale der Kura hin; die gewöhnlichen Geographien sagen, es läge auf einem Berge, was falsch ist, obgleich die Terrainbewegung hier größer ist als im Waldaigebirge. Von jetzt an nämlich hat jeder kleine Fluß einen tiefen Thaleinschnitt gebildet und das Land setzt nach dem schwarzen Meere zu in immer tieferliegenden Stufen (Plateaus) ab, die jedesmal einen weiten, tieferliegenden Horizont beherrschen. Das sind denn die schönen Aussichtspunkte Kleinrußlands und der Ukraine.

Mit der Annäherung an Charkow, der Universitätsstadt, trifft der Reisende häufig mit russischen Gelehrten zusammen und gibt uns namentlich von diesem Stande ein volles Bild. Welche Einbildung in ihm herrschend sei, ist schon gesagt; der Verf. setzt nur noch hinzu, daß diese verzeihlich sei. Sieht man die russischen gelehrten Anstalten an, so findet man überall Ruhe, höchste Ord-

nung, äußerliche Wohlanständigkeit. Man gehorcht den Professoren, wie Vorgesetzten, diese sind gut bezahlt, die Studenten tragen und betragen sich fein gesittet, man sieht nirgend Hungerleider, nirgend Spuren eines unruhigen Geistes, die Disputationen selbst schließen gewöhnlich mit einem artigen, gleichgültigen „Puskai" (lassen wir das!), die Bibliotheken sind nett und in Ordnung u. s. w. Alles dies ist auf den unruhigen deutschen Universitäten anders, und der Russe, an den Anblick einer halben Anarchie nicht gewöhnt, schließt daraus, daß seine gelehrten Anstalten die bessern seien. „Es geht ihnen hierbei, wie es uns mit den politischen Institutionen Englands ergeht", sagt der scharfsichtige Verf., „deren innere Bänder wir auch nicht begreifen und bei denen wir so oft nur den Misbrauch und den Auswuchs sehen." An ihren Früchten aber sollt ihr sie erkennen — und welches sind die süßen Früchte der russischen gelehrten Anstalten?

Über Obajan wird Bielgorod, die weiße Stadt, erreicht — in der That der schneeweißeste Wohnplatz von Menschen in der ganzen Welt. Hier wird nämlich ein kreideartiger Stein gebrochen und weit umher verführt, von dem die ganze Stadt erbaut ist. Im Sommer macht sich das mit den grün angestrichenen Dächern der Stadt, die 8000 Einwohner hat, allerliebst; im Winter aber muß Bielgorod kaum vom Schnee zu unterscheiden und zu entdecken sein. Alle Bauernhäuser dieser Gegend werden jeden Sonnabend nicht gewaschen, wie wol anderwärts, sondern vom Dach bis zur Sohle neu geweißt und bekleidet; dagegen ist der Boden des Landes pechschwarz und klebend wie Töpferthon. Auf dem Wege von hier nach Charkow gibt der Reisende ein liebliches Gemälde einer Sommernacht in der Ukraine, die er nun betreten hat. Der Reiz ist ungewöhnlich, jeder Busch voll Nachtigallen, jedes Haus voll Lieder, jeder Hof voll nickender Sonnenblumen, jeder Teich voll seufzender Unken, die Luft ruhig und mild, das Firmament funkelnd, die Dörfer schön und wohlhabend, die dichte Bevölkerung zierlich und zufrieden, die Zitter (Balalaika) schlagend und Lieder singend unter den Vordächern der Häuser. Indem er uns dies und den Ursprung der ukrainischen Ansiedelungen berichtet, die ihren Namen von den der Moskowitenherrschaft entfliehenden jungen Burschen (kasaki), welche sich an der Grenze: u kraïn zurückzogen, erhielten — daher wir denn auch nicht Ukräne, sondern Ukraïne sagen sollten — gelangt er nach Charkow. Er widmet dieser blühenden Stadt, die jetzt 25,000 Einwohner zählt, ihrem wichtigen Handel, ihrer großen Messe, ihrer Universität, ihren schönen Sammlungen fast ausschließlich den Rest dieses Theiles und schließt denselben mit den Bildern des Dorf- und Schloßlebens der Ukraine und einer gegenüberstellenden und feinen Charakteristik der Kleinrussen, gegenüber den Großrussen. Da wir noch den dritten Theil vor uns liegen haben, so sind wir genöthigt, hier, obwol ungern, von diesem trefflichen und anziehenden zweiten Theile Abschied zu nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Es ist ein Glück für die Wissenschaften und Künste, wenn irgend ein großer Herr die Grille hat, statt seine Renten ganz für Hunde, Pferde und Maitressen zu verprassen, für einen Theil seines Einkommens sich das Ansehn eines Mäcen zu geben. Wir wollen nicht näher untersuchen, ob Demidoff mehr um dieses Scheines willen sich zum Begünstiger der Künstler und Gelehrten gemacht hat, oder ob er es wirklich aus Interesse der Wissenschaft thut. Letzteres möchten wir indessen doch etwas in Zweifel ziehen, denn schwerlich würde, wenn es ihm wirklich um das Resultat der Untersuchungen und weniger um den äußern Glanz der Gelehrsamkeit willen zu thun wäre, er sich so viel mit fremden Federn schmücken. Wenn er, was häufig geschieht, von seinen Reisen aus, irgend ein Memoire an die Akademie der Wissenschaften zu Paris schickt, in dem er diesem gelehrten Corps irgend eine astronomische, physikalische oder botanische Beobachtung mittheilt, so versäumt zwar der immerwährende Secretair Arago nie, einige schmeichelhafte Worte über den Eifer und die Gelehrsamkeit des russischen Großen hinzuzufügen, aber Jedermann weiß schon, daß dieser nicht immer mit eigenem Kalbe pflügt. So glauben wir nicht, daß in seiner Reise in Süderußland, die seinem Namen einen gewissen Anflug von Gelehrsamkeit gegeben hat, auch nur eine Zeile aus seiner Feder geflossen ist. Zur Abfassung des naturhistorischen, besonders des zoologischen Theils hat er den Prof. von Nordmann, einen geborenen Schweden, der sich aber in Deutschland gebildet hat, von Odessa nach Paris kommen lassen. Dieser rühmlichst bekannte Gelehrte schrieb seine Arbeit in deutscher Sprache und ein junger Deutscher übertrug sie ins Französische. Nicht einmal der Theil, der die eigentliche Reisebeschreibung enthält, ist von ihm, sondern von seinem Secretair, einem jungen Franzosen abgefaßt. Mit den Reisebeobachtungen selbst hat es folgende Bewandniß: Demidoff hat weder die Fähigkeit, noch die Geduld, die Länder, die er beschreiben — ließ, wenigstens selbst zu beobachten. Er ließ daher, um Materialien ohne große Mühe zu sammeln, überall, wo er ankam, einen Gelehrten des Orts zu sich berufen, ließ demselben sodann eine ganze Litanei gewisser Fragen vorlegen, die derselbe schriftlich zu beantworten hatte. Und jetzt hat nun der Herr die Prätention, außer der reichsten Tabacksdosensammlung noch literarischen Ruhm ernten zu wollen.

Wir haben schon mehre Male darauf hingewiesen, wie Eugen Sue auf sein schönes Talent loswüstet und es selbst herabwürdigt. Nachdem er in seinen Romanen schon häufig Gefühle und Leidenschaften ausgedrückt und gemalt hat, wie sie nur der Verbrecher, der Galeerensklave, der Auswurf der Gesellschaft nährt, thut er gegenwärtig noch einen Schritt und entlehnt den Jargon und das Kauderwälsch (argot) dieser Menschenclasse. Das Feuilleton der „Débats" enthält seit einigen Wochen eine Novelle: „Les mystères de Paris", worin nicht nur, was das Grauelvolle der Erfindung betrifft, die „Histoire des Treize" von Balzac überboten wird, sondern in der man auf eine Sprache stößt, die man aus philologischem Interesse studiren mag, die aber auf die Dauer für jeden anständigen Mann ekelig wird. Wir finden darin Wörter wie largue (femme), goualeuse (chanteuse dans les rues) u. s. w. Unsere Ritter- und Räuberromane und grausenhafte Gespenstergeschichten haben, gegen dieses Machwerk gehalten, etwas Nobles und Anständiges. Übrigens ist Hr. Eugen Sue nicht der Erste, der diesem argot die Ehre anthut, ihn in die Literatur einzuführen. Vor längerer Zeit ist uns ein Roman: „Jullen", in die Hände gefallen, vor dessen Verfasser, Ricard, Hr. Sue auf diesem Wege noch das Haupt beugen muß. Und das „Journal des débats", in dem Geoffroy den literarischen Purismus predigte, öffnet diesem Gewäsch seine Spalten! 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 260. — 17. September 1842.

Reisen im Innern von Rußland und Polen. Von J. G. Kohl. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 259.)

Im dritten Theile begegnet uns eine nicht minder lebensvolle Schilderung der Zustände in der Bukowina, in Gallizien, Krakau und Mähren, und der Reisende schließt mit diesen Ländern seine Darstellungen aus dem Slawenreiche, dem er seine Kräfte so ausdauernd gewidmet hat, vollständig ab. Mit sprechenden Farben malt er zunächst die Eindrücke, welche die Begegnung des deutschen Lebens und Seins dem lange Zeit unter den slawischen Volksstämmen herumwandernden Beobachter hervorrufen. Von der Unvingenommenheit des Verf. war zu erwarten, daß wir bei dieser Gegenüberstellung nicht verlieren würden. Die Bukowina (Buchenland), welche diesseits des Pruth jetzt 280,000 Einwohner zählt, schildert er als ein blühendes, gefälliges Ländchen am Fuße der karpathischen Vorberge, mit malerischen Ansichten auf diese. Der Ursprung des Namens ist interessant: hier auf einem unermeßlichen Felde am Pruth besiegte Stephan der Große, Fürst der Moldau, die Polen unter ihrem König Albrecht und nahm deren 20,000 gefangen. Diese spannte er in Joche, ließ sie das Feld pflügen und stets Buchbuchensamen darauf; seitdem heißt diese Landschaft, so erzählt Fürst Kantemir, das Buchenland. Seine Bewohner, diesseits und jenseits des Pruth, sind Dako-Romanen, Romanchos, wie sie sich selbst nennen; auf den Bergspitzen aber wohnen die Huzzulen (Räuber), ein slawischer Sonderstamm von undeutlicher Herkunft. Unter den Romanchos ist seit kurzem ein seltsamer Nationalismus erwacht, der strebsam und mit Begeisterung vorgedrungt und durch Ausbildung der Sprache, Verbindung mit den moldauischen Interessen, Schulen und Anstalten aller Art eine Bedeutung zu erringen bemüht ist. Die alte Residenz Sutschawa, die einst 16,000 Häuser gehabt haben soll, ist in Verfall; aber Tschernowitze blüht und zählt über 15,000 Einwohner. Der Ort athmet in Bauart und Verkehr schon ganz den deutschen Geist, man fühlt sich Wien und Berlin nahe, obgleich noch 150 Meilen davon entfernt; denn der Reisende, dessen Wege noch vor kurzem ins Endlose schweiften, glaubt nun Alles in einigen Tagen erreichbar. In der That, von einem Ende der großen östreichischen Monarchie zum andern ist ja nicht so weit wie in Rußland von einer Provinzialstadt zur andern, von Moskau nach Odessa oder von Tobolsk nach Irkutzk! Das Bild, welches der Verf. von den gesellschaftlichen Zuständen Galiziens entwirft, in welchem die östreichische Herrschaft die wohlthätigsten Verwandlungen hervorgebracht hat, ist ein sehr erfreuliches. Das Land geht sichtbar einer bedeutenden Entwickelung entgegen; eine 130 Meilen lange Chaussee verbindet Tschernowitze mit Wien, überall blühen die größern Ortschaften auf, der Landbau bessert sich, Ordnung und Wohlstand, der Schmuck des Lebens, Kunst und Wissenschaft erheben sich und ein fröhlicher, heiterer Lebensverkehr fließt aus dem Innern des Landes in die Provinz über. Die Reise nach Lemberg in einer bequemen Baude wird jetzt ziemlich bequem zurückgelegt, meistens unter dem Anblick der Karpathen, welche sich jedoch bei dem tiefen Einschnitte des Dniestrthales oft verbergen, obwol ihr Abstand nur 6 — 8 Meilen beträgt, während sie südwärts nach Ungarn zu, wie alle europäische Gebirge, steil abfallen. Die Bevölkerung gehört zunächst noch dem kleinrussischen Stamme, den Rusniaken (400,000 Seelen) an; erst weiterhin wird sie polnisch. Sie zeichnet sich durch ein patriarchalisches Familienleben, größere Ordnungsliebe und Reinlichkeit, Fleiß und Thätigkeit aus, die man nur da vermißt, wo der vierhundertjährige polnische Besitz sie verdrängt hat. In Sniatin, Stanislowo herrscht überall die jüdische Industrie vor; die Wirthshäuser, Kaffeeschanken, Kramläden, Galanteriehandlungen sind überall im Besitz der Juden, die hier nach den Scenen jüdischen Jubels und Völlerei, die der Verf. malt, wahrhaft in ihrem Paradiese zu sein scheinen. In Stanislowo beginnt ganz die Bauart, die man wol als die polnisch-deutsche bezeichnen kann; der Kern der Städte ist der Marktplatz, Ring genannt, nicht von dem deutschen, sondern von dem slawischen Worte Rynck (Markt), mit dem Gemeindehause frei in der Mitte, wie in allen polnischen Landestheilen. Der Verf. gesteht das Vergnügen ein, das ihm dadurch gewährt wird, sich nach allen den windigen, lockern russischen Städten, die so weitläufig construirt sind wie das ganze Reich, einmal wieder mitten in einem auf deutsche Art geordneten Städtewesen zu befinden, wo die Häuser dicht aneinander schließen, höhere Dächer übereinander emporsteigen und

Thurmspitzen das Ganze krönen, während schöne Baumavenuen und Vorstädte sich vor ihm her erstrecken, welche die russischen Städte gar nicht kennen. Hier ändert sich nun auch die Landcultur und wird westeuropäisch; der Mistbau hört auf, man sieht zuerst wieder gesäuerte Federn, Brot, Kartoffeln und der beliebte Powiu (Zwetschenmuß) erscheinen auf dem Tisch des gemeinen Mannes, statt der Suppen und Maisbreie; aber der herrliche russische Thee hat ein Ende und die polnische Herbata hat ebenso wenig Sach- als Namenähnlichkeit mit dem erquickenden russischen Tschai. Auch Stry und die folgenden Ortschaften erscheinen sehr germanisirt und die altberühmten polnischen Schmuzörter sind eigentlich in ganz Galizien nicht mehr anzutreffen; man muß sie in Russisch-Polen, besonders in Lithauen aufsuchen. Der Reisende gelangt endlich nach Lemberg, Lwow, von dessen Lage in seinem reizenden Thalkessel er uns ein sprechendes Bild entwirft, indem er sie mit Prag vergleicht. Die große und blühende Stadt von 6000 Häusern und 80,000 Einwohnern gewährt dem durch eine Steppenreise nicht verzärtelten Pilger eine genußvolle Behaglichkeit und namentlich gönnen wir ihm gern die oft so gering geachtete Wonne, nach vielen Monden wieder einmal in einem luxuriösen Federbett seine Müdigkeit auszuschlafen und an wohlbesetzter deutscher Tafel wienerisch wohl zu leben. Die Ruinen der Löwenburg, auf 500 Fuß hohem Thalrande gelegen, die der Stadt den Namen gaben, sind nicht sehr bedeutend; von der Bauart der Stadt sagt er, daß sie wahrscheinlich zehnmal besser sei, als man sich in Deutschland denke, und daß sie stellenweis an Nürnberg oder Frankfurt erinnere. Große und prächtige Kirchen zieren diese alte, so sichtbar aufblühende Stadt, welche in polnischer Zeit nie über 20,000 Einwohner zählte und die von dem Verfall Krakaus und Wilnas ihren Vortheil zog, sodaß sie jetzt, nächst Warschau, die größte polnische Stadt ist. Es fehlt an keiner der großstädtischen Anstalten, Kaffeehäusern, Restaurationen, Billards, Casinos und Theater, aber auch nicht an Klöstern der drei Confessionen, an hoher und reicher Geistlichkeit, welcher drei Erzbischöfe vorstehen. Die ungemeine Verbreitung und die sociale Wichtigkeit, welche die Juden in allen polnischen Landesehelen erwarben, ist gewiß eines der interessantesten Phänomene in der europäischen Völkerkunde. Geht man den besondern Verhältnissen nach, die hier zur Hervorbringung dieser Erscheinung mitgewirkt haben müssen, so findet man, daß ihre Erklärung durchaus in dem polnischen Nationalgeist zu suchen ist. Die unbegrenzte Herrschsucht, der wilde Unabhängigkeitssinn und die Leidenschaftlichkeit auf der einen, das mangelnde Rechtsgefühl und der sklavische Sinn des polnischen Volks auf der andern Seite bewirkten, daß die Stände des Reichs in zwei Extremen von Rechtszuständen auseinandergingen, in den übermüthigen, gewaltthätigen Adel und die zahme und rechtlose Classe der Bauern, zwischen welchen ein festgegründeter Mittelstand nicht aufkommen konnte. So lange die Bedürfnisse einfach waren, wurde diese Lücke nicht sehr bemerkbar, als aber das Bedürfniß wuchs, Verkehr und Handel eine Nothwendigkeit wurden, ward der Mangel jenes Mittelstandes fühlbar. Kaum hatten daher unter Boleslaw 1264 die Juden von Deutschland her den polnischen Boden betreten, so stürzten sie sich in diese Lücke und füllten sie schnell aus; denn gerade hier paßten und wucherten die Eigenschaften alle, die wir an dem jüdischen Stamm kennen, der weder in Deutschland noch in Rußland ein so fruchtbares Feld finden konnte. Günstige Umstände in Verbindung mit dem beliebten Dolce far niente des Polen, die jüdische Maitresse Kasimir des Großen endlich kamen dazu, und bald war Macht, Reichthum, alle wirkliche Gewalt in den Händen der Juden. In dieser gesellschaftlichen Stellung haben sie sich insoweit bis jetzt in Polen behauptet, daß die Geldkräfte des Landes noch heute auf diesem fremden, hier üppig wuchernden Stamm beruhen und daß ohne sie weder ein größeres, noch auch das geringste Umsatzgeschäft im ganzen Lande gemacht wird. An den Russen aber fanden sie Concurrenten. Von der Anmuth und dem natürlichen Reiz der polnischen Mädchen, die „frisch wie Rosen und graziös wie Sylphiden" sind, weiß der Verf. viel Geschmackvolles zu sagen; auch erwähnt er, daß ihre Sprache wie Musik, wie Vogelgelispel klinge, man dürfe sich nur nicht durch die bizarre Schreibung der polnischen Sprache irren lassen, sondern müsse hören, wie weich und melodisch jene seltsamen Consonantenhäufungen in Szczebrzeszyn, Zebrzydowski, Idmdzamczeprzytymie gesprochen würden. Das Russische klingt beiweitem hohler und lärmender und unarticulirter, und der Erzähler führt hiervon das scherzhafte Beispiel an, daß, als einer seiner Bekannten in Odessa einst stark von seinem Fenster herab nieste, ein Flaker, der das bekannte Sluschi, Istwoschtnik („Höre, Kutscher") verstanden zu haben meinte, anhielt und „Wohin, Herr?" fragte.

Die Bergwerke von Bochnia, obgleich nur halb so ausgiebig wie die wielitzkaer, liefern doch jährlich 400,000 Centner Salz und beschäftigen 400 Arbeiter; das Salz ist hier weißer und reiner als irgendwo. Über den karpathischen Reichthum an Salzquellen, deren der Verf. über 100 kennt, ergeht er sich in lehrreicher Ausführlichkeit, besucht die Bergwerke von Wielitzka, die er uns schildert, und gelangt endlich in die alte polnische Königsstadt Krakau, dem Rheims und St.-Denys so vieler polnischen Heldenkönige. Diese alte, von Krakus um 700 n. Chr. gegründete Hauptstadt, einst von 100,000 Seelen, in sieben mit verschiedenen Namen bezeichneten Städten wohnend, bevölkert, bietet jetzt mit seinen 18—20,000 Einwohnern ein trauriges Bild des Verfalls dar und erinnert auf alle Weise an Venedig, mit dem es auch die Ähnlichkeit hat, auf verschiedenen Weichselinseln gelegen zu sein. Ihm gegenüber lacht das aufblühende Podgorze, einst seine Vorstadt, aus dem die weißen östreichischen Krieger eben zur Dämpfung des Aufstandes in Krakau eingerückt waren. Seine alte Blüte zeigt Krakau besonders noch auf dem alten Marktplatz, der Stakonniza (Tuchhalle), der Wolniza (Freihalle), wo die Königswahl

erfolgen, in einigen großen und schönen Kirchen, denn es im Ganzen 70 zählen soll, in dem Wawel, seinem Hradschin, wo die prächtigen Königsgräber und die der letzten Polen, Kosciuszko, Poniatowsky und Sobiesky ein fesselndes Schauspiel geben, und in einer Menge alter Starostenhäuser mit zahllosen Fenstern, schwarz, finster, verfallen. Das herrliche Panorama des Tatragebirges, das Krakau umgibt, findet gerechte Würdigung und nicht minder wird der schönen Landsitze und Schlösser um Krakau gedacht. Über Skotschau hin verläßt der Verf. endlich das Slawenland; hier, wo schon nach Tacitus germanisches und sarmatisches Blut sich mischten, betritt auch der unermüdliche Wanderer zuerst wieder das Land deutscher Bevölkerung. Er schließt sein Werk mit einem höchst lesenswerthen Abriß der politischen Stellung des Slawenvolks gegenüber dem germanischen, die verschiedenen Eingriffe und Wandelungen beider großer Völkerstämme in und nebeneinander, und endlich mit den Hoffnungen, die dem Slawenstamme aus den jüngsten Bestrebungen Rußland nach Vereinigung aller dieser membra disjecta des zahlreichen Sarmatenvolkes unter einem Scepter erwachsen sind. Sein Urtheil, sein Blick in die Zukunft verdient unstreitig die Beachtung, die ein competenter, sorgsamer Beobachter ansprechen kann; allein da sich seine Ansichten nicht zu einer auszugsweisen Darlegung eignen, so müssen wir dem Leser sie selbst aus den Schlußcapiteln dieses Theiles zu entnehmen überlassen.

Mit Dank aber für seine lehrreiche, unterhaltende und geistvolle Arbeit, die sich der allgemeinsten Anerkennung erfreuen muß, entlassen wir den Verf. dieser Reiseschilderung, die nach so vielen oberflächlichen und ganz subjectiven Reiseberichten uns den classischen Charakter einer auf das Wahre, Bleibende und Objective gerichteten Reiseschilderung rein und ungetrübt darstellt. 46.

A practical treatise on the laws, customs, and regulations of the City and Port of London. By *Alexander Pulling*. London 1842.

Wäre vorgenannte „Praktische Abhandlung von den Gesetzen, Gewohnheiten und Ordnungen der City und des Hafens von London" ein reines, trockenes Rechtsbuch, so dürfte ihm in d. Bl. kaum ein Platz gebühren. Aber das Buch bringt bedeutend mehr, als sein Titel erwarten läßt, gibt über Vieles Auskunft, was von Vielen besprochen und von Wenigen verstanden wird, und möchte Jedem zu empfehlen sein, der für englische Zustände im Allgemeinen und für londoner Verhältnisse insbesondere sich interessirt. Dahin gehört eine gedrängte Geschichte der Citycorporation und der verschiedenen Theile, aus denen sie besteht, eine Aufzählung der legalen Gründe, welche den Verlust des werthvollen Bürgerrechts zur Folge haben, eine Verdeutlichung des Verfahrens in dem berühmten quo warranto von Karl II. und eine historische Darstellung der der City eigenen Befreiung von allen parlamentarischen Verfügungen, welche deren Gültigkeit für die City nicht ausdrücklich enthalten. An letztere schließt sich eine Ausführung des der Corporation zustehenden Privilegiums, in ihren Rechten und Gewohnheiten ohne Vermittelung des Parlaments Abänderungen vorzunehmen. Was der Verf. ferner über die Rechte und Verbindlichkeiten der Bürger, über die Gilden, Zünfte, Beamte und das Policeiwesen mittheilt, ist unstreitig für Viele terra incognita, obgleich ohne Kenntniß davon sich über alles dies nicht urtheilen läßt. Ein anderes Capitel handelt von den Gerichtshöfen und deren Einrichtung, ein anderes von dem der City eigenthümlichen Intestaterbrechte, noch ein anderes von Versorgung und Bevormundung der Waisen. Am anziehendsten jedoch, weil vielfach originell, erscheinen die geschilderten kaufmännischen Gebräuche und in Kraft stehenden Ordnungen. Der Verf. ist der Erste, der diesen Gegenstand unter die Feder genommen und öffentlich besprochen hat, und es fehlt vermuthlich auch dem Continente nicht an Kaufleuten, die von den Folgen ihrer Unbekanntschaft mit jenen Gebräuchen und Ordnungen ein Schmerzenslied zu singen wissen. Hier bietet sich also Gelegenheit — klüger zu werden, und zwar beträchtlich wohlfeiler als durch Erfahrung. In einer Zeit aber wie die unserige, wo Bankiers die Welt regieren, dürfte im Capitel „Bankers' regulations" mit einem von Schauder begleiteten Vergnügen eine Beschreibung des londoner Bankers' clearing house gelesen werden.

„Um sowol Zeit zu gewinnen, als pünktlich sein zu können", sagt der Verf., „werden alle londoner Bankgeschäfte nach einem übereinstimmenden und streng geregelten Plane betrieben. Daher gilt auch dieses Arrangement vor Gericht für einen Theil des mercantilen Herkommens und betreffende Geldstreitigkeiten werden darnach entschieden. Die üblichen Geschäftsstunden sind von 9—11; doch dienen sie abgesonderten Zwecken. So wird in der Regel vor 11 Uhr Morgens keine auswärtige Tratte acceptirt und nach 3 Uhr Nachmittags keine Remesse gemacht und noch denselben Tag avisirt. Zahlt ein londoner Kunde nach 4 Uhr Nachmittags Geld ein, so wird es ihm erst des folgenden Tags à conto gestellt und bis dahin ‚kurz' im Bankbuche notirt. In jeder der genannten Geschäftsstunden muß eine Anweisung, für welche Deckung vorhanden, bezahlt werden, oder die Bank bleibt für die Nachtheile verantwortlich. Hat aber ein Bankier seinen Namen quer über die Anweisung geschrieben, so zahlt der Bezogene nur durch dessen Vermittelung. Anweisungen und Wechsel von einem Citybankier auf den andern werden auf eine, nur der City eigene Weise im Clearing house (Abschlußcomptoir?) abgemacht. Es ist dies ein Ort, ein Saal, in der Lombardstraße, wohin jedes Bankierhaus täglich zweimal, um 11 und um 3, einen Diener schickt, der das erste Mal alle an diesem Tage zu Gunsten seiner Firma fällig werdende Wechsel und Anweisungen mitnimmt, sie in das Fach des Hauses legt, welches die Zahlung zu leisten hat, von den in sein Fach gelegten ein Verzeichniß fertigt und damit um 12 Uhr sich heim begibt. Um 3 Uhr kommt er wieder, dasselbe zu thun, und geht an Berechnung der an diesem Tage zu erhaltenden und zu bezahlenden Wechsel und Anweisungen, indem alle derartige, noch nachträglich bis kurz vor 4 Uhr einlaufende Papiere ihm mit einer Rechnungsbilanz des betreffenden Hauses unverzüglich zugesendet werden. Sobald die Glocke vier geschlagen, nimmt er keine Wechsel und Anweisungen mehr an, zieht eine Generalbilanz, vergleicht die einzelnen Ansätze mit denen der gegenseitigen Häuser, verbessert etwaige Versehen und gelangt dadurch zu einem das Tagsgeschäft auf dem Papiere abschließenden Resultate. Um 5 Uhr eilen sämmtliche Diener auf ihre Comptoirs, sowol um ihre Bilanzabschlüsse gegen die Bücher zu halten, als um die zu zahlenden Beträge zu holen. In einer Viertel- oder halben Stunde sind sie wieder versammelt und die das Tagsgeschäft ausgleichenden Summen werden von Dem, der sie zu zahlen, Dem, der sie zu empfangen hat, in Banknoten behändigt. Zum Behuf größerer Genauigkeit sind zwei salarirte Inspectoren angestellt, die jeden Bilanzbogen prüfen und unterzeichnen und die Auszahlungen beaufsichtigen." 18.

Literarische Notiz.

Von französischer Seite ist viel geschehen, um die spanische Nation dem übrigen Europa näher zu bringen. Wir haben mehre ausgezeichnete französische Werke über die Geschichte Spa-

wird, besonders heben wir die Werke von Stolberg und von Kotzebue-St.-Hilaire hervor, die beide von größerem Umfange sind. Ganz vor kurzem ist eine „Histoire d'Espagne et de Portugal", von Em. Lefranc, der bereits einige historische Schriften geliefert hat, erschienen und kann als übersichtliches Handbuch empfohlen werden. Was die Schilderung des Landes selbst, die Beschreibung des Volkslebens und die Geschichte der neuesten politischen Vorgänge in Spanien betrifft, so erwähnen wir besonders der Werke von Custine („L'Espagne sous Ferdinand VII."), Didier („Une année en Espagne") und des Italieners Dembowski („Deux ans en Espagne"), die alle drei, auf eigenen, vorurtheilsfreien Beobachtungen beruhend, das spanische Volk von den verschiedensten Gesichtspunkten aus beleuchten. Gegenwärtig hat man ein kolossales Werk unter dem Titel „L'Espagne artistique et monumentale" unternommen, das in einer großartigen Galerie Alles vorführen wird, was Spanien an Denkmalen der Kunst irgend Merkwürdiges hat. Wir haben einige Lieferungen in Händen (es sind deren acht erschienen) und haben in denselben besonders einige Abbildungen der Kirchen zu Toledo gesehen, die, was artistische Ausstattung betrifft, den größten lithographischen Meisterwerken an die Seite gestellt werden können. 32.

Bibliographie.

Adami, F., Frauen-Novellen aus dem historischen und modernen Leben. Toiletten-Geschenk für 1843. 1ster Jahrg. Mit 1 Stahlstich. Gr. 16. Leipzig, Focke. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arendt, G. H., Die Schifffahrt und ihre Gefahren. Eine Reihe Unglücksscenen aus dem Seeleben der neuern und neuesten Zeit. Aus Reise- und Zeitungsberichten gesammelt. Gr. 12. Leipzig, Hunger. 25 Ngr.

Bothmer, C. F. C. A., Erörterungen aus dem Gebiete des Hannoverschen Criminal-Rechts und Criminal-Processes. 1stes Heft. Gr. 8. Hannover, Hahn. 10 Ngr.

Brunnow, E. von, Ulrich von Hutten, der Streiter für deutsche Freiheit. Historisches Gemälde aus den Zeiten der Reformation. Nach den Originalquellen bearbeitet. 1ster Band. 1ste Lief. Gr. 16. Leipzig, Teubner. 9 Ngr.

Cotta, B., Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie, besonders für deutsche Forstwirthe, Landwirthe und Techniker. Mit 1 Steindrucktafel, 51 eingedruckten Holzschnitten und 2 Tabellen. Gr. 8. Dresden, Arnold. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Cunningham, A., Paul Jones. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 5 Theile. Neue, vollständige wohlfeile Ausgabe. 8. Dresden, Arnold. 5 Thlr.

Czaykowski's ausgewählte Romane. 1ster Band. Bilder aus dem Kosaken-Leben. Deutsch bearbeitet von J. P. Jordan. 1stes Bändchen. 16. Leipzig, Binder. 15 Ngr.

Drobisch, Th., Leipziger Tage und Nächte. Genre-Bilder aus der Geschichte, Wirklichkeit und Phantasie. Gr. 12. Leipzig, Hunger. 1 Thlr. 15 Ngr.

Druckenmüller, N., Die Übertragungsprincipien der analytischen Geometrie. 1ster Band. Mit 1 Figurentafel. Imp.-8. Trier, Lintz. 2 Thlr.

Grund, F. J., Das Untersuchungsrecht. Zur Beurtheilung der zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und der königl. Grossbrittannischen Regierung obschwebenden Frage. Gr. 8. Leipzig, Weber. 12½ Ngr.

Gueck, B. von, Das Erbe von Landshut. Ein historischer Roman. 2 Theile. Gr. 8. Cottbus, Meyer. 2 Thlr. 15 Ngr.

Halliwell, J. O., Urgeschichte der Freimaurerei in England. Deutsch vom Br. H. Marggraff. Mit einem Nachworte vom Br. C. C. Gretschel. Gedruckt als Manuscript für Brüder. Gr. 8. Leipzig, Peter. 15 Ngr.

Halm, F., Imelda Lambertazzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

— — König und Bauer. Lustspiel in drei Aufzügen. Nach dem Spanischen frei bearbeitet. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Hanke, Der Frau Tagebuch. Fortsetzung von der Braut Tagebuch. Gr. 12. Hannover, Hahn. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hattemer, H., Denkmale des Mittelalters. St.-Gallens altdeutsche Sprachschätze. 1ster Band. 1ste Lieferung. Imp.-8. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1 Thlr.

Himly, K., Die Krankheiten und Missbildungen des menschlichen Auges und deren Heilung. Nach dem hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben und mit Zusätzen versehen von *F. A. W. Himly*. 1ste Lieferung. Hoch 4. Nordhausen, Schmidt. 1 Thlr.

Forstwirthschaftliches Jahrbuch, herausgegeben von der Königlich Sächsischen Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand, durch B. Cotta. 1ster Jahrg. Mit 5 Steindrucktafeln. Gr. 8. Dresden, Arnold. 1 Thlr. 10 Ngr.

Landwirthschaftliches Jahrbuch, herausgegeben von der Königlich Sächsischen Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand, durch A. G. Schweitzer. 1ster Jahrg. Mit 3 Steindrucktafeln und 1 Tabelle. Gr. 8. Dresden, Arnold. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbücher der Gefängnisskunde und Besserungsanstalten, herausgegeben von R. H. Julius, F. Mollnarr, G. Varrentrapp. Gr. 8. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1 Thlr.

Klinger's, F. M., sämmtliche Werke in zwölf Bänden. Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich. 1ste Lieferung. 1ster, 8ter und 11ter Band. Gr. 16. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 5 Ngr.

Leonhard-Lyser, Karoline, Novellen. 8. Leipzig, Hunger. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mühlbach, L., Glück und Geld. Roman. 2 Bände. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Nizza und die Meeralpen. Geschildert von einem Schweizer. Mit 1 Ansicht von Nizza und 1 Karte. Gr. 8. Zürich, Meyer u. Zeller. 1 Thlr. 5 Ngr.

Novellen-Almanach für das Jahr 1843. Herausgegeben von K. Gödeke. Mit Beiträgen von der Baronin von B., M. Honek, G. Schirges, Fr. Voigts und E. Wedekind. Gr. 12. Hannover, Hahn. 2 Thlr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1843. Herausgegeben von Th. Hell. 32ster Jahrg., oder Neue Folge 3ter Jahrg. Mit 3 Stahlstichen. Gr. 16. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr.

Pfyffer zu Neueck, J. J. X., Bilder aus dem Orient. Gr. 8. Zürich, Schulthess. 22½ Ngr.

Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Russland im Jahre 1829 ausgeführt von *A. von Humboldt, G. Ehrenberg* und *G. Rose*. Mineralogisch-geognostischer Theil und historischer Bericht der Reise von *G. Rose*. Mit 4 Kupfern, 2 Karten und Holzschnitten. Gr. 8. Berlin, Sander. 4 Thlr. 15 Ngr.

Rollett, H., Liederkränze. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Trollope, F., Die Wittwe, wieder verheirathet. Nach dem Englischen von X. Freiherrn v. L. 4 Bände. Gr. 16. Stuttgart, Weise u. Stoppani. 1 Thlr. 20 Ngr.

Venedey, J., Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwörter. 8. Heidelberg, Winter. 26⅓ Ngr.

Volksbücher. 30. 31. Herausgegeben von G. O. Marbach. Die Geschichte von den sieben weisen Meistern. 8. Leipzig, O. Wigand. 5 Ngr.

Warren's, S., gesammelte Werke in neuen Übertragungen. 1ste Lief. Aus dem Tagebuche eines Arztes. 1stes Bändchen. Gr. 16. Stuttgart, Liesching. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 261. — 18. September 1842.

Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Von Alfred Nicolovius. Mit einem Bildnisse. Bonn, Weber. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Die Schwierigkeiten, welche die Abfassung von Lebensbeschreibungen kürzlich verstorbener Männer für den Biographen immer hat, werden noch um ein Bedeutendes gesteigert, wenn derselbe durch nahe Verhältnisse amtlicher Thätigkeit oder gar durch die Bande des Bluts mit dem Verstorbenen verknüpft war. Ein solcher Fall tritt bei der vorliegenden Schrift ein; denn Hr. Alfred Nicolovius ist der Sohn des am 2. Nov. 1839 nach einem langen, rühmlichen Leben verstorbenen wirklichen geheimen Oberregierungsrathes Nicolovius, mit dessen Namen all das Große und Würdige, was in Preußen von 1895—39 für das Kirchen- und Schulwesen geschehen, eng verbunden ist. Neben den Namen eines Wilhelm von Humboldt, Altenstein, Süvern und Joh. Schulze glänzt Nicolovius' Name in unvergänglicher Ehre. Und eben diese Vortrefflichkeit des Mannes, welche kein Billiger in Zweifel ziehen kann, hat dem Sohne die Abfassung erleichtert, da er nur die Thatsachen ganz einfach brauchte sprechen zu lassen, um das Bild des Verewigten klar und deutlich für die Vielen zu zeichnen, die im Leben durch Nicolovius' wohlwollenden Rath, freundliche Bereitwilligkeit und wirksame Hülfe erfreut worden sind. Demnach ist diese Biographie eines wahrhaft frommen, edeln, hochgebildeten Mannes und vorzüglichen Staatsdieners eine willkommene Gabe und ein interessanter Beitrag zur Geschichte preußischer und deutscher Zustände in diesen ereignißvollen Decennien unsers Jahrhunderts. Die Darstellung ist leicht und gewandt, man sieht überall, daß das Herz spricht, und doch ist dies Buch kein Panegyrikus, sondern durchaus eine Wahrheit, die dem Leser sehr wohlthuende Eindrücke zurücklässt.

Nicolovius' Leben zerfällt in zwei große Zeitabschnitte, die beide bedeutend sind, wenn auch in ganz verschiedener Beziehung. Der eine begreift sein Leben in Eutin in sich, es ist dies der ruhigere, stillere Theil seines Lebens, der andere die Zeit seiner Verwaltung in Königsberg und in Berlin, die geschäftsvollern und für sein äußeres Wirken bedeutendern Jahre seines Lebens. In dem erstern Abschnitte sehen wir schon früh einen Geist sich entwickeln, der für das Hohe und Schöne sich begeisterte und dessen Losung schon frühzeitig das schöne Wort war: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." Hamann's Schriften übten seit 1784 auf ihn den mächtigsten Einfluß, den die persönliche Bekanntschaft nur steigerte. Ein Gleiches galt von Fr. Heinr. Jacobi und von dem Grafen Fr. Leop. Stolberg. Mit dem Letztern reichte eine Bekanntschaft von wenigen Tagen hin, Beide zu den innigsten Freunden zu machen, ja die Liebe zu ihm und die Überzeugung, es könne für ihn keine schönere Schule der Bildung und Veredelung geben, verlieh ihm, dem das Familienleben über Alles ging, sogar die Kraft, den theuern Kreis der Seinigen zu verlassen und zum Grafen Stolberg, als Freund oder als Erzieher seiner Kinder, zu ziehen. Seit dem Anfange des Jahres 1791 lebte er in diesem Hause mit den Familien der beiden Grafen Stolberg und der Grafen Dernath, Bernstroff, Reventlow und Baudissin ein köstliches Leben und trat im Sommer desselben Jahres mit Fr. Leop. Stolberg und Georg Jacobi, dem Sohne Fr. Heinrich's, die Reise nach Italien an.

Die Biographie enthält verschiedene Ergänzungen zu der Stolberg'schen Reisebeschreibung, auch einen köstlichen Aufsatz von Nicolovius über die Insel Ischia, den der Verf. mit vollem Rechte hier hat wiederabdrucken lassen. Zwischen beiden Männern war das Band der Freundschaft nun auf das festeste geknüpft, und Nicolovius fühlte die innere Unmöglichkeit, sich von Stolberg wieder zu trennen. Daher widerstand er auch den Aussichten, die ihm die Heimat in Königsberg darbot und die ihm Kant und Kraus eröffneten. Dort glaubte er sich nicht wohlbefinden zu können, weil die damals gangbare Philosophie ihn von ganzem Herzen anekelte.

Kant — so schrieb Nicolovius unter dem 23. Jan. 1794 — ist ein völliger Demokrat und hat neulich mich seine Weisheit hören lassen. Alle Greuel, die jetzt in Frankreich geschähen, wären unbedeutend gegen das fortdauernde Übel der Despotie, die vorher in Frankreich etablirt war. Höchst wahrscheinlich hätten die Jakobiner Recht in Allem, was sie thäten u. s. w.

Für mich war — heißt es weiter —, ob ich mich gleich schämen sollte, es zu gestehen, keines der neuern königsberger Werke, als Kant's „Religion", Hippel's „Kreuzzüge" u. s. w. eine liebliche Lockspeise zur Heimkehr. Je mehr ich mich zum Glauben an eine blos subjective Wahrheit neige, desto mehr muß ich freilich tolerant werden. Aber desto lebhafter ist auch

mein Unwille gegen Den, der überall keine Wahrheit hat und nur ganz und gar der Schönheit und dem Witze lebt und im elenden Sklavendienste des Beifalls der Welt steht.

Damit ist Hippel gemeint, wie aus dem Folgenden hervorgeht.

Um so lieber blieb also Nicolovius bei Stolberg, dem damaligen Präsidenten der eutinschen Kammer, ward bei derselben am 21. Febr. 1795 zum ersten Secretair ernannt, verheirathete sich am 5. Jun. mit Luise Schlosser, einer Nichte Goethe's, und sah sich nun in einem höchst glücklichen Verhältnisse, welches alle seine Träume eines zufriedenen Lebens verwirklichen sollte. Und so hat er in Eutin zehn Jahre zugebracht, geachtet als Geschäftsmann, aber noch mehr als Freund, Gatte und Familienvater.

Sein ganzes Wesen — sagt der Biograph — war heiterer und froher geworden, und in ernster Stunde fühlte er sich oft von einer Rührung durchdrungen, welche ihm über Alles, was er vorher kannte, süß und erhebend war. Es wohnte in ihm die vollkommenste Ruhe und Friede, eine Seligkeit, wie sie gewiß nur selten Menschen zu Theil wird, über das Glück seines Lebens und die Aussicht in die Zukunft, welche ihm Blicke in eine Welt eröffnete, wo seinem treuen, warmen Herzen sehr wohl ward.

Allerdings trug hierzu das Zusammenleben mit seinem Schwiegervater Schlosser, den die Kriegsunruhen vom Rheine verscheucht hatten, dann mit Stolberg und dessen Familie, sowie der Briefwechsel mit Jacobi, der uns tiefe Blicke in das Gemüthsleben dieser edeln Menschen thun läßt, ganz besonders viel bei. Aber auch sonst war damals das Ländchen Eutin ein Sammelplatz vieler interessanter Menschen, wie Christ. Stolberg's, Baggesen's, Niebuhr's, Claudius, Hensler's, Zimmermann's, Vossens, die bald längere, bald kürzere Zeit dort verweilten. Eine Reise mit Stolberg nach St.-Petersburg brachte ihm reiche Früchte, auch die persönliche Bekanntschaft mit Klinger. Durch alles dies wird die Biographie kein unbedeutender Beitrag zur Literaturgeschichte der neunziger Jahre. Das bitterste, was Nicolovius in Eutin traf, war Stolberg's Übertritt zur katholischen Kirche 1801, wo er Tag und Nacht keine Ruhe finden konnte und die schmerzhaftesten Auftritte erlebte. Unser Buch erwähnt nur kurz einer einzigen, zwar sehr heftigen, aber doch traulichen Unterredung zwischen Stolberg und Nicolovius vor des Erstern Abreise von Eutin nach Münster.

Welchen tiefen Schmerz — schrieb er an Claudius unterm 20. Dec. 1801 — mir Stolberg's Abschied verursacht hat, kannst du denken. Er will nicht alt werden, sondern erwacht oft aufs neue in mir. Laßt uns den Vorhang niederziehen und schweigen, so schwer es auch ist. Reverence is the angel of the world, sagt Shakspeare, und die Hemme auch hier das Urtheil.

Daher rechnete er auch später (1820) zu den Greueln der Tage den von Voß angeregten Streit mit Stolberg und erkannte in der ersten Streitschrift „ein trauriges Product seltenern, lange gehegten Hasses, wie nur ein kräftiger, in den Ansichten der Aufklärungs- und Revolutionsperiode erstarrter Mann es liefern konnte". Als er die Nachricht von Vossens Tode vernahm, rief er aus: „Wie wird er verwundert sein, daß die höhere Welt ein Reich des Friedens und der Liebe ist."

Der andere große Abschnitt in Nicolovius' Leben umfaßt die 22 Jahre seiner Thätigkeit im preußischen Staatsdienste. So lange er in Eutin lebte, hatten sich seine Verwandte und Freunde in Königsberg immer mit dem Gedanken beschäftigt, ihn in diese Stadt zurückzuziehen. Als nun eine neue Einrichtung gemacht wurde, wodurch das Kirchen- und Schulwesen unter die Kammern kam, wünschte man in Königsberg einen Mann zu finden, der für dies Departement nicht allein durch Geschäftskenntniß, sondern auch durch literarische Bildung tauglich wäre, und dachte hierbei an Nicolovius. Ihn selbst reizte allerdings der vergrößerte Wirkungskreis und die ihm ganz ohne sein Zuthun bereitete Stelle im Vaterlande, wenngleich er ungern aus der friedlichen Ruhe in Eutin schied, wo er nach zehnjähriger Dienstzeit im November 1804 zum Kammeraffessor ernannt war. Nach offener Mittheilung an seine Vorgesetzten wurde er von ihnen und von seinem bisherigen Landesherrn auf das Wohlwollendste entlassen und schied am 25. April 1805 aus dem lieben Eutin.

In Königsberg fand Nicolovius' Geschäftsgewandtheit, Brauchbarkeit, Berufstreue und Freimüthigkeit schnell die würdigste Anerkennung. Wenige Monate nach seiner Anstellung als Assessor ward er Consistorialrath, dann Curator der königsberger Universität und erkannte es als ein beneidenswerthes Loos, eine solche Stelle gefunden zu haben und solche Freunde, wie J. G. Scheffner, Borowski und Kraus waren, dessen Vorlesungen über Staatswirthschaft er unausgesetzt zu besuchen pflegte. Das große Unglück seines Vaterlands 1806 störte seine Tage und Nächte, lähmte aber nicht seine innere Kraft, vielmehr brachte ihn der Muth seines Herzens mit den Edelsten in nahe Berührung, die vor und nach dem tilsiter Frieden in Königsberg lebten, sodaß die Verkleinerung Preußens nur den Kreis seiner amtlichen Thätigkeit vermehrte, für die er die Nächte benutzen mußte, weil er zu allen den kleinen und auserlesenen Abendgesellschaften gezogen wurde, in denen damals das Wohl Preußens berathen ward. Daher erfolgte auch bald seine Ernennung zum Mitgliede des obersten Departements für das Kirchen-, Schul- und Armenwesen, wo er sich besonders der Land- und Elementarschulen annahm, junge Männer zu Pestalozzi sendete und die Errichtung eines Normalinstituts in Königsberg beantragte; im Dec. 1808 ward er zum Staatsrath bei der Section des Cultus und öffentlichen Unterrichts, der Wilh. von Humboldt vorstand, bestellt. Dies Amt hat Nicolovius erst in Königsberg, dann von 1810 an in Berlin bis zu seinem Austritte aus dem Staatsdienste verwaltet.

Der Darstellung dieser Verhältnisse ist ein bedeutender Theil des Buchs gewidmet, mit aller Liebe zu dem Verstorbenen, mit Hervorhebung seiner thatsächlichen Verdienste, aber auch mit zarter Schonung und Unterdrückung mancher Namen, wie sie die Berücksichtigung noch lebender Personen Hrn. Nicolovius, dem Sohne, geboten hat.

Indeß wird Jeder, der mit preußischen Zuständen bekannt ist, recht gut zwischen den Zeilen lesen können, und nur den Namen des hochgestellten Beamten wünschten wir auf S. 305 genannt zu wissen, der es 1827 öffentlich auszusprechen gewagt hatte, daß Nicolovius heimlich zur römisch-katholischen Kirche übergetreten sei.

Aus dem reichen Inhalte dieses Abschnittes wollen wir einige Hauptpunkte herausheben. Schon vor den Befreiungskriegen war Nicolovius' eifrigstes Bestreben, daß der zertretene Sinn für Religion im Volke wieder aufgerichtet und der ernsten, strengen, frommen Richtung des Departements nicht durch eine schale Aufklärerei ein Ende gemacht würde. Dahin gehört die neue Einrichtung der kirchlichen Behörden und ein Bericht von Nicolovius' Hand, in welchem er unter dem 29. März 1810 die Anstellung von Generalsuperintendenten in den Provinzen beantragt.

Im J. 1813 hatte Nicolovius, wenige Tage nach dem berühmten Aufrufe Friedrich Wilhelm's III. vom 17. März, den „Aufruf an die Geistlichkeit des preußischen Staats" geschrieben, der in so würdiger Sprache, begeisterter Liebe zum Vaterlande und echtchristlichem Geiste verfaßt ist, daß Viele sich freuen werden, ihn hier wiederzufinden. Gern schrieben wir auch die schöne Stelle über das Osterfest 1814, als die Einnahme von Paris in Berlin bekannt geworden war, und einige treffliche Briefe der Grafen Stolberg aus dieser Zeit ab, wenn es der Raum gestattete. Die große Zeit hatte die alten Freunde wieder sich nahe gebracht, Stolberg's Sohn kam zu Nicolovius, mit der Absicht, als preußischer Freiwilliger zu fechten, und ward von ihm zum Blücher'schen Heere gesendet.

Die Einführung der neuen Agende in Preußen wäre für Nicolovius jedenfalls eine Segensangelegenheit gewesen, wenn sie ihn auch nicht in seiner amtlichen Stellung so nahe berührt hätte. Man ersieht aus der Biographie sehr deutlich, daß Nicolovius nicht von einer preußischen Landeskirche, sondern von einer deutschen protestantischen Kirche alles Heil für die Religion erwartet, daß er mit seiner Meinung nicht zurückgehalten und daß ihn das rechtliche Gutachten tief betrübt hatte, in welchem zu lesen war, daß der Landesherr in liturgischen Angelegenheiten weder Gemeinden, noch Patrone, noch Landstände zu fragen habe. Um so mehr erfreute es ihn, als der König im Sept. 1824 in Schlesien die Ansicht gewonnen hatte, daß die neue Liturgie sich den provinziellen Gebräuchen bequemen und nur im Allgemeinen als Grundtypus eingeführt werden müsse. Alle die hier ausführlicher mitgetheilten Gutachten über liturgische und synodalische Angelegenheiten zeugen ebenso wol von tiefer Kenntniß des Historischen als von christlicher Gesinnung.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint Nicolovius' Ansicht über die richtige Behandlung der Katholiken, sowol im Allgemeinen als hinsichtlich der neuesten Wirren im preußischen Staate. Er war durchaus der Ansicht, daß der König seine katholischen Unterthanen in ihrem kirchlichen Besitze, in ihrem Glauben und in allen ihren Gewissensansprüchen schützen müßte, gleich einem katholischen Fürsten, nicht aber zugeben dürfte, daß diese nach protestantischen Begriffen beurtheilt würden, wobei er den Begriff des Staats zur Kirche sehr hoch stellte. In diesem Sinne hat Nicolovius die katholischen Angelegenheiten geleitet und oft versichert, daß das Ministerium Altenstein in keiner Sache zur Verantwortung mehr bereit stehen könnte als gerade in dieser, ohne daß er selbst dabei der Misdeutung, dem bittersten Tadel von beiden Seiten (ja selbst nicht dem Verdachte des heimlichen Katholicismus) hat entgehen können. Die Quelle alles Übels und des ganzen Zerwürfnisses war nach seinem Dafürhalten, daß man den katholischen Unterthanen schnelle Wiederherstellung der Kirche versprach, einen Gesandten (Niebuhr) eilig nach Rom schickte und ihn dann Jahre lang ohne Instruction ließ, weil man sich über den Inhalt derselben nicht einigen konnte. Ebenso richtig, als Nicolovius dies einsah, misbilligte er auch, was wider seinen Willen 1837 an Rheinpreußen geschehen war (Ref. erinnert sich hierüber merkwürdige Worte von ihm im Sommer genannten Jahrs gehört zu haben), und hatte namentlich von der Wahl des Erzbischofs Clemens August von Köln entschieden abgerathen, da er diesen Prälaten von seinen Jünglingsjahren her kannte. Sein Rath wurde überhört und dadurch ein Ereigniß herbeigeführt, welches Maßregeln hervorrief, mit denen sich Nicolovius zu keiner Zeit seines Lebens einverstanden erklären konnte.

Im J. 1819 war Nicolovius ein thätiges Mitglied der Commission, welche zur Berathung über Preßfreiheit und Censur angeordnet war. Hierbei äußerte er, daß Gestattung der Preßfreiheit, soweit das allgemeine Wohl sie verträgt, Pflicht sei und die höchste, nur durch Freiheit zu erlangende, Belebung der geistigen Kräfte der Staatsbürger die erste Regel einer weisen Regierung, die sich aber wieder nach den besondern Bedürfnissen der einzelnen Länder richten müsse; eine allgemeine deutsche Gesetzgebung würde sich nur auf wenige allgemeine Punkte zu beschränken haben. Ferner war er von der Unzulänglichkeit jeder Censur überzeugt, denn kein Censor werde die Entwickelung einer Zeit hindern, leicht aber sie durch Erregung von Bösartigkeit und Erbitterung gefährlicher machen. Der Mann, äußerte er, der für die Ewigkeit schreibt und in wissenschaftlichen Untersuchungen oder Schöpfungen eines dichterischen Geistes lebt, kümmert sich wenig um die enge Pforte der Censur. Wer aber in die Interessen seiner Zeit verwickelt ist, wer für diese thätig sein will, dem sei der freie Spielraum wichtig.

Von wahrhaft liberaler Gesinnung und echtem Patriotismus zeigt sich Nicolovius in den vielen Äußerungen über den verderblichen Einfluß auswärtiger Staaten auf Preußen bald nach den Befreiungskriegen, und über das System des Mistrauens und der Ausspäherei. In jener Zeit rief ihm jeder Tag neuen Kummer hervor. Die Commission zur Untersuchung wider Gymnasiasten, die staatswidriger Gesinnungen verdächtig waren, die Arretirungen und Versiegelungen auf Universitäten und die Überantwortung „der heiligen Sache der Wissenschaft

in die Hände der Polizei", alles dies schmerzte ihn tief. Eine Folge solcher unverhehlten Gesinnungen war seine Beschränkung auf die geistliche Abtheilung des Ministeriums durch die Cabinetsordre vom 21. Mai 1824, wodurch ohne Vorwissen des Ministers von Altenstein der Geheimerath von Kamptz zum Director der Unterrichtsabtheilung ernannt wurde.

Wir könnten noch manche interessante Punkte anführen, namentlich zur Charakterisirung von Nicolovius' edelm Familien- und Geistesleben, von seiner ungeschminkten Frömmigkeit und christlicher Demuth, von seiner Strenge gegen sich selbst, von seinem angeborenen Hasse gegen das Schlechte und Gemeine, von seinem festen Glauben an eine fortschreitende Entwickelung der Zeit, von seiner Liebe zu den alten Classikern und der Literatur Deutschlands und Englands, von seiner rastlosen Thätigkeit und hohen Humanität, die, wie der Verf. auf S. 339 so wahr gesagt hat, gar Vielen das Kreuz verklärt hat, unter dem sie schmachteten, und endlich von seiner treuen Liebe zu seinem Landesherrn, aber wir müssen fürchten, im Lobe zu weitläufig zu werden. Nur das reine, schöne Verhältniß, in welchem er so viele Jahre hindurch zu seinem edeln Chef, dem vortrefflichen Altenstein, gestanden hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Zahlreiche Briefe beider Männer sind die sprechendsten Beweise einer auf die höchste gegenseitige Achtung gegründeten Zuneigung, die außerordentlich ersprießlich für die Geschäftsführung geworden ist. Alles dies zusammengenommen, läßt uns diese Schrift nochmals sehr empfehlen: sie ist neben andern Vorzügen auch eine sehr passende Lecture für jüngere Beamte und für solche, die unter dem Drange der Geschäfts- und Arbeitslast (und es hat nicht leicht einer eine größere gehabt als Nicolovius) sich selbst nicht zu verlieren wünschen.

Die Schrift enthält überdies viele ausgezeichnete Briefe von den angesehensten Schriftstellern Deutschlands, von Fr. H. Jacobi, Klinger, Schlosser, Pestalozzi und von Goethe sowie von dessen Mutter. Die vortreffliche „Frau Rath" erscheint auch hier in der ganzen Originalität ihres Wesens, sie mag nun ihre Enkelin, Nicolovius' künftige Gattin, in ihrem Brautstande begrüßen, oder den theuern Mann ihrer Enkelin bei sich in Frankfurt bewirthen. Goethe's Briefe sind musterhaft geschrieben und zeigen uns den hohen Mann von einer sehr gemüthlichen Seite im Verkehr mit nahverwandten, ihm sehr werthen Menschen, mit denen er aber sonderbarerweise nie hat persönlich zusammenkommen können.

Ein sehr ähnliches Bildniß des edeln Nicolovius ist eine sehr schätzbare Zugabe der wohlgerathenen Denkschrift. 19.

Notiz.

Der vierte Theil von Agnes Strickland's „Lives of the Queens of England" (London 1842) greift in eine der wichtigsten Perioden der englischen Geschichte und erzählt daraus nächst dem Leben der schönen und guten Königin Elisabeth, Gemahlin des staatsklugen Heinrich's VII., der durch seine Verbindung mit ihr die feindlichen Rosen von York und Lancaster in Frieden vereinigte, die traurigen Schicksale von fünf bis sechs Gemahlinnen des ebenso tyrannischen als ausschweifenden Heinrich's VIII. Tief und innig, wie die Feder der rühmlichst bekannten Verfasserin das Interesse an dem Opfern des königlichen Schlächters festhält, und reich und malerisch in Costum und Romantik, wie jene Zeit gewesen ist, besteht doch das Hauptverdienst der aufgerollten Portraits in der unerschütterten Ehrlichkeit, mit welcher die Verf. sowol die Mängel als die Tugenden ihrer Originale gezeichnet hat. Sie nennt den Boden, den sie hier betrat, perilous ground, und es ist auch ein gewagtes Unternehmen, das Leben von Personen zu schreiben, deren Charaktere in den theologischen Streitigkeiten, mit welchen ihre Namen verschmolzen sind, eine so schiefe Beurtheilung erfahren haben, daß, wie die Strickland sagt, es kaum möglich ist, Geschehenes unparteiisch zu erzählen, ohne bei den Lesern anzustoßen, die durch Partrichschriftsteller bereits dafür oder dawider eingenommen worden. Sie ist der Gefahr entgangen durch treue Befolgung ihres Wahlspruchs: „Wahrheit, die volle Wahrheit und nur Wahrheit." Am anschaulichsten wird das in der Lebensgeschichte der unglücklichen Anna Boleyn, der in den Schmutz Getretenen und zum Himmel Erhobenen, und es lohnt der Mühe nachzulesen, wie dieser Charakter den Strickland'schen Läuterungsproceß bestanden hat. Da bleibt fast kein Zweifel, daß, nachdem Percy, Anna's Geliebter, von Heinrich gezwungen worden, seine ihr verpfändete Treue zu brechen und in einen ihm verhaßten Ehebund zu treten, ihre Eitelkeit und ihr Ehrgeiz der hingeworfenen Lockung einer Krone um so schneller unterlagen, je ärmer ihr Herz nun an Liebe und je erkalteter ihr natürliches Gefühl waren. Monate lang brütete sie in der Einsamkeit von Hever-Castle über das von der Laune des königlichen Tyrannen ihr zugefügte Leid und der Verdacht, daß Wolsey der Urheber ihrer Trennung von Percy sei, erfüllte sie gegen ihn in der Bitterkeit betrogener Liebe mit einer Rachbegier, die seine spätere Fügsamkeit nicht besänftigen konnte, die nur erst ruhte, als sie seinen Sturz gesehen. Das erklärt Anna's endliche Einwilligung in ihre Verbindung mit Heinrich. Eitelkeit, Ehrgeiz und Rachsucht bewältigten ihr besseres Gefühl; nur liebevolle Rücksicht für die verschmähte Katharina, die ihr immer eine gütige Herrin gewesen, hatte sich zwischen jene Leidenschaften und Heinrich's Glut gestellt. „Das war der Beweggrund ihres Zögerns", sagt die Verf., „er beugte sich vor ihrem Ehrgeize; Vergnügungslust und Durst nach Bewunderung verleideten ihr die Einöde von Hever-Castle", und in einer unglücksschwangern Stunde verlobte sie sich dem bethörten Könige und nahm eine Stellung ein, die aus moralischen und religiösen Gründen sich nicht rechtfertigen läßt. Demgemäß erscheint Anna's Charakter aus Gut und Bös gemischt. Wie groß aber auch ihre Fehler und Schwächen gewesen sein mögen — daß sie um falscher Anklage willen den Kopf auf den Block gelegt, dürfte um so weniger zu bezweifeln stehen, da dies der Glaube der Verf. und es ihr gelungen ist, bisher unbekannte Beweise dafür beizubringen. Die Lebensbeschreibungen von Jane Seymour, Anna von Kleve und Katharina Howard bleiben an Interesse nicht zurück. 7.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1842 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **K. M. Oppe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte von 1835—41 haben denselben Preis.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 262. —— 19. September 1842.

Geschichte der Deutschen von Heinrich Luden. Erster Band. Jena, Luden. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Dieses neue Geschichtswerk hat der berühmte und um deutsche Geschichtsforschung hochverdiente Verf. dem Erbgroßherzog von Weimar gewidmet. In der Zueignungsschrift, aus welcher wir erfahren, daß dieser Fürst als Knabe öfters den Geschichtsvorträgen des Verf. beiwohnte, befindet sich folgende schöne Stelle:

Was Einzelne behaupten, wird von Einzelnen widerlegt; was Jener als gewiß erkannt zu haben glaubt, wird von Diesem in Zweifel gestellt, bestritten, verworfen. Thatsachen aber stehen fest und behalten für alle Zeiten die Bedeutung, die sie in ihrer Zeit gehabt haben; an dem Gange der Entwickelung des Geistes im Leben der Völker vermag Niemand das Mindeste zu ändern. Die Wahrheit der Geschichte ist ewig; sie kann so wenig durch den Irrthum des Forschers als durch des Darstellers falsche Färbung der Begebenheiten Schaden leiden. Eine richtige Auffassung der Gegenwart ist nur durch die Geschichte der Vergangenheit zu gewinnen, und nur die richtige Auffassung der Gegenwart macht ein richtiges Wirken auf die Zukunft möglich. Denn die Geschichte ist eine Offenbarung Gottes, der in der Zukunft nach denselben Gesetzen walten wird, nach welchen er in der Vergangenheit gewaltet hat, in der Gegenwart waltet; die Erkenntniß der Geschichte ist die Erkenntniß der Waltung Gottes im Leben der Menschen.

Wir haben diese Stelle, von deren Wahrheit jeder denkende Geschichtskenner überzeugt sein wird, nicht blos um ihres eigenen Werthes willen hergesetzt, sondern auch deshalb, damit diese Zeitschrift, deren Leserkreis ebenso groß als achtungswerth ist, so oft und so viel als möglich das Organ sei, das richtige und ansprechende Grundsätze über die Geschichte und deren Bedeutsamkeit für Geist und Herz, für sittliches und nationales Leben zu verbreiten sucht. Vor Allem aber muß eine genauere und belebendere Kenntniß der deutschen Volksgeschichte demjenigen Theile unserer Jugend als Mitgift für das Leben angeeignet werden, dessen Erziehung entweder reine Wissenschaftlichkeit oder eine allgemeine geistige Bildung bezweckt; denn aus diesem Kreise der Jugend sollen ja einstens die Träger des Nationalgeistes, die Lenker und Fortbildner der beiden Hauptorgane des socialen Lebens, der Kirche und des Staates, hervorgehen. Ja selbst die Jugend, die in den niedern Schulen erzogen wird, darf einer allgemeinen Kenntniß unserer Nationalgeschichte und der Bekanntschaft mit den größten, ehrenhaftesten und verdientesten Männern unsers Volks nicht entbehren; auch sie soll sich durch Betrachtung der ehrwürdigsten Bilder unserer Vergangenheit zum nationalen Bewußtsein erheben, sich erbauen, stärken und zur Nacheiferung angeregt fühlen.

Die deutsche Geschichtschreibung hat in den neuesten Zeiten viele Versuche gemacht, historische Kenntnisse in allen Regionen unsers Volks zu verbreiten. Auch unser Verf. gehört bekanntlich zu Denen, die durch dergleichen Versuche sich Verdienste erworben haben. Und was derselbe früher durch sein populaires Werk über die allgemeinen Geschichten der Völker und Staaten zu erreichen bemüht war, das sucht er durch vorliegendes Werk rücksichtlich der Specialgeschichte Deutschlands zu bewirken: ein anschauliches, lebendiges, Allen verständliches Gemälde von den Anfängen, den innern und äußern Kämpfen, von der Fortbildung und dem Charakter unsers Volks. Wenn nun aber auch dieses Gemälde keineswegs, wie der Verf. selbst in der Vorrede erklärt, ein bloßer Abglanz seiner „Geschichte des deutschen Volks" ist, vielmehr die letztere zur Grundlage das erstere hat, so sind doch des Verf. Ansichten und Grundgedanken von der deutschen Geschichte längst schon so scharf ausgeprägt und zu einer so unerschütterlichen Festigkeit gelangt, als daß wir das Wesentliche derselben nicht auch in dem neuen Buche stets und überall wiederfinden sollten. Liegt nun schon an sich eine in das Einzelne eingehende Kritik desselben außerhalb des Bereichs unsers Zwecks, so müssen wir uns doch derselben um so mehr enthalten, wenn wir bedenken, daß wir dadurch nothwendig auf das größere Werk stoßen würden, und dieses hat bekanntlich in der gelehrten Welt und in der öffentlichen Meinung längst seinen Platz erhalten. Wir bemerken deshalb nur, daß in dem vorliegenden Buche dieselbe Vorliebe für die Deutschen sich ausspricht, wie in der „Geschichte des deutschen Volks"; daß die Schilderungen der einzelnen Ereignisse in einer dem Verf. eigenthümlichen und lebendigen Sprache vorgetragen sind; daß endlich in zweckmäßig geordneten Abschnitten die Darstellung und Entwickelung des Ganzen recht übersichtlich wird und dasjenige hervorgehoben ist, was Interesse und Belehrung zugleich zu gewähren vermag; mit einem Worte: der Verf. hat seinem Buche gewisse Eigenschaften zu geben verstanden, die, ohne der

ernsten historischen Geschichtskunst zu nahe zu treten, bei dem im Allgemeinen gebildeten Publicum Beifall finden und ihm nützliche Dienste leisten werden. Insbesondere aber glauben wir des Verf. Buch den gereiftern Schülern gelehrter Anstalten und solchen Studirenden empfehlen zu dürfen, welche die historischen Studien nicht als Fachwissenschaft betreiben; und der Verf. hat wol selbst an diese Bestimmung gedacht, da diesem Buch Collegienhefte zum Grunde liegen.

Indem es uns der Raum und die Tendenz dieser Blätter nicht gestatten, auf mehre Abschnitte besonders einzugehen, wie z. B. auf den, welcher über Arminius handelt, wobei eine Vergleichung Dessen, was König in seinem „Armin der Cherusker" (Leipzig 1840) geleistet hat, nicht ohne Interesse wäre; oder z. B. auf den Theil, in welchem unser Verf. über die erste Einwirkung des Papstes auf Deutschland und über Bonifaz spricht, um dies dann wieder zu vergleichen mit den Forschungen und Ansichten, die Ellendorf in seinen „Karolingern und die Hierarchie" niedergelegt hat, indem wir also dieses und Anderes hier ohne besondere Bemerkungen lassen müssen, heben wir in Berücksichtigung der Wissenschaftlichkeit dieser Blätter und eines großen Theiles ihrer Leser eine Stelle aus dem Abschnitte aus, der von den Überlieferungen von Deutschland und dem Leben der Deutschen in der ältesten Zeit spricht. Nothwendig mußte unser Verf. bei dieser Gelegenheit auf die „Germania" des Tacitus geführt werden. Über keine Schrift dieses großen Historikers, dessen Größe freilich die mit etwas hyperbolischem Nationalgeiste erfüllten Volkshistoriker unserer Tage gewaltig zu Leibe gehen, sind von Philologen und Geschichtsforschern so untereinander theils im Ganzen, theils im Einzelnen abweichende Meinungen ausgesprochen worden; dies allerdings erst seit der Zeit, als die historische und philologische Kritik nach festern und erprobtern Gesetzen zu verfahren anfing und der Nationalsinn die Stärke seines Einflusses geltend zu machen suchte. Deshalb reicht auch in erstrer Beziehung keine Monographie, die besonders lesenswerth wäre, soviel wir wenigstens wissen, über das Jahr 1788 hinaus. In diesem Jahre schrieb Völkel in Marburg seine „Prolusio de fontibus, unde Tacitus hauserit deque consilio in scribenda Germania". Dagegen ist dieses Thema in der neuesten Zeit theils mehr oder minder ausführlich und eigenthümlich von Richs, Dilthey, Passow, Süvern, Luden, Hofmeister u. A. abgehandelt worden. Während aber ursprünglich die Untersuchung sich um die Frage über die Veranlassung und Tendenz der „Germania" drehte, kam später noch die über die Glaubwürdigkeit derselben hinzu, wie namentlich Luden's und neuerdings König's *) Beispiel in der oben angeführten Schrift beweist. Die Philologen und die zumeist objectiv schreibenden Verf. deutscher Geschichten haben, wenn auch in erstrer Beziehung verschieden denkend, doch in letzterer Hinsicht entweder gänzlich geschwiegen oder den großen Römer in Schutz genommen; dagegen sind die streng nationalen Historiker mehr als mistrauisch gegen die Überlieferungen der „Germania". Übrigens hat man in dieser Schrift bald eine sittliche, bald eine politische, bald eine blos individuelle Veranlassung finden wollen; zu einer allgemein in der philologischen oder historischen Gelehrtenwelt anerkannten Entscheidung ist es noch in keinerlei Beziehung gekommen, und nach den eigenthümlichen Verhältnissen und Schwierigkeiten, die in dieser Sache obwalten, dürfte es zu einer solchen auch schwerlich kommen, mag man als Philolog oder Historiker urtheilen. Dessenungeachtet aber bleibt die „Germania" in ihren wesentlichen Theilen die wichtigste Schrift für die Anfänge unserer Volksgeschichte: wer die älteste deutsche Geschichte, den Charakter und die innern Verhältnisse unsers Volks in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Daseins begreifen will, muß die „Germania" verstanden haben. Hören wir nun unsern Verf., wie er sich in seinem neuesten Werke über jene Schrift ausspricht, nachdem er schon früher in der „Geschichte des deutschen Volks" an verschiedenen Stellen ebenso abweichende als mistrauische Äußerungen gethan, in folgendem Zusammenhange:

Die „Germania" ist eine fremdartige Erscheinung, in der Römer Wesen und Weise kaum zu begreifen. In derselben ist kein leitender Gedanke, kein Zweck aufzufinden: denn um den Anfang des 2. Jahrhunderts war Deutschland für die Römer längst verloren, und doch drohte es den Römern noch keine Gefahr. Dem ersten Theile des Büchleins fehlt alle Ordnung, aller Zusammenhang: die einzelnen Bemerkungen sind wirr untereinander geschrieben oder aneinander gereiht. Außer dem Rhein und der Donau wird kein Fluß genannt, kaum ein Berg; von der Natur des Landes, von der Verschiedenheit des Bodens ist keine Rede. Die Angaben über die gesellschaftlichen Verhältnisse sind in wunderlicher Allgemeinheit gehalten, geben keine bestimmte Anschauung, führen aber auf einen Zustand, der seit zwei Jahrhunderten gewiß nicht in Deutschland gewesen war, der gegen das Ende des 1. Jahrhunderts, nach den ungeheuern Erschütterungen am Rhein und in Gallien, unmöglich stattgefunden haben kann. Im zweiten Theile ist eine Menge von Völkernamen wunderlich zusammengeworfen, aber kaum ein verständliches Wort über die Sitze dieser Völker, über ihre Größe und ihre Macht. Nichts erinnert an geschichtliche Ereignisse. Was etwa bei der Erwähnung bekannter Völker angemerkt worden ist, das widerspricht der Geschichte, findet in der Geschichte keinen Anhalt oder ist mit der Geschichte nur schwer zu vereinigen. Auch ist das Büchlein über die Sitten der Völker besser unterrichtet als über die Sitten und Bräuche der Völker, mit welchen die Römer harte Kämpfe bestanden, unter welchen sie gelebt hatten.

Viele einzelne Sätze sind entschieden von Tacitus, andere erinnern wenigstens stark an Tacitus: aus Achtung aber, aus Verehrung für den großen Geschichtschreiber muß man Bedenken tragen, einem solchen Mann ein solches Büchlein ohne klaren Beweis zuzuschreiben. Tacitus könnte wol solche Sätze aus mündlichen Überlieferungen, aus amtlichen Berichten, aus Briefen und Büchern, als Merkzeichen für seine geschichtlichen Arbeiten, zusammengetragen haben; aber ein Mann von so gewaltigem Geiste, der die Deutschen besser kannte als irgend ein Römer, hat schwerlich ein so oberflächliches, unwahres und zweckloses Buch bekannt gemacht. Wahrscheinlicher ist, daß ein Unbekannter die einzelnen Sätze aus Tacitus' Werken und aus den Schriften anderer, früher und später lebender Männer ausgezogen und, wie ein Wort an ein anderes Wort erinnerte, zu-

*) Doch schützt Luden des Tacitus Ruhm dadurch, daß er ihm die „Germania" abspricht, während König der Glaubwürdigkeit des großen Römers durch die „Germania" überhaupt zu nahe tritt.

sammengeschrieben habe. Auf die Frage aber, wann und wo dieses geschehen, ist die Antwort schwer. In der ganzen römischen Literatur nach Tacitus' Zeit findet sich keine Spur von der „Germania", ebenso wenig eine sichere Spur im Mittelalter, denn bei der wörtlichen Übereinstimmung einiger Angaben des Mönches Rudolf zu Fulda im 9. Jahrhundert über die Sachsen mit Angaben der „Germania" über die Germanen bleibt ungewiß, ob diese Sätze aus der „Germania" in die „Translation des heiligen Alexander" oder ob sie aus dieser Translation in die „Germania" aufgenommen worden sind. Erst nach der Erfindung des Schriftdrucks ist das kleine Buch bekannt geworden und noch später von einem kühnen und glücklichen Herausgeber auf Tacitus' Namen gestellt worden.

Jedenfalls wird es, wenn man zu geschichtlicher Wahrheit gelangen will, nicht undienlich sein, bei den Angaben der „Germania", alsdann auch bei den Angaben der Geschichtschreiber folgende Grundsätze vor Augen zu haben: 1) Keine Angabe darf mit unbedingtem Vertrauen angenommen, sondern muß einer strengen Prüfung unterworfen werden. 2) Das Gute, das die Römer von den Deutschen berichten, ist wahr, das Schlechte, das die Römer den Deutschen vorwerfen, ist zweifelhaft. 3) Thatsachen, von Feinden berichtet, können keinen Eintrag durch allgemeine Rednerei erleiden. Der Kimbrer Siegesfahnen und ehrenwerther Untergang, Ariovist's Herrschaft in Gallien, Verhandlungen und Kämpfe mit Cäsar, Marbod's Klugheit und Größe, Armin's edle Gesinnung und große Thaten stehen fest; diese Männer aber können nur aus geordneten Verhältnissen, aus einem gebildeten gesellschaftlichen Leben hervorgegangen sein. 4) Wenn die römischen Schriftsteller in ihren Angaben über Deutschland und die Deutschen übereinstimmend sind, so ist diese Übereinstimmung noch kein Beweis für die Wahrheit ihrer Angaben; stehen sie im Widerspruche mit sich selbst oder untereinander, so ist jene Angabe an und für sich ebenso zweifelhaft als diese: das Maß der Wahrheit kann nur aus dem Wesen der menschlichen Natur, aus den Verhältnissen und der Eigenthümlichkeit des deutschen Landes und Volks gewonnen werden. 5) Die deutsche Sprache ist schwerlich irgend einem der römischen Schriftsteller bekannt gewesen, daher kann keiner über die eigenthümlichen Einrichtungen des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens der Deutschen vollkommene Aufklärung erhalten haben, was aber Niemand erhalten hatte, konnte auch Niemand wiedergeben. 6) Die lateinischen Wörter zur Bezeichnung deutscher Verhältnisse sind nur Nothbehelfe und nicht in der Bedeutung zu erklären, die sie im römischen Leben hatten; sie müssen vielmehr aus Dem, was sich bei den Deutschen in ihrem spätern Leben als eigenthümlich und dauernd gezeigt hat, ihre wahre Bedeutung erhalten. Endlich, die römischen Schriftsteller haben nicht für uns, sondern für Römer geschrieben. Sie haben den Ansichten der Römer von ihrem eigenen Leben, von dem Leben der Barbaren überhaupt und von dem Leben der Deutschen im Besondern gehuldigt. Auch haben sie der Neugierde gedient und Neues, Abweichendes, Unerhörtes, Abenteuerliches darzubieten gesucht. Sie haben Einzelnheiten, die ihnen begegnet oder bekannt geworden waren, als allen Deutschen gemein dargestellt. Sie haben endlich nach römischem Geschmack ausgemalt und dadurch nicht selten verwirrt, entstellt und verfälscht.

Diese soeben mitgetheilte Stelle enthält mit ihren theilweise originellen Grundsätzen den Schlüssel zu der ganz eigenthümlichen Auffassung und Darstellung der ältesten Geschichte Deutschlands, wie sie sowol in Luden's größerm Werke als in dem vorliegenden kleinern erscheint. Einige der aufgestellten Behauptungen und Grundsätze wird man gewiß verwerfen müssen, andere werden wenigstens gewissen Beschränkungen zu unterwerfen sein, die übrigen darf man mit Entschiedenheit billigen.

Möge übrigens dem verdienten Verf. diejenige Stärke der Gesundheit wiederum werden, die ihm nicht nur die Vollendung des neubegonnenen, sondern auch die Wiederaufnahme des ältern zur Zeit verwaisten Werks möglich macht.

Karl Zimmer.

Sophia La Roche und Franziska Burney.

Ein Memoiren-Fragment.

In den interessanten Memoiren der bekannten Franziska Burney, später vermählte d'Arblay, welche unter dem Titel „Diary and letters of Madame *d'Arblay*" erschienen sind, treffen wir auf eine für uns Deutsche interessante Stelle, welche ein Zusammentreffen der Verfasserin mit der Frau von La Roche schildert. Ein englisches Journal weist darauf hin, daß die Frau von La Roche die Großmutter der „redoubtable" (!) Bettina gewesen sei, und daß ihr Enthusiasmus sich sehr wohl dazu geeignet habe, jenem unabhängigen und umherschweifenden Geist, welcher Bettina charakterisire, seine Entstehung zu geben. „Madame La Fite", erzählt die Verf., „kam am nächsten Morgen zu mir und kündigte mir an, sie könne sich nicht versagen, mir eine neue Bekanntschaft zuzuführen — die Frau von La Roche, eine Deutsche von Geburt, aber an einen französischen Edelmann verheirathet, eine Schriftstellerin, eine Frau von Talent und Auszeichnung, ein sehr gefeierter Charakter, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an die protestantische Religion ungerecht habe leiden müssen. ‚Sie stirbt vor Sehnsucht, Sie zu sehen', setzte sie französisch hinzu, ‚und ich habe sie nach Windsor eingeladen, wo ich, wie ich ihr sagte, kein anderes Fest bereitet hätte, als sie mit Dr. Herschel und Miß Burney bekannt zu machen.' Sie können sich vorstellen, ob ich mich im Stande fühlte, ein solches Versprechen zu erfüllen; offen vielmehr gestand ich ihr, daß dies ganz außer meiner Macht liege. Sie antwortete, daß sie bereits an Frau von La Roche geschrieben habe, den nächsten Tag zu kommen, und wenn ich es ausschlüge, so würde ihr dies übel aufgenommen werden. Eine Weigerung war da unmöglich; ich konnte ihr nur sagen, daß von meiner Seite eine Antwort zu geben nicht in meiner Macht stände. ‚Und warum? und weswegen? und weshalb? — Une femme d'esprit — mon amie — l'amie de Madame de Genlis' u. s. w. so ging die hastige Unterhandlung fort, während ich mich für die Königin anzog (die Burney war bekanntlich eine Zeit lang Kammerfrau bei der Gemahlin Georg's III.), bis ich abgerufen wurde und, halb angekleidet und gewiß zu spät, von ihr fortstürzte, während ich ein Versprechen herausquälte, sie, wenn es möglich wäre, zu erwarten." Gezwungenermaßen mußte sich die Miß Burney mit Frau von La Roche bekannt machen lassen. Zuerst umarmten sich Madame La Fite und Frau von La Roche tausendmal: „Ma digne amie! Est-il possible? te vois-je?" worüber Miß Burney ganz erstaunt war, bis sie entdeckte, daß sich Beide vorher noch gar nicht gesehen, sondern nur miteinander correspondirt hatten. „Nicht sobald", erzählt sie weiter, „wurde ich genannt, als auch die Umarmungen auf mich übertragen wurden. ‚La digne Miss Borni! — l'auteur de Cecile? — d'Evelina? — Non, ce n'est pas possible! — Suis-je si heureuse? — Oui, je la vois à ses yeux! — Ah! que de bonheur!' u. s. w. Da Niemand gegenwärtig war, befand ich mich nicht in der Verlegenheit, als damals, da ich zuerst Madame La Fite sah und, in einer Assemblée bei Miß Streatfields, mitten unter den verwunderten Beistehenden eben solche Exclamationen laut wurden. Bald nachher traten jedoch Mrs. Fielding und Miß Finch ein, beide von Madame La Fite eingeladen, Zeugen dieser Begegnung zu sein. Hierauf begann eine literarische Unterhaltung, von Madame La Fite eröffnet und von Mrs. Fielding lebendig erhalten. Frau von La Roche würde mir, hätte ich sie auf einem andern Wege kennen gelernt, nicht in gewöhnlichem Grade gefallen haben. Denn wenn man nur ihren Charakter für unaffectirt halten dürfte, so haben ihre Manieren eine Sanftheit, welche sie außerordentlich anziehend macht. Sie ist jetzt bien passée,

ohne Zweifel 50 Jahre alt — doch hat sie eine Stimme voll rührender Süße, Augen von taubengleicher Milde, Blicke, die um Gunst bitten, und eine Miene und ein Betragen voll einschmeichelnder Zärtlichkeit. Ich meine, daß sie ihr ganzes Leben lang sich selbst als das Modell der Favoritheldin in ihrem Favoritromane gedacht hat, und ich glaube gern, daß ihre Reize in ihrer Jugend etwas Bezauberndes gehabt haben müssen. Wäre ich nicht gerade bei diesem Zusammentreffen so sehr in Anspruch genommen gewesen, so hätte sie mich gewiß entzückt; denn in ihrer Gegenwart war ich beständig aufgelegt, zu vergessen und zu entschuldigen, was ich in ihrer Abwesenheit nicht vertheidigen oder loben konnte." Die Verf. berichtet weiter: „Frau von La Roche erzählte mir, daß sie nur drei Tage in England gewesen und nur eben ‚les spectacles' und ‚les gens célèbres' zu sehen angefangen habe — und welches Schauspiel, glauben Sie, war das erste und einzige, dem sie beiwohnte? Bedlam! Und welches war der erste und immer noch einzige homme célèbre, den sie gesehen? Lord George Gordon! den sie ‚le fameux' George Gordon nannte und bei welchem sie in Gesellschaft des Grafen Cagliostro zu Mittag speiste!" Später, als sie von der Königin zurückkehrte, findet sie ihr Zimmer von Madame La Fite und Frau von La Roche in Beschlag genommen. Dies war der Miß Burney, ihren Verhältnissen zum Hofe gegenüber, gar nicht angenehm, aber sie mußte sich darein finden. „Als wir uns gesetzt hatten", erzählt sie, „fing Mad. La Fite damit an, mich laut zu versichern, daß ich an Frau von La Roche eine Eroberung gemacht hätte, und foderte diese Dame auf, die Wahrheit ihrer Aussage zu bestätigen. Frau von La Roche antwortete lachend, indem sie ihre Arme um mich schlang und mich bald auf diese bald auf jene Wange wiederholt küßte. Sobald dies vorüber war und wir unsere Sitze wieder eingenommen hatten, eröffnete Madame La Fite den nächsten Gegenstand, indem sie sagte, daß Frau von La Roche die ‚Cäcilia' gelesen habe und anbete, und abermals foderte sie dieselbe auf, ihre Behauptung zu bestätigen. ‚O, oui, oui!' rief ihre Freundin, ‚mais la vraie Cécile, c'est Miss Borni! charmante Miss Borni! digne, douce et aimable! Coom to me arms! que je vous embrasse mille fois!' Sogleich waren wir Alle wieder aus dem Text, und nachdem die Ceremonie geschlossen war, setzten wir uns abermals nieder. ‚Cäcilia' wurde nun durchgearbeitet, obgleich ich alles Mögliche that, sie daran zu hindern. Hierauf erzählte Madame La Fite in französischer Sprache, daß Frau von La Roche das außerordentlichste abenteuerlichste Leben geführt habe, welches je Einem zu Theil geworden, und sie schloß mit den Worten: ‚Eh! ma chère amie, contez nous un peu!' Sie antwortete, das Alles hinge in seinem frühern Theile so genau mit Hrn. Wieland zusammen, daß es ohne seine Geschichte nicht verständlich sein würde. ‚Eh bien, ma très-chère, contez nous, donc, un peu de ses aventures: ma chère Miss Burney, c'étoit son amant, et l'homme le plus extraordinaire — d'un génie! d'un feu! Eh bien, ma chère? Où l'avez vous rencontré? Où est-ce qu'il a commencé à vous aimer? Contez nous un peu de tout ça!' Frau von La Roche sah auf ihren Fächer nieder und begann zu erzählen. Sie berichtete über ihr erstes Zusammentreffen, die Steigerungen ihrer wechselseitigen Zuneigung, seine außerordentlichen Talente, seinen literarischen Ruf und Namen; den Bruch ihres Verhältnisses aus Klugheitsrücksichten gegen ihre Freunde; die Veränderung seines Charakters aus Frömmigkeit in Üppigkeit, indem er sich für ihren Verlust mit einer Schauspielerin tröstete; seine vielfachen Abenteuer und vielfachen Übergänge aus dem Guten zum Bösen, in Leben und Aufführung; ihre eigene Verheirathung mit Hrn. von La Roche, wodurch sie Mutter von drei Kindern geworden, und über alle dazu gehörigen Umstände. Diese Erzählung war in einem so rührenden und pathetischen Ton gehalten und mit so vielen zärtlichen und erhabenen Sentiments vermischt, daß ich fast glauben konnte, ich höre soeben Clelia oder Kassandra, welche die Geschichte ihrer Jugend erzählen. Hierauf dankte ich ihr und Madame La Fite fragte mich, was ich von ihr dächte und ob sie nicht reizend wäre? Ich bejahte und Frau von La Roche rief, während sie lachte, ihre mit Thränen gefüllten Augen gerade auf mein Antlitz richtete und meine beiden Hände hielt, mit dem schmelzendsten Tone aus: ‚Miss Borni! la plus chère, la plus digne des Angloises! dites-moi — m'aimez-vous?' Ich antwortete, wie ich konnte, doch hatte Das, was ich sagte, nichts Positives. Madame La Fite trat auf uns zu und verlangte, wir möchten ein Trio von Freundschaft schließen, welches uns für das Leben aneinander knüpfen solle. Darauf umarmten mich Beide und Beide weinten vor Freude und Zärtlichkeit!" Madame La Fite sagte auch, daß Frau von La Roche den Wunsch habe, die ganze königliche Familie zu sehen, und daß Miß Burney ihre Verdienste gewiß hinlänglich in das rechte Licht setzen werde, um sogar zu einer Privataudienz bei der Königin zugelassen zu werden. Miß Burney, welche wußte, daß die Königin gegen alle Novellen und Novellenschreiber eine Abneigung hatte, konnte indeß hierzu wenig Hoffnung geben. Ebenso widersinnig war das Gesuch, welches Madame La Fite im Namen der Frau von La Roche an die Kronprinzessin gestellt hatte, dieser eine Unterredung zu gewähren, wenn nicht in einem königlichen Zimmer, doch geheim in dem Zimmer der Burney, worauf die Kronprinzessin kalt zurücksagen ließ, sie dürfe mit Niemand sprechen ohne Zustimmung der Königin.

Dies zugleich als Probe aus diesem interessanten Buche, welches eine Menge merkwürdiger Personen behandelt und in jener leichten, bei aller Flüchtigkeit lebendigen, detaillirten, anspruchslos naiven und graziösen Darstellung gehalten ist, wie sie den Memoirenschriftsteller und Novellisten jener Zeit eigen war, jetzt aber immer mehr einer, wenn auch tiefern, doch auch anspruchsvollern, schwerfälligern und darum unbehaglichen Manier den Platz räumt. Das echt Weibliche, halb Kindische in dem Benehmen der drei Personen zueinander übt gerade in der citirten Stelle einen großen Reiz, während die Weiber unserer Zeit immer mehr eine halb hermaphroditische Natur, eine ärgernde und geärgerte Stimmung annehmen und sich in Sphären verlieren, die ihrem zarten, luftigen, beflügelten Geiste wenig zusagen. Diese „most oppressive scene" wirkt auf Mrs. Burney so gewaltsam, daß sie zum Schlusse ausruft: „Sie können denken, daß ich hierauf bei Tafel keinen sehr gewaltigen Appetit verspürte!" Mit solcher Macht konnte eine so kindisch enthusiastische Scene nur auf eine Hofdame des vorigen Jahrhunderts wirken. 5.

Miscellen.

Albericus a Porta Ravennate, ein zu Ende des 12. Jahrhunderts lebender Rechtsgelehrter zu Bologna, vertheidigte eifrig die Meinung, daß bei dem kinderlosen Tode der Ehefrau der Ehemann verbunden sei, die Mitgift dem Schwiegervater herauszugeben. Als er aber, nach seiner Gattin Tod, in diesen Fall selbst kam, behauptete er das Gegentheil und erklärte, daß seine früher geäußerte Meinung irrig gewesen sei, weshalb er, nachdem er den Irrthum eingesehen, solche geändert habe. Ehrenhafter dagegen benahm sich Bulgarus, der Lehrer des Albericus, welcher ursprünglich der Meinung huldigte, daß in dem gegebenen Falle eine Herausgabe der Mitgift stattfinden müsse. Nach dem kinderlosen Tode seiner Ehefrau gab er die Mitgift mit der Erklärung zurück: er habe sich selbst durch die von ihm behauptete Meinung sein Urtheil gesprochen.

Der berühmte Rechtsgelehrte Baldus, dessen Ruf — er wurde insgemein „Lucerna juris" genannt — nach Bologna 10,000 Zuhörer zog (1335), wurde von dem Bischof von Pavia gefragt, warum so leicht und so oft die Gesetze geändert würden. „Weil", antwortete Baldus, „die Gesetzgeber, nach der Weise der Ärzte, ihre Mittel den Zeitumständen anpassen"; denn recht sei, was diesen zusage, weshalb was im Frieden verboten, im Kriege erlaubt sei. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 263. — 20. September 1842.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Theil: Text. Zweiter Theil: Anmerkungen von K. Witte. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wenn man vergleicht, was schon seit dem 14. Jahrhundert, und namentlich wieder in den letzten Decennien, in und außerhalb Italiens für die „Divina Commedia" geschehen, mit Dem, was für die Opere minori des Dante, und ganz besonders für seine lyrischen Gedichte, gethan worden ist, so möchte man auf den ersten Blick sich wundern, so vielen Fleiß, so große Liebe, so ernste Studien auf der einen und eine fast gänzliche Vernachlässigung auf der andern Seite zu finden. Dort Commentare in Unzahl, von Zeitgenossen und Bekannten des Dichters bis auf unsere Tage herab, Übersetzungen in allen Sprachen, Untersuchungen über das Leben des Dichters, die selbst wieder nur die Absicht hatten, das göttliche Gedicht zu erläutern, und hier, ein chaotischer Zustand, eine wüste, unkritische Sammlung oft der disparatesten Gedichte, ohne daß bis auf die neueste Zeit mehr als höchst vereinzelte Versuche wären gemacht worden, Ordnung in dies Chaos zu bringen, einigermaßen das Echte von dem Unechten zu sondern und einiges Licht in diese zum Theil sehr dunkeln und verschlossenen Gedichte zu tragen. Wie unglaublich unkritisch die bisherigen Herausgeber der lyrischen Gedichte Dante's verfahren sind, lernt man am besten aus der bibliographisch-kritischen Einleitung, welche den zweiten Theil des hier anzuzeigenden Werks auf die würdigste Weise eröffnet. Indeß ist es nicht schwer, die Gründe zu erkennen, welche die so ganz verschiedene Behandlung der Werke eines und des nämlichen, so hochgestellten Dichters veranlaßt haben. Schon der alles überstrahlende Glanz des großen Gedichts, die Wichtigkeit seines Gegenstandes, seine poetische Herrlichkeit und seine religiöse Tiefe mußten den übrigen Werken Abbruch thun und sie in den Schatten stellen; sie erschienen, dagegen gehalten, nur als unreife Jugendarbeiten, als minder bedeutende Äußerungen flüchtiger Gefühle, wie man sie auch bei vielen andern Dichtern derselben Zeit beinahe auf die nämliche Weise ausgesprochen fand. Und wenn auch der wissenschaftliche Ernst des „Convito" wol geeignet war, jeden empfänglichen Leser mit Achtung vor dem tiefen und heiligen Sinn seines Verf. zu erfüllen, so schreckte dieser Ernst auch wieder viele ab, und auf jeden Fall meinte man, daß dieses Werk eine von dem Dichter selbst überwundene niedere Lebensstufe bezeichne. Die lyrischen Gedichte aber vollends, wie sie in den meisten Sammlungen fehlerhaft abgedruckt, Echtes und Unechtes durcheinandergeworfen erschienen, wurden von Wenigen nur gelesen und auch von diesen wol nicht höher geachtet als die auf den ersten Blick ihnen in Ton und Sprache nahe verwandten eines Guido Guinicelli, Cino da Pistoja u. A., und nur einer so ganz unpoetischen Natur wie Muratori konnte es einfallen, diese Gedichte beinahe höher zu stellen als die „Divina Commedia". Und in der That wird diese Geringschätzung dieser kleinern Gedichte auch vollkommen begreiflich, wenn man erwägt, daß darunter gewiß viele sich befinden, welche der Dichter selbst nicht für würdig geachtet, in einer der beiden von ihm selbst veranstalteten Sammlungen, der „Vita nuova" und des „Convito", aufgenommen zu werden, daß die Echtheit fast jedes einzelnen mehr oder weniger zweifelhaft ist, und daß, wenn das große Werk Dante's, durch seine wundervoll consequente Organisation, selbst das beste Mittel zur Erläuterung vieler Einzelheiten darin an die Hand gibt, es dagegen fast unmöglich erscheint, die oft räthselhaften Dunkelheiten vieler dieser kleinen, vereinzelten Gedichte zu erhellen. Nehmen wir noch dazu, was auch der aufrichtigste Verehrer Dante's nicht ganz leugnen kann, daß er eben in diesen kleinern Werken oft genug in den, von den im Ganzen geistesarmen Provenzalen angeschlagenen Ton einstimmt, auf ihre Spitzfindigkeiten und Grübeleien über die einfachsten Gefühle eingeht, ihre in eiteln Spielereien sich gefallenden Formen nachahmt und sehr oft mehr die Sprache des anatomirenden Verstandes als die des wahren Gefühls redet, so darf man sich wol billig nicht allzusehr über die diesen Gedichten bisher widerfahrene Vernachlässigung wundern.

Eine andere Ansicht und eine bessere Würdigung dieser kleinen Gedichte war offenbar nur zu gewinnen, wenn erstlich alle entschieden unechten nach Möglichkeit aus der Sammlung entfernt wurden, und wenn es zweitens gelang die Verwandtschaft, wenigstens der meisten, dieser Gedichte mit den beiden von dem Dichter selbst veranstal-

teten Sammlungen nachzuweisen. Beides ist hier geschehen, vorzüglich das letztere, und die der „Vita nuova“ und die dem „Convito“ verwandten Gedichte aus der Masse der übrigen mit großem Scharfsinn ausgesondert und in ihrer muthmaßlichen Ordnung aufgestellt zu haben, ist das große Verdienst des zweiten Herausgebers, des Hrn. Prof. Witte, dem wir überhaupt in dem vorliegenden Werke, außer mehren höchst gelungenen Übersetzungen, alles Literarhistorische und Philologische verdanken. Alles, was er früher über diesen Gegenstand in einzelnen Aufsätzen, in verschiedenen Zeitschriften, sowie auch in der ersten Ausgabe dieser Gedichte, mehr angedeutet als ausgeführt hatte, ist nun hier auf das erfreulichste zu einer großen, auch im Einzelnen wohlbegründeten Combination verarbeitet, und man kann mit Recht sagen, daß die lyrischen Gedichte Dante's hier zum ersten Male in einer des großen Dichters würdigen Gestalt und Ordnung erscheinen und mit wahrem Genuß gelesen werden können.

Bei jedem tüchtigen und gründlichen Werke gibt es für den Recensenten nur zwei Wege: entweder dem Verf. Schritt für Schritt zu folgen, Absicht und Ausführung zu besprechen und sich in die Kritik des Einzelnen einzulassen, oder aber sich damit zu begnügen, das in dem Werke Geleistete nur als Berichterstatter aufzuführen. Das erstere würde nicht eine Recension, sondern ein eigenes Werk erfodern und sich weder mit den Neigungen des Ref. noch mit der Art dieser Blätter vertragen; so bleibt denn nur übrig einen gedrängten Bericht über das hier Geleistete zu geben.

Nach einer bibliographisch-kritischen Einleitung, welche in reicher Fülle Alles enthält, was über die ältern Sammlungen dieser Gedichte, sowol gedruckte als handschriftliche, nur irgend zu ermitteln war, und worin auch die Grundzüge der Anordnung dieser neuen Ausgabe, wie eine Kritik der dem Dante hin und wieder beigelegten Gedichte enthalten ist, folgen zuerst die Gedichte der „Vita nuova“. Die frühere Ausgabe enthält zwar die Übersetzung dieser Gedichte, aber, mit Ausnahme eines dürftigen Auszugs aus diesem Werke, nichts zur Erläuterung desselben. Hier dagegen hat nicht allein jedes Gedicht seinen philologischen Commentar erhalten, sondern es sind auch gründliche Untersuchungen über die Zeit der Abfassung und des Abschlusses der „Vita nuova“, über die Lebensumstände der Beatrice und namentlich über die allerdings höchst räthselhafte Donna gentile, welche am Schlusse des Werks als Trösterin des Dichters erscheint, angestellt worden. Es freut uns, daß der Hr. Verf. jetzt die menschliche Wahrheit und Realität dieser Person, wie sie in der „Vita nuova“ erscheint, anerkennt und sich nicht durch freilich sehr verschieden lautende Erklärungen Dante's über dieselbe im „Convito“ hat irre machen lassen; nur will uns die von dem Verf. vorgeschlagene Lösung, daß vielleicht manches Gedicht des „Convito“ ursprünglich für ein wirkliches Weib geschrieben, später durch seine Einverleibung in das „Convito“ erst seine höhere Bedeutung und wahre Weihe empfangen habe, weder recht anschaulich, noch Dante's würdig erscheinen. Wir müßten uns den Dichter doch wahrlich etwas zu dürftig denken, wenn wir annehmen wollten, daß er, der seine Liebe zur Philosophie, seine angestrengten Studien, die Freuden und Leiden, die er dabei erfahren, in das Gewand einer Liebe zu einem edeln aber spröden und grausamen Weibe kleiden wollte, sich dazu schon vorhandener, für ein wirkliches Liebesverhältniß geschriebener Gedichte bedient hätte. Eher möchten wir ihn hierbei einer kleinen Unredlichkeit beschuldigen, daß er nämlich, was er am Schluß der „Vita nuova“ von einem wirklichen Weibe, der Donna gentile gesagt, später, sich jener menschlichen Schwäche schämend, als von der Liebe zur Philosophie gemeint, ausgelegt habe. So bleiben wenigstens, sowol die Donna gentile als die Canzonen des „Convito“, jedes in seiner ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung, und der Dichter muthet uns nur zu, daß wir gutmüthig ihm aufs Wort glauben sollen, es sei nicht eine Erdentochter gewesen, welche den ersten Trost in seine Seele nach dem Tode Beatrice's gebracht habe. Dies Verhältniß wird aber wol ewig ein unenträthseltes bleiben, wie es denn überhaupt wol unmöglich ist, hinter die Wahrheit eines Verhältnisses zu kommen, welches uns mit eingestandener Absichtlichkeit verhüllt wird.

Das „Convito“, dessen Gedichte hierauf folgen, verdankt dem Hrn. Prof. Witte viel; er hat, so viel wir wissen, zuerst den tiefern geistigen Zusammenhang der „Vita nuova“, des „Convito“ und der „Divina Commedia“ als der drei Lebens- und Bildungsstufen des Dichters nachgewiesen, mit großem Scharfsinn die von Dante für das „Convito“ bestimmten Canzonen unter den vielen vorhandenen ausgesondert, ihre muthmaßliche Ordnung wenigstens höchst wahrscheinlich gemacht, und die Zeit der Entstehung dieser Gedichte, sowie die der Abfassung des Werks selbst so gründlich besprochen, daß man die Sache als abgemacht betrachten kann. Wir können, wie schon erinnert, dem Verf. nicht in alle Details dieser Untersuchung über die Echtheit dieser Gedichte, über verschiedene Lesearten und Auslegungen vieler einzelnen Stellen folgen, müssen ihm aber durchaus das Zeugniß eines ungemeinen Fleißes und einer seltenen Bekanntschaft nicht mit den Schriften des Dichters allein, sondern auch mit der ganzen darauf bezüglichen Literatur ertheilen. Manche dieser Gedichte, wie namentlich die Canzonen „Tre donne“ und „Doglia mi reca“, sind von der Art, daß jeder Scharfsinn, ihre Räthsel zu enthüllen, an ihrer vermuthlich absichtlichen Dunkelheit scheitern muß. Andere scheinen uns doch von sehr zweifelhafter Echtheit, wohin wir, so leid es uns thut, einer Lieblingsansicht des Verf. zu widersprechen, auch Canzone 18, angeblich auf den Tod Heinrich's VII., rechnen müssen; sie will uns doch, alles wohl erwogen, ein etwas schwaches, viel gedankenleereres Product erscheinen als die unzweifelhaft echten Gedichte Dante's. Auch müssen wir den Muth bewundern, womit der Verf. die wüsten Träumereien Rosetti's überall beachtet hat; ihre vielleicht etwas zu häufige Erwähnung kann wenigstens dazu dienen, den verblendeten Bewunderern dieses Phantasten die Augen über dessen unergründliche Confusion und Willkür zu öffnen.

Der unerfreulichste Theil der Arbeit muß ohne Zweifel für den Verf. die Sichtung, Anordnung und Erläuterung der kleinern Gedichte, Balladen und Sonette, gewesen sein. Einige derselben lassen sich allerdings mit ziemlicher Gewißheit der „Vita nuova", andere dem „Convito" zuordnen; allein es bleibt noch immer eine nicht unbedeutende Zahl übrig, deren Interpretation, wenn man sich auf den Wortsinn beschränkt, allenfalls ausführbar, über denen eigentliche Beziehungen aber auf Personen, auf Verhältnisse und Lebenszustände des Dichters wol ewig unergründet bleiben müssen, weil so kleine und vereinzelte Gedichte fast nirgend einen sichern Anknüpfungspunkt für Interpretation und Kritik darbieten. Die Sonette von Nr. 41 — 55 sind, aus handschriftlichen Sammlungen, neu hinzugekommen; wir können aber eben keinen großen Gewinn darin entdecken, und sie bestätigen uns vielmehr in der längst gehegten Ansicht, daß es sich mit den längst und allgemein bekannten und den später neu aufgefundenen Werken Dante's ungefähr so verhalte wie mit den erhaltenen und den verlorenen Werken der griechischen Dramatiker: daß nämlich das Verlorengegangene wahrscheinlich nicht das Werthvollere gewesen und wir in Dem, was wir haben, auch wirklich die höchste Blüte dieser Dichtungen besitzen. Von vielen dieser Sonette, sowie auch von den Balladen, muß man gestehen, daß sie wenig oder nichts von dem Dante sonst so eigenthümlich charakterisirenden Geiste zeigen und vielmehr in Ton, Sprache und Darstellung an die unerquicklichen Producte der Provenzalen erinnern, weshalb wir uns denn auch nicht wundern dürfen, wenn von jeher über den oder die Verfasser derselben Zweifel geherrscht haben: die meisten könnten in der That ebenso gut aus der Feder des Cino, der beiden Guido und selbst anderer geringerer Geister geflossen sein.

Den Schluß der Sammlung machen die Bußpsalmen und das sogenannte „Credo" des Dante, sowie der poetische Briefwechsel zwischen Dante und dem Johannes de Virgilio zu Bologna. Die Echtheit der beiden ersten Stücke ist eine höchst zweifelhafte, wie der Herausgeber, aus sprachlichen Gründen, selbst anerkennt: Recensent hat sie von jeher für unecht gehalten, weil man in ihrem matten Styl so gar nichts von dem Ideenreichthum und der körnigen, prägnanten Sprache Dante's findet. Unbezweifelt echt ist dagegen der Briefwechsel in lateinischen Hexametern und in der Form von Hirtengedichten. Sie geben uns eine, wenn auch eben nicht erfreuliche Probe von Dem, was Dante allenfalls in lateinischen Werken zu leisten vermocht hätte, und dem Hrn. Herausgeber gebührt großer Dank, daß er sich mit der Erklärung dieser, wegen ungeschickter Latinität und der vielen versteckten Anspielungen auf Personen und Verhältnisse der damaligen Zeit, sehr schwierigen Gedichte so viel Mühe gegeben hat. Die Übersetzung derselben aber müssen wir leider als das einzige Verfehlte in dem vorliegenden Werke bezeichnen; sie ist, wie schon die gewählten fünffüßigen Jamben zeigen, nicht sowol nach dem lateinischen Original als vielmehr nach der in Fraticelli's Ausgabe befindlichen italienischen Übersetzung in versi sciolti gemacht, woraus denn wiederum mehre nicht unerhebliche Verstöße gegen den wahren Sinn geflossen sind. So, um nur Eins anzuführen, übersetzt Hr. Kannegießer (IV, 59) „Et cadet invidiâ" durch „Und ein Ende hat die Mißgunst", offenbar weil sein italienischer Vorgänger avrà l'invidia fine geschrieben hatte, was doch, wenn wir nicht (wozu uns diese lateinischen Gedichte aber durchaus nicht berechtigen) annehmen wollen, daß Dante die Quantität gröblich verletzt habe, nimmermehr der Sinn dieser Worte sein kann. Ein gleicher Fehler findet sich im letzten Verse der ersten Ekloge des Dante.

Es wäre nun noch von der Übersetzung der italienischen Gedichte zu reden. Viele sind theils ganz neu bearbeitet, theils wesentlich verändert, alle in einzelnen Punkten verbessert und, was sehr zu loben ist, mehren der schwierigsten Gedichte ist noch eine reimlose Übersetzung beigegeben, weil es bei der großen Künstlichkeit des Strophenbaus und der Reimstellung jeder gereimten Übersetzung unmöglich wäre, sich genau an das Original anzuschließen. Wie viel hier geleistet worden, wird sich erst dann mit Sicherheit erkennen lassen, wenn, nach dem Wunsche des Hrn. Verlegers, der italienische, vielfältig berichtigte Text, mit einem Auszuge aus dem im deutschen Werke gegebenen Anmerkungen, wird erschienen sein. Buchhändlerisch scheint diese Anordnung darin wohl begründet, daß das vorliegende Werk einen Theil der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes" bildet, in welche füglich kein Original aufgenommen werden konnte; wir aber müssen bedauern, daß diese auf so vielen Arbeiten ruhende und so reich ausgestattete deutsche Ausgabe des italienischen Textes entbehrt, auf welchen sie doch in jeder Zeile zurückweist und dadurch in diesem, freilich einzigen Punkte der frühern Ausgabe an Bequemlichkeit und Brauchbarkeit nachsteht. A.

Romanenliteratur.

1. 1805. Ein historischer Roman von George. Zwei Bände. Leipzig, Meißner. 1841. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman behandelt ziemlich denselben Stoff, um den sich Stolle's „Neuer Cäsar" dreht, bleibt aber hinter seinem Vorläufer unendlich weit zurück. Ein langweiligerer, ja widerwärtigerer Roman ist uns in der That seit langer Zeit nicht vorgekommen. Es ist eine wahre Pönitenz, ihn lesen zu müssen. Bogenlange, resultatlose und darum immer wiederkehrende Disputationen über Napoleon, in denen sich auch nicht ein Gedanke findet, der nicht schon hundertmal abgedroschen wäre und der nothwendig abgedroschen werden muß, sobald sich Gevatter Hinz und Nachbar Kunz über diesen Gegenstand zu Leibe gehen, trockene, fast nur im referirenden Zeitungsstyl vorgetragene Berichte über die Siege der Franzosen und die Niederlagen der Östreicher und dazwischen einige Liebelei und Familienpimpelei, in der weder Saft noch Kraft ist, das ist der ganze Inhalt dieses zweibändigen Romans, und dieser wird in einer meist unbeholfenen, kalten, bis zum Ekel breiten Sprache vorgetragen und concret gemacht an lauter Persönlichkeiten, die theils gehässig, theils völlig nichtssagend sind und uns von der ersten bis zur letzten Seite auch nicht einen Funken von Theilnahme abzugewinnen wissen. Um hiervon einen Begriff zu geben, braucht blos mitgetheilt zu werden, daß diejenige Figur, um welche sich Alles dreht, die unser Hauptinteresse in Anspruch nehmen soll, nichts ist als die Dupe eines französischen Com-

mißlaune, der in seinem Verhältniß zu jenem wieder die Dupe eines Kammermädchens ist. Die Sachlage ist in kurzem folgende: Bernhard, ein östreichischer Spion, wird von Livron, einem französischen Spion, als solcher erkannt. Dieser verspricht jedoch, ihn, weil er seine Mutter kenne, wieder zu entlassen, und versteckt ihn in einem von dem seinigen nur durch eine Glasthür getrennten Zimmer. Während sich Bernhard dort aufhält, erscheint plötzlich Napoleon mit Rapp und Livron im Nebenzimmer und läßt sich dort breit und ausführlich über seine Schlachtpläne aus und entfernt sich dann wieder, ohne daß man einen Grund einsähe, warum dies Gespräch gerade hier, in der Wohnung eines untergeordneten Offiziers, in der Nähe eines als Spion Erkannten, geführt wird. Trotzdem ist Bernhard so dickstirnig, das Alles für baare Münze zu halten und nicht einzusehen, daß das Ganze nichts als eine grob eingefädelte List ist, um ihn zu veranlassen, durch Überbringung dieser falschen Nachrichten die Östreicher irre zu führen. Er geht richtig in die Falle hinein und wird dadurch Grund aller falschen Operationen des Generals Mack und aller daraus folgenden Niederlagen. Macht er dies auf irgend eine Weise wieder gut? Keineswegs. Er macht der dummen Streiche noch gar viele und wird immer nur durch die Großmuth Livron's aus seinen mißlichen Lagen wieder herausgerissen. Und warum ist nun dieser Livron so großmüthig gegen ihn? Weil er sich für seinen Vater hält. Wir wollen nicht davon reden, wie unnatürlich bei diesem Glauben sein Betragen gegen Bernhard ist; aber man höre, wie er zu dieser vermeintlichen Vaterschaft gelangt ist. Er hat sich in jüngern Jahren in die Tochter eines deutschen Edelmanns verliebt. Diese führt ihn eine Zeit lang am Narrenseil, verlobt sich mit ihm und kündigt ihm bald darauf das Verhältniß wieder auf. Trotzdem will er nicht von ihr ablassen, molestirt sie, jedes männlichen Ehrgefühls baar und ledig, auf alle mögliche Weise, bis sie sich genöthigt sieht, ihm mit Verachtung die Wege zu weisen. Nichtsdestoweniger erhält er durch ihr Kammermädchen ein Billet, worin sie ihn zu einem nächtlichen Rendez-vous einladet. Natürlich folgt er und weiß sich hier für alle Leiden zu entschädigen. Am andern Morgen hofft er hierauf Ansprüche zu begründen und geht dabei auf die undelicateste Weise von der Welt zu Werke. Zu seiner größten Verwunderung aber wird er noch viel schroffer zurückgewiesen und muß ihr nun auf immer Valet sagen. Er kann sich die Sache nicht erklären, ist indessen doch fest überzeugt, daß Bernhard, der Sohn seiner bald nach jener Nacht verheiratheten Geliebten, die Frucht jenes Rendez-vous ist, und ist wieder unzart genug, Bernhard selbst davon in Kenntniß zu setzen und dadurch seine Mutter auf das empörendste gegen ihn bloszustellen — bis sich endlich aus einem Geständniß obengedachten Kammermädchens ergibt, daß *sie* es gewesen, die ihn in jener Nacht beglückt. Ich hoffe, es bedarf keines Beweises mehr für die Erbärmlichkeit derjenigen Personen, die hier unsere Theilnahme in Anspruch nehmen sollen und die der Verf. in der That für ganz vorzügliche Charaktere zu halten scheint. Wir brechen darum ab und erwähnen nur noch, daß der Roman auch als *undeutsch* einen widerwärtigen Eindruck macht und unsere Geringschätzung verdient.

2. Jenny, oder die drei Blumenmärkte in Paris, und: Eine musikalische Morgenunterhaltung von *Ch. Paul de Kock*. Die Vergeltung von *Charles de Bernard*. Drei Novellen. Aus dem Französischen von *Ed. Brinkmeier*. Braunschweig, G. E. E. Meyer sen. 1841. 8. 1 Thlr.

Einer Inhaltsanzeige bedarf es nicht, denn der sogenannte Titel ist selbst eine solche. Es würde auch schwer gewesen sein, einen wirklichen Titel zu finden, denn die drei Erzählungen sind durchaus willkürlich zusammengewürfelt und es findet zwischen ihnen weiter keine Einheit statt, als die Hr. Brinkmeier und der Buchbinder hineingebracht hat. Die erste der Erzählungen ist gewandt und graziös zugeschnitten, aber freilich ist der Zuschnitt eben Alles. Der Stoff ist leichte, lose Waare wie in allen Paul de Kock'schen Producten. Paul de Kock spinnt immer von demselben Rocken und dieser Rocken ist kein anderer als der Lockenkopf einer Grisette. Die armen Grisetten! Er spielt in der Regel ein böses Spiel mit ihnen; denn zu dem Gewebe, durch das er sein Publicum an sich lockt, müssen sie ihm die Locken liefern. Er nimmt sie unbarmherzig zwischen das Knie, spinnt sie ab und liefert sie endlich kahl, deplorirt, entblättert dahin, wo alle Verlockungen aufhören. Auch Jenny erlebt eine solche Abtakelung. Auch sie ist eine Grisette, die lieber Schauspielerin sein als vom Illuminiren leben, lieber von hundert Stutzern angebetet als von einem Gewürzkrämer geheirathet sein will. Dazu verhilft ihr ein wunderlicher, alter Herr, der sie auf dem Blumenmarkt getroffen und ihr einen Veilchentopf nach Hause getragen hat. Er unterrichtet sie im Declamiren und bald ist ihr Wunsch erreicht. Bald darf er ihr statt eines Veilchentopfs einen Rosenstock nach Hause tragen. Bald gar eine Camellia. Das scheint dem alten Herrn fast bedenklich. Und er hat Recht: bald ist es wieder nur ein Veilchentopf, den er ihr nachträgt — auf ihr Grab. Die „Musikalische Morgenunterhaltung" ist keine Novelle, sondern ein ziemlich niedrig gehaltenes Genrebild, worin sogar Madame von ihrem Gogo, einem musikalischen Genie, erzählt, wie er einst eine Klystierspritze für ein Blasinstrument gehalten, das unmeintliche Mundstück in den Mund genommen und dazu die Finger bewegt habe, als bearbeite er eine Clarinette. „Die Vergeltung", von Charles de Bernard, ist ernstern Charakters, übrigens eine Verführungs- und Duellgeschichte, wie es unzählige gibt, und darum keiner besondern Besprechung bedürftig. Um die deutsche Literatur hat sich Hr. Brinkmeier durch Übersiedelung dieser Producte nicht verdient gemacht.

3. Farsistan. Persische Scenen und Legenden. Aus dem Tagebuche eines britischen Touristen von *B. F. Guttenstein*. Karlsruhe, Macklot. 1841. 8. 18⅔ Ngr.

Die Beschreibung dieser Reise, die sich über Muzinum, die Queberanstadt, Zafferun, Nischapore und Musched erstreckt, scheint dem Ref. ziemlich unnütz. Sie fesselt weder durch Erzählung interessanter Erlebnisse, noch durch Mittheilung wichtigerer Beiträge zur Kenntniß des Orients, noch durch eine pikante, unterhaltende Darstellung. Von Seite zu Seite hofft man, daß etwas kommen soll, dessentwegen das Buch in die Welt geschickt ist; allein es kommt nichts und man legt es endlich mit dem Gedanken aus den Händen, daß der Tourist, wenn er weiter nichts erleben wollte, besser gethan hätte, zu Hause zu bleiben. Am interessantesten und dankenswerthesten sind uns noch die Mittheilungen über Furruk Khan und Musched erschienen.

1.

Miscellen.

In Frankreich war der Ämterverkauf zu Anfang des 17. Jahrhunderts vom Regenten selbst eingeführt. König Ludwig XII. veranstaltete eine förmliche öffentliche Versteigerung der Staatsämter, auch ließ er sich von den Justiz- und Finanzbeamten eine jährliche Abgabe entrichten für die ihnen dagegen ertheilte Erlaubniß, nach Willkür über Veräußerung und Vererbung ihrer Ämter zu schalten, welche Befugniß la Paulette hieß, also benannt von Karl Paulet, k. Cabinetssecretair und ersten Pachter dieser Abgabe.

Der Kaiser Justinian nennt im §. 1 der Präfation der achten Novelle das Geld den Grund alles Übels einzig und allein, und den Geiz die Mutter alles Bösen, nach göttlichem Ausspruch. Hiernach ist die Antwort, welche der Cardinal Ximenes einem Hofmanne gab auf die Frage, auf wessen Rathschläge man sich am sichersten verlassen dürfe, sehr treffend: „Auf die Rathschläge Dessen, der auf Geld keinen Werth legt."

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 264. — 21. September 1842.

Das Turnwesen nebst einem Anhange von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann. 1842. 8. 12 Ngr.

Ein kleines Buch vom alten Arndt. Alter Arndt — das klingt so wohlthuend, so traulich, so herzlich und ehrfurchtsvoll —; ja, er verdient diesen schönen Beinamen, der sich so ganz von selbst mit über die Lippen drängt, wenn man seinen Namen nennt. Wer von allen Jetztlebenden hätte ein größeres Anrecht auf unser Zutrauen, auf unsere herzlichste Verehrung! Er ist und bleibt der alte Arndt, derselbe treue, deutsche, offene, wahre, tapfere, feurige Charakter, dasselbe Musterbild eines deutschen Patrioten und Kernmannes, wie er sich seit 50 Jahren seinem Volke stets in unbefleckter Lauterkeit offenbart hat. Er ist noch unverändert der alte, auch rücksichtlich jenes Jugendfeuers, was er vor 30 Jahren in jener schönen und schweren Zeit in alle deutschen Herzen auszuströmen wußte. Alt an Jahren, alt an Weisheit, aber jung an Liebe und schwunghafter Gesinnung. Arndt ist jetzt in den Siebzigern, aber jene ewige Jugend hat er sich zu bewahren gewußt, wie keiner unserer Volksmänner. Welche Kraft und Frische, welcher Schwung, welches Feuer in seiner Schreibart! Welcher von unsern zahllosen jungen Schriftstellern kann sich nur im entferntesten mit dem Stylisten Arndt messen, wie er in dieser kleinen Schrift aufs neue sich bewähret. Über diese Jünglingsseele hat die Zeit keine Gewalt.

Es gab eine Zeit, wo ein hochmüthiges, pietätloses Geschlecht, was sich trotz seines Dünkels auf eingelernte Schulweisheit, auf menschlichen Werth und menschliche Größe gar wenig verstand, wo leere, unreife Gesellen an der Bedeutung dieses wahrhaft großen, sittlichen Charakters zu rütteln wagten, eben weil er Das war, was sie nicht waren, ein Charakter, der nicht in jedes augenblickliche Tagesgeschrei miteinstimmte und der ebenso ungebeugt und männerstolz seine Überzeugung einer sich für die öffentliche Meinung ausgebenden Journalpresse ins Gesicht zu sagen wagte, wie den Fürsten und Großen dieser Erde. Es schien fast, als wenn diese Schreier für den Augenblick Anklang fanden bei der großen Masse in Deutschland, die bekanntlich gar leicht auf kurze Zeit zu gewinnen und zu überrumpeln ist, weil sie nicht auf eigenen Füßen steht und kein eigenes politisches, sittliches, noch ästhetisches Urtheil hat. Diese Zeit ist — zu unserer Ehre — gottlob vorbei. Arndt ist nicht allein vom Könige von Preußen in seine Ämter wiedereingesetzt und in integrum restituirt, er hat auch seinen Platz in der allgemeinen Verehrung wiedereingenommen, den er bei dem Kerne der Nation nie verloren hatte. Wir wissen jetzt Alle, was wir an dem einzigen Manne haben, welche feste Säule er seinem Volke gewesen und noch lange nach seinem Tode sein wird, welches Leben von ihm ausgeströmt ist und die gesammte Volksseele durchdrungen hat. Wahrlich, ich kann mir das jetzige Jahrhundert Deutschlands ohne Arndt nicht denken! Man streiche doch einmal die Persönlichkeit Arndt's mit ihrer unermeßlichen, tief eindringenden Wirksamkeit aus unserer Geschichte und unsern jetzigen sittlichen Zuständen — man kann es Gottlob nicht — und wir würden uns um einige gute Procente ärmer finden an allen jenen Eigenschaften, die eine ewige Geltung haben, in denen zu jeder Zeit der wahre Werth eines Einzelnen wie eines Volks bestehen wird. Ruge freilich hat die geistreiche Entdeckung gemacht, daß Arndt nicht mehr „liberal" sei; allein Ruge ist eben der letzte Mann, der eine tiefere Natur, die von einer unmittelbaren, poetischen und sittlichen Lebensoffenbarung, die von Liebe und Genie durchdrungen und durchglüht ist, zu verstehen und zu würdigen weiß. Jene Wagnersnatur, die Alles Schwarz auf Weiß nach Hause tragen will, die, weil ihr selbst jeder sichere Halt für Erkenntniß und Auffassung im innersten Geiste von vornherein fehlt, welche dem Geiste der Geschichte und des Lebens so gänzlich fremd ist, nach dem Buchstaben ängstlich hascht und greift, um sich daran zu lehnen, sie ist das ewige Echtheil der großen Masse in Deutschland und hat in Ruge und seinen Anhängern nur ein neues Kleid angezogen. Während die alten Wagner durch Gedächtniß und Autorität sich aus dem Ideengewirre des Lebens zu retten und festen Boden zu fassen suchten, probiren es unsere modernen Wagner mit einer armseligen Verstandesrechnerei und einseitigen, höchst wohlfeilen logischen Manipulationen. Aber weder auf die eine noch die andere Weise läßt sich der Mangel ersetzen, der ihnen unglücklicherweise nun einmal angeboren ist. Sie sind einmal dazu verurtheilt alles Lebendige mißzuverstehen, jegliches Brot, das sie berühren, in Stein zu verwandeln. Zuletzt ist mir der alte Wagner aber doch noch lieber; seine Geistlo-

sigkeit besaß doch noch eine gewisse Bescheidenheit und Pietät der Autorität gegenüber; aber der neue Wagner hat durch die überraschende Entdeckung, daß zwei Mal zwei vier sei und daß er solches Exempel selbst lösen könne, auch die letzte Hülle von Demuth abgestreift und respectirt nur Diejenigen noch, die ihr leeres Dasein in unablässiger Variirung dieses Exempels fortschleppen. Daß hinter solchen Schulübungen immer wieder etwas steckt, was sich nicht ausrechnen läßt, das freilich begreift unser heutiger Wagner nicht, und wird es nicht eher einsehen, bis einmal wieder irgend eine Autorität, die ihm zu imponiren versteht, es ihm ins Ohr flüstert. Natürlich aber wird er dann wieder das Kind mit dem Bade verschütten, und wie er jetzt Alles mathematisch lösen will, wird er dann die ganze Mathematik und den ganzen formalen Verstand für etwas Unsinniges erklären. Eine wahre Lebensauffassung, in der sich Unendliches und Endliches, Verstand und Gemüth, Abstractes und Concretes auf eine wunderbare, unnennbare Weise durchdringt, bleibt ihm ewig fremd. Das Leben hat einmal die sonderbare Eigenthümlichkeit, daß es nicht definirt werden kann, sondern daß es unendlich und unergründlich ist, und eben darin liegt sein unendlicher Werth und seine Heiligkeit. Es hat einmal die sonderbare Eigenschaft, daß man ihm von keiner einzelnen Seite allein beikommen kann, sondern daß seine Seiten unzählig sind, die alle in ihrer Totalität von der Totalität des Menschengeistes aufgefaßt und reflectirt sein wollen; es will nicht blos begriffen, es will zugleich auch geahnt, gefühlt, erschaffen, erfunden sein; es will nicht nur gedacht, sondern auch gedichtet, gehandelt, genossen sein. Weder der träumende Fakir noch der schließende, setzende, rubricirende, „Deutsche Jahrbücher" schreibende, sich selbst vergötternde Ruge sind uns eben besondere Muster und Beispiele von einer wahren und schönen Lebensauffassung und Lebensführung. Persönlichkeiten aber, wie Arndt, werden stets, so lange es Menschengeschichte gibt, als besonders gelungene Menschenexemplare, als Träger und Repräsentanten der edelsten Menschheit anerkannt und verehrt werden.

Doch kehren wir zu unserm Buche zurück. Die nächste Veranlassung seiner Entstehung gibt Arndt selbst an, wie folgt:

Nachdem manches über und gegen den Turnmeister Jahn Verbreitete und Ausgegebene mich schon oft empört hatte, fiel mir unter Anderm jüngst etwas in die Augen (etwa die Schrift von Eiselen?), was diese Empörung bis zum Zorne steigerte, indem es bei seiner Durchblätterung und Betrachtung mit verdoppelter Gewalt sich unverkennbar aufdringend, in einer gewissen Ähnlichkeit mit dem großwässerigen Übermuth des jüngern deutschen Schriftwesens mir zusammenzufallen schien: eine Gewahrung, zu welcher Unverschämtheit, den ausgelassensten Schriftstellern Wälschlands hier nachahmend, wir in den beiden letzten Jahrzehnden gelangt sind. Ich meine aber jene Unverschämtheit, öffentliche Charaktere, ja selbst Manche, welche ohne solche Unverschämtheit nimmer öffentlich geworden wären, auch mit solchen Zügen und Zeichen, oder vielmehr mit den künstlichsten und boshaftesten Umrissen und Schattirungen von Zügen, welche die Persönlichkeit des Dargestellten, insofern sie eine öffentliche Persönlichkeit ist oder war, kaum von fern berühren, geschweige hinsichtlich ihrer öffentlichen Wirksamkeit irgend näher und tiefer bezeichnen und malen, vor jedermänniglich mehr zur Verspottung als zur Betrachtung hinzustellen. Es ist dies eine böse und verderbliche Erscheinung, welche, wenn diese Bahn sich weiter risse, den Sinn unsers Volks entwürdigen und verderben würde, daß die Schilderer und Darsteller vorzüglich beflissen scheinen, die Gebrechen und dunkeln Schatten der Menschen immer hervorzuheben und selbst solche Einzelheiten, ich möchte sagen Häuslichkeiten und Verborgenheiten, welche der gewissenhafte Erzähler und Beschreiber immer innerhalb ihrer vier Wände des Geheimnisses hätte bleiben lassen sollen. Solcher schmuzigen und stinkenden Aasraben, die auf den Raub stinkender Gerüchte und überhaupt auf das Aas des Leichenmoders der Tagesgeschichte, welcher besser im Verborgenen verfaulte, gierig ausfliegen, zählt unser Schriftwesen nur zu viele. Jeder sterbliche Mensch hat seine Gebrechlichkeiten oder doch seine Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten, natürlich in einem um so höhern Grade, als Gott ihn mit eigenthümlicher Sonderlichkeit mehr ausgeprägt hat. Daran fehlt es dem Turnmeister Jahn auch nicht, aber er hat mehr als viele Andere das Misgeschick gehabt, daß seine sonderlichen Seltsamkeiten sogar von manchen Solchen, die sich halb und halb als alte Kunstgenossen und als Wohlwollende geberden, doch mit geflissentlicher Absichtlichkeit, fast zu Lächerlichkeiten und Albernheiten ausgemalt sind, indem man das Wesentliche und Tüchtige seiner Leistungen und Bestrebungen verschwiegen oder was der Mann gethan und gelitten, auf das möglich-kleinste Maß heruntergestritten hat. In dem lebhaften Gefühl dieser Ungerechtigkeit ward ich darauf geführt, was ich weiland über das Turnwesen („Geist der Zeit", Th. 4, 1818) und über den Turnmeister gemeint und geschrieben hatte, nach mehr als 20 Jahren einmal wieder zu lesen. Und da hat es mir nicht unzeitig gedäucht, es mit einigen Anhängseln, die sich aus den Erlebungen und Bestrebungen des Tags ergeben, wiederabdrucken zu lassen.

Es ist eine unverkennbare Erscheinung, daß alle jene Ideen eines schönern, freiern und gebildetern Volkslebens, welche nach den Freiheitskriegen als Product großer Ereignisse und einer hundertjährigen geistigen Arbeit und Entwickelung sich geltend zu machen suchten, jetzt wieder mit verdoppelter, unabweisbarer Kraft ans Tageslicht treten. Diese Ideen waren tief in der Zeit begründet und die Sehnsucht darnach mußte sich nothwendigerweise aller bessern, strebenden Gemüther bemächtigen. Auf eine unerhört-kurzsichtige, ja grausame und frevelnde Weise hat man während der letzten 25 Jahre dieses neue Leben, was man hätte heilig halten und hegen und pflegen sollen, mit Gewalt unterdrückt und zu tödten gesucht. Man hat sich dadurch nicht nur an unzähligen Einzelnen, die nach einem bessern Leben und nach rüstigem Gebrauche ihrer schönsten Kräfte rangen, schwer versündigt, indem man ihnen ihren unleugbaren Beruf unmöglich machte und sie zu einem verfehlten Leben verdammte, man hat auch das ganze Volk um einen inhaltreichen Zeitraum, in welchem es gewaltige Fortschritte auf der Bahn der Entwickelung hätte machen können, unverantwortlich betrogen und die heranwachsende Generation und mit ihr die nächste Zukunft Deutschlands der moralischen Kräfte und Gesinnungen künstlich beraubt, welche von Gott und Rechtswegen sich anzueignen sie geschaffen war. Die Nachkommen werden einst strenger über die Männer urtheilen, die entweder aus bösem, kleinlich-selbstsüchtigem Willen oder aus hochmüthiger Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit den Versuch gemacht haben, der edelsten geistigen, nationalen Entwicke-

lung in die Zügel zu fallen. Daß die Sehnsucht nach einem freiern, sittlichern Staats- und Volksleben mit allen sich daranknüpfenden in den Bedürfnissen Deutschlands begründeten Ideen trotz dem jetzt mit zehnfacher Kraft wieder ans Tageslicht tritt, daß der Versuch, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten, trotz der gewaltsamsten und mit schauerlicher Consequenz angewendeten Mittel, ein gänzlich mislungener gewesen ist, dafür können wir Gott nicht genug dankbar sein. Es mag uns sowol als jenen Gegnern ein Beweis sein von der absoluten Nothwendigkeit dieses Strebens. Wäre dasselbe ein Product der Willkür, ein krankhaftes Erzeugniß einzelner phantastischer Köpfe gewesen, es hätte den fünfundzwanzigjährigen Vernichtungskrieg nicht ausgehalten. Mit dem Tode des letztverstorbenen Königs von Preußen trat der Wendepunkt ein, wo alles zurückgehaltene Leben und Hoffen mit einem Male wieder zum Durchbruch kam und mit solcher Kraft und Fülle alle deutschen Gauen überströmte, daß an eine neue Zurückdämmung auch der Thörichtste wol nicht mehr zu denken wagt.

Alle alten Ideen und Persönlichkeiten, die man schon bürgerlich und moralisch getödtet glaubte, treten nunmehr wieder ein in ihre Rechte. Ein Beweis unter Tausenden ist der alte Arndt. Es ist seines edeln Charakters würdig, daß er nun auch an seine alten Leidens- und Schicksalsgenossen denkt, denen er damals in mancherlei Ringen und Streben verbündet war. Nicht er allein will wieder zu seinem Rechte gelangt sein, auch seine Freunde und die Ideen sollen es, welche sie verfochten haben. In dieser Beziehung erkennen wir das Wort, was er für den „Turnmeister Jahn" bei der öffentlichen Meinung einlegt, vollkommen an.

Allein, wenn auch dasselbe Streben und dieselben Ideen wiedererwacht sind, so sind wir doch in unserer Ausbildung seit der Zeit fortgeschritten und unser Urtheil ist seitdem reifer und tiefer geworden. Wir sind jetzt mehr im Stande, das Gute und Wesentliche, was einer Idee zu Grunde lag, von dem Falschen und Unwesentlichen, in dessen Vermischung sie in damaliger Zeit des ersten Werdens auftrat, mehr zu unterscheiden. Das Wesentliche und Wahre soll allerdings wieder in seine Rechte eingesetzt werden und deren noch mehre erhalten, als ihm früher geworden sind. Das Unwahre aber, was daran klebte und was einen großen Theil der Schuld trug, daß der Krieg so lange mit so vielem Erfolg gemacht werden konnte, was eben die schönsten Keime nur zu oft vergiftet und zu deren Zerstörung mehr beigetragen hat, als jenes plumpe Unterdrückungssystem, das wieder zu rehabilitiren und wieder mit offenen Armen aufzunehmen, davor wollen wir uns wol hüten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Zustände. Von Theodor von Klingen. Königsberg, Theile. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.

Je dichter unser östlicher Nachbar sich gegen das Ausland absperrt, desto neugieriger scheint man auf sein Treiben zu werden, und russische Zustände verfehlen bei uns nicht, ein reges Interesse in Anspruch zu nehmen. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat daher nicht übel gethan, diesen Gegenstand zu bearbeiten und den obigen Titel zu wählen; davon erwartet man Aufschlüsse über die Sitten, Gebräuche und die innere Organisation eines Landes, welches unter brillanten Außenseiten noch eine ziemliche Menge barbarischer und eigenthümlicher Grundbestandtheile verbirgt. Dergleichen Erwartungen werden aber durch den Verf. nicht in zu reichem Maße erfüllt. Auf 72 Seiten theilt er uns über das Land der Zaren zwar mancherlei Bemerkungen und Schilderungen mit, die zur flüchtigen Unterhaltung nicht ungeeignet sind; dem mit umfassenden Werken über Rußland minder Vertrauten mögen sie auch manches Belehrende bieten, sowie ihnen überhaupt ein gefälliger Vortrag zur Empfehlung gereicht; des Neuen und Originellen bringt die Schrift jedoch nur wenig. Ein Vorwort, das uns den Standpunkt und die Tendenz des Verf. erkennen ließe, ist nicht vorhanden. Den Anfang macht ein Aufsatz über Handelsbahnen und Waarentransporte in Rußland und eine Schilderung des russischen Winters. Diese beiden Stücke sind das Beste an der Schrift. Hier hat der Verf., wo nicht aus eigener Anschauung, doch aus den besten Quellen geschöpft und eine gute Darstellungsgabe an den Tag gelegt. Namentlich ist die Beschreibung der furchtbaren Wjuga sehr wohl gelungen. Die Russen, die sehr gute Beobachter aller Phänomene in der sie umgebenden Natur sind, haben die verschiedenen Schneegestöber scharf gesondert und classificirt. Sie haben hauptsächlich drei Arten desselben unterschieden und eigenthümliche Namen für sie ausgeprägt. Es sind dies die jedem Russen geläufigen Ausdrücke: Mjatjel, Samjot und Wjuga, von denen jeder ein eigenes und charakteristisch von den andern unterschiedenes Schneegestöber bezeichnet. Mjatjel bedeutet ein einfaches Schneegestöber, wie wir es in Deutschland als ganz gewöhnliches haben. Gefährlicher als die Mjatjels sind die Samjots. Man nennt so die Art des Schneegestöbers, oder vielmehr des Schneefliegens, wenn nach vorgängiger Trockniß und bei großer Kälte gefallener, also locker aufliegender Schnee von einem starken Winde aufgenommen und durch die Lüfte fortgeführt wird. Auch diese Erscheinung kennen wir an der Ostsee und nennen sie „Stiemen". Die schrecklichste Form der Schneegestöbers ist aber die Wjuga, von welcher der Verf. folgendes Bild entwirft:

„Um eine deutliche Vorstellung von dem nordischen Wetterungethüm zu bekommen, das die Russen Wjuga nennen, stimme man zunächst die Temperatur der Luft auf 25—30 Grad Réaumur unter dem Gefrierpunkt herab. Diese Grade sind indeß noch weiter nichts als die Tonart, aus welcher die Wjuga spielt. Alsdann aber setze man dies kalte Luftmeer in rasche Bewegung und lasse Woge auf Woge sich in brausendem Tempo jagen, als sollte kein Athem mehr übrigbleiben auf der Erde, oder als müßten die Windgötter mit der Sonne vollenden

Den feurigen Ritt um die Welt.

Diese gejagte Kälte dringt durch und durch und macht das Herz gefrieren. Doch bleibt es immer noch, so lange es hell ist, eine einfache ‚Burja' (ein kalter Sturm). Man sieht noch die liebe Sonne und es zeigt sich noch bestimmt und in klaren Umrissen die gute Erde, die Nähe und Ferne und alle die bekannten Zeichen des Weges. Ferner aber steige man nun zum Himmel auf und nehme die Sonne vom Firmament, erfülle an ihrer Statt die Lüfte bis tief in den Äther hinein mit einer dunkelgrauen Dämmerung und lasse dabei spitzige Eisnadeln in unerschöpflicher Fülle beständig herabbrausen. Dies ist schrecklich, und Furcht und Zagen befällt dann die Seele aller armen Wesen, denen noch ein lebenslustiges Herz im Busen pocht. Die schöne hoffnungvolle Ferne schwindet und alle Aussicht auf einen rettenden Hafen. Die leitenden Sterne oben erlöschen und alle freundlichen Himmelszeichen verbergen sich. Endlich aber lasse man nun auch noch die Erde fallen, den Schnee vom Boden sich wirbelnd erheben und Nacht und Dunkelheit, wie sie von oben herabfallend, decken, so von unten emporsteigend, den wandelnden Fuß umhüllen. Nun ist dem Wanderer das Maß

der Verzweiflung gefällt und es ist nicht möglich, ein fünftes Schreckniß zu ersinnen. Der König des Nordpols, der Gott des Winters und Todes, schüttet in der Wjuga den ganzen eisigen Inhalt seines Füllhorns über den armen russischen Reisenden aus, dem er das frische Ein- und Ausgehen des Athems benimmt, dem er das warme Blut in der Brust erstarren macht, die hellen Augen verfinstert und mit Eis vermauert, das Gehör mit unerhörtem Brausen betäubt und dem Fuß die feste Basis des Bodens und den sichern Tritt entzieht. Eine Wjuga ist Burja, Mjatjel und Samjot zusammen, eins mit dem andern multiplicirt. Der Sturm, zur Kälte kommend, mehrt ihre Kraft ins Unglaubliche, und die Kälte, den Wind stärkend, läßt jeden Anhauch schon als Stoß empfinden. Der Eisstaub von unten macht den Eisstaub von oben unerträglicher, da die armen gepeinigten Augen kein ungetrübtes Plätzchen finden. So mehrt ein Schreckniß das andere; der Mensch ist herausgelöst aus der ganzen Natur und wird wie eine Schneeflocke von den Elementen umhergetrieben."

Hinsichtlich des Landtransports erwähnt der Verf., daß es in ganz Rußland nur Naturbahnen gibt; überall auf der preußischen und östreichischen Grenze sinkt man von den künstlichen Steinwegen Westeuropas hinab auf die Erd- und Lehmwege des Ostens, die ganz in derselben Weise von da bis an den Fuß der chinesischen Mauer führen. Die einzige Ausnahme hiervon machen bis jetzt nur, außer einigen kurzen Chausséen im eigentlichen Polen, die Chaussée von Riga über Mitau durch Litthauen nach Tilsit (etwa 36 Meilen), die Chaussée von Petersburg nach Moskau (ungefähr 100 Meilen) und die Eisenbahn von Petersburg nach Zarskojé-Selo und Pawlowsk. Über die großen Flüsse Wolga, Dnepr, Don, Düna, Dwina, Ob, Jenisey u. s. w. gibt es durchaus gar keine Brücken, wenn man ihre obersten Quellengebiete und die Brücke bei Riga, die einzige der Düna, sowie die Brücke bei Twer, die einzige der Wolga, ausnimmt. Der Landtransport in Mittel- und Nordrußland ist ein ganz anderer als in dem südlichen europäischen Rußland. Die Verschiedenheit der kleinrussischen Fuhrleute und der großrussischen ist groß und besteht in allen Kleinigkeiten der Einrichtung ihres ganzen Angespanns und aller bei ihnen gebräuchlichen Benennungen. Sowie jene sich selbst „Jämschtschiks", ihre Caravanen „Obosen" nennen, sich der Pferde, leichtgebauter Wagen und im Winter der Schlitten bedienen, so nennen sich diese „Tschumaks", ihre Caravanen „Walki", bedienen sich der Ochsen, benutzen nur den Sommer, haben nur plump gearbeitete Wagen, mit denen sie langsam von der Stelle rücken. Es ist sonderbar, daß in einem an Pferden so reichen Lande, wie die südrussischen Steppen sind, die ohne Zweifel die größten Pferdeheerden in Europa haben, unerschöpfliche Gestüte für die russische Reiterei besitzen und von jeher, zum Theil auch jetzt noch von Reitervölkern bewohnt werden, daß gerade hier das Pferd von den wichtigsten Arbeiten, die es sonst überall in Rußland und in andern Ländern für den Menschen übernimmt, ausgeschlossen und der Ochse in so vieler Hinsicht an seine Stelle getreten ist. Im ganzen russischen Süden verrichtet der Ochse nicht nur die gewöhnlichen Geschäfte des Ackerbaues, das Pflügen, Getreideeinholen u. s. w., sondern dient auch als Lastthier dem weitgehenden Handel und vollbringt so weite Waarentransporte, wie sonst diesem Thiere nirgend mehr zugemuthet werden. Das Pferd dient fast nur zum Reiten, zu Spazierfahrten und wird nur in den großen Tabunen (wilden Pferdeheerden) als Handelsartikel erzielt. Man sagt, die Kleinrussen hätten für den Ochsen eine eingewurzelte Vorliebe und gegen das Pferd als Hausthier einen unüberwindlichen Haß. Der Ochse kommt bei schlechten Wegen in dem erstaunlich zähen Schlamme der Steppenoberfläche besser fort, er erträgt die trockene Hitze und den Staub des Steppensommers leichter. Er nährt sich in den grasreichen Steppen billiger. Dies sind indeß doch nur einzelne Kleinigkeiten, es ließe sich ebenso viel wieder gegen den Ochsen, der bei Regen und Kälte gar nicht zu brauchen ist, sowie für das Pferd anführen, und es bleibt bei der Sache doch immer etwas Sonderbares und Unerklärliches. Ein durchaus nothwendiges Erfordernis bei einer „Walke" ist ein Hahn, der seinen bestimmten Sitz auf dem vordersten Wagen hat und den Fuhrleuten des Nachts statt der Uhr dient. Dieser Hahn ist so an die Walke gewöhnt, daß er nie seinen Herrschersitz auf dem vordern Wagen verläßt, außer wenn es zum Speisen geht, wo er immer mit seinen Herren, den Tschumaks, gemeinschaftlich dinirt, die ihm gewöhnlich sehr zugethan sind und ihm schmeicheln und Gutes thun.

Von den übrigen Abschnitten theilen wir die Überschriften mit kurzen Bemerkungen über ihren Inhalt mit. „Russische Literatur"; allgemeine Raisonnements ohne Charakteristik einzelner Autoren. „Großrussische und kleinrussische Sprache"; letztere soll sich zu ersterer wie das Plattdeutsche zu dem Hochdeutschen verhalten; das Großrussische ist die allgemeine Schrift- und Conversationssprache. Das bekannte Lied „Schöne Minka, ich muß scheiden" u. s. w. soll ein Kosack Klimowsky zur Zeit Peter des Großen gedichtet haben; mit derselben Melodie, mit welcher wir es singen, ist es in ganz Kleinrußland verbreitet. Der Name Minka kommt jedoch darin nicht vor, und der Verf. der „Russischen Zustände" weiß es sich nicht zu erklären, wie wir dazu gekommen sind, da „Minka" ein selten vorkommender Männername ist. „Zustand der kaiserlichen Apanagengüter." „Öffentlicher Unterricht." „Beiträge zur Kunstgeschichte"; lauter trockene Statistik. „Musikalischer Sinn in Petersburg"; Alles spielt Clavier, doch steht es dort überaus schlecht mit dem musikalischen Sinn. „Sitten des alten russischen Adels"; die bekannten Züge, als unmäßiger Luxus, schlechte Wirthschaft, rasende Vergnügungssucht, bodenlose Gemeinheit. Nach einer sehr alten Sitte müssen in jedem anständigen Hause von Moskau mindestens einige junge Mädchen adoptirt werden; sie sind die unglücklichsten Geschöpfe, die man auf der Welt denken kann, eine der Dienerinnen des Hauses, wenn sie noch ganz klein ist, wird vornehm angekleidet, mit den eigenen Kindern erzogen und geliebkost, bis sie groß geworden ist; dann beginnen ihre Leiden: sie muß sich der ganzen Familie angenehm zu machen wissen, darf keinen Wunsch, keinen Gedanken für sich haben, muß die Töchter vom Hause ankleiden und für sie arbeiten, sie muß mit demüthigster Ergebung die üble Laune ihrer sogenannten Wohlthäterinnen ertragen, muß lachen, wenn sie weinen möchte, und weinen, wenn ihr das Lachen hinter den Lippen sitzt; bei der geringsten Versäumniß hagelt es Vorwürfe über ihre Nachlässigkeit, Trägheit, Undankbarkeit. Eine kleine Erzählung aus dem Leben der vornehmen russischen Misère, deren Hauptfiguren eine solche Adoptivtochter und ein niederträchtiger Favorit sind, beschließt diese „Russischen Zustände". 20.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Forststatistik

der

deutschen Bundesstaaten.

Ein Ergebniß forstlicher Reisen

von

Karl Friedrich Baur.

Zwei Theile.

Gr. 8. 3 Thlr.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 265. — 22. September 1842.

Das Turnwesen. Von E. M. Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 264.)

Daß der „Turnmeister Jahn" eine durchaus ungerechte Behandlung von Seiten der Regierung erfahren hat, das kann uns nicht abhalten unser tadelndes Urtheil rücksichtslos über ihn auszusprechen. Indem wir die Ungerechtigkeit des erlittenen Verfahrens — die indessen viele Andere in noch höherm Grade empfunden haben — hier vollkommen anerkennen, haben wir doch keine Lust, jener falschen Generosität zu fröhnen, die eine Unverletzlichkeit auf Kosten der Wahrheit für den Verfolgten in Anspruch nimmt.

So sehr wir ferner auch mit Arndt in die Rüge gegen das erbärmliche Klatschgetreibe unserer jungen Schriftsteller einstimmen, die theils aus geistiger Armuth, theils aus Neid und aus Unfähigkeit, das Wesentliche und Schöne einer Persönlichkeit aufzufassen, eine eigentliche Jagd auf ärgerliche Anekdoten anstellen und durch herausgerissene Züge aus dem Privatleben die Bilder unserer großen Männer nicht ausmalen, sondern verzerren, so können wir doch auch nicht verkennen, daß es gewisse Charaktere und Persönlichkeiten gibt, in denen sich das Gebiet des öffentlichen und des Privatlebens gar nicht trennen läßt. Zu diesen gehört ganz gewiß der Turnmeister Jahn, der von jeher bestrebt gewesen ist, auch seine unwesentlichsten Äußerungen zur Öffentlichkeit zu erheben und der seine ganze Person, sein Äußeres, seine Form, seine Redeweise u. s. w. ganz eng mit in seine Ideen verwebt hat, sodaß man über diese gar nicht sprechen kann, ohne auf die Persönlichkeit Jahn's einzugehen. Derselbe kann sich also nicht beschweren, wenn sein Wunsch nach Veröffentlichung seiner Persönlichkeit auch erfüllt wird, wenn die Resultate auch etwas verschieden ausfallen, wie er geglaubt haben mag.

Der verstorbene Immermann, dem man, trotz seines ruhelosen Experimentirens mit allen Genien des Lebens, wodurch er endlich die Zauberformel zu finden hoffte, die ihm befriedigtes und seliges Lebensbewußtsein gewähren sollte, eine scharfe Beobachtungsgabe und eindringende Menschenkenntniß im Einzelnen, wenn auch nicht im Allgemeinen, sicher nicht absprechen kann, fällt folgendes Urtheil über Jahn:

„Jahn und sein Turnen, wie er es trieb, ist ein Beweis, wie eine an sich vortreffliche Sache durch verkehrte Mittel gänzlich verdorben werden kann.

Mit diesem harten Urtheile müssen wir größtentheils übereinstimmen.

Was zuerst das Turnen als Mittel zur körperlichen Ausbildung anbetrifft, so haben auch hier von Seiten Jahn's Übertreibungen stattgefunden, die dem an sich trefflichen Zwecke großen Schaden gebracht. Das alte Wort: In corpore sano mens sana, findet heutzutage mehr denn jemals seine Anwendung. Unserm jetzigen Geschlechte fehlt es an Frische und Unmittelbarkeit der Seele, es fehlt ein gesundes und richtiges Verstehen der Natur und der Geschichte. Bei aller Gelehrsamkeit und Verstandesquengelei sind wir arm an starken Gefühlen, arm an gesunden Sinnen, arm an jener frommen und kindlichen Gesinnung, deren Blicke sich einzig und allein die unendliche Schönheit der Welt erschließen und woraus einzig und allein eine sichere, feste Moral, eine rege und kühne Thatkraft entspringen kann. Dieser feinste Lebensäther, ohne welchen alle sogenannten Kenntnisse und logische Fertigkeiten todt und unnütz sind, steht gewiß mit einem kräftigen, gesunden Körper im engsten Zusammenhange. Die einseitige Kopfthätigkeit, welche unserer jetzigen Erziehung zu Grunde liegt, hat jenes Geschlecht klügelnder und übermüthiger Gesellen erzeugt, denen es an Muth, Gesinnung und Hochherzigkeit trotz ihrer Renommistereien entschieden fehlt. Dieser Zustand hat sich in den letzten 25 Jahren, besonders durch das auf die Spitze getriebene preußische Erziehungssystem, noch sehr verschlimmert, sodaß wir leider gestehen müssen: unsere Jugend hat keine Jugend mehr, sie ist um ihr wahres, jugendliches Leben, aus welchem allein doch ein tüchtiges Mannesleben sich entwickeln kann, auf eine bemitleidenswerthe Art betrogen. Aber auch zu Jahn's Zeiten stellte sich dieser Mangel an aller jugendlichen Frische und Lebendigkeit deutlich genug heraus, und sein Bemühen, jene empfängliche Zeit für eine naturgemäßere Jugenderziehung anzuregen und auszubeuten, verdient gewiß im Allgemeinen die höchste Anerkennung. Nur leider machte er aus dieser an sich wahren Idee nach gewohnter Weise wieder eine Fratze. Statt die Kinder laufen, klettern, ringen, werfen, schwimmen, schießen, fechten u. s. w. zu lassen, statt alle die unzähligen Spiele wieder in ihr al-

tes Recht einzusetzen, mittels derer sich der Körper und die Fröhlichkeit der Seele von selbst entwickelt, stellte er ein System von Muskelübungen auf, gewissermaßen eine abstracte Muskellogik, wodurch er eben das Jugendliche, was er wieder erzeugen wollte, aus der Gymnastik völlig vertrieb. Ganz gewiß ließe sich eine Aufsicht und eine verständige Anordnung organisiren, wodurch alle jene unzähligen körperlichen Fertigkeiten, die uns jetzt mangeln, an öffentlichen Kinderplätzen geübt und erworben würden, und wodurch sich zugleich jener kindliche Jubel in voller Schönheit entfaltete, den wir jetzt vermissen. Nicht aber durch solch pedantische, abstracte Übungen läßt sich das erreichen, sondern durch ein mannichfaltiges, concretes Leben, wie es in tausend jugendlichen Spielen und Übungen von selbst hervortritt, wenn nicht unnatürliche Verhältnisse es unterdrücken. Es ist lächerlich, die ersten körperlichen Versuche der Kinder schon als eine ernste, systematische Wissenschaft behandeln zu wollen, und nirgend hat sich unsere Unnatur wol deutlicher gezeigt als eben in diesem fehlgeschlagenen Versuche, zur Natur zurückzukehren. Wenn man auch die Turnplätze nicht von Amtswegen geschlossen hätte, so wären sie doch von selbst leer geworden. In diesem Augenblicke sind sie überall erlaubt, man versucht sie sogar wiederzubeleben, jedoch mit schlechtem Erfolge. Die eigentliche Lust zu jenen abstracten Muskelübungen wird der Jugend nie kommen, und selbst diejenigen jungen Leute, die noch traditionell eine große Verehrung für das Turnen haben, üben es doch nicht praktisch. Die Burschenschaften hatten das Turnen als ein Grundprincip ausgesprochen, aber ehe es noch von den Regierungen verboten wurde — auf einigen Universitäten ist es nie verboten — starb es von selbst ab.

Ein weit größerer Vorwurf trifft aber die moralische Seite, welche Jahn beim Turnen mit ins Auge faßte. Jahn glaubte bemerkt zu haben — ob aus eigener Beobachtung, oder ob durch Arndt, Fichte u. s. w. belehrt, wollen wir dahingestellt sein lassen —, daß es uns an Vaterlandsliebe, Muth, Keuschheit und manchen andern guten Dingen fehle. Diese Beobachtung war eine richtige. Aber falsch war es, daß Jahn sich einbildete, diese Mängel radicaliter auf dem Turnplatze heilen zu können; noch falscher, daß er es auf eine so äußerliche Weise anfing. Er zeigte dadurch, daß er so eigentlich die ganze Schönheit, die Innerlichkeit, das Wesen dieser Eigenschaften wol selbst nicht besäße.

Mit der Vaterlandsliebe ist es heutzutage bei uns Deutschen eine eigene Sache. Sie ist seit Jahrhunderten aus der Seele unsers Volks entschwunden, und nur den tiefsten und reichsten Naturen ist es dann und wann gelungen sie auf dem Culminationspunkte ihrer Bildung wieder in sich zu erzeugen. Heutzutage kann man sein Vaterland nicht eher lieben, bis man es kennt, bis man erlebt hat, wodurch es sich von andern Ländern unterscheidet und wie eben unsere Individualität einzig und allein in diesem Vaterlande wurzeln und gedeihen kann. Diese tiefste Überzeugung liegt nicht flach auf der Hand, sondern ist ein verborgener Schatz, der erst spät aus dem Innersten unsers Gemüths hervorgegraben werden kann. Die Vaterlandsliebe kann bei unsern jetzigen Zuständen nur Eigenthum des reifen Mannesalters sein, und wenn man vor der Zeit sie der Jugend anlernen will, so kann man nichts Anderes erzielen als Lüge, Phantasterei und hohle Phraseologie. Es ist nicht so leicht, das Wort „Deutsch" zu verstehen und sich seiner Bedeutung wahrhaft bewußt zu werden, und ohne dieses Bewußtsein ist die Liebe nicht möglich. Die Vaterlandsliebe ist bei uns leider nicht mehr jene unbewußte Eigenschaft der Naturvölker, sie muß erworben werden. Dadurch, daß man der Jugend beständig die Worte Vaterland und Deutschthum in den Mund legt, daß man ihr diese edelste Eigenschaft als ein todtes Dogma einpaukt, dadurch versündigt man sich an einer hohen und heiligen Sache und entweiht das innerlichste, schönste Gefühl. Ein äußerliches Pfaffenthum, ein todter Ceremoniendienst dient eben nur dazu, um die letzten Keime völlig zu zerstören, und Jahn war so recht ein Pfaffe der Vaterlandsliebe im schlimmsten Sinne des Worts. Er richtete die Jugend ab zu unverstandenen vaterländischen Äußerungen und glaubte damit wirklich die Herzen gewonnen zu haben. Hätte er selbst wirkliche Liebe besessen, so würde er diese Lüge erkannt, sie würde ihn angeekelt haben. Ref. spricht hier aus eigener Erfahrung; seine Jünglingszeit fiel eben in jene fratzenhafte Schönthuerei und Großsprecherei mit den Worten Deutschthum und Volksthum, er selbst wurde davon angesteckt und es hat lange gedauert, ehe er dieser wie mancher andern Lüge auf die Spur gekommen ist. Ein Vermeiden von Fremdwörtern, einige historische Namen, wie Arminius, Luther, Hohenstaufen, Niebelungen — deren Bedeutung man ebenso wenig kannte —, lange Haare und altdeutscher Rock und vor Allem grenzenloser Hochmuth auf diese erbärmlichen Äußerlichkeiten, darin bestand die patriotische Bildung, die Jahn seinen Turnern mittheilte. In den Burschenschaften hat diese Einwirkung Jahn's zum größten Nachtheile bis zum J. 1830 sich fortgesetzt und hat der lebendigen, wahrhaft-vaterländisch zeitgemäßen Entwickelung, die ursprünglich in diesen Verbindungen lag, den größten Eintrag gethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwölf Briefe über das Erdleben. Von Karl Gustav Carus. Stuttgart, Balz. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bescheiden nennt der gelehrte Verf. in der Vorrede diese Briefe Reverien, geschrieben zur Belehrung und zur Erschließung des Blicks für Naturwahrheit und Naturschönheit in gebildeten Männern und Frauen, und in der That ist die traumartige Färbung darin nicht zu verkennen, wenn wir auf die dem Ganzen zum Grunde liegende universelle naturphilosophische Ansicht sehen, wie sie sich, nicht selten im Widerspruch mit neuern physikalischen Ansichten, durch das Ganze hindurchzieht und hypothetisch die verschiedenartigsten Phänomene der Natur zur Einheit verschlingt. Aber es sind Träume, in denen sich

ein reicher Geist und ein schönes poetisches Gemüth abspiegeln, die ein ernstes und tiefes Studium der Natur voraussetzen und, weit entfernt, blos zur Unterhaltung und zu einem Spiele in müßigen Stunden zu dienen, vielmehr zum strengsten Nachdenken auffodern und selbst dem Naturforscher vom Fache hinreichenden Stoff zu vielseitigen Betrachtungen geben werden; ja, wir unsers Theils sind der Überzeugung, daß Das, was man allgemeine Bildung nennt, nicht wohl zum Verständniß dieser Briefe hinanreichen, daß vielmehr eine Bekanntschaft mit den besondern naturhistorischen und physikalischen Studien vorausgesetzt wird, wie sie nicht jedem gebildeten Menschen zukommt. Weit entfernt indessen, mit diesen Worten einen Tadel auszusprechen, empfehlen wir sie Allen, die sich überhaupt für das Studium der Natur im Allgemeinen interessiren, zur sorgfältigsten Beachtung. Denn das zeichnet dieses Buch vor so vielen andern vortheilhaft aus, daß es uns einen klaren Überblick über das gesammte Erdleben verschafft, daß Erscheinungen, die verschiedenen naturhistorischen Zweigen angehören und daher auch von verschiedenen Fachgenossen auf besondere Weise betrachtet worden sind, sich hier gleichsam als Zweige Eines Stammes darstellen und von einer höhern Idee befruchtet werden. Das Ganze ist gewissermaßen eine Verkündigung und Entschleierung „des Werdenden, das ewig wirkt und lebt", keinen Stillstand, kein beharrendes Sein kennt, in unendlichen wechselnden Bildungen die göttlichen Urbilder (Ideen) zu stetiger Verwirklichung bringt und so der eine ewige Grund der gesammten Welterscheinungen wird, unter welcher Vorstellung der Verf. die gesammte Natur zusammenfaßt und welche er in dem ersten dieser „Briefe" an die Spitze seiner Untersuchungen stellt. Es ist schon hieraus begreiflich, daß er von diesem Standpunkte aus den schroffen und durch nichts zu rechtfertigenden Unterschied zwischen einer belebten und unbelebten Natur nicht anerkennt. Ihm ist das All der Welt nur dadurch vorhanden, daß innerhalb eines höchsten göttlichen, sich dadurch selbst anschauenden Urwesens das unermeßliche Reich der Ideen und der Natur sich wechselseitig und unablässlich durchdringen; es kommt der gesammten Welterscheinung der Begriff dieses Einlebens, dieses „Lebendigseins" ganz ebenso zu wie jeglichem einzelnen Organismus, und es herrscht nothwendig Leben durch alle Sphären des Weltalls, sodaß dann auch der wahrhafte und absolute Gegensatz des Lebens, d. i. ein wahrhafter und vollkommener Tod, gänzlich unmöglich ist, indem er durchaus zusammenfallen würde mit dem Begriff eines absoluten Zero oder eines vollkommenen Nichts. Jedes Entstandene, jede individuelle Naturerscheinung, ist, wie in dem zweiten Briefe gezeigt wird, einestheils, der ihr inwohnenden Idee nach, unvergänglicher, ewiger Art, und anderntheils, inwiefern ihre Erscheinung durch Naturelemente bedingt wird, wechselnder, vergänglicher Art; sie ist unsterblich als Idee, sterblich als Phänomen, das Sterben ist demnach nur eine Verwandlung der Lebensform.

Sehr schön vergleicht der Verf. die ganze belebte und begeistete Natur einer unendlichen Sphäre, deren Centrum an jeder gedenkbaren Stelle, deren Peripherie nirgend gefunden wird. Aus diesem dem All der Natur eigenthümlichen Princip der sphärischen Gestalt erklärt sich dann, warum jeder als Einzelwesen hervortretende Organismus ebenfalls die sphärische Gestalt als seine Urbildung darstellen oder darleben müsse. Müssen wir aber in der unendlichen Natur die völlige Gleichheit ihrer Durchmesser und somit das Wesentliche und Charakteristische der Kugelgestalt anerkennen, so liegt hierin sogleich die entschiedene Nöthigung, warum als die Urgestalt jedes besondern Organismus eine mehr oder weniger vollkommene Wiederholung jener Gestaltungseigenthümlichkeit des Makrokosmus, nämlich unendlich viele, unter sich gleiche Durchmesser zu haben, gefodert wird, mit einem Worte, warum jeglichem organischen Einzelwesen die Gestalt der Kugel als früheste Grundform seines Daseins zukommen muß. Diesem Fundamentalgesetze alles Bildungslebens reiht der Verf. noch zwei andere an, nämlich: 1) daß alle Entstehung eines organischen Ganzen nur aus dem Element des Flüssigen möglich sei, und daß 2) jedes sich bildende, sich gestaltende Individuum um so mehr einfache durch die ersten geometrischen Constructionen bestimmbare Formen, und um so mehr Einfachheit in dem Wechselspiele seiner Thätigkeiten, sowol zwischen seinen innern Gliederungen als nach seinen äußern Verhältnissen darstellen müsse, je weiter wir in der Geschichte seines Bildungslebens zurückgehen, sodaß es also in jeglicher Beziehung stets von größerer Einfachheit zu höherer Mannichfaltigkeit heraufwachse. Die Verwirklichung dieser Gesetze wird an der Entstehung der Meteorsteine und des Wassertropfens gezeigt. Was das erstere dieser Gesetze betrifft, so möge uns der Verf. die Bemerkung gestatten, daß wir uns zwar, vom endlichen Standpunkte aus betrachtet, das All unter sphärischer Gestalt denken mögen, daß dies aber doch immer nur ein Bild ist, denn jede Kugel kann nicht ohne Grenzen gedacht werden; als Kugel hört sie auf unbegrenzt, unendlich zu sein, sie hat auch keine Dimensionen.

Im dritten Briefe führt uns der Verf. zur Betrachtung des Sternenhimmels. Er bestätigt hier die gewöhnlichen Vorstellungen von der Schwere, von der Hast und Schnelligkeit, mit welcher sich die Weltkörper bewegen sollen, von der Leerheit des Weltraums und von einer irgendwo oder wol gar in unzähligen Himmelsgebilden stattfindenden absoluten Ruhe und gänzlichen Bewegungslosigkeit. Ihm ist da, wo individuelle Bildung besonderer Weltkörper nicht erfolgt ist, das ursprüngliche Bildungselement aller Weltkörper, das Seiende schlechthin, das noch schlechthin Unbestimmte, noch völlig Indifferente und deshalb auf keinen unserer Sinne Wirkende nothwendig vorhanden: der Äther, abgeleitet von ἀεὶ θέω, d. i. in ewiger Bewegung sein. Er erfüllt den unendlichen Weltraum und in ihm setzt die göttliche Idee unendliche Differenzirungen, unendliche Lebensspannungen, von denen uns die ausstrahlende, excentrische Spannung als Licht, die zusammenhaltenden concentrischen Spannungen als Schwere erscheinen. Wie wir in der Bildung eines beschränktern Organischen und schon im Ei gewahr werden, nämlich das Unterordnen von Gebilden um Gebilde, von umfangenden oder peripherischen um centrale oder Mittengebilde, so herrscht auch dieses Gesetz in den mächtigsten kosmischen Phänomenen. Gewisse Sphären werden central, während andere peripherische, zugleich mit jenen aus dem Äther sich entwickelnd, ein System von Weltkörpern, etwa gleich unserm Sonnensystem bilden. Schon ein flüchtiger Blick auf unser Sonnensystem zeigt uns deutlich verschiedene Entwickelungsstufen dieser Gebilde, von den meteorischen nebelhaften Kometen zu den einfachen Planeten, dann zu den sonnenhaften mit Monden umgebenen Planeten und endlich bis zur Sonne selbst, und schon da unterscheiden wir ein Hervorgehen aus dem Unbestimmten zu dem Bestimmten und eine Fortschreitung vom Peripherischen zum Centralen. Von hier wendet sich unser Verf. zu jenen licht-nebelhaften Stellen des Firmaments, welche die Keime zur Entwickelung neuer Sternbildungen zu enthalten scheinen, den Nebelmassen und zur Milchstraße.

Im vierten Briefe knüpft er daran die Betrachtung der Doppelsterne und der sphärischen Lichtnebel, der Fixsterne und ihres Lichtwandels, unsers Sonnensystems, der Spiralbewegung, die er den Sonnensystemen statt einer bisher angenommenen Bewegung in Ellipsen vindicirt, der Planeten, Monde und Kometen.

Der fünfte Brief behandelt die innern Verhältnisse des Sonnensystems und die Periodicität seiner innern Bewegung, die eigenthümliche Natur und Bewegung der Kometen und das Zodiacallicht, welches der Verf. als einen unter gewissen Bedingungen noch wirklich erscheinenden Überrest verdichteten Äthers der primitiven Ätherspähre unsers Sonnensystems betrachtet. Wir bemerken hierbei, daß, wenn oben der Verf. das Licht in Gegensatz der Schwere, aus einer differenten, excentrischen Lebensspannung aus dem Äther hervorgehen ließ, der Äther selbst, als indifferent, wol nicht als leuchtend gedacht werden könne.

Im sechsten Briefe wendet sich der Verf. zu unserer Erde und zunächst zu ihrer Bildung. Wir bemerken hier nur, daß sich derselbe das erste Erscheinen des Erdplaneten in der Form einer um sich selbst und um die Sonne rollenden Nebelsphäre aus gasig und dunstig verdichtetem, sich differenzirenden Äther vorstellt. In jener Nebelsphäre treten die verschiedenartigsten Elementarstoffe in embryonischen, d. i. in der der Form des Äthers zunächststehenden Gas- und Dunstform hervor, werden ungeheuere Wolken von Silicium-, Aluminum-, Kalium- und Calciumdämpfen aus dem Äther geboren und bilden nun eine schon mehr verdichtete rotirende Dunstkugel; die Urgasarten: Sauerstoffgas, Wasserstoffgas und Stickgas treten hervor und die Entladung elektrischer Polarität zwischen diesen Elementen von Erde und Luft rufen die beiden andern Elemente, das Feuer und Wasser hervor, das erstere in Verbrennung jener metallischen Dämpfe zu tropfbar-flüssig geschmolzenen Erden, das andere als Product verbrannten Wasser- und Sauerstoffgases als wässerige Dämpfe. So schreitet denn die Metamorphose aus Gas zu Dampf, aus Dampf zum Tropfbarflüssigen, deutlich eine Stufe weiter, und wenn der erste Schöpfungstag der Erde durch ihren kometenähnlichen Zustand als Nebelsphäre bezeichnet wurde, so ist ihr zweiter Schöpfungstag bezeichnet durch den Zustand des wolkenumgebenen, feurig geschmolzenen Tropfbarflüssigen; die Erde ist zu denken als ein ungeheurer Tropfen feurig geschmolzener Erden, umgeben von einer Atmosphäre gasiger Stoffe und wässeriger Dünste. Im weitern Fortschreiten der Bildung tritt aus dem Tropfbarflüssigen das Starre der Erde hervor, während anderes Dampfförmige zu Tropfbarflüssigem (zu Wasser) wird. Dies bezeichnet den dritten Schöpfungstag des Planeten. Mit der Abkühlung und vollkommenern Erstarrung der nach Verbrennung zu Erden oxydirten Kiesel-, Thon-, Talk-, Kalk-, Kali- und andern Metalle und mit deren Zusammenschmelzung zu jener ersten im größten Übergewicht immer wesentlich kieselhaltigen Schale des Erdkörpers ist denn also die Kugelschale gegeben, welche mit dem Namen des Urgranites bezeichnet wird, weil sie sich überall als letztes Fundament der von uns gekannten Gebirgsarten zeigt. Gleichzeitig aber mit diesem starren Niederschlage ist dann auch das Niederschlagen des gleichfalls abgekühlten und verbrannten Hydrogens oder der Wasserdämpfe der Atmosphäre in die Vertiefungen dieser Schale zu denken, und somit das Entstehen eines die krystallinisch angeschossene Urhohlkugel des Planeten großentheils umflutenden Urmeeres, welches, genugsam abgekühlt, hin und wieder ebenfalls krystallinisch wird und zu Eis anschießt, und erst mit diesem Vorgange, mit der Sonderung von Wasser und Erde, darf die dritte Schöpfungsperiode der Erde als beschlossen gedacht werden. Nach und nach klärten sich Urgewässer und Atmosphäre dergestalt auf, daß jetzt vielleicht zum ersten Male die Lichtspannung des Planeten mit der Sonne und mit dem weiten Firmamente die neue Planetenfläche belebend und begeistigend berühren konnte, eine Epoche, welche als Schluß der vierten Periode der Erdentwickelung oder eines vierten Schöpfungstages betrachtet werden kann. Der fünfte Schöpfungstag wird charakterisirt als Belebung des Erdplaneten durch Wechselwirkung mit der Sonne. Ungeheuere Anschwellung innerer geschmolzener Massen, neue Aufbersturgen und Erhebungen der Erdfläche und Vorbrechen der neuern Granite, Porphyr und namentlich der trachytischen Gesteine, des Basaltes, der Phonolithe und Dolomite, Übersättigung der aus ihren Betten gedrängten Gewässer mit den Trümmern der geborstenen und zermalmten frühern Gebirge u. s. w., zugleich mit Untergang des Einzellebens der Erdgeschöpfe, bezeichnen den sechsten Schöpfungstag. Mit dem siebenten trat endliche Beruhigung der Erdfläche und Entwickelung einer neuen Belebung ein.

Im siebenten Briefe wird uns eine Physiognomik der Erdfläche gegeben und auf den interessanten Parallelismus zwischen ihr und der Mondfläche hingewiesen. Vaterländische Leser werden sich besonders an der Schilderung der Genesis der Gebirgsgegend der sogenannten sächsischen Schweiz erfreuen.

Der achte Brief ist dem Wasser gewidmet. Der Verf. unterscheidet Urgewässer und secundaire Gewässer. Zu den erstern rechnet er die Meere und die mit ihnen zusammenhängenden Quellen, welche tief unter den Schichten der Urgebirge hervor, zum Theil von innern, noch nicht erloschenen Gluten der Erdkugelschale erwärmt, oft im hohen Temperaturgrade und mit bedeutender Gewalt heraufsteigen; zu den letztern diejenigen, welche aus atmosphärischen Niederschlägen verdampfter Urgewässer, theils als Regen an den Bergen herniederfließen, nach bestimmten Flußgebieten zu Flüssen und Seen sich vergrößern, oder eindringend im lockern Erdreich zu Quellen sich sammeln und dann mit den Bächen und Strömen fortfließen. Hieran schließen sich Betrachtungen über den Kreislauf der Gewässer als Meeresströmungen, Ebbe und Flut und im Innern der Erde, sowie über das Leuchten des Meeres an.

Im neunten Briefe werden das die Erde umgebende Luftmeer, die Höhe und Wölbung der Atmosphäre, die Schwankungen in ihrer Dichtigkeit, ihre Strömungen, die Winde, Stürme, Wirbelbewegungen und Wasserhosen besprochen.

Der zehnte Brief gibt ein interessantes Bild des Wolkenlebens, wobei besonders Howard's und Goethe's Verdienste um die Enthüllung der dahin einschlagenden Gegenstände hervorgehoben werden.

Gegenstände der Betrachtung im elften Briefe sind: Feuererscheinung, Verbrennung, Flamme, Verbrennen der Meteore, Urfeuer der Vulkane im Gegensatz zu andern secundairen Feuererscheinungen, elektrische Feuererscheinung, Blitz und verschiedene Gewitterformen. Sehr sinnreich ist folgende Erklärung des Blitzstrahles: „Denke dir", heißt es S. 266, „eine Reihe von 10—12 Billardkugeln auf einer Ebene aneinandergelegt. Du stößest jetzt mit kurzem Stoß die erste an, und die ganze Reihe bleibt ruhig, aber die äußerste letzte löst sich ab. Wir sagen, der Stoß (auch an sich nicht etwa besonderes Substanzielles, sondern eine Bewegung) sei durch die Reihe hindurchgegangen, und so ist es, aber ohne daß er auf diesem Wege irgendwie sinnlich wahrnehmbar wäre. Jetzt denke dir, daß auf gleiche Weise durch die Körper, welche wir leitende nennen, die elektrische Wirkung sich fortpflanzt, und daß, wenn diese Wirkung durch die an sich schlecht leitende Luft überspringt, sie dieses nicht vermag, ohne die auf diesem Wege zu durchsetzende Luft, wie sie sie durchströmt, überall leuchtend, ja glühend zu machen, ja sie ebendeshalb chemisch zu verändern. Denke dir also einmal auch die Luft zwischen dem sich entladenden und dem den Schlag empfangenden Körper als eine Reihe luftiger Kugeln, so geht die elektrische Wirkung wie der Stoß durch jene Billardkugeln hindurch, allein nicht wie durch jene unbemerkt hindurch, sondern jene Luftkugel wird für die unendlich kleine Zeit, da sie der Träger der elektrischen Wirkung ist, leuchtend und glühend, und erlischt wieder, sowie die folgende die Wirkung aufnimmt u. s. f. Unserm Auge, das schon die mit der Hand geschwungene Kohle als Lichtlinie sieht, erscheint nun allerdings, bei der ungeheuern Schnelligkeit der Wirkung, dieses Fortschreiten als Linie — als Blitzstrahl, allein im Moment gehemmt gedacht, ist der Blitz eine leuchtend glühende Luftkugel — gleichsam ein glühender Lufttropfen."

Der zwölfte Brief endlich beschäftigt sich mit der Elektricität in verdünnter Luft, den Polarlichtern, der Elektricität, insofern sie Magnetismus hervorruft, dem Magnetismus, der Periodicität einer Bewegung.

Es wäre zu wünschen, daß der Verf. sich bewogen fühlen möge, diese „Briefe" fortzusetzen und seine Betrachtungen auch auf das sogenannte organische Leben zu erstrecken, wo ihm, dem anerkannt trefflichen Physiologen, die Quellen noch reichlicher zufließen würden. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 266. — 23. September 1842.

Das Turnwesen. Von E. M. Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 265.)

Mit dem Muthe und der Keuschheit ging es ebenso wie mit der Vaterlandsliebe. Gewiß ist eine muthige und keusche Jugend besser wie eine feige und lüderliche. Aber so leicht und äußerlich gesetzlich, wie Jahn glaubte, lassen sich diese innersten Seeleneigenschaften auch nicht wieder erzeugen. Ein großes Maul auf dem Turnplatze und ein hochmüthiges, rücksichtloses Verdammen jedes jugendlichen Fehltritts machen noch keine muthigen und keuschen Jünglinge, sondern rohe, unwahre Renommisten. Die Menschen lassen sich zu ihren edelsten Tugenden nicht abrichten wie die Pudel, und die Fehler, die sich durch eine tausendjährige Geschichte in ein Volk hineingebildet haben, werden mit ein paar Floskeln nicht ausgemerzt. Jahn hat weder patriotische, noch keusche, noch muthige Jünglinge gezogen, sondern eitel Heuchler, Pedanten und Renommisten, die nach ein paar Jahren oberflächlichster Überschwänglichkeit nur desto vollendetere Philister wurden. Die Anlage zur Lüge, die leider in unserer Zeit so sehr vorwiegt, hat Niemand so sehr in der Jugend genährt wie eben Jahn.

Arndt möge uns diese harten Worte gegen den alten Kampfgenossen zugute halten. Es handelt sich um Wahrheit und nicht um Complimente; ohnedem sind wir überzeugt, daß wir dadurch den ehemaligen Turnmeister keine tiefe Herzenswunde versetzen; in seiner abgeschlossenen Selbstgefälligkeit hat er aes triplex circa pectus. Eben was wir an Arndt verehren, vermissen wir an Jahn. Wirkliche Liebe, wirkliche Kraft, wirkliche, tiefe Deutschheit, wirklichen Wahrheitssinn und wirkliches Verstehen unsers deutschen Wesens — Eigenschaften, die wir in Arndt mit liebevoller Demuth bewundern — besitzt Jahn eben nicht, und es kommt unserer Zeit wol zu, hier die Spreu von dem Weizen zu scheiden.

Abgesehen von der gutmüthigen Aufwallung Arndt's, wodurch er bewogen wurde seine Vertheidigung und Anempfehlung einer mehr öffentlichen, den Körper kräftigenden Jugenderziehung auf Jahn mit auszudehnen, ist diese kleine Schrift an Inhalt und Form ein wahres Meisterstück, voll der tiefsten Andeutungen und Bemerkungen. Die Mängel und die Vorzüge unsers deutschen Wesens sind mit überzeugender Klarheit und Tiefe auseinandergelegt, die Resultate, welche für Erziehung daraus erwachsen, dringen sich mit Wärme auf. Schon Arndt's „Erinnerungen aus meinem Leben" war ein Buch, was hundert pädagogische Compendien aufwog; es zeigte in lebendiger Anschauung, nicht in todten Lehrsätzen, welche Bedingungen dazu gehörten, um ein kräftiger, edler Mensch zu werden, und ließ uns unsere Entbehrungen in dieser Beziehung schmerzlich empfinden. Wir können nicht umhin einige Stellen aus dieser kleinen Schrift herauszuheben, in denen Arndt einige der tiefsten Lebensfragen unsers Volks und unserer Zeit bespricht.

Ja, es war ein eisernes Geschlecht das germanische, ein kühnes, todtverachtendes, ins Eisen sich stürzendes, weil es im seligen Glauben selbst in der Zeit seines Heidenthums eines unvergänglichen Lebens gewiß war. Wir kennen aus den Geschichten und Sagen der ältesten germanischen Vorzeit, wie der streitbare tapfere Sinn der Männer in Waffenspielen und Schwerttänzen sich belustigte. Noch heute sind an den äußersten Enden der germanischen Welt, in den Shetlands- und Schafinseln der Engländer und Dänen jene Spiele als Festspiele üblich. Der Sinn des Eisens, der Sinn des edeln eisernen Todes für edle und hohe Dinge lebt gottlob in allen Völkern von diesem Stamme noch unverloren und unverloschen; aber jene eisernen Zeiten und eisernen Sitten, von welchen Skalden und Barden weiland zu singen wußten, sind längst dahin; und was die kriegerische und barbarische Einfalt in jenen ältesten Tagen unbewußt und gleichsam wie von selbst durch den innersten Lebenstrieb liebte und übte, muß in unserer Zeit, wo mancherlei edle und unedle Kunst der Bildung schönerer und zarterer, aber auch weicherer und fauler Sitten pflegt, mit bewußtem Verstande gefaßt und genährt werden. Es gilt jetzt ein anderes Gesetz für die Völker, die unter dem nördlichen Himmel wohnen.

— Wir wohnen unter einem ziemlich rauhen, kalten und feuchten Himmel, welcher bei Sitten und Zuständen der Bildung und Entwickelung, die von Reizen und Gefahren der Weichlichkeit wimmeln, neben manchem Starren und Einförmigen, was er mit sich führt, auch genug Abspannendes und Erschlaffendes hat. Viele langsame und trübe Frühlinge, nasse und dunkle Herbste, unstete Winter mit ihren kurzen, sonnelosen Tagen und langen Nächten geben den Gemüthern und Leibern der unter ihm wohnenden Sterblichen leicht etwas Faules, Träges und Schlottriges, was auch den lebendigsten Theil des Volks nicht unberührt läßt. In solchem Klima, als in welchem die Deutschen leben, bedarf es größerer Kunst des Lebens, bestimmterer Fassung und Ordnung der Dinge als in dem hellern und glücklichern Süden, wo der Mensch mehr unter offenem Himmel an Sonne und Licht gleich anderer Natur und Creatur entwickelt und erzogen wird, und wo er eine gewisse leibliche und geistige Gewandtheit und Rüstigkeit, welche dem Nor-

den häufig fehlt, umsonst gewinnt; was die Leute gewöhnlich von selbst gewinnen nennen. Scheinbar, wenn man nur das nächste Äußere betrachtet, gilt das allgemeine Gesetz: der Süden wird mehr wie von Natur, der Norden mehr durch Kunst. Im Norden muß der Mensch Alles mehr durch Arbeit und Kunst machen, bilden und schaffen.

Zweitens, man hat uns Deutschen die Ehre angethan — welche Ehre Manche schon zu sehr breiten und glänzenden Foderungen ausgeschmiedet haben —, uns die Hellenen der Neuzeit zu nennen, welche von Gott bestimmt seien für die andern Europäer zu denken und zu ersinden. Wir dürfen, wie gesagt, ohne Übermuth annehmen, daß diese Benennung allerdings eine gewisse Wahrheit in sich habe; aber wir dürfen dabei auch nicht vergessen, daß wir für alle übrigen Europäer und vor allen übrigen Europäern die Träumer sind; wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir unglückliche Jahrhunderte gleichsam verträumt, daß wir auch in unsern Tagen, wo es galt, die von einem gnädigen Gott gegebenen Siege festzuhalten, glücklichste Augenblicke wie verträumt und verdämmert haben, und daß wir die listigen und lauischen Fremden mit einem guten Theil der Früchte unsers Schweißes und Blutes haben durchgehen lassen. Wir sind ein träumerisches, grüblerisches, revenisches Volk, wir sind, wie die Westfalen sagen, berevet (gleichsam von Träumen besessen), und auch darum thut uns mehr als andern Völkern Aufschüttelung und Zusammenschüttelung noth, damit wir unser selbst, unsers Muthes und unserer Kraft in rechter Klarheit uns bewußt werden.

Drittens, halb Europa liegt gleichsam immer auf der Lauer, in unsere Mitte einzudringen. Die mächtigsten, von gewaltiger Einheit des Lebens und Strebens zusammengehaltenen Monarchien umringen uns; an den östlichen wie an den westlichen Marken müssen wir immer mit gezücktem Eisen stehen und können der Übungen nicht missen, welche die Arme für das Eisen tüchtig und die Herzen für den Sturz ins Eisen freudig machen.

Aus diesen gewichtigen Gründen also, welchen noch viele andere hinzugefügt werden könnten, muß jeder Freund des Vaterlands den Wunsch aussprechen, daß das deutsche Turnwesen als eine Bildungsanstalt der edlern Wehrhaftigkeit der deutschen Leiber und Geister über das ganze, große Vaterland verbreitet und nach einem Muster geordnet und eingerichtet werde u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Drei Theile. Leipzig, Bösenberg. 1841. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hr. Boas hat sich am Schlusse seiner Vorrede dermaßen gegen alle Recensenten, d. h. natürlich gegen alle tadelnden Recensenten, verwahrt, daß man fast nur die Wahl hat, zu schweigen oder zu loben; zum Glück werden jedoch Recensionen nicht ausschließlich für den Verf., sondern mindestens ebenso sehr für das Publicum geschrieben; da nun von Seiten des letztern noch kein Verbot vorliegt, des Hrn. E. Boas „Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken" zu tadeln, so werden wir uns auch erlauben hier einigen Tadel gegen dieselben auszusprechen, und überlassen es Hrn. Boas, davon nach Belieben Notiz zu nehmen oder nicht. Eine Ansprache, wie sie hier und überhaupt nicht selten im voraus an zukünftige Recensenten gerichtet wird, kann man allerdings nicht zu den captationes benevolentiae rechnen, gehört aber deshalb um nichts weniger zu den mancherlei Misbräuchen, die unter den Herren von der Feder vielfach herrschen und von der Kritik nicht anerkannt werden dürfen.

In der deutschen Literatur ist schon seit geraumer Zeit ein Symptom der Armuth an Production bemerklich, nämlich die zahlreichen Sammlungen „sämmtlicher Werke", die immer noch eher im Zu- als im Abnehmen begriffen scheinen; es hat aber diese Sammelluft in der neuesten Zeit eine mehr literaturgeschichtliche als rein ästhetische Richtung genommen, indem man einerseits zu ältern, bei der Mehrzahl des lesenden Publicums längst vergessenen Schriftstellern zurückgeht, andererseits nicht blos das, besondern Genuß Gewährende erneuert, sondern sich die möglichste Vollständigkeit angelegen sein läßt, von der die unbedeutendsten Fragmente ebenso wenig ausgeschlossen werden als die verschiedenen Lesarten, welche verschiedene Ausgaben eines und desselben Werks darbieten. Für Jeden, der sich mit einem eindringenden Studium der Poesie und mehr noch mit der Geschichte unserer Nationalliteratur bis in ihre Specialitäten beschäftigt, sind diese Sammlungen sehr dankenswerth und werthvoll; für Dilettanten enthalten sie allerdings manchen Ballast, der aber selten so schwer wiegt, daß nicht auch sie Ursache hätten, sich dieser sorgfältigern Ausgaben zu freuen; einen entschiedenen Werth aber erhalten auch die Sammlungen bloßer Nachträge, wenn der Name, der an ihrer Spitze steht, ein solcher ist, daß wir alle Ursache haben, uns auch nicht den geringsten Ausfluß seines Geistes entgehen zu lassen, vor Allen also die Nachträge zu Schiller's und Goethe's Werken. Es genügt aber freilich nicht, daß eine solche Sammlung nur vorhanden ist, sondern sie muß auch die Bürgschaft in sich tragen, daß sie nach vernünftigen Principien angelegt sei, sonst vertritt sie nur einer bessern den Weg. Diese Grundsätze nun müssen nach unserm Dafürhalten folgende sein: 1) was sich von ungedruckten Arbeiten des betreffenden Verfassers auftreiben läßt, ist aufzunehmen, sobald es auf des Mannes geistige Thätigkeit und Eigenthümlichkeit einiges Licht wirft und seine Echtheit feststeht; 2) von bereits Gedrucktem ist nur solches aufzunehmen, was in den Hauptsammlungen fehlt und entweder im Laufe der Zeit sehr selten und schwer zu beschaffen geworden ist, oder was in so heterogener Gesellschaft und an so abgelegenem Orte zuerst erschienen ist, daß es leicht Gefahr läuft, vergessen oder doch übersehen zu werden; 3) von Barianten sind diejenigen aufzunehmen, die geeignet sind, ein Licht auf des Verfassers dichterisches Schaffen zu werfen. Wer diese Gesetze muthwillig misachtet, den trifft der Vorwurf unnützer Buchmacherei, ein Vorwurf, der in unserer papierverschwendenden Zeit keineswegs zu den leichtesten gehört; und wir können nicht verschweigen, daß Hr. Boas bei manchem Dankenswerthen, das er bringt, zu diesem Vorwurfe mehr als zu viel Gelegenheit geboten hat, und daß auch auf seine Sammlung der alte Hesiodeische Spruch: „Die Hälfte ist oft mehr als das Ganze", eine passende Anwendung findet.

Sehen wir zuerst, was die vorliegende Sammlung von bisher Ungedrucktem enthält: Das bedeutendste ist hier ohne Zweifel (Th. 2, S. 5—124) eine Bearbeitung von Shakspeare's „Romeo und Julie" für das weimarische Theater aus dem Jahre 1811, dem Herausgeber von Hrn. Oberhofmarschall von Spiegel in Weimar mitgetheilt. Es ist hier der Schluß des Originals ganz weggelassen und das Trauerspiel mit Juliens freiwilligem Tode geendet; ferner ist als charakteristisch hervorzuheben, daß die kecke Bedientenscene, mit der Shakspeare beginnt, von Goethe in einen opernartigen Gesang der Diener, die das Haus Capulet's zum Feste schmücken, verwandelt, überhaupt die ganze Exposition wesentlich verkürzt, unter Anderm auch Mercutio's köstliches Märchen von der Fee Mab ganz weggelassen ist. Es dient diese Veröffentlichung Dem, was Gervinus („Geschichte der deutschen Literatur", Bd. 5, S. 561) über Goethe's Stellung zu Shakspeare sagt, theils zur Bestätigung, theils zur Widerlegung: wenn wir die Rollen des Mercutio und der Amme allerdings sehr beschnitten sehen, so ist er doch auch keineswegs als Epitomator in Schröder'scher Weise verfahren und keinesfalls kann er beschuldigt werden, daß er es „für kein Unglück gehalten, wenn der britische Dichter ganz von der Bühne verdrängt werde". Selbst in Goethe's jugendlichsten Werken sollte es schwer werden, Episoden nachzuweisen, die nicht in directer Beziehung auf das vorgesteckte dichterische Ziel ständen, wie sie in allen Werken Shakspeare's als Beweise

seiner überschwänglichen Schöpferkraft reichlich anzutreffen sind; weit entfernt, in diesem Überflusse irgendwie ein Übermaß zu finden, können wir deshalb doch auch die Richtung des andern Dichters nicht verwerfen, der namentlich vom Dramatiker verlangte, daß er nichts unmotivirt verführe und dem Zuschauer das Verständniß durch möglichste Einfachheit und Einheit der Darstellung erleichtere. Die Naturwahrheit des Briten war es, die den Jüngling Goethe zu seinem Schüler machte; spätere Jahre führten ihn dem französischen Drama näher; in dieser Zeit aber war er fast gar nicht mehr dramatischer Dichter, sondern mit Liebe und Sorgfalt Theaterintendant, zwei Thätigkeiten, zwischen denen sich die Kluft wol schwerlich je ganz ausfüllen lassen wird. Wenn einmal aus äußern und innern Gründen der ganze, unverkürzte Shakspeare nicht über unsere Bretter gehen kann, wozu dann am Ende auch eine Herstellung der alten Scenerie erforderlich wäre*), wird gewiß auch die vorliegende Bearbeitung von „Romeo und Julia" die Theaterdirectionen zu dankbarer Berücksichtigung veranlassen.

Von anderm bisher Ungedruckten wären noch zu erwähnen einige Scenen aus der ältesten metrischen Bearbeitung der „Iphigenia" (Th. 2, S. 133—174), die einen willkommenen Beitrag zu Dem liefern, was bereits früher über die allmälige Ausbildung dieses herrlichen Gedichts bekannt geworden ist, und ein Brief an den Kapellmeister Reichardt (Th. 2, S. 241), der ein neues Licht auf die vielfach verwickelten Verhältnisse, in denen Goethe zu dem ausgezeichneten Componisten stand, wirft. Endlich sind noch einige kleine Gedichte hier zum ersten Male veröffentlicht, die, wenn auch nicht von Bedeutung, doch für den sorgfältigen und auf Vollständigkeit bedachten Sammler von Interesse sein werden, sie sind zu finden Th. 1, S. 13, 20, 27, 30, letzteres nur eine Variation des in der neuesten Gesammtausgabe, Bd. 6, S. 173, abgedruckten Spruches. Sind wir sonach dem Herausgeber für die Veröffentlichung manches bisher Ungedruckten zu Danke verpflichtet, so können wir dagegen mit seinem Verfahren bei der Wiederholung bereits bekannter Sachen keineswegs zufrieden sein. Erstens ist hier nicht wenig Unechtes für Goethisch ausgegeben, manches darunter freilich auf Anderer Zeugniß hin: so Th. 1, S. 28 fg., die aus „Weimars Buchdruckeralbum" entnommenen Epigramme mit der Überschrift „Babylonische Sprachverwirrung", als deren wahrer Verfasser der gut unterrichtete Correspondent des „Morgenblatts", Nr. 62, den kürzlich verstorbenen Gries nennt; aus derselben Quelle wissen wir, daß der ebenfalls in genanntem „Album" zuerst veröffentlichte kleine Aufsatz: „Nach dem Leben" (Th. 2, S. 248), von Eckermann herrührt. Allerdings waren beide Werkchen dadurch verführerisch, daß sie Goethe's Rede- und Schreibweise treu copiren, und können somit zum Beweise dienen, wie dieselbe in dem ganzen Kreise, den Goethe beherrschte, allgemein angenommen und nachgeahmt wurde. Ungleich leichtfertiger aber ist Hr. Boas darin verfahren, daß er fast den ganzen dritten Theil seiner Sammlung aus den „Propyläen" gefüllt hat; abgesehen davon, daß eine Wiederholung dieser Aufsätze, auch insoweit sie von Goethe herrühren sollten, etwas durchaus Überflüssiges war, da Goethe's Theilnahme an den „Propyläen" allgemein bekannt ist und sie keineswegs zu den verschollenen oder selten gewordenen Büchern gehören, hat der erwähnte Correspondent des „Morgenblatts" aus der sichersten Quelle nachgewiesen, daß diese Aufsätze, zum beiweitem größten Theile die Preisfragen und Kunstausstellungen der weimarischen Kunstfreunde betreffend, nicht von Goethe, sondern meist von H. Meyer herrühren und jener nur an der schlüßlichen Redaction Theil genommen hat. Dies übersehen zu haben, müssen wir Hrn. Boas um so mehr zum Vorwurfe machen, da er selbst Th. 3, S. 253 eine Stelle aus Goethe's „Briefwechsel mit Schiller" mittheilt, aus der diese Weise der Bearbeitung klar hervorgeht; denn wenn auch der Aufsatz, auf den sich diese Stelle bezieht, nebst einigen andern aus der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" entnommen ist, so fällt er doch offenbar mit denen gleichen Inhalts aus den „Propyläen" unter dieselbe Kategorie. Ebenso wenig kann ein Brief „An den Herausgeber der Propyläen" (S. 133) von Goethe herrühren. Wir sehen also, daß der größte Theil des dritten Theils mit Arbeiten gefüllt ist, die nicht von Goethe herrühren und deren Wiederholung, selbst wenn sie von ihm wären, durchaus überflüssig wäre. Wahrhaft abgeschmackt aber ist es, wenn S. 151—157 allerhand kurze Notizen wiederabgedruckt werden, wie sie jeder Redacteur einer Zeitschrift durch sein Schreiberpersonal abfassen läßt, z. B.: „Ein ungenannter Kunstfreund, der uns schon vor geraumer Zeit seine Bemerkungen über Hrn. Hartmann's Preiszeichnung mitgetheilt, wird ersucht, sich uns zu entdecken, indem wir ihm Einiges zu eröffnen haben." Oder: „Nachstehendes Eingesendete machen wir dankbar bekannt." Wenn das „Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken" sind, so sollte doch Hr. Boas auch alle p. f. v. oder p. p. c., die Goethe sein Leben lang auf Visitenkarten geschrieben hat, abdrucken lassen.

Es veranlaßt dieser dritte Theil aber noch zu einem andern schweren Tadel. Hr. Boas sagt Th. 1, S. XIII: „Goethe's Werke liegen in neuester Sammlung vor uns, und nichts von dem, was meine Nachträge enthalten, findet sich darin." Das ist nicht wahr: Die „Nachträge" enthalten (Th. 3, S. 281—310) „Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi", welcher ganze Aufsatz vollkommen ebenso in der neuesten Gesammtausgabe, Bd. 31, S. 120—147, hier sogar noch um eine sehr instructive Übersichtstafel vermehrt, enthalten ist. So kann man denn von diesem ganzen dritten Theile nicht anders urtheilen, als daß er entschieden dem Vorwurfe höchst unnützer Buchmacherei verfällt, und viel besser steht es auch mit den übrigen Wiederholungen nicht: da sind außer den „Tabulae votivae" aus dem „Musenalmanach" von 1797, was man sich eher kann gefallen lassen, da Hr. Boas nur die nicht in die Werke übergegangenen wiederholt hat, auch die gesammten Xenien mit sehr kurzen Erklärungen wiederabgedruckt (Th. 1, S. 55—165), höchst überflüssigerweise, da die Originalausgabe noch eben nicht selten geworden ist und seitdem auch noch verschiedene Separatausgaben dieser Epigramme erschienen sind; wollte aber Hr. Boas einmal nicht darauf verzichten, so hätte er wenigstens für correcten Abdruck sorgen und nicht ganz sinnentstellende Druckfehler unterlaufen lassen sollen. Wir können hier auch eine Stelle in der Vorrede nicht unberührt lassen, wo Hr. Boas sich gegen „einen Hrn. Hoffmeister" ergeht; dieser Ton gegen einen Mann von Hoffmeister's bedeutenden schriftstellerischen Verdiensten verräth entweder wirkliche oder affectirte Ignoranz, und Rec. weiß nicht, welches von beiden das Schlimmere ist. Hr. Boas hält sich darüber auf, daß Hoffmeister in seinen Nachträgen zu Schiller, die jedenfalls die rechtmäßigere Ausgabe sind, Unechtes aufgenommen habe: wir haben gesehen, wie es damit in gegenwärtiger Sammlung steht; er hält sich ferner darüber auf, daß Hoffmeister es für möglich hält, die Xenien nach ihren beiden Verfassern zu sondern. Wir wollen Hrn. Boas nur das Zeugniß eines Mannes entgegenstellen, dessen Stimme von nicht geringem Gewichte ist. Gervinus sagt („Geschichte der deutschen Literatur", Bd. 5, 452): „In der That ist das Eigenthumsrecht Beider doch im Allgemeinen so klar an sich und auch durch die Briefe klar geworden, daß kein sehr scharfsichtiger Chorizonte dazu gehört, um diesen Ausspruch im Einzelnen belegen zu können."

Wir berühren noch kurz die übrigen Wiederabdrücke. Th. 1, S. 4—11: Lieder aus Pfeiffer's „Sesenheimer Liederbuch", bekanntlich von sehr zweifelhafter Echtheit. S. 16: Einiges aus Lewald's „Europa" ist mit Recht wiederholt. Höchst unpassend aber müssen wir es finden, daß Hr. Boas zahlreiche Stellen aus Goethe's Briefwechsel mit Schiller, Zelter, Lavater und Auguste von Stollberg willkürlich herausgerissen hat (Th. 1, S. 14, 19, 21, 25, 26; Th. 2, S. 218, 233, 244, 250, 252, 256; Th. 3, S. 1—8). Wenn wir allenfalls den Wiederab-

*) Zeitungsnachrichten zufolge beabsichtigt L. Tieck eine derartige Aufführung in Berlin.

druck der im ersten Theile befindlichen Stellen entschuldigen wollen, weil sie Gedichte enthalten, so ist doch für die weitern Stellen gar keine Vertheidigung zulässig; denn wenn aus diesen Briefen alle Stellen ausgezogen werden sollten, die irgend einen Punkt in der Kürze theoretisch abhandeln, so hätte Hr. Boas wol ganz andere Bände als die vorliegenden zu Stande bringen können. Nicht eben besser steht es mit einigen andern Sachen, die theils aus Falk's Buch über Goethe, theils aus „Weimars Buchdruckeralbum", theils anderher ziemlich willkürlich entnommen sind. Da nun diese Wiederholungen von längst Bekanntem beiweitem zumeist die drei Theile füllen, so muß freilich auch ihre Verwerfung das Urtheil nach sich ziehen, daß in der ganzen Sammlung viel, hier durchaus Überflüssiges von wenig Werthvollem ins Schlepptau genommen worden ist. Der dritte Bestandtheil der Sammlung endlich sind Varianten zu den Gedichten, zum „Werther", zu den „Wahlverwandtschaften" und einigen Dramen. Hier ist der Sammlerfleiß des Herausgebers zu loben; die Zusammenstellung der beiden so sehr abweichenden Bearbeitungen der „Wahlverwandtschaften" ist sorgfältig, aber doch im Grunde zwecklos; wer die Entwickelung dieses Romans oder dieser Novellenreihe, wie man es auch nennt, genau verfolgen will, muß die verschiedenen Ausgaben selbst nebeneinander haben; zwar bekannt, aber doch nicht leicht zu haben und deshalb hier willkommen ist der ältere Schluß von „Stella", die übrigen Varianten bieten wenig Bedeutendes.

Als Beweise von Hrn. Boas Sammlerfleiß sind noch zu erwähnen die Verzeichnisse von allen durch die „Xenien" und den „Werther" veranlaßten Spott- und Gegenschriften (Th. I, S. 48 u. 229); ob der Plan, eine vollständige Sammlung der erstern herauszugeben, viel Anklang finden wird, lassen wir dahingestellt. Als Zugabe zum ersten Theile erhalten wir eine verkleinerte Wiederholung der bekannten Zeichnung von Goethe, ihn selbst in der römischen Campagna darstellend; zum zweiten Theile die Silhouetten von Goethe's Ältern nebst den auch sonst schon mehrfach gedruckten interessanten Briefen derselben an Schönborn. 34.

Miscellen.

Burns' Schwester.

Unter dieser Überschrift bittet „Das schottische Journal" um Verbreitung eines Aufrufs, der Deutsch folgendermaßen lautet: „Der arme Burns wurde sein ganzes Leben hindurch, selbst dann noch, als einige der süßesten Lieder, die unsere Sprache kennt, Lieder, die Tausende mit immer neuem Entzücken lesen und die von lebenden Schriftstellern denen zugesellt worden sind, auf welche England am stolzesten ist, seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert — selbst da wurde der arme Burns noch vor der Furcht vor Armuth verfolgt. Es scheint jedoch, daß, während er kaum ihr entgangen, sie mit allen Leiden, die in ihrem Gefolge, Denen zugefallen ist, die von seiner Familie noch übrig sind. Seine Schwester, das einzige von seines Vaters Kindern, das noch lebt, lebt als hochbejahrte Witwe im Dorfe Tranent in Haddingtonshire mit ihren zwei unverheiratheten Töchtern, deren äußerstes Bemühen und angestrengtester Fleiß sie doch nicht gegen gänzlichen Mangel zu schützen vermocht. Sie ist eine alte, anständige Frau, einigermaßen dem Dichter ähnlich, dessen schöne dunkeln Augen sie besitzt. Sie gehörte mit zum Haushalte von Mossgiel, während ihre Brüder Robert und Gilbert ihn nacheinander führten, und ist nun die letzte noch lebende Repräsentantin jenes Kreises, der als poetisches Gemälde in Cotter's „Saturday night" ewig leben wird. Seit dem Tode ihres Gatten und seit ihre Söhne sie verlassen, die ihr keine Unterstützung bieten können, hängt sie von ihren zwei Töchtern ab, die, obgleich thätig und achtbar, doch kaum im Stande sind, für sich und ihre ehrwürdige Mutter das nöthigste zu erwerben. Sie selbst hat geäußert, es komme ihr immer vor, als sei von ihrer frühesten Kindheit an Kummer und Noth ihr zur Seite gegangen; im väterlichen Hause hat sie die Sorgen gefühlt, die ihren Vater drückten, dann hat sie die Entbehrungen in Mossgiel getheilt, dann unter stets unfreundlichen Verhältnissen eine lange Ehe durchlebt, und jetzt steht sie an der Schwelle völliger Entblößung. Ein gewiß trauriges Schicksal. Menschlich Fühlende haben eine öffentliche Subscription für sie in Vorschlag gebracht und Agenten sind zur Empfangnahme bestellt. Möchte der Vorschlag gelingen! Und warum sollte er nicht? Haben doch die Großen und Reichen des Landes Geld genug zu Luxus und Überflüssigem, für Spielereien, Geschmeide und Land, wie das die Versteigerungsprotokolle von Strawberryhill hinlänglich bezeugen. Sollte ihnen nichts, gar nichts, nicht die kleinste Gabe übrigbleiben zu Erleichterung der Noth Armer und Bedürftiger, die noch überdies so eng verschwistert sind mit Einem, dessen Gesänge fortdauernd entzücken und dessen Name hoch oben steht auf der Liste von Englands begabtesten Geistern? Es wäre ein Schimpf für den englischen Charakter, wenn Robert Burns' Schwester, die Letzte seiner Familie, in Hunger und Kummer ihre Tage beschließt!"

Musterhaft höflich.

Rowland Hill, Vater des durch die englische Portoermäßigung berühmten Sohnes, ärgerte sich jedesmal, wenn in der Kapelle zu Birmingham, an welcher er dissentirender Pastor war, während des Gottesdienstes Lärm entstand oder irgend etwas sich zutrug, das die Aufmerksamkeit der Zuhörer von seiner Predigt abzog. Eines Sonntags, ungefähr drei Jahre vor seinem Tode, war seine Kapelle gedrängt voll, und mitten in seinem Vortrage bemerkte er auf der Emporkirche eine ungewöhnliche Bewegung. Eine Zeit lang nahm er davon keine Notiz. Wie er aber die Bewegung immer größer werden sah, hielt er plötzlich inne und rief in der betreffenden Richtung: „Was gibt es denn dort? Es scheint, der Teufel ist unter Euch gerathen!" Ein schlichter Landmann sprang augenblicklich auf, wendete sich gegen die Kanzel und sagte: „I nu ne, lieber Herr, der Teufel ist's just nicht, der uns zu schaffen macht; 's ist ein Weibsbild, das ohnmächtig geworden, und weil's ein recht fettes, liebster Herr, will sie sich gar nicht spuden, wieder zu sich zu kommen." „So, so, ist's das", antwortete Hill und strich sich das Kinn; „nun, wenn's das ist, so bitte ich das Frauenzimmer um Verzeihung und — und den Teufel auch."

Sei, was du willst, nur sei es recht,

dürfte der Sinn des Satzes sein: „What is worth doing at all, is worth doing well", den einer der reichsten Kaufleute Bostons, der verstorbene William Gray, gemeinhin Billy Gray, sich zur Maxime gewählt und deren strenge Befolgung er für die Hauptquelle seines Reichthums zu erklären pflegte. Es sind von ihm eine Menge hübscher Anekdoten in Umlauf, die nach der Anzeige eines amerikanischen Journals unter dem Titel „Sayings and doings of William Gray" in „möglichst vollständigster Sammlung" erscheinen sollen und von denen folgende die fragliche Maxime erläutert. William Gray tadelte eines Tags einen Professionisten wegen der schlechten Arbeit, die er ihm geliefert. Dieser, der den reichen Gray als armen Mann gekannt, wollte gerade deshalb sich den Tadel nicht gefallen lassen. „Hören Sie 'mal an, Herr Billy Gray", fuhr er auf, „von einem Manne wie Sie lasse ich mir das nicht bieten. Ich weiß recht gut, wie Sie noch weiter nichts als Tambour waren." „Der war ich", antwortete der Kaufherr; „ganz richtig, ich war Tambour. Aber wie trommelte ich, he? Trommelte ich etwa nicht ganz vorzüglich gut?" 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 267. — 24. September 1842.

Das Turnwesen. Von E. M. Arndt.

(Beschluß aus Nr. 266.)

Daß es in einer Schrift von Arndt nicht ohne Angriffe auf Franzosen und Franzosenthum abgeht, läßt sich denken. Auch hier vernehmen wir seinen alten, gewohnten Ruf: „Hütet Euch", und fast scheint es, als wenn der Ruf mehr und mehr Beachtung zu finden anfinge, als wenn man einsähe, daß der Alte auch hier, wie in vielen Dingen, richtiger und tiefer gesehen wie so manche Zeitgenossen, die sich hochmüthig über ihn erhaben glaubten.

Indem er von der deutschen Sprache spricht, von dem herrlichen Schatze, den wir an dieser einfachen Ursprache besitzen, worin sich klar, tief ehrlich denken und empfinden läßt, während die Völker romanischer Zunge sich mit einem Gemengsel von Worten und Wendungen begnügen, deren Urbedeutung, deren eigentliche Seele längst verwischt und verderbt ist, kommt er auf den Einfluß der französischen Sprache auf die unsere:

Hier habe ich früher oft ein Hütet Euch! gerufen, und rufe abermal: Hütet Euch!

Was will ich? Will ich etwa den schon mehrmals von Albernen gemachten Vorschlag hier wiederholen: die französische Sprache aus dem Besitz zu setzen, in welchem sie als Weltsprache ist, sie gleichsam in Verruf erklären? Dies gliche ungefähr der Anekdote, welche man sich über den schlechtesten aller englischen Könige erzählt, über Karl Stuart II. Bei einem Gehör, welches er zu einer Zeit, wo er mit der Stimmung und Gesinnung Londons sehr unzufrieden war, der Obrigkeit derselben gab, ließ er das Wort fallen: wenn die Stadt in ihrer trotzigen Widerspenstigkeit beharre, werde er die königliche Residenz nach Oxford verlegen. Dies hörend, that der Lordmayor Pilkington an einen der Höflinge des Königs die boshafte Frage: Was sagten Se. Majestät? Wollen Sie uns etwa die Themse verlegen? Nein, keine Macht in der Welt ist mehr im Stande, der französischen Sprache diese Herrschaft in Europa zu rauben, eine unermeßliche Herrschaft, die und deren Rechtmäßigkeit ich Ohnmächtiger ihr hier wenigstens nicht bestreiten will. Aber auf jenes Hütet Euch! lege ich Nachdruck. Und warum?

Ich bekannte eben, wie Hebräer, Griechen und Römer auf die Bildung und Gestaltung unserer Sprache, besonders auf die Knüpfungen und Schlingungen ihres Baues mächtigen Einfluß gehabt haben. Jede Literatur eines fremden Volks, welche ein geistig-empfänglicher Mann studirt, wird in seinen Schriften, die ja der Abdruck seiner geistigen Erebungen sein müssen, hie und da schon ihren Einfluß offenbaren. Da nun aber die französische Sprache die allgemeine Sprache der gebildeten europäischen Welt ist, so muß sie in den beiden letzten Jahrhunderten, wo sie zu solcher Herrschaft gelangt ist, auf alle europäischen Sprachen, und also auch auf die unserige, den mächtigsten Einfluß gehabt haben. Ich denke hierbei nicht an jene Sprachmengerei, woran wir im 17., 18. Jahrhundert siechten; ich meine hier das eigenste Leben, den eigensten Sinn und Ausdruck, die ganze Richtung, Wendung, Verschlingung und Durchschlingung einer Sprache, die sich um den Sinn und Geist, der da dargestellt und ausgedrückt werden soll, herum und dadurch windet; ich meine also in dem Bau der Sprache gleichsam die geistige Gestalt, welche die Sprache durch die verschiedene Art nothwendig gewinnt. Dies ist das Wohlthätige oder Gefährliche, was durch eine fremde Sprache in die eigene hineingegossen oder hineingebildet werden kann. Dies meine ich; und hier behaupte ich, daß das Französische uns bis diesen Tag mehr Schädliches als Nützliches bringt.

Man hat mich und manche andere redliche deutsche Leute, welche das bischen Habe, was ihnen von ihrem Väterlichen und Altväterlichen noch übrig geblieben, vor den künftigen Schlichen und Listen fremder Raubgesellen gern sichern mochten, mit dem Ehrennamen Franzosenfresser bettitelt. Die Wahrheit zu sagen, habe ich ein so gewaltiges Volk zu verdauen weder den Magen noch den Haß. Ich habe durch Gottes Gnade noch das christliche und glückliche Herz, jeden einzelnen Franzosen, der durch Redlichkeit, Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet ist, mit voller Liebe begrüßen und umhalsen zu können, fast ebenso warm und treu wie den besten deutschen Bruder; aber gegen das französische Volk als ein Ganzes, inwiefern es sich brüstet und gelüstet, meine Ehren und Herrlichkeiten antasten und nach meinen Ländern schnappen zu wollen, wende ich auch meinen ganzen politischen Haß, und wünsche diesen Haß allen Deutschen und Kindern und Kindeskindern als Nothwehr, damit unser Heiligthum von den Übermüthigen nimmer gefährdet werden könne. Anderswo habe ich oft und viel breiter, als hier geschehen darf, die Verhältnisse zu erklären gesucht, in welchen die rein germanische oder doch meist germanische Welt (die Deutschen, Skandinavier, Engländer) zu den romanischen Völkern stehen. Die Franzosen bilden die Brücke zwischen dem romanischen Süden und dem germanischen Nordwesten. Will man, indem man mit solchen Gemeinsprüchen oder Allgemeinsprüchen das Allgemeine und Ewiggleiche der Menschen und Völker nicht aufhebt, das Gesetz des europäischen Südens und Nordens mit ein paar Worten aussprechen, so sagt man: Im Süden der Schein, im Norden das Sein.

Licht, Glanz, Pracht, Schein hat der Süden vor dem Norden voraus, mannichfaltiges heiteres Spiel der Lust und Kunst, die dem Norden mehr fehlen, der sich bei tüchtigem Sein mit dem unvergänglichen Lichtglanz der Idee trösten muß. Aber der Grieche, Italiener und Spanier genießt das Licht und den Glanz seiner glücklichen Welt oft sehr mit stillem Ernst und erhabener Ruhe; er schweigt häufig in einer recht leuchten-

den und erleuchteten Beschaulichkeit dieser irdischen Welt, wozu sich die bunten platonischen Himmel der höhern Oberwelt auf die stillen Geister oft recht freundlich hinabneigen. Der Franzose muß in der Mitte spielen — jedes Volk hat in dem großen Weltreigen seinen eigenen Tanz durchzutanzen — dies ist seine tragische Bestimmung: keine Ruhe haben, und keine Ruhe lassen. Der Franzose ist einmal ein solcher Mensch: selten genießt er in Stille des Glanzes, der über ihm leuchtet; er will ihn zu sich herabziehen, er will ihn kindisch greifen. So bleibt er in der ewigen tantalischen Bewegung des Haschens und Greifens nach dem Glanz. Dieser läßt sich nicht greifen und der Unglückliche muß mit dem Schein spielen.

Auch der Nordländer, der Schwede und der Deutsche muß mit dem Schein spielen (Scheinspiel ist ja Menschenleben); aber mit seiner Art Schein. Der Italiener und Spanier liegt ihm nicht blos geographisch fern. Der Ernst und Tiefsinn und die Haltung und Ruhigkeit des Nordens und Südens sind so sehr, ja so durchaus antipodisch, daß die Nordländer durch Italiener und Spanier zu eiteln und leeren Spielereien nicht verführt werden können. Aber durch die Franzosen können sie verführt werden und sind sie genug verführt worden. Die dünne Empfindsamkeit des französischen Volks hat offenbar eine Verwandtschaft mit dem Norden und gibt auf manche Weise zu den nördlichen Gemüthern einen Übergang, welchen der südlichere Süden nicht hat. Das französische Wesen ganz in Schein und Schimmer aufgegangen, all dies Springen, Haschen, Gaffen, Schreien nach Schein und um Schein äfft die Nordländer leicht als etwas, das einem höhern idealischen Leben ähnelt. Und nun die französische Sprache, aus dieser unruhigen eiteln Wirthschaft des wälschen Gemüths geboren und herausgebildet, eine Sprache in ihrer gewöhnlichen Gewöhnlichkeit schon mit allen Schimmern, Schattirungen, Dämmerungen und Täuschungen des Scheins, d. h. mit einer halben und halbirten Lichtwelt ausgestattet, mit einem ewigen Spiel zu etwas Halbgestalteten, Halbverhüllten, Versteckten, kurz mit einer Art Trug und Schein immer hin und herspielend, wie muß diese die Nordländer fassen und äffen! Ja, voll schimmernder Halbheiten, welche leicht bewegliche Spieler zwischen Wahrheit und Schein hinhüpfen, daß ichs gerade heraussage, voll Lug und Trug, voll ungewußter und ungemeinter Lüge, doch voll Lug und Trug, wenn die gerade nordische Natur sich und ihr Wesen, ihre Lust und ihr Leid, ihre Liebe und ihre Triebe dahinein setzen oder gar dahinein übersetzen will. Wir Deutsche und Schweden gewinnen nichts und haben Alles zu verlieren bei diesem Spiel u. s. w.

Welche vortreffliche, lebendige, malerisch-anschauliche Schilderung der französischen Sprache! Unsere eingebildeten Junghegelianer und Jungdeutschen mögen einmal versuchen, auf solche Weise zu schreiben! Übrigens hätte Arndt wol noch eine Hauptursache mit anführen können, die Mehre den Wendungen, dem „Halbverhüllten und Versteckten" der französischen Sprache in die Arme wirft. Es ist gar nicht zu leugnen, daß unsere ganze sogenannte junge Literatur sich vorzugsweise nach der Schreibart der Franzosen gebildet hat, wie dieses bei unserer diplomatischen und politischen Literatur schon früher geschehen war. Die Ursache davon ist zum großen Theile die Censur, die uns nicht erlaubt, auf gerade, starke und erschöpfende Weise Das zu sagen, was wir meinen und denken. Nichts natürlicher, als daß wir nun bei den Franzosen in die Schule gehen, die auf unübertreffliche Weise es verstehen anzudeuten, durchblicken zu lassen, leicht hinwegzuschlüpfen, das Ernste und Bedeutende in eine unverfängliche Form zu bringen u. s. w. Nichts verdirbt Sprache und Charakter mehr, nichts gibt beiden eine schiefere, unwahrere und ausländische Richtung, als eben die Censur, und die letzten 25 Jahre, wo diese Göttin, für die wir nicht einmal einen deutschen Namen haben, unumschränkt bei uns herrschte, haben dem deutschen Wesen eine wahre Todeswunde beigebracht. Alle die Übel, die jetzt zum Vorschein kommen, diese Frivolität und Impietät, diese Eitelkeit und Lüge, dieser Hochmuth und Egoismus, diese Schulweisheit und Begeisterungsunfähigkeit der jungen Generation, die jetzt auf dem öffentlichen Kampfplatze erscheint und wie ein wucherndes Geschlecht von Pilzen zu unserm Schrecken mit einem Male aus der Erde herausgewachsen ist, die Censur ist die fruchtbare Mutter davon gewesen. Französischem Einflusse konnte man auf keine erfolgreichere Weise Thor und Thüre öffnen, als durch Fesselung unserer eigenen Sprach- und Redeweise. Das sollten die Fürsten, denen es jetzt ehrlich um deutsches Wesen zu thun ist, doch ja bedenken. Die Sprache und das Gemüth sind mächtigere Bundesgenossen als die Kanonen. Man sollte das bedenken, ehe es zu spät ist; denn wie in solcher Zeit der Unfreiheit alles Unkraut wuchert, sodaß man kaum mehr Herr darüber werden kann, das sehen wir jetzt, wo bei größerer Freiheit die Folgen der letzten 25 Jahre sich ans Licht drängen. Unsere Ausdrucksweise ist durch die Censur so verderbt, unser Charakter durch das ganze System der Unfreiheit so gelähmt worden, daß Jahre darüber hingehen werden, bis wir selbst nach Verschwinden der Censur erst wieder zu einer geraden, männlichen, dem Gegenstande angemessenen Rede gelangen können, einer Rede, die sich gleichweit von furchtbarer Liebedienerei wie von schrankenloser Frechheit entfernt hält. Stark und aufrichtig seine Meinung sagen, hieß sonst im Volke: Deutsch reden. Diese deutsche Rede hat man nicht gewollt, die doch mit Liebe und Ehrfurcht wol bestehen kann. Jetzt ist die Liebe und die Ehrfurcht weg, Dank sei es der Censur, der Policei u. s. w., und mit ihnen das Vermögen, sich aufrichtig und gerade zu äußern.

Es wird uns schwer, uns von der kleinen, aber unendlich inhaltreichen Schrift zu trennen. Wir möchten alle die tiefen, herrlichen Gedanken, die sie enthält, der Reihe nach anführen; denn eine Wahl unter den besten und vortrefflichsten ist nicht zu treffen, weil Alles gleich ausgezeichnet ist. Wie wahr und schlagend ist nicht die Schilderung unserer heutigen, sogenannten wissenschaftlichen Jugend:

> Es ist eben eine erschreckliche Leerheit und Dünnheit des Geistes bei der Jugend, ein Mangel an Unmittelbarkeit, an unmittelbarer Kühnheit und schaffender Kraft, an fröhlicher Anschauung und Erfassung der Dinge im ersten frischen Anlauf. Wie viele begegnen einem, welche die erste, einfachste, vollste Wahrheit, die man ihnen beut, als etwas Gemeines verschmähen und wegwerfen, und mit wahrer Faustischer Lüsternheit die schon zersplitterten und dann mit vielen Ecken und Kanten zauberisch und täuscherisch schimmernden Theile derselben (ich meine die Wahrheit aus der dritten, vierten Vermittelung), als schauten und bekämen sie das Ganze, mit Jauchzen empfangen. Es ist dies eine Krankheit, die von Vielen eine deutsche Krankheit genannt wird, aber doch auch eine Krankheit aus der Zeit, welche, wie andere epidemische Seuchen, nach vollendetem Umlauf in ihr selbst ersterben wird. Aber das freilich bringt sich bei näherer Betrachtung auf, daß in demselben Maße, wie

Sprache, Geist, Sinn eines denkenden und philosophischen Zeitalters durch ein gewisses geistiges Zuviel verdünnt und verflüchtigt wird, desto mehr die Zucht und Weisheit der Weisen die Jugend in ein frisches und waidliches äußeres Leben hineintreiben muß, damit sie die Leiblichkeit, hier sollte ich wol sagen Körperlichkeit der Dinge, ein Etwas von muthiger sinnlicher Fülle und Kraft, welches auch das höchste geistige Streben nimmer ungestraft entbehrt, nicht zu sehr verliere. Denn erschrecklich ist es allerdings, wie in unsern Tagen die Schatten und Schemen der Gedanken, ich möchte fast sagen, die Schemen der Schatten des Gedankens, für das Sein selbst geglaubt und angebetet werden, und wie durch das leerste Spiel mit wesenlosen Gespenstern, welche den armen Spielern oder Mitgespielten Leben und Dasein zu haben scheinen, der Kern und die Kraft des Lebens und Liebens verkümmert oder gar verloren wird. Diese Dünnheit und Kümmerlichkeit ist ein Unglück, aber kein Verbrechen; sie ist schon dadurch unselig genug, daß ihr die Wahrheit aller Geschichte und Offenbarung, daß ihr alles ewige und unzerstörliche Menschenthum und Christenthum in seiner göttlichen Einfalt, daß ichs mit einem Worte ausspreche, daß ihr alle unmittelbare Anschauung und Poesie verloren gegangen ist. Ja, es gehört eine Art Leiblichkeit, wie sie in Dr. Luther weiland und Newton und Leibnitz (und Goethe) und in andern Helden der Menschheit mit der leuchtendsten und überfliegendsten Geistigkeit wol bestehen konnte — diese gehört dazu, eine tüchtige, kernigte, poetische Kraftfülle, um lieben und glauben zu können. Die Armen! was kann das kalte Schattenleben, das dünne Luftkräuselchen eines selbstgeschaffenen Gottes, der nicht sie gemacht, sondern den sie aus sich herausblasen, ihnen für Macht und Wonne geben, jener luftige Götze des Wolkenphilosophen des Aristophanes, von dem es heißt:

Nicht Zeus ist mehr, für ihn herrscht nur Luftkräuselein.

Ja, wir liebe Deutsche, wir transscendente Menschen, wir Hochsteiger, müssen uns unvermeidlich oft überfliegen und übersteigen, und auch den Namen Überflieger und Übersteiger verdienen. So wird, was in Menschen und Völkern das Höchste ist, ihnen oft auch zu Weh und Leid. Das ist das tragische Verhältniß aller irdischen Dinge u. s. w.

Ref. kann schlüßlich nicht umhin, den Wunsch auszudrücken, daß es dem verehrten Manne gefallen möge, eine Auswahl seiner zahlreichen Schriften zu treffen und diese von neuem gesammelt herauszugeben. Ein Charakter, wie Arndt, muß noch Jahrhunderte lang seinem Volke als Beispiel und Muster dienen und an seinem Geiste müssen sich noch kommende Geschlechter entzünden. So manche seiner im Wogen und Wehen des Kampfes und der Verwirrung geschriebenen Sachen, in denen sich sein urkräftiger und reiner Geist oft am leuchtendsten kundgibt, sind vergessen, vergriffen, aus dem Verkehre verschwunden. Eine neue Ausgabe, wo möglich mit Bemerkungen und Anhängen, wäre ein theures Geschenk, was er seinem Volke machen würde. 12.

Ein Prospect oder Manifest von George Sand.

Zu der neuen von der Verfasserin revidirten und mit bisher noch nicht herausgegebenen Stücken vermehrten Ausgabe der Werke von George Sand hat die Verf. selbst einen Prospectus geliefert, den wir hier im Auszuge mittheilen. Sie scheint dabei von der Ansicht auszugehen, daß ein Prospectus, wenn er nicht den Charakter der Charlatanerie an sich tragen solle, nicht vom Verleger, sondern vom Autor selbst gearbeitet werden muß. Seit zehn Jahren, sagt sie, habe sie in einer Reihe von Romanen, die sie für sehr wichtig und sehr tief zu halten nicht den Anspruch mache, den Zeitgenossen eine Folge von aufrichtigen Fragen gestellt, auf welche die Kritik nichts zu antworten gewußt habe, außer etwa, daß sie so indiscret gewesen sei, der Frage der Wahrheit nachzuforschen. Mit vieler Vorsicht und Zurückhaltung habe sie bei ihrem Auftreten in zwei Romanen, „Indiana" und „Valentine", die Sittlichkeitsfrage der Ehe behandelt. Zweimal habe man geantwortet, sie sei eine gefährliche Frageria, folglich eine unmoralische Romanschriftstellerin. „Dieses Beispiel", fährt sie fort, „der Frage selbst auszuweichen nach Art der Katholiken, welche den Geist der Prüfung verwerfen, fiel mir bei denjenigen Journalisten auf, bei denen ich eine Spur von Religion oder irgend eine Überzeugung vergebens suchte. Das brachte mich auf den Gedanken, daß die Unwissenheit der Kritik nicht blos die socialen, sondern auch die menschlichen Fragen beträfe, und ich erlaubte mir, sie in einem ‚Lelia' betitelten Romane zu fragen, was sie unter Liebe verstände und wie sie dieselbe erkläre. Diese neue Frage setzte die Kritik in einen Zustand wahrhafter Wuth. Niemals hat ein Roman so viel Anathemas entfesselt, so viele wilde Zornausbrüche hervorgerufen. Ein lasterhaftes Genie war ich, ein gehässiger Charakter, eine obscöne Feder, indem ich das Phantom einer Frau schilderte, welche in dem Herzen der Menschen unserer Zeit vergebens nach Liebe sucht und sich in die Wüste zurückzieht, um von der Liebe, von welcher die heilige Theresia brannte, zu träumen. Indeß konnte ich mich nicht überzeugen, daß die Kirchenväter, von denen damals mein Kopf voll war, mir ein abscheuliches Buch eingehaucht haben sollten. Ich schrieb einen neuen Roman, welchen ich ‚Jacques' nannte und in welchem ich einen Mann zum Haupttypus wählte, um noch einmal zu fragen, und diesmal im Namen des Mannes, wie ich es bis dahin im Namen des Weibes gethan hatte, welches in der Ehe das Liebesideal wäre. Diesmal wars noch schlimmer. Nun war ich ein Gegner der Ehe, ein Schutzredner der Ungebundenheit, der Verderber aller Weiber, die Geißel aller Ehemänner. Später fragte ich in einem Roman, ‚Spiridion' betitelt, bei dem Jahrhundert an, welches seine Religion sei. — — Die Kritiker, welche mir so vielfach vorgeworfen hatten, daß ich weder Gesetz noch Glauben kenne, nichts als Künstler und, nämlich in ihren eigenen damaligen Ideen, ein Unruhstifter und Gottesleugner sei, fielen nun mit gelehrten und väterlichen Vorwürfen über meine Ansprüche an einen Glauben her und klagten mich an, daß ich mir die Miene eines Philosophen geben wolle. Bleibe doch Künstler, sagten sie mir damals von allen Seiten, wie Voltaire zu seinem Perruquier sagte: Verfertige doch Perrücken! Später noch, in einem Roman, ‚Le compagnon du tour de France', warf ich die Frage auf, was das sociale Recht und das der Menschheit sei. — — Man antwortete mir, daß ich zu viel wissen wolle, daß ich der Höfling des Pöbels sei" u. s. w. Und sie fährt fort: „So ausgerüstet mit guten Belehrungen, aufgeklärt, wie man sieht, durch die Doctoren der Presse, angeklagt und überwiesen des Verbrechens der Wißbegier, muß ich gestehen, daß ich doch wenigstens Eins von diesen Doctoren gelernt habe, nämlich dies, daß die Journalkritik bei der Lösung der socialen Räthsel, nach deren Lösung ich aufrichtig fragte, nicht das erste Wort hat. Deshalb werde ich fortfahren, an meine Zeitgenossen Fragen zu richten, statt das Raisonnement der Conservativen anzunehmen: man dürfe das Übel nicht namhaft machen, außer man habe zugleich das Heilmittel dafür gefunden. Wenn die Fragen Verbrechen sind, so gibt es nur ein Mittel, sie auszurotten: man antworte!" Später heißt es noch, daß sie in Sachen der Kunst gern die Competenz der Kritik anerkennen wolle, daß ihre Werke nur das Verdienst der Aufrichtigkeit und des Forschereifers hätten und daß sie hierin die Ursache der Popularität suchen wolle, die ihnen zu Theil geworden wäre, trotz aller ihrer Fehler — wie sie bitter hinzusetzt —, trotz aller Kritiken, die man darüber geschrieben habe. Hierauf folgen noch einige schöne halb radicale Phrasen, die sich gerade ihrer Allgemeinheit wegen gut lesen lassen und durch ihre brillante Einseitigkeit und poetische Unbe-

stimmtheit zu den Allerweltshyänen gehören, welche jeden Leser bestechen, der bestechlich ist. Im Ganzen erweckt dieser Prospectus einen unheimlichen Eindruck, und man sieht daraus, daß die Verleger Aushängeschilder der Art immer noch besser anfertigen können als der Autor. Mad. Dudevant hat statt eines Prospectus ein Manifest gegen die Journale geschrieben. Aus jeder Zeile blickt die Gereiztheit über den geringen Antheil hervor, den ihre letzten Werke gefunden haben. Welche Scheinheiligkeit, zu singiren, sie habe ihre Romane nur geschrieben, um von den Journalen Antworten auf ihre Fragen zu erhalten! Ebenso wenig als die Romane der Mad. Dudevant können die Journale dergleichen wichtige Fragen erledigen. Nur die Weltgeschichte in ihren fernern Entwickelungen kann sie gründlich beantworten, und dann werden auch die Stacheln, die George Sand und Ihresgleichen geschleudert, von selbst aus dem blutenden Körper der Menschheit herausschwären. 5.

Bibliographie.

Amann, H., Rechtsfälle. Bearbeitet nach gemeinem und badischem Rechte. Gr. 8. Freiburg, Emmerling. 1 Thlr.

Annalen für Meteorologie, Erdmagnetismus und verwandte Gegenstände redigirt von *Grunert*, *Koller*, *Kreil*, *Lamont*, *Plieninger*, *Stieffel*, herausgegeben von *J. Lamont*, 1ster Jahrgang 1842. 1stes Heft. Mit 1 Steindruck. Gr. 8. München, Franz. 1 Thlr.

Bechstein, L., Die Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Österreich. Mit Stahlstichen. Gr. 12. Leipzig, Polet. 1841. 20 Ngr.

Beschreibung der Münsterkirche und ihrer Merkwürdigkeiten in Basel. Mit 17 Abbildungen und 1 Plan. Herausgegeben von *Hasler* u. Comp. Fol. Basel, Schweighauser. 5 Thlr. 15 Ngr.

Bresson, C., Lehrbuch der Mechanik in ihrer Anwendung auf die physischen Wissenschaften, die Künste und Gewerbe. Aus dem Französischen. 1ste, 2te Lief. Gr. 4. Leipzig, Polet. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Dellarosa, Reinhard von Wolfsklau, oder: Die blutigen Wege der grauen Gestalten auf Johannisstein. Schauer- und Schreckensscenen aus Österreichs Vorzeit. 8. Wien, Haas. 26½ Ngr.

Dieterici, C. F. W., Statistische Übersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und des Verbrauchs im Preußischen Staate und im deutschen Zollvereine, in dem Zeitraume von 1837—1839. Aus amtlichen Quellen dargestellt. 1ste Fortsetzung. Gr. 8. Berlin, Mittler. 2 Thlr. 20 Ngr.

Drobisch, M. W., Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Gr. 8. Leipzig, Voss. 1 Thlr. 22 Ngr.

Fick, L., Lehrbuch der Anatomie des Menschen. 1ster Band. 1stes Heft. Lehre der organischen Formtheile. Osteologie und Syndesmologie. Erläutert durch 88 vom Verfasser gezeichnete Holzschnitte. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 28 Ngr.

Geschichte der Europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. 19te Lief. 1ste Abth. Geschichte Deutschlands von 1806—1830 von F. Bülau. — Auch u. d. T.: Geschichte Deutschlands von 1806—1830 von F. Bülau. Zugleich als Fortsetzung von Pfister's Geschichte der Teutschen. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. Subscr.-Pr. 2 Thlr.

Görres, J. v., Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg. Der Ertrag ist zum Dombau bestimmt. Gr. 8. Regensburg, Manz. 15 Ngr.

Höfken, G., Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 3 Thlr. 10 Ngr.

Huffian, R. F., Das Kind, seine Pflege und Erziehung. Eine praktische Darstellung der vernünftigsten, auf naturgemäße Grundsätze gestützten physischen und moralischen Behandlung der Kinder von ihrer Entstehung und Geburt an bis zu den Jahren der Pubertät für Eltern, Erzieher und jeden Gebildeten. 2 Theile. Gr. 12. Wien, Tendler u. Schäfer. 1 Thlr.

Der Jacobiner in Wien. Österreichische Memoiren aus dem letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts. Gr. 8. Zürich, Literar. Comptoir. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Juden in Österreich. Vom Standpunkte der Geschichte, des Rechts und des Staatsvortheils. In drei Büchern. 2 Bände. Gr. 8. Leipzig, Mayer u. Wigand. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kirchner, L., Handbuch der allgemeinen Therapie, zunächst als Vorschule für den klinischen Unterricht zum Gebrauch der Studirenden. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchh. 2 Thlr.

Kohl, J. G., Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. 1ster und 2ter Theil. 8. Dresden, Arnold. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Leben und Tod des Herzogs von Orleans. Aus dem Französischen von v. W. Mit Portrait. 8. Carlsruhe, Bielefeld. 5 Ngr.

Lenau, N., Die Albingenser. Epische Dichtungen. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 25 Ngr.

Machiavelli, N., Der Fürst des ꝛc. nebst einer authentischen Beilage übersetzt von G. Regis. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.

Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 2 Thlr. 15 Ngr.

Perlen. Taschenbuch romantischer Erzählungen für 1843. Von R. Heller. 16. Mit 5 Stahlstichen. Leipzig, Ph. Reclam jun. 2 Thlr. 10 Ngr.

Possart, P. A. F. K., Wegweiser für Fremde in St.-Petersburg oder ausführliches Gemälde dieser Hauptstadt und ihrer Umgebung. Nebst Plan von St.-Petersburg und 6 Ansichten von Hauptgebäuden und Plätzen in Stahl geätzt. Gr. 8. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr.

Ramshorn, C., Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen. 1ste Lief. 1ster Band. 1ste Abth. Gr. 16. Leipzig, Einhorn. 10 Ngr.

Roswitha. Almanach der Schönheit und Tugend geweiht von Chlodwig. 2ter Jahrg. 1843. Mit 6 colorirten Bildern. 16. Guben, Fechner. Geb. in Etui 2 Thlr. 15 Ngr.

Rudolphi, J., Waldrosen. Gesammelte Novellen und Skizzen. 8. Leipzig, Fritsche. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schilling, G., Das musikalische Europa, oder Sammlung von durchgehends authentischen Lebens-Nachrichten über jetzt in Europa lebende ausgezeichnete Tonkünstler, Musikgelehrte, Componisten, Virtuosen, Sänger ꝛc. In alphabetischer Ordnung herausgegeben. Gr. 8. Speyer, Reidhard. 1 Thlr. 25 Ngr.

Silesius, E., Der Kampf um Tirol, dramatisches Gedicht. 1ster Theil: Friedrich der Leere, Herzog von Tirol. 2ter Theil: Oswald von Wolkenstein. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Stambke, Mathilde v., Joseph Pokrzewnicky. Aus den Papieren eines Flüchtlings. Gr. 12. Leipzig, Barth. 1 Thlr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1843. Neue Folge. 5ter Jahrg. Mit dem Bildnisse Meyerbeer's. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1843 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 20stes Bändchen. 8. Dresden, Arnold. 1 Thlr.

Weber, Beda, Lieder aus Tirol. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weber, K. G. E., Der Zug nach Moskau und die Schicksalsmächte. Heldengedicht. Gr. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 268. — 25. September 1842.

Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt. Von Karl Matthes. Altenburg, Helbig. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Melanchthon's Einfluß auf das große Werk der Kirchenreformation und auf die Gestaltung der evangelischen Theologie ist zwar als höchstbedeutend, fruchtbar und folgereich allgemein anerkannt; er selbst aber hat in den protestantischen Gemeinden nie jene vollständige Anerkennung gefunden, welche seinem kräftigen Streitgenossen Luther überall entgegenkam und bis in die neueste Zeit, bei Gelehrten und Ungelehrten, kaum jemals versagt ward; er stand vielmehr neben diesem Vorkämpfer immer im Hintergrund und recht eigentlich im Schatten. Nicht nur lag es nicht in seinem Wesen, sich selbst hervorzudrängen und geltend zu machen, vielmehr zog er sich gern mit ebenso liebenswürdiger Bescheidenheit, wie mit unüberwindlicher, oft fast kleinmüthiger Schüchternheit von dem öffentlichen Schauplatz in sein stilles Studirzimmer zurück, sondern er griff auch, obwol nicht unkräftig, doch nicht so gewaltig und entscheidend wie Luther in den heldenmüthigen Kampf gegen verderbliche Irrthümer und Mißbräuche und für die Wiedergeburt der Kirche ein. Unbefangene und vorurtheilsfrei Geschichtskundige sind darüber einverstanden, daß, obwol Luther seines scharfsinnigen, gelehrten, besonnenen und bedächtigen, allezeit wohlmeinenden und friedlich vermittelnden Freundes kaum entbehren konnte, obwol wir es als eine besonders gnädige Veranstaltung Gottes zu verehren haben, daß Beide einander so nahegestellt und innig verbunden waren, Einer den Andern ergänzend und gemeinsam ihre große Aufgabe lösend, doch Melanchthon schwerlich ohne Luther, wol aber Luther auch ohne Melanchthon das kühne Unternehmen, welches die Kirche und das Vaterland neu gestaltete, zu beginnen und zum ersehnten Ziel zu leiten vermochte. Luther war der Oberfeldherr, Melanchthon sein weise berathender und den empfangenen Auftrag voreifrig vollziehender Adjutant; Jener der Moses, welcher unverzagt das Volk aus der ägyptischen Knechtschaft durch das aufgethürmte Meer und die gefahrvolle Wüste zum gelobten Lande führte, Dieser der Aaron, dem wahrlich die heilige Salbung so wenig wie die beredte Zunge fehlte; Luther war das Haupt des großen Werks der Zeit, Melanchthon nur ein Glied, obwol das erste, das wirksamste, das tüchtigste, die rechte Hand, die auch dann noch, als das Haupt sich zur Ruhe gelegt, eifrig fortarbeitete. Melanchthon hat die Theologie, Luther hat die Kirche reformirt, und wie diese nicht ohne jene wiedergeboren werden konnte, so hat Melanchthon allerdings mittelbar diese Wiedergeburt mächtig gefördert, Luther aber unmittelbar, mit scharfem Schwert einschneidend in den alten Schaden, den kein milder Balsam und kein noch so wohlbereitetes Pflaster heilen konnte. Der starrköpfige, eiserne, in seinen spätern Jahren oft mürrische Luther erscheint freilich nicht so liebenswürdig, wie der milde, sanftmüthige Melanchthon; aber er vollzieht seine Mission mit jener imponirenden Geisteskraft, welche Bewunderung, Vertrauen, Hingebung gebietet und anzieht wie der Magnet das Eisen. So ist Luther der Mann des Volks, wie der Retter aus großer Noth geworden, Melanchthon mehr der Liebling, wie Muster und Vorbild der Gelehrten, zumal der modernen.

Hätte Hr. Matthes dies erwägen wollen, so würde er sich weniger darüber verwundert haben, daß, während „die Lebensbeschreibungen Luther's zu einer erstaunlichen und fast unglaublichen Zahl angewachsen sind, unter uns Deutschen so Wenige noch an eine ausführlichere und gründliche biographische Schilderung Melanchthon's gedacht haben". Es beliebt aber jetzt Vielen, ebenso ungerecht, wie vordem blinder Eifer den trefflichen Melanchthon herabzusetzen und anzuschwärzen beflissen war, Luther's Größe zu verkleinern und jenen hoch über ihn zu erheben. Es erweckt kein günstiges Vorurtheil für die Unbefangenheit und Unparteilichkeit einer Biographie, wenn gleich von vornherein declamatorisch der Held, auf Unkosten seines Vorkämpfers, hervorgezogen und als dux et auspex „der liberalen Partei der evangelischen Theologen" dergestalt in den Vordergrund gestellt wird, daß Derjenige, welcher in der Reformationsgeschichte allezeit voranstand, in Schatten treten muß. Ein gutes Buch, wie das vorliegende wirklich ist, bedarf nicht der captatio benevolentiae, daß der Gegenstand über Alle hervorrage, daß einem tiefgefühlten Bedürfniß entsprochen, eine Lücke ausgefüllt oder daß Alles, was bis dahin in gleicher Absicht versucht worden, unzureichend sei. Auch hat ja Melanchthon wirklich mehr als einen Biographen gefunden. Nicht nur ist Das, was als solche Camerarius,

Melchior Adam, später Strobel geleistet, aller Ehre werth; auch in neuerer Zeit haben Mehre das theuere Gedächtniß des hochverdienten Reformators in treuen Schilderungen seines Lebenslaufs erneuert, so Tischer, Schröckh, Niemeyer, Facius, zwar, wie Hr. Matthes sagt, „nur in kurzen Abrissen oder in ganz populairer Weise", aber doch nicht ganz unbefriedigend. Galle's „Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen" und die aus den Quellen geschöpfte sehr vollständige Biographie, welche Koethe seiner „Auswahl aus Melanchthon's Schriften" (6 Thle., 1829) beigefügt hat, beweisen doch auch, daß eine gerechte Würdigung der großen Verdienste Melanchthon's in neuester Zeit keineswegs versäumt ward. Gleichwol halten wir die vorliegende neueste Biographie, die mit sichtbarer Vorliebe für den würdigen Gegenstand ihre Aufgabe zu lösen versucht, nicht für unzeitig oder überflüssig und gestehen ihr das Verdienst einer fleißigen Benutzung der Quellen, sowie einer sorgfältigen Bearbeitung des gegebenen Stoffs gern zu. Da aber der Verf. auf die „ganz populaire Weise" etwas vornehm herabsieht, und doch auch versichert, er habe „tiefe literarische Untersuchungen und ausführliche oder auch geistreich kurze Raisonnements weder anstellen können noch wollen", so könnte man über die Aufgabe, die er sich selbst gestellt, etwas zweifelhaft werden, wenn er nicht im voraus behauptete: der Leser werde, bei aller Kürze der Darstellung, doch ein klares und deutliches Bild von Melanchthon's Leben und Wirken gewinnen und überall ein bestimmtes und wohlüberlegtes Urtheil über dessen Denk- und Handlungsweise finden. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich es ernstlich angelegen sein ließ, diese vielversprechende Zusage zu erfüllen, und daß in Ausführlichkeit und Vollständigkeit keine der früher erschienenen Biographien Melanchthon's der seinigen gleichkommt. Auch ist das Lebensbild, das er entworfen hat, wirklich klar und anschaulich, obwol hier und da des treuen und lebendigen Colorits entbehrend, das Urtheil bestimmt und ohne Zweifel wohlüberlegt, doch nicht so unbefangen, wie es sich gestaltet haben würde, wenn der Verf. von seinem subjectiven theologischen Standpunkte zu dem objectiven reinhistorischen sich hätte erheben mögen. Über die „Kürze der Darstellung" wird sich kaum Jemand beklagen; sie hätte bisweilen, unbeschadet der Vollständigkeit und Gründlichkeit, noch kürzer sein können; wenn statt mancher ausführlich mitgetheilten Untersuchungen nur die wohlmotivirten Resultate derselben der Biographie eingewebt wären, so würde diese an Anschaulichkeit und Lebendigkeit gewonnen haben. Und so hätten auch manche Raisonnements und ganz subjective Urtheile ohne Nachtheil, ja zum großen Gewinn für die Klarheit der geschichtlichen Composition wegbleiben können. Je gewisser die Geschichte selbst auch ein Sittengericht ist, desto entbehrlicher und ungeeigneter sind eingewebte moralische Reflexionen, wie z. B. daß der Mensch von Gott keine Wunder erwarten, sondern in allen Lagen des Lebens von seinen ihm verliehenen Gaben und Vorzügen — Gebrauch machen soll u. s. w. Am wenigsten entsprechen der einfachen Würde historischer Darstellung gelegentliche Einfälle und Bemerkungen, die, aus einseitiger Ansicht hervorgehend, zur Veranschaulichung des Gegenstandes gar nichts beitragen und folglich ebenso überflüssig, wie für Leser, welche die Meinung des Verf. nicht theilen, wo nicht anstößig, doch störend sind. So hat sich in Melanchthon's Leben von dem Meinen und Wähnen des Hrn. Matthes zu Vieles eingedrängt, was als ein heterogener Bestandtheil dem Bilde des gefeierten Reformators sich nicht assimiliren kann. Daß die Urtheile über Melanchthon's Denk- und Handlungsweise, wie der Verf. selbst rühmt „bestimmt und wohlüberlegt" sind, soll nicht in Abrede gestellt werden; allerdings aber ist zu viel geurtheilt, und manches Urtheil, wenigstens über Solche, die mitwirkend auftreten, voreilig, parteiisch, zu wenig begründet. Dies gilt insonderheit von manchen Äußerungen über Luther, dem zwar mehrmals die gerechte Anerkennung nicht versagt, anderwärts aber, ohne zureichenden Grund, übel mitgespielt wird. Der Verf. scheut sich sogar nicht, ihm Schuld zu geben, er habe „fürstlichen Personen, denen er kurz zuvor alle Schande angethan, eine demüthige Unterwürfigkeit vorgeheuchelt!" Der das leichtfertig niederschrieb, mag es vor seinem Gewissen verantworten. Heuchelei haben dem starken deutschen Manne kaum seine ärgsten Feinde angedichtet. Er konnte in seiner Heftigkeit wol alles gebührende Maß überschreiten, und nachher, bei seiner vorherrschenden Gutmüthigkeit und seinem strengen Selbstgericht, Alles aufbieten, den Schaden, den seine Hitze angerichtet, wieder zu heilen und den Gekränkten zu versöhnen, aber von Falschheit weist die unparteiische Geschichte seines Lebens keine Spur nach. Eine so böse Nachrede, die völlig unerweislich ist, darf ein gewissenhafter Geschichtschreiber sich nicht erlauben. Und wozu dient solcher Unrath? Doch gewiß nicht, den ängstlichen Melanchthon zu rechtfertigen, wenn er allzu nachgiebig und devot dem Cardinal Campagius eine günstigere Meinung von den Protestanten abzugewinnen sucht? Wenn weiterhin der Verf. mit den Exclamationen: „Hätte er bedacht" — „hätte er erwogen" u. s. w., Luthern zurechtzuweisen beflissen ist, so scheint er selbst, wie wenig solche Demonstrationen den geschichtlichen Text zu illustriren geeignet sind, nicht recht bedacht, und wie Luther am wenigsten das Princip der freien Schriftforschung durch seine Autorität, die allerdings in Beziehung auf die Fundamentaldogmen der evangelischen Kirche sich geltend machte, irgendwo gefährden wollte, nicht gehörig erwogen zu haben.

Das einseitige Bemühen, Melanchthon über Luther zu erheben, hat den Blick des Hrn. Verf. zu sehr getrübt, als daß er das Verhältniß beider zueinander und zu dem großen Werk der Reformation klar auszufassen und unbefangen zu würdigen vermocht hätte. Wir wollen nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen und Luther auf Unkosten Melanchthon's verherrlichen. Beide waren, jeder in seiner Weise, auserwählte Rüstzeuge des Herrn; aber bergen kann man sich doch kaum, daß Dieser die Nothwendigkeit einer gründlichen Reformation, ei-

nur völligen Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse keineswegs in der Tiefe, Klarheit und Umfassung begriff wie Jener, der, nachdem er, vom Geist getrieben, anfangs mit schonender Hand und fast schüchterner Zurückhaltung, noch nicht ahnend, wie weit er getrieben werden möchte, den schweren Kampf begonnen hatte, gar bald erkannte, daß dies ein Kampf auf Leben und Tod sei, gegen einen Feind, mit dem sich nicht unterhandeln lasse, der ganz und auf die Dauer überwunden werden müsse, wie denn zwischen Irrthum und Wahrheit, Geistesknechtschaft und evangelischer Freiheit kein Bund und kein Friede zu stiften ist. Die Zeit war gekommen, da ein neues Leben in der Christenheit sich entwickeln und gestalten sollte; die Schmerzen der Wiedergeburt konnten ihr nicht erspart werden, und wer, wo es galt, eine Radicalcur zu bewirken, vor scharfen Heilmitteln scheu zurückbebte und mit Palliativen helfen wollte, der war nicht der rechte Arzt, wie ihn die Tiefe und Größe des herrschenden Übels in Anspruch nahm. Der Arzt, den Gott berufen, war wol ein rauher, oft harter Mann, unbeweglich, unerweichlich, unnachgiebig, ein Fels, an welchem nicht nur die stärksten Wogen sich brachen, sondern auch sanft andringende Wellen vergeblich sich anzuschmiegen suchten; aber die Krankheit war so tief gewurzelt, hatte so sehr alle Glieder und die edelsten Theile ergriffen, daß nur ein solcher Arzt, den nicht allein des armen, siechen, heilungsbedürftigen Volks jammerte, sondern dem auch Muth und Kraft verliehen war, das Übel an der Wurzel anzugreifen und eine entscheidende Krisis herbeizuführen, gründlich zu helfen vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimat von Karl August Mayer. Zweiter Band. Mit einem Plane der Umgegend Neapels und einer Musikbeilage. Oldenburg, Schulze. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben unsere Leser in Nr. 95 d. Bl. f. 1841 mit dem ersten Bande dieses ausgezeichneten Buchs bekannt gemacht, und freuen uns jetzt den zweiten bei ihnen einführen zu können. Alle Vorzüge, die wir dort gerühmt, finden sich auch hier wieder und machen die Lecture dieser „Briefe", wie sie wol etwas uneigentlich heißen, zu einer der genußreichsten und angenehm belehrendsten, die es geben kann. Einige Mittheilungen aus dem reichen Inhalte werden hoffentlich nicht unwillkommen sein und zu näherer Bekanntschaft mit demselben einladen. Religion und Cultus bieten Stoff zu 14 höchst anziehenden Briefen dar, in welchen die gesunde und klare Auffassungsweise des Verf. besonders wohlthuend anspricht. Wenn in Italien, wie er richtig bemerkt, bürgerliche Verhältnisse, Sitten und Lustbarkeiten innigst mit der Religion verwebt sind, so bleibt doch dem Italiener düstere Schwärmerei, Unduldsamkeit und alle Mystik fern, und wie er selbst klar, heiter, kindlich, phantasiereich und sinnlich ist, so auch sein Glaube. So ist auch der Neapolitaner wirklich fromm, „wie ein Kind fromm ist, das zu dem guten Mann im Himmel betet". Seine Religion ist eine Religion der Phantasie und Poesie, die ihn weniger den unsichtbaren, ewigen Gott und seinen Gesandten, als vielmehr die reizende Madonna und die Heiligen verehren lehrt. Der Madonnendienst ist mithin der ausgebreitetste und 59 Kirchen der Stadt sind allein der heiligen Jungfrau mit den verschiedenartigsten Beinamen geweiht. Die Verehrung der Heiligen ist beim Volke beinahe Götzendienst geworden; man geht indessen oft mit ihnen nicht sehr ehrerbietig um, schilt sie aus, setzt Schutzpatrone ab und wählt andere an deren Stelle. Auch heidnische Gottheiten werden öfters sans façon kanonisirt. In Sicilien gibt es eine Kirche der heiligen Venus, und die Führer von einem San Mercurio oder einer Santa Diana reden zu hören, ist nichts Ungewöhnliches. Sehr ergötzlich ist das Anekdötchen von einem deutschen Maler, der zum Besten sicilischer Bauern einen neuen Heiligen, Kaspar Lariati, erfand. Reliquien, unter denen Curiosa paradiren, Weihgeschenke, Gelübde, Rosenkränze, Amulete spielen eine große Rolle im Cultus, der in den Kirchen mit großer, aber ganz theatralischer Pracht ausgestattet ist. Der Klerus ist im Allgemeinen roh und unwissend; am unterrichtetsten sind noch die Weltgeistlichen, welche, besonders in Sicilien, den Gelehrtenstand bilden. Was von den Predigern erzählt und durch merkwürdige Fragmente aus Predigten belegt wird, zeigt nur zu deutlich, auf welcher niedrigen Bildungsstufe sich das Volk selbst in der Hauptstadt befindet, wenn für dasselbe solche argumenta ad hominem erforderlich sind. Auch das über die Klöster und das Leben in denselben Mitgetheilte klingt nicht sehr erbaulich. Die Orden der Klostergeistlichkeit unterscheiden sich als Monaci (Mönche, unter denen man vorzugsweise die Benedictiner versteht), Frati (Predigermönche, zu welchen man die nicht bettelnden Karmeliter, Camaldulenser, Dominikaner, Augustiner- und Franziskaner-Conventualen, und die bettelnden Augustiner, Franziskaner und Kapuziner zählt) und Berettanti (d. i. Mützenträger, zu denen die aufgeklärtesten Klostergeistlichen, Piaristen und Jesuiten, gehören). Was dagegen der Verf. von den Wohlthätigkeitsanstalten und Hospitälern berichtet, wirft ein schönes Licht auf den menschenfreundlichen Charakter des Volks. In Neapel leben 9000 Individuen von frommen Stiftungen und der Wohlthätigkeit ihrer Mitbürger, wozu noch die Menge Derjenigen kommt, die privatim und oft heimlich von frommen Menschen erhalten werden. Nach Rehfues beträgt die jährlich auf Hospitäler verwendete Summe 400,000 Ducati. Eine eigene Art klösterlicher Armenanstalten sind die Conservatorien, deren es einige 30 in Neapel gibt, wovon etwa die Hälfte sich mit der Erziehung armer Mädchen beschäftigt. Zu wohlthätigen und frommen Zwecken besteht auch eine Menge Brüderschaften, deren Vermummung zumal dem ungewohnten Fremden wirklich grauenhaft erscheint.

Ist der Aberglaube in Neapel mit der Religion eng verwachsen, so ist er auch außerhalb des religiösen Gebiets dort sehr allgemein. Den Glauben an Gespenster und Hexen, dessen Heimat eigentlich der Norden ist, hat unser Verf. nicht wahrnehmen können, obwol Rehfues ihn angetroffen hat. Ein durch ganz Italien gehender, aber hier besonders ausgebildeter Aberglaube ist der, daß manche Menschen (Gettatori oder Jettatori genannt) durch ihre bloße Erscheinung, durch ein beifälliges Wort oder durch einen Blick (occhio cattivo) Unglück bringen. So sind alle Mönche, vorzüglich die Franziskaner, als unheilbringend verrufen; Jäger verlieren die Hoffnung, etwas zu schießen, wenn ein Mönch an ihrer rechten Seite vorübergeht. Auch Brillen- und Perrückenträger, dürre Menschen, schwangere Weiber und alle blassen unheimlichen Gesichter sind der Jettatur verdächtig; gute Wünsche und Lob aus ihrem Munde werden für sehr gefährlich gehalten. Um sich gegen solche Gefahr zu schützen, hat man an den Ringen ganz kleine goldene Händchen, welche, kaum sichtbar, die Fingerchen als Hörner ausstrecken. Oder man gebraucht niedliche Hörnchen und halbe Mondchen aus Gold, Silber, Perlenmutter, Korallen, Ambra, die bei Herren am Uhrgehänge, bei Damen und Kindern an der Halsschnur oder sonst befestigt sind. Fast jedes Gewerbe hat außerdem noch seine eigenen Mittel gegen die Jettatur. Bekanntlich hat die ältere Volkssage den unschuldigen Virgil zu einem Erzzauberer gestempelt, dessen Ruf noch jetzt in Neapel nicht ver-

schollen ist und von dessen wunderbaren Thaten auch unser Verf. hier Kunde gibt.

Ein sehr anziehendes Capitel bilden die Kirchen- und Volksfeste, deren Schilderung in der lebendigen Darstellungsweise des Verf. vorzüglich gelungen ist. Da sie der Zeitfolge nach geordnet sind, so macht das Fest des heiligen Antonius (Abbas) am 17. Jan., vor dessen Kirche alle Hausthiere mit Weihwasser besprengt werden, den Anfang. Dann kommt der lustige Carneval mit seinen Späßen, womit er jedoch dem römischen den Rang nicht abläuft. Die Fastenzeit, während welcher viel in Kirchen und auf Straßen gepredigt wird, wird angenehm unterbrochen durch das Fest des heiligen Joseph, Patrons der Tischler und Friggitori, an welchem Jedermann Zeppole, eine Art sehr schmackhafter, in Öl gebackener Kuchen, in größter Menge verzehrt. Die Charwoche hat selbst in Neapel einen ernsten Charakter, und Hr. Mayer versichert sogar, daß ihm der Gesang des Miserere in San Pietro a Majella größere Freude gewährt habe als in der sixtinischen Kapelle zu Rom, „nicht weil die musikalischen Leistungen ausgezeichneter waren, sondern weil man sich ihnen ungestörter hingeben konnte". Ostersonntag wird schon um Mitternacht durch einen Schmaus eingeleitet, der nach der Fastenkost die Fleischgerichte wiederbringt und den Apothekern am andern Morgen zum Absatz unzähliger Vomitive verhilft. Am Ostermontage strömt Alles nach dem Dörfchen Antignano, wo eine berühmte Procession stattfindet. Das Hauptfest in Neapel ist bekanntlich das des heiligen Januarius, dessen Blut den 1. Mai, den 19. Sept. und den 16. Dec. flüssig wird. Wir können hier auch nicht einmal eine Andeutung des vielen Komischen und selbst Kindischen geben, welches der Verf. als öfterer Augenzeuge dabei erlebt hat. Der Leser wird lachen, aber auch seufzen müssen über die Finsterniß, welche dort noch das Licht der Religion verdunkelt. Eins der heitersten und belebtesten Feste ist das am zweiten Pfingsttage gefeierte der Madonna dell' Arco am Fuße des Somma, ein wahres Volksfest mit echt italienischer Färbung, von welchem auch Witte eine sehr gelungene Schilderung entworfen hat. Von übrigen Festen beschreibt der Verf. noch Frohnleichnam, das Fest der vier (auf den Straßen errichteten) Altäre, das Fest des heiligen Paulinus in Nola, den Johannistag, Sant' Anna, San Ignaz, das Fest der Marinare, Santa Maria di Piedigrotta, an welchem Tage der Hof und das Militair paradirt, Mariä Empfängniß und Weihnachten mit schönen Krippen und Pifferari. Am zweiten Weihnachtstage findet ein großes Fest in Santa Maria di Carmine statt, wo dem dort befindlichen wunderthätigen Crucifix — das Haupthaar geschnitten wird!

Von den heitern Kirchenfesten folgen wir dem Verf. zu den Begräbnissen, bei welchen es oft trotz allem Prunk an Schauder- und Ekelerregendem nicht fehlt. Prunkhaft sind sie durch den gewöhnlich sehr prächtig geschmückten Übersarg und das reiche Bahrtuch, unter deren Hülle irgend eine Brüderschaft den in einen rohen hölzernen Sarg gepackten Todten bestattet; unheimlich durch das gespensterhafte Aussehen der Brüderschaft selbst; tragikomisch durch das Gefolge einer Anzahl Greise aus dem Siechenhause, welches in müllerblauer Kleidung mit schwarzen Mänteln, ein schwarzes Fähnchen mit hölzernem Todtenkopf auf der Schulter, hinterher wankt; schauerlich durch die Art der Beerdigung. Denn während man den Übersarg in der Kirche auf einen Katafalk stellt und dabei Gebete murmelt, wird der eigentliche Sarg in ein unterirdisches Gewölbe gebracht, die Leiche von roher Hand entkleidet, zu den andern Todten geworfen und mit Kalk übergossen, der schnell verzehrt. Die Bekleidung des Todten gehört Denen, die ihn ausziehen. Die vielen schwarzseidenen Strümpfe, welche bettelhafte Menschen auf der Straße besonders den Fremden feilbieten, kommen aus den Leichengewölben! Die Armen werden im Campo santo begraben. Dies ist ein großer, viereckiger, mit hohen Mauern umgebener Platz, welcher 366 tiefausgemauerte Grabgewölbe enthält, wovon alle 24 Stunden ein neues geöffnet wird, um die Todten, welche den Tag und die Nacht über hinabgesenkt werden, aufzunehmen. Hr. Mayer, der einst in ein solches Gewölbe hinabblickte, entwirft davon ein schaudererregendes Bild. Als ein neben ihm stehender Lazzaroni an einer Leiche noch schwarze Socken bemerkte, stieg er auf einer Leiter hinunter, um sie zu holen und dafür beim Kämmerer vielleicht noch vier Carlini zu verdienen! Ein armes altes Weib, erzählte man dem Verf., welches einst, von Neugierigen gedrängt, in eins dieser Grabgewölbe stürzte und vor Schreck augenblicklich den Geist aufgab, ließ man, da sie nur lumpen auf dem Leibe hatte, ohne Weiteres unten liegen. Doch wenden wir uns fort von diesen Scenen des Entsetzens!

Zu keinem größern Contrast konnte der Verf. seinen Leser überführen als zum Theater, welches wieder eine wohlthätig heitere Stimmung hervorruft. Die dramatische Kunst liegt auch in Italien im Argen, und Scribe, tout comme chez nous, beherrscht die Bretter. Dies ist namentlich im Teatro de' Fiorentini der Fall, wo allein italienische Stücke gegeben werden. Der Neapolitaner als lustige Person von Haus aus findet natürlich am meisten Gefallen an der Komödie, in welcher er sich selbst erblickt, und für diese ist San Carlino ein echt nationales Theater. Hier ist Pulcinella zu Hause, der recht eigentlich, wenn auch mit einiger Caricatur, den echten Neapolitaner repräsentirt. Dieser tölpische, listige, witzige, gutmüthige, leichtsinnige, neugierige, verliebte, lustige, furchtsame, naseweise, gefräßige, durchaus materielle Bursche, wie ihn Hr. Mayer bezeichnet, ist ganz und gar das Conterfei des großen Naturkindes, dessen dem Pulcinella gespendeter Beifall großentheils aus dem Gefühle der Verwandtschaft mit ihm entspringt. Neben Pulcinella sind die stehenden Figuren San Carlino's Don Fastidio und Tartaglia, deren wahrhaft komisches Treiben uns durch Mittheilung ganzer Scenen und durch Auszüge aus Stücken veranschaulicht wird. Ebenso ergötzlich sind die stehenden und wandernden Puppentheater, von denen der Verf. mit großer, aber gerechter Vorliebe für den ergötzenden Gegenstand so viel Spaßhaftes erzählt, an welchem gewöhnlich nie die Würze derben Volkswitzes fehlt. Dagegen bieten die Berichte über den Stand der Oper wenig Erfreuliches dar. Während man von der wahren Anerkennung Mozart's noch weit entfernt ist und seinen „Don Juan" eine Opera sapientissima e filosofica nennt, ist Donizetti der Abgott des Tages und hat Rossini und Bellini besiegt. Daß übrigens der Geschmack in Neapel für die Oper sehr groß sei, beweist die Zahl der ihr bestimmten Theater. Die beiden königlichen Opernhäuser sind San Carlo für große und Fondo für kleinere und komische Opern mit demselben Sänger- und Balletpersonale. Teatro nuovo gibt Opern und Melodramen, ebenso Fenice, das etwas tiefer steht. San Ferdinando wechselt mit Sing- und Schauspielen. Die drei letztgenannten Bühnen schließen das Ballet aus, welches wie die Decoration in San Carlo vortrefflich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Interessante Neuigkeit.

Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 269. — 26. September 1842.

Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt. Von Karl Matthes.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

Was hat denn der friedliebende, vermittelnde, edelmüthige Melanchthon mit all seinen Transactionen, Vergleichsvorschlägen und modificirenden Formeln ausgerichtet? Mit halben Maßregeln, mit friedlichen Reden, mit thatsächlich wohlmeinendem Nachgeben war dem Feinde gegenüber, dem es mehr um usurpirte Rechte und das bequeme Herkommen, als um die Wahrheit und um das Heil des Volks zu thun war, der keinen Irrthum, keinen Misbrauch aufgeben wollte, den jedes versöhnliche Entgegenkommen nur zu anmaßlichern, unverschämtern Foderungen ermuthigte, nichts, gar nichts auszurichten. Mit der Hierarchie, wie sie war, Frieden zu schließen, ohne die kaum errungenen köstlichen Güter preiszugeben, ohne auf die freie Predigt des Evangeliums und auf die Erlösung der Kirche aus drückenden Banden zu verzichten, das konnte nur ein allzu gutmüthiges Vertrauen versuchen.

Verkennen wir nicht, daß Melanchthon von einer Idee geleitet ward, die allerdings großer Opfer werth und von der er so tief durchdrungen war, daß sie auch im heißesten Kampfe ihm gegenwärtig blieb. Er würde schwächer, furchtsamer, kleinmüthiger erscheinen, als er wirklich war, seine unzeitigen Vergleichsvorschläge würden noch unbegreiflicher sein, wenn man nicht bedächte, wie mächtig diese Idee auf seinen Kampf einwirkte, und es ist um so mehr zu verwundern, daß Hr. Matthes den Einfluß dieser Idee auf sein ganzes Verhalten gegen die römischen Widersacher so gar nicht hervorhebt, nicht von diesem Standpunkte aus ihn zu rechtfertigen, oder doch zu entschuldigen sucht. Es war die Idee der Kircheneinheit, die den frommen Mann bewog, Alles aufzubieten und selbst große Opfer nicht zu scheuen, um die große Kirchenspaltung zu verhüten und, da dies nicht in seiner Macht stand, wenigstens Brücken und Brückchen über die entstandene Kluft zu erbauen und immer von neuem eine Annäherung, eine Verständigung, einen „leidlichen Frieden" zu versuchen. Da die innere Einheit unter den obwaltenden Verhältnissen, wie er sich gestehen mußte, nicht zu retten war, so wollte er an der äußern sich genügen lassen, und diese zurückzuführen, schien ihm der Mühe und Anstrengung, der Hingebung und Aufopferung werth. Auch war die eingetretene Kirchentrennung offenbar ein so ungeheueres Ereigniß und ein so großes Übel, daß diesen noch neuen, darum vielleicht noch heilbaren Schaden zu heilen, ein edles christliches Gemüth sich wol versucht fühlen konnte. Gleichwol ist schwer zu begreifen, wie ein so erleuchteter, geschichtskundiger, erfahrener Mann seine Friedensliebe noch mit dem Wahne schmeicheln konnte, es werde Rom sich Concessionen abdingen lassen, die das ganze stolze Gebäude der Hierarchie in seinen Grundfesten untergraben mußten. Die freie Predigt des reinen Evangeliums, die allein zu retten Melanchthon's edelmüthiger Eifer beflissen war, blieb mit der Fortdauer der transmontanen Geistestyrannei, der päpstlichen und bischöflichen Gewalt, in ihrer Übermacht und auf Weltherrschaft gerichteten Tendenz völlig unvereinbar, und lieber ließ man das verhaßte Schisma sich einstweilen gefallen, die Brüder von den Brüdern sich losreißen, als daß man ein Titelchen vom altkanonischen Rechte gestrichen hätte. In der That konnte nur ein edles vertrauendes Gemüth noch hoffen, wo nichts mehr zu hoffen war, die Hand zum Frieden bieten, wo sie mit dem Schwert des Geistes dreinschlagen sollte; auch sprach in der bescheidenen Beschränkung des ganzen Reformationswerks auf die einzige Foderung: freie Predigt des Evangeliums, ein starker und wohlbegründeter Glaube an die siegreiche Gewalt der Wahrheit sich aus, aber zugleich eine Leichtgläubigkeit und Kleinmüthigkeit, eine Befangenheit und Selbsttäuschung, die den Blick des wohlmeinenden Reformators trüben und ihn zu falschen Maßregeln, zweideutiger Halbheit und wirklichen Rückschritten verleiten mußten. Die Kirche konnte nur unter dem Schirm einer ehernen Mauer, wie Luther war, sich neu gestalten; ein schwächeres Gehege war durch den anstürmenden, ebenso arglistigen wie trotzigen Feind leicht niedergetreten; es mußte, bis das Kleinod der evangelischen Freiheit vollständig errungen und gesichert war, ein tapferer Angriffskrieg geführt werden und immer weiter vordringen; Melanchthon, der in die Defensive sich werfen ließ, gab die Schlacht schon halb verloren und räumte den römischen Cohorten zu viel Feld ein, als daß er den Sieg erringen konnte.

So beklagenswerth die Kirchentrennung, so wünschenswerth die Wiedervereinigung sein mochte, so war diese

doch nur unter Bedingungen möglich, die schlimmer gewesen wären als die Trennung. Wer damals seine Zeit und ihre große Aufgabe, das heldenmüthige Unternehmen, um dessen entschlossene Durchführung es sich handelte, klar begriff, wer sich berufen fühlte, in dieses große Werk, als in die Sache Gottes und der ganzen Christenheit, selbstthätig einzugreifen, der mußte, wie Luther gethan, fest entschieden sich lossagen von der Gemeinschaft mit der römischen Kirche, er durfte nicht ablassen, zu protestiren gegen alle päpstliche Gewalt und zu kämpfen bis in den Tod für die unveräußerlichen, schnöde beschränkten Rechte der Christenheit. Wären die Gegner nicht bei all ihrer Klugheit und Arglist mit Blindheit geschlagen gewesen, so hätten sie dem gutmüthigen, vermittelnden Melanchthon viel freundlicher entgegenkommen, was er allzu freigebig darbot, annehmen, was er allzu bescheiden foderte, bewilligen müssen; denn sie blieben dann doch, was sie gewesen, mächtig genug, das Angenommene schrankenlos zu erweitern, das Bewilligte aufs engste zu beschränken, endlich wieder zurückzunehmen, und man hätte später mit Recht geklagt, daß der wohlmeinende Vermittler, in der besten Absicht, aber kurzsichtig und verzagt, die gute Sache der Reformation verrathen, das schon Errungene wieder preisgegeben habe. Das Licht des Evangeliums wäre nicht ausgelöscht, die evangelische Freiheit nicht mehr auf die Dauer unterdrückt worden; aber Tausende, Millionen hätten noch lange unter dem alten Joch geseufzt, und die so lange das Licht unter den Scheffel gestellt, hätten, durch schmerzliche Erfahrung verbittert und verhärtet, dasselbe wol auszulöschen, wenigstens noch mehr zu verdunkeln getrachtet. Und gewiß, wäre die Reformation damals wieder unterbrochen worden, auf halbem Wege stehen geblieben, wie es nach Melanchthon's Vorschlägen geschehen konnte, so hätte es wol mehr als eines Jahrhunderts bedurft, um endlich den Tag der Erlösung heraufzuführen. Denn wenn der unsaubere Geist, vom Menschen ausgetrieben, wiederkehrt, so findet er eine bereitete Stätte und wird mächtiger als zuvor; wenn das Auge, welches des Lichts sich gefreut, wieder in dichte Finsterniß gehüllt wird, so verliert es wol nicht das Sehnen, aber leicht den Muth, die himmlische Leuchte sich wieder zu erringen; wenn die Stunde der Begeisterung unbenutzt, unfruchtbar vorübergerauscht ist, kehrt sie nicht leicht, nicht so bald wieder. Es war eine heilige Begeisterung für Licht und Geistesfreiheit erwacht; was geschehen sein möchte, wenn es der Arglist gelungen wäre, der gutmüthigen Nachgiebigkeit eine Beschränkung des großen Werks abzugewinnen, das schauen wir an den Völkern und Provinzen, deren muthiges Aufstreben, beim Mangel an Ausdauer oder an einem energischen Führer, unterdrückt ward. Auch Melanchthon war von jener Begeisterung ergriffen und kraft derselben griff er ein in den Kampf der Zeit, obwol er nach seiner Gemüthsart am liebsten von allem Streit sich fern gehalten hätte. Als dann im schweren, langwierigen Kampf und unter mancherlei Anfechtungen die Begeisterung sich abspannte, trat die ursprüngliche Neigung, den Streit zu meiden, zu schlichten, überwiegend hervor und unterstützte das Verlangen und Bemühen, die Einigkeit und Einheit der Kirche wiederherzustellen. Es ward ihm wol nicht ganz klar, daß, wenn es auch gelang, eine Uniformität in der Kirche zu erneuen, dadurch doch die wahre Geisteseinigkeit nicht gefördert werden konnte, aber das begonnene Werk einer durchgreifenden Reformation vom Haupt bis zu den untersten Gliedern unvermeidlich gehemmt werden mußte.

Ein entschiedeneres, kräftigeres Fortschreiten auf der durch Luther geöffneten und bereiteten Bahn hätte auch manche Streitigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche wo nicht ganz verhütet, doch sicherer beigelegt; Zeloten, wie Flacius und andere Gleichgesinnte, würden zwar auch dann den innern Frieden zu stören sich nicht gescheut, aber zu ihren Zänkereien weniger Vorwand gefunden haben, und das entschlossenere Festhalten an den Grundsätzen der Reformation hätte nicht jenes Mistrauen, jenen Argwohn, jene Feindseligkeit aufkommen lassen, die der wittenberger Schule entgegentraten und ihr Wirken lähmten. Indem Melanchthon auf Formeln sann, welche die streitenden Parteien versöhnen sollten, entzündete sich der Streit nur um so heftiger, je zweifelhafter es ward, was denn eigentlich seine wahre Herzensmeinung sei. Dies zeigte sich recht offenbar im Sacramentsstreit, in welchem er so schwankend und zweideutig erschien, daß die Eiferer ihn leicht ins ungünstigste Licht stellen und sein Ansehn schwächen konnten. Hr. Matthes will behaupten, daß er von der Lutherischen zur Calvinischen Lehre, die allerdings jener etwas näher stand als die Zwinglische, sich gewendet habe; aber nie und nirgend hat Melanchthon selbst dies entschieden ausgesprochen; er ließ Calvin's Meinung sich gefallen, ohne sich selbst unumwunden zu derselben zu bekennen. Und wenn nun sein Biograph ihn damit entschuldigen will, er habe dies des Hofes und der Hofpartei wegen nicht wagen dürfen, so hat er nicht genug bedacht, daß eine solche Entschuldigung selbst eine scharfe Anklage ist. Was hatte er denn vom Hofe zu fürchten? Haß allerdings, der aber nicht schlimmer war als das schon herrschende Mistrauen — Verfolgung, der er sich entziehen konnte, Dienstentsetzung, die, wenn sie um seines ehrlichen Bekenntnisses willen über ihn verhängt ward, ihm nur zur Ehre gereichen konnte und keineswegs das größte Unglück gewesen wäre. Und hätte es ihm auch Gefangenschaft und gewaltsamen Tod bereitet, so war ja auch dies ein viel kleineres Übel als die Verleugnung und Verhehlung seiner wahren Überzeugung. Aber gewiß, Melanchthon wollte dem Märtyrerthum sich nicht entziehen; er verhehlte nicht aus Furcht vor dem Hofe seine Herzensmeinung; er hoffte nur, durch seine Zurückhaltung, durch Annäherung an das Bekenntniß der anti-Lutherischen Partei eine Ausgleichung zu bewirken. Dies war ein Irrthum, aber nicht jenes große Unrecht, dessen er sich schuldig gemacht hätte, wenn er wirklich aus Furcht vor dem Hofe der Wahrheit die Ehre zu geben und seine Überzeugung frei und unumwunden zu bekennen sich scheute.

(Der Beschluß folgt.)

Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimat von Karl August Mayer. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 268.)

Unter den Künsten in Neapel nimmt noch immer die Musik die oberste Stelle ein. Die große Musikschule oder das Conservatorio di San Pietro a Majella, aus welchem so viele berühmte Componisten hervorgegangen sind, rechtfertigt noch immer seinen großen Ruf. Gesang, und namentlich improvisirter Wechselgesang, wovon Hr. Mayer theils als Erzähler, theils als Dichter artige Proben mittheilt, ist in Neapel zu Hause. Merkwürdig, daß man in Italien Deutschland, wie in Deutschland Italien für die wahre Heimat der Musik hält. Vorzüglich gefallen dort unsere deutschen Melodien sehr, und Hr. Mayer versichert, daß, wenn vier deutsche Studenten, „Du Schwert an meiner Linken" singend, Abends, statt durch Heidelberg, durch Neapel zögen, sie gewiß unermeßlichen Beifall finden würden: alle Lazzaroni gingen, die Mützen schwingend, an ihrer Seite, alle Wanderer auf der Straße blieben stehen und alle Balcone und Fenster würden sich mit Damen füllen! Von den übrigen Künsten in Neapel läßt sich nicht viel rühmen. Bei großer Empfänglichkeit für das Schöne läßt der Neapolitaner in den Künsten der Malerei, Sculptur und Architektur nicht nur jene ahnungsvolle Tiefe der Conception, sondern auch den edeln Geschmack vermissen, welcher auch in der ungünstigsten Zeit Florenz und Rom eigenthümlich blieb. Poetisches Talent ist reichlich überall, aber „als rohes Erz vorhanden, aus dem nur günstige Verhältnisse Gold schmelzen können". Nichts spricht so sehr dafür als die schöne Gabe der Improvisation, die dort bis in die untersten Classen sich erstreckt. Namentlich lobt der Verf. als immer fertige Improvisatoren von Erzählungen die neapolitanischen — Köche. Sie versammeln gern Abends die Kinder der Herrschaft um sich und spinnen seltsame Geschichten ab, die ihnen wie ein Faden ohne Ende aus dem beredten Munde gehen. Staunenerregend ist in der That, was Hr. Mayer von dem berühmten Improvisator Bindocci aus Siena berichtet, den er zweimal gehört hat, den aber an Ruf noch der Neapolitaner Sgricci (nicht Grizzi) übertraf. Von lebenden, einigermaßen bedeutenden Dichtern in Neapel können kaum einige namhaft gemacht werden. Dafür gibt der Verf. sehr hübsche Proben von Volksliedern, metrisch von ihm selbst und Kopisch übersetzt, auch die prosaische Übersetzung eines Bänkelsängerliedes („Sehr schöne Geschichte von den klugen Streichen und kühnen Unternehmungen des Angelo del Duca") zum Besten, und hebt unter den Volksbüchern das „Pentamerone" oder die Geschichte der Geschichten (Lo cunto de li cunte) vom Grafen von Torrone Giovan Batista Basile (versetzt Gian Alesio Abbatutes) hervor. Trotz seines breiten und gesuchten Styls bleibt dieses Buch als Fundgrube uralter, zum Theil heidnischer und morgenländischer Sagen immer schätzbar.

Die vom Unterrichtswesen handelnden Briefe zeigen aufs deutlichste, wie schlecht von obenher für die Bildung des Volks gesorgt ist, welches die Natur nicht stiefmütterlich bedacht hat. Politische und religiöse Verhältnisse, vor Allem der Einfluß der Geistlichkeit, die alle Bildungsanstalten überwacht und deren Censur jedes Buch, das in Neapel gedruckt oder eingeführt werden soll, unterworfen ist, hindern allen Aufschwung der Wissenschaft. Die Elementarschulen sind schlecht und leisten wenig, ja, unser Verf. glaubt sich zu der Annahme berechtigt, daß drei Viertheile der Population weder lesen noch schreiben können. Unter den höhern Unterrichtsanstalten steht das Real Liceo del Salvatore obenan, welches zur Universität vorbereitet und das einzige zu diesem Zweck bestimmte Staatsinstitut in Neapel ist. Neben dem Lyceum bestehen noch eine Anzahl Collegi, d. i. Schulanstalten in Klöstern, an denen Klostergeistliche Unterricht geben. Von den Lyceen und Collegien in den Landstädten existiren viele nur im Staatskalender; sucht man sie auf, so findet man häufig blos eine gewöhnliche lateinische, oder gar nur eine Elementarschule. Die Universität nennt sich bescheiden Regium Archigymnasium Neapolitanum, ist mit 52 Lehrstühlen besetzt und von 1500—1800 Studenten besucht. Am befriedigendsten werden hier noch Mathematik und Naturwissenschaften gelehrt, alles übrige ist, den gelindesten Ausdruck zu brauchen, unbedeutend. Sehr hemmend für das Gedeihen der Studien ist die große Anzahl der freien Tage. Einmal ist jeder Donnerstag als Dies academicus, wie überhaupt an allen Schulen, frei, dann gibt es Ferien zu Weihnachten, im Carneval (Feriae bacchanales genannt), Ferien zu Ostern (drei Wochen lang) und im Herbste, welche, vom 4. Juli an, vier ganzer Monate dauern, sodaß nur 147 Tage für die Vorlesungen übrigbleiben. Dazu kommt, daß jeder Professor nur eine halbe Stunde liest, in der übrigen Zeit wandeln die Studiosen in den schönen Corridors auf und nieder oder conversiren in den Hörsälen. Uns neapolitanische Art und Weise recht anschaulich zu machen, möge der Verf. selbst erzählen, was er beim Hospitiren in einer Vorlesung erlebt hat: „Einst wohnt' ich in den Incurabili einem Colleg über Anatomie bei. Der Lehrer sprach, als ich eintrat, über einen Knochen, den er an der Leiche eines kräftigen, schwarzbärtigen Mannes — vielleicht eines Banditen — blosgelegt hatte. In einem andern Locale hätt' ich den Signor Professore für einen alten Schustergesellen gehalten, so unordentlich gekleidet und unsauber erschien er, so ordinair war seine ganze Erscheinung. Die Studenten hatten ihrerseits vollkommen das Ansehen von Bartkratzern, und das Gespräch, das sie untereinander und mit dem Lehrer führten, als eine Pause im Unterrichte entstanden war, bewegte sich im gemeinsten Neapolitanisch. Es kam auf einen andern Professor Medicinä die Rede, der, angeblich unverdient, eine akademische Würde erlangt hatte. ‚Er versteht keinen Schwanz von der Medicin', sagte unser Professor, ‚er kann keinen Hund purgiren.' Dabei strich er mit dem klebrigen Messer auf dem Schenkelstumpf des Cadavers hin und her, und griff mit den blutigen Fingern in die Dose, die ihm ein Student darbot. Einer der Musensöhne declamirte pathetisch einen Vers, der von der blinden Fortuna handelte, und der Vortrag begann wieder, aber auch nur gesprächsweise, als ob der Lehrer mit seinen Schülern in einem Kaffeehause säße und zur Kurzweil mit ihnen schwatzte. Dabei war aber Alles, was er sagte, so anschaulich und die Schüler faßten so lebendig auf, daß ich am Ende sehr befriedigt hinwegging. Der Ort, wo der Vortrag gehalten wurde, sah eher einem Keller als einer Stube ähnlich. Ob Bänke oder Stühle darin waren, weiß ich nicht mehr; das einzige Meuble, dessen ich mich außer dem Secirtische erinnere, war ein höchst elender Schrank mit ein paar Knochen und Präparaten. An den weißgetünchten Wänden hatte sich die Muße der Jünglinge in grotesken Zeichnungen ergangen; auch standen Späße in Prosa und Reimen und ein paar Verse von Dante und Petrarca angeschrieben. . . . ."

In den folgenden Briefen bespricht der Verf., theils auf eigene Beobachtung, theils auf zuverlässige Mittheilungen gestützt, aber immer mit guter Sachkenntniß, Gelehrte, Buchhandel, Literatur, Journale, Ärzte, Wundärzte, Apotheker, Advocaten, Notare, Richter, Handhabung der Gesetze und Strafen, Hinrichtungen, Post, Mauth, höchste Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, Communen, Militair, Handel und Gewerbe. Jede Rubrik ist reich an merkwürdigen Details, aus denen sich als Summa ergibt, daß hier das Meiste noch im Argen liegt. Aber the march of intellect, wie der Brite spricht, gelangt allmälig auch nach Neapel, und so ist in der neuesten Zeit dort Manches besser geworden, obgleich noch unendlich Vieles und zwar das Wichtigste der Verbesserung bedürftig bleibt, um nur einigermaßen dem Stande der europäischen Civilisation zu entsprechen.

Einen der reizendsten Abschnitte des Buchs bildet die Umgegend Neapels. Wir können uns keine Gattung von Lesern denken, die nicht wenigstens angesprochen oder tiefer erregt werden müßte durch die Schilderungen und Erzählungen unsers

Verf. Mit Vergnügen folgt man dem ebenso angenehm unterhaltenden wie belehrenden Führer auf den Vesuv, nach Herculanum, Pompeji, Pästum, den Inseln und zu allen Orten, auf welchen, gepaart mit classischen Erinnerungen, der unerschöpfliche Zauber des herrlichsten Südens ruht. Wer jenen an Ort und Stelle empfand, feiert hier einen schönen Nachgenuß; wem er noch nicht zu Theil geworden, dem werden diese Briefe eine Bilderwelt aufschließen, von der man nicht gern sich wieder trennt. Aber dieser Bilderwelt fehlt es auch nicht an belebender Staffage, durch welche der Verf. selbst ein dramatisches Interesse hervorruft.

Den Schluß des Buchs bilden Briefe über die ansässigen und durchreisenden Fremden, Ciceroni u. dgl. m. Die gute Beobachtungsgabe des Verf. geht hier mit einem sehr liebenswürdigen Humor Hand in Hand. Was er über die Engländer in Italien sagt, klingt übertrieben, ist aber doch nur allzu wahr. Wer sie in Museen und Galerien beobachtet hat, wird von ihrem Geschmack und Kunstsinn keine hohe Meinung bekommen und sie vollends für Barbaren halten, wenn er sie Kunstwerke verstümmeln, Mosaikkeinchen ausbrechen und ähnliche Frevel sich erlauben sieht, blos um ein Denkzeichen von dem Orte mitzubringen. Die englischen Sonderlinge reisen irgend einem whim zu Gefallen nach Italien, vielleicht nur, wie es vorgekommen, um in Knopfe der Kuppel von St.-Peter ein Mittagsmahl zu halten, oder um eine gewisse Aussicht, ein gewisses Monument in Augenschein zu nehmen und gleich darauf wieder heimzukehren. Alle aber setzen in Italien, so gut es geht, mit Thee, Punsch und Zeitungen das gewohnte Leben fort, cultiviren ihre Toilette, die Hr. Mayer ihrer Haltbarkeit wegen bombenfest nennt, und controliren die Richtigkeit ihres Guide. Ein vortreffliches Exemplar dieser Gattung bestieg den Ätna, sagte, kaum einen Blick auf die wundervolle Gegend werfend, weiter nichts als yes! und kehrte sogleich wieder um. Die Franzosen, obgleich dem Italiener etwas näher stehend, gehören ebenfalls nicht zu den Reisenden, denen man gern in Italien begegnet, weil Eitelkeit, Anmaßung, Ungeduld u. s. w. sie oft unleidlich macht. Man sollte, meint der Verf., blos früh Morgens mit ihnen reisen, dann jubeln und singen sie, laufen die Berge hinan, wälzen Steine in den Abgrund, aber bald ist das Strohfeuer verbrannt und sie hängen die Flügel. Die Deutschen erhalten im Ganzen wie billig die beste Censur.

Sehr artig werden nun noch die Reisenden als Stände charakterisirt. Die ersten machen die Vornehmen aus. Dies sind, nach Menzel, die Emigrirten und Exilirten, die Exkönige, Exminister, Exgenerale, Exfavoriten, Exmaitressen, entbehrlich gewordene Diplomaten, geschiedene Frauen, Strohwitwen; Frankreich liefert sie in größter Zahl. Die zweite Classe bilden die Reichen, die zur Abwechselung oder aus Mode einmal auch nach Italien gehen. Die dritte, beiweitem größte Classe sind die Künstler, Kunstenthusiasten und Gelehrten. Sehr treffend werden namentlich die Maler geschildert, welche, je nach ihrem Fache, in sehr verschiedener Weise, selbst Kleidung auftreten. Unser Verf. zählt noch drei Classen von Reisenden auf. Die ersten, sagt er, lesen Italien, die zweiten schreiben Italien und die dritten laufen Italien! Diese Eintheilung ist in der That aus dem Leben gegriffen. Ein ganz apartes Genus bildet Nicolai mit der queue seiner Geistesverwandten, nämlich die Classe der reisenden Philister.

Sich noch mehr Ansprüche auf den Dank aller künftigen Besucher Neapels zu erwerben, bespricht Hr. Mayer am Schlusse die Artikel Ciceroni, Vetturini und mehre andere Gegenstände, die für die Kasse der Reisenden nicht gleichgültig sind. Mit guten Rathschlägen, denen jeder zu seinem Besten folgen möge, und mit einem poetischen Abschiedsworte an Italien wird der Leser entlassen, für den das Buch trotz seiner nicht kleinen Seitenzahl immer noch viel zu früh zu Ende geht. Wie wahrhaft vom Zauber Italiens durchdrungene Pilger beim Scheiden aus dem schönen Lande den Gedanken nicht aufgeben können, es früher oder später wiederzusehen, so scheiden auch wir nicht von dem verehrten Verf. ohne die Hoffnung, ihm nächstens wieder zu begegnen auf dem Felde der Literatur, und trennen uns für jetzt mit dem Zuruf eines freundlichen a rivederci! 64.

Literarische Notiz.

Wir haben nur selten Gelegenheit, in unsern flüchtigen Bemerkungen über französische Literatur die sogenannten exacten Wissenschaften zu berühren, obschon dieselben, wie besonders Astronomie, Zoologie u. s. w., in Frankreich mit ganz besonderm Erfolg angebaut und gepflegt werden. Wir erwähnen daher nur ausnahmsweise eines „Traité pratique et théorique d'anatomie comparative", das vor kurzem von Hrn. Hercule Straus-Durckheim in zwei Bänden herausgegeben ist. Der wissenschaftliche Werth dieser Arbeit wird von unsern gelehrten Zeitschriften näher untersucht und gewiß das günstige Urtheil, das die französischen Gelehrten darüber gefällt haben, bestätigt werden. Wir erwähnen diese Schrift mehr deshalb, weil der Verf. derselben ein sprechendes Beispiel davon ist, wie sehr in Paris das eigentliche Verdienst, das ohne marktschreierischen Lärm wirkt, hintangesetzt wird, und daß hier mehr als irgendwo savoir-faire weiter hilft als das bloße savoir. Hr. Straus-Durckheim, Elsasser von Geburt, kam vor einigen dreißig Jahren nach Paris, um hier seine naturwissenschaftlichen Studien zu machen. Angezogen von den großen Schätzen des Jardin des plantes ist er seit der Zeit hier geblieben und hat mit dem unausgesetztesten Fleiße seine Untersuchungen, die sich auf die schwierigsten Theile der Zoologie beziehen, verfolgt. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich der vergleichenden Anatomie. Er wollte die Anatomie der Thierwelt auf dieselbe Stufe erheben, auf welche die menschliche Zergliederungskunst durch Meckel's, Sömmering's u. A. Arbeiten geführt ist. Er faßte daher den Entschluß, gewissenhaft den ganzen Kreis des Thierreichs durchzugehen und aus jeder Classe eine Art aufs sorgfältigste zu untersuchen. Er wählte jedesmal eine Species, die ihm am meisten ge..gnet schien, die ganze Classe, der sie angehört, zu repräsentiren. Diese Untersuchungen, deren eine ihm manchmal sechs bis acht Jahre der unausgesetztesten Anstrengung gekostet hat, hatte eine Reihe trefflicher Monographien zur Folge, die wir hier nicht alle einzeln aufzählen können, die aber von der Akademie der Wissenschaften stets mit dem anerkennendsten Lobe erwähnt wurden. Nachdem Straus-Durckheim nun fast das ganze Thierreich auf diese gewissenhafte Art durchforscht hat und die comparative Anatomie sowie die Zoologie im engern Sinne ihm die wichtigsten Beobachtungen verdankt, hoffte er endlich Anspruch auf eine öffentliche Vergütigung für seine mühevollen Arbeiten machen zu können. Bis dahin hatte er nämlich nie ein öffentliches Amt bekleidet, nie sich auch nur um eins beworben. Vor acht Monaten ward nun ein Lehrstuhl am Jardin des plantes vacant und er glaubte, daß ihm derselbe nicht entgehen könnte. Zwar trat ein Mitbewerber, Milne Edwards, auf, dessen gelehrte Verdienste wir nicht herabsetzen wollen, der aber seinen Ruf mehr mannichfachen Compilationen auf dem Gebiete der Zoologie und Zootomie als eigentlich gründlichen, originellen Forschungen verdankt. Aber das stimmfähige Publicum zweifelte nicht, daß die Akademie der Wissenschaften und das Ministerium sich beeilen würde dem Straus-Durckheim einen Wirkungskreis zu geben, zu dem er durch seine hervorragenden Arbeiten berufen schien. Milne Edwards, der an Gewandtheit dem einfältigen, schlichten Elsasser, der einen Anstrich deutscher Studengelehrsamkeit hat, bedeutend überlegen ist, wußte seine confrères von der Akademie, der er angehört, für sich günstig zu stimmen. Einige Journale, z. B. der „National", nahmen Partei für Straus-Durckheim und deckten die Cabale auf, die demselben entgegenarbeitete. Aber vergeblich. Die Akademie, von der die Wahl zur Besetzung dieses Lehrstuhls abhängt, beging die Ungerechtigkeit, den genialen Gelehrten zurückzusetzen, und der Minister des Unterrichts machte von seinem Rechte, die Wahl für nichtig zu erklären, keinen Gebrauch. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 270. — 27. September 1842.

Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt. Von Karl Matthes.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Hr. Matthes bringt Melanchthon's Verhältniß zu Luther mehrmals zur Sprache, nirgend aber zur klaren Anschauung; so, wie er es darstellt, wäre der unwürdige Verdacht kaum abzuwenden, daß Melanchthon bei der äußern Freundschaft einen heimlichen Groll und Widerwillen im Herzen getragen habe. Einiger Grund zu diesem Verdachte scheint allerdings vorzuliegen. Es hat das Gefühl des Ref. immer verletzt, wenn er las, wie Melanchthon noch spät nach Luther's Tode sich bitter beklagte, daß er, so lange Jener gelebt, eine fast unerträgliche Tyrannei habe ertragen müssen. Wie konnte er doch so ganz ohne Noth und ohne Nutzen den entschlafenen und allen Ihren des zeitlichen Lebens entrissenen Freund so lieblos anklagen! Und diese Anklage ist sie nicht ein Bekenntniß seiner eigenen Schwachheit? Warum ertrug er denn diese Tyrannei, so lange der Freund noch lebte? Warum entzog er sich ihr nicht, sei es durch entschlossenere Behauptung seines guten Rechts, oder durch williges Scheiden von Wittenberg, wozu die wiederholten dringenden Berufungen an andere Universitäten Veranlassung genug darboten? Meinte er aber um der guten Sache der Reformation willen in Luther's Nähe bleiben, dessen ungestüme Hitze mäßigen zu müssen, so mußte er sich auch mit aller Kraft seines Geistes und Herzens Luthern gegenüber eine Stellung gewinnen, die minder drückend war, so durfte er am wenigsten, als sein ehrwürdiger Freund sich nicht mehr verantworten konnte, ihn der Tyrannei anklagen.

Aber jene allerdings mehrmals in vertraulichen Briefen wiederkehrende Äußerung, die als zu späte und unfreundliche Anklage erscheint, war doch eigentlich nur eine Klage, ein Seufzer, den die Erinnerung an erduldete Übermacht des Stärkern dem Schwächern gelegentlich auspreßt. Dennoch war Melanchthon Luthern aufrichtig zugethan, obwol nicht wie der Mann dem Mann, aber wie der Jünger dem Meister, wie ein wackerer Genosse dem thätlichen, strengen, aber immer wohlmeinenden Freunde. Beugen kann man sich jedoch nicht, daß eine rechte Herzensfreundschaft und Seelengemeinschaft, wie sie auch zwischen ungleichartigen Naturen möglich ist, unter ihnen nicht bestand. Deshalb ist der Eine so wenig wie der Andere anzuklagen; denn Männerfreundschaft gründet sich nicht blos auf Gegenseitigkeit der Achtung, des Vertrauens und Wohlwollens, auch nicht blos auf Übereinstimmung in Grundsätzen und Gesinnung, noch auf Gemeinschaft der Lebenszwecke und Richtungen; es gehört dazu eine prästabilirte Sympathie der Gemüther, die vom eigenen Wollen und Wählen nicht abhängt. Würdigen wir aber unbefangen Beider Verhältniß, so muß eingestanden werden, daß Luther mehr Melanchthon's als Melanchthon Luther's Freund war. Luther hegte nicht nur eine aufrichtige Hochachtung, sondern auch eine wahrhaft zärtliche Theilnahme und Vorsorge für seinen Philippus, und wie oft dieser auch durch rauhe Äußerungen der natürlichen Heftigkeit und Schärfe des Freundes sich verletzt fühlen mochte, so durfte er doch nie die Redlichkeit der Gesinnung und die Aufrichtigkeit der Liebe bezweifeln, die ihm immer wieder entgegenkam und jede Übereilung wieder gut zu machen bemüht war.

Hr. Matthes macht wiederholt bemerklich, wie viel Melanchthon von Luther's Hitze, Rechthaberei und Strenge gelitten habe. Meint er, Luther habe nicht auch an seinem Theil um Melanchthon's willen viel gelitten? Denke man sich einen feurigen, begeisterten, lebenskräftigen Helden, der für sein großes Werk einen tüchtigen Mitarbeiter, Mitkämpfer gewonnen zu haben meinte, welchem er mit dem unbeschränkten Vertrauen einer großmüthigen Seele sich hingab, welcher auch wirklich folgereich in das große Werk eingriff, dann aber, wenn er einen Schritt vorwärts gethan, sich immer wieder versucht fühlte, wenigstens einen halben zurückzuthun, zögerte, wo kräftiger Entschluß noth war, unterhandelte, wo er handeln und kämpfen sollte, und man begreift wol, wie oft Luther ärgerlich und verdrüßlich werden mußte, wenn des Freundes hypochondrische Ängstlichkeit seine Schritte hemmte. Wir finden keine Spur, daß Luther je auf Melanchthon's Ruhm eifersüchtig gewesen, oder egoistisch seine Überlegenheit ihm fühlbar gemacht habe; er trat stark gegen ihn auf, nur wo dieser nicht kräftig genug sich entschied; aber er ließ es gern geschehen, wenn man ihm Freund voranstellte, in entscheidenden Stunden dessen klare Beredsamkeit und besonnene Wirksamkeit in Anspruch nahm; er selbst empfiehlt ihn zu hochwichtigen Ver-

beiten und Geschäften als vor Allen dazu geeignet; er gestand, daß er so leise nicht treten könne, aber dem Werke seines Mag. Leisetritt ließ er mit Freuden vollkommene Gerechtigkeit, Lob und Ehre widerfahren. Man kann kaum ohne Rührung die mannichfachen Äußerungen des reinsten Wohlwollens lesen, mit dem er dem Freunde auch dann ergeben blieb, wenn sein Vertrauen wankte. Und ward er später gegen ihn öfter mistrauisch, argwöhnisch, so war dies wenigstens ebenso sehr die Schuld der allzu weichen Nachgiebigkeit Melanchthon's, wie der im heißen Kampf allmälig überhandnehmenden mürrischen Stimmung des alternden Streiters.

Daß übrigens Melanchthon keineswegs inniger und treuer Freundschaft unfähig war, vielmehr mit ganzem Herzen sich Denen hingab, die Achtung, Vertrauen, Liebe ihm einflößt, und in allem Wechsel des Lebens fest an Denen hielt, die sich ihm bewährt hatten, daß auch seine Friedensliebe nicht blos Sache seines Temperaments, am wenigsten blos aus Schüchternheit und Furchtsamkeit hervorgegangen, vielmehr eine lebendige Äußerung seiner christlichen Gesinnung war, daß selbst die rabies theologorum, die ihm so tiefe und bittere Leiden bereitete und seinen Lebensweg mit scharfen Dornen bestreute, ihn nicht verbitterte, nicht zu unwürdigem leidenschaftlichen Schmähen und Schelten verleitete, daß seine sanftmüthige Seele auch eine großmüthige und von Herzen demüthige war, das hat Hr. Matthes wahr und überzeugend, mehrmals recht anmuthig beredt dargethan, und abgesehen von Dem, was Ref. aus seinem Standpunkte rügen mußte, überhaupt als ein würdiger Biograph des trefflichen und hochverdienten Miterbauers der evangelischen Kirche sich bewährt. Nicht nur dem treuen Fleiße, mit dem er das reiche Material gesammelt, der Gewandtheit und Sicherheit, mit der er dasselbe bearbeitet hat, auch der Gesinnung, die sich in der ganzen Darstellung ausspricht, wird die wohlverdiente ehrende Anerkennung nicht versagt werden.

Wir haben seiner Arbeit schon das Lob der Ausführlichkeit und Vollständigkeit zuerkannt. Obwol ziemlich vertraut mit den Quellen und Hülfsmitteln zur Geschichte Melanchthon's, wissen wir doch nichts Wesentliches hinzuzufügen. Wol aber möchten wir etwas hinwegwünschen. Dies sind die dem deutschen Text eingewebten lateinischen Bruchstücke. Wir lassen uns etwa die lateinischen und griechischen Citate unter dem Text gefallen, aber ihm selber aufgedrungen, erscheinen sie keineswegs wie goldene Äpfel in silbernen Schalen, sondern wie Rauschgold und bunte Lappen an einem ehrbaren Gewande. Der gute Geschmack hat nicht minder seine guten Rechte wie die Gelahrtheit, ihm entspricht aber in der That ein so buntscheckiger deutsch-lateinischer Text nimmermehr. Bücher wie das vorliegende werden jetzt nicht mehr blos für Gelehrte geschrieben, sie haben ein allgemeines Interesse, wie eine allgemeinere Bildung für ihren Gebrauch Empfänglichkeit und Geneigtheit auch in den nichtgelehrten Kreisen erweckt hat. Der Gelehrte soll der alten Sprachen mächtig sein wie seiner Muttersprache; er muß sich entwickeln, bilden, kräftigen am Mark der griechischen und römischen Classiker, aber man kann ein sehr gebildeter Mann sein, ohne Griechisch und Lateinisch zu verstehen. Ein mit fremden Zungen durchwebtes Buch wird dadurch ungenießbar für Viele, die sich sonst wol mit ihm befreundet hätten. Es ist Zeit, daß wir ablassen, lateinische Franzen und griechische Tressen auf das schlichte deutsche Gewand unserer Schriften zu heften. Wollte der Hr. Verf. fremde Stimmen und Zeugnisse seiner Composition einweben — wie sie denn in mehren Stellen allerdings an rechter Stelle, charakteristisch und bezeichnend sind —, so mußte er sie in treuer Übersetzung dem Ton des Ganzen anschmiegen. Die geschichtliche Darstellung hat, wenn sie echt ist, ihre eigenthümliche Würde und Gediegenheit; die deutsche will ganz von deutschem Schrot und Korne sein, wie die griechische ganz griechisch war; sie verschmäht das Fremde nicht, aber sie macht es sich also zu eigen, daß es eben nicht mehr als fremd erscheine. Eine echte Biographie will auch ein historisches Kunstwerk sein, und alle nothwendigen Gesetze eines solchen sind auch ihr Regel und Richtschnur. Sie entsagt auch dem oratorischen Schmuck und ist ohne denselben doch sehr beredt; in dem vorliegenden Werke scheint öfter vergessen zu sein, daß der geschichtliche Styl von dem einer Predigt sich wesentlich unterscheiden muß.

Unter dem Titel „Beschluß" hat Hr. Matthes eine allgemeine Übersicht über Melanchthon's Verdienste um die Wissenschaft: A) um das Studium der alten Sprachen und Classiker, B) um die Philosophie, C) um die Theologie, und zuletzt noch einige Nachrichten über das Schicksal der Philippistischen Schule mitgetheilt. Besser wäre es, wenn das meiste so nachträglich Beigebrachte in die Biographie selbst verwebt und ein ganzes in sich abgeschlossenes und abgerundetes Bild des Lebens und Wirkens jenes reichbegabten und gründlich durchgebildeten Meisters, der, abgesehen von seinen hypochondrischen Anfechtungen und Schwächen (Flecken haften wol auch am edelsten Metall) und von seiner fast weibischen Ängstlichkeit, doch ein ganzer Mann war, aufgestellt worden wäre. Nehmen wir indeß mit gerechter Anerkennung auf, was hier dargeboten ist: es ist gediegene Arbeit, die wir insbesondere auch den Jüngern der Gottesgelahrtheit empfehlen, sie können viel daraus lernen. Möge der glaubenstreue, auf Gottes Wort festgegründete, redlich forschende, besonnene, nüchterne und klare Geist Melanchthon's mit neuer Gewalt die evangelischen Theologen durchdringen und eine Energie gewinnen, welche zum Ausbau der evangelischen Kirche und zur Befreiung des Predigtamts aus rationalistischem Irrlicht und pietistischem Nebel noth ist! 84.

Romanenliteratur.

1. Erzählungen aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. Hamburg, Erié. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Also aus den Archiven der Herzogin von Nottingham sollen diese Erzählungen entnommen sein. Sind sie von ihrer eigenen Feder, oder von der ihrer Kammerjungfer? Ist die Herzogin

eine königliche oder kaiserliche Prinzessin, weil der Verf. sich zur Veröffentlichung dieser Blätter der Erlaubniß ihrer Hoheit rühmt. Man kann eine recht honette Frau sein und schlechte Bücher schreiben — man kann auch eine sehr vornehme Frau sein und miserable Erzählungen zuwege bringen und, wenn man sie im Kreise der Freunde und Gäste vorliest, sogar Beifall ernten. Auf das Publicum übt indeß die Autorschaft einer Herzogin nicht solche Kraft. Man wird durch den Titel dieses Buchs getäuscht, vielleicht ist es sogar auf Täuschung abgesehen; man hofft Aufschlüsse über Familienangelegenheiten, Sitten der aristokratischen Kreise, politische Ansichten und Schilderungen berühmter vornehmer Personen zu finden, wenn man von Erzählungen hört, welche den Archiven eines erlauchten Hauses entnommen sind. Sie sind aber alle ganz modern — eilig, ohne Plan ersonnen und zusammengetragen, ohne irgend etwas Empfehlungswerthes —, nur die Neugierde des Lesers wird erregt und er fragt sich, wer die Herzogin von Nottingham sei, welche so schwache Erzählungen schreibt? Möge ein Pröbchen aus der „Sylvesternacht" den Leser von der Mittelmäßigkeit dieser Producte überzeugen. Ein junger preußischer Militair — ob Fähnrich oder Lieutenant, ist nicht bekannt — findet kurz vor der Schlacht von Leipzig einen schon von den Bauern zusammengeschlagenen Franzosen, welcher hatte plündern wollen und jetzt mit blutendem Kopfe im Winkel des Zimmers um Hülfe schreit. Der junge Militair spaltet ihm den Kopf mit einem Säbelhieb und überläßt ihn den wüthenden Bauern. Am andern Morgen sieht er den Franzosen mit gespaltenem Haupte an einem Baume lehnen und noch leben, obgleich der Hirnschädel einen Zoll breit auseinanderklafft. Der junge Held fodert einige Bauern zur Beerdigung des Franzosen auf, und der gegen diese lebendige Begrabung sich Sträubende wird eingescharrt. Die Brieftasche des Soldaten bleibt zurück und sein Mörder erkennt daraus, daß er seinen eigenen Bruder getödtet, welcher früh das älterliche Haus verlassen hatte; er läßt ihn ausscharren und der Erschlagene liegt noch immer zuckend vor ihm. Der Brudermörder wird nun sein ganzes Leben von Gewissensbissen gequält, als ob so schändliche Grausamkeit, nur weil sie an dem Bruder verübt ward, die Rachegeister des Herzens heraufbeschwören könne. Schlechter Geschmack und Unsinn reichen sich bei dieser Novelle die Hand und bleiben auch in den übrigen nicht feindselig. Ich dächte doch, es gäbe genug männliche und weibliche Federn, welche schwache Productionen zu Tage brächten — die Herzoginnen könnten es sich ersparen. Boudoirs, Dachstübchen, Aetzzimmer ꝛc. senden genug Unbedeutendes hervor, um daß man das Unbedeutende in den Archiven lassen könnte, wenn es ja darin gewesen — was wir bei diesen Producten zu Ehren aller Herzoginnen bezweifeln möchten.

2. Albrecht der Unartige, Landgraf zu Thüringen, und Kunigunde von Eisenberg, von Ferdinand Backhaus. Leipzig, Hunger. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Autor beweist durch ziemlich lange Vor- und Nachreden, daß er selbst mit seiner Leistung zufrieden ist, indem er alle tadelnswerthen Nachahmungen der englischen und amerikanischen Romanschreiber vermieden und nur Das geschildert habe, was er habe schildern wollen. Er habe eine durch mehre Bände schleppende Liebesgeschichte vermieden, da solche immer mehr oder weniger nach einem Schnitte wären. Er habe sich mit einem Worte auf Das beschränkt, was zu einem historischen Roman gehöre. Über das zu einem historischen Roman Gehörende sind nun die Meinungen verschieden, und Ref. will, ehe darüber bestimmte Gesetze festgestellt und von allen Parteien angenommen sind, nicht den Autor auf diesem Punkte angreifen. Er ist indeß der Meinung, daß in einem geschichtlichen Roman die historischen Personen die Nebenpersonen sein dürften, daß aber eine oder einige Gestalten das Interesse erwecken müssen. Die Geschichte sollte dann nur den Rahmen, Hintergrund und Vordergrund des Gemäldes abgeben, wo die Gestalten der Phantasie die Hauptpersonen sind. Wo das nicht der Fall ist, wäre die einfache Erzählung von Thatsachen angenehmer, und namentlich in jenem 14. Jahrhundert, in jener Zeit der Thaten, die den Reflexionen, langen Gesprächen, dem Sehnen, Fühlen und Gedankenaustausch so wenig günstig war. Der Autor hat nun Chroniken und Geschichtsbücher wol studirt, man sieht auch, daß er die Charaktere wol erfaßt hat, aber er vermag sie nicht wiederzugeben, er vermag die Scenen nicht durch eigene Zuthaten zu beleben, er verdirbt die Geschichte mit seinen Zusätzen, anstatt dieselbe dadurch zu verschönern. Die sich oft wiederholenden, ins Detail gehenden Schilderungen der ans Widrige grenzenden Wollustscenen der Kunigunde von Eisenberg können unmöglich als Würze betrachtet werden. Selbst die geschichtlichen Begebenheiten sind nicht der Reihenfolge nach dargethan und der Styl ist so mangelhaft, so unklar wie die Reflexionen der Vor- und Nachrede, z. B.: „So dienten die Gelage jener Ritter, deren einziges Gesetz die Faust, deren Burgen der Sitz der Immoralität war, nur dazu, den Glanz und den Ruhm der Letztern zu heben." Worauf bezieht sich das Wort Letztern, auf Immoralität, Burgen oder Faust? Ferner: „An ihren Tafeln führte die Gemeinheit den Vorsitz und die Frechheit gesellte sich, ein edles Zwillingskind, hinzu." — „Den Eid, den der ehrliche Haushofmeister nur zu bereitwillig ablegte, mit Recht seine Person zu hoch achtend, als daß er glauben konnte, man wolle ihm eine Schandthat zumuthen." — „Ähnlich nachmals den drei großen Schweizern auf dem Rütli, standen Friedrich, Günther und Bargula" ꝛc. Ref. will dem Leser weitere Misgriffe des hoffentlich noch sehr jungen Autors erlassen — das ganze Product verhält sich zu einem historischen Roman wie die Marionettenkomödie zur meisterhaften Aufführung eines Meisterwerks.

3. Novellenkranz, gewunden von L. Belani. Wesel, Klönne. 1841. 18⅔ Ngr.

Dieses Bändchen enthält drei Novellen: „Der Unbekannte" und „Der Verräther" von Belani, und „Der Wahnsinnige" von Beuseborn. Alle drei sind anmuthig erzählt, fesselnd, lebhaft; die erstere schmiegt sich der englischen Geschichte zu Cromwell's Zeiten an, und wenn sie auch nicht alle Schattirungen derselben trägt — was bei einer kurzen Novelle gar nicht zu verlangen ist —, so gibt sie doch nichts Unpassendes oder dem Moment Fremdartiges. „Der Wahnsinnige" ist für die wenigen Facta etwas zu sehr in die Länge gezogen, die Sprache ist hier und da nicht gefeilt genug, aber im Ganzen erringt diese Erzählung das vollste Interesse des Lesers. Letztere Wirkung liegt ebenso gut im Stoff als in der Bearbeitung, denn der Wahnsinn ist eine so furchtbare Erscheinung im Leben, daß der Gedanke daran keinen Menschen unerschüttert läßt; es ist zwar ein in Romanen schon oft verbrauchtes Material, das aber dennoch selten seine Wirkung verfehlt.

4. Holzschnitte. Erzählungen, Novellen, Humoresken, Caricaturen und Arabesken von W. A. Gerle. Zwei Bändchen. Leitmeritz, Medau. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

„Liebeszweifel", Erzählung, das erste Stück des zweiten Bändchens und das bedeutendste der Sammlung, bringt wirklich nichts als Liebe — oder vielmehr Liebeleien, mit Eifersucht, Misverständnissen, Hin- und Herziehen, mit dem genügenden Ende der Heirath. Unbedeutendes wird in großer Breite erzählt, Charaktere werden grell und an die Caricatur grenzend dargestellt; die Tendenz des Ganzen ist eine Darstellung der Eifersuchtsqualen, der Styl gut; italienische Lieder und französische Redensarten sind oft zur Unzeit angebracht, letztere sollen vielleicht den vornehmen Welkton vorstellen. „Die Gefangene", eine Novelle, und „Der Schiffscapitain", eine Arabeske, sind nicht übel. 8.

Schulgesetze vom Jahre 1748.

Als Beitrag zur Kunde einer frühern Geschmacks- und Bildungsperiode haben wir bereits schon in Nr. 167 d. Bl. den Inhalt des 1723 von den Gymnasiasten zu Thorn

aufgeführten dramatischen Actus: „Von dem bedrückten und erhöhten Joseph", mitgetheilt. Nicht minder charakteristisch für die damalige Zeit erscheinen unter verschiedenen Schulgesetzen, welche der Director Bernhard Thiersch in seinem diesjährigen Osterprogramm („Materialien zur Geschichte des Gymnasiums zu Dortmund") aufgenommen hat, folgende Paragraphe einer dortmunder Rathsverordnung vom 31. Oct. 1748:

„§. 4. In den Collegiis muß der Vortrag deutlich, gründlich und jederzeit ohne Passionen und Affecten seyn, besonders auch dadurch keine semina rixarum gestreut werden. Noch übeler aber stände es, wenn ein Professor über den andern in den Collegiis sich moquiren wollte, obwol einem jeden freisteht, seine Meinung der Wahrheit gemäß frei und ungescheut vorzutragen, und kann solches für keine Widerlegung oder Carpirung des andern gehalten werden."

„§. 7. Zur Aufrechthaltung der Disciplin müssen Gymnasiarche und Prorector denen Studiosis die unnützen und nur zu Unordnungen gereichenden Zusammenkünfte untersagen, und sie anweisen, sich überall ehrbar, sittsam und stille zu betragen, widrigenfalls aber dieselben durch einen Claviger incarceriren lassen; allenmaßen des Ends bereits ein neues Carcer errichtet, und wer von denen Studenten sich hingegen setzen wird, soll mit gestärkter Hand nach hiesigem Rathhause gebracht und daselbst doppelt so lange, als er sonst im gedachten Carcer hätte sitzen müssen, gefänglich detiniret, auch dem Befinden nach härter bestrafet werden."

„§. 9. Es ist auch ohngereimt, daß die Schüler, ohne Absicht, ob sie ad altiora zu gehen capable oder nicht, eine gewisse festgesetzte Zeit in jeder Classe bleiben müssen, ehe sie zu einer höhern Classe gelassen werden. Dannenhero soll dieses abgestellet, mithin die Versetzung derer Schüler aus einer Classe in die andere nach ihren Profectibus eingerichtet, und wer zu einer höhern Classe geschickt, dahin promoviret, der Faule aber in einer Classe desto länger gelassen, solchergestalt der Fleiß unter denen Schülern mehr und mehr erwecket, und dieses nach gehaltenen Examinibus bewerkstelliget werde."

„§. 10. Denen Lectoribus wird hiermit unter willkührlicher Brüchtenstrafe (Ordnungsstrafe?) auferlegt — gehöriges Fleiß in docendo zu beweisen und die Schüler nicht sowol zum peinlichen Memoriren, als vielmehr allgemächlich zum Gebrauche ihres Verstandes anzuführen, gute Disciplin zu halten, gleichwol dabei nicht grausam weder nach Affecten, sondern väterlich und unpartheiisch zu verfahren."

„§. 12. Jede Section soll mit einem Vers aus einem Liede oder Anstimmung eines sonst gewöhnlichen hymni angefangen und beschlossen werden, maßen dadurch nicht nur mehrere Andacht bezeiget wird, sondern es können auch die sämmtige Lectores besser bemerkt werden." (Welch eine zarte Manier, die Pünktlichkeit der Lehrer zu controliren!)

„§. 14. Weil es ganz unnütze und gar schädlich ist, daß die Schüler als Anfänger der Beredtsamkeit mit Dispositionen von hunderterlei Chrien und dergleichen Schulleisten geplaget werden, als woher die besten Ingenia Pedanten, aber niemals dazu, ihre Gedanken in einen ordentlichen Vortrag zu verfassen gebracht werden, so sollen Gymnasiarcha und Prorector unter Direction derer Scholarchen vor allen Dingen daran seyn, daß die alte sklavische Schul-Oratorie ausgemerzt, die Schüler mit Elaborationen, worab sie doch nichts oder wenig verstehen, nicht geplaget, sondern ihnen eine gesunde Beredtsamkeit in ihrer eigentlichen Gestalt beigebracht werde."

Gegen mehrere Punkte dieser Verordnung, namentlich gegen die Abkürzung der Ferien und die Incarcerirung durch den Claviger, im Widersetzungsfall mit „gestärkter Hand", erlaubten sich die Studiosi publici „quam solennissime, mit Vorbehalt aller nöthigen Hülfsmittel, zu protestiren und zu erklären, daß sie sonst ganz unwidertreiblich von Stund an das Gymnasium verlassen und einem solchen Joche von freien Stücken sich entziehen würden." (In welcher Schülerkategorie diese Studiosi publici eigentlich gehören, ist nicht angegeben.)

Sehr angemessen erwiderte ihnen hierauf der Rath: „Auf die von sämmtlichen Studiosis auditorii publici übergebene Vorstellung wird hiermit zur Resolution ertheilt, daß bei sittsamem und fleißigem Betragen die in der erlassenen Verordnung bemerkte Strafe sie gar nicht treffen, sondern davon gänzlich befreit seyn sollen. Sign. Dortmund, in consilio den 18. Nov. 1748." In einer Vorstellung, welche der Gymnasiarch in derselben Angelegenheit bei dem Rath eingereicht hatte und worin er unter Versicherung seines „ohnverbrüchlichen Respects" auf die nachtheiligen Folgen der Verordnung vom 31. Oct. 1748 aufmerksam macht, sagt er unter Anderm: „Mein principium, welches bei hiesigem Archigymnasio nun 28 Jahre in meiner Amtsverwaltung alle Zeit beobachtet und sehr demselben convenable befunden, ist moderata durant." 29.

Literarische Notiz.

Zwei wichtige französische Werke aus dem Gebiete der Geschichtschreibung sind jedes bis zum zweiten Bande fortgeschritten. Soeben ist die Fortsetzung von Mary Lafon's „Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France" und der zweite Band von Louis Blanc's epochemachender „Histoire des dix ans" erschienen. Was das erste Werk betrifft, so erkennen wir die Vollständigkeit seines Verfassers an, der sich schon früher durch ein „Tableau historique et littéraire de la langue parlée dans le midi de la France" rühmlichst bekannt gemacht hat, können uns aber nicht verhehlen, daß wir doch auf recht dürre Partien in seinem Buche gestoßen sind. Jedenfalls entspricht das Werk den Anforderungen der neuen Geschichtschreibung nicht gänzlich. Die Quellenbenutzung ist nicht erschöpfend und die philosophische Behandlung nicht tiefeingehend genug, um dem Werke eine große Bedeutung zu geben. Im ersten Bande hätte der Verf., statt sich mit einer kurzen Andeutung zu begnügen, die Art der Colonisation bei den Römern mit der bei den germanischen Völkern vergleichen und den Einfluß der römischen Gesetzgebung näher charakterisiren müssen. Bei beiden Punkten hatten ihm deutsche Gelehrte (z. B. Savigny in seiner „Geschichte des römischen Rechts") tüchtig vorgearbeitet. Überhaupt lassen sich an Mary-Lafon's Werke viele Aussetzungen machen. Louis Blanc's „Geschichte der letzten zehn Jahre" ist ein Werk ganz andern Schlages. Es ist aus einem Guß, kühn und kräftig, und wenn man auch nicht die politischen Überzeugungen des radicalen Redacteurs der „Revue du progrès" theilt, so fühlt man sich doch gedrungen, die herrliche Gabe historischer Darstellung, die Blanc in seinem Werke entwickelt, zu bewundern. Der Verf. hat eine unglaubliche Menge höchst schlagender Anekdoten, charakteristischer Züge in seine Erzählung eingeflochten, von denen nur ein höchst unbedeutender Theil hat angefochten werden können. Der erste Band dieses interessanten Werkes hat ein ungewöhnliches Aufsehen erregt und der zweite, der soeben die Presse verlassen hat und den wir nur flüchtig durchlaufen haben, scheint uns ganz geeignet, die Aufmerksamkeit des Publicums zu steigern. Wir sind dabei auf Stellen gestoßen, die das außerordentliche Talent des Verf. ins rechte Licht stellen. So ist z. B. die meisterliche Geschichte vom Tode des Condé mit Machiavellistischer Vollendung geschrieben. Nirgend eine Anschuldigung, aber der Sinn des Verf. leuchtet zwischen den Zeilen hervor. Sein gedrungener, energischer Styl gibt dem Werke etwas Schlagendes, das manchmal Lachenlich wird. So ruhig und unparteiisch Blanc im Ganzen sich mit einfacher Erzählung der Ereignisse begnügt, so glühend wird er, wenn er sich an die Entwickelung allgemeiner Ansichten macht. Die radicale Partei hat an ihm ein Talent erster Größe. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 271. — 28. September 1842.

1. Östreichs sociale und politische Zustände. Von P. E. Turnbull. Aus dem Englischen, von E. A. Moriarty. Leipzig, Weber. 1840. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
2. Reise durch die östreichischen Staaten. Von P. E. Turnbull. Aus dem Englischen, von E. A. Moriarty. Leipzig, Weber. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Arbeit des Hrn. Turnbull trägt den Charakter unbefangener Auffassung und redlichen, meist glücklichen Strebens, sich über östreichische Zustände richtige Aufschlüsse zu verschaffen. Sie zerfällt in zwei Theile, wovon der im englischen Original erste die Beschreibung der Reise durch einen großen Theil der östreichischen Provinzen, der zweite eine Darstellung der öffentlichen Verhältnisse des Kaiserstaates enthält. Der Übersetzer hat die Ordnung umgekehrt und dem ersten Theile des Verf. den zweiten vorausgesandt, eine, jetzt, da das ganze Werk im Deutschen vorliegt, überaus gleichgültige, vor dieser Vollendung aber darum nicht ganz zu billigende Sache, weil der Grad von Vertrauen, den der Darsteller der Zustände eines Landes verdient, zum Theil davon abhängt, wie viel oder wie wenig von demselben er durch eigene Anschauung kennen gelernt habe. Diese eigene Anschauung des Verf. nun ist dem durchmessenen Raume nach allerdings eine ausgebreitete, aber der darauf verwandten Zeit nach eine ziemlich flüchtige. Wie interessant auch seine Reisebeschreibung sich liest, so vermißt man in ihr doch jedes tiefere Eingehen in das eigentliche Sein und Leben der durchreisten Länder. Sie gibt wenig mehr als eine Darstellung des Auffallenden, des Glänzenden, des sich im schlimmen oder guten Sinne Auszeichnenden, mithin größtentheils schon aus andern Schriften vielfach Bekanntes. Uns däucht, ein Werk über Gesetzgebung, Verwaltung und Politik des östreichischen Staates, wennschon von einer Schilderung der Länder und ihrer Bewohner selbst eingeleitet, wie im englischen Original, oder begleitet wie in der deutschen Übersetzung, hätte in dieser Beziehung sich die Aufgabe stellen sollen, nachzuweisen: wie einerseits die öffentlichen Verhältnisse auf Wohl und Weh, auf Sein und Leben, auf Denken und Handeln einfließen, und wie hinwieder jene von dem eigenthümlichen Charakter der Länder des östreichischen Staats und ihrer Bewohner bestimmt, begründet und getragen werden. Man muß bekennen, daß dies eine strenge Anfoderung an einen reisenden Engländer ist, der nur Monate anwenden kann, wozu Jahre erfoderlich sind, und es soll Hrn. Turnbull kein Vorwurf gemacht werden, daß er derselben nicht genügt hat; immer aber bleibt es wahr, daß es eine überaus fühlbare Lücke in allen den vielen seit einigen Jahren von Engländern und Nicht-Engländern über Östreich erschienenen Werken ist, daß man aus ihnen die Menschen fast gar nicht kennen lernt. Einige unbestimmte Phrasen über das patriarchalische Verhältniß der Regierung zu dem Volke, einige Schilderungen aus der vornehmen Welt, ein paar Reiseabenteuer ist gewöhnlich das Ganze, was man erfährt. Und doch wäre das Feld für einen Beobachter so unermeßlich, und der Ruhm, es tüchtig und kräftig zu bebauen, so groß! Nicht blos in den großen Hauptstädten der östreichischen Monarchie, sondern auf dem Lande muß man weilen und beobachten, um beschreiben zu können, wie das Bild der Menschheit sich in den so verschiedenen Ländern der östreichischen Monarchie gestaltet habe, welches Maß von Wohl und Weh, welche Art von Sein, welche Denk- und Sinnesweise, welcher Grad von Bildung, Sittlichkeit und Frömmigkeit herrsche, und wie Regierung, Geistlichkeit, Große und Beamte auf das Volk und dieses zurück auf sie wirke. Wir wüßten unter den Schriftstellern im Fache der Völkerkunde nur Einen Mann, der hinreichende Beobachtungsgabe im Detail mit großartiger Auffassungsgabe im Ganzen vereint, um über Östreich ein Werk in dem angedeuteten Sinne classisch schreiben zu können: Kohl!

In der Reisebeschreibung Hrn. Turnbull's stößt man auf manche gewagte Behauptungen. Sein Urtheil über die Mineralquellen Gasteins steht namentlich in grellem Widerspruche zu der fast das ganze Werk charakterisirenden Vorsicht, nicht leicht rundweg und rasch abzusprechen. Schon die Lage Gasteins hätte den Verf. aufmerksam machen sollen, daß man im unwegsamen, wenigstens gewesenen Hochgebirge, so viele Tausend Fuß über dem Meere eine Quelle nicht aufsuchen würde, besäße sie nicht seltene Heilkräfte. Er höhnt fast, indem er sagt, das Wasser sei wirklich rein und unschädlich, und seine heilsamen Wirkungen wären dem stärkenden Einflusse der Bergluft und Bewegung zuzuschreiben. Es ist dagegen Thatsache, daß die gasteiner Quelle so außerordentlich kräftig in ihren

Wirkungen ist, daß dieselbe nur mit der allergrößten Vorsicht, nur mit sorgfältiger Beobachtung ärztlichen Rathes gebraucht werden darf, soll sie nicht einen ungemein schädlichen Einfluß auf den Organismus äußern. In Deutschland wird man das Urtheil Hrn. Turnbull's nur belächeln, aber in England dürfte dasselbe sich Geltung verschaffen, und das wäre beklagenswerth. Ein sehr hartes Urtheil des Verf. ist auch das über die deutschen Fabrikarbeiter, deren Charakter ihm zufolge „allerwärts schläfrige Regelmäßigkeit ist". Irrthümer sind: daß Grätz nur 10,000 Einwohner habe; daß die in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrten Reichsinsignien: Krone, Scepter, Reichsapfel und Schwert Karl's des Großen wären; daß ganz Istrien unter der Herrschaft Venedigs stand*); daß man von Mölk nicht an der Donau nach Wien zu Lande fahren könne (der Verf. hätte sich nur bei Aggsbach vom rechten auf das linke Ufer übersetzen lassen sollen); daß in den Benedictinerabteien der Superior das Recht der Aufnahme in das Noviciat habe, während hierüber nur das Capitel entscheidet, sowie auch über die Ausstoßung oder Beibehaltung der jungen Kleriker vor abgelegtem Gelübde; daß es einen Herzog von Östreich mit dem Beinamen „der Prächtige" gab, was vielleicht dem Übersetzer zur Last fällt u. s. w. Da der Verf. des Bieres in Böhmen, des sauern Weines in Östreich unter der Enns und des Obstbaues im Lande ob der Enns erwähnt, hätte er auch erwähnen mögen, daß das erzielte zum größten Theile zu Äpfelwein, in jenen Gegenden „Most" genannt, verwendet wird, welcher ein sehr angenehmes Getränke ist. Doch wir scheiden von der Reisebeschreibung Hrn. Turnbull's, die nur sehr wenig Neues enthält, um zu dem wichtigern Theile seiner Arbeit, zu jenem überzugehen, dem der Übersetzer den Titel: „Östreichs sociale und politische Zustände" gegeben hat. Dieser Theil ist ausgezeichnet und kann, von dem Standpunkte aus gesehen, daß das Werk für England geschrieben ist, classisch genannt werden. Aber auch für den Deutschen, der nicht selbst zu den Quellenwerken schreiten kann oder will, ist das Werk ungemein belehrend. Der Verf. muß die Bekanntschaft von Männern gemacht haben, die ihn unterrichten sowol konnten als wollten, denn nicht alle Thatsachen, die er anführt, sind in den Arbeiten der Östreicher selbst über ihren Staat zu finden. Die Auffassung von Seiten des Verf. ist eine durchaus redliche und wohlwollende, frei von den Vorurtheilen seiner Nation über das Ausland. So ist auch die Eintheilung als logisch und übersichtlich zu loben. Dies vorausgeschickt und bemerkend, daß die Verhältnisse Ungarns, Siebenbürgens und des östreichischen Italiens in dem Werke nur gelegentlich berührt werden, schreiten wir sofort zu einigen Berichtigungen und Erläuterungen.

Der Verf. zählt unter die Entstehungsarten der östreichischen Monarchie außer Tractaten und Heirathen auch „Eroberung". Durch Eroberung im eigentlichen Sinne des Worts ist kein Landestheil zur östreichischen Monarchie gekommen; wiedererobert sind allerdings abgerissene Theile worden, aber erste Erwerbungsart ist bei keinem Lande, welches das Haus Östreich besitzt, Eroberung gewesen. Bei der Eintheilung der Stände hat der Verf. sehr mit Recht der „Honoratioren" gedacht, aber es ist ihm entgangen, welches einzige Vorrecht dieselben haben, das nämlich, daß sie im Inlande ohne Paß reisen dürfen. Wundern muß man sich, wie der sonst so gut unterrichtete Verf. sagen kann: „Bewegliches und unbewegliches Eigenthum von jeder Art sind denselben Rechtsgrundsätzen über Besitz, Übertragung und Vererbung unterworfen." Bei der Übertragung besteht zwischen unbeweglichem und beweglichem Eigenthum der sehr wesentliche Unterschied, daß die des erstern nur dadurch (abgesehen von dem Rechtsgrunde der Übertragung) geschehen kann, daß das Grundstück auf den Namen des neuen Erwerbers in das Grundbuch (an die Gewähr geschrieben, wie der Ausdruck ist), oder in die Landtafel eingetragen wird. Völlig unbegründet ist die Behauptung, daß Hebräer und Christen in Betreff des Besitzes von Eigenthum gleichgestellt seien, jene dürfen vielmehr in den meisten Provinzen durchaus kein Grundeigenthum besitzen. Sehr richtig sagt der Verf., die Einrichtung, daß bäuerliche Grundstücke weder durch Erbschaft noch durch Veräußerung getheilt werden dürfen, bezwecke die „zu kleine Theilung der kleinern Güter zu verhindern". Ein solches Verbot, das sich übrigens nur auf die zum bäuerlichen Lehen wesentlich gehörigen Äcker bezieht (denn es gibt auch solche, die der freien Verfügung des Besitzers unterstehen), ist in der That das unerläßliche Mittel, die Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen der Reichen zu verhüten, den Dörfern ihre Wohlhabenheit und dem Lande einen kernigen Bauernstand zu bewahren. Auch glauben wir nicht, daß die östreichische Regierung so scheel auf die Fideicommisse des Adels sehe, wie der Verf. sagt; wir wissen wol, daß das von den Zeiten des Kaisers Joseph II. her der Fall gewesen, aber ganz gewiß sieht die jetzige Regierung die Nothwendigkeit ebensowol eines vermöglichen Erbadels, als eines Bauernstandes, der die Staatslasten rüstig tragen kann, auf das allervollkommenste ein. Die Verordnung, daß alle Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Gutsherrn und seinen Unterthanen nicht von seinen eigenen Beamten, sondern „von denen der Krone" abgeurtheilt werden sollen, ist nicht, wie der Verf. meint, erst in den „letzten Jahren" erlassen, sondern alt. Übergangen hätte hierbei nicht werden sollen, daß das Landrecht jeder Provinz die competente Behörde für Rechtsstreitigkeiten zwischen Gutsherren und Gutsunterthanen ist; auch hätte das Institut des Unterthanadvocaten (Kronfiscal nennt ihn der Verf. oder Über-

*) Die Grafschaften Mitterburg, Mahrenfels, Wachsenstein und Chersan mit einer Bevölkerung von 24,000 Seelen hatten lange vor 1797 schon zu Östreich gehört. Diese Bevölkerung war stets der östreichischen Regierung sehr zugethan, und es geschah mit ihrer Beihülfe, daß 1813 Hauptmann Lazarich mit 55 Mann (außer dem Hauptmann, ein Lieutenant, 47 Kroaten zu Fuß, und an Reiterei ein Corporal und 6 Husaren) bei Mitterburg einen glänzenden Sieg erfechten, 3 Stabsoffiziere, 26 Oberoffiziere und 900 Unteroffiziere und Gemeine gefangen nehmen und binnen wenigen Tagen ganz Istrien von französischer Herrschaft befreien konnte.

setzer, und es ist richtig, daß dieser auch dieses Amt bekleidet) genauer auseinandergesetzt werden mögen. Daß in Östreich unter der Enns die Robothen (Frohndienste) fast unbekannt seien, ist ein Irrthum; dieselben sind gerade auf den größten Herrschaften weltlicher Besitzer nicht abgelöst, sondern nur auf allen Staats- und kaiserlichen Familienherrschaften, auf den Besitzungen der Geistlichen und einigen andern.

In dem Abschnitte, wo der Verf. von den kirchlichen Angelegenheiten Östreichs spricht, sagt er: „Die Fürsten des Hauses Habsburg machten sich zu Schiedsrichtern Italiens, sie wählten Päpste und setzten sie nicht selten ab." Östreich hat noch jetzt nebst Frankreich und Spanien bei einer Papstwahl die Exclusion*), aber daß seine Fürsten jemals einen Papst abgesetzt hätten, davon weiß die Geschichte nichts. Der Unterricht ist in Östreich nicht so ganz unentgeltlich, wie der Verf. glaubt, und nur die Armen werden auf den Universitäten durch die Landesbehörde von der Zahlung des Unterrichtsgeldes befreit, wenn sie dies durch Fleiß und Sittlichkeit verdienen. Über die Studirenden der Rechte und der Medicin führt die geistliche Behörde keine Aufsicht. Das Urtheil des Verf., daß die classischen Kenntnisse, welche die Östreicher „selbst auf ihren vorzüglichsten Universitäten erlangen, nicht geeignet sind, tüchtige Kritiker oder tiefe Gelehrte aus ihnen zu machen", ist in seiner Allgemeinheit schief, und der Verf. hätte nur das östreichische „Quarterly review", wir meinen die „Wiener Jahrbücher", zu prüfen bedurft, um sich gründlich vom Gegentheile zu überzeugen. Würden die Östreicher so viel schreiben als die Norddeutschen — und sie thun es aus einer gewissen Bescheidenheit nicht, die es ihnen schon als eine ganz außerordentliche That erscheinen läßt, ein Buch in die Welt hinauszuschicken —, so möchte sich zeigen, welche Masse von gründlichen, tiefen und ausgebreiteten Kenntnissen unter ihnen vorhanden ist. Selbstthätige Welterbildung macht allenthalben, in Norddeutschland wie in Süddeutschland, erst den tüchtigen Gelehrten und Kritiker; doch ist nicht zu leugnen, daß die deutschen Universitäten in Bezug auf das Studium der Philologie, namentlich der griechischen, einen bedeutenden Vorzug vor den östreichischen besitzen. Bei Aufzählung der Strafen auf „schwere Policeiübertretungen" hat der Verf. auch „Verbannung aus einem besondern Orte oder Bezirke, oder gewöhnlich aus dem Kaiserthume", angeführt. Eine Ausweisung aus den östreichischen Staaten kann niemals einen Unterthan derselben treffen, und was die Ausweisung aus besondern Orten und Bezirken betrifft, kann sie, mit einziger Ausnahme der Kupplerinnen, auf Eingeborene derselben keine Anwendung finden. Daß die Nachmachung der Einlösungsscheine und Banknoten (nicht die Fälschung der „Papiere der Regierung und Bank" überhaupt) mit dem Tode bestraft wird, ist im Allgemeinen richtig, doch mit der Einschränkung, daß die Nachmachung, um die Todesstrafe nach sich zu ziehen, durch solche Mittel geschah, welche eine Vervielfältigung durch den Druck gestatten. Der Ausdruck für Freiheitsstrafen wegen Verbrechen ist nicht „Gefängniß", sondern „Kerker", und das ist ein sehr wichtiger Unterschied. Mit der „Kettenstrafe" bei schweren Policeiübertretungen ist der Verf. sehr freigebig, während sie eigentlich nur bei schwerem Kerker vorkommt; „Festungsarbeit" gibt es bei solchen Vergehen gar nicht, wol aber öffentliche Arbeit an Wegen u. s. w. Das vorläufige Verhör Verhafteter findet allemal vor der Obrigkeit, bei welcher sie zu Haft gekommen, statt und es ist eine ungegründete Behauptung, daß „Beschuldigte wegen Geburt oder Stand das Vorrecht hätten, sogleich vor dem Criminalgerichte verhört zu werden". Daß das „oberste Criminalgericht" (soll heißen Criminalobergericht, welches die Appelationsgerichte sind) Strafen jemals schärfe (S. 130), ist undenkbar, da dies der ausdrückliche Buchstabe des Gesetzes verbietet. Sehr günstig beurtheilt der Verf. den Charakter der Östreicher, und er hat Recht, wenn er dem Regierungssystem einen großen Einfluß auf denselben zuschreibt, denn noch vor zwei Jahrhunderten tobten in den Ländern der deutschen Linie des Hauses Habsburg, ja im Herzlande, im Erzherzogthume selbst, gewaltige Leidenschaften. Die Verhältnißtabellen der unehelichen Kinder zu den ehelichen in den östreichischen Hauptstädten setzen den Verf. in eine solche Verlegenheit, daß er sagt: „sie müssen als Belege der wirklichen Sittlichkeit falsch sein". Die Tabellen sind richtig, allein der Schluß aus ihnen auf die Sittlichkeit der Hauptstädte ist falsch, weil in deren Gebärhäusern alle unehelich Schwangern von weit und breit, die irgend die Kosten zu bestreiten vermögen, zusammenströmen und da gebären. Der Verf. knüpft an seine Aufzählung der Fälle, in welchen nach östreichischen Gesetzen die Ehetrennung der Protestanten geschehen kann, die Bemerkung, er kenne eine lutherische Dame in Deutschland, „welche nach und nach drei Ehemänner, welche alle noch am Leben waren, geheirathet hatte, während ihr erster Gemahl, obgleich ein Fürst, aber ein Katholik, keine Dispensation zur Scheidung erlangen konnte, sondern gezwungen war, für immer in den Banden einer Ehe zu bleiben, welche für ihn gesetzlich und sacramentlich bindend blieb". Das kann in Östreich nicht vorfallen, denn das Verehelichtgewesensein einer Person nichtkatholischen Glaubens mit einer Person katholischen Glaubens verhindert jene, so lange diese lebt, eine neue Ehe zu schließen. Es ist dies ein impedimentum dirimens und heißt in der Gerichtssprache: Ehehinderniß des Akatholicismus. Das „Vorrecht der Trennung, welches der protestantische Theil selbst in gemischten Ehen genießt", geht daher nicht so weit, als der Verf. zu glauben scheint. Die lutherische Dame, deren er erwähnt, kann gewiß nicht in Östreich bei Lebzeiten ihres ersten, katholischen Ehemanns nacheinander zweimal getraut worden sein.

Vollkommen muß man dem Verf. beistimmen, wenn er sagt, es sei „von der geheimen Policei in Östreich viel gefabelt worden". Nach den Ansichten, die über sie im Auslande im Schwang sind, müßte die eine Hälfte der Bevölkerung die andere beaufsichtigen. Das wird durch

*) Der Cardinal Albani war bei den letzten Papstwahlen mit der Führung der Exclusive für Östreich beauftragt.

die einfache Thatsache niedergeschlagen, daß der Policeietat des ganzen Kaiserthums, öffentliche wie geheime Policei, nur anderthalb Millionen Gulden beträgt. Ehre bringt es der Unparteilichkeit und dem Verstande des Verf., daß er nicht, wie fast alle übrigen Schriftsteller, die östreichische Finanzoperation im J. 1811 schlechthin und in jeder Beziehung verdammt. Er führt sehr richtig an:

Man beschloß, das in Circulation befindliche Papiergeld einzuziehen; da aber der größere Theil des Papiergeldes von dem Aerarium nicht zum Metallwerth, sondern zu dem bei jeder Emittirung bestehenden Börsenpreise ausgegeben worden war, stellte man den Grundsatz auf, daß die Besitzer keinen gerechten Anspruch auf die (volle) Einlösung in klingender Münze hätten.

Was Schuld an der Vermehrung der Bankzettel gewesen, wurde es auch an jener der Einlösungsscheine: der französische Krieg! Ohne das Papiergeld würde Östreich so wenig im Stande gewesen sein, jene langen und bis 1813 unglücklichen Kriege auszuhalten, als England im Stande war, seinen Krieg ohne Einstellung der Baarzahlungen der Bank zu führen. Lichtvoll, nur zu kurz und zu wenig in Details eingehend, ist die Darstellung des Staatsschuldenwesens Östreichs. Es scheint, daß dem Verf. hierbei keine andern Quellen als die allgemein zugänglichen zu Gebote gestanden haben. Er schätzt die Staatsschuld Östreichs zu 550 Millionen Gulden und sagt, er wisse, daß die Summe, welche für die Interessen sämmtlicher Staatsschulden und die Dotirung des Tilgungsfonds von den Staatseinkünften beansprucht wird, sich jetzt auf ungefähr 48 Millionen Gulden Conventionsmünze belaufe. Da er das Staatseinkommen zu 144 Millionen Gulden angibt, würde die Staatsschuld gerade den dritten Theil desselben in Anspruch nehmen. Die Erbsteuer ist keine „kleine Taxe", wie der Verf. meint.

In dem sehr interessanten Capitel über die innere Politik der östreichischen Regierung sagt der Verf.:

Sie verweigert, wo es nur möglich ist, argwöhnisch der Aristokratie die Erlaubniß, neue Ideen durch Reisen in fremde Länder zu erlangen, welche sie dem Kaufmann ohne Zögerung gibt.

Hierüber gibt es ein Gesetz, das dem Verf. entgangen zu sein scheint und im Wesentlichen besagt: Adeligen soll die Erlaubniß zu Reisen in das Ausland vor dem neunundzwanzigsten Lebensjahre nicht leicht ertheilt, nach demselben aber nicht leicht versagt werden. Daß die Policei hauptsächlich „auf den niedern Adel" wirke, ist eine Fabel; es gibt gar keinen Grund, weswegen die Politik der Regierung diesen Stand mehr überwachen sollte als irgend einen andern. Der niedere Adel ist in Östreich genau in dem Grade wenig bedeutend, als er zahlreich ist; die Nothwendigkeit, in der er sich befindet, nach Anstellung im Militair- und Civildienste zu streben, zieht ihn in jeder Beziehung zur Regierung hin. Sehr zu beherzigen ist, was der Verf. (S. 298), das Capitel über die innere Politik schließend, von dem Unpraktischen der Idee eines italienischen Königreichs, das die verschiedenen Staaten der Halbinsel vereinigte, sagt:

Bei dem Stande der Weltangelegenheiten — läßt er sich vernehmen — muß die Unterwerfung Italiens unter transalpinischen Einfluß und Herrschaft für jetzt sein Schicksal bleiben; und wenn dies der Fall ist, so wird gewiß jeder praktische Staatsmann, jeder echte Menschenfreund, Alle, die Europas Ruhe, oder die wirklichen Interessen und das Gedeihen des italienischen Volks berücksichtigen, Alle werden sich in dem Streben vereinigen, den unumschränkten Einfluß auf Italien lieber Östreich als Frankreich zu sichern.

In dem Abschnitte über die äußere Politik Östreichs stößt man auf die völlig unbegründete Behauptung:

Die Bewohner der Rheinländer hatten 1815 großen Eifer blicken lassen, sich wieder mit Frankreich zu verbinden, wenn sich Gelegenheit dazu zeigen sollte.

Dieser Abschnitt, der das Werk schließt, ist sehr vag gehalten und befriedigt am wenigsten. In Beziehung auf Rußland läuft das Raisonnement des Verf. auf den Satz hinaus: Östreich würde Rußland längst entgegengetreten sein, wenn es dabei auf England und Frankreich rechnen könnte (S. 319—320). Das ist Kaffeehauspolitik. So lange Frankreich in dem Zustande beharrt, in welchem es seit 1830 sich befindet, ist nicht zu befürchten, daß die Angelegenheiten des Orients zu einem Zerwürfnisse mit Rußland führen, und die Ereignisse des Jahres 1840 haben bewiesen, wie ernst es dieser Macht im Einklange mit Östreich, Preußen und England ist, die Integrität der Türkei zu erhalten. Es mag erlaubt sein, Rußland nicht zu lieben, aber man begeht ein Unrecht gegen diese Macht, wenn man immer und immer voraussetzt, Vergrößerungssucht und Eroberungsplane leiten allein ihre Politik; das Recht und das allgemeine Wohl Europas sind keine Factoren, die von dem Beherrscher des russischen Reichs nicht berücksichtigt werden, in dessen Innerm er so große Aufgaben zu lösen hat, daß dort ein ganz veränderter Zustand der Dinge eintreten müßte, sollte ein Krieg um einen Theil der türkischen Länder seinem Cabinete räthlich oder wünschenswerth erscheinen. Überhaupt ist die Zeit der Eroberungspolitik in Europa vorbei, und nur eine so ungemessene, herzlose Ehrsucht, wie Hr. Thiers sie an den Tag gelegt hat, vermöchte, wie die Dinge jetzt liegen, Europa in einen Krieg zu stürzen. 66.

Literarische Anzeige.

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1843.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Meyerbeer's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Das diamantene Kreuz. Novelle von E. Melstab. — II. Der Erbe von Thronstein. Novelle von W. Martell. — III. Reden oder Schweigen? Von O. Ludwig.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840 kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., die Jahrgänge 1841 und 1842 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 272. — 29. September 1842.

Scipio Cicala. Vier Bände. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1841. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Unter einer Masse von Fremden, die uns mit kalten, gleichgültigen Gesichtern zum ersten Male entgegentreten, plötzlich einen alten Bekannten finden, hat stets etwas Erfreuliches, und wenn wir uns beim ersten Zusammentreffen nur irgend mit ihm befreundet haben, werden wir ihn beim zweiten mit verdoppelter Herzlichkeit begrüßen. Einen ähnlichen Eindruck machen auf dem literarischen Markte die neuen Ausgaben älterer Erscheinungen. Wir treten ihnen und sie uns in ganz anderer Weise entgegen, als es bei völlig neuen Erzeugnissen zu geschehen pflegt. Die wechselseitigen Beziehungen, die hier erst sich machen sollen, sind dort schon vorhanden; und wenn etwa im Laufe der Zeit einzelne Fäden lockerer geworden oder gar zerrissen sein sollten, so gewährt es ein neues Interesse, dieselben wieder anzuknüpfen, ja vielleicht noch fester zu ziehen und so das gegenseitige Verhältniß auf das beste wiederherzustellen. Dabei pflegt es uns aber in der Regel wieder ebenso zu gehen, wie es uns mit wiederaufgefundenen Bekannten geht. Wir glauben in ihnen ganz die Alten zu finden. Dasselbe erwarten Jene von uns. Aber beide Theile irren sich. Sowol sie, wie wir sind während der Zeit, daß wir uns nicht gesehen, Andere geworden, oder angenommen selbst, daß die Personen sich gleich geblieben, so haben sich doch die Verhältnisse geändert, man nimmt zu einander eine ganz verschiedene Stellung ein, man sieht sich von einer andern Seite an und so muß natürlich auch das gegenseitige Urtheil gar merkliche Modificationen erleiden. Ein Buch scheint freilich weniger der Veränderung unterworfen als ein Mensch, aber doch machen die neuen Ausgaben selten oder nie denselben Eindruck, den die alten auf uns machten. Und sind sie auch nur auf ein anderes Papier gedruckt, mit andern Lettern, vielleicht gar in einem andern Formate, so scheinen sie uns um dieses neuen Kleides willen auch ihrem innersten Wesen nach umgestaltet zu sein, und wir fühlen uns entweder in höherm oder geringerm Grade von ihnen befriedigt. Steht aber nun gar das Buch noch unter Einfluß seines Autors, so wird derselbe sich selten entschließen können, es bei einer zweiten Auflage ganz in seiner alten Gestalt in die Welt zu schicken. Die Veränderungen, die mit ihm selbst unterdessen vorgegangen, möchte er gern auch auf sein Product übertragen. Dasselbe soll ihn ja vor der Welt vertreten und er will natürlich in seinem Repräsentanten nicht schlechter erscheinen als er wirklich ist. Zu diesen objectiven Veränderungen des Buchs gesellt sich nun die subjective Umwandelung des Lesers. Er sieht aus ganz andern Augen heraus, er blickt durch ein anderes Medium. Zeitgeschmack, Alter, gesellige Verhältnisse, Geschäfte, Alles ist anders geworden und hat ihn zu einem Andern gemacht — was Wunder, wenn jetzt sein Urtheil über das Buch ganz anders ausfällt als früher, wenn ihn kalt läßt, was ihn sonst enthusiasmirte, wenn ihn anzieht, was ihn sonst zurückstieß.

So ist es mir auch mit dem „Scipio Cicala" gegangen. Zur Zeit, als er zum ersten Male erschien, war ich noch in dem Alter, das vorzugsweise dem Element der Bewegung huldigt, und so theilte ich denn über den damals Epoche machenden Roman im Durchschnitt dasselbe Urtheil, das die jüngere Generation jener Zeit darüber fällte. Ich war keineswegs blind für die vielen Vorzüge und trefflichen Eigenschaften des Werks, aber es hätte doch ganz anders darin hergehen, ein Blitzen und Wetterleuchten der Gedanken darin stattfinden müssen, wenn es mich recht hätte ergreifen und mit sich fortreißen sollen. Jetzt hat es einen ganz andern Eindruck auf mich gemacht. Die epische Ruhe, welche sich meiner damaligen Ungeduld überall hemmend und darum unangenehm in den Weg stellte, kam mir diesmal erwünscht. Ich ließ mich behaglich den Strom hinuntertragen und hatte dabei Gelegenheit, die mannichfaltigen Schönheiten der Ufer genau ins Auge zu fassen, denen ich damals kaum einen flüchtigen, fast theilnahmlosen Blick schenkte. Zuweilen freilich ergriff mich auch diesmal die Lust, das Ruder zu ergreifen und dem Gange des Stroms zu Hülfe zu kommen; aber diese Hast wurde bald durch neue, fesselnde Gegenstände wieder beschwichtigt. So fühle ich mich diesmal in weit höherm Grade von der Lecture des Werks befriedigt, und da dies zum Theil in einer allgemeinen Änderung des Zeitgeschmacks seinen Grund hat, so steht zu hoffen, daß es auch überhaupt jetzt einen noch größern Anklang und die volle Anerkennung auch bei Denen finden werde, die sich damals minder zu ihm hingezogen fühlten. Dies ist um so eher zu erwarten, da auch das

Werk selbst zum Theil ein anderes geworden ist und wesentliche Verbesserungen erfahren hat. Namentlich ist der Styl durchgängig revidirt, manche schleppende Wendung abgekürzt, manche Ecke abgerundet und die Structur der Perioden übersichtlicher gemacht. Am bedeutendsten hat der Roman gewonnen durch die Umstellung des ersten und zweiten Buchs. Was nämlich früher das erste Buch war, ist jetzt das zweite geworden, und umgekehrt. Dadurch ist das allzuauffällige Hysteron-Proteron aufgehoben und der Gang der Erzählung geht nun mit dem Gang der Begebenheiten Hand in Hand. Es ist freilich das Hineinreißen in medias res nicht durchaus zu verwerfen, aber nach meiner Ansicht nur dann erlaubt, wenn die Spannung auf eine spätere Enthüllung früherer Thatsachen basirt ist. Wird es aber nur als Mittel benutzt, die interessantern Partien voran-, die minder interessanten in die Mitte zu stellen, so ist es nichts als ein poetischer Bettlermantel, der die Mängel und Blößen verhüllen soll. Würde dieser Zweck wirklich erreicht, so möchte es noch hingehen. In der Regel aber macht es einen höchst unangenehmen Eindruck, wenn man mitten aus einer Spannung heraus in eine Erörterung früherer Ereignisse zurückgerissen wird, und ist diese langweilig, so wird sie in solcher Stellung nur noch langweiliger erscheinen. Beim „Scipio Cicala" spricht noch ein anderer Grund für die neue Anordnung. Der jetzige Anfang ist weit origineller und eigenthümlicher als der frühere, ja, er darf mit Recht als einer der gelungensten Romananfänge betrachtet werden. Die ganze Scene trägt ein höchst classisches Gepräge und diese Classicität macht in ihrer Wunderbarlichkeit zugleich einen durchaus romantischen Eindruck. Besitzt sie nicht so viel historische Spannungskraft als die frühere Anfangsscene, so hat sie dafür desto mehr poetische. Sie lenkt das Interesse auf sich selbst, auf ihre eigene Bedeutung, während jene dasselbe in die Zukunft treibt und somit dem Leser von vornherein den ruhigen Genuß der eben vorliegenden Schönheiten abschneidet. Dies mag bei Romanen, deren ganzer Werth eben nur auf ihrer stofflichen Spannung beruht, angebracht sein. Der unserige dagegen entfaltet so viel innere und feinere Vorzüge, daß um ihretwillen die allzu große Spannung eher vermieden, als gesucht werden mußte.

Eine der glänzendsten Seiten des Buchs ist unstreitig seine locale und temporale Basis. Es kann kaum eine günstigere geben. Es brauchen nur die Namen Sorrent, Ischia, Salerno, Neapel genannt zu werden, um dadurch den Schauplatz als den interessantesten zu bezeichnen. Noch gehoben wird dies Interesse durch die Zeit, in welcher der Roman spielt. Man hat dabei weniger an die historischen Begebenheiten, als vielmehr an den ganzen Sitten- und Culturzustand zu denken. Der Dichter hat diesem besonders durch die Verflechtung der verschiedensten Nationalitäten ein Relief zu verleihen gewußt. Italiener, Griechen, Türken, Juden, Deutsche, Spanier entfalten darin ihre Volksthümlichkeit und repräsentiren dieselbe wieder in sehr mannichfaltigen Richtungen. So sind auch alle Stände, alle Confessionen, alle Lebensalter vertreten; selbst die verschiedenen Zeitalter — die der Vergangenheit und Zukunft natürlich nur in Nachklängen und Vorzeichen — werden uns darin vorgeführt; ja, der Dichter hat selbst einen starken Anachronismus nicht verschmäht, um auch ein bedeutenderes welthistorisches Ereigniß, die Empörung des Masaniello, in seine Erzählung hinein zu verweben. So bunt und verschiedenartig alle diese Elemente sind, so hat sie doch der Dichter gut zu einer Gesammtwirkung zu verarbeiten gewußt. Sämmtliche Schilderungen und Zeichnungen zeugen von einem genauen Studium der Zeit und wir verdanken ihm daher viele höchst interessante, zum Theil durch Noten erläuterte Mittheilungen, von denen wir uns nicht enthalten können, eine Probe zu geben. Es ist dies „Die Mähr von den drei Schwestern", welche einem Klageweib in den Mund gelegt ist und ein durchaus eigenthümliches Gepräge trägt. Sie lautet mit Hinweglassung der Zwischenreden folgendermaßen:

Drei waren der Schwestern. Und sie saßen auf einem Felsen, Tag und Nacht, bei Sonnenschein und Regen, bei glatter See und wildem Sturme saßen sie auf dem Felsen. Im Meere stand der Felsen; mitten im Meere stand er. Kein Kastell war noch darauf gebaut. Was hätt' es ihnen geholfen, das Kastell Revigliano? Sie wußten sich selber zu schützen, zu schützen in Römer Zeiten, und krochen nicht hinter Kastelle, fürwahr nicht hinter Kastelle. So hat meine Mutter erzählt, und warum soll ich es nicht glauben? — Auf der Spitze des Felsens saßen die drei Schwestern, oben auf Felsens Spitze. Wer konnte sagen, woher sie gekommen? Wer hätt' es gewagt, sie zu fragen? Erkühnte sich doch Keiner, dem Felsen von weitem zu nahen. Zu nah'n ihm erkühnte sich Keiner, ja Keiner! — Was sprichst du, Mutter, im Wahne? Wär's eine Mähr', wenn Keiner sich solches erkühnte? Ja, Einer wagte, was Keiner. Und es ist ihm zum Glück geworden; was Andern Unglück erschien, das ist ihm zum Glück geworden. — Es waren drei Schwestern, das weiß ich. Und alle drei hatten nur Ein Aug', und Einen Zahn hatten sie alle Drei, alle Drei zusammen. .... Das Auge hatte nur Eine; den andern Tag hatt' es die Andere, den dritten hatt' es die Dritte, und oft auch wechselten sie. Und während die Eine das Aug' nicht hatte, so hatte sie den Zahn dafür. — Der Fischer von Castellamare begehrte des Auges der Schwestern. Der Fischer aber war klug, und muthiger noch, als klug. Kühn fährt er auf seinem Kahne, ja kühn an den Felsen heran, und legt sich am Fuße des Felsen in Mitte von seinem Kahn. Er legt sich auf den Rücken, und schaut an dem Felsen empor, und nimmer wird es müde, sein Aug', empor zu schau'n. Und lange nicht, nicht lange, bald beugt sich über den Rand des Felsen ein Haupt hinaus. Es ist der Schwestern Eine, ja Eine ist's der Schwestern. Sie blickt mit dem Einen Auge herunter unverwandt, ja unverwandt herunter. So ging der Tag vorbei, vorbei der erste Tag. Und als es Nacht geworden, erzählte die Schwester den Schwestern, und erzählte, was sie gesehn. Die Schwestern hörten mit Staunen; die eine verlor den Schlaf, und harrte ungeduldig, bis daß der Morgen kam, der lange Morgen kam. Wird er auch wiederkehren, der Fischer wiederkehren? Noch weilte hinter den Bergen die Sonne mit ihrem Licht, doch beugte sich schon vom Felsen, vom Felsenrande das Haupt, das Haupt der Schwestern herab. — Und unten am Fuße des Felsen, da lag der Fischer im Kahn, und von des Felsens Rande strahlte das Auge der Schwestern, der Schwestern unverwandt. Und während die Eine der Schwestern das Haupt nicht wandte vom Morgen, vom Morgen nicht zum Abend, erzählte die Andere der Dritten, der Dritten, was sie gesehn. Und während die Eine schaute, und während die Andere erzählte, und während die Dritte hörte, verging der zweite Tag. Die Dritte doch, die schlief nicht, sie schlief die ganze Nacht nicht. Wie lang ward ihr die Nacht, wie lange, bis der Morgen anbrach! — Am Ende brach die Sonne, die

Sonne hinter den Bergen, die Sonne brach hervor. Schon lag der Fischer unten am Felsenfuß im Kahne, und blickte kühn empor. Und wie er von unten schaute, so schaut' es von oben herab. Es war die Dritte der Schwestern, der Schwestern war's die Dritte. Sie wurde nicht müd' zu schauen, und würde noch immer schauen, wenn nicht in's Meer die Sonne, die Sonne sich getaucht. Nun saßen die Drei beisammen; sie saßen die ganze Nacht, und erzählten von dem Fischer, dem Fischer, den sie gesehn. Und Jede wünschte den Morgen, den Morgen mit dem Fischer, den Fischer in seinem Kahn, in seinem Kahn zu sehn. — So war den drei Geschwistern gar mancher Tag vergangen, so war vergangen dem Fischer, dem Fischer mancher Tag. Die Schwestern fanden die Nächte, die Nächte und die Tage, sie fanden sie immer länger; und die das Auge hatte, die fand den Tag zu kurz. In einer der langen Nächte, da saßen die Schwestern erzählend, erzählend saßen die Schwestern, wie schön der Fischer sei. Das kommt nur von dem Auge, dem Aug' womit wir sehen. — Das kommt nicht von dem Auge, dem Auge, womit wir sehn; denn nicht am ersten Tage sah' ich den Fischer so schön, so schön in seinem Kahne. So hatte die erste Schwester, die Erste so gesprochen; so hatte die zweite Schwester, die Zweite so gemeint. Die Dritte aber meinte, sie meinte wie die Erste, und sprach auch, wie sie meinte. Da sprach die Zweite wieder: wenn wir dem Fischer das Auge, das Auge dem Fischer gäben, so spräche wol der Fischer: wie schön sind doch die Schwestern, die Schwestern, wie sind sie schön! — Und also thaten die Schwestern; sie sprachen so zum Fischer, und thaten, wie sie sprachen. Der Fischer nahm das Auge und stieß den Kahn vom Felsen, vom Felsen stieß er den Kahn. Die Schwestern hörten das Ruder, sie hörten den Ruderschlag, und hörten ihn immer ferner, und hörten ihn bald nicht mehr. Und als sie ihn nicht mehr hörten, so stürzten die drei Geschwister sich von dem Felsen hinunter, hinunter in das Meer.

(Der Beschluß folgt.)

Das 19. Jahrhundert des Thierreichs oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere. Geschildert von ihnen selbst. Mit vielen Bildern. Sechs Hefte. Leipzig, Volckmar. 8. 2 Thlr.

Ein erster sehr gelungener Versuch, die sociale und politische Caricatur auf deutschem Boden einzubürgern. Sowol Text als Zeichnungen sind gleich witzig und geistreich. Beide sind dabei so ganz in einem Style gehalten, daß man nicht umhin kann anzunehmen, hier sei der seltene Fall eingetreten, daß Schriftsteller und Künstler in einer Person sich vereinigt habe. Wenn wir an diesen ersten Heften etwas zu bedauern hätten, so wäre es, daß die Satire sich zu sehr auf antinationalem Boden bewege und ihre Gegenstände mehr aus dem englischen und französischen Leben, wie aus dem deutschen genommen habe. In Deutschland ist doch gewiß auch Stoff genug für Spott und Lächerlichkeit zu finden. Anfangs waren wir daher auch der Meinung, daß Bilder sowol wie Commentar ursprünglich aus Frankreich stammten, wovon uns jedoch eine genauere Prüfung zurückgebracht hat. Jedenfalls hat jedoch der „Charivari" mit seinem scharfen geistreichen Spotte auf den Verf., wenn auch nur unbewußt eingewirkt, was jedoch kein Vorwurf sein soll. Im Allgemeinen können wir diese ersten Hefte nicht genug empfehlen: es herrscht darin durchgehend eine leichte, freie und treffende Auffassung der Zeitgebrechen und eine echte vis comica — vortreffliche Gegenmittel gegen unsere deutsche Schwerfälligkeit und philisterhafte Pedanterie. Ganz besonders gelungen sind die erste Nationalversammlung der Thiere, sodann der an Weltschmerz und Europamüdigkeit leidende Bär, die Katze beauty — eine Verspottung der englischen Prüderie —, die Assisensitzung mit der Rede des öffentlichen Anklägers und der Vertheidigungsrede des Wolfes u. s. w. Doch läßt sich kaum einer Piece vor der andern ein Vorzug geben, sie sind alle gleich allerliebst. Höchst ergötzlich tritt der Fuchs in der Nationalversammlung auf, in welcher Person Thiers unschwer zu erkennen ist. Selbst die Art und Weise der Beredtsamkeit des kleinen Exministers ist auf das frappanteste parodirt.

Jetzt betritt Herr Fuchs die Bühne gerade in dem Augenblicke, als der Abgeordnete Elster zum dritten Male sich anschickt, mit einem dickleibigen Manuscripte wieder hinaufzuhüpfen: „Meine Herren", sagt er, „ich bin den geehrten Rednern mit aller Aufmerksamkeit gefolgt. Ich bewundere die Kraft und den Schwung in den Ideen des Abgeordneten Löwe, allein ich gebe zu bedenken, es ist weit, entsetzlich weit von hier bis in die Wüste! Gern möchte ich die Illusionen des Abg. Hund nicht stören, allein leider bemerkte ich sein Halsband und seine gestutzten Ohren (Allgemeine Heiterkeit). — Einen Augenblick, ich gestehe es, riß auch mich die kriegerische Begeisterung des Abg. Tiger hin; allein hat nicht der Mensch das Pulver erfunden, sind die Thiere Musketiere und Kanoniere, und lehrt nicht die Erfahrung, daß in dieser Welt nicht immer das gute Recht triumphirt? (Beifall zur Rechten.) — Die Gleichheit, die man fodert, ist nur ein materielles Bedürfniß, das die Intelligenz nie bewilligen wird. (Widerspruch zur Linken.) — Mit der Freiheit hätte der Abg. Hirsch zugleich eine Gebrauchsanweisung verordnen sollen. Es ist manchmal sehr beschwerlich frei zu sein. Die Sklaverei hat sich so vervollkommnet, daß es für den Sklaven ein wahres Unglück ist, wenn er frei wird. Denken Sie an jene 200,000 freigelassene Bauern in Rußland, die nicht wußten, was sie anfangen sollten mit ihrer Freiheit, und von selbst unter die Knute zurückkehrten."

„Von der edeln Denkart des Herrn Hammel bin ich tief gerührt, indeß übertriebene Güte ist Schwachheit; der Abgeordnete erwäge, daß seine Frau Mutter von dem herzensguten Schäfer zur Schlachtbank geschleppt wurde! (Hr. Hammel wirft sich schluchzend in die Arme des Abg. Widder, der dem Redner über seine indiscrete Äußerung Vorwürfe macht. Diese Scene wirkt stark auf die Versammlung.) Nach einer Pause fährt Hr. Fuchs fort: „Ich selbst bedauere aufrichtig, daß man in der Politik wie in der Medicin nicht immer schmerzstillend verfahren kann, um gewisse Übel zu heilen, aber gibt es nicht auch, wie schon Machiavelli in seinem Buche vom Fürsten sagt, wohlthätige und mitleidige Grausamkeiten? Was die Ansicht des Hrn. Schwein betrifft, so läßt sie Alles beim Alten und die Eber'schen Grundsätze kommen in den Resultaten den Schwein'schen sehr nahe. (Hier bietet Hr. Zibet dem Hrn. Biber eine Prise an; sein Nachbar Schwein, der aus der Fassung gekommen, stellt sich, als müsse er niesen. Hierzu das höchst komische Bild, welches diese Scene darstellt.) — Von dem Abgeordneten Chamäleon endlich, der die schöne Eigenthümlichkeit hat, Alles gut zu heißen, wage ich zu hoffen, daß er mir seine Stimme nicht versagen werde."

„Sind nun erwiesener Maßen der Friede, der Krieg und die Freiheit gleich unmöglich, so stimmen doch Alle überein, daß etwas zu thun ist. (Ja, ja! von allen Seiten.) Das Übel ist da und muß wenigstens bekämpft werden; deshalb schlage ich der hohen Versammlung vor, ihren Anstrengungen eine neue Richtung zu geben. (Große Sensation.) Der einzige bis jetzt unversuchte und doch allein vernünftige, allein legale Kampf, der Ihnen die schönsten Siege verspricht, das ist der Kampf der Intelligenz. In diesem Kampfe, wo Geist, Herz und gutes Recht die allein gültigen Waffen sind, muß der Vortheil auf Seiten der Thiere bleiben; die Intelligenz vermag Alles, denn die Ideen haben Beine und Flügel. Auf also, meine Herren, benutzen wir die Presse, diese Großmacht aller Großmächte, um der Welt ein Licht aufzustecken über unsere Lage, über unsere natürlichen Bedürfnisse, Sitten und Gebräuche, veröffentlichen wir eine unparteiische Geschichte der Thiere und ihrer Schicksale im Familien- und Staatsleben, in der Sklaverei und in der Freiheit. Lafontaine, der einzige Mensch, dem alles Vieh eine Thräne nachgeweint hat (bei dem Namen Lafontaine erheben sich alle Thiere und verneigen sich ehrfurchtsvoll. Einige

Stimmchen verlangen die Translation seiner Asche an den Ort der heutigen Versammlung) ꝛc."

In diesem Tone geht es fort. Zuletzt wird über des Redners Vorschlag abgestimmt und derselbe angenommen.

„Als der Präsident dieses Resultat mit lauter Stimme verkündigt, wird die ganze Versammlung wie von einem elektrischen Funken durchzuckt, mehre Mitglieder verlassen ihren Platz, um dem Redner das Pfötchen zu drücken, der, zufrieden mit dem Erfolge, bescheidentlich durch die Menge schreitet und sich am Fuße der Rednerbühne niederläßt, um weder zur Rechten, noch zur Linken, noch im Centrum zu sitzen."

Wir enthalten uns aller Beschreibung der höchst charakteristischen und komischen Bilder. Niemand wird sich eines Lächelns dabei erwehren können. 12.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Von großem Interesse ist des königlichen Generaladvocaten Victor Foucher's Werk: „Code civil de l'empire de Russie, traduit sur les éditions officielles par un jurisconsulte russe, et précédé d'un aperçu historique sur la législation de la Russie et l'organisation judiciaire de cet empire." Dieser Band bildet eine Abtheilung der „Collection des lois civiles et criminelles des états modernes", wovon unter Anderm der Strafcodex und das Civilgesetzbuch des Kaiserthums Östreich, der Criminalcodex von Brasilien, das Strafgesetzbuch des Königreichs beider Sicilien, das Handelsgesetzbuch Spaniens, sowie dasjenige Hollands und die Civilgesetze des Cantons Genf erschienen sind. Der letzte, Rußland betreffende Band zeichnet sich jedoch vor den frühern sowol durch die Genauigkeit und Authenticität der Actenstücke, als durch die vortreffliche Einleitung des Herausgebers aus. Bei der Aufmerksamkeit, die man gegenwärtig Rußland in Frankreich widmet, hat die rücksichtsvolle Zartheit, womit der Herausgeber die Einleitung geschrieben, die französische Kritik diese Erscheinung begrüßt hat, nichts Auffallendes. Wenn Frankreich sich als Ursitz des Lichts und der Intelligenz, Rußland als Sitz der Finsterniß und der maßlosen Despotie betrachte, so thue man, wie der Herausgeber bemerkt, Rußland mit dieser beschränkten Behauptung sehr Unrecht. Rußland und mit ihm seine Gesetzgebung seien eben nur Das, was sie auf dem Standpunkte der geschichtlichen Entwickelung gegenwärtig sein könnten; beide wären fortgeschritten, aber den Bedingungen gemäß, welche durch Örtlichkeit, Nationalität und die historischen Vordersätze beiden gestellt wären u. s. w. Interessant ist Foucher's Darstellung von den allmäligen Entwickelungen der russischen Gesetzgebung, die, im Ursprunge durch die Waräger germanisch, seit dem 10. Jahrhundert, als Fürst Wladimir sich zur christlichen Religion bekannte und mit Konstantinopel in Verbindung trat, Elemente der römischen Gesetzverfassung in sich aufnahm. Eine Sammlung der bis dahin bestehenden Gesetze unternahm zuerst gegen Ende des 15. Jahrhunderts Iwan III., obgleich man gerade diesem Codex die Einführung der entehrenden Knutenstrafe verdankt, welcher damals selbst die Bojaren unterworfen waren. Eine Revision und Ergänzung dieses Codex veranstaltete 1649 Alexis Michaelowitsch unter dem Titel „Ulogenie", worin das römische Element schon sichtlicher hervortritt. Seit Peter dem Großen war man unablässig bemüht, den legislativen Stoff zu sammeln, zu ordnen, zu sichten, mit den spätern Ukasen zu vermehren. Peter der Große setzte im J. 1700 die erste Commission zu diesem Zwecke ein, deren Arbeiten bis 1833 von neun andern Commissionen fortgesetzt wurden. Kaiser Nikolaus erklärte durch eine Ukase vom 31. Jan. 1826, daß er selbst sich an die Spitze der legislativen Arbeiten stellen wolle. Von da an geschah auf diesem Gebiete Alles unter seinem Einfluß und der unmittelbaren Leitung des gelehrten Grafen Speranski. Am 31. Jan. 1833 wurde dieser neue Codex veröffentlicht durch ein kaiserliches Manifest, demzufolge er mit dem 1. Jan. 1835 in Wirksamkeit treten sollte. Französische Journale heben das methodische Verfahren, ja den wissenschaftlichen Geist, womit diese russischen Gesetze zusammengestellt sind, rühmend hervor. Interessant ist dieser Codex für den Ausländer schon darum, weil er mehr als jedes andere Werk einen tiefen Blick in den Geist der russischen Nationalität und Gesellschaft gewährt. Wie merkwürdig ist jene Theilung des Adels in 14 Kategorien, der Bürger in 3 oder 4, der Kaufleute in 3, diese seltsame Gliederung bis herab auf die Colonisten und Leibeigenen, deren Zahl sich im ganzen Reiche bis auf 40 Millionen erhebt, wovon die Hälfte Staatseigenthum ist! Daher auch in diesem russischen Civilcodex die Menge von Gesetzartikeln, welche sich auf 36,000 belaufen. Jedenfalls verdient dieser russische Civilcodex ebenso den Namen des Kaisers Nikolaus zu führen, wie der französische denjenigen Napoleon's führt.

Erschienen sind: „Mémoires du Cardinal de Retz, édition collationnée sur les Mss. authentiques de la bibliothèque royale et augmentée de lettres inédites", von Champollion-Figeac (2 Bde.); „Le château de Ham, son histoire, ses seigneurs et ses prisonniers", von C. de Feuillide, eine Geschichte des Schlosses vom 9. Jahrhundert an, wo bereits ein Erbe Karl's des Großen hier gefangen saß; von demselben Verf.: „Histoire des régenoes en France"; von Lemontey, Mitglied der Akademie: „Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV" (2 Bde.); von A. Bazin: „Histoire de France sous le ministère du cardinal Mazarin" (2 Bde.). Bazin wird von den Franzosen selbst nicht nach Verdienst gewürdigt; seine Geschichte Ludwig's XIII. wurde von der Kritik anerkannt, ohne ein großes Publicum zu finden. Keinen bessern Erfolg verspricht man seinem zweiten Geschichtswerke. Der französische Leser will hingerissen, unterhalten, frappirt sein; Bazin schreibt möglichst objectiv; Wärme, Leidenschaft gelten ihm als Fehler, er will nichts als die nackte Wahrheit. Mit diesen an sich löblichen Eigenschaften macht ein Geschichtschreiber sein Glück in Frankreich nicht, obgleich in Bazin's Werke einzelne Partien lebendig und kräftig genug sind, um auch auf die größere Menge zu wirken; so die allgemeine Betrachtung, womit sein Bericht über die Fronde schließt; ein Capitel über Masaniello und die Revolution in Neapel; der Bericht über den Aufenthalt der Königin Christine in Frankreich und Paris, ein Gemälde, worin sich die Pinselstriche des Satirikers nicht verkennen lassen; die Vermählung Ludwig's XIV.; endlich der Tod Mazarin's, eine Darstellung voll rührender Kraft und Einfachheit. Im Ganzen geht das Streben Bazin's mehr nach Rundung und Gesammtgestaltung, als Herausstellen von Einzelnheiten. Wie es aber, seitdem die rein objective Kunst der griechischen Geschichtschreibung verloren gegangen, nicht leicht einen Historiker gibt, der von aller Parteilichkeit frei wäre, so hat auch Bazin unbewußt persönliche Zu- und Abneigungen, indem er z. B. seine Gunst, die er dem Cardinal Retz zu sehr entzieht, dem Cardinal Mazarin in zu reichlichem Maße zuwendet. Zu den vielen, die Frage der Regentschaft behandelnden Schriften gehört noch: „De la régence, opinion de l'abbé Maury, prononcée à l'assemblée nationale le 21 mars 1791", mit Anmerkungen und allen auf diese Frage bezüglichen Actenstücken herausgegeben von Hrn. von Hoffmanns.

Neuigkeiten mehr oder weniger belletristischen Inhalts sind folgende: „La vierge et les saints en Italie, études et récits d'un pélerin", von Maxime de Mont-Rond; „Herbier poétique", von Villemin, mit Notizen von Saint-Hilaire; „Nouvelles vieilles et nouvelles", von Ch. Nodier, Graf Peyronnet u. s. w. Die interessante „Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien" führt dem Publicum in ihrer 44. und 45. Lieferung die Herren Duperré und Schlegel vor. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 273. — 30. September 1842.

Scipio Cicala. Vier Bände. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe.

(Beschluß aus Nr. 272.)

Eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit legt der Dichter auch in der Zeichnung der Persönlichkeiten und Individualitäten an den Tag. Die Masse derselben ist fast unübersehlich, aber fast alle treten bestimmt und charakteristisch hervor, wenn auch die historische Entwickelung ihrer Individualität nicht überall befriedigt. Irren würde man sich, wenn man gerade den Helden des Romans, Scipio Cicala, für den gelungensten Charakter halten wollte. Er ist den größern Theil des Romans hindurch zu sehr Maschine. Zuerst in den Händen Melantho's, dann unter dem Einflusse der Malteser, und ganz besonders in den Machinationen des Paters Sperantius. Dies verdunkelt seine sonst glänzenden Eigenschaften und raubt ihm einen großen Theil unseres Interesses; die Art und Weise aber, wie er späterhin seine Selbständigkeit an den Tag legt, ist nicht geeignet, dasselbe wiederherzustellen. Ähnlich ist es mit Porzia. Auch diese tritt zu wenig hervor und greift in den Roman fast gar nicht ein. Sie spielt fast durchgängig nur die passive Rolle eines Corpus delicti und erweckt als solches mehr unser todtes Mitleid als unsere lebendige Theilnahme. Desto gelungener sind die meisten der übrigen Figuren, unter den männlichen namentlich Botigella, Georg von Schilling, der Prior Caraffa, der Fürst von Salerno, Toledo, der Marchese Fuscaldi und vor Allen der Pater Sperantius, der Hauptmann Mungona und der Commandant d'Agorra, diese räthselhafte Dreieinigkeit, die sich zuletzt in den letzten Sprößling des berühmten Johannes vom Procida auflöst und in welcher das geniale Treiben eines politischen Schwärmers treffend gezeichnet ist. Einen besonders rührenden Eindruck macht der alte Pomponio durch seine fast ans Unglaubliche grenzende Duldung und Ergebenheit. Schade ist nur, daß sein milder Sinn auf Scipio Cicala keinen nachhaltigern Einfluß ausübt, er hätte dadurch eine sehr wesentliche Bedeutung für das Ganze gewinnen können. Unter der Menge der minder bedeutsamen Figuren müssen besonders die der niedern Stände hervorgehoben werden, in deren Zeichnung der Verf. vorzugsweise sein Studium Scott's an den Tag legt. Die Art und Weise, wie sie denken, conversiren, erzählen, ihre Redseligkeit einerseits, ihren Lakonismus andererseits, namentlich ihren derben, kurz angebundenen Witz hat er in seinen innersten Eigenthümlichkeiten belauscht und in den ihnen in den Mund gelegten Dialogen treu wiedergegeben. Dabei ist er nirgend in das Gemeine gefallen, wozu der Dichter bei derartigen Zeichnungen so leicht verführt wird. Vielmehr trägt Alles den Stempel des Edeln; es ist ihrer Eigenthümlichkeit nur das wahrhaft Poetische entnommen. Es finden sich unter den dahin schlagenden Personen viele sehr ergötzliche, unter andern der Wachtmeister mit dem Schlagwort Vigilat et custodit, der es, weil er das von ihm selbst gegebene Losungswort vergessen hat, für Pflicht hält, nicht in seinen eigenen Thurm zu steigen, sondern die Nacht draußen zu campiren.

Minder freigebig ist der Dichter mit der Einflechtung weiblicher Figuren gewesen; jedoch sind die beigebrachten dafür von desto größerer Wichtigkeit, namentlich Melantho, Marella und Narcissa, alle drei dämonischer Natur; Melantho, eine alte Griechin, die den Lebensweg Scipio's durch thessalische Zauberkünste zu bestimmen sucht; Marella, eine junge, halb wahnsinnige Fischerin, die sich ihm überall in entscheidenden Momenten in den Weg stellt und seinem Leben oft die wunderbarste Richtung gibt, und endlich Narcissa, eine schöne Türkin, die ihn endlich ganz von seinem ursprünglichen Wege abzieht und in einen völlig neuen Lebenskreis hineintreibt. Zu dem Reichthum interessanter und scharf gezeichneter Persönlichkeiten gesellt sich endlich auch eine seltene Fülle überraschender Scenen und wunderbarer Katastrophen. Zu den effectvollsten gehören außer der Einleitungsscene das Abenteuer Scipio's zu Ischia, sein Erwachen in der Höhle des Zauberers Scaccinopola, sein nächtliches Erlebniß im Camaldulenserkloster, das Gastmahl beim Fürsten von Salerno, Narcissa's Nacht beim Banditen Camilla della Monica, Scipio's Aufenthalt im Gefängniß und seine Flucht aus demselben, die Entlarvung des Marchese Fuscaldi, die Verirrung Scipio's auf den Felsen u. a. m. Der Verf. hat in dieser Beziehung eher zu viel als zu wenig gethan; und entfalteten nicht die einzelnen Erlebnisse und Abenteuer, die sich rasch aufeinander drängen, in sich selbst wieder so viel interessante Züge und würden sie nicht von einer so ruhigen Darstellung getragen, so möchte die große Masse derselben leicht eine Übersättigung herbeiführen.

Gegen den Schluß tritt auch wirklich eine Abschwächung des Interesses ein, aber diese hat wol weniger ihren Grund in quantitativen als qualitativen Eigenschaften des letzten Buchs. Dieses kann sich in keiner Beziehung mit den frühern Büchern messen. Es befriedigt weder an sich, noch als Abschluß des Ganzen. Ich begreife nicht, wie der Verf. dem Romane gerade einen solchen Schluß hat geben mögen. Das natürliche Gefühl sträubt sich dagegen und die Kunst weiß ihn auf keine Weise zu rechtfertigen. Welche Motive sind vorhanden, die den moralischen Untergang Scipio's nothwendig machen? Der Verf. weiß selbst keine andern anzuführen, als daß er sagt: Scipio sei von der Grundlinie gewichen, auf welche die Vorsehung sein Leben gestellt habe, von dem Glauben, dem Volke und von der gesellschaftlichen Ordnung, unter denen er geboren und erzogen worden sei. Warum aber läßt ihn der Dichter von dieser Grundlinie abweichen? Wo beginnt diese Abweichung? In welcher seiner Handlungen liegt das Urmotiv seines innern Falles? Liegt es darin, daß er sich von Melantho's Zauberkünsten leiten läßt? daß er Porzia durch einen öffentlichen Kuß entehrt? daß er den spanischen Zöllner erschlägt? daß er das Ordensgelübde zu profanen Zwecken zu benutzen gedenkt? daß er sich von Bruder Speranzius zu revolutionnairen Planen fortreißen läßt? daß er über Narcissen Porzia vergißt? In jeder dieser Handlungen liegt allerdings eine Schuld, aber keine derselben ist so wichtig und bedeutsam hingestellt, daß sich alle die übrigen als nothwendige Consequenzen daraus ergäben; vielmehr erscheint die eine so primitiv als die andere, und darum fängt eigentlich mit jeder ein neuer Roman an, für den es auch wieder einer besondern Fortführung, eines eigenthümlichen Schlusses bedurft hätte. Wollte der Verf. hiergegen einwenden, daß sich eben alle diese Vergehungen aus Scipio's Individualität entfalten und daß sie mithin doch in einer Einheit wurzeln, so muß ihm die neue Frage entgegengestellt werden: worin denn eigentlich der innerste und eigenthümlichste Kern von Scipio's Wesen liege? Ich glaube kaum, daß er hierauf eine genügende Antwort bereit hat. Scipio ist ein Aggregat vortrefflicher und tadelnswerther Eigenschaften, die zwar leicht gerade so, wie sie hier vereinigt sind, vereinigt gefunden werden können, aber der Verf. hat nicht den Keim nachgewiesen, aus dem diese verschiedenen Eigenschaften herausgewachsen sind, er hat uns nicht das magnetische Centrum gezeigt, um welches herum sie sich zu einem echten Mikrokosmus gruppiren. Scipio hat keine bestimmte Lebenstendenz. Er will dies und will das; aber er will nicht Eins, um deswillen er alles Andere bei Seite schöbe. Am hervorstechendsten ist noch sein Haß gegen die spanische Herrschaft; aber nirgend tritt diese Richtung so stark hervor, daß er in der Unterdrückung der Spanier seinen eigentlichen Lebenszweck erkannte; zuletzt läßt er sie ganz fallen und er muß deshalb von Procida gerechte Vorwürfe erleiden. Weit geeigneter wäre daher dieser zum Helden und Mittelpunkt des Romans gewesen. Der weiß, was er will, und setzt sein Leben, sein Alles dran. Scipio hätte eine recht gute Nebenfigur abgegeben, bei der man, eben weil sie einem höhern Zwecke diente, eine klar hervortretende Selbstbestimmung minder vermißt haben würde. Wollte ihn aber der Dichter einmal dazu gebrauchen, daß er als Hauptfigur den ganzen Roman zu einem Ganzen zusammenfassen sollte, so mußte er ihn ganz anders anlegen. Er mußte ihn mit einer Grundtendenz ausrüsten und diese mußte es sein, um derentwillen er mit dem Schicksal in Conflict geräth. War diese Tendenz sammt den Mitteln, die er dafür ergriff, auf Vernunft und Sittlichkeit gestützt, so mußte er in dem Kampfe siegen, im entgegengesetzten Falle dagegen untergehen. Die Art und Weise des Sieges sowol wie des Untergangs mußte genau mit der Grundtendenz correspondiren, d. h. sich als das Product einer letzten Kraftäußerung zu Gunsten der wahren oder falschen Tendenz ergeben. Der Verf. hat einen andern Weg eingeschlagen. Er läßt seinen Helden äußerlich siegen, innerlich aber untergehen. Aber weder dieser Sieg noch dieser Untergang entspricht Scipio's frühern Leben. Hätte einmal der Dichter so schließen wollen, so hätte er als den Grundtrieb von Scipio's Wesen den Drang nach äußerer Macht und Herrlichkeit aufstellen müssen. Scipio hätte Alles daran setzen müssen, diese Güter zu erreichen. Er erreicht sie endlich mit Aufopferung der innern Güter — und fühlt nun, daß er einem Phantom nachjagt, daß er das wahre Glück nicht gefunden hat. Von dieser Seite wird aber Scipio gar nicht geschildert, und daher hat der Schluß so viel Befremdendes, so wenig Befriedigendes. Wie der Schluß hätte sein müssen, das ist eine kaum zu erledigende Frage, weil sich eben im ganzen Romane kein bestimmtes Streben an den Tag legt. Selbst das Hin- und Herschwanken zwischen verschiedenen Bestrebungen ist nicht zum eigentlichen Lebensprincip des Helden gemacht, denn in diesem Falle hätten die innern Conflicte die vorherrschenden sein müssen. Diese sind aber den größern Theil des Romans hindurch fast gar nicht vorhanden. Scipio überläßt sich vielmehr mit ziemlicher Gewissensruhe seinem äußern Leben, und es würde daher auch nicht angemessen sein, ihn etwa zuletzt an innern Kämpfen untergehen zu lassen. Noch am passendsten wäre es vielleicht gewesen, wenn der Dichter gesucht hätte, den Scipio auf den ursprünglichen Weg, zu Botigella und Porzia, zurückzuführen. Die Schuld, die bis zu seinem Aufenthalt im Gefängniß auf Scipio lastete, war noch recht wohl einer Sühnung fähig, und es hätte demnach Alles auf das Beste, zur Befriedigung Aller schließen können. Will sich der Verf. hiergegen auf seine Quellen berufen, so muß ihm entgegnet werden, daß die ästhetische Kritik damit nichts zu thun hat. Der Künstler kann das wirkliche oder überlieferte Factum nur gebrauchen, insofern es sich zu einem zusammenhängenden, in sich einigen Ganzen abschließt. Bleibt es hinter diesen Anfoderungen zurück, so hat der Dichter das Recht, nachzuhelfen, ihm den Reif der Totalität umzulegen, und darin verräth sich eben das künstlerische Genie, daß es aus dem unvollkommenen Vorhandenen das Fehlende zu ergänzen, das Überflüssige auszuscheiden und so ein Vollkommenes herzustellen versteht.

Daß dem Verf. die Abrundung seines Romans zu ei-

nem organisch gegliederten Ganzen nicht völlig gelungen ist, darf uns nicht wundern. Wie selten gelingt sie überhaupt! Selbst der vielgeübte Meister scheitert oft daran, wie erst ein Dilettant (?), der sich zum ersten Male versucht, der sein Werk inmitten eines unruhigen Geschäftslebens ausarbeitet, dem die Muße fehlt, es in einem einzigen Gusse zu Tage zu fördern. Erwägt man alle die Umstände, unter denen der Roman geschrieben ist, so muß man im Gegentheil darüber erstaunen, daß es dem Verf. noch möglich gewesen ist, ein in dem Grade ausgezeichnetes Werk zu Stande zu bringen. Denn als ausgezeichnet muß es trotz seiner Mängel betrachtet werden, da in der deutschen Literatur nur wenige historische Romane existiren, die sich mit ihm messen dürfen. Darum wird es in derselben auch immer einen ehrenvollen Platz behaupten und stets den Ruf rechtfertigen, den es sich sogleich bei seinem ersten Erscheinen errungen hat.

Richard Morning.

Die Wissenschaft des slawischen Mythus im weitesten, den altpreußisch-lithauischen Mythus mit umfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slawisch-preußisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Von Ignaz Johann Hanusch. Lemberg, Millikowski. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eines von den wenigen Büchern, in welchen mit dem sorgfältigsten Quellenstudium ein enormer Fleiß und eine beispiellose Belesenheit verbunden ist. Aber beides war nothwendig, sehr nothwendig bei dem dermaligen Standpunkte der slawischen Archäologie, welche bis diesen Augenblick nicht nur von den Deutschen, sondern auch von den Slawen selbst höchst stiefmütterlich behandelt worden ist. Schon resignirte man allgemein auf eine baldige Bearbeitung dieses so wichtigen Gegenstandes und tröstete sich mit der Hoffnung, Schafarik werde der erste sein, der versprochenermaßen in seinem zweiten Theile der „Slawischen Alterthümer" denselben mit der Fackel seines glänzenden Wissens beleuchten werde. Da erscheinen nun auf einmal zwei Werke über denselben Gegenstand: eines in russischer Sprache, von Kastorski, wie wir hören, und das vorliegende. Jenes hat bereits ansehnliches Lob gefunden, ja wurde diesem sogar vorgezogen. Da es uns aber bisher noch nicht zu Gesicht gekommen, so beschränken wir uns auf letzteres, aus dem wir vorerst einige Hauptideen herausheben. Der slawische Mythus ist nicht ein bloßes Aggregat fremder Mythenelemente, sondern rein selbständig (S. 27), ebenso wenig ist er blos eine Copie des indischen (S. 29), sondern er vereint indische Monumente (besprochen von S. 94—145) mit später überkommenen persischen Ideen (S. 145—205) und gestaltet durch Verschmelzung beider mit ganz eigenthümlichen Elementen einen selbständigen Mythus. Um aber denselben aufzufassen aus den Quellen, in denen er uns, leider gar sehr spärlich und immer nur indirect, mitgetheilt ist, muß man den slawisch-preußischen und den besonders hoch entfalteten und bekannten lithauischen Mythus zu Hülfe nehmen. Beide diese Mythen werden daher auch in besondern Abschnitten (S. 212—231 und von da wieder bis 248) in ihren Grundzügen vom Verf. dargestellt. Merkwürdig ist die ungemeine Ähnlichkeit aller dieser verschieden gestalteten Mythen in ihren Grundelementen, ein Beweis, wie sie alle aus einem und demselben Urmythus sich entwickelt haben. Besonders auffallend aber ist die Ähnlichkeit des Slawischen mit dem Indischen. Nicht nur dieselben Attribute finden sich bei den slawischen Göttern wieder, welche den indischen zugetheilt werden, sondern selbst die Namen der Götter haben eine auffallende Ähnlichkeit, indem sie durchweg in sprachlicher Hinsicht dieselbe Bedeutung haben wie die slawischen, ja, was nirgend anders stattfhat, oft sogar aus denselben Urvocalen zusammengesetzt sind. Wir müssen den Beispiele uns enthalten und können nur auf das Buch selbst verweisen, wo in jedem Abschnitte mehre höchst interessante Deductionen zu finden sind. Von S. 248 an beschäftigt sich der Verf. mit den rein slawischen Göttern. Er theilt sie in oberirdische (d. i. himmlische), in irdische (die auf der Erde ihre unmittelbare Wirksamkeit haben) und in unterirdische (finstere, Todten-) Götter ein. Und dieses Capitel ist, in welchem er die Resultate seiner schwierigsten und wichtigsten Forschungen concentrirt; sie sind nicht so zahlreich, als die Arbeit mühsam war, ehe sie errungen worden, und das ist bei den geringen Vorarbeiten von einigem Werthe nicht anders zu erwarten. Aber was der Verf. aufgestellt hat, ist höchst interessant, wird zu manchen andern Untersuchungen leiten und nicht selten, selbst unmittelbar, zur Erkenntniß der Wahrheit führen. Dieses Capitel zeichnet sich besonders durch seine „lichtvolle Ordnung" aus, welche man in manchem der frühern Abschnitte recht schmerzlich vermißte. Mögen auch viele der Hypothesen, welche der Verf. mit vielleicht allzu großer Kühnheit aufstellt, bei spätern Forschungen in Nichts zerfallen, wir sind überzeugt, viele seiner Behauptungen werden auch durch Andere auf das schönste bestätigt werden.

J. P. Jordan.

Das Schießpulver.

In England herrscht der ziemlich verbreitete Glaube, daß Niemand Erfinder des Schießpulvers sei als der Mönch Roger Bacon, dessen Schriften über die geheimen Werke der Kunst und Natur aus dem Jahre 1270 datiren. In Deutschland zweifeln die Wenigsten, daß ein Anderer als Berthold Schwarz das Schießpulver erfunden habe. Berthold Schwarz lebte um das Jahr 1320. Wäre demnach der englische Glaube der richtige, so müßte der deutsche der unrichtige sein. Aber auch der englische läßt sich nicht durchfechten, die Erfindung ist älter als Bacon. Daß dieser helldenkende Mönch ein dem Schießpulver ähnliches Compositum kannte, steht nicht zu leugnen. Nur ist seine Beschreibung undeutlich, beinahe mystisch. Er spricht von einem Präparate in Form einer Kugel, von der Größe eines Daumens, „das durch die gewaltige Action eines, Salpeter genannten Salzes mit einem donnerähnlichen Gekrach explodirt und eine dem Blitz ähnliche Flamme gibt". Dies gilt gemeinhin für den Beweis, daß Bacon der Erfinder des Schießpulvers sei. Gesetzt nun auch, Bacon spräche hier von einem Gemisch, dessen Hauptbestandtheil Salpeter, so ist doch, absichtlich oder nicht, die bald darauf folgende Bemerkung übersehen worden, daß diese knallende Substanz „in vielen Theilen der Welt" fabricirt werde. An einer andern Stelle spricht Bacon von einer explodirenden Substanz, die noch aus andern Ingredienzen bestehe, und sein gelehrter Commentator Beckmann hat in der Stelle ein Anagramm entdeckt, aus welchem hervorgehe, daß sothane Ingredienzien Holzkohle und Schwefel. Da wäre das Schießpulver fertig und die Erfindung nachgewiesen, wenn nicht Bacon davon wie von einer bekannten Sache spräche, auf deren Entdeckung er keinen Anspruch macht. Das Wahre dürfte also sein, daß lange vor Bacon das Schießpulver gekannt war, es jedoch erst beachtet zu werden anfing, als die civilisirten Nationen es zu Kriegszwecken verwendeten, und daß hierin die Schwierigkeit liegt, der ersten Erfindung auf die Spur zu kommen. Schon im 9. Jahrhundert wußte man in Europa, daß ein ähnliches Präparat im Kriege gut zu gebrauchen sei. Das britische Museum in London besitzt einen handschriftlichen Tractat eines gewissen Marcus Graecus, betitelt: „Book on the fires whose efficacy lies in burning enemies by sea and land." Darunter dürfte das sogenannte griechische Feuer

zu verdanken sein, das ebenfalls, jedoch ohne sonderliche Wahrscheinlichkeit, für Schießpulver gehalten worden ist. Der Erfinder desselben soll im J. 676 ein griechischer Christ gewesen sein, und Prinzessin Anna Komnena, kaiserlichen und blaustrumpfigen Andenkens, beschreibt es als eine aus Kolophonium, Schwefel und Öl bestehende Flüssigkeit. Es wurde in brennendem Zustande mittels Wurfmaschinen beträchtlich weit geschleudert und richtete zu Land und Wasser große Verheerungen an. Joinville ist außer sich vor Verwunderung, mit welchem vernichtenden Erfolge die Sarazenen es im 13. Jahrhundert gebraucht. Merkwürdig genug, ist die neuere Chemie nicht im Stande, eine Flüssigkeit mit denselben Eigenschaften nach den vorhandenen Angaben zu bereiten. Gehen wir einige Schritte weiter in der Geschichte zurück, so erfahren wir von Vitruv, daß bei der Vertheidigung von Syrakus Archimedes eine Maschine erbaute, die Steine mit „großem Gekrach" schleuderte. Mit großem Gekrach — wird von keiner andern uns bekannt gewordenen Wurfmaschine versichert. Inzwischen beziehen sich doch alle diese Andeutungen eines frühen Gebrauchs des Schießpulvers in Europa auf eine Vergangenheit, die kaum älter als der gestrige Tag ist in Vergleich mit Dem, was darüber bei den Hindus und Chinesen vorkommt. Die Hindus machen den Gebrauch des Schießpulvers zu einem Zeitgenossen Mosis', und eine geschichtliche Thatsache aus Alexander's Feldzügen scheint die Behauptung zu unterstützen. Philostrat erzählt nämlich, Alexander habe Bedenken getragen, die indische Nation der Oxydraten anzugreifen, weil die Götter ihnen die Fähigkeit verliehen, von den Mauern herab „Donner und Blitz" gegen ihre Feinde zu schießen. Hätten die Oxydraten das mittels Schießpulver gethan, so stele es in eine Zeit, die der christlichen Aera um ungefähr drei Jahrhunderte vorausgeht. Keinen Falls läßt sich leugnen, daß der Gebrauch von Raketen bei den indischen Heeren ein sehr alter ist, und daß ebenso die Chinesen seit sehr lange nicht allein das Schießpulver gekannt, sondern auch Kanonen gehabt haben. Ein arabischer Schriftsteller, dessen Manuscript im Escurial ist, erwähnt unter Anderm als etwas gar nicht Neues, daß die Chinesen bei ihren Kriegen im 12. Jahrhundert Raketen geschossen und Bomben geworfen. Das Übereinstimmende solcher unwiderlegbaren Zeugnisse gestattet keinen Zweifel, daß das Schießpulver eine Erfindung des Orients und von den Arabern der westlichen Welt zugeführt worden, wobei man allerdings zugeben muß, daß die Araber zur Zeit der Kreuzzüge es weder zu Abfeuerung von Kanonen, noch für sonstige Feuergewehre benutzt haben, es wäre denn, sie hätten es zum Fortschleudern des griechischen Feuers angewendet — eine Hypothese, die schon deshalb nichts Unwahrscheinliches hat, weil durch sie die Entfernung sich erklären würde, bis zu welcher die brennenden Strahlen geworfen wurden, ganz abgesehen, daß die Erfinder der propellirenden Kraft eines Zündstoffes früher daran gedacht haben dürften, mittels desselben zu zünden als zu zerschmettern. Sei dem jedoch, wie ihm wolle, nichts beeinträchtigt die Wahrscheinlichkeit, daß das Schießpulver aus dem Osten nach Westen gekommen ist. Lange hat es aber gewährt, ehe man die drei Bestandtheile desselben, Salpeter, Holzkohle und Schwefel, so gegeneinander abzumessen gelernt, wie der jetzige Bedarf es erfodert, und selbst heute noch ist das Verhältniß nicht überall sich gleich. In England nimmt man zu 100 Pfund 75 Salpeter, 15 Holzkohle und 10 Schwefel. Sonderbarerweise ist die chinesische Mischung fast genau dieselbe, nämlich 75½, 14½ und 10. Das gewöhnliche französische Schießpulver, nach Chaptal's Vorschrift, besteht aus 77 Salpeter, 14 Holzkohle und 9 Schwefel; ein anderes, von Guyton-Morveau empfohlen, aus 80, 15 und 5, und das Bergwerkspulver aus 65, 15 und 20. In Rußland beobachtet man das Verhältniß von 70 Salpeter, 18½ Holzkohle und 11½ Schwefel; in Schweden von 75, 16 und 9; in Polen von 80, 12 und 8; in Holland von 70, 15 und 15.

7.

Bibliographie.

Adami, F., Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen für 1843. 4ter Jahrg. 8. Berlin, Behr. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1843. Von Joh. Gabr. Seidl. 19ter Jahrg. 16. Mit 7 Stahlstichen. Wien, Riedl's Witwe u. Sohn. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bürger, G. A., Gedichte. Neue Original-Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieterich, u. W., Auswahl einiger Schwedischen Gedichte, nebst einer getreuen Übersetzung zur leichtern Erlernung der Schwedischen Sprache. Gr. 8. Stockholm, Wagge. 15 Ngr.

Freiligrath, F., Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Mit Immermann's Bildniß. Gr. 12. Stuttgart, Krabbe. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grünewald, E. F., Grotesken. Nebst 1 Genrebild. 32. Darmstadt, Jonghaus. 7½ Ngr.

Gutzkow, K., Briefe aus Paris. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Hebbel, F., Gedichte. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Hoffmann von Fallersleben, Unpolitische Lieder. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1843. 7ter Jahrg. Gr. 16. Mit 7 Kupfer- und Stahlstichen. Wien, Haas. 2 Thlr. 20 Ngr.

Müller, W., Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1843. 9ter Jahrg. Mit 5 Stahlstichen. Gr. 16. Berlin u. Stralsund, Cornelius. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rodnagel, Deutsche Dichter der Gegenwart. 2tes Heft. Rückert. Heine. Gr. 8. Darmstadt, Diehl. 10 Ngr.

Odeleben, E. Freih. v., Führten und Abenteuer des Grafen Wiprecht von Groitzsch. Historischer Roman aus dem Mittelalter. 8. Leipzig, Melzer. 1 Thlr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector J. E. Hitzig und W. Häring. 2ter Theil. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Roscher, W., Klio. Beiträge zur Geschichte der historischen Kunst. 1ster Band. Prolegomena. Thukydides. — Auch u. d. T.: Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Mit einer Einleitung zur Ästhetik der historischen Kunst überhaupt. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schumacher, G. F., Genrebilder aus dem Leben eines siebenzigjährigen Schulmannes, ernsten und humoristischen Inhalts; oder: Beiträge zur Geschichte der Sitten und des Geistes seiner Zeit. Gr. 8. Schleswig, Verlag des Taubstummen-Instituts. 1841. 3 Thlr.

Stein, L., Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 15 Ngr.

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. 1ster Jahrg. 1843. Mit Beiträgen von G. Bernhardy, K. Rosenkranz, A. Stahr, A. Wellmann und dem Herausgeber. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wely, L., Petersburger Skizzen. 3 Theile. 8. Leipzig, Weber. 4 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 274. — 1. October 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Zacharias Werner's ausgewählte Schriften. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Gesammtausgabe in zwölf Bänden. Grimma, Verlags-Comptoir. 1840. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Zacharias Werner, noch nicht zwei Jahrzehnde todt, ist in Deutschland in eine, nach unserm Bedünken unverdiente, wiewol nicht unerklärliche Vergessenheit gesunken. Zwischen unsern Classikern ersten Ranges, von welchen selbst auch manche Werke mehr gepriesen als gekannt sind, und den herandrängenden, oft bald wieder vergessenen Erscheinungen des Tages, nach welchen die heißhungerige, moderne Lesewelt greift, haben selbst bedeutende Talente und Productionen einer vergleichungsweise frühern Zeit Mühe, sich auch nur einigermaßen im Andenken und in Geltung zu erhalten, und die gesammten Leistungen von ausgezeichneten, reichbegabten und vielseitigen Dichtern und Autoren werden meist nur in einem höchst summarischen, dazu noch oft sehr einseitigen und leidenschaftlichen Urtheil in ein paar willkürliche und unzulängliche Kategorien gezwängt, zu Buche genommen, und wer ein solches Urtheil nachbetet, der meint damit auch den beurtheilten oder verurtheilten Autor zu kennen. Bei Werner jedoch sind es noch andere, speciellere Ursachen, welche die Gleichgültigkeit gegen seine Werke mit erklären, und davon wird sofort auch die Rede sein. Zuvor nur einige Worte über diese Ausgabe. Die Freunde Werner's verdienen Dank, daß sie seinem Andenken die Ehre einer Sammlung seiner Schriften erwiesen, und die Aufgabe mochte für sie aus manchen Gründen eine nicht ganz leichte sein. Die Schwierigkeit spricht sich schon in dem Titel aus; eine „Gesammtausgabe" und „Ausgewählte Schriften" ist, streng genommen, ein Widerspruch. Aber sicherlich thaten die Freunde wohl daran, nicht Alles, was sich vorfand, aufzunehmen, und vielleicht hätten sie noch besser gethan, wenn sie die drei letzten Bände, ausgewählte Predigten enthaltend, nicht mit aufgenommen und sich auf die poetischen Werke beschränkt hätten. Schwerlich werden die poetischen Werke und die Predigten dasselbe Publicum anziehen, so interessant es auch für den tiefer eindringenden, ernstern Leser sein mag, die merkwürdige Individualität des begabten, durch ein stürmisches Leben umhergetriebenen Mannes in scheinbar so heterogenen Werken und Formen zu studiren und die Einheit und den Kern seines Wesens, oder dessen Wandlungen, je nachdem man auf das eine oder das andere Resultat kommen mag, in so verschiedenen Manifestationen zu verfolgen. Von den ersten zehn Bändchen enthalten der vierte bis zum zehnten die dramatischen Werke — der erste bis dritte die poetischen Werke, herausgegeben von Joseph Baron von Zedlitz. Von der Hand des gefeierten Dichters der „Todtenkränze" — deren kunstreiche Form, die Canzone, Werner selbst auch schon in einigen größern Dichtungen, jedoch nicht mit der vollendeten Reinheit, Glätte, Würde und Klarheit, wie Zedlitz, gehandhabt — ist wol auch die zwar kurze, aber mehre Hauptpunkte einfach und schlagend hervorhebende Einleitung, deren Urtheil über den Dichter wir im Ganzen beitreten und nur eine genauere Begründung und weitere Ausführung versuchen. Zedlitz beginnt mit der Bemerkung, daß bei Werner mehr als bei irgend Einem die Persönlichkeit und die Schriften unzertrennlich seien, sich wechselseitig erklären und ergänzen. Die Poesie Werner's, als eines durchaus subjectiven Dichters, sei immer eine Ausflucht seines eigentlichsten Wesens und insofern zwar kein Abglanz des Lebens im Allgemeinen, in seiner wechselvollen vielseitigen Gestaltung, aber ebendeshalb ein um so gedrängterer Lichtstrahl nach der Einen Richtung, die er beleuchtet. Zedlitz kann Wernern vom Hang zum Mysticismus nicht freisprechen, vertheidigt ihn aber aufs stärkste gegen den Vorwurf oder Verdacht unreiner, weltlicher Beweggründe bei seinem Religionswech-

sei und seiner geistlichen Thätigkeit. Bekanntlich trat der Dichter von „Martin Luther, oder: Die Weihe der Kraft" nachmals in Rom zu der katholischen Confession über und lebte dann als Weltpriester, eifrig predigend, zu Wien, wo er 1823 im fünfundfunfzigsten Jahre starb. Es sei gestattet, aus der Vorrede zu der 1819 erschienenen „Mutter der Makkabäer", einiges hierauf Bezügliche aus der Feder des Dichters selbst hier einzuschalten. Er sagt daselbst:

Ich versichere meine Freunde: daß ich nichts weniger als der Popanz bin, den man unter dem Namen eines gewissen Zacharias Werner für ein Spottgeld dermalen an schlechtbelehrte, gelehrte Journale als finstern, fanatischen, oder wol gar von einer Art Renegatenwuth beseelten Schwärmer zu verkaufen pflegt.

Er erwähnt der „albernen Lüge", als hätte er den „Glauben unserer Väter (zu welchem zurückzukehren ich unverdienterweise in Rom das hohe Glück genoß), den katholischen Glauben nämlich", wieder verlassen, da es doch ebenso unmöglich sei, daß ein Seliger wieder ins Grab zurückkehre, als daß Einer, der, wie er (Werner), nach lebenslänglichem Irren und Suchen das unschätzbare Kleinod der untrüglichen Wahrheit gefunden, solches wieder aufgeben sollte.

Aber eben — fährt er fort — weil ich die Qual langen, lebenslänglichen, ehrlichen, jedoch vergebenen Suchens aus eigener, schmerzhafter Erfahrung kenne, so bin ich von allem Parteihasse gegen edle Sucher, weß Glaubens und Volks sie auch sein mögen, aufs weiteste entfernt. Ich bekenne, daß mir edle, rastlose Sucher des Wahren, die noch nicht dorthin gelangt sind, wo das Gefundene alles fernere Suchen zur Thorheit macht . . . nicht nur unendlich schätzbarer, sondern sogar dem Ziele näher erscheinen, als die Vielen der gegenwärtigen Zeit, die das . . . Glück . . . im katholischen Glauben geboren zu sein, gedankenlos verkennen . . . . Meine theuern Freunde werden es mir mithin wol auf mein ihnen bekanntes, ehrliches Wort glauben, daß ich, weit entfernt, jenem Zeitungszerrbild zu ähneln, vielmehr immer noch (und vom stets tief dunkeln Grunde meines Innersten abgesehen) derselbe harmlose Mensch bin, als welchen mich Jeder kennt, der mich kennt, und nie aufhören werde, nach dem Willen und der Thatkraft (im christlichen Sinne, zum Guten vereint, Gnade genannt) Vernunft und Verstand als die höchsten Gaben des Menschen zu schätzen . . . Mit Recht darf ich wol von der beiweitem überwiegenden Mehrzahl des deutschen Volks hoffen, kein Unparteiischer, Unterrichteter und Vernünftiger werde es mir in Abrede stellen, daß ich durch mein dermaliges sehr ernstes, dem Zweck nach erhabenes und im tiefern Sinne allerdings nicht lohnloses, freiwilliges Wirken blos die Ernte des Ewigen, nicht die von zeitlichen Rosen oder Lorberen beabsichtigen könne. Es ist kein irdisches Interesse im Spiel bei meinem dermaligen, ernstesten, höchsten und reinsten Streben; . . . ich bringe ihm sogar das schmerzhafteste Opfer, „die lebenslängliche, freundliche Gewohnheit meines Daseins und Wirkens", mein dichterisches Saitenspiel dar, zu welchem ich gegenwärtig im Jahre kaum einige Stunden mir abstehlen kann, und das, in so seltsamen Fugen es auch erklungen sein mag, doch, wo es den Grund des Heiligen und Deutschlands Ehre galt, nie einen Mislaut ertönt hat. Aber eben dieser mein fester Glaube an deutsche Würde tröstet mich in Fällen, wo mein Selbstgefühl durch das Verkennen sogar Derer, deren Erkennen mein Theuerstes war, schmerzlichst verwundet wird . . .

In derselben Vorrede findet sich auch, beiläufig gesagt, eine weitläufige Anmerkung, in welcher, unter den lebhaftesten und gewiß aufrichtigst gemeinten Betheuerungen seiner tiefen Verehrung, dem „dermaligen Großmeister der europäischen Literatur" zu Gemüthe geführt wird, daß alle irdische Meisterschaft doch auf ein Höheres hinweise, daß nicht Verneinung, sondern Bejahung höchste Aufgabe und Furcht Gottes der Weisheit Anfang sei. Doch zurück zu Zedlitz's Einleitung!

Wer, fährt er fort, überzeugt sei, daß bei Werner das religiöse Gefühl der wahrste, aufrichtigste, tiefempfundenste Ausfluß seiner Seele gewesen, nach welcher Richtung hin auch eine allzu reizbare Phantasie diesen Strom geleitet haben, zugleich aber auch anerkenne, daß er jene christliche Charitas nur durch ein umflortes Medium erblickt habe, werde begreifen, daß eine so große, reichbegabte Natur auch in der Kunst jene harmonische Klarheit und Durchsichtigkeit entbehren mußte, die ihren Hervorbringungen erst das Meistersiegel auf die Stirne drückt, da er sie auch im Leben, immer nur nach Einer Richtung hin suchend, noch nicht gefunden habe; Werner sei im Gährungsproceß seiner religiösen Entwickelung abgeschieden. Daher sei ein Dichter, der an Begeisterung und Phantasie, an tiefem Gefühl und an Gewalt des Ausdrucks wenige seines Gleichen habe, doch kein Musterschriftsteller seiner Nation geworden. Jedoch nicht erst seit seinem Übertritt, sondern von Anfang an, sei die unklare, mystische Beimischung immer mehr oder weniger der sauere Laab gewesen, der die reine Milch seiner Poesie habe gerinnen machen. Bei keinem Dichter treffe unsere Bewunderung und unsere Misbilligung so oft zusammen; immer wechseln Tadel und Erstaunen, und der Ausspruch, vom Erhabenen zum Lächerlichen sei nur Ein Schritt, finde fast in jedem seiner Werke seine Bestätigung. Aber doch bleibe so viel wahrhaft Großes, Kräftiges und Originelles übrig, daß die genauere Bekanntschaft mit diesem gewaltigen Geiste, diesem großen Talent, das nicht leicht von einem andern überflügelt worden, fruchtbringender für das Studium der Kunst sein werde, als die mit manchem correctern.

Mit Recht bezeichnet Zedlitz Werner's Mysticismus, in der Art und Gestalt, wie er bei ihm hervortrat, als ein seiner Poesie überhaupt Eintrag thuendes Element; gewiß ist es eines, das mehr Leser abschreckt als irgend ein anderer Fehler, denn religiöser Tiefsinn an sich schon hat dermalen bei den Liebhabern dramatischer Poesie und Kunst auf keinen großen Beifall zu rechnen, und wenn noch Dunkelheit und Excentricität dazu kommen, so wird vollends leicht der Stab darüber gebrochen. Zudem mögen Werner's wunderlicher Lebensgang, sein vielbesprochener Übertritt zur katholischen Kirche und zum Priesterstand, sein Predigen und seine Kasteiungen bei dem besonnenen, nüchternen und kalten Theile des Publicums dem Credit des Dichters nicht wenig geschadet haben. Überhaupt aber ist seit Jahren in der öffentlichen Stimmung eine bedeutende Reaction gegen die Romantik eingetreten, deren poetisches und gemüthliches Element man durch Hervorhebung anderer, mit ihr wirklich oder angeblich, nothwendig oder zufällig in Verbindung stehenden Tendenzen, politischer, socialer und kirchlicher Natur,

zu verunglimpfen und zu verdächtigen von mehren Seiten sich alle Mühe gab. Wie der Gegensatz der Romantik zu betiteln sei, darüber scheinen ihre Gegner selbst noch nicht einig, und darüber ins Klare zu kommen, im Frieden oder in neuem Krieg, wird es immer noch Zeit sein, wenn die letzte Spur der Romantik in Deutschland getilgt sein, wenn die aufgeklärte Nüchternheit ihre langweilige Fahne unangefochten wehen lassen wird. Wenn wir jedoch die Hoffnung hegen, daß das Romantische nicht unterliegen, daß es wieder triumphiren werde, so ist allerdings die Verwahrung nicht überflüssig: daß wir darunter keineswegs die Romantik gerade in derjenigen Gestalt und Erscheinung verstehen, wie sie in Deutschland Ende des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts als eine ziemlich ausschließliche Schule, zwar mit bedeutenden und dankenswerthen Leistungen, aber auch mit gar manchen Seltsamkeiten, Affectationen, Grillen, Idiosynkrasien und Anmaßungen behaftet auftrat, welche einen vornehmthuenden, esoterischen Kreis schloß und hochmüthige Orakel ertönen ließ, aber durch bald erfolgtes Auseinandertreten und Zerfallen zeigte, daß die äußere Form zerbrechlich gewesen sei, zu viel Absichtliches und Gemachtes enthalten habe. Unter der wahren Romantik verstehen wir diejenige Poesie, welche die im Kern und Wesen des Volks liegenden Elemente von Sitte, Glaube, Geschichte und Streben mit verklärender Wärme und Liebe aufnimmt, pflegt, ausbildet, gestaltet, weder antiken Vorbildern mit eklem, ausschließlichem Geschmack fröhnend, noch nach allermodernsten Begriffen ein alles Gegebene überfliegendes, hohles Ideal construirend — diejenige Poesie, welche die phantasie- und gemüthvollern Dichter des verflossenen Jahrhunderts ahnten und vorbereiteten, welcher Goethe und Schiller in einigen ihrer edelsten Werke huldigten oder sich annäherten, wie im „Götz", „Faust", der „Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell". Diese Poesie schließt sich gar nicht in einen engen Kreis von Gegenständen und Ideen ein, sie kann ihr Gebiet unendlich erweitern, sie braucht keine feststehenden, unveränderlichen Symbole und Schlagwörter, wol aber einen festen Boden, das Fundament wahrhaft nationaler und volksthümlicher Gesinnung und Gefühlsweise, die Wurzel einer in die Tiefen des geschichtlichen, sittlichen und religiösen Volkslebens dringenden Kunst. Will man diese Poesie anders als romantisch nennen, so möchten wir um Namen nicht streiten. Zu schämen hätte man sich aber dieses Namens gewiß nicht, und so viel man an Werner und seiner Poesie auszusetzen haben mag, gehört doch auch er zu den ausgezeichneten, in vieler Beziehung der Anerkennung und Bewunderung werthen Vertretern der romantischen Poesie.

Zur romantischen Schule im engern, historischen Sinne wird Werner gewöhnlich nicht gerechnet; er stand den Häuptern und Stiftern derselben im Leben nicht näher und seine poetische Production fällt schon in eine Zeit, wo die höchste Blüte der romantischen Schule vorüber war. Aber es scheint mit allem Recht behauptet werden zu dürfen, daß Werner das romantische Princip mit der größten poetischen Begeisterung aufgefaßt und es in der Gattung der dramatischen Poesie mit bedeutendem Talent weiter ausgebildet habe. Ohne Zweifel wirkten die in der Zeit selbst liegenden Impulse und die von jener Schule ausgegangenen Anregungen zusammen auf Werner's Dichtertalent und Gemüth ein und gaben seiner Poesie ihre eigenthümliche Richtung, soweit sie nicht schon in seiner Individualität und Natur von vornherein begründet war. Inwiefern die deutsche Romantik eine patriotisch-religiöse Reaction und Opposition gegen seichte Aufklärerei und vagen Kosmopolitismus einerseits, wie andererseits gegen charakterlose Ausländerei und gegen tyrannische, das Innerste der Nation antastende Fremdenherrschaft war, braucht hier nicht weiter auseinandergesetzt zu werden; was in diesen Beziehungen von der romantischen Schule überhaupt, das gilt auch von Werner insbesondere; weiter zu beachtende Momente, die bei ihm vorzugsweise in Anschlag zu bringen, sind folgende: geboren an der Grenze Deutschlands, in Königsberg, und in mehrfachem Verkehr mit den Polen, hatte er Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten und den Kampf verschiedener Nationalitäten genauer zu beobachten und zu studiren; die welterschütternden Ereignisse, die in seine jüngern Jahre fielen (er war 1768 geboren), mußten den historischen und den patriotischen Sinn in ihm wecken; mit Begeisterung hatte er sich, wie aus seinen Gedichten erhellt, dem Freimaurerorden zugewendet, und diese seine Lust am Bundwesen mochte sich noch verstärken durch das vielfach sich kundgebende Bedürfniß, in einer Zeit, wo Alles unter dem gewaltsamen, rücksichtslosen Druck eines gefürchteten Weltbesiegers zusammenzubrechen drohte und Noth, Interesse und Gewalt Alles in angstvoller Selbstsucht isolirte, durch geheimes Sichaneinanderschließen der auflösenden Selbstsucht einen Damm entgegenzustellen und höhern Ideen eine Stätte und einen Leib zu bereiten. Wenn Werner mit den Romantikern gar Vieles gemein, Manches von ihnen überkommen und entlehnt hat, so hat er dagegen auch nicht wenig Eigenthümliches, was sich zum Theil wenigstens aus den soeben angedeuteten Umständen herleiten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lady Anne Granard; or keeping up appearances. By *L. E. L.* the late Mrs. *Maclean*. Drei Bände. London 1842.

Überraschen muß es wol, daß nach unlängst erfolgter Herausgabe des literarischen Nachlasses der unglücklich geendeten Mistreß Maclean, geborenen Landon*), plötzlich ein Roman in drei Bänden von ihr erscheint, ohne daß man erfährt, woher der kommt. Da indessen die englischen Kritiker keinen Zweifel gegen seine Echtheit äußern und für letztere schon der ehrenwerthe Name des Verlegers Colburn gute Bürgschaft leistet, so darf auch ein deutscher Kritiker an diesem passus um so eher vorübergehen, als der Roman von innern Merkmalen der Un-

*) „The life and literary remains of *L. E. L.*, comprising a new tragedy, and upwards of one hundred pieces, in verse and prose, hitherto unpublished. Edited by *Laman Blanchard* (2 Bde., London 1841). Besprochen in Nr. 249 d. Bl. f. 1841.

echtheit völlig frei ist. Ob aber letztes oder nicht letztes, wirkliches oder untergeschobenes Werk der in der englischen Literatur anerkannt hoch stehenden Frau — es verdient jedenfalls wegen der trefflichen Zeichnung weiblicher Charaktere und wegen der lebendigen Darstellung gesellschaftlicher, nicht auf England beschränkten Zustände auch diesseit des Kanals einige Beachtung. Was man Intrigue, Verschürzung oder wie sonst nennt und von einem regelrechten Romane fodert, das fehlt, fehlt insofern, als weder tägliche Leihbibliotheken-Lectüre, noch Leibnitzischer Scharfsinn nöthig ist, um auf den ersten 30 oder 40 Seiten den Ausgang zu lesen. Dagegen besitzt das Buch, was viele regelrechte, sogar von deutschen Damen geschriebene Romane nicht besitzen, die Kraft des Festhaltens der Theilnahme bis zum Schlusse. Lady Anna Granard, die dem Stücke den Namen gegeben, spielt auch die Hauptrolle, die Rolle des bösen Genius, der trotz List und Klugheit der Gewalt ganz natürlicher Umstände unterliegt, und man braucht nur sehr wenig, nur ein einfacher Mensch zu sein, um über das Fehlschlagen von Lady Anna's verschmitzten Planen sich recht aufrichtig zu freuen. Lady Anna ist die verwitwete Mutter von fünf Töchtern und eben reich genug (was Peel's Einkommensteuer künftig erschweren wird), to keep up appearances, auf Deutsch, um anständig zu leben, auf Englisch, um für reicher zu gelten. Niemand kann es ihr demnach verargen, daß sie ihre Töchter vortheilhaft zu verheirathen wünscht. Nur versteht sie unter dem Englischen: to settle advantageously in the world, das neumodische Deutsch: ein sort machen, fragt deshalb nie nach Charakter und Gesinnung, stets nach Stand und Vermögen, und möchte ihre Töchter am liebsten mit Herzögen und Marquis vermählt sehen. Die Töchter denken anders. Das heißt, die Töchter hätten ebenfalls nichts dawider, Herzoginnen und Marquisinnen zu werden, im Gold zu wühlen und in Freud und Herrlichkeit zu leben. Es wäre ja widernatürlich, wenn fünf Mädchen des 19. Jahrhunderts anders dächten. Doch unterscheiden sich die Fünf von Tausenden ihrer Schwestern dadurch, daß sie lieber einen guten Mann mit wenig Rang und kleinem Vermögen als einen schlechten Mann von hohem Stande und mit großem Reichthume haben wollen. Diese gemeine Denkweise kränkt die Mutter sehr, und als die eine Tochter es durchsetzt, die Gattin eines jungen Kaufmanns zu werden, erklärt sie das für a positive disgrace to her family — für eine Schändung der Familie. Wenn dagegen die Mutter im Verfolg ihrer Plane stiehlt und betrügt, thut sie das lediglich zur honor of her family — der Familie zu Ehren. Wahr wie leider das Meiste im Charakter der verschrobenen Frau ist, dürfte doch ihre angebliche Kaltherzigkeit die Grenze des Glaublichen überschreiten. Sie soll nie ein menschliches Wesen geliebt haben, nicht ihre Altern, nicht ihre Geschwister, nicht ihren Gatten, nicht ihre Kinder. Ist das möglich? Und wenn es unmöglich ist, unmöglich sein muß, so hat die Verfasserin zwar unklug gehandelt, eine solche Unmöglichkeit zur Angel ihrer Erzählung zu machen, aber dabei die Schilderung doch so gestellt, daß die Unmöglichkeit sich vergißt. Die Töchter sind psychologisch und factisch wahre Erscheinungen. Sie treten eine nach der andern auf. Übereinstimmend im Princip, weichen sie gleichwol in dessen Anwendung voneinander ab, und es war gewiß keine leichte Aufgabe, fünf so modificirte weibliche Charaktere durchzuführen, ohne nie den einen mit der Eigenthümlichkeit des andern zu vermengen. Weniger geschickte Zeichnung ist den übrigen weiblichen Personen zweiten und dritten Ranges zu Theil worden. Im Allgemeinen sind sie sämmtlich Sünderinnen, die des Ruhmes ermangeln, und treiben nur mit ihrer Schlechtigkeit verschiedene Ökonomie. Die Männer — nun ja, wie der Mehrzahl der Schriftstellerinnen sind auch der Maclean die Männer unerreichbare Personen, und das jedenfalls eine merkwürdige Anomalie in einer Zeit, wo es unter den Frauen so viele Männer, unter den Männern so viele alte Weiber gibt. Aber item, es ist so. Bulwer wird nicht der Letzte sein, der kein echtes Frauenbild zu malen versteht, und die Maclean ist nicht die Letzte gewesen, der die Männer mißlungen sind. Sie copirt sie aus dem Gedächtnisse, stellt ihre Erfahrung neben die Staffelei und macht ein Zug sich ihr unbequem, radirt sie ihn und läßt die Phantasie walten. So entstehen die aus Wahr und Falsch gemischten Figuren, die sie für Männer verkauft. Auch hätten die Räthsel der Erzählung, dieser „süße Kopfschmerz", etwas feiner angelegt, die Nüsse, an welchen manche Leser gern die Zähne prüfen, von festerer Substanz sein können, nicht zu gedenken, daß der Leser bisweilen mit unnöthiger Angst gepeinigt und mit vergeblichen Hoffnungen geschmeichelt wird. Alles dies sind jedoch Häkchen, die am Ende nur ein Kritiker entdeckt, um seinen Tadel daran zu hängen. Sie stechen im Ganzen kaum bemerkbar durch den reichen Teppich, in welchen eine kunstgeschickte Hand den Spruch eingewebt hat, daß Tugend und Edelmuth auf der einen, Laster und Verworfenheit auf der andern Seite nicht dem einzelnen Stande, sondern der gesammten bürgerlichen Gesellschaft angehören. Allerdings ist das kein neuer Spruch, vielmehr ein alter Ausspruch des schlichten gesunden Menschenverstandes. Aber wie wenige unserer neuern Novellisten achten es der Mühe werth, Menschenverstand zu schreiben! 18.

Literarische Notiz.

Ein werthvolles, mit Kenntniß, Geist und Eleganz geschriebenes Buch ist Briavoinne's „De l'industrie en Belgique, causes de décadence et de prospérité; sa situation actuelle", in zwei Bänden. Der Verf. geht tiefer auf die Quellen des Wohlstandes der Belgier ein als Diejenigen, welche das industrielle Übergewicht dieses Landes davon abhängig machen wollen, daß es in so reichlichem Maße Eisen und Steinkohlen besitze. Die Neigung zur Arbeit und zur Association war von jeher der Geist dieses Landes, trotz der Eifersüchteleien und politischen Zwistigkeiten, die unter den verschiedenen Städten herrschten. Belgien hat sich nie durch einen Hang zur müßigen Romantik bemerkbar gemacht, nie durch einen hervorstechend kriegerischen Geist, obgleich es, wenn es auf Wahrung seiner Privilegien ankam, zum Tumult und Aufstande stets aufgelegt war, es hat seine industriellen und commerciellen Entwickelungen nie durch poetische Einfälle stören lassen; sein Wahlspruch war von jeher: Religion, Frieden und Arbeit! Daher ruft ein etwas katholisirendes französisches Journal triumphirend aus: „Hier sehen wir die gewöhnliche Ansicht widerlegt, daß allein der Protestantismus die Arbeit zu befruchten im Stande sei; der religiöse Geist — und dieser scheint jenem Journale mit dem Katholicismus identisch zu sein — ist das Bindemittel, gleichsam das Salz der Associationen; ohne ihn gibt es keine Schöpfung; mit ihm ist Alles lebendig, standhaft, dauerhaft." Dasselbe Blatt macht mit Nachdruck aufmerksam auf die Stellung, welche Belgien jetzt zwischen Frankreich und Deutschland einnimmt; es habe allerdings seine nationale Unabhängigkeit errungen, aber auf Kosten seiner commerciellen Unabhängigkeit; Frankreich sei Belgiens Hauptmarkt gewesen; jetzt drohe der deutsche Zollverband, welcher des Meeres benöthigt sei, Belgien an sein Interesse zu ketten und von Frankreich ganz abzuziehen; dies sei die vielleicht wichtigste politische und commercielle Frage, welche seit 1830 Frankreich beschäftigt habe u. s. w. Einige von Briavoinne's statistischen Angaben fügen wir hier bei: An Steinkohlen producirte Belgien im J. 1839 nicht weniger als 3½ Millionen Tonnen, wovon es etwa 1 Mill. ausführte, während Frankreich nur 3 Mill. erzeugt und 1 Mill. einführt; an Baumwollenwaaren erzeugte es für 42 Mill. Fr., an Leinenwaaren für 64 Mill., an wollenen Stoffen für 42 Mill., an Eisenarbeiten für 41 Mill., an Lederarbeiten für 27 Mill. Das Institut von Seraing allein, dieser „König der Werkstätten", an dem 2500 Arbeiter beschäftigt sind, producirte im J. 1838 an Maschinen, Eisen- und Schmelzwaaren einen Werth von 15 Mill. Fr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 275. — 2. October 1842.

Zacharias Werner's ausgewählte Schriften. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Gesammtausgabe in zwölf Bänden.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

Mit den Romantikern gemein hat Werner, was den Inhalt und die Tendenz seiner Poesie betrifft, die religiösen und mittelalterlich kirchlichen Ideen, die nationale, patriotische Gesinnung überhaupt, jene, die Erscheinungen der Natur geistig und christlich deutende und verklärende Symbolik und den religiösen Kunstenthusiasmus; formell die Vorliebe für eine alterthümliche Sprache und für die lyrische Mannichfaltigkeit des Metrums und Reims im Drama. Hierin ist er sichtlich ganz auf der Spur des „Octavianus" und der „Genoveva" von Tieck, und er überbietet diese wo möglich noch an buntem Wechsel der Versformen. Da findet man Jamben, gereimte und reimlose, mit gleicher und mit abwechselnder Fußzahl, Trochäen ebenso, Alexandriner, Nibelungenverse, Knittelverse, Ottave Rime, Assonanzen, Terzinen, gereimte Distichen und alle Arten von Reimkunststücken, besonders in Prologen und Epilogen Sonette und Canzonen. Gar sonderbar nehmen sich die Ottave Rime im Dialog aus, wo oft die zwei Schlußzeilen die Antwort auf die vorangegangenen sechs Zeilen enthalten. Zwar behauptet Werner, er habe „das Sylbenmaß bedachtsam bald seinem Grundprincip der musikalisch-rhythmischen, bald der ihm sehr wohl bekannten declamatorischen Betonung untergeordnet", aber wir möchten doch sehr bezweifeln, ob der bunte, abspringende Wechsel im Metrum wirklich Sache der innern Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit und nicht vielmehr Folge einer nach Mannichfaltigkeit haschenden, unruhigen und unsichern ästhetischen Lüsternheit und Naschhaftigkeit gewesen, die für sich selbst darin einen Reiz und Genuß und für Andere einen Effect beabsichtigte. Werner könnte sich allenfalls auf Calderon berufen, wo man auch einen großen Wechsel von Versmaßen und Reimen finde, aber theils ist Manches dem Genius der spanischen Sprache und Poesie gemäß, was der deutschen nicht zusagt, theils ist auch bei Calderon der Wechsel beiweitem nicht so bunt und beiweitem consequenter, motivirter und mehr im Einklang mit dem metrischen Hauptprincip. Da hier Calderon genannt ist, können wir sogleich die Bemerkung einschalten, daß uns bedünken will, Werner habe in seiner dramatischen Poesie die beiden von den Romantikern, namentlich von A. W. Schlegel und Tieck, so hochgefeierten, gepriesenen und in Deutschland neu eingeführten Koriphäen des romantischen Dramas, den Briten Shakspeare und den Spanier Calderon, zu Vorbildern sich genommen und die Eigenthümlichkeiten Beider zu verbinden gesucht. Am englischen Dichter zog ihn, wie uns scheint, der kühne und großartige Realismus, die kecke Behandlung und Bewältigung der historischen Wirklichkeit, die scharfe Ausprägung der gediegenen Charaktere, die Energie der mit den grellsten Contrasten spielenden Sprache und der verwegene aber sichere Humor, es zog ihn die mächtige, die Poesie nirgend verleugnende Naturwahrheit an; bei dem katholischen Spanier dagegen der phantasievolle, trunkene Idealismus, der, um Natur- und Charakterwahrheit minder ängstlich bekümmert, wiewol in den Grundzügen ihr treu bleibend, Alles, so zu sagen, mit überirdischen Farben und Lichtern überhaucht und in einem süßen Rausch von Empfindungen das Gemüth gleichsam über die Wirklichkeit emporhebt. Wenn aber Werner diesen beiden großen Dichtern ein eifriges Studium gewidmet und ihre Tugenden sich anzueignen getrachtet hat, kann man ihm doch keineswegs eine unfreie Nachahmung des Einen oder des Andern vorwerfen und es tragen seine Dramen im Wesentlichen ein echt deutsches Gepräge. Auch fehlt freilich viel dazu, daß er die Vorzüge jener Dichter erreicht hätte; die vollendete Anmuth und Herrlichkeit von Calderon's Sprache vermißt man bei ihm ebenso wie den tiefsinnigen Organismus und den ergreifenden Fortschritt der Shakspeare'schen Dramen, und gerade einzelne Schönheiten und Züge werfen ein um so stärkeres Licht auf unvollkommenere Partien. Man erkennt gerade aus solchen, an einzelnen großen Schönheiten reichen Dramen mehr als aus wahrhaft trefflichen und vollendeten, welch eine schwere Aufgabe ein wahres Drama ist. Mag nun aber Werner wirklich von Shakspeare und Calderon influenzirt gewesen, oder nur der natürlichen Neigung und Richtung seines Gemüths gefolgt sein, das scheint uns jedenfalls ein Gewinn, daß er so viel Selbständigkeit besaß, nicht von den Vorbildern Goethe'scher und Schiller'scher Dramen hingerissen zu werden (obgleich man im Einzelnen die Einflüsse Beider

wol herausfühlt), sondern das historisch-romantische Drama in eigenthümlichem Geiste als eine neue, wenn auch keineswegs vollendete und tadellose Gestaltung auszubilden. Stehen gleich die Dramen Werner's in vielen Beziehungen weit unter den Meisterwerken Goethe's und Schiller's, so sind sie doch bedeutend und prägnant genug, um eine hinlänglich klare, anticipirende Anschauung von vollkommenen Stücken möglich zu machen, welche, unter dem Einfluß der Ideen, welche ihn erfüllten, geschaffen, von manchen zufälligen Auswüchsen freigehalten werden und dann gewiß die Vergleichung mit jeder andern Gestaltung des deutschen Dramas bestehen könnten. Wir denken uns darunter Dramen von religiösem, wenn auch nicht ausschließlich und streng christlichem Gepräge, und von echt nationaler, deutscher Gesinnung und Färbung — eine Gattung, in welcher sich außer Werner auch der reichbegabte Heinrich von Kleist versucht hat. Unsere größten dramatischen Dichter dagegen haben, wenn sie sich auch in einigen ihrer Stücke dieser Gattung näherten, doch im Ganzen mehr dem Ideal einer allgemeinen, classischen Humanität nachgestrebt, und haben sich darin als echt deutsche Geister bewährt; denn die Behauptung, die uns neulich aufstieß: Schiller könnte, wenn er nicht zufällig in deutscher Sprache gedichtet hätte, ebenso gut jeder andern civilisirten Nation angehören, beruht unsers Erachtens auf einem radicalen Miskennen von Schiller's Genius und von der Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes; aber es fehlt ihren Werken der specifisch deutsche Charakter, wenn wir so sagen dürfen, der freilich als eine Beschränkung und Einseitigkeit gelten mag, aber dessen Festhaltung und vielseitige Ausprägung uns doch als eine Stufe der dramatischen Poesie erscheint, die man nicht ungestraft überspringen kann. Diese Stufe, bei Griechen, Spaniern und Engländern so reich ausgestattet und beinahe der Gipfel ihrer dramatischen Poesie, ist bei uns Deutschen fast eine Lücke, — zum Theil wol auch deswegen, weil unsere größten Dichter, aus Gründen, die in ihrer Individualität und in der Natur der Verhältnisse lagen, sie beinahe ganz und zwar mit Glück, übersprangen. Darin, daß Werner einer der wenigen, ausgezeichnetern Vertreter dieser Stufe oder Gattung ist, scheint uns seine nicht gering anzuschlagende Bedeutung für die deutsche Literatur zu liegen. Wir versuchen jetzt, seine Ideen überhaupt und den Inhalt der einzelnen Dramen etwas genauer zu entwickeln.

Ein religiöses Gepräge tragen die sämmtlichen Dramen Werner's an sich, etwa wie man dies auch mehr oder weniger bei den Tragödien des Sophokles und Äschylus findet. Dasselbe ist der Fall bei mehren der schönsten Dramen Calderon's, und bekanntlich nahm wie das griechische Drama aus religiösen Hymnen, so das moderne Drama, namentlich in Deutschland, aus der Aufführung der sogenannten Mysterien seinen Ursprung. So lächerlich es wäre, hieraus irgend hemmende und beschränkende Consequenzen und Regeln ableiten zu wollen, ist es doch andererseits wol erlaubt, an diesen historischen Zusammenhang von Religion und Poesie und Kunst zu erinnern. Betrachten wir die ganze Reihe von Werner's Dramen, so treten uns in allen religiöse Ideen, wenn auch nicht durchaus christliche, entgegen. „Die Mutter der Makkabäer" z. B. ist ein Gegenstand aus der vorchristlichen Zeit; der „Vierundzwanzigste Februar" hat Nichts von specifisch christlicher Färbung, und in den „Söhnen des Thales" überfliegt die phantastische Religiosität des Dichters die Grenzen des Christenthums, um jenseits derselben, und über diesem, eine höhere Geheimlehre und einen gleichsam weltherrschenden Geheimbund zu statuiren; aber religiöse Ideen walten doch auch hier vor, wie in „Martin Luther", in der „Heiligen Kunegunde", im „Kreuz an der Ostsee", in „Wanda" und im „Attila". Diese religiösen Ideen lassen sich etwa so bezeichnen: allgegenwärtiges Walten des Göttlichen, welches anregend, begeisternd, lenkend, vergeltend, fühlbar und sichtbar eingreift; die Wirksamkeit von Fluch und Segen; die Ideen von Opfer und Entsagung, von Prüfung, von Reinigung und Läuterung menschlicher Gefühle und Strebungen durch das Göttliche; die Brechung der Selbstsucht; die Heiligung der irdischen Liebe; die Weihe und Vergeistigung der Kraft durch Milde und Frömmigkeit; die Überwindung von weltlicher Macht und weltlichem Trotz durch die Religion; der Sieg und Triumph der Frömmigkeit selbst im Tode. Diese Ideen, die man zum größten Theil als echt christlich wird anerkennen müssen und die ebenso gewiß einer höchst wirksamen und ergreifenden poetischen Behandlung und Veranschaulichung fähig sind, hat Werner in gar mannichfaltiger Weise gestaltet und verkörpert, und zwar, wie man anerkennen muß, nicht als von außen gegebene Begriffe oder Doctrinen, welche exemplificirt werden sollen, sondern als lebendige Gefühle, Ahnungen, Anschauungen und Überzeugungen, die, sein Inneres erfüllend und bewegend, nach äußerlicher Gestaltung rangen; aber zugleich muß auch anerkannt werden, daß alle diese Ideen sich nicht zu einem klaren, consequenten, geschlossenen System in seinem Geiste mochten gestaltet haben, daß er, eine einzelne mit einseitigem Enthusiasmus verfolgend und in buntphantastische Prachtgewande hüllend, andere darüber aus dem Auge verlor, daß er diese religiösen Ideen durch eine unklare, trübe Mischung mit rohen oder graß sinnlichen Bildern und Vorstellungen herabzog, und endlich, daß er mit den religiösen Mächten und Ideen auf eine für ihn und die Lösung des Stücks sehr bequeme, aber ihnen nicht eben würdige Weise verfuhr, indem er, nie um einen Deus ex machina verlegen, das menschliche Handeln oft ganz ins Gespenstische und Miraculöse hinüberspielte und auflöste. So erscheint nicht selten das ernsteste und tragischste Handeln und Leiden der Menschen fast als ein Spiel, das die Gottheit mit ihnen treibt. Wir gehen zu den einzelnen Dramen über.

Die Reihe eröffnet das große dramatische Gedicht: „Die Söhne des Thales", in zwei Abtheilungen: „Die Templer auf Cypern" und „Die Kreuzesbrüder", das zuerst in Berlin 1803, dann 1807 herauskam. Uns erscheint dies Stück, oder eigentlich dessen erster Theil, in vieler

Beziehung als sein gelungenstes; es ist das anschaulichste Leben, verhältnißmäßig am meisten Objectivität und die anziehendste Charakterschilderung darin. Man wird dadurch am meisten an Shakspeare, hin und wieder auch an Schiller erinnert. Der Gegenstand ist die bekannte treulose und grausame Zerstörung des Ordens der Tempelritter durch Philipp den Schönen, König von Frankreich, und den willenlosen Papst Clemens V. Der Stoff ist bedeutend und tragisch genug, und wenn der, dem heimtückischen und grausamen Könige und den von ihm erhobenen Anklagen gegenüber wahrscheinlich unschuldige, wennschon sonst vielfach entartete und schuldbefleckte Tempelorden der List und Gewalt erlag, so kommt doch die Geschichte selbst der Poesie mit dem merkwürdigen Factum entgegen, daß die von einem hingerichteten Templer vor Gottes Gericht binnen Jahresfrist geladenen Fürsten, Philipp und Clemens, wirklich in dieser Zeit starben und so die Poesie selbst auf eine äußere Bestätigung und den Sieg der Unschuld sich berufen kann. Aber mit den historischen Daten hat Werner sich nicht begnügt. Hinter dem historischen Tempelorden steht der mythisch-mystische, oder vielmehr phantastisch imaginirte Orden oder Bund des Thales, woher das Drama den Namen hat. Diese Söhne des Thales oder die Kreuzesbrüder haben eine über den Particularismus und das Ausschließliche des Christenthums erhabene, synkretistische, universelle Religion, welche Moses, Christus, Mohammed verbindet, den Cultus der Isis und des Horus mit dem christlichen vermählt, und üben eine ihrer vollendeten Weisheit entsprechende, fast unbegrenzte und göttliche Schicksalsmacht aus. Der Untergang des Templerordens ist eigentlich ihr Werk; der Erzbischof von Sens, welcher den Proceß gegen sie und den Willen des Königs leitet, ist Lehrling des Thales; Jakob von Molay, der letzte Großmeister der Templer, wird als edler Geprüfter vor seiner Hinrichtung noch in den Orden des Thales aufgenommen. Einer der Thalsöhne erklärt dem vormaligen Tempelritter Robert d'Orebon:

Ich will offen dir erklären,
Daß wir es sind, die Euern Orden stürzen,
Daß ohne uns er bleiben würd', und daß er nur
Durch uns den Flammen aufgeopfert wird. — —
Zerbrochen ward die Form des Tempelbundes,
Weil er, der nur bestimmt, durch Sittenreinheit
Das Glas zu säubern, das wir füllen sollten —
Die Vollmacht überschritt und selbst es füllte
Mit bloßem Tand.

In einem endlosen Gespräch zwischen diesen Beiden wird das Wesen, die Bedeutung, die Lehre dieses geheimen Bundes in mystischen, sonderbaren Reden weniger erklärt als vorgeheimnißt, es werden Märchen vom Phosphorus, seiner Geburt, Bindung und Lösung erzählt, ein seltsames Gemische von Chemie und Religion gebraut; eine Sphinx ruft dem Ritter Robert zu:

Phosphorus und Wort und Heiland,
Mehr noch, Alles bist du selber,
Wenn du Alles bist, nicht Etwas!

Über den Zweck der Thalsöhne spricht sich der den Robert belehrende und einweihende Adam unter Anderm so aus:

Wenn nun der Mensch, der einzelne, die Geister —
Wie du das selbst gestehst — verwandeln kann,
Wiewol beschränkt durch Gegenkraft und Zufall;
Sag selber, sollte die vereinte Kraft
Von vielen Besseren dann nicht vermögen,
Die Körperwelt, die keinen Zufall kennt
Und Kraft und Gegenkraft harmonisch einet,
Durch einen reinen Willen zu verklären? — —
Der Mensch kann alles, wenn er nur sich selbst
Vergißt und sich der Sinnlichkeit entäußert:
Die erste Handlung dieser Selbstentäuß'rung
Ist Reinigung, die letzte ist der Tod;
Und das, was uns dem Ganzen wiedergibt,
Die herrliche Verwesung ist die Krone.
Um diese zu erlernen, sind wir hier.
Die Wissenschaft der Größen und die Kunst,
Ins Unermeßliche sie zu zerfließen,
Das ist die Weisheit eines Thalsgenossen.
Des Stoffs Zerlegung lehrt uns unsre Allmacht,
Die Auflösung gibt uns Allgegenwart.
— — Du mußt, willst du den Stoff beherrschen,
Vom eignen Dich durch Selbstertödtung scheiden.
Nur wenn dir Geist und Stoff Erscheinung sind,
Gespiegelt im Unendlichen — nur dann
Kannst du ihr launenhaftes Wechselspiel
Mit regelrechtem Willen umgestalten. — —
Mit ihr (der Gottheit) verschmolzen können wir allein
Den Stoff beherrschen und aus freiem Willen,
Nicht, wie vorher, gezwungen ihm vermählt,
Des Ew'gen Bild, im Kampf den Frieden, zeugen.

Aus diesen dunkeln Reden geht dennoch dem Robert ein Licht auf, er ruft aus:

Der Egoismus, selbst der leiseste,
Ist aller Größe Tod; im Sittlichen
War nie ein Held noch ohne Selbstverleugnung — —
Der Tod — so dämmerts mir — er soll vielleicht
Symbol sein dieser Selbstverleugnung —
Vielleicht noch mehr ... vielleicht — Ich hab' es, Alter!
Die krüpplichte Unsterblichkeit — nicht wahr? —
Auch sie muß sterben? — unser schales Selbst —
Wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt?
Wir können es, wir müssen es verlieren,
Um einst in aller Kraft zu schwelgen!

und wird hiermit als geprüfter Bruder, als Einer, der entsagt hat, aufgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Antigone des Sophokles und ihre Darstellung auf dem königlichen Schloßtheater im neuen Palais bei Sanssouci. Drei Abhandlungen von A. Böckh, E. H. Toelken, Fr. Förster. Berlin, Schröder. 1841. Gr. 12. 15 Ngr.

Die im October 1841 zuerst versuchte Darstellung der „Antigone" des Sophokles, mit der man es nachher auch anderswo versucht hat, ist in der Geschichte des deutschen Theaters jedenfalls ein Ereigniß, mögen die Gegner dieses Versuchs und der griechischen Tragödie überhaupt darüber denken und reden, wie sie wollen, und freilich, wenn sie consequent sein wollen, denken und reden müssen. Eben insofern sie nicht blos so viel darüber, sondern vielmehr dagegen reden, geben sie selbst nur zu deutlich zu, daß auch sie es für ein Ereigniß halten, für ein Ereigniß, das nicht in ihren Kram paßt. Und nicht minder gewiß ist es auch, daß die Wirkung

dieses Ereignisses nicht allein auf die Bühne sich beschränken, sondern auch in den weitern Kreisen der Gesellschaft, auch bei dem Publicum sich werde geltend machen und daß das Ereigniß nicht erfolglos vorübergehen könne. Darum haben wir auch hier auf obiges Schriftchen aufmerksam machen wollen. Besonders möchten wir in dieser Beziehung hervorheben, daß der Eindruck, welchen die Darstellung der „Antigone" unleugbar gemacht hat, und die Erkenntniß des eigentlichen Wesens der griechischen Tragödie in und an den Wirkungen derselben die Anmaßung, „als seien wir heutzutage allein die Erwählten und Erweckten", nicht blos, wie es S. VII heißt, „in bescheidene Grenzen zurückweisen", sondern sie vielmehr in ihrer hohlen und leeren Nichtigkeit darstellen werde. Möchten doch in dieser Nichtigkeit alle Diejenigen, die alles Heil nur von der Neuzeit, nur von sich selbst, den angeblichen Verkündigern der Morgenröthe des neuen Dramas, erwarten, sich selbst in ihrem Nichts erkennen und daran inne werden, daß es außer ihnen noch Etwas gibt, das ewig und unvergänglich ist in seiner ethischen Würde und seiner ästhetischen Schönheit, und als ewiges und unvergängliches Muster dasteht für alle Zeiten, auch für die unsere. Wir haben solche anmaßende Propheten in unserer Nähe, und was sie bereits zur Verwirklichung ihrer kühnen Verkündigungen geleistet haben, hat ihre Anmaßung selbst klar und deutlich erkennen lassen. Der Eindruck der Darstellung der „Antigone" ist unleugbar ein gewaltiger gewesen bei Allen, die nur einigen Sinn für jene ethische Würde haben und mitbrachten, und unbefangen genug waren, es sich zu gestehen; dennoch sind wir der unmaßgeblichen Meinung, daß die Wirkung eine viel großartigere und jedenfalls der Würde der griechischen Tragödie, der Einfachheit derselben in Mittel und Zweck angemessener gewesen sein würde, wenn bei der Darstellung die musikalische Composition der Töne sich nicht so ungebührlich hervorgedrängt hätte, vielmehr in bescheidener Haltung, nur dienend dem Zwecke des Ganzen, zurückgetreten wäre. Bei der Harmonie, die alle einzelnen Theile der griechischen Tragödie und die ganze scenische Darstellung durchdrang (S. 71), die überhaupt das oberste Gesetz der hellenischen Kunst ist (S. 87) und die also auch nicht duldet, daß Eins vor dem Andern ungebührlich sich geltend mache, kann die Art und Weise, wie hier die Musik, wenn auch von einem Mendelssohn-Bartholdy gehandhabt worden ist, auch nicht einmal als nur approximativ-griechisch, als dem antiken Geiste und der Foderung des griechischen Theaters entsprechend angesehen, sie muß vielmehr geradezu als ungriechisch betrachtet werden, auch wenn sie sonst ein Kunstwerk wäre. Wir können daher in das Lob über die musikalische Composition zur „Antigone", wie es auch hier dem Componisten mehrfach und reichlich gespendet wird, nicht einstimmen, wennschon wir Das, was S. 90 über das Anpassende der Musik an die einzelnen Gedanken und Stimmungen gesagt wird, anerkennen; und wir müssen vielmehr fragen, ob nicht auch die Töne hätten mit melodramatischer Begleitung gesprochen werden können und sollen (S. 95). Wie nun aber so, wie geschehen, der Darstellung der „Antigone" zu viel moderner Operntand beigemischt worden ist, hat man auch dadurch zugleich Denen, die die moderne Oper als das Haupthinderniß der würdigern Entwickelung des deutschen Dramas und mit Recht ansehen, gefährliche Waffen in die Hände gegeben, mit denen sie nun den an der „Antigone" gemachten Versuch der Wiedererweckung der griechischen Tragödie bekämpfen und den Eindruck, den die Darstellung der „Antigone" gemacht, wenn auch nicht allein, doch mit auf Rechnung der Opernmusik dazu setzen. Allerdings einseitig, aber den Schein des Wahren haben sie für sich, wennschon sie die Wahrheit selbst nicht verrücken können. Diese, insofern es um die Würdigung des in Rede stehenden Versuchs im Allgemeinen und Besondern, um die Darstellung in scenischer Hinsicht, um eine Kritik der gewählten Übersetzung, um eine philosophische Darlegung des Inhalts der „Antigone", um die Musik dazu, auch um die innere Bauart der griechischen Theater sich handelt, wird auch durch das vorliegende Schriftchen gefördert werden und gewinnen, und deshalb sei dasselbe auch hier nochmals empfohlen. 25.

Literarische Notizen.

Im Gebiete der Reiseliteratur sind erschienen: „Trois ans de promenades en Europe et en Asie", von Stanislas Bellanger (2 Bde.); ferner von des durch seine Reise und sein unglückliches Ende bekannten Contreadmirals Dumont-d'Urville's „Voyage au Pôle sud et dans l'Océanie" der dritte Band, noch von dem Verfasser selbst durchgesehen und corrigirt. Das Werk wird ganz nach dem Sinne und den Absichten des Verstorbenen fortgesetzt und beschlossen werden, indem der Marineminister die Redaction der übrigen Bände, wozu in dem Reisetagebuche Dumont-d'Urville's das gesammte Material vorräthig ist, dem hydrographischen Ingenieur, Herrn Vincendon Dumoulin übertrug, der mit dem Contreadmiral reiste und seiner Thätigkeit und Aufopferung wegen häufig von diesem citirt worden ist. Auch erschien der erste Band von Leguillou's „Voyage autour du monde pendant les années 1837, 1838, 1839 et 1840". Diese Reise wird von J. Arago herausgegeben und erscheint in 32 illustrirten Lieferungen.

Von des bekannten schreibfertigen Capefigue „Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche ainée des Bourbons" erschien eine neue Ausgabe in vier starken Bänden, vermehrt mit einem Abriß der literarischen und philosophischen Bewegung vom J. 1814—30. Es ist dies bereits die dritte Auflage dieses viel gelesenen Werks. Auch die „France maritime" hat, nachdem kaum der vierte Band erschienen, bereits eine dritte Auflage erlebt. 2.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint bei mir:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt des ersten Theils (Preis 1 Thlr. 24 Ngr.):

Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — James Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsraths Tiquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (Preis 2 Thlr.):

Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvilliers. — Die Geheimräthin Ursinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Gange.

Von dieser interessanten Sammlung anziehender Criminalgeschichten, die sich des allgemeinsten Beifalls erfreut, werden auch im nächsten Jahre wieder zwei Theile erscheinen.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 276. — 3. October 1842.

Zacharias Werner's ausgewählte Schriften. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Gesammtausgabe in zwölf Bänden.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Die unglückliche Idee mit den Söhnen des Thales, welche dem Dichter Hauptsache wurde, entstellt das ganze Gedicht, so große Schönheiten es im Einzelnen besitzt und so günstige, ja hohe Erwartungen der erste Theil, „Die Templer auf Cypern", erweckt. Hier spuken die Söhne des Thales nur erst in ein paar wunderlichen Gestalten, dem alten Marschall Eudo und einem Mädchen Astralis oder Astralos, einer christlichen Anachoretin aus der thebaischen Wüste, die zu Isis und Horus betet und für den jungen Robert glüht, — freilich auch schon störend, aber man vergißt leicht diese Gespenster über den lebendigen und tüchtigen Gestalten. Jakob von Molay vor Allen ist ein sehr schöner, glücklich gezeichneter Charakter; Kraft, Milde, Weisheit, Liebe, Treue, Frömmigkeit und Ergebung vereinigen sich zu einer schönen Einheit in dem Manne, welcher die Schwächen und Gebrechen des Ordens kennt, seinen Fall ahnt, aber ihm dennoch aus Liebe und Pflichtgefühl gern seine letzte Kraft und sein Leben weiht. Großartiger Herrschergeist ist in ihm mit der edelsten Menschlichkeit gepaart, der Ordensgeist hat ihn nicht gegen die Vorzüge anderer Institutionen blind gemacht und er preist und ehrt den Werth des redlichen, tüchtigen, freien Bürgers. Überall zeigt er sich großartig, über das Gemeine erhaben, versöhnend; er spricht ergreifende Worte zu dem, wegen eines schweren Vergehens gegen die Ordensregeln ausgestoßenen Robert, dem er einen großen und schönen Beruf anweist:

Auf deines Vaters Burgen
Sind Tausende von Menschen, deine Brüder,
Im Joch der schweren Fesseln — löse sie!
Vernichte durch dein Beispiel jenen schnöden
Barbar'schen Überrest von Römerthorheit,
Die Freie von Leibeignen unterschied;
Als ob nicht Alle gleiches Anrecht hätten,
In dem uns angebornen Element,
In Hoffnung, Lieb' und Freiheit froh zu athmen!
Sei ihnen Vater, und sie werden wahrlich
Nicht wähnen, daß ein warmes Vaterherz
Drum schlechter sei, weil es kein Kreuz bedeckt.

Den jungen, die Aufnahme suchenden Rittern schildert er warnend die schweren Pflichten des Ordens:

Seid Ihr bereitet, Allem zu entsagen,
Was an die Erd' Euch noch gefesselt hält?
Des Reichthums goldne, strahlenreiche Krone,
Des Stolzes schön gefärbten Pfauenfittich,
Des Eigenwillens trügerisch Juwel,
Sogar des wahren Muthes Lorberkränze,
Das Band, das an der Mutter Herz Euch knüpfte,
Ja selbst der Liebe dufterfüllte Myrten,
Der Schöpfung ganze, volle Seligkeit,
Ins offne Grab des Tempels zu versenken? — —
Noch könnt Ihr rückwärts; bald ist es zu spät!
Hier warten Euer Trübsal und Verfolgung:
Der Erden Lust erstirbt in diesen Hallen,
Die Gier nach Bösem steigt mit der Entsagung;
Erliegt Ihr hier, so steht Ihr nimmer auf!
Doch selbst wenn Ihr des Ordens höchsten Preis,
Des Heilands schöne Marterkron' errängt,
Glaubt Ihr, daß ihre Dornen nicht verwunden? —
Seht, ich bin Meister, bin ein alter Mann,
Ich spreche nicht als Prahler —
Seht, dieser Leinenmantel kostet mir
Sehr blut'ge Wunden — —
Doch das ist wenig, gegen jene Wunden,
Die mir mein Inneres durchbohrt und immer
Noch bluten. Seht, ich bin doch auch ein Mensch! — —
Jetzt bin ich alt und viele meiner Wunden
Hat schon die Zeit, die mächtige, geheilt.
Doch andre Greise ruhen in den Armen
Der lieben Ihren; ich — ich muß die Nacht
Zum Tage machen, immer rastlos ringen,
Und immer kämpfen gegen Übermacht.
Mit grauen Haaren muß ich noch als Jüngling
Mich mühen, muß Verfolgung, Haß erdulden
Und darf nicht ruhen, kann mich süßer Liebe,
Des heitern Doppellebens, nicht erfreun. —
Wenn mich die späte Nacht mit Schlummer deckt,
So bettet keine Gattin mir das Lager;
Und wenn der lange Schlaf mich einst umfängt,
Drückt nicht die Tochter mir die Augen zu! —
Und das bin ich, — des Tempelordens Meister,
Der Auserkornen einer, welche Christus
Erkoren hat sein Banner zu regieren;
Könnt Ihr wol das noch hoffen?

und auf des Einen Erwiderung, daß er des Himmels Ruhe suche, erwidert er:

Die Ruhe suchst du hier? — du machst mich lächeln!
Schau um dich! sieh, von Osten, West und Süden
Sind Pfeile auf des Ordens Herz gewandt.
Nicht blos der Sarazene wetzt den Säbel,
Um ihn mit unserm, Eurem Blut zu färben,
Selbst die Gewaltigen der Christenheit
Sind wider uns im falschen Wahn bethöret;

Der Sturm tobt gegen uns von allen Seiten,
Hält Gottes Hand uns nicht, so sinken wir.

Doch ist auch Molay nicht zu einem fleckenlosen Ideal gemacht und er ist sich früherer Schwächen und Fehler innig bewußt. Sein Charakter ist auch im zweiten Theil, abgesehen von den Geheimbundsmysterien und Gaukeleien, würdevoll gehalten; er macht in Wahrheit den erhebenden Eindruck eines freudig und triumphirend sterbenden Märtyrers. Eine nicht minder schöne Gestalt ist der eisgraue Großcomthur, den das Alter etwas redselig und dabei mürrisch gemacht hat, aber der dabei das reine Gold eines gediegenen, treuen und ehrenfesten Charakters bewahrt hat. Ergreifend ist die Art, wie der Gärtner des Tempelhauses, Philipp, sich im Verlauf des Stücks als verbannter, schwer mishandelter, rachedürstender Herzog von Anjou und Vertrauter Molay's offenbart. Die unheiligen, weltlichen Elemente des Ordens sind in Gottfried und Charlot, die eigentlich schlimmen und boshaften in dem Exprior Heribert und Noffo von Noffodei geschildert. Der verrätherische, heuchlerische Kaplan Cyprianus ist ein wenig carikirt, wiewol manche gute, komische Züge in Shakspeare'scher Art bei ihm und andern gemeinern Personen vorkommen. Die Sprache ist kräftig, kernig, anschaulich, den Charakteren entsprechend, nicht allzu pathetisch und doch am passenden Orte kühn und poetisch genug, während sie auch wieder die Sachen mit dem rechten Namen nennt und den Effect nicht in tönenden Worten, sondern in kräftigem und anschaulichem Ausdruck der Empfindungen und Gedanken sucht. Aber einen großen Fehler haben die „Templer auf Cypern": während sie dem Umfang und der Zahl der Acte nach ein ganzes, und zwar großes Drama ausmachen, können sie dem Inhalt, dem Werth und Fortschritt der Handlung nach eigentlich nur für eine Exposition, für einen ersten Act gelten. Dieser erste Theil enthält im Wesentlichen Nichts als die Ankunft und Aufnahme von zwei Rittern, die allerdings später bedeutend eingreifen, in den Orden, die Ausstoßung eines dritten, Robert's, den von Molay gefaßten Beschluß, einer Einladung nach Vienne, angeblich zu Verabredung eines Kreuzzugs, zu folgen, und seinen Abschied von Cypern, sowie auch die Verführung von zwei gefangensitzenden Templern durch Cyprian, der ihnen das Gefängniß öffnet, durch falsche Zeugnisse Molay und den Orden zu verderben. Ein Shakspeare würde dies Alles in Einen Act zusammengedrängt haben. Werner läßt sich überhaupt manche Breiten und Auswüchse zu Schulden kommen, theils aber hat er dies Stück durch eine Masse geschichtlicher Notizen über das Wesen, die Gebräuche und Ceremonien und mehre berühmte Männer und Meister der Templer so sehr angeschwellt. Im zweiten Theil, den „Kreuzesbrüdern", ist der Cardinal von Präneste in seiner schwachen und nur manchmal sich etwas ermannenden Gutherzigkeit ein wahrer Charakter; Erzbischof Wilhelm verspricht Etwas und spannt, aber die Erklärung durch den Thalbund ist höchst unbefriedigend. König Philipp der Schöne kann sich in keiner Weise mit Schiller's spanischem Philipp messen, er ist einerseits zu frech und andererseits zu schwach gezeichnet. Die Todesfreudigkeit der Templer aber ist ergreifend dargestellt.

Das dritte Bändchen enthält: „Martin Luther, oder: Die Weihe der Kraft." Die Idee dieses Stücks, worin der nachmalige Convertit den deutschen Reformator feiert, läßt sich, wie schon der Titel andeutet, so fassen: die Kraft (des Glaubens) erhält ihre wahre, höchste Weihe erst durch die Liebe, die sich zu ihr verhält wie das Weibliche zum Männlichen. Diese an sich ebenso wahre als schöne Idee ist nun aber von Werner in ziemlich mystischer Unklarheit gefaßt, sofern die Liebe durch die, wenn auch sehr sublimirte Geschlechtsliebe symbolisirt, ja sogar, kann man sagen, mit ihr identificirt wird. Katharina von Bora, eine Augustinernonne, dem katholischen Glauben und ihren Gelübden fest anhänglich, weigert sich, wie ihr Kloster aufgehoben wird, den letztern zu entsagen, und glüht von dem heftigsten Hasse und Abscheu gegen den entsetzlichen Ketzer, als sie auf einmal, wie sie ihn bei der Verbrennung der päpstlichen Bannbulle zum ersten Mal sieht, in ihm Denjenigen erkennt, der ihr in ihren Träumen als ihr Retter und Heiland vorschwebte, und nun in ebenso glühender, begeisterter Liebe für ihn entbrennt. Auch Luther's Gemüth wird durch höhere Fügung und Eingebung zu ihr hingelenkt, und nachdem sie ihm verkleidet nach Worms gefolgt ist und ihn dann eine Zeit lang als todt betrauert hat, nimmt er sie zum Weibe — er sieht in ihr einen Regenbogen, ein Bundeszeichen, das die Gnade sende — ein reines Weib, sagt er, könne auch den Sünder mit sich selbst versöhnen. Dieselbe Idee, oder auch die: daß die irdische Liebe in der göttlichen ihre Bestätigung finde, ihr eigentliches Wesen an ihr habe, hat nun aber der Dichter, überflüssiger und störender Weise, an noch einem andern Paare zu veranschaulichen gesucht, an Theobald (so genannt, „weil bald in ihm erwacht der Gottheit Blüte"!), dem funfzehnjährigen Famulus Luther's, und Therese (Gottesrose!), der neunjährigen Pflegetochter Katharina's, deren Seelen in kindlichster Reinheit und frömmster Begeisterung einander suchen, wie ihre Stimmen im mystischen Gesange von der Hyacinthe und vom Karfunkel sich vermählen. Ein früher Tod vereinigt die sehnsuchttrunkenen Kinderseelen, die Engel oder Genien gleichsam von Luther und Katharina, gegen deren verklärte Reinheit die Letztern einigermaßen in Schatten treten, während sie doch zu luftig, zu nebelhaft und mystisch sind, als daß sich ein lebhafteres Interesse an sie knüpfen könnte, und sie das ganze Drama von dem festen historischen Boden in den Äther und die Rosenwolken der Phantasterei hinüberspielen. Wo die mystische Zuthat nicht hervortritt, ist der Charakter Luther's vielfach treffend und kräftig gezeichnet und sind viele merkwürdige und eigenthümliche Züge und Worte von ihm aufs glücklichste benutzt; die Kraft, die Tüchtigkeit, der Glaube, die Freudigkeit und Deutschheit des Mannes, seine Demuth und Liebe treten in vielen Scenen, namentlich mit Melanchthon und mit seinen Ältern, recht schön hervor.

Daß sich der Dichter mit der Chronologie manche Freiheit genommen, wird man ihm nicht verargen, und die Keckheit, mit welcher er manches historisch Auseinanderliegende zusammengedrängt und ineinandergeschoben, wird man ihm sogar zum Verdienst anrechnen dürfen; auch die Zuversicht, mit welcher er sich hier und sonst an die Darstellung solcher imposanter und stattlicher Scenen, wie Reichs- und Fürstenversammlungen und dergleichen wagt, ist anzuerkennen, und mancher glückliche Griff und Zug ist ihm hier gelungen — aber im vorliegenden Stück ist aus Karl V., dem allerdings stolzen und anmaßenden, aber dabei feinen und würdevollen Fürsten, eine arge Caricatur geworden. Dem des Deutschen fast unkundigen Kaiser hätte müssen eine edlere Sprache geliehen werden; den Kurfürsten von Sachsen hat Karl V. nie mit solchem hochmüthigen Trotze behandelt; ob er mit einem lustigen Rath, Du Bossu, auf so vertraulichem Fuße stand, wissen wir nicht, bezweifeln es aber; das Wort über Luther: „Der Tölpel machte mich nicht zum Ketzer!" klingt im Mund des Kaisers gar zu gemein, und das, von Julius Cäsar entlehnte: „Die Dicken schaden nichts!" paßt nicht einmal auf die damalige Leibesbeschaffenheit Luther's. Der Dichter ist hier an einer der beiden Klippen gescheitert, welche dem Dramatiker drohen: indem er dem Fehler eines hohlen, charakterlosen Pathos sich ferne zu halten und individuell zu zeichnen suchte, verfiel er ins Derbe und Rohe. Diejenigen, die sich des historischen Luther's erfreuen, werden an dieser Idealisirung oder Correctur desselben nach mystischen Ideen kein sonderliches Behagen finden und dem Dichter wenig Dank wissen für seine „Weihe der Kraft", der er später eine — in der vorliegenden Ausgabe fehlende — „Weihe der Unkraft" folgen ließ. Dagegen muß man vom poetisch-ästhetischen Gesichtspunkt die Kraft und Zartheit einzelner Scenen rühmend anerkennen.

Der vierte Band enthält den ersten Theil vom „Kreuz an der Ostsee", „Die Brautnacht" betitelt, und „Wanda, Königin der Sarmaten". Den Prolog zur „Brautnacht" spricht die „heilige Kunst", in einem blutrothen Gewande, in der Rechten ein rothes Kreuz emporhaltend, mit der Linken auf einen goldenen Anker sich stützend, mit einer Myrtenkrone, aus der drei weiße Lilien emporragen, gekrönt, und wir lassen einige Verse daraus folgen:

Ich will heut den Versuch beginnen lassen:
Die Lichtwelt Euch im Spiele vorzubilden,
Auf daß Ihr einstens mögt den Ernst vernehmen.
Erblicken werdet Ihr ein Volk von Wilden,
Die Bessern drängt's, was göttlich, zu umfassen,
Und möchten sie die Christen wol beschämen;
Doch ach, ich sag's mit Grämen!
Die Mehrzahl seh' ich hier wie dort erliegen — —
Umgarnet von den höllischen Dämonen
Kann Liebe nicht in ihren Herzen thronen.

Er selbst, der Götter diesem Volk gegeben,
Der Waidewuth, ist Diener der Gewalten,
Die in der Dunkelheit dem Dünkel fröhnen. — — —

Noch führ' ich Euch nicht zu Romovens Haine,
Wo er, der Preußens Volk in Fesseln legte,
Als Oberpriester ruht bei seinen Göttern . . .

Jetzt sollt ein buntes Leben Ihr erblicken,
Wie Eure Väter, durch Gewinn verblendet,
Den Kindern gleich, nach Spielzeug emsig trachten,
Dem Wellengott Bangputtis zugewendet. — —
Doch der uns all erkoren,
Er führte sie zu sich durch bittre Leiden.

Als Bote dessen wird sich dar Euch stellen
Der Geist des Märtyrers, den sie erwürget,
Weil ihren Götzendienst er einst verdammet. —
Dem Orient entstammet,
Geleitet er ein Chor von Kreuzesbrüdern,
Die mit Sarmaten, welche Christum nennen,
Doch wenig noch ihn kennen,
Zum Untergang der Götzen sich verbrüdern.

Ein liebend Paar wird sich der Herr erlesen,
Mit seinem Abglanz hat er sie durchdrungen,
Durch seinen Märtyrer sie treu gehütet;
Nachdem mit Welt und Sünde sie gerungen
Und ihm, dem Treuen, sich getreu erwiesen,
So siegen sie, ob auch die Hölle wüthet.

Zur Erläuterung Folgendes. Das Drama, von dem wir den ersten Theil nur haben, sollte die Verbreitung des Christenthums unter den noch heidnischen Preußen schildern, welche von Waidewuthis als Oberpriester und dessen Söhnen, den Unterkönigen Samo und Warmio, beherrscht werden. Warmio ist in Gefangenschaft der Polen in Plozk gefallen, hat daselbst das Christenthum angenommen und ist mit der frommen Malgona, der schönen Tochter des (gar nicht auftretenden) Herzogs Konrad von der Masau und der edeln und weisen Agaphia, verlobt. Der erste Act zeigt, wie der wilde Samo, mit seinen murrenden und trotzigen Feldherrn und dem rohen Volke der Preußen, beschließt, Plozk mit Krieg zu überziehen, obgleich ihn sein Vater warnen läßt, weil stahlbekleidete Fremde (Deutschordensritter) den Polen zu Hülfe ziehen und sein Bruder Warmio unter göttlichem Schutz stehe. Sodann ziehen die deutschen Ritter und der Geist des erschlagenen Bischofs Adalbert, als Spielmann, in Plozk ein, am Tage der Vermählung des jungen Paars. Polen und Deutsche kommen beinahe in Streit, doch erhält die Weisheit Agaphiens den Frieden, und da noch an demselben Tage die Preußen verheerend heranrücken, übernimmt der deutsche Ritter Konrad die Anführung des Heers. Schon droht gänzliche Niederlage mit der Erstürmung von Plozk, als der Geist Adalbert's mit himmlischer Wunderkraft die Helden zurückschlägt. Das fromme Brautpaar wird durch Veranstaltung des Geistes auf eine Insel der Weichsel gerettet; Malgona ruft dem glühenden Jüngling zu:

Die Blume
Süßer Liebe welkt so früh,
Unverwelklich duftet sie
In der Unschuld Heiligthume!
Laß uns nach dem hohen Ruhme
Rein und treu, wie Engel, ringen,
Ihm das schönste Opfer bringen!

Sie widersteht seinen heißen Bitten in schwerem Kampfe, er begrüßt sie als Schwester. Die Preußen dringen heran; Warmio erschlägt seinen Bruder Samo, als dieser Malgona tödten will; die Liebenden werden gefangen fortgeschleppt; der gespenstische Spielmann ruft:

Das Kreuz verscheuchet die Dämonen
Vom klippenvollen Meeresstrand,
Auf zweier Treuer Marterkronen
Erhebt's der Herr mit starker Hand!

Die gewiß schwierige Aufgabe, ein barbarisches, wildes Volk dramatisch, durch seine eigenen Reden zu schildern, ohne doch ins Plumpe und Triviale zu verfallen, hat Werner im ersten Act, wie uns scheint, mit vielem Talent und Glück gelöst. Wir finden unter den Barbaren, wie dies der menschlichen Natur gemäß ist, dieselben Leidenschaften des Neides, des Ehrgeizes, der Herrschsucht u. s. w. wie bei civilisirtern Völkern, aber doch in roherer, primitiverer Gestalt, und ebenso fehlen auch nicht die naiven Regungen und Offenbarungen der zartern und edlern Gefühle. Auch die Contraste der drei Nationalitäten, der heidnischen Preußen, der ungezügelten, obwol christlichen Polen, und der christlich-ritterlichen Deutschen enthalten manchen schönen und treffenden Zug; der Charakter Agaphiens ist würdevoll gehalten. Die dem Christenthum zugedachte Rolle ist schön, aber die Ausführung befriedigt keineswegs. Die Verlobten, von welchen das Stück den Namen führt, spielen eigentlich eine ziemlich entbehrliche Nebenrolle; das Entsagen Malgona's ist gar nicht gehörig motivirt und erscheint als eine fromme Grille, und gar der als Geist förmlich mithandelnde Bischof und Märtyrer Adalbert gibt dem Ganzen einen gar zu spukhaften Anstrich. Doch geben auch hier die verfehlten Motive Gelegenheit zu vielen einzelnen poetischen Schönheiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Curiosités et anecdotes italiennes, par *M. Valery*. London 1842.

Hr. Valery, der aus Italien ein specielles Studium gemacht zu haben scheint, gab neuerdings heraus: „Curiosités et anecdotes italiennes", ein zugleich unterrichtendes und unterhaltendes Werk. Es besteht aus Auszügen alter italienischer Autoren, von denen Ginguené in seiner „Histoire de la littérature italienne" nur wenig oder gar nicht gesprochen hat, aus interessanten Untersuchungen über die Feste und Volksspiele Italiens im Mittelalter, über den Luxus der Frauen, über einige Künstler, über Tasso und dessen Aufenthalt in Frankreich, über einige berühmte Italiener der Gegenwart, über die Gesellschaft und ihre Sitten; den Schluß des Werkes bildet eine sehr anziehende Betrachtung über Perrier, einer von Denen, welche Italien am besten kannten und der als Architekt viel dazu beitrug, den Geschmack an den Künsten und Monumenten Italiens zu verbreiten. Es ist bekannt, daß es in Italien gebräuchlich ist, zu Ehren einer in einer großen Familie stattfindenden Hochzeit ein historisches Memoire drucken zu lassen, welches aus den Familienpapieren gezogen ist und die alten Epithalamien vertritt. Aber diese Memoiren werden nur in wenigen Exemplaren gedruckt, unter den Familienmitgliedern vertheilt und verlieren sich schnell. Doch ist es Hrn. Valery gelungen, vieler derselben habhaft zu werden und sie für seine Schrift mit großem Vortheil zu benutzen. Merkwürdig übrigens ist es, daß der Verf. so gut katholisch ist und manche der von ihm erzählten, in das Gebiet der Mystik hinüberspielenden Anekdoten zu glauben scheint. Hierher gehört folgende seltsame Episode: „Zu Köln wurde ein junges Mädchen, Namens Beatrix, durch ihre Ältern in ein Kloster gethan. Sie wuchs dort in klösterlicher Unschuld auf, bis eines Tages ein Priester sie in der Beichte fragte, ob sie jemals fleischlich gesündigt. Hierauf antwortete sie natürlich nicht. Seid Ihr also noch Jungfrau? war die nächste Frage, worauf sie erwiderte, daß sich ihr niemals ein Mann genähert. Hierauf sagte der Pfaff: Ein Weib kann auch ohne Mann sündigen und ihre Jungfrauschaft verlieren. Hierüber verlangte sie Erklärungen, welche er gab und die in ihrem Herzen eine so unersättliche Neugierde aufweckten, daß sie, angewidert vom Klosterleben, die Zelle verließ und sich einem sündlichen Weltleben hingab. Bevor sie jedoch entfloh, ergriff sie die Schlüssel zur Sacristei, warf sich hin vor den Altar der Jungfrau und sagte, indem sie sich an das Muttergottesbild wandte: ‚Madonna, innerlich von Unruhe und Angst zerrüttet, verlasse ich deine Dienste, um mich der Welt zu widmen.' Funfzehn Jahre führte sie nun in der Welt ein Leben voll Laster und Sünden. Sodann kehrte sie gebeugten Herzens zu ihrem Kloster zurück und fragte den Pförtner, ob er nicht eine junge Nonne Namens Beatrix kenne. ‚Sie hat von ihrer Kindheit bis jetzt heilig und fromm in diesem Kloster gelebt', sagte der Pförtner. Sie verstand nicht, was der Pförtner meinte, und wollte schon das Kloster gänzlich aufgeben, als ihr die Jungfrau erschien und diese Worte sagte: ‚Funfzehn Jahre lang, seitdem du das Kloster verließest, habe ich deine Pflichten in deiner Gestalt und Kleidung erfüllt. Du wirst die Schlüssel an dem Altare finden, wo du sie zurückließest.' Beatrix empfing ihre Schlüssel wieder und führte ein bußfertiges Leben bis zu ihrem Tode fort; denn Keiner wußte um ihre Missethat als der Beichtvater, dem sie diese wunderbare Geschichte erzählte." Man muß übrigens gestehen, daß die nachtheilige Wirkung der Beichte im Anfange dieser fast komischen Legende, wenn auch wider Willen, richtig erfaßt und des Goethe'schen Mephistopheles Ausspruch: „Ich sing' ihr ein moralisch Lied, sie desto besser zu bethören", glücklich commentirt ist. In Valery's Compilation finden wir das Pikanteste aus der Geschichte Italiens angehäuft, und wir lesen mit eben solchem Abscheu von der römischen Phryne Imperia, auf welche eine Medaille geprägt und die durch die Inschrift in der Kirche San Gregorio: „Imperia, Cortisana Romana, quae digna tanto nomine, rarae inter homines formae specimen dedit", verherrlicht wurde, als mit Rührung und Bewunderung von deren Tochter, die von dem später als Verschwörer strangulirten Cardinal Alfonso Petrucci gewaltsam in ein übel berüchtigtes Haus gebracht wurde, Gift zu sich nahm und todt zu den Füßen ihres Versuchers niedersank. 5.

Literarische Notiz.

Geschichtlichen oder biographischen Inhalts sind folgende Neuigkeiten: „Charlotte Corday et Madame Roland", mit Portraits und bisher ungedruckten Briefen und Facsimiles, von Louise Colet; „Fastes de la légion d'honneur, biographie de tous les décorés, depuis la création de l'ordre jusqu'à ce jour", nach den officiellen Documenten, von keiner geringern Zahl großer Geister redigirt und herausgegeben als von „allen literarischen, artistischen, scientifischen und militairischen Sommitäten Frankreichs" (das Werk, in Lieferungen erscheinend, ist auf sechs Bände berechnet); „Histoire de M. de Genoude et de la Gazette de France", von einem frühern Deputirten; „Histoire de Robert Surcouf, capitaine de corsaire", nach authentischen Actenstücken verfaßt von Ch. Cunat, früherm Marineoffizier, mit Illustrationen von Babin und Morel Fatio; „Gémissemens de Koniecpolzki, ou les derniers soupirs de la liberté polonaise", von einem italienischen Publicisten, mit einem historischen Resumé des Untergangs von Polen, einer Lebensskizze Kosciuszko's, einer Übersicht der Revolution von 1831, einem Entwurf zur Wiederherstellung des Reiches ꝛc.; „Vie de Marie-Thérèse de France, fille de Louis XVI", von Alfred de Rettement. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 277. — 4. October 1842.

Zacharias Werner's ausgewählte Schriften. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Gesammtausgabe in zwölf Bänden.

(Fortsetzung aus Nr. 276.)

„Wanda" zeichnet sich durch größere Abgeschlossenheit und Einheit vortheilhaft aus. Der heldenmüthige Fürst Rüdiger von Rügen dringt mit deutschen Rittern in Krakau, dem Gebiet der Sarmaten, ein, deren Königin die Heldenjungfrau Wanda, Libussa's Pflegetochter, ist. Vor Jahren am Hofe Libussa's weilend, ist er für Wanda in Liebe entbrannt, ist aber geschieden und kehrt jetzt wieder, um ihre Liebe zu werben, oder im Nothfall sie mit Gewalt zu erzwingen. Wanda ist eben siegreich aus einem Krieg mit den Wenden zurückgekehrt, aber ein Opfer fällt jungünstig aus, ihre Feldherren erklären, die Götter zürnen, daß ein Weib über die Sarmaten herrsche, und bieten sich ihr zu Gatten an; sie weist sie mit königlicher, stolzer Herrschermacht zurück und weiht sich, der Liebe und Ehe entsagend, mit einem feierlichen Eide ganz ihrem Volke. Gleich nach Ablegung dieses Gelübdes nahen Gesandte Rüdiger's, um für diesen um ihre Hand zu werben. Wanda, die ihn geliebt, hat die Nachricht von seinem Tode gehört und geglaubt; zu ihrem Erstaunen und Entsetzen hört sie jetzt das Gegentheil und vernimmt seine eigene Stimme, da er sich selbst als Pilger unter die Gesandtschaft gemischt. Aber es ist zu spät, die Werbung wird abgewiesen. Rüdiger schleicht sich in Wanda's Garten und erfährt zuerst aus der um ihren gefallenen Geliebten trauernden Ludmilla, und dann aus Wanda's eigenem Munde, daß er von dieser geliebt worden und noch geliebt werde. Die eindringenden Sarmaten verscheuchen ihn, den Wanda selbst schützt. Es kommt zur Schlacht, Rüdiger's Mannen werden besiegt und fliehen, er allein dringt in Wanda's Garten. Nach einem langen Kampf zwischen erzwungener und gebotener Feindschaft und gewaltiger Liebe, dem Libussa's Geist zuschaut und ihr ewiges Füreinanderbestimmtsein ausspricht, entschließt sich Wanda, die schon gesagt hat: „Kann was der Liebe Allmacht beugen? Ist Liebe nicht der höchste Schwur?" den den Tod begehrenden Rüdiger unter einem Kuß zu durchstoßen. Dann aber opfert sie sich selbst, in feierlicher Versammlung ihres Volks in die Fluten der Weichsel sich stürzend, um im Tod mit dem Geliebten sich zu vereinigen. Die beiden Hauptcharaktere sind schön gehalten, Rüdiger ist ein herrlichtrotziger Heldenjüngling, und die Liebe Beider ist mit glühenden Farben, mit hinreißender Inbrunst veranschaulicht, auch ist die Collision von Liebe und Entsagung hier genügend motivirt. Das Stück wurde in Weimar aufgeführt und es mag mit dem theatralischen Pomp, an welchem es Werner bei seinem sinnlich-mystischen Geschmack nicht fehlen ließ, neben der wirklichen Poesie, einen nicht geringen Eindruck hervorbringen. Der Deus ex machina spukt freilich auch in diesem Stück.

In „Attila, König der Hunnen" hat Werner versucht, eine Gestalt, die in der Geschichte düster und schrecklich genug erscheint, aber von der altdeutschen Poesie schon milder behandelt wird, zu retten oder zu idealisiren. Die Geißel Gottes wird dargestellt als das Ideal eines gerechten, nur mit Kampf, Selbstverleugnung und innerm Schmerz harten Königs, der einer höhern Sendung, die Welt zu strafen und zu reinigen, sich mit Widerstreben zwar, aber auch mit großem, festem Geist unterwirft. Nachdem er Aquileja zerstört und Ravenna erobert, zieht er gegen Rom, hauptsächlich weil man der Honoria, um die er zur Gattin geworben, aber eine abschlägliche Antwort erhalten hat, ihr rechtmäßiges Erbe verweigert. Seine Gerechtigkeit, Strenge und Milde zeigt sich in den Richtersprüchen, die er fällt; sein Liebe bedürftiges und suchendes Gemüth in seiner Bewerbung um die Hand Hildegundens, einer burgundischen Prinzessin, die als Kriegerin mit ihm zieht, ihn einmal geheilt hat und seine Vertraute ist. Aber er hat ihren Geliebten, Walther, enthaupten lassen wegen Wortbruchs, und sie hat ihm dafür Rache geschworen, hat sich den untern Mächten geweiht und sucht ihn mit Verderben zu umstricken. Diese Rachejungfrau ist in der That eine grausenhafte Gestalt und Attila's Vertrauen zu ihr kaum begreiflich. Sie sagt ihm ihre Hand zu, um ihn in der Hochzeitnacht mit der Waffe, durch die ihr Geliebter gestorben, sammt seinem Sohn Irnak zu tödten. Sie vollzieht auch diesen Vorsatz. Vorher aber hat noch Attila, nachdem ein Versuch des Aetius und Heraklius, ihn zu vergiften, fehlgeschlagen, das letzte römische Heer vernichtet und ist nur durch die gewaltige Beredtsamkeit und Fürbitte des frommen Bischofs Leo des Großen zur

Gnade gegen Rom umgestimmt worden. Ehe er ermordet wird, kommt Leo zum zweiten Mal ins Lager, mit Honoria, die den Heidenkönig, den sie nie gesehen, glühend liebt, um ihn zu warnen und seine und Honoria's Seele, die sich schon innerlich angehören, zu vereinen. Die Warnung ist umsonst; Hildegunde ersticht Attila und dann sich; der Bischof Leo bannt aus der Sterbenden den Geist der Nacht und verkündet ihr, auf ihre Versicherung, daß sie Walthern ewig liebe:

Auch in der Hölle Gluten
Kann Liebe kühlend noch herunterfluten.

Mit dem großen, mächtigen, gerechten und strengen Attila bildet einen scharfen Contrast der weichliche, üppige, schwache, intrigante römische Hof, mit der heuchlerischen Kaiserin-Mutter und dem armseligen jungen Kaiser, der während der höchsten Bedrängniß tanzt. Einige Caricatur hat sich hier freilich auch eingeschlichen. Da dies Stück aus dem Jahr 1808 herrührt, darf man vielleicht der Vermuthung Raum geben, daß der Dichter bei seiner „Geisel Gottes" einigermaßen den damaligen Beherrscher und Dränger der europäischen Welt im Sinn und Auge gehabt habe, wenn auch weit nicht alle Züge seines Attila auf diesen paßten. Die Conception seines Helden hat jedenfalls etwas Großartiges und Echtpoetisches, aber die mystische Zuthat, der geheime Seelenbund mit der Honoria, thut auch diesmal der Poesie Eintrag; und die Rachgier der Hildegunde wäre auch ohne die „untern Mächte" ebenso wirksam zu motiviren gewesen. Dies Drama hat jedoch eine lebendige, befriedigend fortschreitende Handlung, und die Charaktere Attila's, Leo's, Aetius' geben ihm eine ansprechende Mannichfaltigkeit, wozu noch manche untergeordnete Charaktere und gut benutzte Begebenheiten das ihrige beitragen.

Der sechste Band enthält den vielbesprochenen, ja verrufenen „Vierundzwanzigsten Februar" und „Kunegunde die Heilige". Eine Anmerkung zum Prolog des erstern Stücks berichtet, daß die Tragödie von Goethe 1809 huldvoll aufgenommen und später unter seiner Leitung in Weimar in meisterhafter Weise aufgeführt worden sei, und ebenso in Coppet, vor der Frau von Staël. Der Prolog selbst spricht aus, daß es ein Schreckgedicht sei, das dem Dichter, bevor er es sang, den düstern Sinn, den trunknen Geist verwirrte. Aus seinem Werke schauere nackt entgegen, was den Verbrecher überdaure und sicher erlaure, was die Alten eisernes Schicksal genannt; doch die Kunde vom Fluch sei uns ein Märlein geworden, über das ein Christenkind spotten könne. Nach dem heidnischen Lied vom alten Fluch werde nun auch bald folgen das im frommen, christlichen Glauben blühende Lied vom Segen.

Nach langem eiteln Thun und Spiel und Reden
Wird wecken Gott den christlichen Tragödden,
Der Dir, o Volk, wird tragen das entgegen
Im freud'gen Spiel, was mir muß mißgelingen;
Ein reiner Sänger wirds mit Gott vollbringen!

Werner erklärt auch ausdrücklich, daß Fabel und Katastrophe rein erdichtet seien. Der Inhalt des schauerlichen Nachtstücks in jedem Sinne ist dieser. Auf dem fast unwegsamen Gemmipasse zwischen Kandersteg und Leuk in der Schweiz haust Kunz Kuruth, gewesener Soldat, seit vielen Jahren Landwirth, mit seiner Frau Trude. Ehemals in guten Umständen, sind sie durch viele Unfälle, Bergstürze, Lawinen, Miswachs u. s. w. so verarmt und verschuldet, daß dem Kunz Versteigerung seiner leeren Hütte und Gefängniß droht. Mit diesen Aussichten kommt er in der stürmischen Winternacht in fürchterlicher Stimmung zu seinem angstvoll in der kalten Stube seiner wartenden Weibe zurück. Der Blick auf die Vergangenheit und die Zukunft ängstigt Beide gleichermaßen; Gedanken des Selbstmords beschäftigen den Mann, das Weib wagt — einen Diebstahl in Vorschlag zu bringen. Es pocht — ein Fremder bittet um Aufnahme für die Nacht, die ihm gewährt wird; er hat Mundvorrath und Wein bei sich, man ißt und trinkt und wird warm. Kunz erzählt die Geschichte seines Unglücks. Sein alter Vater hat seine Heirath mit Trude misbilligt und diese übel behandelt; als er sie einmal wieder geschmäht, hat der Sohn das Messer nach ihm geschleudert und ihn zwar nicht getroffen, aber der Alte ist vor Schrecken und Zorn eines jähen Todes gestorben, nachdem er zuvor die Familie des Sohnes verflucht hat:

Fluch Euch und Eurer Brut!
— — auf sie und Euch komme Eures Vaters Blut!
Des Mörders Mörder seid — wie Ihr mich morden thut!

Trude gebar zwei Kinder. Der Knabe spielte einmal mit seinem Schwesterlein, und da er kurz vorher ein Huhn schlachten sehen, schlachtete er sie im Spiel ab. Der Vater verstieß ihn mit Verwünschungen. Die Ältern verarmten seitdem und alles Unglück kam immer am 24. Februar, wo der Alte gestorben war; an diesem Tage spielt auch das Stück. Der Fremde ist der Sohn, Kurt, den die Ältern in der französischen Revolution umgekommen wähnen; er hat über Meer sein Glück gemacht, kommt reich, voll Sehnsucht nach der Verzeihung und Liebe seiner Ältern zurück, erzählt in allgemeinen Zügen seine Geschichte, nennt sich sogar einen Mörder, gibt sich aber noch nicht zu erkennen. Er will dies am andern Tag thun, begibt sich zur Ruhe, entschläft betend, mit dankbarem Herzen, weil er nun bald der Last, die sein Herz drückt, entledigt zu werden hofft. Kunz ist vom Wein und Gespräch erhitzt, denkt daran, an dem „Mörder" eigenhändig Justiz zu üben, läßt sich aber von Trude, deren Herz die Wahrheit beinahe ahnt, zurückhalten. Doch will er ihm wenigstens sein Gold abnehmen, während er schläft; Kurt erwacht, schreit: Diebe! Mörder! und der Vater tödtet ihn mit dem Messer. Sterbend gibt sich der Sohn zu erkennen, vergibt dem Vater, und dieser spricht den Entschluß aus, sich dem Blutgerichte zu überliefern.

Die einzelnen Motive in diesem gräßlichen Nachtstücke sind mit ungemeiner Erfindsamkeit ersonnen, mit der glücklichsten Ökonomie benutzt und verknüpft und mit den anscheinend nächstliegenden Mitteln die erschütterndsten Effecte bewirkt. Die, so zu sagen, negativen Factoren: Nacht, Einsamkeit, Kälte, Armuth und Niedrig-

keit gewinnen die Bedeutung von gewaltigen, positiven Momenten; das Erschütternde und Tragische erfodert nicht durchaus den Kothurn und Fürstenhäuser. Aber andererseits ist die scharfsinnige Aneinanderreihung und Benutzung der Motive wieder mit der größten Unwahrscheinlichkeit gepaart, Alles ist berechnet für die Wirkung und für das Ineinandergreifen, wie eine Maschine, und diese Genauigkeit ist eine dem Leben fremde Unnatur. Auch die Charaktere der Ältern sind allzu schwankend und unsicher gehalten; daß die Mutter zum Diebstahl mahnt, paßt nicht zu ihrem übrigen Wesen, und auch Kunz scheint in einzelnen Momenten mehr Böse wicht, als in der Absicht des Dichters liegen konnte. Unbegreiflich ist, daß die Ältern den Sohn nicht erkennen, und unnatürlich, daß er bis zum andern Tag wartet, sich zu erkennen zu geben. Und endlich die Idee, daß ein verdienter Fluch schlimme Früchte trage, das kann man immerhin als religiös-poetische Idee anerkennen, aber daß ein scharfsinnig detaillirter Fluch von einem sophistisch schlauen Schicksal ganz genau vollzogen werden soll — dadurch, daß ein Bruder sein Schwesterlein abschlachtet —, das ist eine Absurdität, zumal als eine freie Fiction! An das Haarsträubende schließt sich hier eng das Abgeschmackte an, und auch in der Sprache spiegelt sich dies, welche zwischen tragischem Ernst und Knittelvers schwankt.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Das Ehrenfräulein, historischer Roman (1572) von der Generalin Bauer, übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Ref., welcher gewohnt ist, die Übersetzungen von Fanny Tarnow nicht nur immer äußerst correct, sondern auch angenehm, gefeilt in ihrer schönen, allgemein anerkannten originellen Sprache zu finden, war nicht wenig erstaunt, als er diese Bände in die Hände bekam. Entweder hat Fanny Tarnow in der höchsten Eile gearbeitet, oder sich von fremder Hand helfen lassen. Stellen wie auf S. 213: „es kommt dann schnell ein Zank, und ich sehe immer den Augenblick kommen, wo es zwischen ihnen zu Thätlichkeiten kommen wird —" sind der geehrten Verf. kaum zuzutrauen, und solche wiederholen sich doch öfters. Und wenn das zarte Hoffräulein Antoinette mit gen Himmel geschlagenen Augen ausruft: „Möge den verfluchten Mörder die Rache treffen", ist man überzeugt, daß die Verf. des Originals gewiß das Wort fluchwürdig gemeint habe, da ein Offizier sich kaum des Wortes verflucht in guter Gesellschaft bedienen wird. Übrigens ward recht lange nicht ein so gutes Werk unserer Sprache einverleibt, und jetzt, wo so viel Schlechtes übersetzt wird, kann man eine gute Wahl nicht mit Unrecht als ein Verdienst des Übersetzers rühmen. Wer jene berühmte Abbildung, Karl IX. auf die Hugenotten schießend, gesehen, oder in manchen geschichtlichen Werken gelesen hat, daß er den Plan der Bluthochzeit zwei Jahre lang mit sich herumgetragen, findet sich angenehm überrascht, ihn hier als zu jenem Schreckensbefehl nur von der Mutter verleitet und überredet, als halb willenloses Werkzeug dargestellt zu sehen. Indeß geziemt es immer einer Frauenfeder, die scheußlichen Charaktere zu mildern, und Karl IX. furchtsam, leidenschaftlich, heftig, wankelmüthig, immer vergnügungslustig, doch von Natur nicht böse, vermag des Lesers Theilnahme zu erregen, wahrscheinlich, weil er der liebenswürdigen, aber nicht schönen Heldin Antoinette von Bourlemont mit freundschaftlicher Liebe zugethan ist und auch von ihrer Seite wohlwollende Gefühle erweckt. Das Treiben im Louvre, die verschiedenen Glieder der königlichen Familie, die leichtsinnige Margaretha von Valois, der grausame Herzog von Anjou und die ewig intriguirende, in aller Verstellungskunst erfahrene Katharina sind musterhaft skizzirt, sowie auch der ganze Hof mit seiner Frivolität, Putzsucht, Vergnügungslust und dem politischen Intriguengewebe. Der Leser sieht mit Herzpochen die Greuel der Bluthochzeit sich vorbereiten und die Vollführung derselben ist kurz angegeben, wie es zu wünschen war; sie gehörte zum Ganzen, war aber nicht die Hauptsache — dafür kann der Leser nicht dankbar genug sein. Unter der interessanten historischen Staffage des Romans ist leider dem Heinrich von Bearn eine sehr unbedeutende Rolle angewiesen, und man sieht unter den Hofgruppen mehr durch Laster, Ehrgeiz, Habsucht und Intrigue verzerrte Charaktere als edle ritterliche. Vielleicht sollten die Hauptfiguren Octavio von Blaigny und Antoinette Bourlemont um so schöner hervortreten. Antoinette Bourlemont war als eine durch königlichen Machtspruch ihres Erbtheils beraubte Waise von Katharina adoptirt, als Gespielin ihrer Kinder erzogen und als Hoffräulein am französischen Hofe angestellt worden. Obgleich sie beiweitem nicht so hübsch als die andern Hoffräulein war, so wurde sie doch von der königlichen Familie sehr bevorzugt, und die sich ihr immer leidenschaftlicher zuwendende Liebe des Königs ist zart gehalten, sodaß der Leser ebenso gut als das unschuldige Fräulein an die Reinheit seiner Absichten glauben kann. Aber eine andere Liebe keimt in der jungen Dame Herzen für den schönen Hugenottenjüngling Octavio de Blaigny, und das Bangen und Zagen der sich ihres Mangels an Schönheit bewußten, des Selbstvertrauens ermangelnden, der innere Kampf der sich zurückgesetzt glaubenden und nur langsam zur Überzeugung seiner Liebe gelangenden Jungfrau sind zart und schön durchgeführt. In der Schreckensnacht rettet sie den Geliebten vom Tode, indem sie ihm ihre Zimmer öffnet und durch die Unterschrift des Königs, die sie vom Briefe ihres königlichen Spielgefährten abschneidet, ihm den Ausgang des Louvres erschließt. Nach den Greueln der Bluthochzeit verläßt sie den Hof und nimmt durch folgende Zeilen Abschied von ihrem befreundeten König: „Ich scheide, Sire, und fliehe fern von der Welt in die Einsamkeit, um für Die zu beten, die nicht mehr sind, und auch für das Heil Eurer Seele." Karl IX. soll nie wieder gelacht haben nach jenem Morden; Antoinette kehrte erst an der Seite ihres Gemahls Octavio nach Paris zurück, als Heinrich IV. Frankreichs geliebter König war; und als sie unter so ganz veränderten Verhältnissen das Louvre und ihr ehemaliges Zimmer wieder betrat, konnte sie sich der Erinnerung der Begebenheiten des 24. Aug. nicht erwehren, die so Manche zum Tod und Andere zum Glück geführt hatten. Alle Nebenumstände und Nebenpersonen, alle Gespräche der Hauptpersonen, alle Schilderungen der Feste, Jagden, theatralischen Darstellungen sind außerordentlich anziehend und fesselnd und Ref. kann dieses Buch, trotz der mangelhaften Übersetzung, der gebildeten Lesewelt mit gutem Gewissen empfehlen.

2. Emma's Herz. Roman von Emilie Flygare-Carlen. Aus dem Schwedischen von Eichel. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das Herz eines jungen Mädchens von 17 Jahren ist zwar etwas sehr Hübsches und Erfreuliches, leicht möchte es aber, durch zwei Bände bearbeitet, in allen seinen kleinen und großen Interessen, dem größten Theile der Leser langweilig erscheinen. Das Lieben eines so jungen unschuldigen Herzens mit seinem Suchen, Finden, Sehnen, Wünschen, Hoffen und Verzweifeln bewegt sich in einem beschränkten Kreise der Gefühle, da ihm sogar die ersten Stadien der Leidenschaft verschlossen sind. Emma ist wirklich ein Inbegriff von Vollkommenheiten, Tugenden und Talenten, wie nur eine Romanheldin sie erringen kann, und kein menschliches Wesen, selbst bei einem fünfjährigen Aufenthalte in Stockholm, zu erlangen vermag.

Die Verf. scheint überhaupt zu viel Werth auf Talente zu legen: Emma muß beständig singen, Französisch sprechen und tanzen, und ihre Triumphe wiederholen sich gar zu oft. Überhaupt sind allzuviel Unbedeutendheiten aneinander gereiht, denen das so nothwendige Nebeninteresse von Charakteren, Nationalität oder irgend einer Lebenswahrheit fehlt. Emma liebt den jungen Grafen Eduard, den sie auf dem Dampfschiffe unter fremdem Namen hat kennen lernen. Es gibt nun in solchen Verhältnissen tausend Kleinigkeiten, die den betheiligten Personen selbst wichtig scheinen, kein Brautpaar hat sich noch verlobt, ohne sich selbst das „wie es gekommen" vorzuerzählen, aber für Fremde ist das Interesse geringer und man vernimmt solche Berichte, wie man dem Vortrag eines Kindes über seine Puppe zuhört. Dieses Gefühl hatte auch Ref. bei Lesung des vorliegenden Romans von der jetzt seit einiger Zeit so beliebten schwedischen Feder. Außer einigen an Humor grenzenden Schilderungen von komischen Scenen und Misverständnissen, bietet er Bälle, Maskeraden, Soiréen, wie andere Romane wol auch, aber immer ist das Klopfen von Emma's Herz die Hauptsache. Emma ist die Tochter des Inspectors, Eduard's Vater der Gutsherr; der Standesunterschied wird als ein großes Hinderniß angesehen, und die Liebenden werden getrennt. Emma muß Arrest erdulden, sie soll zu einer Heirath mit dem Buchhalter ihres Vaters gezwungen werden; es gibt Thränen. Auch fehlt es nicht an einer eifersüchtigen, dem jungen Grafen bestimmten Braut, Fräulein von R.; endlich wird entdeckt, daß diese letztere ein untergeschobenes Kind ist, durch Emma's Ähnlichkeit mit Frau von R., durch ein Maal an ihrer Schläfe und später durch das Bekenntniß der Amme kommt heraus, daß letztere das eigene Kind an die Stelle des Pfleglings gethan und diese mit der gestorbenen Tochter des Inspectors ausgewechselt hat. Jetzt ist kein Hinderniß mehr zwischen Eduard's und Emma's Verbindung vorhanden, und sie konnten vermählt werden. Aber noch muß man durch mehre Bogen die Mystification des Bräutigams, durch dessen spaßhaften Vater und eine als Ritter verkleidete schelmische Freundin, welche seine Eifersucht erregt hat, lesen. Sehr glücklich sind endlich die beiden Liebenden. Außer ihrer Vermählung gibt es noch deren fünf oder sechs in dem bekannten Kreise. In Schweden müssen die Freier nicht so selten als in Deutschland sein. Auch lernt man sehr viele junge Damen kennen, welche entsetzlich lange Reden halten und eine Menge Dinge, die nicht des Erwähnens werth sind, allzu umständlich besprechen. Im Ganzen hätte dieser harmlose Roman auch unübersetzt bleiben können, und Ref. sind schon einige solcher Productionen aus dem Schwedischen in die Hand gekommen, welche zu gleichem Wunsche veranlaßten. Der Romanleser verlangt jetzt wirklich noch ein anderes Interesse als ein Mädchenherz.

3. Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans (1429—31), von Alexander Dumas. Aus dem Französischen übersetzt von Wilhelm Ludwig Weschè. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Daß die Geschichte den romantischsten Roman oft an Romantik übertrifft, ist eine schon längst erkannte Wahrheit, und die Geschichte der Johanna d'Arc bestätigt dieselbe. Alexander Dumas hat diese Heldin des 15. Jahrhunderts als einfaches, träumerisches Landmädchen geschildert und alle Bühnenkothurne von ihr fern gehalten. Die geschichtlichen Begebenheiten sind der Wahrheit gemäß erzählt, die Momente ihrer Begeisterung selbst sind einfach, ohne alle fremde Ausschmückung vorgetragen, ihre Sprache ist immer schlicht und edel. Die Leiden und Befürchtungen des gefangenen Weibes schaden nicht dem Eindruck, den sie als siegende Heldin gemacht. Sie ist bis zum letzten Augenblicke des Feuertodes menschlich edel gehalten und das vorliegende Bändchen erschien dem Ref. als eine der ergreifendsten, auf Wahrheit gegründeten Erscheinungen der neuern Literatur. Wir folgen der triumphirenden Johanna aus der stillen Behausung und dem Verkehr mit den Stimmen bei der Heerde, ins Schlachtgewühl und auf ihrem Triumphzuge nach Rheims. Hier war das Werk vollendet, zu dem die Stimmen sie berufen, und sie wollte sich zurückziehen von Hof und Krieg. Aber der König Karl VIII. gab ihr nicht die Erlaubniß dazu. Ihre Ahnungen von Verwundung, Gefangenschaft und Tod behandelte er als thörichte Träumereien und versprach die Hälfte seines Königreichs zu verkaufen, um sie im Fall einer Gefangenschaft auszulösen, aber als sie gefangen war, sandte er keinen Boten und ließ kein Lösegeld anbieten; kaum war die Krone auf seinem Haupte befestigt, als er Derjenigen, die sie ihm aufgesetzt, vergaß, freilich befand er sich damals in dem zärtlichsten seiner Liebesverhältnisse mit Agnes Sorel. Johanna's Tod ist ergreifend und schön geschildert, die Stimmung der Zuschauer wird dem Leser mitgetheilt. Obgleich das Hauptinteresse der Hauptperson ganz zugewendet ist, so werden doch manche interessante Züge der Mithandelnden jenes Feldzugs angegeben, welche den Geist und die Sitten jener Zeit erläutern. Als Beweis der ritterlichen Anhänglichkeit an das gegebene Wort, möge folgende Anekdote dienen: Als Lahire die Festung Chateau Gaillard überfallen und eingenommen und dem Commandanten Kingston freien Abzug gestattet hatte, erfuhr er, daß man in einem der untern Säle einen im eisernen Käfig gesperrten französischen Gefangenen gefunden habe. Es war der edle und tapfere Sire von Barbazan, der seit neun Jahren, nachdem er bei Melun gefangen genommen worden, in diesem Käfig eingesperrt lebte, dessen Thüren, in der Besorgniß, daß der Gefangene sie öffnen möchte, vernietet waren. Lahire ließ die Stangen augenblicklich aufbrechen, aber der alte Ritter schüttelte den Kopf und setzte sich in eine Ecke, indem er erklärte, daß er dem Befehlshaber sein ehrlicher Gefangener zu sein versprochen, und daß, so lange er seines Versprechens nicht entbunden sei, ihn nichts auf der Welt dahin bringen könne, seinen Käfig zu verlassen. Lahire mochte ihn noch so sehr bei seiner Ehre versichern, daß Kingston ihm die Feste mit Allem, was darin war, übergeben habe, Barbazan wollte erst seines Wortes entbunden sein, und Kingston mußte zurückgeholt werden, um den Eingekerkerten frei zu geben. S.

Miscellen.

Der Geschichtschreiber Philipp de Commines (gest. 1509) erzählt, ein italienischer Mönch habe dem Johann Galeazzo, Herzog von Mailand, einem schlimmgearteten Fürsten, der aber die Geistlichkeit durch Geschenke bereicherte, den Beinamen des Heiligen gegeben. Als darüber ihm Jemand seine Verwunderung bezeigt, habe der Mönch geantwortet: „In unserer Sprache heißt Jeder heilig, der uns mit Wohlthaten überhäuft." Dagegen wurde Xonius Palearius, oder, wie er im Italienischen heißt, Antonio degli Pagliaricci, Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Mailand, ein Mann von unbescholtenem Charakter, zu Rom 1566 auf Befehl des Papstes Pius V. als vermeintlicher Ketzer gehenkt und nachher verbrannt, weil er in seinen Äußerungen frei seines Herzens Meinung kundgab, indem er gegen die damalige Geistlichkeit loszog, die Lutheraner lobte und die Inquisition ein Schwert nannte, das man den gelehrtesten Leuten an die Gurgel setze.

Die Kaiserin Maria Theresia war der Theilung Polens (1772) höchst abgeneigt, wie namentlich ein Brief von ihr an ihren Minister (abgedruckt in J. D. E. Preuß' „Friedrich der Große ꝛc.", Bd. 4, S. 38) beweist. Eigenhändig schrieb sie auf den Entwurf des Theilungsprojects: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird." D.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 278. — 5. October 1842.

Zacharias Werner's ausgewählte Schriften. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Gesammtausgabe in zwölf Bänden.

(Beschluß aus Nr. 277.)

„Kunegunde die Heilige, römisch-deutsche Kaiserin", ist, wie „Die Brautnacht", auch wieder in gewisser Art auf die Idee der Entsagung und Enthaltsamkeit gebaut, obwol am Ende das Irrige dieser Idee von der Verdienstlichkeit und Gottgefälligkeit der Entsagung erkannt wird. Kunegunde lebt mit Kaiser Heinrich II., einem Gelübde gemäß, in jungfräulicher Ehe; sie liebt ihren Gemahl, wie er sie, aufs zärtlichste; sie empfindet schmerzlich die Entbehrung, keine Kinder zu haben, und nimmt sich dafür der Armen, Kranken und Bedrängten mit größter Liebe an. Sie begleitet den Kaiser auf seinem Feldzug in Italien gegen Harduin, Markgraf von Ivrea, der sich das Königthum Italiens angemaßt und viele Vasallen des Kaisers verführt hat. In des Kaisers Heere selbst sind verrätherische, unzufriedene Fürsten. Wie der Kaiser gegen Harduin aufbricht, beschließt die fromme, treue Gemahlin einen Versuch zu machen, den Usurpator zu rühren. Mit Ritter Irner von Habsburg, der ihr zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist, begibt sie sich Nachts, verkleidet, in Harduin's Lager und bewegt durch die Kraft ihrer frommen Beredtsamkeit den harten Greis, dem eben auch die Nachricht vom Tode seines Sohnes Floreſtan zukommt, auf die Krone zu verzichten. Jedoch muß sie und Irner ihm schwören, nichts von dieser Besprechung zu verrathen. Auf dem Rückweg werden sie von Markgraf Heinrich von Nordgau aufgehalten und erkannt; der Kaiser kommt dazu; schwerer Verdacht ruht auf ihnen, von dem sie sich nicht reinigen können. Es wird auf ein Gottesgericht erkannt; Markgraf Heinrich, ein Feind des Kaisers, der stärkste Ritter, tritt als Kläger und Kämpfer für den Kaiser auf, der sich mit schmerzlicher Resignation den Reichsgesetzen unterwirft; Niemand will für die Kaiserin kämpfen; endlich meldet sich ein junger Knappe, erst gestern aufgenommen, welcher auch Kunegunde und Irner hat in Harduin's Lager passiren lassen. Er erhält vom Kaiser den Ritterschlag und wird zu der schwerbeschuldigten Kaiserin geführt. Es ist dies Floreſtan, der todtgeglaubte Sohn Harduin's, welcher dem heiligen Mönch Romuald entsprungen ist, getrieben von einem Traumgesicht, worin er sich mächtig zu Kunegunden, als Heiliger, Mutter, Geliebten — Alles ist vereint — hingezogen fühlt. Die Kaiserin erkennt ebenfalls in ihm eine ihr aus Träumen bekannte Gestalt, er ist ihr gleichsam ein geistiger Sohn, da leibliche Kinder ihr fehlen. Ihre Erkennung weckt den eifersüchtigen Zorn des Kaisers, doch wird sein Verdacht gehoben und das Gottesgericht des Kampfes beginnt. Der Kläger fällt, aber auch Floreſtan wird tödtlich verwundet und verscheidet selig in der durch ihn von schmachvollem Tod geretteten Kunegunde Armen. Kunegunde beredet den Kaiser, der die Krone niederlegen will, Kaiser zu bleiben; sie selbst aber, das Thörichte ihres Gelübdes erkennend und bereuend, geht ins Kloster, nachdem sie mit zärtlicher Liebe von dem Gatten Abschied genommen und ihn mit Trost gestärkt hat. Zum Schlusse prophezeit sie in heiliger Begeisterung Deutschland Heil, Größe und Eintracht. Wir möchten diesem Drama den Vorzug beinahe vor allen geben. Sowol die Behandlung der historischen, als auch der lyrischen und mystischen Elemente ist sehr schön, wenn schon gegen das Mystische und Wunderbare auch hier sich Manches mag einwenden lassen. Das Verhältniß des Kaiserpaars ist sehr zart und edel gehalten; der alte Harduin ist eine kräftige Gestalt. Der trotzige Greis, der kühne Rebelle, der Pfaffen Erbfeind, rühmt den alten Klausner Romuald, dem er seinen Sohn übergeben, um ihn in seinen künftigen Herrscherpflichten zu unterrichten, und versetzt, auf das Erstaunen seines Vertrauten, wie dies möglich sei:

Weil ich den Riesengreis kenne! — Noch Knabe
War ich, da schied er zum Felsengrabe;
Ich sah vor seiner Rede Bann
Die Helden beben — das ist ein Mann!
Er und seine eisgrauen Genossen
Sind steinern — an Willen und Kraft Kolossen! —
Ihr Ausruhn ist Thun, ihr Erstarren ist frei,
Ihr Gebet ist Allmacht, ihr Schweigen Geschrei!
Die Weltüberwinder! — o wär' ich dabei!
Ja, dieser Starrenden Schweigen es kündet,
Wie man die Völker, die tosenden, bindet;
Macht Eure Brust erst zum eisernen Grab,
Dann nehmt und schwinget den Herrscherstab!

„Die Mutter der Makkabäer" endlich möchten wir einen dramatischen Hymnus auf die Herrlichkeit des Märtyrer-

todes nennen. Der Vorwurf ist die bekannte Erzählung von der Mutter mit sieben Söhnen, die insgesammt lieber den martervollsten Tod starben, als ihren Glauben und ihr Gesetz verleugneten, wie ihnen der syrische König Antiochus zumuthete. Das haarsträubende Thema ist vielleicht so glücklich behandelt, als es nur möglich war, und das begeisterte Jauchzen der siegesfrohen Märtyrer übertönt wirklich manchmal die Stimme des menschlichen Jammers, aber doch können wir uns mit dieser Märtyrerstragödie nicht befreunden. Die Verzückung und Extase selbst wird dadurch, daß sie über acht Personen nacheinander oder zugleich kommt, so zu sagen, zu etwas Gewöhnlichem, Alltäglichem heruntergezogen; das Wunder, nehme man es als eine göttliche Wirkung oder nur psychologisch, hört dadurch, daß es sich so vervielfältigt, für den Zuschauer beinahe auf, eines zu sein. Der Charakter der Salome hat unsers Erachtens zu viel Männisches und Herbes, wodurch vielleicht der Dichter ihren Heroismus glaubte motiviren und wahrscheinlich machen zu müssen, aber ist der religiöse Glaube und die echte Mutterliebe und Treue nicht auch in sanften Gemüthern mächtig? Auch in diesem Stück tritt wieder ein Geist, der des jüdischen Hohenpriesters Eleazar auf, allerdings in sehr ergreifender Weise: während die Familie versammelt ist, deutet er der Reihe nach auf die Mutter und ihre sieben Söhne mit einem Palmenzweige. Eine Schilderung der Erscheinungen, die zugleich am Himmel sichtbar sind, ist trefflich:

Brennende Reiter
Jagen in Eile
Grausig am schwarzblauen
Himmel der Nacht;
Ha'n güldene Kleider,
Feurige Pfeile,
Schießen mit Dräuen
Sie durch die Schreckenspracht!
Dann in Geschwadern,
Als ob sie hadern,
Tummelts im dumpfen Posaunengetön;
Oben in Lüften
Und unten aus Grüften
Wimmert ein klagendes,
Bängliches, zagendes,
Nicht zu ertragendes
Jammergetöhn. — —
Ganz Antiochia hat es gesehn.
Doch als dem Stadtthor ich entronnen,
Nun hieher kam in vollem Lauf,
Da that sich erst der Schreckensbronnen
Mit allen seinen Schaudern auf!
Über diesem Hause
Zog ein Leichenzug,
Der durchs Luftgebrause
Eine Bahre trug!
Eine Königsleiche
Lag auf weißer Bahr',
Denn das wilde, bleiche
Haupt gekrönt ihr war.
Halb schwarze, halb glühnde verzerrte Gestalten
Schleppten wüthig sie durch die Nacht,
Voran zog Einer nur in Hoherpriestertracht,
Ein hoher Greis, strahlend in voller Pracht;
Alsbald erkannt' in ihm ich den erwürgten Alten,
Der jüngst ermordet von der Heidenschar,
Weil dem Gesetz er treu blieb — Eleazar!
Hier überm Hause grade stehn er blieb
Der Trauerzug, beim Ton gedämpfter Posaunen,
Hört' ich von ihm ein dumpfes Grablied raunen,
Von dem zwei Wort' ich nur: Geduld und Tod, verstand.
Der luft'ge Zug, der Hoheprieſter, schwand,
Doch wo er schwand, gerad hier überm Haus, mit Grauen
Seh noch ich's! — flammt' ein Stern, ein großer, purpurroth
Empor, auf dem ein Kreuz, ein ungeheures, droht,
Auch wie in Blut getaucht! Die weiten Himmelsauen
Wie zu beherrschen schien's; der große Stern zersprang
In sieben rosenroth blitzende kleine Sterne,
Sie schwammen mit dem Kreuz durch die azurne Ferne.

Werner weiß, wie man aus dem Bisherigen ersehen haben wird, vom Sinnlichen, als dem Zeichen und Symbol des Geistigen, einen sehr guten Gebrauch zu machen, und der echte Dichter zeigt sich ja überhaupt in der Art, wie er das Geistige durch Bild, Wort, Sprache zur sinnlichen Anschauung bringt; aber ein großer Fehler bei Werner ist es, daß er Geistiges und Sinnliches häufig vermischt in mystisch unklarer Überschwänglichkeit. Er begreift die Vortheile einer passenden scenischen Anordnung, aber er treibt diese bis zum scenischen Pomp und nähert sich oft fast dem Spectakelstück. Der Mangel an Sinn für tragische Einfachheit und Natürlichkeit zeigt sich auch in der Art, wie er Gemüthszustand und Geberdung seiner Helden und Heldinnen angibt. So heißt es einmal von Wanda: (Sie sagt alles dieses nicht etwa in einem aus dem Übermaß des Schmerzes entstandenen Wahnsinn, sondern mit wirklicher, größter, sich völlig bewußter und durch den Zustand ihres bereits abgefertigten Herzens nothwendig herbeigeführten Gleichgültigkeit.) Häufig schreibt er ausdrücklich seinen dramatischen Personen eine Kindlichkeit, Einfalt und Naivetät zu, über die man lächeln muß und die man fast nur als ein psychologisch-romantisches Mirakel ansehen kann. Mit Wundern und Erscheinungen ist er überhaupt nicht sparsam und er hat hierin die Romantik, mit welcher er freilich mehr als viele Andere Ernst gemacht hat, auf die Spitze getrieben und wol mit Veranlassung gegeben, daß man nachher das Kind mit dem Bade ausschüttete.

Über die Gedichte müssen wir kurz sein. Die frühesten sind zum Theil etwas ledern und unangenehm witzelnd; die folgenden zeigen viel vom Schiller'schen Pathos, aber ohne dessen kräftige Gedankenfülle; später werden sie romantisch und endlich ganz mystisch. Kräftiges, selbst Erhabenes wechselt ab mit Schwachem und Trivialem, die klarsten Anschauungen und kühnsten, glücklichsten Bezeichnungen mit mystischem Unsinn und armseligen Wortspielen. Werner besaß eine große Gewandtheit, ja Meisterschaft in künstlichen Versformen, entstellt aber nicht selten ein schönes Gebilde durch Nachlässigkeit oder gesuchte Seltsamkeiten. Von den Predigten schweigen wir am besten. Klarheit und Logik scheinen ihn hier oft ganz verlassen zu haben. Eine hat zum Thema: „Der goldne Rosenkranz — ist wunderschön (erster Theil) und ganz" (zweiter Theil). Er erzählt seinen Zuhörern, welche Länder durch das Gebet des Rosenkranzes gerettet

worden seien. Maria wird in häufigen Wiederholungen gefeiert und als „barmherzig" sogar über die heil. Dreieinigkeit, die nur gerecht sei, gestellt. O, what a noble mind is here o'erthrown! 85.

Der Grieche Theophilos Kaïris und seine Lehranstalt auf der Insel Andros.

Im Jahre 1833 erschienen in Nauplia zwei Bändchen politischer und anderer Gedichte von dem geistreichen, ebenso freisinnigen und witzigen als poetisch hochbegabten Alexandros Sutsos, unter dem Titel: „*Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος.*" In dem zweiten dieser Bändchen befindet sich eine poetische „Zuschrift an den König Otto von Griechenland", worin er über die Bemühungen der Neugriechen für die Literatur und die Verbreitung der Aufklärung sich ausspricht, die Literatur und die Sorge dafür dem Könige empfiehlt, dabei Diejenigen unter Erstern, welche hierin sich besonders ausgezeichnet haben, namentlich aufführt, sodann auch in einem Anhange biographisch-literarische Notizen über dieselben beifügt. In dieser poetischen Epistel wird auch des „wunderbaren" Theophilos Kairis Erwähnung gethan, und hierauf über ihn kurz berichtet, daß er, von der Insel Andros gebürtig, anfänglich in Kydoniä (in Kleinasien) und Thios die Wissenschaften studirt habe, dann nach Pisa und Paris gegangen sei, um seine Studien fortzusetzen. Darauf lehrte er ein Jahr lang an der sogenannten evangelischen Schule in Smyrna und ging sodann als Lehrer an das Gymnasium zu Kydoniä, wo er beinahe 10 Jahre blieb. Später war er für die Errichtung eines Waisenhauses auf der Insel Andros eifrig bemüht, die er auch mit Hülfe von Beiträgen aus Europa zu Stande brachte, wiewol nachher aus dem Waisenhause selbst eine allgemeine Lehranstalt wurde. Über diese Lehranstalt finden sich in den ganz kürzlich ans Licht getretenen, in mehrfachen Beziehungen interessanten „Mittheilungen über Griechenland", von Chr. A. Brandis (Leipzig 1842), Th. 1, S. 299 fg., anziehende Aufschlüsse, die man gern lesen wird und die wir hier mittheilen, um bei dieser Gelegenheit zugleich auf das Buch selbst im voraus aufmerksam zu machen, bis wir über dasselbe ausführlicher uns aussprechen können. „Zuerst", erzählt Brandis in der Beschreibung seines im Sommer 1838 auf der Insel Andros unternommenen Besuches, „wendeten wir uns zu der auf dem höchsten Punkt des Hügels noch außer dem Städtchen gelegenen Anstalt von Theophilos Kaïris, die, ursprünglich zur Erziehung von Waisen bestimmt, durch die Eigenthümlichkeiten des seltenen Mannes zu einer allgemeinen Bildungsanstalt geworden war. Es gehören ihr drei größere und mehre kleinere Gebäude an, alle vom Ertrage freiwilliger Beiträge aufgeführt, die ihr Urheber in Griechenland, Frankreich, Holland u. s. w. gesammelt hat. Das größte jener Gebäude enthält an den Seitenwänden gegen 112 kajütenähnliche kleine Schlafzimmer, 8—9 Fuß im Gevierte, je zwei übereinander, und in der Mitte einen breiten, langen, durch beide Stockwerke gehenden oder vielmehr bis zur Höhe des Daches reichenden Gang, nebst einer Anzahl gleich hoher Quergänge und in ihnen alle für die Arbeiten und für die Mahlzeiten der Zöglinge nöthigen Tische. In einem zweiten, kleinern, zwischen dem ersten und dritten gelegenen Gebäude finden sich die Sammlungen von Büchern, physikalischen Instrumenten und Naturalien; im dritten ein über 300 Personen fassender Hörsaal. Weit über 200 Zuhörer von 12—60 Jahren sah ich in ihm versammelt, unter ihnen mehr wie 20 Geistliche, und hörte drei Stunden lang Vorträge des Kaïris über Stücke einer altgriechischen Chrestomathie (die goldenen Sprüche des Pythagoras wurden erklärt), über Sternkunde und über die Lehre vom Licht; in gleichem Maße angezogen durch den klaren, belebten, eindringlichen Vortrag und durch die lebendige Theilnahme, mit der er so sichtlich von einem großen Theile der Zuhörer aufgefaßt ward. Wenn Kaïris in Folge der Wunden, die er im Befreiungskriege erhalten, leidend war, hielt er täglich nur drei Stunden Vorträge, diese jedoch auch ohne alle Unterbrechung; fühlte er sich wohler, vier bis fünf. In seiner Jugend hat er auf italienischen Universitäten und in Paris vorzüglich mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien sich beschäftigt, ist aber auch den historisch-philologischen Disciplinen nicht fremd geblieben und wol im Stande, über diese verschiedenen Gebiete, wenn auch nicht in die Einzelnheiten gründlich eingehende, so doch sehr anregend einleitende Vorträge zu halten, und mehr noch, wie sie, wirkte die Begeisterung, mit der er lehrte, und der reine gute Wille, der sich in seinem ganzen Wirken aussprach. Alleiniger Vorsteher und Lehrer seiner Anstalt, war er von Morgens früh bis Abends spät unter seinen damals 96 Zöglingen, begann mit ihnen den Tag durch gemeinschaftliche Andacht, frühstückte mit ihnen Brot und Wasser, aß Reihe um an einem ihrer Tische zu Mittag, schlief, gleich wie sie, auf hartem Lager in einem der Kämmerchen, wollte von ihnen nur Bruder genannt werden, sie nur durch Liebe und Erweckung ihres bessern Ich leiten, Erziehungsmittel, mit denen er auszureichen vermochte, weil die Ehrfurcht, von der Alle für ihn sich durchdrungen fühlten, die wilden Triebe in Schranken hielt. Bedienung hatte das Institut nur für die Bereitung der Speisen und fürs Waschen; alle übrigen Dienstleistungen, Verfertigen der Kleider, Bügeln und dergleichen mit inbegriffen, hatten die Zöglinge unter sich vertheilt. Ihre Kleidung war, wie sie auf einigen griechischen Reliefs vorkommt, den Kitteln unserer deutschen Knaben nicht unähnlich. Den Elementarunterricht der jüngern Knaben hatten die ältern zu besorgen. Außer den ältern unter den Zöglingen (die größtentheils gar nicht, die andern nach Vermögen, immer noch wenig genug zahlten) nahmen an den Vorträgen weit über 100 Jünglinge und Männer Theil, die zu diesem Zwecke nicht nur aus allen Ortschaften der Insel und selbst aus den Klöstern, sondern auch von andern Inseln und vom Festlande herbeikamen und in dem Städtchen sich einmietheten. Sie kamen und gingen, nach ihrem Dafürhalten, zahlten nicht und wurden nicht in Listen eingetragen. Der Donnerstag war zu Fragen und Unterredungen bestimmt, an denen wiederum auch jene freien Zuhörer, so viel inneres Bedürfniß sie trieb, Theil nahmen. Gehalt von der Regierung hat Kaïris nicht annehmen wollen; von Gaben nahm er, was ihm von freien Stücken geboten ward. Obgleich er Morgens oft nicht wisse, äußerte er mir, wie er den Tag über seine Waisen sättige wolle, habe es doch nie an Hülfe gefehlt, wenn Noth an Mann getreten. Mag immerhin ein solches Institut die gründliche Vorbildung eines wohlbesetzten und wohlgeleiteten Gymnasiums zu gewähren nicht im Stande sein, mag der Unterricht desselben lücken- und mangelhaft bleiben, mag das ihm zu Grunde liegende Princip der Erziehung, unter andern Verhältnissen und von einer weniger reinen und uneigennützigen Persönlichkeit angewendet, nicht zu rechtfertigen sein: dennoch hat die Anstalt viel, sehr viel gewirkt durch Belebung des Sinnes für das reine uneigennützige Gute, durch Erweckung wahrer Liebe zum Wissen, durch Anleitung zum Studium. Schwerlich wird das durch die Eigenthümlichkeit des Kairis so ganz bedingte Institut ihn und sein beklagenswerthes Schicksal überleben, aber dasselbe wird inzwischen Bedürfniß und Sinn für gründliche Belehrung in Gegenden geweckt haben, in denen sich früher so wenig davon fand, und wol möchte es zu einer den demnächstigen Verhältnissen angemessenen Lehr- und Erziehungsanstalt sich umbilden lassen. Ich halte nicht viel von Übertragung großer Namen der Vorzeit auf Persönlichkeiten unsers Zeitalters, ließ mir es aber wohl gefallen, wenn die Schüler und Zöglinge dieser Anstalt den Lehrer ihren Sokrates nannten; in selbstvergessener Liebe zum Guten und zum Wissen mag er dem alten Weisen wol zu vergleichen sein. Schwer ward es mir, von dem alten ehrwürdigen Kaïris mich zu trennen, den einer meiner griechischen Freunde den tugendhaftesten unter den

Griechen nannte u. s. w. Gebeugt mehr durch die Anstrengungen, Entbehrungen und Ertragungen seines vielbewegten Lebens (Kairis hat, was den obigen biographischen Notizen noch beigefügt werden mag, bei mehren Nationalversammlungen des befreiten Griechenlands die Insel Andros vertreten), als durch die Jahre (er war gegen 60 Jahre alt), hatte er in Blick und Mienen die ganze Beweglichkeit der Jugend bewahrt und in ihnen spricht sich Liebe und Wohlwollen aufs reinste aus." So weit Brandis. Zur Vervollständigung werde hier noch kurz bemerkt, daß Kairis, auch hierin ähnlich dem Sokrates, 1839 als Atheist von der Synode in Athen angeklagt und in Folge dessen, da die Synode Recht behielt, die obgedachte Lehranstalt ihres Lehrers beraubt wurde. 25.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Für die ältere französische Literatur ist im Ganzen bisher, vereinzelte Bestrebungen abgerechnet, wenig gethan. Das kolossale Werk über französische Literatur, das von den Benedictinern begonnen ist und das nur in langsam gemessenem Schritte fortrückt, ist zu sehr nach altem Schnitt und gestattet außerdem seines gewaltigen Umfangs willen keinen allgemeinen Überblick. Das vor kurzem erschienene deutsche Werk vom jüngern Ideler über die ältere französische Literatur ist gar zu trocken und würde für Franzosen geradezu ungenießbar sein. Außerdem ließen sich bei der großen Gelehrsamkeit, die der Verf. auskramt, doch mancherlei Mängel nachweisen; derselbe hat die Studien französischer Gelehrten nicht gehörig benutzt, zerfährt gar zu sehr in einzelne bibliographische und philologische Notizen und wird bei seiner Arbeit durchaus von keinen leitenden Ideen belebt. Ampère's und Sainte-Beuve's ähnliche Arbeiten hätten ihm, obgleich sie nur fragmentarisch sind, als Muster dienen können. Sie würden den schwerfälligen deutschen Gelehrten gezeigt haben, daß große Gelehrsamkeit und ein reicher Inhalt eine gefällige Form nicht unbedingt ausschließen. Gegenwärtig können wir ein sehr brauchbares Handbuch empfehlen, das die französische Literatur bis zum 17. Jahrhundert herab ziemlich erschöpfend behandelt, wir meinen B. Baron's „Histoire abrégée de la littérature française depuis son origine jusqu'au XVII siècle" (2 Bde., Paris 1842). Der Verf., ein geborener Franzose, aber seit langen Jahren als Professor in Belgien angestellt, ist Meister seines Gegenstandes. Sein Werk ist gelehrt, geistreich und lichtvoll, und wenn der Verf. auch etwas unter dem Einfluß classischer Ideen steht, so treten dieselben doch nie störend hervor.

Die Flut der französischen Übersetzungsliteratur ist täglich im Steigen begriffen. Während in andern Ländern die Bearbeitungen fremder Meisterwerke mehr und mehr Original-Productionen Platz machen, mehren sich in Frankreich die Zahl der Übersetzungen maßlos. Wir haben schon hin und wieder eine ganze Reihe ganz gelungener Arbeiten ähnlicher Art angeführt, könnten aber schon wieder die Aufzählung derselben um einige Nummern vermehren, wenn uns dies nicht zu weit führte. Wir machen nur auf eine sehr gediegene Bearbeitung der schönsten Poesien von Th. Moore („Chefs d'oeuvre poétiques de *Th. Moore* par Mme. *Belloc*; notice biographique par M. *O'Sullivan*") und auf eine Übertragung des Horaz aufmerksam. Die Arbeit des Hrn. Goupy, der letztere angefertigt hat, verdient alles Lob. Man sieht, daß ihr Verf. das Horazische nonum prematur etc. gewissenhaft befolgt hat. Dafür ließ sich seine Übersetzung aber auch wie ein Original.

Die Bedrückung der römisch-katholischen Kirche in Rußland, über die der Papst kürzlich eine lange Litanei erhoben hat, wird aufs ausführlichste besprochen in einer soeben erschienenen Schrift, die den Titel trägt: „Persécutions et souffrances de l'église catholique en Russie, par un ancien conseiller d'état de Russie." Dieses Werk hat, besonders der beigegebenen Documente wegen, von denen ein Theil wenigstens bisher gänzlich unbekannt war, nicht unbedeutendes Interesse, leidet aber, an der ähnlichen Schriften meistens anhaftenden Galbung. 32.

Bibliographie.

Bechstein, L., Der Sagenschatz des Frankenlandes. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes. Gr. 8. Würzburg, Voigt u. Mocker. 2 Thlr. 10 Ngr.

Cyanen. Taschenbuch für 1843. 5ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Gr. 16. Wien, Pfautsch u. Comp. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Czaykowski's ausgewählte Romane. 2ter Band. Bilder aus dem Kosacken-Leben. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Bilder aus dem Kosacken-Leben. Von Czaykowski. Deutsch bearbeitet von J. P. Jordan. 2tes Bändchen. 16. Leipzig, Binder. 15 Ngr.

Fleck, F. F., Die Vertheidigung des Christenthums. Mit Hinblick auf Strauss und die geistesverwandte Richtung. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1843. 12. Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Gr. 16. Wien, Pfautsch u. Comp. 2 Thlr. 7½ Ngr.

George, L., Princip und Methode der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Hegel und Schleiermacher dargestellt. Gr. 8. Berlin, Schröder. 1 Thlr.

Gervinus, Historische Schriften. 4ter Band. Geschichte der deutschen Dichtung III. Auch u. d. T.: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 3ter Theil. Vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten. 2te Auflage. Mit einem Namen- und Sachregister. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Heeringen, G. v., Der Geächtete. Historische Novelle. 3 Bände. 8. Leipzig, Mayer u. Wigand. 4 Thlr.

Herloßsohn, C., Zeit- und Lebensbilder. Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen. 6ter Band. — Auch u. d. T.: Die Rosenberger. Historische Novelle. Nebst andern Novellen und Humoresken. 8. Leipzig, Taubert. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kock, Ch. P. de, Der Unbekannte. Nach: Ce Monsieur. Aus dem Französischen von W. du Roi. 2 Bände. Gr. 12. Braunschweig, G. E. E. Meyer sen. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mendelssohn, J., Wilde Blumen. Dichtungen. 12. Leipzig, Reclam jun. 1 Thlr.

Prokesch-Osten, Ritter A. v., Kleine Schriften. Gesammelt von einem Freunde. 3 Bände. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schults, A., Gedichte. 1ste Sammlung. Gr. 12. Magdeburg, Bänsch. 1 Thlr.

Soulié, F., Der Paradies-Feigenbaum. Aus dem Französischen übersetzt von W. du Roi. 1ster Band. Gr. 12. Braunschweig, G. E. E. Meyer sen. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Die Schule des Lebens. Roman nach Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait. Nach dem Französischen von E. Rumann. 1ster Band. Gr. 12. Braunschweig, G. E. E. Meyer sen. 1 Thlr. 15 Ngr.

Toussaint, A. L. G., Das Haus Lauerneffe. 2 Bände. Aus dem Holländischen von J. H. v. Bétaz. Gr. 12. Braunschweig, G. E. E. Meyer sen. 2 Thlr. 20 Ngr.

Medicinische Unterhaltungsbibliothek oder Collectiv-Blätter von heiterem und ernstem Colorite für alte und junge Ärzte ꝛc. 8tes, 9tes Bändchen. Mit den Bildnissen von Dr. Heinr. Stieglitz u. S. T. v. Sömmerring. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 279. — 6. October 1842.

Briefe aus Paris von Karl Gutzkow. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Wie unendlich leicht und wie unendlich schwer es gegenwärtig ist, Reisebriefe zu schreiben! Was müßte das nicht für ein Michel in der Literatur sein, der nicht geistreich, witzig, epigrammatisch, blendend und anschaulich die Dinge, Personen und Gegenstände beschriebe, auf die er reisend trifft oder nicht trifft, und nicht ebenso geistreich, epigrammatisch und sicher über die Verhältnisse zu urtheilen und aus einem Flocken ein langes Gewebe zu spinnen verstände. Aller der theuern Vorbereitungen, mit denen unsere Väter reisten, bedarf es längst nicht mehr, um mit Erfolg zu reisen. Und wer will leugnen, daß unsere flüchtigsten Reisenden mehr unterweges aufgreifen, beobachten und mitbringen, als jene Ehrenwerthen, die vorher Quartanten, Folianten und Bibliotheken nachschlugen, auch allenfalls eine kleine Bibliothek auf den Weg mitnahmen und in jedem Dorfe den Schulzen kommen ließen und zum Prediger sich begaben, um die authentischsten Nachweise und die sichersten Führer zur Wahrheit sich zu verschaffen. Das Geheimniß ist verschwunden, die Kritik hat überall gesichtet, wer will, hat die Mittel in der Hand, und er müßte entsetzlich hinter der Zeit, die auch den Kleinen auf ihren Flügeln hebt, zurückgeblieben sein, wenn er nicht auch der Kraft geböte, was er sieht und zu denken angeleitet ist, in einem guten und blitzenden Style niederzuschreiben. Aber gerade um deshalb wird es auch um so schwieriger. Es ist ja leicht gemacht, es wird zu viel gefodert, um sich auszuzeichnen. Bleibt denn eine neue Anschauung, eine geistreiche Bemerkung für ein Buch, das doch erst nach Monaten erscheinen kann, wenn alles bereits vorher in den Zeitungen verartikelt ist. Ein geistreicher Reisender pflegt seine Bemerkungen, wenn er in Gesellschaft ist, nicht zu verschließen, es wäre eine barbarische Qual, und gerade die gesellige Mittheilung zündet und entlockt das Beste. Wenn er nun auch selbst so viel Berechnung und Selbstüberwindung hat, seine Eindrücke aufzusparen, das einmal Geäußerte ist sogleich Gemeingut, es wird wider Willen ruchbar, verlautet und wird zu Lauten, Sätzen, Artikeln. Der Schriftsteller kommt zu spät. Ein geistvoller Dichter, ich darf ihn nennen, ein theurer Dahingegangener, Franz von Gaudy, der auch in letzter Zeit reiste, um zu schreiben — und das ist kein Studium mehr, es ist zur andern Natur bei Allen geworden, die mit der Feder umgehen, den gelehrten und ungelehrten — hatte auf Reisen vor jedem geistreichen Reisegefährten, der Papier und Feder mit sich führte, eine innere Angst, die er in seiner liebenswürdigen Offenherzigkeit nicht verbarg. Zwei Sonnen haben an einem Himmel nicht Raum. Und sei es, der Reisende rettet etwas Neues, wie soll er es vorbringen? Sind nicht alle Wege betreten, alle Schlagbäume niedergerissen? Ob er mit der Eisenbahn fliegt, oder durch Dornen und über Felsen sich einen Fußpfad sucht, überall waren schon Andere vor ihm da; er sieht ihre Fußstapfen im Sande, ihre Namen an schwindelnden Klippen eingeschnitten, wo man nur mit Stricken und Leitern und Lebensgefahr hinklimmt. Die anmuthige Weise, wie der Gemsbock von Klippe zu Klippe zu springen, und im Übermuth vom jähen Vorsprung, auf dem unsere Väter anbetend vor der Allmacht und Herrlichkeit der Schöpfung auf die Knie sanken, hinunterzuhofiren, ist so nachgeahmt und verbraucht, daß ihre eigenen Erfinder sich dagegen auflehnen. Schon verlangt man wieder Ernst, Gründlichkeit, längeres Verweilen; aber wer mit einem Ochsengespann, wie Immermann den Semilasso in die Heimat reisen läßt, weil das allein wieder exclusiv wäre, fände doch wenig Begleiter. Die grausame Nothwendigkeit zwingt die gesunde Natur zu Paradoxien. Es ist der einzige Weg, interessant zu werden. Der Frühling muß wieder roth aufgehen, wenn er mich interessiren soll, sagte ungefähr Lessing. Was ist gegen eine solche Autorität zu sagen?

Wenn ein so viel versuchter, viel besprochener, angefeindeter und anfeindender Mann als Karl Gutzkow eine Reise macht und sie beschreibt und der Öffentlichkeit übergibt, so ist das Publicum von selbst auf etwas Außergewöhnliches angewiesen. Er darf uns nicht Wirthshausrechnungen, die Physiognomien der Menschenracen und Architekturen, nicht Schilderungen schöner Gegenden, Theaterkritiken und Betrachtungen über den Zollverein geben. Dampfschiffe und Eisenbahnen müssen hinter ihm liegen als abgethane historische Facta, und wenn er sich in die Politik begibt, darf er nicht sich selbst aufwärmen; da er aber auch keiner andern Partei und Meinung, die nicht seine ist, ein Recht darf angedeihen lassen, ist er ge-

zwungen nagelneue Parteien und Ansichten aus dem Boden zu stampfen. Oder thut er es nicht, führt er nur auf, was Andere schon aufführten, was wir schon kennen, dann ist er usé. Es ist bekanntlich ein großes Vergnügen, Jemanden für usé zu ekläriren. Weil man für die Zukunft Platz braucht, muß man mit der Vergangenheit und Gegenwart, so schnell es sich thun läßt, fertig werden. Ohne Zweifel hat der Verf. das oder Ähnliches selbst gedacht, als er an die schwierige Arbeit ging, und daher die Blitze seines Geistes nach rechts und links hin auf Absonderliches gerichtet. Aber ein guter Genius war bei seiner Abfahrt aus Hamburg, derselbe, der ihn schon im März 1842 in Hamburg seine Mobilien und Effecten aufpacken und über die lüneburger Haide nach Frankfurt schicken ließ, damit der viel Versuchte und Geprüfte nicht gar in die traurige Lage käme, als abgebrannter Dichter unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Für abgebrannte Buchhändler und Dichter advocirt bekanntlich das Mitleid, statt des Rechtes, bei der Staatscensur; und wir sind weit entfernt, Hrn. Gutzkow diese Hülfe zu wünschen. Dieser gute Genius ließ ihn nur einige wenige Fechterstreiche nach dem Ungewöhnlichen und Pikanten versuchen, bald aber hat sich sein Arm in die gute Schule geschlagen, welcher der endliche Sieg über Naturalisten immer sicher ist. Nach einigen blitzenden Evolutionen, nach einigen Paradoxien kehrt der Reisende zu der ruhigen Beobachtung zurück, die wir nun einmal die geistreiche nennen, und Jeder kann ihm mit Vergnügen folgen, der, wenn er Gegenstände betrachtet, auch denken will. Freilich sind es Gedankenblitze, ohne die läßt es sich nicht thun, aber Niemand kann immer blitzen. Entweder hat er sich ausgeblitzt und es wird dunkel, oder er ökonomisirt zur rechten Zeit und steckt mit dem elektrischen Feuer eine große Kerze an. Dies thut hier Gutzkow und wir sehen die von ihm beleuchteten Gegenstände in einem, zu unserer Verwunderung wohlbekannten Lichte. Denn ist es nicht zu verwundern, wenn ein Mann, der noch vor wenigen Jahren den Himmel stürmen wollte und den Pelion auf den Ossa thürmte, jetzt der Ordnung das Wort redet, wenn er sagt:

Ich ziehe es vor, den Staat, wie er jetzt ist, nicht für einen Rechnungsfehler zu halten, den man nicht tilgen kann, wenn man nicht ganz auf den ersten Ansatz, auf das Einmaleins und die vier Species der Gesellschaft zurückgeht, sondern ich halte ihn für einen erkrankten Organismus, der sich heilen läßt, ohne ihn darum zu zerstören. Die moderne Gesellschaft in ihrer ungleichen Vertheilung der Güter, in ihren Lasten auf die Arbeitenden, in allen ihren Ungerechtigkeiten, die die oft künstliche Zusammensetzung unserer Verhältnisse mit sich bringt, ist ein vegetativer Organismus, dessen Wurzeln zwar hier und da von der schützenden Erde entblößt sind, die aber noch tief genug in den Schoos der Geschichte greifen, um ihm noch auf lange Zeiten Wachsthum und kräftige Entfaltung zu sichern. Die wahre Philosophie und die politische Opposition, die soeben bei uns in Deutschland einen so erhabenen Bund mit der Philosophie geschlossen hat, beide sind berufen, diesen Organismus zu überwachen.

Werden Viele von Abspringen, Übergang und Verrath reden (d. h. was den Vordersatz anlangt), ich meine, es ist nur das ewige Gesetz der Schwere, welches nach einer chaotischen Umrüttelung immer das rechte Maß findet und es Die selbst noch vor der Zeit finden läßt, die, mit innerer Kraft begabt, einen Rausch abschütteln können, ohne darum den Wein, noch die Illusianen zu verdammen, welche er in ihnen aufregte.

Kann man noch über Paris Etwas schreiben, was nicht schon geschrieben ist? Gewiß, wenn über irgend eine Stadt, so über Frankreichs Hauptstadt. Wo ist denn ein Ort, ein Land, ein Volk, das wie Paris der Repräsentant des ewig Beweglichen, Fort- und Rückströmenden wäre? Wenn nicht in jedem, alle zwei Jahr doch, ließe sich eine schildernde, eine reflectirende Reisebeschreibung von Paris denken, die immer neu wäre, wenn sie uns auch nur alte Dinge berichtet. Die Dinge, die Parteien schütteln sich wie in einem Kaleidoskop, es kommt nur auf den Beobachter an, um immer ein neues Gemälde zu entwerfen.

Der Reisende führt uns durch die lüneburger Haide und Hanover, wo er wenig Erfreuliches, wir aber desto mehr seine Mäßigung bemerken, mit der er das Unerfreuliche von sich abgleiten läßt, über Köln, Aachen und Brüssel nach Paris. Eine kurze launige Episode ist die Geschichte der deutschen Bäder, welche einmal Mode waren und es nicht mehr sind. Daran ließen sich noch viel Bemerkungen knüpfen, die wir aus einer Feder, wie diese, gern läsen. Wie er den alten Heine'schen Capriccio, der uns Alle einst bezauberte, lieb und Vielen zur andern Natur wurde, in seinem neuen Ernste zu meistern weiß! Nur dann und wann schießt er ihm aus der Feder, und wer will dies rügen! Wir sind zur bessern Erkenntniß gekommen, daß diese Art nicht mit unserm innersten Wesen sich verträgt; aber die Ausbildung, welche sie in der deutschen Natur gewonnen hatte, spricht doch dafür, daß sie unserer Natur nicht absolut entgegen ist. Warum sollen wir uns ihrer nicht dann und wann als Abwehr- und Angriffswaffe bedienen! Was einmal Geltung hatte, ist nicht mehr ganz auszutilgen. Soll es nun nur literarisch registrirt bleiben; ist es nicht vielmehr besser, daß wir im Lebensproceß Das, was nicht abgestorben ist, davon aufnehmen? Nur die Rigoristen, auf welcher Seite es sei, sind gefährlich, die uns ihre Monotonie aufdringen wollen. Daß wir uns vom Fatalismus, den Ahnungen und dem Wunderspuk der romantischen Schulen freigemacht und unsere Poesie wieder klar und hell dem Sonnenlicht ins Auge schaut, ist ein Factum und lobenswerth. Auf festem Boden, die wahre Wirklichkeit unter ihren Füßen, die wahre Historie hinter sich und eine Zukunft voll praktischer Ideen vor sich, versuchen sich unsere Novellisten und Dichter heut in die Welt; ist es aber nicht Thorheit, ihnen deshalb verbieten wollen, alle dunkeln Winkel zu betreten, sammt Nebel und Mondenschein und Helldunkel? Auch der Spuk, das Wunderbare hat so gut sein Recht wie der Mond am Himmel, denn sie existirten einst, wie der letztere noch heut; und es ist Unnatur und Einseitigkeit, ihre Existenz verleugnen wollen, weil sie zu unsern heutigen Anschauungen nicht mehr taugen. So lange der Geist frei bleibt und sich in dem

Spuk nicht verliert, was wol unsern Vätern passirte, hat der Dichter ein ebenso unbestreitbares Recht, sich damit zu unterhalten, als unser heutiger Fortschrittsernst jezuweilen mit ironischem Spiel sich zu vergnügen. Um deswillen werden die Literaten in Aachen und Köln dem Verf. seine Laune nicht verargen. Gutzkow eifert mit allem Ernst gegen den Aufbau des kölner Doms. Andere friedliche Stimmen wollen ihn doch wieder aufbauen lassen, aber nur als ein Werk der Kunst und Pietät, und protestiren allein dagegen, daß die Wiederherstellung einer Ruine das Symbol der Wiedervereinigung und Wiedererhebung Deutschlands sei. Was Raisonnement gegen eine Thatsache! Es ist geschehen, der Dom reicht freilich noch nicht in die Wolken, aber das deutsche Volk ist zusammengetreten und hat sich für seinen Wiederaufbau entschieden, und der König von Preußen hat den Grundstein gelegt und Worte gesprochen, die eine Thatsache für die Nachwelt bleiben. Laßt die kommenden Jahre und ihre lebendigen Kräfte dafür sorgen, daß die Deutschen in diesem Dom etwas anders wollen als eine Ruine restituiren. Wenn das geschehen, acceptiren wir Gutzkow's Worte, nur in anderm Sinn: „Wenn dieser Dom ausgebaut ist, wird es nicht mehr der rechte Dom von Köln sein." Desto besser, dann ist es der Dom von Deutschland.

Zu den Paradoxien wollen wir folgende Ansicht nicht zählen, aber sie ist neu und ich will sie nicht unterschreiben:

Seit man anfing, unsere wichtigsten politischen Festhandlungen mehr in das Innere Deutschlands zu verlegen, von Aachen nach Frankfurt, von Frankfurt nach Regensburg, von Regensburg nach Wien, ist auch Deutschland äußerlich kleiner, innerlich schwächer geworden. Um den Franzosen alle ihre Rheinträume zu benehmen, sollten die Könige von Preußen ihre Residenz von Berlin nach Köln verlegen.

Einstweilen, dünkt uns, genügt das Domfest.

Erwarte man von Gutzkow's Feder beim Eintritt in die Barrièren von Paris nicht Überraschungen, Entzückungen oder Moral. Das ist abgethan. Wer auch Paris nie sah, an der Pleiße, Spree und Elbe kennt es Jeder, der liest, und noch mehr, der schreibt. Er hütet sich mit Recht, was wir kennen, uns zu schildern, und eben desgleichen nimmt er mit Recht an, daß seine Leser die hervorragenden Persönlichkeiten und ihre Ansichten kennen; er commentirt sie nur und rangirt die Erscheinungen in den Kreis seiner Gedanken und Anschauungen. Wir erfahren eine interessante Neuigkeit. Als St.-Marc Girardin in Berlin war, ein junger Mann, der von Deutschland noch nichts wußte, aber viel lernen wollte und nach wenigen Wochen mit der fertigsten Kenntniß von Deutschland nach Paris zurückkehrte, war in Berlin der Student Gutzkow sein Lehrer. St.-Marc Girardin ist jetzt maître des requêtes, Staatsrath, Deputirter, auch Candidat eines Portefeuilles, sagt uns Gutzkow, und Gutzkow — hat das Bewußtsein, sein Lehrer gewesen zu sein. Warum ergreift ihn da Wehmuth, wenn er diese Gedankenreihe verfolgt? Das ist nicht Gutzkowisch, über das Unabänderliche Elegien zu dichten. Der Deutsche ist in ihm zum Bewußtsein geworden. Es fällt ein Schatten hieb gegen den seligen Gans ab. Was Gutzkow Girardin über Deutschland damals gelehrt, erklärte Gans für eitel Albernheit, denn Deutschland könne nur durch Frankreich zur politischen Freiheit kommen. Seit der Julirevolution hat sich Alles verändert:

Deutschland hat Kraft gewonnen, Frankreich verloren. In Frankreich ist der Bodensatz der Gährung ans Tageslicht gekommen, bei uns hat die Gährung, die wir Frankreich verdanken, unsere edlern Bestandtheile zum Vorschein gebracht.

Überall in Paris mittelalterliche Bärte. „Die Männer lassen sich ihre Bärte wachsen, ohne daß sie selbst ihren Bärten gewachsen sind." Man darf nicht mehr erröthen im pariser Salon sich als Allemand vorstellen zu lassen. Es wird eine Lieblingswendung der Franzosen: Deutschland müsse mit Frankreich Hand in Hand gehen. Es liegt jetzt mehr als ein egoistisches Compliment, es liegt wirklich etwas Aufrichtiges darin. „Die Franzosen räumen uns so außerordentlich viel ein, daß man mehr als mistrauisch wäre, ihren Versicherungen keinen Glauben zu schenken." Gutzkow hörte es von Franzosen selbst bedauern, daß die Rheinfrage von zu sanguinischen Köpfen aufgeworfen worden, die gern mit Phrasen paradirten. Die Vernünftigen sagen: Nehmt uns nicht übel, daß wir zuweilen an unsere Eroberungen denken; seid Ihr doch auch zweimal in unserm Lande gewesen! Man sagte Gutzkow: Nur die sinkenden Größen in Frankreich, Größen, die keine populaire Idee mehr zu verarbeiten haben, greifen nach dem letzten Rettungsbret, nach der Rheinfrage. Es wären die Geister, die Frankreich selbst schon aufgegeben hätte. Ist dem so?

(Die Fortsetzung folgt.)

Für Geschichts- und Alterthumsfreunde.

Eine Bronzebüste im herzoglichen Museum zu Braunschweig ist einem dortigen Gelehrten Veranlassung geworden, über die Abbildungen des Demosthenes, für dessen Portrait sie erklärt wurde, eine sehr belehrende Zusammenstellung zu geben.*) Indem er mit Recht diese Deutung verwirft, benutzt er den Anlaß nicht allein, zur Würdigung des großen Staatsmannes ein belehrendes Wort auszusprechen, sondern auch in den echten Bildnissen desselben die Züge nachzuweisen, welche die Geschichte uns von ihm als eigenthümlich bewahrt hat. Schröder, der die angeblichen Bildnisse desselben einer genauen Prüfung unterwirft, muß die jetzt täglich sich bestätigende Erfahrung machen, daß Werke der Botanik wie der Numismatik, der Monumentenkunde wie der Epigraphik, die aus der vorkritischen Periode herstammen, nur mit großen Beschränkungen als Autoritäten zulässig sind, daß sie nur sehr untergeordneten Werth für die Wissenschaft, häufig durchaus gar keinen haben. Denn unzuverlässig in dem Wiedergeben des Vorliegenden, unterscheiden sie ohnehin fast niemals das Ursprüngliche von dem später Zugefügten und verleugnen häufig allen den Scharfsinn, den man bei ihren Erklärungen anzutreffen gewohnt ist, in der Auswahl der zu erklärenden Monumente, sie gaben Ballast statt behauenen Marmors. Nur durch genaues Vergleichen kann daher oft die Identität der besprochenen Dinge erst festgestellt werden

*) Über die Abbildungen des Demosthenes mit Beziehung auf eine antike Bronzebüste im herzoglichen Museum zu Braunschweig von H. Schröder. Mit zwei Tafeln Abbildungen. Braunschweig 1842.

und befremden kann es nicht, wenn häufig ein völliges Umkehren der gefolgerten Sätze der Gewinn dieser scheinbar reichlichen Vorarbeiten ist. Doch kann die geschichtlich gelehrte Forschung sich dieser Durchsicht des früher Geleisteten, auch wenn sie nur unbedeutende Resultate verspräche, durchaus nicht entziehen. Nur wer sie nicht unterlassen hat, darf die allmälig sich erweiternden Kreise zu überschauen glauben. Aus diesem Grunde hat ein gelehrter Arzt, der seine vielseitigen und stets interessanten Forschungen aus den verschiedensten Gebieten der Medicin gern auf geschichtliche Basis zu stellen liebt, und dem es am Herzen liegt, diese Richtung zu fördern, den gelehrten Apparat zusammengestellt, der bei Fragen seiner Wissenschaft zuerst angegangen werden muß. Des Hofraths Choulant „Bibliotheca historico-medica s. Catalogus librorum historicorum de re medica et scientia naturali systematicus" (Leipzig 1842), der Vollständigkeit der Literatur bis auf die Dissertationen herab über alle geschichtlich-medicinischen Fragen beabsichtigt — mit Ausschluß, doch nicht allzustrengem, der einzelnen eingedruckten Aufsätze —, ist ein Buch voll so mannichfaltiger Gelehrsamkeit und das in kleinem Raume einen so ungeahneten Reichthum bequem zusammengeordneter Notizen enthält, daß Niemand es wird entbehren mögen, der über die wichtigsten Kenntnisse Das zusammengestellt haben will, was bisher darüber gedruckt ward. Vollständigkeit, wohl verstanden, soweit sie ein Einzelner zu geben vermag; denn es ist zu besorgen, daß der Reichthum, den der Vers. auslegt, eine sehr verbreitete Classe von Lesern bestimmen werde, nach den Büchern vorzugsweise zu fragen, die zufällig fehlen, z. B. nach „Ahmed Teifascite flor di pensieri sulle pietre preziose. Opera stampata nel suo originale arabico con la traduz. e note di Ranieri" (Florenz 1818) bei S. 133, oder den nicht unwichtigen Untersuchungen von Amati Rosa und Viviani über den Purpur, sowie nach Bizio: „La porpora rivocata entro i confini del rosso" (Venedig 1832) zu S. 158 ꝛc. Jedenfalls dürfte der Grundsatz des Verf., nur einzeln gedruckte Werke und Abhandlungen aufzunehmen — der nicht einmal streng durchzuführen war —, sich für den Zweck des Werks als unvortheilhaft erwiesen haben; denn sicher ist eine Abhandlung von Wildenow über die Gattung Papyrus in den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1812—13), Minutoli: Ist die echte Papyrusstaude gegenwärtig noch in Ägypten vorhanden? u. s. w. mehr werth, als Unger, den er S. 111, und Guilardinus, den er S. 56 anführt; und eine Menge der nützlichsten, für den jetzigen Stand der Wissenschaften berechneten Untersuchungen blieben dadurch ausgeschlossen. Vermißt daher auch wol Mancher eine Nachweisung, die er zu finden voraussetzte, so findet er dafür sicher, wo er es vielleicht nicht erwartete, einen Ersatz, der das Werk als eins der empfehlenswerthesten Hülfsmittel für gelehrte, namentlich antiquarische Studien darthut, wie man es in vielen Fächern noch schmerzlich vermißt. Ohne selbst Text zu bringen — denn die Noten sind mit Willkürlichkeit angespritzt —, wird es gewiß manchen belehrenden Text veranlassen, dem es auch bei dem reichlichen Stoffe an Interesse nicht fehlen kann.

Um Freunde solcher stoffhaltigen Werke über eine Nachricht zu trösten, die Schröder in seiner obenerwähnten Schrift (S. 14, Note 1) wiederholt hat, benutzt Ref. diesen Anlaß, das Wiederauffinden eines Manuscripts bekannt zu machen, dessen Verlust man zu betrauern Grund hatte. In dem Nachlasse des Staatsrathes v. Köhler zu Petersburg vermißte man eine Handschrift, die das Resultat seiner unermüdlichen Forschungen über Glyptik, das Ergebniß eines ganzen, gerade diesem Kunstzweig mit Vorliebe gewidmeten Lebens enthielt. (Man sehe das Genaueste darüber in der Biographie Köhler's, Bd. 93 der wiener „Jahrbücher der Literatur.") Sehr wahrscheinlich erklärte man diesen Verlust durch die Ereignisse beim Brande im Winterpalais, welcher dem Tode des Staatsraths Köhler kurz vorausging und der seine Existenz, da er in der Eremitage wohnte, sehr nahe berührte. Aber diese Handschrift, sowie alle andern vermißten haben sich wiedergefunden, und um dieser Nachricht größere Zuverlässigkeit zu geben, setzt Ref. eine genauere Beschreibung derselben hierher. Im Besitze des Hofraths Rudolf v. Köhler zu Petersburg (gegenüber der wolnessischen Kirche in Stuhlmann's Hause, Nr. 28) befinden sich

I. Dioskorides und Solon. Nebst einer Einleitung über die Gemmen der alten Künstler.
   Einleitung: Deren Abtheilungen und Überschriften. (S. 1—66.)
   a) Gemmen mit den Namen der dargestellten Gegenstände.
   b) Gemmen, die mit den Namen ihrer Besitzer versehen sind.
   c) Eine Gemme, welche die Namen Derer darstellt, die sie einem Tempel geweiht.
   d) Über eine Gemme, auf der man bald einen an das vorgestellte Bild gerichteten Wunsch oder Zuruf, bald den Namen des Künstlers hat finden wollen; und
   e) Inschriften, deren Bedeutung nicht mit Gewißheit zu bestimmen, die aber eher alles Andre, als den Namen des Künstlers anzeigen.
   Erster Abschnitt: Gemmen mit Namen der Steinschneider, von denen es bekannt ist, daß Arbeit und Aufschrift aus neuer Zeit herrührt. (S. 67—74.)
   Zweiter Abschnitt: Gemmen, welche man dem Dioskorides und Solon zugeschrieben. Zugleich über die Veranlassung, die Werke der Steinschneidekunst mit Namenaufschriften zu bezeichnen. (S. 75—110.)
   Dritter Abschnitt: Gemmen mit Namen vorgeblicher Steinschneider, an denen Arbeit und Inschrift neu sind. (S. 111—132.)
   Vierter Abschnitt: Gemmen, an denen die Arbeit theils zweifelhaft, theils sehr verdächtig, die Aufschrift aber neu ist. (S. 133—139.)
   Fünfter Abschnitt: Gemmen, an denen die Arbeit alt, die Inschrift aber neu ist. (S. 140—145.)
   Sechster Abschnitt: Gemmen, an denen die Arbeit alt, die Aufschrift aber ungewiß oder verdächtig ist. (S. 146—148.)
   Siebenter Abschnitt: Gemmen, deren Alterthum sowol wegen der Kunst, als wegen der Aufschrift ungewiß ist. (S. 148—151.)
   Achter Abschnitt: Gemmen von alter Kunst, mit alter Aufschrift der Steinschneidernamen. (S. 152—160.)
   Anmerkungen zur Einleitung und Beweisstellen für den Inhalt. (S. 161—220.)
   Ein paar hundert Abbildungen, die dazu gehören.

II. Olbia's Denkmäler und Inschriften. Zwei Bände. Folio. 222 Seiten.

III. Beschreibung eines Gefäßes aus Sardonyx mit erhobener Arbeit. Mit zwei Zeichnungen. 4. 83 Seiten.

IV. Dinokrates' und Alexander's Bildsäule auf dem Berge Athos. 4. 206 Seiten.

V. Abhandlungen über die Denkmäler des Alterthums aus Silber in der Sammlung des Grafen Strogonow. Mit Zeichnungen. 4.
   Über die Denkmäler aus Silber. (S. 1—28.)
   Der Wettstreit um die Waffen des Achilles auf einer silbernen Schale. (S. 29—394.)
   Über die kolossale Gestalt der griechischen Heroen. (S. 395—418.)

Ref. hat diese Angaben so umständlich gegeben, weil Kenner der Literatur, die mit der Stoffhaltigkeit von Köhler's Schriften bekannt sind, daraus werden ermessen können, welche Schätze der Gelehrsamkeit hier niedergelegt sein mögen. Kaum wieder vom Untergange gerettet, ist zu wünschen, daß ein unternehmender Buchhändler sich finde, der diese Arbeiten eines der kenntnißreichsten und classisch gelehrtesten Archäologen einer Öffentlichkeit übergebe, die allein vor gleichem Verluste sicherstellt.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 280. — 7. October 1842.

Briefe aus Paris von Karl Gutzkow. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Über das Theater mögen die Leser die Briefe selbst nachlesen. Der Rachel Unsterblichkeit, wenn sie darauf aspirirt, wird durch Gutzkow's Urtheil nicht getragen. Wir sind geneigt ihm zu glauben. Schon aus andern Quellen verlautete Ähnliches. Eine traurige Anekdote theilt er uns mit, welche die Zeitungen bisher nur andeutungsweise erzählten. Eine Tugend, die nicht das Opfer der Leidenschaft wird, sondern einer frechen Wette, und wo Kuppelei und Geld mitspielen, aber unmöglich etwas von Liebe, das, dünkt uns, ist eine Geschichte, die einem sittlichen Zustande hinter der Revolution angehört, so in Deutschland als in Frankreich. Es ist dies einer der Punkte, wo auch die verstocktesten laudatores temporis acti der Gegenwart ihre Vorzüge einräumen müssen. Der berühmten, naiven Dejazet (sie ist leider jetzt 45 Jahr, aber doch noch jung in den Gefühlen) ertheilt er den Preis. Aus einem der neuern Vaudevilles erfährt das Publicum, daß die Schlacht bei Leipzig nur um deswillen verloren ging, weil einer von Napoleon's Commissairen sich von den Verbündeten bestechen ließ! Dem deutschen Schriftsteller ist das Glück geworden, die renommirtesten Persönlichkeiten der Hauptstadt kennen zu lernen und zum Theil bei ihnen eingeführt zu werden. Mit der ihm eigenen scharfen Beobachtungsgabe, aber mit mildern Sinn und geläutertem Urtheil, führt er sie uns vor, oder uns bei ihnen ein. Es gehören diese Abschnitte zu den interessantesten Partien und reifsten Arbeiten des Buchs. Hier verläßt ihn alle spielende Laune, alle Lust nach dem Auffälligen und Neuen; er reproducirt uns die bedeutendsten Männer, daß, wenn wir sie früher kannten, wir uns freuen von ihnen ein so getreues kunstvolles Portait wiederzusehen; aber wer, der sie gestern sah, kennt sie, wie sie heute sind! In jeder Stunde, sagt der Verf., geschieht in Paris Etwas ganz im Stillen, das uns auswärts, wenn wir davon hören, tagelang beschäftigt. Hier kündigt sich Unzähliges pomphaft an und endet unbedeutend, und Manches scheint anfangs geringfügig und wird bedeutend: dieser ewige Thätigkeitsproceß ändert auch die Menschen.

Einen wie andern Guizot schildert uns z. B. Gutzkow, als ihn Schreiber dieses vor 13 Jahren sah. Der beredte Professor, vergöttert von seinen Zuhörern, verehrt von Frankreich, der Stolz der liberalen Partei, saß auf seinem Katheder mit der Ruhe des Weisen und docirte mit einer heitern Sicherheit, die keine Wolken am politischen Himmel trüben konnten. Der Minister Guizot, der verketzerte und verschriene Lenker Frankreichs, der eben den päpstlichen Gesandten empfangen, empfängt den deutschen Schriftsteller; aber sein Wesen erscheint ihm wie galvanisirt, seine Lebhaftigkeit fast der Reizbarkeit sich zu nähern, es liegt eine Spannung, eine gezwungene Elasticität in seinem Wesen. Einige Stunden vorher haben die Oppositionsblätter ihre vollen Batterien gegen den Bundesgenossen Englands entladen, der Kaufmannsstand der Seehäfen droht ihm und neue, zweifelhafte Wahlen stehen dem Minister bevor. Dies hindert Gutzkow aber nicht, den ausgezeichneten Mann zu würdigen, wie diese seltene Erscheinung es verdient. „Guizot ist ein guter Philosoph", sagt er am Schluß der Audienz; „dies hindert aber nicht, daß ihn heute die Kammer über den Runkelrübenzucker interpellirt und er, wie ein Ökonom, darauf antworten wird". Er führt uns später in die Deputirtenkammer, und ich bekenne von keinem deutschen Schriftsteller ein ähnlich charakteristisch interessantes Bild derselben noch gefunden zu haben. Es ist mit deutschem Ernst und französischer Lebhaftigkeit entworfen und vor Allem ist die objective Treue an einem Schriftsteller zu rühmen, der noch vor wenigen Jahren an den äußersten Polen einer offensiven Partei stand. Welche andere Deputirtenkammer sah Gutzkow, als die Ref. gesehen. Damals der Stolz des Landes, Lichter, die über ganz Europa leuchteten, ein Kampf um Principien, mit Muth, Feuer und Talent geführt, eine Opposition, wie sie nur das englische Parlament in seinen glänzendsten Zeiten sah, und heut eine Deputirtenkammer, die, wie Gutzkow sagt, nur der Magen Frankreichs, auch Frankreichs Gehirn, nicht aber Frankreichs Herz und Seele ist, eine Versammlung Erwählter, die der Spott trifft, eine Opposition, die mit Tiraden, aber ohne Glauben und Überzeugung, sie weiß nicht für was, ficht. Überall Überlebtes, wenig noch Unentwickeltes. Wo sind die Benjamin Constant, Foy, Casimir Périer, Sebastiani auf der linken Seite? Laffitte sitzt noch da, Leidendes in

seinem Wesen, ein unbewegliches Gesicht. Auch er zählt zu den überlebten Elementen.

Sauzet, Etienne, Portalis werden leicht skizzirt. Die Kammer ist und bleibt gleichgültig gegen Alles und gegen Alle, wenn nicht Thiers, Guizot, Berryer spricht. Wer gehört werden will in dem Geräusch, muß die Aufmerksamkeit durch eine Stentorstimme erzwingen oder durch Invectiven und Bonmots den Widerspruch wecken. Der Kammerraum ist zu groß für den wohlmeinenden Redner, dem es um die Sache, nicht um oratorische Paraden zu thun ist. Guizot als Redner wird uns geschildert:

Er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu sagen. Er hat die natürliche Beredtsamkeit eines Mannes, der seine Überzeugung ausspricht und Kenntnisse genug, in dem Fall als Minister, Thatsachen genug besitzt, um seine Überzeugung zu erhärten. — Er hat vor der Opposition den Vortheil voraus, daß er über Das, was er will, nie in Verlegenheit kommen kann. — Ein Redner der Opposition zu sein, ist dankbarer, aber auch schwerer. Schwerer, weil man sich nur auf dem luftigen Gebiete des Möglichen bewegt, dankbarer, weil das Mögliche sich in reizendern Farben schildern läßt als das Wirkliche oder das Nothwendige. — Guizot würde nicht ganz das Harte und Strenge haben, das man ihm in Frankreich vorwirft, wenn er nicht immer in der Lage wäre, vertheidigen, beschränken, strafen zu müssen. Es ist ihm etwas Gouvernementales angeboren. — Es fehlt seinem Gemüth nicht an höherer Weihe, sein Herz ist des Enthusiasmus fähig, auch seine Rede könnte hinreißen, wenn sie nicht in der Lage wäre, vertheidigen zu müssen. — Seine Action ist einfach, ohne Leidenschaft und von einer tiefen, wie es scheint, immer in ihm lodernden Glut geschürt. Es liegt in dieser Ruhe, in dieser Sicherheit eine entwaffnende Kraft. Man haßt diese sichern, taktfesten Zurückweisungen Guizot's, und ihn selbst, der diesen Haß wohl empfindet, reizt es, bitterer zu sein, als es das Interesse seiner Stellung erfodert. Guizot's Bitterkeit ist ohne Leidenschaft. Darin liegt ein gefährlicher Stoff zu ewiger Feindschaft. Die Gegner fühlen, daß sie von Guizot nicht blos besiegt, sondern auch verachtet werden.

Wir sehen Mauguin, Soult und Thiers. Letztern in der Kammer, auf der Rednerbühne und in seinem Hause. Ich habe Thiers nicht gesehen; jetzt kenne ich ihn auch von Person. Von dieser interessanten Schilderung und Darstellung lassen sich keine Auszüge geben. Man wird mit steigendem Interesse die Briefe, die über dieses seltsame und seltene Talent reden, lesen, vielleicht mit einigem Zweifel, ob der Berichterstatter nicht hier und da den Dichter zu Hülfe gerufen hat. Thiers hat etwas mit dem seligen Gans gemein, er behält immer eine gleiche Bonhommie, er verträgt Widerspruch, Persiflage und Spott. So charakteristisch als die Besuche bei Thiers ist auch der bei dem berühmten Pamphletisten Hrn. v. Cormenin. Ich bewundere Gutzkow's Gedächtniß, mit dem er lange Gespräche, Reden und Gegenreden, nachdem er nach Hause kommt, zu Papier bringt.

Der Inhalt, auch den Stoff allein betrachtet, ist zu reich, um Auszüge und Andeutungen von Allem in einer Anzeige des Werks wiederzugeben. So überlassen wir die Besuche bei den Literatoren und die Bemerkungen über die neueste Literatur, wie die über das Theater, den Lesern des Buchs, welche auch hier des Anziehenden, Geistreichen und Belehrenden viel finden werden. Wie tief ist eine Größe gesunken, die zu den bedeutendsten gehörte, die selbst ein Tieck bei uns anerkannte und aufrief — Balzac! Wie anders erscheint, in seiner nächsten Nähe besehen, der bei uns so viel bewunderte, nachgeahmte Jules Janin! Ob in der Schilderung desselben und seiner häuslichen Beweglichkeit nicht der alte Satyrfuß unserm Briefsteller wieder einen kleinen Stoß gegeben hat? Aber er hat Recht, es ist ein falscher Siegeszug des Talents, das nicht sein Ziel erreicht. Wer Muth und Lust hat, kann bei einigem Talente dasselbe Geschick, wenn auch nicht dasselbe Glück erreichen. Eine verständige anspruchlose Schilderung Alfred de Vigny's. Sein Besuch bei George Sand ist ein Tempeldienst, eine Votivtafel der Pietät. Näher lernen wir die phantasiereiche Frau nicht kennen, aus Gründen, für die nicht unser Verf., sondern die pietätlose Neugier seiner Vorgänger die Schuld trägt. George Sand will sich dieser Neugier verschließen, wie wir schon aus Fr. v. Raumer's Briefen wissen. Gern hätten wir dessen Bemerkungen über ein Weib gelesen, für dessen Genius der berühmte Historiker, der sich nur ungern zum Cultus moderner Lions hingibt, wider Willen eine Bewunderung gefaßt hatte. Sie speiste Gutzkow mit raschen, kurzen Fragen und Antworten ab, und kaum daß der trübe Schein der Arbeitslampe, bei der sie weibliche Arbeiten machte, ihm nur einmal in ihr sinnvolles Auge Blicke gönnte. In seinen Bemerkungen über das Theater ist Gutzkow, so wahr und interessant die Auffassung ist, nicht ganz zu der objectiven Ruhe gedrungen, die seine übrigen Beobachtungen charakterisirt. Hier schreibt, beschreibt und denkt er mit Rückblicken auf die vaterländischen Zustände und eigene Schicksale. Der Mann der Partei steht noch vor uns, nicht der klare Richter. Wer verargt es ihm, er ist jung und Bühnendichter.

In der Universität führt er uns einige der neuen Modelichter vor, Philarète Chasles, Edgar Quinet u. A. Es waren andere Zeiten, als die mächtige Beredtsamkeit ihrer Lehrer, eines Guizot, Cousin, Villemain, die Säle der Sorbonne füllten, die Zuhörer elektrisirten, und ihre Vorträge erschienen am folgenden Tage in den Feuilletons gedruckt. Schon ist der erste Nachwuchs, die nächsten Nachfolger jener Männer, auch in den Staatsdienst übergegangen, St.-Marc Girardin, Lerminier, Dubois u. A. Jene sind freilich auch noch Professoren, aber sie betrachten ihre Professorate als Sinecuren, als Retraiten von ihren politischen Ausflügen. Die Professoren sind Redner. Die Studenten lernen wenig, wenn nicht durch sich. Merkwürdiger Lebensproceß. Jene jungen Professoren, die heut en vogue sind, waren verdorbene Dichter, Projectmacher im edlern Sinne, sogar straffällige Aufrührer; aber Frankreich, das neue, gab ihnen Zeit, sich zu besinnen, zu lernen und für ihre Kräfte das rechte Feld zu suchen. Aus beliebten Lehrern werden Candidaten zur Deputirtenwürde, aus diesen höhere Beamte, endlich Minister. Der Weg kommt uns seltsam vor, aber der Weg, wie bei uns neuerdings Minister werden und den

Gentzkow an anderm Orte andeutet, ist er besser? Die Franzosen haben nun einmal kein Durchfallen durchs Examen und keine Landrathsstellen, durch deren Vermittelung durchgefallene Candidaten zur Ministerwürde steigen. Nicht alle Minister haben übrigens diese Retraiten. Gesandtschaftsposten, Präfectenstellen und Pensionen für aus dem Sattel gehobene Minister haben aufgehört; wieder vor die Barre zu treten und zu plaidiren als Advocaten, kommt jetzt nicht mehr vor. Aus dieser Rücksicht — versichert er uns — sei jetzt der Andrang von Ministeraspiranten geringer geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Johannes Mackel. Bunte Schicksale einer häßlichen doch ehrlichen deutschen Haut. Von Hermann Marggraff. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1841. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Seitdem die Hauptrichtung der poetischen Thätigkeit wieder dem Drama zugewandt ist, wird die Novelle ziemlich nachlässig und stiefmütterlich behandelt. Man widmet ihr nur die Reigen und Überbleibsel der Kraft, ja man schreibt sie nicht selten aus dem Papierkorbe heraus und setzt sie aus Abgängen und Ausschnitzeln zusammen, die vielleicht schon bestimmt waren, den letzten Weg alles Sterblichen zu machen. Dies ist die bequeme Manier, mit der man heutzutage Novellen aus dem Ärmel zu schütteln pflegt, und auch der Verf. der vorliegenden Erzählung, so hoch er als Kritiker darüber steht, hat sich nicht geschent, davon Gebrauch zu machen. Je mehr wir den Verf. um seiner kritischen und tiefern poetischen Leistungen willen achten, um so mehr fühlen wir uns veranlaßt, ihm deshalb ernstliche Vorwürfe zu machen. Gerade der Kritiker muß, wenn er als Producent auftritt, mit größter Vorsicht und Strenge gegen sich selbst zu Werke gehen, sonst läuft er Gefahr, sein Vertrauen wie seine Wirksamkeit zu verlieren, und es geht ihm wie der großen Masse der Sittenprediger, die blos darum in der allgemeinen Achtung gesunken sind, weil man ihnen das naive Geständniß in den Mund legen durfte: Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken. Zwar würde es hart und ungerecht sein, von einem Kritiker zu verlangen, daß er in seinen Werken allen Anfoderungen, die er an fremde Werke macht, entsprechen solle. Als Kritiker darf und muß er sich auf den idealen Standpunkt erheben und das Vollkommene als Norm hinstellen, als Producent aber kann er sich nicht losreißen und bleibt mit seinen Producten nothwendig hinter seiner eigenen Idee zurück. Aber so hoch stellen wir unsere Foderung auch nicht. Wir wollen nur, daß er sich angelegen sein lasse, stets solche Werke zu liefern, die, wenn auch nicht seiner höhern Einsicht, doch seiner productiven Kraft entsprechen; daß er Bedenken trage, etwas in die Welt zu schicken, wovon er sich selbst sagen muß, daß er es bei größerer Sorgfalt und Besonnenheit weit besser und gediegener hätte liefern können. Diese Foderung scheint uns billig, aber unser Verf. hat sie diesmal nicht erfüllt. Ihm zur Beschuldigung und Ehrenrettung zugleich muß gesagt werden, daß sein Werk ihm nicht adäquat ist, daß er mit seinem Talente weit über demselben steht. Dies hat er nicht nur durch seine frühern Leistungen an den Tag gelegt, sondern es ergibt sich auch aus der ursprünglichen Anlage und aus einzelnen trefflichen Partien dieses Werks selbst, ja man kann sagen, selbst die Mängel und Auswüchse deuten auf eine höhere Befähigung hin. Wir denken uns die Sache so. Als der Verf. die erste Idee dazu faßte, war er noch mehr als jetzt für novellistische Arbeiten begeistert und er ging daher mit voller Lust und Liebe an die Gestaltung und Organisirung derselben. Ehe er aber damit völlig zu Stande kam, wurde er durch anderweitige Arbeiten unterbrochen und abgelenkt und konnte späterhin den ursprünglichen Weg nicht wiederfinden. Alles Halbe aber schreit nach Vollendung, und da ihm diese nicht gelingen wollte, so begnügte er sich, an die Stelle der Vollendung eine Abfertigung treten zu lassen. Er raffte, was er etwa sonst noch Halbfertiges liegen hatte, da oder dorther zusammen, setzte das ursprünglich Fremdartige, so gut es gehen wollte, zusammen und war froh, als endlich etwas zu Stande kam, was halb und halb für etwas Ganzes passiren konnte. Aber

Zwo Hälften machen zwar ein Ganzes; aber merk:
Aus halb und halb gethan entsteht kein ganzes Werk!

und:

Wenn etwas Ganzes würd' aus noch so vielen Halben,
Ganz gut! Es wimmelt jetzt von Halben allenthalben.

Diese Worte Rückert's hätte der Verf. vor Augen haben und entweder zur Vollendung des Halben eine günstigere Zeit abwarten oder, wenn diese nicht kam, das Halbe ganz und gar sollen fallen lassen. Freilich ist das Letzte für einen deutschen Literaten eine harte Zumuthung. Leider ist — und das deutsche Volk sollte sich dies zur Schande rechnen — selbst der beste so gestellt, daß er durch äußere Gründe genöthigt ist, selbst das Mindergelungene zu Markte zu bringen.

Der Kritiker ist in gewissem Sinne der literarische Mäkler und steht als solcher zwischen Verkäufer und Käufer in der Mitte. Muß er jenem gegenüber mäkeln und tadeln, hat er diesem gegenüber zu loben und anzupreisen. Wir haben jenes redlich gethan, und freuen uns, daß wir auch dieses mit gutem Gewissen können. Denn so viel auch am „Mackel" zu mäkeln ist, wird sich doch der Leser in vielen Beziehungen durch ihn angezogen fühlen und Ergötzliches und Ergreifendes genug darin finden, was ihn für die Zeit, die er ihm widmet, reichlich belohnt.

Vor Allem verdient, wie schon oben angedeutet, die Idee der Novelle gerühmt zu werden, die in nichts Anderm besteht als in einer poetischen Verherrlichung der Häßlichkeit. Als einzelnes und beiläufiges Ingrediens hat die Häßlichkeit von jeher eine bedeutende Rolle in der Poesie gespielt, aber als eigentlichen Kern und Mittelpunkt einer Dichtung erinnern wir uns nicht sie schon gefunden zu haben. Daher stellt sich die Conception dieser Idee als neu und eigenthümlich dar, und wer etwa meinen sollte, daß damit nichts gewonnen sei, weil die Poesie, welche die Darstellung des Schönen zum Zwecke habe, nothwendig an solcher Idee scheitern müsse, würde über das Schöne eine sehr oberflächliche Ansicht hegen. Nicht nur die Philosophie ist spitzfindig genug, die Häßlichkeit als eine Modification der Schönheit zu betrachten, sondern auch der natürliche gesunde Menschenverstand begreift, daß die anziehende, fesselnde Kraft, die das Häßliche wider unsern Willen auf uns ausübt, nur wieder in einem verborgenen, gleichsam maskirten und darum doppelt interessanten Schönen liegen könne. Wirkt das Rein-Schöne einfacher und unmittelbarer, so ist der Effect des Häßlichen, eben weil es sich durch eine Masse von Gegensätzen und Widersprüchen, namentlich durch das Gebiet des Tragischen und Komischen hindurcharbeiten muß, mannichfaltiger und tiefer. Der Häßliche nimmt von seiner Geburt an der Welt gegenüber eine so eigenthümliche und schwierige Stellung ein, daß sich nothwendig ein interessanter Conflict daraus entfalten muß, der ihn zum Object einer poetischen Darstellung geeigneter macht als die glatten, nichts sagenden Puppen, die in der Regel zu Romanhelden erhoben werden. Der Verf. spricht sich über diesen Punkt in einer Anmerkung selbst aus. „Wer am liebsten", sagt er, „in dem feinen Äther der idealen Schönheit schwelgt, für prächtige Costume, untadelhafte Taillen, künstlerisch gepflegte Locken in das Feuer und den süßen Tod der fashionablen Begeisterung geht und sich durch das in unsern Romanen so reichlich ausgegossene Schönheitswasser nur an fleckenlose Stirnen gewöhnt hat, für den schrieb der Verf.

nicht; er schrieb vielmehr Stunden der Andacht für Häßliche und nahm die Wirklichkeit, wie und wo er sie fand, zu seinem bescheidenen Vorbilde."

Ebenso glücklich erfunden wie die Idee selbst sind auch die Grundzüge ihrer concreten Gestaltung. Der Held der Erzählung, Johannes Mackel, ist unleugbar eine tief empfundene und trefflich angelegte Figur, für die man sich gerade um ihrer Häßlichkeit willen auf das wärmste interessirt und die zufolge der Conflicte, in die sie durch ihre Misgestalt gebracht ist, ein reiches inneres Leben aus sich entfaltet. Ihm gegenüber finden wir eine eitle herzlose Mutter, einen schwachen, dem Ruin entgegeneilenden Vater, eine schöne, verzogene Schwester, einen boshaften, dämonischen Onkel, einen hübschen, aber nichtsnutzigen Schulkameraden — lauter Personen, die an sich interessant und zu seiner Häßlichkeit in eine eigenthümliche Beziehung gesetzt sind. Die wichtigste und charaktervollste dieser Persönlichkeiten ist der Onkel Blinzing. Dieser, selbst häßlich und verhaßt, hat an der Häßlichkeit des Jungen um so mehr seine Freude, je mehr ihn die eitle Mutter darum haßt und verfolgt, und wie er überhaupt seine Lust daran hat, die Menschen zu quälen und zu peinigen, so benutzt er auch diese Liebe zum Sohne nur, darin seinen Haß gegen die Mutter an den Tag zu legen. Warum er die Mutter haßt, wie er überhaupt zu seiner mephistopheliſchen Natur gelangt ist, bleibt lange Zeit ein Geheimniß und erst gegen das Ende ergibt sich, daß einst die Mutter als kokettes Mädchen mit seinem bis dahin musterhaften Sohne ein schändliches Spiel getrieben und ihn dadurch der physischen und moralischen Vernichtung entgegengeführt hat. Um sich dafür zu rächen, will er auch ihr den Sohn entreißen und bringt es wirklich dahin, daß der Sohn das väterliche Haus verläßt und sich contractmäßig von seinen Ältern lossagt.

Bis zu diesem Punkte hat die Geschichte einen nothwendigen innern Fortschritt, und ist auch die Darstellung nicht überall gleich lebendig und gedankenreich, so spricht sie doch durchweg durch Gemüthlichkeit und Innerlichkeit an und zeugt von einer ebenso sorgfältigen als tiefen Auffassung des Seelenlebens und der Natur. Auch das Nächstfolgende, der Aufenthalt Mackel's in Berlin, obschon minder nothwendig aus der Hauptidee herauswachsend, enthält viel Vortreffliches, namentlich muß die Zeichnung eines alten Mäklers Hemperling sehr gelungen genannt werden. „Vater Hemperling", heißt es über diesen, „beschäftigte sich in seinen Mußestunden viel mit natürlichen Dingen, d. h. mit den Producten und Erscheinungen der Natur, und weil Johannes sich in diesem Gebiete ein wenig umgesehen hatte, mußte das Verhältniß ein um so innigeres werden. Leider konnten Beide nicht immer übereinstimmen, da Hr. Hemperling, als Autodidakt, viele eigenthümliche Ansichten hatte, auf die außer ihm noch Niemand gerathen war. So zerbrach er sich wirklich einmal den Kopf darüber, ob die Milch in den Gefäßen gerönne, weil ein Gewitter am Himmel stehe, oder ob umgekehrt das Gewitter von der geronnenen Milch herrühre, sowie Einige behaupten, die Revolution komme von der Guillotine, nicht die Guillotine von der Revolution her." — „Seine Hauptbeschäftigung", heißt es bald darauf, „bestand darin, über das Wetter, namentlich über das berliner, die Oberaufsicht in einem Tagebuche zu führen, so viel er in der engen Straße, worin er wohnte, von Luft und Wetter wahrnehmen konnte. Oft blickte er Abends zum Fenster hinaus und schnüffelte, dann zog er seinen Kopf zurück und sagte zur Mama: ‚Mutter, es riecht nach Regen; wenn ich morgen ausgehe, erinnere mich daran, daß ich den Schirm nicht vergesse.' War andern Tags das Wetter noch so schön, der Himmel noch so blau, die Luft noch so rein, so nahm er doch beim Ausgehn den Schirm in die Hand, weil er fest behauptete, daß er ihn zehn Schritt vom Hause schon werde gebrauchen können. Mama Hemperling machte Einrede, da der Gemahl den Schirm, wenn er ihn aufzuspannen nicht nöthig hatte, als Spazierstock brauchte und sehr bald abnutzte, aber sie vermochte gegen Hemperling's Überzeugung nichts, er naſsfockte nur um so mehr. ‚Dieh selbst hinaus', sagte er, ‚und du wirst spüren, daß die ganze Atmosphäre mit wässerigen Dünsten gefüllt ist.' Wenn sie nun wirklich hinausroch und nur um so stärker behauptete, es sei das schönste Wetter und werde auch so bleiben, so antwortete er hitzig: ‚Frau, das verstehst du nicht! dazu gehört jahrelange Beobachtung und Studium, du weißt nicht, wie man Wetter riechen muß' u. s. w."

Solcher komischen Züge werden noch viele angeführt. Weit schwächer als die Zeichnung Hemperling's ist die seiner Tochter, in die sich Johannes verliebt, die aber ihm seinen hübschen, nichtsnutzigen Schulkameraden Felix vorzieht. Überhaupt beginnen hier die schwachen Partien des Romans. Als psychologisch richtig und aus dem Ganzen entspringend muß noch das Wiedererwachen seines kindlichen Gefühls und die Losreißung von dem unnatürlichen, mit Blinzing geschlossenen Contract erwähnt werden — ein Moment, das als höchst ergiebig für die folgende Entwickelung ausgebeutet werden konnte. Der Verf. macht jedoch davon keinen Gebrauch und begnügt sich, den Helden eine Zeit lang ein abenteuerndes Leben führen zu lassen, das mit seiner Individualität in höchst lockerm Connex steht. Indeß findet sich, einzeln betrachtet, manche lebendig gezeichnete Figur, manche wirksame Scene, nur daß Alles, namentlich das Komische, weil es nicht unter einen höhern Gesichtspunkt, unter eine zusammenfassende Idee gebracht ist, mehr der niedern als der höhern Darstellung anzugehören scheint. Von Manchem wünschen wir, daß es der Verf. gar nicht geschrieben hätte, namentlich seine Diatriben gegen den Buchhändler Quisel, gegen den Dr. Prutius und gegen die „Lappenstädter Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft". Erst da, wo der Verf. wieder in den ursprünglichen Plan der Erzählung einlenkt, erwärmt er uns wieder durch eine tiefere Gemüthlichkeit, durch einen mehr aus dem Innern quellenden Humor und gehaltreichere Reflexionen. Die Reflexionen bilden überhaupt die Form des Buchs und sie sind es besonders, welche klar andeuten, daß der Verf. höher steht als sein Werk. L.

Literarische Notizen.

Adam Müller in seinen „Vorlesungen über Staatskunst" beklagt sehr, daß die römische Kirche ihre allmächtige Gewalt verloren habe, weil er in ihr das einzige Band sah, das im Stande wäre, das auseinanderfallende Staatensystem zusammenzuhalten und zu leiten. Dieselben Grundsätze finden wir in einem soeben erschienenen Werke: „De l'union intime et nécessaire qui existe entre la religion et la politique et du catholicisme comme religion de l'état", von Bossin, mit Mäßigung ausgesprochen. Der Verf. hat den glücklichen, beneidenswerthen Glauben, im Katholicismus das Universalmittel gegen alle Staatsübel zu sehen, und möchte gern alle Völker an der Civitas Dei theilnehmen lassen. Die eigentliche Frage, welches Verhältniß zwischen Staat und Kirche stattfindet, finden wir in diesem Werke jedoch nur ungenügend behandelt.

Die periodischen Schriften in fremden Sprachen machen in Paris, mit Ausnahme von Galignani's „Messenger", der seit langen Jahren existirt und viel Abonnenten zählt, wenig Glück. Wir haben der Reihe nach deutsche, italienische, englische, portugiesische Zeitschriften auftauchen und in den Schoos der Vergessenheit wieder versinken gesehen. Wir können daher einer beginnenden Zeitschrift in spanischer Sprache, musikalischen Inhalts, kein günstiges Prognostikon stellen. Sie erscheint unter dem Titel „La lyre espagnole" und ist in spanischer und französischer Sprache verfaßt. Die Freunde spanischer Tänze finden außer dem Texte einige hierauf bezügliche Beilagen. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 281. — 8. October 1842.

Briefe aus Paris von Karl Gutzkow. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Politische Betrachtungen, die das innere Staatsleben umfassen, sind der eigentliche Kern des Buchs. Gutzkow hat sich der Parteienschonung entschlagen. Mit Gründlichkeit und immer lebendig bleibender Anschauungskraft wägt er ab zwischen Guizot und Thiers, zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Besitzenden und Verlangenden, zwischen Moral und Immoralität, zwischen Frankreichs Vertheidigern und seinen Anklägern. Es ist nichts, was durchaus neu wäre; aber alles, so zusammengefaßt, so betrachtet, wird wieder neu; wir besitzen noch keinen solchen Complexus eindringender, scharfer Ansichten über das Jetztleben der Franzosen. Er nimmt den Standpunkt des Deutschen ein und vertheidigt die Franzosen nicht um Das, um was wir sie mit Recht angreifen, nicht die Entartung ihrer Presse, nicht die Demoralisation in der Administrationsatmosphäre, nicht das eitle Gezänk in der Deputirtenkammer, das ehrgeizige und principlose Ringen der Parteien um Ministerstellen, nicht die Abwesenheit eines höhern moralischen Willens nach wahrem Fortschritt, der den stolzesten Gang der Regierenden lähmt; aber er vertheidigt sie gegen die überkommenen Banalphrasen, mit der eine incorrigible Partei Alles und Jedes, was aus Frankreich kommt, uns verdächtigen möchte. Was spricht mehr für die gegenwärtigen Zustände Frankreichs, für die Festigkeit ihrer Basis, als daß sie die Correspondenzen des Hrn. v. Eckstein in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vertragen. Derselbe Mann, der durch nun zwölf Jahre das gegenwärtige Frankreich in geistvollen Briefen zum innern Kitzel der Männer des cidevant in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" verunglimpft und den Untergang prophezeit, unermüdlich im Anfechten, lebt er unangefochten mitten in dem anarchischen, revolutionnairen Paris. [St.-Marc Girardin äußert sich gegen den Verf. mit Recht dahin:

Es ist abscheulich, wie man Frankreich in diesen Correspondenzen der „Allgemeinen Zeitung" hinstellt. Während Frankreich täglich glücklicher (?), täglich ruhiger wird, stellt man unser Land vor Östreich, Preußen und Rußland hin, als müßte es täglich an innerer Fäulniß verwesen, täglich wie ein verfaultes Tuch auseinandergehen. Wie Voltaire in seiner Correspondenz 40 Jahr hindurch schreibt: „Ich bin krank — ich sterbe — ich bin schon todt" und doch über 80 Jahr alt wurde, so schreiben diese Correspondenten: Frankreich ist krank, Frankreich stirbt, Frankreich wird sterben, Frankreich ist schon todt; und Frankreich lebt, trotz dieser Bulletins, glücklicher und gesünder als jemals. Hr. v. Eckstein gehört zu jenen Conservativen, die revolutionnairer als die Revolutionnaire sind.

Die Macht der Vorbedeutungen, der Ahnungen, der Reminiscenzen ist vorüber. Ein merkwürdiges Factum lese ich hier zum ersten Male. Als der Herzog von Orleans die Prinzessin Helene heirathete, feierte man ein großes Fest in dem berühmten Ballsaale zu Versailles, auf dem sich die ersten Symptome der Revolution gezeigt hatten. Als man den Saal für das Fest einräumte, fand man ihn so, wie ihn die Revolution verlassen hatte. Noch sah man auf der Erde die Spuren des militairischen Banketts, sah Lichtstümpfe, zerbrochene Gläser, Champagnerkorke, die zertretenen Cocarden der Gardes du-Corps und die festlichen Bänder der Offiziere des Regiments von Flandern! Die Revolution, welche die Gräber von St.-Denis umgewühlt, hatte Versailles mit allen seinen frivolen und furchtbaren Erinnerungen unberührt stehen gelassen. Ist es Jemand eingefallen, den reinen Zufallstod des jungen Orleans mit jenem Feste auf dem Ballsaal von Versailles in Verbindung zu setzen? Gutzkow verließ Paris schon vor diesem Ereigniß; er widmet ihm einen betrachtenden Anhang. Meisterhaft ist das Bild, welches er uns von Louis Philipp entwirft. Es weicht sehr von denen seiner Feinde und Neider ab, es enthält gewiß sehr viel Wahres; aber ein Regent, der so lebte, handelte, litt und Das erreicht, was er, hat, wenn nicht mehr tief sittliche und königliche, doch mehr Charakterwürde, als Gutzkow ihm läßt. Den Satz, den er auch durch diese Schilderung beweisen will, gebe ich ihm zu: daß das Schicksal der Völker und Staaten nicht mehr von großen Persönlichkeiten bedingt ist, daß Etwas da ist, was sich selbst macht in der Geschichte der Nationen, und daß durch die ausgezeichnetsten Kräfte des Einzelnen das Nothwendige sich nicht ändern und beugen läßt. Aber die Rechte des Persönlichen haben auch ihr heiliges Recht. Auch wir halten Louis Philipp nicht für den tiefausholenden, ungeheuern Intriguanten wie seine Gegner, aber auch nicht für den gutmüthigen Speculanten, der nur den Augenblick ergreift und jede Hand, die sich ihm zunächst darbietet; wir glauben, daß ein solches Schicksal, solche Wetterschläge auch seinem Charakter eine

höhere Weihe gaben als die des sammelnden Kaufmanns und des nur um Glück und Reichthum der Seinen besorgten Familienvaters. Das Endurtheil spricht nicht die Mitwelt, es bleibt der Geschichte aufbewahrt. Noch einmal führt er uns zu Guizot, und ich meine, es sind goldene Worte:

Mir scheint Guizot der für den Augenblick berufenste Staatsmann Frankreich zu sein! Guizot ist den Franzosen unbequem, selbst denen, die mit ihm in seinen Maßregeln übereinstimmen, aber Frankreich ist in der Lage, einen Arzt, keinen Scharfrichter haben zu müssen. Der gemeine Bürger hat großes Vertrauen zu Guizot. Es gibt einen gewissen moralischen Ernst, eine gediegene sittliche Würde, eine edle Einfachheit des Lebens, die zum Volke ebenso überzeugend spricht, wie es eine brillante Beweglichkeit, Schmeichelei und glänzende Redefälle mistrauisch machen. Frankreich bedarf nicht so sehr der Ordnung als des Ernstes. Die Frivolität sollte nicht bis in die höchsten Instanzen des ganzen Daseins einer Nation dringen, und wenige Namen ausgenommen, finde ich, daß neben Guizot und seinen besten Freunden selbst die Politik in Frankreich frivol ist. — Ich weiß nicht, ob Frankreich mehr eines Politikers oder eines rechtschaffenen Mannes bedarf. — Aber das weiß ich, daß in Frankreich Politik jetzt einen andern Begriff haben sollte als den, den sie bei Talleyrand hatte.

Auch die Politik des Augenblicks, die Chancen, die Molé hat und die Lamartine in der Zukunft vielleicht blühen, werden erwogen. Dies Vergängliche an einem Buche, von dem Theile Anspruch auf Dauer haben, bleibe dem Lesern vorbehalten.

Zu den inhaltreichsten und für Die, welche den Gegenstand bisher nur aus Zeitungsartikeln kannten, auch zu den lehrreichsten Briefen gehören die über die Fourieristen und Communisten. Der Raum einer Anzeige in d. Bl. ist fast erschöpft, ich muß mich der Auszüge begeben, so ungern es geschieht. Sie sind schon um des Ernstes willen, mit dem der Verf. den Gegenstand behandelt, der Aufmerksamkeit werth, später werden sie es als Zeugnisse eines Augenzeugen über den gegenwärtigen Zustand zweier merkwürdigen Erscheinungen sein. Eine uns seltsam klingende Geschichte: Gutzkow bestellt sich ein paar Hosen bei einem communistischen Schneider in Paris. Der Schneider liefert sie ihm aber nicht, weil er glaubt, daß Gutzkow, obgleich ein demokratischer Schriftsteller, über ihn und seine Theorien gelacht haben könne! — Der Verf. bekämpft, mit aller Achtung für Fourier's Willen und den Ernst seiner Bekenner, das System:

Unsere Bestimmung ist, gut, nicht glücklich zu sein. Ich würde das Gefühl, das mich in ein Jenseits ruft, nicht verstehen, wenn ich schon hienieden glücklich wäre. Ich bin unglücklich und freue mich, daß ich, dem Geschick zum Trotz, gut sein, gut bleiben kann. Wir sind Geschöpfe der Natur und haben die Bestimmung, vom Geist der Natur gleichsam abgewonnen zu werden. Wir sind von Natur schlecht, die Erfahrung, die Erziehung, das innerste böse Gelüst beweisen es. Daß wir gut werden, ist das Werk einer zweiten Schöpfung, einer Schöpfung aus dem Geiste, aus der Offenbarung Gottes in die Welt, aus der Geschichte. Fühlen wir diese Bestimmung in unserm ganzen Menschen nach, so werden wir vor dem Unglück, dem Widersal dieser Welt, werden wir vor der ungleichen Vertheilung der Güter nicht zurückschrecken.

Beherzigungswerth sind die Nachrichten über die Deutschen in Paris. Eine Colonie von gegen 80,000 Köpfen, Bankiers, Künstler, Kaufleute, Handwerker, Geächtete! Wenn man die zufällige Zusammenanwesenheit so Vieler, die sich nicht sehen, keinen Vereinigungspunkt haben, keinen Gemeinsinn und Anhalt, eine Colonie nennen darf! Polen, Italiener, Spanier, auch Engländer halten zusammen, die Deutschen in der großen Weltstadt sind eine zerstreute Heerde. Man hat Versuche gemacht, sie sich näher zu bringen; in wie viele Interessen und Richtungen zersplittert sich wieder der nationale Sinn! Die Reichen, die großen Kaufleute überziehen sich mit glänzendem Firniß, um durch die Berührung in ihrem Wohlsein nicht gestört zu werden. Unter den Flüchtlingen sind nicht allein Männer von Talent, sondern auch von Charakter, welche vermöge desselben Achtung von den Franzosen sich ertrotzt haben, und zwar durch strenges Festhalten an ihrer Nationalität. Es war bekannt; gern lesen wir Mehres darüber in des Verf. Briefen und stimmen mit ihm in den Wunsch ein, daß die Amnestie, welche in einem Theile von Deutschland als freie Gabe des Herzens ertheilt wurde, nicht verkleinert und befleckt durch daran geknüpfte Bedingungen, auch diesen Brüdern in der Fremde bald unverkümmert werden möge.

Lebe wohl, Paris! ruft der Verf. am Schluß des letzten Briefes. Ich habe nicht in dir geliebt, nicht in dir geschwärmt, ich habe in dir mich selber wiedergefunden. Die Worte erscheinen mir bedeutungsvoller, als der Schreiber sie vielleicht gemeint. Der Ernst einer männlichen Gesinnung tritt uns aus diesem Werke entgegen, welches auch objectiv eines der reichhaltigsten und geistvollsten Spiegelbilder des Frankreichs in der Gegenwart ist, andern gerühmten vorzuziehen, nicht um der schärfern Charakteristik willen, sondern weil der Verf. selbst noch jung und, durch den Anblick der neuen Erscheinungen aufgefrischt, Gegenstände in seinen Beobachtungskreis zieht, die für Andere den Reiz oder die Bedeutung verloren hatten. Eine Gesinnungskraft aber, welche sich selbst läutert und nach dem Kampf mit dem Leben, durch große Anschauungen und im Anblick des Verkehrten zum Rechten zurückkehrt, ist ehrenwerth und erfreulich. Ich lernte Gutzkow aus diesen Briefen achten. 15.

Dzieła poetyczne wierszem i prozą J. U. Niemcewicza. (J. U. Niemcewicz' poetische Werke in Versen und Prosa.) Zwölf Bändchen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1840. 16. 8 Thlr.

Eine der letzten literarischen Beschäftigungen des im vorigen Jahre in Paris verstorbenen Niemcewicz war, vorliegende Sammlung seiner poetischen Schriften zu veranstalten. Wenn dieselbe auch nicht alle Poesien enthält, die Niemcewicz geschrieben hat, und Vieles aus Rücksicht auf die gegenwärtigen politischen Verhältnisse und die Gegenden, in denen der Buchhändler sich Absatz versprechen durfte, zurückbehalten werden mußte, so läßt sich daraus doch sehr bequem eine Ansicht von Niemcewicz' ganzer poetischer Thätigkeit entnehmen. In den neuesten Gedichten, deren mehre veröffentlicht worden sind, die aber hier nicht mitgetheilt werden, findet man Niemcewicz noch im Greisenalter durch den Schmerz über des Vaterlandes Schmach und

den Glanz gegen dessen Feinde zu poetischer Verherrlichung erhoben, doch noch einer neuen Geists zeigt er sich nicht.

Niemcewicz steht auf der Übergangsstufe zu der neuen polnischen Dichterschule, er ist ein Vorgänger des Mickiewicz und Wiclitzki, das Nationale kommt bei ihm schon zum Durchbruch. Seine Hauptzierden sind: Klarheit der Gedanken, Scharfsinn und Witz, Gewandtheit und Angemessenheit der Sprache und ein leichter anmuthiger Vers. Aber er ist ein Dichter nach der Lessing'schen Art, ein solcher, bei dem der Verstand, die Überlegung vorherrscht, der echte raptus poeticus, tiefpoetische Gedanken, innerste Zeichnung der Charaktere fehlt. Niemcewicz wird nicht fortgerissen zu einem Gedichte, sondern man bemerkt, daß er immer erst den Vorsatz fassen muß, ein Gedicht zu machen, er kann kräftig, ernst, streng, dann auch wieder fein, artig, graziös werden; aber er ist nicht, wie Brodzinski und Mickiewicz, ein geborener Dichter. Am höchsten erhebt er sich, wenn er den Glanz Polens in der Vorzeit schildert, aber seines Verfalls gedenkt, da tritt die Vaterlandsliebe an die Stelle der poetischen Glut und nicht ohne tiefe Bewegung kann man seinen Versen folgen.

Seine poetischen Schriften sind theils lyrische Gedichte, theils Dramen, theils Romane. Unter den lyrischen Gedichten stehen die „Historischen Gesänge" obenan. In einfachen, doch starken und großen Zügen, ohne Bild und Schmuck, im Volkston, hat hier Niemcewicz seines Volkes Schicksungen und die Großthaten der polnischen Könige und Helden gezeichnet. Je einfacher die Gesänge sind, desto leichter haben sie des ganzen Volkes Eigenthum werden und in des Volkes Blut dringen können. Nur ein Beispiel von ihrer Popularität. Im J. 1832 hatte Thomas Campbell, der berühmte englische Dichter, damals Präses der polnischen Gesellschaft, zu einem Gastmahle unter Andern den greisen Niemcewicz und zehn Polen geladen. Man kam auf Niemcewicz' Verdienste zu sprechen. Da stand ein Pole auf und sagte: Wir können unserm Wirthe und allen Anwesenden keinen bessern Beweis davon geben, wie national Niemcewicz' Gedichte seien, als wenn wir zehn hier gegenwärtige Polen ohne alle Vorbereitung einige Verse aus diesen Gedichten hersagen. Er selbst begann mit dem historischen Gesange „von Leszek dem Weißen", die übrigen Polen folgten seinem Beispiele und Jeder wußte einige Strophen aus den historischen Gesängen auswendig. Niemcewicz erklärte gerührt, daß ihm ein solcher Lohn von Seiten seiner Landesgenossen theurer wäre als alle Ehrenbezeigungen. Den Deutschen ist ein Theil dieser historischen Gesänge durch die treffliche Übersetzung von Gaudy bekannt geworden. Außer den historischen Liedern findet sich in der Sammlung noch manches patriotische Lied. So steht im zweiten Theile ein ergreifender „Psalm des polnischen Volkes", in welchem Diejenigen, welche Alles in Demuth ertragen haben, was ein Mensch ertragen kann, den Herrn um Rettung anflehen, ihn, der ja schon manchem im Grabe Modernden den Lebensfunken wiedergegeben.

Die übrigen lyrischen Gedichte des Niemcewicz bestehen in Fabeln, Oden, Liedern und poetischen Erzählungen. Den sehr zahlreichen Fabeln fehlt es nicht an Witz und Leichtigkeit, nicht wenige aber sind alltäglich und ohne Pointe, nur hin und wieder erreicht Niemcewicz den Bischof Krasicki, der als Fabeldichter durch seine liebenswürdige schalkhafte Laune unserm Gellert an die Seite zu setzen ist. Vielen Fabeln liegen Rückblicke auf die Zustände Polens zum Grunde, und dann wird Niemcewicz bald weich, bald scharf und bitter. Rührend ist eine 1810 in Pulawy gedichtete Fabel: „Die Nachtigall in der Urne." Eine Nachtigall hat unter Ruinen in einer Urne ihr Nest gebaut. Gefragt, warum sie das thue, antwortet sie, sie habe den Baum verlassen, weil ihre Ältern durch einen Sturm von demselben herabgeworfen worden seien, und weil es ihr zu schmerzhaft sei, dort zu wohnen. Wenn aber der gebrochene Baum von der Wurzel aus neu ausschlüge, dann würde sie ihn sich wieder zur Wohnung erwählen. Pfeffel's Fabel von den Katzen, die vom Hausherrn gegen die Ratten herbeigerufen wurden und [illegible] hier sehr bitter, weil man durch die Unterschrift „5. Mai 1[illegible]" nur zu deutlich an die Napoleon'sche Zeit [illegible]

Den Fabeln folgt eine lange Reihe „vermischter Gedichte". Darunter haben uns die scherzhaften Erzählungen am meisten angesprochen. Anschaulichkeit und Gewandtheit der Sprache zeichnen sie aus. Sie sind nicht von hochpoetischem Werthe, aber unter harmlosen Scherzen, leichten Artigkeiten verfliegt bei ihrem Lesen die Zeit und wenige polnische Poeten haben Gedichte leichter Gattung geschrieben, die man mit gleicher Selbstvergessenheit ohne Anstoß lesen kann. Eine längere Erzählung, wir möchten sagen in Wieland'scher Weise etwas zu frei erzählt, heißt: „Co się damom podoba?" (Was gefällt den Damen?) Darauf Antwort zu geben, wird einem Ritter aufgetragen, der durch eine Indecenz ein Criminalverbrechen begangen hat; nur durch eine Antwort, die allgemeine Beistimmung bei der Damenwelt findet, kann er sich von der Todesstrafe befreien. Er forscht hin und her, bekommt aber die allerverschiedenste Auskunft. Endlich hilft ihm ein altes häßliches Weib aus der Noth, es belehrt ihn unter der Bedingung, daß er es eheliche, und er gibt zur Antwort: „Jeder Dame gefällt es, wenn sie Herrin im Hause ist." Er hat sich vom Tode losgekauft, wird aber nun gezwungen, sein leichtsinniger Weise gegebenes Versprechen zu halten. Doch dadurch löst er den Zauber, in dem die Alte befangen war, und am Morgen nach der Hochzeit steigt eine reiche junge Schöne aus dem Ehebette auf.

Durch mehre Balladen u. s. w. hat Niemcewicz sich der neuen polnischen Dichterschule angeschlossen, er weiß in deren Ton sehr wohl einzugehen, wie er denn überhaupt ein sehr klarer Mensch war, den sein Gefühl und sein Verstand alsbald das Richtige lehrte. Ein besonderes Verdienst hat sich Niemcewicz noch durch seine Übersetzungen vieler, besonders englischer Gedichte erworben, welche durch ihn allein dem polnischen Publicum zugänglich geworden sind. Hierher gehören Übersetzungen von Pope's „Rape of the lock", von dessen Ode an die Musik, von Gedichten von Dryden, Gray u. A.

Die dramatischen Gedichte des Niemcewicz bestehen in zwei Lustspielen, mehren Trauerspielen, Dramen und Singspielen. Von allen hat sich nur das eine Lustspiel: „Powrot posla" (Die Rückkehr des Landboten), auf der polnischen Bühne erhalten und wird noch immer gern gesehen. Kraszewski nannte es das erste polnische Lustspiel und wirklich ist hier polnischer Grund und Boden, nationale Schwächen werden treffend geschildert. Neben starrem Festhalten an dem Althergebrachten und unkluger Abneigung gegen alle dem Lande nothwendige Neuerung steht geckenhaftes Eingehen in ausländische Manieren, und diesen gegenüber der echtpolnische Sinn, der das Vaterland für die Fortschritte der Zeit zugänglich zu machen wünscht. Aus solchen Charakteren und der Zuneigung zweier Liebenden wird der Knoten geschürzt. Die Charakterzeichnung bleibt freilich mehr auf der Oberfläche, doch rundet sich das Ganze sehr gut ab und die Aufeinanderfolge der Scenen ist sehr geschickt angelegt. Schwächer ist das andere Lustspiel „Pan Nowina", in welchem die antipolnische Erziehungsweise und die Nachäfferei fremdländischer Sitten ihre Würdigung finden. Die beiden Tragödien sind im Grunde veraltet, sie halten noch an den französischen Mustern und den Regeln der Einheit von Zeit und Ort fest. Tragödien im wahren Sinne sind sie nicht. Den Polen freilich müssen die Scenen aus Polens Vorzeit, welche ihm die schwunghaften Verse darstellen, immer ansprechen und erheben. Den Tragödien ist eine wohlgelungene Übersetzung von Racine's „Athalia" beigegeben. Die Singspiele sind gefällig, zu ihrem Zwecke, Unterhaltung zu gewähren, wohlgeeignet. Ob sie wirklich in Musik gesetzt und aufgeführt worden sind, ist uns unbekannt.

Der Roman „Johann von Lenczyn" wurde bei seinem Erscheinen mit Enthusiasmus aufgenommen, es war der erste Versuch in Polen, nach Walter Scott's Mustern die Vorzeit Polens zu schildern, und Niemcewicz wählte gerade eine der

glorreichsten Epochen der polnischen Geschichte unter Sigismund August. Die Sittenschilderungen sind treu, anschaulich, die Charaktere bestimmt. Manches erscheint willkürlich herbeigezogen, nur damit es geschildert werden könne. In neuerer Zeit ist der Roman weit übertroffen worden, in Rücksicht auf Charakteristik hält er z. B. mit dem „Herrn Taddeus" von Mickiewicz und den sogenannten „Memoiren von Soplica" keinen Vergleich aus. Die Sittenschilderung der polnischen Juden „Levi und Sara" ist ebenfalls sehr treu und interessant, den poetischen Hauch dürfte man hier vermissen. Noch hat Niemcewicz die „Geschichte des Rasselas" aus dem Englischen des Dr. Johnson und einige andere kleinere Erzählungen übersetzt.

Im elften Theile vorliegender Sammlung befindet sich eine Biographie Washington's, mit dem Niemcewicz während seines Aufenthalts in Amerika sehr vertraut gelebt hat. Die Mittheilungen aus Washington's Correspondenz, die Beschreibung seines häuslichen Lebens und seines Todes weckt besonderes Interesse. In demselben Theile steht ein an Alexander I. abgestatteter Bericht über die amerikanischen Strafanstalten, die Niemcewicz sehr genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Freimüthig stellt er dem nordamerikanischen Strafsystem die verderbliche Weise gegenüber, welche gegen die Verbrecher in Polen in Anwendung kommt.

Den Schluß der Sammlung machen die Reden, die Niemcewicz als Präsident der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Warschau zum Andenken an ausgezeichnete Mitglieder des Vereins und andere berühmte Männer gehalten hat. Sie sind, in edler Sprache abgefaßt, Muster der Beredtsamkeit. Vieles ist mit Vorsicht angedeutet, es muß zwischen den Zeilen gelesen werden. 48.

Mancherlei.

Christenthum und Kirchenthum sind zwei ineinander gewachsene Wirklichkeiten und Begriffe. Historisch entstand das letztere aus dem ersten, erhielt von kleinen Anfängen große Bedeutsamkeit und gewann verschiedene Formen. Für den Menschen der Gegenwart herrscht das umgekehrte Verhältniß, sein Christenthum ist aus dem Kirchenthum hervorgegangen, worin er unterrichtet wurde, und seine religiöse Überzeugung ist dadurch zunächst eine kirchliche, sei dies eine römisch-katholische, griechische oder protestantische, deren jede nichts anders sein will als eine christliche. In ihrem Gegensatze zueinander macht jede darauf Anspruch, aus ihren Kirchenfenstern das Licht des Glaubens und der Erkenntniß am reinsten zu erblicken, und keiner Kirche wird ganz Erleuchtung fehlen, so lange sie mit dem Christenthum in historischem Zusammenhange geblieben und nicht geflissentlich alle Fenster verbaut. Wo nun mehr oder minder Reinheit oder Trübung sei, ist Gegenstand des Streites der Kirchen und keinem Gliede derselben gleichgültig, dessen Auge jedoch, wenn nicht von Natur, jedenfalls durch Erziehung für die Auffassung des Christlichen in seiner Kirche gebildet, vorbereitet und gewöhnt wurde. Darum verbleibt der Christ unserer Tage ohne besondere Erschütterungen und Wechsel des Gemüthszustandes in derjenigen Kirche, worin er geboren ist, und weiß sich durch seine Religionsphilosophie zu rechtfertigen, daß er es thut, ja seine Religionsphilosophie ist ursprünglich aus dem Bedürfniß solcher Rechtfertigung hervorgegangen. Vergessend, wie viel doch auf dem Auge und der Lebensgewohnheit beruht, wundert sich dann ein Jeder, wie bei dem Gewicht der ihm selber einleuchtenden Gründe Andere in den andern Kirchen bleiben, er ermahnt zum Übertritt, ohne der Gegenermahnung zu folgen, und Alle werden durch Ermahnung und Ablehnung gegeneinander verdrüßlich. Im Streit über die Gründe gestehen die Billigen gerne, daß in ihrer Kirche, wie diese geschichtlich vor Augen liegt, manches Schlechte sich eingeflicht, jedoch das Ganze der Anlage und Gestaltung schreitet ihnen in Vergleich mit den übrigen Kirchen das entschieden Beste. Zur Schätzung und Verleugnung dieses Besten beruft sich naturgemäß jede historisch neben der andern wirklich gewordene Kirche auf eine Autorität, auf den gemeinschaftlichen Stifter Christus, auf die Apostel, auf Concilien, Päpste, Reformatoren, symbolische Bücher, ja bis ins Besondereste und Einzelnste hinab auf Zinzendorf und Socin. Wird der Streit heftig, dann begreifen die Streitenden nicht, wie man ihrer Autorität sich entziehen, ihren Gründen Beifall versagen könne, und sie suchen die Ursache dieser Erscheinung in fehlerhaftem Denken, in sophistischer Unredlichkeit, oder wol gar im Denken überhaupt, in Religionsphilosophie (Rationalismus), die doch aus dem Bedürfniß einer Rechtfertigung ihres kirchlichen Standpunkts entsprang. Dadurch muß nun vollends Verwirrung eintreten unter den historischen Wirklichkeiten, sie begreifen sich nicht untereinander, und dieses Nichtbegreifen wieder wird zur höchsten historischen Wirklichkeit. Um letztere zu begreifen — was doch Philosophie leisten soll — bedarf es einer neuen Religionsphilosophie, einer von jeder Kirchenphilosophie verschiedenen und unabhängigen, dürfte man sagen. Was wird sie urtheilen? Vielleicht mit Hegel: „Alles Wirkliche ist vernünftig"; vielleicht das Gegentheil: „Alles Wirkliche ist unvernünftig." Zur Ausgleichung solches Gegensatzes ließe sich der Versuch empfehlen statt aus Begriff und Wirklichkeit des Kirchenthums das Christenthum, umgekehrt aus dem Begriff und der Wirklichkeit des Christenthums das Kirchenthum hervorgehen zu lassen, worauf die Geschichte hinweist; ein Versuch, in sich selber schwer und in unserer Zeit kaum zu erwarten, die philosophisch und theologisch mit einer frischen Liebe das Kirchliche ergreift und geltend macht.

Durch die gesammte Kirchengeschichte zieht sich eine Doppelwirthschaft. Die eine will jede innere Überzeugung von der Wahrheit an ein äußeres Wort und scharfbestimmte Satzung binden, die andere will jede Güte der Gesinnung und des daraus hervorgehenden Wandels an eine bestimmte äußere Lebensweise, etwa der Einsiedelei, des Klosters knüpfen und dadurch heilig werden. Beides ist unangemessen der innersten Bewegung des Menschengeschlechts durch Generationen und Zeiten, und diese innerste Bewegung muß früher oder später durchbrechen, wenn auch für irgend eine Gegenwart jene äußere Wirthschaft das Übergewicht zeigt. Sollte letztere ganz aufhören und keine Macht mehr besitzen im Kampfe mit der innern Bewegung, so würde die Kirchengeschichte, welche bis dahin die alte bleibt, in eine neue verwandelt werden. 23.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien u. s. w. über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Erster bis dritter Band in 12 Heften. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Diese Sammlung, die regelmässig erscheint, ersetzt dem praktischen Arzte für einen geringen Preis viele Werke, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müsste.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Hierzu Beilage Nr. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 8. October 1842.

De l'etat présent et de l'avenir des principautés de Moldavie et de Valachie, par M. *Felix Colson*. Paris 1839.

Wir beginnen mit einer gedrängten Zusammenstellung der Hauptgedanken, die in dem vorliegenden Werke entwickelt werden, späterhin werden wir der Kritik ihre Stelle einräumen. Hr. Colson wirft die Frage auf, wie es wol zugehe, daß Länder, die, wie die Fürstenthümer, einen von zahlreichen Flüssen bewässerten, fruchtbaren Boden und ein gemäßigtes Klima besitzen und dabei eine zahlreiche, intelligente und tapfere Bevölkerung haben, gleichwol in Europa nur eine untergeordnete und unbedeutende Stellung einnehmen, anstatt an den östlichen Endpunkten unsers Welttheils eben dieselbe Rolle zu spielen, die in Westen Staaten wie Holland, Belgien, die Schweiz oder Portugal überwiesen ist, die ihnen an Gebietsumfang und Bevölkerung gleich kommen. Er fragt ferner, weshalb die Fürstenthümer noch keine Nationalität haben, noch nicht in ihrem eigenen Namen Verträge abschließen und noch keine mitberathende Stimme in der Versammlung der Mächte führen, sie vielmehr, bei den Speculationen der Politik, lediglich unter geographischem Gesichtspunkte beachtet werden. Auskunft über diese Fragen, meint er, ertheile die Geschichte dieser Länder, bei deren Erforschung man zugleich die Ursachen ihrer langen Abhängigkeit in der Vergangenheit und den Grund der neuerlichen Gährung und des Nationalitätsgeistes entdecken werde, der sich seit einigen Jahren an den so lange vergessenen Gestaden der Donau im Dunkeln rege. Hiernächst zu dem Gegenstande seiner Untersuchung übergehend, fährt er also fort: Man weiß, sagt er, daß die Walachen ihre Abstammung von den römischen Colonien herleiten, die Trajan in dem alten Dacien gründete. Nachdem nun die Fürstenthümer, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, den Stoß jener furchtbaren Barbarenüberschwemmung ausgestanden, womit die Stürme des innern Asiens in großen Fluten Europa überströmten, wurden sie, gleich dem übrigen Europa, eine Beute der Krisen jener militairischen Anarchie, die während des ganzen Mittelalters gleichsam die Geburtswehen der neuern Civilisation waren, als die Einfälle der Türken und ihre Niederlassung in den Ländern, die sie noch jetzt inne haben, mit ihrer ganzen Schwere auf die Zukunft dieser schönen Gegenden sich herabsenkten und sie unter ihrem Gewichte erdrückten. Durch den Tractat von Nikopolis kam die Walachei 1392 unter die Suzerainetät der Türken; 68 Jahre später sicherte ein zweiter Vertrag ihre Gerechtsame und setzte einen jährlichen Tribut, jedoch unbeschadet ihrer innern Unabhängigkeit, fest. Im J. 1513 folgten die Moldauer dem Beispiele ihrer Nachbarn und unterwarfen sich freiwillig. Schon in dieser untergeordneten Stellung lag, nach des Verf. Dafürhalten, ein Hinderniß der Entwickelung des Nationalgefühls; allein noch weit gebieterischere Umstände unterdrückten bald vollends den Aufschwung der Fürstenthümer. An dem Durchschnittspunkte und, so zu sagen, an dem Zusammenflusse dreier großen Reiche gelegen, hatten sie deren Gegenstoß zu ertragen und wurden das Schlachtfeld aller Kriege, die abwechselnd zwischen der Türkei und Östreich und zwischen der Türkei und dem aufstrebenden Reiche der Russen ausbrachen.

Der Verf. erörtert hiernächst die Verträge, die seit Mitte des vorigen Jahrhunderts zwischen Russen und der Pforte abgeschlossen wurden, um darnach den stets zunehmenden Einfluß zu bemessen, den sich, in Folge davon, Rußland auf die Fürstenthümer zu verschaffen wußte, der gleich anfangs deren Emancipation bezielte, aber allmälig bedrohlich wurde und der jetzt Hrn. Colson, als Franzosen, verdächtig und selbst gehässig erscheint. Rußland, so berichtet er uns, gab zwar 1774, wo es im Verlaufe eines glücklichen Krieges gegen die Türken die Fürstenthümer erobert hatte, durch den Tractat von Kainardgi dieselben an die Pforte zurück. Indeß knüpfte es an diese Rückgabe die Bedingung, daß der Sultan die Unabhängigkeit und Religion der Einwohner respectiren soll, daß die Moldau und Walachei zu Konstantinopel Repräsentanten zur Wahrung ihrer Rechte unterhalten, und daß Rußland bei vorkommenden Gelegenheiten sich zu ihren Gunsten verwenden könne. Der Friedensvertrag von Jassy 1792 bestätigte diese Garantien, enthielt jedoch die nämlichen Grenzbestimmungen, die allererst der Vertrag von Bucharest 1812 veränderte, indem dadurch Bessarabien von der Moldau getrennt und an Rußland abgetreten wurde. Die politischen Verhältnisse waren sonst die nämlichen geblieben, bis 1826 die Convention von Akjerman, die jenen Vertrag ergänzte, das Interventionsrecht der Russen ausdehnte. Von nun an sollten die Hospodare nicht ausschließlich nach Gefallen der Pforte ernannt werden, der Candidat mußte beiden Höfen genehm sein. Machte sich der Fürst eines groben Versehens schuldig, so konnte er nur unter Genehmhaltung beider Höfe abgesetzt werden; der russische Consul endlich hatte das Recht, bei Auflagen und Steuern dazwischenzutreten. Endlich wurde durch den Vertrag von Adrianopel 1829 noch eine letzte und wichtige Einräumung der Pforte entrissen. Sie darf fortan keinen befestigten Punkt auf dem linken Donauufer besitzen; alle Muselmänner, die auf dem diesseitigen Ufer begütert sind, sollen ihre Liegenschaften verkaufen und über den Fluß wandern; die innere Verwaltung der Fürstenthümer soll von der Pforte vollkommen unabhängig sein; diese verzichtet auf gewisse Leistungen, zu denen die Fürstenthümer gehalten waren, und erläßt ihnen, in Betrachtnahme der Drangsale des letzten Kriegs, jedweden Tribut für die nächsten zwei Jahre.

Hr. Colson stellt nun Betrachtungen über die Beharrlichkeit und Gewandtheit der russischen Politik an, die vorerwähnte Resultate zuwege brachte. Sechzig Jahre hindurch, bemerkt er, legt sie, hinsichtlich der Fürstenthümer, nur die uneigennützigsten Absichten zu Tage; jeder ihrer Siege gewährt ihren Glaubensgenossen neue Bürgschaften politischer und religiöser Freiheit; sie verlangt für sich nichts, sie begnügt sich, den Ungläubigen fortzuschaffen, im voraus gewiß, seine Verlassenschaft zu erben; sie erwirbt sich scheinbare Ansprüche auf die Dankbarkeit der Moldauer und Walachen und zeigt sich ihnen nur als mächtige und uneigennützige Freundin. Einmal nur, in dem Vertrage von Bucharest, weicht sie von diesem Systeme ritterthümlicher Selbstverleugnung ab; wer könnte sie aber wol deshalb tadeln, wenn man bedenkt, daß sie, außer einer reichen Provinz, die ihr Küstengebiet am schwarzen Meere erweitert, mit dem nämlichen Schlage die Mündungen der Donau erwirbt und sie dadurch, Herrin des Handels der moldau-walachischen Provinzen, nöthigenfalls bei entscheidenden Vorkommnissen ihre Macht bis nach Wien hin fühlbar machen und die Pforten des schwarzen Meeres dem Ausfuhrhandel von Siebenbürgen, Ungarn und den Erbstaaten verschließen, sohin Östreich auf das Festland einengen kann. Dagegen hat freilich Rußland noch ein anderes Resultat, ohne es zu wollen und ohne es zu erstreben, erlangt: indem es an die Stelle der türkischen Gewalt trat, hat es auf sich dem Widerwillen geladen, der von jeder fremden Herrschaft untrennbar ist. Indem es sich seit lange abmühte, das Joch der Fürstenthümer zu erleichtern, hatte es diese gewöhnt, freier zu athmen, und als es sich nun, für eigene Rechnung, der Gewalt bemächtigen wollte, die es den Türken entrissen, begegnete es einem diesem Vorhaben widerstrebenden Geiste nationaler Unabhängigkeit, dessen Aufschwung es selbst begünstigt hatte. So ist denn, dies ist die Klimax, heutiges Tages die Lage der Fürstenthümer seltsam verwickelt. Unter dem Namen des Fürsten

Stourdza, für die Moldau, und des Fürsten Alexander Ghika, für die Walachei, verfügt in der That der russische Generalconsul über alle reellen Vorrechte der Souverainetät. Gleichwol rief Rußlands Übereilung, sein Spiel zu entlarven, 1837 eine feierliche Reaction von Seiten der Versammlung der walachischen Repräsentanten hervor. Es handelte sich um die Revision eines organischen Reglements und der russische Consul hatte auf die Änderung einiger Artikel und auf die Einrückung eines Paragraphen bestanden, der nichts weniger bezielte, als die wirkliche Souverainetät und die oberste Genehmigung aller Acte der Versammlung auf Rußland zu übertragen. Diese Absicht lag allzu klar vor Augen, auch begnügte sich die Versammlung nicht damit, die vorgeschlagenen Abänderungen zu verwerfen, sie erhob in einer Adresse feierlichen Einspruch gegen die beabsichtigten Eingriffe und berief sich auf die Bestimmungen der Verträge, die der Walachei freie Hand bei Leitung ihrer innern Angelegenheiten sichern. Allein dieser energische Widerstand erweckte Rußlands Besorgnisse und seitdem ward die Versammlung nicht wieder einberufen, sodaß sich die Verfassung thatsächlich suspendirt befindet.

Man entnimmt wol aus vorstehender Analyse, so flüchtig sie auch ist, daß Hr. Colson sich in der Lage befand, den Stoff seines Werks aus guten Quellen zu schöpfen, wozu ihm sein mehrjähriger Aufenthalt in der Walachei Gelegenheit gab. Indeß würde seine Arbeit befriedigender ausgefallen sein, hätte er sich die Mühe gegeben, dabei mit mehr Methode und Klarheit zu verfahren. Man gewahrt allerdings, daß er mit seinem Gegenstande gut bekannt ist; allein er vergißt zu oft, daß der Leser nicht immer vermag, seine Andeutungen zu erfassen, daß demselben nicht alle geschichtlichen und diplomatischen Vorgänge, auf die sich der Verf. bezieht, gegenwärtig sind, und daß vor Allem bei der Analyse einer Constitution, deren Bestimmungen streitig sind, es darauf ankommt, dieselbe ganz genau und auf das lichtvollste darzulegen. Diesen Mängeln wird gewissermaßen durch die Menge von Facten und Urkunden abgeholfen, die Hr. Colson beibringt und die dem Werke ein hohes publicistisches Interesse gewähren. Die wichtigste Schlußziehung aber, zu welcher man mittels dieser Belege gelangt, ist, daß die Pforte niemals das Recht besaß, sich, kraft der Verträge, in die innere Verwaltung der moldau-walachischen Provinzen zu mischen, daß sie sohin auf Rußland keine Rechte übertragen konnte, die ihr selbst nicht zustanden, und daß folglich, ist die Prämisse richtig, einerseits Rußland unbefugt ist, derartige Rechte geltend zu machen, andererseits aber Europas wohlverstandenes Interesse es den Mächten zur Pflicht macht, Einspruch dagegen zu erheben.

Was nun die Zukunft der Fürstenthümer anbetrifft, so liegt den desfallsigen Prävisionen des Verf. der Hauptzweck zu Grunde, Europa sei in Geburtswehen begriffen, deren Resultat die Emancipation der geknechteten und die Erniedrigung der herrschenden Volksstämme sein würde. Von diesem Princip ausgehend, das wol etwas zu allgemein und absolut ist, um ernsten politischen Combinationen zur Basis zu dienen, folgert Hr. Colson, daß alle romanischen Provinzen, wie die Moldau, die Walachei, Bessarabien, Bulgarien, die Bukowina, das Temesvarer Bannat und ein Theil Siebenbürgens sich einstens vereinigen und ein unabhängiges Reich bilden werden; auch Polen soll wieder aus seinem Grabe erstehen. Dagegen sollen Preußen, Östreich, Rußland, jetzt herrschende Staaten, gedemüthigt werden, wie es bereits die Türkei ist; in kurzem: Hrn. Colson's Vorhersagungen, sollten sie zur Erfüllung kommen, würden den biblischen Denkspruch, wonach die Großen erniedrigt und die Kleinen erhöhet werden sollen, verwirklichen. Wir werden dem Verf. nicht auf das Gebiet höchst gewagter Conjecturen folgen, uns vielmehr nur darauf beschränken, schließlich Dasjenige anzudeuten, was uns in seinen Prävisionen von Völkerbefreiung vielmehr den Eingebungen des verflossenen Jahrhunderts, als unserer Epoche, anzugehören scheint.

Als die französische Revolution die alte Staatsverfassung gewaltsam zerschmettert und, nach Danton's Wunsch, ein königliches Haupt allen Königen Europas zum Trotze hingeworfen hatte, berief sie, in der ersten Aufwallung, alle Völker zur Freiheit und suchte über ganz Europa den revolutionnairen Geist heraufzubeschwören. Die nächste Folge davon war ein zwanzigjähriger Krieg, dessen Ausgang darthat, daß, vermochte auch nicht Europa den Geist der Freiheit und Gleichheit in Frankreich zu ersticken, doch Frankreich seinerseits nicht mehr hoffen darf, plötzlich der Welt, mit Hülfe einiger Zauberformeln, eine neue Gestalt zu geben. Zwischen dem der neuen Freiheit zugänglichen Frankreich und dem nach alten historischen Formen beherrschten Europa fand eine Art stillschweigenden Vertrags statt: Europa hat begriffen, daß in dem französischen Geiste eine gewisse Macht liegt, die zu besiegen nicht in seiner Gewalt liegt, während Frankreich, durch kostspielige Erfahrungen belehrt, zu der Erkenntniß gelangt ist, daß es ein Hirngespinst, dem natürlichen Gange der Zeit vorgreifen zu wollen, indem man das Freiheitsfieber Völkern einzuimpfen versucht, deren starke und gesunde Natur für den Impfstoff nicht empfänglich ist. Somit muß das heutige Frankreich, sollte es endlich dahin gelangen, seine Rolle in der großen Geschichte der Entwickelung der Menschheit zur immer schönen Darstellung der dieser zu Grunde liegenden Idee mitzuwirken, richtig zu erfassen, nur noch durch die Macht des Beispiels zu wirken suchen; es muß zu dem Behufe allen Völkern mit dem Beispiele einer weisen, befruchtenden, thatkräftigen und geregelten Freiheit vorangehen und sie so veranlassen, dieselbe Bahn zu beschreiten. Wir lassen dahingestellt, wie viel Frankreich selbst auf dieser Bahn zum Ziele vorgerückt, ob und wann es dieses Ziel erreichen wird; wir geben sogar für den Augenblick zu, daß Europa in den vorbefragten Geburtswehen begriffen ist, daß Gährungsstoff vorhanden, daß ein gewisser Geist von Freiheit und Nationalität umgeht und sich regt. Allein darf man deshalb wol sagen, daß alle Staatsgesellschaften, bestehen sie nicht aus gleichartigen politischen Elementen, sich auflösen, daß alle Mittelpunkte der Politik ihren Kreisen entrückt und daß auf eine beherrschende Centralisation eine endlose Zerstückelung folgen wird? Darf man behaupten, gleich dem Verf., daß die Kräfte einer großen Monarchie, wie beispielsweise Östreich, auseinanderstieben und sich in eine Menge kleiner, unmächtiger und einander beeiferfüchtelnder Nationalitäten zertheilen werden? Und weil nun Östreich es dahin zu bringen wußte, eine Menge kleiner Völker, die, vereinzelt, ein Pflanzenleben, ohne Ruhm und Einfluß, geführt haben würden, unter das nämliche Gesetz und zu einer großen Staatsgesellschaft zu vereinigen, darf man vermeinen, dieses durch Zeit und politisches Genie hervorgebrachte Werk werde plötzlich den Todesstoß erhalten? Wir unsererseits, maßen wir uns auch nicht an, mehr Rechte auf jene Zukunft zu haben, um welche die Menschen sich streiten, die aber nur der Vorsehung angehört, wir gestehen, daß uns eine solche Auflösung, von dem Geiste des Aufruhrs und der Zerstörung der französischen Staatsumkehr befleckt, in unsern Tagen und nach den um den Preis funfzigjähriger politischer Kämpfe erkauften Erfahrungen, nur noch eine Erinnerung an ein früheres Zeitalter zu sein bedünkt. Zudem, um Hrn. Colson's hirngespinstische Vorhersagungen in Erfüllung zu bringen, ist es nicht genug, die jetzige Staatsmacht in den Fürstenthümern zu zerschmettern. Wußte doch das so weit in der Gesittung vorgeschrittene französische Volk, nachdem es die königliche Gewalt vernichtet und sich selbst ihrer bemächtigt hatte, nicht, welchen Gebrauch es davon machen sollte! Wie darf man sich nun wol im Ernst glückliche Resultate von den frühzeitigen Siegen des Freiheitsgeistes bei Völkern versprechen, die nach Hrn. Colson's eigener Schilderung noch so wenig dazu herangereift sind? Denn, seinen Berichten zufolge, bürdet auf den Bauern der Moldau und Walachei die Last der Dienstbarkeit mit ihrer ganzen Schwere, die Zigeuner sind sogar Sklaven und die Geistlichkeit ist unwissend, roh und der Ausübung ihres hohen Berufs in keinerlei Hinsicht gewachsen. Auch begreifen wir durchaus nicht, wie Hr. Colson, der den übergriffen Rußlands eine Schutzwehr entgegenstellen will,

mit noch mehr Nachdruck das Patronat Östreichs über die Fürstenthümer zurückweist. Wir wollen einen Augenblick zugeben, es läge im Interesse von ganz Europa, daß sich ein unabhängiger Staat erhebe, der die Donaumündungen bewache, stark genug, sie zu beschützen, jedoch zu schwach, deren Alleinbesitz sich zuzueignen. Die Fürstenthümer sollen die Bestimmung haben, den Kern dieses neuen Staats zu bilden. Bedurfte es nun sechzigjähriger Anstrengungen von Seiten Rußlands, um diese Provinzen der türkischen Herrschaft zu entziehen, so erscheint es jetzt, zieht man ihren noch wenig vorgerückten gesellschaftlichen Zustand in Erwägung, sehr schwierig, daß sie den angeblichen Absichten jener Macht sich werden entziehen können, ohne sich auf Östreich zu stützen, das, behauptet auch Hr. Colson das Gegentheil, die Zertrümmerung des türkischen Reichs nicht wollen, auch nicht, ohne sich selbst den Tod zu geben, an Rußland, nebst den Dardanellen und den Donaumündungen, jene Provinzen überlassen kann, die der größte Fluß unsers Welttheils durchströmt. 38.

The life of Wallenstein, duke of Friedland. By Lieut. Colonel *J. Mitchell*. Zweite Ausgabe. London 1840.

In mehrfacher Beziehung scheint uns dies englische Buch einer Erwähnung in diesen Blättern zu verdienen. Denn erstens hat sein Verf., Oberst Mitchell, unter Wellington mit Auszeichnung gedient und sich als militairischer Schriftsteller durch seine „Thoughts of tactics" und „A life of Napoleon" rühmlichst bekannt gemacht. Zweitens zeigt er in dieser Biographie Wallenstein's eine sehr gute Kenntniß aller deutschen Schriftsteller, welche über diesen Feldherrn und den dreißigjährigen Krieg geschrieben haben, nicht blos der größern Werke von Khevenhiller, Raumer, Schiller (ja sogar Galetti ist einmal erwähnt), sondern auch der Monographien von Erhard, Förster, Schottky, Mauvillon und Andern, wie denn Mitchell sogar vor der Beendigung der zweiten Ausgabe Böhmen selbst besuchte und Erkundigungen bei den am besten unterrichteten Männern eingezogen hat. Drittens endlich finden wir des Briten hohe Achtung für unsern Schiller, wenn er auch in dem Urtheile über Wallenstein nicht überall mit ihm zusammenstimmt, des Lobes besonders werth, wie er es denn auch nicht verschmäht hat, einzelne Stellen aus Schiller's „great drama", dem „Wallenstein", mehrmals als Belege (S. 112, 242) nach Moir's Übersetzung anzuführen.

Außer diesen Vorzügen müssen wir ferner die gefällige und klare Schreibart lobend hervorheben, wie wir sie in den letzten zwanzig Jahren öfters in den Werken englischer und deutscher Militairs wahrgenommen haben. Die Sprache ist keineswegs nüchtern und blos mit militairischen Details angefüllt, sondern edel, anmuthig und unterhaltend neben dem eigentlich Historischen durch zweckmäßig eingestreute Betrachtungen und Parallelen aus der ältern und neuern Kriegsgeschichte. Dahin rechnen wir z. B. die schöne Stelle über den Mangel an Entschlossenheit und Eintracht unter den protestantischen Fürsten Deutschlands, die Parallele zwischen Wallenstein und Napoleon, die militairisch anziehenden Betrachtungen über die Belagerungen im dreißigjährigen Kriege und über Disciplin und Insubordination der Truppen.

Was nun das eigentlich Factische in der Biographie betrifft, so wird allerdings ein deutscher Leser, der mit den Forschungen von Murr, Förster und Raumer bekannt ist, nicht viel Neues in Mitchell's Biographie finden, während seine geschickte Zusammenstellung und sein unbestochenes Urtheil für die Leser in England sehr nützlich und belehrend genannt werden muß. Das Urtheil über Schiller als Historiker ist an mehren Stellen ungünstig, Mitchell beschuldigt den Dichter, seinen Wallenstein früher, bevor die Acten geschlossen waren, verdammt und in das allgemeine Geschrei wider ihn eingestimmt zu haben (z. B. Vorrede, S. XI, und im Buche S. 163), wie das auch in Deutschland wol seit einigen Jahren geschehen ist. Dabei darf aber nie vergessen werden, daß Schiller's großer Genius und sein wahrhaft prophetischer Sinn im „Wallenstein", wie im „Don Carlos" und in der „Maria Stuart" Vieles geahnet und ausgesprochen hat, was die urkundlichen Forschungen einer spätern Zeit nicht selten bestätigt haben. In ähnlicher Weise hat Riemer ganz richtig über Goethe („Mittheilungen", II, 53) geurtheilt. Aber den Glanz der Schiller'schen Geschichtschreibung hat Mitchell nach Verdienst gewürdigt: die Schilderung des Sturms auf Magdeburg ist ganz und die der Schlacht bei Lützen zum großen Theile aus Schiller's „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" entlehnt.

Daß aber Mitchell seinen Helden weit schuldloser darstellt, als es von Schiller geschehen konnte, beruht nun namentlich auf den durch Förster, den Director of the Royal Museum of Antiquities at Berlin (Kunstkammer im königlichen Schlosse) bekannt gemachten Briefen und Documenten. Allerdings wird hierdurch der Verdacht von Wallenstein sehr entfernt, als habe er sich schon früher mit den Schweden gegen den Kaiser verbinden wollen, aber Förster geht auch noch weiter und sucht ihn überall zu entschuldigen und als des Kaisers treuen Diener darzustellen. Daher haben Viele und nicht ohne Grund der Förster'schen Apologie in einigen Stellen mistraut, der auch die von Freiberg in Büchner's und Zierl's „Neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte" (Bd. I, H. 7, München 1832) bekannt gemachten Actenstücke entgegenstehen. Indeß ist hier nicht der Ort, die Untersuchung von neuem aufzunehmen; wir sagen daher nur soviel, daß uns Wallenstein's eigentliche Schuld darin zu liegen scheint, daß sein Wille zu oft der Subordination entgegentrat. Diese Schuld verwickelt ihn, sie führt seinen Untergang herbei und macht das wahrhaft Tragische seiner Erscheinung aus, sowie sie auch den wahrhaften Schlüssel für das Räthselhafte und Unentschlossene in seinem Wesen während der letzten Lebensjahre gibt. Wie er zu Ferdinand II. stand, so stand ungefähr der Marchese Pescara zu Karl V. Unser englischer Geschichtschreiber folgt nun Förster in vielen Stücken, er nimmt auch an, daß die Intriguen und die Doppelzüngigkeit des wiener Hofes den Friedländer zu auffallenden Schritten, welche den Anschein der Verrätherei hatten, getrieben haben; aber er spricht es zugleich bestimmt aus (S. 386), daß die Geschichte nach den vorliegenden Actenstücken den Vorwurf der Verrätherei zurückweisen müsse. Welche Plane indeß Wallenstein in seinem Herzen hegte, welchen Hoffnungen und Aussichten er vertraute — diese Fragen können nie beantwortet werden. Mitchell sagt daher mit voller Wahrheit am Schlusse: „Oxenstiern declared, even in the last years of his life, that he could never comprehend the object Wallenstein really had in view; and as the ablest and best-informed man of the time failed to unravel the secret, it will be in vain that we attempt to fathom a mystery, over which the gloom of two centuries has now been gathered."

Im Einzelnen zeigt sich Mitchell überall wohl unterrichtet und von gutem Urtheil. Die religiösen Streitigkeiten sind unparteiisch gewürdigt, der Tod Gustav Adolf's nach den besten Nachrichten dargestellt und der Verdacht einer Ermordung durch den Herzog von Lauenburg mit allem Recht als ganz grundlos bezeichnet. Daß der Name des treuen Pagen Gustav Adolf's hier Lübeling und nicht Leubelfing geschrieben ist, mag man dem Engländer wol verzeihen. Hat ihn doch Raumer sogar Lasbelfing genannt! Sonst gebührt der richtigen Schreibung der Eigennamen vieles Lob, denn Namen wie Witstoch, Jutterbock, Questenburg, können kaum als verschrieben angesehen werden. Die einzige ungenaue Angabe möchte die von Gustav Adolf's Landung sein. Bei solchen Vorzügen wollen wir es auch dem Engländer und Militair nicht verdenken, wenn er die Kriegsthaten seiner englischen und schottischen Landsleute im dreißigjährigen Kriege, wie des Majors Dunbar im Holsteinischen, des Obersten Monroe in Pommern und des Obersten Douglas in Torstenson's Heere, gebührend gepriesen hat, da

allerdings die deutschen Geschichtschreiber derselben nicht gedacht haben. Dagegen findet er es für einen englischen Geschichtschreiber sehr beschämend, die Mörder Wallenstein's in der Zahl seiner Landsleute suchen zu müssen, und nennt den Hauptmann Deverux einen bold and ruthless assassin.

Das schöne Bild Wallenstein's von van Dyck, dem, wie Raumer („Herbstreise nach Venedig", II, 225) sagt, ein Jeder das von der Natur zum Herrschen gegebene Anrecht bezeugen wird, ziert das auch sonst glänzend ausgestattete Buch. 19.

Miscellen.

Unter die vielen juristischen Schriften, welche jetzt höchstens nur noch historischen Werth haben, gehört vorzüglich C. U. Grupen's „Observatio juris criminalis de applicatione tormentorum", insbesondere im Schnüren Anfang und in vollen Schnüren, mit einer dissertatione praeliminari von den tormentis Romanorum et Graecorum, insonderheit vom eculeo, tympano und rota ferali und ihren vexis accessoriis (Hannover 1754). In der dissertatione praeliminari ist (S. 1—72) mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit gehandelt von den Marterinstrumenten der Griechen und Römer, welche durch die unter A beigefügte Kupfertafel anschaulich gemacht werden. Die Abhandlung selbst ertheilt in 11 Capiteln Belehrung über die Anwendung der Folter nach ihren verschiedenen Arten und Graden, wie solche noch vor 100 Jahren im Gebrauche waren, wobei das judicium carnificis, als artis periti, den Hauptausschlag zu geben hat. Auf drei Kupfertafeln sind nun die mancherlei Marterwerkzeuge dem Leser vor die Augen gestellt und zwar auf der Tafel B die peinlichen Instrumente in applicatione mit der (S. 227) dazu gegebenen Erläuterung. Unter diesen Marterwerkzeugen kömmt sogar noch (unter Nr. 1) der eherne Ochs des Perillus, genannt „der metallene Ochs mit darunter gemachtem langsamen Feuer", vor. Auf den Kupfertafeln C und D sind die peinlichen Instrumente nach ihrer Art und ihren Theilen (wie es S. 228 heißt) abgebildet. Man wird unwillkürlich von einem Schauder ergriffen, wenn man nur hier und da in dieser Schrift blättert und die Gleichgültigkeit betrachtet, womit hier von der applicatione tormentorum gesprochen wird. Ja, was noch mehr ist, in den (S. 239) beigefügten Anlagen, enthaltend judicia peritorum in arte (worunter hier nicht die carnifices, wie in Cap. 1, S. 73, sondern Chirurgen verstanden werden), wird, um jene Gleichgültigkeit gleichsam zu rechtfertigen, eine Stelle des Prudentius (Peristephanon 10, 496) angeführt:

Horrete omnes haece carnificum manus,
Num mitiores sunt manus medentium
Lanienа quando saevit Hippocratica?

Wenn nun, nach den Regeln des vormaligen Criminalprocesses, ein Inquisit die Folter ausgehalten hatte, ohne ein Geständniß abzulegen, so mußte er freigesprochen werden und konnte, falls er mit dem Beweise auszureichen sich getraute, auf Schadenersatz (!) seinen Ankläger belangen, der noch überdies, als Calumniator, mit Strafe belegt wurde. Ein Beispiel hiervon bei Leyser, Spec. 640, m. 9. Dieser Schriftsteller führt an, daß von Allen, welche die Folterqual ausgehalten haben, die wenigsten wahrhaft schuldlos gewesen seien; „aber", sagt er, „hierüber steht nur Gott ein Urtheil zu, nicht dem Menschen, welcher nach den Gesetzen richten und Jeden, welcher der Folter Trotz geboten, auch wenn er ihn für noch so schuldig halten sollte, freisprechen muß." Die Möglichkeit hingegen, daß, auf trügliche Anzeigungen hin, ein wirklich Unschuldiger der Folter habe unterworfen werden können, scheint den ältern Criminalisten wenig oder gar nicht in den Sinn gekommen zu sein. Denn obgleich selbst in der L. 1, §. 23 D. de quaestionib. (48, 18) aus guten Gründen gesagt wird: „Die Folter ist ein ungewisses, gefährliches und trügliches Ding", und obgleich schon 1624 Johann Greve, ein arminianischer Prediger in Heusden, wider die Folter mit Kraft und Beifall geschrieben hatte, so konnte doch dies auf die Juristen keinen sonderlichen Eindruck machen. „Dicat", sagt Leyser, Spec. 630, m. 4, „Grevius, quidquid velit, Ille sacerdos fuit, nec in judicio unquam sedit. At nos, qui judicia exercemus, quotidie experimur, quam sit tortura reipublicae utilis et necessaria." Nun, das Gegentheil hat eine spätere Zeit und damit auch hier Cicero's Ausspruch bewährt: „Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat." Wie indeß selbst die ernsteste Sache auch eine lächerliche Seite bieten kann, zeigt sich gleichwol hier; denn nach dem Urtheile ältere Ärzte, namentlich eines Alberti (Jurisprudentia medica, S. 238), soll Dickwänsten das Privilegium eingeräumt sein, nicht gefoltert werden zu dürfen und Döpler (Theatrum poenarum, Bd. 1, Cap. 2, §. 126) gibt den Podagristen den Rath, sich der Folter als eines Heilmittels zu bedienen. „Podagrici", sagt er, „können es mit dem Ausrecken und Strecken der Beine und Zehen versuchen, ob es etwa ein Experiment gebe wider ihre Beschwerung, wie Fabricius (Obs. chirurg. Cent. 1, obs. 79) Exempel von Zweien anführt, die dadurch von dem alten eingewurzelten Podagra befreit wurden."

Sowol die römischen als kanonischen Gesetze (L. 3 pr. C. Commun. de legat. [6, 43] c. 1 C. 26 qu. 2) gestatten es, einem zufälligen Glückswurf durch Loos, Aufschlagen von Büchern u. dergl. den Ausschlag in einer zweifelhaften Angelegenheit geben zu lassen, weil sie darin gleichsam die Kundmachung des Willens der Gottheit erkennen. J. H. Böhmer in den Anmerkungen ad c. 1 C. 26, qu. 1 leitet die Art der Schicksalsbefragung durch Bücheraufschlagen ab von der Gewohnheit der Nichtchristen, die Zukunft durch die sortes Homericae und Virgilianae zu erforschen und führt ein Beispiel an, wie auf ähnliche Weise von den Christen die Bibel gebraucht worden ist. Aber auch in späterer Zeit bediente man sich ganz vorzüglich der Verse des Homer, Euripides, besonders des Virgilius, um die Zukunft dadurch zu erforschen. Man schlug in dieser Absicht das Dichterwerk auf Gerathewohl auf und betrachtete dann die zuerst in die Augen fallende Stelle als eine Antwort des Schicksals. Folgendes merkwürdige Virgilische Orakel erzählt Wellwood aus dem Leben des unglücklichen Karl's I., Königs von England. Karl war zu der Zeit, da er mit dem Parlamente aufs äußerste gespannt war, in der Bibliothek zu Oxford mit dem Lord Falkland, der ihn überredete, wegen des Ausgangs seiner weitaussehenden Streitigkeiten die sortes Virgilianas zu befragen. Der König schlug auf und die ersten ihm in die Augen fallenden Verse waren (Aen. 4, 615—621):

At bello audacis populi vexatus et armis,
Finibus exterris, complexu avulsus Juli,
Auxilium imploret, videatque indigna suorum
Funera, nec, quum se sub leges pacis iniquae
Tradiderit, regno aut optata haece fruatur,
Sed cadat ante diem mediaque inhumatus arena.

Der Lord nahm dem über diese fürchterliche Weissagung bestürzten Könige das Buch aus der Hand, um glücklichere sortes zu bekommen, schlug auf und fand (Aen. 11, 45—48):

Non haec Evandro de te promissa parenti
Discedens dederam, quum me complexus euntem
Mitteret in magnum imperium, metuensque moneret
Acres esse viros, cum dura proelia gerte.

Wie wunderbar überhaupt in dergleichen Dingen oft der Zufall walte, zeigt auffallend die Stelle aus Ovid's „Metamorphosen" (1, 148):

FILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos

in welcher der Holländer Peter Opmeer (gest. 1595) nicht nur die wahrscheinliche Gemüthsanlage, sondern auch das Todesjahr (1568) des von seinem Vater, Philipp II., König von Spanien, durch Gift hingerichteten Infanten Don Carlos gefunden hat. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 282. — 9. October 1842.

Relazione del viaggio fatto nella primavera dell' anno 1838 dalla Maestà del Re Federico Augusto di Sassonia nell' Istria, Dalmazia e Montenegro, del *Bartolomeo Biasoletto*. Triest 1841.

Im Mai des Jahres 1838 unternahm Se. Maj. der König von Sachsen von Triest aus einen Ausflug an die Ostküste des adriatischen Meeres, um Istrien und Dalmatien zu besuchen. Im Gefolge des Königs befanden sich die Herren von Minckwitz, von Mandelsloh, der Hofrath und Leibarzt Dr. von Ammon und der Doctor Biasoletto aus Triest, Verfasser des vorliegenden Reiseberichts. Der Letztere, aus Istrien gebürtig, durch frühere Reisen mit den Verhältnissen des Bodens und der Vegetation dieses Landes vertraut, sollte der Wißbegierde des Königs als geeigneter Führer dienen. Obwol der Zweck der Reise zunächst der Erforschung der in Istrien und Dalmatien vorkommenden Pflanzen gelten mochte, die für den König als Freund und Kenner der Botanik von vorzüglichem Interesse sein mußten, so wurden doch auch die allgemeine Beschaffenheit des Landes, der Charakter und die Sitten seiner Bewohner und die dort befindlichen Alterthümer einer aufmerksamen Betrachtung gewürdigt. Die geringe Ausdehnung der beiden Länder und das vortreffliche Behikel, eins der Dampfboote der östreichischen Lloyd-Gesellschaft, verbunden mit der rastlosen Thätigkeit, welche die Reisenden entwickelten, machte es möglich, in dem kurzen Zeitraume von nicht ganz drei Wochen die Reise zu beenden und dabei diejenigen Resultate zu erreichen, welche Dr. Biasoletto in seiner Beschreibung dem Publicum übergeben hat. Fast alle merkwürdigen Punkte Istriens und Dalmatiens wurden besucht, die Vegetation in verschiedenen Höhen durchspäht und eine beträchtliche Sammlung von Pflanzen gewonnen. Das Verzeichniß derselben ist dem Werkchen beigefügt und enthält über 1400 Nummern. Außer diesen wurden noch viele lebende Gewächse, theils für den botanischen Garten in Triest, theils für andere Gärten mitgenommen. Ein Besuch in Montenegro, auf die Einladung des Vladika unternommen, gibt interessante Aufschlüsse über diesen Fürsten und sein Volk, das innerhalb seiner Berge in, wenn auch nicht formell anerkannter, doch factischer Selbständigkeit hauset. Die Darstellung ist lebendig und erweckt Reiselust.

Da die beiden Länder, jetzt Theile der östreichischen Monarchie, dem deutschen Publicum nur wenig bekannt sein dürften, der Bericht über die Reise des Königs aber, in einer fremden Sprache geschrieben, nicht Jedem zugänglich sein möchte, so wollen wir versuchen, die Hauptergebnisse, soweit sie nicht die Wissenschaft allein angehen, in kurzem Umriß wiederzugeben. Die Zeichnungen, welche der König von merkwürdigen Gebäuden und Ruinen eigenhändig verfertigte, sind leider dem Drucke nicht übergeben worden, wir machen deshalb auf die vortrefflichen Ansichten aufmerksam, welche der Franzose Cassas, der 1802 in Dalmatien war, über die römischen Denkmale daselbst liefert und die sich in der Beschreibung seiner Reise finden. Es sind namentlich die in Pola und Spalato befindlichen Alterthümer mit großer Genauigkeit von ihm gezeichnet worden. Istrien und Dalmatien, jenes viel weniger Flächenraum enthaltend als dieses, gehören zu den Ländern, die nie eine politische Selbständigkeit besaßen, soweit uns ihre Geschichte bekannt ist. Etwa 200 Jahre v. Chr. durch römische Waffen erobert, blieben sie unter der Herrschaft der Römer, bis diese aufhörten ein herrschendes Volk zu sein. Attila, der Italien verwüstete, ward auch Eroberer von Dalmatien. Die ihm nachfolgenden Heerführer durchzogen das Land und besaßen es, bis andere es ihnen entrissen. Als die griechischen Kaiser die Oberherrlichkeit über Dalmatien verloren hatten, stritten sich Ungarn, Normänner, Italiener und Sarazenen um die Herrschaft. Endlich gelangte die Republik Venedig, theils durch Verträge, theils durch Waffengewalt in den Besitz der Küstenstriche von Istrien und Dalmatien, sowie der Inseln, welche dazu gehören. Ungestört blieb die Republik hier Herrscherin bis zu ihrem Absterben im J. 1797. Denn im Frieden von Campoformio kamen beide Länder an das Haus Östreich und bilden jetzt, vereint mit einigen andern Theilen der Monarchie, das sogenannte Königreich Illyrien. Der jetzige Zustand des Volks ergibt sich aus seiner Geschichte. Der häufige Wechsel der Oberherren, die das Land zum Tummelplatz ihres Ehrgeizes machten, die öftere Vermischung mit fremden Nationen hatten einen nachtheiligen Einfluß auf die eigene Sitte, ja, selbst auf die eigene Sprache; dabei war die Ausbildung eines der Eigenthümlichkeit des Volks anpassenden Rechtszustandes unmöglich. Gesetze konnten nicht wurzeln, da jeder neue Eroberer ein neues Gesetz mitbrachte, das die Gültigkeit des alten auf-

hob und alle aus diesem erworbenen Rechte zerstörte. Daher fehlte die Sicherheit des Eigenthums und mit dieser die Grundlage aller socialen Ordnung. Es gab keinen Muth zum Erwerben, da die Erhaltung des Erworbenen so leicht gefährdet werden konnte. Dies ist nun heute freilich anders, aber noch hat sich das Volk nicht an die Sicherheit gewöhnt, die ihm der Schutz einer geordneten Gesetzgebung gewährt, und der Einzelne strebt wenig nach Vermehrung seiner Einkünfte, wenn die ersten Lebensbedürfnisse erworben sind. War es früher die Furcht vor dem Verluste der Früchte seines Fleißes, die ihn bewog genügsam zu sein, so ist es jetzt die Trägheit als Folge der langen Abhängigkeit und Schutzlosigkeit.

Bei der großen Ergiebigkeit des Bodens und dem durch die Lage am Meere bedingten Reichthum an Fischen und Schalthieren braucht es nur geringer Anstrengung, um das Nöthige zu gewinnen, das die Natur oft im Überfluß hervorbringt. Bei einigem Unternehmungsgeist könnten die natürlichen Erzeugnisse des Landes zur Vermehrung des Wohlstandes benutzt werden, allein das ist bis jetzt selten geschehen, obwol die Regierung nicht versäumt auf die Cultur des Bodens aufmerksam zu machen. Unter den Pflanzen Dalmatiens sind viele, welche sich zu größerer Benutzung eignen und bei häufigem Anbau und sorgfältiger Pflege eine Quelle des Reichthums für die meist armen Bewohner werden könnten. Wild wächst die Rubia peregrina, deren Wurzeln ein vortreffliches Roth zur Färbung wollener und baumwollener Stoffe geben; sie wird aber diesem Gebrauche gar nicht zugewendet, sondern ihres üppigen Wuchses wegen als Heckenpflanze benutzt. Noch andere Färbestoffe werden nur kümmerlich gewonnen aus dem Carthamus tinctorius (färbender Saflor), Rhamnus alaternus und Rhamnus infectorius (immergrüner und färbender Wegdorn). Die Mastixpistazie und die Terpentinpistazie, beide sehr werthvolle Handelspflanzen, werden oft zu Brennholz verwandt; ebenso geht es der Korkeiche, dem Mandelbaum, der echten Kastanie und manchen andern Gewächsen, von denen in andern Ländern thätigere Bewohner großen Nutzen für die Industrie und den Handel zu ziehen wissen. Zu den Vorzügen Istriens und Dalmatiens gehören die großen Wälder, welche wie ein Gürtel das Land gegen das Meer hin begrenzen und eine gewinnreiche Ausbeute geben. Von hier bezog die Republik Venedig den größten Theil ihres Schiffbauholzes, und heute erbaut Östreich seine Marine aus dem Material, welches die Wälder Istriens ihm bieten.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen verfolgen wir den weitern Gang der Reise. Am 22. Mai verließ der König von Sachsen die Rhede von Triest auf dem Dampfboote Graf Mitrowsky, nahm den Weg längs der östlichen Küste des adriatischen Meeres, immer dem Ufer nahe genug bleibend, um es mit bloßen Augen erschauen und beobachten zu können. Zuerst erscheint Capo d'Istria, die alte Hauptstadt Istriens, einst die Rivalin von Triest; dann folgen auf einer langen Hügelreihe, deren Abhänge mit gutbebauten Feldern oder üppigem Waldesgrün bedeckt sind, mehre Städtchen und Dörfer, welche einen oft malerischen Anblick gewähren. Im Hintergrunde erscheint ein hoher Bergrücken, der einem Zweige der julischen Alpen angehört und sich bis an die dinarischen Alpen hinzieht, welche weit im Südosten Dalmatien von Kroatien und Bosnien scheiden. Pirano ist die nächste Stadt, dann geht es zu dem Vorgebirge Punta di Salvore, wo ein Leuchtthurm sich befindet; von hier sich wieder der Küste zuwendend, sahen die Reisenden mehre zwischen blühenden Feldern und Olivenwäldern liegende Ortschaften, nämlich Omago, Città nuova, Parenzo und Orsero, und kamen dann nach Rovigno, der volkreichsten Stadt des Landes. Die Hauptkirche Santa-Eufemia, deren schöne Lage auf einer vorspringenden Anhöhe überraschend ins Auge fällt, hat einen sehr hohen Thurm, der im Styl des Marcusthurmes in Venedig erbaut ist. Die Stadt selbst ist Sitz von mehren Tribunalen und entwickelt eine nicht unbedeutende Thätigkeit in Handel und Industrie.

Durch die Inselgruppe, welche sich der Küste entlang bei Rovigno hinzieht, steuerte das Dampfboot auf die brionischen Inseln zu, von denen eine besucht wurde, um dort zu botanisiren. Lorber, Erdbeerbaum (Arbutus unedo), Klee, Platterbse, Wicke und Mohn in mannichfachen Arten; die Mastixpistazie und viele andere Pflanzen des Südens wurden gesammelt und dann die Reise bis Pola fortgesetzt, dem Ziele des ersten Tages. Diese Stadt, deren Ursprung sich in die Sagenzeit des grauen Alterthums verliert, indem schon die Argonauten auf ihrer Heimkehr von Kolchis hier eine Niederlassung gegründet haben sollen, zeigt noch bedeutende Spuren der einstigen Herrschaft der Römer, die hier eine Colonie hatten, Julia Pietas genannt, deren Einwohner das römische Bürgerrecht besaßen. Einen Beweis von der ehemaligen Größe der Stadt bietet das Amphitheater, das wol viermal soviel Menschen fassen kann, als jetzt in ganz Pola wohnen. Es gehört dies Theater zu den am besten erhaltenen unter den noch vorhandenen Denkmälern dieser Art; namentlich sind die obern Galerien, die aus Säulengängen bestehen, noch in so gutem Zustande, daß der Beschauer sich einen deutlichen Begriff von dem Gesammteindrucke machen kann, den eine römische Arena bei Lebzeiten des römischen Volks hervorbringen mußte. Das Ganze ist aus Tuffstein erbaut und wol solider als alle modernen Theater spätrer Jahrhunderte. Seine Lage auf einem Hügel, etwa 200 Schritt von der Stadt entfernt, läßt es schon von weitem erschauen und macht es zum geeigneten Standpunkt einer ausgedehnten Fernsicht auf das Meer und die frischgrünen Inseln, die sich aus diesem erheben. Ein in Form eines Triumphbogens erbautes Thor ist ebenfalls römisches Werk und wurde, wie die wohlerhaltene Inschrift zeigt, von einer Witwe mit Namen Salvia dem Andenken ihres Gatten gewidmet. Außer den beiden genannten Monumenten, steht noch die Ruine eines der Roma und dem Augustus geweihten Tempels, der wahrscheinlich schon zu Lebzeiten des Augustus erbaut wurde. Es läßt sich dies daraus schließen, daß mehre Tempel mit gleicher Inschrift vorhanden sind, von denen man weiß, daß Augustus sie zu bauen erlaubte, jedoch befahl, seinem Namen den der Roma

vorzusehen, damit er dort gemeinschaftlich mit dieser seiner Stammmutter verehrt werde. Der Hafen von Pola ist sehr geräumig und die Stadt befestigt. Die Umgegend, welche der König zu Fuße besuchte, besitzt große Fruchtbarkeit, jedoch ist der Anbau mit nur geringer Sorgfalt betrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Idées sur la politique de Platon et d'Aristote, exposées en quatre leçons à la faculté de lettres de Strasbourg, suivies d'un Discours sur l'histoire de la philosophie à l'époque de la renaissance, par *J. Ferrari*. Paris 1842.

Diese kleine Schrift ist zum Theil durch ihren Inhalt, mehr aber noch durch ihre Veranlassung, allerdings geeignet, auch dem deutschen Publicum einige Aufmerksamkeit abzugewinnen. Der Verf. hat sie, wie er in der Vorrede bemerkt, durchaus nur in der Absicht in Druck gegeben, um sich durch sie gegen die Anklagen zu rechtfertigen, die ihm seine einstweilige Entfernung von dem philosophischen Lehrstuhl der Faculté de lettres zu Strasburg, welchen er als Stellvertreter Bautain's bekleidete, zugezogen hatte. Inwiefern nun dieses Ereigniß, bei seinem Zusammentreffen zumal mit ähnlichen oder für ähnlich gehaltenen Vorfällen in Deutschland, auch unter uns nicht unbemerkt vorübergegangen ist, desto näher liegt das Interesse, sich über den eigentlichen Hergang der Sache und ihre Anlässe genauer zu unterrichten; und dazu gibt diese Schrift, begleitet, wie sie es ist, von einer ausführlichen Vorrede, welche diesen Hergang berichtet, die Gelegenheit.

Die Vorlesungen selbst, auf die sich jener Lärm bezog, waren nicht, wie es hin und wieder nach den Zeitungsnachrichten so schien, der Staatswissenschaft gewidmet; es war vielmehr ein Cursus über die Geschichte der Philosophie in der Periode der Wiederherstellung der Wissenschaften, den der Verf. eröffnet hatte. In der Einleitung zu diesem Cursus hatte der Verf. erst die metaphysischen, dann die politischen Systeme des Platon und des Aristoteles besprochen, in der Absicht, um in ihnen einen Gegensatz von Idealismus und Realismus, oder von Rationalismus und Empirismus nachzuweisen, der nach ihm den Schlüssel zum Verständniß auch der mittelalterlichen Philosophie und aller nachfolgenden geben soll. Durch diese Stellung der betreffenden Vorträge mag vielleicht, in Bezug auf die Schilderung der politischen Lehre Platon's — in Verbindung mit einigen Unvorsichtigkeiten des augenblicklichen Ausdrucks, welche der Verf. selbst nicht ganz in Abrede stellt —, ein Schein von Absichtlichkeit verschuldet worden sein, der, wenn es auf die historische Darstellung dieser Lehre in einem Zusammenhange, dem sie unmittelbar angehört, abgesehen gewesen wäre, ganz und gar unerklärlich bliebe. Die Vorlesungen selbst, die der Verf. mit der Versicherung der wörtlichen Treue, die er erforderlichen Falls durch allerhand Zeugnisse beglaubigen könne, hier mittheilt, enthalten nämlich durchaus nichts, als eine mit lebhaften Farben aufgetragene und in das Licht eines scharfen Contrastes gestellte Schilderung der politischen Systeme jener zwei größten Denker des Alterthums. Weder für das eine noch für das andere dieser Systeme zeigt er eine entschiedene Vorliebe, er tadelt beide als gleich einseitig, bei aller begeisterten Bewunderung für den Gedankenschwung und die classische Form der Platonischen „Republik". Dennoch sind ihm, wie er berichtet, durch die Journale der fanatischen katholischen Partei die entgegengesetzten, einander widersprechenden Vorwürfe einerseits des Materialismus, andererseits eines überschwänglichen, auf den Umsturz alles Bestehenden ausgehenden Idealismus gemacht worden, beide, wie es scheint, in Bezug auf seine Darstellung der Platonischen Lehre, in der man eine Lobrede auf die communistischen Ideen, Güter- und Weibergemeinschaft ꝛc. hat finden wollen, die freilich ebenso wol als Materialismus, wie als das gleich verwerfliche Gegentheil des Materialismus, gedeutet werden konnte.

Es versteht sich, daß über den Handel, der sich hieraus entsponnen hat, das Urtheil unter uns nicht zweifelhaft sein kann. Es ist, wenn wir irgend den Versicherungen des Verf. Glauben beimessen dürfen — und in der Schrift selbst liegt kein Grund zum Mistrauen vor, auch haben ihm in Frankreich Journale wie die „Débats", die anfangs gegen ihn gestimmt schienen, bereits Ehrenerklärung geleistet —, eine Anklage der absurdesten, eine Intrigue der gehässigsten Art, was sich gegen ihn erhoben hat. Die Vermuthung des Verf., daß es nur der Haß gegen ihn als einen nicht geistlichen Nachfolger des Abbé Bautain sei, was diese Umtriebe veranlaßt habe, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich; auch scheint der Verf., obgleich ohne Zweifel selbst Katholik, mit einigen für Luther ehrenvoll klingenden Äußerungen bei dem katholischen Theile seiner Zuhörer (vielleicht nur, wie er selbst vermuthet, bei einigen wenigen) Anstoß gegeben zu haben — eine empfindliche Reizbarkeit, die wir dem Katholicismus im Elsaß nicht zugetraut hätten. Daß eine so freisinnige Regierung wie die französische, daß ein Minister von solcher Gesinnung wie Villemain, sich durch solche Umtriebe zu der Maßregel der Suspension veranlaßt finden konnte, müßte Wunder nehmen, wenn nicht aus der Erzählung des Verf. hervorginge, daß der Skandal des Lärmes in den Vorlesungen selbst und des Journalgeschreis so arg geworden war, daß die Regierung der öffentlichen Sicherheit diese Maßregel schuldig zu sein glauben konnte. Eben dieser Umstand verbietet es auch, diesen Vorfall mit einem oder dem andern in Parallele zu bringen, durch welche man neuerlich in Deutschland das Princip der akademischen Lehrfreiheit hat compromittirt finden wollen. Könnte man wirklich in jener Maßregel gegen unsern Verf. die eigene Gesinnung der französischen Regierung ausgesprochen glauben, so wäre der Eingriff, den sie in jenes Princip sich erlaubt hätte, offenbar ein weit ärgerer als je, wenigstens in neuerer Zeit, von einer deutschen Regierung ausgegangen ist. Dem aber ist nicht so, die Regierung würde dort unstreitig nicht, wie meist doch in den ähnlichen Fällen deutscher Seits es so geschah, aus eigenem Antriebe eingeschritten sein. Sie hat gerade dieselbe Partei, die in diesem Falle jene Maßregel hervorgerufen hat, zu ihrem eigenen schlimmsten Feinde; und wenn dem Verf. nicht sogleich volle Genugthuung geworden ist, die ihm auf die Länge gewiß nicht entgehen wird, so hat solches seinen Grund wol nur in den Schwierigkeiten, welche der Regierung eben durch jene Partei bereitet sind.

Um nun über den Inhalt des vorliegenden Büchleins ein Wort zu sagen, so haben wir uns gefreut, in dem wahrscheinlich noch jugendlichen Verf. einem Manne zu begegnen, wie das jüngere Frankreich deren mehre aufzuweisen hat, mit regem Eifer für philosophische Studien und mit einem gewandten Talente der Darstellung, welches, wenn es der Wissenschaft gewidmet bleibt, gute Früchte für jenes Studium erwarten läßt. Bieten auch die hier abgedruckten Vorlesungen an sich selbst nichts Neues und reichen sie auch nicht hin, in die Art und Weise einen sichern Einblick zu geben, wie der Verf., wenn er seinen Cursus hätte fortsetzen können, den eigentlichen Hauptgegenstand desselben behandelt haben würde, so regen sie doch beim Lesen auf erfreuliche Weise an und erwecken ein günstiges Vorurtheil sowol für den guten Willen des Verf., seiner Aufgabe zu genügen, als im Allgemeinen auch für seine Fähigkeit dazu. Allerdings fehlt es nicht an manchen Ungenauigkeiten, die sich ein Deutscher nicht leicht hätte zu Schulden kommen lassen, z. B. daß das bekannte Gleichniß Platon's von den in einer Höhle eingeschlossenen und gefesselten Menschen, die von den vor der Höhle sich vorüberbewegenden Dingen nur die Schatten erblicken, fast drei Bücher der „Republik" einnehmen soll (S. 34), und daß Jakob Böhm, von dessen Lehre sich der Verf. überhaupt wunderliche Vorstellungen zu machen scheint, le cordonnier de Salitzbourg genannt wird (S. 88). Auch

müssen wir bekennen, daß die Übersicht, welche die als Anhang der Schrift beigefügte erste Vorlesung von dem Gegenstande gibt, den er behandeln will, die vorläufige Charakteristik der Philosophie des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, bei einzelnen treffenden Zügen und gut ausgedrückten Wendungen uns doch nicht zu einem hinreichend klaren und gerundeten, die Erwartung des Zuhörers auf einen bestimmten Punkt fixirenden Charakterbilde zu gelangen scheint, wiewol die Intention des Verf. sichtlich auf ein solches gerichtet ist, und sich lange nicht so, wie es in ähnlichen Fällen nur allzuoft deutschen Darstellungen solcher Art begegnet, ins Vage und Unbestimmte verliert. Dagegen verdient die Art und Weise, wie in den nachfolgenden Vorlesungen, deren freilich nur einige, wie es die Veranlassung der Schrift mit sich brachte, hier mitgetheilt sind, weiter ausgeholt worden ist und die Systeme des Alterthums herbeigezogen sind, um die Anknüpfungs- und Ausgangspunkte der neuern Philosophie damit zu bezeichnen, alles Lob und zeugt von einem Streben nach Gründlichkeit, welches um so anerkennungswerther ist, als es nicht etwa in ein müßiges Prunken mit Kenntnissen ausartet, welche die nähere Aufgabe des Verf. nichts angehen, sondern sehr bestimmt die Gesichtspunkte aushebt, von denen man sogleich gewahr wird, wie der Verf. sie für seinen eigentlichen Gegenstand fruchtbar zu machen gedenkt. Der Gegensatz zwischen den politischen Doctrinen der beiden großen Denker des Alterthums gestaltet sich allerdings unter des Verf. Händen schroffer, als er in der Wirklichkeit war. Insbesondere werden unsere deutschen Verehrer des Aristoteles mit dem Verf. unzufrieden sein wegen der Einseitigkeit, mit der er diesen größten aller Geister des hellenischen Alterthums, wozu man ihn nicht ohne Übertreibung neuerdings wieder stempeln will, als hartnäckigen Empiriker und politischen Materialisten darstellt. Indeß, in einer einleitenden vorbereitenden Betrachtung, wo es eben nur darauf ankam, in scharfen, klaren Umrissen, auch wol in etwas schroffen Antithesen, wie solche ohnehin die französische Darstellungsweise liebt, die Gesichtspunkte hervorzuheben, auf die der Leser oder Zuhörer seine Aufmerksamkeit richten soll, mag dieser Verstoß wol Entschuldigung finden, bei genauerm Eingehen würde der Verf. ohne Zweifel selbst das Unzulängliche seiner Ansicht gewahr geworden sein.

Um eine empfehlende Probe von des Verf. Styl zu geben, möge hier die gelungene Schilderung einen Platz finden, die er am Schlusse der Vorlesungen, welche von Platon's politischer Lehre handeln, von dem schriftstellerischen Charakter der „Republik" gibt (S. 47 fg.): „Werfen wir jetzt unsern letzten Liebesblick auf dies unermeßliche Werk, die Republik des Platon. Es ist der Traum des goldenen Zeitalters in der alten Philosophie, es ist die höchste Anstrengung der heidnischen Wissenschaft, die Erbsünde der Selbstsucht zu büßen. Nie ist die äußere Form dieses Meisterwerkes erreicht worden; die geschickte Anordnung des Dialogs, die Schönheit der Ausführung, die Verwickelung und die Einfachheit des Ganzen, der Glanz und die Reinheit des Styls: Alles zeigt hier Platon und Platon sich selbst übertreffend. Es gibt da eine Fülle von Ideen und von Ansichten, die sich, eine nach der andern, entfalten, ohne sich zu verwirren, sie stützen sich, sie befestigen sich einander wechselseitig. Am Anfang die Verhandlung über die Gerechtigkeit; die Dialektik des Sokrates verfolgt die Sophismen des Thrasymachus in alle ihre Wendungen und schlägt sie durch die Widersprüche, die sie daraus hervorgehen läßt. Glaukon nimmt den Satz des Thrasymachus auf, er greift durch seine Beweisführung den materialistischen Ansichten des 18. Jahrhunderts vor, aber in dem Augenblick, wo er über Sokrates zu triumphiren scheint, wächst ihm plötzlich der Gegenstand über den Kopf, und Sokrates stellt das Princip der socialen Gerechtigkeit den Sophismen des Eigennutzes entgegen. Der Gedanke eines vollkommenen Staates wird unter Platon's Händen ein Erziehungsplan, dieser Plan gewinnt eine neue Größe und wirft das Heidenthum der dichterischen Überlieferung über den Haufen. Drei Einwürfe treten hervor gegen den Staat: das Eigenthum, die Familie und die bestehenden Regierungen, und drei neue Ansichten: von der Gemeinschaft der Güter, von der Gemeinschaft der Frauen und von der Herrschaft der Philosophen, antworten auf diese Einwürfe. Darauf steigert sich abermals die Idee dieses Staates, und wie der Philosoph für Platon so zu sagen die menschgewordene Wahrheit ist, so geht er bis zur ersten Wahrheit, bis zu Gott zurück, dort findet er den Mittel- und Stützpunkt für alle seine Ansichten. Einmal dort, kann er sich weiter nicht erheben, er muß herabsteigen, er wirft einen Blick auf die Erde und sieht dort, wie alle zeitwierige Regierungen sich von ihrem idealen Typus entfernen und von Abgrund zu Abgrund bis zur Tyrannis herabfallen; er sieht ferner, wie die ideale Wahrheit von Nachahmung zu Nachahmung, von der ewigen Idee zur Natur und zur Dichtung herabfällt, die er fast gänzlich verwirft. Endlich, bei den letzten Regionen seines Systems angelangt, vollendet er das große Werk mit einem Mythus, worin seine Ideen über die Grenzen dieser Welt hinausgehen, um die Vorsehung im Universum zu rechtfertigen. In dieser Arbeit, wo die Ideen sich übereinander bis zu einer unendlichen Höhe steigern, ist der Plan ein einziger, er geht von Einem Princip, dem Guten, aus; er geht auseinander, um die Politik und die Moral, die Interessen und die Gerechtigkeit zu umfassen; dennoch, in seiner doppelten Richtung, kommt Platon stets darauf zurück, beide Plane zu vereinigen, sodaß mit jedem Schritte der eine den andern hervorruft, trotz den Verwickelungen des Einzelnen." 86.

Literarische Notizen.

Capo de Feuillide ist einer von den französischen Schriftstellern, die sich in allen Lagen umhergetrieben und die ganze Stufenleiter politischer Meinungen durchlaufen haben. Nachdem er conservativ, liberal, radical gewesen ist, scheint er jetzt zu der Fahne des Bonapartismus zu schwören. Er hatte bereits vor einiger Zeit eine kleine Broschüre herausgegeben, in der er die Interessen des lächerlichen Prätendenten Louis Napoleon vertheidigte. Dieselbe ist zwar spurlos vorübergegangen und der Vergessenheit anheimgefallen, aber Feuillide hat sich dadurch nicht entmuthigen lassen. Wir haben von ihm ganz kürzlich eine sehr geistreiche Schrift erhalten, in der er denselben Ideen huldigt, die aber abgesehen davon manche interessante Partie enthält. Es ist dies eine Geschichte des bekannten Schlosses Ham, das in den Annalen Frankreichs eine so bedeutende Rolle spielt. Der Verf. ist in seinen Schilderungen sehr glücklich und man muß wirklich bedauern, daß er, der so reich begabt ist, sein schönes Talent in eiteln Parteizwecken zersplittert und misbraucht. Wie viel man von ihm erwarten könnte, beweist sein Werk über Irland, das schon vor mehren Jahren erschienen ist, das aber immer noch das Beste bleibt, was er geschrieben hat. Es ist reich an Naturansichten, an glücklichen Auffassungen des Volkslebens, und man fühlt sich darin von einem freien, edeln Geiste angeweht, den der Verf. in seinen journalistischen Handwerksartikeln und seinen zahlreichen Streitschriften nur gar zu häufig verleugnet hat.

Louise Collet verdankt ihren Ruf weniger ihren matten Poesien, als ihrem mörderischen Anschlag auf das Leben des Romanschreibers Alphonse Karr. Cousin, ihr Verehrer und Freund, wie man behauptet, hat eine prachtvolle Gesammtausgabe ihrer Gedichte veranstaltet, die nur für Freunde bestimmt ist und die, was äußern Glanz betrifft, alle ähnliche Werke hinter sich läßt. Sie hat vor kurzem ein neues Gedicht, „Charlotte Corday et Madame Roland" herausgegeben, das ihre frühern an poetischem Inhalte nicht eben übertrifft. Es ist eine matte Reimerei, ohne schlagende Gedanken und ohne tiefes, poetisches Gefühl. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 283. — 10. October 1842.

Relazione del viaggio fatto nella primavera dell' anno 1838 dalla Maestà del Re Federico Augusto di Sassonia nell' Istria, Dalmazia e Montenegro, del *Bartolomeo Biasoletto.*

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

Von Veruda, bis wohin der König am folgenden Tage seinen Spaziergang ausdehnte, brachte eine Barke ihn und sein Gefolge auf das Dampfboot zurück, das nun, den Golf von Quarnero durchkreuzend, seine Fahrt gegen die Insel Ossero nahm und bei der Stadt gleichen Namens Anker warf. Diese Insel hat einige ansehnliche Berge, von denen einer, der Monte maggiore, durch die Reisenden erstiegen wurde. Der sehr steile Weg führt bei Bauergütern vorbei, deren Mauern nicht selten überstiegen werden mußten, ist überhaupt beschwerlich, aber belohnend durch den Reichthum an Pflanzen, welche den Berg schmücken. Nach zwei Stunden war der Gipfel erreicht; eine herrliche Aussicht öffnete sich hier dem Auge, das, begünstigt durch die Reinheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre, einen weiten Umkreis beherrschen konnte. Der Meerbusen von Quarnero mit seinen vielen Buchten und Inselgruppen läßt sich von hier aus weithin übersehen. Während im Osten der Dalmatien durchziehende Gebirgsstock dem Auge eine gebietende Grenze setzt, schweift gegen Süden und Westen der Blick über die grüne Meeresfläche hin, bis diese am weitentfernten Horizonte sich mit dem klaren Blau des Himmels zu vereinen scheint. In der Stadt Ossero, die wie die meisten Dalmatiens sonst bedeutender war als jetzt, ist nur die Kathedrale mit einem schönen Gemälde von Paul Veronese sehenswerth.

Am folgenden Tage wurde die Reise von Ossero durch den Golf von Quarnero fortgesetzt bis Zara, wo das Dampfboot gegen Mittag eintraf. Der Weg führt an vielen Inseln vorbei, die in mannichfaltiger Abwechselung, bald mit Wäldern und Büschen, oder mit Blumen bewachsen sind, bald nur aus zackigen Felsen oder nur einem einzigen Gebirgskamm zu bestehen scheinen. In Zara, der jetzigen Hauptstadt Dalmatiens, wurde der König von dem Gouverneur, dem Grafen von Lilienberg, und von einem großen Theile der Bevölkerung ehrfurchtsvoll begrüßt. Das Schauspiel, welches die Ankunft des hohen Gastes bot, verbunden mit dem Erscheinen eines großen Dampfschiffes, fesselte die Menge am Ufer, lange nachdem der König sich in seine Kajüte zurückgezogen hatte. Bei der Tafel war der Gouverneur zugegen; er gab manche Auskunft über das Volk und das Land, dem er seit längerer Zeit als oberster Befehlshaber vorstand. Er lobte die Gutmüthigkeit der Leute, klagte aber sehr über die Vernachlässigung, die viele Naturproducte erfahren müssen, deren Güte aller Aufmerksamkeit werth ist. Der Wein Dalmatiens soll dem eines jeden andern Landes gleich kommen, bei einiger Cultur aber selbst vorzügliche Sorten übertreffen. Eine Probe, welche der Gouverneur bringen ließ, überzeugte die Reisenden von der Wahrheit seiner Worte. Zara besitzt ein Theater, worin eine italienische Gesellschaft Vorstellungen gibt, hat etwa 7000 Einwohner und ist als Hauptstadt Dalmatiens Sitz aller weltlichen und geistlichen Behörden der Provinz.

Am folgenden Tage wurde Sebenico in sechs Stunden erreicht. Diese Stadt ist befestigt, sonst unbedeutend. Der König verließ hier auf kurze Zeit das Dampfschiff, um einen Abstecher nach Scardona zu machen, wo der Fluß Kerka einen berühmten Fall bildet. Wirklich überzeugten sich die Reisenden, daß dieser Katarakt zu den schönsten Europas gehört; eigenthümlich ist die große Ausdehnung, welche die Wassermasse beim Herabsturze erhält, da sie nicht in einem einzigen breiten Bogen aufgehalten, sondern durch verschiedene hervorspringende Terrassen, die einen Seitenablauf gestatten, von vielen Seiten her zur Tiefe gelangt. So theilt sich der Fluß beim Fallen in viele kleine Bäche, welche erst am Fuß der Höhe sich wieder in ein gemeinschaftliches Bette vereinen. Scardona, jetzt nur ein Flecken, war zu Cäsar's Zeit die Hauptstadt der römischen Provinz Liburnia.

Der nächste Tag führte die Reisenden durch mehre Kanäle nach Trau, einer kleinen Festung, von wo der Weg zu Lande über Salona nach Spalato fortgesetzt wurde. Auf dem Wege dahin liegt die Riviera dei Castelli, ein sehr romantisches Thal, das eine fruchtbare Ebene bildet, die sich vom Meere bis Salona hinzieht. Hier gedeihen viele Südfrüchte, Olivenhaine und Rebenhügel bilden die Einfassung der wohlangebauten Felder. Die Bewohner dieses Thales sind in sieben Ortschaften vertheilt und zeichnen sich durch Arbeitsamkeit und Wohlhabenheit aus. Sie sind Morlacken und haben noch viele Gebräuche aus früherer Zeit beibehalten. Sie heirathen meist untereinander,

um ihr Vermögen beisammen zu erhalten. Ein Dorfoberhaupt, Namens Speraz, bat den König um die Ehre eines Besuchs in seiner Wohnung, wo er einige merkwürdige Alterthümer zu zeigen versprach. Er begrüßte den König in seiner Nationalkleidung, die aus einem langen hemdähnlichen und vorn geschlossenen Überrock von weißem Tuch besteht. Als Zierath sind auf der Brust kleine Stickereien von Wolle oder Seide, die farbige Blumen vorstellen. Die weiten weißen Beinkleider sehen denen der Bauern in Ungarn und Kroatien sehr ähnlich. An den Füßen werden Sandalen von Leder, mit bunten Schnüren besetzt, getragen und die Kopfbedeckung besteht in einem runden Hute, der auf dem langgescheitelten Haar durch rothe Bänder befestigt ist. Wenig verschieden von dieser Kleidung der Männer ist die der Frauen. Der Überrock ist von gleichem Schnitte, nur länger, sodaß er bis zu den Knöcheln herabfällt. Der König begab sich in das Haus des Morlacken, besah dessen Kunstschätze und ließ ihm ein Goldstück mit seinem Bildniß überreichen, mit welchem der überglückliche Mann die Sammlung seiner Kostbarkeiten bereicherte. In dem erwähnten District der Riviera dei Castelli hat sich ein alter Gebrauch erhalten, der auch bei den Montenegrinern noch hier und da gefunden wird. Es ist der Freundschaftsbund, der zwischen zwei Personen gleichen Geschlechts mit kirchlicher Feier geschlossen wird. Zwei Freunde oder Freundinnen, die sich auf diese Art Treue geschworen haben, bleiben bis zum Tode beisammen. Sie theilen dann Freude und Schmerz, Glück und Unglück und haben Gemeinschaft der Güter. Männer, welche in solchem Bunde leben, heißen Probatimi, Frauen bekommen den Namen Posestrime. Selbst das Leben wird für den Freund gewagt und gegeben. Sonst war die Trennung eines Freundschaftsbundes etwas Unerhörtes und wurde als ein Familienunglück angesehen; in neuerer Zeit fielen Trennungen häufiger vor, woran die Trunkliebe keine kleine Schuld haben soll. Die Umgegend von Salona ist sehr schön und wird von den Besuchern mit Recht geschätzt. Aber auch historisch interessant ist dieser Ort, einst ein Hauptsitz der römischen Gewalt in Dalmatien. Noch beweisen viele auf den Feldern hingestreute Überreste von Mauern, Säulen und Statuen, daß hier einst Pracht und Herrlichkeit wohnte.

Eine Stunde von Salona entfernt ist Spalato. Diese Stadt, die an ihrer politischen Wichtigkeit sehr verloren hat, ist merkwürdig geblieben durch die Ruinen des Palastes, den der römische Kaiser Diocletian dort erbaute, nachdem er der Regierung entsagt hatte. Der Palast bildet ein längliches Viereck, dessen längere Seite 630 Fuß, die kürzere 510 Fuß lang ist, Dimensionen, welche von der großen Ausdehnung des Ganzen einen Begriff geben. Als Hauptfaçade kann die dem Meere zugewandte Seite betrachtet werden. Diese ist mit einer Colonnade von 42 korinthischen Säulen geschmückt; ursprünglich waren ihrer 50. Dieser Seite gegenüberstehend, nach Norden zu, befand sich der die Zimmer des Kaisers enthaltende Theil und in diesem der Haupteingang des Palastes, die sogenannte Porta aurea; zwei andere Thore befanden sich an der östlichen und westlichen Seite, jedes mit einem achteckigen Thurme versehen; an jeder Ecke des Vierecks befand sich ein viereckiger Thurm, der um 18 Fuß höher als die Mauer. Das Innere des Palastes hat sich sehr verändert, obwol die Hauptgebäude in demselben heute noch, wenn auch zu andern Zwecken gebraucht werden. Zwei Tempel, von denen der eine dem Jupiter, der andere dem Äskulap geweiht war, nahmen die Hälfte des innern Raumes ein, der, wie die äußere Mauer, ein längliches Viereck bildet. Die andere Hälfte enthielt die Wohnungen der Frauen und einige Gärten, in denen der Kaiser selbst zu arbeiten pflegte. Von diesem zweiten Theil ist wenig vorhanden, dagegen hat der Jupitertempel seine Structur großentheils behalten. Er ist in Form eines regelmäßigen Octogons aus Quadern erbaut; bis gegen die Mitte der Höhe erheben sich 24 Säulen korinthischer Ordnung, die eine Galerie tragen, welche die Außenmauer umgibt. Auf dieser noch vorhandenen Galerie sollen kolossale Statuen die Brustwehr gebildet haben, jetzt ist davon nichts mehr zu sehen. Das Dach endete in einer Spitze, ist aber gewölbt worden, seit das ganze Gebäude zu einer christlichen Kirche umgewandelt worden ist. Jetzt ist die Kathedrale von Spalato in den Räumen, in welchen einst der Vater der heidnischen Götter verehrt wurde. Das Innere des Tempels bildet ein Rundel; im Kreise herum stehen an den Wänden acht korinthische Säulen, die etwa in der Mitte der Mauerhöhe eine rundherum laufende Galerie tragen, auf welcher 16 kleinere Säulen derselben Ordnung stehen, welche das Dach tragen. Der Tempel des Äskulap war rund und von schöner Architektur; an der Eingangsfaçade befanden sich vier Säulen und zu der Thüre stieg man auf 15 Stufen hinan. Das Fronton des Peristyls nahm die ganze Länge der Façade ein. Im Äußern ziemlich wohl erhalten, zeichnet sich dieser Tempel durch schöne Verhältnisse aus und gehört zu den beachtenswerthen Denkmälern römischer Baukunst. Jetzt ist eine Kapelle darin mit einem alten Taufbecken. Diocletian ließ den Palast 305 n. Chr. erbauen und lebte sieben Jahre darin. Dem Orte nahe, wo er in Niedrigkeit geboren war, überschaute er von hier aus ein Leben voll der außerordentlichsten Ereignisse, die ihn aus einer Hütte auf den Thron geführt und ihm die Herrschaft über ein großes Volk gegeben hatten. Die heutigen Bewohner von Spalato zeichnen sich vor denen mancher andern Städte Dalmatiens durch eine freiere Bildung aus, die sie durch häufigern Umgang mit fremden Nationen erworben haben. Es kommt hier häufig vor, daß wohlhabende Ältern ihre Söhne zur bessern Ausbildung ins Ausland schicken, früher nach Venedig und Rom, jetzt nach Padua, Wien, Göttingen, sogar auf holländische Universitäten. Daher findet der Reisende hier, neben dem leichten gefälligen Ton auch Achtung für fremde Bildung und Interesse am Fortschritt.

Von Spalato wurde die Reise fortgesetzt nach der Insel Lesina. Üppiges Pflanzenleben, Reichthum an merkwürdigen Gewächsen machen sie eines Besuches werth. Der auf der Insel sehr verbreitete Rosmarinus officinalis

gibt durch seinen lieblichen Duft der Atmosphäre eine angenehme Würze und trägt zum Wohlgeschmack des hier in Menge gewonnenen Honigs viel bei. Einen prachtvollen Anblick gewährt die häufig vorkommende Agave americana (amerikanische Wunderaloe), deren Stengel sich 12 Fuß hoch erhebt und deren Blätter ein sehr saftiges Grün besitzen.

(Der Beschluß folgt.)

Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. In drei Bänden. Von Johannes Voigt. Erster Band. Königsberg, Borntträger. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mit der Untersuchung, wie kann die Wissenschaft an Erweiterung gewinnen, muß die Frage, wie kann sie in das Leben gebracht und gemeinnützig werden, als eng verbunden erscheinen. Denn unleugbar kann nur dadurch die Wissenschaft ihre hohe Bestimmung vollkommen erreichen und ihren ganzen Werth geltend machen, wenn sie in den socialen Kreis der Menschheit eintritt und auf das Denken und Wirken derselben den gebührenden Einfluß übt. Der Mittel aber, wodurch dieser Zweck sich erreichen läßt, sind lediglich zwei: Bücher und öffentliche Vorträge. In beiderlei Beziehung, namentlich in der letztern haben zur Erreichung jenes Zweckes bis jetzt die Engländer das Meiste geleistet. Diese Vorträge bilden bei ihnen eine Art Surrogat für die Mangelhaftigkeit des Schulunterrichts. In der erstern Beziehung zeichnen sich vorzüglich die Franzosen aus. Die Durchsichtigkeit ihrer Sprache und die Leichtigkeit, womit sie das auf der Hand Liegende aufzufassen gewohnt sind gibt ihnen diesen Vorzug. Die Deutschen dagegen sind noch nicht weit über die ersten Anfänge dieser praktischen Wissenschaftsthätigkeit hinaus. Die Gründe einer solchen Erscheinung, die bei einem Volke, dem selbst die eingebildetsten Ausländer den Preis echter Wissenschaftlichkeit zuerkennen, auffallen muß, liegen gleichwol nicht sehr fern. Der erste aller Gründe ist in dem echt deutschen, aus seinem innersten Leben genommenen Sprüchworte sichtbar — viele Sprüchwörter sind ja überhaupt naive Selbstbekenntnisse, die eine Nation im Negligée über sich selbst macht —: gut Ding will Weile haben. Der Deutsche ist in seinem natürlichen Zustande Feind aller Übereilung und namentlich von aller Keckheit entfernt, welche dem Franzosen insbesondere so oft einen glücklichen Erfolg verschafft. Der Deutsche ist aber ferner stolz auf seine Wissenschaft und Gelehrsamkeit, allein merkwürdigerweise nicht sowol den Fremden gegenüber als vielmehr gegen seine in den höhern Regionen des Wissens und der Intelligenzthätigkeit nicht eingeweihten Landsleute. Er sieht das Gebiet seiner Gelehrsamkeit für ein Heiligthum an, das er von Denen, die nicht nach allen Förmlichkeiten eingeschult und mit den erfoderlichen Insignien der Weihe ausgestattet sind, nur ungern betreten werden läßt; er liebt das Popularisiren der Mysterien seiner Intelligenz nicht, und es ist noch gar nicht so lange her, daß er es vorzog, lieber in einer fremden Sprache jene Mysterien den gelehrten Standesgenossen zu verkündigen, als, wie er meinte, Gefahr zu laufen, durch das Organ der Muttersprache entweder von Allen ohne Unterschied verstanden oder von den Meisten misverstanden zu werden. Der erstere Fall, glaubte er, bringe gewissen Augen ein Licht, für das sie nicht gebaut seien; der letztere dagegen habe eine Folge, welche aller Wissenschaft und deren Bestrebungen zuwider sei, den Irrthum. Lieber also in Hieroglyphen schreiben, deren Schlüssel nur in den Händen der Eingeweihten sich finde. Mit der Größe der Mühe steigt der Werth des Erworbenen in dem Gefühle oder in der Meinung des Erwerbers: selbst das Kleinste, das Unbedeutendste erscheint werthvoll, weil es an der Weihe Theil nimmt, welche die Schweißtropfen des Arbeiters dem Ganzen gegeben haben. Und die deutsche Gelahrtheit, weder im Paradiese geboren noch in einer tropischen Sonne erzogen, darf sich in der That dieser Weihe rühmen. Ist es nun ein Wunder, wenn es einem deutschen Gelehrten wahrhaft schmerzlich ankommt, daß er ein Stück seiner gelehrten Industrie entweder verschleudern oder ganz unterdrücken soll, einer Popularität zu Gefallen, die er in gewissen Fällen gar nicht für ebenbürtig ansieht, in andern wiederum ihrem Wesen und Bedürfnisse nach nicht einmal kennt? Und gewiß hat dieser Schmerz, dieser Mangel an Selbstüberwindung, sowie die Unbekanntschaft mit den Foderungen einer populairen Wissenschaftlichkeit und Aufklärung entweder manches für praktische Zwecke bestimmte Buch unbrauchbar gemacht, oder es fehlen deren noch da, wo man sie wünschen muß. Wenn man die Behauptung ausspricht, daß unsere Muttersprache bei populairen, durch die Wissenschaft geläuterten Darstellungen Schwierigkeiten darbiete, welche namentlich der Franzose in seinem Sprachidiom nicht kenne, so hat man allerdings wol nicht ganz Unrecht. Allein mag man immerhin zugestehen müssen, daß unsere Muttersprache, wie das Volk selbst, die Umständlichkeit und eine etwas schwer zu fassende Allmäligkeit der Entwickelung ihrer Construction- und Periodenformen liebe; mag man immerhin zuzugeben genöthigt sein, daß es unserer Nationalität an einem Mittelpunkte fehle, unter dessen Einflusse die sprachliche Gesetzgebung zu der nöthigen Einheit gebracht werden könne: unsere Sprache besitzt Reichthum, Kraft, Gemüth und Elasticität genug, um mit ihren rhetorischen Formen auf alle Stände zu wirken, allen Geistes- und Gemüthszuständen Genüge zu leisten. Und wie lange ist es denn eigentlich her, daß wir unsere Muttersprache zu würdigen und in ihr würdig zu schreiben angefangen haben? Dieser Anfang kann sich noch kaum der Vergangenheit eines Jahrhunderts rühmen, denn alle frühern Anfänge erlagen der Ungunst der Zeiten. Und wenn es der Opposition nachgegangen wäre, die sich damals gegen die Pflege und die Anerkennung unserer Muttersprache erhob, so hätten wir jetzt noch nichts Angelegentlicheres zu thun, als unsere Söhne nach Paris zu schicken, um die Eleganz des Ausdruckes zu studiren, oder unbedingt dem Generalcommando des lateinischen Stockes zu unterwerfen, damit sie unter seinen Streichen wenigstens deutsch seufzen oder fluchen lernten. Gott sei Dank, es ist anders gekommen, als Viele fürchteten, Manche sogar hofften! Zuletzt müssen wir noch die Bemerkung machen, daß der deutsche Gelehrte, von seinem Standpunkte aus beinahe alles zu betrachten gewohnt und mit den socialen Zuständen und Bedürfnissen nicht vertraut, sehr häufig nicht anerkennend oder aufmunternd genug über wissenschaftliche Darstellungen urtheilt, die eine populaire Bestimmung haben. Die Beurtheilten werden empfindlich oder abgeschreckt von fernern Versuchen, das Publicum wird mistrauisch und auf diese Weise die beabsichtigte Wirkung verfehlt. Für die Ausbildung dieses erfoderlichen Taktes kann namentlich die Publicität durch Blätter wirken, die keinen streng gelehrten Zweck verfolgen, sondern nur eine allgemein wissenschaftliche Tendenz haben. Und in dieser Beziehung haben die neuesten Zeiten einige recht erfreuliche Fortschritte aufzuweisen. Man erhält dadurch auch zugleich das beste Mittel, um das Ungeziefer, welches sich so leicht an die Publicität unter der Hülle der Popularität ansetzt, zu tödten.

Wenn wir nun oben als das zweite Mittel, wodurch die Wissenschaft in den socialen Kreis der Menschheit eintreten könne, öffentliche Vorlesungen anerkannten, so müssen wir uns aus Rücksicht auf die Beschränkung, deren Beobachtung uns hier obliegt, mit der Bemerkung begnügen, daß unsere socialen Verhältnisse und Gefühle die Bedingungen noch nicht gewähren, unter denen das allein möglich ist, was die Engländer mit so vielem Glücke haben versuchen dürfen. Es wird sich eine andere Gelegenheit darbieten, darüber weitläufiger zu verhandeln. Wir kehren deshalb zu den Büchern, unter denen wir uns einmal heimisch fühlen, zurück.

Zu den Wissenschaften, welche sich am rüstigsten einen Wohnplatz in der Mitte des Volkes zu erringen gesucht haben,

gehört unbestreitbar auch die Geschichte. Und es läßt sich in dieser Beziehung eine erfreuliche Wechselwirkung wahrnehmen. Denn während die Wiedererweckung unsers Nationalsinnes den historischen Bestrebungen zu nicht geringem Danke verpflichtet ist, werden diese selbst von den erstern immer mehr belebt, so hier und da bis zu einem gewissen hyperbolischen Eifer, bis zu Reflexionen fortgetrieben, die, wenn auch nicht in jeder Hinsicht das Wahre treffend oder der Unparteilichkeit sich streng befleißigend, doch die Stärke des nationalen Bewußtseins mit Tönen verkündigen, denen das deutsche Ohr seit Jahrhunderten entwöhnt ist. Namentlich darf sich aber Preußen der Aufmerksamkeit rühmen, die man in der jüngsten Zeit seiner Geschichte gewidmet hat. Stenzel fördert sein gründliches Werk rasch zum Ziele, von Pölitz's preußischer Geschichte erscheint eine neue Auflage, und kaum hat Johannes Voigt sein größeres Geschichtswerk zur Vollendung gebracht, so wird auch bereits das auf drei Bände berechnete „Handbuch", dessen erster Band uns eben vorliegt, mit dem Versprechen baldigen Vollendens, der gebildeten Lesewelt des deutschen Volkes von ihm empfohlen. Der Verf. ist von der Wichtigkeit der Geschichte für die Hebung des Volkslebens fest überzeugt, er erkennt die Zeichen der Zeit und besitzt zugleich Einsicht und Geschicklichkeit genug, um den Zweck zu erreichen, den er bei seinem Handbuche im Auge hat. Bestätigen wir unser Urtheil durch einige Stellen der Vorrede.

„Die Geschichte eines Landes wird keineswegs dazu verabfaßt, um Eigenthum der Kenntniß des Geschichtsforschers zu sein, sondern zugleich auch um als Nachzeichnung eines Volkslebens der vergangenen Zeiten im Leben, d. i. im lebendigen Bewußtsein und in der Bildung eines Volkes für alle Zeiten fortzuleben. Sie muß demnach auch, um dieses ewige Fortleben im Volke zu gewinnen, für jeden gebildeten Volksgenossen zugänglich sein. — Der wahre und schönste Werth der Geschichte liegt gewiß nicht in ihrem bloßen Wissen in der Gelehrten Gedächtnisse, sondern in ihrem ewigen, frischen Fortleben in des Volkes Bewußtsein. Dahin sollte und müßte es kommen, daß jeder gebildete Volksgenosse mit dem geschichtlichen Leben seines Volkes innigst vertraut und von dem Geiste, der ihn aus der Geschichte seines Landes anweht, durchdrungen werde. Es ist allerdings für den kritischen Forscher im Felde der Geschichte ein befriedigendes Bewußtsein, möglichst alle Quellen durchforscht, den geschichtlichen Stoff vergangener Zeit in möglichster Vollständigkeit gesammelt, kritisch geprüft, berichtigt, gereinigt, gesäubert und nach solcher Läuterung das geschichtliche Leben eines Volkes in einem großen Bilde zusammengefaßt und zur Betrachtung dargestellt zu haben. Allein es ist damit nicht Alles gethan. Das Bild muß, wenn es belehren, erfrischen und erfreuen soll, allgemeiner Beschauung zugänglich gemacht, es muß, wenn sein Geist zum wahren Leben kommen und lebendig wirken soll, zur Ausstellung gebracht werden. Es muß ins lebendige Bewußtsein der Betrachtenden übergehen, wenn es für das Leben Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen soll. — In Preußen lebt jetzt, man darf es an seinem Volke rühmen, viel rege Empfänglichkeit für geschichtliche Auffassung und für die Aufnahme lebendiger Erinnerungen an seine vergangene Zeiten. Die Erstorbenheit alles Interesses an der Geschichte des Landes, wie man sie noch vor einigen Jahrzehnden fand, ist mehr und mehr verschwunden; allein das Ziel, welches in der gesammten Volksbildung mittels der geistig belebenden Bildungskraft der vaterländischen Geschichte zu erreichen ist und einst noch erreicht werden muß, liegt immer noch in der Ferne. In der Jugend vor Allem muß die Geschichte mehr noch den Funken wecken, der einst im Manne zur Flamme der Liebe zum Vaterlande auflodern und für Volk und Thron in rechter Thatkraft wirken soll."

Wir haben diese Stellen zugleich darum etwas ausführlich mitgetheilt, theils weil sie den Standpunkt angeben, von welchem aus der Verf. beurtheilt werden will, theils weil sie Elemente enthalten, die zu dem Thema passen, von welchem wir ausgegangen sind. Daß dem „Handbuche" die Resultate lediglich zum Grunde liegen, welche das größere Werk in ihrer Vollständigkeit und Entwickelung enthält, ist natürlich, und schon deshalb kann hier von einer Beurtheilung des historischen Stoffes selbst nicht füglich die Rede sein, wir dürfen jetzt blos von der getroffenen Auswahl und der Anordnung desselben sprechen. Der vorliegende Band bietet in 16 Capiteln mit zweckmäßigen Unterabtheilungen die Geschichte Preußens von der ältesten Zeit bis zum J. 1324 dar. Sehr lobenswerth ist die Aufmerksamkeit, welche der Verf. der innern Verfassung der preußischen Ordenslande gewidmet hat. Er hat dadurch seinem Handbuche unleugbar einen ebenso anziehenden als lehrreichen Gehalt gegeben. Die Sprache ist klar, einfach und dennoch nicht trocken, wenn ihr auch hier und da eine etwas größere Belebtheit zu wünschen sein möchte. Namentlich glauben wir das „Handbuch" nicht blos der preußischen, sondern überhaupt der deutschen wissenschaftlich gebildeten Jugend empfehlen zu müssen, da unsere Geschichtsliteratur zur Zeit kein Werk aufzuweisen hat, aus welchem dieselbe in gleicher Klarheit und Uebersichtlichkeit diesen Theil der Geschichte des deutschen Landes und Volkes kennen zu lernen im Stande wäre. Aber auch der gereiftere Mann, dem eine allgemeine wissenschaftliche Bildung nicht mangelt, wird in der Lecture dieses Handbuchs Belehrung und Genuß finden. Wir irren darum gewiß nicht, wenn wir dasselbe für eine wahrhafte Bereicherung unserer populären Geschichtsliteratur erklären und den Wunsch für vollkommen gerecht ansehen, daß die zwei noch zu hoffenden Bände bald erscheinen möchten. 89.

Literarische Notizen.

Das neueste Werk des geistreichen Alfred Michiels („Histoire des idées littéraires en France", 2 Bde.), dessen wir vor kurzem in diesen Blättern Erwähnung gethan haben, hat sehr widersprechende Beurtheilungen hervorgerufen. Auf der einen Seite sind die frischen und lebendigen Ideen mit dem größten Beifall begrüßt worden, während man andererseits die ganze germanisirende Richtung des jungen Schriftstellers mit Hartnäckigkeit angegriffen hat. Besonders hat der beißende Kritiker Old Nick im Feuilleton des „National" das ganze Werk mit seiner neuen Terminologie ins Lächerliche zu ziehen gesucht. In der That muß man gestehen, daß Michiels vielleicht doch etwas zu weit gegangen ist. Die französische Literatur ist zu national, als daß man einen ihr fremden Maßstab an sie anlegen könnte. Außerdem treibt der Verf. die Sucht, überall neue, originelle Ansichten zu entwickeln, gar zu sehr auf die Spitze und wird dadurch gegen wirklich verdiente Schriftsteller, deren Ruhm sich nicht mehr bestreiten läßt, nicht selten ungerecht.

Wir haben der lieblichen Novellen Paul de Musset's schon erwähnt. Eine derselben, „Madame de la Guette", hat einen seltsamen Streit in der französischen Journalistik hervorgerufen. Der Recensent derselben im „National", Old Nick, zeichnete mit einigen flüchtigen Zügen die Hauptgruppen, die Musset in seinem lebensvollen Bilde zusammengestellt hat. Er bezog dabei den Irrthum, das aus dem Deutschen entlehnte Wort lansquenet (Landsknecht) für Reiter zu nehmen. Der „Globe", der den „National" mit Hartnäckigkeit bekämpft, ließ die Gelegenheit, die Redaction dieses Mißgriffes wegen zu verspotten, nicht vorüber. Es stellte sich aber nun heraus, daß der Feuilletonist des „National" dieses Wort aus der Novelle von Musset, der es in demselben Sinne, wie Old Nick gebraucht, entlehnt hatte. Musset hat nun diese ganze kleine Journalfehde in einem geistreichen, witzigen Briefe an den Herausgeber der „Revue de Paris" auf die liebenswürdigste Art von der Welt erzählt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 284. — 11. October 1842.

Relazione del viaggio fatto nella primavera dell' anno 1838 dalla Maestà del Re Federico Augusto di Sassonia nell' Istria, Dalmazia e Montenegro, del *Bartolomeo Biasoletto.*

(Beschluß aus Nr. 283.)

Der Weg nach Curzola, der schwarzen Corcyra der Alten, wurde in sieben Stunden zurückgelegt. Den Namen der schwarzen hat diese Insel erhalten, weil sie einst mit Wäldern von schwarzen Edeltannen (Pinus halepensis) bedeckt war, die ihr ein düsteres Ansehen geben. Sie ist lang und schmal, die Hauptstadt liegt auf einem Vorgebirge und ist in Form eines Halbkreises erbaut, sie hat etwa 2000 Einwohner, deren Hauptnahrungszweige Fischerei und Schiffbau sind.

Nicht weit von Curzola liegt Orebich, ein kleines Dorf, dessen Häuser zerstreut längs dem Meere hin liegen, von Gärten umgeben, die zusammen eine reizende Landschaft bilden. Die Frauen sind hier vorzüglich nett und sauber gekleidet und von reizender Gesichtsbildung. Trotz der harten Arbeit, die ihnen die alleinige Besorgung des Ackerbaues auferlegt, sind ihre Formen zart und edel gestaltet.

Über Gravosa, den Hafen von Ragusa, kamen die Reisenden am 29. Mai in dieser Stadt an. Ragusa liegt so nahe an der türkischen Grenze, daß ein regelmäßiger Verkehr mit den Türken stattfindet, die dreimal wöchentlich im Bazar einen Markt halten. Der Weg nach Cattaro führt auf dem Kanal bei sehr gut angebauten Ufern vorbei. Olivenhaine und Weinberge wechseln mit freundlichen Dörfern, einige recht geschmackvoll erbaute Landhäuser mit sauber gehaltenen Gärten geben dem Ganzen einen angenehmen Anstrich von Wohlhabenheit und lassen auf die Thätigkeit der Bewohner schließen. Cattaro liegt an dem Meerbusen, der seinen Namen führt. Es ist gut befestigt und freundlich gelegen. Einer Einladung des Vladika von Montenegro folgend, begab sich der König am folgenden Morgen zu Pferde an die Grenze dieses Ländchens. Dort wurde derselbe von dem Vladika empfangen und in die Hauptstadt des kleinen Staates, Cettigne, geleitet. Der Weg dahin führt über hohe Berge und ist oft sehr beschwerlich, aber reich an schönen Punkten. Dunkle Wälder, in denen die Axt nur selten ertönt, wilde Bergströme mit reißendem Fall, an den Seiten steile Felsabhänge, in welchen kräftige Moose, oft auch riesig hohe Tannen wurzeln, geben dem Charakter der Gegend einen schauerlich romantischen Anstrich, der hin und wieder eine heitere Färbung erhält durch schöne Gebirgspflanzen, welche aus den Klüften heraufschauen oder die einzelnen Höhen mit einer glänzenden Blumenkrone bedecken. Der kriegerische Volksstamm, der in diesen Gebirgen wohnt, hat sich die Unabhängigkeit von seinen mächtigen Nachbarn im Osten und Westen zu bewahren gewußt. Die monarchisch-theokratische Verfassung ertheilt dem Bischof fast unumschränkte Gewalt, gemäßigt nur durch die Freiheitsliebe des Volks, das in seinem Herrscher mehr den Berather und Beschützer, als den von Gott eingesetzten Oberherrn verehrt. Bei wichtigen Angelegenheiten hat der aus zwölf Personen bestehende Senat eine berathende Stimme. Die Glieder desselben werden aus den einzelnen Districten vom Volke gewählt und bilden eine Art von Volksvertretung, die jedoch mehr geeignet ist dem Willen des Herrschers zu dienen, als ihm Schranken zu setzen. Der jetzige Vladika, Pietro Petrovich, ist 1810 geboren und Neffe seines Vorgängers. Er ist ein Mann von hoher gebietender Gestalt, seine Gesichtsbildung trägt den Stempel der Willenskraft, er besitzt aber dabei jene gewinnende Freundlichkeit, welche Vertrauen erweckt und den Gehorsam angenehm macht. In der That besitzt er das Vertrauen seiner Unterthanen in so hohem Grade, daß er ganz unumschränkt regiert, wenn er auch aus Klugheit den Schein des Absolutismus vermeidet. In Cettigne angekommen, wohnte der König in dem Regierungsgebäude, das durch seine Einfachheit mehr einem Kloster aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung als einem modernen Palast ähnlich sieht. Nur ein Stockwerk hoch, ist es an eine Felswand gelehnt und enthält nur fünf Zimmer zur Wohnung des Vladika. Das erste, in welches man aus einem Vorzimmer tritt, enthält die bischöfliche Bibliothek; das zweite ist Staatszimmer, aber so bescheiden meublirt, daß man es schwerlich für einen Thronsaal halten würde. Es befand sich darin ein Sopha und vor demselben ein großer Tisch, worauf ein künstlich gearbeitetes Schreibzeug stand; ferner ein großer Spiegel mit vergoldetem Rahmen, diesem gegenüber eine Wanduhr und an den beiden andern Wänden zwei Säbel nebst einigen kleinern Gegenständen, die Trophäen vorstellten. Das dritte Zimmer dient dem Vladika zum Schlafgemach und war nebst den

beiden vorhergehenden dem König zur Wohnung eingeräumt. In jedem der beiden folgenden Zimmer befand sich ein sehr breites Bett, um Besuchende aufzunehmen. Hier wohnten die Herren, welche den König begleiteten. Neben dem Hause des Vladika befindet sich das für den Senat bestimmte Gebäude. Es ist ebenfalls nur ein Stockwerk hoch und hat außer dem Sitzungssaale mehre Zimmer mit Betten für die Senatoren. Gewöhnlich schlafen diese jedoch nicht hier, sondern ziehen es vor nach beendigter Sitzung in ihren Wohnort zurückzukehren, was bei der geringen Ausdehnung des Landes in vielen Fällen leicht zu thun sein mag. Überall wurde dem Bischof mit großer Verehrung begegnet, und auch der König wurde von den in Menge herbeiströmenden Montenegrinern mit der Ehrfurcht begrüßt, welche seinem Range und seiner Eigenschaft als Gast des Vladika gebührte. Der König übernachtete in Cettigne und trat am folgenden Morgen die Rückreise nach Cattaro an. Botanische Excursionen wurden unterwegs häufig vorgenommen und den Pferden indessen Ruhe gegönnt. Der Vladika wunderte sich über die Menge der Pflanzen, welche die Reisenden sammelten, und namentlich darüber, daß auch solche mitgenommen wurden, die keine Heilkräfte besaßen. Dr. Biasoletto erklärte ihm, daß die natürliche Beschaffenheit jeder Pflanze dem Kenner der Botanik ein interessantes Studium sei, und daß die Freude an dieser Wissenschaft dem Könige alle Beschwerden, welche das Botanisiren mit sich bringt, leicht ertragen ließe; dies schien dem nur auf das Praktische gerichteten Sinne des Vladika wenig einzuleuchten. An der Grenze seines Gebiets nahm er von dem Könige Abschied.

Von Montenegro zurückgekehrt, erreichten die Reisenden in Budua das Dampfschiff und fuhren auf diesem bis Castelnuovo, einem hübsch gelegenen und befestigten Städtchen, welches das Ziel der Reise bildet, indem von hier aus die Rückkehr nach der Heimat angetreten wurde. Der Weg führte zunächst noch einmal durch den Kanal von Cattaro. Wenn man diesen verlassen, begegnet man einer Gruppe von Inseln, deren meist felsige Ufer von einer überall in heitern Farben hervorsprossenden Vegetation malerisch überragt werden. Eine dieser Inseln, Canosa, wurde besucht. Sie bietet einen Reichthum an Gewächsen, die Zeugniß geben von der Fruchtbarkeit des Bodens und von der Milde der Temperatur, denn wenig hat die Sorgfalt der Menschen daran gethan. Die schaffende Natur selbst ist es, welche hier paradiesische Gärten anlegte und gedeihen ließ. Ausgezeichnet ist die Fülle der Kraft, welche einzelne Pflanzen in ihrem Wuchse entwickeln. Gewächse, welche bei uns sich kaum über die Erde erheben, erreichen hier eine bedeutende Höhe. So die Wolfsmilch (Euphorbia), welche hier zu 9 Fuß hohen Bäumen erwächst. Andere im Süden einheimische Pflanzen sind hier in Prachtexemplaren vorhanden. Unter den Platanen ist besonders ein Baum höchst bemerkenswerth, dessen Umfang 36 Fuß beträgt und der durch hohen Wuchs, durch die üppige Fülle seiner saftig grünen Blätter, aus welchen unzählige Früchte hervorschimmern, sowie durch den großen Umfang seiner Laubkrone einen majestätischen Anblick gewährt. Das Alter dieses Baumes läßt sich schwer bestimmen, da er in Europa mehr Zeit zum Wachsen gebraucht als in seiner tropischen Heimat, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er alt genug ist, um noch von den Horden, welche im Mittelalter Dalmatien verheerten, ein wenn auch stummes Zeugniß zu geben. Manches Volk, das seine Waffen hierher trug, ist spurlos aus der Reihe seiner Brüder verschwunden, während sich heute noch der Schatten dieser Platane erquickend ausbreitet. Neben diesem Riesenbaum steht ein anderer, der etwa zwei Drittheile seines Umfangs besitzt.

Die Überfahrt nach Scabionello und dem schon früher besuchten lieblichen Orebich ist sehr kurz. Den Fluß Narenta hinan war die Fahrt mit dem Dampfschiffe sehr beschwerlich, da viele seichte Stellen im Wasser sind; sie wurde jedoch glücklich zurückgelegt bis Fortopus, wo der König ausstieg, um die nahe türkische Grenze zu besuchen und den dortigen Verkehr der beiden Grenzvölker anzusehen. Auf einem abgesteckten neutralen Gebiete halten die Türken mit den Dalmatiern einen Markt, wo beide ihre Producte austauschen, ohne jedoch in nähere Berührung miteinander zu kommen. Die den Bewohnern der beiden Grenzen eigene Sprache ist slawischen Ursprungs.

In dem Städtchen Mascara wurde der König mit der Aufführung eines Nationaltanzspieles überrascht, welches La moresca genannt wird. Dieses besteht in einem Kampfe zwischen zwei Parteien, von denen die eine Mohren, die andere ritterlich gekleidete Weiße darstellt. Mehre Evolutionen werden in Masse gegeneinander ausgeführt, dann folgen Zweikämpfe, die so lange fortdauern, bis alle Mohren besiegt sind. Das Spiel endet mit der Niederlage und Verhöhnung der Schwarzen. Nahe bei Mascara liegt der Berg Biocovo, der sich 5510 Fuß über die Meeresfläche erhebt; er ist einer der höchsten in der Bergkette, welche das Innere des Landes von der Küste scheidet. Das Ersteigen dieses Berges ist mit vielen Beschwerden und selbst Gefahren verknüpft, da kein gebahnter Weg hinaufführt und einigemal Abgründe überschritten werden müssen. Nur einem geübten Fußgänger ist es möglich den Gipfel, ohne übertriebene Anstrengung, zu erreichen. Der König gelangte dahin in acht Stunden. Die in den verschiedenen Regionen veränderte Vegetation macht das Hinaufsteigen dem Freunde der Botanik sehr interessant; namentlich sind es Moose und zwischen Felsspalten hervorwachsende Farrenkräuter, welche in großer Mannichfaltigkeit vorkommen. Auf der höchsten Spitze angelangt, belohnt eine weite Fernsicht den unverdrossenen Wanderer. Im Osten und Norden erscheinen die dunkeln Berge, in denen die Montenegriner wohnen, während im Süden und Westen sich das Meer weithin wölbt und um die grünen Eilande spielt, welche sich in großer Zahl aus ihm erheben. Lieblich duftende Alpenblumen geben der auf dem Gipfel sehr reinen und sehr elastischen Luft eine angenehme Würze.

Von Mascara gelangten die Reisenden, theils auf Booten, theils zu Pferde nach Duave, von wo aus ein Fahrweg nach Sign führt. Diese Stadt liegt in einer

fruchtbaren Thons und gehört zu den bedeutendern Handelsplätzen des Landes, da es den Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Bosnien und Dalmatien bildet. Hier sind viele Niederlagen türkischer Naturproducte und Manufacturwaaren, die theils an die Bewohner der Berge abgesetzt, theils aber auch auf der nahe vorbeifließenden Cettina dem Meere zugeführt und so Gegenstand des Zwischenhandels werden. Sign hat breite Straßen; geräumige Häuser, in denen oft selbst Eleganz nicht vermißt wird, zeugen von dem Wohlstande der Bewohner. Gasthäuser und Trattorien nach italienischer Art sind hier sehr gut eingerichtet und gedeihen durch den häufigen Besuch, welchem sie von Käufern und Verkäufern empfangen. Auf den Wunsch des Gouverneurs von Dalmatien hatten die Bürger von Sign dem König ein Fest bereitet, das sonst nur am Geburtstage des Kaisers von Östreich stattfindet. Es ist dies ein Turnier, welches im Costume des Mittelalters aufgeführt wird. Auf schönen Pferden, deren leichter Gliederbau die nahe Verwandtschaft mit dem edeln türkischen Rosse verrathen läßt, sind prächtige Decken gebreitet, auf denen die ritterlichen Kämpfer in glänzender Rüstung des Spieles harren, bis sie das Zeichen des Heroldes in die Schranken ruft. Hier ist die Aufgabe, eine in ziemlicher Höhe leicht befestigte ringförmige Scheibe mit der Lanze herunterzuholen, während der Reiter im gestreckten Galopp darunter hinjagt. Der Preis wird Dem ertheilt, der die Scheibe in ihrem Mittelpunkt mit der Lanzenspitze erfaßt, oder doch dem Mittelpunkte näher kommt als irgend ein Anderer von den Preisbewerbern. Hat nun der Kämpfer die Scheibe auf seine Lanze gespießt, so reitet er zur Tribune der Kampfrichter, um den Punkt bezeichnen zu lassen, in welchem er die Scheibe getroffen hatte. Wenn sich jeder der 25 Kämpfer dreimal versucht hat, ist das Turnier beendigt und die Preisertheilung beginnt. Der Glückliche, welcher zum Sieger erklärt wurde, überreichte dem König ein auf die Festlichkeit Bezug habendes Gedicht und wurde dafür mit einer goldenen Uhr und Kette beschenkt. Die in den Anzügen entwickelte Pracht ist höchst überraschend.

Von Sign begab sich der König über Clissa nach Spalato und fuhr von dort in einem Tage nach Ossero, das schon auf der Hinreise besucht war. An der herrlichen Küste von Pola vorbei steuerte dann das Dampfschiff nach Fiume. Hier wurde zum letzten Male angelegt, die Stadt in Augenschein genommen und dann Tersato besucht, von wo aus eine herrliche Fernsicht sich dem Auge erschließt. Nahe bei Tersato liegt das alte Schloß der jetzt ausgestorbenen Familie der Grafen von Frangipani, nunmehr im Besitze des Grafen Laval von Nugent. Hier befindet sich eine Sammlung von Werken antiker Plastik, unter denen sehr schöne Statuen sind. Überhaupt gehört das Schloß zu den sehenswerthen Merkwürdigkeiten des Landes und ist durch die Gastlichkeit seines Eigenthümers den Fremden leicht zugänglich. Die Überfahrt von Fiume nach Triest erfolgte am 11. Juni und beschloß die so angenehme als lehrreiche Reise.

Für den Botaniker hat das Verzeichniß der in Istrien und Dalmatien gefundenen und gesammelten Pflanzen unstreitig großen Werth, um so mehr, da die Fundorte genau angegeben sind. Aber auch dem Nichtbotaniker ist die Beschreibung der Reise des Königs von Sachsen ein sehr nützlicher, vielleicht unentbehrlicher Führer. 90.

Romanenliteratur.

1. Der letzte Herzog von Guise, von Alfred de Musset, frei nach dem Französischen von Ottobald Werner. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr.

La Bruyère's berühmtes Wort: sein Leben würde einem Roman gleichen, wenn ihm nicht die Wahrscheinlichkeit fehlte, könnte man auf diesen Prinzen anwenden, der alle Tugenden und alle Fehler seiner Vorfahren in hohem Grade in sich vereinigte. Wir verfolgen die ans Wunderbare grenzenden Begebenheiten seines Lebens, welches mit der Kirche begann. Als Erzbischof beschäftigte sich Heinrich von Lothringen etwas zu viel mit den Frauen und Festen des französischen Hofes und seine Liebesabenteuer sind äußerst romantisch bei stets wechselndem Gegenstande. „Erlaubt ist, was gefällt", war damals das beliebte Motto der Großen, und wenig Schranken gab es, die sie verhindert hätten darnach zu leben. Bis in das Heiligthum des unter ihm stehenden Klosters spielt Heinrich seine Liebesabenteuer, und die Äbtissin von Avenay, Prinzessin von Gonzague, ward bald der Gegenstand seiner glühendsten Neigung; die ihr als Schutz und Rath zugesandte Schwester verführte er auch und sie reiste mit ihm als seine Gemahlin. Die Frau des Haushofmeisters war auch während einiger Zeit seine Maitresse; zur Belohnung seiner Nachsicht erhielt der entehrte Gatte eine Präbende für seinen Bruder; da Heinrich aber behauptete, der Dame die Pfründe gegeben zu haben, mußte sie die Kleidung eines Kanonikus anlegen und das ihn besuchende Kapitel so empfangen. Es sei geschehen, sagte er, um beständig, ja bei Tage und bei Nacht ein Mitglied des Kapitels bei sich zu haben. Er legte später seine geistliche Würde nieder und heirathete Honorie von Gleinas, eine Witwe, und lebte sehr glücklich mit ihr, nachdem er seine zwei ältern Brüder beerbt hatte. Kaum war er aber an den pariser Hof zurückgekehrt, als er auch seine Gemahlin vergaß und sich in andere Liebesverhältnisse einließ. Das schöne, stolze Fräulein von Pons trug zuletzt den Sieg davon und er reiste nach Rom, um vom Papste die Cassation der frühern Heirath zu erhalten. Es war das Jahr 1647, als man zu Rom von dem Aufruhr in Neapel hörte, und Heinrich erfuhr, daß das neapolitanische Volk unter andern Namen auch den seinigen als künftigen König genannt habe. Der Zug nach Neapel, sein dortiges Auftreten, sein Muth, ritterliches Wesen, sein ganzes Handeln und Verfahren erwirbt ihm die höchste Achtung der Mit- und Nachwelt und stempelt ihn zum Helden. Er war nicht mehr der vergnügungssüchtige, frivole Prinz, der nur in Liebesintriguen lebte, er wies alle Versuchungen von sich, verwaltete und vertheidigte das ihm anvertraute Reich und lebte dem Andenken des Fräulein von Pons getreu. Durch Banditen, Lazzaroni und das wankelmüthige, feige Volk im Innern, durch die feindlichen Heere nach außen von Gefahren umringt, hoffte Heinrich umsonst auf Hülfe von Frankreich; doch Mazarin, dem Worte Sully's getreu, „Thut nie etwas zur Erhebung der Guisen, sondern nur zu ihrer Erniedrigung", ließ ihm keinen Beistand zukommen, und er vermochte nicht sich gegen alle feindseligen Elemente zu halten; er blieb aber groß im Falle und in der Gefangenschaft und glänzte wieder am spanischen Hofe, wo er bald den König und die Großen für sich einnahm und sich von einer schönen Spanierin für die Untreue des Fräulein von Pons, die nur Ehrgeiz an ihn gefesselt hatte, trösten ließ. Als Heinrich nach Paris zurückkam, war die Stadt belagert, das Volk in Bewegung, seine Freunde waren

zerstreut und die Geister mit politischen Angelegenheiten erfüllt. Es war der Krieg der Fronde, welcher Alles beschäftigte. Heinrich beabsichtigte, sich zur letztern Partei zu schlagen, erschien aber gerade im Augenblicke der allgemeinen Versöhnung; man empfing ihn mit offenen Armen und er mußte seine Abenteuer erzählen. Noch einmal unternahm der Herzog von Guise einen Feldzug nach Italien, um Neapel für Frankreich zu erobern; mit zehnmal so großen Streitkräften, als es bedurft hätte, ihn 1648 auf dem Throne zu halten, scheiterte fünf Jahre später das Unternehmen, weil der günstige Zeitpunkt verfehlt war. Heinrich heirathete später die zweite Tochter Monsieurs und überreichte seiner Gemahlin stets selbst die Serviette, ehe er sich zur Tafel setzte, weil sie höhern Ranges war als er, wodurch er sich die Gnade des Königs, der sich viel mit Herstellung der Etikette abgab, zuzog. Dieser kurze Abriß des so abenteuerlichen Lebens beweist, wie viel Interessantes das vorliegende Bändchen enthält. Es ist sehr einfach erzählt, beinahe ganz ohne fremde Ausschmückung, nur Thatsachen sprechen und der Leser fühlt sich gefesselt. Bei dem abnehmenden Interesse für Romanenliteratur möchte man dem Lesepublicum noch recht viele solcher Werke zur Unterhaltungslecture wünschen, da sie jeglichem Anspruche an eine solche genügen. Die Übersetzung ist gut.

2. Phantasie und Wirklichkeit in Novellen und Erzählungen von Wladimir. Leipzig, F. Fleischer. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Ehrenmänner, welche der Verf. in der Vorrede, als hätten sie ihn durch Briefe und Reden in der schriftstellerischen Beschäftigung ermuntert, nennt, hätten wirklich besser gethan zu schweigen, anstatt die, wie es scheint, schon allzurege Eitelkeit des Verf. noch mehr zum Schreiben anzuspornen. Die Novellen sind schwülstig, gesucht, breit, durch tausendmal dagewesene Reflexionen langweilig erzählt; die Begebenheiten ersticken im Wortschwall. Bei der ersten Novelle, „Schicksals- und Lebensirrungen", sollte der portugiesische Staatsminister Don Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oeyras und Marquis von Pombal verewigt werden. Alle Zuthaten des Romanschreibers schaden indeß der Darstellung, anstatt sie zu heben, und hätten unterbleiben können. Wie aber in aller Welt konnte sich ein Verleger für Wladimir's kritische Blätter finden? Der Verf. sagt in seiner Einleitung: „Ganz originell, neu und wenigstens noch nicht so dagewesen ist die Art und Weise als Form, in welcher nachfolgende Kritiken dem Leser übergeben worden." Sollte diese Form noch nicht dagewesen sein, so steht zu hoffen, daß sie auch keine Nachahmung findet. Diese kritischen Blätter enthalten gewöhnliche Recensionen, die auch durch nichts sich von den gewöhnlichsten unterscheiden. Da ist kein Gedanke, kein Vergleich, der nur einigermaßen zu der Ahnung berechtigt, daß eine bedeutende Feder das Urtheil geschrieben. Ob sie auch unparteiisch, kann Ref. nicht beurtheilen, da er nicht alle die besprochenen Werke kennt und manche, die er kennt, ganz anders recensiren würde. Geschmacklos ist indeß, daß er in der kritischen Besprechung der „Abendzeitung" den Herausgeber Theodor Hell bittet, sein Freund zu bleiben und recht oft in diesen Blättern zu schreiben. Solcher Taktlosigkeit begegnet man indeß mehr und die Antikritiken können sämmtlich darunter gerechnet werden. Aus letztern erfahren wir, in welchen Blättern und in wie viel Zeilen, und mit welchen Ausdrücken, Schmähungen, oberflächlichen Besprechungen Hrn. Wladimir's „Der Liebe Wonne und Weh" erwähnt wurde, und sowol die witzig und spitzig sein sollenden Repliken, als der übrige Inhalt des vorliegenden Bandes führen Ref. zu der Vermuthung, daß jene Blätter in ihrem Tadel so unrecht nicht gehabt. Wäre Ref. ein so gewissenhafter Recensent, als Hr. Wladimir befiehlt, so müßte er vielleicht „Der Liebe Wonne und Weh" lesen, ehe er dieses Urtheil fällte, aber das wäre zu viel verlangt von einem Recensenten. Der Autor, dessen Werk getadelt wird, prüfe sein erst das Werk und den Tadel. Ist letzterer gerecht, so schweige er und schreibe besser oder gar nicht mehr; ist er ungerecht, so schweige er auch, denn für den beleidigten Autor gibt es keine Waffe als das Schweigen.

3. Der Geldmann von Horace Smith. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Adolf Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

In dem jetzigen Zeitalter, wo so allgemein die Allmacht des Geldes anerkannt wird, möchte wol „Der Geldmann" das Interesse eines zahlreichen Publicums erregen. Es sind die Memoiren eines in Reichthum erzogenen jungen Mannes, der, von seinen Hoffnungen berauscht, in Ausschweifungen und auf alle möglichen Abwege gerathen und plötzlich sich verarmt sieht. Die falschen Freunde verlassen ihn und er ist der Verzweiflung, dem Selbstmord nahe. Er findet indeß unter Denen, die er früher verachtet, Freunde, er beginnt ein thätiges Leben, entwickelt für ihn selbst bis dahin unbekannte Kräfte, heirathet ein liebenswürdiges Mädchen mit unbedeutendem Vermögen, die er schon früher geliebt, aber um eine reichere aufgegeben hatte, und man folgt der innern Umwälzung eines nur von den äußern Umständen verdorbenen Charakters. Diese äußern Umstände des reichen jungen Mannes sind indeß zu einseitig geschildert; denn nicht alle Gefährten der Reichen sind Schufte, Spieler, und der Reichthum entwickelt oft edle Eigenschaften; von solchen ist indeß nicht viel die Rede. Einige Charaktere sind sehr gut skizzirt, wie unter andern die Schwester des Geldmanns Edith, auch die erste Braut, die nur um Geld das Glück zu lieben glaubt, der alte Lehrer Hoffmann mit seinen Classikern und der Menschenverächter Wellford mit seinem Hunde. Für eine bloße Unterhaltungslecture sind die philosophischen Reflexionen meist zu weit ausgesponnen, für eine philosophische belehrende Tendenz zu einseitig und oberflächlich. Die Übersetzung ist sehr gut. 8.

Literarische Notizen.

Guizot hat während seines jetzigen Ministeriums den Gelehrten und ehemaligen Journalisten mehr als einmal verleugnet. Erst ganz kürzlich wieder hat er einen neuen Beweis dafür, daß er seinen ehemaligen Stand vergessen hat, gegeben. Sarrans der Jüngere, durch einige geistreiche Werke über die Geschichte der Julirevolution vortheilhaft bekannt, hat den Minister der auswärtigen Angelegenheiten um Mittheilung einiger Documente ersucht, deren er zur Abfassung einer Geschichte des Kaiserreichs, mit der er gegenwärtig beschäftigt ist, nöthig hat. In Frankreich, wo man die Geheimnißkrämerei deutscher Archive nicht kennt, geschieht dies alle Tage. Capefigue und Bignon hatten die Einsicht von allen Documenten, die sich im Archive des auswärtigen Ministeriums befinden, zu wiederholten Malen erlangt, und ganz neuerlich hat Thiers von dieser Erlaubniß reichlichen Gebrauch gemacht. Sarrans glaubte daher, daß man ihm nicht die mindeste Schwierigkeit machen würde. Aber er hatte, wie man zu sagen pflegt, seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Guizot schlug ihm, weil er wußte, daß Sarrans einer andern politischen Meinung huldigte, das Gesuch rund ab. Er entschuldigte sich in einem sehr geschraubten Briefe, den Sarrans seiner Schrift vordrucken lassen wird, dadurch, daß die Kaiserzeit der Gegenwart noch zu nahe liege, als daß die Veröffentlichung aller Staatsdocumente aus jener Zeit ohne alle Gefahr geschehen könnte.

Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften erhalten wir in dem Werke „Histoire de la chimie", von F. Höfer, von dem vor kurzem der erste Theil erschienen ist. Der Verf. scheint besonders die nur selten benutzten Quellen des Mittelalters gründlich studirt zu haben. 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 285. — 12. October 1842.

Der Fürst der Liebe. Dichtungen von Eduard Duller. Leipzig, Mayer und Wigand. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es geht den Dichtern jetzt wie den Clavierspielern. Ein Virtuos, der vor 20 oder 50 Jahren als ein Licht erster Größe geglänzt hätte bleibt unscheinbar unter den vielen Lichtern, wenn er nicht etwa für die Flamme des seinigen eine neue, noch nicht dagewesene Färbung erfunden hat, oder ein knisterndes Sprühen, das wenigstens die Aufmerksamkeit eines Feuerwerks erregt. Mit Wohllaut, Fertigkeit, mit dem Fluß der Accorde, selbst mit der Seele ist es nicht mehr gethan; denn wie Viele haben die allerfertigste Fertigkeit sich angeeignet, wer wagt öffentlich vorzutreten ohne Wohllaut (es sei denn, daß er ihn absichtlich verschmäht), und wer wollte nicht wenigstens Seele haben, wenn sie ihm genügt. Nur ein Liszt schlägt die Andern todt und, sagt das Gerücht, ertrotzt sich Kreuze und Bänder. Wo sind die seligen Zeiten, als ein Dichter durch ein Gedicht Deutschland entzücken konnte! Das ist zwar noch vorgestern passirt, aber ich meine nicht die „Allons, enfans", noch die „Sie sollen ihn nicht haben." Die Tendenzgedichte haben ihr Recht behauptet und werden es behaupten zu allen Zeiten. Ich meine die Dichter und Gedichte, die das Auge der Geliebten, den Mondenstrahl im Bache, das Sonnenlicht auf der grünen Saatflur besangen, die sich freuten der süßen, heiligen Natur und consensu omnium beteten: Laß mich gehn auf ihrer Spur! Wer weiß, wer will es bestreiten, daß es nicht noch einmal dahin zurückkommt, wenn wir uns an den sturmlaufenden Tendenzgedichten übersättigt haben. In andern Fächern ist diese Erscheinung schon eingetreten. Hielt man einen Iffland redivivus für möglich, als die Prinzessin von Sachsen plötzlich das deutsche Theater wieder einnahm, oder daß das stille Familienglück und Unglück im Romane die Gemüther wieder fesseln, der Phantasie genügen könne, wie es die schwedischen Romane der Bremer gethan? Bezüchtige man mich nicht, daß ich in der Liederpoesie die Rückkehr zu den Mondscheinseufzern wünsche, aber eine reine Atmosphäre, wo das reine Lied wieder seine Geltung hätte, wo die Jugend sich wieder freute an Tönen wie das: „Wie kommt's, daß du so traurig bist?" die hielte ich für kein Unglück. Unser Fortschrittsproceß würde um deshalb keinen Hemmschuh anlegen, wenn die natürlichen Gefühle wieder in unsern Liedern klängen und zum Herzen drängen. Es war ein schönes Eigenthum unserer Väter.

In einem prächtigen, stattlichen Bande — Papier und Druck wetteifern an Glanz und Schönheit — liegt uns eine Sammlung Gedichte unter einem prachtvollen Titel von einem geachteten Dichter vor. Nur etwas sehr Ausgezeichnetes, wird Jeder sagen, kann eine solche Ausstattung Seitens des Verlegers gewärtigen. Wie wurden die alten Dichter gedruckt! Und wenn man hineinblickt, diesen Wohllaut der Sprache, diese vollen klangreichen Töne, diese hinströmende, edle Diction, diese kühnen Bilder, die Wärme und Frische der Anschauung, die Worte, der volle Ausdruck der durchdachten Gedanken, der reifen Überzeugung, und hinwiederum zwischen dem schweren Geschütz der sicher dahin rollenden Verse, wo Ausdruck und Sinn klar und schlagend sind, so zartes Spiel hingehauchter Worte und eines Gedankens, den nur die Ahnung fassen kann, was will man mehr von einem Dichter! Oder ist das keiner, der in der „Sendung" singt:

Du weinst nicht eine einz'ge Thräne,
O Mensch, die mir aufs Herz nicht fällt,
O wüßtest du, wie ich mich sehne,
Mit dir zu theilen deine Welt!
Denn deine Welt, sie ist dein Leiden;
Weil du es trägst, bist du mein Sohn.
O wolle nicht den Gott beneiden,
Der einsam sitzt auf seinem Thron,
Der Ewigkeit mißt nach Secunden,
Secunden mißt als Ewigkeit,
Der stärker ist, als du gebunden,
Weil nicht ihn binden Raum und Zeit.
Ich mußte, gab ich dir das Leben,
Dir auch den Willen zu der Kraft,
Ich mußte dir die Freiheit geben,
Die dich mir nah bringt und entrafft;
Ich mußte dich aus meinem Wesen
Losreißen, wie vom Stamm den Ast,
Daß dich, der Gottes Theil gewesen,
Zum Ganzen wirkt die Erdenlast.
Damit du kannst ein Sieger werden,
Muß ich dich senden in den Streit,
Ich muß dich fesseln an die Erden,
Bis deine That dich an mich reiht.
Und ich, indeß du strebst und ringest,
Indeß du mich nicht siehst noch kennst,
Nur blind dein einzeln Ich umschlingest,
Stets weiter dich vom Ganzen trennst, —

Darf nicht die Hand dir helfend reichen,
Der Vater nicht dem eignen Kind,
Muß grämen mich, daß meine Zeichen
Dir deutungslose Räthsel sind.
Ich muß es seh'n, wie du nach Wahrheit
Durch tausend Labyrinthe strebst,
Und oft vor meiner schlichten Klarheit
Zurück, als wär sie Irrthum, bebst.

Gewiß ein Dichter, aber es sind ihrer zu viele in Deutschland, die auch so der Sprache mächtig sind, so wohltönende Verse bauen, dem vollen Gedanken so volle Ausdrücke leihen, dem Hinrieselnden so verschwimmende Nebelstreifen, so verklingende Accorde; so süße Wehmuth, so volle Kraft, so viele Inbrunst und so kecken Muth. Es ist überaus schlimm mit der Auszeichnung bestellt. Mit der Form thut sichs nicht mehr, und plünderte man den Orient und den Occident, das Alterthum unter seinen Marmorsteinen und die Hünenzeit unter ihren verwachsenen Hügeln. Auch die Tendenzen sind erschöpft. Wer malt den Schutt der alten Welt noch anschaulicher als Grün, wer läßt noch prasselndere Flammen der Wuth daraus hervorlodern als Herwegh, die über die Alpen weg das Firmament anzüngeln und die alten Sterne und die alte Sonne verkohlen möchten. Vielleicht thuts doch noch die Gesinnung.

(Der Beschluß folgt.)

Die Kosmogonie des Moses im Vergleiche mit den geologischen Thatsachen, von Marcel de Serres. Aus dem Französischen übersetzt von Franz Xaver Steck. Tübingen, Laupp. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Eine der interessantesten Seiten der neuesten Naturforschung bietet sich uns in den geologischen Untersuchungen über die Schicksale unsers Erdballs dar, und man muß in der That erstaunen über Das, was in dieser Hinsicht durch anhaltendes Studium und durch fortgesetzte Beobachtungen in kürzester Zeit geleistet worden ist. Die Erde ist kein verschlossenes Buch mehr, dessen räthselhafte Schrift man nicht entziffern könnte, ja selbst der Laie vermag daraus Aufklärung zu schöpfen, wenn er sich die Mühe nimmt, es mit einiger Aufmerksamkeit zu studiren und sich einen verständigen Interpreten zum Führer wählt. Ebenso wenig läßt sich aber von der andern Seite verkennen, daß die Acten über diesen Gegenstand noch keineswegs geschlossen, daß manche Seiten desselben noch mangelhaft, dem Zweifel unterworfen, bei den Männern vom Fache noch dem Streite ausgesetzt sind, daß, mit einem Worte, die ganze Wissenschaft der Geologie zwar ein frisches, keck in die Welt tretendes und viel versprechendes, aber dennoch ein neugeborenes Kind ist, dessen weitere Entwickelung man erst abwarten muß. Wir erinnern unter Anderm nur an die neueste Schimper-Agassiz'sche Lehre von einer auf der Erde stattgefundenen Eiszeit, eine Lehre, die, wenn sie sich bewähren sollte, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die bisherigen geologischen Theorien bleiben wird, zur Einigung mit denselben aber wol noch einige Zeit erfodern dürfte. Wenn es auch Thatsache ist, daß unsere Erde seit der Schöpfung mehre einzelne Epochen und Revolutionen durchlaufen, ja, wenn es sich auch mit ziemlicher Gewißheit aus den in ihrem Innern enthaltenen organischen Überresten nachweisen läßt, in welcher Folge diese Umwälzungen nacheinander aufgetreten sind, so fehlt doch noch viel daran, daß man aufzeigen könnte, in welchem Zustande sie sich in jeder einzelnen Epoche befunden, und wie sich namentlich das organische Leben dabei gestaltet habe. Aus diesem Grunde bedünkt uns denn auch der Versuch unsers Verf. etwas zu voreilig, das Ergebniß geologischer Forschungen, wie es sich nach den neuesten Untersuchungen herauswirft, mit den Mosaischen Überlieferungen von der Schöpfung der Welt zusammenzustellen, abgesehen davon, daß Moses, der Zeit nach Jahrtausende von dem ersten Beginnen entfernt, davon ebenso wenig wissen konnte, als jetzt etwa jeder Laie davon weiß, und schon ein sehr gewandter Geolog hätte sein müssen, wenn er hätte lehren sollen, was jetzt die Männer vom Fache nach hundertjährigen Forschungen herauscalculirt haben.

Wir hegen eine zu große Achtung für die Namen Cuvier und Buckland, welche schon auf eine solche Übereinstimmung der physischen Thatsachen mit der Erzählung des Gesetzgebers der Hebräer hingewiesen haben sollen, als daß wir eine solche geradehin ableugnen sollten; allein abgesehen davon, daß bei Letzterm, wie bei allen englischen Physikern, das religiöse Element in allen ihren wissenschaftlichen Untersuchungen eine große Rolle spielt, haben es doch wol diese Herren nicht so ernstlich gemeint, wenigstens nicht eine so durchgeführte Parallele zwischen den einzelnen Schöpfungstagen mit den einzelnen Perioden der Erdbildung, wie sie die Wissenschaft nachweist, im Auge gehabt. Es läßt sich viel aus einer Sache heraus- und in sie hineindeuten, wenn man nur einmal den ernstlichen Willen dazu hat, und je besser der Kopf, je größer die wissenschaftlichen Hülfsmittel, die ihm dabei zu Gebote stehen, desto besser gelingt ihm die Arbeit. Von dieser Seite müssen wir denn auch die vorliegende Schrift unsers Verf. beurtheilen. Er hat keinen Fleiß und keine Mühe gespart, Alles, was zur Unterstützung seiner Meinung dient, auf das vortheilhafteste herauszuputzen, und ist hinreichend eingeweiht in die Mysterien der Wissenschaft, um es nicht an Hebeln und Tragbalken fehlen zu lassen, das Ganze zu stützen, und kann man auch seiner Ansicht nicht beitreten, so gewährt doch sein Buch jedenfalls eine unterhaltende und zugleich belehrende Lectüre. Aber die Ansicht selbst erscheint uns noch als etwas sehr Problematisches, ein Curiosum, zu dem sich Jeder so viel hinzu- oder hinwegdenken kann, als ihm gefällt, und wobei jene älteste Tradition von der Schöpfung immer noch ein Nebelgebilde bleibt, gleich dem, aus welchem die bildungsfähige Materie selbst hervortrat. Übrigens bleibt den heiligen Schriften ihr Werth ungeschmälert, wenn sie uns auch über den Uranfang aller Dinge in Ungewißheit lassen, und wenn auch die Mosaische Schöpfungsgeschichte nicht mit den neuesten geologischen Vorstellungen übereinstimmen sollte, ja, wenn Gott selbst den ersten Menschen die Erzählung, wie er dabei zu Werke gegangen, in die Feder dictirt haben sollte, würden sie es verstanden haben und würden wir es heute, bei aller unserer wissenschaftlichen Cultur, verstehen?

Ohne große Schwierigkeiten räumt der Verf. den Einwurf hinweg, den man der Mosaischen Erzählung machen könnte, daß nämlich die verschiedenen Revolutionen und zahlreichen Veränderungen der Erdoberfläche in so kurzen Zeiträumen, als die sechs Tage der Schöpfung waren, haben vor sich gehen können. Er zeigt nämlich auf sehr gelehrte Weise, daß das hebräische Wort Jom nicht einen Tag von 24 Stunden, sondern einen unbestimmten Zeitraum, eine Periode von unbestimmter Länge bedeute, und darin mag er Recht haben. Auch darin mag man ihm beistimmen, daß sich der erste Vers der Genesis „im Anfange schuf Gott den Himmel und die Erde", auf eine allgemeine Periode beziehe, in der Gott die Materie aus dem Nichts hervorrief, und daß sich diese Periode unterscheide von einer zweiten, in welcher er die Erde bildete und die verschiedenen Himmelskörper herrichtete, um das Licht und die Wärme, deren sie bedurfte, darauf zu verbreiten. Diese zweite Periode nennt er die des Himmels und der Erde, weil sie die Schöpfung der himmlischen und planetarischen Welten in sich begreift. Auf sie beziehen sich die sechs Tage oder vielmehr die sechs Epochen der Schöpfung, welche mit den geologischen Zeiten übereinstimmen.

In der ersten Epoche oder am ersten Tage läßt der Verf. den Wind oder die Luft über die Oberfläche der Gewässer schweben. Die Erde befand sich damals, wie die übrigen planeta-

rischen Körper, in einem, den Kometen ähnlichen, gasartigen Zustand, durch das Ausstrahlen der Wärme erlangte erst ihre Oberfläche eine gewisse Festigkeit. Das hebräische Wort or oder aor bedeutet aber nicht allein Licht, sondern auch Feuer oder Wärme, und in diesem Sinne sind denn die Worte zu nehmen, daß Gott sagte: daß das Licht sei, und das Licht war, und Gott sah, daß das Licht gut war, und trennte das Licht von der Finsterniß.

In der zweiten Epoche machte Gott, als er sich mit der Erschaffung der Erde beschäftigte, das Firmament, rakia, und trennte die Gewässer, welche unter demselben waren, von denen über demselben. Das Wort rakia begreift hier nur die Atmosphäre in sich, welche die Gewässer von den Gewässern trennt, weil diejenigen, welche sich im luftartigen Zustande befinden, sich darin, so lange dieser Zustand dauert, festhalten und das Wasser in seiner flüssigen Gestalt nur auf der Oberfläche existirt. Wenn Gott auf der andern Seite die leuchtenden Körper bereitet, auf daß sie Licht verbreiten auf der Erde, so weist er ihnen im Firmamente des Himmels ihre Plätze an, und nicht mehr in dem Firmamente der Atmosphäre. Wenn die Genesis endlich das Wort rakia synonym mit Himmel braucht, so umfaßt dieses Wort in seiner allgemeinen Bedeutung den Raum und sofort die ätherische Materie und die Himmelskörper, welche darin ausgebreitet sind.

In der dritten Epoche vereinigte Gott die Gewässer, um das Meer daraus zu bilden. Das Trockene erschien und erhielt den Namen Erde. Leben war noch keines darauf, aber durch die Allmacht des Schöpfers bedeckte sich die Erde bald mit krautartigen Pflanzen, Bäumen und endlich mit Vegetabilien jeder Art. Unser Verf. findet hier wieder eine große Übereinstimmung zwischen den Worten der heiligen Schrift und den geologischen Beobachtungen. Auch nach letztern ging die Bildung des Oceans dem Erscheinen der Continente und die krautartigen Pflanzen gingen den übrigen Vegetabilien voran, dem Gesetze zufolge, daß die lebenden Wesen im umgekehrten Verhältnisse der Complicität ihrer Organisation aufeinander folgen. Nur die ältesten Seethiere wollen sich in diese Parallele nicht fügen, indem sie nach geologischen Forschungen sich in den nämlichen Übergangsschichten begraben finden, in welchen auch die ersten Vegetabilien vorkommen. Selbst einige luftathmende Insekten kommen vor, nicht zu gedenken jener räthselhaften Fährten vierfüßiger Thiere im bunten Sandsteine in der Nähe von Hildburghausen und der Überreste fleischfressender Thiere in den Jura- oder Oolithenschichten, welche, obwol sie nicht so alt sind als die oben erwähnten Sandsteine, doch lange vor den tertiären Lagen abgesetzt wurden. Was die erstern betrifft, so hat sich Hr. v. Blainville, dem der Verf. nachspricht, die Sache nicht recht besehen oder doch zu voreilig nach der Ansicht einer sich im naturhistorischen Museum zu Paris befindlichen Platte dieses Sandsteins, oder vielmehr nach einer Zeichnung davon abgeurtheilt. Daß die Zeichnungen der Fährten eines Affen, eines Sarigen und eines Salamanders, die er machen ließ, mit jenen Sandsteinfährten verglichen, nicht übereinstimmten, beweist noch nicht, daß letztere nicht von Thieren herkommen, denn es können ja auch andere, jetzt nicht mehr auf der Erde vorkommende Thiere gewesen sein. Wenn ferner v. Blainville den deutschen Gelehrten v. Humboldt, Link, Wiegmann den Vorwurf macht, sie hätten sich durch die Zeichnungen jener Fährten zu Misgriffen verführen lassen, indem darauf die Umrisse derselben so deutlich gemacht seien, daß man die regelmäßigen Spuren eines Fußes mit fünf Fingern und zurückgebogenem Daumen darauf sehen könnte, als wenn die Thiere gleichsam schleifend gegangen seien, eine solche Regelmäßigkeit finde aber auf den Originaleindrücken durchaus nicht statt, so ist er in großem Irrthum. Unsere deutschen Gelehrten haben nicht allein die Originalplatten gesehen, sondern es finden sich auch, wenigstens auf mehren derselben, die Umrisse der Fährten vollkommen so scharf, wie sie wenigstens Sickler in seiner kleinen Schrift hat zeichnen lassen. Endlich muß uns eine genaue Betrachtung dieser Platten vollkommen von der Unrichtigkeit der Blainville'schen Ansicht überzeugen, daß jene Fährten Spuren von Vegetabilien seien, denen analog, wie man sie schon öfters im rothen Sandsteine gefunden, und als riesenmäßige Schachtelhalmen, oder als Wurzelstöcke von irgend einem Acorus, oder rankende Stengel mit mehr oder weniger Geweben und Adern betrachtet hatte. Allerdings findet sich auf diesen Platten, außer jenen genannten Fährten, auch ein pflanzenartiges Gewebe, das sich aber auf manchen derselben deutlich davon unterscheidet, von ihnen bedeckt wird, so als wäre es von den Füßen der Thiere niedergetreten worden. Auch zeigt die immer gleiche Entfernung der Fährten voneinander, wie man sie auf ziemlich große Strecken verfolgen kann, sowie ihre einseitige Richtung, daß sie Thieren angehörten und nicht Pflanzenüberreste sind; denn wie sollten Wurzelstöcke, Knoten oder für welche Theile der Pflanzen man diese Gebilde sonst ansprechen könnte, eine solche Regelmäßigkeit in ihren Dimensionen zeigen? Man verzeihe uns diese Digression, sie gilt der Rechtfertigung des deutschen Namens.

In der vierten Periode läßt unser Verf. den Schöpfer die schon seit der ursprünglichen Schöpfung gebildeten Gestirne, die Sonne und den Mond, in eine neue Ordnung bringen und ihnen die Aufgabe machen, fortan die Erde zu erleuchten. Moses, mit den neuesten Theorien in Übereinstimmung, betrachtete das Licht und die Wärme als unabhängig von den Körpern, von welchen sich die herschreibt, deren wohlthätigen Einfluß die Erde jetzt empfindet. In seinen Augen, wie in denen der Physiker ist also die Sonne nicht die Quelle alles Lichts und aller Wärme. Sollte man nicht meinen, Moses müßte auf einer unserer gelehrten Schulen Physik studirt haben?

Als nun die Sonne auf die Erde leuchtete, aus deren Schooße schon zahlreiche Vegetabilien emporgesproßt waren, erschienen in der fünften Periode die Thiere, anfangs die wirbellosen, das heißt diejenigen, deren Constitution oder Organisation die einfachste ist, und nach und nach die complicirtern Arten. Das animalische Leben begann mit jenen Arten, welche im Schooße der Gewässer leben, und namentlich mit den Zoophyten, Mollusken und den Gliederthieren. Nach ihnen erschienen die Fische und die Wasserreptilien; endlich belebten die leichten Bewohner der Lüfte die Atmosphäre. Das Wort hathannînim, welches die Übersetzer mit serpens, draco, balaena, cetus gegeben haben, bezeichnet die großen Reptilien der ersten Schöpfung, welche den alten Ichthyosauren, Plesiosauren und Megalosauren analog waren.

In der sechsten Epoche erschuf Gott die Landreptilien und die Säugethiere, sowol die zahmen als die wilden Racen. Er krönte hierauf das Werk der Schöpfung, indem er den Menschen machte, und schrieb auch ihm vor, zu wachsen und sich auf der Erde zu verbreiten, und um ihm die Mittel hierzu zu erleichtern, unterwarf er die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels und endlich alle Thiere, die sich auf der Erde bewegen, seiner Herrschaft. Die Vegetabilien, welche er dem Menschen zur Nahrung gab, waren nicht die der dritten Epoche, denn aus diesen hätte er seine Nahrung nicht nehmen können. Als Gott den Menschen schuf, war die Schöpfung vollendet. Er ist nach der Genesis unter allem Geschaffenen das jüngste lebende Wesen, welches auch geologische Facta bestätigen. In der That entdeckt man keine Reste von Säugethieren, deren Organisation nach der des Menschen die complicirteste ist, als in ziemlich neuen Formationen, nämlich in den untersten Schichten der tertiären Terrains. Spuren von dem Menschengeschlechte begegnet man noch später, nie in regelmäßigen und schichtenweis liegenden Lagen, sondern einzig in den obersten und neuesten Lagen der quaternären Periode. Indessen stimmen doch auch darin die geologischen Forschungen mit der Genesis überein, daß er vor der letzten der Überschwemmungen, welche die Oberfläche der Erde verwüstet, gelebt hat.

Die siebente Epoche ist die wahrhafte Epoche der Ruhe des Universums und der Erde, sowie ihres Schöpfers. Seit jener Epoche hat die Erdkugel einer friedlichen und stabilen Zukunft

zugestrebt, in Folge des Festwerdens der Erdrinde sind Erdbeben, Erhebungen, Erdfälle und vulkanische Wirkungen seltener geworden, die Oberfläche der Erde ist zu einem Gleichgewicht in ihrer Temperatur gekommen und die lebenden Geschlechter sahen ihr Loos nie mehr von der Unbeständigkeit und Veränderlichkeit der Klimate abhängen. Nur ein Ereigniß hat indessen diese Stabilität und diese Harmonie, welche unter allen geschaffenen Dingen stattfindet, auf einige Augenblicke gestört, es ist dies die Noah'sche Flut, worüber, nach den neuesten und genauesten Untersuchungen, gleichfalls eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen den physischen Facten und den alten Traditionen der Völker nachzuweisen ist. Das Nähere dieser Nachweisung glauben wir hier übergehen zu dürfen.

So hätte denn unser Verf. die alte Mosaische Erzählung mit den neuesten geologischen Entdeckungen in den schönsten Einklang gebracht. Bedenken wir aber, daß die ganze Parallele nur auf kleinlichen und subtilen Wortdeutungen der aphoristischen, unbestimmten und einer geschäftigen Phantasie den weitesten Spielraum lassenden Schöpfungsgeschichte beruht, und daß Moses, um die Schicksale der alten Erde zu kennen, wenigstens ein ebenso gewandter Geolog hätte sein müssen, als sie die neueste Zeit erzogen hat, da ja in den frühern Epochen des Erdelebens keine Menschen vorhanden waren, also auch nicht durch Tradition irgend etwas darüber zu seinen Ohren kommen konnte, so erscheint das Ganze als eine, zwar von Fleiß und Gelehrsamkeit zeugende und in mannichfacher Hinsicht interessante, aber nichtsdestoweniger nutzlose und leere Conjectur. 74.

Neueste russische Literatur.

Eine der neuesten literarischen Speculationen ist eine Reihe populairer Skizzen und Charakteristiken, unter dem Titel: „Nashi spisannye's Nature Russkami" (Wir selbst nach dem Leben gezeichnet von Russen), eine Nachahmung des bekannten französischen Werkes „Les Français peints par eux-mêmes". Bis jetzt sind nur wenige Nummern erschienen und man kann daher noch kein Urtheil über den Werth der einzelnen Artikel und die Haltung des Ganzen fällen. Doch schon jetzt dürfen wir gestehen, daß die äußere Ausstattung, in Bezug auf Druck und Papier, sehr glänzend ist, glänzender vielleicht, als es für ein solches Unternehmen nothwendig sein möchte; die Illustrationen und andere Verzierungen sind allen Lobes werth, namentlich manche der vielen Vignetten. Sie sind sämmtlich von der Hand russischer Künstler und Kupferstecher. Ihm zur Seite steht „Kartinki Russki Narvow" (Skizzen russischer Sitten, Petersburg 1842). Doch zeichnet es sich zugleich durch die lebendigere, satirischere Haltung aus und enthält noch eine größere Anzahl von interessanten Vignetten und Illustrationen. Zwei humoristische Artikel von Bulgarin dienen der Unternehmung zur Zierde und zur Empfehlung. Von den „Sto Litteraturow" (Einhundert neuere russische Schriftsteller) ist der dritte Band noch nicht erschienen. Es ist ebenfalls ein sehr schönes Unternehmen, das Originalartikel der beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart nebst deren Portraits enthält, mit Ausnahme dessen von Marlinsky, das die Censur aus politischen Gründen oder Ungründen unterdrückt hat.

Bulgarin hat unter dem Titel „Mücken" (erster Schwarm, Petersburg 1842) eine Reihe stechender satirisch e Blätter herausgegeben, welche sich in kurzer Zeit viele Freunde erworben haben; denn so unangenehm sie auch Denen sind, welche von ihnen sich getroffen fühlen, so eifrig nimmt das größere Publicum solche Erscheinungen auf, welche die Schwächen der Gesellschaft und hervorragender Männer zum Gegenstande ihres Witzes machen.

„Finnland und die Finnen", von Th. Dorpat (Petersburg 1842), ist ein kleines Werk von hohem Interesse, da es eine Menge neuer Nachrichten über dieses Land und Volk enthält.

Während die russischen Schriftsteller der Gegenwart durch ihre Werke die Erinnerung an die frühern fast ganz verdrängt hatten, ist ein junger Schriftsteller wieder neu ins Leben gerufen worden; Nakimow's Schriften nämlich haben in Petersburg einen neuen Herausgeber gefunden. Nakimow, von dem weder Goetsch noch sein Übersetzer Otto in seiner Literaturgeschichte Rußlands auch nur den Namen erwähnte, war ein junger hoffnungsvoller Dichter, welcher 1814 in seinem 32. Lebensjahre zu Kiew starb. Seine hinterlassenen Gedichte bestehen zwar nur aus Satiren, Fabeln ꝛc. (denn sein größeres Gedicht „Parsoniek", ein komisches Gedicht, wurde nicht vollendet), aber in diesen Kleinigkeiten zeigt sich der Dichter voll Witz, Laune und Sarkasmus.

Russische Kritiker sprechen mit großem Lobe von einer Schriftstellerin, einer gewissen Zeneida R. oder Madame Helena Andriejewna Han. Sie nennen sie geradezu die Georges Sand Rußlands, ja sie gestehen ihr sogar einen noch höhern Rang zu, ebenso wird auch Kukolnik als größer denn Walter Scott namhaft gemacht; jene hat „Theophania Abbieggio", dieser „Evelina de Ballerol" geschrieben. Beide haben wir noch nicht zu Gesicht bekommen und werden daher unser Urtheil verschieben, bis wir sie gelesen haben.

Einzelne Dramen Shakspeare's sind von mehren Russen schon übersetzt worden, wenn auch noch keine Übersetzung aller dramatischen Werke des großen Briten erschienen ist. Am jüngsten hat Iwan Koskewschenko von Tiflis den „Sommernachtstraum" in russischer Sprache herausgegeben.

Endlich nennen wir noch eine literarische Unternehmung, die auch für das Ausland von Interesse ist. Sie führt den Titel: „Galerie von Biographien und Portraits" und macht es sich zur Aufgabe, die ausgezeichnetsten Russen, welche sich um Wissenschaft, Literatur und schöne Künste verdient gemacht haben, nach ihrem Leben dem Publicum näher zu bringen. Bereits sind die Lebensskizzen von Puschkin, Brullow, Krilow, Bortinianshy, Platon und Schuskowski gegeben worden. 91.

Kunstanzeige.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das **Bildniß** von

GIACOMO MEYERBEER.

Gestochen von **Th. Langer.**

Gr. 4. 10 Ngr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend **gute Abdrücke für 10 Ngr.** zu erhalten: **Auber. Baggesen. Bauernfeld. Böttiger. Calderon. Canova. Castelli. Cornelius. Dannecker.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Victor **Hugo.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Albin v. **Meddhammer.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Scott. Tegnér. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 286. — 13. October 1842.

Der Fürst der Liebe. Dichtungen von Eduard Duller.

(Beschluß aus Nr. 285.)

Duller ist, so weit wir ihn kennen, ein Mann von Gesinnung, auch in diesen Gedichten verleugnet sie sich nicht. Diese Gesinnung sprudelte in seinen frühern Gedichten, seinen Romanen, ja auch in seiner Geschichte nur zu hastig und übervoll heraus, daß man über den eigentlichen Gehalt nicht ganz klar wurde. Auch that diese hastige, warmblütige Gesinnung seiner Poesie / Kunst Eintrag. Über diese Strudel und Klippen scheint sein Strom nun hinweg, er fließt in klarer, schöner Breite, bisweilen nur zu breit dahin. Was ist nun aber seine Gesinnung? Entrüstung wider alles Schlechte und Verkehrte. Gegen die Tyrannen, die falsche Gerechtigkeit dieser Welt, gegen Scheinheiligkeit, Trug, Herzlosigkeit, gegen alle die Übel der Civilisation, durch welche sie sich noch nicht hindurchgerungen hat. Poetisch, aber etwas umständlich zieht der Dichter gegen das verschlungene Unkraut zu Felde. Gründlichkeit halten wir einem Deutschen gern zugut, warum nicht auch dem deutschen Dichter; aber wenn er zu scharf und arg sieht, wenn er mit Keulen darein schlägt, wo ein Nasenstüber genügt hätte, schadet er sich selbst. Dem seligen Chamisso warf man bei aller Anerkennung seiner Dichtergaben vor, daß er, um seinen edeln Zorn zu entladen, allzu scharfe, auf die Spitze gestellte Verhältnisse aufsuche und die Auswüchse des Lebens einer poetischen Darstellung würdige. Man that ihm wol zu viel. Er suchte nicht gerade, er fand sie nur, diese peinlichen Conflicte, und dann ließ es ihm nicht Ruh, im Namen der Humanität dagegen Protest einzulegen. Es waren immer bestimmte Anekdoten und Vorfälle aus der Wirklichkeit, die er so behandelte. Duller geht allgemeiner zu Werke; er sucht sich ganze Genera und Species der Verkehrtheit auf, um gegen sie poetisch zu schulmeistern, oder das Flammenschwert des Cherubs zu schwingen. Aber seine Phantasie geht mit dem Dichter durch, indem er schauderhafte Schreckgemälde, schwarz in schwarz, gibt, die in ihrer Massenhaftigkeit nun als Conterfeis des wahrhaftigen Lebens gelten sollen, während ein Etwas daran und auch das nur als Ausnahme in der Wirklichkeit vorkommt. Bei dem großen Gedichte „Hungersnoth" fröstelt uns über all' die Schrecken, die er heraufbeschwört: Frost, Winter, verhungernde Menschen, öde Straßen, schleichende Gespenster und dazu ein Wucherer, der mitten unter dem Jammer, im Bewußtsein desselben und daß er die Ursache ist, freudig seinen Wein schlürft und Gottes und seiner Gerichte lacht. Vergebens beschwört ihn die schöne Gattin, ein Erbarmen zu fühlen und mindestens vor dem furchtbaren Trotze zu lassen. Er lacht und trinkt. Sie scheidet sich von ihm. Sie will nicht den Fluch miternten, den er gesäet, sie will arbeiten für sich und ihn und geht als Bettlerin von Haus zu Haus, um, verflucht von der Menge, die sie erkennt, für die Armen und Verkommenden zu sammeln. Da erntet sie wirklich des Himmels Segen und noch etwas mehr; denn als ihr Gatte von Mörderhänden um seinen Wucher fällt, stirbt er in ihren Armen, um einen Strahl von Versöhnung in das Jenseits mitzunehmen. Sie theilt ihr Erbe den Armen aus und bleibt und stirbt als Bettlerin. Ist das ein Zeitbild, der Verkehrtheit unserer Gegenwart vorgehalten, daß sie sich daran spiegele und über ihre Verruchtheit erschrecke, oder ist es eine alte Legende, mit den Rissen und Farben gezeichnet, die keine Kritik, aber viel Glauben fodern? Wenn es einen solchen Kornwucherer jetzt gäbe, der durch seine Erpressungen ein ganzes Land in Hungersnoth bringt — etwas, das eigentlich auch ins Reich der Fabel gehört; auch darin sind wir fortgeschritten, die Concurrenz und die Freiheit des Handels macht es unmöglich —, aber gesetzt, ein solcher Kornwucherer, mit Millionen im Sacke und einem Steinklumpen im Herzen existirte, würde der nun bei der allgemeinen Noth mit Sechsen fahren und seiner Frau befehlen Juwelen und Perlen zur Schau zu tragen, würde er sich ins Fäustchen lachen, Gott ein Schnippchen schlagen, und vor Allem, würde er so dumm sein, seine freche und thörichte Gesinnung dem grimmigen Volke zu verrathen? Nein, er würde selbst das schlechteste Kleid anziehen, ein langes Gesicht machen, er der Erste sein, der von den Schickungen des Herrn spräche, in die Zeitungen Vorschläge einrücken, wie der Noth abzuhelfen wäre, er würde Comitén bilden und Collecten sammeln, kurz Komödie spielen. Liberal zu scheinen sind auch hartherzige Wucherer gezwungen. Die Zeit hat auch sie umgebildet, total. Und ihre Frauen, die mit christlicher Gesinnung den Mammon und die Hartherzigkeit des Gatten ver-

abscheuen —, möglich, daß es so edle Weiber gibt, die ihr Sammettuch fallen lassen, das Atlaskleid ausziehen, die Ketten und Armbänder abthun und dem Manne den Ring zurückgeben, um auf die Straße betteln zu gehen, wahrscheinlich aber ist es nicht, gewiß auch noch nicht vorgekommen, weder unter christlichen noch jüdischen Bankiers- und Kaufmannsfrauen seit den Zeiten der heiligen Elisabeth von Thüringen. Darum bedenklich, etwas nur Mögliches in einem poetischen Sittenbilde als geschehen darzustellen.

Dies ist nicht der einzige Fall, wo der Dichter harte, schroffe Auswüchse des bürgerlichen Lebens als ganze Genres auffaßt. So das Wagno. Ein wüster Graf, der Verführer einer Frau, und der alte Soldat, ihr Mann, der sie erschlug, als er sein Weib im Ehebruch betraf, beide an eine Kette geschmiedet. Der alte Invalide noch mit Liebe für seinen Hund, der Graf nur mit frivolem Rückblicken auf sein Lasterleben und den grünen Tisch, von dem er die Anwartschaft zur Galeere erwarb. Schaudlich sind solche Bilder, und, von einem talentvollen Dichter ausgeführt, ergreifend, erschütternd. Aber wo bleibt die ewige menschliche Natur, auch nur die gemeingültige in dem sozialen Leben, dessen innerstes Leben die Dichtung wiederaufleben zu lassen vor Allem und zuerst berufen ist! Unter tausend Fällen einmal, daß ein rechtlicher alter Soldat um deshalb auf die Galeere kommt, weil er sein ehebrecherisch Weib im Zorne erschlug; unter zehntausend Fällen einer, daß ein Graf aus der besten Gesellschaft ins Wagno geschickt wird, und unter tausendmal tausend Fällen einer, wo ein solcher Graf und ein solcher Invalid, früher durch solche Bande gefesselt, nun auch durch dieselbe Kette aneinander geschmiedet werden. Ref. möchte um seinen Preis die dichterische Freiheit beschränkt wissen, daß sie nicht auch außerordentliche Begebenheiten zu ihrem Thema erwählte, aber ein Dichter, der aus lauter Exceptionsfällen der Art sich ein poetisches System erbaut, muß dem Anspruch entsagen, durch die Wahrheit seiner Gedichte auf das Gemüth zu wirken. Daß es noch hier und da einzelne schlechte Richter gibt, wer mag es bestreiten, aber schwer möchte es in Deutschland sein, noch viele aufzufinden, die für Bestechung ein Urtheil, so oder so, sprechen. Eine gerechte Privatjustiz ist und war auch zur Zeit des ärgsten Drucks unser Palladium. Daß sie auch an Mängeln krankt, wer leugnet es; wo aber weniger als in Deutschland, wo darf der Arme wie bei uns, d. h. in allen deutschen Ländern, auf unverkürztes Recht hoffen! Welcher Spleen trieb nun den Dichter zu seinem sonst kernigen Gedichte, überschrieben „Richter?" Witzig ist allerdings die Quintessenz des Verses:

„Freund, vor Gericht gilt nur der Schein."

Ein schönes, sehr poetisch gehaltenes Gedicht ist das „Das Kind" überschriebene. Um gegen den Verf. gerecht zu sein, da, was wir zum Lobe sagen, doch besser gesagt wird, wenn er selbst spricht, ziehen wir die Anfangsstrophen aus:

In heller Tagespracht
Erglänzt des Königs Schloß um Mitternacht;
Durchduftet sind von Würz und Spezerei'n
Die Säle; stumme Sklaven streun
Aufs neue Weihrauch in die goldnen Becken.
Musik erbebt, hinschwebt im leichten Tanz
Des zierlich Männlein, Wollust ganz,
Und sinkt, ermattend dann auf seidne Decken.

Ihr schwarz Gelocke fließt
Herab in üpp'gen Wellen und umschließt
Den schlanken Leib; aus feuchten Wimpern fliegt
Ein Blick, der glüh'nd ins Herz sich schmiegt
Dem Fürsten und durchrieselt seine Glieder.
Sie ist entschwebt. Ein Atlasvorhang rauscht;
Entgürtet stehet sie dahinter, lauscht
Und von den Schultern sinkt die Hülle nieder.

Der wilde Lärm verhallt;
Nur leis wimmernd noch ein Kindlein schallt.
Ein holder Dämmer webt um ihn und sie
Und Kuß um Kuß wird Melodie.

Der Schlaf der wollüstigen Sünder wird durch das Geschrei eines ermordeten Kindes aufgeschreckt. Der König und die Mänade durchsuchen umsonst die Räume des Palastes, und doch schreit das Kind immer wieder. Vergebens bietet der Despot hohe Summen auf die Entdeckung des unsichtbaren Mörders des nur in Klagetönen sich kundgebenden Kindes. Da kommt ein alter Mann von jenseits der Grenze und spricht zum König:

Du wirst mich tödten, wenn du es erfahren,
Weil ich die Wahrheit sprach, ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr' ich heim in's Vaterland
Und Wahrheit will ich sterbend offenbaren.

Als ward der Grund gelegt
Zu diesem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Spion, kein Mörtel Band, bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag emporgebracht.
Da gab ein böser Mann den Rath, den argen:
Wohl hielt der Bau, wenn in den Grund ihr senkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das sollt im Grund lebendig ihr einsargen.

Das ist geschehen und das Schloß wurde glücklich und prachtvoll aufgebaut. Aber das Kind lebt noch im Grabe und seine Klagetöne sind es, welche die nächtliche Ruhe seiner Besitzer stören. Der Prophet verkündet nun dem Despoten:

Wisse: daß es einst begräbt
All' deine Macht und deine Herrlichkeit,
Weil Gott, sein Vater, es betreut.
Wenn es im Wachsthum hoch genug geschossen,
Wird es mit seinem heil'gen Scheitel dann
Durchbrechen deine Dielen, o Tyrann,
Das Gotteskind, und deinen Trotz durchstoßen.

Fragst du, wie heißt das Kind?
Antwort gibt dir der nächste Frühlingswind,
Der dich nicht fragt, ob du ihn auch gekannt,
Ruft: „Freiheit" ist das Kind genannt,
Das Gotteskind, das schnöd Fäuste haben
Hinabgesenkt, lebendig, wie für todt;
Auf dessen Haupt du wandelst jetzt, Despot!
Doch Freiheit ist nicht todt, wenn auch begraben.

Wer leugnet, daß das ein schöner Gedanke, echt dichterische Erfindung und die Ausführung Poesie ist. Aber hat die Freiheit, die der Dichter meint, mit solchem Apparatus, auch alt orientalischem Zuschnitt, zu kämpfen,

dann hätte sie ein leichtes Spiel. Sie wäre schon längst durch die Dielen gewachsen. Auch die Tyrannen sind mit der Zeit und ihren Ideen gewachsen und das Fundament ihrer Herrschaft ist ein anderes, geistigeres, als ein Feudalschloß, aufgebaut auf einem vergrabenen Kinde. 15.

Das malerische und romantische Westfalen. Von Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking. Mit 30 Stahlstichen. Erste bis zehnte Lieferung. Barmen und Leipzig, Langewiesche und Volckmar. 1840—42. Lex. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ist dies ein Buch, wie wir deren viele in Deutschland haben sollten, voll echt deutscher Gesinnung, voll Liebe zum vaterländischen Boden, zu seinen Burgen und Schlössern, zu seinen Wäldern und Strömen und zu allen Denkmalen einer großartigen Vergangenheit. Daraus soll die Gegenwart begriffen werden, nicht blos von dem jüngern Geschlecht, sondern auch von den ältern Leuten, die oft so wenig wissen von der Geschichte der eigenen Heimat und in sonderbarer Verblendung sich dem Auslande zugewendet haben. Verdiente nun eine deutsche Provinz eine so belebte Schilderung statt trockener Statistiken und Reiseberichte, so war es allerdings Westfalen, ein Land, dessen Loos es seit Jahren gewesen ist, mehr gescholten und geschmäht als gepriesen zu werden; und für das nur erst, seitdem Immermann seine „Epigonen" schrieb, die wenigstens zum Theil auf westfälischem Grund und Boden spielen, noch mehr aber durch den patriarchalischen Hofhof in Detmold des westfälischen Dichters unvergleichlichem „Münchhausen", eine größere Theilnahme im übrigen Deutschland geweckt worden ist.

Und so nennen wir es ein recht patriotisches Verdienst, welches sich Freiligrath und Schücking um ihre vaterländische Provinz durch das vorliegende Buch erworben haben; denn es wird nicht allein Die erfreuen, welche das an Naturschönheiten durchaus nicht arme und an Sagen und historischen Erinnerungen reiche Westfalen aus eigener Anschauung kennen, sondern ihm auch in andern deutschen Landstrichen Freunde erwerben, da keineswegs eine verschönernde Phantasie, sondern die Wahrheit die Führerin beider Verfasser gewesen ist, was namentlich einem so phantasiereichen Dichter, als Freiligrath ist, zum besondern Lobe angerechnet werden muß.

Den Bezirk, den die Verf. beschreiben wollen, geben sie mit folgenden Worten an: „Links, in südöstlicher Richtung die Weser hinauf bis nach Herstelle, die Veste des großen Frankenkaisers. Von dort südwestlich den Saum der hessischen Gebirge entlang bis an die Quelle der Sieg, wo die Sprache des Volks schon in der Weise des Oberlandes erklingt und wo uns der Westerwald zur Grenze nach Süden wird. Jetzt nordwestlich, immer den Rand der heutigen preußischen Rheinprovinz herab, in die wir gelegentlich einen kleinen Abstecher machen. Die Mündungen von Sieg und Wupper, von Ruhr und Lippe bleiben uns links, wo fast in paralleler Richtung der Rhein seine Wogen hinabwälzt. Haben wir die Lippe überschritten, so wenden wir uns nordöstlich, da wo das Städtchen Anholt uns die Grenze der Marschen und Ebenen Hollands gezeigt hat, lassen später das Münsterland und Osnabrück im Süden, Ostfriesland und Oldenburg im Norden, bis wir zuletzt, etwa bei Petershagen, wieder auf die Weser stoßen, an ihr hinaufschreiten bis zur Porta, und so wieder zur Margarethenklus, zu dem Punkte gelangen, von dem wir ausgingen." Die romantischen und malerischen Denkwürdigkeiten dieser Gegenden sind nach den vier Wassergebieten, der Weser, der Lippe, der Ems und der Ruhr, beschrieben worden, aber in so geschickter, anmuthiger Vermischung des Historischen, Sagenhaften und Landschaftlichen, daß ein magerer Auszug hier durchaus nicht an seiner Stelle sein würde. Wir wollen daher die Aufmerksamkeit der Leser nur auf Einzelnes hinwenden.

Verweilen wir nun zuerst bei dem Boden und bei dem Malerischen, so gebührt hier der Vorzug dem Laufe der Ruhr, dem Sauerlande und der Kvone von Westfalen, dieser großartigen und wildpittoresken Natur. Der Nusenstein, die Sundwicher Höhle, das Thal der Lenne, Altena „das Paradies von Westfalen", das Volmethal, die Haardt, alles dies sind hohe Naturschönheiten, denen das bewegte Leben auf der Ruhr und auf der Enneper Chaussée, vielleicht der belebtesten in Deutschland, die vielen Eisenhämmer, Schmelzwerke, Kohlenniederlagen und andere Anlagen der großartigsten Industrie einen ganz besondern Reiz verleihen. Nicht minder gelungen, in einem ganz andern Charakter, ist die Schilderung der westfälischen Haiden, die auch ihre stille, resignirte Poesie haben, der verringelten Bauerhöfe in den Gehölz-, Wiesen- und kornreichen Gegenden, dann des Thales der Weser und des stillen, klaren Stromes, dann der Porta Westfalica, der Abtei Corvey, der architektonischen Schönheiten in Münster und Osnabrück und auf den Schlössern Nordkirchen und Cappenberg. Für die noch anschaulichere Schilderung der Gegend um Bentheim und Steinfurt hätte aus Varnhagen's Erinnerungen an seinen dortigen Aufenthalt im dritten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" mancher treffende Zug mit Nutzen entnommen werden können.

Das Gebiet der Sage ist — und das ist der andere hervorzuhebende Punkt — mit besonderer Vorliebe von den Verf. bearbeitet worden. Die westfälischen Sagen haben nicht ganz das Tiefe und Poetische, das die Sagen anderer Gegenden Deutschlands auszeichnet, sie sind derber und einfacher, aber ausgestreut sind sie, wohin man immer lauschen mag, als eine allzeit frische, nie verwelkende Volkspoesie. So erzählen uns denn die Verf., öfters in gebundener Rede, von der todweissagenden Lilie in den Kirchenstühlen zu Corvey, von der weißen Frau in den Schlössern des Hauses Lippe, von dem Golde und den Schätzen im Köterberge, von Karl dem Großen in dem Gewölbe des Desenbergs bei Warburg, wo er sitzt und einst wiederkehren wird, um Land und Leute zu regieren, von dem Ritter Blaubart im Schlosse zu Dahle im Vollmethale und von vielen andern in den abgeschlossenen Waldthälern, auf der baumlosen Haide und in den morschen Thürmen oder Mauern.

Ebenso wenig ist den Verf. entgangen, was an größern historischen Merkwürdigkeiten die westfälische Erde bietet. Von römischen Alterthümern und von der Schlacht im teutoburger Walde ist nur wenig erwähnt, doch ist natürlich der Irmensäuls gedacht und bei dieser Gelegenheit auch des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg; auf die Kämpfe Karl's des Großen mit Wittekind und den Sachsen kommen die Verf. oft zurück, von mittelalterigen Erinnerungen nennen wir nur die Bruchstücke aus der Geschichte der Fürsten zu Lippe und der Stadt Soest, die Ermordung des Erzbischofs Engelbert II. von Gevelsberge (hierbei zwei schöne Romanzen) und das Femgericht. Mannichfachen Stoff zu historischen Erinnerungen gab auch die Stadt Münster. Hier sind nur zwei Unrichtigkeiten zu verbessern, einmal hat Fürst Blücher das Schloß zu Münster nicht „lange Zeit" (S. 134) bewohnt, sondern nur von 1803—6, und dann ist die Charakteristik des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen hier (S. 143 fg.) gänzlich verzeichnet, wie sich die Verf. aus dem Buche ihres Landsmanns Depping: „Die Kriege der Münsterer und Kölner im Bunde mit Frankreich gegen Holland" (Münster 1840), auf das vollständigste hätten überzeugen können. Die drei Richtungen der westfälischen Kupstschule erhalten bei Gelegenheit der soester Baudenkmale die nöthige Erläuterung. Staatsmänner, Gelehrte oder andere Notabilitäten sind, wo sie nicht der Gegenwart angehören, an den betreffenden Stellen genannt, so Justus Möser, Fürstenberg, der Pfarrer von Elsey, Stein (kürzer als billig) und andere, unter denen die Verf. den um das Münsterland hochverdienten Grafen von Spiegel, den nachmaligen Erzbischof von Köln ruhmwürdigen Andenkens, nicht hätten auslassen sollen. Ein sehr bescheidener Mann, Christian Wilhelm von Dohm, wird auf S. 50 ungerecht behandelt. Seine Memoiren sind (sehr un-

passend, wie es uns scheint) mit denen William Temple's und Varnhagen von Ense's verglichen. „Ihr Styl", heißt es, „ist so glatt wie Eis, aber es steht kein Wasser unter diesem Eise, der Styl Varnhagen's hat noch dazu die buntfarbigen Krystallblumen, welche entstehen, wenn man heftig beim Hinüberrutschen über Eis auf den Kopf fällt." Wir wissen nicht, ob das witzig sein soll: in jedem Falle ist das Urtheil unrichtig und zeugt von geringer Kenntniß der drei genannten Schriftsteller.

Wo der Name eines Freiligrath auf dem Titel eines Buches steht, darf der Styl eigentlich gar nicht einer kritischen Beurtheilung unterworfen werden. Und da Hr. Schücking gleichfalls ein Dichter ist, wenn auch nicht ein solcher wie Freiligrath, so wird man zwar einem Buche, das sich so viel mit poetischer Naturanschauung beschäftigt, manche kühnere Bilder nachsehen, wie auf S. 13, wo die Aussicht vom Thurme auf der Margarethenklus bei Minden so geschildert wird: „Ein zusammengesunkenes Roß liegt das Flachland Euch zu Füßen, seine Laubflanken zittern vor Erschöpfung — wär' ich ein Gigant, ich spräng' ihm auf den Nacken und ritt es in die Nordsee — zur Schwemme", oder wenn die Berge bei Höxter „ein zahmes Geschlecht" heißen, „unter dem nur der Ziegenberg mit seinem rothen nackten Gesteine wie ein Wilder, der letzte der Mohikaner, sich aufreckt" (S. 80). Dagegen ist es befremdlich, in einem seiner Haltung nach so echt deutschen Werke auf Verunstaltungen der Sprache durch französische Ausdrücke zu stoßen, vor denen ein echt westfälisches Herz — denn Frankreichs Freunde sind die Westfalen niemals gewesen — zurückbeben muß. Haben wir denn für Complex, Crayon, Donjon, Pontlevis, Chatelaine, larmoyant, incarnirt und ähnliche keine deutschen Ausdrücke? Oder soll das eine gewisse Koketterie mit fremden Wörtern, einen Anflug von Vornehmheit anzeigen, wie ihn wol Heine, Mundt, Laube und Andere erstreben, die gar zu gern für exclusive Leute und Meister im vornehmen Tone gelten möchten. Einen Freiligrath aber kann nicht füglich der Verdacht einer so unnatürlichen Gespreiztheit treffen.

Von den Stahlstichen läßt sich hinsichtlich der Auswahl und der Ausführung nur Lobenswerthes sagen. 19.

Literarische Notizen.

Man fühlt jetzt in Deutschland, sowie in Frankreich, immer mehr, daß nur höchst originelle Geister auf dem Gebiete der Universalgeschichte noch etwas Neues leisten können. Wir sehen daher, wie die Historiker statt in „allgemeinen Weltgeschichten" immer wieder leeres Stroh zu dreschen, lieber in der Geschichte eines einzelnen Landstrichs, einer einzelnen Stadt ꝛc. mit geringerer Mühe eine reichere Ernte machen. In Frankreich, wo die Geschichte gegenwärtig mehr als je gepflegt wird, können wir diese glückliche Richtung besonders beobachten. Jedes Jahr bringt eine Reihe werthvoller Monographien, in denen stets die Geschichte des gesammten Frankreichs irgend eine wichtige Bereicherung erhält. Wir freuen uns, heute auf ein Werk aufmerksam machen zu können, das die vollste Anerkennung verdient und das wir als ein wahres Muster sorgfältiger Forschung und geistreicher Darstellung empfehlen. Es führt den Titel: „Histoire analytique et chronologique des actes et des délibérations du corps et du conseil de la municipalité de Marseille, depuis le 10 siècle jusqu'à nos jours", von Louis Méry und M. Guindon. L. Méry ist der Bruder des bekannten Dichters, der früher fast stets in Gemeinschaft mit Barthélemy arbeitete. Er erscheint hier, wenn wir nicht irren, zum ersten Male mit einem größern Werke, zeigt aber gleich in diesem ersten Wurfe eine seltene Befähigung zum Historiker. Der erste Theil dieses umfassenden Werks, der bis jetzt erst erschienen ist, geht bis auf die Zeit, wo Marseille, durch den Handelsverkehr mit dem Morgenlande bereichert, einige Jahre hindurch als abgesonderte Republik mit Genua in eine Rivalität trat, die für dasselbe hätte gefährlich werden können, wenn der junge Staat nicht nach kurzer Selbständigkeit wieder an Frankreich zurückgefallen wäre. L. Méry, der am Archiv der Stadt angestellt ist, hat zu diesem Geschichtswerke eine Masse bisher ganz unbenutzter Actenstücke und anderweitiger Materialien ausgekramt, aber er hat sich nicht begnügt einen dürren, leblosen Auszug daraus zu geben. Überhaupt würde man so fleischlose Gerippe, wie wir in deutschen Geschichtswerken nicht selten finden, in der französischen Literatur nur vergeblich suchen.

Die Verträge von 1815 sind den französischen Patrioten recht eigentlich ein Dorn im Auge. Als im J. 1840 Gewitterwolken am politischen Horizonte heraufzogen, gleich wurden der französischen Nation von ihren liberalen Publicisten die 1815 erlittenen Demüthigungen ins Gedächtniß gerufen. Edgar Quinet schrieb in diesem Sinne eine geistreiche, schönstylisirte Broschüre, die den Titel trug: „1815 et 1840." Gegenwärtig werden diese Verträge, die Frankreich gern zerreißen möchte, vom legitimistischen Standpunkte aus betrachtet. Crétineau-Joly, durch mehre Werke über die Geschichte der Vendée bekannt, hat in einer soeben erschienenen Schrift: „Histoire des traités de 1815", diese undankbare Arbeit übernommen. Sein Werk hat schon einigen Widerspruch im feindlichen Lager erhoben, und in der That ist es gar zu einseitig gedacht und zu ungenügend ausgeführt. Der Verf. schreibt nicht mit dem Griffel der Geschichte, sondern mit einer in Parteifarbe getunkten Gänsefeder. 32.

Bibliographie.

Epple, J., Vermischte Gedichte. In reindeutscher und schwäbischer Mundart. I. Gr. 8. Gmünd, Keller. 10 Ngr.

Hellmuth, P., Herbstblüthen. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herloßsohn, C., Die Hussiten oder Böhmen von 1414—1424. Historisch-romantisches Gemälde. 4 Bände. 2te verbesserte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 5 Thlr.

Lichnowsky, Fürst E. M., Geschichte des Hauses Habsburg. 6ter Theil. Von Herzog Friedrichs Wahl zum römischen König bis zu König Ladislaus Tode. — Auch u. d. T.: Kaiser Friedrich III. und König Ladislav. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. Wien, Schaumburg und Comp. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lichtenfels, Ritter J., Lehrbuch der Logik. Gr. 8. Wien, Heubner. 17½ Ngr.

Original-Lustspiele, welche auch auf Dilettanten-Theatern aufgeführt werden können. Inhalt: 1. Die Leseprobe. 2. Lachreiz. 8. Grünberg, Levysohn. 15 Ngr.

Rötscher, H. Th., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. 4te Abth. I. Romeo und Julia, II. Der Kaufmann von Venedig, mit besonderer Beziehung auf die Kunst der dramatischen Darstellung entwickelt. Gr. 8. Berlin, Thome. 1 Thlr.

Schlosser, F. C., Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. 3ter Band bis 1788. Erste Abtheilung bis auf die Capitulation von Yorktown. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 3 Thlr. 10 Ngr.

Stolle, F., Die Erbschaft in Kabul. Komischer Roman. 3 Bände. 8. Leipzig, Thomas. 4 Thlr. 15 Ngr.

Treue besteht. 8. Grünberg, Levysohn. 15 Ngr.

Wangenheim, F. Th., Paul Flemming, oder die Gesandtschaftsreise nach Persien. Historischer Roman. Mit Originalradirungen von C. P. Geißler. 3 Bände. 8. Leipzig, Beyer. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Werg, A., Die Vergeltung. Romantische Erzählung. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 287. — 14. October 1842.

Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland.

Zu einer Zeit, wo von einer Seite die politische Richtung der Dichtkunst für die einzige eines gereiften und mündigen Volks würdige erklärt *), von anderer Seite ebendieselbe ganz und gar verworfen und als ein Bastardkind der Muse angesehen wird **), wo aber die politische Dichtung thatsächlich immer mehr und mehr Boden gewinnt und eine nicht geringe Anzahl begabter Köpfe unter ihrem Panier vereinigt, da ist ein Wort über Wesen, Entstehung, Entwickelung und ästhetische Berechtigung derselben gewiß nichts Überflüssiges. Den letztern Punkt für jetzt übergehend, gedenke ich im Folgenden zur Geschichte der politischen Dichtung in Deutschland einige Beiträge zu geben, nur Beiträge schon deshalb, weil eine einigermaßen erschöpfende Behandlung des Gegenstandes einen Reichthum an literarischen Hülfsmitteln verlangen würde, der mir nicht zu Gebote steht; ebenso werde ich ganz neuen und bisher unbekannten Stoff nicht zu veröffentlichen haben, aber doch denke ich, daß eine meines Wissens noch nicht versuchte Zusammenstellung, verbunden mit der Erinnerung an manchen, mehr oder weniger vergessenen Namen, wol einiges Interesse in Anspruch nehmen kann.

Politische Poesie, dies Wort natürlich immer nur in seiner wahren und vollen Bedeutung genommen, wo freilich mehr als neun Zehntheile aller officiellen Hofpoesie ausgeschlossen bleiben, ist überhaupt nur möglich bei klarem politischen Bewußtsein des Dichtenden sowol, als auch, wenn sie nicht spurlos verhallen soll, was keine Gattung der Poesie weniger verträgt als diese, der Hörenden oder Lesenden; doch reicht das politische Bewußtsein des Einzelnen allein noch nicht zur Erweckung und Förderung einer lebensfrischen politischen Poesie hin, es ist dazu auch lebendige, persönliche Theilnahme am öffentlichen Leben, die jedoch keineswegs praktisch eingreifend zu sein braucht, und also die, durch die öffentlichen Verhältnisse gewährte Möglichkeit einer solchen Theilnahme und ihres Lautwerdens; es ist entschiedene Begeisterung für bestimmte Richtungen des Staats- und Volkslebens dazu erfoderlich, deshalb wird sich die wahre politische Poesie immer vorzugsweise mit vaterländischen Angelegenheiten beschäftigen *) und am lebendigsten und frischesten da aufblühen, wo sich verschiedene politische Parteien in geistigem, begeistertem Kampfe ungehemmt gegenüberstehen. **)

*) So besonders die „Deutschen Jahrbücher", 1841, Nr. 55, S. 219; Nr. 64, S. 255 fg.

**) Gegen alle politische Poesie hat sich kürzlich erklärt A. v. Sternberg in seinem „Alfred", S. 210 fg.

*) Einzelne Ausnahmen werden sich im Verlaufe dieses Aufsatzes erklären; eine der neuesten dagegen: „Tscherkessenlieder" (Hamburg 1841), spricht selbst insofern für diese Ansicht, als ihr ungenannter Verf. mit einem Blick auf das Vaterland beginnt und schließt.

**) So finden wir in der Blütezeit des römischen Freistaats durchaus keine politische Poesie, denn, abgesehen von der poetischen Armuth dieses Volks, standen sich hier wesentlich verschiedene Parteien nicht gegenüber und der einzelne Bürger war dem Ganzen des Staats so entschieden untergeordnet, daß von einer subjectiven Theilnahme an demselben kaum die Rede sein konnte; die grauenhaften Zeiten der versinkenden Republik konnten, wie nichts Schönes, so auch keine wahre Poesie hervorrufen; und so blieb es denn dem Augusteischen Zeitalter vorbehalten, statt politischer eine Hofpoesie zu erwecken, die in Horaz, so weit seine Gedichte dahin gehören, den Höhepunkt der Freiheit, aber nicht volksthümlicher Wärme erreichte. Ebenso wenig gab es außer einzelnen, meist schmutzigen Spottliedern eine politische Poesie in dem „classischen Zeitalter" Ludwig's XIV. und seiner Nachfolger; denn statt eines Staats gab es hier nur einen König, statt eines wahren Königs meist nur Maitressen nebst Zubehör, statt des Volks einen Hof; und diese Hofleute unterließen es nicht die Erbärmlichkeiten ihrer Existenz in allerlei Verslein, die wol nicht selten witzig, aber nimmermehr poetisch waren, nach Kräften zu verewigen. Auf der andern Seite hat die politische Poesie nirgend reichere Blüten getragen als in Griechenland, namentlich in Athen zur Zeit der überhandnehmenden Demokratie, als die Persönlichkeiten sich über den Staat zu stellen begannen und Alles in Parteiungen zerfiel. In Frankreich nahm die politische Poesie mit dem Ausbruch der ersten Revolution einen großartigen Aufschwung in der Marseillaise, bald aber wurde sie von neuem unmöglich durch den vielköpfigen Despotismus der Terroristen und den einköpfigen des Kaiserreichs; neue und zum Theil schöne Schöpfungen brachte die Restauration hervor in den Werken Béranger's, Barthélemy's, Méry's, überhaupt in den Kaiserliedern; die Julitage erzeugten eine zweite Auflage der Marseillaise in der mattern Parisienne, die neueste Zeit aber hat in den Poesien V. Hugo's zu Napoleon's Leichenfeier, A. de Musset's und A. de Lamartine's in der Rheinfrage weder politische noch poetische Fortschritte aufzuweisen, denn es stehen diesen Männern wol rhetorische Flos-

Die politische Poesie hat das mit der didaktischen gemein, daß sie ihren Zweck nicht lediglich durch ihr Vorhandensein erfüllt, sondern über den ästhetischen Genuß, den sie gewähren soll, hinaus noch eine praktische Wirkung haben will: sie muß nothwendig, wenn sie nicht zum leeren Spiel herabsinken soll, beabsichtigen, bestimmten politischen Lehren Freunde und Anhänger zu gewinnen oder Die, welche es schon sind, in ihrer Richtung zu bestärken; nur will sie dies nicht dadurch erreichen, daß sie wie eine staatsrechtliche Abhandlung die Gründe für und wider abwägt und dadurch eine verstandesmäßige Überzeugung in dem Leser begründet; auch nicht dadurch, daß sie wie der Staatsredner zu augenblicklichem Entschluß und rascher Handlung fortreißt, sondern dadurch, daß sie für die Sache, die sie verficht, dasselbe tiefe Gefühl, dieselbe nachhaltige Liebe, dieselbe hohe Begeisterung in dem Leser erweckt, die der Dichter in sich tragen muß, wenn er dieses Namens überhaupt würdig sein will. Deshalb weil sie vom Gefühl ausgeht und auf das Gefühl wirken soll, wird die politische Poesie vorzugsweise in lyrischer Form, als Lied, das im Gesange auf Aller Lippen schweben kann, auftreten. Epische Darstellungen aus der Gegenwart oder nahen Vergangenheit, wenn überhaupt möglich, können wegen ihrer nothwendig objectiven Haltung kaum zur politischen Poesie gerechnet werden*); in erzählender Darstellung also sind politische Dichtungen eigentlich nur möglich als Fabel oder Satire, wovon Beispiele weiter unten zu erwähnen sein werden. Freilich findet sich unter dem sogenannten modernen Epos, unter den Romanen, auch manches Product politischen so gut wie religiösen, philosophischen u. s. w. Inhalts; ob aber alle diese Tendenzromane überhaupt noch zur Dichtung gerechnet werden sollen, oder nicht lieber zu den populairen Schriften über diese und jene Frage der Wissenschaft und des Lebens, das bedürfte wol erst noch einer besondern Erörterung. Dramatische Dichtungen endlich können wol politische Anspielungen und Beziehungen auf die Gegenwart enthalten, wie sie auch in der That bei den attischen Tragikern, bei Shakspeare und Calderon nicht fehlen; wesentlich politischen Gehalts aber können sie wol nur in rein komisch-satirischer oder in allegorischer Form werden, und ersteres auch nur unter so eigenthümlichen Volks- und Zeitverhältnissen, wie die waren, unter welchen Aristophanes dichtete; einen Beweis davon sehe ich in der kalten Aufnahme, die Goethe's „Groß-Cophta", „Bürgergeneral", „Die Aufgeregten", auch sein „Epimenides" gefunden haben, Werke, welche freilich von Aristophanischer Komik und Lebensfrische himmelweit entfernt sind; und doch würde man Unrecht thun, wenn man den Werth derselben ohne Weiteres nach jener Aufnahme bemessen wollte; einen großen Antheil an derselben hatte gewiß bei den erstern die Abneigung des Publicums, beängstigenden und unheildrohenden, bis zum Überdruß besprochenen Vorgängen des Tages selbst im Gebiete des Schönen zu begegnen.*) Jedenfalls haben wir hier einen Beweis, wie bedenklich auch für die größten Geister die dramatische Behandlung der Tagesgeschichte ist.

Dies vorausgeschickt, gehe ich zur Geschichte der politischen Dichtung in Deutschland über. Daß das deutsche Volk von jeher an den Angelegenheiten seines Vaterlandes warmen und lebendigen Antheil genommen, dürfen wir daraus schließen, daß da, wo sich überhaupt zuerst eine deutsche Lyrik entwickelt, auch sogleich die politisch-vaterländische Richtung derselben durch einen der trefflichsten Dichter, die unser ganzes Mittelalter aufzuweisen hat, durch Walther von der Vogelweide repräsentirt wird. Walther**), von dem sprachgewandten und anmuthigen Gottfried von Strasburg Meister und Bannerführer aller gleichzeitigen Lyriker genannt***), lebte und sang in der unruhigen Zeit, wo nach dem Tode Kaiser Heinrich's VI. der Hohenstaufe Philipp von Schwaben und der Welfe Otto IV. um die deutsche Krone stritten, und unter der Regierung Friedrich's II. Ohne Zweifel von Geburt selbst ein Süddeutscher, stand er bei jenem Kampfe auf der Seite des süddeutschen Hohenstaufen, und zu den schönsten seiner vaterländischen Gedichte gehören diejenigen, in welchen er die im Frühjahr 1198 zu Mainz vollzogene Krönung Philipp's und das einige Jahre später in kaiserlicher Pracht zu Magdeburg begangene Weihnachtsfest feiert. Nach Philipp's Ermordung, 1208, widmete sich Walther, der, ohne väterliches Erbe, fürstlicher Freigebigkeit bedurfte, kurze Zeit dem Dienste Otto's; aber kaum war Friedrich II. in Deutschland erschienen, als auch der Dichter sofort zur Hohenstaufischen Partei zurücktrat. Von andern deutschen Fürsten verherrlicht das Lob des, nach der Sitte der Zeit, fahrenden Sängers noch den Herzog Friedrich von Östreich, Sohn Leopold's VI., und nach dessen frühem Tode den Landgrafen Hermann von Thüringen, denselben, den die Sage vom Wartburgkriege als eifrigen Sängerfreund bezeichnet. Wenngleich viele von Walther's Liedern des Dichters persönliche Lage zum Hauptgegenstande haben, so verliert er doch nie das Ganze des Vaterlandes und was diesem noth thut, selbstsüchtig aus dem Auge: er klagt während des Kampfes um die Krone über den Verfall des Reichs und deutscher Sitte; er ermahnt Philipp die Würde der errungenen Krone, den Landgrafen von Thüringen die Würde eines deutschen Fürsten rein und unbefleckt zu erhalten; er schildert in kräftigen Worten, was Fürstenpflicht sei gegen Gott, gegen

---

lein und Wendungen, aber keine wahre und begeisterte Gesinnung zu Gebote und keine gute Sache zur Seite, weshalb denn auch ihre Machwerke augenblicklich viel Lärm gemacht haben, aber spurlos vorübergegangen sind, gleich dem, den beiden ersten geistesverwandten französischen Ministerium.

*) Goethe's „Tages- und Jahreshefte", 1793; Werke, Bd. 27, S. 20, Ausg. von 1840.

*) Eine glänzende Widerlegung obiger, schon länger niedergeschriebener Worte ist, freilich nicht in dichterischer Form, seitdem gegeben durch Julius Mosen's trefflichen „Congreß von Verona".

**) Vgl. über ihn: Uhland's „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter" (Stuttgart 1822).

***) „Tristan und Isolt", Strophe 4795 fg., S. 68a, bei von der Hagen.

die Frauen, gegen Freund und Feind, besonders warnt er vor Schmeichlern und bösen Rathgebern; er steht im Kampfe zwischen Kaiser und Papst entschieden auf der Seite des Ersteren: so fromm und religiös er ist, wie er auch zur Befreiung des heiligen Landes antreibt und höchst wahrscheinlich selbst einen Kreuzzug mitgemacht hat, so achtet er doch den Bann, den Gregor IX. 1227 auf den Kaiser und des Kaisers Freunde schleuderte, für nichts; er bekämpft des römischen Stuhles Herrsch- und Geldgier, er spricht vom Ablaßhandel wie ein Vorläufer Luther's, er klagt über das böse Beispiel, das die Geistlichkeit den Laien gebe. So haben wir an Walther einen Dichter, durch und durch von echt deutscher Gesinnung und dem lebendigsten Eifer für des Reichs und des Volks Wohl beseelt. Die Würde des Reichs, des Kaisers und der Fürsten ist ihm eine Herzenssache, jedes Übergreifen der Fremden in weltlichen und geistlichen Dingen weist er streng zurück, an jedem öffentlichen Ereigniß, traurig oder freudig, spricht er seine Theilnahme dichterisch aus, und so streng er, wo es noth thut, seine Landesgenossen tadelt, mit ebenso großer Begeisterung verkündet er wieder das Lob des Vaterlandes:

Ich hab' Lande viel gesehen
Und der besten nahm ich gerne wahr.
Übel müsse mir geschehen,
Komm' ich je mein Herze bringen dar,
Daß ihm wohl gefallen
Wöllte fremde Sitte!
Was denn hülfe mich, ob ich mit Unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht doch vor allen.

Wie Walther von der Vogelweide, so nahm nach mancher andere Minnesänger in seinen Gedichten Rücksicht auf die Zeitereignisse *), doch in so ausgedehntem Maße und mit solchem Eifer, solcher Kraft wie Walther scheint es weiter keiner gethan zu haben; Frauen- und Herrendienst nahm die meisten zu sehr in Anspruch, als daß sie sich frei über Das hätten erheben können, was um sie her vorging. Überhaupt war die Blüte des Minnegesangs eine zu rasch vorübergehende, und statt einer saft- und kernreichen Frucht vergönnte ihr die Ungunst der Zeit, Interregnum und Faustrecht, nur die taube Nuß des Meistergesanges anzusetzen, der in unendlich mannichfaltiger, künstlicher und bald künstelnder Schale keinen Kern barg. Nicht mehr tönte die Poesie auf der Höhe des Lebens, an den Höfen der Fürsten, dem damals einzigen Sammelplatze geistiger Bildung; nicht mehr lernte der Sänger, von Gau zu Gau wandernd, alle Stämme des deutschen Volks kennen und als ein Ganzes betrachten, es war der Gesang keine freie Kunst mehr. In die Reichsstädte geflüchtet, fiel er einem Geschlechte anheim, das betriebsam, thätig und aller Ehren werth, doch der Dichtkunst eine würdige Stätte nicht bereiten konnte; handwerksmäßig betrieben, wurde sie im höchsten Grade kleinlich und spießbürgerlich, und so ist es denn sehr natürlich, daß wir von der zweiten Hälfte des 13. bis gegen das 16. Jahrhundert hin keine politische Poesie aufzuweisen haben. Zwar enthalten die Volkslieder dieser und des folgenden Jahrhunderts manches Klagelied, manchen derben und gesunden Spott über schlechte Fürsten und Pfaffenthum, auch manches Loblied, aber sie stehen auf einer zu tiefen Stufe künstlerischer Vollendung und politischer Einsicht, um sich hier geltend machen zu können. Es wurden ferner wichtige Tagesereignisse, ja ganze Abschnitte der Zeitgeschichte sowol im Volksmunde *) als von einzelnen benannten Dichtern **) in Vers und Reim gebracht, aber diese größern Gedichte sowie die kleinern fliegenden Blätter des 15. und 16. Jahrhunderts sind von den Sammlern mit vollem Rechte nicht „politische", sondern „historische" Lieder genannt worden, denn nur selten verbinden sie mit der schlichten Erzählung irgend etwas politischer Betrachtung Ähnliches, und fast immer behandeln sie nur Particularitäten, keine Angelegenheiten des ganzen deutschen Volks. Endlich dürfte hier noch zu erwähnen sein der schon ins 16. Jahrhundert fallende „Theuerdank", entworfen von Maximilian I., ausgeführt von dessen Geheimsecretair Melchior Pfinzing; es sind aber hier die Jugendabenteuer des „letzten Ritters" von der allegorischen Form dermaßen überdeckt und erstickt, daß auch hier von einer politischen Auffassung nicht die Rede sein kann.

Mit dem 16. Jahrhundert kam eine neue gewaltige Aufregung über das deutsche Volk: noch einmal begann der Kampf gegen das Papstthum, diesmal aber nicht über Investitur oder sonst weltliche Macht und Herrlichkeit, sondern über die lange von Rom aus unterdrückte Freiheit der Geister und Gewissen, deshalb stand jetzt auch nicht Kaisersmacht gegen Papstmacht, und nicht auf Römerzügen wurde der Streit entschieden, sondern der geisteskräftigste Theil des deutschen Volks, der Gelehrten- und der Bürgerstand, begann den Kampf und seine Waffen waren das lebendige Wort und die Druckerpresse.

Der augenblickliche Gewinn für die deutsche Dichtung, der sich aus der Reformation ergab, war überraschend gering, fast ausschließlich auf das Kirchenlied beschränkt; auch hier leuchtete das Haupt der Reformation voran und nimmt seinen Platz auch in der Geschichte der politischen Poesie in Anspruch, denn Lieder wie: „Eine feste Burg" und „Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit", tragen das

*) So Reinmar von Zweter, wenig jünger als Walther; von der Hagen's „Minnesinger" II, S. 175—221, besonders Strophe 138—140, Friedrich's II. Lob, S. 147 „Die Venediger wollen das deutsche Reich kaufen". Der Marner, Hagen II, S. 236—258, XIV, 6 das Interregnum. Bruder Wernher, Hagen II, S. 227, 229, I, 2. 10. Friedrich von Sonnenburg, Hagen II, S. 352—360, Rudolf von Habsburg betreffend. Der Schulmeister von Eßlingen, Hagen II, S. 137—140, derselbe Stoff. Rumeland, Hagen III, S. 52—68; V, 7, S. 61, Rudolf's Krönung und Lob. Alle diese Dichter verfechten im Wesentlichen dieselben politischen Grundsätze wie Walther.

*) Das „Lied von den Vitalienbrüdern", einer Seeräuberschar an den Nordseeküsten, bald nach 1400; die „Soester Fehde" um 1450.

**) Ottokar von Horneck befaßt in seiner „Reimchronik" die östreichisch-steirische Geschichte von 1250—1309; Hans Rosenplüt von Nürnberg um 1450 schrieb Darstellungen aus der Zeitgeschichte in metrischer Form, Veit Weber aus Freiburg im Breisgau zwischen 1470 und 1490 treffliche „Schweizerische Kriegslieder".

Gepräge ihrer Entstehungszeit deutlich genug an der Stirne; noch reiner politischen Inhalts sind sein „Lied von den zween Märterern" und seine „Beschreibung des Hoflebens oder Hofverse". Im Ganzen ließen theologische Spitzfindigkeiten, Sektenhaß, dann die tiefste Herabwürdigung alles Volksthümlichen zwei volle Jahrhunderte verstreichen, ehe Lessing Das für die deutsche Literatur wurde, was Luther für die deutsche Kirche gewesen war. Im Gegensatz gegen die sonstige poetische Armuth dieser Zeit nahm die religiös-politische Poesie, namentlich in satirischer Form, fast gleichzeitig mit dem Beginn der Reformation einen neuen Aufschwung, die nur leider zu oft in formloses Gezänk und Erbärmlichkeiten ausartete, als daß man sich ihrer durchweg erfreuen könnte. Ein Mann jedoch tritt uns hier zunächst entgegen, der seines gleichen wenige in der Geschichte unsers Vaterlandes hat, Ulrich von Hutten, 1488—1523, auch jetzt noch, nach E. Münch's Verdiensten um Wiederbelebung seiner Werke beiweitem nicht genug gekannt.*) Ist auch die große Mehrzahl von Hutten's Werken in Prosa und ursprünglich lateinisch geschrieben, so ist er doch in dem Entwickelungsgange der deutschen Poesie und des deutschen Volksgeistes ein so wesentliches und werthvolles Glied, daß er eine Besprechung vor unzähligen andern erheischt. Wir haben wenige Kämpfer für Wahrheit und Freiheit aufzuweisen, die ihm gleich kämen an felsenfester, in den härtesten Proben bewährter Überzeugung, an Feuereifer, der sich freilich je länger je mehr zu wilder Leidenschaftlichkeit steigert, dem Luther nicht entschieden genug vorschreitet, an Geistesreichthum, an Kraft und zugleich, besonders in seinen lateinischen Schriften, anmuthiger Gewandtheit der Darstellung, an zerschmetterndem, schonungslosem Spott gegen geistliche und weltliche Tyrannei, gegen Gleißner und Heuchler. Vortrefflich hat Gervinus dargestellt, wie Hutten, anfangs auf rein geistigem Gebiete gegen römischen Glauben und römisches Recht kämpfend, dann, durch schwere Unbilden gereizt und verletzt, mehr und mehr auf das politisch-praktische überging, gerade dadurch aber einem frühen, freud- und trostlosen Untergange rettungslos, ein Märtyrer Deutschlands, verfiel; er war verloren von dem Augenblicke an, wo er an dem stillen Siege der Wahrheit ungeduldig verzweifelte, an die physische Gewalt und die Masse des Volks sich wandte und dieses, nun in deutscher Sprache schreibend, zu offner Gewaltthat gegen jede Art von Bedrückung aufreizte:

Wolauf ihr frommen Deutschen nun,
Viel Harnisch han wir und viel Pferd,
Viel Hellebarten und auch Schwert.
Und so hilft freundlich Mahnung nit,
So wollen wir die brauchen mit.
Nit fraget weiter Jemands nach,
Mit uns ist Gottes Hülf' und Recht;
Wir strafen, die sind wider Gott u. s. w.

Hutten ist als der Schöpfer der politischen Satire in Deutschland zu betrachten, nirgend aber enthält seine Satire ein Wort, das nicht der reinste Eifer für Vaterland und Wahrheit eingegeben hätte, und so hat er gehalten, was er versprach:

Von Wahrheit will ich nimmer lan:
Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schadet zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint,
Wiewol meine fromme Mutter weint,
Daß ich die Sach' hätt' g'fangen an;
Gott woll sie trösten, es muß gahn,
Und sollt' es brechen auch vorm End,
Will's Gott, so mag's nit werden g'wendt,
Drum will ich brauchen Füß' und Händ.
Ich hab's gewagt!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Flögel's „Geschichte der komischen Literatur", Bd. 3, S. 167—186; Jördens' „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten", Bd. 6, S. 609—654; Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", Bd. 2, S. 424—447. Ein schönes Denkmal hat ihm kürzlich gesetzt G. Herwegh in seinen „Liedern eines Lebendigen".

Literarische Notizen.

Man thut den Franzosen ein schreiendes Unrecht, wenn man sie einer sorgfältigen, mühsamen Benedictinerarbeit für unfähig erklärt. Sprechen nicht ihre physikalischen und mathematischen Werke für ihre Genauigkeit und Ausdauer. Aber auch unter ihren Sprachforschern, die von unsern Philologen nur über die Achsel angesehen werden, finden wir nicht selten das, was der Franzose etwas derb, aber sehr bezeichnend cul de plomb nennt. Ein neues Monument französischen Fleißes wird uns in einem Werke des um altfranzösische Literatur vielfach verdienten A. Paulin Paris geboten. Es führt den Titel: „Les manuscrits français de la bibliothèque du roi" und wird eine ganze Bändezahl umfassen. An Gelehrsamkeit, sorgfältiger Kritik und Gründlichkeit kann es den Arbeiten eines Fabricius an die Seite treten, die es, was Geschmack und geistreiche Verarbeitung betrifft, weit überflügelt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch ein Werk anführen, das von der Académie des inscriptions eine rühmliche Erwähnung erhalten hat. Es ist dies: „Les quatre livres des rois, traduits en français, du 12 siècle, suivis d'un fragment de moralités sur Iob et d'une choix de sermons de St. Bernard", von Leroux de Lincy. Es ist dies bis jetzt das erste Denkmal der französischen Sprache und wird daher nicht ermangeln, das höchste Interesse zu erregen. Leider hat der Herausgeber, dem man im Übrigen für seine sorgfältige, gewissenhafte Arbeit Dank wissen muß, das Alter des Manuscripts nicht genauer zu bestimmen versucht. Überhaupt ließen sich in seiner geistreichen Einleitung einige Mängel nachweisen.

W. Scott sagte von den W. Alexis'schen Nachahmungen seiner Romane, daß sie die kühnsten Mystificationen unsers Jahrhunderts seien. Auch in Frankreich hat man schon mehr als einmal den Namen des englischen Dichters gebraucht, um mehr oder minder gelungene Romane ins Publicum einzuschmuggeln, aber es ist dies nie mit mehr Geschick geschehen als gegenwärtig. Wir haben vor kurzem einen Roman unter dem Titel „Aymé Verd", der, wie es heißt, ein nachgelassenes Werk von W. Scott ist, erhalten und haben in demselben nicht nur einzelne Züge der Manier des großen Schotten, sondern einen wirklich Scott'schen Geist gefunden. Dennoch liegt es auf der Hand, daß das Werk nicht von demselben herrührt. In der That ist es ein sehr geistreicher Franzose, der sich hinter dieser Maske birgt, und wir freuen uns, mehre Romane ähnlicher Fassung aus derselben Feder ankündigen zu können. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 288. — 15. October 1842.

Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 287.)

Von den Gegnern, die einem Manne wie Hutten natürlich nicht ausblieben, gehört der geistig bedeutendste, Desiderius Erasmus von Rotterdam, nicht hierher; nicht ganz übergangen werden kann dagegen der Franziskaner Thomas Murner von Strasburg, 1475 bis nach 1530.*) Zwar kenne ich nichts von Murner, was gegen Hutten persönlich gerichtet wäre, und eine gegen jenen gerichtete Spottschrift, „Karsthans", ist diesem wenigstens nicht mit voller Gewißheit beizulegen; dennoch aber eignet sich Niemand mehr als Murner, um die Schattenseite des damals entbrannten Kampfes kennen zu lernen. Murner schrieb wie Hutten abwechselnd deutsch und lateinisch, in metrischer und prosaischer Form; diesem zwar unendlich nachstehend an geistiger Kraft, besaß er doch Beweglichkeit des Geistes und scharfe Auffassungsgabe in nicht geringem Maße; der wesentliche Unterschied aber zwischen beiden Männern ist der, daß Murner nicht den edeln, gediegenen Charakter Hutten's besaß: sein Leben war unstät und, wenn seine Gegner nicht ganz gewaltig übertrieben haben, in hohem Grade unsittlich, womit seine Schriften wohl übereinstimmen; nicht die einmal erfaßte Wahrheit und der Glaube an seine gute Sache war es, wofür er kämpfte, sondern Eitelkeit und Selbstsucht trieben ihn sich einen Namen zu machen, deshalb sind seine frühern Schriften**) in derselben Art zu den Vorläufern der Reformation zu rechnen, wie viele andere deutsch-lateinische Schriften des 15. und 16. Jahrhunderts, d. h. er griff den Verfall der Zucht und Sitte an der Wurzel, an dem anstößigen Treiben der Geistlichkeit an; und hier kann seine allgemein gehaltene Satire eigentlich noch nicht zur politischen Dichtung im engern Sinne gerechnet werden. Als aber Luther bald darauf den ernstern, religiös-politischen Kampf gegen den Romanismus begann, da wandte sich Murner, obgleich er einigemal in achtungsvollem Tone von ihm spricht und eine von Luther's lateinischen Schriften, man weiß freilich nicht recht in welcher Absicht, ins Deutsche übersetzte, auf die Gegenseite; er mochte fühlen, daß er für Männer von so ernster und strenger Gesinnung kein Bundesgenosse war; und der Beifall selbst, den Luther's Lehre in dem größten Theile von Deutschland fand, ließ einen so wie Murner auftretenden Gegner wenigstens hoffen Aufsehen zu erregen, was ihm auch soweit gelang, daß ihn Heinrich VIII. von England bei Gelegenheit seiner Streitigkeiten mit Luther als Helfershelfer zu sich berief. Seit dieser Zeit sind Murner's Schriften voll der heftigsten Persönlichkeiten und der giftigsten Gemeinheit. Wie in Hutten die politische Satire sich von ihrer hohen und edeln Seite darstellt, so bietet Murner ein Beispiel, wie heillos sie in den Händen gesinnungsloser Menschen gemisbraucht werden kann.

In ungleich friedlicherer und freilich auch wenig eingreifender Weise als die beiden eben besprochenen Männer nahm Hans Sachs, 1494—1576, an dem großen Kampfe des Jahrhunderts Antheil: daß er der Reformation treu und innig ergeben war, zeigen, wenn es auch nicht aus seinem Leben bekannt wäre, Ton und Inhalt aller seiner Dichtungen; wie er durchweg eine Neigung zum Lehrhaften hat, so zeigen seine Schwänke, seine Fabeln, selbst mehre seiner dramatischen Gedichte deutlich seinen Eifer für die gereinigte Lehre bald durch gelinde, aber treffende Verspottung der Gegner, bald durch einfache, ernste Lehre; von unmittelbar auf die Zeitereignisse sich beziehenden Gedichten wüßte ich außer den rein erzählenden nur die „Wittenbergisch Nachtigall", ein herzliches Lob Luther's, und die „Klagred ob der Leiche Dr. Martin Luther's" von ihm zu nennen.

Die von Hutten erweckte satirisch-polemische Literatur fand in diesem Jahrhundert sehr zahlreiche Fortsetzer, die ich hier aber größtentheils übergehe*): die ganze Richtung artete rasch aus, statt allgemein deutscher Angelegenheiten wurden kleinliche und schmuzige Persönlichkeiten abgehandelt und die Darstellung wetteiferte mit dem Inhalte an Roheit, sodaß von allen diesen Schriften, wenn sie auch hier und da in metrischer Form abgefaßt sind, doch nur sehr wenige den Namen poetischer verdienen. Ich nenne Erasmus Alberus aus der Wetterau, 1500—1553,

*) Vgl. Flögel, Bd. 3, S. 186—212; Jördens, Bd. 3, S. 738—758; Gervinus, Bd. 2, S. 410—420; Lessing's Werke, Bd. 11, S. 492, Ausgabe von Lachmann.

**) Am bekanntesten, obwol nicht ganz als Murner's geistiges Eigenthum zu betrachten, die „Narrenbeschwörung" (1512).

*) Man findet sie bei Flögel, Bd. 3, S. 143—381.

nicht wegen seines „Barfüßer-Alkorans", der wenig mehr als Übersetzung ist, sondern wegen seiner Fabeln, von denen die letzte und längste „von einem Frosch und Fuchs" ein ziemlich vollständiges Bild von dem damaligen Zustande der deutschen Universitäten gibt.

Ungleich bedeutender ist Johann Fischart, ungefähr 1531 — 91.*) In Fischart tritt der Zwiespalt, an dem viele der besten Köpfe dieser Zeit litten, besonders grell hervor: seine sehr umfassenden Kenntnisse, zum Theil auch die Gegenstände, die er behandelte, lassen ihn zu den gelehrten Schriftstellern zählen; auf der andern Seite mußte ihn sein unglaublich reicher und derber Witz, seine unverwüstliche, burleske Laune und gewiß auch seine hinter den tollsten Possen verborgene, wackere und volksthümliche Gesinnung antreiben, für das ganze Volk zu schreiben; dies um so mehr, da wol wenige Schriftsteller so ganz und gar in ihrer Zeit und in ihrem Volke leben und weben wie Fischart, so sehr, daß auch in seinen Übersetzungen oder vielmehr Bearbeitungen aus dem Französischen des Rabelais und dem Holländischen des Philipp von Marnix alles Ausländische durchaus verwischt ist. Überall, auch wo seine Schriften zunächst gegen einen bestimmten Gegner gerichtet sind, so gegen den ingolstädter Franziskaner Johann Naß eine Art travestirter Äneide, gehen sie doch auf die Gebrechen und Schwächen der Zeit im Großen und Ganzen, die man wol nirgend ausführlicher, anschaulicher und launiger geschildert finden kann als in Fischart's zahlreichen Schriften. Hauptsächlich ist zwar auch bei ihm das Mönchs- und Pfaffenwesen Gegenstand der Satire, aber man wird kaum ein Lebensverhältniß finden, das nicht gelegentlich abgehandelt würde; und wenn das öffentliche und Staatsleben dabei vielleicht verhältnißmäßig die wenigste Berücksichtigung erfährt, so kann man ihm doch den Namen eines politischen Dichters nicht absprechen. Namentlich gilt von seinem erzählenden Gedicht: „Das glückhafte Schiff von Zürich", einer Beschreibung der im J. 1576 von den züricher Schützen mit dem berühmten Hirsebrei zum strasburger Armbrustschießen unternommenen Rheinfahrt, daß es mehr wahre politische Weisheit enthält als irgend ein anderes mir bekanntes historisches Gedicht aus diesem Jahrhundert, z. B. in der, darin dem Rheinstrom in den Mund gelegten Rede. Den gerechten Stolz endlich, mit dem sich Fischart seines deutschen Vaterlandes bewußt ist, zeigen unter Anderm deutlich genug die, besonders in formeller Hinsicht berühmten Distichа in der Einleitung zum „Gargantua"**) und seine classische Ode „Germania domitrix gentium", welche schließt:

Gott stärk dem edeln teutschen Gblüt
Solch anererbt teutsch Adlersgmüt.
Seht, dies hab' als ein Teutscher ich
Aus teutschem Gblüt treuhertziglich
Euch Teutschen, die herkommt von Helden,
Bei diesen Helden müssen melden,
Sobald ich dies teutsch Bild schaut an:
Gott geb, daß ihr es recht verstahn,
Und beides treu seid euern Freunden
Und auch ein Scheu all euren Feinden.

Endlich nenne ich hier noch den Würtemberger Nikodemus Frischlin, 1547 — 90*), von Gervinus der „vielleicht Geistesverwandteste von Hutten im ganzen Jahrhundert" genannt. Zwar hat er bis auf eine Parabel vom heiligen Christoph, die nach dem von Gervinus mitgetheilten Inhalte über E. M. Arndt's und F. Kind's Bearbeitungen derselben Legende stehen muß, und Inhaltsanzeigen zu einer seiner Komödien nichts Deutsches geschrieben, aber im Kampfe gegen der Pfaffen Dumpfheit und der Junker Roheit hat er nicht die schwächsten Waffen geführt; er ist ferner einer der sehr wenigen deutschen Dichter jener Zeit, die vaterländische Stoffe poetisch behandelt haben: in dem Drama „Hildegardis" eine Sage von Karl dem Großen, sehr ähnlich der vom Kaiser Octavianus, und in dem Drama „Helvetiogermani" den beabsichtigten Einfall der Helvetier in Gallien und den Kampf zwischen Cäsar und Ariovist, bis auf einige ganz Plautinische Einschiebsel fast wörtlich nach Cäsar's Erzählung im ersten Buch des „gallischen Kriegs", welchen Stoff er auch noch zu zwei Elegien benutzt hat, mit der ausgesprochenen Absicht, daß seine Zeit sich an den Ereignissen alter Zeiten ein warnendes Beispiel nehme.**) Hauptsächlich aber erwähne ich ihn hier wegen seiner, 1584 gedruckten Komödie „Julius redivivus".***) Der vom Mercur gesprochene Prolog dieses, als eins der wenigen politischen Dramen doppelt merkwürdigen Werks gibt als Zweck des Ganzen das Lob Deutschlands an, nicht ohne merken zu lassen, daß es auch an mancher bezüglichen Strafrede nicht fehlen werde. Sodann erscheinen Cicero und Cäsar, von Pluto beurlaubt, um sich in dem neuen Deutschland, dessen Ruhm bis in die Unterwelt erschollen, umzusehen; sie treffen hier alsbald den Arminius und den bekannten erfurter Professor Eoban Heß, welche beiden Männer, wie der Dichter in der Nachrede ausdrücklich sagt, als Repräsentanten Dessen, was Deutschland im Krieg und Frieden Großes geleistet, gelten sollen. Mit viel Geschick ist die Anlage so gemacht, daß sich Cäsar mehr an Arminius, Cicero mehr an Heß anschließt. Den eigentlichen Inhalt des Drama macht nun die Darstellung von Deutschlands Größe aus mit fortwährendem stolzen Rückblick auf die Zeit der beiden wiedererstandenen Römer; auch hier zeigt sich wieder die Feinheit des Dichters darin, daß er das Lob Deutschlands fast ausschließlich den beiden Römern,

*) Vgl. Flögel, Bd. 3, S. 326 — 378; Jördens, Bd. 1, S. 518 — 544, Bd. 6, S. 93 — 97; Gervinus, Bd. 3, S. 117 — 155.

**) Lessing's Werke, Bd. 6, S. 45, Ausg. von Lachmann; W. Wackernagel's „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock", S. 21 — 27.

*) Vgl. Flögel, Bd. 3, S. 305 — 309; Gervinus, Bd. 3, S. 77 — 81. Die Schrift von Conz über Frischlin ist mir nie zu Gesichte gekommen.

**) Est operae pretium veteres cognoscere casus:
Et nostra exemplo fata cavere suo.
Eleg. de bello Germanico, v. 5 sq.

***) Deutsch bearbeitet und verschlechtert von Jakob Ayrer (1585). Ganz ähnlichen Inhalts ist eine Erzählung, die in Meißner's „Skizzen", Bd. 1, S. 38 — 49, als wahre Anekdote gegeben wird.

wie ein ihnen unwillkürlich abgedrungenes, in den Mund legt; von deutschen Städten werden namentlich Strasburg, Augsburg und Nürnberg gepriesen, die Erfindungen des Schießpulvers, des groben und kleinen Feuergewehrs, des Lumpenpapiers, der Buchdruckerei *) ausführlich beschrieben, gewürdigt und vorgezeigt, die Grundzüge der Reichsverfassung angegeben. Um des Gegensatzes willen erscheinen noch ein spitzbübischer Kaufmann aus Südfrankreich und ein Schornsteinfeger aus Mailand, dessen sich seine classischen Landsleute nicht wenig schämen. Auf der andern Seite wird auch den Deutschen nichts geschenkt; neben dem Lobe Melanchthon's, Hutten's und ihrer Geistesgenossen wird der pedantischen, todten Stubengelehrsamkeit ihr Theil gegeben, mit besonderm Nachdruck aber die überhandnehmende Neigung der Deutschen zu ausländischem, Leib und Seele entkräftendem Luxus, ihre Trunk- und Spielsucht gezüchtigt; mit großer Mäßigung wird des Papstes gedacht, doch seine Stellung bestimmt als die „eines obersten Bischofs der Stadt Rom" angegeben. Endlich fehlt es auch nicht an Beziehungen auf bestimmte, einzelne Zeitereignisse, namentlich auf die von dem Türkenkriege drohende Gefahr und auf den spanisch-niederländischen Krieg nebst den dadurch veranlaßten, unerfreulichen Durchzügen der fremden Soldateska durch Deutschland. Das Ende vom Liede ist, daß Pluto erscheint, um seine Beurlaubten wieder einzuberufen. Von dem reichen und treffenden Witze, der geschickten Anordnung und Behandlung des Stoffs, der eleganten Sprache des Werks kann dieser dürftige Auszug freilich keine Andeutung geben, durchweg aber legt das Stück von einer so edel vaterländischen Gesinnung Zeugniß ab, daß es einer Erneuerung vor vielen Werken jener Zeit wol würdig wäre.

Eins und zwar das älteste Gedicht, welches zahlreiche satirische Elemente enthält, habe ich in diese Darstellung gar nicht hereingezogen: „Reineke den Fuchs." Wir wissen jetzt durch J. Grimm's Verdienst, daß dieses Gedicht sich aus einem uralten Kerne Jahrhunderte hindurch langsam fortentwickelt hat; bei seiner satirischen Anlage hat es da gewiß aus allen Zeitaltern, die es durchlebte, auch Beziehungen auf das öffentliche Leben in sich aufgenommen, sie aber auch zugleich so in sich verarbeitet, daß eine bestimmte Deutung von Einzelheiten auf bestimmte Zeitabschnitte und Personen kaum mehr zulässig erscheint und die Beziehungen auf den lothringer Herzog des 10. Jahrhunderts und auf den Hof zu Jülich im 15. Jahrhundert gleich sehr im Dunkeln liegen und aller Wahrscheinlichkeit nach bleiben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Missionnair. Ein Roman von A. von Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 3 Thlr. **)

Wie sollen wir die Idee dieses reichen, dichterischen Gemäldes mit einem Worte charakterisiren! Es entfaltet in bewegten Gruppen das geschichtliche Leben des vorigen Jahrhunderts, und inmitten dieser allgemeinen Bewegung, mit ihren schroffen unvermittelten Gegensätzen, erhebt sich ein Sohn seiner Zeit und gestaltet in der stillen Welt seines Gemüths die mächtigen Lebenseindrücke zu einer heitern und zukunftverheißenden Harmonie. Der Verf. hat das 18. Jahrhundert gründlich studirt und uns die Bilder desselben schon mehr als einmal in freier phantasiereicher Gestaltung vor das Auge geführt. Er legt diesmal die Fäden seiner Geschichte unmittelbar in die erste historische Thatsache, die eine Veränderung und neue Richtung in den höchsten Interessen der Menschheit kundgab, und diese Erscheinung ist die Religion des Herzens, der Pietismus des 18. Jahrhunderts. Der Graf Ludwig von Zinzendorf hatte dieser religiösen Richtung durch sein Leben und Wirken, noch mehr durch die Stiftung der herrnhutischen Brüdergemeinde den höchsten, praktischen Ausdruck gegeben. Wir finden ihn, wie er 1760 das Zeitliche segnet und das Werk seines heißen, frommen Strebens sich selbst überlassen muß. Kaum war der „Heilandsgraf" todt, so wollten alle diese heterogenen Elemente der Gemeinde, die der feste Wille und das starke, nie erschlaffende Herz des Grafen bisher zusammengehalten, auseinanderbrechen. Die einfache, abgezogene Bewegung des religiösen Herzens zeigte hier schon, daß sie wenig Charakter und Gestaltungsfähigkeit besitze. Die innere Herzensausströmung und die begeisterte Liebe steigerte sich zu einer kindischen Schwärmerei, die ein albernes Spiel mit den Symbolen und eine süßliche, geckenhafte Tändelei mit den erhabenen Lehren des Christenthums trieb. Streit und sogar Zuchtlosigkeit verwirrte die Gemeinden und die zahlreichen Missionen trugen diesen Abfall und diese Verwirrung in alle Theile der Welt. Da beschlossen mehre Häupter der Gemeinde, darunter der edle Johannes Wattewille, nach dem vermeintlichen Willen des Grafen, die jüngste Tochter desselben, Sara Elisabeth von Zinzendorf, verwitwete Gräfin Bruce, in die Gemeinde zu rufen und ihrer Hand die Leitung des väterlichen Werks anzuvertrauen. Die Gräfin verließ Paris, ihre Freunde und ihre glänzenden Cirkel und kam nach Herrnhut. Sie besaß ein edles Herz und einen gebildeten Geist, der zwar nicht in die Philosophie des 18. Jahrhunderts getaucht war, der aber diesen Dualismus zwischen Religion und Welt, zwischen Herz und Leben weder kannte, noch kennen wollte. Ihre Erscheinung, ihre Stimmung, ihre Sitten mußten den Riß in der Gemeinde nur noch ärger machen; ihre reizende Persönlichkeit erregte auf der einen Seite Zuneigung, auf der andern Abneigung, und der Verf. stellt uns diese Gegensätze in den geistreichsten und schlagendsten Scenen und Situationen vor. Um den Zwiespalt vollständig zu machen, erschienen in Herrnhut mehre Freunde der Gräfin aus Paris. Dieselben brachten für die Gemeinde den fremdesten Maßstab mit; sie besprachen und widerlegten in den Gesellschaften rücksichtslos die Sitten und die religiösen Eigenthümlichkeiten der Brüder, sie verspotteten und parodirten sogar die Herrnhuter, und die Gemeindeglieder hielten sich bis auf einen Jüngling von dem Salon der schönen Gräfin entfernt. Dieser Jüngling hieß Calixt Rohatz. Er war von Geburt ein Böhme und von seiner Großmutter aus den Stürmen des Lebens der Gemeinde als das einzige Kleinod, das sie rettete, zugeführt worden. Calixt besaß diejenige wissenschaftliche Bildung, die innerhalb der Gemeinde zugelassen wurde; sein tapferes und lebendiges Herz war rein, aber beschränkt: er kannte nichts als die Dogmen und das Leben der Gemeinde, und sollte diese Lehren bald als Missionnair in alle Welt tragen. Anfänglich wehrte sich das junge Gemüth gegen die fremden Eindrücke, die ihm die liebenswürdige Gräfin und ihre gottlose Gesellschaft machte, aber bald wurde er ein Raub derselben. In dem unbefangenen Calixt entzündete sich eine leidenschaftliche Liebe zur Gräfin Elisabeth und die Entdeckung dieser Leidenschaft warf ihn in einen wilden Zwiespalt mit sich selbst, mit den Ansichten seiner Umgebung und mit seinem künftigen Berufe. Trostlos und fast wahnsinnig entflieht er aus der Gemeinde, aber sein väterlicher Freund, Johannes Watte-

---

*) Als Urheber derselben wird Faust „fatale nomen adeptus" genannt.

**) Wir berichteten schon einmal über dieses Werk in Nr. 148 d. Bl. D. Red.

wille, holt ihn zurück, ohne doch die Lage seines Gemüths zu ändern. Er irrt in der Gegend von Herrnhut eines Abends umher, als er auf die Gräfin stößt, die von den ländlichen Umgebungen Abschied nimmt, um nach reifer Prüfung diesen Ort religiöser Verirrung und Einseitigkeit für immer zu verlassen. Calixt nähert sich ihr und bekennt ihr offen sein Leid und seine Liebe. Die ganze frühere Darstellung drängt auf diese schöne Situation hin, sie bedingt die kunstvoll angelegte Peripetie im Leben und in dem Charakter der Hauptfigur und der ganzen Dichtung. Elisabeth, weit entfernt den verirrten Jüngling von sich zu stoßen, nimmt das Opfer seines Herzens auf und söhnt dieses Herz mit seinem Berufe und dem Leben aus. Es entwickelt sich ein Gespräch, in welchem das geöffnete Herz des Jünglings sich erweitert und von den Lippen des geliebten Weibes ein lebendigeres Christenthum empfängt. Die Religion Christi soll ihm hinfort die Religion der Liebe sein, aber diese Liebe soll sich nicht mehr auf einen kleinlichen und armen Cultus, auf einige wiederkehrende Seufzer und melancholisch-pedantische Lebenseinrichtungen abschließen, sondern sie soll sich in der Welt, in der Gesellschaft, unter den Menschen in jeder Gestalt thätig und lebendig erweisen. Calixt beschwor getröstet und erhoben diesen Bund seines neuen Lebens und Strebens, er war mit der Gemeinde und seinem Innern, mit seinem Gotte und der Welt ausgesöhnt.

Der Verf. verläßt jetzt diesen dürftigen, nur durch den Reichthum seiner Phantasie und die Fülle seines Geistes belebten historischen Boden, um uns und den wiedergeborenen Calixt in eine andere Welt, in andere Elemente und gährende Zustände des 18. Jahrhunderts zu versetzen. Calixt geht nach der Insel St.-Thomas, um den Negern das Evangelium zu predigen. Nachdem er sich mehre Jahre in den Herrnhutercolonien des amerikanischen Continents aufgehalten und vorbereitet, landet er eines Abends an den Ufern der Insel. Mächtig ergreift ihn der Gedanke seiner schönen und reichen Wirksamkeit, die entzückende Natur des tropischen Himmels steigert die Bewegung seines Gemüths bis zum Taumel. Aber dieses Meer, dieses Land, das den Missionnair umgibt und dessen Reize uns der Verf. auf eine meisterhafte Art schildert, welche menschlichen Zustände birgt es. Die weißen Herren, meist Abenteurer, die ihre nördliche Heimat wegen Verbrechen verließen, kennen nichts als Eigennutz, Gewinn und Wohlleben. Mit Härte und Grausamkeit herrschen sie über die schwarze Bevölkerung, ihre Sklaven; mit Argusaugen bewachen sie den Mund jedes Fremden, daß ja kein Strahl des Lichts, der Religion und des Wissens in das Herz dieser Sklaven falle. Dem Missionnair Calixt ist der Unterricht der Schwarzen versagt und die beiden übrigen Glieder der von Zinzendorf selbst gestifteten Mission haben sich schon längst gefügt und machen mit den Pflanzern gemeinschaftliche Sache. Es ist besonders der Pflanzer Sture, mit dem Calixt in Berührung kommt. Sture ist ein harter, grausamer Mann, ein kalter, berechnender Charakter, der unsern Calixt aufnimmt, damit er ihn wie die andern Brüder der Mission beherrschen und vielleicht verwenden kann. Unter dem Personal der Pflanzung lebt Micha, eine junge schöne Farbige, und Robert, ein schwarzer Jüngling, ein Sklave: beide sind dem Missionnair zugethan und werden in kurzer Zeit dessen christliche Schüler. Erich, ein alter, freier Schwarzer, eine treue, brave Haut, weist das Christenthum anfänglich von sich, weil er sah, daß die weißen Christen die größten Frevler und die verstocktesten Sünder waren, erst später wird er ein treuer Diener und Anhänger des Missionnairs. Vortrefflich schildert der Verf. die Wirkung der christlichen Lehren auf diese natürlichen, heißblutigen aber makellosen Gemüther, mit einer lieblichen Naivetät läßt er die schöne Micha mit dem alten Erich von Christum und der christlichen Geschichte, von den hohen Wahrheiten der Religion sprechen, während der leidenschaftliche Robert am liebsten den alten Schwarzen durch die Faust zum Christenthum bekehren möchte. Aber die Heftigkeit, womit Robert die Lehren der Religion auch in den Kreisen der Sklaven und gegen den Sklavenaufseher geltend macht, führt bald zu Meuterei, zu greuelhaften Strafen, zum Verderben des jungen Schwarzen und zur Unzufriedenheit gegen den Missionnair, zur Verleumdung desselben in Europa.

Calixt verläßt in Begleitung der dienenden Micha für einige Zeit die Insel, um auf dem amerikanischen Continent die Geschäfte der Brüdergemeinde zu besorgen. Er betritt den Boden, auf welchem die neue Welt das Joch des alten Europas eben abschüttelt. Bisher hat er auf Staats- und Völkerleben, auf Krieg, politische Freiheit und politische Kämpfe wenig Acht gehabt, oder dieselben doch aus einem engen Gesichtspunkte betrachtet. Jetzt wird ihm auch diese Seite des Lebens klar, er lernt die ausgezeichnetsten Charaktere in den Reihen der Patrioten kennen und auch vom christlichen Standpunkte aus achten; er sieht, wie die heilige Idee des Vaterlandes und der Freiheit selbst rohe und einfache Gemüther erhebt, adelt und fürs Große und Göttliche fertig macht, er muß sogar religiös-politische Verbindungen billigen lernen. Und mitten in diesem erfahrungsreichen Leben, das seinen religiösen Glauben und Beruf immer mehr mit Welt, Menschen, Natur und Geschichte aussöhnt und den beschränkten Standpunkt des Herrnhuters verwischt, geht auch die Liebe zu einem Weibe in seinem frischen Herzen auf: er liebt Micha, die dienende, und beschließt sie zu seiner Gattin zu erheben.

Nach diesem vielbewegten Zuge, nach diesen Abenteuern, in welchen wir schon unsern Helden untergehen wähnten, kehrt Calixt auf St.-Thomas zurück. Aber welche Veränderung! Nicht die politische Aufregung des amerikanischen Continents, sondern ein durch den unvorsichtigen Eifer des christlichen Robert's herbeigeführter Sklavenaufruhr erschüttert und verwüstet die Insel. Sture ist ermordet, seine und andere Pflanzungen sind in Brand gesteckt und zürnend wirft sich Calixt zwischen die empörten, von Robert angeführten Sklaven und die weiße Bevölkerung und stiftet Frieden. Eine Reihe von abscheulichen Verbrechen, die Sture in Verbindung mit den beiden Amtsgenossen Calixt's begangen, offenbart sich, sodaß derselbe diese beiden Brüder der weltlichen Obrigkeit ausliefern muß. Der Verf. berichtet hier, wenn wir nicht irren, nach geschichtlichen Thatsachen. Calixt, der nach diesen Ereignissen als der Retter der Colonie angesehen wird, auf den man von Europa aus alle Hoffnung und Hülfe setzt, beschließt indessen diese Orte des Greuels zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Er wird dadurch, nach unserm Dafürhalten, seinem Schwure und seinen neuen und schwer erworbenen Lebensansichten untreu. In Begleitung Micha's, die er in Europa zu seinem Weibe nehmen will und die schweigend diesem Wunsche ihre Zustimmung gegeben, hat er sich eben eingeschifft, als er wahrnehmen muß, daß Micha ihren Freund Robert liebt und von diesem wieder geliebt wird; zitternd trägt er das Mädchen an das Ufer in die Arme des glücklichen Schwarzen zurück. Die Wunde, die er durch diese Entsagung empfangen, treibt ihn um so eiliger von den Küsten des freiheitberauschten Amerikas dem alten Europa zu.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Der Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Hr. E. R. A. Serres, entwickelt in seinen „Principes d'organogénie" ganz neue Ansichten, die nicht ermangeln werden, in der Wissenschaft Aufsehen zu erregen. Seine Schrift bildet den ersten Theil eines umfassenden Werkes, das den Titel „Précis d'anatomie transcendante appliquée à la physiologie" führen wird. Der Verf. läßt sich vielleicht von seinem systematisirenden Geiste manchmal gar zu sehr hinreißen und verläßt zuweilen den festen Boden der Beobachtung, um sich zu einer allzu hohen Speculation aufzuschwingen. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 289. — 16. October 1842.

Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 288.)

Wenn wir nun das ganze Reformationszeitalter noch einmal überblicken, so haben wir allerdings eine nicht geringe Anzahl politischer Dichtungen gefunden, es fehlt aber darunter das eigentliche, singbare Lied so gut wie ganz; theils der durchweg auf allegorisch-didaktische Dichtungen gerichtete Geschmack der Zeit, theils der fast überall persönliche Feindschaften hervorrufende Kampf ließen das satirisch-polemische Element die Oberhand gewinnen, und Niemand war im Stande, sich frei über die Zeit stellend, das allgemein Wahre aus der unendlichen Aufregung mit sicherer Hand herauszugreifen und dichterisch zu gestalten.

Wie die Noth beten lehrt, so, möchte man sagen, war es auch die Noth, die die Deutschen wieder singen und dichten lehrte: der dreißigjährige Krieg brachte so unsägliches, politisches und ganz materiell drückendes Elend und Ungemach über unser Vaterland, daß Niemand von dem Gefühle desselben verschont und unberührt bleiben konnte; die Folge davon mußte bei jedem ernsten und tiefen Gemüthe die tiefste Niedergeschlagenheit, Mismuth und Ingrimm über die innere Zerrissenheit und Ausländerei und über die fremden, namentlich französischen Übergriffe, bei leichtfertigen, sinnlichen Charakteren eine immer höher steigende Frivolität und gedankenloses Haschen nach dem Genusse des Augenblicks sein, beides spiegelt sich deutlich in der Literatur der Zeit ab.

Von den zahlreichen Dichtern, in deren Werken man ebenso wie meist in ihren Lebensumständen den traurigen Einfluß jener Unglückszeit erblickt, hebe ich hervor Georg Rudolf Weckherlin, Martin Opitz, Paul Flemming, Friedrich von Logau und, so fern er auch auf den ersten Anblick der politischen Poesie zu stehen scheint, den zweiten großen Kirchenliederdichter Deutschlands, Paul Gerhardt.

Georg Rudolf Weckherlin aus Stuttgart, 1584 bis kurz nach 1650, verdient hier eine vorzugsweise Erwähnung besonders deshalb, weil er nach langer Zeit der erste deutsche Dichter war, der wieder ein frisches Lied, freilich noch in wenig vollendeter Form, aber vorzugsweise vaterländischen Gehalts anstimmte; Gustav Adolf's Thaten und sein Tod haben zu seinen längsten Gedichten den Stoff gegeben, zu andern Bernhard von Weimar, Oxenstierna, Richelieu, ohne daß er dabei in die sich bald einschleichende Ansingerei hochstehender Männer verfiele; in andern Liedern wird Deutschland und das deutsche Volk angeredet und beschworen, Freiheit und Vaterland zu retten:

Frisch auff, ihr dapfere Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutschem Blut,
Ihr, die ihr noch mit frischem Muht
Belebet, suchet große Thaten!

Ihr Landsleut, ihr Landsknecht frisch auf,
Das Land, die Freyheit sich verlieret,
Wan ihr nicht muhtig schlaget drauf
Und überwindend triumfieret u. s. w.

Diese für das Vaterland und dessen Rettung eifernde Gesinnung finden wir ebenso bald mit mehr, bald mit weniger Nachdruck und mit mancher Eigenthümlichkeit im Einzelnen bei allen den schon genannten, nächstfolgenden Dichtern wieder.

Martin Opitz aus Bunzlau, 1597—1639, schrieb schon 1621 in directer Beziehung auf die Kriegsunruhen sein, erst 1633 veröffentliches „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges", aus vier Büchern bestehend; es wird darin der innere Friede als bester Schutz gegen das äußere Ungemach geschildert und dadurch das Gedicht zu einem ebenso sehr moralisch-didaktischen als politischen gemacht, obgleich es durch die Schilderung der Zeitverhältnisse wesentlich auch zu der letztern Gattung gehört. Opitz besaß, wie keine große dichterische Kraft, so auch wol zu wenig Thatkraft, um den Bedrängnissen des Lebens ankämpfend entgegenzutreten; so blieb ihm denn nichts übrig, als sich hinter dichterischen Gebilden gegen das wirkliche Leben zu verschanzen, welchem Bestreben wir wahrscheinlich auch sein Gedicht „Zlatna, von der Ruhe des Gemüths" verdanken. Bei vielen einzelnen Vorzügen und großem Verdienst um die Form sind doch alle seine größern Gedichte nicht wenig langweilig, weil in ihnen eine, von Selbstgefälligkeit nicht freie Reflexion entschieden das Übergewicht über die dichterisch schaffende Phantasie hat. Um vieles frischer, dichterischer und volksthümlicher sind manche seiner Lieder, unter denen auch ein kräftiger Aufruf an die Deutschen, sehr ähnlich dem ebenerwähnten von Weckherlin, sich findet:

Auff, auff, wer teutsche Freyheit liebet,
Wer Lust für Gott zu fechten hatt;

Der Schein, den mancher von sich giebet,
Vollbringet keine Ritterthat u. s. w.

Wie groß und stark der Feind sich mache,
Wie hoch er schwinge Muth und Schwerd,
So glaube doch, die gute Sache
Ist hundert tausznt Köpffe werth u. s. w.

Obgleich ein begeisterter Verehrer von Opitz und in mancher Beziehung als dessen Schüler zu betrachten, ist Paul Flemming aus dem Voigtlande, 1609—1640, eine unendlich poetischere Natur als jener; er erkannte seine Anlage zum Lyriker ganz richtig, indem er sich mit den herkömmlichen, langathmigen, gereimten Betrachtungen nicht befaßte; über das öffentliche Unglück tröstet er sich nicht mit moralischen Sentenzen und der Hoffnung auf persönliche Gemüthsruhe oder persönliches, äußeres Glück, sondern er kämpft und leidet mit seiner Zeit; mit offenem Auge und bewußter Resignation tritt er den drohenden und schon hereingebrochenen Übeln entgegen, er spricht schonungslosen Tadel über seine Landsleute aus und verschont sich selbst nicht:

Wir feigsten Krieger wir, die Erebus kan bestralen.
Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kan?
Des großen Vatern Helm ist viel zu weit dem Sohne.
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir starcken auf den Schein, so ists um uns gethan,
Uns Nahmens-Deutsche nur. Ich sags auch mir zum Hohne.

Im J. 1633 hofft er noch auf Frieden und Wiederherstellung eines glücklichen Deutschlands*), aber sechs Jahre später schreibt er:

Germania ist tod, die Herrliche, die Freye,
Ein Grab verdecket sie und ihre gantze Treue u. s. w.

Wesentlich verschieden von diesen Männern ist Friedrich von Logau aus Schlesien, 1604—1655.**) Ein fleißiger und tüchtiger Geschäftsmann, erlaubte er sich, wenigstens in seinen spätern Jahren, aus denen allein Gedichte von ihm erhalten sind, nur in einzelnen Mußestunden dichterische Beschäftigung; so entstand eine bedeutende Anzahl von Epigrammen, darunter nicht wenige politischen Inhalts; diese enthalten außer den vielfach und in den verschiedensten Wendungen wiederkehrenden Klagen über die Verheerung, die Deutschland durch den Krieg erlitten, theils das Lob Deutschlands, besonders der deutschen Sprache:

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe lieblich spricht?

theils Beschwerden über der Schweden Eingriffe in Deutschland:

Deutschland gab fünf Millionen,
Schweden reichlich zu belohnen,
Daß sie uns zu Bettlern machten;
Weil sie hoch solch Mühen achten.
Nun sie sich zur Ruh begeben,
Und von unserm Gute leben,
Muß man doch bey vielenmalen
Höher noch die Ruh bezahlen.

theils endlich und zwar am bittersten Anklagen gegen di Deutschen wegen ihrer Verachtung des Vaterländischen:

Deutschen sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute:
Wann sie lernen doch auch wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten!

und wegen thörichter Bevorzugung alles Ausländischen:

Narrenkappen samt den Schellen, wenn ich ein Franzose wär,
Wollt' ich tragen; denn die Deutschen gingen stracks wie ich einher.

Und in dieser Art Vieles, wodurch Logau das bis dahin nur gelegentlich berührte Hauptthema für die politische Poesie der nächsten 50 Jahre und darüber bestimmt hervorhob und feststellte.

Endlich habe ich genannt Paul Gerhardt aus Gräfenhainichen, 1606 (?) bis 1676; natürlich nicht, als ob er ein vorherrschend politischer Dichter wäre, sondern als einen schlagenden Beweis, wie tief und allgemein damals das politische Elend gefühlt wurde, wie Noth- und Angstrufe sich von den verschiedensten Seiten erhoben, sogar in religiöser Auffassung im Kirchenliede laut wurden. Es ist dieses Element ganz unverkennbar in Gerhardt's Hauptliede „Befiehl du deine Wege", wenn auch ins Gebiet der Fabel gehört, was über die Entstehung dieses Gedichts gewöhnlich erzählt wird. Viel bestimmter aber tritt die Beziehung auf die Zeit hervor in dem herrlichen Pfingstliede „Zeuch ein zu deinen Thoren"; wenn darin Gerhardt singt:

Beschirm die Policeien, bau unsers Fürsten Thron,

so hat das einen viel speciellern Sinn als eine sehr ähnliche Stelle in Gellert's Neujahrsliede „Er ruft der Sonn' und schafft den Mond". Am deutlichsten aber sprechen die achte, neunte und zwölfte, aus unsern Gesangbüchern verschwundenen, und hoffentlich nimmer wieder nöthigen Strophen:

Du, Herr, hast selbst in Händen
Die ganze, weite Welt,
Kannst Menschenherzen wenden,
Wie dir es wohlgefällt:
So gib doch deine Gnad
Zum Fried' und Liebesbanden,
Verknüpf' in allen Landen,
Was sich getrennet hat.

Ach, edle Friedensquelle
Schließ deinen Abgrund auf
Und gib dem Frieden schnelle
Hier wieder seinen Lauf;
Halt ein die große Fluth,
Die Fluth, die eingerissen,
So daß man siehet fließen
Wie Wasser Menschenblut.

Erhebe dich und steure
Dem Herzeleid auf Erd;
Bring wieder und erneure
Die Wohlfahrt deiner Heerd;
Laß blühen wie zuvorn
Die Länder, so verheeret,
Die Kirchen, so zerstöret
Durch Krieg und Feuers Zorn.

Ich könnte die Aufzählung politischer Klage- und Strafpoesie noch sehr verlängern, z. B. mit Julius

*) In „Neue-Jahrs-Ode MDCXXXIII. Darinnen über zweymählige Verwüstung deß Landes, denn auch über Königl. Majestät aus Schweden Todes-fall geklaget, und der endliche Friede erseufftzet wird."

**) Lessing's Werke, Bd. 5, S. 104 fg., Ausg. von Lachmann.

Wilhelm Zinckgref's „Vermanung zur Dapferkeit", mit Johann Rist's „Germaniens Klagelied" u. dgl. m., glaube aber, daß durch die obengenannten Männer die ernste Seite dieser poetischen Richtung ziemlich vollständig charakterisirt ist. Dagegen erwähnte ich schon oben, daß in Folge des gewaltigen Elends auch eine frivolere Ansicht der Dinge ihre Vertreter in der Literatur fand; zwar hat dieselbe ihrer Natur nach dichterisch Vollendetes nicht schaffen können, verlangt aber doch eine kurze Erwähnung. Das ungebundene Söldner- und Abenteurerleben wurde im niedrigkomischen Roman abgeschildert, der ebenso viele Leser fand, als die geschilderte Lebensweise selbst Freunde gefunden hatte; so entstand eine wahre Spitzbuben- und Vagabunden-Literatur, an deren Spitze der „Abenteuerliche Simplicissimus" von Samuel Greifenson von Hirschfeld, 1669, und in besserer Art durch mehr satirische Betrachtungsweise „Philander's von Sittewald wunderliche und wahrhafte Geschichte" von Hans Michael Moscherosch, 1650, stehen; beide für die Sittengeschichte ihrer Zeit höchst wichtig und anziehend durch gewandte Darstellung und reiche Phantasie der Verfasser.

Auf den dreißigjährigen Krieg folgte eine Zeit der poetischen wie der politischen Ermattung; deutsche Volksthümlichkeit, Sitte und Sprache wurden von den Deutschen verlassen und verachtet, um dem Auslande durch Nachahmung von dessen Sprache und Sitte zum Gespött zu werden; der Glanz und die Macht des heiligen römisch-deutschen Reichs war so vollkommen vernichtet, daß zwei Staaten sich ganz von dem Reichsverbande lossagten und die schönsten Grenzlande unwiederbringlich in Feindes Hand fielen. Wenige Männer konnten und noch wenigere wagten es, ihre Stimme gegen die allgemein herrschende Erbärmlichkeit zu erheben, und die poetische Literatur dieser Zeit bis fast auf Klopstock besteht entweder aus selbstsüchtigen Lobhudeleien hochstehender Gönner, oder süßlichen Naturbetrachtungen, oder wässerigen Moralisationen, oder ganz abgeschmackten Spielereien. Nur zwei Männer erheben sich einigermaßen über diese unendliche Misere. Johann Christian Günther aus Striegau, 1695 — 1723, vielleicht der begabteste Kopf unter seinen Zeitgenossen; obgleich inneres und äußeres Elend und ein früher, nicht unverschuldeter Untergang ihm keine völlige Entwickelung verstatteten, so gehört doch sein Gedicht „Auf den zwischen ihro Röm. Kaiserl. Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden", eigentlich ein Loblied auf den Prinzen Eugen, zu dem Besten, was diese Zeit aufzuweisen hat, namentlich in einigen Strophen, die des Volkes Theilnahme an den erfochtenen Siegen treu und lebendig schildern:

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbar Hanns erzehle;
Hanns ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle;
Da, spricht er, Schwager! seht nur her,
Als wenn nun diß die Donau wär,
(Hier macht er einen Strich von Biere),
Da streiften wir, da stund der Feind,
Da ging es schärfer, als man meynt;
Gott straf! Ihr glaubt mir ohne Schwüre u. s. w.

Etwas älter als Günther, gehört Christian Wernike aus Preußen, um 1700, doch im Grunde schon zu einem spätern Dichtergeschlecht: keck, frisch und, wie es scheint, von unabhängiger Lebensstellung, beginnt er die kritische Richtung unserer Literatur, die in Lessing ihren Höhepunkt erreichte, nur daß seine Kritik noch nicht in zusammenhängender, wissenschaftlicher, sondern in dichterischer Form als Epigramm auftritt; die Mehrzahl seiner Epigramme bezieht sich auf den Zustand der deutschen Literatur, dessen Kläglichkeit Wernike wohl erkannte; andere gehen auf allgemein sittliche Gebrechen, doch ist die Politik auch nicht leer ausgegangen, und wie genau er hier den Nagel auf den Kopf traf, mag folgendes Epigramm zeigen:

Zu Regenspurg fünf kurtze Fragen,
Auf welche mancher Mund muß seine Meinung sagen;
Und zu Versailles so viel Wort',
Die manche Hand ausführt an mehr als einem Ort,
Die machen, daß uns Frankreich drücket,
Und die verstellte Kröt' offt unsern Adler pflücket:
Bey uns heißts: Ob? Wie? Wenn? Was? Wer?
Und dort in einem Zug: Denn das ist mein Begehr.

Johann von Besser's und Johann Ulrich von König's officielle, königlich preußische und polnische Reimereien verdienen hier ebenso wenig eine weitere Besprechung als Albrecht v. Haller's politisch-theoretische Romane, die wenigstens zur vaterländischen Poesie nicht gerechnet werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Missionnair. Ein Roman von A. von Sternberg. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 298.)

Der Verf. unternimmt nun, unsern Helden durch die politischen Krisen zu führen, welche am Ende des vergangenen Jahrhunderts die europaische Welt erschütterten. Auch diesen Eindruck muß Calixt empfangen, auch diese Lehren müssen sein Gemüth und Wesen reinigen und erziehen. Elisabeth weilt neuvermählt in Paris, und den Missionnair zieht die Neigung seines Herzens in Liebe und Dankbarkeit zu dieser Frau. Er findet sie umrauscht von den Wogen der französischen Revolution und, als eine Anhängerin des freien Geistes und des allgemeinen Menschenglücks, in der guten Erwartung, daß sich die revolutionnairen Wirren bald lösen und einem neuen, geordneten Zustand der Gesellschaft Platz machen werden. Calixt sieht aber das Gegentheil. Der Zufall führt ihn zu der Procession, in welcher die Büste Voltaire's feierlich durch die Straßen gefahren und von einem fanatisirten Pöbel als ein Genius der göttlichen Vernunft geehrt wird. Voll Zorn und Verachtung wendet sich der Missionnair weg. Die abscheulichen Scenen rasender und die Vornehmen und Reichen mordender Sansculotten treten unter die Augen Calixt's; er sieht, wie ein deutscher Pfarrer das zügellose Frankreich mit Tanzen und Bocksprüngen belustigt für Geld und Genuß; er geräth in die blutigen und ausschweifenden Sitzungen, welche der berüchtigte Lafosse mit seinen Genossen hält. Alle diese grauenhaften Bilder läßt der Dichter mit ergreifender Wahrheit heraufsteigen, allein Elisabeth weist die Flucht als ein feiges Verlassen der guten Sache entschieden zurück. Da trennt sich Calixt, und nicht allein von der Person, sondern auch von dem Herzen Elisabeth's; er fühlt jetzt auf einmal, daß sie ganz anders hofft und wünscht als er, daß ihr beider Leben völlig auseinandergeht. In dem Augen-

blick, als er aber mit seinem treuen Erich Paris verlassen will, ist er noch der zufällige Zeuge einer blutigen Republikanerorgie, in welcher Elisabeth unter dem Dolche der Wüthenden fallen soll, während ihr Gemahl schon das Opfer der Wuth geworden ist. Calixt rettet das unglückliche Weib, verläßt mit ihr den französischen Boden und trennt sich dann für immer, um in Herrnhut eine neue, gereifte Thätigkeit inmitten der Brüdergemeinde zu beginnen.

An einem heitern Frühlingsmorgen finden wir Calixt an der Seite des greisen Johannes Wattewille in den Umgebungen Herrnhuts wieder. Calixt ist doppelt unzufrieden. Er hat sich im Laufe seines Lebens von der Lehre Zinzendorf's im Geiste losgesagt und weniger das theoretische, doch das praktische Christenthum von einem freiern und lebendigern Gesichtspunkte aus aufgefaßt; das beengte Leben in der Gemeinde befriedigt ihn deshalb nicht: er will die Gemeinde, doch erst nach dem Tode seines väterlichen Freundes, Johannes verlassen. Aber Calixt trägt in diesem beschränkten Kreise noch ein anderes Leid mit sich herum, er wird hier nach dem Tode seines Freundes ohne menschlich-persönliche Neigung, ohne besondere Theilnahme sein, er wird Niemand haben, den er liebt und von dem er wieder geliebt wird. Dem Missionnair brennen die Wunden seines Herzens. Siehe, da bewegen sich zwei Gestalten des Wegs einher und stürzen dem erstaunten Calixt plötzlich zu Füßen, es ist Robert und Micha. Sie verließen die ferne Insel, um ihren Freund zu suchen und mit ihm zu leben. In dieser Liebe, in dieser Aussicht, hat sich Calixt mit seiner Gegenwart und Zukunft ausgesöhnt, er wird ein Glied der herrnhutischen Gemeinde bleiben.

Während die Geschichte eines religiösen Gemüths also der concrete Mittelpunkt dieser Darstellung ist, bildet einerseits die Erscheinung des religiösen Pietismus, andererseits die Bewegung des politischen Lebens des vorigen Jahrhunderts den Hintergrund dieser Geschichte. Das Interesse der Dichtung ist darum mit den Fragen der Gegenwart und den Ideen, welche unser heutiges Leben bewegen, innig verwebt. Der Pietismus, oder die Religion des Herzens, hat in neuester Zeit oft poetische Darsteller gefunden; aber dieses Unternehmen ist um so seltner günstig ausgefallen, jemehr sich gerade in diesem Falle immer die abstracte Tendenz hervorgedrängt hat und jeweniger die Manifestationen dieser religiösen Form fest, geschichtlich und anschaulich hervortreten. In der vorliegenden Dichtung deckt sich die Idee und die Ausführung, der Geist und der Leib in dieser Beziehung vollständig. Wie der Verf. den Boden seiner Dichtung überhaupt gründlich studirt hat, so offenbart er auch auf allen Seiten seines Werks, daß er über die Natur des Pietismus nachgedacht, daß er das wahre Verhältniß der Gefühlsreligion zur Welt und Geschichte begriffen habe. Allein der feste Boden, den er für seine Gedanken zu finden weiß, die freie, concrete Lebendigkeit, die er den Trägern der Ideen zu geben vermag — der Umstand, daß wir aus dem ganzen Verlaufe dieser Geschichte und dieses Menschenlebens ersehen müssen, wie die Gefühlsreligion im argen Misverhältnisse zum thätigen Christenthume stehe, wie sie nie der rothe Faden des bürgerlichen Lebens und der Entwickelungsgeschichte der Menschheit sein kann —, dieses selbsteigene Anschauen und Reflectiren des Lesers beweist erst, daß der Dichter seine volle Aufgabe gelöst hat. Diese nothwendige Harmonie der Tendenz mit der Ausführung, der Idee und des dichterischen Leibes, finden wir hingegen weniger in den geschichtlich-politischen Partien, durch welche der Dichter seinen Helden führt. Der Plan ist groß und umfassend: die politische Wiedergeburt der alten und der neuen Welt soll der Missionnair durchleben und daran sein Wesen erziehen. Indessen finden wir die Berührungen, in welche der Missionnair mit den Thatsachen und Persönlichkeiten des amerikanischen Freiheitskrieges versetzt wird, viel zu flüchtig, abenteuerlich; wir finden diese Darstellungen zu lose und auf den einen Punkt nicht hinauslaufend, als daß Calixt mit Recht die große Idee des Kampfes würdigen und daraus eine Bestätigung und Erweiterung seines religiös-sittlichen Lebens wahrhaft entnehmen könnte. Ferner, die Scenen aus der französischen Revolution sind, was die Art der Darstellung betrifft, scharf, bezeichnend, meisterhaft; aber es sind lauter Greuelscenen, die hier vorgeführt werden, aus welchen der Begriff dieser Umwälzung, dieser großen letzten Frucht des 18. Jahrhunderts, nicht hervorgeht, aus welchen auf das Gemüth des Missionnairs keine andere ethische Wirkung zu entnehmen ist, als Abscheu.

Mit dieser willkürlichen Auffassung und Darstellung der Dinge glauben wir auch ein gleiches Schwanken in der Charakterentwickelung des Missionnairs wahrzunehmen. Schon daß Calixt aus reiner gemüthlicher Ursache und nicht aus einem äußerlich zwingenden Grunde seinen Wirkungskreis auf St.-Thomas verläßt, hat der Charakter desselben keinen nothwendigen Fortschritt, sondern einen Rückschritt gemacht: er ist aus einem starken, lebensthätigen, ein verdrüßlicher, empfindlicher Mann geworden. In Paris mag er aber vor lauter Entsetzen über die Revolution den Gang und die Bedeutung derselben gar nicht aufnehmen; ja, er zerfällt mit seiner Wohlthäterin Elisabeth, er findet plötzlich, daß diese Frau, die aus innerster Überzeugung an das Gute dieser Bewegung glaubt, die ihm einst diese innerste Überzeugung vom Gange des Lebens und der Welt mittheilte und ihn dadurch auf die volle, gesunde Bahn des Lebens warf, ihrem innersten Wesen nach ganz Anderes wolle, wünsche und denke als er. Und dennoch, bei all dieser Engherzigkeit der Lebensanschauung, bei diesem Zurücksinken in die Grenzen eines mährischen Bruders, ist am Ende Calixt mit der Stellung in der Gemeinde zu Herrnhut nicht zufrieden; er will die Gemeinde verlassen, um aus diesem beschränkten Kreise herauszukommen, nur das zufällige Erscheinen Micha's und Robert's und die Befriedigung seines liebebedürftigen Herzens verhindert ihn daran. Diese Unebenheit und Zerrissenheit, dieses Zurücksinken eines Charakters mag wol der Wahrheit des wirklichen Lebens ganz angemessen sein; aber der Verf. will ja keine prosaische Lebensgeschichte erzählen, sondern die in der freien Region des Geistes empfangene Idee einer bedeutsamen Persönlichkeit in ihrem Entwickelungsgange schildern, und da wird diese lose Unbestimmtheit immer als störender Flecken gelten.

Nichtsdestoweniger bleibt jedoch dieses Buch eine auf dem Gebiete des Romans ausgezeichnete und interessevolle Erscheinung. Der Verf. ist ein Mann, der im Bewußtsein seines unerschöpflichen Reichthums die Schätze seines Geistes mit vollen Händen ausstreut. Seine Auffassung und Schilderung, besonders der tropischen Natur, ist meisterhaft; sein Styl ist stets anziehend und geistreich, bald prachtvoll und bilderreich, bald schlicht und einfach, wie es die Situation mit sich bringt. Am bewundernswürdigsten ist aber das Talent, mit welchem derselbe die bedeutsamste wie die unbedeutendste Persönlichkeit einzuführen und zu zeichnen vermag; oft sind es nur wenige Züge, in denen er eine Figur hinwirft, aber sie ist immer scharf getroffen, sie erlangt sogar nicht selten in diesen wenigen Strichen eine tiefere psychologische oder ethische Bedeutsamkeit, als es nöthig wäre, sodaß wir über ihre Erscheinung ungern weggleiten. Wir erinnern hier nur an die Erscheinung Elisabeth's, an den Pflanzer Sture, an die Menge von eigenthümlichen Gestalten der herrnhuter Gemeinde, die in der Theegesellschaft der Gräfin versammelt sind: jeder dieser Menschen hat ein eigenes, bestimmtes Interesse. Vornehmlich aber ist die Großmutter Calixt's eine ebenso eigenthümliche wie trefflich gezeichnete Persönlichkeit, sodaß wir sie lieber weniger flüchtig in der Dichtung vorübergehen sehen möchten. Die Seelengeschichte vom „verschollenen Pfarrer", der einst fromm, beschränkt und harmlos, durch die Skepsis zum landesflüchtigen Abenteurer und zuletzt ein wahnsinniger Gaukler des Revolutionspöbels wird, ist ein dunkler und ergreifender Gegensatz, der neben der reinen und heitern Laufbahn des Missionnairs mächtig wirkt und schlagend aufzeigt, wie tief der Dichter in die Geheimnisse des menschlichen Gemüths einzudringen vermag. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 290. — 17. October 1842.

Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 289.)

Ich komme nun zu der Zeit, die der deutschen Literatur einen neuen, echt nationalen Aufschwung brachte. Es galt hier vor Allem eine Befreiung von dem geistigen Joche der Franzosen und deren Schutzrednern in Deutschland; deswegen mußte diese Periode mit literarischen Fehden beginnen und die Kritik, das negative Element, in ihr anfangs überwiegen.*) Minder rasch konnten positive Zeichen der wiedergewonnenen Freiheit in wahrhaft nationalen Werken sichtbar werden: Gellert hielt sich zu ängstlich auf rein moralischem Felde, Rabener's Satiren waren zu furchtsam und bezogen sich auf einen zu beschränkten Kreis von Kleinlichkeiten, um sich eine bedeutende nationale Geltung auf die Dauer zu erringen; Johann Elias Schlegel beabsichtigte zuerst wieder Stoffe aus der deutschen Geschichte dramatisch zu behandeln, aber nur ein Drama kam zu Stande, „Hermann" (1743).

Der erste Mann, der uns hier als wahrhaft bedeutend und unendlich nachwirkend entgegentritt, ist Friedrich Gottlieb Klopstock, 1724 — 1803. Eine dreifache Muse war es, die ihn begeisterte, die Muse der Religion, die des classischen Alterthums, die des deutschen Vaterlandes. Einen echt vaterländischen Sinn zeigt der zuerst für sein großes Epos erwählte, bald wieder aufgegebene Stoff: Heinrich der Städteerbauer; es zeigt sich derselbe Sinn um vieles später in seinen drei „Bardietten" (1769, 1784, 1787), die von dieser Seite ein bedeutendes Interesse in Anspruch nehmen, während das ästhetische nur sehr gering sein kann. Am meisten aber sind seine Oden zur Erkenntniß seiner Eigenthümlichkeit zu berücksichtigen. Diese nun zeigen mehr Theilnahme für deutsche Sprache und deutsche Poesie als für deutsche Geschichte und deutsches Volk; gering ist die Zahl der Oden, die die historische Vergangenheit des letztern zum Gegenstande haben: „Heinrich der Vogler" (1749), „Hermann und Thusnelda" (1752), „Hermann" (1767). Der Verherrlichung deutschen Volksthums im Allgemeinen sind gewidmet: „Mein Vaterland" (1768), „Vaterlandslied" (1770), „Überschätzung der Ausländer" (1781). Sehr bedeutend ist dagegen durch die ganze Zeit von Klopstock's dichterischer Thätigkeit hindurch die Anzahl der Oden, die das Lob der deutschen Sprache und Poesie, besonders gern im Vergleich mit der antiken und englischen, preisen. In einen Zeitraum von 45 Jahren, zwischen die Oden: „Fragen" (1752) und „Einladung" (1797) fallen unter andern hierhergehörigen: „Die beiden Musen" (1752), „Kaiser Heinrich" (1764), „Wir und Sie" (1766), „Unsre Sprache" (1767), Teutone" (1773), „Die deutsche Sprache" (1783), „Die deutsche Bibel" (1784), „Das Fest" und „Unsre Sprache an uns" (1796), doch fehlt es in allen diesen Oden auch nicht an Stellen, die die Deutschen als Volk verherrlichen und erheben. Diese verhältnißmäßige Zurücksetzung des politischen Interesses gegen das literarische bei einem Dichter, der in höherm Alter noch fast ex professo politischer Dichter im engsten Sinne des Wortes wurde, erkläre ich mir daraus, daß Klopstock's Jugend noch ganz der Zeit angehört, von der Goethe sagt: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel."*) Nun war zwar in der Zeit, wo Klopstock's Oden geschrieben sind, der deutschen Poesie ein nationaler Gehalt schon geboten an Friedrich dem Großen, und es fehlte nicht an Dichtern, die denselben würdig benutzten; Klopstock aber wandte sich, nur seine Tapferkeit anerkennend**), wissentlich und willentlich von dem großen Könige ab, und zwar that er es aus, wenn auch misverstandenem Patriotismus; des großen Königs dann und wann in der Form etwas despotisches Durchgreifen, mehr aber noch

*) Bei Niemanden ist diese Verschwendung des herrlichsten Talents an untergeordnete literarische Streitigkeiten mehr zu beklagen als bei Christian Ludwig Liscov, dem vollendetsten deutschen Prosaiker vor Lessing, den ich kenne. Was aus diesem Manne in einem politischen Klima wie etwa das englische hätte werden können, lassen die wenigen Zeilen ahnen, in denen er gelegentlich die maßlose Schmeichelei gegen die Großen dieser Erde züchtigt; „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften", 1739, S. 164, vergl. daselbst S. 213 fg.

*) „Dichtung und Wahrheit", Thl. 2, Buch 7; Werke, Bd. 21, S. 60, Ausg. von 1840.

**) „Die Etats-Généraux", Bd. 4, S. 306 der neuesten Gesammtausgabe.

desselben Hinneigung zur französischen und Abneigung gegen die deutsche Literatur, durch die vielleicht auch Klopstock's dichterisches Selbstgefühl sich verletzt fühlte, hatten diesen jenem entfremdet, und die Misbilligung von Friedrich's Handlungsweise steigerte sich noch durch des Dichters Begeisterung für die kaiserliche Partei, besonders für Maria Theresia persönlich; zum Beweise dienen die Oden: „Verkennung" (1779), „Der Traum", „Die Rache" und „Delphi" (1782), die letzte zuerst mit bedeutend politischer Färbung, und „Ihr (Maria Theresia's) Tod" (1780). Mit dieser Zeit beginnt die eigentlich politische Dichtung Klopstock's, denn die an Friedrich V. von Dänemark gerichteten oder auf ihn sich beziehenden Oden rechne ich zur eigentlich politischen Dichtung nicht, höchstens mit Ausnahme der Ode „Das neue Jahrhundert" (1760), weil sie ihre Veranlassung lediglich in der persönlichen Stellung des Dichters zu dem genannten Fürsten haben. Noch zu den Vorboten dieses neuen Abschnittes in Klopstock's Dichterleben gehören die beiden Oden: „An den Kaiser" (Joseph II.) und „Der jetzige Krieg", d. h. der Freiheitskrieg der Amerikaner (1781), zur herrschenden aber wurde diese Richtung in dem für Freiheit glühenden Dichter seit 1789, als von Frankreich aus eine Morgenröthe politischer Wiedergeburt der Völker auszugehen schien, von da an begleitete er alle Wandelungen der politischen Lage Europas mit seinem Gesange bis 1801. Daß auch Klopstock anfangs der Täuschung sich hingab, die die edelsten Männer Deutschlands mit ihm theilten, kann ihm nicht zum Tadel gereichen; daß er seit 1792 das gespendete Lob in ebenso entschiedenen Tadel umwandte, ist ein Beweis seiner unverblendet rechtlichen Gesinnung. Er knüpft an die Erhebung Frankreichs die schönsten Hoffnungen auch für sein Vaterland in den Oden: „Die Etats-Généraux", „Ludwig der Sechszehnte", „Kennet euch selbst", „Sie und nicht wir", „Friedrich, Kronprinz von Dänemark" (1787—92), aber unmittelbar auf die letztgenannte folgen „Die Jakobiner", in denen er sich zunächst gegen diese „Corporation" ausspricht, bald sollte sich sein Zorn gegen das ganze Frankreich wenden; das Jahr 1793 beginnt mit der Ode „Die Erscheinung", und noch bestimmter widerruft des Dichters bisherige Aussprüche „Mein Irrthum" aus demselben Jahre. Hatte Klopstock in dieser Periode die Deutschen den vermeinten Freiheitsmännern jenseit des Rheins unbillig nachgesetzt und diese jenen als hohes Muster dargestellt, so kehrt er nun in das Vaterland zurück; von der Deutschen Tapferkeit und ihrem Edelmuthe hofft er Vernichtung des Terrorismus in „Das Wort der Deutschen" (1793), als aber der unglückliche Feldzug auch diese vorschnelle Hoffnung bald vereitelte, richtete er Worte ernster Mahnung zum Schutze der Grenzen an die Nation in „Hermann aus Walhalla" (1794), er warnt die Rheinlande vor dem Abfall an Frankreich in „An die Rheinischen Republikaner" (1797), er ahnet, was zu erleben ihm die Vorsehung ersparte, die Knechtung Deutschlands in „Die Nachkommen der Angelsachsen" (1800). Gewiß muß man diese Seite von Klopstock's politischer Dichtung besonders hervorheben, wenn ihm sein Recht werden soll, sie geben unwiderlegliches Zeugniß ab, daß er seinem Volke treu war bis ans Ende, wenngleich noch seine letzte politische Ode „Kaiser Alexander" (1801) einen Fremden preist. Eine wesentlich andere Frage ist die nach dem ästhetischen Werthe dieser Gedichte, und da läßt sich freilich nicht leugnen, daß Das, was früher eigenste Eigenthümlichkeit des Dichters war, was seine Nachahmer, die „Barden" Sined (Michael Denis) und Rhingulph (Karl Friedrich Kretschmann) so gänzlich scheitern ließ, daß das in spätern Jahren Manier wurde. Die von manchen Seiten ihm fast aufgedrungene Weihe zum Propheten deutscher Nation und des eigenen Herzens Wärme trieben ihn fort und fort, seine Wünsche, Sorgen und Hoffnungen dem Volke in der einzigen ihm geläufigen, in der dichterischen Form vorzutragen; er wollte dichten, und diese Absichtlichkeit benahm seinen Worten die Wärme des Gefühls, die in seinem Innern gewiß noch lebte, und die Einfachheit des Ausdrucks, die die Wahrheit am wenigsten verfehlt und deswegen am kräftigsten wirkt.

Gleichzeitig mit Klopstock und, wenn auch zum Theil auf andern Wegen, dasselbe Ziel erstrebend, waren die preußischen Dichter Gleim, Ramler, Ewald von Kleist thätig, denen sich mancher andere untergeordnete Geist anschloß; neben der Lehre einer behaglichen Lebensweisheit war der Augenpunkt, den sie unverrückt und mit aller Kraft wahrer Begeisterung festhielten, Friedrich der Große. Von unschätzbarem Werthe und einer Kraft, die seinen Gedichten sonst ganz fehlt, waren des Erstern „Preußische Kriegslieder" (1758), von noch tieferm poetischen Gehalt Kleist's „Ode an die preußische Armee" (1757), nebst mehren verwandten Gedichten; reicher, wol zu reich an Kunst und Gelehrsamkeit sind Ramler's Gedichte an seinen König, an die Stadt Berlin u. s. w.; und doch sind es gerade diese Gedichte, denen er einen bleibenden Namen als Dichter mit Recht verdankt, denn sie tragen, fast allein unter seinen Werken, unverkennbare Spuren einer wahren Begeisterung für ihren Gegenstand an sich. Alle drei Männer verdienen unter den Erweckern deutscher vaterländischer Lyrik unvergessen zu sein.*)

Es ist endlich aus dieser Zeit noch der Mann zu erwähnen, ohne den man überhaupt in der neuern deutschen Literaturgeschichte keine zehn Schritte thun kann: Gotthold Ephraim Lessing; allerdings war er mehr Kritiker als Dichter und Niemand hat dies bestimmter anerkannt als er selbst; wenn wir aber nur mehr solche Kritiker besäßen, die nicht blos niederreißen, sondern durch Rath und That zeigen, wie das bessere Neue beschaffen sein müsse! Das hat Lessing gethan und dadurch der deutschen Literatur in allen ihren Zweigen einen Vorschub geleistet wie kein anderer deutscher Schriftsteller

*) Gleim's „Zeitgedichte von 1789—1803", kürzlich herausgegeben von Körte, kenne ich nur aus Recensionen, die aber bestätigen, was sich von vorne herein erwarten ließ: manches sehr Charakteristische, nicht aber poetisch Werthvolles.

außer Luther, Goethe und Schiller. Auch der politischen Poesie blieb er nicht fremd: daß er mit der damaligen preußischen Regierung, namentlich in seinen spätern Jahren, nicht immer zufrieden war, beweisen einige Stellen seiner Briefe; für des großen Königs Persönlichkeit aber zeigte er in frühern Jahren eine entschiedene Begeisterung; zwar sind die vier Oden, die er für die berliner Vossische Zeitung schrieb (1752—54)*), wol als auf Veranlassung dieser Zeitungsredaction entstanden zu betrachten; gegen seine Überzeugung aber solchen Wünschen nachzugeben, dazu war Lessing der Mann nicht; die ganze Auffassung und Behandlung in denselben liefert gleichfalls den Beweis, daß wir hier mehr als gewöhnliche, bestellte Gelegenheitsdichterei haben. Es gehören hierher ferner die beiden prosaischen Oden oder „Odengerippe": „An den Herrn von Kleist" und „An Herrn Gleim" (1757), letztere eigentlich ein Lob Friedrich's **), veranlaßt allerdings durch Gleim's Andringen, aber darum nicht weniger als ein vollgültiges Zeugniß für Lessing's Gesinnung zu betrachten. Ungleich bedeutender aber als diese Sachen ist Lessing's „Minna von Barnhelm" (1763), Goethe sagt von ihr ***): „es war die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt, die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch temporairem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that" u. s. w., und man muß wol hinzusetzen, daß der Dichter noch nicht erschienen ist, der gerade in dieser Beziehung in Lessing's Fußstapfen getreten wäre; es gehört dazu freilich auch ein Leben mitten in dem Gewirr der Zeit, wie es Lessing im Gefolge des General Tauenzien führte, und zugleich ein Geist, der sich wie der seinige über Zeit und Umgebung zu erheben vermochte; durch dieses eine Lustspiel hat sich Lessing einen Platz unter den ersten politischen Dichtern Deutschlands gesichert.

Die literarischen Kämpfe in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Musterwerke Klopstock's, Lessing's, Wieland's, die wie durch einen Zauberschlag plötzlich ans Licht traten, die bedeutenden Männer, die in verschiedenen Richtungen mit oder bald nach jenen Großes und Neues leisteten und anregten, Winckelmann, Justus Möser, Hamann, Herder, Basedow, hatten eine unerhörte Aufregung in das geistige Leben Deutschlands gebracht. Nach solchen Vorgängern glaubten die jüngern Talente nichts mehr unerreichbar, und mit wahrer Leidenschaft wurde der deutsche Parnaß von allen Seiten gestürmt. Sehr natürlich war es, daß aus diesem „Stürmen und Drängen" zunächst ein ziemlich chaotischer Zustand unserer Literatur hervorging: derbe Kraftäußerung und überschwängliche Sentimentalität gingen Hand in Hand, und wie man in der Poesie jede Regel als Fessel über den Haufen warf, so wollte man ähnliche Ansichten auch für das wirkliche Leben geltend machen; Declamationen gegen Tyrannen und für Volksfreiheit waren an der Tagesordnung, sodaß hier die Poesie in ihrem Kreise vorwegnahm, was erst an 20 Jahre später jenseit des Rheins ernsthafter begonnen wurde. Eine der dichterisch bedeutendsten Stimmen in dieser aufgeregten Zeit war die des göttinger Hainbundes, der Klopstock als vollendetes Ideal eines vaterländisch-religiösen Dichters fast anbetete, Wieland's komische Erzählungen verbrannte, an ernstliche Attentate auf die Ruhe Deutschlands aber nicht dachte, sondern bei aller Begeisterung für Freiheit und Vaterland immer nur ein selbstgeschaffenes, dichterisches Ideal im Auge hatte. Mehr auf das wirkliche Leben gerichtet war Friedrich Daniel Schubart's Streben, 1739—91; in seinem heimatlichen Schwaben hatte er das ganze Elend des absterbenden heiligen römischen Reichs recht deutlich vor Augen; leidenschaftlich im Leben wie in der Schrift, und ebenso gewandter Publicist als feuriger Dichter, war er wirklich politisch gefährlicher als seine norddeutschen Geistesverwandten oder erschien wenigstens den Machthabern so, und mußte das freie Wort durch langen, harten Kerker büßen; daß er sich seine geistige Kraft auch hier ungebrochen erhielt, lehrt der Hymnus auf Friedrich den Großen (1786). Wiedergeboren wurde seine poetische Eigenthümlichkeit, jedoch veredelt durch Bildung des Herzens und des Geistes, in Schiller's Jugendarbeiten.

Der Erste, der aus dieser Verwirrung heraustrat und berufen war, der deutschen Poesie Gesetz und Ordnung zurückzubringen, ist Goethe*); auch er machte den Kampf durch, in dem seine Zeit begriffen war, aber er ging als der erste Sieger daraus hervor. „Götz von Berlichingen" gehört ganz dieser Zeit an; er ergriff aber das ganze Volk weit gewaltiger als die Bestrebungen aller Jugendgenossen Goethe's, weil in ihm jenes Drängen und Stürmen schon durch das höhere Gesetz allgemein menschlicher Wahrheit gebändigt ist: ein bedeutender Abschnitt der vaterländischen Geschichte ist darin klar erfaßt und einer selbst gährenden Zeit in anschaulichem Bilde entgegengehalten; in dem Kampfe zwischen alter und neuer Zeit sind beide mit seltener Unparteilichkeit und Treue wiedergegeben; so ist hier der Grund zu einer dramatischen Behandlung der deutschen Geschichte gegeben, auf dem Raupach's Hohenstaufen nicht fortbauen; wie schade, daß Goethe's Vorsatz, die Hauptereignisse der deutschen Geschichte in gleicher Weise zu behandeln, nicht zur Ausführung kam! **) Seine sogenannten Nachahmer sind über das Rasseln der Harnische und das Klappern der Schwerter nicht hinausgekommen. Daß aber auch die Dichtungen aus Goethe's gereiftem Mannes- und späterm Greisenalter vielfache Berührung mit der Zeit ihrer Entstehung haben, versteht sich wol von selbst bei einem Mann, der wiederholt ausspricht, daß er, um einen Gegenstand, der ihn im Leben heftig ergriffen

*) Werke, Bd. 1, S. 88, 95, 97, 99, Ausg. von Lachmann.
**) Werke, Bd. 1, S. 205, 207. Vergl. die Briefe von Lessing und Gleim, Bd. 12, S. 82, 83; Bd. 13, S. 68.
***) „Dichtung und Wahrheit", Thl. 2, Buch 7; Werke, Bd. 21, S. 80, Ausg. von 1840.

*) Gervinus, Bd. 4, S. 420.
**) „Dichtung und Wahrheit", Thl. 3, Buch 13; Werke, Bd. 22, S. 156, Ausg. von 1840.

und bis zur Belästigung verfolgt hatte, los zu werden, ihn dichterisch erfassen und in dichterischer Form außer sich hinstellen mußte; eben dadurch erhalten aber auch die Zeitbeziehungen in Goethe's Dichtungen ein ganz eigenthümliches Gepräge, fast nirgend zeigt sich in ihnen das Feuer einer jugendlich warmen Begeisterung für eine Idee, sondern er faßt die öffentlichen Zustände ganz einfach als einen gegebenen Stoff auf, den er dem Leser in möglichst objectiver Gestaltung vorzuführen sucht, so in den, schon in der Einleitung genannten politischen Dramen; diese ruhige, ja kalte Haltung des Dichters den Zeitereignissen gegenüber kann aber nur einen sehr geringen Theil des Publicums, das leidenschaftlich für oder wider Theil zu nehmen gewohnt ist, ansprechen, sodaß darüber namentlich bei dem „Epimenides" die herrliche Vollendung der Form und die edle Ansicht des Dichters von seinem Stoffe unbillig verkannt wurde. Weniger fand ein solches Verkennen statt bei den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", indem ihnen die beliebte und in größter Anmuth durchgeführte novellistische Form und die reine, alles Drohende der Zeit besiegende Heiterkeit, die über dem Ganzen ausgegossen liegt, zahlreiche Freunde gewann. In andern Dichtungen, namentlich im „Reineke Fuchs", findet eine Beziehung auf den Augenblick nur durch den Gegensatz statt, indem Goethe selbst gesteht *), daß ihm die Beschäftigung mit dieser „unheiligen Weltbibel" in wüster Zeit „zu Trost und Freude" gereicht habe. Beiweitem am höchsten aber unter den hieher gehörigen Werken Goethe's steht „Hermann und Dorothea" (1796); dieses vollendete Werk ist „gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht und entwickelt **), es zeigt eine so warme Theilnahme an den Zeitereignissen, eine, so oft mit Unrecht in Zweifel gezogene, gediegen vaterländische Gesinnung des Dichters, eine so edle Vorstellung von der waltenden Vorsehung, die aus Verwirrung und Unheil Friede und Glück erblühen läßt, daß des Dichters Gefühl, der dieses Gedicht „niemals ohne große Rührung vorlesen konnte", wol von jedem empfänglichen Gemüth getheilt werden muß. Endlich gehört hierher eine Anzahl poetischer Sprüche, zusammengefaßt unter der Überschrift „Politica", aus der Zeit nach dem Befreiungskriege.***) Durchaus epigrammatischer Natur, zeigen sie allerdings keine Spur von der damals herrschenden nationalen Begeisterung; mit Ruhe und Unparteilichkeit werden hier wie in manchen der „zahmen Xenien" Reflexionen über das Erlebte ausgesprochen; das ist aber klar, daß der alternde Dichter des deutschen Volkes stolze und herrliche Erhebung nicht theilte, ja wol gar Extravaganzen darin erblickte, ohne jedoch den schönen und guten Kern zu übersehen; höher als politische Freiheit des Volkes schätzt er offenbar die innere jedes Einzelnen an Geist und Herz:

Wolltet ihr in Leipzigs Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten.

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn selbst und Andre quälet,
Zu des runden Haufens Starrheit,
Nicht ist unser Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulein
Zu der Wallfahrt stillem Frieden,
Wie erhabne Riesensäulen
Wachsen unsre Pyramiden.

Hohe poetische Vollendung von solchen reflectirenden Sprüchen zu verlangen, wäre unbillig. Daß aber das bekannte:

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!

keineswegs eine Verwerfung aller politischen Poesie einschließt, zeigt der Zusammenhang jener Worte deutlich genug. Die Poesie der Befreiungskriege hat Goethe selbst gelegentlich gebührend anerkannt *), aber politisches Raisonniren und Kannegießern wollte er von dem Altare der Musen entfernt wissen.

(Der Beschluß folgt.)

*) „Tages und Jahreshefte", 1793; Werke, Bd. 27, S. 18, Ausg. von 1840.

**) Daselbst 1796, S. 57.

***) Werke, Bd. 2, S. 279—282, Ausg. von 1840. Auch unter den „Venetianischen Epigrammen" sind einige politischen Inhalts.

Miscellen.

Michael Heinrich Gribner, Oberhofgerichts-Assessor und Ordinarius der Juristenfacultät zu Leipzig (gest. 1734), hat in der Abhandlung: „De intercessione coniugum in delictis carnis", §. 62, sehr treffend von den sogenannten Präjudicien also geurtheilt: „Ein großes Übel, an dem nicht wenige Rechtsgelehrte leiden, sind die Präjudicien. So heißen nämlich in Rechtskraft übergegangene Erkenntnisse, welche, was recht sein soll, unwiderruflich auch für alle künftige ähnliche Fälle festsetzen, dergestalt, daß hiernach nur zu berücksichtigen ist, was, nicht wie, entschieden worden, während letzteres allein dem echten Gesetzkundigen ziemt. Einige Hundert gründlicher Rechtskunde zuwiderlaufende Erkenntnisse sollen also die Wirkung haben, daß man in Zukunft nicht einer richtigern Ansicht folge? Ich kann mir nichts eines freien Mannes, geschweige denn eines Priesters der Themis Unwürdigeres denken, lieber mit den Vortretern irren, als, ohne sie, vernünftig sein zu wollen, Irrthum der Wahrheit, Observanz der Rechtseinsicht, Präjudicien den Gesetzen vorzuziehen."

In einem Responsum der wittenberger Juristenfacultät vom J. 1747 kommt folgende merkwürdige Stelle vor: „Es ereignen sich zuweilen Umstände, welche auch einen gewissenhaften Mann in seiner gerechten Sache, wenn er anders Gerechtigkeit erlangen und seine Unschuld nicht unterdrücken lassen will, gleichsam zwingen, den Richter, welcher sonst nichts thun will, durch Versprechen und Schenkungen zur Administration der Justiz und Leistung des unentbehrlichen Beistandes zu bewegen. Und es ist auch aus den alten Zeiten bekannt, daß ehemalen bei einem der höchsten Reichsgerichte auch in der allergerechtesten Sache keine Hülfe zu erlangen war, wenn man solche nicht durch starke Geldsummen gleichsam erhandelte. Ich selbst habe alte von vornehmen und den Ruhm der Redlichkeit habenden Advocaten dieses höchsten Gerichts ausgestellte Liquidationes, worinnen ansehnliche Posten unter der Rubrik: ‚Pro excitando Referente' angesetzt waren, gesehen." Wer möchte hier nicht mit Virgilius (Aen. 6, 620) ausrufen: Discite justitiam moniti, et non temnere divos! 9.

*) Werke, Bd. 32, S. 356, Ausg. von 1840.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 291. — 18. October 1842.

Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland.

(Beschluß aus Nr. 290.)

Man kann von Goethe nicht sprechen, ohne Schiller's zu gedenken. Daß der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufbrausende Patriotismus und namentlich Schubart's Gedichte einen bedeutenden Einfluß auf Schiller's erste Entwickelung hatten, ist schon oben bemerkt worden. Deshalb sind auch seine drei ersten Dramen wesentlich politischen Gehalts, nur haben sie nicht die Stellung eines Volk gegen ein anderes, noch den Zustand eines Volksganzen zum Gegenstand, sondern den bald mehr, bald weniger gewaltsam geführten Kampf zwischen den verschiedenen Ständen, den verschiedenen Lebensstellungen innerhalb eines Staates; mehr von der Welt hatte sich dem jugendlichen Dichter in seiner beschränkten Stellung unter einem kräftigen, aber entschieden despotischen Fürsten noch nicht gezeigt. Einen weitern Schritt finden wir im „Don Carlos": hier ist der Staat, nicht mehr die einzelnen Glieder desselben, Mittelpunkt des Gedichts; und nicht um Standesrechte und Pflichten handelt es sich, sondern um Staats- und Völkerheil; indem aber der Dichter sich so auf einen höhern Standpunkt erhebt, haben ihn andere, innere und äußere Erlebnisse irre gemacht, sodaß, wenn bei irgend einem Drama Schiller's, ihn hier das Streben nach den höchsten Idealen von der poetischen Wahrheit abgeführt hat; „Don Carlos" kann deswegen auch in viel geringerm Grade zur politischen Poesie gerechnet werden als jene drei ältern Dramen, weil die darin niedergelegten Ideen die Sphäre des Wirklichen, Möglichen und zum Theil selbst des Wünschenswerthen viel zu sehr verlassen. Erst nach einer Pause von 16 Jahren trat Schiller wieder mit größern dramatischen Werken, mit seinen vollendetsten und gereiftesten Meisterwerken vor das deutsche Volk. Unter diesen nehmen „Maria Stuart" und „Die Jungfrau von Orleans" mehr ein persönliches Interesse für die Heldinnen in Anspruch, „Wallenstein" dagegen und „Wilhelm Tell" verbinden mit demselben ein sehr bedeutendes politisches um so mehr, da ersterer einem der wichtigsten Abschnitte der vaterländischen Geschichte entnommen ist, letzterer dieselbe mindestens nahe berührt. Unmittelbare Beziehungen oder auch nur zweifellose Anspielungen auf die Politik der Gegenwart kommen in beiden als historischen Dramen natürlich nicht vor; daß aber das Ganze, namentlich des „Wilhelm Tell", in hohem Grade geeignet ist, politischen Einfluß auf Leser und Hörer zu üben, läßt sich schon in dem Banne erkennen, der ihn von manchen Bühnen seit Jahren entfernt hielt und zum Theil noch hält, oder doch nur in wundersamen Verkappungen erscheinen läßt. Es ist nicht zu verkennen, wie auch zahlreiche andere Documente beweisen, daß Schiller den großen politischen Bewegungen seiner Zeit mit ernstem Auge gefolgt war, und was er sich daraus entnommen, das hat er in diesen Werken niedergelegt: im „Wallenstein" wird ein großer Geist von seiner schwindelnden Höhe herabgestürzt; weil er den Weg der Wahrheit und Offenheit verläßt, gelingt es der tückischen Intrigue, ihn in dem Augenblick, wo er den Sieg errungen wähnt, zu überwältigen; er aber büßt blos mit dem Verluste des Lebens, den Feind trifft im Siege selbst eine unendlich härtere Strafe. Weit heiterer ist das Bild, welches „Wilhelm Tell" bietet: Freiheit und Recht siegt über Knechtung und Schmach; hier ist Alles ebenso hell, durchsichtig und einfach, als dort dunkel, geheimnißvoll und verwickelt. Ganz dieselbe Sinnesweise finden wir in Schiller's lyrischen Gedichten: selten sind die unmittelbaren Beziehungen auf politische Ereignisse der Gegenwart, und wo auf sie Rücksicht genommen wird, wie im „Spaziergang" und in der „Glocke" auf die Greuel der französischen Revolution, geschieht es in allgemein gehaltener Einkleidung. Einige wenige Gedichte, wo derartige Beziehungen direct ausgesprochen werden, sind ganz eigentliche Gelegenheitsgedichte. So finden wir also Schiller nirgend als vaterländischen Zeitdichter thätig, und er trägt die Zeitfragen, die ihn beschäftigen, fast immer auf allgemein menschliches Gebiet über; aber die Gesinnung, mit der er sie bespricht, zeigt überall den deutschen Mann: Wahrheit und Treue, Freiheit und Vaterland, das sind die Ideen, für die er begeistert ist, und gerade die hohe, ideale Weise, in der er sie auffaßt, hat ihn zum Lehrer der deutschen Jugend gemacht und verspricht seiner Wirkung nachhaltige Dauer.

Das eigentliche Vaterlandslied fand in der Blütezeit Goethe's und Schiller's wenige oder keine Pflege. Die romantische Schule, so weit sie sich überhaupt mit dem

Vaterlande beschäftigte, schlug mit ihrem katholisirenden Ritterthum eine Richtung ein, der keine Frucht für die Gegenwart erwachsen konnte; auch war wol der einzige unter diesen Männern, der eine solche zu finden strebte, Friedrich de la Motte Fouqué; als in traurigen Zeiten jeder Hauch vaterländischer Gesinnung hohen Dankes werth war, hat auch er solchen reichlich geerntet, als aber das deutsche Volk wiederum zu Kraft und That sich aufraffte, als es sich eines großen Zieles klar bewußt wurde, da mußten seine nebelhaften Traumgestalten vor dem hellern Lichte erbleichen, und unfähig sich in der neuen, wirklichen Welt zurecht zu finden, gerieth er je länger je mehr auf Wunderlichkeiten, ja Abgeschmacktheiten.

Bald ergoß sich die Fremdherrschaft über Deutschland, die alle Freudigkeit zu vaterländischer Poesie gewaltsam erstickte und ihr das Recht der freien Stimme benahm, kaum daß es einzelnen Klagelauten gelang, sich vernehmbar zu machen. Endlich schlug die Stunde der Befreiung und Vergeltung, und wie sich mit ihr die deutschen Volksstämme in ungeahnter Kraft erhoben, so kam auch ein neuer und frischer Geist über die deutsche Dichtung; Leier und Schwert wirkten vereint zu dem größten nationalen Werke, das die Deutschen seit Jahrhunderten vollbracht. Wiederherstellung Deutschlands in seiner ganzen politischen und sittlichen Eigenthümlichkeit wurde das Losungswort, welches freilich der Eine in diesem, der Andere in jenem Sinne auffaßte: die Brüder Stolberg riefen den Patriotismus des göttinger Dichterbundes noch einmal, wenn nicht ins Leben, doch in die Dichtung zurück; Max von Schenkendorf träumte mit entschiedenem Vorwalten des religiösen Elements einen schönen Traum von Wiederherstellung des heiligen römischen deutschen Reichs, dessen wirkliches Abstreben er mit Händen greifen, aber doch nicht glauben konnte; so haben seine Gedichte bei seltenem Wohllaut und tiefem, wahrhaft vaterländischem Gehalte mehr Elegisches als Thatkräftiges; August von Stägemann ist vorzugsweise der Kunstdichter dieser Zeit und Richtung, die von ihm mit Vorliebe angewandte Form der antiken Ode läßt die Frische des Gefühls, das ihn wirklich beseelte, oft nicht leicht ganz mitfühlen, auch war sein Vaterlandsgefühl mehr ein speciell preußisches als ein allgemein deutsches; Theodor Körner sang und kämpfte mit schwärmerischer Begeisterung, die in solchen Tagen gewaltig mit sich fortriß und als schönes Denkmal der Zeit für alle Zukunft hohen Werth behält; am höchsten stehen seine eigentlichen Schlachtgesänge; daß er von eigentlich künstlerischer Reife und Selbständigkeit noch weit entfernt war, zeigen seine Trauerspiele: der Tod eines Helden hat seinen Namen mit einer Glorie umgeben, die sich der Dichter bei längerm Leben in diesem Grade wol kaum erworben haben würde; wenn wir es aber nur zu oft erleben, daß Männer Worte für Thaten geben, so hat er dagegen den Ruhm, Thaten für Worte gegeben zu haben. Noch sind von den Dichtern jener Tage zwei zu nennen, die ich als die bedeutendsten zuletzt gestellt habe: Ernst Moritz Arndt und Friedrich Rückert; des Erstern Lieder aus jener Kriegeszeit sind erfüllt von der Kraft, dem frischen Muthe, dem heiligen Zorn gegen alles Schlechte und Gemeine, der den wahren Volksdichter macht: sein „Des Deutschen Vaterland" wird gesungen werden, so lange wir Deutschen ein Vaterland haben. Rückert schlug einerseits in seinen „Geharnischten Sonetten" den höchsten und vollsten Ton an, dessen das vaterländisch-politische Lied fähig ist; andererseits traf er in Volksliedern den Ton, der die große Menge elektrisirt, und begleitete so Schritt für Schritt den Heereszug, an dem persönlich Theil zu nehmen ihm nicht vergönnt war.

Alle diese Dichter lebten ganz in der großen Gegenwart, die sie umgab und Hoffnungen für die Zukunft erweckte, die zu schön waren, um ganz erfüllt zu werden. Die Fremdherrschaft war vernichtet, der Feind an seinem eigenen Herde heimgesucht, da begannen schon die Rückschritte: ein Übermaß des Edelmuthes ließ nicht alle Früchte des Sieges pflücken, die die hochgespannte Erwartung des Volks foderte; auch dieser Wendung der Dinge folgt noch klagend und zürnend Rückert's „Kranz der Zeit". Mit dem Siege über Frankreich aber war erst das halbe Werk gethan, nicht minder nöthig war eine neue Gestaltung des innern Zustandes von Deutschland, diese nun lag in den Händen der Diplomaten und nicht blos deutscher Diplomaten; auch fremde, sogar der Vertreter des kaum besiegten Frankreichs durften einreden*); wenn in den letzten Jahren blitzesschnelle Entscheidungen vor Aller Augen geschahen, so hüllten sich nun die langsamen Schritte der Diplomatie wieder in Dunkel und Geheimniß. Die Folge war eine rasche Verdüsterung der öffentlichen Stimmung, die Begeisterung und mit ihr die Poesie erlosch bis auf wenige Funken. Nur ein vaterländisch-politischer Dichter ist aus dieser Zeit namhaft zu machen, freilich einer, der für Hunderte zählt, Ludwig Uhland; beziehen sich seine „vaterländischen Gedichte" (1815—17) zunächst auch nur auf die Angelegenheiten eines kleinen Theils von Deutschland, so klangen sie doch durch das ganze Vaterland wider und sind als ein treues Bild von der herrschenden Stimmung jener Tage zu betrachten; ein traurig ahnungsvoller Ton zieht nicht nur durch sie alle hindurch, sondern auch durch eine Anzahl kleinerer Gedichte, die in der Sammlung von Uhland's Gedichten den vaterländischen unmittelbar vorangehen. Aus spätester Zeit hat Uhland den vaterländischen Gedichten nur noch eins hinzugefügt: „Wanderung", und ein zweites muß noch hinzugerechnet werden: „Die Glockenhöhle", beide leider nichts weniger als heitern Inhalts.

Es sollte aber bald ein noch entschiedenerer Umschwung der Dinge eintreten: den politischen Geist, der seit etwa 1820 mehr und mehr zum herrschenden erhoben wurde, zu schildern, ist hier nicht der Ort, auch ist er noch unvergessen. Daß unter der Herrschaft dieses Geistes eine poetische Behandlung der vaterländischen Angelegenheiten so gut als unmöglich wurde, bedarf keines Beweises, höchstens einige harmlose Satire ließ sich noch erschwin-

*) Varnhagen von Ense, „Denkwürdigkeiten", Bd. 5, S. 37 fg.

gen, wie sie z. B. in Chamisso's „Die goldene Zeit" (1822) auftritt. Andere poetisch-politische Naturen widmeten die Kräfte, die sie dem Vaterlande nicht zuwenden konnten, dem Auslande, am würdigsten und gehaltreichsten der Wiedergeburt Griechenlands, so Wilhelm Müller in seinen „Griechenliedern", Chamisso in mehren einzelnen Gedichten. Eine üblere Wahl trafen die, welche mit dem westlichen Nachbarn in das Lob des zehn Jahre früher ganz anders angesungenen Kaisers einstimmten, wenn auch manche von ihnen, so Zedlitz, dichterisch Werthvolles leisteten; es blieb doch immer von Seiten der Deutschen eine zu weit getriebene Anerkennung des Großen an einem Feinde, der uns von seiner Größe nur die verderbliche und sittlich nicht große Hälfte hat fühlen lassen; sie mag auch an den neuern anmaßlichen Einbildungen der Franzosen nicht ohne Schuld sein. Endlich, doch erst durch die spätern Ereignisse geweckt, wandte sich dieselbe Theilnahme einem, durch nachbarliche Benutzung der eigenen Verschuldung untergegangenen Volke, den Polen, zu: Platen, J. Mosen.

Eine neue, noch nicht abgeschlossene Periode für die politische Poesie hat mit dem J. 1830 begonnen. Der Umsturz der Dinge in Frankreich rief einige Gedichte von Chamisso, dem jene Ereignisse vor allen deutschen Dichtern nahe liegen mußten, hervor *); bald aber erhob sich auch in Deutschland selbst eine neue Regsamkeit. Zwar war unter den politischen Thatsachen dieser Zeit manches Unerfreuliche, manches Französirende, sogar frevelhafte Extravaganzen; die politische Poesie aber, wenigstens soweit sie öffentlich ans Licht trat, hat sich von allen diesen Abirrungen frei erhalten; überall hat sie das Streben nach einem ruhigen, gesetzmäßigen Fortschritt, nach Freiheit, nicht nach Republikanismus oder Anarchie beseelt; die erste bedeutende Erscheinung waren hier wol die „Spaziergänge eines wiener Poeten". Immer lebendiger aber hat sich diese Richtung der Poesie geregt, seit gefahrdrohende Zeiten gemahnt haben, die Einheit Deutschlands nicht blos eine papierene sein zu lassen; seit der wichtigste Thronwechsel, der seit länger als einem Jahrhundert in Deutschland stattgefunden, vielfach schöne Hoffnungen angeregt, zum Theil ihre Verwirklichung begonnen hat; freilich auch seit traurige Vorfälle in einem andern deutschen Staate Beispiele von hochherziger Aufopferung für Recht und Pflicht herbeiführten; einstimmig, etwa mit Ausnahme der „Adelszeitung", hat sich seitdem deutsches Lied vernehmen lassen gegen jede Anmaßung des Auslandes, gegen jede Unterdrückung und willkürliche Beschränkung im Innern: mit einzelnen Gedichten sind hier, um nur die bessern zahlreicher Namen zu erwähnen, aufgetreten: Dingelstedt, dessen „Jordanslied", im „Morgenblatt" veröffentlicht, eine seiner besten Arbeiten, vielleicht die allerbeste, ist; N. Becker mit seinem über die Maßen gepriesenen und dann, nach unausbleiblicher Reaction, wieder unbillig getadelten „Rheinliede", R. E. Prutz und nicht wenige Andere. Das größte Aufsehen aber haben drei ganze Sammlungen hierher gehöriger Gedichte gemacht, von denen eine sogar zum Gegenstande noch schwebender politischer Verhandlung geworden ist. Zweien dieser Sammlungen kann man Witz und Phantasie nicht absprechen, von der dritten, Herwegh's Liedern, ist es vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß seit Jahren kein ihm gleiches poetisches Talent in Deutschland aufgestanden ist; auch ist nicht zu leugnen, daß alle drei Sammlungen gar manches wahre und wohl zu beherzigende Wort enthalten; dennoch aber ist ihre ganze Richtung keine rein erfreuliche, weil sie eine rein negative ist, die sich in den Händen unbesonnener Nachahmer leicht zur destructiven steigern könnte. Wie in der physischen, so auch in der geistigen Welt sind nur die Kinder kräftig und gesund, die in Liebe empfangen und in Liebe geboren wurden; deswegen trägt eine Poesie, sei sie von dem herrlichsten Talent unterstützt, den Keim des Todes in sich, wenn sie vom Hasse ausgeht, und in einer der in Rede stehenden Sammlungen sehen wir geradezu, daß der Haß als Panier und Feldzeichen aufgesteckt, daß die Liebe, die die Welt lange genug regiert habe, abgedankt wird. Allerdings gibt es einen gar ehrenwerthen Haß und Zorn, der aber auf Liebe sich gründen muß und nur Das verfolgt, was dem Gegenstande jener Liebe mit böswilliger und niederträchtiger Gehässigkeit in den Weg tritt; vom Hasse ausgehen, kann keine gute Frucht tragen; was für Verderben in politischer Beziehung daraus hervorgehen kann, gehört nicht hierher; in Beziehung auf poetisches Schaffen aber wird rasche Erschöpfung das Loos Dessen sein, der sich muthwillig von der Liebe abwendet. Das kann ja nimmer Aufgabe der Poesie, die sich überhaupt mit dem Schlechten nicht befassen soll, sein, in der Welt aufzuräumen, zu verfolgen, zu vernichten; das ist Sache der Policei und der Publicisten. Die Poesie hat eine höhere Aufgabe, der die weltliche Macht selten oder nie durch ihre Gewaltmittel gewachsen ist: sie soll die Keime des Guten, Schönen und Wahren schirmen und pflegen; sie soll, was je in der Menschenbrust Herrliches empfunden, was je von Menschenhand Großes vollbracht ist, zu ewigem Gedächtniß und unvergänglichem Muster hinstellen; dazu ist sie Herrscherin über den Wohllaut in Vers und Reim, dazu hat sie den Begleiter Gesang; weil dies ihre Aufgabe und in Deutschland meist ihre wohlverstandene Aufgabe gewesen ist, deswegen nähren wir die Herzen unserer Jugend frühzeitig an dieser Himmelsquelle. Fern müsse also eine Richtung bleiben, die für den Augenblick reizen und interessiren kann, auf die Dauer aber befürchten lassen müßte, daß die Poesie ihren heimatlichen Boden, ihre eigene Existenz aufzugeben in Gefahr sei.

Behält die nationale Gesinnung, wie sie jetzt in Deutschland erwacht ist, Bestand, wird sie weder durch innere Schlaffheit, noch durch äußern Druck wieder erstickt, dann dürfen wir auch von der politischen Poesie in Deutschland noch schöne Früchte hoffen. Einen schönen Anfang hat sie in Deutschland vor sechs Jahrhunderten genommen; mannichfache Wandelungen hat sie

*) Werke, Bd. 4, S. 9—17.

seitdem durchlaufen, ganz erstorben ist sie nie, und wenn es ja in trüben Zeiten einmal so schien, so erhob sie sich doch bald wieder mit verdoppelter Kraft. Auch jetzt sehen wir einen neuen Aufschwung derselben, noch hat sie ihre Vollendung nicht erreicht, und mehr als andern Gattungen der Poesie drohen ihr Irrwege: Entwerthung durch Aufnahme nüchterner Reflexion statt frischgefühlter Begeisterung oder durch blindes Geschrei nach unverstandener Freiheit; Kokettiren mit falscher, namentlich französischer Scheinfreiheit; das Streben, auf bestimmte einzelne Tagesfragen Maß und Richtschnur gebend einzuwirken; Haß auszusäen, statt Liebe einzupflanzen, das Alles sind Klippen, an denen ihre Entwickelung scheitern würde. Die einzig wahre Aufgabe, die sich die politische Poesie zu setzen hat, ist, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe und, was dasselbe ist, zu gesetzmäßiger, auf Ausbildung politischen Bewußtseins beruhender Freiheit im Herzen des Volks, das sich mit politischen Abhandlungen nicht befaßt, lebendig zu erhalten und demselben dadurch zu einer schlichten Beurtheilung der Tagesereignisse einen sichern Maßstab an die Hand, oder vielmehr ins Herz zu geben. Hält sie dieses Ziel sicher und unverrückt im Auge, dann kann sie Großes zu einer neuen, volksthümlichen Blüte unserer Poesie beitragen, von der Die nichts ahnen, die die ganze Zukunft unserer Nationalliteratur verzweifelnd aufzugeben geneigt sind. W. A. Passow.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der schreckliche Tod des französischen Kronprinzen und die sich daran knüpfenden politischen Fragen haben einen ganzen Schwarm politischer und biographischer Broschüren hervorgerufen. Von den kleinen Werkchen, welche das Leben des hingeschiedenen Prinzen behandeln, heben wir vorzüglich zwei hervor, die sowol ihrer Vollständigkeit, als ihrer würdigen Abfassung wegen diesen Vorzug vor den übrigen verdienen. Wir meinen erstens: „Le duc d'Orléans, prince royal", von E. Briffault, dem geistreichen Feuilletonisten und Herausgeber der „Historiettes contemporaines", und zweitens: „Histoire du prince royal duc d'Orleans", von J. Arago und Ed. Gouin. Auch J. Janin, der mit dem Prinzen und der königlichen Familie überhaupt seit Jahren in enger Verbindung steht, hat gleich drei Gelegenheitsschriftchen auf einmal von Stapel laufen lassen. Die eine, betitelt „Le roi", ist eine Zusammenstellung verschiedener Journalartikel und ist zum Theil gar zu declamatorisch und weihrauchduftend. Von den zwei Broschüren, die er zu gleicher Zeit über den Herzog von Orleans geschrieben hat, ist die eine Veranlassung zu einer Protestation von Seiten eines Mitarbeiters des „Journal des débats" geworden. Hr. Cuvellier-Fleury, der als einer der Erzieher der Prinzen ex professo das Geschäft eines Historiographen der Hoffeste treibt, hatte zur Zeit der Vermählung des Herzogs von Orléans und bei andern Gelegenheiten das Portrait des liebenswürdigen Prinzen mit der Feder eines Hofmanns gezeichnet. Diese Artikel waren im „Journal des débats" erschienen. Gegenwärtig hat nun sein Mitarbeiter stillschweigend diese blumenreichen Aufsätze mit einigen Artikeln eigener Fabrik zusammengestellt und, ohne Cuvellier-Fleury davon in Kenntniß zu setzen, als besonderes Werkchen herausgegeben. Das „Journal des débats" hat eine kleine gelinde Rüge nicht unterdrücken können und erklärt dieses Verfahren dadurch, daß es meint, es könne dies nur eine Buchhändlerspeculation sein, der Janin selbst gänzlich fremd sein müsse. — In der zahllosen Menge von Broschüren über die Regentschaft fallen ganz treffliche Abhandlungen der Vergessenheit anheim, während flüchtige, oberflächliche, ungenügende Fabrikarbeiten, durch Buchhändleranzeigen und Reclamen gehoben, ihr Glück machen. Ganz vortrefflich war eine Reihe von Artikeln in der sehr gut redigirten „Gazette des tribunaux" und in dem „Droit", an dessen Spitze der bekannte radicale Deputirte Ledru-Rollin steht. Von allen auf diese wichtige Frage bezüglichen Schriften heben wir die Arbeit eines Landsmannes, eines Correspondenten der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" hervor. Debrauz, aus Trieft, aber, wenn wir nicht irren, von deutschen Ältern gebürtig, hat in seiner kleinen Abhandlung „Question de la régence" den Gegenstand ganz erschöpfend behandelt. Hr. v. Lamartine, dem das Werkchen dedicirt ist, hat sich darüber aufs günstigste ausgesprochen und es verdient auch, besonders vom historischen Standpunkte aus betrachtet, alles Lob. Wir finden in demselben eine vollständige Zusammenstellung aller hierauf bezüglichen Gesetze und Verfügungen, und der Verf. hat sein mühsam zusammengetragenes Material tüchtig verarbeitet. Von den vielen Broschüren über die Regentschaft erwähnen wir noch der vom ehemaligen Herausgeber des „Globe". Dubois, der gegenwärtig Director der berühmten Normalschule zu Paris und Deputirter ist, spricht sich in seinem Werkchen ungefähr im Odilon-Barrot'schen Sinne aus. Einer der geistreichsten Mitarbeiter am „National", Duclerc, hat den Gegenstand in seiner Broschüre „De la régence" vom radicalen Standpunkte aus beleuchtet. Sein Werk verdient in jeder Beziehung einer Erwähnung. Wir könnten diese Aufzählung bis ins Endlose fortsetzen, aber diese Eintagsfliegen der Presse werden morgen vergessen sein. Es ist nur den höchsten Genien gegeben, derartigen politischen Gelegenheitsschriften dauernden Werth zu verleihen. Werden sie doch sogar bei Männern wie Chateaubriand als ein unnützer Ballast in der reichen herrlichen Ladung ihrer gesammten Werke betrachtet.

Der ausgezeichnete junge Publicist Eugène Buret, einer der Redacteure am „Courrier français", ist vor einigen Tagen von einer schmerzlichen Brustkrankheit, die lange an seinem Leben genagt hat, hingerafft. Er war nur 31 Jahre alt, aber er hat sich in seinem Werke: „De la misère des classes laborieuses en Angleterre et en France" ein Denkmal gesetzt, das ihn überleben wird. Es ist dies eine reife Frucht seiner tiefen und umfassenden Studien. Es enthält eine unglaubliche Masse von Beobachtungen, die der Verf. an Ort und Stelle gesammelt hat, und auf jeder Seite erkennt man das für das Wohl und Wehe der Menschheit empfängliche Herz. Außer diesem Werke haben wir noch eine andere Schrift von Buret über den Zustand der französischen Besitzungen in Afrika. Es ist dies die Frucht einer Erholungsreise, die er in Algier gemacht hat, gehört aber unstreitig zu dem Gediegensten und Werthvollsten, was in dieser Beziehung geschrieben ist.

Einen andern schmerzlichen Verlust haben die Wissenschaften durch den Tod des bekannten Kunstkenners Dusommerard erlitten. Er hat bei allen seinen mannichfachen Berufsgeschäften das Ziel seines Lebens, das Studium der Kunst im Mittelalter, nie aus dem Auge gelassen. Noch auf seinem Todesbette hat er sich mit der Correctur seines großen Werkes: „De l'état de l'art au moyen-âge" beschäftigt, an dem er Zeit seines Lebens gearbeitet und in dem er alle seine Beobachtungen und Kenntnisse niedergelegt hat. Dieses Werk wird eine wahre Bereicherung der Kunstgeschichte sein. Glücklicherweise hat das Geschick es ihm gestattet, das kolossale Unternehmen ganz zu Ende zu führen, und es wird bald in den Buchhandel kommen. Noch ein anderer Kunstliebhaber, der mit Reichthum und hoher Stellung einen lebhaften Sinn für Kunst und Wissenschaft verbindet, bereitet ein noch umfassenderes Werk vor. Es ist dies der Graf Bastard, der eine umfangreiche Schrift über die Kunstgeschichte herauszugeben gedenkt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 292. — 19. October 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1843.

Erster Artikel.

1. Urania.

Kaum sollte man glauben, daß in unserer Zeit, die von reformatorischen, Staat, Gesellschaft, Handelswesen, Religion in Frage stellenden, bekrittelnden, untergrabenden und theilweise umbildenden Tendenzen hin und her und nicht selten über den Zweck hinausgerissen und zerspaltet ist, diese gemüthliche Taschenbuchsliteratur noch ihr Leben, ihr friedliches Binnendasein fristen könne. Diese Taschenbücher können dem Denkenden leicht wie Schönpflästerchen erscheinen, womit man die Wunden, Blattern und Brandmäler der Zeit verkleben möchte, wie Schminknäpfchen, aus denen man die Farben nimmt, womit sich die Gegenwart, die ja auch den höchsten Interessen gegenüber so gern den eiteln, in sich selbst verliebten und prahlerischen Gecken spielt, ein blühendes Colorit auf die Wangen malt, das ihr nicht mehr natürlich ist. Aber nein! diese Taschenbücher stehen mit dem eigentlichen Kern und Wesen der Zeit in geringem oder gar keinem Zusammenhange. Sie haben wie die Bourbons wenig oder nichts dazu gelernt und wenig oder nichts vergessen, aber ihre Dynastie hält länger aus als die der Bourbons, weil sie keine Ansprüche machen als die, den müssigen Leser zu ergötzen oder sein Mittagsschläfchen einzuleiten, weil sie eben nur plaudern, scherzen, unterhalten und erzählen. Die Frauen zumal erhalten ihre Dynastie aufrecht. Ein Taschenbuch ist ein zu dürftiges Gefäß, um ihm einen Zeitinhalt anzuzwingen, der seine Form nur zersprengen würde. Und ebendeshalb ging z. B. das „Deutsche Taschenbuch" unter, weil es sich höherer Dinge vermaß, als ihm zukam, als der zarte Magen des Taschenbuch lesenden Publicums vertragen konnte. Die Taschenbücher sind das Desert an der großen Tafel der Literatur, der bunte Wiesengrund innerhalb des stämmigen Nutz- und Hochwaldes, der Alpenrosenflor auf dem himmelstürmenden Hochgebirge, das Blumenbeet im Gemüse- und Küchengarten, das zierliche Gaukel- und Wichtelmännchen auf der tragischen Bühne des Lebens. Sie haben gewissermaßen ihren Untergang bereits überlebt und werden sich darum noch eine lange Zeit hinhalten, wie ja auch gewisse Journale, die man blos aus einer zähen und schläfrigen Gewohnheit hält, obgleich man ihrer längst schon überdrüssig ist. „Man braucht euch nur, weil euch der Vater brauchte!" ist ein Spruch, der in Deutschland immer nur zu sehr seine Anwendung finden wird. Daß diese gemüthliche echt deutsche Erfindung der Taschenbücher irgend ein günstiges Resultat für die Literatur, eine Bedeutung für sie, für die Nation gehabt habe, läßt sich nicht behaupten; dagegen sind ihre nachtheiligen Folgen vielleicht erheblicher, als man bei dem ersten Blick auf diese anscheinend so unschuldige Literatur, die immer mehr in die Hände buchhändlerischer und literarischer Speculanten übergegangen ist und mithin ihre jugendliche Unschuld verloren hat, annehmen möchte. Die gewöhnliche fade Sentimentalität, die, noch unterstützt durch häßliche, oft alberne Bilder und Bilderchen, sich in den hier dargebotenen Novellen aussprach, hat seitdem in den Herzen der deutschen Jungfrauen mächtig Wurzel gefaßt und den Magen eines großen Theils des lesenden Publicums gegen alles wahrhaft Originelle, Kräftige und selbständig Hervorragende abgestumpft, während andererseits eine philisterhafte, matte und sinnlos derbe Komik in die sogenannten komischen Erzählungen den Geschmack für den wahrhaften Humor und die echte poetische Laune verdarb. Außerdem bildeten sich eine Masse junger und alter Männer, hübscher und garstiger Frauen und Jungfrauen nach diesen bequemen Mustern zu Autoren aus, durch welche die triviale Erzählungsmanier zu einer wirklichen Sündflut für die Literatur geworden ist; und wer eine halb leserliche, nach bekannten Stickmustern mühsam gearbeitete Erzählung in ein Taschenbuch lieferte, glaubte seitdem schon einen Anspruch auf einen Platz in der Literatur selbst zu haben. Es ist indeß nicht zu leugnen, daß auch manche sehr treffliche novellistische Gaben — obgleich deren Zahl gegen die überwiegende Mittelmäßigkeit immer nur gering ist — durch diese flüchtige Literatur in das Leben gerufen und in Umlauf gesetzt wurden und daß manche Taschenbücher stets eine ehrenvolle Ausnahme gemacht haben. Hierzu gehört auch „Urania", die sich häufig durch sehr werthvolle Novellen — wir wollen nur die von Tieck nennen — ausgezeichnet hat.

Der gegenwärtige Jahrgang der „Urania" steht vielleicht, besonders wenn wir nur berühmte Namen und nichts als diese verlangen, hinter manchen frühern zurück, hat aber das Verdienst, weniger bekannte Namen wie

Wilhelm Martell und Otto Ludwig der Literatur durch interessante Gaben zuzuführen, und bietet außerdem noch jenes stoffliche Interesse, welches die größere Fraction des Lesepublicums für diesen Jahrgang gewinnen muß. Dieses stoffliche Interesse vertritt besonders die erste der mitgetheilten Erzählungen: „Das diamantene Kreuz", von Ludwig Rellstab. Ref. gehört nicht zu den Gegnern dieses oft angefeindeten Mannes, er weiß seine Verdienste, die er als musikalischer und localer Berichterstatter für Berlin hat, seinen Enthusiasmus für die classische deutsche Musik, für alles Edle und Schöne, seine Freimüthigkeit, seine bessern Eigenschaften als Charakteristiker, besonders als Reiseschriftsteller wohl zu würdigen, um so schmerzlicher fällt es ihm, sein novellistisches Talent nicht sehr hoch anschlagen zu können. Es ist wahr, Rellstab weiß zu erzählen, er ist ein kunstfertiger geübter Novellist, es ist ihm auch manche Erzählung, die mehr in das bürgerliche moderne Leben hinüberspielt, gewiß gelungen; die Novellen Rellstab's dagegen, welche mehr der eigentlichen Romantik angehören, scheinen ihm wenig bedeutend, sowol dem Inhalte als der Form nach. Zu diesen Novellen gehört auch vorliegende, obgleich sich in ihr die Virtuosität des Autors nicht verkennen läßt. Ref. bescheidet sich gern, ein unumstößliches Urtheil über dieselbe geben zu wollen, da er nicht auf dem Standpunkte steht, auf welchem der Autor stand, als er seine Novelle für den derben Geschmack des großen Publicums berechnete; dies Publicum selbst sollte eigentlich eine Recension darüber liefern, nicht gegenwärtiger Ref., welcher leider die böse Gewohnheit hat, überall zu fragen: Was tendirt diese Production? Was nutzt sie der Literatur? In welchem Zusammenhange steht sie mit Nation und Zeit? Welche neue, noch nie dagewesene Motive bietet sie dar? Was kann der ausübende Autor selbst, was das Publicum aus ihr lernen? u. s. w. Wir finden in dieser Novelle allerdings eine Menge Erfindungen zusammengehäuft, wenn die Benutzung von einer Menge alter Romaneffecte Erfindung genannt werden kann; es ist allerdings viel Verwickelung, viel Handlung da, aber sie ist nicht wahrscheinlich genug, um den Kritiker, der schon so vieles Ähnliche lesen mußte, durch eine schöne Illusion um seine nüchterne Überlegung zu bringen, nicht sinnreich, nicht neu genug, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln; es treten eine große Zahl von Personen neben- und gegeneinander auf, aber auch sie sind nicht im Stande, den Kritiker in einen mitfühlenden Empfindungszustand zu versetzen. Der ungefähre Inhalt ist dieser: Herzog Antonio ist in seiner Jugend durch politische Unruhen genöthigt worden, sein Vaterland zu verlassen und nach Spanien zu gehen, wo sein Freund Mostados für sein Verborgensein sorgt. Mostados geht nach Amerika, und Antonio, der unterdessen günstigere Nachrichten aus dem Vaterlande empfangen, begleitet ihn bis nach Cadix. Hier lernt er ein unglückliches Fräulein kennen, welches als Nonne eingekleidet werden soll, sich in ihn bei dem ersten Anblick verliebt und ihren Erretter in ihm vermuthet, als welcher er auch die Jungfrau entführt, mittels eines Seiles u. s. f. Die Vermählung findet statt, das junge Paar zieht sich in die Einsamkeit zurück, Angelica gebiert einen Sohn und schon regt sich ein zweiter Hoffnungskeim in ihrem Schooße, als plötzlich — welches ungewöhnliche Ereigniß vermuthet wol der Leser? — Wasserratten, wie Shylock sie nennt, nämlich Korsaren Angelica vor den Augen ihres Gemahls rauben und entführen. Dies ist traurig, aber wahr. Hier sei gleich erwähnt, daß Angelica nach der Vermählung zwei gleiche Kreuze anfertigen ließ, mit der Inschrift: „Treue Liebe siegt!" wovon er das eine, sie das andere tragen sollte. Ludovico, der Sohn aus dieser Ehe, gilt später als Sohn des Grafen Odoardo Salvi, der ein Freund Antonio's ist. Warum Antonio nicht gleich bei Bestätigung der väterlichen Herrschaft seinen Sohn anerkannte, wird nicht recht klar; die bloße Besorgniß, daß dadurch ein neuer Bürgerkrieg entzündet werden dürfte, kann einen so gemüthvollen Mann wie Antonio unmöglich bestimmen, seinen Sohn einem Andern oder gar, nach des ersten Pflegevaters Tode, dem Bruder des Verstorbenen, Pietro Salvi, als Erbgut zu überlassen. Diese Geheimkrämerei dient eben nur dazu, die Verwickelungen, aber auch zugleich die Unwahrscheinlichkeit zu vermehren. Ludovico, der sich selbst für den Sohn Odoardo's hält, hat sich unterdeß in die Tochter des Marchese Montaldi verliebt, welche Bianca heißt und an Sentimentalität mit jeder deutschen Taschenbuchsfigur wetteifern kann. Unglücklicherweise ist aber auch ein junger spanischer Graf Mostados da, welcher in gleicher Liebesflamme steht, ein Umstand, der einen neuen Effect herbeiführt, einen Zweikampf, in welchem Ludovico den jungen Spanier gefährlich verwundet und, da zufällig gerade damals die Duellgesetze verschärft waren, die Grenzen des Herzogthums heimlich verläßt. Hierdurch wird die vom Herzoge beabsichtigte Anerkennung des Sohnes abermals in die Ferne hinausgeschoben. Mostados erzählt nach seiner Genesung einem Freunde die Geschichte seines Lebens, woraus sich ergibt, daß auch er, wie Ludovico, nur ein Adoptivsohn und nicht der eigentliche Sohn des Grafen Mostados ist. Seine Mutter befand sich auf einem Seeräuberschiffe, welches vom alten Grafen Mostados gekapert worden. Sie ist schwanger, halb von Sinnen, weigert sich ihren Namen zu nennen, genest endlich eines Söhnleins und stirbt bei der Geburt. Der junge Graf Mostados trägt als Talisman noch ein Demantkreuz, welches man in dem reichen Haare dieser ihm unbekannten Mutter gefunden hatte. Schon jetzt sieht der Leser den Zusammenhang deutlich ein: Ludovico und der junge Mostados sind Brüder, die wieder aufgewärmten feindlichen Brüder von Messina, welche das Unglück haben, eine und dieselbe Jungfrau zu lieben und nicht zu wissen, daß sie Brüder sind. Nur das Eine kann der Leser noch nicht ahnen, ob der Ausgang traurig oder lustig sein wird. Wir wollen unsere Leser hierüber nicht so lange im Unklaren lassen als der Verf., der mit großem Geschick zu dehnen weiß, die seinigen. Ludovico kehrt, als Pilger verkleidet, zurück und hört mit Entsetzen, daß das Vermählungsfest des Grafen Mostados und des Fräulein Bianca Montaldi gefeiert werden solle. Bianca selbst hatte sich nur eingeredet, Mostados zu lie-

ben, sie liebt Ludovico. Zwischen diesem und Mostados findet später eine aufgeregte Scene statt, wobei die diamantenen Kreuze noch eine Rolle spielen und die sich damit endet, daß beide ihre Schwerter gegeneinander ziehen, daß Bianca zwischen die Kämpfenden springt und, man weiß nicht von wessen Degen, zum Tode getroffen wird. Die Übrigen kommen hinzu und erschrecken, wie sich von selbst versteht, die sterbende Bianca aber versöhnt die beiden Liebhaber, die sich nun als Brüder erkennen, und wir sind leider durch die unerbittliche Grausamkeit des Autors um die Hochzeitfeier und die Brautnacht gekommen, auf die wir uns schon lange gefreut hatten; dafür stehen wir an einer Leiche und sollen gerührt sein, was nicht Jedermanns Sache, am wenigsten Sache eines Kritikers ist. Wir haben zu dieser Skizze, nach der sich allenfalls ein Urtheil bilden läßt, nichts weiter hinzuzufügen, als daß Styl und Darstellung gewandt und fließend sind. Die einzige Figur, die einige originelle und glückliche Züge entwickelt, ist der humoristisch derbe Arzt Onuphrio. Die jungen Leute sind am wenigsten individualisirt und erwecken darum auch nur wenig Interesse. Doch das große Publicum urtheilt über einen Fall nicht selten ganz anders als der Criminalrichter, und als solcher muß der Kritiker oft leider gegen seine Neigung verfahren. Das Urtheil des großen Publicums aber hat offenbar Rellstab im Auge gehabt. Wenn ein talentvoller Maler eine Theaterdecoration anfertigen will, so wird er sich den gröbern Gesetzen der Theatermalerei unterwerfen müssen, oder sein Zweck ist verfehlt.

(Der Beschluß folgt.)

Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland oder der Normänner Leben auf Island und Grönland und deren Fahrten nach Amerika schon über 500 Jahre vor Columbus, vorzüglich nach altskandinavischen Quellenschriften von Karl Wilhelmi. Heidelberg, Mohr. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine der vorzüglichsten Quellen, aus denen der Verf. der vorliegenden Schrift geschöpft hat, sind die „Antiquitates americanae", welches Werk die königliche Gesellschaft für nordische Alterthümer zu Kopenhagen im J. 1837 herausgab. Außerdem hat er auch andere bedeutende Werke, als: „Heimskringla" von Snorre Sturlason, „Sagadibliothek" von P. E. Müller, das „Islândigabok" des Priesters Are des Weisen, Dahlmann's „Geschichte von Dänemark", E. G. Geijer's „Geschichte Schwedens", O. G. v. Ekendahl's „Geschichte des schwedischen Volks und Reichs" u. s. w. fleißig benutzt. Zu klarerer Anschauung der weiten Unternehmungen der Normänner dient die beigefügte Übersichtskarte der Entdeckungen derselben in den Polargegenden und in Amerika während des 10.—14. Jahrhunderts, welche ganz nach der von Rafn in den „Antiquitates americanae" gegebenen Karte ausgeführt ist. Die Menschen, die seit ungefähr dem 7. und 8. Jahrhundert nicht allein Skandinavien, d. h. Schweden, Norwegen und Dänemark, sondern auch einen Theil von Großbritannien, Island und Grönland bewohnten, führen den allgemeinen Namen der Nordmänner oder Normänner. Sie redeten ursprünglich eine gemeinsame, der deutschen nahe verwandte Stammsprache, welche jetzt nur noch auf Island rein und beinahe ohne alle Veränderung gesprochen wird. Die Normänner waren kraftvolle, abgehärtete, jeder Gefahr Trotz bietende Menschen, welche bei einer für ihr Land zu starken Vermehrung, dasselbe nicht zu ernähren vermochte. Die Rauheit des Klimas, die Länge des Winters, die Masse ungeheurer Waldungen, die Ungezähmtheit der wilden Stromgewässer, die noch keine Dämme einengten, riefen oft Mangel an Nahrung und nicht selten Hungersnoth hervor. Man entlud sich zwar, so lange es die Verhältnisse Europas gestatteten, seiner Übervölkerung durch öftere Auswanderungen nach Süden. Allein nichtsdestoweniger mußten die Zurückgebliebenen noch das Meer zu ihrer Ernährung zu Hülfe nehmen und diese im Fischfange suchen. Je öfter sie sich aber auf die See begaben, um so geschickter und kühner wurden sie auf derselben; aus Fischern wurden Seeleute. Sie beschränkten nicht mehr ihre Fahrten auf ihre eigenen Küsten, sondern besuchten auch bald fremde Gestade, und oft trieb sie, die keinen Compaß, keine Seekarten hatten, der Sturm noch viel weiter, als sie zu fahren gedachten. Ihre kleinen scharfen Schiffe, blos mit einem einfachen Segel, mit denen sie selbst bis nach Amerika fuhren, hatten zu ihrer ganzen Bemannung nur 20, 25, 30, 40—60 Schiffsleute, die jeder Bequemlichkeit entbehrten, die kein Verdeck gegen Unwetter und Sonnenbrand schirmte, die höchstens ein Schiffszelt über sich ausspannten. Dies verlieh ihnen aber eine Vertrautheit mit Gefahren und einen Hang zum Ungewöhnlichen, die sich überall bei ihren Unternehmungen in Standhaftigkeit und Ausdauer deutlich aussprachen. Das Meer, auf dem sie so viel lebten, machte den Nordmann stark und stämmig wie die Eichen, schnell wie die Wogen, kühn und verwegen. Schiffbruch schreckte ihn nicht, sondern wurde als Übung angesehen, und mitten zwischen Wogen und Klippen blieb er sich seiner Kraft, seiner Geschicklichkeit und seines Muthes bewußt und sang:

Wann es stürmet mit Macht, dann die Segel du hiß; es ist lustig auf stürmender See.
Wie es gehet, so gehts; wer da streichet, ist feig; eh' du streichest, zu Grunde du geh'!

So fühlten, so dachten die Männer des skandinavischen Nordens zu jener Zeit. Gott im Himmel gebe, daß sie immerdar redlich und bieder, frei- und hochgesinnt bleiben, fühlen und denken mögen! Dann werden sie bestehen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Jene Normänner segelten nicht blos nach den britischen Inseln, England, Schottland und Irland, und nach den Orkaden, sondern auch nach dem Osten und Westen von Europa, ja, sie drangen selbst tief in das Mittelmeer hinein, bis nach Italien, wo sie ganze Staaten errichteten, nach Griechenland und hinüber nach Afrikas Küsten. Im J. 810 n. Chr. fingen sie ihre Einfälle bei der Elbe, in Friesland und Flandern an, dann liefen sie bis Aquitanien aus und die Seine hinauf, 827 kamen sie schon nach Galicien in Spanien. Seit 840 waren sie, besonders unter ihrem Anführer Hasting, den Franzosen (Franken und Kelten oder Galliern) ein Schrecken.*) Dieser unternahm auch, 858—59, einen Zug nach Italien und der mauritanischen Küste in Afrika und verwüstete die balearischen Inseln. Auf dieser Fahrt soll Hasting auch Rom haben heimsuchen wollen, fand aber, wie es heißt, die ewige Stadt nicht, sondern landete in dem Hafen von Luna im Genuesischen. Mit reicher Beute beladen, fuhr er auf seinem Heimwege auch in die Rhone, den einzigen Fluß Frankreichs, ein, in den die Normänner bis dahin noch nicht gedrungen waren. Im J. 842 stiftete Rurik aus Schweden den russischen Staat. Dorstadt (jetzt Wyk te Duerstede) in der Nähe von Utrecht wurde mehre Male, vorzüglich 863, und Hamburg 845 von den Normännern geplündert. Im J. 867 zogen sie nach England und 881 zerstörten sie, unter ihren Königen Gottfried und Siegfried, Lüttich, Utrecht, Köln und Bonn, sowie 882 Koblenz, Bingen, Mainz und Worms. Karl des Großen Reichspalast zu Aachen verwandelten sie in

*) Wer nähere Auskunft über ihre Fahrten haben will, lese: „Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier", von A. M. Strinnholm (3 Thle., Hamburg 1839—41).

einen Pferdestall. Im J. 883 verbrannten sie Trier und Metz; 884 setzten sie sich in Löwen fest; 885 und 886 belagerten sie wieder Paris mit 40,000 Mann und 700 Schiffen. Der Normandie gaben sie ihren Namen, nachdem Hrolf (Rollo), 912, Karl dem Einfältigen diese Landschaft abgezwungen hatte. Die Grafschaft Aversa war der erste feste Sitz, den eine Schar Normänner unter ihrem freigewählten Führer Reinulf 1021 in Unteritalien gewann; dann erkämpften sie sich, auf der Ebene von Cannä, Apulien, woraus 1040 eine normännische Republik entstand. Ferner machten sie Eroberungen in Calabrien und schifften 1049 nach Griechenland; sie bemächtigten sich auch der Insel Sicilien und Palermo fiel 1071 in ihre Hände. Im J. 1066 eroberte Wilhelm von der Normandie England. Doch der merkwürdigste und eigenthümlichste Staat, den die Normänner gründeten, ist der auf Island, sowol um des besondern nordischen Lebens willen, das sich dort in Freiheit, Gesetz, Sprache, Wohlredenheit, Gesang und Poesie zu seiner schönsten Blüte entfaltete und ungestört Jahrhunderte lang bewahrte, als auch wegen der Entdeckung Amerikas, die von da aus über 500 Jahr vor Columbus geschah. Die Normänner, welche Island in Besitz nahmen und bevölkerten, waren reiche und angesehene Männer, begüterte Häuptlinge und Gutsbesitzer (Bonden, Landbauer) aus den edelsten Geschlechtern, welche aus Unzufriedenheit mit der Regierung ihres Landes, besonders die Norweger unter Harald Haarfager (dem Schönhaarigen), der die verschiedenen Stammfürsten des Landes unterdrückte und sich der Alleinherrschaft bemächtigte, auswanderten. Wer sich einen Begriff von dem Leben, der Religion, den Sitten und Gesetzen der Normänner auf Island machen will, der lese den davon handelnden Abschnitt des von uns hier angezeigten Buches. Frühe schon hatte das Christenthum in England und Irland feste Wurzeln gefaßt. Besonders von der letztgenannten Insel gingen viele fromme Mönche nach verschiedenen Ländern hin, das Evangelium zu predigen. Der heilige Brendanus von Irland soll sogar schon eine Entdeckungsreise nach Amerika gemacht und von 562—572 in diesem Welttheil geblieben sein. Ja, es wird uns ein eigenes Hvitzamannaland, d. h. Land der weißen Menschen (Albania) oder Großirland (Irland hit mikla) in Nordamerika genannt, das ungefähr das heutige Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgia und Florida umfaßt haben soll. Die später von den Isländern in dem von ihnen sogenannten Vinland (Weinland) gefangen genommenen Skrälinger (Eskimos) erzählten, ihrem Lande gegenüber, d. h. jenseit der Chesapeak-Bay, sei eine andere Landschaft gelegen, welche Menschen bewohnten, die in weißen Kleidern einhergingen, Stangen, an welchen Tücher geheftet seien, vor sich trügen und mit lauter Stimme schrien. Dieses scheint auf Processionen hinzuweisen, bei welchen man Fahnen trug und sang. Ganz in Übereinstimmung hiermit meldet der Reisende J. Johnston, 1819, unter den Shawanesen, welche jetzt im Ohiostaate wohnen, aber vor ungefähr 60—70 Jahren von dem westlichen Florida und den unsern der See am Flusse Shawannah liegenden Gegenden hergekommen wären, habe sich eine alte Sage erhalten, daß Florida einst von weißen Menschen, die sich eiserner Instrumente bedienten, bewohnt gewesen sei. Auch Hr. Aubin in Mexico hat der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen Auszüge von mexicanischen alten Schriften eingesandt, um rücksichtlich Mexicos durch Thatsachen zu bekräftigen, daß in mehren Theilen Amerikas eine weiße Bevölkerung gewesen, bevor Columbus diesen Welttheil wieder entdeckte, und daß man Spuren vom Christenthum lange vor der Ankunft der Spanier gefunden habe.

(Der Beschluß folgt.)

Ein seltsamer Übersetzungsfehler.

Johann Christoph Wagenseil (geboren zu Nürnberg 1633, Professor des Jus publicum und der orientalischen Sprachen zu Altorf) erzählt in seinem Buche „Von der Meister-Singer holdseligen Kunst" Folgendes: „Als ich erstes Mal die Ehre hatte, die wegen Tugend, hohen Verstandes, vieler Sprachen Wissenschaft in der Welt so berühmte und auch dem Herkommen nach von einem fürnehmen Edlen Haus entsprossene Magdalena de Scudery zu Paris zu besuchen, bezeugte sie, als sie vernahm, daß ihre Clelia in die Teutsche Sprache gebracht worden, darüber eine sonderbare Vergnügung, fragte aber, ob sie hoffen dürfte, daß der Herr Übersetzer es wohl getroffen? Einer meiner Romane, sagte sie, hat in Italien nicht das Glück gehabt, in die Hände eines guten Übersetzers zu gerathen. Dann, anderer groben Fehler, so er begangen, nicht zu gedenken, ich stelle darinnen für, wie ein alter assyrischer König in Belägerung der Stadt Babylon, so er mit 200,000 Mann umringet, um seine Soldaten muthig und herzhaft zu machen, selbigen verspricht, die Stadt nach der Einnahme ihrem Raub und Plünderung zu übergeben. Nachdem aber solche Eroberung erfolgt, ändert er sich und verschont der Einwohner. Jedoch, damit die Soldaten, weilen er seine Zusage nicht gehalten, in keine Schwürigkeit und Aufstand gerathen, lässet er einem jeden quatre montres, einen Monatsold, dafür bezahlen. Mein Übersetzer wußte nit, was das Wort montre bedeute, und fragt deßwegen einen Franzosen; der sagt ihm, montre heiße eine Uhr. Er derhalben nicht faul, bringt dieses in seine Dolmetschung, und schreibt: Der assyrische König habe einem jeden Soldaten anstatt der Plünderung vier Uhren zu reichen befohlen; welches so abgeschmackt und ungereimt herauskommt, daß nichts Thörichters könnte erdacht werden. Dann es ist keine Manier, die Soldaten mit Uhren zu befriedigen; und weil der König ein Kriegsheer hatte aus 200,000 Mann bestehend, macht mich der Übersetzer so einfältig, als wenn ich geschrieben, er habe 800,000 Sackuhren mit sich im Feld herumgeführt, und zwar zu einer Zeit, da noch, sonder Zweifel, keine einzige in der ganzen Welt anzutreffen war. Man muß bekennen, versetzte ich hergegen, der Fehler kommt ziemlich grob heraus, und schändet, mein Fräulein, eure schöne Arbeit. Denn, was von euch herrührt, ist sehr werth, daß man es mit gutem Bedacht lese, und wenn es in andere Sprachen soll überbracht werden, daß es von einem seinem Stande nach so erhabenen und dabei auch so vernünftigen Dolmetscher geschehe, wie in Teutschland der Herr von Stubenberg war. Von ihm bin ich versichert, daß er eure Clelia uns Teutschen ganz untadelhaft dargestellt habe, und so, daß sie jedermann zur Liebe reizt."

Die Unterhaltung Wagenseil's mit dem Fräulein von Scudery über die deutsche Sprache, von der dieselbe, ohne sie zu verstehen, eine geringe Meinung hat, ist sehr interessant. Man erkennt in dem Deutschen einen verständigen Mann, der sich in die Conversationsweise des französischen Hofes zur Zeit Ludwig's XIV. mit Anstand zu schicken weiß, dabei seinem Vaterlande und der Sprache desselben nichts vergibt. So sagt er unter Anderm: „Man kann von unserer Teutschen Sprache mit Wahrheit sagen, daß deren Wörter, sofern es geschehen können, ein Gemählde oder Figur seyen derer Dinge, welche sie benennen; dann, anderes Vieles zu geschweigen, aller leblosen Sachen Getön und Schall, aller Thiere und Vögel Stimme, Laut und Gesang werden, so oft durch die Rede deren Meldung geschieht, gleichsam fürstellig gemacht, daß demnach aller Dinge Zeugmutter, die Natur, wenn sie sich einer unter denen üblichen Sprachen gebrauchen wollte, keine andere als die Teutsche annehmen würde. Ferners so ist unsere Sprache sehr wortreich, und kann oft eine Sache mit zwei oder drei verschiedenen, doch aber eigentlichen Namen bemerken. Sie ist in Verdoppelung der Wörter nicht minder glückselig als die griechische. Sie kann alle Gedanken der Menschen klar, deutlich, schön und vollkommen an den Tag geben, und die Bücher, so aus andern Sprachen in dieselbe übersetzt werden, behalten allen ihren Schmuck, Annehmlichkeit und Wohlstand, den sie in der ursprünglichen erlanget." 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 293. — 20. October 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1843.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 292.)

Beiweitem feiner und sinnreicher erscheint uns die zweite Erzählung: „Der Erbe von Thronstein", Novelle von Wilhelm Martell, der bereits im vorigen Jahrgange der „Urania" eine schöne Erzählung: „Der lahme Hans", mittheilte und sein Talent hier abermals bewährt. Der Maschinenmeister Max Klinger ist der Held dieser Novelle, schön, hochstrebend, kühn, erfinderisch, der Augapfel der Damen, der Liebling des Volks, das Muster der Gebildeten. Max Klinger ist der Egmont der Stadt, ein Genie — und doch nur Maschinenmeister! In dieser Wahl spricht sich der Geist der neuen Zeit aus, welcher der Maschinenbau für eine der höchsten Hervorbringungen des menschlichen Geistes gelten mag; der Verf. suchte also unter den Maschinenmeistern den Mann, den er brauchen und zum Mittelpunkt einer seltsamen Reihe von Verwickelungen machen konnte. Es würde zu weit führen, diese hier zu erzählen; genug, sie führen zu der Vermuthung, daß Max Klinger ein Grafensohn und Erbe von Thronstein ist. Diese Vermuthung wird bei dem adelig gesinnten, hochstrebenden Max zu einer subjectiven Überzeugung. Eine Menge Aussagen, worunter die des trefflich gezeichneten Laski, früher Leibjäger des verstorbenen Grafen von Thronstein, die wichtigste ist, ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen, ärztliche Atteste, die Geschicklichkeit eines Juristen steigern diese Vermuthung zur Gewißheit: Max wird als rechtmäßiger Erbe von Thronstein anerkannt und sein jetziger Besitzer und dessen Tochter müssen ihm weichen. Dies führt zu einer Reihe interessanter psychologischer Entwickelungen, deren Interesse sich noch dadurch steigert, daß das anfangs kalte Verhältniß zwischen Max und Eugenie, Tochter des bisherigen Besitzers, die endlich selbst von Klinger's Rechte überzeugt ist, in ein ernstes Liebesverhältniß umschlägt. Max erhält von ihr das Jawort und schweigt im Übermaße des Glücks. Da fällt der Schlag. Laski, der alle Fäden in der Hand hatte, läßt sie fallen, als er, ruhelos umhergetrieben, auf dem Sterbebette liegt. Er hat Max eine Art Denkschrift hinterlassen, worin er alle seine Aussagen zurücknimmt. Der eigentliche Erbe ist wirklich umgekommen, Max nur der Sohn von Laski's Schwester. Hier lassen wir eine ergreifende Probe von der Darstellung unsers Verf. folgen. Max sitzt neben dem Todten, die verhängnißvolle Schrift in der Hand:

In hellen Flammen ist Laski's verrätherische Schrift vor ihm aufgelodert, zu schwarzer Asche eingesunken, nur von hinsterbenden Lichtfunken noch durchirrt, jetzt — woher ihm das blitzende Messer in seiner Faust? — ist der Unselige ins Nebengemach gedrungen, wo er vor der im Schlafe gemordeten Mitwisserin seines Geheimnisses steht.

Ist ihm nun wohler, dem Bejammernswerthen, nach der ungeheuern That? — Nein! — Schaudernd ringt er die blutbefleckten Hände, das Entsetzen treibt ihn zur Flucht, da — mit Heftigkeit an des Sessels Lehne stoßend, kommt er zu sich.

Noch sitzt er am Tische, vor der düsterglühenden Kerze, unversehrt hält seine Hand die verhängnißvolle Schrift, noch ist sein Gewissen rein von Schuld. Er hat wachend nur geträumt. — —

Er war aufgesprungen und stand neben der Leiche. Unter dem Aufsprühen der Lichtflamme schien der Todte sich zu regen. Max nahm die Kerze und hielt sie über des Erblaßten Haupt.

Wie ruhig lag er da. Als habe die himmlische Barmherzigkeit das Zeichen der Sünde ihm von der Stirn gewischt, so mild, so rein glänzten des Hinübergegangenen Züge in der Alabasterweiße der Verblutung dem Jünglinge entgegen.

Lange ruhte sein Auge auf dem Antlitze des Abgeschiedenen und der Wahnsinn seines Ehrgeizes ward stiller.

Armer Schauspieler! sprach er, wo blieb dein Applaus? Dir flicht die Nachwelt keine Kränze! Blutend wirft das Schicksal dich von der Bühne und dein müßseliges Spiel ist aus. Um Liebe hast du gesündigt, sagst du, aus Liebe zu mir? Ich kann die Anweisung nicht zahlen, Todter! sieh zu, ob sie da oben Geltung findet.

Er setzte das Licht auf den Tisch und durchmaß, mit immer unruhiger werdenden Schritten, das Zimmer. Jetzt blieb er stehen. Du meinst, sie würde mirs ansehen? Pah! sie ist kurzsichtig!

Er trat entschlossen zum Tische und hielt den Brief in die Flamme des Lichts.

Aber er verbrennt ihn nicht; doch will er noch die alte Elisabeth, die Mitwisserin des Geheimnisses, sprechen.

Sie ist verschwiegen, sprach er, mit bedeutungsvollem Lächeln, das muß schlau angefangen werden.

Er öffnete mit leiser Hand die Thür des Seitengemachs. Elisabeth erhob sich aus dem Winkel, wo sie einsam mit ihrer Noth gesessen

Bleib sitzen, weise Sibylle, und laß uns freundlich kosen, sagte er, indem er, einen Stuhl herbeiziehend, neben der Alten Platz nahm. Sieh, Mütterchen, fuhr er mit der Geschwätzigkeit des Irrsinns fort, die Welt ist plötzlich toll geworden. Sie dreht und dreht sich mit so rasender Geschwindigkeit, daß junge Dinger, wie mich, der Schwindel befällt, und du weißt doch, ich war sonst ein Schwindelfreier.

Kein Wunder ist's, da Alles um uns in wirbelndem Tanze davonfliegt, Schlösser und Dörfer, Gruben und Bergwerke, Väter und Söhne, die Braut mit dem Hochzeitkranze, Treue und Redlichkeit, Bewußtsein, Erinnerung, Verstand und Liebe. Auch mein Verstand ist dahin, liebe Alte! Denk doch, ich mag mich besinnen, so viel ich will, ich kanns nicht ergründen, was aus dem jungen Grafen von Thronstein geworden. Die Leute sagen, er sei auch abhanden gekommen mit den andern Herrlichkeiten. Kannst du, weise Frau, mir vielleicht sagen, wo er geblieben? — — Sag, bin ich's wol gar selber?

Meinetwegen, sprach die Alte, die Welt sagt's und das Gericht hat Ja gesprochen.

Eine feine Antwort, Schatz, bei der du deine Tugend nicht blos gibst, versetzte der Jüngling, indem er mit schlauem Lächeln sie betrachtete. Doch muß ich dir vertrauen, daß, bei aller Ehrfurcht vor dem Weltgerichte, Welt und Gericht bei mir gar wenig verschlagen. Ich habe meinen Glauben auf die Weiber gestellt. Du kannst mir immer verrathen, was du von dem jungen Grafen weißt.

Jesus! laßt mich doch in Ruhe, sagte die geängstigte Magd.

So laß dir eine Geschichte erzählen, traute Elisabeth! Es war einmal eine wunderliche Nacht, wo Grafen und ordinaire Leute am Reiherhalse den Hals brachen. Und in der Stube nebenan, wo jetzt der Todte wohnt, stand eine Wiege. An der saß Christine, im Winkel saßest du. Horch! da kamen zwei Männer, Namens Laski und Mina. Laski — du hörst doch zu, Alte? — Laski trug im Arme ein Kind. Es schrie, es weinte nicht und die Weisen sagen, es wäre eine niedliche Leiche gewesen. Was hältst du von der Sache, gute Lisbeth?

Die Alte beharrte im Schweigen.

Oho! du denkst wol gar, ich fürchte mich vor Leichen? Bei Leibe nicht. Frag nur den Todten. Wir haben eben noch ein gar trauliches Gespräch gehalten, und er sieht dir so sauber aus, als hätt' er auf Erden kein Wasser getrübt. Bedenke, Elisabeth, der da drin war auch verschwiegen; doch als es zum Sterben kam, plauderte er gar lustig. Alte! glaubst du an die ewige Seligkeit?

Herr des Himmels! nicht an die ewige Seligkeit glauben? ich bin ja eine Christin! rief Elisabeth zornig aus.

Nun schön, mein Mütterchen, der nebenan hat an dem Geheimnisse sich verblutet. Auch du bist alt. Wer weiß, wie nahe dir der Tod ist. Wahre deine Seele! du könntest in die Hölle fahren, und das sollte mir leid thun.

Herr, mein Gott! welch ein Mensch! schrie hier die Alte mit Empörung, in die Hölle? So wisset denn, Gottloser! das Grafenkind war todt und im Garten haben sie's begraben.

Na, da ist's ja heraus, das hat Künste gekostet, sagte Max mit unheimlicher Freundlichkeit. Habe Dank, mein Mütterchen, und grüße mir den stummen Schwätzer da drin viel tausendmal. An der Schwelle kehrte er noch einmal um. Armes Weib, sprach er, sei ohne Furcht, du sollst nicht verhungern. Ich zwar bin arm geworden, aber die Gräfin bleibt reich, die wird dich füttern.

Wie im Tanze streifte jetzt sein flüchtiger Fuß den Nachthau von den Wiesen und doch durchschauerte ihn der Anblick des mondbeglänzten Schlosses. Er ging langsamer. Auf Momente mochte ein klareres Bewußtsein in ihm aufdämmern, wie der herzzerreißende Ton andeutete, mit dem er den Namen seiner Schwester Sabine rief. Zögernd durchschritt er den Park, das Schloß umkreisend, ohne den Muth, einzutreten. Da erblickte er Eugenien auf derselben Bank ruhend, wo er ihre Schwüre empfangen hatte. Einen Augenblick schien er unschlüssig zu zaudern, während er die Hand sinnend an die Stirn legte. Dann schritt er hastig auf sie zu. Sie hatte ihn erkannt. Ein Ausruf des Schmerzes, ein vergebliches Bemühen, sich zu erheben; da stand er vor ihr, um ihr den trostlosen Anblick seiner völlig zerstörten Züge zu bieten.

Meine Gräfin, sprach er mit einem Tone, bei welchem Eugenien ein Grauen befiel, ich habe Großes erlebt in einer kurzen Stunde. Schwache möchten darüber den Verstand verloren haben. Ich aber bin der bekannte starke Mann, Max Klinger mit Namen, und der Himmel meint, ich könnt es schon tragen. — — Ach, Geliebte, fuhr er wehmüthig fort, es ist eine recht trübselige Geschichte, du vermöchtest sie nicht ohne Thränen zu hören, und Gott soll mich behüten, daß ich Thränen in diese himmlischen Augen locke. Wozu auch noch erzählen? Lesen thut dasselbe und Singen wäre das Beste. Denn die Geschichte ist schon in Reime gebracht und trauernde Dirnen werden sie Abends im Mondschein singen. Hier, nehmen Sie, theure Gräfin! sprach er, geheimnißvoll flüsternd, ich vertraue dies Blatt Ihrer Ehre. Aber vorsichtig, Eugenie, man kann daran zum Schelme werden.

Nach diesem energischen Aufschwunge des Novellendichters tritt eine Art von Abspannung ein. Fast möchte man, um sich poetisch befriedigt und versöhnt zu fühlen, wünschen, Max Klinger bliebe in den Banden des Wahnsinns befangen. Was bleibt ihm sonst noch übrig? Auch läßt sich fragen, ob der Irrsinn, wie er hier so ausgesprochen auftritt, so schnell in das friedliche Bett des gewöhnlichen Verstandes zurücktreten kann. Indeß muß der Verf., der überall psychologische Kenntniß beweist, dies besser wissen als wir, da er seinen Stoff von allen Seiten zu ergründen und zu erschöpfen gesucht hat, während der Kritiker zum Producenten sich immer gewissermaßen nur einseitig verhält; denn der Kritiker fragt gar leicht immer noch, wo bereits der Producent die Frage aufs entschiedenste und mit gutem Grunde beantwortet hat. Genug, der Verf. läßt die Verstandesseite in Max Klinger obsiegen. Er wird Herr seiner Vernunft, seiner Verhältnisse, er resignirt, sogar auf Eugeniens Besitz, die, so sehr sie ihn liebt, doch von ihren Standesvorurtheilen sich nicht gänzlich losreißen kann, und heirathet Antonie, die Tochter des Bürgermeisters, die schon längst eine stille Liebe zu ihm im Herzen trug. Auch Eugenie verheirathet sich glücklich. Was kann auch der Deutsche Besseres thun, als sich glücklich verheirathen und gute liebe Kinder erzeugen? Die Erzählung ist sehr umständlich detaillirt, aber es herrscht in diesem Detail eine so einfache Wahrheit und Natürlichkeit, die Verhältnisse und Situationen sind so spannend, das psychologische Interesse ist überall so wohl wahrgenommen, daß die Aufmerksamkeit des Lesers nirgend ermattet, daß er in die vollkommenste Mitleidenschaft sich versetzt fühlt und Alles, auch das Entfernteste, ihm zur Gegenwart gestaltet.

„Reden oder Schweigen?" heißt die dritte Erzählung von Otto Ludwig, der sich bereits in einem früheren Jahrgange der „Urania" durch die höchst interessante, jetzt in das Englische übersetzte Novelle „Der Todte von Anna's Kapelle" vortheilhaft bekannt gemacht hat. Die gegenwärtige Novelle ist, wenn auch stofflich nicht so hervortretend, eine vielleicht noch feinere, geistreichere, novellistisch gerundetere Arbeit. Sie hat, auch in der Darstellung, einige Verwandtschaft mit der vorhergehenden und gehört einem Genre an, welches, sowol in Drama als Novellen, jetzt häufig in Deutschland cultivirt wird. Man stellt verzweifelte und verfängliche Fälle dar, deren tragischer Accent darauf beruht, daß sie die Neigung, das Glück des Helden und somit seinen ganzen Charakter, seine

Handlungsweise mit seinem Rechtsgefühle, mit dem Rechte selbst in einen Conflict setzen, hart an welchem das Verbrechen liegt. Das Interesse beruht nun in den Verwickelungen, die, durch die Machinationen Anderer herbeigeführt, den Helden der Novelle umstricken, indem er sich ihnen anfangs willenlos hingibt, nicht nein und nicht ja sagt und die Umstände für sich walten läßt, bis er seiner Verhältnisse selbst nicht mehr Herr ist und die Katastrophe ihn erdrückt, ehe er es vermuthet. Dieses Genre ist nicht eigentlich poetisch, aber pikant, spannend; es gibt der Phantasie keine Nahrung, es läßt den Leser nicht an der vollbesetzten Tafel dichterischer Gefühlsweisen, nicht in den Orgien der losgebundenen, stürmenden Leidenschaften schwelgen, aber ebenso wenig in idyllischer Behaglichkeit auf dem Divan der Gemüthsruhe hindämmern; es beschäftigt dagegen den Verstand von Anfang bis zum Ende, wie ein interessantes verwickeltes Rechenexempel, wie eine mathematische Aufgabe, deren Schlüssel wir nicht kennen. Wir nehmen an jeder neuen Wendung Theil, ohne eigentlich von irgend einer von ihnen frappirt zu werden; wir erwarten in jedem Augenblicke, daß der nächste eine neue Verwickelung bringen müsse, wir wissen und ahnen nur nicht welche, und wenn sie da ist, scheint es uns, als ob eine andere gar nicht eintreten könne, und sind auf die nächstfolgende nur um so gespannter. Wir sind gefesselt, ohne gefangen zu sein, denn wir fühlen die Fesseln nicht, in welche des Verf. Entwickelung uns schlägt. Ein solches an Windungen und Wendungen reiches Labyrinth ist die vorliegende Erzählung, die all ihren eigenthümlichen Reiz verlieren würde, wenn man sie skizziren und zergliedern wollte. Ebenso interessant wie die äußern Verwickelungen ist der Seelenkampf der Hauptperson, eines Barons von Hersfeld, der dadurch, daß er das Geheimniß seiner Geburt verschwieg, zu einer ansehnlichen Stellung, zur Vermählung mit einem liebenswürdigen adeligen Fräulein, zur verwandtschaftlichen Verbindung mit dem Kanzler selbst gelangt ist, der dazu gedrängt wird, die Zeugnisse über seine Geburt beizubringen, und doch fühlt, daß mit der Enthüllung seines Geheimnisses nicht blos sein eigenes Glück, sondern auch das Glück einer ihn liebenden und schätzenden Familie zertrümmert werden muß. Die Charakteristik ist durchaus gelungen, die Sprache lebendig, gut und einfach und darum Glauben erweckend.

Als Titelkupfer schmückt ein treffliches Portrait Giacomo Meyerbeer's diesen interessanten Jahrgang der „Urania".

29.

Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland ꝛc. von Karl Wilhelmi.

(Beschluß aus Nr. 222.)

Vor den Normännern hatten sich Irländer, die schon Christen waren, auf der Insel Island angesiedelt, zogen sich aber vor jenen, die noch Heiden waren, in ihr Vaterland zurück, weil sie mit ihnen nicht zusammenleben wollten. Die Überfahrt von Irland nach Amerika konnte um so leichter geschehen, als der westliche Theil dieser Insel sich Amerika, nämlich der Südspitze von Labrador, etwas nördlich von Newfoundland, unter Europas Ländern am meisten nähert. Der atlantische Ocean hat da nur eine Breite von 542 Seemeilen. Ja, es scheint sogar eine Zeit lang zwischen Hvitramannaland (Nordamerika) und Irland ein völliger Verkehr stattgefunden zu haben. Nach einer uralten Sage soll der Isländer Are Marson 983 durch Sturm nach Hvitramannaland verschlagen worden sein. Die Bewohner jenes Landes, heißt es in derselben, wären schon damals Christen gewesen; sie hätten auch den heidnischen Are getauft und ihm zwar nicht erlaubt, sich wieder zu entfernen, denselben jedoch hoch in Ehren gehalten und ihn sogar zu ihrem Vorsteher gewählt. Man habe lange nicht gewußt, wohin Are verschwunden sei; allein Männer von Irland und Island wären nach Hvitramannaland gekommen und hätten ihn erkannt. Dieses Land ist es wol auch, in welchem Björn-Asbrandson, der berühmte Kämpe von Breidavik auf Island, dem Gudleif Gudlaugson unerwartet nahte und von dem Letztern erkannt wurde. Dieser Gudleif machte 1027 eine Handelsreise von Island nach Dublin. Wie er von da gegen Westen zu nach Island zurückkehren wollte und von Irlands Abendseite herschiffte, bekam er Ost- und Nordostwinde und wurde weit auf die hohe See nach Westen und Südwesten getrieben und kam endlich an ein großes, ihm unbekanntes Land. Kaum waren aber seine Leute und er auf dem Gestade, als eine große Anzahl Menschen ihnen feindlich entgegenkamen, welche Irisch sprachen. Diese fielen über sie her, banden sie mit Stricken und trieben sie dann in das Land hinein. Darauf wurden sie in eine Versammlung geführt, wo Gericht über sie gehalten werden sollte. Die Einen wollten, daß die Neuangekommenen getödtet, die Andern, daß sie als Sklaven durch die Ortschaften vertheilt werden sollten. Unterdessen kam eine große Reiterschar herzu, angeführt von einem Mann von sehr hoher und kriegerischer Statur, von vorgerückten Jahren und schon weißem Haar. Dieser Mann war Björn Asbrandson. Durch ihn wurden Gudleif und seine Leute gerettet und durften nach ihrem Vaterlande zurückkehren. Eines Normanns Augen hatten Grönlands Küsten schon geschaut, aber keines Normanns Füße sie noch betreten. Gunnbjörn, der Sohn des Ulf Kraka, war 876 oder 877 nach den zwischen Island und Grönland liegenden Gunnbjörns-Scheeren von Stürmen verschlagen worden. Im J. 985 fingen die Normänner an, Grönland zu bevölkern, und insonderheit nannte sich der erste normännische Ansiedler Erik der Rothe und war ein Norweger. Er hatte, als der eigentliche Entdecker Grönlands, so lange er lebte, unter allen Ansiedlern daselbst das größte Ansehn und sein Wille entschied überall. Seine Kinder waren drei Söhne, Leif, Thorvald und Thorstein, und eine Tochter Freydis. Leif segelte 999 nach Norwegen, ward daselbst Christ und führte das Christenthum in Grönland ein. Der norwegische König Olaf Tryggvason gab Leif, als er im J. 1000 nach Grönland zurückkehrte, einen Priester und andere Missionaire mit, welche das Evangelium daselbst predigen sollten. Das Christenthum wuchs in kurzer Zeit in Grönland so sehr, daß sich überall Kirchen erhoben. Erik der Rothe verließ erst spät den Glauben seiner Väter, aber seine Gattin Thorhild ließ sich gleich nach der Rückkehr ihres Sohnes taufen und nannte sich nachher Thjodhild. Dann ließ sie auf Island die Thjodhildar-Kirche bauen. Von Grönland aus, sowie auch von Island, wurden die Küsten Amerikas von den Normännern oft besucht. Im J. 986 wurde Bjarne Herjulfson, indem er von Island nach Grönland überfahren wollte, nach Nordamerikas Küsten verschlagen und sah dieselben zuerst. Im J. 1000 suchte Leif Eirekson die neuentdeckten Länder Amerikas auf und betrat sie, im folgenden Jahre kehrte er nach Grönland zurück; 1002 schiffte Thorvald Eirekson von Grönland nach einem südlich liegenden Theil von Nordamerika, den die Normänner Vinland (Weinland) nannten, weil sie da Weintrauben fanden. Derselbe untersuchte von da aus die amerikanischen Küsten in Süden von Vinland, als er aber 1004 die Küsten in Norden von Vinland erforschen wollte, fiel er gegen die Skrälinger (Eskimos). Im Frühling des folgenden Jahres kehrten seine Genossen

nach Grönland zurück. Im J. 1007 fuhr Thorfinn Karlsefne mit seiner Frau Gudrid von Grönland nach Vinland und fand die Eskimos friedlich gesinnt. Ein Sohn von ihm und Gudrid, den er Snorre nannte, wurde 1008 in Amerika geboren. Da die Eskimos sich wieder feindlich gesinnt zeigten, so kehrte Thorfinn mit seiner Frau Gudrid und seinem Sohne Snorre 1010 nach Grönland zurück. Im J. 1011 gingen Helge und Finnboge mit Thorvard nach Vinland, wo sie von Letzterm und seiner Frau Freydis ermordet wurden, wonach Thorvard mit seiner Frau 1012 nach Grönland zurückkehrte. Thorfinn Karlsefne schiffte nach Norwegen und kehrte 1013 nach Island heim, wo er sich im darauf folgenden Jahre ein Gut kaufte.

Aus dem oben nur kurz Angedeuteten geht schon deutlich hervor: nicht nur, daß Nordamerikas Gestade gegen das Ende des 10. Jahrhunderts, sogleich nach Grönlands Entdeckung, von den Isländern aufgefunden, daß sie in dem 11. Jahrhunderte mehr als einmal von den Normännern beschifft, daß sie in dem 12. Jahrhundert besucht, ja auch daß sie im 13. Jahrhundert von neuem wieder entdeckt und im 14. noch befahren wurden, sondern auch, daß die christliche Religion nicht blos unter den Normännern eingeführt gewesen ist, sondern daß auch die irischen Missionnaire schon vor den Normännern Island besucht, ja auch vor der letztern Ankunft in Nordamerika daselbst die Lehre Christi verkündigt haben, die Irländer und Normänner also die ersten Entdecker der neuen Welt sind.

Jene kühnen Entdecker haben sich selbst durch Inschriften und Bilder auf Felsen und Klippen auf der Insel Rhodeisland und in Massachusetts verewigt. Solche Inschriften mit Runen tragen drei Felsen der westlichen Küste von Rhodeisland in dem Distriete Portsmouth und drei Felsen in Tiverton; ja, Doctor Lund zu Lagoa Santa in Brasilien hat sogar Spuren von den Normännern in Südamerika finden wollen. Bei einer Nachgrabung in dem Innern der Provinz Bahia fand er nämlich die Trümmer einer großen uralten verlassenen Stadt, deren Gebäude aus behauenen Steinen errichtet gewesen waren, und unter diesen eine zerbrochene Steinplatte mit Runenschrift, aus der er, trotz der Beschädigungen, einige isländische Worte entziffert hat. Alsdann ließ er die Nachgrabungen nach allen Richtungen erweitern und es erschienen die Fundamente von Häusern, welche den in dem nördlichen Norwegen, in Island und in dem westlichen Grönland noch vorhandenen Ruinen ungemein gleichen. Endlich fand er auch eine Statue des Thor mit dem Hammer, den Handschuhen und dem magischen Gürtel; sie steht auf einer ungeheuern Säule, streckt den rechten Arm aus und weist mit dem rechten Zeigefinger nach dem Nordpole hin. So scheinen die alten Skandinavier sogar in dem südlichen Amerika dauernde Niederlassungen gegründet gehabt zu haben; doch großes Dunkel ruht noch auf den Niederlassungen der Normänner in Amerika; wol weiß man deren Anfang, aber nicht deren Ende. Die Fahrten nach Amerika ließen um so mehr nach, als sie nur Privatunternehmungen waren und sich längst schon die Hauptthätigkeit der skandinavischen Wikingsfahrer den nähern und reichern Ländern Europas, zumal der Normandie, und dann auch Apulien, Calabrien, Sicilien u. s. w. zugewandt hatte. Wer indeß wenigstens eine allgemeine Kenntniß von der Normänner Leben auf Island und Grönland und von deren Fahrten nach Amerika zu erwerben wünscht, braucht nur das hier angezeigte Buch von Wilhelmi zu lesen. 49.

Mancherlei.

Die „Evangelische Kirchenzeitung" äußert: „In der Tendenz, den Staat aus einer Macht neben sich in ein Werkzeug seiner Herrschaft zu verwandeln, liegt, wie fast in allen Bestrebungen des Papstthums, eine rein christliche und ewig wahre Idee zum Grunde, die nur ins Fleisch gezogen und dadurch irrig und schädlich geworden ist." Mehr werden Katholiken und Göres nicht behaupten und als Zugeständniß von Protestanten fodern; denn daß Fleischliches in die römische Kirchenherrschaft eingedrungen — schlechte Päpste, Unfug in den Diöcesen, Tezel und seine Unverschämtheit ꝛc. —, werden sie leicht einräumen, und welche Menschenherrschaft ist davon frei? Sie haben also mit dem Papstthum eine „rein christliche und ewig wahre Idee" und der Protestantismus hat dieser Nichts entgegenzustellen; nicht die Staatsmacht, denn sie ist unchristlich, ohne Unterwerfung unter die geistliche Macht oder Verwandlung in dieselbe — nicht das Bibelwort, denn Worte bedürfen der Auslegung, und kein Buchstabe kann regieren ohne den Geist —, nicht die Vernunft, denn sie ist Heiden und Christen gemeinsam und hat beiden gedient. Die „Evangelische Kirchenzeitung" hat darum mehr zugestanden, als ihr lieb sein möchte, und sich selbst um ihren Protestantismus gebracht. Sobald man nämlich den Gedanken einer katholischen, alle Christen vereinigenden und ihre religiösen Bedürfnisse befriedigenden sichtbaren Kirche voranstellt, wonach eine Sehnsucht in symbolischen Büchern, Liturgien und Kirchenzeitungen sich kundgibt, so findet man gleich daneben den Papst und mit ihm seine Erhabenheit über weltliche Gewalt, weil Himmel und Gottesreich höher sind als Erde und Menschenreich. Daß der Papst gerade in Rom seinen Sitz habe, daß er dort einen Kirchenstaat vorbildlich für seine theokratische Gesammtherrschaft regiere, ist eben nicht schlechthin nothwendig, kann aber ohne Nachtheil für die Idee stattfinden, welche doch irgendwo in Wirklichkeit treten und leibliches Dasein gewinnen muß. Ihre Wirklichkeit ist nun seit Jahrhunderten in Rom vorhanden, mithin nach Hegel auch vernünftig; daher erscheint ein Abfall und eine Trennung von ihr unvernünftig und ist zugleich ein Aufgeben und Verlieren der wirklich gewordenen ewigen Idee. Aus richtiger Consequenz sprachen die gegen Rom protestirenden Reformatoren von einer unsichtbaren Kirche, aber nur durch Inconsequenz konnten sie eine sichtbare wiederherzustellen suchen. Liegt es außerdem im Wesen des Kirchenthums, das Unsichtbare sichtbar zu machen, so streben nach dem Papst in Rom die Ideen, die christlichen Gemüther, die Kirchen und Kirchenzeitungen, und man begreift kaum, wie nicht alles Christenvolk sich zur dreifachen Krone bekehrt und sammelt. Ist ferner Rationalismus consequent und vernünftig, so wird er diese Richtung billigen, und warum streitet die „Evangelische Kirchenzeitung" gegen den Rationalismus? Wenn bei Entstehung des Christenthums in heidnischen Staaten die Sichtbarkeit der christlichen Kirchengemeinschaft geringer sein mußte als späterhin, so liegt dies im natürlichen Fortschritt des Unsichtbaren zum Sichtbaren und es wird nur ein Rückschritt heißen können, daß man den anfänglichen unvollkommenen Zuständen entgegenstrebte und das Sichtbare ins Unsichtbare auflösen, oder gar Unmögliches sichtbar unsichtbar erleben will.

Zur Metaphysik stehen die Menschen in sehr verschiedenem Verhältniß. Einige suchen darin den Kern aller Wissenschaft und widmen ihr Liebe, Andere bekennen (wie Kraus in Königsberg), alles Metaphysische sei ihrer Natur zuwider. Noch Andere meinen, die Metaphysik sei wol gut, aber die rechte Philosophie komme hinterher, nämlich eine brauchbare, eine für das Leben. In diesem Sinne ist gesagt worden: „Der Metaphysiker ist der Athlet, der vorexercirende Flügelmann, der Tanzmeister im Denken. Er muß seine Künste treiben und Andere darin anführen, damit der Philosoph, der Denker, an Gründlichkeit und Abstractionsgabe gewöhnt werde. Unter Nationen, die keine Metaphysik treiben, wird sich bald Oberflächlichkeit in alle philosophischen Untersuchungen über Gegenstände des praktischen Lebens einschleichen. Die Metaphysik gleicht der Alchemie, sie findet nicht Dasjenige, was sie sucht, aber doch nebenher etwas sehr Schätzbares, wäre es auch nur, daß Wahrheit allein für Gott, der Trieb, Wahrheit zu suchen, für den Menschen ist." 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 294. — 21. October 1842.

Briefe an Johann v. Müller (Supplement zu dessen sämmtlichen Werken). Herausgegeben von Maurer-Constant. Zweiter bis sechster Band. Schaffhausen, Hurter. 1839—40. 8. 10 Thlr.

Ein Berichterstatter über den ersten Band dieser Briefsammlung — mit dem gegenwärtigen nicht derselbe *) — hat über den Werth der Veröffentlichung in Bezug auf Bedeutsamkeit und Rücksichtslosigkeit gesprochen, wobei alles darauf beruht, von wem die Briefe herrühren; denn von ausgezeichneten Männern vernimmt man oft nicht ungern ein rasches und selbst übereiltes Wort, was immer aus lebendiger Gegenwart hervorgeht und durch spätere Überlegung schwerer zurückgenommen als berichtigt werden kann, sein etwa Verletzendes und Störendes aber mit der Zeitlänge für die Nachwelt verliert, welche über Gräbern alles Verdrüßliche ausgleicht. Ein gut gesprochenes frisches Wort dagegen behält seinen Werth unveränderlich und erfreut den Briefempfänger wie den Leser. Wir Leser von 1841 stehen nun in Bezug der an Müller gerichteten Briefe (Müller starb 1809) mitten in der Nachwelt und betrachten von ihrem Standpunkt den damaligen Gedankenaustausch. Man sieht, wie stark das Hervortreten des Schweizerhistorikers auf die Gemüther wirkte; in einer empfindsam liebenden, verzärtelten und weich schwärmenden Zeit erschien bei ihm die Begeisterung für Freundschaft, freies Bürgerthum, Thaten und Sitte der Vorfahren, Einfachheit der Lebensweise eines Hirten- und Bergvolks, darin den gepriesenen Schriftstellern des Alterthums ähnlich, die gleichfalls erfüllt waren von jenen Gegenständen, welche sie in ihren Umgebungen nicht fanden, und deren Darstellung und Sprache für Geschichtschreibung statt des trockenen Compendienstyls Müller sich anzueignen suchte; daher die Menge von Verbindungen, in welche er schnell geräth, die sich durch den Wechsel seines Aufenthalts stets vermehren und gegen das Ende seines Lebens im westfälischen Kassel zu einer gänzlich erdrückenden Last sich anhäufen. Konnte er zugleich — wie unser Vorgänger im Berichterstatten anmerkt — in den verschiedensten Zeiten und Zonen sich zurechtfinden, liebte er das Glänzende, Schimmernde der Begebenheiten ohne Verkürzung desselben durch Kritik, gab er sich gern der Bewunderung hin und war nicht gleichgültig gegen Beifall und Schmeicheleien, so begreift sich die Menge der Huldigungen, Anfragen und Bitten, welche an ihn gelangen und die er durch gefällige Antworten mehr aufmuntert als zurückweist. Über 50 Namen von Briefstellern erscheinen in vorliegenden fünf Bänden, man darf es viel finden, fast zu viel, und was Genz Müller'n vorwirft, „er habe zu viel Schonung gegen literarisches Gesindel", macht die Sache noch begreiflicher. Inzwischen ist doch der Vorwurf ungerecht, die Schreibenden sind ganz ehrenwerthe Männer, nur freilich in ihren Mittheilungen einander ungleich, und oft läßt sich fragen, ob gedruckt hätte werden sollen, was nicht für den Druck bestimmt gewesen. Wenn außerdem Müller's Ruhm in den letzten Jahren seines Lebens durch den Untergang in Staatsgeschäften und nach seinem Tode durch veränderten Geschmack einigen Abbruch erlitten, so läßt sich die Frage wiederholen. Genz nennt ihn „den ersten Geschichtschreiber aller Zeiten und Völker"; dies Urtheil scheint übertrieben, aber ein großer war und bleibt er, besonders in Deutschland, wo neben andern Kreisen der Bücherwelt die Geschichtschreibung am spätesten edle Haltung und Würde gewann, ja noch gegenwärtig im Verhältniß zur Dichtung und zu leichtern prosaischen Mittheilungen keinen besondern Reichthum des Vollendeten zeigt.

Aus dem Walde des Mannichfaltigen der fünf Bände will Ref. zum Frommen seiner Leser Einiges hervorheben, was zum Bilde der frühern Zeiten, zum Bilde der Briefsteller und ihres Verhältnisses zu Müller dienen kann. Die Zeiten scheiden sich in diejenigen vor der französischen Revolution und nach derselben, in jenen wenig oder gar nicht, in diesen mehr Politik; in jenen mancher Wunsch und Plan für die Zukunft, in diesen Sorge für die Erhaltung des von der Vergangenheit Überkommenen; in jenen gute Hoffnung im Wirken und Schaffen, in diesen mäßige Hoffnung und endlich Hoffnungslosigkeit bei jeglichem Thun und Treiben, sowie Ergebung an das Schicksal. Solche Verschiedenheit spiegelt sich mit individueller Färbung auch in den Persönlichkeiten.

Zuerst im zweiten Bande tritt uns Heyne entgegen, ein Mann, der Müller's Gelehrsamkeit und nachdrucks-

*) Vgl. Nr. 199—201 d. Bl. f. 1839. D. Red.

vollen Vortrag zu schätzen wußte, indem er jene selber besaß und diesen vielleicht mehr kannte und suchte, als fand; denn zum gediegenen, sich gleichbleibenden schriftlichen Vortrage ist eine Muße und Ruhe des Daseins erfoderlich, welche dem Geschichtschreiber bei seinen Schweizerfreunden zu Theil wurde, aber dem Universitätslehrer unter fortwährenden drängenden Geschäften fehlte. Heyne genoß das Vertrauen der Regierung, hatte auf die Verwaltung Göttingens den entschiedensten Einfluß und erwarb sich um diese wissenschaftliche Anstalt große Verdienste. Gelingt es einer Universität, solchen einsichtsvollen, allgemein wissenschaftlich gebildeten und das Wohl des Ganzen im Auge habenden Mann als Vermittler und Fürsprecher bei der höhern Behörde zu gewinnen, so ist dies Loos das glücklichste; außerdem muß man oft die Zähigkeit des Lebens der Universitäten bewundern, welche ungeachtet vieler Anfeindungen, harter Behandlung, willkürlichen Planwechsels und Geringschätzung, dennoch nicht aufhören zu athmen.

Die Verbindung zwischen Heyne und Müller begann 1781 durch Büchersendungen und Recensionen für die „Göttinger gelehrten Anzeigen". Heyne nimmt Antheil an Müller's Schicksal, ermuntert zum Schreiben, sieht mit Ungeduld der Schweizergeschichte entgegen, für welche er aber bange ist, so lange Müller in der Schweiz lebt. Über Schulverbesserungen, die man in Bern vorhat, äußert der Erfahrene:

Man fange es am rechten Orte an, daß man es nicht durch Schulordnungen ausrichten will, sondern, daß man sieht, es komme alles auf den Mann an und sei keine Sache von einem Jahre.

In unsern Zeiten, ein halbes Jahrhundert später, als Heyne solches schrieb, hat man es kaum begriffen, und entwirft Schulpläne, mit denen sogleich alles vortrefflich sein soll. Über den großen Haller lesen wir: „viel umfassend Genie, und doch kleine Seele; klein und eng durch übel verstandene Religion!" Als die Schweizergeschichte erschienen war, soll Spittler sie recensiren, zögert lange und Heyne erhält endlich eine Anzeige, „die wahrhaftig keinen sehr tief eindringenden Blick verräth; und wenn er vollends den Styl anklagt, so geziemt es ihm am wenigsten, da er einen erkünstelten, witzelnden Styl hat, der mich zurückstößt". Ja freilich, Spittler und Müller waren in Absicht des Styls und auch wol der Geschichtsauffassung Antipoden.

Nach dem J. 1790 stockt der Briefwechsel, bis zu der Zeit, wo Müller als Excellenz (1807) im westfälischen Reich an die Spitze der wissenschaftlichen Angelegenheiten tritt, und nun wird die Mittheilung desto häufiger. Heyne übersendet alle Etats, welche die Lage, Fonds und Hülfsquellen der Universität betreffen, und kann sagen: da das Meiste unter seinen Augen, seit 1763 entstanden, unter mehren aufeinanderfolgenden Curatoren angelegt und fortgesetzt sei, so zeige es einen seltenen Fall von progressiver planmäßiger Gleichförmigkeit, mit dem Blick auf eine Fortsetzung und Vervollkommnung, welche erst mit der Zeit in einer Reihe vieler Jahre zu erwarten und zu erreichen war. „Wie herzzerreißend ist es, zu denken, daß alles zerfallen, zertrümmert werden solle!" (1808.) Nun folgen Klagen über Klagen, für die Freitische fehlt Geld, das wird Einfluß auf die Frequenz haben, erledigte Stellen müssen besetzt sein, die Witwen haben Ansprüche, die turbulenten Köpfe und Naturphilosophen (Himly) machen Verlegenheit, für die Societät der Wissenschaften, die Bibliothek und übrigen Institute ist zu sorgen, und „daß durch eine verabredete Übereinkunft unter Mehren etwas Kluges und Bestehendes bei uns zu Stande komme, erwarten Sie nie; meinen, wollen, ordnen wird Jeder; Hand anlegen und ausführen Niemand". Merkwürdig ist die Zeichnung der heimlichter Professoren (S. 63 fg.), „die so schwer den Geist der kleinen Universitäten, das Kabalkren, Renommiren, Neigung zu Hetzen und Friedestören ablegen". Heyne wünscht sie nicht nach Göttingen, sie würden bei überall schon besetzten Fächern mit mäßigen oder geringen Besoldungen sich einander selbst auffressen. Innig bedauert er seinen Freund über alle sich ihm entgegenstellende Ungeheuer, Harpyen, Eumeniden und Gorgonen, er selber hat sich längst auf den Fuß gesetzt, nichts zu hoffen, aber mit aller Kraft zu handeln, als hoffte er Alles. Die Menschen zwingen, daß sie etwas Besseres thun oder thun lassen, als sie selbst wollen und gern ungeschehen sähen, ist noch seine einzige Aufheiterung. Aber eine solche Auskunft ist traurig, und sie mislingt, weil stets neue Verdrüßlichkeiten und Gegenwirkungen sich erheben. Es kommen Schulprojecte mit Tabellengeist und Maschinenwesen, da doch nirgend „Aufmunterung" nöthiger und wirksamer ist als im Schulwesen, worin ohnehin die Einförmigkeit der Lehrgeschäfte zum Mechanischen leint. Der Ton der Programme mißfällt, die Conscription drückt, Müller selbst geräth in Gefahr, Heyne wird bei so vielen bekümmernden Umständen nur durch Müller's Briefe erfreut und hofft, dieser werde einst in ruhigern Zeiten auf die stürmischen Tage zurücksehen können; dulden will Heyne gern, nur nicht glücklich preisen, er wünscht Befreiung von der Last seiner Arbeiten, da man ihn über kurz oder lang ausbeißen wird (Eichhorn hatte statt Heyne's ein Programm geschrieben, ohne ihn zu benachrichtigen, dem dieses Geschäft oblag), ihm deutet das Herz, dem sein letzter Athemzug wird der Georgia Augusta gewidmet sein, mehr als im Kleinen, Unwesentlichen läßt sich Nichts halten, die Schlechtigkeit der Menschen hat die Schranken zersprengt, Heyne preist sich glücklich, daß er das Ende seiner Laufbahn näher vor sich sieht als Müller (überlebte aber diesen drei Jahre), die Menschen sind nicht werth, daß man für sie sich aufopfert, man vermehrt seinen eigenen Kummer, wenn man so vielen Unglücklichen sein Ohr leihen muß und nicht helfen kann; hätte man nicht blos das Eingehenlassen, sondern aus Zusammenstoßen mehrer mittelmäßigen Anstalten etwas Tüchtiges zu machen, zum Augenziel, so ließe sich Alles noch verschmerzen, aber Alles und Alles zum Mittelmäßigen herabzubringen, ist, gelinde zu sagen, keine Verbesserung des Ganzen; der Oberpoliceidirector soll Censur üben

und gestützt, er verstehe von Allem Nichts, weiß nicht einmal, was vidi heißt; man glaubt in Utopien zu sein, wie glücklich war man sonst u. s. w. Wahrlich, ein Blick auf diese Leiden des verdienten, rastlos thätigen Mannes vergegenwärtigt lebendig jene westfälischen Zeiten, in denen der Untergang nicht blos Göttingens, sondern ganz Deutschlands unvermeidlich hereindrohte und nicht abgewendet werden konnte durch alle Bestrebungen Einzelner, sondern nur durch ein Gottesgericht.

v. Dohm's Briefe, seit 1781 aus Berlin, dann hernach aus Köln, Aachen, Pustleben, enthalten außer manchem Literarischen allerlei Mittheilungen über die Nunciaturstreitigkeit und die lütticher Revolution, die dem Forscher des Einzelsten und Besondersten manche nicht unwillkommene Nachricht geben mögen, jedoch für Leser der Gegenwart zu sehr ins Kleine sich verlaufen und ohnehin in Dohm's „Denkwürdigkeiten" historisch dargestellt sind. Prophetisch warnt Dohm (1785) vor einer Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, welche Müller wünschte und worin er später — freilich unter unglücklichen Verhältnissen — zu Grunde ging. Er soll sich seine vortheilhafte Muße erhalten und die Schweizergeschichte vollenden. An einem aachner Constitutionsplan (1790) hatte Dohm Theil genommen und erwartet davon etwas. In Pustleben (1804) drückt ihn der tödtende Mechanismus, die geistlosen, kleinen, alle Zeit und Kräfte verzehrenden Geschäfte, das Verschwinden der Hoffnung, irgend einen großen, würdigen Zweck zu erreichen, das dauerhafte Wohl des Landes zu gründen. Bessere Schulanstalten, besseres Abgabensystem wollte er der Provinz hinterlassen, durch die veränderte politische Lage der Dinge (Oct. 1805) sind alle Hoffnungen, wo nicht ganz zerstört, doch für die Dauer seines Lebens ihm genommen, er sucht in seinem kleinen Kreise so viel Gutes zu stiften als möglich. Später (1807) wird durch schlechte Menschen sein Vertrauen, dessen er genoß, zu schwächen gesucht und er bei den französischen Autoritäten verdächtig gemacht, er kann nichts Gutes mehr wirken und erliegt unter täglichem Verdruß und Unmuth. Er bittet um Erlaubniß, sich zurückzuziehen. Kleine Akademien zum Besten der größern zu opfern, widerräth er, besser sei es, sie zu lassen, wie sie bisher im protestantischen Deutschland bestanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ivar, der Skjuts-Junge, von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Morin. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

In Schweden wird jeder nicht die Schnellpost benutzende Reisende durch Vorspann weiter befördert, welche Skjut heißt und von den Bauern gegen ein von der Regierung festgesetztes Fuhrlohn der Reihe nach gestellt werden muß. Ivar Borgenstjerna war ein Skjutsjunge und liebte den alten Schimmel, mit dem er fuhr, wie einen Freund; das ganze Liebessehnen des sechzehnjährigen Knaben hatte sich dem treuen Thiere zugewendet, mit dem er sprach und spielte, und so schön that, als sei es ein menschliches Wesen. Ein roher Courrier peitscht und fährt es ungeduldig zu Tod, und als er erfährt, daß der Knabe von Adel sei, schlägt er ihn, weil, wie er sagte, er seinen Adel beflecke, indem er so niederes Gewerbe treibe. Des Knaben Altern waren aber sehr arm und er hatte nicht gemeint, daß man einen adeligen Namen beflecke, indem man sein Brot aufrechtliche Weise erwerbe; und er nahm sich vor, nie seinen Adel geltend zu machen, da dieser zu solcher Ungerechtigkeit Veranlassung gewesen, da ein Adeliger sich solche Härte erlauben dürfe.

Es wird so vielfach behauptet, daß die goldene Zeit des Adels vorbei und der Adel seiner Privilegien verlustig gegangen sei, während man eigentlich jetzt den Adel recht ehrt, indem man verlangt, daß er etwas leiste und ihn so viel höher stellt als damals, wo ihm nebst den andern Privilegien auch das der Roheit und Unwissenheit zugestanden wurde. Jetzt, wo das „Standesgemäß" so verschiedenen Ansichten unterworfen ist, gibt diese anmuthige Frauenschrift eine schöne Hinweisung auf das richtige Verständniß, indem sie den Skjutsjungen Ivar als Gerberlehrling und Gerbergeselle dem Leser vorführt und ihn später als reichen Mann dem hochmüthigen Oberstlieutenant von Dressen, dem einstigen Courrier, gegenüberstellt. Der Oberstlieutenant hat dem Standesgemäß so viel Opfer gebracht, daß er beinahe nichts mehr zu opfern hat und die Badereise mit erborgtem Gelde unternimmt, um seine Tochter gut zu verheirathen. In der Tochter erkennt Ivar nun ein kleines Mädchen wieder, die er einst als Skjutsjunge mit ihrer Mutter auf einer Reise nach dem Norden begleitet hat; die bleiche Frau, die ihn damals um Schutz gebeten, war Frau von Dressen. Ivar trat indeß unter so veränderten Umständen auf, daß er nicht von ihnen erkannt werden konnte.

Im Oberstlieutenant von Dressen sind nun die Vorurtheile des Standesgemäß in den grellsten Umrissen dargestellt; mit der Prahlerei nach außen und der Gemeinheit im Innern, der angenehmen Form im geselligen Kreise, dem Egoismus des Haustyrannen, mit dem ewigen Scheinen und für reich Geltenwollen, während bittere Armuth drückt. Leider mag dieses Bild wol nach der Natur gezeichnet sein, und es mag wol manche adelige Familien geben, welche, in so verderblichen Vorurtheilen befangen, ihren gänzlichen Untergang herbeiführen, den sie hätten vermeiden können. Die Verschwendung aus Ostentation mit dem stillen Darben, äußere Pracht und Repräsentation mit der innern Zerrüttung des Vermögens sieht man in der großen Welt noch oft Hand in Hand gehen und ein nur allzu durchsichtiger Lügenschleier wird über manche vornehme Misere gezogen. Die Begriffe von Ehre erhalten auf diese Weise auch eine falsche Färbung und sind verschiedenen Auslegungen unterworfen. Dem armen Handwerker glaubt mancher Vornehme jahrelang den sauer verdienten Lohn vorenthalten zu dürfen, den reichen Spieler aber muß er gleich bezahlen können. Dem ungeliebten und verachteten Gecken hohen Standes eine adelige Tochter vermählen, ist kein Schandfleck für die Familie, die Ehe mit dem achtbaren Bürgersohn wird aber von Manchem dafür gehalten, und Mancher übersieht, daß das Standesgemäß eines jeden Standes vor Allem honett sein und das adelige Wappen von derselben Ehre bewacht werden muß als die Firma des Kaufmanns und der ehrliche Name des Bürgers.

Der Oberstlieutenant ist in seinen vornehmen Roheiten durch alle Verhältnisse in der Welt und im Familienkreise außerordentlich gut durchgeführt. Der Egoismus in der Familie, mit dem er den besten Platz und die besten Bissen für sich in Beschlag nimmt, die Sucht nach vornehmem und reichem Umgang, die gemeine Deutung der Handlungen Anderer, im Bewußtsein der eigenen gemeinen Motive, die Härte gegen seine Gemahlin und kriechende Höflichkeit gegen Fremde, der plötzlich veränderte Ton gegen die Seinen, wenn fremde Zeugen zugegen, die Manoeuvres zur Erwerbung eines reichen Schwiegersohns, und als Ivar um die Tochter anhält, die Bedingung, dem adeligen Namen einen Titel vorauszusetzen, die Wuth, als dieser von der Kanzel gelesene Titel nur der eines Gerber-

weiters ist, und das plötzliche freundliche Lächeln, womit er die fremden Glückwünschenden empfängt und dem noch soeben von ihm verachteten Titel eine dem Schwiegersohne schmeichelhafte Deutung gibt —: jeder Federstrich liefert einen charakterisirenden Zug.

Der Skjutsjunge wird also der Schwiegersohn des stolzen Oberstlieutenants von Dressen, der ihn als Knabe so ungerechter Weise mishandelte. Der Skjutsjunge hat aber seine Rache noch nicht genommen, er hat sich dem Schwiegervater noch gar nicht zu erkennen gegeben. Erst als er die geliebte Frau auf seine Besitzung eingeführt, als der Oberstlieutenant sich erfreut an all dem Luxus von Wagen, Gardinen, Meubles und Bedienung, erst am Hochzeitmahle, wo er Freunde geladen, erzählt er die Geschichte mit dem Schimmel und dessen Führer so einfach, als sie sich zugetragen; diese ungerechten Schläge, setzt er hinzu, haben ihn bewogen, seinen Adel abzulegen und als Hr. Borg aufzutreten. Ein Rescript des Königs, welches dieses Gesuch bewilligt, wird dem hochmüthigen Schwiegervater vorgelegt und Leser und Gesellschaft weiden sich an dessen Wuth. Natürlich ist Alles nur ein Scherz und eine kleine Rache und Ivar entsagt nicht dem Namen seiner Väter.

Eine Episode lenkt für einen Augenblick die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine Nebenfigur, auf Wiren's Gattin Virginie, welche so stumm, schweigsam und theilnahmlos an des Gatten Seite dahinlebt und kein Glück gibt, ohne selbst Unglück zu empfinden. Die in dieser verschlossenen, dem Anscheine nach so kalten Seele erwachende Leidenschaft für Ivar, ihres Mannes Freund, wird wie ein Schlüssel zu manchem verkannten Frauenherzen dem Leser gleichsam mit zitternder Hand überreicht; und während die Arme sich strafbar fühlt, wegen der stummen Neigung ihres Herzens, während sie sich Vorwürfe macht über die erste Unwahrheit, die zur Verhüllung der strafbaren Neigung ihren Lippen entflohen war, theilt man die Empfindung des Gatten, welcher, in der Freude, entdeckt zu haben, daß sie Herz und Gefühl besitze, gern vergißt, daß beides sich einem Andern zugewendet, sie an sein Herz zieht und ihr Freund, ihr Vertrauter im Schmerz sein und ihr liebend lehren will, ihn zu lieben, statt des fernen vermählten Freundes. Selten mag es wol im Leben vorkommen, daß die Verirrung der Gattin solche Nachsicht bei dem Gatten findet, und doch könnte wol mancher ernstere Fall verhütet werden, wenn ein liebender Freund die Irrende zurechtführte und das gekränkte Herz vergäbe, anstatt daß die gekränkte Eitelkeit gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten nur spricht und das Übel verschlimmert.

Ob indeß diese auf so zarte künstliche Weise zusammengehaltene Ehe wirklich glücklich ist, was die schöne, stolze, stumme Virginie bei Ivar's Erzählung seiner Skjutsjungen-Begebenheit und deren Folgen empfunden, ob nur Bewunderung für den Helden und Liebe für den eigenen so unbedeutenden Gemahl, ob kein Weh durch ihre Seele gezogen? davon schweigt die Geschichte.

Die Verf. versteht sich, nebst einer stets durchgeführten Zeichnung der Charaktere, auch auf eine höchst lebendige Darstellung äußerer Begebenheiten; ihre Versuche auf Humor misrathen ihr indeß meistens und sie verschwendet ihre Federstriche oft an zu Unbedeutendes, was zur Staffage des Romans nicht nöthig ist und das Interesse hemmt, anstatt es zu fördern. Außer dem edeln, so vorurtheilsfreien Helden Ivar und seiner liebenswürdigen, gemüthlichen Braut Amelie nimmt auch Frau von Dressen in ihrer stillen Duldung und Entsagung bei des Mannes tyrannischem Egoismus und inconsequentem, launigem Wesen das Interesse des Lesers in Anspruch. Ferner sind die Nebenpersonen gut gezeichnet. Die gesprächige Mlle. Nygvist, die so viel Unheil im Bade anrichtet, die praktische Pfarrerstochter Mina mit ihrem lammhaften Verlobten Hrn. Lamm, der lächerliche Kammerjunker von Gössel, alle diese Gestalten sind thätige und den Beifall verdienende Agenten bei der Entwickelung des Romans, und der Leser legt dieses Buch aus der Hand mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß ihm noch manche solche Kinder Schwedens zur Beurtheilung gereicht werden möchten. 8.

Literarische Notizen.

James Reddie gab heraus: „Inquiries in international law." Wichtig darin ist besonders die weitläufige Abhandlung über den Unterschied zwischen dem natürlichen und dem positiven Völkerrecht. Die Verf. sucht die Ansicht von Schmalz zu widerlegen, daß die moralischen Verpflichtungen, die praecepta virtutum, hierbei nicht in Anwendung kommen könnten. „Es scheint", sagt er, „kein genügender oder haltbarer Grund da zu sein, warum die Gesetze der Moralität, die doch anerkanntermaßen auf die Menschen als Individuen ihre Anwendung finden, nicht auf sie in collectiver Bedeutung als Staaten in Anwendung kommen sollten; und es scheint hinreichend zum Zweck einer gründlichen Untersuchung, die Grenzen zwischen der Ethik und dem Völkerrecht genau zu bezeichnen." Reddie, welcher das natürliche Recht der Völker als die wichtigste Quelle des europäischen internationalen Rechts betrachtet, stellt sich auch mit Klüber, Martens und andern Deutschen in Opposition, welche nach seiner Meinung den Verträgen und Conventionen ein zu großes Gewicht einräumten.

In der königlichen Bibliothek zu Paris ist neulich ein böhmisches Manuscript entdeckt worden, welches mehre theologische Abhandlungen von Johann Huß enthält. Man hatte es lange für ein kroatisches (!) Manuscript angesehen. Es mag zu Anfang des 15. Jahrhunderts geschrieben sein. 2.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Neue Folge. Vierter Jahrgang.
Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Verrath Strasburgs an Frankreich im Jahre 1681. Von **H. Escher.** — II. Landgraf Hermann von Thüringen. Eine historische Skizze von **Ed. Gervinus.** — III. Die brabantische Revolution 1789—90. Eine Skizze von **W. A. Arendt.** — IV. Der Jesuit Girard und seine Heilige. Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, mitgetheilt von **A. Kuntzel.** — V. Erasmus von Rotterdam. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. Von **H. Escher.** — VI. Über die französischen Verfassungsformen seit 1789. Vortrag gehalten am 5. Febr. 1842 im wissenschaftlichen Vereine, von **Fr. v. Raumer.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler**, sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte (1842) 2 Thlr.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 295. — 22. October 1842.

Briefe an Johann v. Müller (Supplement zu dessen sämmtlichen Werken). Herausgegeben von Maurer-Constant. Zweiter bis sechster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 294.)

Der dritte Band bringt eine größere Reihe von Briefstellern, worüber die Vorrede des Herausgebers äußert:

Weder die bekannte, eben nicht berühmte Kälte Goethe's, noch die ebenfalls nicht unbekannte, wol mit Recht getadelte Überschwänglichkeit Windischmann's werden so ansprechen, wie Falk's Genialität, Schlözer's Kernhaftigkeit, Vogt's Gemüthlichkeit, Ge. Schlosser's Zutraulichkeit, Bredow's mannhafter Sinn, Pfister's Ernst, Wachler's treuer Fleiß und Breyer's Lebendigkeit.

Mit manchen Einschränkungen mag man dies Urtheil gelten lassen. Goethe antwortet nach Empfang der „Reisen der Päpste" (1782):

So wenig wir uns dem Strome der Zeit entgegenstellen können, so ist es doch immer gut um der Einzelnen willen, wenn eine Stimme dem Beifall widerspricht, den das Menschengeschlecht oft Handlungen und Begebenheiten zujauchzt, die sie ins Verderben führen. Und wer eine Anlage hat, klug zu werden, mag es nächst dem Leben in der Geschichte suchen.

Müller's Theilnahme an der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" führt beide Männer einander näher, Goethe äußert sich aufs freundlichste und unternimmt sogar eine Übersetzung der von Müller (1807) französisch gehaltenen Rede über den Ruhm Friedrich's II. Falk wünscht (1806) Theilnahme an seiner Zeitschrift „Elysium und Tartarus",

Pfaff und Ritter sind veraltete Formen, Europa soll frei sein, das deutsche Erziehungs- und Universitätswesen bedarf einer großen, durchgreifenden und zeitgemäßen Reform (1808), ein großer europäischer Bund, wo Spanier, Deutsche, Franzosen, Griechen, das Alte und Neue zu einer universellen, vielseitigen Bildung sich die Hand bieten, ist eine Idee, deren Ausführung eines Joh. Müller würdig ist.

Von der durch den Vorredner erwähnten Genialität erblickt Ref. hierin weniger, als von gutmüthigem Glauben und voller Verkennung der Wirklichkeit.

Schlözer war kein Mann für Joh. Müller. Beide hatten freilich ein Gemeinsames, die Gelahrtheit, aber außerdem war jener ein Realist, dieser ein Idealist; jener derb, auch platt, bis zur Grobheit; dieser leicht hingerissen und in Begeisterung gesetzt, selbst vom Scheine, selbst von der Fabel; jener ablehnend gegen Fremdes und Zierliches, dieser empfänglich für verschiedenartige Empfindungsweisen und wohlgefällige Formen; jener eine nackte Prosa, dieser eine gewandumhüllte Poesie. Beide gewannen Ruf durch entgegengesetzte Eigenschaften, des Einen hölzerne und herabwürdigende Auffassung der Vergangenheit galt im weichschwärmenden Zeitalter für Originalität, die verschönernde Darstellung alter Zeiten durch den Andern ward als Spiegelbild des Vortrefflichen willkommen geheißen und als ausgezeichnete Begabung verehrt. Nicht über Griechen und Deutsche, nicht über Päpste und Bern hätten die Beiden sich verstanden. Daher beginnt denn ihr Briefwechsel (1771) durch „allerliebste Anekdoten", welche Müller mitgetheilt, und Schlözer erwidert sie durch die Nachricht, daß sein Dörtchen 87 Wörter und 192 Ideen habe, falls er richtig gezählt. Als Müller berichtet, er habe Schlözer's Styl vertheidigt, antwortet dieser, er tröste sich wie ein Mädchen, welches weiß, daß sie häßlich ist, wolle indeß künftig mehr deutsch, ohne französische Worte schreiben, nur solle Müller ihm Rétraite (Rückzug) gleich kurz und kräftig übersetzen. Einmal heißt es:

Sie Historiker, sprechen auch noch von republikanischer Tugend der großen Griechen? Packvolk waren diese Griechen, wie weiland polnische Confederirte, wie weiland schwedische Reichsstände!

Ein andermal wird gemeldet, sein Lisettchen sei aus den Windeln genommen und wie ein großes Mensch gekleidet und tractirt, sie lache schon in ihrer siebenten Woche, wenn man ihr Faxen vormache, gehe schon aufs Stühlchen und habe sich drei Nächte rein gehalten; wenn sie seine erstgeborene Tochter wäre, dächte er, sie sei ein außerordentliches Kind. Derselbe Mann schätzt den Tacitus und hält auf seiner Reise nach Paris die Franzosen für das erste Volk der Welt, weil ihr Charakter ist, „seinem Nebenmenschen ein angenehmes Stündchen zu machen" (1774). Als Müller sich über eine Recension (wahrscheinlich die Spittler'sche) beklagt, antwortet er:

Wenn mir Einer mündlich sagte, ich wäre ein Dummkopf, so geb' ich ihm ein paar Ohrfeigen. Sagt mir aber Einer in einem Epigramm oder in einer Recension, ich wäre ein Rindvieh, oder hätte gestohlen, einen falschen Eid gethan, so mache ich kein Mouvement.

Dies ist nun, mit des Briefstellers Erlaubniß, eine Prahlerei; denn über Kästner'sche Epigramme, die ihm weder Diebstähle noch falsche Eide vorwarfen, hat er sich genug geärgert und selbst in Hanover beklagt. Mit 1782, als

Müller in die Nähe von Göttingen kommt, endet der Briefwechsel und wird in der westfälischen Zeit nicht wieder angeknüpft.

Niklas Vogt erwartet bei dem Ausbruch der französischen Revolution vom Fürstenbunde, daß er die Furcht der Fürsten vergrößere, um sie näher zusammenzubringen, und den Muth des Volks anfache, um den Despotismus einzuschränken, es ist aber ganz anders gekommen; besser gelingt sein Wunsch, Professor zu werden, denn er ist es in Mainz geworden. Seine Ansichten findet er mit Müller sich übereinstimmend und glaubt, es komme von ihrer beiderseitigen Bildung durch die Alten. Adam Müller schließt sich an seinen Namensvetter, als an einen der reifsten Charaktere des Jahrhunderts, wobei der Herausgeber nicht unterlassen kann zu bemerken, Joh. Müller habe bis an sein Ende eine gewisse Unreifheit des Charakters behalten, und jenes Urtheil gehöre daher zu den unreifen. Adam's Lehre vom Gegensatz erfährt vom Johannes leisen Tadel, und jener klagt, es hätten sich Freunde von ihm losgerissen, was wol erklärbar ist durch seinen Übertritt zum Katholicismus, durch seine nicht geistlosen, aber wunderlichen Ansichten, weswegen Goethe nicht antwortete und Genz erklärte, ihm sei sein Buch zuwider und unbegreiflich. Ge. Schlosser geräth durch die Darstellung des „Fürstenbundes" mit dem Verf. in Verbindung (1788), ist aber der Sache unter den vorhandenen Umständen nicht gewogen, beschäftigt sich lieber mit Macchiavell und sucht zu zeigen, wie es möglich sei, bei jeder Constitution sich glücklich und unter jeder Regierungsform das Volk glücklich zu machen. Nur drei Briefe sind von ihm vorhanden. Bredow (seit 1804) schreibt mehr in der westfälischen Zeit. Heyne bezeichnet ihn als plump, im Zuschnitt der kleinen Universitäten, als einen starken Egoisten und Rechthaber, sonst aber einen scharfsinnigen gelehrten Mann. Müller'n verehrt Bredow als Stammhalter echter Deutschheit, einzigen Geschichtschreiber des Vaterlandes, der nur Gediegenes zu Tage fördert, der auf seine Studien großen Einfluß gehabt. Durch eine Gehaltzulage bleibt er in Helmstädt (1808), nur wird die Existenz der Universität unsicher und freimüthige Worte in seinen Vorlesungen bringen ihn vor den Procurator, welcher ihm vorschreibt, nichts als die Facta zu erzählen. Stockung der Gehaltzahlungen veranlaßt die Bemerkung: bei aller Liebe zu den Wissenschaften störe es nothwendig, wenn man mit Ängstlichkeit an Essen und Trinken, an Wohnung und Erwärmung denken müsse. Woltmann schreibt (1797) mit großer Verehrung, ihm sei in seinem Sinne Müller der einzige Historiker in Deutschland, nach Tacitus der einzige Geschichtschreiber, welcher den Bund der Fähigkeiten besaß, die zur Erforschung und Darstellung der Historie erfoderlich sind. Wie hier des Lobes zu viel, so ist in Woltmann's Schrift über den verstorbenen Müller der Anerkennung zu wenig, und solcher Widerspruch wirft einen Schatten auf den Charakter des Schreibenden. Woltmann war in einer gewissen Idealität Müller'n nicht unähnlich, arbeitete aber leichter und flüchtiger, Schiller nannte seine Werke u[illegible]lf. Er zählte sich indessen (nach S. 212) zu einer Schule, in welcher Müller als Meister seinen Sitz einnehmen solle. Pfister ward mit Müller auf dessen Durchreise durch Stuttgart (1804) bekannt und bewahrt ihm ein treues Andenken. „Des Geschichtschreibers Beruf ist, das Unsterbliche im Menschengeschlecht zu bewahren, diese hohe Würde haben Sie mich kennen gelehrt; das ist der Zauber Ihrer Schriften, der auch den Laien so mächtig ergreift, der Ausdruck des tiefsten Gefühls für Alles, was der Menschheit heilig ist." Wachler nennt die Geschichte der Schweiz seine historische Bibel, verspricht sich von der Umwandlung der Dinge durch den Gewaltigen viel Gutes (1807), jedoch kommen bald auch die Klagen in Marburg wie in Göttingen und der Optimist Wachler tröstet sich mit der Bemerkung: „Der Büchermensch hat eine eigene Welt, und kaum kann eine andere ihm gefallen, zumal wenn sie etwas grell contrastirt." Breyer's Briefe haben viel jugendlich Vergötterndes, Müller heißt ein göttlicher Geschichtschreiber, ein himmlischer Mann, dem er seine äußern Verhältnisse, seine Plane, wie ein Sohn dem Vater, mittheilt. Zur Charakteristik der damaligen Universität Landshut (1805) ist Folgendes merkwürdig. Breyer hatte in Vorlesungen seine Ansicht des Mosaismus entwickelt, daß der ursprünglich einfache Plan Moses von dessen Bruder Aaron und übrigen Gehülfen in Pfaffenthum umgewandelt worden; dies erzählten einige Zuhörer in Regensburg und der dortige württembergische Gesandte Seckendorf schreibt darüber an einen landshuter Collegen, es thue ihm leid. Der College zeigt Breyer diesen Brief und fügt hinzu: Breyer's Ansicht sei ihm schon längst bekannt, denn ein Student der Theologie habe es ihm in der Beichte vertraut und angefragt, ob er noch ferner bei Breyer hören dürfe, er (der College) habe getrost Ja geantwortet!! Windischmann's naturphilosophische Überschwänglichkeit war schwerlich für Müller geeignet, doch schreibt jener: „Großer und ewig geliebter Mann, ich habe Sie erkannt, wie vielleicht Wenige Sie jetzt erkennen."

Für die Veröffentlichung der Briefe von Friedr. Nicolai im vierten Bande hielt der Herausgeber eine Entschuldigung nothwendig (Vorr. S. VI), und gerade diese Briefe sind köstlich, vielleicht das Köstlichste in der Sammlung, und geeignet, eine besondere Art der Hochachtung für den alten Berliner neu zu erwecken, die er durch Kämpfe mit Jesuiten, Philosophen, romantischen Dichtern und durch Fichte's meisterhafte Beschreibung seines Lebens und seiner Persönlichkeit fast verloren haben mag. Nicolai natürlich ist nicht geistreich, nicht Philosoph, nicht Orthodox, nicht Schwärmer und will es nicht sein, sondern macht Anspruch auf Bücher- und Weltkenntniß, auf verständiges Urtheil und richtigen Geschmack, auf eine Weisheit des Lebens, die sich selber predigt und er hinterher als ihr Prophet. Das Docirn kann er nicht lassen, aber meint es gut, will das Beste Anderer und sein eigenes, nur die Menschen sterben aus, die ihn hören, und das junge Geschlecht lärmt ihm ent-

gegen in andern Tonarten. Wenn er heute wiederkäme, wo Alles Hegelt, Goethet, Tieckt, Hengstenbergert, Bettinert — er müßte sich kreuzigen und segnen, und vielleicht mit einem alten Vernunftspruch trösten: „die Welt sei ein Narrenhaus". Sein großes Denkmal, die „Allgemeine deutsche Bibliothek", ruht vergessen und staubbedeckt, oder wird verachtet; seine „Reisen" haben geweissagt von Jesuiten, aber ihm glaubte damals und glaubt noch jetzt nach der Erfüllung kaum Jemand; sein Rationalismus ist verschollen, oder flieht als ein gehetztes Thier in verborgenes Dickicht — was ist doch der Ruhm vor Menschen? Und nun tritt der Mann hervor aus seinem Grabe mit Briefen, die nicht für den Druck bestimmt waren, und sagt mit dürren Worten Dinge, die treffen, die weder oberflächlich noch veraltet, ihren Weltwerth als baare Münze behaupten! Der Briefwechsel mit Müller (von 1772—1808, in den letzten Jahren lebten beide Männer in Berlin) begann durch Theilnahme des Letztern an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", für deren Vervollkommnung Nicolai alle Vorschläge willkommen heißt. Müller hatte theologische Recensionen eingesandt, unter andern eine vom Naturalismus, und wünschte, daß dieselbe vor dem Druck den Theologen Sack und Spalding mitgetheilt werde. Diese sind sehr darüber angethan, und indem Nicolai sie vertheidigen will, verliert er allen Geruch der heterodoxen Orthodoxie.

Sack, der noch nie alles gesagt hat, was er denkt, der hingegen vieles gesagt hat, was er nicht denkt, und dabei bis in sein zweiundsiebzigstes Jahr Oberconsistorialrath geblieben ist — diesem Mann ist es gar nicht erfreulich zu vernehmen, daß Jemand Aufsehen machen will. — Unsere neuen Theologen fühlen die Tyrannei des Despotismus (Orthodoxie), suchen sein Ansehen zu untergraben, machen jeden Bürger aufmerksam auf sein Recht, an der Regierung Theil zu haben, aber sie würden es sehr übel aufnehmen, wenn er dies Recht weiter brauchen wollte, als um dem Despoten etwas von seinem Ansehn zu rauben. Sie wollen statt des Despotismus die Aristokratie einführen und selbst die Oligarchen sein. — Diese Bemerkung muß man beständig vor Augen haben, wenn man mit Theologen zu verkehren hat. Sie lieben die Freimüthigkeit und die Freimüthigen sehr, sobald diese ihrer Freimüthigkeit ein Ziel setzen und gewisse Dinge nie berühren wollen, von denen die Theologen festgesetzt haben, daß sie stehen bleiben sollen. — Sie hätten alles sagen können, was Sie sagen, nur hätten Sie es auf eine andere Weise sagen müssen; Sie hätten einige theologische Sätze mit geweihten Worten voranschicken, hernach fein bedächtig sprechen, Einiges mehr auf Schrauben setzen, vor allen Dingen aber nicht witzig oder lustig sein sollen.

O du alter Weltkenner, wie fein hast du deine Theologen gezeichnet, und wie es scheint, mit ihnen auch ihre späten mehr oder weniger wieder orthodox gewordenen Enkel! Aber auch über Styl, obgleich selber kein musterhafter Stylist, weiß er zu sprechen und tadelt an Müller die fortwährend wiederkehrende Declamation.

Sie sind ein junger Most, der braust; wer ihn aber gähren sieht, trinkt ihn nicht; der Maderawein, der seine Stärke hinter Lieblichkeit versteckt, findet gewisser einen Trinker. Hierzu kommt, daß man, wenn man declamirt, nicht allemal die Sachen richtig bestimmt. — Dürfte ich Sie auch bitten, die vielen französischen Wörter, die Sie brauchen, mit deutschen von gleicher Stärke und Richtigkeit zu vertauschen, z. B. Caprice, affreuse, decreditirt, Lüge u. s. w.

Letztere Bemerkung könnte sich unser heutiges jüngeres Deutschland gesagt sein lassen, welches freilich von Nicolai zu lernen verschmäht, und auch gewiß besser schreibt. Als sich Müller über die Berliner ärgert (1772), antwortet Nicolai: bei dieser Empfindlichkeit gehe alles natürlich zu.

Ein junger feuriger Kopf, der voll Liebe zum Wahren, Schönen und Guten seiner Einbildungskraft zu kühn Träumen Raum gibt, muß bei jedem Schritt, den er unter wirklichen Menschen thut, dieselben weit von seiner Erwartung entfernt und sogar weit unter derselben finden, weil er vergißt, daß die menschlichen Handlungen, die von sehr verschiedenen Ursachen herrühren, selten von zwei Individuen nach ganz gleichen Grundsätzen vorgenommen werden. Er ist nun so geneigt, auf eben diese Menschen zu schimpfen, die er vorher mit Eifer verehrt hat. — Fast alle Theologen haben eine besondere Art, die Gegenstände zu betrachten, die einem Laien, der ihrer nicht gewohnt ist, etwas fremd vorkommt. Es ist aber freilich sehr natürlich, daß jedem Menschen von dem Stande, in dem er sich befindet, etwas anklebt, und in der That einem Kaufmann, Soldaten, Universitätsgelehrten nicht weniger als einem Theologen. Eine gewisse Bedächtigkeit ist immer Kennzeichen der letztern.

Vielleicht wäre Ihnen (Müller'n) gar nicht unnütz etwas von der Bedachtsamkeit der Theologen anzunehmen. Verschwören Sie nicht das Schreiben, wenn sie aber schreiben, so bemühen Sie sich, anständig, zusammenhängend, fließend, ohne Flüge, ohne Sprünge, ohne Ausrufungen, ohne fremde Wörter, von denen die Gewohnheit einen stärkern Ausdruck wähnt, als von den entsprechenden deutschen, ohne Scherz mitten im ernsthaften Vortrage zu schreiben; urtheilen Sie bedächtig und suchen Sie Ihr Urtheil kurz zu fassen.

Diese Stylvorlesung empfiehlt kenntlich genug einen Nicolaistyl, und der Docent verweist auch ganz unbefangen auf sich selbst; inzwischen hat doch Müller das im Allgemeinen Richtige gefühlt, und wir lesen:

Es gereicht Ihnen sehr zur Ehre, daß Sie auf meine flüchtige Erinnerung Ihre Fehler im Schreiben und Denken so geschwind gefaßt und so glücklich zu verbessern angefangen haben.

Nicolai lobt Mendelsohn's edle Einfachheit im „Räsonnement", Xenophon's oder Nepos' ungeschmückte Erzählung, Lessing's philippische Stärke, Hume's Nachdruck und schätzt sie höher als Gerstenberg, Klopstock, Herder, wiewol ihm diese sehr schätzenswerthe Leute sind. Übrigens ist er nicht gegen alles Neue, und sieht bei Gelegenheit der Physiognomik von Lavater: wie wenig die deutschen Universitätsgelehrten kennen, was außer ihrem System liegt. Haben nicht beinahe alle gelehrte Zeitungen die Physiognomik für eine leere Träumerei erklärt und die gewissesten Wahrnehmungen in Zweifel gezogen, z. B. daß man einen Superintendenten oder Antistes von einem gemeinen Geistlichen unterscheiden könne, oder daß ein toller Mensch andere Gesichtszüge habe als ein verständiger. Als praktischer Philosoph erscheint er in dem Grundsatz:

ich habe mir zur unwandelbaren Regel gemacht, den Großen dieser Welt, zu denen ich mich nie dränge und die ich gar nicht brauche, alsdann, wenn der Fall kommt, daß sie mich brauchen, durchaus nicht weiter brauchbar werden zu wollen, als sie selbst wünschen.

Derselbe einsichtige Mann schrieb freilich „Freuden des jungen Werther's", obwol er die Leiden desselben ein herrliches Werk des Geistes nennt — um ein falsches Licht

gewisser moralischen Wahrheiten zu zerstreuen. Gut denn, er ist mit seinen Treffern und Fehlschüssen, mit seiner übermäßigen Fülle platter Wahrheiten und breiter Darstellung, mit seiner gutmüthigen Offenheit und Rücksichtslosigkeit, welches alles in vorliegenden Briefen sich kundgibt, oft ergötzlich und lehrreich, er wirkt trotz der Leiden des höhern Alters und erschütternder Familienereignisse in seiner Weise fort und bleibt bis ans Ende Müller's Freund.

Die Briefe Wieland's ließen sich leicht entbehren, er ist überhaupt besser im „Oberon" und den komischen Erzählungen, als in Briefen und prosaischem Vortrage, und was soll es heißen, wenn er Müller'n für Geschichtschreibung „die Mitte zwischen Xenophon und Thucydides" als Ideal empfiehlt? Karl Morgenstern will Müller'n nach Petersburg — einen gewiß ungeeigneten Ort — ziehen, Wolf rühmt von jenem, er gefalle sich in der Bewunderung edler und großer Männer, werde aber immer eleganter, eitler und fader. Posselt wechselt einige Briefe von (1787—94) ohne für uns noch merkwürdigen Inhalt und will bei dem Heißgeliebten um Unsterblichkeit betteln, wie Plinius einst bei Tacitus. Dietz vertheidigt gegen Müller ältere biblische Ansichten, drei Monate lang muß er in Kolberg die Belagerung (1807) mit ansehen, schifft sich dann ein mit seinen Büchern, will landen in Pillau, es ist belagert, in Königsberg, es ist genommen, in Stralsund, die Belagerung beginnt; er muß also nach Kolberg zurück, findet sein Haus zerstört und verbrannt und daß seine lieben Bücher bei Reisen eine erstaunliche Last und Ausgabe sind. F. A. Wolf's Briefe beziehen sich auf die unsichere Lage der Universität Halle in westfälischer Zeit, Zach. Werner fodert auf am Sterbetage seiner Mutter für die Selige zu beten, von Jean Paul und Seume sind bloße Empfehlungsbriefe abgedruckt, von Iffland ein Billet; Matthisson — durch Bonstetten mit Müller'n in Verbindung — versichert warme Freundschaft, Rühs dankt für Verwendungen, Dippoldt wünscht akademisches Leben und Einführung seiner Schrift über Karl den Großen. Zuletzt ist noch beigegeben ein Schreiben Müller's an Genz, worin (1805) eine innige Vereinigung solcher Edeln, welche die Erhaltung der Freiheit Europas wünschen, vorgeschlagen wird, der Freund solle in Allem, was die feindliche Macht lähmen und brechen kann, auf ihn zählen, und er bezeichnet prophetisch den ältesten Orleans (König Ludwig Philipp) als würdigsten Ordner Frankreichs, aber es sei schon gut, wenn auch „Ludwig der Klotz" Schlußstein werde.

Den fünften Band zieren ein paar Briefe König Ludwig's von Baiern, damals (1807) Kronprinz, welche Anfragen wegen der Walhalla enthalten. Dann folgen berner Aristokraten, v. Müllinen, Müller v. Friedberg, deren ehrenhafte alte Gesinnung und Lage mit der Franzosenzeit in böse Verhältnisse geräth. Soll man bleiben oder gehen? Müller v. Friedberg sehnt sich fort aus seinem Vaterlande, auch wegen seiner Kinder, bleibt aber auf Joh. Müller's Rath und nimmt eine Stelle bei der neuen Regierung. Die Briefe des Abts von St.-Gallen, Pancratius, und des Bibliothekar Hauntinger (seit 1799) beziehen sich auf damalige Kriegsvorfälle in der Schweiz und im Vorarlberg. Müller ermahnt sie, am urkundlich oder unstreitig bestandenen Recht festzuhalten; sobald man unter Vorschützung philosophischer Formeln hiervon abgehe, sei keine Haltung mehr, man komme in die Revolutionswirbel, im Ideenreich habe jeder seinen eigenen Gesichtspunkt, werde leicht verblendet über den wahren durch den Schimmer demagogischer Phraseologie. Doch in Absicht der Verwaltung der Macht könnte alten Misbräuchen gesteuert und das öffentliche Glück gesichert und vermehrt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Auch in England beginnt die dramatische Literatur ihre Flügel wieder zu regen. Unter mehren andern neu erschienenen Dramen, auf die wir später aufmerksam machen wollen, ist die fünfactige Tragödie „Athelwold", von William Smith, zu nennen, welche denselben Stoff, „die novellistische Perle der altenglischen Geschichte", wie Lappenberg sich ausdrückt, behandelt, den früher unter den Franzosen Masson, in Deutschland Klinger, Bertuch, welcher jedoch Masson's Stück nur bearbeitete, und zuletzt noch Marggraff unter dem Titel „Elfride" behandelt haben. Letzterer hat jedoch die Geschichte bis zum Tode der Tyrannin Elfride fortgeführt, während Smith wie Klinger mit dem Tode Athelwold's schließt, wobei denn natürlich die poetische Gerechtigkeit, wenn Athelwold's Charakter und der Elfride's nicht gänzlich auf die Spitze gestellt und verändert werden sollen, zu kurz kommt. Ein englischer Kritiker bemerkt über Smith's „Athelwold": „Die bei der Entwickelung dieser Geschichte thätigen Charaktere, Dunstan, Edgar, Athelwold, Elfride, sind für die dramatische Zeichnung gewiß wunderbar geeignet, kräftig markirt und deutlich sich voneinander absetzend, und in dieser Hinsicht hat Smith viel aus seinem Stoffe gemacht. Aber er fehlt darin, daß er die Personen seines Drama vermenschlicht; sie sind zu abstract, zu logisch genau in ihren Handlungen und Aussprüchen, um uns eine Idee von wirklicher Lebensthätigkeit zu geben. Von diesem Tadel nehmen wir Elfride aus, welche in entgegengesetzter Richtung verfehlt ist. Wir begreifen ihre Eitelkeit, ihre Sehnsucht nach dem Königshofe, wo ihre Reize ein größeres Feld zu Eroberungen zu hoffen haben; das Alles harmonirt mit ihren spätern Handlungen, aber wenn der Autor ihr die glühendsten Ausdrücke von Liebe — eines Weibes Liebe! — für den Mann in den Mund legt, den sie später ohne Zaudern bei dem ersten Zischeln der Eitelkeit entehrt und verräth, so empört sich das Herz gegen eine so gänzliche Zerrüttung des natürlichen Gesetzes. Dieser Charakter ist durchaus ohne Zusammenhang; er bildet zwei Charaktere, die nur durch einen gemeinsamen Namen miteinander verschmolzen sind." Im Übrigen meint der Recensent, der Autor gehöre wol nicht zu jenen ausposaunten „Revivals of the british drama", die ohnehin, mit Ausnahme von zweien oder dreien, eher phantasmagorische Schatten zu nennen seien.

J. O. Halliwell, der bekannte Alterthumskrämer, der auch die später in das Deutsche übersetzte „Early history of freemasonry in England", ein altenglisches Gedicht über die Grundgesetze der Baucorporationen, veröffentlichte, gab neuerdings heraus: „Torrent of Portugal, an english metrical romance", aus einem Manuscripte des 15. Jahrhunderts, in der Chetham-Bibliothek zu Manchester befindlich. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 296. — 23. October 1842.

Briefe an Johann v. Müller (Supplement zu dessen sämmtlichen Werken). Herausgegeben von Maurer-Constant. Zweiter bis sechster Band.

(Beschluß aus Nr. 295.)

Im sechsten und letzten Bande finden wir zuerst Briefe des wohlunterrichteten liebenswürdigen Erzherzogs Johann, fast alle, nach Hofsitte, in französischer Sprache. Erfreulich und für den Schreibenden ehrend ist die ununterbrochene Fortsetzung der Mittheilungen seit 1799 und wie wenig Hofluft, Zerstreuungen und herrschende Meinungen Anderer sein richtiges Urtheil stören. Er sieht, wie auch die übrigen Verständigen jener Zeit sahen.

Seit einem Jahre — schreibt er 1804 — bildete ich mir das System, mich in mich selbst zurückzuziehen, meine ernsthafte Weise so viel als möglich zu erhöhen, mich über Nichts zu äußern, aber alle Begebenheiten und Schritte zu beobachten, mich für alle möglichen Ereignisse vorzubereiten, um meinem Herrn und dem Vaterlande meine Denkart, Liebe und Treue zu beweisen. Wenige Personen kennen meine Ansicht der gegenwärtigen Verhältnisse, man weiß nicht, ob ich für Krieg oder Frieden, für oder gegen Frankreich bin. Der Plan Frankreichs ist jetzt nicht mehr geheim, er ist Universalmonarchie. Alle Staaten haben dasselbe Loos zu erwarten, die kleinen zuerst, die großen hernach, wenn man fortfährt so gleichgültig über die Tagsereignisse zu sein, und die unglückliche Unentschlossenheit fortsetzt, welche die französische Regierung durch Furcht und schöne Versprechungen zu erhalten weiß. Die Geschichte bewährt hinlänglich, was ich sage. Große Monarchien dankten ihre Größe nie ihrer eigenen Kraft, sondern der Uneinigkeit und den verkehrten Mitteln, womit man sich ihnen widersetzte. Europa ist jetzt in demselben Fall, und wenn die Regierungen fortfahren, wie bisher, so wird Frankreich vollständig seinen Zweck erreichen.

Späterhin (1806) kommen merkwürdige, näher eingehende Äußerungen über die eigene Theilnahme am Kriege:

Die Katastrophe für Östreich war vorauszusehen, nicht weil es unmöglich war, sich dem gemeinschaftlichen Feinde zu widersetzen, sondern weil die Menschen, die eine Rolle spielen sollten, längst bekannt waren. Ich spreche nicht von der Seele des wiener Cabinets, nicht von seinen beiden Organen, nicht von Mack, hinreichend bekannt durch seine Feldzüge von 1794 und von Neapel — ich bemerke blos, daß Alles vorhergesagt und — nichts geglaubt wurde. Diejenigen, welche alles leicht zu machen wußten, erhielten die Oberhand, und weil sie nichts vorbringen konnten gegen die Vorstellungen meines Bruders Karl und aller Wohldenkenden, ergriffen sie das sicherste Mittel für ihren Zweck und schickten uns zum Heer, meinen Bruder nach Italien, wo er ungeachtet überlegner Streitkräfte Nichts zu unternehmen wagte, mich nach Tirol, wo ich die Milizen ordnen sollte. Ich kam in dies Land ohne Vollmachten, wo schon vier Jahre die Sache sich ohne Erfolg fortschleppte wegen Uneinigkeit der Generale und der Civilautoritäten. Zwei Monate verflossen, ohne daß ich irgend einen Fortgang bewirkte, endlich, nach vielen Bitten, Briefen, Vorstellungen, erhielt ich Vollmacht, ungefähr um die Zeit, als die Franzosen die Feindseligkeiten begonnen hatten und vor Ulm standen. Im Tirol waren keine Truppen, Mack hatte Alles nach Deutschland gezogen, man hatte an keine Magazine im Lande gedacht, die, welche vorhanden waren, hatte man verbraucht, ungeachtet meiner Vorstellungen und der wiederholten Foderung der Landstände und der Bitte, aus Baiern durch Requisition Deckungsmittel ziehen zu dürfen — ich erhielt keine Antwort.

Bald darauf ward Erzherzog Johann nach Italien befehligt, sein Bruder schickte ihn wieder nach Tirol, er wollte nun dies Land gleich einer Festung behaupten, da kamen die Unfälle in Deutschland, er erhielt Befehl, sich nach Ungarn zurückzuziehen, was er durchaus nicht wünschte, sondern statt dessen eine Diversion in Deutschland — er mußte folgen und hatte große Mühe, die braven Tiroler zu beruhigen. Seine Hoffnung gründet sich auf einen Augenblick, in welchem die deutsche Nation, unter ihrem Druck erliegend, das schmähliche Joch abschütteln wird. Dann erwartet er Tiroler und Schweizer eine Rolle spielen zu sehen, die ihrer Vorfahren würdig ist.

Von Kotzebue sind einige Zuschriften mitgetheilt, als dieser Theaterdichter vorhatte, preußische Geschichte zu schreiben, und von Niebuhr findet sich blos ein Billet vom J. 1806 nach der Schlacht bei Jena. Der Herausgeber gibt es, um darzuthun,

daß Niebuhr gegen Müller in den schwierigsten Zeiten der preußischen Monarchie ein ehrendes Vertrauen hegte, welches gegen das sehr abschätzige Urtheil, das er nach Müller's Tode, 1842 („Lebensnachrichten", Bd. 1, S. 513) über diesen gefällt hat, einen grellen Gegensatz bildet. Es herrschte in beider Naturanlagen und Charakter eine zu große Verschiedenheit, als daß Niebuhr Müllern richtig hätte würdigen können. Hierzu kommt noch, daß Niebuhr damals kaum auftretend als historischer Schriftsteller war, wie er selbst sagt.

Ref. inzwischen kann dem Urtheil Niebuhr's durchaus nicht ganz Unrecht geben, und es war ihm daher stets bedeutsam. Es lautet dahin:

Müller's Gefühle und Urtheile waren von seiner frühesten Jugend an gemacht, es fehlt der reine Lebensathem der frischen Wahrheit in allen seinen Schriften, er hatte ein außerordentliches Talent, sich eine Natur anzunehmen und mit Consequenz

zu behaupten, bis er sie wieder mit einer andern vertauschte, daß er in sich keine Haltung hatte, daran hatte ich nach seinem Bellum Cimbricum bis auf die Posaune keinen Zweifel, auch ehe ich ihn sah. Ihm fehlte alle Harmonie, und mit dem Alter versiegte er immer mehr. Seine Talente bestimmten ihn zum Gelehrten im engsten Sinne des Worts, historische Kritik hatte er gar nicht, seine Phantasie war auf wenige Punkte beschränkt, und die beispiellose Anhäufung von factischen Notizen war doch im Grunde todt in seinem Kopf.

Wer diese harten Worte liest, wird doch sogleich vieler mit Kleinigkeiten durchwirrten und fabelhaft klingenden Stellen der Schweizergeschichte, der übertriebenen Freundschaftsergüsse an Bonstetten, des Wechsels der Gesinnung für Napoleon und des Tones der Darstellung gedenken, sowie der persönlichen Erscheinung Müller's, welche dem Bilde des in sich gefestigten Historikers nicht entsprach und wovon selbst nach seinem Tode jeder Anblick seiner Büste Überzeugung gewähren kann. Dem scharfen kritischen Blick Niebuhr's mochte sich dieses noch weit entschiedener entdecken als Andern, und ein übrigens ehrendes Vertrauen, ein in seiner Zuschrift ausgedrückter Wunsch für nähere Nachrichten von der Trauerschlacht steht damit nicht im Widerspruch. Jedoch läßt sich zur Milderung des schonungslos Ausgesprochenen, wie Niebuhr dergleichen liebte, Folgendes anführen. Jeder gemachte Schriftsteller — und ein solcher war Müller — ist gemacht, nämlich gefertigt von eigener Hand. Eine begabte tüchtige Natur, die sich selber ganz fertig gemacht hat, heißt classisch. Die Seltenheit des Classischen bei nicht geringer Menge begabter Naturen ist auffallend, und weder Müller noch Niebuhr waren mit sich selber ganz fertig. Die gepriesenen Alten sind es gewesen, und darin kommen die Neuern ihnen selten gleich, haben auch dabei mehr Schwierigkeiten zu überwinden, weil sie eben die Neuern sind, und besonders Historiker werden durch die Menge des Geschehenen, durch Gedächtniß und mögliche Combinationen fast erdrückt. Die Deutschen, welche oft zu viel wollen, stehen gegen andere europäische Nationen in der Geschichtschreibung zurück und ihre unfertige, sich stets noch fortbildende Sprache vermehrt die Hindernisse. Zürne deshalb Niemand, wenn bei dem Fertigmachen seiner selbst ein gewisses Schwanken sich einfindet, bald zu viel Kunst, bald zu rohe Natur kenntlich wird, wenn die Tonarten wechseln, wenn die vollendete Harmonie, Gedankenherrschaft und Sprachsicherheit fehlt; und dann ehre Jeder Müller'n wie Niebuhr, die wohl wußten, was sie erstrebten und es im Einzelnen auch erreichten.

Was sollen wir noch der übrigen Briefsteller dieser Sammlung gedenken? Der Pater Mauritz Ribbele und Trutpert Neugart zu St.-Blasien jammern (1796) über den Umsturz aller Religion und der monarchischen Staaten, nur gute standhafte Geistliche könnten das Beste bewirken und man muß ihnen zum Schutz der Throne ihr verlorenes Ansehen wiedergeben; sie freuen sich, ihre alten Grundsätze rein im Herzen zu bewahren, haben als echte Katholiken an der Schilderung der Hierarchie in der Schweizergeschichte kein Vergnügen; Stäudlin schreibt (1808) über das Duellwesen in Göttingen; der fromme Zacharias Werner, welcher noch einmal auftritt, wünscht (1808) Anstellung bei dem Theater zu Kassel; Reinhard sendet Predigten und ist gleich Müller'n unwillig über die Querköpfe der Academischen Lathe der und über die höhere Kritik gegen Biblische Schriften; Blumenbach meldet Universitätsachen; Hufeland und Frau bewillkommen (1804) in Berlin und wünschen (1807) sehr, daß Müller in Preußen bleibe, wie auch Fichte und Frau; Meiners sagt (1808) aus vieljähriger Erfahrung: „Die Gelehrten gehören zu den Menschen, welche am schwersten zu regieren sind, und zwar die Meister sowol als die Jünger"; G. Forster äußert sich (1783) christlich orthodox, leidet an Geldverlegenheiten, hält (1790) die französische Revolution für solide, aber Deutschland nicht genug vorbereitet, möchte gern die neuen Pflanzen der Südseeinseln herausgeben (1791), aber die Gelehrten werden in unserm aufgeklärten Jahrhundert nicht aufgemuntert wie Sänger und Tänzer u. s. w.

Nehme sich denn der Leser aus dem verschiedenartigen Inhalt der Sammlung, was ihm zusagt; er wird viel dergleichen finden, aber auch Vieles, was er ohne Reue überschlägt, und so die Erfahrung machen, daß bei allem Lesen auf das Herauslesen am meisten ankommt. 51.

Volkslieder aus der Bretagne. Ins Deutsche übertragen von A. Keller und E. v. Seckendorf. Mit 16 Originalmelodien. Tübingen, Fues. 1841. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Unter dem Titel „Barzas-Breiz: Chants populaires de la Bretagne, recueillis et publiés avec une traduction française, des éclaircissements, des notes et des mélodies originales" sind in Paris 1840 zwei Bände bretagnescher Volkslieder erschienen, die Th. de la Villemarqué, der Herausgeber, meist selbst in seiner Heimat an Ort und Stelle aus dem Munde des Volkes gesammelt hat. An den beiden Herausgebern haben diese Lieder vortreffliche Übersetzer gefunden, in dem erstgenannten einen Fürsprecher, dessen Einleitung zu denselben wir mit voller Beistimmung folgen, nur das an ihm, wenn es eine Rüge ist, rügend, daß er beim Reichthum dieser Schätze so das Maß im Lobe fand, als er gethan. Allerdings wußte Herder, als er seine Stimmen der Völker sammelte, für Frankreich keine wirklich aus dem Munde des Volks genommenen Lieder zu geben. Man war geneigt, anzunehmen, wenn überhaupt jenseit des Rheins eine Volkspoesie bestanden habe, so möge sie in der Gluthitze innerer Fehden verdorrt, oder unter der Eiskälte höfischer Etikette erstarrt sein. Wer aber hätte gedacht, daß, wenn überhaupt eine Volkspoesie dagewesen, noch nach den Revolutionsstürmen und Kriegen sich ein so reicher Kranz von Volksdichtungen im ganzen großen Frankreich würde sammeln lassen, als ihn hier eine einzige Provinz darbietet. Es kommt allerdings vor, daß die Volksdichtung eine in der Literatur antiquirte ist, während sie in einem Theile der Nation noch fortlebt und fortgepflanzt wird. Nur meinte man, dieser Satz könne auf Frankreich keine Anwendung finden, wo die Normalbildung, vermöge der pariser Centralisation, alle Unterschiede und Provinzialeigenthümlichkeiten so gut als ausgeglichen habe. Die geographische Lage der Bretagne, d. i. der bas-Bretagne, hat aber hier uralte Gebräuche und Sagen und als Träger derselben das Volkslied lebendig erhalten. Mit Recht sagt der Herausgeber: „Ein eigenthümlicher Reiz aller Dichtungen, welche sich

in der Tradition fortgebildet haben, besteht in der Beobachtung der Spuren, welche die verschiedenen Epochen gleichsam schichtenweise an dieselben angesetzt haben. Es ist etwas Ähnliches mit dem Hauber, der sich über den einstigen Boden von Rom verbreitet. Wenn ich hier auf dem Esquilin die Reste von Nero's goldenem Hause betrachte und darüber die zerfallenen Bäder des Titus und darüber eine üppig wuchernde Vegetation und Laube an Laube, und in der Vigne bacchantische Tänze im Scheine des Mondes und beim Klange der Tamburinen, oder wenn ich im Passionistengarten mit der herrlichen Palme hinübersehe nach dem Palatin mit den Grundmauern aus Romulischer Zeit und den Trümmern der Kaiserpaläste darüber und mitten unter den Trümmern die Villa Mily mit ihren von der Last der goldenen Früchte brechenden Bäumen und den nie verblühenden Rosengehegen, so habe ich mich oft der Eindrücke erinnert, die mir kurz vor dem Scheiden von der Heimat diese Lieder der Bretagne machten. Auch hier häuft sich Schicht auf Schicht, Altkeltisches, Spuren vorchristlicher Geschichte und Mythe, Kirchenglaube und Lehenspflicht, die Töne englischer Balladen und nordfranzösischer Trouvères; und doch ist Alles zu einem lebendigen Ganzen verschmolzen, sodaß die Lieder mit ihrem Meeresrauschen und Wellenschlag, mit dem Pfeifen der Winde durch die verödeten Burgen der Bretagne, deren keltische Namen wir kaum uns lautbar zu machen wußten, und mit all den frischen Naturtönen, die uns daraus entgegenkommen, in ihrer Art ebenso beglückend wirken, als die Wunder des Südens nur immer zu thun vermögen."

Hinsichtlich der Wirkung auf das Gemüth sind wir mit dem Vorredner einverstanden, denn wir wüßten nicht, was uns seit lange in der Poesie mit so urkräftiger Frische angehaucht hätte als diese bretagneschen Lieder. Was indessen die Verschmelzung zu einem lebendigen Ganzen anlangt, so scheint dies mehr, als es ist. Bei der Neuheit des Gegenstandes erscheint uns der Reichthum des Gegebenen als der Vollständigkeit sich nähernd, wogegen jedoch bei näherer Betrachtung nur allzu viele Lücken auftauchen, die wir gern gefüllt sähen. Mögen wir auch aus den reichhaltigen Proben der Volksdichtung von der frühesten Zeit bis fast auf unsere herab, auf Sinn und Denkungsweise, Charakter und Anschauungskraft der Bretagne Schlüsse ziehen, so fehlt doch Das, was uns in den Volksliedern anderer Völker wenigstens zum Theil geboten wird, eine fortlaufende Balladenreihe, welche uns den historischen Entwickelungsgang des Volkes, wie ihn die Sage auffaßt, wenigstens andeutend vorführt. Dieser epische Connex fehlt den bretagneschen Liedern, wie manche unter ihnen auch die Heldenzeit ihrer Vorwelt feiern. Dagegen ist es gerade die Mannichfaltigkeit im Stoff und der Behandlungsart, die uns hier erfreuen muß. Welche lebendige Kraft tritt in einem kaum vom übrigen Europa gekannten, wenigstens in seiner Eigenthümlichkeit nicht gewürdigten Volksstamme auf. Es ist die Mannichfaltigkeit der Zeitepochen, in denen die Poesie sich bei den Bretagnern manifestirte. Sie lebte, wie wir Alle wissen, ohne sie zu kennen, zur Druidenzeit, sie lebte durch das Mittelalter hindurch und ist auch jetzt noch nicht erloschen. Noch jetzt dichtet der Bauer ähnlich dem Spanier, er erzählt sich in poetischem Mythus Vorfallenheiten, die ihn interessiren, um sie auf diese Weise Andern weiter zu erzählen und sie den Nachkommen aufzubewahren. Die Herrschaft des lebendigen Wortes ist noch da, ähnlich wenigstens wie zur uralten Zeit, als die Sprüche der Weisheit aus dem Munde der Druiden von Geschlecht zu Geschlecht forterbten. Daß die Barden in der Vorzeit gesungen und nach ihnen die Ritter oder ihre Minstrels, ist nichts Auffälliges; daß aber auch die Meistersängerkunst, oder wenn man will die Bänkelsängerkunst, sich durch das späte Mittelalter, durch die moderne Zeit, während der Blüte der classischen Literatur der Franzosen, in diesem Winkel ihres Landes erhalten, ist eine überraschende Neuigkeit. Diese Poesie weicht freilich sehr ab von der ältern, die von Sonnenlicht und Mondglanz, von der innigsten Verehrung der Natur, des Glaubens und der Frauenschönheit durchwoben ist, eben etwa, wie die hausbackenen nürnberger Meistersänger von den ritterlichen Minnesängern, aber eine eigenthümliche Farbe der Anschauung, eine besondere Kraft der Darstellung verräth die Gesundheit des Volkes, das, unberührt, wenigstens nicht inficirt von der Mode, im väterlichen Boden, unter dem alten Himmel, immer wieder neue Kraft schöpfte.

Wir danken es den Übersetzern, daß sie nicht nach der Gattung der Lieder ihre Sammlung zusammengestellt haben, sondern der historischen Ordnung gefolgt sind, insoweit nämlich, als sich dies im Original aus der Sprache und den geschichtlichen Andeutungen herstellen ließ. Unter den Sängern selbst, welche diese Lieder im Gedächtniß bewahrt, ist freilich diese Kritik nicht zu suchen; es erfreut aber, wenn man es nicht schon sonst wüßte, aus den Anmerkungen des ersten Sammlers zu ersehen, wie auch unter den Franzosen dieses kritische Studium Fortschritte gemacht hat. Aus der ältesten heidnischen Zeit haben sich in der Bretagne freilich Denkmäler genug, auch Sitten und Gebräuche erhalten, der unvermischten Lieder aus derselben sind jedoch nur wenige. Es liegt in der Natur dieser durch Tradition fortgepflanzten Gesänge, daß jedes Zeitalter das Seine dazuthut oder davonnimmt; es ist schon immer ein Gewinn, wenn man die Grundzüge der alten Zeit darin wiedererkennt. Dies ist hier in mehren der Fall. Ja, man entdeckt die alten Druidensprüche und gewisse Anschauungen dieser einst mächtigen Priesterclasse noch in Volksliedern, welche unbedenklich aus der christlichen Zeit herrühren. Die alten Erinnerungen und alte Weisheit ließen sich schwer bei diesem Volksstamme ausrotten. Vermochten doch auch später die Revolution und die Aufklärung, trotz ihrer blutigen und entschiedenen Siege durch ganz Frankreich, in diesen Winkel nicht einzudringen. Die katholische Kirche hat in der das Bretagne noch heut ihr unerschüttertes Asyl.

Kostbare Lieder sind uns hier aus dem ritterlichen Mittelalter erhalten, wol im Geiste der Poesie, welche sich über das ganze romanische und germanische Europa verbreitete, aber doch mit eigenthümlichen Zügen und gefärbt von der frischen Nationalität der Bretagne. Die zwei schauerlichen Balladen von Merlin gehören noch zum Theil der heidnischen Vorzeit an; dagegen erscheint uns, wunderbar genug, Abälard's Heloise, die von Geburt eine Bretagnerin war, hier als eine Zauberin und rühmt sich ihrer magischen Künste, die Himmel und Erde verwandeln könnten. Wir hören die Bretagner weinen über ihre erschlagenen und im Meere umgekommenen Landsleute, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England übergeschifft sind. Wir hören eine Mutter klagen nach dem verschollenen Sohne; läßt sich eine rührendere Sprache denken:

Ich hab 'nen Sohn, Silvestik, er ist mein einzig Kind,
Auch er zieht mit dem Heere, bei dem die Ritter sind.
Nachts lag ich auf dem Bette, der Schlaf hat mich gefloh'n,
Da sangen Kerley's Mädchen ein Lied von meinem Sohn;
Da saß ich auf im Lager und rang die Hände wund,
Mein Sohn, o Gott! Silvestik, wo magst du sein jetzund.
Vielleicht in weiter Ferne, wol gar dreihundert Stund,
Vielleicht verzehrt von Fischen im tiefen Meeresgrund!
Hättst du bei mir, beim Vater zu bleiben doch gewählt,
So wärst du jetzt vermählt schon, ja wol recht gut vermählt.
Ja längst wärst du vermählet im süßen Eheband,
Mit Manna von Pulbreget, der schönsten Maid im Land,
Manna, dein süßes Liebchen, bei uns auch könntest sein,
Und um dich kleine Kinder, die laut im Hause schrein.
Es kommt ein weißes Täubchen an meine Thür vors Haus,
Im hohlen Fels am Hügel die Eier brütet's aus.
An seinen Hals ich binde, ein Briefstein dran ich bind
Mit meinem Hochzeitsbande, dann kommt nach Haus mein Kind.
Fleug auf, mein weißes Täubchen, schlag rasch die Flügelein!
Wirst du so weit wol fliegen, so weit wol, Täubchen mein?
Ob übers ferne Meer wol dein leichter Fittig schwebt,
Zu sehen, ob mein Sohn noch, ob mir mein Sohn noch lebt?

Dö wol bis hin zum Heere dein Fittig fliegen kann,
Von meinem armen Kinde bringst du mir Nachricht dann.
Der Mutter weißes Täubchen, das sang im Walde gut,
Da strobt's zu unsern Maßen, im Fliegen streift's die Flut ꝛc.

Neue Kunde von den Kreuzfahrern tönt aus den Bauerhütten der Bretagne; von dorther auch die schöne Ballade von der Nachtigall, die in anderer Weise durch die Sagenwelt des Mittelalters so bekannt ist. Manche Schauergeschichten vom Frevel des aristokratischen und hierarchischen Übermuthes und dazwischen schauerliche Legenden von den Strafen der Verbrecher in dem Jenseit, dessen Schrecken die christliche Phantasie mit Vorstellungen aus dem alten Heidenthume ausmalt. Böse Stiefmütter, schlechte Verführer, Ritter, die, heimkehrend, das Liebchen necken, das treu ihrer harrt, fehlen natürlich hier so wenig als in der verwandten Poesie des übrigen Europa aus jener Zeit. Dann kommen die Legendenwunder, die in einem so gläubigen Boden wie die Bretagne die reichste Nahrung fanden. Die Unschuld, wenn auch hier unterdrückt und zu Tode gebracht, siegt doch für das Jenseit, was sich durch mannichfache Zeichen den Überlebenden kundgibt. Ja, die Art, wie jene Welt sich der irdischen manifestirt, ist hier mit einer ganz eigenthümlichen Kraft und sinnlicher Deutlichkeit ausgestattet. Das ist kein Product der mittelalterlichen Vorstellungen der Hölle und des Fegefeuers allein, die Wurzel reicht tiefer in das Heidenthum zurück. Aus der politischen Heldenzeit der Bretagner, als sie um ihre Unabhängigkeit gegen die französischen Könige fochten, sind zwar Lieder vorhanden, voll patriotischen Stolzes und Grimmes, jedoch in dieser Sammlung der Zahl nach weniger, als man erwarten durfte. Obgleich dem Zeitmaße nach diese Unabhängigkeitskämpfe nicht so weit zurückliegen, ist doch der Hauptheld der Bretagner keine historische, sondern eine mythische Person, Lez Breiz genannt, welche, wie ein anderer Hercules, die Thaten Vieler in sich aufnehmen soll.

Ich komme zu nehmen das Leben dir,
Der König hat es befohlen mir,

sagt in einem dieser Gesänge der französische Heerführer, Ritter Lorgnez, worauf Lez Breiz erwidert:

Sag deinem König nur an von mir,
Ich spotte sein und ich trotze dir.
Ich spotte dein, wie ich spotte sein,
Trotz deinem Schwert und dem Heere dein.
Geh heim nach Paris zu schönen Frau'n
Und laß im vergoldeten Kleid dich schaun.
Sonst mach ich so kalt dein Blut zumal
Wie Stein oder wie ein Stückchen Stahl.

Lorgnez antwortet nicht weniger keck, und nach einem beißenden Wortgefecht kommt es zu dem mit den Klingen, in welchem Lez Breiz natürlich siegt und außer Lorgnez noch zwölf Feinde erschlägt.

Nicht gut Bretagnisch im Herzen war,
Wer da nicht herzlich gelacht fürwahr!
Zu schaun das Gras von dem Blute so roth
Und die verfluchten Franzosen todt.
Herrn Lez Breiz zu sehn da sitzen traun,
Und sich ergötzen sie anzuschaun.
Man hat dazu dieses Lied gemacht,
Daß stets man gedenke dieser Schlacht,
Daß die Bretagner es singen wohl,
Und daß man Herrn Lez Breiz ehren soll.
So soll man es ehren in der Rund,
Im ganzen Land soll es werden kund.

Solch ein Volkslied in einer gut französischen Provinz, wer erwartete es! Aus dem spätern Mittelalter existirt eine große Anzahl Lieder, in denen interessante Begebenheiten, besonders Criminalfälle, die viel Aufsehen erregt, in Verse gebracht sind. Besonders beachtenswerth sind auch die Lieder, die bei Festlichkeiten gesungen werden, oder sie beschreiben, reiche Studien der Sitten und Eigenthümlichkeiten des bretagneschen Landvolks. Viel Besonderes und doch viel Verwandtes mit den Grundzügen, die bei allen ursprünglichen Stämmen in Europa vorkommen.

Wir sind unserer Pflicht, eine Anzeige dieses interessanten Werkes zu liefern, nachgekommen; erschöpft haben wir sie nicht. Auf alles zum Nachdenken Anregende einzugehen, oder auch nur darauf hinzuweisen, hieße über das Buch ein Buch schreiben. 15.

Bibliographie.

Biasoletto, Dr. Bartolomeo, Reise Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen durch Istrien, Dalmatien und Montenegro im Frühjahr 1838. Aus dem Italienischen im Auszug übersetzt und mit Anmerkungen versehen von E. Freih. v. *Gutschmid*. Gr. 8. Dresden, Gottschalk. 20 Ngr.

Boz's sämmtliche Werke. 37stes bis 39stes (12tes, 13tes) Bändchen. — Auch u. d. T.: Master Humphrey's Wanduhr. Von Boz. Neu aus dem Englischen von K. Kolb. 3tes Bändchen. 16. Stuttgart, Krabbe. 15 Ngr.

— — 40stes bis 42stes (14tes) Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Picknick-Papiere. Herausgegeben von Boz. Neu aus dem Englischen von K. Kolb. 1stes Bändchen. 16. Stuttgart, Krabbe. 15 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1843. Begründet von A. Schreiber, fortgesetzt von Amalie Schoppe. 28ster Jahrg. Zweite Folge. 2ter Jahrg. 16. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dorow, Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteristik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Mit Portrait und Facsimile von Goethe's Mutter. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fuchs, Ad., Robert. Ein geistlicher Roman. 2 Bände. 8. Rostock, Leopold. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Hoffmeister, Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. 6te, 7te Lief. — Auch u. d. T.: Supplement zu Schiller's Werken. 5ter Theil. Gr. 8. Stuttgart, Balz. 17½ Ngr.

Klein, J. L., Maria von Medici. Trauerspiel. II. Luines. — Auch u. d. T.: Luines. Trauerspiel. 8. Berlin, Klemann. 2 Thlr.

Kohl, Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. 3ter Theil. Reise in Ungarn. 1ste Abth.: Pesth und die mittlere Donau. Mit 1 Titelkupfer und 1 Karte von Ungarn. — 4ter Theil. Reise in Ungarn. 2te Abth.: Das Banat, die Pusten und der Plattensee. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Neithardt, J. J., Gedichte. Gr. 12. St. Gallen u. Bern, Huber u. Comp. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rueß, W., Konradin, der letzte Hohenstaufe, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Lyrisches und Episches. Gr. 12. Weinfelden, Rueß. 1841. 15 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Neue Folge. 4ter Jahrg. Der ganzen Reihe 14ter Jahrg. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1843. 2 Thlr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1843. Herausgegeben von Adrian. Mit 9 Stahlstichen. Gr. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 15 Ngr.

Volksbücher. Nr. 32—34. Herausgegeben von O. Marbach. Der arme Heinrich. Nach Hartmann v. Aue. — Geschichte vom König Eginhard in Böhmen oder die Riesengeschichte. — Herzog Ernst. 8. Leipzig, O. Wigand. 7½ Ngr.

Waiblinger's gesammelte Werke, mit des Dichters Leben von H. v. Canitz. 2ter Band. 2te rechtmäßige Gesammtausgabe. Mit Kupfern. 16. Hamburg, Heubel. 15 Ngr.

Wintergr... Taschenbuch auf 1843. Herausgegeben von G. Lotz. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 297. — 24. October 1842.

Über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche. Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung, von Gustav Julius. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Katastrophe, welche die kritische Theologie in der protestantischen Welt hervorgerufen, bildet nicht allein auf dem theoretisch-christlichen Gebiete einen außerordentlichen und für die Zukunft folgenreichen Wendepunkt, sondern sie hat auch mittelbar und unmittelbar unsere kirchlichen Verhältnisse selbst in eine so lebendige und verhängnißvolle Discussion gezogen, daß wenigstens alle Parteien zu der Überzeugung gelangt sind, die protestantische Kirche müsse über kurz oder lang reformatorischen Maßregeln unterliegen. So viel steht fest, und die kirchlichen Vorgänge bestätigen dies täglich, alle die verschiedenen Bildungskreise, denen die höhern Lebensinteressen nicht gleichgültig sind, finden ihre religiösen und geistigen Bedürfnisse in der protestantischen Kirche nicht mehr befriedigt und hängen ihr nur noch aus Zwang an, ohne dem kirchlichen Leben eine tiefere Theilnahme zu bezeigen. Die extremen Vorschläge und Wünsche Derer, die aus rein theoretischem Interesse, oder nach ihrer subjectiven Überzeugung, die Kirche bald reorganisiren, bald als ein antiquirtes Institut ganz abschaffen und in das Privatleben der Gesellschaft zurückweisen wollen, können bei dieser beantragten Kirchenveränderung wol weniger in Betracht kommen; aber es haben sich neben diesen Stimmen auch andere hören lassen, die von der gegenwärtigen Lage der Dinge aus die kirchlichen Verhältnisse erörtert und weniger auffallende als praktische Maßregeln zur Hebung unsers kirchlichen Lebens in Antrag gebracht haben: und diese dürften vor allen Andern gehört und gewürdigt werden.

Der Verf. der vorliegenden Schrift ist ein solch praktischer Vermittler. Wiewol er seinem Wesen nach der philosophischen Bildungssphäre angehört, so ist ihm doch die Religion selbst, und zuvörderst das Christenthum, das ewige Bedürfniß der Menschheit, das zu seiner Übung, Pflege und segensreichen Wirksamkeit einer äußern Gemeinschaft, einer Kirche, bedarf. Allein die außerordentliche Erscheinung in den protestantischen Landeskirchen, daß sich neben dem größten Indifferentismus auch der Hang zur Absonderung und zum Sektenwesen kundgibt, deutet ihm keine gleichmäßige Entwickelung der Kirche, sondern vielmehr einen Verfall an, in dem sie keiner Überzeugung und keinem Bedürfnisse mehr recht genügt. Die Frage ist auf diesem Standpunkte nun die: Welches ist die Ursache dieses Verfalls und wie kann von den gegenwärtigen Verhältnissen aus das kirchliche Leben des Protestantismus aufs neue gehoben und belebt werden? Um diese Frage zu beantworten, verhört der Verf. mit seltener Mäßigung und Liebe alle Parteien und legt mit seltener Sachkenntniß und Gründlichkeit alle Umstände und Verhältnisse der Gegenwart auseinander, sodaß die Schrift unter den vielen fliegenden Blättern, die bisher ins Publicum über den Gegenstand gefallen sind, unstreitig die tüchtigste und unterrichtendste genannt werden kann. Seine selbständigen Vorschläge, die er aber am Ende für die Neugestaltung des kirchlichen Lebens macht, geben dem Werke sogar eine entschiedene Bedeutsamkeit.

Der Verf. eröffnet seine Verhandlungen mit einer Art Diagnose des kirchlichen Lebens, bei der er etwa folgende Gesichtspunkte entwickelt: der Protestantismus mit seinem Freiheitsprincipe des innern Menschen hat die Einheit des Dogmas und zugleich jede kirchliche Hierarchie gebrochen; weder theoretisch noch praktisch hat es je eine äußerliche protestantische Kirche gegeben, die wie der Katholicismus das reale Reich Gottes auf Erden vorstellen wollte, und alle Maßnahmen zu einer solchen Gestaltung liegen sämmtlich außer dem Protestantismus und haben Beschränktheit und versteckte Privatzwecke zu ihrer Grundlage: von dieser Seite also ist die protestantische Kirche nicht verfallen. Die jetzt so hart angefochtene Übertragung der obersten Kirchengewalt an die Fürsten (d. h. in jenen Zeiten des politischen Absolutismus an den Staat) ist keine freiwillige, sondern eine nothwendige, in dem Wesen der Kirche begründete Maßregel gewesen, denn nur der Staat konnte der Grund und Boden sein, auf welchem sich die freie, unsichtbare Gemeinde äußerlich darstellte: er allein konnte sie organisiren, verwalten, schützen und zusammenhalten, denn er umfaßte alle Ansichten des befreiten Geistes und alle Interessen. Mit der Entfesselung des Geistes entfaltete sich aber auch aller Reichthum, alle Energie des Geistes, und die Bildung erschloß sich Gebiete und Interessen des Lebens, welche die immer noch abstract auf das Jenseit gerichtete und von den Reformatoren überlieferte Kirche weder kannte noch kennen wollte; der Staat, die

sittliche Wirklichkeit und Weltlichkeit, die alle Sphären des Daseins und der Bildung, die alten und die neuen, umschloß, wurde auf diese Weise der Mittelpunkt des protestantischen Lebens, wie es früher die Kirche gewesen war. Wie aber die Bildung und das Leben unendlich die Kirche überflügelt, erklärt sich, daß man in unsern Gedankenkreisen wie in unsern äußern Verhältnissen weite Strecken durchwandern kann, ehe man endlich auf das Christenthum der alten Kirche stößt, denn Staat und Gesellschaft bergen neben der überlieferten Weltanschauung der Kirche noch viele Formen und Stufen des religiösen und gebildeten Geistes, von welchen aus der größte Theil unsers Wirkens und Schaffens hervorgeht und die jeden Augenblick die Herrschaft und die Universalität des alten tradirten Geistes widerlegen. Nach dieser Stellung zu den Elementen der überlieferten Kirche mußte aber auch der Staat das ihm zugefallene Kirchenregiment führen und so mit den alten Institutionen der Kirche in Widerspruch gerathen, wenn auch durchaus nicht mit dem Principe des protestantischen Lebens. Die Kirchenzucht fiel allmälig weg, weil der Protestant seinen Richter in sich und seinen äußerlichen Rächer am Staate hat; die Bildung und die Wissenschaft, die ebenso die Producte wie die Factoren des protestantischen Staates, durften sich frei in den religiösen und kirchlichen Interessen geltend machen und auf allen Punkten eine Vermittelung und Versöhnung des alten und des neuen Lebens vornehmen, sodaß bald alle Reste einer überkommenen Hierarchie und einer exclusiven Geistlichkeit gebrochen und der Kirche nichts als ihre wahren Besitzthümer gelassen werden sollten, nämlich — die Freiheit ihrer Lehre, die Verwaltung des Gottesdienstes und der Sacramente und die theilweise Vocirung ihrer Lehrer. Nach der starren Seite des 16. Jahrhunderts hin ist die Kirche auf diese Weise allerdings beraubt, aufgelöst und in die Weltlichkeit verflüchtigt worden; nach der Seite der Bildung, der heutigen Religiosität und des heutigen Christenthums hin hat ihr diese Reinigung von ihren weltlichen Stoffen nichts geschadet, ja diese stille Entwickelung hat sie sogar vor einer völligen Auflösung, vor einem erneuten Bruche mit ihr und der protestantischen Weltlichkeit gesichert. Aber wie geschieht es, daß dennoch die alten und die neuen Interessen nicht in der Art in der protestantischen Kirche vermittelt worden sind, sodaß sie vor dem gegenwärtigen Verfall, vor der Unlust und dem Misbehagen eines großen Theils ihrer Gemeinden und ihrer Glieder bewahrt geblieben wäre? Diese wichtige Frage, die eigentlich die kirchliche Diagnose erschließt, entscheidet die Schrift mit großer Freimüthigkeit erst in einem andern Abschnitte.

Der Verf. übersieht nicht, daß die Schroffheit der kirchlichen Parteien, der Übermuth der Bildung und alle ererbten Leidenschaften einer antiquirten Hierarchie das Ihre zu dem heutigen Indifferentismus und Separatismus in der protestantischen Kirche mögen beigetragen haben; aber ein wesentlicher Theil der Schuld fällt dem Führer des protestantischen Kirchenregiments, dem Staate selbst, bei. Der politische Absolutismus mit seiner Beamtenherrschaft schwankt, zögert, abstrahirt und läßt die wahren Bedürfnisse der gesellschaftlichen Massen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens in eben der Weise hinter sich, wie in der Politik. Jeder gebildete Protestant wird zugeben, daß dem Staate und seinen Repräsentanten die Ausübung des Kirchenregiments gehören muß, er wird darin nicht mit dem alten Kirchenthume und mit dem Katholicismus eine Unterdrückung der Kirche sehen; allein es widerstrebt dem selbständigen Geiste, wenn ihm die religiösen Bedürfnisse von den Staatsbeamten in eben der absoluten und abstracten Weise zugemessen werden wie einst von einer absoluten Klerisei: er will von einer Kirche nichts mehr wissen, die nicht den Geist des öffentlichen Gesammtlebens, sondern den subjectiven Geist der Staatsbeamten repräsentirt. So hat die absolute Consistorialverfassung, die den Seelsorger und die Gemeinden zu einem leblosen Instrumente macht, die Gleichgültigkeit, den Indifferentismus und das Misbehagen gegen die Kirche in den meisten protestantischen Ländern auf eine unselige Weise befördert; so hat ferner die gewaltsame Vereinigung der Confessionen und die policeiliche Ordnung und Veränderung des Cultus eine tiefe Abneigung gegen die unfreiwillige Kirche und das thatsächliche Zerfallen derselben herbeigeführt. Das möchte indessen noch sein, das ist äußerlich; allein das politische Kirchenregiment hat sich nicht selten, ganz gegen das Princip des Protestantismus, an der freien Entwickelung des kirchlichen Christenthums in Schrift und Lehre vergriffen, die Vermittelung des alten Systems mit der modernen Wissenschaft gestört und so den innern Riß befördert. Die Begünstigung gewisser theologischer Richtungen von Seiten des Staats, die Vorliebe für die Fragmente der alten, mit dem Staatsleben und der Gesellschaft im Widerspruche stehenden Kirche, das Wohlgefallen an einer exclusiven und bornirten Frömmigkeit, die Ausscheidung der Philosophie und der freien Wissenschaft aus den theologischen Facultäten: alle diese retardirenden Maßregeln rechnen wir hierher; sie haben das kirchliche Leben, statt zu conserviren, aufgelöst; sie haben von den heutigen Landeskirchen große Massen der gebildeten Gemeinde entfernt und das kirchliche Leben selbst in unprotestantische Fesseln geschlagen. Ferner die weitverbreitete Ansicht, daß die Kirche überhaupt nur noch das veraltete Institut sei, das sich gegen die Entfaltung des modernen Lebens steift und steifen soll; die Furcht des aufgeklärten und gebildeten Mannes, daß uns aus der Kirche, die die Bildung und die Wissenschaft zurückweist, die geistige Verdunkelung, der Pietismus und allerhand religiöse Verirrungen entgegenwachsen möchten, diese großen, tiefen und zum Theil begründeten Vorurtheile gegen die Kirche, die das Leben in ihr täglich mehr und mehr auflösen und ihr Wesen verdächtigen — hat dies einseitige, das alte Dogma und die moderne Wissenschaft auseinanderhaltende Kirchenregiment gar sehr verschuldet. Die Kirche ist so unprotestantisch geworden; sie hat ihre tiefere Gewalt nicht an den Staat, sondern an den freien Geist der Bildung und der Wissenschaft, an die Mächte des Lebens, verloren. So kommt es, sagt der tiefblickende Verf., nachdem er die Ursachen und die Parteien der Unzufriedenheit durchgegangen,

daß die Gebildeten, oder doch die in der Sphäre der Bildung Lebenden, theils gleichgültig, theils dem kirchlichen Leben abhold sind, während die Frommen und die kirchlich Gesinnten sich von dem vorhandenen kirchlichen Leben ebenfalls unbefriedigt und abgewandt fühlen. „Demnach hat die Kirche in ihrer gegenwärtigen Lage und Verfassung augenscheinlich nicht das Leben, nicht die Kraft, um die Einen zu halten und die Andern heranzuziehen und zu gewinnen."

Der Verf. geht hierauf in einem zweiten Abschnitte zu der Kritik der unserer kranken Kirche angebotenen Heilmethoden über. Er begrenzt sich dieses schwierige und weitführende Thema vornherein sehr weislich, indem er auf die Untersuchung der einzelnen Principien weniger eingeht, als vielmehr auf die Kritik der aufgestellten Reformationstheorien aus ihrem praktischen Gesichtspunkte, aus dem Verhältnisse zu dem gegenwärtig factischen Stande der Angelegenheit; indem er aber zuletzt den speculativen Begriff von Staat und Kirche entwickelt, hat er auch zugleich mit einem Schlage die im Laufe der Darstellung auftretenden Principienfragen gerichtet. Um ferner für die vielen und anscheinend willkürlichen Theorien einen gewissen Kanon zu erlangen, muß er zuerst einen Blick auf die Entwickelung des christlichen Staates und der christlichen Kirche werfen. Die Zweiheit der Welten, sagt er, einer diesseitigen und einer jenseitigen und, dem entsprechend für den Menschen, einer äußern und einer innern, ist die Voraussetzung, auf welche die ganze Entwickelung der Christenheit zurückweist; die aus dieser Entwickelung hervorgegangene Zweiheit der Organisationen, worin das Leben beider Welten verläuft, des Staates und der Kirche, ist die Voraussetzung des ganzen bis auf diesen Tag die Geister entzündenden Kampfes; sie ist nicht eine blos theoretisch mögliche, sondern die wirkliche Grundlage aller gegenwärtigen Verhältnisse in der christlichen Welt. Somit steht der Ausgangspunkt fest und, da er eine Zweiheit in sich schließt, auch das Ziel, nämlich die wahre Vermittelung und Vereinigung dieser beiden Seiten. Aus den einseitigen Bestrebungen, diesen Dualismus nicht durch innere Vermittelung, sondern entweder von Seiten der Kirche oder des Staates durch Vernichtung der einen Potenz zu beseitigen, entfalten sich in Wahrheit nicht allein alle Conflicte zwischen Kirche und Staat, sondern auch alle die Theorien, welche gegenwärtig auf dem Kampfplatze für und gegen die Kirche stehen und die Frage um ihre Existenz entscheiden wollen.

Zuvörderst nimmt nun der Verf. diejenigen Theorien vor, die ein einseitig kirchliches Interesse verfolgen und die Kirche stark machen wollen, indem sie den Staat beschädigen. Alle diese oft sehr vagen Systeme halten die spröde Form des Gegensatzes anscheinend fest, um ihrem Innern nach nur das Eine, nämlich die Kirche, gelten zu lassen; ihr Unterschied ist nur ein Ausscheiden des Staates aus dem wahren Leben, den sie damit vernichten wollen, indem sie ihn als das Product des irdischen, unwesentlichen, nichtigen Daseins bezeichnen. Die liberalste, unschädlichste und oberflächlichste aller dieser Theorien ist der reine kirchliche Socialismus. Derselbe behauptet, die äußerliche Kirche sei nichts weiter als eine Gesellschaft zur Ausübung religiöser Zwecke, die zu dem Staate in keinem andern Verhältnisse und unter keiner andern Verbindlichkeit stehen dürfe wie jede andere Privatgesellschaft; dieses sein Associationsrecht fodert er aus dem natürlichen Rechte der Gewissensfreiheit. Mit der Bildung, wie mit dem Staate, kann sich dieser freie Socialismus keinen Conflict vorstellen, weil er nur seinen einen Zweck will und die Zwecke aller andern Verbindungen und Gesellschaften völlig unberührt zu lassen gedenkt; allein ganz abgesehen von der Nichtigkeit des Princips, sind es gerade der Staat und die Bildung, welche schon heute mit ihrem Interesse der Realisirung eines solchen Religionsvereins entgegenstehen. Weniger unschuldig, beiweitem complicirter, ist diejenige im Socialismus herumschwankende Theorie, die sich, dem göttlichen Befehle nach, zu einer freien Religionsgesellschaft zusammenfügen und dem Staate nicht einmal das Aufsichtsrecht, wie über jede andere Gesellschaft, zugestehen will. Der Verf. hat diese proteische Natur sehr gut festzuhalten und zu charakterisiren gewußt. Ihr Verlangen nach völliger Emancipation deutet schon ihren hierarchischen Charakter an. Sie erklärt den Staat für eine durchaus weltliche Anstalt, die selbst in ihren sittlichsten Bestrebungen nicht an die Christlichkeit reicht, denn das specifische Verhältniß des Einzelnen zu Christus ist ihr der überschwängliche Zweck und der Unterschied der christlichen Kirche vom weltlichen Staate. Anfangs tritt diese überspannte Theorie sehr bescheiden auf, sie will nichts Bestimmtes, ja nicht einmal eine feste innere Organisation; hebt sie sich aber zu expliciren an, so fodert sie für ihre specifische Christlichkeit immer eine Position des Staates nach der andern: sie will das einfache Regiment ihrer einfachen Kirche, das christliche Armenwesen, die christlichen Ehesachen und die christlichen Schulen; sie würde sogar noch weiter gehen, wenn sie sich nur erst realisiren könnte, aber ihre schwächste Seite ist gerade dies, daß sie das nicht darf; denn weder der Staat, bemerkt der Verf. ganz recht, wird sich diese Zuchtruthe aufbinden lassen, noch wird die protestantische Bildung ruhig zusehen, wie sie von diesem Utopien aus vernichtet werden soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Pfarrhaus zu Aardal. Eine norwegische Novelle von Gustav vom See. Arolsen, Speyer. 1842. 8. 1 Thlr.

Der Verf. ist uns unbekannt; daß dies der erste Schritt auf der neu gewählten Laufbahn ist, fühlt man wol noch hier und da im Styl und Ton, in unnöthiger Ausdehnung mancher Gespräche, denen man fälschlich eine tiefere Bedeutung für die Entwickelung der Charaktere zutraut, im Herbeiziehen mancher Personen, die sich späterhin, als dem eigentlichen Verlauf der Geschichte gar nicht zugehörend, darstellen. Dennoch entwickelt der Verf. im Fortgange der Novelle, vorzüglich wo diese in Norwegen spielt, ein nicht unbedeutendes Talent, die Begebenheiten spannend und fesselnd zu verknüpfen. Viele Reflexionen, wozu die einzelnen von ihm glücklich herbeigeführten Momente ihm Veranlassung geben, verrathen tiefes Gefühl und richtige Lebensansichten. Auch in Beschreibung von Naturerscheinun-

gen und Gegenden ist den Verf. glücklich, und man kann nur wünschen, daß er fernerhin mit Fleiß und Eifer den einmal gewählten Beruf verfolgen möge, jedoch die Andeutungen wohl beachte, die eine unparteiische Kritik ihm macht, nicht glaubend wie unsere jetzigen jungen Schriftsteller mit einem Sprunge den Gipfel des Parnasses erreicht zu haben, nein emsig suchend das Gold von den Schlacken zu läutern, dann wird er gewiß bald zu den beliebten Schriftstellern gezählt werden.

Der Inhalt der Novelle ist ungefähr folgender: Gräfin Emmy, die Tochter des Grafen Waldfeld, liebt den Baron Eduard v. Erbreich, Held der Novelle, der erst arm, nachher durch Vermächtniß eines Onkels in den Stand gesetzt wird, um ihre Hand zu werben. Der Graf bewilligt sie ihm, jedoch soll dies bis zur Rückkehr Eduard's von seinen Reisen verschwiegen bleiben, da der bedeutenden Erbschaft die Klausel beigefügt ist: daß der Baron noch zwei Jahre reisen muß, und vorzüglich der Aufenthalt wenigstens eines halben Jahrs in Norwegen bedingt wird. Bei dem Aufenthalte in der Schweiz lernt er Adolf Röndael, einen jungen Norweger, kennen, der ihm das Leben rettet und an den er mit enthusiastischer Freundschaft sich anschließt, er reist mit ihm nach Italien. Eduard ist überhaupt einer jener weichen Charaktere, auf welche jede außergewöhnliche Begebenheit gleich einen so tiefen Eindruck macht, daß fast alle andern Empfindungen, die ihn sonst beleben, in Schatten treten. Er gehört zu den Männern, die sich eigentlich nur wohl fühlen, wenn ein Affect den andern ablöst, und denen dadurch das ruhige Leben bald schal und nüchtern erscheint, die also leicht der Versuchung unterliegen, wenn das Schicksal nicht selbst Trauer und Graus ihrem Leben zuführt, durch eigene Schuld diese herbeiziehen, und die in Selbstpeinigung eine größere Lust fühlen als in einem stillen, friedlichen Leben. Ist nun dies unruhige Feuer, was so oft täuschend eine höhere Liebenswürdigkeit, eine größere Tiefe zu verrathen scheint, endlich durch Verbrauch und Alter ausgebrannt, dann bleibt die todte Kohle und recht nüchterne, schale, dahinschleppende Naturen, dem äußern Leben willenlos sich dahingebend, zeigen sich dem Auge des forschenden Beobachters. Dagegen ist Adolf ein wirklich gediegener männlicher Charakter, in dessen Zeichnung der Verf. besonders glücklich gewesen ist; weniger war dies der Fall in der Schilderung der Frauen, wo nur der Charakter der Mary ausgeführt erscheint. Emmy ist etwas skizzenhaft gehalten, erst sentimental, nachher plötzlich mehr der Außenwelt und Eitelkeit zugewendet. Die Novelle beginnt, indem Emmy ihren Geliebten an den Ufern des Rheins erwartet. Die stille glückliche Scene des Wiedersehens, welche sie sich ausmalt, geht nicht in Erfüllung; auf einem Maskenball sehen sie sich wieder, kleine Störungen lassen es zu keinem rechten Verständniß zwischen den Liebenden kommen und so reist Eduard nach Norwegen ab. Dort angelangt, durchwandert er es und lernt dabei einen englischen Doctor Tyrrton kennen, der das böse Princip im Buche vorstellt, unserer Meinung nach zuerst recht kräftig gehalten, zuletzt aber für die Bedeutung, welche ihm der Verf. gegeben, zu spurlos verschwindend. Mit dem Doctor langt er im Pfarrhause zu Aardal, dem Vaterhause seines Freundes Röndael an, sieht dort die Pflegeschwester desselben, Mary, ein sinniges Wesen, die der Verf. mit besonderer Liebe ausgemalt hat. Bald zeigt es sich, daß in dieser eine innige Liebe für Eduard entsteht; die Neuheit des Verhältnisses fesselt ihn, er erwidert ihre Gefühle und tritt so in Widerstreit mit seiner Pflicht und ersten Liebe, ohne den Muth zu gewinnen, offen seine frühere Verbindung zu gestehen und so noch zur rechten Zeit die Ruhe des Mädchens zu schonen. Inzwischen hat er Gelegenheit, Mary von der groben Zudringlichkeit des Doctor Tyrrton zu befreien, der nun abreist, aber ihm Rache schwört. Eine Bärenjagd, welcher Eduard beiwohnt und wobei er den Fuß beschädigt, führt späterhin unter den Liebenden eine Erklärung herbei. Nun schwankt Eduard zwischen Emmy und Mary; zuletzt trägt in seinem Herzen die Letztere den Sieg davon, er will den Ältern sich erklären; da erhält er Briefe von Emmy und Adolf Röndael, dieser Letztere meldet ihm seine baldige Zurückkunft und entdeckt ihm seine Liebe für Mary. Eduard hat nun einen heftigen Kampf mit seinem Herzen, in Folge dessen er in ein heftiges Fieber verfällt. Mary pflegt ihn, kann sich aber nicht sein sonderbares Betragen erklären. Kaum ist Eduard genesen, so erscheint der Doctor Tyrrton, er folgt ihm, angeblich um einen hohen Bergrücken zu besteigen, doch eigentlich um zu entfliehen, Mary soll ihn verunglückt, todt glauben. Dies gelingt auch, doch nach langem Umherirren trifft er nach seiner Einschiffung seinen Freund Adolf, den er, zu dessen Erstaunen, bei ihrer Freundschaft beschwört, seiner nie als eines Lebenden zu erwähnen. Mary, von der Nachricht, daß Eduard verunglückt ist, heftig ergriffen, eilt mit den Begleitern, ihn aufzusuchen, geräth in die Hände Tyrrton's; sein Plan, sie zu entführen, gelingt. Hier sind wahrhaft spannende und überraschende Momente; zuletzt befreit Adolf die geliebte Mary. Diese unterliegt den so vielfach auf sie einstürmenden Leiden, eine heftige Krankheit führt sie dem Grabe zu, ihre Jugend rettet sie, doch das Leben hat den Reiz für sie verloren, sie kann nicht die Liebe Adolf's erwidern, ihre Liebe gehört dem Todten. Adolf bewahrt das Geheimniß Eduard's edelmüthig, obgleich ein Wort vielleicht die Geliebte in seine Arme führen könnte. Endlich wird eine Reise nach England beschlossen; dort in einer Gesellschaft das unerwartete Zusammentreffen von Eduard und Mary. Hier brechen wir ab, um dem Leser die Überraschung nicht zu rauben, dem wir diese Novelle als eine angenehme Lectüre rühmen können.

Schließlich empfehlen wir noch dem neuen Autor ein recht ernstes psychologisches Studium. Will er wahrhaft fesseln, muß man aus den Handlungen der Personen, die er uns vorführt, die innere Nothwendigkeit, die sie so oder so handeln läßt und welche in ihren Charakteren bedingt sein muß, herausfühlen; dann gewinnt alles Gestalt und Leben und wir glauben schon solchen Individuen begegnet zu sein; oder sind es höhere Naturen, so gestalten sie sich lebend und athmend vor unserm geistigen Auge und werden die freundlichen Gefährten unsers bessern Selbst. 80.

Notizen.

An der École des langues orientales in Paris ist seit einem Jahre ein junger französischer Gelehrter Namens Ed. Dulaurier mit dem Unterricht im Malaiischen und Javanesischen beauftragt. Derselbe hat vor kurzem in einem Rapport an den Minister des Unterrichts über seine Leistungen einen Bericht erstattet, wie dies bei neuerrichteten Lehrstühlen zu geschehen pflegt. Für einen Deutschen ist es ein erfreuliches Gefühl, in diesem Bericht zu lesen, daß der junge Professor, der bei dem Studium dieser Sprachen mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, besonders von Buschmann in Berlin und von dem Beförderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen, von unserm großen Alexander v. Humboldt unterstützt worden ist.

Von Jules Janin wird binnen kurzem ein Drama auf dem Théâtre français aufgeführt werden. Es betrifft das in der Geschichte der französischen Revolution so berühmte Jeu de paume, und kann als Fortsetzung seines „Barnave" betrachtet werden. In der That hatte Janin den Gegenstand bereits als Roman behandelt, aber er hat es vorgezogen, es in ein Theaterstück zu verwandeln, um die höchsten Ehren der Bühne, die er so oft ausgetheilt hat, auch einmal zu genießen.

Die „Histoire des papes depuis St.-Pierre jusqu'à nos jours", vom Grafen von Beaufort (4 Bde., Paris 1849), ist eine lesbare Compilation, die sich jedoch weder durch neue Studien noch durch stylistische Vorzüge vor ähnlichen Arbeiten auszeichnet. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 298. — 25. October 1842.

Über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche. Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung von Gustav Julius.

(Fortsetzung aus Nr. 297.)

Aus den Consequenzen dieser vagen Hierarchie entwickeln sich dem Verf. eine ganze Reihe von Systemen, von denen das eine immer mehr als das andere den Charakter des Hierokratismus an sich trägt und deren Phantasien uns auf allen Blättern der kirchlichen Zeitschriften und Flugblätter entgegentreten. Die vollständigste Opposition gegen die Gegenwart, gegen die Zwecke und Thätigkeit des protestantischen Staates und der gebildeten Gesellschaft, stellt sich in ihnen auf den ersten Augenblick, mithin ihre Kritik und die Unmöglichkeit ihrer Durchführung heraus. Der hierarchische Socialismus, wenn er sich um die Organisation seiner christlichen Gemeinde ernster befragt, sieht bald ein, daß er feste Mittelspersonen bedarf, die den christlichen Geist in der Gemeinde vorzugsweise besitzen und das christliche Leben ordnen, leiten und regieren. Ohne den Unterschied von Geistlichen und Laien eigentlich statuiren zu wollen, muß er seine Zuflucht doch bald zu den Geistlichen nehmen; er muß den Klerus als „Nothbehelf" gestatten und für dessen specielle Bildung, Erleuchtung und specifisch christliche Heiligung vom Staate diejenigen Unterrichts- und Bildungsanstalten zurückfodern, die er im Interesse der theologischen Bildung und Wissenschaft unterhält. Die Feststellung der christlichen Lehre und die Berufung der mit dem rechten christlichen Geiste versehenen Kirchenlehrer ist hiermit ausgesprochen. Wir treffen demnach auf eine weitere Fraction, welche die Feststellung der protestantischen Lehre, die Berufung und Prüfung der Theologen und Geistlichen schon nicht mehr dem Zufalle einer einzelnen Landeskirche, sondern einer großen deutschen Synode in die Hände legen will. Die Synode, sagen diese unschuldigen Frommen, die Versammlung der erleuchtetsten, betrautesten und mit der christlichen Wissenschaft am tiefsten ausgerüsteten Männer, muß innerhalb der großen protestantischen Gemeinde der wahre feste Kern sein, von dem aus sich das Ganze ordnet, fügt und den totalen Geist empfängt. Alle Parteien und Individualitäten, heißt es dann weiter, werden sich dem Spruche dieser auserwählten und concentrirten Macht um so leichter fügen und selbst der Staat wird so in dem Respecte gegen seine Landeskirche erhalten werden, der im Interesse der Religion und der protestantischen Freiheit nothwendig ist. Bis zur vollkommenen Autokratie des Klerus ist es von der Wirksamkeit einer solchen Generalsynode nur ein Schritt. Der von ihr „berufene und verordnete" Diener der Kirche steht vollkommen über seiner unmündigen und unberufenen Gemeinde, denn die Gemeinde ist nach dem Ausdrucke dieser Theoretiker eine „todte Masse", die durch den berufenen Kleriker erst belebt werden soll. Da aber die todte Masse doch einen Willen und den nächsten Einfluß auf die Wirksamkeit des geistlichen Autokraten besitzt, so geht die hauptsächlichste Foderung der Theorie dahin, den Einfluß der Gemeindeglieder in allen äußern und innern Angelegenheiten der Kirche abzuhalten und den Staat, d. h. die politische Autokratie, dabei zur Unterdrückung der Gemeinde um allen möglichen policeilichen Vorschub anzusprechen. Diese Richtung spricht gewöhnlich von einer weisen Verschmelzung der Consistorial- und Presbyterialverfassung, im Grunde ist sie aber der Feind beider: sie will den Gemeinden absolut nichts zugestehen und dem Staate keine andere Concession machen, als daß er sie mit seiner Macht bei den widerspänstigen Gemeinden unterstützen darf.

Auf Grund dieser illusorischen Concession an den Staat ergeben sich nun dem gründlich eingeweihten Verf. noch weitere Modificationen der theoretisirenden Hierarchie; ihr gemeinsames Moment ist, daß sie den Staat als Policeigewalt anerkennen wollen. Die unschuldigste Ansicht in dieser Reihe ist die, welche die Kirche als eine Predigt- und Celebrationsanstalt, den Staat aber als eine Verwaltungs- und Correctionsanstalt gelten läßt, die beide nichts miteinander gemein haben, als daß sie sich gegenseitig unterstützen. Sie ist, sagt der Verf., die allerhäufigste und nimmt erst dann eine bedenklichere Gestalt an, sobald sie sich auf Ideen einlassen und dieses Verhältniß philosophisch rechtfertigen will; er führt uns beispielsweise das ausschweifende Bruchstück einer solchen Philosophie auf, aus dem ein so abschreckendes Zucht- und Bußsystem hervorsieht, wie es der protestantische Staat auf keinen Fall dulden dürfte. Ein ernsthafteres Ansehen gewinnt indessen diese Richtung, jemehr sie sich von aller Schwärmerei freihält und die bestehende Ordnung in kalte Berechnung zieht.

Die absolute Trennung von Staat und Kirche steht ihr fest; sie trägt in ihrem Herzen eine grenzenlose Verachtung gegen den Staat, allein da er einmal die Macht besitzt, so sucht sie ihn wenigstens auf die listigste Weise in ihr Interesse zu ziehen. Um ihre Charakteristik gründlich zu entwerfen, läßt der Verf. die Vertreter dieser Richtung in allen ihren Fractionen auftreten. Der Eine sagt, die Kirche muß den Landesherrn (aber ja nicht den Staat) zu ihrem obersten Lenker schon des äußern Schutzes halber wählen; dann aber auch, und das ist wichtiger, weil der Fürst einen Bischof vorstellt, der dadurch keinen vermehrten Zuwachs an Glanz und Macht erlangt; endlich, weil die Kirche durch Hinzuziehung des Fürsten vor der Staatsgewalt selbst sichergestellt wird. Der Fürst als Bischof ist also diesen Leuten ein reiner Nothbehelf. Theologisch rechtfertigt diese Kirche ihre Kniffe durch einen neuen Kniff. Der Landesherr, sagt sie, regiert die Kirche nicht als Landesherr, weil die Kirche kein weltliches Regiment verträgt, sondern als oberster Bischof seit Behinderung der bischöflichen Gewalt durch die Reformation. (Zufolge der Revolution.) Diese Erklärung ist aber gerade in dem monarchischen Staate sehr schlau. Vor dem Cäsareopapismus fürchtet sich diese Kirche deshalb nicht, weil sie durch ihre Symbole gewaffnet und dieser höchstens die Laien treffen könnte, zumal der Fürst kein Theolog, sondern nur Bischof nomine tenus ist. Um jede Einmischung des weltlichen Regiments in die Angelegenheiten der Kirche zu verhindern, legt sie auch nicht das Gewicht auf die Kirchenverfassung, sondern auf die Bestimmung der Lehre durch die verordnete Geistlichkeit. So ist die Kirche also immer das alleinige Subject der wahren Kirchengewalt, die sich in ihren Foderungen bald ohne Weiteres an die Stelle des Staates setzt und ihn aus allen seinen sittlichen Positionen verdrängt: sie verlangt consequent in ihren Bereich die Ehe, die Erziehung, den Unterricht und läßt dem Staate nichts als die Executivgewalt, die Industrie und die Policei, das Recht und die Diplomatie aber nur theilweise. Sich selbst gibt diese Theorie den Namen des renovirten Episcopalsystems.

Eine fernere Chance dieses modernen Papismus entwickelt der umsichtige Verf. weiter unter dem Namen „der episcopalen Autokratie und des modificirten Majestätsrechtes". Alle Concessionen, zu welchen sich diese Richtung gegen den Staat versteht, ist die Consistorialverfassung, vorausgesetzt, daß die Behörde eine rein kirchliche sei; tritt sie hingegen als entwickeltes System auf, so verlangt sie aber auch die Episcopalverfassung ausschließlich. Jede Verschränkung von Kirche und Staat, explicirt sie dann, nach welcher das Staatsoberhaupt zugleich das Subject der Kirchengewalt ist, kann als kein bleibender, als kein Normalzustand gelten, denn die Kirche trägt dann nicht mehr in sich selbst das Recht des Regiments, sondern erhält Recht und Gewalt erst durch den Staat: sie bedarf dann der weltlichen Obrigkeit nicht allein zur Vollstreckung, sondern auch zur Anordnung. Da diese Theorie fortwährend eine allgemeine protestantische Kirche anstrebt, so behauptet sie ferner, das fürstliche Episcopat zerreiße die Kirche in Landeskirchen und müsse schon darum verworfen werden. Den Mittelpunkt in ihrem Kirchensystem bilden die Bischöfe; unter ihrer bleibenden Autorität muß der gesammte Lehr- und Laienstand stehen und jeder nach seiner Weise zur Theilnahme und Mitwirkung an der Kirche berufen sein. Die Bischöfe haben die Macht der Anordnung aus eigener Autorität und erlassen dieselbe unter der bürgerlichen Sanction des Fürsten. Ihnen ist die Gewalt, ökumenische Concilien zusammenzurufen, um die Einheit der gesammten Kirche zu berathen, denn die Kirchengewalt muß ein Ausfluß des eigentlichen kirchlichen Dienstes und Berufs sein, der göttlich gestifteten Seelpflege. „Nur wer öffentlich lehrt, hat die Lehre festzustellen, nur wer die Sacramente verwaltet, hat Sacramente zu verweigern, nur wer die Seelsorge hat, kann kirchliche Anordnungen für die ihm Anvertrauten geben: das ist die uralte und naturgemäße Ordnung der Kirche." In Summa scheidet diese Theorie in eben der Strenge wie der Socialismus den Staat aus, nur daß sie die Kirche als ein an sich wahrhaftes, ohne Zuthat des Einzelnen bestehendes Institut, das von Gott eingesetzt und befohlen worden ist, gelten lassen will. Der Verf. gibt sich die Mühe, die Nichtigkeit dieses Princips ungezwungen aus der Bibel zu widerlegen. Die eine Fraction dieser Theorie, wenn auf das Princip selbst näher eingegangen wird, gesteht indessen zu, daß der Kirche eine gewisse Verknüpfung des Staates mittels des Landesherrn erlaubt sei. Das Subject der Kirchengewalt bleibt bei diesem Zugeständnisse aber immer die Kirche; sie veranlaßt die Acte der Kirchengewalt und führt sie auch aus, weil Alles auf die Lehre abzweckt; sie erledigt die Lehrstreitigkeiten nicht als Spruchcollegium, sondern im Gewissensdrange (ad libitum), ohne alle Verantwortung außer vor Gott; sie handhabt die Kirchendisciplin, die Ehesachen und den öffentlichen Religionsunterricht. Allein, fahren diese Kleriker fort, dem Fürsten gehört bei alledem noch mehr als das bloße Majestätsrecht; denn er hat neben der landesherrlichen Aufsicht über die Kirche auch als ein hochstehendes Kirchenglied das Recht der Theilnahme an der Kirchengewalt, und zwar muß er aus seiner hohen Stellung herab die Kirche schützen und ihre heiligen Interessen nach Gewissen fördern. Aus diesem unwesentlichen, zufälligen Bande folgt nun zweierlei: 1) daß der Fürst formell durch sein landesherrliches Placet, 2) aber auch materiell durch sein bestimmtes Antheil in den Kirchensachen am Kirchenregimente theilnehmen kann. So, phantasirt diese Kirche, folgt für alle Kirchenglieder auch die Verpflichtung auf den bürgerlichen Gehorsam. Diese Kirchenverfassung, fährt sie fort, ist die wahre, denn es ist in ihr Zusammenwirken der Kirche; der Lehrstand bestimmt, der Fürst sanctionirt und Fürst und Volk stimmen zu, alle aber bringen die Bestimmungen an ihrem Theile in Ausführung. Das Volk darf aber nicht das Recht des „Widerspruchs", sondern nur das „der Gegenvorstellung" in Anspruch nehmen, d. h. es darf Ja sagen. Die Theorie nennt dieses System das erweiterte Majestätsrecht; dem Verf. wird es aber nicht schwer, das Il-

luforische dieses Rechts nachzuweisen und sein papistisches Gepräge, sowie seinen Streit mit der Gegenwart bis ins Einzelne zu verfolgen. „Die Kirche", schließt er nach diesen mühseligen Explicationen, „ist nach dieser Ordnung die von Gott eingesetzte Organisation des geistlichen Lebens, das eigentliche Reich und der Staat nur eine wahre Lebensform, wenn er sich als ein Glied dieses in sich geschlossenen und vollendeten Organismus hält, wenn er all sein Gebiet aus diesem Reiche erhält." Durch dieses einzige Wort ist der Stab über alle diese Systeme gebrochen.

In der Kürze nun die Grundzüge, welche sich aus den Theorien mit einseitig staatlichem Interesse abspiegeln. Der Verf. geht mit eben dieser Sachkenntniß und Gründlichkeit wie vorher zu Werke und läßt die theoretisirende Partei gewöhnlich selbst sprechen. Zuvörderst erinnert er an den Idealismus, der in dem Centrum seiner Gedankenwelt das Dasein der Wirklichkeit vergißt und verachtet und von da aus eine völlige Ausschließung der Kirche aus dem Staate anspricht; die überspannten aber unschädlichen Ansichten dieser Theorie verdienen ihm weiter keine ernste Widerlegung. Schärfer faßt er aber jenen gutmüthigen Materialismus ins Auge, der die Moral, welche sich in der Gesellschaft durch den socialen Verkehr gebildet hat, für den hinreichenden Ersatz der Religion, der Kirche und der Wissenschaft hält. Das Ideal dieses Materialismus ist Britannien, sein Symbol die Dampfmaschine, sein Cultus der Cultus der Runkelrübe. Der Staat, damit er sich der Entwickelung seiner materiellen Interessen ganz widmen könne, soll nach dieser Theorie die Kirche als die unschädliche Herzensangelegenheit des Einzelnen fallen lassen und dieselbe in das Privatleben wie jedes andere Sondergelüste zurückweisen: denn er bedarf ihrer nicht, sondern nur der Moral des socialen Verkehrs. Der Verf. bemerkt mit Recht, wie sehr dieser Theorie nicht allein der gesammte religiöse und wissenschaftliche Geist Deutschlands, sondern ganz und gar auch das Interesse und die gegenwärtige Ordnung des protestantischen Staates und seiner Gesellschaft entgegensteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noeï borguignon par *La Monnoye*. Neue Ausgabe. Paris 1842.

Wir finden unter den literarischen Notizen, die Voltaire seinem „Siècle de Louis XIV" voranschickte, den Namen La Monnoye, von dem er sagt, daß er ein Gedicht („Duel aboli") verfaßt habe, das von der Akademie gekrönt sei und das zu den unvergänglichsten Meisterwerken der französischen Sprache gehöre. Dieses Gedicht ist indessen sowie manche andere Preispoesie desselben Verf. heutigen Tages gänzlich vergessen, während eine Gedichtsammlung „Noeï borguignon", im burgundischen Patois, von der Voltaire nur verächtlich spricht, den Namen Monnoye wahrhaft unsterblich gemacht hat. Diese Gedichte, die nicht blos als Erzeugnisse einer naiven Muse, der das einfache, pittoreske Gewand des Patois einen eigenen Reiz leiht, noch jetzt gelesen werden, haben eine wirkliche Bedeutung in der Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert, und wir benutzen die Gelegenheit, jetzt, wo eine neue Ausgabe derselben erscheint, auf sie aufmerksam zu machen, da, wenn der Name ihres Verf. in Deutschland bekannt ist, er diese Ehre mehr seinen philologischen Arbeiten als diesen heiteren Poesien, die noch jetzt im Munde des Volkes leben, verdankt.

B. de la Monnoye, 1641 zu Dijon geboren, widmete sich der juristischen Laufbahn und wir finden ihn noch sehr jung im Besitze einer Stelle am Parlament von Bourgogne, bis er endlich an die chambre des comptes versetzt ward. Bei dieser praktischen Thätigkeit, bei der er sich bald auszeichnete, hatte er doch fortwährend in mehren Sprachen gedichtet und wir haben außer seinen französischen und burgundischen Poesien noch Verse in lateinischer und griechischer Sprache, die von seiner innigen Vertrautheit mit dem Alterthume Zeugniß ablegen. Er machte seinen Namen als Dichter zuerst durch ein Gedicht: „La fureur des duels abolis par Louis XIV", bekannt, durch das er einen Preis der Akademie bei sehr starker Concurrenz davontrug. Dieses Gedicht zog die öffentliche Aufmerksamkeit auf Monnoye und das Urtheil Voltaire's zeigt, wie viel Werth man auf dasselbe legte. Der Verf. concurrirte noch viermal und erhielt jedesmal den Preis, sodaß die Akademie sich endlich veranlaßt gesehen haben soll, ihn zu ersuchen, sich nicht mehr mitzubewerben, um nicht die übrigen Poeten abzuschrecken. Wir können hier nicht auf eine Würdigung seiner Verdienste als Philolog eingehen und verweisen daher auf das „Eloge", das Alembert von ihm gemacht hat. In seinem fünfundsechzigsten Jahre gab er seine Stelle auf und nahm seinen Wohnsitz in Paris, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er beging die Unvorsichtigkeit, sein ganzes Vermögen in Staatspapiere zu stecken, und ward durch die unglücklichen Finanzoperationen Law's an den Bettelstab gebracht. Er verlor Alles, was er besaß, und kam so weit herab, daß er, um nur sein Leben zu fristen, die goldenen Preismedaillen, die er von der Akademie erhalten hatte, verkaufen mußte. Trotzdem verlor der achtzigjährige Greis den frischen Lebensmuth nicht, der ihn immer begleitet hatte, und er behandelte diese traurigen Verhältnisse in seinen Versen auf das scherzhafteste, z. B.

Et pour d'assez belles medailles
Il faut avouer, c'est un vilain revers.

Zum Glücke hatte er einflußreiche und begüterte Freunde, die ihm in seinem Elend unter die Arme greifen konnten, und als er einige Zeit darauf starb (1728), hatten sich seine Verhältnisse schon wieder günstig gestaltet.

Monnoye war nicht der Erste, der sich des burgundischen Patois als Schriftsprache bediente. In dem Glossar, durch das er seine Gedichte den Bewohnern des übrigen Frankreichs verständlich zu machen suchte, erwähnt er mehre Dichter, die in dieser Volkssprache gedichtet haben. Einer von Denen, die dasselbe mit dem meisten Geschick handhabten, war der Apotheker Aimé Piron, Vater des berühmten Verf. der „Métromanie". Derselbe hatte unter Anderm ein römisches Heldengedicht unter dem Titel „Phelisbor éclaforsi, dialogue de Robichon et Renadai" geschrieben, das großen Beifall fand. Monnoye machte einige Aussetzungen an der sprachlichen Einkleidung und erhielt in Folge derselben von Piron die Herausforderung, auch etwas po l'aimor de' fran barozai (pour l'amour des francs bas-rosés) zu dichten. So heißt man nämlich die Winzer von Côte d'Or, weil sie an Festtagen Strümpfe mit rosenrothen Zwickeln tragen. Monnoye, der den Handschuh aufhob, trat mit seinen ersten „Noeï" hervor, in denen er sich meistens an die Melodie allbekannter, volksthümlicher Cantaten anschloß, aber in den Versen selbst eine seltene, originelle Schöpferkraft an den Tag legte. Diese Dichtungen circulirten anfangs in Abschriften, wurden aber dann vom Verf. gesammelt und fanden so viel Beifall, daß der gelehrte Philolog Peignot mehr als 25 Ausgaben gezählt hat, die von 1700—1825 erschienen sind. Dieser außerordentliche Beifall liegt allerdings zum Theil im eigenthümlichen Reize der Form, im Zauber der naiven, ungeschwächten Volkssprache, aber gewiß auch in dem Inhalte selbst, indem wir ganz dieselben Elemente wiedererkennen, die seit Ende des 17. Jahrhunderts in der Literatur und dem hö-

heren Gesellschaftsleben herrschten. Der Verf. focht für die neuen Ideen, die allmälig sich Luft zu machen suchten und die unter dem Einflusse hervorragender Geister wie Voltaire zur allgemeinen Herrschaft kamen. Diese Opposition gegen die überkommenen Principien im Staats- und Gesellschaftsleben war bei Monnoye um so wirksamer, jemehr sie in dem volksthümlichen Gewande unscheinbar ohne alle Berechnung auftraten. Ch. Rodier legt hierauf besonderes Gewicht und sagt: „Die reizende Naivetät und vorzüglich die Kühnheit einzelner Züge, ein kaustisches Element schmeichelte die Meinung der Ungläubigen, ohne die Strenge der Justiz herauszufodern. Indessen fühlten die Machthaber doch, wie gefährlich diese Richtung sei, und sie ließen daher, ohne den Dichter dieser einfachen, volksthümlich gewordenen Lieder vor Gericht zu ziehen, ihn doch durch Angriffe in der Presse, ja von der Kanzel herab in der öffentlichen Meinung herabsetzen. Der Abbé Magnieu griff die „Noeï" mit Heftigkeit an und beschuldigte ihren Verf. der Unmoralität und Freigeisterei. Diese banalen Anklagen waren von geringer Wirkung. Monnoye selbst erwähnt dieser erfolglosen Angriffe spöttisch. Wir wollen drei Strophen aus einem hierauf bezüglichen Gedichte anführen, um eine Probe von diesem Dialekte zu geben, und setzen dem Texte die französische Übersetzung zur Seite, um zu zeigen, wie sich das Patois zum „jantais" (so heißt das Französische in dieser Mundart) verhält.

Ma, prauture, on croiré qu'i devro
Bètre au ran dé peiché lé pu gro
Mé Noel trò gai po lai maiteire
Ansin le cru le bonne homme Maignié.
Contre lor ai disi raige en chaire:
Cela lé fin ranchéri de mitié.

Vo trôvé, messieu, lé dangreignar
Mé Noel, dite-vo, trop gaillar.
Ai celai j'ai deu chòse ai vo dire:
Vou qu'ai lé fau tretò faire en francoi
Vou qu'ai fau no parmaitre d'y ria,
No parmaitan de lé faire an patoi.

Le note a tò prèpe ai réjoui,
Quan su tò, po li baillai le boüi,
J'y maiton quelque chòse qui pique,
Ein grain de sei por iqui por ilai.
Vo savé que le prôvarbe antique
Parlan de no, di Borguingon salai.

Mais, peut-être croit-on que je devrais
Mettre au rang des péchés les plus gros
Mes Noëls trop gais pour la matière,
Ainsi le crut le bonhomme Magnieu:
Contre eux il fit ragi en chaire:
Cela les fit renchérir de moitié.

Vous trouvez, messieurs les grandeurs,
Les Noëls, dites-vous trop gaillards.
A cela, j'ai deux choses à vous dire,
Ou qu'il faut tous les faire en français,
Ou qu'il faut nous permettre d'y rire,
Nous permettant de les faire en patois.

Le notre est tout propre à réjouir,
Quand surtout pour leur donner le haut goût,
Nous y mettons quelque chose qui pique,
Un grain de sel par ci, par là,
Vous savez que proverbe antique,
Parlant de nous, dit Bourguignon salé.

Wir können uns hier nicht darauf einlassen, das Wesen dieses Dialekts, seine grammatische Structur, seine Bildung und sein Verhältniß zu den übrigen plattfranzösischen Mundarten näher zu betrachten. Wir gedenken hierauf anderwärts ausführlicher einzugehen. Der Verf. dieses Aufsatzes beabsichtigt nämlich in einem eigenen Werke, zu dem er schon bedeutende Materialien gesammelt hat, die französischen Dialekte näher zu beleuchten. Wir haben für die Kenntniß der italienischen das ausgezeichnete Werk von Fernow, aber für die französischen Mundarten, die an und für sich interessant und an volksthümlichen Poesien reich sind, ist so gut wie nichts geschehen. 50.

Notizen.

Wie schlecht es mit dem Honorare italienischer Autoren bestellt sei, davon enthält Valery's Werk: „Curiosités et anecdotes italiennes", folgende interessante Zeugnisse: Mailand, Venedig und Florenz sind die einzigen Plätze, wo Manuscripte gelegentlich honorirt werden; doch sind selbst hier mehr als 40 Fr. für den Bogen oder 1000 Fr. für einen Band von 500 Seiten eine Seltenheit. Monti's Übersetzung der „Iliade" brachte ihm nur 400 Fr. ein und Parini's Foderung von 250 Zechinen (1792 Fr.) für die zweite Auflage seiner reizenden Gedichte „Il mattino" und „Il mezzogiorno", denen er noch „La sera" hinzufügte, wurde für übertrieben gehalten. Die erste Ausgabe von Manzoni's schönem Trauerspiel „Adelchi" trug nicht die Kosten und seine zum Volksroman gewordenen „Promessi sposi" brachten ihm für die erste sehr bedeutende Auflage nicht mehr als 1000 Fr. Silvio Pellico erhielt die nämliche Summe für die einzige italienische Ausgabe seiner „Prigioni" von einem turiner Buchhändler. Der erste lyrische Dichter Italiens, G. Borghi, setzte noch Geld bei der Veröffentlichung seiner Hymnen zu, welche 26 Ausgaben erlebten. Grossi, von welchem man so große Hoffnungen hegte, sah sich gezwungen, den Musen zu entsagen und als Notar zu Mailand sein tägliches Brot zu gewinnen. Im Allgemeinen schätzt sich der italienische Autor noch glücklich, wenn ein Buchhändler überhaupt das Risico des Verlags übernimmt. Dieser trostlose Zustand beginnt schon mit Ariost, der seinen „Rasenden Roland" ebenfalls auf eigene Kosten veröffentlichte. Seitdem man, mit Ausnahme Neapels, in den italienischen Staaten das literarische Eigenthumsrecht anerkannt hat, scheint sich dieser jammervolle Zustand etwas gebessert zu haben, sodaß die Autoren von ihren Geistesarbeiten einigen Gewinn zu ziehen anfangen.

Mit 20 Holzschnitten ausgestattet, erschien ein zugleich witziges und gelehrt antiquarisches Werk unter dem Titel: „English surnames: a series of essays on family nomenclature, historical, etymological and humourous, with chapters of rebuses, canting arms, a list of latinized surnames" ꝛc., von Mark Antony Lower; ein sehr ergötzliches Buch, welches Witz und Scherz mit antiquarischer Untersuchung und historischem Interesse verbindet, sagt das „Weekly chronicle".

In Ungarn erscheinen jetzt 10 politische Zeitungen, wovon fünf in ungarischer, drei in deutscher, eine in servischer und eine in illyrischer Sprache geschrieben werden. Sechs davon, vier ungarische, eine deutsche und eine servische, erscheinen zu Pesth und Ofen; zwei, eine ungarische und eine deutsche, zu Presburg, und zwei, eine deutsche und eine illyrische, zu Agram. Der von Kossuth herausgegebene „Pesti Hirlap" hat die weiteste Verbreitung und soll in 4000 Exemplaren vertrieben werden; die deutsche ofener und pesther Zeitung hat 2500—3000 Abonnenten.

Durch die pariser Presse wurden im vorigen Jahre 6300 Werke, 1163 Stiche und Lithographien, 145 Pläne und Landkarten und 428 Musikstücke publicirt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 299. — 26. October 1842.

Über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche. Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung von Gustav Julius.

(Fortsetzung aus Nr. 298.)

Weiter, lautet eine weitverbreitete und gegenwärtig oft geltendgemachte Ansicht: die Kirche sei eine Bestimmtheit, eine Sphäre des Staats. Der Verf. legt sie ausschließend dem einen Theile der speculativen Theologie, der sogenannten kritischen, bei, indessen ist sie schon von andern Seiten sehr oft, wenn auch in plumper Weise aufgestellt worden. Der Staat, explicirt sich diese speculative Kritik, ist keine blos weltliche Anstalt, sondern die alleinige Form, darin die Unendlichkeit der Vernunft und der Freiheit in der Wirklichkeit existirt. Insofern diese Theorie aber den Staat über die Endlichkeit hinaussetzt, erklärt sie auch das dem Staate immanente Moment der Religiosität für Etwas, das über der Endlichkeit liegt. Die Kirche, sagt diese Theorie, ist die Darstellung und rechtliche Existenz der Religiosität und kann als ein äußeres Institut nur im Staate existiren; sie ist ein solches dem Staate gehöriges Glied wie die Schule, die Rechtspflege und andere Institute und muß darum nur vom Staate ihre Organisation empfangen. Allerdings geht nun an sich die Religion in ihrer Unendlichkeit über die Grenzen des positiven Staates hinaus und steht somit, wie durch ihre absolute Innerlichkeit und unangreifbare Freiheit, im Widerspruche mit der Aufgabe des Staates, sich innerhalb empirisch gegebener Grenzen zu gestalten und auf die natürlich gegebenen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Aber diesen Widerspruch trägt die Kirche nur insofern in sich, als sie in einem bestimmten Volksbewußtsein sichtbar werden muß, sowie im Staate als Landeskirche; andererseits jedoch ist das Hinausgehen der kirchlichen Sphäre über die Beschränktheit des Staates nur das Hinausgehen des individuellen Staats über sich selbst, das Hinausgehen über die Schranke, die er an seiner natürlichen Endlichkeit hat. Wissenschaft und Recht sind in Bezug auf den empirischen Staat ebenso transscendent wie die Religion. Der Staat, die allumfassende Form der Menschlichkeit, umfaßt auch diese Allgemeinheiten, bringt sie zur Bestimmtheit und hält sie mittels seiner innern Energie in fortwährend dialektischer Entwickelung. Der Verf. bemerkt ganz recht, daß diese Ansicht die verschiedenen Elemente der Bildung in sich vereinigt; sie ist über das materielle Princip hinaus, hat die Schranken des socialen Particularismus gebrochen und die endliche Seite desselben in die Idealität des Staates selbst gesetzt; allein das Volksbewußtsein hat sie doch nicht für sich, und darum ist sie schon ganz unpraktisch, dies muß zugestanden werden. Wenn der Verf. aber behauptet, daß die gegenwärtige Stellung der Kirche und die tägliche Praxis ganz und gar gegen die Anfoderungen dieser Theorie streiten, so möchten wir ihm dies nicht zugeben die ungeheuere Verwirrung, die die Politik in unsere kirchlichen Verhältnisse geworfen, läßt selten mit Bestimmtheit noch erkennen, ob die kirchlichen Maßnahmen der Regierung die Erhaltung der Religion als Staatszweck, oder als Selbstbestimmung des Staates zum Grunde haben. Auf die gegenwärtige Praxis kann sich wol jede dieser Ansichten berufen. Indessen ist dieser Theorie von Seiten der Philosophie der Vorwurf zu machen, daß sie Religion und Sittlichkeit vermischt und die Kirche von den Sittlichkeitsanstalten des Staates nicht unterscheidet. Der Verf. als ein Anhänger der ältern Schule greift namentlich diesen Irrthum heraus; allein er begeht unserer Ansicht nach wiederum den Fehler, daß er nur die Religion als die Substanz der Sittlichkeit und des Staates bezeichnet, während doch diese erst das eine Moment des Absoluten ist; nicht allein jetzt, sondern immer hat es neben Priestern Weise, neben Gläubigen Denker gegeben und beide Momente, die Religion und die Wissenschaft, sind die Substanz der allgemeinen Sittlichkeit. Deshalb ist es zulässig, die organisirte Wissenschaft im Staate füglich mit der organisirten Religiosität auf eine Stufe zu stellen und eine und dieselbe Bedeutsamkeit für beide Geistesmomente in Anspruch zu nehmen; Schule und Rechtsinstitute können aber diesen Trägern des Absoluten nicht an die Seite gesetzt werden, denn ihr Ursprung und ihr Zweck, beides ist ein Anderes, sie werden erst durch Religion und Wissenschaft bedingt. Diese Aussetzungen an der eben entwickelten Theorie treffen aber nicht das Princip, das ihr zu Grunde liegt, sondern die übermüthigen Äußerungen Einzelner; das Princip ist kein anderes, als der Verf. jetzt von der „speculativen" Theologie aufstellt, und es gehört darum auch mit seiner Ausführung unter das speculative System, nicht aber zu den einseitig staatlichen. Ehe sich aber der Verf. zur Darstellung des speculativen Systems wendete, hätten

wir gerade hier die Berührung einiger, meist von Staatsmännern ausgegangenen Theorien erwartet, die viel praktischer als alle andern sind und die Kirche in der That zu einer Bestimmtheit des Staates zusammenschrumpfen lassen, ohne den Unterschied in der Idealität des Geistes zu kennen und zu statuiren. Auch hätten die Socialtheorien, von Seiten des Staats aus gegen die Kirche gerichtet, nicht ohne Erwähnung bleiben dürfen.

Der Verf. erörtert nun auf eine vollständige und populaire Weise die Theorie der „speculativen Theologie", oder vielmehr des ältern Hegelianismus in Bezug auf Staat und Kirche; ein Theil der Leser dürfte ihm für diese, tüchtige Einsicht gewährende Darstellung ganz besonders verpflichtet sein, da sie einen Gegenstand behandelt, der wol täglich berührt, aber täglich oberflächlich berührt wird. Zuerst schickt er voraus, daß die Philosophie der christlichen Religion, als der allgemeinen Weltreligion, der alle Völker und alle Staaten als ihrem letzten Ziele zufallen müssen, die Kraft und die Tendenz beilegt, die Welt zu durchdringen und das Welt- zum Gottesreiche zu machen, und umgekehrt. Das ist allerdings für das populaire Bewußtsein eine Vertrauen erweckende Voraussetzung. „Die Religion", fährt er fort, „ist die Substanz der Welt, außerdem ist Alles eitel, und sie ist ganz nur die eitle, die vergängliche Welt." Das ist zu viel, oder zu wenig gesagt, denn die Religion ist nur die eine Seite des Absoluten, und dann ist auch die Religion, als eine zeitliche Bestimmtheit, mit der Eitelkeit der natürlichen Welt behaftet. Ihrer Substantialität nach bleibt die Religion im Innern des Menschen verborgen, kann nicht als Kirche erscheinen, sondern ist nur die unsichtbare Kirche und im Unterschiede von dem Reiche der Welt. Das Moment, das aus dieser allgemeinen Substanz hervortritt, ist die Sittlichkeit, sie ist das Wesen des Volks und des Staats; der Staat ist die nothwendige Form, in welcher die sittliche Äußerung der Substanz zur Erscheinung kommt. Der substantielle Volksgeist geht aber selbst wieder als Geist der Menschheit über die Schranken der Volksbesonderheit hinaus und gelangt zum Bewußtsein dieser überschwänglichen Natur in der Religion; freilich, setzt der Verf. hinzu, noch entschiedener, vollkommener, vermittelt und sich klarer in der Wissenschaft: in der Wissenschaft aber nur für den Forscher, in der Religion für Alle. Ihrem Wesen nach ist so die Religion das Allgemeine, das Unterschiedlose der wahren Menschheit, das in die Grenzen des Volksgeistes zurücktritt, um sich bestimmen zu lassen; das öffentliche Volksleben ist der Boden, auf dem sich allein die Kirche ausbreiten und natürliche und sittliche Stoffe in sich hineinziehen kann. Die Formen aber kommen darum für die Kirche alle nur von Seiten des Staats; die Kirche, die sich objectivirende Religiosität eines Volks, verfaßt sich aus den Formen des Staats, sie braucht nicht nur die Anerkennung des Staats, um zu existiren, sondern sie assimilirt sich auch dessen Formen und imitirt ihn im kirchlichen Bereiche. Insofern nun die allgemeine Substanz die Religion, ihr nächstes Moment die Sittlichkeit, und die Sittlichkeit wiederum die Substanz des Staats, und die Kirche wiederum nichts anders als die objectivirte und in einem bestimmten Staatsbewußtsein zur Erscheinung gekommene Religion ist, so folgt daraus 1) daß beider Princip im Bewußtsein Eins ist, 2) aber, daß die in der Wirklichkeit nothwendig hervortretenden Unterschiede keinen Gegensatz bilden, sondern ihre Vermittelung in sich tragen. Die Kirche hat so mit einem Worte ihre Wirksamkeit wie ihr äußerliches Bestehen am Staate, der Staat aber seine Wahrheit und sein innerliches Bestehen (nur zu einem Theile müssen wir einwenden) an der Kirche. Nach der weitern, sehr klaren Ausführung dieser speculativen Theorie, die sich ihrem Wesen nach nicht von der Theorie der kritischen Theologie unterscheidet, gibt der Verf. aber zu, daß sie wol weniger der praktischen Wirklichkeit, doch um so mehr dem Volksbewußtsein und der allgemeinen Bildung entgegensteht; denn das Bewußtsein hält die schroffen Gegensätze noch fest, sowol in Bezug auf den Unterschied zwischen Staat und Kirche, wie in Bezug auf Glauben und Wissen selbst. Die Gesellschaft, sagt er, kann sich mit dem Gedanken, daß die speculative Lehre nichts Anderes sei als das im Begriffe verklärte Dogma, nicht vertraut machen, und darum die allgemeine Abneigung der Speculation, für die religiöse Praxis nur irgend ein Zugeständniß zu machen. Der Verf. bemüht sich auch in der That darzulegen, wie wenig man dem gewöhnlichen Bewußtsein, das seine Wahrheit am dogmatischen Inhalte der Religion hat, die Zumuthung eines Aufgebens des Dogma für die philosophische Lehre machen dürfe, ehe nicht eine wahrhaft innere Vermittelung der Vorstellung und des Begriffs bei ihm vorgegangen. Er beweist durch eine gründliche Analyse der Dogmen und ihres philosophischen Begriffs, daß der letztere für die sittliche Praxis des gewöhnlichen, idiotischen Bewußtseins die größte Differenz zuwege bringen müsse, daß die Einheit des Denkens und des Glaubens nur für das philosophische Bewußtsein vorhanden sein kann. Ob es aber einst möglich werden könnte, durch die Entwickelung einer positiven Lehre die Vermittelung und somit die Umgestaltung des idiotischen Bewußtseins herzustellen, diese Frage läßt der Verf., wie billig, auf sich beruhen.

(Der Beschluß folgt.)

Denkmäler für Geographie, Geschichte und Alterthümer von Neurußland.

Längs den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres, von dem Don bis zum Pruth, dem Kaukasus bis zu den Karpathen, erstreckt sich die ungeheuere Fläche von Südrußland, die ihrer Lage zufolge in der Geschichte der Menschheit von jeher eine wichtige Rolle gespielt hat. An der Grenze Asiens, dieser Wiege der Menschheit gelegen, war sie es, durch welche sich alle die verschiedenen Völkerschaften in das vom Schicksal zum Sitz der höchsten Bildung und großartigsten Entwickelung bestimmte Europa ziehen mußten; denn jeder andere nächste Weg war ihnen durch das für sie noch unüberwindliche Meer gesperrt. Schon die älteste Geschichte der Griechen, dieses ersten und liebenswürdigsten aller historischen Völker Europas, deutet in ihren Mythen hin auf eine Einwanderung derselben von dem Balkan her. Der Stammvater der hellenischen Griechen, Hellen selbst, gilt der Sage nach für einen Sohn des Deukalion, dessen

unglücklicher Vater, Prometheus, von den Göttern des Olympus an den Kaukasus gefesselt wurde, weil er ihr Besitzthum, den wunderherrlichen Landstrich zwischen dem schwarzen, mittelländischen und adriatischen Meere, mit Menschen seines Geschlechts bevölkert und besetzt hatte. Nach den Griechen zogen, schon in den historischen Zeiten, andere und wieder andere Stämme und Völker diesen Weg, der eine den andern vorwärts drängend und seine Sitze einnehmend, um sie in einigen Jahrzehnden seinem Nachfolger zu überlassen. Freilich zeigt das Land in unsern Tagen eben keine große Bevölkerung, ja der größte Theil desselben ist öde Wüste, Steppe, deren fruchtbaren Boden kein Pflug aufreißt, keine Harke auflockert, nichts als eine weite baumlose Ebene, überwachsen mit dem hohen Steppengras, aus dessen silberfarbigen Wellen hier und da eine alte Mohile hervorlugt. Allein dies darf uns nicht irre machen. Gerade der Mangel des Holzes auf einem so fruchtbaren Boden zeugt dafür, daß viele Tausend Hände gewüthet haben in den Pflanzungen der Natur; ist uns nur ein neuer Beweis, daß rohe Völkerschaften den Kindern auch darin gleichen, daß sie Alles vernichten, was unter ihre Hand kommt. Daß diese Einöden auch von Menschen entblößt sind, das hat seinen Ursprung in der Geschichte der letzten Jahrhunderte, wo Polen, Kosacken, Russen, Türken, Tartaren und alle umwohnenden Völkerschaften miteinander wetteiferten, alles Leben in diesen Gegenden mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

Aber trotz diesen unglücklichen Schicksalen hat sich in Neurußland noch so Manches erhalten, was uns Fingerzeige gibt, die vielfachen Umwälzungen in diesem Lande und die Völker kennen zu lernen, welche einst hier gehaust. Freilich wurden diese Spuren bisher noch wenig beachtet, manche sogar durch den Zahn der Zeit oder die plumpe Hand eines Unwissenden noch mehr verwischt oder ganz vernichtet, aber auch dieses Land darf sich der Hoffnung hingeben, daß, sowie Wissenschaft und Forschung in ganz Rußland von Tag zu Tag festern Fuß faßt und weitere Ausbreitung gewinnt, auch der südliche Strich fortschreiten wird in Cultur und geistiger Bildung, damit deren erwärmende Strahlen glänzendes Licht verbreiten in den dunkeln Irrgängen der frühern Jahrhunderte. Schon hat sich im Anfang des J. 1839 in Odessa eine Gesellschaft von Freunden der Geschichte und Alterthümer gebildet, welche unter dem Schutz und mit Unterstützung der Regierung unter der Protection des Großfürsten Thronfolgers und der persönlichen Leitung des Generalgouverneurs von Neurußland und Bessarabien, des Grafen M. S. Woronzow, nun schon beinah zwei Jahr mit rüstigem Eifer und glücklichem Erfolg zu dem großen Ziele hinarbeitet, Alles zu sammeln, zu erforschen und der Welt mitzutheilen, was die Geschichte dieses höchst interessanten Landstrichs betrifft. Die Gesellschaft zählt bis jetzt an Mitgliedern: die vier Gründer, 41 wirkliche, 5 Ehren- und 17 correspondirende Mitglieder, wovon 14 innerhalb, und 3 außerhalb Rußland sind. Ihr Ziel und Zweck ist: a) alle Überreste des Alterthums, die in Südrußland gefunden werden, oder auf dasselbe Bezug haben, zu sammeln, zu beschreiben und aufzubewahren; b) alle Documente und Acten, die sich auf die Geschichte des genannten Landes beziehen, aufzusuchen, durchzuforschen und bekannt zu machen; c) die Nachrichten der alten Schriftsteller in Hinsicht seiner Localitäten und Merkwürdigkeiten einer kritischen Forschung zu unterwerfen und die etwa vorhandenen Spuren dieser aufzusuchen; d) Materialien vorzubereiten für die künftige Geschichte des Landes durch Sammlung zuverlässiger Nachrichten über seinen gegenwärtigen Zustand in geographischer und statistischer Hinsicht; e) die diesen Gegenstand behandelnden Werke, sie mögen in russischer oder einer fremden Sprache erscheinen, zu sammeln und sie nach ihrem Werthe zu rubriciren; f) endlich die Resultate der gemachten Forschungen durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Diese Gesellschaft hatte am 4. Febr. 1841 eine feierliche Sitzung, bei welcher Gelegenheit der Präsident derselben, Hr. Dmitrij Michajlowicz Knjazewicz, wirklicher Staatsrath und Director der Schulen im Bezirk von Odessa, in einer trefflichen Rede die vorhandenen Denkmäler, sowie alle jene Überreste aus dem Alterthum näher besprach, auf welche die Gesellschaft ihr besonderes Augenmerk richten müsse. Aus dieser Rede nun wollen wir das Interessanteste herausheben und, mit einigen Bemerkungen und Zusätzen versehen, den Lesern unsers Blattes mittheilen.

Alles, was uns von dem ehemals so regen Leben und den oft stürmischen Bewegungen in dem Lande verblieben ist, das jetzt die Provinzen von Neurußland umfaßt, könnte man vielleicht am passendsten in zwei Gruppen aufstellen. Die erste Gruppe, die sprachlichen Denkmäler, umfaßt alle jene Überreste, welche uns das Alterthum dieser Gegend mit den klaren und leichtfaßlichen Bildern der menschlichen Sprache schildert. Die andere enthält alle übrigen Gegenstände aus frühern Jahrhunderten, welche als stumme Zeugen der Vergangenheit durch ihre äußere Gestalt, die Bestimmung, welche sie gehabt, und durch mancherlei andere Verhältnisse uns Aufschlüsse über das Alterthum zu geben im Stande sind. Wir wollen nur die wichtigste von beiden Gattungen aufzählen:

I. Die stummen Denkmäler.

Zu diesen gehören 1) die Kurganen oder Mohilen (Kurgany, mohily). Dieses sind kegelförmige Hügel von bedeutender Höhe, aus dem Sande der Steppe von Menschenhänden aufgeworfen; durch ganz Südrußland zerstreut, stehen sie in größern und kleinern Gruppen, jedoch immer in bedeutender Anzahl beisammen. Die Zeit ihrer Entstehung ist unbekannt; gewiß jedoch stammen sie aus vor-historischen Zeiten her; denn schon 400 Jahre v. Chr. spricht Herodot von ihnen als von hohen Alterthümern, und nennt sie „Grabmäler pythischer Könige". Andern gibt er den Namen „kimmerische Grabhügel" (so denen am Tiras, dem jetzigen Dnjester, die er selbst gesehen, Bd. 4, Cap. 11). Schon damals ragten sie aus den weiten Ebenen der Steppe hervor, wie die grauen Riesenhelden der Vorzeit, ihre Höhen von Sperbern und Raben belebt. Man kann mit Zuversicht behaupten, ihr Alterthum sei höher als das der Druiden- und Runensteine im Norden Europas. Bei den Grabungen, die man in einigen von ihnen angestellt, fanden sich Alterthümer, die man kühn mit den ägyptischen Mumien in gleiche Zeit versetzen darf. Und wie Vieles dürfte noch zu Tage gefördert werden, wenn man sie alle sorgfältig untersuchte; denn beiweitem der größte Theil ist noch unberührt, eine unentzifferte Hieroglyphe. Ebenso wenig ist auch ihre Bestimmung oder die veranlassende Ursache ihrer Entstehung enträthselt. Zwar scheint der Name Kurgan (Grabhügel) auf ihren ursprünglichen Zweck hinzudeuten und bestärkt die oben angeführte Meinung Herodot's. Allein unmöglich kann man alle für Grabmonumente ansehen, denn dazu ist ihre Anzahl viel zu groß; überdies müssen der höchst mühsamen Errichtung derselben großartigere Zwecke unterlegt werden. Endlich ist ja auch der Name Kurgan nicht allgemein. Das Volk nennt sie fast häufiger noch Mohily, und eine ganze Reihe von ihnen, nämlich die Gruppe, die sich längs dem Pruth in jenen Gegenden hinzieht, wo einst die dacischen Städte gestanden, führt bei den dortigen Anwohnern den Namen Hrodistja, d. h. Befestigungen, Verzäunungen, Verschanzungen. Aus diesen drei verschiedenen Namen können wir schon mit Sicherheit auf drei verschiedene Endzwecke dieser sonderbaren Bauten schließen. Aber selbst mit diesen drei Namen ließen sich nicht alle Zweifel der Geschichtsforscher heben. Besonders hat der Name Mohila einen zu weiten Begriff, da er nicht blos einen Grabhügel, sondern auch jeden Hügel oder kleinen Berg überhaupt bedeutet, als daß er nicht hätte zu verschiedenen Auslegungen Anlaß geben müssen. Da kamen nun bald gar mancherlei Ansichten zum Vorschein. So behaupteten Einige, diese Hügel seien nichts als Wegweiser für die wilden Kriegshorden der Vorzeit, damit sie, von ihren Streifzügen gegen die Nachbarn zurückkehrend, mit Beute beladen, ihre Heimat ohne weitere Umwege zu erreichen wüßten. Andere sagten wieder, auf diesen Punkten hätten sich die jungen Krieger versammelt, wenn sie einen Kriegs-

aus gegen Jemanden zu unternehmen im Begriffe gestanden. Wieder Andere meinten, die hier lebenden, in den grabreichen, aber weitausgedehnten Triften der Ebene von Südrußland weidenden Völkerschaften hätten diese Höhen als Wartpunkte aufgeworfen, damit sie von ihren dort aufgestellten Wachposten, bei der Annäherung eines Feindes augenblicklich davon benachrichtigt, Zeit gewännen, ihre Streiter zu sammeln, um den Angriff mit Nachdruck abzuwehren. Einige, welche dieser Meinung auch beipflichteten, setzten noch hinzu: diese Höhen hätten zugleich als Grenzmarken der Districte gedient, innerhalb welcher die einzelnen Stämme sich ungehindert ausbreiten dürften, ohne befürchten zu müssen, mit einem verwandten Stamme in unangenehme Collision zu kommen. Noch Andere endlich schlossen aus der runden Form, der allmäligen Abdachung und dem weiten Plateau auf der Spitze, welches man fast auf jedem einzelnen dieser Hügel findet, sie seien die alten Opferplätze der heidnischen Urbewohner jener Gegenden. Jede von diesen verschiedenen Ansichten trägt das Gepräge einer größern oder geringern Wahrscheinlichkeit an sich, aber zur Gewißheit haben sie noch alle einen weiten Weg. Um ein zuversichtliches, bestimmtes Urtheil über sie zu fällen, dazu sind noch gar manche Vorarbeiten nothwendig, dazu müssen vor allem Andern Pläne und topographische Karten von ihnen entworfen werden, damit man das System ihrer Gruppen, das Verhältniß jeder einzelnen zu den sie umgebenden Mohilen sowol, als zu den von ihnen eingeschlossenen, beherrschten und ihren Charakter modificirenden Localitäten, als: Flüssen, Meeren, Thälern, Hügeln, Wäldern und dergleichen genau einsehen könne. Es müssen dann Grabungen angestellt werden, damit man nicht nur die Formen ihres Baues, sondern selbst die Masse, aus der sie bestehen, die Mittel, mit denen sie errichtet worden, kennen lerne, und zugleich sich überzeuge, ob sich nicht Gegenstände vorfinden ließen, aus denen man auf die Vergangenheit, den Charakter und die Sitten der ehemaligen Bewohner dieser Gegend, sowie auf alle andern Umstände und Verhältnisse schließen könnte, welche zu einem zuversichtlichen Urtheil über diese sonderbaren Bauwerke berechtigen. Endlich müßten die Resultate dieser Untersuchungen auch damit verglichen werden, was andere Gelehrte über ähnliche Alterthümer in andern Gegenden Europas gesagt haben. Besonders dürften dabei die Hrobistja in der Lausitz*) nicht übergangen werden, da auch hier ein slowenisches Volk seine Stammsitze bewährt. Freilich sind dies Alles weitläufige und schwierige Arbeiten, aber sie dürften zu erwünschten Resultaten führen. Einiges ist dafür auch schon geschehen; so haben die beiden Gelehrten Aſit und Koreſscha mancherlei Grabungen in den Hügeln um Kerzza, „diesem Lande der Mohilen" angestellt, aber ihre Forschungen sind bisher wenig bekannt.

2) Eine zweite Reihe von interessanten Denkmälern der Vorzeit bilden die längern oder kürzern, jedoch ununterbrochen fortlaufenden Erdwälle, welche in gerader Linie, seltener in Wendungen von einem festen Punkt zum andern sich erstrecken; sowie die Erdschanzen, deren oft bedeutend hohe Aufwürfe eine bald größere, bald kleinere Ebene in Kreise einschließen. Von den erstern sind in Neurußland bisher vier genauer bezeichnet; zwei davon sind in Bessarabien unter dem Namen: der obere und niedere trojanische Wall bekannt; die andern beiden liegen in der Krimm und zwar der eine, mit Namen Asandrow, auf der Halbinsel von Kerzza, der andere auf der Landenge von Perekop, welche die Halbinsel Taurien vom Festlande trennt. Die Erdschanzen haben ganz die Form von Lagern, wie sie die alten Völkerschaften aufzuwerfen pflegten. Man findet sie häufig in Bessarabien, besonders am Flüßchen Kagilnik und im Thale Kaschtangul, nahe bei der Colonie Hradeschi. Diese werden von Vielen für Überbleibsel von den alten Lagern der römischen Legionen gehalten, die einst hier stationirt waren, um die Nomaden dieser Gegenden zu bewachen und zu beobachten. Interessant sind in dieser Hinsicht auch die Spuren von dem Lager Karl's XII. bei Bender. Die Gesellschaft von Odessa besitzt einen vollständigen Plan von diesen Überresten, der sich in der Folge als ein wichtiges Material für die Geschichte dieses nordischen Helden bewähren wird.

3) Überaus wichtig für die Geschichte sind auch die Ruinen von alten Städten, Festungen, Burgen, Thürmen, Stadtmauern, Tempeln, Kirchen und allerhand andern Gebäuden. Ihre Anzahl in Südrußland ist unendlich. Bei ihnen muß man jedoch nicht blos die Lage und den Charakter ihrer Bauart, sondern insbesondere auch die Sagen und abergläubischen Ideen sorgfältig berücksichtigen, welche in Bezug auf sie unter dem anwohnenden Volke cursiren. Denn diese Sagen erhalten sich im Munde des gemeinen Mannes unveränderlicher und länger als die Ruinen selbst, welche, durch den Einfluß der Elemente sowol als durch die vernichtende Hand des Menschen aufgelöst, allmälig immer mehr verschwinden und zuletzt ganz zerfallen. So gibt es im Chersones Felder, Gärten, ja ganze Gehöfte ohne alle Spur von Alterthum an Stellen, wo vor 20, 30, 40 und mehren Jahren weitausgedehnte Ruinen von Tempeln und uralten Bauten lagen. Kein Mensch würde jetzt auf die Idee gerathen, hier hätten einst alte Burgen und Thürme gestanden; nur die uralten Männer und Weiber erinnern sich noch, wie sie in ihrer Kindheit nie bei ihnen vorbeigegangen, ohne drei große Kreuze zu schlagen und die gebenedeite Jungfrau anzurufen, und erzählen von alten Zaubertern, die dort gehaust, und von Hexen, welche die Kühe ihrer Ältern und Großältern behext, daß sie nicht kalbten und himmelblaue Milch molken. Wie schön schildern viele Reisende die Ruinen des berühmten Mangup-Kale, das sie vor 50 und mehren Jahren gesehen. Aber vergebens sucht man nach vielen von ihnen beschriebenen Gegenständen, und selbst das Vorhandene nähert sich von Tag zu Tag einem Haufen von Schutt und von Steinen. In den unter dem Namen Peschczery Inkermanskie bekannten Grüften fanden sich noch vor kurzem Reste von überaus schönen Wandgemälden in den weitläuftigen Gängen dieser großen Grabstätte; jetzt ist nur noch mit der größten Mühe hin und wieder eine einzelne Figur, aber auch diese nur halb zu erkennen; ein ganzes Bild wird sich wol nirgend mehr zusammenfinden. Für die Forschung jedoch sind selbst die geringsten Überreste wichtig und können oft zu recht interessanten Entdeckungen führen. Ein Beispiel hiervon geben die Spuren des alten Achillestempels auf der Insel Fidoniß, dem alten Leuke, welche vor einigen Jahren aufgefunden wurden. Dieses Heiligthum war bisher nur dem Namen nach bekannt, von Vielen wurde sogar seine Existenz bezweifelt; jetzt verbreitet sich über diesen Gegenstand ein klareres Licht.

(Der Beschluß folgt.)

*) Diese Hrobistja, Hrobzischča, auch Wenden- oder Schwedenschanzen genannt, sind in der ganzen Ober- und Niederlausitz zerstreut und haben die mannichfaltigsten Formen und Gestalten. Man zählt ihrer über achtzig und schon häufig sind sie besprochen worden: so in der lausitzer Monatsschrift, oder dem lausitzer Magazin, welches die gelehrte Gesellschaft in Görlitz herausgibt. Ebenso in Böhland's „Geschichte der Stadt Budissin und der Umgegend", und a. a. O.

Literarische Notiz.

Wir haben zu wiederholten Malen darauf hingedeutet, wie unser Novellist Hoffmann bei den Franzosen in ganz besonderer Gunst steht. Ein neuer Beweis dafür ist eine neue, prachtvoll ausgestattete Ausgabe seiner übersetzten Novellen. Sie erscheint unter dem Titel „Contes fantastiques de Hoffmann", von T. Chriſtian. Die äußere Ausschmückung ist reich und geschmackvoll wie Alles, was Gavarni zeichnet; was aber die Übersetzung selbst anbelangt, so ist sie eben nichts als ein überarbeiteter Abdruck der bekannten Übertragung von Löwe-Weimar, die dieser nicht einmal selbst gemacht hat. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 300. — 27. October 1842.

Über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche. Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung von Gustav Julius.

(Beschluß aus Nr. 299.)

Der Rückblick auf alle diese entwickelten Theorien gibt dem Verf. nun die sichere Überzeugung, daß dieselben sowol alle dem Bestehen unserer gegenwärtigen Verhältnisse schroff entgegentreten und an demselben ihre Unmöglichkeit und Unwirksamkeit haben, als auch sämmtlich außerhalb des allgemeinen Bewußtseins liegen und darum auf Berücksichtigung in der gegenwärtigen Krise wenig Anspruch machen dürfen. Er sagt sich selbst und seinen übrigen Geistesverwandten: „Die Zeit, den alten Bäumen die Axt an die Wurzel zu legen, ist noch nicht gekommen; noch wachsen und reifen an ihnen Früchte, die noch geerntet werden sollen.“ Aber die Aufgabe der Zeit besteht ihm darin, daß sie einerseits der theoretischen Entwickelung vollen Spielraum vergönnt, und andererseits die bestehende Praxis so reich als möglich macht. Das Eine hat seine Sphäre in Wissenschaft und Literatur, das Andere im Staate und der Kirche, und jemehr sich diese beiden Sphären berühren und belästigen müssen, desto mehr ist die höchste Regierungsweisheit nöthig, eine ungehemmte Ausgleichung und Vermittelung der Gegensätze zu erhalten.

Mit diesem Schlusse läßt der Verf. die Theorie selbst hinter sich, um das weite Gebiet der Praxis und die factischen Hindernisse, welche sich gegenwärtig dem kirchlichen Leben des Protestantismus entgegenstellen, ins Auge zu fassen. Der Staat, macht er geltend, ist der allein unter den zerrütteten Verhältnissen der Kirche leidende Theil, und er muß seiner innern principiellen Stellung zur Kirche nach die Initiative der kirchlichen Reform ergreifen; weder die Kirche noch die Wissenschaft, die beiden Potenzen des theoretischen Geistes, können die praktische Gestaltung neuer Verhältnisse übernehmen, sondern allein der Staat, nicht aus Politik und zu irgend einem Verfolg, sondern nach seiner innern und äußern Stellung zur Religion und Kirche. Was soll aber der Staat nun zuvörderst thun? Welche Musterregel soll er im Augenblicke dieser Verwirrung ergreifen, um sich und Allen zu genügen und der Sache des Protestantismus? Die Antwort ist nicht glänzend, nicht ungewöhnlich, aber praktisch, und wir theilen vollkommen diese Überzeugung. Der protestantische Staat wende sich mit Ernst und Eifer an seine bestehende Landeskirche und entledige sich aller der Elemente, deren Gewissen nicht in dieselbe paßt, dadurch, daß er sie in das Privatleben zurückwirft, daß er alle andern Bekenntnisse sich frei constituiren läßt und sie vollkommen bis auf das landesherrliche Placet emancipirt. Die nächsten praktischen Folgen von diesem Schritte würden außerordentlich sein. Zuvörderst würde mit der protestantischen Religionsfreiheit Ernst gemacht und die mit dem Staate verbundene Kirche wäre gerettet und könnte ein freies selbständiges Leben entfalten. Der Staat reinigte sich so von allen den Vorwürfen, daß er seinen Bürgern die Religion zumesse; denn wem es in der Landeskirche nicht gefällt, kann dann austreten und das ungeheuere Sektenwesen müßte allmälig aufhören, weil der Druck und die Heimlichkeit verschwinden und ihre Anziehungskraft verlieren, weil jede Ansicht die Freiheit behielte, sich in die entsprechende Gemeinschaft zu retten. Wir sind mit dem Verf. dabei überzeugt, daß sich gerade in Deutschland, wo Religion, Bildung und Wissenschaft viel organischer als irgendwo entwickelt sind, durch diesen Schritt die Kirche nicht in unzählige Kirchen und religiöse Sekten auflösen würde wie in England und Nordamerika, wo die Elemente schroffer und unvermittelter nebeneinander liegen, vielmehr müßten sich der großen Landeskirche alle die Geister und geistigen Bildungsstufen zuwenden, die in einem lebendigen Zusammenhange mit dem geistigen Leben der Nation stehen und die Entwickelung und Verarbeitung dieses Lebens im großen allgemeinen Zusammenwirken anerkennen.

Indem der Verf. für diese restituirte Landeskirche das Princip protestantischer Freiheit im vollen Umfange geltend macht, entwickelt er in dem dritten Abschnitte der Schrift eine Reihe von Andeutungen über die Reformen, die im Innern dieser Kirche, um sie ihrem Principe näher zu bringen, vorzunehmen sind. Wir können hier nur ganz im Allgemeinen die wesentlichen Punkte aufzählen und müssen dabei den Leser auf die ausführlichen Erörterungen der Schrift selbst verweisen. Das Erste, was er fodert, ist die Erweckung der Gemeinde zur Theilnahme am kirchlichen Leben durch eine neue Kirchenverfassung, die das Presbyterial- und Consistorialsystem zugleich umfaßt; die Frage um das Patronat knüpft sich daran. In Bezug auf das Kirchenregiment müssen die Geistlichen selbst von

den eigentlichen Regierungsgeschäften entbunden und bei der Besetzung der geistlichen Stellen nur auf alleinige wahre Berufstüchtigkeit gesehen werden. Die Censur des Geistlichen darf nicht mehr hinter dessen Rücken geschehen, sondern mit seiner Kenntniß davon, und an die Stelle amtlicher Despotie, wie sie der Geist der Kirche verwirft, muß eine freie, offene und auf den Geist amtsbrüderlicher Liebe und Gleichheit gegründete Leitung und Zurechtweisung treten. Eine lebendigere Gestaltung der Diöcesan- und Provinzialsynoden wird in dieser Beziehung besonders wirken. Die Sicherstellung der Lehre in der Landeskirche wird vorerst durch die Emancipation der streng confessionellen Richtungen eine große Erleichterung gewinnen, denn indem sie den unabhängigen Kirchen die formelle Freiheit zugesteht, sichert sie sich selbst die unbedingte Macht und Herrschaft materieller Freiheit. Eine bestimmte Norm der Lehre wird nun bei den ungeheuern Gegensätzen des geistigen Lebens nicht möglich sein, aber die kirchliche Praxis allein muß hier alle Schwierigkeiten vermitteln und ein Gleichgewicht herzustellen suchen. Einer unparteiischen Beobachtung nämlich kann es ja nicht entgehen, daß die Gemeinden überhaupt den Geschmack an dogmatischen Distinctionen verloren haben, daß sie in der Regel nicht fragen, welcher theologischen Schule der Geistliche angehöre, vielmehr kommt es auf das Leben und die Wärme an, mit welcher er die christliche Lehre vorträgt, und auf den Ernst, mit welchem er zugleich eine tüchtige Anleitung für das sittliche Leben gibt und für alle Lebensverhältnisse Rath, Licht und Trost bringt. Dessenungeachtet ist dem Verf. klar, daß das Kirchenregiment auch die Verpflichtung habe, der Willkür des Lehrers Schranken zu setzen, denn die Gemeinde darf mit Recht verlangen, daß ihr der Geistliche nicht seines eigenen Herzens „Trügerei", sondern die heilsame, allgemein anerkannte und gebilligte Lehre vortrage. Wie streitig auch unter den Theologen und Gelehrten selbst immerhin die Lehre ist, die Gemeinde macht nothwendig die stillschweigende Voraussetzung, daß sie eine feste, gültige Lehre besitzt, daß die Wahrheit fertig ist und erst keiner Entwickelung unterliegt. Die Thätigkeit in Bezug auf Beschränkung der Lehre kann aber das protestantische Kirchenregiment nur in negativer Weise üben, denn wie unmöglich auch die einfachste Positivität und das dünnste Symbol sei, zeigt der Verf. an einer interessanten Analyse unserer bestehenden und in der Praxis anerkannten Lehrsysteme auf. Soll die Landeskirche ihren Dienern das Vertrauen schenken, daß sie die rechte Bahn zwischen der frühern Kirchenlehre und der modernen Weltanschauung finden werden, so muß sie ebenso sehr die wissenschaftliche Tüchtigkeit, wie die Charaktergediegenheit der Geistlichen der Kirche voraussetzen, und solche Geistliche zu bilden, ist die höchste Aufgabe des neuen Kirchenregiments. Die theologische Facultät muß zuvörderst die vollkommenste Freiheit genießen; sie hat eine doppelte Natur: nach der einen Seite hin ist sie die Vorbereitungsanstalt für den Kirchendienst, nach der andern Seite aber ist sie der Sitz der Wissenschaft, und zwar der lebendigsten Wissenschaft, indem sie, wie keine Facultät, das Feste und das Wandelbare, die Religion und die Philosophie, das Leben und den Geist zu vermitteln und zu versöhnen hat. Mißt man der Facultät aber eine Wahrheit vor, verpflichtet man sie auf eine Voraussbestimmung, so muß sie zur Heuchlerin herabsinken und der Wahrheit aus dem Wege gehen.

Über das Verhältniß der freien Wissenschaft zum Kirchendienste verbreitet sich der Verf. mit gemäßigten und das praktische Bedürfniß im Auge haltenden Ansichten. Die speculative Theologie soll mit Liebe und ohne Übermuth die religiösen Vorstellungen, die das Volk überkommen, behandeln und an dieselben in jeder Weise anknüpfen; der Geistliche soll nie einreißen, sondern immer als ein erleuchteter Erzieher auftreten, der um der Liebe willen seinen Beruf führt und zur Wahrheit leitet. Die wissenschaftlichen Bestrebungen und die Bedürfnisse des geistigen Lebens im Volke, zeigt der Verf., decken einander wirklich. Auf beiden Seiten bilden sich die mannichfaltigsten Abstufungen der Anschauung, je nachdem in den Individualitäten Receptivität und Productivität, Gefühl oder Verstand, Gemüth, Phantasie oder Geist überwiegend ausgebildet sind. Nur in der Einbildung existirt die grausame Disjunction von Entweder — Oder; im Leben ist Alles in den leisesten Übergängen vorhanden und einem tüchtigen Theologen wird darum die erbauliche Mittheilung an jede Form des Bewußtsein möglich sein. Nur die Liebe — gehört dazu. Für die Ausbildung der Candidaten schlägt der Verf. eine Maßregel vor, die sie enger an die Kirche knüpfen und ihnen Gelegenheit zu wahrhafter Übung in der praktischen Seelsorge geben soll. Nicht Seminarien oder sonstige Absperrungsmittel kann indessen die Ausbildung in der Praxis herstellen, sondern eine völlig organisirte Verwendung der jungen Theologen im Kirchendienste, unter der Aufsicht und Anleitung der eingesetzten Pfarrer. Eine sehr gründliche Erörterung widmet der Verf. der Stellung und dem Einflusse, welchen der Pfarrer der Gemeinde gegenüber haben sollte. Daß er jede äußere Zucht verwirft und die Wirksamkeit rein auf die Weisheit des Religionslehrers und der Macht der religiösen Wahrheit gestützt wissen will, ist wol nicht erst zu bemerken. Seiner Ansicht nach soll die Kanzel nie der Fechtboden herrschender Controversen, sondern nur der Ort sein, wo die Andacht, der Friede, die Erhebung, die richtige Schätzung des Lebens und der Aufschluß des Willens zu stets sittlicher Selbstbestimmung Raum hat; ebenso wenig darf sie, wie jetzt so oft, der Schauplatz der Schöngeisterei, der Thränensaat und des orthodoxen Floskelwesens sein — Auswüchse, mit denen wir in den gegenwärtigen Verhältnissen, wo sich ein Jeder so gut als möglich aus den Trümmern retten und seiner Persönlichkeit Bedeutsamkeit geben will, so sehr behaftet sind. Die specielle Seelsorge, sowie der Religionsunterricht bei der Jugend in Kirche und Schule wird in der neuen Landeskirche ganz besonders dem Geistlichen aufgetragen werden müssen. Alle andern Nebenmittel, wie äußere Kirchenzucht, jüdische Sabathgesetze, Tractätchenwesen, Conventikel, Vereine einer exclusiven Religiosität und dergleichen, verwirft der Verf. gänzlich.

„Der Cultus und dessen wesentliche Theile" ist das vorletzte Kapitel überschrieben. Möchte dieses Capitel mit

seinen einfachen, aber inhaltschweren Erörterungen doch ganz besonders berücksichtigt werden. Die Gemeinde will die schon vorhandene Einheit des Glaubens und der Liebe darstellen, und der Gottesdienst ist die Blüte des öffentlichen Lebens — davon geht der Verf. aus. Zuvörderst also weg aus dem Gottesdienste mit jedem Standesunterschiede, der die Gemeinde spaltet, weg aber auch mit jeder Agendenwirthschaft von außen her, denn der Cultus soll von dem Geiste der Gemeinden getragen sein und muß nur aus ihnen hervorgehen; weg darum auch mit jeder soldatischen Uniformität. Dann unterwirft er die Neigung unserer Zeit zum liturgischen Pompe, zum Formelwesen der Lippenandacht, zur Anregung der Andacht durch Kunst und Symbolik einer strengen Kritik; er weist nach, wie dies ganz gegen den Geist und die Innerlichkeit des Protestantismus und ganz in der Richtung des Dr. Pusey sei. Auch von Lehrbestimmungen und Glaubensbekenntnissen im Altardienste, als gegen die innere Freiheit des Protestanten, soll die neue Landeskirche nichts wissen.

Den Schluß der Schrift bildet eine Untersuchung über die Anwendung der Kunst im protestantischen Gottesdienste. Die Kunst im Gottesdienste hat ihm nicht nur die negative Grenze, daß sie alles nur Sinnliche, oder wol gar Sinnlichunreine ausschließt, sondern es muß auch die positive Foderung hier an sie gemacht werden, daß sie bestimmte, symbolische Formen entwickelt, die in der That der Widerschein des religiösen Gedankens sind. Die Rücksicht auf Schönheit ist darum beim Gottesdienste nicht die einzige, sondern die Kunst soll vielmehr das Heilige durch die Vermischung mit dem Sinnlichen zum Feierlichen machen.

Hiermit wären der Inhalt der Schrift und die Principien des Verf. angedeutet. Die kritischen Erörterungen und die praktischen Vorschläge des in jeder Hinsicht tüchtigen Mannes erlangen im Augenblicke eine um so höhere Bedeutung, als die Spaltung der protestantischen Kirche immer mehr hervortritt, als die Unruhe und Unzufriedenheit mit dem Status quo sogar in den Kreisen der Bildung und der Wissenschaft mit einer neuen und unerwarteten Trennung droht. Die Reformen, die sich an alle die zerrütteten Zustände knüpfen werden, sollen nicht fern sein. Wir können dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß zur Verhütung noch größerer Disharmonie und Auflösung die Impulse nur von solchen Männern gegeben werden möchten, die, wie der Verf., Bildung mit Erfahrung, Ernst mit Liebe, Mäßigung mit Freimüthigkeit immer und überall verbinden. 37.

Denkmäler für Geographie, Geschichte und Alterthümer von Neurußland.

(Beschluß aus Nr. 286.)

4) Endlich sind alle übrigen Gegenstände, die im öffentlichen oder Privatleben der Alten gebraucht wurden, als: Waffen und Geschosse jeder Art, Opfergeschirre und Geräthschaften, Götzen- und andere Bildnisse, Altäre, Urnen, Kleidungsstücke, Fischer- und Jagdgeräthe, Schreibwerkzeuge, Hausgeräthschaften, sie seien von Metall oder Stein (wie z. B. zum Mahlen des Getreides), Spielwerkzeuge, Geschirre von Zug- und Lastthieren, mit einem Worte Alles, was aus dem Alterthum übriggeblieben, von großer Wichtigkeit. Die unbedeutendste Kleinigkeit, eine Pfeilspitze, ein Trinkhorn, eine Scherbe von einem Kopfe oder einer Schüssel kann zu mannichfaltigen Aufschlüssen führen. Hierher gehören besonders die uralten, roh gearbeiteten menschlichen Figurren, die in vielen Gegenden Südrußlands in zahlloser Menge vorkommen und allgemein unter dem Namen Baby (alte Weiber) bekannt sind. Am häufigsten sieht man sie im Gouvernement von Ekaterinoslaw, wo sie, oft in ganzen Reihen an beiden Seiten der Landstraßen aufgestellt, einen in der That höchst sonderbaren Anblick gewähren. Aus den äußern Formen derselben, besonders aber aus ihrer Gesichtsbildung könnte man, wenn sie durchgehends als gleichartig befunden würden, mit Sicherheit auf die Bildung des Gesichtes und der Gestalt und demnach auch auf die Abstammung der ehemaligen Bewohner dieser Gegend schließen. Doch müßte man hierbei sich auch sorgfältig hüten, daß man in seinen Folgerungen nicht zu weit ginge, wohl erwägend, auf welcher niedern Stufe damals jede Kunst und Geschicklichkeit stand. Übrigens vindiciren diese Gestalten dem Norden ein interessantes, wenngleich nicht ebenbürtiges Gegenstück zu den ägyptischen Sphinxen und den indischen Wundergestalten des Südens.

Aber alle die eben besprochenen Denkmäler bedürfen noch einer vielfachen und weitläufigen Bearbeitung. Es muß zuvor jede einzelne Art genau und sorgfältig untersucht und beschrieben werden; es müssen alle die einzelnen miteinander verglichen und zu einer einzigen Gesammtheit verbunden werden, dann erst werden sie uns gründliche und unumstößliche Daten liefern zu einer Geschichte der alten Ureinwohner und ihrer ersten Nachfolger im Besitze der Landstriche vom schwarzen Meere nach Norden und Westen.

Weniger Schwierigkeiten, wenngleich eben große Gefahr, den Forscher auf Irr- und Abwege zu verleiten, bietet die zweite Reihe der Denkmäler für das Alterthum von Südrußland dar, das sind

II. Die sprachlichen Denkmäler.

Zu diesen zählen wir vor allem Andern 1) die geschriebenen Monumente; dazu gehören besonders die Inschriften, ebenso die Münzen und Medaillen. Diese sind viel spärlicher als in vielen andern Gegenden Europas, besonders betrifft dies die Münzen und Medaillen, deren geringe Anzahl in verschiedenen Cabineten zerstreut ist und nirgend eine systematische Übersicht möglich macht. Für die Inschriften läßt sich eher etwas erwarten. Einzelnes ist für diese auch schon von der odessaer Gesellschaft gethan. So besitzt sie einen Pfeiler mit einer lateinischen Inschrift aus den Zeiten des Kaisers Tiberius, also dem Anfange unserer Zeitrechnung; dann einen Bericht des Präsidenten Knjazewicz über eine griechische Inschrift, die ein Mitglied, Herr Andrejewski, vor zwei Jahren unter den Ruinen von Mangup-Kale fand. Letztere ist noch nicht vollständig entziffert, doch läßt sich nach Dem, was man bis jetzt darauf gelesen hat, hoffen, man werde endlich das Räthsel lösen, von wem und namentlich wann diese Feste gebaut sei. Mit solchen Inschriften muß man überaus sorgfältig zu Werke gehen, denn hier ist jedes Wort wichtig. Ein einziger Ausdruck kann ganz neue Völkerschaften in die Weltgeschichte einführen. So war z. B. und blieb es auch bis heutigen Tags ein unauflösliches Räthsel für die Geschichte, ob das Volk der Chazaren einst wirklich existirt habe oder nicht. Nun erhielt vor kurzem die Gesellschaft von Odessa die höchst interessante Nachricht, in der Krimm seien zwei alte Handschriften des Pentateuch gefunden worden. Die eine in Tschufut-Kale mit der Jahreszahl 1228, die andere in Karas-Bazar, in einem alten lange verborgen gelegenen Schranke, auf Pergamentblättern, ohne Jahreszahl, aber mit der ungemein wichtigen Aufschrift: „Dem Gotte Israels geweiht in dem Solhatez-Kagal, der Synagoge der Chazaren, dem untern Kagal.“ Wenn sich diese Nachricht bestätigt, so ist jene Frage entschieden und der Fund selbst unschätzbar.

2) Ebenso wichtig, wie die genannten, sind die officiellen Acten und Urkunden. Aber an diesen ist Rußland

überaus arm; alle Archive, sie mögen dem Staate, Klöstern und öffentlichen Instituten oder Privaten angehören, reichen nur bis auf Peter den Großen; aus den frühern Jahrhunderten ist nichts übriggeblieben. Und selbst Das, was man aus letzterer Zeit hat, wurde bisher aus Mangel an Kennern viel zu wenig untersucht und bearbeitet. Doch haben sich auch zwei ältere Documente, und zwar aus den Festen der Tartarenherrschaft vorgefunden, die man unter dem tartarischen Namen: Jarliki oder Jerlikі (d. i. Scheine) kennt. Der erste ist der Jarlik von Tochtamyse, dem Khane der goldenen Horde, aus dem Jahre 1382; der zweite der Jarlik des Sajadet-Girej-Khan von 1523. Diese sind die ältesten und vielleicht auch die einzigen schriftlichen Denkmäler von einem Volke, das so lange Zeit hindurch Rußland beherrschte und alle frühere Bildung mit echter Barbarenwuth vertilgte. Doch gibt man sich insgemein der Hoffnung hin, es werde sich noch Manches in jenen Gegenden vorfinden, die weniger unter dem Joche dieser rohen Fremdlinge gelitten, wie Bessarabien, die Bulgarei, die Moldau und Walachei, selbst das sprachverwandte Serbien dürfte einige Ausbeute für die alte Geschichte Rußlands liefern, wenn nur erst die wissenschaftliche Bildung tiefer in diese Länder eingedrungen sein wird. Aber bis dahin wird noch manches Jahrzehend vorüberschwinden.

3) An die officiellen Documente schließen sich die eigentlich historischen Monumente, wie Annalen, Biographien, Monographien, historische Skizzen und Überschriften, Reiseberichte u. dergl. m. Aber auch hier ist für die ältere Zeit des Einheimischen wenig zu hoffen, da die oben erwähnte Herrschaft der Tartaren keine Spur von der frühern Bildung und Cultur des Reiches Wladimir's übrigließ. Doch will man in Akkerman eine alte griechische Handschrift gefunden haben, welche eine Biographie des bekannten Märtyrers Johannes von Sutschawa enthält, desselben, der in dieser Stadt zu Anfang des 16. Jahrhunderts von den Türken ermordet wurde. Sie ward in der dortigen griechischen Kirche gefunden und dürfte manchen interessanten Gegenstand aus der genannten Zeit ausführlich besprechen und in ein neues Licht setzen. Außerdem sind noch zwei tartarische Handschriften bekannt, welche sich im Besitze der odessaer Gesellschaft befinden. Sie beziehen sich beide auf die Geschichte der Khane in der Krimm. Die eine von ihnen ist schon untersucht, die andere aber war bisher ganz unbekannt, und gerade diese letztere hat sonderbar genug weder Titel noch Vorrede, noch den Namen des Verfassers, was doch sonst bei einer orientalischen Handschrift nie fehlt.

Neben diesen inländischen stehen aber eine reiche Anzahl auswärtiger Urkunden, welche die Völker dieses Landstrichs nur gelegentlich bei ihrem Zusammentreffen mit andern berühren. Hierher gehören besonders die classischen Autoren in lateinischer und griechischer Sprache; nach diesen kommen die Folianten der geschwätzigen Byzantiner und die Massen der lateinischen Annalisten und Chronisten des Mittelalters. Später treten die Annalen der Polen, Lithauer, Ragusaner, Serbier und anderer Westslawen auf. Alle diese alten Urkunden müssen excerpirt und die Nachrichten aus ihnen in die betreffenden Rubriken einregistrirt werden. Diese Daten müssen dann zum Grunde gelegt werden, damit man auf ihnen das Gebäude der südrussischen Alterthümer weiter fortbauen könne. Der Anfang ist schon gemacht; der Periplus des Pontus Euxinus von Arrian ist bereits nach diesem Gesichtspunkte durchgearbeitet; zwei andere Periplus, der des Anonymus und des Skymnos von Chios befinden sich unter der Hand.

4) Nun kommen wir endlich zu der letzten sprachlichen Quelle für die Geschichte von Südrußland, zu der nationellen Tradition. Dieselbe ist, obgleich von den Alterthumsforschern und Historikern bisher äußerst wenig ausgebeutet (wie man denn überhaupt allenthalben erst seit einigen Jahrzehnden anfängt, das Volksthümliche der Nationen einer nähern Untersuchung zu würdigen), um so ergiebiger und dabei unstreitig zuverlässiger als die meisten andern historischen Quellen, denn sie spiegelt den aus dem innersten Kern des Volks im Verlauf von Jahrhunderten sich entwickelnden Nationalgeist in treuen und ungeschminkten Bildern ab. Zu dieser nationellen Tradition gehören nun: Nationelle Legenden, Erzählungen, Volkslieder, Localnamen von Städten, Dörfern, Herrschaften, Distrikten, Seen, Strömen, Flüssen, Bächen, ihre Mündungen ineinander, Gebirgen, Bergen, Schluchten, Wäldern u. s. w. Ferner der ganze Sprachdialekt, diese lebendige, mächtige Stimme, die als Erbtheil der Väter von den Nachkommen heiliger und unverfälschter bewahrt wird als alles Andere, mit allen ihren Idiotismen, Sprüchwörtern und Redensarten, sowie das Verhältniß derselben zu der mit ihr verwandten. Endlich selbst der Charakter, die Sitten und Gewohnheiten, die Spiele und Unterhaltungen, die festlichen Ceremonien und Feierlichkeiten, die abergläubischen Gebräuche und Ideen des Volkes, die oft klarer und vollständiger das Leben und selbst die Geschichte der Völker abspiegeln als alle Nachrichten von einzelnen Männern, welche sich immer nur höchst selten auf die Höhe einer unparteiischen und deutlichen übersichtlichen Auffassung emporzuschwingen im Stande sind. Die Wichtigkeit dieser historischen Quelle näher darzustellen, halten wir für völlig überflüssig. Die Legenden, Erzählungen und Volksdichtungen überhaupt behandeln in der Regel einheimische historische Stoffe und ehren das Andenken der einflußreichsten und verdienstvollsten Männer der Nation durch den Preis ihrer rühmlichen Handlungen. Die Sprache an sich ist der Stempel der Nation, ihre Verwandtschaft oder Vermischung mit andern benachbarten oder jetzt fernen Völkern zeugt für die Verwandtschaft oder ehemalige Nachbarschaft mit diesen Völkern selbst. Die Sinnsprüche sind die Hausphilosophie der Nation und beurkunden die höhere oder niedere Stufe von Bildung, zu der sich dieselbe irgend einmal emporgeschwungen. Aus den Redensarten und Sprüchwörtern schimmert oft ein historischer Hintergrund hervor. Ebenso liegt auch in den geographischen Namen oft etwas Historisches verborgen, besonders wichtig sind jene Namen, deren Ursprung sich aus fremden Sprachen herleiten läßt; denn sie beweisen (wenn sie in größerer Anzahl vorhanden), daß das Volk, dessen Sprache solche Wörter angehören, einst in diesen Gegenden und zwar vor der gegenwärtigen Bevölkerung gewohnt habe, weil die Namen, welche den Gegenständen einmal gegeben wurden, leicht denselben verbleiben, da selbst die im Besitze nachfolgenden Völker den alten Namen lieber beibehalten, wenngleich verderbt und nach ihrer eigenen Zunge umgewandelt, als daß sie denselben eine neue Benennung geben möchten. Welche Vortheile sich aus einer solchen Bearbeitung der topographischen Benennungen ziehen lassen für die alte Geschichte, will Herr Nadeshin, ein Mitglied jener Gesellschaft, in einem eigenen Werke zeigen, das unter dem Titel: „Versuch einer historischen Geographie der alten russischen Welt", erscheinen soll. In diesem Werke wird er darthun, wie er aus der Zusammenstellung von Ortsbenennungen und besonders der Namen von Flüssen und ihrer Nebenflüsse und Mündungen mit einem Aufwande von großem Scharfsinn und tiefer Gründlichkeit Spuren und Verwandtschaften von den mannichfachsten Völkerschaften entdeckt, die einst in den Landstrichen des heutigen Rußlands wohnten. Das Werk dürfte eins der wichtigsten in der neurussischen Literatur werden und der Nutzen, der hier aus der vergleichenden Geographie gezogen wird, gar manchen Forscher verleiten, dieses Mittel in Anwendung zu bringen.

Übrigens hat sich um diesen Gegenstand der junge russische Literat Prof. Jém. Srezneweki in Charkow besondere Verdienste erworben; seine Sammlungen ukrainischer und südrussischer Volksdichtungen sind überaus zahlreich, und der Theil, welchen er davon bisher mitgetheilt hat unter dem Titel: „Das Zaporoger Alterthum" (6 Bdchn., Charkow 1833—39), beweist, was er zu leisten im Stande ist. Auch Maximowicz, besonders aber Bodjanski haben reichhaltige Sammlungen, Letzterer nur allein 8000 Volkslieder. J. W. Jordan.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 301. — 28. October 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Dritter Artikel. *)

35. Der neue Ahasver. Ein Gedicht von Ludwig Köhler. Jena, Mauke. 1841. 8. 20 Ngr.

Es ist nicht zu verkennen, eine politische Poesie ringt sich immer klarer und in schärfern Umrissen aus den Ansichten, Gefühlen und Bestrebungen der Neuzeit ans Tageslicht. Die Bruchstücke, die Heine, Lenau, Grün, Freiligrath, Prutz u. A. einzeln herbeitrugen, nahm Herwegh und fügte sie zuerst zum vollständigen Bau zusammen. Ludwig Köhler versucht hier ein ähnliches vollständiges Gebäude zu errichten. Das Gedicht ist nicht lyrisch, auch nicht, wie der Titel errathen lassen könnte, episch, es ist eine sinnreiche Allegorie, vortrefflich in ihrer ursprünglichen Idee, aber der Kraft ermangelnd in ihrer Ausführung. Ahasverus selbst ist eine hochpoetische, echttragische Figur, das haben vor unserm Verf. viele Dichter erkannt und gefühlt. Sie haben den alten Ahasverus dargestellt, belastet mit dem Fluch des Heiligen, niedergedrückt durch das herbe Gefühl der Verschuldung, namenlos elend durch den fürchterlichen Gedanken, im Tode den erlösenden Freund von der Bürde des Lebens und der Noth der Zeit nicht sehen zu dürfen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet aber Hr. Köhler den unglücklichen Alten nicht: er gibt hier einen neuen Ahasver, dessen Elend nicht bedingt wird durch den Jammer des Nichtsterbenkönnens, sondern dadurch, daß er die Bedingung, durch die der Himmel versöhnt wird, nicht zu erfüllen vermag. Diese Bedingung liegt in folgendem Fluch des Heilandes:

Du sollst nicht sterben können, bis die Wahrheit
Auf Erden herrscht in ihrer vollsten Klarheit,
Bis einst der Freiheit goldner Frühlingsmorgen
Das Licht erweckt, das noch in Nacht verborgen.

So durchzieht der Fluchbeladene die Erde, ängstlich spähend, unter welchem Himmelsstrich, bei welchem Volke das Licht des Völkerfrühlings aufgehen werde. Wir finden den eisgrauen, müden Späher zuerst auf Notre Dames höchster Felsenkante, in den Tagen, wo das empörte Volk die Freiheit mit seines Königs verspritztem Blute erringen zu können wähnte und auf den Leichenhaufen seiner erschlagenen Mitbürger Triumphgesänge brüllt. Aber der Freiheit edles Reis sprießt nicht aus einem mit Blut gedüngten Boden. Hoffend folgt sein Auge später dem Fluge jenes Sonnenaars, der, mit dem Degen in der Hand, Europa Freiheit verhieß; doch auch diese Hoffnung verkriecht sich in den Säulenschäften jenes Kaiserthrons, vor welchem das Volk sklavisch kniet. In Moskaus Feuersäule glaubt er das Leuchten der Freiheit zu sehen, auf den Höhen des befreiten Deutschlands will er ihre Segnungen suchen, aber umsonst ist sein Bemühen. Er wandert nach Morea, wo des Moslems Kette das Kreuz umschnürt und niederreißen will, und hofft auf einem Brander des Kanaris den erlösenden Tod zu finden; aber das Meer speit ihn verächtlich aus, wie denn auch weder Halbmond noch Kreuz die Erde emancipiren. Und wiederum eilt er nach Paris, wo die Tricolore den Lilien und der Oriflamme gewichen ist; und wiederum bleicht die Lilie und ein Bürgerkönig pflanzt die Tricolore auf; „Constitution, Freiheit, Völkerfrühling", ruft das jauchzende, bethörte Volk; aber es sind nur Worte. Verzweifelnd flieht der Arme. Sobiesky's und Kosciuszko's Volk rüttelt mächtig an den Ketten, in die es der nordische Zar geschmiedet, und Alles hofft er vom glänzenden Aufsteigen des weißen Adlers. Aber Polen fällt und mit ihm sinkt Ahasver hoffnungslos nieder. Der ganze Abschnitt, der dieses Ereigniß darstellt, ist mit Liebe und Kraft behandelt. Der siebente Abschnitt beginnt also:

Drei Gräber weiß ich heiliger Propheten,
Die kämpften in der Wahrheit weiten Schranken,
An ihnen mag der Wandrer brünstig beten,
Die offne Brust voll großer Weltgedanken.
Das erste Grab liegt fern im Morgenlande,
Und ihm ist alles Licht der Welt entsprungen.
— — — — — — — —
In diesem Grabe ward der Held gebettet,
Der mit dem finstern Judengott gerungen,
Und aus der Nacht die Welt zum Licht gerettet u. s. w.
Das zweite Grab in Deutschland wird gefunden
Zu Wittenberg, in hoher Kathedrale.
Da rollte Luther's starke Donnerrede,
Da schleudert seinen Blitz er hin nach Rom,
Und drob erzitterte Sanct Peters Dom
Und Papst und Priester kündeten ihm Fehde u. s. w.

Schon die Zusammenstellung dieser beiden Gräber könnte für das religiöse Gefühl Manches ein Anstoß sein; wenn aber der Verf. also weiter singt:

Das dritte Grab bedeckt ein heißes Herz,
Ein stürmend Herz, das für die Freiheit glühte;
Dem Vaterlande gab's die schönste Blüte
Und seines Volkes Wehe war sein Schmerz.
Du, Börne, warst der Freiheit dritter Heiland,
Im wüsten Meer ein hoffnungsgrünes Eiland!
Dein Wort, es glich dem kühnen Sonnenaar,
Es trug die Schwingen hoch zum Himmelsbogen
Und war doch wie ein Morgenhimmel klar,
Ein Donner war's und zähmte doch die Wogen.
Da stießen sie dich von der Heimat Schwelle,
Und haben dir das Vaterland verschlossen,
Und zielten wol nach deines Lebens Quelle
Mit ihres Hasses glühendsten Geschossen.
Ein Pelikan hast du die Brust zerrissen,
Mit Blut gesäugt dein heißgeliebtes Kind,
Und rastlos hat die Quelle sprudeln müssen,
Bis dich der Tod umfangen sanft und lind.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 175—178 und 229—232 d. Bl. D. Red.

Dem Vaterland hast du dein Blut geschenkt,
Es ist dein Kind, das liebend du getränkt.
Nun ruhst du, Kämpfer, müd' vom heißen Streite,
Im fremden Land, fern von des Kindes Seite! —

so ist's ein arger Fehlgriff hinsichtlich des Werths der um die Menschheit hochverdienten Kämpfer; der Fluch des Lächerlichen ruht auf dem ganzen Gedanken, ja, es ist eine Blasphemie, die auch damit nicht entschuldigt werden kann, daß in den Augen Ahasver's, des ewigen Juden, Börne, der vergängliche Jude, als ein Halbgott und Heros der Freiheit nothwendig erscheinen muß. In schmerzlicher Sympathie läßt Hr. Köhler seinen neuen Ahasver auf das große Grab auf dem Kirchhofe des Père la Chaise niederknien und ausrufen:

Dein Herz war eine Rose,
Im reichen Liederfrühling sich entfaltend,
Sie prangte purpurhell im weichen Moose,
Die Hülle fast in heißer Sehnsucht spaltend,
Da hat ein Sturm vernichtend drein gewettert,
Erloschen sind die klaren Gottesflammen,
Die volle Liebesrose sank entblättert
Und bleich und abgeblüht in Staub zusammen.
Mit Lust vernahm ich deine Donnerstimme,
Sah, wie du Blitze in die Länder sandtest,
Wie du den Wahn mit deinem Fluche banntest
Und nimmer bebtest vor der Feinde Grimme.
Da wähnt' ich nahe meines Fluchs Erfüllung
Und nah' der Wahrheit endliche Enthüllung!
Wach' auf, wach' auf, du Held aus Juda's Stamme,
Und schleudre deiner Rede Glutgeschosse,
Fach' neu zum Leben die erlosch'ne Flamme,
Spreng' durch die Lande auf der Wahrheit Rosse!
Ist denn der Fluch, der meine Brust entkräftet,
Auf meines ganzen Volkes Stirn geheftet?
Du Löwe Juda's, brich die Todesketten
Und komm, dein Volk zur Freiheit nun zu retten!
Sie höhnen es, die stolzen Nazarener,
Und predigen doch einen Weltversöhner;
Ein Knecht der Jude — dünkt es ihnen recht
Und sind doch selber seines Goldes Knecht!

Trauernd zieht er weiter. Von Deutschlands junger Sängerschar soll ihm nun das Heil kommen; doch ist es eine bittere Ironie, mit welcher er sich an einen derselben wendet (S. 72):

Mich freut der Menschen harmlos eitles Spiel;
Ich bin ein Freund vom Kosen und von Scherzen;
Ihr nennt es Liebe, Freundschaft, nennt's Gefühl
Und doch kommt's nicht von Herzen.

Die Freiheit wird ihm nachgerade ein trügerisches Phantom, und doch ist sie Alles, was er hat. Auch macht ihm der feurige Dichterjüngling Muth, er facht die fast erloschene Hoffnungsglut in seiner Seele an. Jetzt werden wir nach Hispanien, dem Schauplatz der fanatischen Wirksamkeit eines Philipp und der heiligen Hermandad, geführt. Späterhin sieht Ahasver die Bürgerkriege in diesem unglückseligen Lande wüthen, schürt mit toller Lust den Brand der Klöster und hofft, der Stern der Freiheit werde daraus hervorleuchten. Dieser ganze Abschnitt, auch die folgenden sind nicht recht klar. Der Verf. hebt nicht hervor, was Ahasver will und was er soll, und macht den Alten nicht zu einem Sucher nach Freiheit, sondern zu einem Christenhasser. So wirft er den finstern Blick unversöhnlichen Hasses auf den Vatican und nennt Rom eine feile Metze, welche durch ihre Buhlerkünste die Könige der Erde aufs neue an sich ziehe. Er durchstreift die Alpenwelt mit ihrer hochromantischen Scenerie, aber die vielen Klosterthürme in diesem Lande sind ihm Dornen im Auge, und nebenbei auch der Stephansthurm in Wien. Er schleudert seinen Fluch also auf die Möncherei (S. 92):

Euch meinen Haß, der Nacht, des Truges Kinder,
Des jungen Lichts gefeite Überwinder,
Der Freiheit Henker, feiste Kuttenträger,
Die ihr die Wahrheit schimpflich knechtet, bindet;
Seid ihr das Wild, mein Fluch der wilde Jäger,
Der euch verfolgt, bis ihr in Nebel schwindet!

Auf einem Schiffe, dessen Mast aus einem Stamme transatlantischer Urwälder gezimmert ist, durchschifft er den Ocean. Der Anblick dieses Mastes führt seine Gedanken auf die weißen Unterdrücker der rothhäutigen Söhne jener Urwälder. Ein Sturm erhebt sich. Die Mannschaft zwingt ihn sich ins Meer zu stürzen, worauf der Sturm schweigt. Ihn selbst speien die Wellen ans Land der alten Welt. Müde setzt er den morschen Stab weiter, durchpilgert das alte Land der Pyramiden und Istambul, „wo der bleiche Kaiserknabe vor dem Greise erzittert", Albion, den Kaukasus, „das befreite Deutschland, die Gauen des Rheins", den sie haben wollen, aber überall Worte und keine Freiheit. Auf einem einsamen Felsen im wilden Kaukasus sitzend, beklagt er die verlorene Lust und Harmlosigkeit der Kindheit und Salems Fall, und ruft Gott um Erbarmen und Versöhnung an. Da erscheint ihm im Traum der Herr, an dem er einst sich versündigt, er klagt ihm, wie er bis jetzt ohne Erfolg nach Freiheit, Licht und Recht gerungen habe. Darauf wird ihm die Antwort (S. 114):

Du hast dein eignes Selbst doch nicht bezwungen
Und gingst nicht mit dir selber zu Gericht.
Dein Fluch war's, der zum Kampfe dich getrieben,
Dein Grab, das höchste Ziel war's deines Strebens,
Die Menschheit nicht stand dir im Geist geschrieben,
Drum war dein Ringen all, dein Kampf vergebens,
Und was du in Jahrtausenden geduldet,
Das hast du selbst verschuldet,
Die Freiheit soll dir Zweck, nicht Mittel sein,
Du sollst dein Selbst, sollst deine Noth vergessen;
Für sie nur sollst du kämpfen ganz allein,
Und deinen eignen Vortheil nicht ermessen!
Verblendeter! Indeß im blinden Wahne
Du klagtest ob des Schicksals ew'gen Trug,
Gings unaufhaltsam seine lichten Bahne (Bahnen!),
Begann die Freiheit ihren Himmelsflug.
Du klagst, es sei ein trügerischer Traum,
Ihr ganzes Wesen Wahn und flücht'ger Schaum,
Doch hast du nicht der Völker Brust belauscht,
Worin ihr Lebensstrom gewaltig rauscht;
Ey' du es wähnst, wird sie die Hölle spalten
Und zauberhaft und prächtig sich entfalten!
Das sei dir Trost! — Es wird die Freiheit kommen,
Ihr Morgenroth ist mälig schon entglommen;
Die Welt wird frei, Versöhnung Allen, Allen,
Dann wirst auch du entsühnt zum Grabe wallen!
Erstehen werden hohe Lichtpropheten:
Die Weisen sind es, die von Gott umwehten;
Sie hüten, Kinder aus der Freiheit Stamme,
In ihrem Tempel die geweihte Flamme!
Auf sie sollst du vertrauend, hoffend, bau'n
Und sollst in eine helle Zukunft schau'n!
Dem goldnen Morgen sieh mit Lust entgegen!
Schon fängt es an, im Thale sich zu regen!
Schon kränzen sich mit Rosenglut die Firnen:
Mein Reich ist nah! — Gott kann nicht ewig zürnen!

Mit dieser Prophetie schließt das Buch; aber der Leser sieht wol aus dieser gedrängten Darlegung des Inhalts, daß es ein unbefriedigender Schluß ist, und daß der Verf. über den Begriff von Freiheit nicht recht im Klaren zu sein scheint. Die Grundidee ist höchst glücklich, aber die Ausführung läßt Vieles zu wünschen übrig. Die Reihenfolge der historischen Begebenheiten ist durch kein logisches Band verknüpft und hin und wieder wird der Verf. eintönig. Über einige Mängel hinsichtlich der Behandlung der Sprache und Orthographie gehen wir sicco pede, da Manches als Druckfehler passiren kann.

56. Gedichte von Hermann Waldau. Dritte Sammlung. Stolp, Fritsch. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

Wir erinnern uns nicht, die beiden ersten Sammlungen gesehen zu haben; war dies aber vielleicht der Fall, so ist das ein böses Omen für diese Gedichte und ein sicherer Beweis, daß sie keine tiefen Eindrücke in unserm Gemüth zurückgelassen haben. Ein Titel auf des Buches zweitem Blatte lautet „Erato. Eine Sammlung von Polterabendgedichten", und mit solchen hätten wir es mithin hier zu thun. Reich ist diese Sammlung, und Diejenigen, welche durch diese im nördlichen Deutschland üblichen Scherzscenen den Ernst der wichtigen Handlung junger Verlobten zu verscheuchen und zu ertödten lieben, finden auf diesen Blättern die besten Mittel zur Erreichung ihres Zwecks. Freilich erheben sich diese Sachen nicht über das Niveau der von Andern bereits vielfach gebotenen derartigen Magazine, aber sie athmen doch eine gemüthliche Jovialität und kein Gedicht verletzt die Regeln des Anstandes, oder jagt der Braut eine glühende Schamröthe auf die Wangen, ein Vorzug, den der Verf. selbst in einem kurzen Vorwort vindicirt. Außerdem finden sich Gedichte zur Silberhochzeitfeier, doch keins zur goldenen Hochzeit, auch Geburtstagsgedichte, zwischen denen sich andere ohne besondere Bezeichnung hinziehen, die manchen Gelegenheitspoeten, dem der Stoff ausgeht, ein höchst willkommener Fund sein werden. Wir empfehlen also das Buch hiermit Brautjungfern, Freunden, Oheimen, Basen, Vätern, Müttern, Brüdern, Schwestern, Enkeln, Neffen, Nichten, Kindern, Gelegenheitsdichtern, Clienten und Neujahrsgratulanten aus allen Ständen, Alter und Geschlechtern aufs beste.

57. Die Erstlinge meiner Muse. Von Heinrich Rätjes. Emmerich, Romm. 1841. 16. 20 Ngr.

Vielseitig genug ist der Herr Kaplan in seinen poetischen Bestrebungen und Leistungen. Er greift mit kühner Hand nach seinen Stoffen in die christliche Kirche und in den Olymp; er holt Bild und Scene aus den heutigen Salons und aus der Vorwelt; neben der Charade steht gravitätisch die Reflexion über Religion und Philosophie; auf die allerliebste Frescoanekdote: „Der schwarze Esel" (S. 14) folgt ein frommes Gebet in Sonettenform; zwischen das tiefernste Dies irae und das Stabat mater drängt sich ein sentimentales Liedchen an den Mond; es wimmelt hier in einem bunten Durcheinander von Rheinliedern und Allegorien, Stammbuchsversen und Nachrufen an geliebte Verstorbene, artigen Naturgemälden und Liebesseufzern an Maria und Jesus, Übersetzungen aus Ossian, dem gallischen Barden, und aus Silvio Pellico, sodaß man glauben muß, der gesanglustige Mann habe bei Zusammenstellung seiner „Erstlinge" den Grundsatz gehabt: Variatio delectat. Dagegen wollen wir denn auch nichts einwenden; nur müssen wir bemerken, daß sein Talent mit der Unzahl unserer mediocren Zeitpoeten Schritt und Tritt hält, und daß auch diese zum Theil gefälligen und freundlichen Lieder wie leichte Halmen auf dem Zeitenstrome verschwimmen werden. Da das Großfedezbüchlein einen netten, mit gutgezeichneten lithographirten Figuren und Emblemen gezierten Umschlag hat, so könnte es der wißbegierigen und declamationslustigen Jugend als Wiegenfests- oder Weihnachtsgabe geschenkt werden.

58. Poetische Lehrjahre eines deutschen Studenten, von Fr. L. Bockenheim, Levi. 1841. Gr. 12. 28 Ngr.

In diesen Studien haben wir weder jugendfrischen, burschikosen Humor, noch für die Zukunft Besseres verheißende Genieblitze gefunden, und schon die Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses bekundet die Alltäglichkeit in der Wahl der Stoffe. In „Entschuldigung" (S. 183), der letzten Nummer, lesen wir:

Doch wollt Ihr etwa fragen:
Was sangst du denn so laut?
Was hast du deine Klagen
Der ganzen Welt vertraut?

Des Dichters Herz gehöret
Der Welt; so ist es Brauch;
Sie haben mich bethöret,
Ich bin ein Dichter auch.

Ganz recht; in dieser Bethörung durch zu gefällige aber incompetente Freunde liegt ein Hauptquell der heutigen Liederbuchssündflut.

59. Balladen, Scherze und vermischte Gedichte, von Eduard Oberschaar. Leipzig, Fritzsche. 1841. 16. 11¼ Ngr.

Der Verf. ist ein junger, kränklicher Buchbindergehülfe, der durch Veröffentlichung seiner Verse ein Soulagement in seiner übeln finanziellen Lage erzielt. Da das Büchlein nur 11 Ngr. 3 Pf. kostet, wird es jeder Menschenfreund kaufen.

60. Nordlichter, von Ludwig Bisthow Bowitsch. Erste Lieferung. Wien, Singer und Göring. 1841. Gr. 12. 10 Ngr.

Elegisches, Erotisches und Naturmalerei — Alles gut und lesbar, doch glücklicherweise nur 60 Seiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

The works of *Jonathan Swift*, containing interesting and valuable papers not hitherto published. In two vols., with Memoir of the Author, by *Thomas Roscoe*, portrait and autograph. London 1841.

Das dieser jüngsten Gesammtausgabe von Jonathan Swift's Werken vorgesetzte Leben des nie durchschauten, wahrscheinlich nie zu durchschauenden Mannes ist weniger ein biographisches Memoire als eine scharfsinnige Apologie. Thomas Roscoe hat sich das Ziel gesteckt, den Dechant von St.-Patrick gegen alle Beschuldigungen zu vertheidigen, die den Lebenden und den Todten getroffen haben. Bemüht deshalb, jede Handlung Swift's im günstigsten Lichte zu zeigen, benutzt er dazu jeden auch nur einigermaßen bemäntelnden Umstand, und wo er keinen aufzufinden vermag, sucht er das weiche Gefühl des Lesers für einen Mann zu interessiren, der, von seinen Feinden verfolgt, von seinen Freunden vernachlässigt und Zeit seines Lebens von einer fürchterlichen Ahnung gefoltert, die sich auch im hohen Alter erfüllte, ein unglücklicher, vom Schicksale schwer geprüfter Mensch war. Aber in dem vom Verf. beabsichtigten Maße bekennt Ref. sich nicht überzeugt. Mehr als ein Mal hat der Verf. die Sache des Dechanten siegreich verfochten; nur in Bezug auf die wichtigsten Anklagen ist es ihm nicht gelungen, und es scheint daher, daß kein dialektisches Geschick, keine Beredtsamkeit, nicht die edelste Parteilichkeit hier den Sieg gewinnen kann. Ref. ist nach wie vor des Glaubens, daß Swift an einem schlechten Herzen krank lag, daß Eitelkeit und Selbstsucht geierartig an ihm fraßen und daß nur, weil er für jedes männliche und erhabene Gefühl abgestorben, er im Stande und immer bereit war, seiner Ruhmsucht und seiner Machtbegier Diejenigen zu opfern, die mit treuer Liebe, mit unerschütterlicher Ergebung an ihm hingen. Dessenungeachtet war sein Leben ein Roman, wenn auch einer voll Sturm und Finsterniß. Die abstoßende Gehässigkeit eines unempfindlichen Herzens barg er unter feiner Sitte und hinter einem so bezaubernden Wesen, daß nicht blos mehr als ein Weib in Liebe und Bewunderung sich an ihn schmiegte, sondern auch mancher ausgezeichnete Mann, vom Glanze seiner Unterhaltung viel zu sehr geblendet, um die Bosheiten zu sehen, die im Hintergrunde lauschten, seine Freundschaft suchte. Alles dies kann jedoch das Interesse an Roscoe's Memoiren nur erhöhen. Auf jeder Seite nimmt eine Debatte die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch, Schwierigkeiten thürmen sich auf, es gilt, sie wegzuräumen, geheimnißvolle Räthsel werden aufgegeben und die Neugier forscht nach der Lösung. Weiß denn eigentlich Jemand genau zu sagen, wer Swift war, von welcher Art der Einfluß, der ihn auf den hohen Posten stellte, den er bekleidete, welche verborgene Fäden ihn an Stella knüpften und welches der Grund jenes merkwürdigen Kummers, der unablässig an ihm nagte und wahrscheinlich das

Meiste dazu beitrug, seine Verdienste endlich aus den Angeln zu heben? Weiß das Jemand? Wie die Acten vorliegen, Keiner. Auch Roscoe weiß es nicht, und sonderbar, oder vielmehr gar nicht sonderbar, gerade weil er es nicht weiß, fesselt seine Darstellung doppelt. Irrig aber ist ohne Zweifel seine Voraussetzung, daß, wer von Swift's Talenten und Moralität ungünstig denke, es aus Neid oder Parteigeist thue. Nicht in England allein dürfte mancher brave Mann leben, der lieber sich und seinen Namen nie gedruckt sehen, als Swift vertheidigen möchte, und was die Dienste anlangt, welche Swift persönlich der Partei leistete, zu der er übergetreten, so mögen diese allerdings bedeutend gewesen sein, aber seine Schriften enthalten wenig oder nichts, woraus ein Tory — und nicht in England allein — Gewinn ziehen könnte. Ref. bleibt nämlich wiederum nach wie vor des Glaubens, daß Swift weder in politischer, noch moralischer Beziehung einem festen Principe folgte. Er diente der Partei, von welcher es ihm am wahrscheinlichsten, daß sie ihn zum Bischofe machen würde, und verließ die Whigs, sobald er sah, daß ihnen der Boden unter den Füßen wankte. Er studirte Staatswissenschaft, nicht als Staatsmann, sondern als Tagsschriftsteller, als Pamphletist, ungefähr nach den Maximen eines handfesten rührigen Schweizers, der bereitwillig seinem Herrn alle Sorten Schmutzigkeiten nachräumt, wenn er dafür — bezahlt wird. Daß Swift hierbei seine Kräfte und Zähigkeiten überschätzte, ist weder mehr, noch weniger, als was ziemlich jeder seiner Biographen gethan hat, die ihn im Durchschnitt sämmtlich mit dem Maße messen, mit welchem er sich selbst gemessen. So schreibt er einmal — und es bewende bei dieser einen Probe von Selbstbehagen, mit welchem er häufig von seinem angeblichen Einflusse auf die Minister spricht — an Stella: „Ich tractire die Minister wie Hunde" (I use the ministers like dogs); und wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß, falls die Umstände es erlaubt, er das Wort zur That gemacht haben würde, so lautet doch die Wahrheit dahin, daß die Minister den Herrn Dechanten zum Hund gebrauchten, zum Apportiren und Colportiren, zum Bellen, Heulen und Zähnefletschen, und daß, sobald sein Lärm dem Zwecke genügt, er die Masse der Angreifer ins Bockshorn gejagt und durch den erregten Dreck und Gestank sogar die Freunde in Schach gehalten, sie ihn cassirten wie einen Bullenbeißer, der die Zähne zum Beißen und die Stimme zum Bellen verloren und deshalb weder das Haus länger bewachen, noch selbst den furchtsamsten Dieb in Schrecken setzen kann. Ohne Metapher, was thaten die Torymminister für Swift? Als sie ihn in England ferner nicht gebrauchen konnten und gern los sein wollten, schickten sie ihn nach Irland. Wahr ist dagegen, daß, sobald er hier sich eingewohnt, er eine gewisse Sympathie empfand für ein Land, das er bis dahin verabscheut, und für ein Volk, unter welchem er früher um keinen Preis leben mögen, und daß er zum Vortheile dieses Landes und zur Aufklärung dieses Volkes oft keine Anstrengung scheute. Freilich läßt sich behaupten und wol mit Recht, daß er das lediglich gethan, um das Ministerium Walpole in Verlegenheit zu bringen. Sei dem so; das ist einer von den Fällen, wo auf die Motive wenig ankommt, der gute Erfolg mit der schlechten Absicht versöhnt. Swift's Schriften nützten Irland. Durch Inhalt, Styl und Fassung empfahlen sie sich dem Volke von selbst. Einfach, aber voll Kraft, bisweilen kurz, aber nie ohne wohlberechnete Wiederholungen erregten sie Aufmerksamkeit und gewannen Glauben. Die Leute hielten es für unmöglich, daß nicht mindestens etwas Wahres an Dem sein sollte, was immer wieder vorkam. Dabei schrieb Swift beinahe im Landesdialekte, gebrauchte Worte, die in Jedermanns Munde waren, und wählte und ordnete sie nur mit einer, ihm vor allen seinen Zeitgenossen eigenen Geschicklichkeit. Neben Raisonnement, Sarkasmen und einem gewissen feierlichen Scherze entwickelte er einen für damals ungewöhnlichen Grad vielseitigen Wissens, z. B. in „Gulliver", oder noch deutlicher in der „Geschichte einer Tonne" und in „Drapier's Briefen".*) Politische und namentlich Parteischriftsteller können ihn heute noch sich zum Muster nehmen. Seinen Gegnern gesteht er nie das geringste Verdienst zu, unbarmherzig schleudert er seine Pasquille rechts und links, Schonung kennt er nicht, selbst die Decenz des Privatlebens setzt er aus den Augen und die monströsesten Dinge behauptet er mit einer Kälte, mit einer Ruhe, mit einer Bestimmtheit, daß unter zehn gewiß neun für wahr gehalten werden. Und liegt etwa hierin nicht die geheime Kunst der Parteischriftsteller? — Wer diese also noch nicht besitzt, lese, studire Swift, und er kann bei ihm die Theorie sammt der Praxis lernen.

Wenn aus dem Gesagten erhellt, daß Ref. über Swift anders denkt als Roscoe, so will er damit nicht gesagt haben, daß er Swift genauer studirt als Roscoe, er recht und Roscoe unrecht habe. Nein, wer es der Mühe werth achtet, prüfe selbst und urtheile dann. Das aber erkennt Ref. an, daß Roscoe's Vertheidigung eine kräftige, eine scharfsinnige und vom ersten bis zum letzten Worte eine interessante ist. Zu Unterstützung seiner Argumentation theilt er eine Menge Anekdoten und eine Menge Briefauszüge mit, die auf die Sitten und vorherrschende Denkweise in Swift's Tagen ein neues Licht werfen. Doch überschreitet er bisweilen die Privilegien des Biographen, indem er alle Diejenigen angreift, mit denen Swift zufällig in Streit gewesen ist. So dürfte z. B. in Sachen Swift gegen Addison und Steele nicht Jedermann dem Beispiele des Vers. folgen und zu Gunsten Swift's intervenieren. Einmal jedoch wendet selbst Roscoe seinem Schützlinge den Rücken, nämlich da, wo er von dessen Verhältniß zu Stella und Vanessa spricht, zwei Namen, unter denen bekanntlich Miß Esther Johnson und Miß Vanhomrigh in Swift's Lebensgeschichte Rollen spielen. Daß aber Roscoe seinen Schützling hier preisgibt, darf als Beweis gelten, daß kein Scharfsinn dessen Benehmen zu rechtfertigen oder auch nur zu entschuldigen vermag. Inzwischen prüfe der Leser hier ebenfalls und bilde sich sein eigenes Urtheil. Zuletzt noch ein zweites Mal die Frage: „Was war Stella?" War sie, wie Delany und Andere vermuthen, Swift's Schwester oder war sie es nicht? Roscoe behandelt die Frage mit Benutzung aller darüber bekannten Materialien, ohne sie zu lösen, und leugnet nicht, daß die letzte Möglichkeit einer Lösung in den Händen der Familie Temple liegen dürfte, deren Archiv, so weit es diesen Gegenstand betrifft, bis jetzt unter hermetischem Verschlusse gehalten worden ist. Im Ganzen wiederholt Ref., daß Roscoe's Darstellung, wenn sie auch nicht allenthalben befriedigt, doch allenthalben spannt, und daß jenes den Fall sein mußte bei der Lebensbeschreibung eines Mannes, der ohne neue, kaum glaubliche Entdeckungen wahrscheinlich nie zu voller Klarheit durchschaut werden wird. 18.

Literarische Notiz.

Die Geschichten der Heiligen bieten ein doppeltes Interesse, nämlich einmal das religiöse und dann das historische. Der Geschichtforscher wird von den Partien, die lediglich zur Erbauung geschrieben sind, absehen und unter der poetischen Umhüllung den historischen Kern auffinden. Von diesem Standpunkte aus verdienen die Acta sanctorum als Beitrage zur Geschichte der Sitten und der Epoche, in der sie spielen, Beachtung. Diese Bemerkung hat sich uns aufgedrängt bei der Lecture einer „Histoire de St.-François d'Assise", von E. Chavin de Melan (Paris 1842). Obgleich der Verf. dieses Werkes offenbar die Erbauung seiner Leser besonders im Auge hat, so finden sich doch beachtenswerthe Notizen, die nicht ohne historisches Interesse sind. Dieses Buch, das in einem würdigen Style geschrieben ist, macht uns gespannt auf die „Histoire des institutions monastiques", an der Hr. Chavin schon seit Jahren arbeitet. 32.

*) Vgl. „Zu Swift's Charakter" in Nr. 237 d. Bl. f. 1841.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 302. — 29. October 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 301.)

61. Gedichte und Lieder in verschiedenen deutschen Mundarten. Herausgegeben von J. Günther. Jena, Hochhausen. 1841. Gr. 12. 22½ Ngr.

Wir müssen es für einen glücklichen Gedanken des Hrn. Dr. Günther erklären, daß er diese Blumenlese auf dem Gebiet der Volkspoesie hält; denn Lieder, in ihrem volksthümlichen Idiom gegeben, charakterisiren nicht nur treffend die einzelnen Völkerschaften unsers gemeinschaftlichen Heimatbodens, sondern haben auch für den Sprachforscher viel Anziehendes und Lehrreiches. Freilich geht dem nur mit dem Hochdeutschen vertrauten Leser mancher feine Zug des Gefühls und der Naivetät verloren, und die Erklärung unverständlicher Ausdrücke, werden sie, wie hier in Noten unter dem Texte, oder wie bei Andern, in einem angehängten Idioticum gegeben, ist nur ein dürftiges Surrogat für das Verständniß; ebendeshalb sind auch solche Lieder am geschätztesten auf ihrem mütterlichen Heimatboden. Ferner wäre es zu wünschen, daß der Antholog diesen gewiß vielfach componirten Liedern die Melodien, wenn auch ohne Harmonie beigefügt hätte, da die Mehrzahl derselben für den Gesang bestimmt ist und erst durch den Übergang in den Mund des Volks Reiz und Werth erhält. Das Ganze zerfällt in neun Abschnitte. Unter den plattdeutschen Gedichten und Liedern der ersten Abtheilung erwähnen wir wegen seiner Naivetät „Goliath und David"; ferner „De Goldschmed", ein Lied, das sich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts im Munde der frohsinnigen akademischen Jugend vortrefflich ausnahm, wo dann Das, was des Goldschmieds Sohn spricht, nach der Kirchenmelodie: „Nun laßt uns den Leib begraben", gesungen wurde. Bekannt ist auch „Anke von Tharaw" (S. 14). Die zweite Abtheilung theilt thüringische Gedichte und Lieder mit, worunter das von derbem Volkswitz starrende „Myn Christian" im hohensteinschen Dialekt, „Jungfern-Sorge", „Der kranke Hund", nach Gellert von Ullrich in der altenburger Mundart und „Koburger Nachtwächterlied", nach Hebel, uns am beachtenswerthesten erschienen sind. Bei der dritten Abtheilung, Gedichte in der hochdeutschen Sprache des Schwarzwaldes, finden wir die Legende „Der Knabe Jesus" am anziehendsten. Sie behandelt den bekannten Stoff, wie der Knabe Jesus aus seinen Thonvögeln lebendige macht, und ist von A. Schreiber. Die vierte Abtheilung bringt allerliebste Sachen. Wir deuten hin auf das von Karl Maria von Weber (einem Volkstondichter, wie er selten geboren wird) componirte „Mein Schatzerl ist hübsch", auf „Erinnerung an Schätzli: 's hat schon längst g'regnet, Bäumle tröpfelt no" u. s. w. und „Der Frühling" hin. Was die schlesischen und hochländischen Gedichte und Lieder der fünften Abtheilung anbelangt, so notiren wir daraus (S. 131): „'S is a Haken" von Holtei; unter dem Schnaderhüpferl E: „O hätt i dich nimmer, o nimmer gesehn!" Die sechste Abtheilung gibt Lieder in bairischer Mundart, wo wir die beiden echten Volkslieder „I und mein junges Weib können schön tanza, sie mit dem Bettelsack, i mit dem Ranza", und das „Rauchtabackslied" in nürnberger Mundart notirten. Die siebente Abtheilung bringt aus Östreich mit andern frischen Gaben auch die Lieder „Wenn i halt frua auffsteh und zu meim Dirndl geh" u. s. w., „Die Würzburger Glückli" (S. 184), und auf der folgenden Seite „Chimmt a Vogerl geflogen", denen sämmtlich ansprechende Melodien von Tonkünstlern untergelegt sind. Dieser in materieller Hinsicht am reichlichsten ausgestattete Abschnitt schließt mit „Gleichniß", einem holdseligen Liedchen von J. G. Seidl. Achte Abtheilung, tiroler und steirische Lieder, worunter das bekannte „Wann i in der Fruh auffsteh", und das nicht minder bekannte „Liesel und Wastel", welches beginnt: Tiroler sind often so lustig und froh u. s. w. In der neunten und letzten Abtheilung werden uns schweizer Lieder, worunter die Kuhreigen der meisten Cantons, mitgetheilt. Unter vielem Schönen erwähnen wir nur das Goethe'sche: „Uf'm Bergli bin i gsässe" u. s. w., „'S Blümeli" (S. 265), „Waring" (S. 272) und „Zum letzten Mai", welches wir, da es kurz ist, hier mittheilen:

Du wirst mir's ja nit übel nehma,
Wenn i nit meh zu di komma;
:,: Denn du weißt ja allzuwohl,
Warum i nit meh komma soll. :,:

Bei meinem Eid, i hab' di lieb g'hat!
Hab dir's oft g'sagt, daß i di lieb hab;
:,: Doch du weißt ja allzuwohl
Warum di nit meh lieba soll. :,:

Den schönen Strauß, i hab' ihn g'funden,
Hab ihn g'flückt und hab' ihn g'bunden;
:,: Doch du weißt ja allzuwohl,
Halt, wer den Strauß nun habe soll! :,:

O hätt' i's nur verschlafe könne!
Doch i kann's nit, thust mir's nähma;
:,: Denn du weißt ja gar zu wohl,
Warum i nit meh schlafe soll. :,:

Hier unterm Brustlatz thut mir's pocha,
Komm an's Herz mi, laß di drucka!
:,: Ach du weißt ja allzuwohl,
Daß i di nit meh drucka soll. :,:

62. Gedichte von August Ludwig Lua. Berlin, Wohlgemuth. 16. 4 Ngr.

Funfzehn religiöse Lieder, ohne besondere Farbe und Richtung, die sich der Einfalt in Wort und Sinn befleißigen.

63. Harfe und Räuchwerk. Geistliche Poesien von Eduard Jenichen. Kottbus, Meyer. 1841. 8. 5 Ngr.

Ein dergleichen, nur in mehr orthodoxer Richtung. Es enthält elf geistliche Lieder, sechs rhythmische Gebete und Sinn-

gedichte zur Empfehlung christlicher Tugend; jedem der letztern ist ein Ausspruch aus der heiligen Schrift als Motto vorgesetzt.

64. Einsame Stunden von Clemens v. Gernstall. München, Jaquet. 1840. Gr. 8. 10 Ngr.

Aus „Der Himmel im Kleinen" (S. 10) ergibt sich, daß der Verf., der seine pierischen Zöglinge mit einem bescheidenen Vorwortssonett schüchtern in die Welt sendet, mit einer muthwilligen Lüsternheit scherzt, welche das literarische 19. Jahrhundert mit Recht in die Acht erklärt; denn welcher Dichter küßt heutzutage seine Geliebte, „das kleine runde Ding", so derb, daß ihr die Busenschleife losgeht und er ihr neugierig ins Miederchen guckt, worüber sie roth wird? Ein Trinklied (S. 22) hat fast Lust, in einen ähnlichen Ton zu fallen, und S. 26 steht der allzu Lüsterne Röschens Busen schon wieder blos! Doch andere Lieder erotischer Art sind anständiger gehalten und offenbaren beglückte, rechtliche Liebe. In der Elegie „Torquato Tasso" gibts viele hohle Exclamationen und dagewesene Phrasen; andere kleine epische Versuche gelingen nicht besser.

65. Erinnerung an Tirol. Von Anton Freiherrn v. Eberl. Innsbruck, Wagner. 1840. 16. 20 Ngr.

In Taschenbuchformat, mit Kapsel und mit niedlich lithographirten landschaftlichen Vignetten, die viel besser als die Verse, ja das Beste im Büchlein sind. Die Gedichte sind gereimte Prosa, und S. 20 lesen wir Sechsfüßler, die uns Grausen erregen. Die epischen Versuche sind sämmtlich verunglückt. Trotz diesen Mängeln ist es doch nicht unmöglich, daß irgend ein lustiger Tiroler oder ein genügsamer Tourist aus Östreich sich an Ort und Stelle an der Lecture dieses Buchs letzt; wohl bekomm' es ihm!

66. Kaleidoskop, oder vermischte Gedichte, von Barto v. Loewenigh. Aachen, Mayer. 1841. 16. 15 Ngr.

Der Verf., wohlverdienter Bürgermeister zu Burtscheid, zeigt eine etwas derbe poetische Natur, und hat je ein Verskünstler gegen Goethe's Rath: „Bilde, Künstler, rede nicht, nur ein Hauch sei dein Gedicht", gehandelt, so thut er es; natürlich fallen die Figuren und Bilder in seinem Duodezkaleidoskop etwas plump zusammen. Größtentheils gibt er auch nur Gelegenheitsgedichte, die er mit der Redseligkeit eines Alten in angehängten Noten commentirt. Aus diesen Noten wird uns auch viel mitgetheilt von seinen Verhältnissen, seinen Reisen, seiner altadeligen Familie; Alles recht schön; dadurch gewinnt aber das Reich der Musen nichts. Der Raumersparniß wegen halten wir Belege unsers Urtheils zurück.

67. Lyraklänge, von B. Schmid. Villingen, Förderer. 1840. 16. 15 Ngr.

Dem Verf. ist, der „Widmung" zufolge, das Versemachen ein Trost in manchen Schmerzen gewesen, und das ist wenigstens besser, als wenn er seine Lieder in dem Wahne, er sei ein Dichter und müsse schreiben, wie so Viele, niedergeschrieben hätte. Sie enthalten zwar manchen poetischen Gedanken und manches frische Bild, aber auch viel Prosaisches und Dagewesenes. Ein rhythmisches feines Ohr hat er auch nicht. Die Mehrzahl seiner Gedichte hat einen elegisch-sentimentalen Zuschnitt und Anstrich, aber das Schlimmste unter manchem Schlimmen ist, daß Matthisson, Schiller und Tiedge überall im Büchlein spuken und ein Wörtchen mit einreden.

68. William Motherwell's und Robert Tannahill's Gedichte, deutsch von Heinrich Julius Heintze. Leipzig, Barth. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Ngr.

Man sieht es dieser Verdolmetschung zwar an, daß sie keineswegs aus einer Übersetzerfabrik nach vorhergehendem Buchhändlercontract über Honorar und Termin der Ablieferung ꝛc. hervorgegangen sei, sondern daß der Verdeutscher aus Liebe zur Poesie und auch wol im Gefühl seiner Kraft sie gefertigt habe, aber sie entspricht dennoch nicht ganz den Foderungen, die unsere auch in dieser Hinsicht etwas verwöhnte Zeit an Arbeiten der Art macht; das beweise eine Strophe aus dem Gedicht „Der Sommer" (S. 145):

Gott! 's ist ein gnadenreich Geschenk
Verwirrtem Wicht, wie mir,
Zu riechen wiedrum unter'm Baum
Die Sonnenblumen hier!
Zu saugen in jedwedem Zug
Die kleinen Seelchen ein,
Und nachzuhängen süßem Traum
Aus Lenzes Sonnenschein,
Wo noch der Knabe leichtgesinnt
Wie 'n ungezähmtes Roß
Den Tag lang schweift im grünen Wald,
Der Lust sein Herz verschloß.

Nebst andern Dingen nehmen wir daraus ab, daß der Übersetzer sich zuweilen gehen lasse oder husche; zudem stört sehr oft das leidige Apostrophiren zweisylbiger weiblicher Reimendungen das Ohr. Wäre das Gedicht im Anhange Nr. 34 „An Robert Peacock" in der Originalsprache nicht mitgetheilt, so ließe sich die Übertragung von Dem, der nicht im Besitze des Originals ist, wie Ref., gar nicht beurtheilen. Nach Vergleichung desselben mit der Übersetzung haben wir gefunden, daß Treue und Gewandtheit im Ausdruck nicht vermißt wird. Eine andere Frage ist indessen, ob beide schottische Lyriker einer Übertragung in unsere Sprache werth sind. Mit einem unbedingten Nein läßt sie sich, namentlich in Bezug auf Motherwell nicht beantworten; denn wenn Beide auch ihrem jüngst bei uns so bekannt gewordenen Landsmann Burns an Geist und Gemüth nachstehen, so wollen wir gegen Hrn. Heintze's Bemühungen, den deutschen Leser auf dem Gebiete der schottischen Lyrik noch mehr zu orientiren, nicht undankbar sein. So viel steht fest, daß Robert Tannahill, der wackere Weber zu Paisley in Westschottland, der, wie wir aus seiner hier mitgetheilten Lebensskizze erfahren, das Gewebe seines eigenen Erdenlebens mit gewaltsamer Hand zerriß, seinem Bruder in Apoll, den William Motherwell nicht gleichkommt. So konnten wir unter den Gedichten des Erstgenannten nicht eines als vorzüglich ausheben; wir beschränken uns deshalb hier darauf, einige Andeutungen über die Persönlichkeit des Zweiten zu geben. Daß er, wie sein Biograph hier mittheilt, klein von Statur, doch kräftig und muskulös war, einen kurzen, starken Hals, großen Kopf und also einen zur Apoplexie sich neigenden Körperbau hatte, kann uns freilich weniger interessiren, als daß er hinsichtlich seines Talents, die wildromantische Naturscenerie seines classischen Vaterlandes zu malen, dem Burns an die Seite gestellt werden kann, daß alle Gedichte, denen der Stempel der düstern caledonischen Denk- und Handlungsweise aufgedrückt ist, wie „Des Wahnsinnigen Liebe" (S. 33), oder „Das gespenstige Mädchen" (S. 58), besonders anziehend sind, daß seine Balladen sämmtlich Kunde und Zeugniß geben, sie seien ihrem alten heimatlichen Boden entsprossen, und daß mehre Naturgemälde, wie „Mitternacht und Mondschein" (S. 76), „Das Wasser" (S. 82), „Der Wind" (S. 88) u. a. in ihrem Grundton an Ossian's Harfenspiel mahnen, wenn auch Beiwerke und Staffage modern sind. Ferner läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er da das Gemüth am meisten anspricht, wo er seinen Pinsel in die Farbe der Melancholie taucht; welche süße Schwermuth herrscht z. B. in „Melancholie" (S. 97), in dem sich daran schließenden „Ich bin nicht traurig", in „Vergänglichkeit" (S. 106) und in „Trauergesang" (S. 138). Wenn sein Biograph endlich sagt, er sei im sentimental-graziösen Liede selten von Andern übertroffen worden, so ist das zwar zu viel behauptet; jedoch kann man „An das Mädchen meines Herzens" (S. 115), und besonders „Amor's Nahrung" (S. 194) wirklich als fein, graziös und gesangreich bezeichnen. Wir theilen letzteres, da es kurz ist, als Probe mit:

Sag mir, schöne Maid, vor Allen,
Was soll Amor's Nahrung sein?
Morgenthau, der frisch gefallen
Auf die Blätter, grün und rein?
O der Rosen wie Korallen

Und getränkt mit Honigwein?
O nein, o nein,
Laß Rosen sein
Und Thaustern' an dem grünen Blatt:
Andres macht
Als du gedacht
Den zarten, süßen Säugling satt.
Gib ihm Seufzer, welche beben,
In dem Mund, der schweigt, doch sprüht,
Laute, die der Brust entschweben,
Daß die Wange loh erglüht;
Magst ihm auch Erröthen geben
Und den Blick, der sucht, doch flieht.
So Zartes speist
Der kleine Geist,
Solche Kost ist gut und leicht,
Und mit der Thrän
Von süßem Weh'n
Wird das holde Kind gesäugt.

69. Britenlieder. Ausgewählt und übertragen von Wilhelm Cornelius. Erstes und zweites Bändchen. Berlin, Cornelius. 1840. 16. 1 Thlr.

Ein Paar niedliche Bändchen in farbigem Umschlage, auf welchem sinnreich gedachte und sauber ausgeführte Bilder, bezüglich auf das Leben und Treiben der großbritannischen Insel. Im ersten derselben befinden sich Übertragungen von Liedern aus der Volksliedersammlung, betitelt „The little warbler, published by *T. Hughes*". Da in derselben bei keinem Liede der Verfasser genannt ist, so hat ihn auch der Übersetzer nicht angegeben; doch sind die Nummern 66—100 im ersten Bändchen fast sämmtlich von Th. Moore und gehören zu dessen ersten und heitersten Jugendliedern. Viele unter diesen Liedern mögen sich in der Originalsprache recht gut ausnehmen, erscheinen aber in der Übertragung als Bagatellen. Andere gehören dem naiven Genre an, und solche verlieren stets, wenn man ihnen das Nationalkleid auszieht; mit den Patrioten-, Kriegs- und Trinkliedern kann man schon zufriedener sein. Manches ferner, was im Original recht pikant und naiv klingen mag, erscheint im deutschen Gewande fast albern; man sehe z. B. „Theuerste Fanny" (S. 139) und „That's nicht" (S. 140). Ein glücklicher Wurf dagegen ist das naive „Frau Fischern" (S. 44). Das zweite Bändchen hat hinsichtlich der Wahl Vorzüge vor dem ersten. Es enthält Th. Moore's „Heilige Gesänge", und dessen Volksmelodien mit einem Melolog über Volksmusik. Wie man zu Felix Mendelsohn's „Liedern ohne Worte" die Gedanken leicht finden und unterlegen kann, so hat es Moore mit den Originalmelodien verschiedener Völker gemacht, er hat dem Geiste der Melodie die Worte angepaßt. Sehr ansprechend ist das Lied auf S. 20, nach einer Melodie von Stevenson: „Der Rasen mein Altar soll sein". Den andern Theil des zweiten Bändchens bilden Byron's „Israelitische Gesänge", die zwar Theremin's Übersetzung nicht erreichen, aber sich in jedem Gewande durch ihren Inhalt empfehlen. Der Übersetzer hat ihnen das treffende Motto vorgesetzt:

Was Byron war, verkünden seine Lieder,
Sie geben Ihn, doch wer gibt sie uns wieder?

Wir haben hier, wie in vorbenannter Übersetzung das häßliche, kakophonische Apostrophiren zu rügen, wodurch die Übersetzung hin und wieder zur Überquetschung wird. S. 71 kommt ein unaussprechliches, wahrscheinlich durch Reimnoth erzeugtes Wort: Herausmarachen, vor! Endlich wolle der Übersetzer bei Erscheinung des dritten und vierten Bändchens für einen genauern Corrector sorgen. Als Probe theilen wir hier das Liedchen von Moore aus dem Portugiesischen mit, das Byron ebenfalls bearbeitet hat. Es steht S. 55 und lautet:

Leb' wohl denn, du Mädchen schön!
Schön noch, doch geliebt nicht mehr;
Sah'n wir erst die Treue gehn,
Eilt die Liebe hinterher.
Dein Wort, wie schmeichelnd oft es war,
Besaß nicht Kunst genug;
Jedoch dein Aug', so blau und klar,
Wer dacht bei dem an Trug?!
Doch dein Auge blickt noch treu,
Treu wie jener Sterne Licht;
Auch die Wangen täglich neu
Thun erröthend ihre Pflicht.
Und einzig nur dein schwankend Herz
Die Schmach der Falschheit trifft;
Lieb lebt in dir noch allerwärts,
Im Herzen nur ist Gift.
Drum lebe wohl, du Mädchen schön!
Schön noch, doch geliebt nicht mehr;
Sahn wir erst die Treue gehn,
Eilt die Liebe hinterher.

70. Thomas Moore's irische Gesänge, übertragen von Wilhelm Cornelius. Berlin, Cornelius. 1841. 16. 20 Ngr.

O'Connell und den Männern Irlands, die, gleich ihm, Geist, Muth und Kraft genug besitzen, die Lage ihres Vaterlandes zu verbessern, ist das Büchlein dedicirt, dem eine lesenswerthe Einleitung über die Entstehung der „Irischen Gesänge", deren buntscheckige Färbung und curiosen Sprünge vom Ernst zum Lächerlichen vorangeht. Für Sprachkenner theilen wir hier die Übersetzung des kleinen Liedes „Eveleens bower" mit und stellen das Original darunter, damit der kundige Leser selbst aus einer Vergleichung erfahre, ob der Übersetzer treu dolmetsche:

O! weint um die Nacht,
Als Ev'linen gebracht
Der Junker zum Fall in der Laube;
Der Mond da verschwand,
Hinter Wolken sich wandt,
Und weinte dem Meineid und Raube.

Das Gewölk schwand bald
Von dem Monde so kalt,
Keusch wieder am Himmel er glänzet;
Doch Niemand wird seh'n,
Das Gewölke vergeh'n
Jener Stund, die Ev'linen entkränzet.

Beschneit ist der Pfad,
Den der Junker hat
Durch's Meer zu Ev'linen genommen,
Und der Schnee zeigt Spur,
Daß über die Flur
Zur Kammer der Junker gekommen.

Der Sonne Gewalt
Tilgt die Spur gar bald,
Daß der Falsche jemals erschienen;
Doch der Himmlische nur
Kann tilgen die Spur,
Den Flecken vom Schnee Evelinen.

O! weep for the hour,
When to Eveleen's bower
The lord of the valley with false vows came;
The moon hid her light,
From the heavens that night,
And wept behind her clouds o'er the maidens shame.

The clouds past soon
From the chaste cold moon,
And heaven smil'd again with her vestal flame;
But none will see the day
When the clouds shall pass away,
Which that dark hour left upon Eveleen's fame.

The white snow lay
On the narrow path-way,

When the lord of the valley crost over the moor;
And many a deep print
On the white snow's tint
Shew'd the track of his footstep to Eveleen's door.

The next sun's ray
Soon melted away
Every trace on the path, where the false Lord came;
But there's a light above,
Which alone can remove
The stain upon the snow of fair Eveleen's fame.

71. Bifolien. Von Johann Gabriel Seidl. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Pfautsch und Comp. 1841. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir würden die zweite, vermehrte Auflage dieser schon in Nr. 241 d. Bl. f. 1837 gewürdigten Gedichte nicht erwähnen, wenn sich im Anhange nicht ein Gedicht fände, welches die feine Empfindung und tiefe Gemüthlichkeit des Dichters mit so warmen Tinten und so charakteristisch malt, daß wir es den Lesern d. Bl. nicht vorenthalten mögen. Es hat folgende Veranlassung. Der Verf. der „Bifolien" vermuthete fälschlich, die Worte eines Recensenten: „Seidl, sonst ein klarer Strom des Gesanges, der sich gegen seine Mündung zu merklich verflacht", seien, statt auf sein literarisches Absterben, auf seinen physischen Tod gedeutet worden und somit der mögliche Anlaß zum Gerüchte von seinem Tode geworden; statt jeder Widerlegung dieses Gerüchts ließ der Dichter folgende „Bitte" drucken:

„Ich war ein klarer Strom des Liedes!"
So sprech' ich's einem Freunde nach,
Der meinen kargen Liedertropfen
Ein übergünstig Urtheil sprach.

„Ich bin zu einem Strom geworden,
Der an der Mündung sich verflacht!"
So sprech' ich's nach demselben Freunde,
Der, was er sprach, gewiß bedacht.

Ich bin ein Strom, der sich verflachet,
Gebraust, getobt hab' ich zwar nie,
Bescheiden trieb ich Well' auf Welle,
Wie sie ein stiller Born mir lieh.

Ich spiegelte den klaren Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern daran,
Und manchen Blumenstrauch am Ufer,
Und was ein Strom so spiegeln kann.

Und Manche, die vorüberwallten,
Erfreuten sich an meiner Flut,
Und weil ich nie mich übernommen,
So waren mir die Besten gut.

Daß nicht mein stolzer Lauf mit Strömen
Des ersten Ranges kühn gebuhlt,
Daß ich nur stille Fluren netzte,
Bei Gott! — es ist nicht meine Schuld.

Und daß in aufgedrungner Ruhe
Ich mich verflache, fühl' ich tief,
Doch daß ich schon der Mündung nahe,
Weckt ein Gefühl mir, das noch schlief.

Der Mündung nah, — o ja! sie haben
Des Wortes Deutung schnell erfaßt,
Sie nennen mich sogar begraben,
Sie sprechen schon von ew'ger Rast.

O laßt mich flach noch länger fließen,
Auch flach bin ich doch immer klar,
Und spiegle flach auch noch den Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern sogar.

Laßt mich noch flach so lange fließen,
Bis sich in meiner seichten Flut
Mein treues Weib geborgen spiegelt,
Umlaubt von schirmer Zweige Hut.

Bis sich in meiner seichten Welle
Mein Sohn, als meiner Mutter Stab,
Bis meine Tochter drin sich spiegelt,
Geschirmt durch Liebe bis an's Grab.

Bis sich von allen meinen Lieben,
Von allen Herzen, die mir gut,
Sich keines mehr darf trostlos spiegeln
In meiner seichten, flachen Flut.

Dann will ich gern, ja gerne münden
Im Ocean der Ewigkeit,
Und an der Mündung noch mich trösten,
Daß ich doch einst manch Herz erfreut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Der Menge von Schriften nach zu urtheilen, die von der Geistlichkeit ausgehen, sollte man glauben, daß der Katholicismus nie mehr geblüht hat als gegenwärtig. Besonders tummelt sich der französische Clergé mit einer Rüstigkeit auf dem Markte der Öffentlichkeit, die mit den übrigen Beschäftigungen der Geistlichkeit fast unvereinbar scheint. Die literarischen Arbeiten, die von ihm ausgehen, tragen jedoch nicht mehr die Spuren der Benedictinergelehrsamkeit, sondern bestehen meistens in streitsüchtigen, herausfodernden Flugschriften, die oft mit Gift und Galle geschrieben sind. Ein solches wüthendes Pamphlet ist: „La papauté aux prises avec le protestantisme, ou réponse aux allégations de M. Merle et à un écrit de M. Bost, pasteur", vom Abbé Ch. Magnin. Die Schrift des Hrn. Bost, gegen den diese Broschüre besonders gerichtet ist, führt den Titel „Appel à la conscience de tous les catholiques" und greift den Katholicismus besonders vom historischen Standpunkte an. Die Angriffe, die nebenbei gegen Hrn. Merle gemacht werden, betreffen dessen „Histoire de la papauté". Eine andere erzkatholische Flugschrift nicht ohne Zeitinteresse ist „De l'évêché anglicane de Jérusalem, lettre respectueuse à M. *William Howley*, se disant révérendissime lord archevêque de Canterbury" (Paris 1842). Die Bedrückung der katholischen Kirche in Rußland und Polen hat bereits mehre Schriften hervorgerufen, von denen wir auch schon einige in diesen Notizen erwähnt haben. Wir führen daher noch an: „Vicissitudes de l'église catholique des deux rites en Pologne et en Russie, par un prêtre de la congrégation de l'oratoire de St. *Philippe de Néri*." Dabei legt die französische Geistlichkeit besonders auf die Bestrebungen deutscher Katholiken und Kryptokatholiken ein hohes Gewicht. Die „Bibliothèque chrétienne", von Genoude, von der wir bereits geredet haben, enthält eine Reihe von Übersetzungen aus dem Deutschen. Das Werk von Hurter über Innocenz III. steht bei französischen Katholiken in hoher Achtung und ist neulich sogar der Zankapfel zwischen zwei politischen Journalen („l'Univers" und „Courrier français") gewesen. Sehr gelungen ist die Übersetzung von „Origines du Christianisme", von Dr. Döllinger, übersetzt von Léon Boré. Der Übersetzer ist Professor der Geschichte zu Angers und Bruder des Eugéne Boré, der durch seine Reisen in Kleinasien rühmlichst bekannt ist. Was diesen Letztern betrifft, so wird nächstens eine Fortsetzung seiner Reiseberichte, von denen ein Theil vom Ministerium des Unterrichts bereits im „Moniteur universel" veröffentlicht ist, erscheinen. Er wird seine Reise noch weiter ausdehnen und hat zu diesem Behufe ein neues Reisestipendium erhalten. Die Nachricht, die von allen französischen Journalen mitgetheilt war, daß er zum Generalconsul von Jerusalem ernannt sei, ist ganz ungegründet. So sehr er diese Stelle verdient hätte, so wird er sie schwerlich erhalten, weil der Protestant Guizot den ultrakatholischen Geist, der diesen Reisenden beseelt, unmöglich durch diese Ernennung noch schüren mag.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 303. — 30. October 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

72. Das jüngste Gericht. Gedicht in fünf Gesängen von Nikolaus Stehling. Düsseldorf, Schreiner. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

In zum Theil reimlosen, zum Theil gereimten fünffüßigen Jamben, die der Euphonie nicht entbehren, wird hier ein Stoff bearbeitet, der, weil er an sich poetisch ist, schon manches poetische Gemüth angeregt und von Dante bis Klopstock manche Feder in Bewegung gesetzt hat. Doch ist manches Sängers Kunst an diesem Stoffe gescheitert, und wenn es Hrn. Stehling ebenso geht, so tröste er sich damit, daß er nicht der Erste ist, dem solches widerfährt. Der Dichter, der ihn wählt und bearbeitet, weicht entweder von der orientalischen und prophetischen Vorstellung und den neutestamentlichen Bildern ab und setzt die Gebilde der eigenen Phantasie an deren Stelle, oder er behält den morgenländischen Urtypus bei und liefert aus eigenen Mitteln blos die Staffage; im ersten Falle hat es mancherlei Schwierigkeiten, die hohe Phantasie des Orientalen zu überflügeln und das prophetische Pathos zu erhöhen, und es mischen sich gar leicht Anthropomorphismen und kindisch-läppische Bilder mit ein; im zweiten Falle aber ist es ein gar geringes Verdienst, ein längst von Meisterhand gemaltes Bild zu überpinseln oder zu retouchiren und es dann für ein ganz nagelneues auszugeben. Beide Klippen hat unser Sänger nicht ganz vermeiden gekonnt. Was treiben im ersten Gesange: „Der Himmel" überschrieben, die Engel für gar wunderliche Dinge bei der Bildung der Naturreiche und der Elemente! Einer derselben läßt das auf einen Berg getriebene Wasser vor lauter Angst schwitzen (S. 19); ein anderer, stets mit der Bildung und Pflege der Blumen beschäftigt, riecht nach lauter lieblichen Gewürzen (S. 16); der liebe Gott ruft mit einer Donnerstimme die himmlischen Heerscharen, und sie fliegen herbei wie das Volk der Tauben aus dem Felde und von dem Pfütz, wie S. 13 zu lesen ist; dem Engel Obed ist vom Verf. das Amt zuertheilt, den Thieren den verschiedenartigen Instinct zu verleihen, der lustige Engel macht einen Spaß dabei (S. 23):

> Er rief die Ziege an gar wohlgemuth,
> Und lehrt sie weise gehn nach Lehrer Art,
> Mit hochbeschwertem Haupt, mit weisem Bart;
> Dann plötzlich sprang sie auf mit krummem Bein
> Zur Seite hin, und hort, ein Narr, sich selber,
> Und reckt die Zunge spöttisch aus und ein,
> Zum Spaße aller Engel, die es sah'n.

Der Menschenvater selbst freut sich so darüber, daß er die Erde anjauchzt. Fühlt denn der Verf. hier gar nicht, wie er gegen allen epischen Takt, gegen allen guten Geschmack sündigt und einem groben Anthropomorphismus huldigt, der mit der erhabenen Vorstellung, die wir vom höchsten Wesen haben, gradezu contrastirt? Naiver Witz ist hier nicht an seiner Stelle, und soll es Ernst sein, so streift es an Blasphemie und wird lächerlich obenein. Zu diesen Rügen veranlaßt uns der erste Gesang, wo acht Classen der Engel beschrieben werden und Gott den Untergang der Erde beschließt. Der zweite Gesang: „Die Erde", ist besser gerathen. Der Anfang der Zerstörung wird geschildert; die Sonne bleibt stehen; der Äther umzieht sich mit Nebel und düsterm Gewölk; die Thiere äußern ihre Angst; es donnert, das Meer wird unruhig und verdünstet endlich; Stürme erheben sich unter Blitzen und Meteoren; an beiden Polen schlägt eine Flamme aus der hohlen Erde; die Verwüstung wird allgemein; der Tod einer Walfisches, eines Adlers, eines Löwen, eines bösen Königs und einer frommen Familie, bei welcher Ahasver, der ewige Jude, lebt. Die Schilderung des Charakters und der Stimmung dieser poetischen Gestalt, sein letztes Denken und Thun und sein Tod möchte wol das Beste im ganzen Buche sein, obwol das Ende des bösen Königs Kunde und Zeugniß von einer frischen Phantasie und epischem Talente gibt. Der dritte Gesang führt den Leser in „Die Hölle". Satan hört erstaunt und erschrocken das Getös der Zerstörung, macht sich auf, geht durch sein Reich an das Höllenthor, wo Tod und Sünde Wache stehen. Er erfährt den Grund des Getöses, schickt aber auch das Gerücht ab, damit es nähere Erkundigungen einziehe. Unterdessen versammelt er die Seinen zu einem Höllenrath, wo beschlossen wird, die Erde in Besitz zu nehmen. Der vierte Gesang: „Die Auferstehung", hat ansprechende Stellen, besonders wo die Auferstehung der Todten, das Wiedersehen und die Empfindungen der zum Gericht Gehenden geschildert werden. Satan kommt mit seinem Heereszuge zur Erde, welcher unter dem Banner des Stolzes auftritt und wilde Kriegslieder heult. Die Menschen erwarten indessen, wie der letzte Gesang: „Das Gericht" mittheilt, des Richters Ankunft. Hier kommt wieder Unziemliches. Hinter Sonne und Mond geht ein Lichtglanz auf, aus welchem unter himmlischer Musik die Heiligen hervorgehen, die sich links und rechts aufstellen. Aus einer Lichtkugel treten die Engelchöre herzu. Ein großer Regenbogen über Gewitterwolken; auf dem Bogen sitzen die Tugenden. Die schon früher verstummte Hölle sinkt nieder. Der Heiland erscheint auf der Wolke und richtet die Menschen. Satan wird verdammt, entfleht, wird vom Tode verfolgt und beide fallen im Kampfe. Die Menschen sind erlöst; Gott enthüllt sein Angesicht. Man sieht aus diesem Stoffgerippe, welches der Verf. mit Fleisch umgeben hat, daß es ihm keineswegs an einer lebhaften Phantasie fehlt; doch scheint seine Darstellungsgabe nicht auszureichen, um Bild und Gefühl so zu schildern, wie es in seinem Innern lebte.

73. Der Mensch und die Bücherwürmer. Philosophisch-satirische Dichtung in drei Gesängen von Karl Rößler. Leipzig, Fest. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Es läßt sich nichts dagegen einwenden, daß diese Dichtung eine philosophische genannt wird; denn ein Mensch, den, wie den Held in ihr, am Morgen seines Lebens das Heil im Wissen und in Büchern mit glühendem Enthusiasmus sucht, bitten ge-

täuscht, in einer Seelenstimmung, wie sie Faust hatte, der engen Luft seines Studirzimmers entrinnt, sich sehnend in das bewegte Leben stürzt, da ebenso wenig, wie in den Jahrbüchern der Geschichte Ruhe des Gemüths finden und seinen brennenden Durst nach Wahrheit löschen kann, der endlich als Greis im Glauben an das Ewige Frieden der Seele und Leben in neutestamentlichen Wortsinne findet, ist allerdings ein Gegenstand, der sich philosophisch bearbeiten läßt; nur das andere Epitheton „satirisch", ist nicht so gut zu motiviren; denn daß in des Helden Bücherschrein ein alter und junger Wurm einander mittheilen, was sie, am Marke der alten Classiker und modernen Philosophen zehrend, davon gefressen und verdaut haben, ist gar witzig und humoristisch, aber nicht eben satirisch. Übrigens haben wir das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand gelegt. Es hat schöne lyrische Passus voll Pathos und warmen Gefühls und die Diction ist rein; nur die Rhythmen könnten oft besser sein und der Druckfehler finden sich nicht wenige.

74. **Die Tochter der Flut. Romantisches Gedicht in fünf Gesängen.** Leipzig, Fr. Fleischer. 1841. 8. 1 Thlr.

Sylphe, ein zarter Elfensprößling, wird von einem Meergotte geliebt, der sie auf einem reizenden Eilande einschließt, wo er sie, da er gewöhnlich im Krystallpalaste der Tiefe residirt, von Zeit zu Zeit besucht und des Glücks der Liebe genießt. Die Frucht ihrer Zärtlichkeit ist ein holdes Mägdlein, Arys genannt. Durch einen feindselig gesinnten Riesen wird ihr Glück gestört. Durch seine Phantasmagorien verlockt er Sylphe von ihrem Eilande nach seinem Zauberpalast, wo er sie, von Arys getrennt, in einem Kerker einschließt, um sie zu zwingen, seinen unkeuschen Wünschen Erfüllung zu gewähren. In dieser Noth hat die Leidende die Erscheinung einer wohlthätigen ihr gewogenen Fee, Aliante mit Namen, welche sie tröstet, daß sie nicht gänzlich der Macht des Unholds verfallen sei und daß sie ihre Beschützerin in ihr sehe. Zugleich gibt sie ihr ein wunderbares Kleinod, einen Stein aus Mondesstrahlen und Thränen, im Erdenschoos gebildet, der die Kraft hat, die Macht des Riesen zu beschränken, und fügt hinzu:

Wenn ungehemmt des Mondes Strahlen wallen
Zur Erd' hinab auf stiller Wolkenbahn,
Dann ist der Fessel ehr'ner Druck gefallen
Und freudig darf die Helferin dir nah'n.

Das heißt, zur Zeit des Vollmonds dürfe sie den getrennten Gatten sehen. Dieser hat indessen bei Entdeckung seines Verlustes im Übermaße seines Schmerzes das Eiland, den Schauplatz seiner Liebe, in die Tiefe des Meeres sinken lassen, was hier recht anmuthig geschildert ist, hat die kleine Arys mit in die Tiefe seines Krystallschlosses genommen, um sie da mit Hülfe der Nereiden zu erziehen, und läßt bei jedem Vollmondschein, wo ihm die Gattin von Aliante zugeführt wird, die Insel wieder auftauchen. Nachdem Arys fast zur Jungfrau geworden, erklärt Aliante beiden Gatten, sie müsse, nach des Schicksals Spruche, das Kind von ihnen trennen und es zur Oberwelt, in das Reich der Luft führen (woher vielleicht des Buches Titel) und dasselbe einem greisen Königspaare, dem die einzige Tochter gestorben sei, zuführen. So geschieht es zum Schmerz der Gatten und zum Trost des Königspaars. Arys' Geist, ihr Gemüth, ihre Lieblichkeit bezaubert Alles am Hofe und lockt eine Menge von Freiern herbei, die sie aber alle abfertigt, weil ihr Herz den sanften Gefühlen der Liebe gänzlich verschlossen zu sein scheint. Vom Glanze des Throns und dem Rufe ihrer Engelsreize gelockt, kommt auch der Mohrenfürst Ferramor an den Hof und wirbt um sie. Da es ihm wie den andern Bewerbern geht, so kann er sein Gefühl für die Reizende nicht beherrschen und beschließt, Alles aufzubieten, um ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Bei einem glänzenden Turnier und Tanzspiel, wo sie die Preise vertheilt, erscheint unter den von nah und fern herbeigeströmten Landleuten auch ein armer, aber schöner Jüngling, Rialto geheißen, der Sohn eines Hirtenpaares. Er überreicht, wie denn auch die übrigen Landleute ihre Gaben bringen, der Prinzessin ein silberweißes Lämmchen und in einem aus Binsen geflochtenen Neste ein Paar Tauben. Bei dieser Huldigung zündet der Blitz der Liebe in beider jungen Herzen. Rialto, von Schmerz zerrissen, daß er Hirt und sein König ist, vertieft sich beim Rückwege in des Waldes Einsamkeit, wo er ein Schwert findet. In demselben Augenblicke hört er Hilfengeklirr, fliegt hinzu und rettet einen Königssohn aus Räuberhand. Die Jünglinge schließen sich aneinander an und Rialto wird durch seinen königlichen Freund zum Ritter und Helden gebildet. Wie nun Rialto und Arys, die sich in einem Haine gefunden, der Liebe süßes Band knüpfen wollen, erscheint ihnen die gütige Aliante und reicht Arys drei Perlen mit den Worten, die sie an Rialto richtet:

Wenn einst nach bittrer Trennungsnoth,
Nach leisem Hoffen, Zagen, Bangen,
Aus Arys' Hand beim dritten Morgenroth
Du jener Perlen zarte Gab' empfangen,
Dann naht das Ziel, das ew'ge Lust dir bot,
Gewährung krönt das liebende Verlangen,
Und schöner wird, als jetzt im holden Wahn,
Das neu errung'ne Glück mit seinen Wonnen nah'n.

Doch edler Muth und treu Beharren naht
Dem Ziele nur, der Wonne sonder Schranken;
Mag einst dein Sinn bethört, um andre That,
Um andre Pflicht im holden Streben wanken;
Lockt Ruhmesglanz, der fremden Mahnung Rath
Auf andern Pfad die irrenden Gedanken,
Dann flieht das Glück und dunkler Nächte Thor
Birgt ewig dir, was deine Wahl verlor.

Bald nach diesem Ereignisse gelingt es dem liebetrunkenen Mohrenfürsten, Arys zu rauben und auf einem Schiffe mit ihr zu entfliehen. Aber der Meergott rettet die um Hülfe ihn anflehende Tochter, indem er sie in die feuchte Tiefe zieht und den Ferramor auf einen nackten Felsen durch die empörten Wogen seines Elements schleudern läßt. Voll Verzweiflung ist das zum zweiten Male kinderlos gewordene greise Königspaar; in größerer Verzweiflung ist der liebende Jüngling. Mit Hülfe seiner Getreuen gewinnt er ein Fahrzeug, um die Verlorene zu suchen. Durch einen Traum jedoch, von Aliante gesendet, erfährt er, sie sei gerettet. Zugleich empfängt er aus der hohen Schützerin Hand einen goldenen Reif. Am Meere stehend, gewahrt er einen Lotus der Tiefe entsteigen, in dessen Kelche sich eine der Perlen findet, die ihm Arys aus der Tiefe als zarten Liebesgruß sendet. Bald nachher empfängt er, unter einem Liede der Meergötter, eine zweite Spende derselben Art. Aliante senkt sich mit Arys' Mutter zur Meerestiefe, wo sie die Liebliche in ihrem Schlummer betrachten und sie nachher wiederum zur Oberwelt in das Reich der Lüfte führen. Zu Rialto aber tritt die Göttin und fodert ihn auf, seine alten Ältern zu retten, deren Leben in diesem Augenblicke in Gefahr schwebe. Er ahnt Arys' Rückkunft und zögert deshalb, dem Gebote Folge zu leisten, gewinnt es indessen nach schwerem Kampfe mit sich selbst, der Pflicht zu gehorsamen. Ferramor, der Gefahr entronnen, hat sich dem Schauplatz seiner Liebe wieder heimlich genaht, entdeckt die einsame aus ihrem Schlummer erwachte Arys und verfolgt die Fliehende bis an einen Strom, an dessen Ufer ein Marmorbild steht. Hier ruft Arys den Erzeuger um Hülfe an. Er erscheint, stürzt jenes Marmorbild in die Wellen des Flusses und verwandelt Arys in dasselbe, nicht jedoch, ohne sie vorher über ihre Natur und Bestimmung unterrichtet zu haben. Der Mohr kommt, findet die Geliebte nicht, wol aber Rialto's Ältern, die still die Kammer an diesem Platze hüten. Er argwöhnt, sie haben die Verschwundene entführt, und verachtet sie ihre Unschuld betheuern, ist er im Begriff, sie seinem Muth zu opfern. In diesem entscheidenden Augenblick eilt Rialto herbei und rettet die geliebten Ältern. Zugleich erscheint Aliante, um den Zauber zu lösen und die gepriesene Liebe und Treue zu belohnen. Dies in kurzem Auszuge der Inhalt dieses roman-

tischen Gedichts, welches viel gewinnen würde, wenn die Ereignisse besser motivirt wären und wenn es der epischen Kürze nicht gar zu sehr ermangelte. So braucht, um in Bezug auf das letztere Urtheil nur Eins anzuführen, der anonyme Verf. gewöhnlich ein Dutzend Stanzen, um zu sagen „Aliante nahte"; mit ähnlicher Farbenverschwendung sind die übrigen Scenen ausgemalt, sodaß sich der Leser mit Geduld wappnen muß. Das Ganze ermangelt der bunten Phantasiebilder, wie sie Meister Ludwig Ariost schafft, aber es bietet einige anziehende Naturschilderungen; es entbehrt der Grazie, die Wieland entfaltet, ist aber keusch und züchtig gehalten; es entbehrt der Gefühlsweichheit eines Ernst Schulze, hat aber, so scheint es, diesen uns zu früh entrissenen romantischen Sänger sich zum Vorbild genommen. Gewonnen hat die romantische Poesie wenig durch die Erscheinung des Buchs. Entweder der Verf. selbst oder der Corrector haben die Interpunction sehr vernachlässigt.

75. Gedichte von Adolf Ritter v. Tschabuschnigg. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Pfautsch und Comp. 1841. 8. 1 Thlr.

Nicht das erste Mal begegnen wir dem gesangluftigen, das Musenroß tummelnden Ritter auf unsern Streifzügen durch das sich von Jahr zu Jahr erweiternde Gebiet der neuern schönen Literatur; doch ist uns nicht erinnerlich, die erste Auflage vorliegender Gedichte in Händen gehabt zu haben; das thut auch nichts; genug, daß sie Leser und Verehrer gefunden, wie davon die zweite Auflage hinlänglich Kunde und Zeugniß gibt. Sie sind dieser Verehrung nicht unwürdig; denn ist ihr Verf. auch seinen Landsleuten, Grün, Lenau und Seidl nicht ebenbürtig, so brauchen sie sich seiner doch nicht zu schämen, denn die Blüten seines Innenlebens sind unter demselben Himmel gediehen, unter welchem die ihrigen zu köstlichen Früchten gereift sind. Er liebt, wie jene, die sentimentale Reflexion, wenn er auch nicht darin so großartig und innig ist, und seine Phantasie nimmt oft einen ebenso kühnen Flug wie die jener, ermattet aber leicht. Er ist mehr subjectiv als objectiv, und unter den eingestreuten Romanzen, unter denen wir „Des Todtengräbers Braut" (S. 144) den Vorzug geben möchten, findet sich keine, in der er seinen Landsmann Vogl überflügelte. Unter den lyrischen Gaben sind viele, die wir zur Bagatelle zählen müssen, andere, die energisch und vielversprechend beginnen, aber matt und unbefriedigend schließen, andere, die nur an das Herz anstreifen, aber nicht seine Fasern durchdringen, und noch andere, bei denen der Dichter das Goethe'sche: „Bilde, Künstler, rede nicht, nur ein Hauch sei dein Gedicht", nicht in Obacht genommen hat. Unter den „Ergebnisse" überschriebenen reflectirenden Epigrammen entbehren die meisten des genialen Dufts und des attischen Anhauchs, und als eine Eigenthümlichkeit seiner Lyrik ist zu bemerken, daß sich durch das ganze Buch das Gefühl einer edeln Resignation zieht, die, über dem Leben und seinem Wechsel stehend, unter dem Ernst des Schicksals in seiner Brust gereift zu sein scheint. Als völlig befriedigend haben wir notirt „Ihr Gast" (S. 8), „Der Bazar (S. 32), „Der Nachtwandler" (S. 55), „Allerseelentag" (S. 115), „In der fremden Stadt" (S. 143) und „Vergiß" (S. 62), welches wir als Probe mittheilen:

Vergiß! das ist mein letztes Wort im Scheiden,
Reich lächelnd mir die Hand hin, und — vergiß!
Vergiß das Weh und deine kleinen Freuden,
Vergiß den Flitterkranz, weil er zerriß!

Vergiß! dies eine Wort kann ich dir geben,
Jedes Versein weih' ich mit dem Wort' dich ein; —
Vergessen heißt die eine Hälfte Leben,
Die andre Hälfte, die heißt fröhlich sein.

Vergiß die Maiflur, wo wir uns gefunden,
Den Kuß, der uns're Herzen einst vermählt;
So lang' er glüht, so lang' sind wir gebunden,
Die Hand ist mein, die noch die meine hält.

Vergiß, daß du gejubelt und geweinet,
Ganz' neu zu jubeln und zu weinen an,
Vergiß die Stunde, die uns einst vereinet,
Vergiß dich selbst und mich — und was verrann!

Wie, Thränen?! Weg damit von frischen Wangen,
Raub an dem Leben ist Erinn'rungsschmerz; —
Sieh mich noch einmal an, — bin ich gegangen,
Wirf dich vergessend an ein andres Herz.

Wegen der Orthographie und einiger Reime möchten wir mit dem ehrenwerthen Verf. wol eine Lanze brechen; doch das sind ja nur Stäubchen auf einer sonst reinen Spiegelfläche, die man gern übersieht, wenn der Spiegel übrigens die in ihn fallenden Bilder treu und rein zurückgibt. Eine dankenswerthe Zugabe ist in dem splendiden Buche das in Kupfer gestochene Portrait des Dichters mit einem Facsimile seiner Handschrift.

(Der Beschluß folgt.)

Zanoni, von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowski. Drei Theile. Aachen, Mayer. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Es gibt wol nicht leicht eine poetischere Zusammenstellung als die der schönen Sängerin Viola Pisani mit dem Vater und dessen befreundetem Instrument. Das Liebessehnen der Künstlerin und Frau ist von der erhabensten Art und hat in dem ernsten Zanoni einen würdigen Gegenstand gefunden. Daß dieser nach schwerem Kampfe den Weg des Wissens gegen das Glück der Liebe austauscht, ist gut herbeigeführt, und dieses Paar steht würdig, hehr und menschlich groß da, erreichbar, wenn auch selten erreicht. Das räthselhafte Auftreten Zanoni's in dem ersten Theil, sein Vorausverkünden von Thatsachen, sein Ahnen der Zukunft, sein Errathen des Verborgenen und sein Ermöglichen alles Dessen, was zur Errettung der Bedrängten, zur Vernichtung der Bösewichte nöthig, erregt oft Interesse, wenngleich es nicht immer mit den bloßen Kenntnissen der Naturkräfte zu vereinigen ist und also den gebildeten Leser an das Märchen mahnt, während die Vorrede ihm aufgefundene Papiere verheißt. An solche glaubt nun zwar kein Leser mehr, aber der Glaube daran muß doch möglich sein.

Von den alten Rosenkreuzern sind nur zwei noch übrig: Mejnour und Zanoni. Sie scheinen unsterblich zu sein, gegen Zeit und Begebenheit gewaffnet, selbst dem Gift widerstehend, durch ein Lebenselixir, zu dessen Genuß Entsagen und Entbehren, das Herabblicken auf irdische Freuden, das Überwinden der eigenen Begierden verlangt wird. Den unwürdig dieses Elixir Genießenden trifft schwere Strafe — den Würdigen dienen Geister zu ihren Zwecken und sie beherrschen Welt und Verhältnisse und freuen sich des Wissens. Der junge Glyndon entsagt der schönen Violetta, der Liebe, um in den Orden zu treten, und Mejnour bereitet ihn durch Prüfungen und Arbeiten zur Einweihung vor.

„Der Mensch ist anmaßend im Verhältniß zu seiner Unwissenheit", sagt er; „der Mensch glaubt in der Kindheit seines Wissens, die ganze Erde sei nur für ihn erschaffen. Mehre Jahrhunderte hindurch sah er in den zahllosen Welten, die am Himmelsgewölbe erglänzen, nur die Lichter, welche die Vorsehung zu keinem andern Zwecke angezündet habe, als um den Menschen die Nacht angenehmer zu machen. Die Astronomie hat diese Täuschung der menschlichen Eitelkeit befestigt und der Mensch gesteht jetzt widerstrebend ein, daß die Sterne Welten sind, größer und glorreicher als seine eigene, und daß die Erde, auf welcher er umherkriecht, ein kaum sichtbarer Punkt auf der großen Karte der Schöpfung ist. Der Wanderer sieht auf den Baum und glaubt, seine Zweige seien nur bestimmt, ihm in der Sommersonne Schatten, oder im Frost des Winters Wärme zu gewähren; aber auf jedem Blatt dieser Zweige hat der Schöpfer eine Welt erschaffen und unzählbare Geschöpfe beleben sie. Jeder Tropfen Wasser ist bevölkerter mit Thieren wie ein

Königreich mit Menschen. — Überall in diesem unermeßlichen Gebiet zieht die Wissenschaft neues Leben ans Licht, oder läßt es ahnen. Das Leben ist das Alles durchdringende Princip, und selbst das Geschöpf, das zu sterben und zu verfaulen scheint, entwickelt nur neues Leben und verändert sich zu neuen Formen der Materie. Hieraus läßt sich die unleugbare Schlußfolge ziehen: wenn jedes Blatt, jeder Wassertropfen ebenso wie jeder Stern eine bewohnbare und belebte Welt ist, ja wenn selbst der Mensch anderm Leben eine Welt darbietet und Millionen und Myriaden in den Welten seines Blutes leben und seinen Körper bewohnen, wie er selbst die Erde, so würde die gesunde Vernunft (wenn eure Gelehrten sie hätten) genügen, um zu lehren, daß das Alles umgebende Unendliche, welches ihr den Raum nennt, das Unbegrenzte, Unerkennbare, das die Erde von dem Monde und den Sternen trennt — ebenfalls mit entsprechendem Leben erfüllt sei. Was kann alberner sein, als zu glauben, das Leben, das auf jedem Blatte sich zusammendrängt, sei dennoch in den Unermeßlichkeiten des Raumes nicht vorhanden? — Nach dem Gesetz des großen Systems bleibt kein Atom unbenutzt, keine Stelle ohne Leben. Das Vergrößerungsglas zeigt uns die Geschöpfe auf dem Blatte; es ist aber noch keine mechanische Vorrichtung erfunden, um die edlern und begabtern Wesen entdecken zu können, die in der unbeschränkten Luft umherschweben. Zwischen diesen letztern und den Menschen findet jedoch eine geheimnißvolle Beziehung statt und hieraus entstand, in Folge von Geschichten und Legenden, die nicht ganz wahr und nicht ganz falsch waren, der Glaube an Erscheinungen und Gespenster. Wenn dieser Glaube den ältern und einfachern Volkstämmen mehr gemeinsam ist als den Menschen dieser Zeit, so liegt der Grund nur darin, weil die Sinne der erstern noch schärfer und also die Schranken zwischen ihnen und den Geschöpfen der Welt im unendlichen Raum leichter zu übersteigen sind."

„Um durch diese Schranken zu dringen, muß jedoch zuvörderst der Geist durch Enthusiasmus erhoben und von allen irdischen Begierden gereinigt werden. Nicht ohne Grund bestanden die sogenannten Magier in allen Ländern und zu allen Zeiten auf Keuschheit, Enthaltsamkeit und Nachdenken, als Beförderungsmittel der Begeisterung. Nach einer solchen Vorbereitung kann die Wissenschaft sie unterstützen, die Nerven schärfen, die Auffassungsgabe erhöhen und durch gewisse Geheimnisse der höhern Chemie kann selbst das Element — die Luft, der Raum — durchsichtiger und klarer gemacht werden. Auch dies ist keine Zauberei, wie die Leichtgläubigen es nennen. — Im Raum gibt es nun Millionen Wesen, die nicht durchaus geistig sind, denn sie haben alle, wie die dem menschlichen Auge unsichtbaren animaculae, gewisse Formen der Materie. Daher entstanden die lieblichen Phantome der Rosenkreuzer von Sylphen und Gnomen."

„In frühern Zeiten" sagte Mejnour lächelnd „war unsere Brüderschaft oft gezwungen, zu Täuschungen ihre Zuflucht zu nehmen, um Wahrheiten zu beschützen, und als geschickte Mechaniker oder erfahrene Chemiker erhielten sie den Namen Zauberer. Sieh, wie leicht der magische Löwe, der den berühmten Leonardo da Vinci begleitete, darzustellen ist!" — Und Glyndon sah mit Vergnügen und Erstaunen die einfachen Mittel, durch welche die wildesten Gestaltungen der Phantasie dargeboten werden können. Die magischen Landschaften von Battista Porta; die scheinbare Veränderung der Jahreszeiten, womit Albertus Magnus so viel Bewunderung erregte; ja, selbst die schrecklichen Täuschungen des „Geistes und Bildes", womit die Nekromanten von Heraklea das Gewissen des Siegers von Platäa erweckten, alles dieses zeigte Mejnour seinem Zögling, wie man an einem Weihnachtsabend den zitternden Kindern die Erscheinungen des Schattenspiels an der Wand darzustellen pflegt.

Der junge Mann besteht die Prüfung nicht; er tritt in die Welt zurück, ergreift immer Neues, strebt nach Neuem und gibt Alles unerreicht wieder auf, bis er sich endlich entmuthigt in die Genüsse des Lebens stürzt und darin zu Grunde geht.

Viel tiefes Denken mit englischer Weitläufigkeit enthält dieses Werk, und wenig Leser werden es vollenden, da es durch Reflexionen und mystische Zusammenstellungen ermüdet, wenn es auch oft durch schönes Wort und guten Gedanken belohnt. Viola und Zanoni sind die Lichtpunkte des Ganzen, Titanen der Vollendung, jedes in seiner Art. Zanoni schreibt im zweiten Brief über das geliebte Weib: „Da ich mich selbst nicht für rein genug halte, um ein so reines Herz einzuweihen, so sende ich ihr in schlaftrunkenem Zustande die schönsten und zartesten Bewohner des Raumes, die der Poesie — welche die unbewußte Ahnung der Schöpfung ist — die Idee der Sylphen eingegeben haben; aber selbst diese waren weniger rein, als Viola's Gedanken, und weniger zärtlich, als ihre Liebe. Sie konnten sie nicht über ihr menschliches Herz erheben, denn dieses hat schon seinen Himmel." Man bemüht sich stets Räthsel zu lösen — so möchte man auch für Zanoni und dessen wunderbaren Inhalt einen Schlüssel finden. Sollte nicht der Rosenkreuzerorden mit seinem Lebenselixir und den dienenden Geistern das wahre Genie bedeuten, das strebende, forschende, dem Wissen ergebene, der Natur verwandte, irdische Genüsse verachtende, Menschenwohl fördernde Genie, dem nur Wenige angehören, da nur Wenige sich losreißen können von den Fesseln der Erde? Wer unwürdig nippt von dem Elixir, gehört zu der zahlreichen Classe der Halbgenialen, die nach dem Höchsten streben und dem Niedrigsten nicht entsagen können, die nichts erreichen und das Erdenglück verscherzen, ohne ein anderes höheres dafür einzutauschen. Andere gibt es, welche wie Papageno sagen: „Es können nicht Alle eingeweiht sein." 8.

Notizen.

Zu den in Rußland verbotenen Werken gehören unter andern Nürnberger's Schrift über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und Weiße's „Philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums", Keller's „Andachtstunden", Malten's „Beiträge zur neuesten Weltkunde", „Das Ausland", die Geschichtswerke von Pölitz und Rotteck, das Brockhaus'sche „Conversationslexikon" ꝛc. Ferner Kohl's — beiläufig gesagt auch in das Englische übersetztes — Werk über Rußland, obgleich dieser Autor, trotz seiner Freimüthigkeit, überall eine entschiedene Vorliebe für Rußland und seine Bewohner kundgibt. Sein Werk über Südrußland darf vertrieben werden, aber nicht ohne daß mehre Partien von beträchtlicher Länge getilgt worden sind.

Es existiren jetzt in Rußland 139 Zeitschriften, fünfmal mehr als das Jahr vorher. Hiervon sind 98 in russischer, 22 in deutscher, 8 in französischer, 3 in polnischer, 1 in italienischer und 3 in lettischer Sprache geschrieben. Nur 3 von ihnen sind von entschieden wissenschaftlicher Tendenz: das „Journal des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht", das „Bulletin der Akademie der Wissenschaften" und die „Memoiren der Universität Kasan". Ein kaiserlicher Befehl vom J. 1837 ordnete an, daß in den Hauptstädten der verschiedenen Gouvernements locale Zeitschriften gestiftet werden sollten; es sind aber davon bis jetzt nur 41 gegründet, die fast nur einen ausschließlich localen Inhalt haben.

Der gelehrte Russe Karelin ist noch immer auf seiner Reise im südöstlichen Sibirien begriffen. Er begann sie 1840 auf Kosten der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau; aber nach Ablauf des zweiten Jahres erklärte die Gesellschaft, daß ihre Mittel zur fernern Kostendeckung der Reise unzulänglich seien. Gegenwärtig setzt Karelin seine Reise auf Staatskosten fort; er denkt sie bis an die Grenzen von China auszudehnen. Während der zwei ersten Jahre sandte er der Gesellschaft von Moskau zwölf Kisten mit zoologischen, botanischen und mineralogischen Gegenständen. Unter den Pflanzen sind 130 Arten, die er im Altaigebirge sammelte und welche allem Vermuthen nach den Naturforschern bisher unbekannt waren. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 304. — 31. October 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 303.)

76. Richard. Zwölf Gesänge von Victor Strauß. Bielefeld, Belhagen und Klasing. 1841. 8. 1 Thlr.

Dieses historische Gedicht in Hexametern, das sich auch wol in Novellenform gestalten könnte, behandelt ein Zeitthema. Die Zeit der Handlung fällt in unsere Tage und das in ihm erzählte Ereigniß wird durch den Zeitgeist bedingt. Graf Richard, in ländlichem Frieden auf dem Schlosse seiner Väter mit einer betagten, würdigen Mutter lebend und verlobt mit Klotilde, der Tochter eines in seiner Nachbarschaft wohnenden Obersten, wird wegen schon auf der Hochschule gepflogener demagogischer Umtriebe angeklagt und plötzlich verhaftet. Die Bewohner seines Dorfs Authal, ihm treu ergeben, wollen mit gewaffneter Hand das Gefängniß des theuern Gebieters, der auf dem fürstlichen Schlosse im Amtsdorfe verwahrt wird, erstürmen. Diesen Vorsatz führen sie, trotz der Bitten der Mutter Richard's und der Ermahnungen des biedern Richters auf jenem Amtsdorfe, aus. Richard selbst aber ermahnt sie zur Ruhe, beruhigt die Gemüther und kehrt freiwillig in seine Haft zurück. Die Mutter eilt nach dem Gute der Verlobten und theilt dieser und ihrem Vater das Vorgefallene bekümmert mit. Der Vater, ehemals Soldat und Feind aller Männer der Bewegung, erklärt sich offen gegen des Grafen früheres Verhalten und will sogar die Verlobung Klotildens mit jenem rückgängig machen. Die bräutliche Klotilde faßt dagegen den Beschluß, den Fürsten persönlich um Gnade für den geliebten Gefangenen anzuflehen. In Begleitung eines geistlichen Hausfreundes, der früher Missionnair gewesen, begibt sie sich auf ein Jagdschloß des Fürsten, wo sie dessen Gemahlin trifft, die nachher selbst mit ihr um Gnade für den Schuldigen, der nicht ableugnet, supplicirt. Unglücklicherweise kommt aber während dieser Zeit ein Rath des Fürsten, ein ebenso leichtgläubiger als böswilliger und heuchlerischer Mann, zum Fürsten und erzählt ihm mit vieler Übertreibung, was ihm die vielzüngige Fama vom Aufruhr im Amtsdorfe zu Gunsten des Strafbaren mitgetheilt hat, sodaß Richard's Schuld unsühnbar erscheinen muß. Der Fürst beschließt, den Schauplatz des Aufruhrs in eigener Person zu besuchen, und nimmt seine Gemahlin, die geängstete Klotilde, den Geistlichen und den falschen Ankläger mit. Bei seiner Ankunft überzeugt er sich, daß das Gerücht Lüge und Verleumdung verbreitet habe, und läßt den Richter kommen, der ihm das Factum und Richard's würdiges Benehmen der Wahrheit gemäß erzählt, worauf er den Verhafteten vor sich führen läßt. Der Anblick desselben frappirt ihn, indem er in ihm den Sohn eines Mannes erkennt, mit welchem er im Befreiungskriege gedient und der ihm das Leben gerettet hat. Richard vertheidigt sich bescheiden, aber furchtlos und mit Würde. Der Fürst, strengen Ernst affectirend, erlaubt ihm, seine Gnade anzurufen. Richard, sich nicht zum Gnadeflehen für seine Person entschließen könnend, bittet um die Gunst, seine Mitschuldigen nicht vor den Richtern nennen zu dürfen und seinen Unterthanen in Authal wegen ihres Vergehens zu verzeihen. Die Mutter Richard's ist indessen zur Fürstin gekommen, die ihr Beistand zusagt. Der Fürst erzählt der Mutter, wie ihr Gatte ihm einst auf dem Schlachtfelde das Leben gerettet, und wie er es schon deshalb für seine Pflicht halte, den gefährdeten Sohn zu retten; nur ohne alle Strafe könne er nicht durchkommen. Auf seine Frage an den Rath, welche Strafe einem Verbrecher, wie Richard, dem Gesetze gemäß, gebühre?' erwidert dieser: Zwanzig Jahre Haft im Kerker, und fügt hinzu, Gnade sei überhaupt in solchem Falle bedenklich. Klotilde widerspricht in aufwallendem Unmuth dem bösen Rathgeber, was der Fürst mit beifälligem Lächeln anhört, aber doch äußert:

Nicht grundlos, mein Kind, mißbilligest du das Gerügte;
Und er verdiente das Wort. Denn niemals werden wir selber
Weder der Furcht raumgebend verheißene Gnade zurückzieh'n,
Noch durch Anderer Wort ein Beschlossenes lassen verkümmern.
Doch Ihr, der es geglaubt, sollt nunmehr selber der Bote
Meiner Beschließung sein. Geht hin und saget dem Jüngling:
Daß wir jegliche Strafe sofort ihm wollen erlassen,
Wenn er, bevor drei Monden verrollt sind, unseren Welttheil,
Über das Meer fortschiffend, verläßt und nimmer zurückkehrt.
Dabei bleibts; ich beschloß es; und Niemand rede dagegen.

Der Abgesandte eilt in Richard's Kerker, um ihm des Gebieters Beschluß mitzutheilen. Richard erkennt in jenem staunend einen frühern Demagogen, entlarvt den Heuchler und deutet ihm an, er sei in seiner Gewalt; zugleich läßt er dem Fürsten zurücksagen, er wolle lieber 20 Jahre im Kerker bleiben, als die theuere Heimat verlassen. Jetzt zürnt der Fürst ernstlich. Den Sturm zu beschwichtigen suchend, bittet der Geistliche den Fürsten, der Mutter, der Braut und ihm selbst zu gestatten, mit dem stolzen Gefangenen zu reden. Die Mutter bemüht sich, den Unbeugsamen dahin zu bestimmen, des Fürsten Gnade nicht zurückzuweisen; der Geistliche malt ihm das patriarchalische Leben in Amerikas Urwäldern gar hell und freundlich aus an Klotildens Seite. Richard aber bleibt fest und besorgt sogar, Klotildens Vater werde seine väterliche Einwilligung zur Verbindung mit der Tochter zurücknehmen. Klotilde selbst erklärt hierauf zu Richard's Bestürzung und Schmerz, sie werde auf seine Hand verzichten, wenn er nicht nachgäbe, worauf er sich fest und unbeugsam vom Richter wieder in seine Haft führen läßt. Sein Jäger indessen, der des Fürsten Ankunft im Amtsdorfe wahrgenommen, läßt durch einen betagten Meier Authals Bewohner zusammenrufen und bestimmt sie, den Fürsten um Gnade für den Gutsherrn anzuflehen. Sie ziehen hin, finden aber ganz andere Gäste daselbst. In der Residenz wird nämlich an demselben Tage das Schützenfest gefeiert. In einem der Zelte sitzen zechend einige jüngere Schützen, „Männer der Freiheit nannten sie sich, Männer des Fortschritts", die von der Empörung der Bewohner Authals hören und, aufgereizt von einem fanatischen Anwalt, sich berufen

fühlen, den Fürsten zu zwingen, in das Begehr der Bauern zu willigen. Sie allarmiren die Gleichgesinnten, verschmähen die mahnende Stimme des Stadtpfarrers und ziehen mit einer Schar raublustigen Pöbels unter wildem Geschrei nach dem Amtsdorfe. Angekommen vor dem fürstlichen Schlosse, erklären sie ihre Absicht und beginnen den Sturm. Klotilde, einem raschen Entschlusse folgend, befreit Richard aus seiner Haft, theilt ihm das Ereigniß mit, lärt mit seiner Hülfe die Rüstkammer des Schlosses und vertheilt nebst Richard die Waffen an Authals treue Bewohner, die auch sogleich bereit sind, die Aufrührer zu bekämpfen. Dem Fürsten meldet der Marschall, Richard sei durch die Rebellen aus der Residenz seiner Haft befreit und habe sich, ihre Meuterei theilend, zu ihnen gesellt. Ein schrecklicher Kampf beginnt, wobei von beiden Seiten Opfer fallen. Richard erlegt den Anwalt in einem Zweikampf, wird aber dabei selbst verwundet. Doch gelingt es nun, die Rebellen in die Flucht zu schlagen, worauf er seinen Authalern seinen Dank ausspricht. Der Fürst ist von Richard's letzten Thaten selbst ungesehener Augenzeuge gewesen und schämt sich seiner Leichtgläubigkeit und seines Argwohns. Leicht läßt sich errathen, was nun erfolgt. Der Fürst führt dem jungen Helden die Geliebte zu, begnadigt ihn nicht allein für seine Person, sondern auch die übrigen Mitschuldigen und bittet um Richard's Freundschaft. Rechnet man einige Unwahrscheinlichkeiten ab, so ist die Fabel nicht übel ersonnen; man findet oft ansprechende Metaphern und Gleichnisse und ist bei der Lecture ganz angenehm unterhalten; doch fehlt dem Ganzen der Hauch von Herzenswärme, und man sieht die handelnden Personen ganz gern vor sich, aber ohne sie eben recht lieb zu gewinnen. Die Sprache ist correct und nur der Ausdruck (S. 155) „Ich zerscheid' aus Liebe die Liebe", war uns auffallend.

77. Östreichisches Odeon. Herausgegeben von Carlopago. Zwei Hefte. Wien, Überreiter. 1841. 8. 1 Thlr.

Dieser Odeonehrentempel, meint Ref., über dessen Tendenz sich keine Vorrede näher erklärt, sei vom Sammler bestimmt, alle Zierpflanzen, die der südostdeutsche Parnaß in jüngster Zeit hervorsprießen und zu erfreulicher Blüte gelangen ließ, zusammenzustellen, um das größere Publicum zu veranlassen, sich an ihrem lebendigen Farbenspiel und ihren Düften zu erlaben. Bei solchem Unternehmen kommt natürlich Vieles, wenn nicht Alles, auf das scharfe Auge des Wächters und den Geschmack des Anordners der Ausstellung an. Der Wähler und Anordner aber, Hr. Carlopago, der selbst im ersten Heftlein einige nicht unwürdige Beiträge gibt, scheint nicht ohne Beruf für solche Kunstgärtnerei zu sein und hat vortrefflich gewählt; denn die Gedichte von Betty Paoli, die wir hier sogleich noch zu besprechen gedenken, die „Bilder der Vergänglichkeit" von A. v. Perger, die Lieder und Bilder von L. G. Neumann, die Gedichte von Johannes Rumpelmeier, dessen nomen kein omen ist, „Der neue Damokles" von Welzl, die neuen Lieder von Franz Stelzhamer, „Heimweh" vom Freiherrn v. Hingenau, das „Allerseelenlicht" von R. Vogl, die Gedichte von Lazarini, die „Lieder an Eine" von Frankl, Epische von Moritz Hartmann und die Sonette von Theodor Flügel sind nicht nur lesens- und beachtenswerth, sondern erfüllen uns auch zum Theil mit hoher Achtung und Bewunderung für die Erzeugnisse des südöstlichen Musenbergs, der den Norden Deutschlands am Ende immer mehr ins Dunkel stellen wird. Man kann nur wünschen, daß die Sammlung fortgesetzt werde und sich die Theilnahme von Seiten des lesenden Publicums erwirbt, denen sie würdig ist.

78. Gedichte von Betty Paoli. Pesth, Heckenast. 1841. 8. 1 Thlr.

Der galante Kunstrichter geräth bei Beurtheilung der poetischen Leistungen von Damen gewöhnlich in große Verlegenheit, wenn er, seinem Recensentengewissen genügen wollend, mit dem gleichen Worte der Urbanität die unparteiische Stimme der Wahrheit vereinen will; bei der sinnigen Dichterin aber, deren Namen wir schon in der vorigen Nummer nannten, kann er in solches Dilemma nicht kommen; denn bei der Zeichnung ihrer dichterischen Persönlichkeit braucht er seiner Feder nur den Lauf zu lassen und der Wahrheit die Ehre zu geben. In mehr als einem Gedichte stellt sie selbst die Züge ihres Bildes zusammen; dies thut sie gleich auf S. 12: „Die Pythia", wo sie zugleich den Urquell aller ihrer Lieder bezeichnet: der Schmerz ist es, und zwar der Schmerz gekränkter, verrathener Liebe, der sich wie ein feuerrother Faden durch das ganze Gewebe ihres poetischen Treibens hinzieht. Die weiche, frauliche Milde ihres Wehgefühls, der edle Stolz ihres unheilbar kranken Herzens, die rührende Resignation, mit welcher sie mit dem Leben abschließt, und die männliche Kraft, mit welcher sie kämpft und trägt, geben der Sammlung einen entschiedenen festen Charakter. Sie erscheint in der That wie die delphische Pythia, die der stolze Macedonier in seinem Siegesübermuth zwingen wollte, ihm des Schicksals Willen zu künden, bis ihr die Angst zuletzt das Wort auspreßte: „du bist unüberwindlich!" Denn so wird ihr auch Alles, was sie mit zum Himmel gerichtetem Blick gesungen, vom großen Menschenüberwinder Schmerz abgepreßt. Nach einem andern von ihr gebrauchten Bilde, schwingt sich ihr Herz voll Liebe und Gesang von des versankenen Erdenglückes Trümmern wie ein Vogel empor, der auf einem Baumast geflogen ist, und der, nachdem der Sturm den Zweig abgebrochen, zum Himmel leicht sich emporschwingt. Sie reflectirt und philosophirt über ihr Wehe ebenso anmuthig als wahr. Ihr Herz schließt sich hingebend und warm an die gleichgestimmte Seele und bringt den Brüdern in Apoll, namentlich Lenau und Rückert, den Zoll ungeheuchelter Bewunderung dar; man blättert im Bilderbuche ihrer Phantasie wie ein schaulustiges Kind, das sich nicht mit dem einmaligen Anschauen der schönen Sachen zu begnügen weiß. Ihr Schmerz ist überdies kein künstlich gemachter, ihre Verzweiflung keine affectirte, sondern Wahrheit, zu Mitgefühl weckende Wahrheit spricht aus jeder Zeile. Selbst die ihr verliehene Gabe des Gesangs dünkt ihr ein zweideutiges Glück; doch erkennt sie auch den Segen und die Wonne dieser Gabe:

Du räthselhafte Kraft des Sanges,
Die Gott in meine Brust gelegt!
Du Nachhall eines Himmelsklanges,
Der sich in meinem Busen regt!
Du Perle aus dem Geisterhorte,
Du Engel, der mich oft gelegt,
Du standst an meines Lebens Pforte,
Steh' auch an seinem Ausgang jetzt —

singt sie in dem herrlichen Gedicht „Abschluß" und sagt dann noch von ihrem Liede:

Mein armes Lied war keins von jenen,
Die, ewig hell und ewig klar,
Am weiten Horizont des Schönen
Bestimmt, zu glänzen immerdar! —
Doch mir war's eine sichre Leuchte,
Von Geisterhänden mir erbaut,
Dahin mein Aug', das thränenfeuchte,
Im Sturm des Lebens gern geschaut.

Und mir war's auf dem Klippenwege
Ein treuer fester Hoffnungsstab,
Ein zaubervolles Blütgehege,
Verdeckend Schmerz und Tod und Grab.
Mir war's ein Hauch von Engelküssen,
Mir war's ein milder Jenseitsstrahl,
Mir war's ein fromm in Gott Zerfließen,
Mir war's — genug! es war mein All.

Drum will ich, wenn von Weh und Fehle
Mein bessres Theil nun bald entflieht,
Aushauchen meine freie Seele
In einem letzten Siegeslied!

Drum will ich, wenn des Todes Grauen
Die bleiche Stirne mir umspielt,
Noch zu der Muse aufwärts schauen,
Als wie zu einem Götterbild.

In „Kein Gedicht" (S. 63) gibt sie uns lesenswerthe Blätter aus ihrem innern und äußern Leben; ihr ist nicht

das heitre Loos gefallen,
Das still beglückend andern Frauen fällt,
In schirmender Beschränkung hinzuwallen,
Durch enges engen Kreises kleine Welt; —
Es hat sich anders mein Geschick gewendet,
Ein Kampfplatz nur war meine Lebensbahn;
Der Kindheit Blütenruh ward mir entwendet
Und hingeopfert einem eitlen Wahn! u. s. w.

„Melancholie" (S. 93) ist ihr Urtypus, nach welchem sie den größten Theil ihrer poetischen Schöpfungen gebildet; wir theilen den bangen Seufzerlaut hier mit:

So ist denn Alles hingeschwunden,
Als wie ein schnell verklung'ner Laut,
Die Zeit hat über schön're Stunden
Ihr Pyramidengrab gebaut.

Die heitern Strahlen sind erblichen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Schmerzen, die einst Wonnen glichen,
Sie zeigen sich nun unverstellt.

Und wie ein Schiff auf fremden Meeren,
Der Wuth der Wogen preisgestellt,
So schiffet unter blut'gen Zähren
Mein Herz durch's Wogenmeer der Welt.

Und wie auf hohem Felsenthurme
Die Möwe ihre Rettung sucht,
So lenket im Gedankensturme
Mein Geist zu dir hin seine Flucht.

Und klagt mit Tönen, schmerzgebrochen,
Wie theuer du mir ewig bist,
Und spricht es aus, was ich verbrochen,
Und nennt dir auch, wie ich gebüßt.

Daß ich noch lebe, sagt mein Leiden,
Daß ich dich liebe, sagt mein Schmerz,
Daß schwer ich büße, sagt mein Scheiden,
Daß ich dein würdig, sagt mein Herz.

In fast gleicher Stimmung sind abgefaßt „Frühlingsgaben" (S. 5), „Herbstgefühl" (S. 6), „Stille" (S. 9), „Innerer Tod" (S. 14), „Resultate" (S. 16), „Wandlung" (S. 18) und „Erklärung" (S. 23), wo sie dem verlorenen Geliebten, in Wehmuth zerfließend, nachweint. Aber — sie bewegt sich ewig in dieser Sphäre der Empfindung; kein Lächeln der Natur, keine Stimme der Freundschaft, keine Bewunderung der Kunst vermag sie aus dieser Stimmung herauszubringen; sie sieht Alles zu schwarz; ihre Klage wird zuweilen Anklage des Himmels, und so verdirbt sie oft dem Leser den Genuß und vernichtet den guten Eindruck, den ihre elegische Stimmung auf das Herz gemacht hat, eine monotone Melancholie wird mit einem Worte der Charakter des ganzen Buchs. Den Anhang bildet ein „Tagebuch", in welchem sie in Aphorismen nach ihrer Weise reflectirt und das vorhergegebene Thema abermals variirt, nur daß hier das zerschlagene Herz zuweilen zum Ewigen seine Zuflucht nimmt, die tiefe Sehnsucht nach des Grabes Frieden heller durchschimmert und sie eine Ahnung von der Heilsamkeit menschlicher Erdenleiden zu haben scheint, wie sie denn (S. 175) sagt:

Glückselig, wem erblüht ein edler Schmerz im Leben,
Er wird ihm süße Frucht und stillen Schatten geben,

wie denn überhaupt diese aphoristischen Weheklante häufig den Charakter sprüchwörtlicher Sentenzen und belehrender Gnomen annehmen. Als Zeichen freudigster Anerkennung und innigster Bewunderung hat sie die Blätter
digenden Widmung geweiht. Zu
ersten Bogen — die folgenden nicht
entstellender Druckfehler wimmeln;
Parnaß an diesen Dichterin, kann so
Acquisition gemacht!

79. Stimmen der Einsamkeit. Gesamme
thinka Serafina Bergmayr. Es
8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Betty Paoli ist Frau Bergmayr n
weckt uns ein günstiges Vorurtheil dadurch, da
echt fraulich in das Himmelreich ihres fromme
Blick thun läßt; denn die erste Nummer: „Mei
schrieben, beginnt mit der Strophe:

Allmächtiger! vor dir beug' ich mich nieder,
Von heil'ger Andacht ist mein Herz erfüllt!
Du gabst ja deinem Kinde Vieles wieder,
Was Wunsch und Hoffnung, Schmerz und Sehnsucht stillt.
Dein guter Engel lehrt mich meine Lieder,
Berühret mich, und ich vermag dein Bild
Mir in Gedanken, Worten auszumalen,
Kühn zu ergreifen körperlose Strahlen.

Dieser religiöse Sinn nimmt nun ihren Blättern jene melancholische Schwärze, welche das Buch Betty's färbt, haucht ihr inneres Leben mit frisch lebendiger Kraft an und schützt ihr Gemüth vor den feindlichen Gewalten des Unmuths, Lebensüberdrusses und verzehrenden Grams. Auch kann sie nicht ohne Beruf für Ausübung der Musenkunst sein, wenn Das wahr ist, was sie in der Widmung an die Erbgroßherzogin von Hessen und bei Rhein, Mathilde, sagt:

Als ich meine Lieder sah entstehen,
Absichtslos, und ohne ernstes Mühen,
Freut' ich mich und ließ mich spielend gehen.
Wie die Vöglein nach dem Süden ziehen,
Eh' des Winters falsche Stürme rauschen,
Weil dort wärm're Sonnenstrahlen glühen,
Wollt' auch ich, für Kälte, Wärme tauschen,
Unwillkürlich war mein Werk gediehen.

So gibt sie uns in diesem ihr selbst kaum bewußten Drange einfache Gesänge, die sie ohne große Geburtsschmerzen zu Tage fördern mochte. Unter den Waldessängern fand sie die Lehrer ihrer Lieder und sie freut sich ohne Ziererei, daß ihrem Geiste gestattet ward, das Schöne zu gestalten, und daß er sich auf den Schwingen der Begeisterung der trüben Erdsphäre entreißen kann. Nicht gut sei es, meint sie, ja sogar strafbar, wenn der Dichter das Ideal in seiner Brust verschließt und gleichfühlenden Freunden nichts mittheilt, und so theilt sie offen mit, was eben das empfängliche Herz empfindet, wenn die Natur ein vertrauliches Wort mit ihr redet, wenn Vaterlandsgefühl ihre Seele schwellt, wenn Kunstgebilde sie begeistern, wenn die Freundschaft, die Liebe und mütterliche Zärtlichkeit ihren magischen Einfluß auf sie üben, und wenn das Leben mit seinen mannichfachen Wechseln und Verhältnissen sie anregt. Dabei bewahrt sie in Wort und Sitte die edelste Weiblichkeit, die sie um Alles nicht hingäbe, in Bezug worauf sie (S. 57) sagt:

Eh' wollte ich, daß, wie Arabiens Kind,
Dem gleichgeformt als wie des Ganges Wellen
Am blumenreichen Ufersand zerschellen,
So Tag für Tag einsam vorüberrinnt,
Des Lebens Stunden mir vorüberfließen,
Der rege Geist so ohne Lust wie Leid,
Eh' ich gestatten würde, abzulösen
Von mir die Zierde holder Weiblichkeit!

Man suche also hier keine orakelnde Pythia, kein os magna sonaturum — man erfreue sich an einem Talent, das ihr günstige Götter spielend in den Schoos geworfen haben, und an Liedern, deren Urtypus folgendes ist:

fühlen, will.

Stern, Silbermond und Nachtigall
Sind vielmal schon gepriesen;
Was werd' ich zu dem Sylbenfall
Des Liedes wol erkiesen?
Was wähl' ich nur, was meint ihr doch
Ist würdig zu besingen noch?

Ich wähl' mein freundlich Zimmerlein,
Wo ich mein Leben lebe.
Nicht ist es zierdelos, doch klein;
Wohin ich's Auge hebe,
Ist es im Kleinen meine Welt, —
Wohl dem, der Seine recht bestellt!

Und wer das Kleinere verehrt,
Kann seinen Werth erfassen,
Dem war oft Größeres beschert,
Was freudig er gelassen.
Ich ließ es auch und wählte mir
Den kleinen Raum, den trauten, hier.

Aus manchem reichen Prunkgemach
Such' schnell ich zu entfliehen,
Wenn nicht, wie im lieb Kämmerlein
Der Friede ein will ziehen.
Hier find' ich Arbeit, Ruh' durch sie,
Im Weltgetümmel eitle Müh'.

Ein echt deutsch-gemüthliches Lied! Doch können wir uns nicht entbrechen, schließlich zu bemerken, daß sich die Verf. einen argen Verstoß gegen allen Takt zu Schulden kommen läßt. Sie hat die Gewohnheit, über manche ihrer Lieder ein Motto aus einem gefeierten Dichter zu setzen, und da kommt sie auf den unglücklichen und unfraulichen Gedanken, über einen elegischen Erguß am Todesbette ihres Vaters die Worte der Donna Anna aus „Don Juan" zu setzen: „Mein Vater, ach mein Vater, wo ist mein Vater hin!" *) 56.

Notiz.

Das Theater der Porte St.-Martin, auf dem besonders die haarsträubenden Greuelstücke wie „Trente ans de la vie d'un joueur" und die übrigen Nachgeburten des Romanticismus gegeben werden, bringt binnen kurzem „Mathilde", von E. Sue und Felix Pyat, zur Aufführung. Es ist, wie schon der Titel verräth, nach dem gleichnamigen, vielgelesenen Romane des erstern der beiden Autoren bearbeitet und wird gewiß nicht verfehlen, die Thränenströme der Menge hervorzulocken. Felix Pyat ist Verf. des Stücks „Les deux serruriers", das auf derselben Bühne das unglaublichste Glück gemacht hat, und durch mehre andere literarische Leistungen rühmlichst bekannt. Unter denselben verdient besonders eine kleine Arbeit über den Verf. der Marseillaise hervorgehoben zu werden, die einer illustrirten Ausgabe des begeisternden Nationalgesanges vorangedruckt ist. Auch das Théâtre français verspricht für den nächsten Winter eine ganze Anzahl neuer Stücke. Die Namen der Dichter, von denen dieselben herrühren, machen das Publicum im voraus gespannt. So wird zuerst eine fünfactige Komödie von Scribe zur Aufführung kommen, der, wie man witzig bemerkt hat, seitdem er verheirathet ist, keinen Mitarbeiter mehr haben will. Sodann hat das Comité bereits ein neues Stück von Casimir Delavigne in Händen. Von demselben Dichter, der bei seiner gänzlich zerrütteten Gesundheit unaufhörlich arbeitet, wird auch auf der großen Oper ein Stück: „Charles VI", Musik von Halévy, zur Aufführung kommen. Außerdem hat V. Hugo, von dem es vor einiger Zeit hieß, daß er sich dem ergiebigern Vaudeville zuwenden wolle, sich verpflichtet, dem Théâtre français im Laufe des Winters ein neues großes Drama zu liefern. Man ist sehr gespannt auf ein größeres Lustspiel von Harel, das auf derselben Bühne einstudirt wird und das den Titel führt: „Les grands et les petits." Harel, der sich unter der Restauration als Journalist hervorgethan, dann aber in allerhand Speculationen operirt hat (so hatte er zuletzt die Leitung eines Theaters des Boulevards), ist als einer der glücklichsten Witzbolde bekannt. Die Zahl der Calembourgs, die unter seiner Firma in Umlauf sind, ist Legion. Sein Stück, das, wie man denken kann, sehr epigrammatisch ist, soll dem Theatercensor nicht wenig zu schaffen machen. 32.

*) Der vierte und letzte Artikel folgt im December.
D. Red.

Bibliographie.

Alvensleben, L. v., Suschen oder der doppelte Schreck. Lustspiel in zwei Acten, nach Bayard, Dumanoir und Cunery. Breit 8. Leipzig, Hunger. 15 Ngr.

Aue, H. v., Die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich. Herausgegeben von *M. Haupt*. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Bismark, H. v., Napoleon in Ägypten. Historisches Gedicht in acht Gesängen. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bissing, Henriette von, Victorine. Ein Roman. 2 Theile. Gr. 12. Hanover, Hahn. 3 Thlr.

Brisset, Der Balafré. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Corbière, Die Martin-Vaz-Inseln. Ein Seeroman. Aus dem Französischen frei übersetzt von F. Heine. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Flathe, Gustav Adolf und der dreißigjährige Krieg. Mit 48 lith. Abbildungen nach guten Originalen. 4 Bände. Gr. 16. Dresden, Pietzsch u. Comp. 2 Thlr.

Gonzalès, E., Die Küstenbrüder. Nach dem Französischen von W. L. Weschè. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gottis, Madame, Tasso und die Prinzessin Eleonora von Este. Historischer Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Sigismund Forster. Gr. 12. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hart, Helmine, Willibald's Lieder. Eine Phantasie. 2 Theile. Gr. 12. Magdeburg, Creutz. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Jahre aus dem Leben eines Matrosen. Eine historische Schilderung des Seelebens. Aus dem Englischen übersetzt von einem Seemanne. 2 Bände. Gr. 12. Bremen, Schünemann. 2 Thlr.

Das Jahrhundert in seinen allerneuesten und vorzüglichsten bisher noch nicht ins Deutsche übertragenen Novellen und Erzählungen von Alex. Dumas, Balzac, Scribe, G. Sand, Soulié, Michel Masson, Eugène Sue, Souvestre, Ch. de Bernard, Elie Berthet, Alphons Karr u. A. m. Aus den neuesten Feuilletons des französischen Journals Le Siècle, ins Deutsche übersetzt von G. Lotz. 1ster Band: Dies Landhaus ist zu verkaufen, Novelle von *F. Soulié*. — Der Corricolo, Novelle von *A. Dumas*. Gr. 12. Hamburg, Bödecker. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reinhold, A., Der Freiherr. Novelle. 2 Bände. 8. Meissen, Gödsche. 1 Thlr. 20 Ngr.

Strachwitz, M. Graf, Lieder eines Erwachenden. Gr. 8. Breslau, Kern. 22½ Ngr.

Tittmann, Louise, Alfhild. Ein Gedicht. Gr. 12. Hanover, Hahn. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 305. — 1. November 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Griechenland.

1. Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Handbuch für Reisende in Griechenland, von Joh. Ferd. Neigebaur und Ferd. Aldenhoven. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 4 Thlr.

Recensent ist schon oft in dem Falle gewesen, kleinere Schriften und größere Werke über das seit 1821 zu neuem Leben erstandene griechische Volk und griechische Land nicht allein zu lesen und dadurch für seine Person dem Interesse an beiden immer neue Nahrung zuzuführen und seine Kenntniß von beiden zu berichtigen und zu vermehren, sondern diese Schriften auch öffentlich zu besprechen und sie so dem Interesse und der Kenntnißnahme des Publicums zu empfehlen. Hat sich da Rec. dieser Schriften für seine Person, wennschon gerade nicht ohne alle Ausnahme, besonders erfreut, weil sie eben seinem Interesse entgegenkamen, so befand er sich doch dann, wenn er nun in dem Falle war, auch öffentlich darüber zu berichten, fast ohne Ausnahme in nicht geringer Verlegenheit, nicht weil er etwa wider seine bessere Überzeugung, wo er empfahl, hätte Etwas empfehlen müssen — da er dies nicht gethan und thun mögen — wol aber, weil er das geringe Interesse des Publicums an den griechischen Angelegenheiten kannte, besonders nachdem diese einmal bis zu einem gewissen Punkte gediehen waren und es nun darauf ankam, ihre ruhige Entwickelung nach Innen zu verfolgen; und weil er wußte, daß durch dergleichen Empfehlungen allein für Erweckung des Interesse an der Sache, an dem Lande und Volke, wo es einmal mangelte, nicht viel gewirkt werden könne. Und doch! wie fruchtbar an Betrachtungen und Tröstungen in verschiedener Hinsicht, wie erhebend in ihren Ausgängen — auch wenn allerdings manche gerechte Hoffnungen später unerfüllt geblieben sind! — ist diese, in ihrem Ursprunge schwache und hoffnungslose, ja fast verzweifelte Sache, wie ermuthigend ist sie für Alle, die sie aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten; wie interessant ist es, die Sonne Homer's gerade über diesen mit dem Blute ihrer Söhne neugetränkten und einer Alles vernichtenden Barbarei entzogenen Fluren wiederaufgehen, die Sonne einer jungen kräftigen Freiheit über den Marmorsäulen des Athenetempels auf der Akropolis Athens lächeln zu sehen; wie interessant ist es, die Spuren der Wiedergeburt dieses alten Landes und Volks — mag Fallmerayer denken, glauben und sagen, was er will — allüberall verfolgen zu können, ihnen, wenn auch hin und wieder gar zu sehr zerfetzt durch eine falsche, unkräftige Civilisation, dennoch in dem regen Leben einer vielversprechenden Gegenwart zu begegnen. Rec. kann sich irren, wenn er jenes Interesse an Griechenland zu gering anschlägt, und gerade jetzt mag er sich dem Glauben, daß er sich irre, gern hingeben, wo er im Begriff steht, abermals über zwei, das neue Griechenland betreffende Schriften zu berichten, um so des Muthes, dies mit der Hoffnung wenigstens einigen Gewinnes für das Interesse an der geschichtlichen Entwickelung des Königreichs Griechenland und an den gegenwärtigen Zuständen des Landes und Volkes zu thun, nicht ganz sich selbst zu berauben, vielmehr sich überzeugt halten zu können, daß auch diese Schriften, deren weitere Besprechung er mit Vorstehendem kurz einzuleiten sich gedrungen gefühlt, nicht blos an und für sich in dem lebendigen Interesse an Griechenland selbst wurzeln, sondern auch im Stande sein werden, in immer weitern Kreisen dieses Interesse anzuregen, zu verbreiten und zu nähren.

Offenbar ist die zuerst gedachte Schrift von Brandis die interessantere, theils um ihres Verf. willen und wegen dessen besonderer Befähigung dazu, theils in Ansehung

der von ihm zur Behandlung und Mittheilung auserlesenen Gegenstände, wennschon nicht geleugnet werden mag, daß das Reisehandbuch von Neigebaur, insofern es gewissen praktischen Zwecken zu dienen bestimmt ist, dem Interesse und den Bedürfnissen Einzelner sich selbst näher rückt, als die „Mittheilungen" von Brandis, die es nur mit der Sache selbst und vorzugsweise mit ihr zu thun haben. Auch ist es, wie Brandis in der Vorerinnerung (S. v) ausdrücklich bemerkt, zunächst Liebe zu Griechenland, aus welcher diese „Mittheilungen" hervorgegangen sind, die jedoch im Übrigen besonders durch das Bedürfniß veranlaßt worden, „ungerechten Vorurtheilen gegen das griechische Volk und gegen den griechischen Staat entgegenzutreten". Allein keineswegs einseitig und mit Eingenommenheit für Griechenland. Hat vielmehr der Verf., wie er gleichfalls sich äußert, und wie wir selbst gern glauben, nur „reiflich erwogene und geprüfte Überzeugungen" ausgesprochen, so kann man auch seiner Unbefangenheit volles Vertrauen schenken und muß mit ihm die Hoffnung nähren, daß er seinen Zweck nicht verfehlen werde, seinen Zweck, über das neue Griechenland, das griechische Volk und den griechischen Staat aufzuklären und mit den Zuständen beider seit längerer oder kürzerer Zeit, namentlich aber während der letzten Vergangenheit und in der Gegenwart, bekannt zu machen, und zwar nach besondern gedruckten Quellen, die er treu angibt, und nach den Ergebnissen seiner eigenen Studien, Beobachtungen und Erfahrungen. Es ist einleuchtend, daß, wenn ein Mann, wie Brandis, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Griechenland und unter Verhältnissen daselbst, wie sie nur Wenigen zu Theil geworden sind, seine Mittheilungen über Griechenland, als die Frucht jenes Aufenthalts und seiner mehrjährigen Studien, Beobachtungen und Erfahrungen, veröffentlicht, auch wenn er hierbei nicht im Dienste der erwählten Wissenschaft und auf ihren Ruf das Wort ergreift, er gleichwol einerseits die Beruhigung fassen und des Bewußtseins sich erfreuen kann, dem schönern Rufe für die Wahrheit und für eine schöne Sache gefolgt zu sein, andererseits dieser Sache selbst dadurch wesentliche Dienste leistet, und daß sein Zeugniß Geltung haben muß vor vielen andern, die ohne Kenntniß von der Sache, der es gilt, und ohne Liebe zu ihr, vielmehr mit Befangenheit und entschieden ungünstigen Vorurtheilen vielfach ausgesprochen worden sind und oft ungebührlich sich geltend gemacht haben. Solch Zeugniß muß wenigstens Rec. dem Verf. dieser „Mittheilungen" und diesen selbst geben, und er kann sie daher auch nur als eine Quelle vielfacher Belehrungen, Aufklärungen und Berichtigungen über Griechenland und die griechische Sache, als eine Quelle geläuterter und erneuter Liebe zu beiden, als eine Quelle gesicherter Hoffnungen für ihre Zukunft und die Zukunft des griechischen Volks Allen empfehlen, die sich für diese Sache interessiren, allen Denen, die nicht fremd im griechischen Alterthume sind und denen das neuerrichtete Königreich Griechenland wenigstens nicht ganz gleichgültig ist. Auch möchte Rec. dabei noch besonders hervorheben, daß aus den „Mittheilungen" für Griechenland selbst und für dessen schöne Zukunft gar Manches auch insofern zu lernen ist, als der Verf. hin und wieder und in verschiedenen Beziehungen beachtenswerthe Winke und Rathschläge gibt, die ebenso von Seite der griechischen Regierung, als von Seite des Volks und Einzelner werkthätige Berücksichtigung verdienen.

Die einzelnen Theile der „Mittheilungen" hängen untereinander nur lose und locker zusammen, und auch in ihnen selbst wieder ist die Auswahl und Ausführung eine sehr ungleichmäßige, — Mosaik, das aber eben dadurch die ruhige Betrachtung und innigere Auffassung im Einzelnen um so mehr begünstigt und erleichtert; Skizzen, und bald kürzere, bald längere Aufsätze, die den Leser um so weniger ermüden, je öfter er an Ruhepunkte gelangt, von denen er zugleich genußreiche Rückblicke auf die Wanderungen zurückwerfen kann, auf denen er dem Verf. bald durch das griechische Land und Volk, bald durch einzelne Phasen des Befreiungskampfes, bald durch die Gegenwart des neuern Staats und die Blumengänge ewig grünender Poesie gefolgt ist; denn wol scheiden sich die einzelnen Theile durch ihren gesonderten Inhalt streng voneinander ab. Während nämlich der erste Theil in einzelnen Reiseskizzen ein übersichtliches Bild der einzelnen Theile des neuen Königreichs zu entwerfen versucht, die der Verf. zu verschiedenen Zeiten (1837, 1838 und 1839) durchwanderte, enthält der zweite Theil das Bedeutendere, was in neugriechischen Quellen über einzelne Begebenheiten des griechischen Befreiungskampfes sich zerstreut findet; der dritte dagegen betrachtet die gegenwärtigen und die kurz vorhergegangenen Zustände des griechischen Volks und Staats, in Bezug auf Bildungsanstalten und Literatur, bürgerliche und kirchliche Verhältnisse. Es sei dem Rec. bei der offenbaren Wichtigkeit dieser „Mittheilungen" verstattet, etwas ausführlicher in das Einzelne einzugehen.

Die in zehn besondere Abschnitte zerfallenden Reiseskizzen des ersten Theils beginnen im ersten Abschnitte mit einer Betrachtung des nördlichen Grenzgebiets des Königreichs, und zugleich mit der schon oft vernommenen Klage über die zu enggezogenen und durch die Natur so wenig gesicherten Grenzen, — Grenzen, die wol nicht für ewige Zeiten so eng gezogen sein werden, die vielmehr eine gerechtere und weisere Politik und veränderte innere und äußere Verhältnisse zu Gunsten des Königreichs Griechenland weiter auszudehnen und zweckmäßiger zu gestalten nicht werden unterlassen können. Im Übrigen spricht der Verf., sowie in diesem ersten Abschnitte, so auch in den übrigen über die Eigenthümlichkeiten des Landes und Klimas, des dortigen Lebens und der Sitte des Landes, über alte und neue Geographie, Topographie und Chartographie vielfach belehrend sich aus, und besonders ist es auch das Volk, dessen eigenthümliche Natur dem Leser in einzelnen beredten Zügen geschildert wird. Im zweiten, dritten und vierten Abschnitte betrachtet der Verf. das westliche Küstengebiet Rumeliens, ferner die südrumelischen und nordpelopon-

nesischen, sowie die östlichen Küstengegenden Rumeliens. Von Mesolongi (so wird richtig, nach dem griechischen *Μεσολόγγιον*, der Name der Stadt geschrieben, wie denn auch sonst der Verf. sich bemüht, die griechischen Eigennamen, wenn auch keineswegs durchgängig und mit Consequenz, nach deren Aussprache zu schreiben), der vielberühmten und vielbeklagten Stadt des alten Ätoliens, heißt es S. 68:

Von welcher Bewunderung fühlt man sich durchdrungen, wenn man an Ort und Stelle die Geschichte der glorreichen Vertheidigung der Stadt sich veranschaulicht; wenn man ihre höchst dürftigen Befestigungswerke oder vielmehr die erhaltenen Bruchstücke derselben und ihre, dem Angriffe so durchaus preisgegebene Lage in Augenschein nimmt. Einfache Mauern, Bastionen und Gräben, mit nicht hinreichendem Geschütz besetzt, unerschütterlicher Muth und fast beispiellose Ausdauer und Aufopferung waren das Einzige, was die Belagerten den zahlreichen Feuerschlünden, womit die drei um die Stadt gezogenen Parallelen besetzt waren, und der überlegenen Anzahl der Belagerer entgegenzusetzen hatten.

Reizend ist (S. 106 fg.) der Blick des Wanderers auf Athen geschildert, wenn er der Stadt von der Seite von Eleusis her sich nähert, wiewol der Verf. hinzusetzt, es sei schwer zu bestimmen, ob der Anblick Athens und seiner großartigen Umgebungen von dort her oder vom Meere aus erhabener sei; überraschender sei aber gewiß ersterer.

Plötzlich — heißt es — liegt unmittelbar vor dem Blick ausgebreitet die lang gestreckte Ebene, in Norden vom hohen Parnes mit seinen tiefen Klüften, im Nordosten von dem symmetrischen Giebelberge des Pentelikon, im Osten und Südosten von dem massenhaften Hymettos, im Süden und Südosten vom Meere eingeschlossen, in der Länge von der felsigen Hügelreihe der Turkovouna durchschnitten, und das Kephissosthal parallel dem Korydalos in einer Länge von mindestens drei Stunden durch den, wenngleich sehr gelichteten, doch immer noch beträchtlichen Ölwald und seine Gärten anmuthig bekleidet. In einer Entfernung von nicht viel mehr als einer halben Stunde erheben sich aus dem Thale die Akropolis mit ihren Tempeln, die Felshügel der Musen, des Areopag, der Pnyx, vor der Burg — die neue Stadt zu ihren Füßen — die zierliche Felsspitze des Lykabettos seitwärts im Hintergrunde. Selbst das Thesäum tritt als wohlerhaltener griechischer Tempel deutlich hervor. Von der Seeseite gesehen, gewährt das Bild die Reize allmäliger Entwickelung aus Bestandtheilen, deren jeder für sich in hohem Grade anzieht, und zugleich übersieht man die ganze großartige Hafenwelt und die weiter nach der südöstlichen Spitze des Hymettos sich ziehende halbkreisförmige Bucht. Nur von zwei Blicken auf Athen und die Ebene ist hier die Rede, und es gibt ihrer unzählige, deren jeder die reiche Landschaft in eigenthümlicher und durch Worte nicht wiederzugebender Weise darstellt. Bei der Wahl der Standpunkte und bei der Vergleichung derselben muß zugleich Jahreszeit und Tageszeit, ja die jedesmalige Eigenthümlichkeit der Atmosphäre wohl berücksichtigt werden. Wer an Sommerabenden bei untergehender Sonne einen Standpunkt wählt, von dem aus nicht der von ihren letzten Strahlen vergoldete oder vielmehr wundervoll licht und goldviolett gefärbte Theil des Hymettos übersehen wird, hat schlecht gewählt und sich eines unvergleichlich schönen Lichteffects beraubt. Hunderte von Bildern, je von verschiedenen wohlgewählten Standpunkten genommen, würden kaum hinreichen, den Zauber Athens und seiner Umgebungen, erhöht durch die, keiner Kunst erreichbaren Lichtreize, vollständig zu vergegenwärtigen.

Die Insel Euböa wurde von Attika aus nur in ihrer West- und Nordküste besucht, obgleich (S. 123) bemerkt wird, daß Reisen in das Innere derselben ebenso anziehend wie belehrend seien, nicht blos wegen der dort befindlichen, mehr oder weniger bedeutenden hellenischen Ruinen, sondern mehr noch, weil „die Natur bei der großen Fülle der herrlichsten und mannichfaltigsten Wälder, durch die charakteristischen Formen der Felsen und Berge in hohem Grade reich und eigenthümlich" ist. Über die vielbesprochene Kopaisebene, mit den Katavothren (der griechische Ausdruck dafür ist *καταβόθρα*, nicht *καταβοθρον*) und Schachten des Kopaissees, werden (S. 126 fg.) interessante Mittheilungen gemacht; Manches ist in dieser Hinsicht bereits untersucht, Anderes bedarf noch einer genauern Untersuchung. Übrigens bemerkt der Verf., daß „durch gründliche Reinigung der unterirdischen Kanäle, sowie durch deren Erweiterung und Vermehrung das weite Kopaisgebiet ohne Zweifel einst zu einem der fruchtbarsten Landstriche Griechenlands werden werde"; schon jetzt baut man am westlichen Rande des großen Sees Baumwolle, „wie man sie sonst schwerlich irgendwo im Königreiche findet". Den Schluß dieser rumelischen Grenzwanderungen machen die Thermopylen; sie sind wichtig in historischer und strategischer Hinsicht, und letzteres auch noch heutzutage, ebenso wie in frühern Zeiten, wenngleich die Physiognomie der ganzen Gegend durch Anschwemmungen sehr verändert worden ist und die Ebene um mehr als eine Stunde nach dem Meere zu sich erweitert hat.

In dem fünften Abschnitte macht der Verf. allgemeine vergleichende Bemerkungen über Rumelien und dessen Eigenthümlichkeiten, was Klima, Flora und Cultur des Bodens, sowie die Handelsverhältnisse dieses wichtigen Theils von Griechenland anlangt; auch über einzelne Classen der Bewohner theilt er Anziehendes mit. Mit besonderm Interesse wird man die Mittheilungen über den dortigen Landbau, Weinbau, Seidenbau, die Baum- und Gartencultur, sowie über den Ölbaum lesen. Was die Gartencultur betrifft, so findet sie sich (nach S. 158), mit Ausnahme der Inseln und einiger weniger Striche auf dem Festlande, z. B. am Parnaß, nur noch in Städten und Städtchen; die Bewohner der Dörfer bauen oft nicht einmal ihre Zwiebeln und Wassermelonen selbst. Gartenkunst fehlt fast noch gänzlich; die Üppigkeit der Vegetation, die Pracht der Feigen, Mandeln und Granaten, Rosen und Levkojen ersetzt den Mangel an kunstvoller Anlage. Die Triebkraft des Bodens scheint unerschöpflich zu sein, sobald er feucht erhalten wird, und unglaublich ist die Schnelligkeit, mit der er die verschiedenartigsten Gewächse emportreibt. Wo übrigens künstlicher Gartenbau versucht wird, sieht man sich genöthigt, der griechischen Weise zu folgen und auf breite Wege, Rasenplätze und englische Anlagen zu verzichten; dagegen kann man Prachtgewächse auch ungleich südlicherer Erdstriche mit denen Griechenlands vereinigen, ohne zu Treibhäusern Zuflucht nehmen zu dürfen, und hat bei hinreichender Bewässerung einer immer gleichen Fülle des frischesten Grüns und stets neuen Blütenflors sich zu erfreuen.

An heißen Sommerabenden aus der abgestorbenen Natur in solche Frühlingsgärten zu treten, ist eine der schönsten Erquickungen, die man sich bereiten kann. Die balsamische Luft, die die üppige Vegetation aushaucht, erfrischt die ausgedörrten Glieder unbeschreiblich. (S. 159, 160.)

Auch über die Jahreszeiten (eigentlich nur Sommer und Winter) in den dortigen Gegenden unterläßt der Verf. nicht, sich ausführlicher zu verbreiten. Bei dieser Gelegenheit bemerkt er, daß statt der Gewitter im Sommer, jedoch nicht blos im Sommer, häufig Wetterleuchten und andere elektrisch-meteorische Erscheinungen in so mannichfachen glänzenden Gestalten eintreten, daß man anschaulich begreife, wie Aristoteles in der Meteorologie so viele Arten derselben, brennende Fackeln, Ziegen, Klüfte, Gräben, blutrothe Lichter, Ruthen u. s. w. aufzählen konnte. Vorzüglich anziehend war dem Verf. ein Meteor, das er nördlich vom Golf von Patras Mitte Augusts 1839 beobachtete: eine Lichtkugel, aus der sich viele glänzend gefärbte Kreise entwickelten, die sich allmälig in Lichtstreifen auflösten, dem Nordlichte vergleichbar. Auch die verschiedenen Farben des Regenbogens und ihre Übergänge treten dort ungleich deutlicher als bei uns hervor; für die anziehendste aller Erscheinungen des griechischen Himmels erklärt jedoch Brandis das Morgen- und Abendroth, „dessen gegliederte lichtröthliche Strahlen unwillkürlich an die rosenfingerige Eos erinnern".

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Zu den reichsten Sammlungen vorweltlicher, in Versteinerungen erhaltener Geschöpfe gehört das k. k. Cabinet der Mineralien und Fossilien in Santa Teresa zu Mailand. Der erste Beitrag zur Paläontologie Italiens waren die vom verstorbenen Brocchi gesammelten Conchylien, die er in seiner „Conchyliologia subapennina" so musterhaft beschrieben hat. Von der Zeit ab wandte man die Blicke auch den übrigen Überresten der antediluvianischen Thierwelt zu, und der berühmte Cortesi beschrieb zuerst in seiner „Nuova scelta d'opuscoli", später in seinen „Saggi geologici" die Besitzthümer der mailänder Sammlung. Alle Schriftsteller, von Cuvier an bis auf heute, haben diese fossilen Überreste mit großer Auszeichnung erwähnt, und die italienische Regierung wurde gepriesen, weil sie im Juli 1809 nach Brocchi's Wunsch und auf Lacépède's und Cuvier's Rath dem Vaterlande sie sicherte. Die Erklärungen Cortesi's hatten bis jetzt mit wenigen Abänderungen gegolten; mehre derselben unterwarf aber in einer Versammlung des lombardischen Instituts am 19. Aug. 1841 der jetzige Conservator dieser Sammlung, Prof. Giuseppe Balsamo Crivelli einer nach den jetzigen Erfahrungen angestellten Kritik, und mehre der berühmtern Stücke erhalten dadurch abweichende Namen. In Italien reicht die Beachtung kolossaler Versteinerungen bis in die Zeit des Boccaccio, und Mattioli ist der älteste Schriftsteller, der von den Ichthyolithen des Bolca gesprochen hat. Die Freunde der Wissenschaft finden Crivelli's sehr ins Einzelne gehenden Aufsatz im neunten Heft des „Giornale dell' Istituto Lombardo".

Auch an die italienischen Akademien und Gelehrten hat ein in Paris lebender Hr. Mauduit, der sich Architekt nennt, weil er zu seiner Zeit recht artige Zeichnungen gemacht haben mag, eine Schrift gesandt, die er unter dem hochfahrenden Titel „Découvertes dans la Troade; extraits des mémoires" (Paris 1840) herausgab. Nach einem längern Aufenthalte in Petersburg, wo er unter Kaiser Alexander angestellt war, verließ er es im J. 1811, um zunächst Griechenland zu bereisen, das er über Konstantinopel aufsuchte. Am 25. Oct. 1811 betrat er von den Dardanellen aus Troas, wo er noch begünstigter als Lechevalier, dessen Simois von jenseit der Mühle bis zu den Quellen folgend, unter den wilden Feigenbäumen eine Mauer gefunden zu haben glaubte, deren Verlauf er auf einem ziemlich saubern Plane verzeichnet hat. Er meinte eine Mörtelmauer zu sehen, um die herum sich in Felsen gehauene Waschgruben ziehen, ganz, wie die Leser Homer's und phantastische Besucher jener Gegenden sie brauchen. Seine Karte dieser Örtlichkeit, die sehr genau zu sein scheint, ist jedoch nur die Cassas'sche mit einigen von ihm beliebten Veränderungen und dies dürfte wol der Grund sein, warum Hr. Mauduit, der seit ziemlicher Zeit nun in Paris lebt, erst 1840 mit seiner Entdeckung hervortrat. Daß er den langen Zeitraum nicht benutzt hat, um sich mit den hier so eingreifend wichtigen Untersuchungen von Lenz, von Spohn (De agro trojano), von Barker-Webb und Andern bekannt zu machen, ist zwar zu beklagen, kann jedoch bei der Eigenthümlichkeit des Mannes nicht befremden. Er sah getrost in seinen Mauern die Mauern von Pergamus, dem alten ilischen Pergamus, und er sah sie zuerst! Auf eine höchst glimpfliche Weise zeigte Hr. Raoul-Rochette im Juni — Augustheft des „Journal des savans" von 1840 — dieses Werk an, aber auch die Schonung, mit der alle schwachen Seiten dieses Buchs übersehen wurden, hat den Mann nicht zur Einsicht gebracht. In einem „Réponse à Mr. Raoul-Rochette" (1841), einem Prachtstücke eitlen Geschwätzes über Nichtigkeiten, stellt er sich höchst ungeberdig an über jeden, leise angedeuteten Tadel. Es mag für einen Gelehrten, wie Raoul-Rochette, der mit einem Gegner, wie Letronne, sich erst kürzlich als ein gleich rüstiger Kämpfer zeigte, viel Geduld dazu gehören, das Geschwätz eines solchen alten Knaben anhören zu müssen, der, wenn er eine griechische Textstelle aufsucht, erst in den französischen Übersetzungen herumguckt und dann in dem griechischen Text mit den Fingern die entsprechenden Worte sich herausliest. Dieses Verfahren kann man ihm nachweisen aus einer dritten Schrift, die er herausgegeben hat: „Erreurs très graves signalées comme existant dans toutes les traductions d'Homère, françaises, anglaises, allemandes, latines et italiennes, qui ont paru jusqu'à ce jour" (Paris 1841), wo er streng fodert, daß Χαλκός stets durch airain, σίδηρος durch fer übersetzt werde, um eine angeblich im Hügel des Achilles gefundene eiserne, völlig unkenntliche Anticaglie (abgebildet auch bei Lenz, Übersetzung von Lechevalier, Taf. I) für echt und der heroischen Zeit angehörig zu erklären. Daß man aus dieser Erörterung nichts lernt, als was jedes mittelmäßige griechisch-französische Lexikon längst erzählte, kann versichert werden. Hätte er Schneider (s. v. Χαλκός) nachgesehen, so würde er minder dreist sich haben aussprechen dürfen. Kein Tertianer in Pforta würde mit einem solchen Specimen eruditionis bestehen, und doch haben auch die italienischen Gelehrten, namentlich Hr. Catena, mit Complimenten das Buch angezeigt, weil sein Verfasser sich Correspondant de l'Ac. des Inscr. nennt.

Zu der jetzt so bänderreichen Zigeunerliteratur ist hinzugekommen: „Origine e vicende dei Zingari, ec., con un saggio di grammatica e di vocabolario dell' arcano loro linguaggio", von Francesco Predari (Mailand 1841). Ob der Verf. aus Selbstbeobachtung das Wichtigere und Neue seines Buchs geschöpft hat, ist nicht aus den Angaben zu ersehen.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 306. — 2. November 1842.

Griechenland.

(Fortsetzung aus Nr. 305.)

Der sechste Abschnitt enthält einige Grundzüge vom Bilde der argivisch-korinthischen Halbinsel, mit den Hauptpunkten Nauplia und dessen Umgebungen, Argos und Korinth, bis Patras. In Patras war es, wo der Verf. im August 1840 nach einem Aufenthalte in Griechenland von zwei und einem halben Jahre dasselbe wieder verließ, das er ebenda auch zuerst betreten hatte. Die auffallende Veränderung, die in dieser Zeit auch mit Patras (ebenso wie mit der Hafenstadt Piräos, freilich in einem längern Zeitraume, vergl. S. 108 fg.) vorgegangen war, zeigte dem Verf. das heitere Bild einer muthig aufstrebenden Gewerbthätigkeit und er schied hier mit der zuversichtlichsten Hoffnung, der Ausdauer und Energie des Volks werde es gelingen, die Segnungen des Anbaues und Handels einem Lande von neuem zuzuwenden, das seines natürlichen Anrechts daran der Druck fast zweitausendjähriger Gewaltherrschaften und die Drangsale verheerender Kriege nicht haben berauben können.

Im siebenten Abschnitte verbreitet sich der Verf. über die Gebirgszüge, Isthmen und Landschaften Rumeliens, namentlich über Megaris, Lokris, Phthiotis, das Flußgebiet des Sperchios, das nördliche und östliche Ätolien und Akarnanien; wogegen der achte sich mit dem Innern von Attika, Böotien und Phokis beschäftigt, insoweit nicht schon auf der Grenzwanderung über die Eigenthümlichkeiten dieser Landschaften berichtet worden, und der Verf. aus eigener Anschauung urtheilt. Hieran schließt sich im neunten Abschnitte die Beschreibung einer Inselfahrt, welche die Inseln Keos, Kythnos, Andros, Tenos, Delos und Syros, also die vorzüglichsten der Nordkykladen, berührt, und wobei ebenfalls die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Inseln, deren Topographie, Alterthümer u. s. w., auch was den Anbau und die Gewerbthätigkeit der einzelnen anlangt, ins Auge gefaßt werden. Besonders zeichnet Rec. hier Dasjenige aus, was bei Gelegenheit des Besuchs auf der Insel Andros über die im J. 1839 auf Anordnung der Synode in Athen geschlossene Lehranstalt des Theophilos Kairis und über Letztern selbst, diesen „neuen Sokrates" und „tugendhaftesten unter den Griechen", mitgetheilt wird. Auf Andros gedenkt übrigens der Verf. noch einer neuerlich errichteten großen Seidenmanufactur, worin die Seide nach italienisch-französischer Weise abgesponnen und gezwirnt wird; und bei Syros (heutzutage Syra), mit der wichtigen, erst 14 bis 15 Jahre alten, gleichwol aber rasch und sichern Schritts emporblühenden Handelsstadt Hermopolis, erwähnt er unter den dortigen verschiedenen Lehranstalten namentlich die von dem großen englischen Vereine gestiftete und erhaltene, von unserm deutschen Landsmann, Hildner, im Verein mit zwei andern höchst achtbaren Deutschen aufs zweckmäßigste geleitete Schule. Es ist nur gegenwärtig hierbei die Frage, ob und in welcher Maße diese Schule noch besteht, da neuerdings von der Synode in Athen auch auf diese englisch-amerikanischen Schulen Angriffe gemacht worden sind.

Der zehnte Abschnitt enthält Bruchstücke aus den Briefen Zweier, die nicht genannt sind, und in diesen Bruchstücken die Schilderungen verschiedener Wanderungen in Attika, die zum Theil sehr anmuthige und reizende landschaftliche Bilder aus diesem besonders interessanten Theile des griechischen Festlandes gewähren, die den Leser in die griechische Natur, in das dortige Land- und Volksleben einführen und ihn in die harmlosen Vergnügungen des griechischen Volks ungestörte Blicke thun lassen. Die Beschreibungen eines griechischen Sommermonats und Sommerabends, wie man sie hier findet, können kaum reizender und anziehender gedacht werden.

Der zweite Theil der „Mittheilungen" enthält in 22 Abschnitten ebenso viele Beiträge zur Geschichte des griechischen Befreiungskampfes, von den frühern Versuchen und Entwürfen der Griechen, vom türkischen Joche sich zu befreien, namentlich von Rhigas an, bis zur Zeit der Verwaltung des Kapodistrias. Die einzelnen Abschnitte sind in hohem Grade ungleichartig, bald ausführlicher, bald sehr dürftig; auch enthalten sie Vieles, was uns bereits anderswoher bekannt ist, Weniges, was uns, wenn auch nicht mit diesen Details, nicht schon früher bekannt gewesen wäre. Aber theils sind es eben interessante Details, theils — und das ist die Hauptsache — sind es nur griechische, uns wenig zugängliche Quellen, die der Verf. der „Mittheilungen" hier benutzt hat; und gewiß hat er im Allgemeinen vollkommen Recht, wenn er (Th. 2, S. 1) bemerkt, daß

bestimmter, als es früher aus Zeitungsnachrichten und den Be-

richten fremder Beobachter geschehen konnte, einzelne entscheidende Ereignisse, Verhältnisse und Helden des Kampfes aus den Mittheilungen von Griechen sich zeichnen lassen, die mehr oder weniger an ihm Theil genommen haben. Mögen sie — setzt er hinzu — nach beschränkten Standpunkten, nicht frei von Parteihaß und Parteiliebe, ohne höhern historischen Sinn wahrgenommen und dargestellt haben: in ihren Geschichten spiegeln sich Richtungen, spiegeln sich Gesinnungen ab, die als mehr oder weniger wichtige Triebräder des Befreiungskrieges gewirkt, durch sie lernen wir Thatsachen kennen, die früher entweder überhaupt nicht oder nicht mit der Anschaulichkeit und Bestimmtheit zur öffentlichen Kenntniß gekommen waren, mit der sie Augenzeugen und Theilnehmer wiederzugeben vermochten. Deshalb sind auch diese Mittheilungen aus griechischen Quellen, welche letztere selbst der Verf. kurz charakterisirt, nicht uninteressante, vielmehr müssen sie als schätzbare Beiträge zur Geschichte des griechischen Befreiungskrieges gelten, der schwerlich je als ein Ganzes in treuer, umfassender Geschichte sich wird darstellen lassen; Beiträge, wol geeignet, wenn auch nicht das Dunkel, das verschiedene Theile jener Geschichte noch immer bedeckt, aufzuhellen, doch viele Thatsachen festzustellen, Manches aus einem richtigern Standpunkte beurtheilen zu lassen und über einzelne Verhältnisse und Personen mehr Licht als bisher zu verbreiten. Fühlt es übrigens der Verf. (Th. 1, S. IX) selbst, daß er in dieser Darstellung theilweise zu kurz ist, und entschuldigt er es damit, daß mitunter die griechischen Quellen, auf die allein es ihm hierbei ankam, gar zu spärlich flößen, so ist ersteres allerdings nur zu sehr wahr, und es mag auch auf die angegebene Weise sich erklären lassen; indeß hätten wir doch gewünscht, daß der Verf., da er überhaupt bei den Auszügen kritisch, nämlich berichtigend und ergänzend verfuhr und also auf diese Auszüge allein sich keineswegs beschränkte, sondern z. B. das Werk des Engländers Gordon häufig zur Vergleichung und Ergänzung anzieht, auch allein auf die von ihm vorzugsweise benutzten griechischen Quellen selbst sich nicht beschränkt hätte. Denn auch andere griechische Quellen, wennschon aus früherer Zeit, als die von ihm benutzten und, mit Ausnahme der *Γενικὴ ἐφημερὶς τῆς Ἑλλάδος*, seit 1834 erschienenen, konnten hin und wieder benutzt werden; und sie mußten es, um so die bedeutendern und bewährtern Züge aus den Berichten der Griechen zu einem möglichst vollständigen Bilde zu vereinigen. Wenigstens stört hin und wieder die zu große Kürze, und nicht allein etwa bei Demjenigen, was über die Verwaltung des Kapodistrias offenbar in ungenügender Weise bemerkt worden ist.

Den dritten Theil der vorliegenden „Mittheilungen" möchte Rec. in gewisser Hinsicht, und insofern es darin um die gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse des griechischen Staates, um Das, was hierin bisher von Oben gethan und von Seite des Volks geschehen, um die Menschen selbst, die das Königreich Griechenland bewohnen, und um ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, sowie namentlich um die neugriechische Literatur sich handelt, unbedingt für den interessantesten Theil des Ganzen halten und erklären. Denn gerade dieser Theil rückt das in dem bisherigen nationalen Streben des griechischen Volks und Staats sich kundgebende Reinmenschliche dem Menschen selbst, der zunächst weniger nach der historischen Entwickelung der Begebenheiten, weniger noch nach dem Lande und dessen geographisch-topographischen Eigenthümlichkeiten und gewissen, aus grauer Vorzeit herüberdämmernden, wenn auch gleichsam sichtbaren Erinnerungen fragt, welche besonders den Gelehrten ansprechen, so recht nahe und führt ihm in den Kämpfen, Versuchen und Bestrebungen des Volks um höhere Güter der Menschheit das Bild der Gegenwart Griechenlands vor die Seele. Und gerade dieses Bild der Gegenwart Griechenlands ist es, mit dessen Betrachtung, wie interessant es auch unter den angegebenen Verhältnissen ist und wie oft es auch zur Betrachtung dargeboten wird, doch nur Wenige sich befassen; während Andere, gleichgültig um die verschiedenen Seiten der Gegenwart Griechenlands sich nicht bekümmernd, gleichwol darüber absprechen und, als ob dort Alles beim Alten geblieben oder es doch nicht viel besser geworden wäre, Griechenland und die griechische Sache geradezu aufgeben. So verzweifelt ist sie nun aber Gottlob! nicht, wennschon manche Hoffnungen in Betreff derselben unerfüllt geblieben sind.

Dieser dritte Theil der „Mittheilungen" behandelt seinen Gegenstand in sechs Abschnitten. In dem ersten derselben spricht der Verf. über die Bewohner des Königreichs Griechenland, welche sich in der Hauptsache auf zwei voneinander grundverschiedene Stämme, nämlich Griechen und Albanesen, zurückführen lassen, die übrigens, ohne sich gegenseitig abzustoßen oder auch nur anzufeinden, vielmehr in der Theilnahme an den Kämpfen der Freiheit, auch sonst in Sitten und Gebräuchen sich einander genähert haben, sodaß es schwer fallen mag, genau anzugeben, was des Gemeinsamen ursprünglich Griechisch, was ursprünglich Albanesisch gewesen. „Was sie trennt", heißt es, „ist glücklicherweise über dem Bereich politischer Befehdung hinausgerückt und wird nach und nach, wenigstens zum Theil, verschwinden", und namentlich dürfte das albanesische Element mehr oder weniger im griechischen ganz aufgehen. Der Grieche ist dem Albanesen an Betriebsamkeit und Gewandtheit überlegen, — eine Überlegenheit, die sich auch in dem Gefühle dieser Überlegenheit selbst geltendmacht und in dem Selbstbewußtsein auf Seite des Griechen, im Verhältnisse zu den Albanesen, hin und wieder ziemlich schroff äußert. Übrigens nennen sich die Albanesen gegenwärtig auch Hellenen und Romäer, ohne deswegen auf ursprünglich griechische Abstammung Anspruch zu machen, wie der andere Hauptstamm der gegenwärtigen Griechen thut, die sich für die echten Nachkommen der alten Hellenen halten und mit Unwillen die Hypothese Fallmerayer's zurückweisen, der — ohne gerade der Urheber dieser Hypothese zu sein, die er nur näher zu begründen bemüht gewesen: — ihr Geschlecht von anatolischen Colonisten ableitet und ihre Sprache für eine barbarische Verunstaltung des Altgriechischen ausgibt. Rec. ist der Meinung, daß diese Hypothese, die Fallmerayer zunächst nur aus den Geschicken der Vergangenheit zu begründen sucht, durch die Mehr-

mehrmaligen der Gegenwart, durch Momente, die z. B. in der Körperbildung eines Theils der Bewohner des heutigen Griechenlands, namentlich aber in der neugriechischen Sprache liegen, welche letztere, wenn auch durch verschiedene barbarische Elemente zersetzt, dennoch den altgriechischen Ursprung und das altgriechische Gepräge nicht verleugnen kann, mindestens sich erschüttern und in das Dunkel der vergangenen Jahrhunderte, das ihr gleichsam zur Folie dient, zurückweisen lasse, während es allerdings schwer sein mag, sie für gewisse Leute, die von Voraussetzungen ausgehen und für offenbar widersprechende Wahrnehmungen des gegenwärtigen Lebens kein Auge und kein Ohr haben, oder diese Wahrnehmungen gewaltsam erklären, offen zu widerlegen; wie es denn nicht minder schwierig, vielmehr unmöglich ist, das Gegentheil, nämlich die selbst nicht unvermischte Abstammung der heutigen Griechen von den alten Hellenen, urkundlich nachzuweisen. Außer den genannten beiden Bestandtheilen der gegenwärtigen Bevölkerung des Königreichs Griechenland gibt es übrigens keine eigenthümlichen, durch Sprache, körperliche und geistige Eigenschaften unterscheidbaren Stämme, die für Griechenlands Gegenwart und Zukunft von Bedeutung wären und in die Gestaltung des neuen Volkslebens erheblich eingreifen könnten. Höchstens möchte dies, nach dem Verf., von den nomadisch umherziehenden, von den Griechen und von den Albanesen in Sprache, Sitten und Körperbau sehr bestimmt unterschiedenen Wlachen gelten, die übrigens als ein Zweig des großen wlachischen Volksstamms angesehen werden müssen, also gleichsam altrömische Elemente, natürlich nicht ohne Vermischung, darstellen.

Was der Verf. im zweiten Abschnitte über den griechischen Volkscharakter mittheilt, ist mild, aber gewiß darum nicht minder wahr geurtheilt und Allen zur Beherzigung zu empfehlen, denen es um Wahrheit auch hierbei zu thun ist. Vorzüglich der Milde und einer gewissen Unbefangenheit der Ansicht entbehren so oft die Urtheile, die man über die Griechen unserer Tage hört, — Urtheile, die sich schon von vornherein als Vorurtheile zu erkennen geben, also auch nichts gelten können. Zur Beseitigung dieser Vorurtheile gewährt der Verf. diese „Mittheilungen" einen guten Beitrag. Zwar verhehlt er nicht, daß Bestechlichkeit, Erpressung, Mangel an Wahrhaftigkeit und List moralische Übel sind, die, als Brandmal des frühern Zustands der Entwürdigung, einem Theile der Nation noch gegenwärtig ankleben; aber er ist zugleich überzeugt, daß sie keineswegs so weit verbreitet sind, wie Viele behauptet haben, und daß sie nicht, gleich einem krebsartigen Übel, den Nationalcharakter selbst angefressen haben, daß sie vielmehr der Liebe zu einer väterlich milden Regierung, der Feststellung und kräftigen Handhabung streng sittlicher Grundsätze und gerechter Gesetze mehr und mehr weichen werden und bereits zu weichen beginnen. Diese Überzeugung des Verf. beruht auf der Gewißheit, daß weit verbreitet in Griechenland sich Tugenden und Gesinnungen erhalten haben, die bei tief eingewurzelten sittlichen Verderben unmöglich bestehen können, und die zugleich im Stande sind, jene unglücklichen Folgen furchtbarer Drangsale nach und nach auszutilgen. Dahin rechnet er die Keuschheit und eheliche Treue; „die Anzahl unehelicher Geburten", sagt er — und denke man doch dabei an Baiern, selbst an Sachsen! „ist in Griechenland verhältnißmäßig gering, und unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes keineswegs ein dort so verbreitetes Laster, daß die Bezeichnung desselben als eines griechischen gegenwärtig noch zu rechtfertigen wäre"; ferner die Ehrerbietung der Kinder gegen die Ältern, und Geschwisterliebe, „wie ein deutsches Herz sie zu fodern gewohnt ist"; endlich die Gastfreundschaft, die als Regel und hier und da in alter Homerischer Form sich findet. Als eine Bürgschaft für die Richtigkeit obiger Überzeugung führt der Verf. auch die Freudigkeit auf, mit der die Griechen ihre Feste begehen, indem er in dem kindlichen Sinne, womit sie, ohne künstlicher Reizmittel der Eitelkeit, ausgesuchter Speisen und Getränke, oder gar noch schlimmerer zu bedürfen, nicht blos eine geistige Frische und einen Quell aufstrebender Thätigkeit, sondern zugleich eine Unbefangenheit des Gemüths erkennt, die mit grundverderbter Natur nicht bestehen kann. Diese in der Festfeier der Griechen sich zeigende Lebensfrische ist aber eben keine blos sinnliche, sie ist kein Sinnenrausch und die Sinnenlust nicht Zweck, sondern nur die Folge der innern Belebtheit; das Mahl bei dergleichen Festen ist nicht der Zweck, wie bei uns Deutschen, sondern nur die Würze des Festes.

Aber auch unmittelbarer, so beginnt der Verf. den dritten Abschnitt über den öffentlichen Unterricht, zeigt sich Geistesfrische und Geisteskraft bei den Griechen, und nicht allein in der Kraft der Begeisterung und Eigenthümlichkeit, womit sich das Nationalgefühl in den Volksliedern der Neugriechen ausspricht, die das Volk selbst schafft und in dessen Munde und Herzen sie fortleben, sondern auch in dem lebhaften Verlangen, sich zu unterrichten, und in dem Wunsche, den öffentlichen Unterricht zu fördern und zu benutzen. Was in dieser Beziehung früher, und namentlich seit dem unter der Regentschaft erlassenen, umfassenden und gründlichen Gesetze über den Volksunterricht vom 3. (15.) März 1834 in und für Griechenland geschehen, versucht und geleistet worden ist, das stellt der Verf. in diesem Abschnitte zusammen, indem er den öffentlichen Unterricht in Griechenland nach seinen vier Stufen, nämlich den Elementarschulen (1839 gab es deren über 190), den hellenischen Schulen (1839 gegen 31), den Gymnasien (vier, in Athen, Nauplia, Syra, Patras) und der Universität, näher ins Auge faßt. Daneben wird auch noch der Gewerbschule in Athen und der Bestrebungen der englisch-nordamerikanischen Vereine gedacht, durch Schulen und Lehr- und Schulbücher die Wohlthaten des Unterrichts zu verbreiten und so den öffentlichen Schulen zu Hülfe zu kommen, die aus Mangel an Mitteln und Lehrern dem täglich wachsenden Bedürfnisse noch nicht zu genügen vermögen. Ein wesentliches Verdienst haben sich diese englisch-nordamerikanischen Schulen (nach S. 47) um die früher so ganz-

lich vernachlässigte weibliche Erziehung erworben, insofern sie mit dem Unterrichte die häusliche Erziehung von Mädchen verbanden und bereits eine Anzahl guter griechischer Lehrerinnen gebildet haben. Allein wie viel auch in allen diesen Beziehungen für Unterricht und Bildung in Griechenland von der Regierung, sowie von einzelnen Gemeinden geschehen: noch immer entbehrt (wie S. 48 bemerkt wird) manche griechische Schule der erfoderlichen Anzahl von Schulbüchern, und nicht selten müssen, statt ihrer, Abschriften dienen, welche die Schüler selbst anfertigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Abendfahrten auf den Lagunen. Historischer Roman aus den Papieren einer berühmten Sängerin. Herausgegeben von Lotz. Drei Bände. Hamburg, Herold. 1842. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die beiden gut geschriebenen Erzählungen werden sehr willkürlich zusammengehalten durch einen ebenso willkürlichen Titel. Der erste Band umfaßt die zarte und ehrsame Liebesgeschichte eines jungen, unglücklichen Grafen mit einer schönen, deutschen, in Venedig singenden Primadonna. Nach einem Duell mit einem schurkischen Spieler, durch das ihn erst die zurückhaltende Sängerin recht liebgewonnen, läßt ihn der Verf. am Zehrfieber sterben, damit er für die zweite Geschichte, welche das Familienschicksal des unglücklichen Grafen enthalten soll, Raum gewinnt. Theodor hat seiner Teska diese Geschichte bei der abendlichen Fahrt auf den Lagunen erzählt. An den Ufern des Sees Plotel im Lithauischen, zur Zeit als Karl XII. mit seiner Armee in Polen lag, wohnte in einem festen Schlosse der Großfahnenträger der polnischen Krone Oginski, mit seiner schönen und tapfern Nichte Halina. Oginski ist ein Anhänger des Königs August und bietet seine Lithauer gegen den siegreichen Schwedenkönig auf. Die schöne Halina hat aber einen schwedischen Offizier und Günstling Karl's, Namens Theodorich, kennen lernen und Beide lieben sich seit dem ersten Momente unaussprechlich. Dieses Verhältniß nun gibt zu einer Reihe von Verwickelungen Anlaß, indem noch der junge Prinz Sobieski als Mitbewerber um die Hand Halinens auftritt, während Karl XII. selbst den Prinzen bei der Werbung unterstützt und von der Liebe seines Günstlings durchaus keine Notiz nehmen will. Theodorich, nachdem er Halinen geschworen, sein Schwert nicht in polnisches Blut zu tauchen, muß auf Befehl des Königs gegen Oginski kämpfen und wäre bei der Erstürmung des Schlosses, wo er sich selbst der Thätlichkeiten enthält, beinahe ums Leben gekommen, hätte ihn nicht Halina gerettet. Leider aber kann die Ehe hienieden nicht geschlossen werden, denn Halina, die sich bei dem Sturme aufs Schloß auf den See gerettet, ertrinkt vor des unglücklichen Theodorich Augen. Der Verf. verspricht, künftig die Fortsetzung vom Schicksale des unglücklichen Schweden zu geben.

2. Duft der Blume der Mitte. Von G. Bacherer. Darmstadt, Leske. 1842. 8. 25 Ngr.

Das gegenwärtige Buch erinnert lebhaft an die Bude jenes Industrieritters, in welche die Vorübergehenden mit ellenlangen transparenten Lettern einzutreten ersucht wurden, um die „Sonne in ihrer Pracht" zu sehen; und was sah man, wenn man sich verleiten ließ? Einen ölgetränkten Papierbogen, hinter dem ein dünnes Talglicht brannte. China — dachte der Verf. —, das zieht jetzt. Aber anstatt die weitläufigen und sehr gründlichen Reiseberichte des Engländer Staunton und anderer seiner Landsleute zu studiren und sich mit den russischen, zum Theil ins Deutsche übertragenen Berichten über China bekannt zu machen, ging er ein wenig rascher zu Werke; er nahm den sehr leeren Gesandtschaftsbericht der Holländer aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, einen wahrscheinlich in französischer Sprache vorhandenen Missionsbericht aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, und endlich die neuesten, von allen deutschen Zeitungen mitgetheilten Kriegsnachrichten des vorigen Jahres zusammen, und das Buch war so fertig. Freilich hat er noch einen schwülstig-mystischen Titel, einige trabende Floskeln wie „Culturmomente, Verwickelung der britischen Politik, Aufmerksamkeit Europas, Stellung, Civilisation, China eine Welt für sich" u. s. w. hinzugethan; aber alles dies gespreizte Gerede gibt noch keine Charakteristik des chinesischen Volkes und Reiches. Sollte der Verf. nachträglich noch wünschen, sich durch leichte Lecture eine Übersicht über China und dessen „Culturmomente" zu verschaffen, so rathen wir ihm zu dem bekannten deutschen Volks- und Jugendbuche „Galerie der Länder und Völker" zu greifen, da wird er für seine poetisch-culturhistorischen Autorbestrebungen bündig zusammengetragene und lehrreiche Gesichtspunkte darbietende Nachrichten über China, Japan, Deutschland und die angrenzenden Länder finden.

37.

Literarische Notizen.

Henri Blaze, der sich durch seine Übersetzung von Goethe's „Faust", sowie durch mehre literarische Artikel in der „Revue des deux mondes" bekannt gemacht hat, erwirbt sich durch eine Reihe von Aufsätzen über Jean Paul, von denen der erste in der nämlichen Zeitschrift erschienen ist, um unsere Literatur ein neues Verdienst. Er zeichnet in demselben das Bild des deutschesten der deutschen Dichter mit vieler Liebe. Sein Artikel beweist eine große Belesenheit in den vielbändigen Werken desselben. Die „Allgemeine Zeitung" hatte „vom Neckar" aus Hrn. Blaze den Vorwurf des Plagiats in den härtesten Ausdrücken gemacht. Es war dies bei Gelegenheit seines Artikels über J. Kerner.*) Derselbe fußte allerdings auf dem bekannten Aufsatze von Strauß, der zuerst in den „Hallischen Jahrbüchern" erschien und dann in den „Zwei friedlichen Blättern" von Strauß abgedruckt ist. Aber zu sagen, daß Blaze seinen Artikel gänzlich von Strauß abgeschrieben habe, ist eine unverschämte Behauptung. Mit welcher Vorliebe Blaze am frischen Quell deutscher Poesie getrunken hat und wie sehr er von dem Geiste, der in derselben weht, durchdrungen ist, sieht man in seinen vor kurzem erschienenen „Poésies". Wir sind auf seine Übertragung der Goethe'schen Gedichte mit Recht gespannt. Er ist mit dem Geiste Goethe's vertraut wie kein anderer Franzose, und was sein Übersetzertalent anbetrifft, so hat er es durch seine Bearbeitung „Faust's" und durch Übertragung kleiner deutscher Poesien verschiedener Verfasser hinlänglich bewiesen. Diese Bearbeitung wird um so größeres Aufsehen erregen, je stümperhafter die wundervollen Goethe'schen Lieder bisher ins Französische übersetzt waren. Denn seit Panckoucke, dem auch nur hier und da eine Strophe gelang, ist für dieselben in Frankreich wenig geschehen.

August Suchet, der wegen seines Romans „Une famille sans nom" zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt war, hat sich nach England geflüchtet und von dort aus eine Sammlung kleiner Aufsätze erscheinen lassen, die er zum Theil in England verfaßt hat. Sie führt den Titel: „Souvenirs de Fontainebleau." Suchet hat einen kräftigen, frischen, lebensvollen Styl und wird, wenn er einige Extravaganzen abgestreift hat, gediegene Sachen liefern.

32.

*) Das „Journal des débats" gab neulich, als es von der Verbindung des Dr. Strauß mit Aguado sprach, auf Versehen folgende Notiz: „Justinus de Koerner, un des plus grands économistes allemands."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 307. — 3. November 1842.

Griechenland.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit der neugriechischen Literatur, theils mit der frühern seit dem 16. Jahrhundert bis ins zweite Viertel des jetzigen, theils vorzüglich mit der des letzten Jahrzehends. In der erstern Beziehung gibt der Verf. namentlich Inhaltsanzeigen, nebst Auszügen aus dem „Erotokritos", der ersten bedeutenden poetischen Erscheinung des 16. Jahrhunderts, einem von Vincenzo Kornaro aus Kreta im kretischen Dialekte verfaßten romantischen Epos, Inhaltsanzeigen (S. 50—78), die Rec. unbedingt für zu lang erklären muß, nebst Betrachtungen über das Gedicht und dessen Eigenthümlichkeiten, in Gehalt, Sprache und Versbau. Was die neugriechische Poesie des letzten Jahrzehends anlangt, so bemerkt der Verf. (S. 88) zuvörderst, daß unter den verschiedenen Richtungen der gegenwärtigen griechischen Dichtkunst als eigenthümlich die Kriegsgesänge, die politischen Parteilieder und die Darstellungen unglücklicher, unüberwindlich verzehrender Leidenschaft am entschiedensten hervortreten; als die Vertreter dieser drei Richtungen erscheinen die Brüder Panagiotis und Alexander Sutsos, Dichter, „denen wol kein anderer die Palme der gegenwärtigen griechischen Dichtkunst streitig zu machen wagen wird" (S. 90). Mit Beiden beschäftigt sich der Verf., indem er theils im Einzelnen über ihre, seit 1831 erschienenen bedeutendern Dichtungen, theils über sie im Allgemeinen sich verbreitet. Jene Dichtungen sind die Dramen: „Der Wanderer" (ὁ Ὁδοιπόρος) von Panagiotis Sutsos, „Der Umherirrende" (ὁ *Περιπλανώμενος*) von Alexander Sutsos, „Der Messias" von Panagiotis Sutsos, sowie die Romane: „Der Verbannte" (ὁ Ἐξόριστος) von Alexander Sutsos, und „Leandros" von Panagiotis Sutsos; außerdem wird auch über die kleinern Gedichte Beider, die theils erotischen, theils politischen Inhalts sind, berichtet. Von den erstgedachten Dichtungen und den Romanen werden längere Inhaltsanzeigen gegeben und Urtheile des Verf. darüber beigefügt; erstere besonders hier um so zweckmäßiger, da, auch wenn diese Poesien und deren Verf. unter uns in Deutschland keineswegs ganz unbekannt geblieben, sie doch mehr, als geschehen, bekannt zu werden verdienen. Dazu, sowie zur Erkenntniß der poetischen Eigenthümlichkeit beider Sutsos wird hier höchst erwünschte Gelegenheit geboten, wie bisher in solchem Umfange und mit so tiefem Eingehen in das Einzelne noch nicht geschehen; und gewiß kann dadurch auch nur die Überzeugung begründet werden, daß erfreuliche Anfänge eines neuen Aufschwunges der poetischen Literatur in Griechenland nicht zu verkennen sind. Spricht sich übrigens der Verf. über die, beiden Brüdern Sutsos gemeinsamen Vorzüge: Glanz und Durchsichtigkeit der Sprache, Anmuth, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Rhythmen, lebendig veranschaulichender und ergreifender Ausdruck der Empfindung, die sich bei Alexander Sutsos in noch höherm Grade als bei Panagiotis finden, anerkennend aus, so unterdrückt er doch auch seine Ansicht über die, beiden Dichtern anklebenden Mängel keineswegs. Namentlich kommen diese Fehler auf den Mangel objectiver Anschauungsweise hinaus, der sich bei ihnen findet, oder sie lassen sich daraus erklären; ihre Dichtungen sind zu subjectiv, zu modern, zu romantisch: es fehlt ihnen die classische Ruhe und Klarheit, das rechte Maß, Das, was dort Schiller in seinem Epigramme auf die Griechheit als die Vorzüge der hellenischen Kunst mit wenigen Worten treffend bezeichnet. Wie wahr bemerkt der Verf. (S. 193):

> Hätten beide Sutsos tiefer in die Geschichte und in die Dichter der hellenischen Vorzeit sich eingelebt, wie ungleich bedeutendere Dichter würden sie sein; wie würden sich ihre Welt- und Lebensanschauungen erweitert haben! Die Schranken des bloßen Pathos und der Subjectivität zu durchbrechen, die Welt der Dinge treu und unbefangen in sich aufzunehmen und ebenso sie wiederzugeben, das können, das sollen die neugriechischen Dichter von Homer, Pindar, Äschylos, Sophokles, Aristophanes und den andern großen Sängern des hellenischen Alterthums lernen. Gerade Das, was diese am meisten ausgezeichnet und zu Mustern für alle folgenden Zeitalter erhoben hat, wird bei jenen am schmerzlichsten vermißt, und ihre glänzenden Seiten gehören ganz der neuern Zeit an, sind durchaus modern. Die Brüder Sutsos stehen, ohne im Entferntesten Nachahmer zu sein, Lamartine, Victor Hugo und einigen andern Dichtern unserer Zeit ungleich näher, wie irgend einem Dichter des Alterthums.

Liegt in Demjenigen, was hierin den Brüdern Sutsos einestheils zum Vorwurfe gemacht, anderntheils zur Nachachtung empfohlen wird, eine allgemeine Bemerkung, ein allgemeiner Wink insofern, als der Mangel an Objectivität mehr oder weniger der modernen Poesie überhaupt eigenthümlich ist, so mögen sich doch dies na-

mentlich die Griechen unserer Tage zum Vortheile ihrer werdenden Poesie gesagt sein lassen; sie mögen die Hinweisung auf die unvergänglichen Muster der altgriechischen Kunst gebührend beachten und auf diese Weise nicht nur ihre eigene Literatur auf die Höhe der hellenischen zu erheben sich bemühen, sondern auch zugleich dieser letztern selbst die verdiente thatsächliche Anerkennung für die moderne romantische Zeit, die auch in der Poesie durch das Vorherrschen des Subjectiven Alles immer mehr zu verflachen droht, zu verschaffen sich ernstlich angelegen sein lassen.

Nachdem der Verf. auf andere neue Erscheinungen der heutigen griechischen Dichtkunst, namentlich die Wiederanfänge des Lustspiels und Trauerspiels unter den Neugriechen allerdings nur flüchtige Blicke geworfen, dabei auch gelegentlich der lebhaften Theilnahme gedacht hat, die gelungene Übersetzungen der Musterwerke der alten Tragödie sich versprechen dürften, weil nur auf diese Weise der Sinn für dieselbe wiedererweckt werden könne, kommt er (S. 197) auf die von den Anfängen der poetischen Literatur des neuen Griechenlands noch unerreichte neugriechische Volkspoesie zu sprechen, die sodann in ihrem Hauptcharakter und in ihren einzelnen Richtungen treffend näher bezeichnet wird, wennschon im Übrigen in Betreff der Literatur der neugriechischen Volksdichtkunst, durch welche in einzelnen Sammlungen und Übersetzungen die letztere selbst namentlich auch den Deutschen näher gerückt worden ist, Manches nachzutragen wäre. Dies dürfte auch in Ansehung der Mittheilungen über die wissenschaftliche Literatur hin und wieder der Fall sein, wie sehr auch sonst das hier Mitgetheilte hinreicht, von dem auf dem Gebiete der Geschichte, der mathematisch-physischen Wissenschaften, der Jurisprudenz, der Staatsökonomie, der Philosophie, der theologischen Wissenschaft und der Sprache erwachten regen Leben in der Literatur des neuen Griechenlands ein lebendiges Bild sich zu machen. Ebenso interessant als neu war dem Rec. die Notiz (S. 210), daß seit 1840 eine, Griechenland mit dem übrigen Europa verbindende wissenschaftliche, theils Aufsätze, theils Kritiken, in Originalen und in Übersetzungen enthaltende Zeitschrift in Athen erscheint (unter dem Titel: „*Εὐρωπαϊκὸς Ἑρμιστής*"), die ja wol auch dazu beitragen wird, die dortigen Gelehrten mit der europäischen, namentlich der deutschen Wissenschaft in Verbindung zu setzen und in derselben zu erhalten, von welcher Verbindung Griechenland nur Nutzen ziehen kann. Wäre nur sonst die Verbindung zwischen Deutschland und Griechenland, z. B. in buchhändlerisch-literarischer Hinsicht, eine festere und geregeltere, als sie es ist! Wer aber, oder was ist daran Schuld? Ist es die Gleichgültigkeit Deutschlands, insbesondere der Philologen und Hellenisten? Oder findet sich die Schuld der Indifferenz auf Seite der Griechen, und namentlich etwa der dortigen Deutschen?

Im fünften Abschnitte bespricht der Verf. die kirchlichen Zustände Griechenlands. Ohne in Erörterungen über das Eigenthümliche der orientalisch-griechischen Kirche und über die Verschiedenheit, die zwischen ihren Lehren oder Satzungen und denen anderer christlicher Glaubensgemeinschaften stattfindet, sich einzulassen, betrachtet er zur richtigen Würdigung des religiösen Zustandes der Griechen, der, selbst nach Berichten neuerer und achtbarer Augenzeugen, seit lange ein Zustand der Unwissenheit und des Aberglaubens sein soll, zuerst ihre kirchlichen Einrichtungen. Von den Geistlichen, Kloster- und Weltgeistlichen bemerkt er, daß sie nicht mehr im Stande seien, Lehrer und Führer des Volks zu sein, daß eine andere Pfarrgeistlichkeit, als die bisherige, Griechenland noth thue, daß aber eine solche ohne ein den Bedürfnissen einigermaßen entsprechendes festes Einkommen nicht hervorgerufen werden könne. Er verbreitet sich weitläufiger über diesen Gegenstand, der gewiß auch als ein höchst wichtiger für Griechenland angesehen werden muß; und wennschon er die Schwierigkeiten nicht verkennt, die dabei aus dem Wege geräumt werden müssen, so hofft er doch auch in dieser Beziehung Alles von der Beharrlichkeit, der aufopfernden Sorge für die Nachkommen und der warmen, thätigen Liebe zur Kirche, die „hervorstechende Züge im griechischen Nationalcharakter" sind. In ähnlicher Weise gedenkt der Verf. der Bischöfe und kommt hierbei auf das Verhältniß der Synode des Königreichs Griechenland zum Patriarchen in Konstantinopel zu reden, worüber bekanntlich verschiedene Ansichten unter den Wortführern in Griechenland herrschen und ein gefährlicher Kampf der Parteien geführt wird, an dem jedoch das Volk ebenso wenig, als es an den politischen Parteistreitigkeiten vor und nach Kapodistrias Antheil genommen hat, besondern Theil zu nehmen scheint. Dagegen ist das Volk in Griechenland dem Einflusse des Aberglaubens in hohem Grade unterworfen, der dort, statt des lebendigen, Geist und Leben durchdringenden christlichen Glaubens, erklärlicherweise, übrigens nicht ganz unabhängig von der altgriechischen Mythologie, sich eingeschlichen hat, wenngleich der Verf. ausdrücklich bemerkt, daß in dem griechischen Volke lebendige Keime geblieben seien, aus welchen der Christenglaube neu sich entfalten könne; sie seien unverkennbar in der Andacht des Gebets, wie man sie in und außer der Kirche wahrnehme, in der Ergebung, mit der die Bessern unter den Griechen sich den Heimsuchungen Gottes unterwerfen, selbst in der Gewissenstreue, mit der sie die äußerste Strenge ihrer Fasten ertragen.

Die Hauptgebrechen des griechischen Christenthums sind nicht Aberglaube und Bilderdienst; es ist der Mangel einer das Leben beseelenden und läuternden Anwendung der Glaubenslehren, und dieser Mangel hat größern Theils in dem Mangel eindringlicher Kenntniß derselben seinen Grund. Nur eine unmittelbar aus der heiligen Schrift und den griechischen Vätern geschöpfte und durch eine, ihrem Berufe entsprechende Geistlichkeit verdeutlichte und verbreitete Lehre kann hier helfen: die Lehre, wie sie durch die ehrwürdige alte orientalische Kirche festgestellt ward. Aus ihrer eigenen Wurzel muß sie sich verjüngen; der Versuch, sie von außen her zu läutern oder ihr die Dogmen einer andern christlichen Confession unterzuschieben, würde selbst den Stamm gefährden, dem das Auge der neuern Lehre eingefügt werden sollte, und leicht möchten solche Versuche Unglauben hervorrufen.

Indeß meint der Verf., daß von dieser Seite her

der griechischen Kirche keine Gefahr drohe. Unendlich mehr sei zu besorgen, daß der von gewissen Eiferern im Schooße der griechischen Kirche in Griechenland selbst, die die Trennung derselben von dem Patriarchate in Konstantinopel höchlich missbilligen, neu angefachte Fanatismus zugleich mit der Abtödtung der lebendigen Keime des Glaubens die Saat des Unglaubens ausbreiten und zeitigen möchte; indeß meint er zugleich, daß, wenn jene Gleisner mit dem dunkeln Geiste des spaltenden Eifers, wie bisher, sich selbst überlassen bleiben würden, auch ihre Intriguen und Anschläge bald zu Schanden werden müßten.

(Der Beschluß folgt.)

John Bull — Johann Ochs.

Seit wie lange die englische Nation den Beinamen John Bull führt, läßt sich minder bestimmt nachweisen, als daß sie denselben ihrem Lieblingsgerichte, dem roast-beef schuldet. Beide sind Sachen des Mundes, und daß die Küche einen Namen geliefert, ist England nicht eigenthümlich. Wir Deutsche identificiren die Engländer mit Rinderbraten. So dürfen wir es ihnen nicht verargen, daß sie uns mit Sauerkraut identificiren. Der Irländer ist Eins mit seiner Kartoffel, der Schotte mit seinem Haggis, der Franzose mit seinem Fricassée, der Italiener mit seinen Maccaroni. Und inwiefern die Materie der Nichtmaterie Ausdruck und Bedeutung geben kann, steht kaum zu leugnen, daß jedes dieser nationellen Gerichte die betreffende Nation charakterisirt. Auch sage ich damit durchaus nichts Neues. Der berühmte Abernethy hat eine Abhandlung geschrieben über die untrennbare Sympathie zwischen Kopf und Magen, und es ist längst behauptet worden, daß, wer Bier trinke, Bier schreibe. Ist nun aber genannter Ochsen-Beiname ein Zeitgenosse des roast-beef, so kann er nicht über 200 Jahre alt sein, denn so alt ist das Zinsbuch von Battle-Abbey, und da kommt Front-de-boeuf zum ersten Male als sobriquet vor. Sollte indessen Hr. Maule, Verfasser einer merkwürdigen „Heraldik der Fische", die Literatur mit einer gleich merkwürdigen Heraldik der Vierfüße bereichern, so ist es möglich, daß er den Ochsen noch fester an den Hörnern packt, und ich will im voraus darauf verzichten, gegen ihn in die Schranken zu treten.

Ehe noch Rinderbraten auf der Tafel eines englischen Königs erschien, mag er in der Klosterküche ein Luxusartikel gewesen sein. Die Unermüdlichkeit der englischen Mönche für geistiges und leibliches Wohl ist noch heute Sprüchwort, und das britische Museum in London besitzt ein dickes Manuscript von den Wunderthaten des vinum theologicum. Da überdies Jedermann weiß oder zufällig nicht weiß, daß Wildpret ihre grande piece de résistance war, so finde ich es nicht unglaublich, daß sie dem Rinderbraten nicht widerstehen konnten; denn der Streich, welchen König Heinrich dem ekeln Abt von Reading spielte und wodurch er ihm das Rindfleisch wieder schmackhaft machte, war gewiß nur ein lustiger Schabernack. Jedenfalls konnte von den 160 Gallonen Senf, welche ein Graf von Northumberland und dessen Räthe jährlich eigenhändig fabricirten und eigenmündig verspeisten, nur der kleinere Theil mit Rindfleisch consumirt werden, indem der Genuß eines gekochten Rückenstücks damals lediglich an Fleischtagen erlaubt war. Erst in den lustigen Tagen oder vielmehr Nächten des zweiten Karl erschien ein gebratenes Lendenstück auf der königlichen Abendtafel, — Abendtafel sage ich, denn Karl's Cabinetdiners waren ungeheuer erbärmliche Affairen: erster Gang eine Schöpskeule, junge Hühner und Lerchen; letzter Gang Sardellen und Krabben, und der Premierminister hatte Recht zu murren, daß ihm blos die Wahl geblieben zwischen dem Ausnutschen eines Marksknochens und Karl's „bester Universalbrühe in der Welt", bestehend aus Petersilie, geröstetem Brote, Weinessig, Salz und Pfeffer. Als eine Curiosität erwähne ich nebenbei, daß roast-beef und God save the King aus ziemlich derselben Zeit datiren. Dr. John Bull, Mitglied der königlichen Kapelle unter Jakob II., war der Componist.

Wie nun aber auch und in welchem Jahre die englische Nation den Beinamen John Bull erhalten haben möge — seit vielen Jahren gehört er zur Charakteristik des Engländers. Irre ich nicht, so war es Arbuthnot, der die Launen seiner Landsleute vom Steigen und Fallen des Wetterglases abhängig machte, die Veränderlichkeit derselben unter den Einfluß der Witterung stellte. Die Sache läßt sich hören, und da es kein Land der bewohnten Erde gibt, das mehr Tage zählt als England, die man gemächlich im Freien zubringen kann, so ließe sich hierin der Grund entdecken, warum John Bull's Gemüth des Wohlwollens voller ist als irgend eins. Der Sonnenschein ungeheuchelter Liebe wärmt stets sein Herz, und ob ein noch so rauhes Äußere seine schönen Gefühle bedecke, die Umhüllung wahrt eine Perle von unschätzbarem Werthe, Sympathie mit dem Schwachen und edle Übung starker Tugenden.

Der Charakter keiner Nation hat so viele scharf markirte Züge wie der englische. Der vorspringendste ist John Bull's Freiheitsliebe, die das Recht anspricht, zu denken, zu reden, zu schreiben und zu thun, was ihm beliebt. Daraus ist allerdings großes Unheil erwachsen und die Blätter von John's Geschichte sind nicht rein von Bürgerblut. Doch rücken solche Beweise von Schwäche, oder vielmehr solche Verschwendungen von Kraft, wo das Physische das Moralische überwältigt, immer weiter auseinander, und ich zweifle nicht, daß John Bull Nachbarn hat, die zu Aufruhr und Empörung geneigter sind als er.

Eine andere und dies eine der schätzbarsten Eigenschaften John's ist seine Gerechtigkeitsliebe, jene Quelle der Anständigkeit unter den höhern, des ehrlichen Verkehrs in den niedern Classen. Diese, sowie seine Neigung, frisch von der Leber weg zu reden, werden durch eine seiner Zeitungen repräsentirt, die seinen Namen trägt — John Bull. Es war das ein glücklicher Gedanke ihres Begründers, des verstorbenen Theodor Hook, und der Gedanke ist gleich glücklich ausgeführt worden, ganz abgesehen, daß im 19. Jahrhundert der gute Erfolg eines Journals oft genug auf dem Namen seines Vaters beruht.

John Bull's Freiheits- und Gerechtigkeitsliebe verdient volle Anerkennung. Nur verfällt er gegen sich selbst in einen Widerspruch, der höchst lächerlich ist, d. h. lächerlich für Alle, die nicht darunter leiden. Er erlaubt Jemand, sein Schuldner zu werden. Kann aber dieser Jemand nicht zahlen, so sperrt er ihn ein und beraubt ihn dadurch der Gelegenheit, es je zu können. Sothanes legislative Geschwür zu heilen, hat er sich vor kurzem ein Gesetz gegeben, kraft dessen er einem Schuldner sein Besitzthum nehmen und ihn dann in die weite Welt laufen lassen kann, damit er wieder von vorn anfange. Unstreitig ist das besser, als einen Schuldner durch Gefängniß zum Verbrecher zu brandmarken. Aber eine häßliche Gesetzanomalie ist die, daß John Bull das Recht hat, Jemand sein Eigenthum zu nehmen, ihn eine Zeit lang einzusperren, ihn vor Gericht zu stellen, seine Fehler und Unglücksfälle der Welt kund zu thun und ihn dann in die weite Welt zu schicken mit einem Rufe, der wenig besser ist als der eines Betrügers. Regelmäßige Bankrotteurs sind in England die Aristokraten, die crême der Schuldner; blos Zahlungsunfähige sind die Canaille, der Bodensatz, und im Vergleich mit einem der Letztern ist einer der Erstern natürlich ein achtbarer Mensch. Solche Anomalien muß John ändern. Sie mögen Sicherheitspförtchen für Kerkermauern sein, aber sie sind auch klirrende Ketten für menschliche Herzen.

John Bull's Gefühl von Unabhängigkeit treibt ihn bisweilen zu Extremen, im Guten wie im Bösen. Sein Patriotismus ist wol im Ganzen reiner als der — seiner Nachbarn; doch kann er auch ebenso sehr Faction sein. Der Grund davon liegt in seinem ungeheuern Unabhängigkeitsstolze und die Wahrheit ist, daß er oft mehr Stolz als Unabhängigkeit besitzt — dies ein Beispiel, wo der Schatten stärker als der Kör-

per, dies eine Verkehrung der physischen Gesetze und daher ein moralischer Defect.

John und seine Familie haben

„Pride in their port, defiance in their eye",

und sowol dies als eine gewisse steife Zurückhaltung sind zu ungraziöse Züge, als daß Fremde sie übersehen sollten, und Fremde übertreiben gern. Ein Engländer, hat man gesagt, ist so wenig geneigt, in Gasthäusern, in Kaffeezimmern und an öffentlichen Vergnügungsorten mit ihm Unbekannten zu sprechen, daß, wenn sie ihn anreden, er irgend eine verdächtige Absicht auf seine Börse oder seine Dignität argwohnt, und antwortet er nicht geradezu grob, so antwortet er doch höchst kühl. Ein Franzose und jeder andere Europäer plaudert willig und ohne Bedenken mit Jedem, der ihm in den Wurf kommt. Aber wie eine Schnecke zieht der Engländer sich vor jeder äußern Berührung zurück und wirkt auf den ihn umgebenden Geist der Heiterkeit wie Wasser auf Feuer. Zum Theil ist das Folge seines Stolzes; doch entsteht es auch zum Theil daraus, daß er später, als es auf dem Continente üblich, in die Gesellschaft eingeführt wird. Englische Ältern schicken ihren Sohn auf eine entlegene Schule; die Schule ist eine kleine Republik und der Knabe muß sich selbst helfen. Ein französisches Bürschchen verkehrt unter der Obhut seiner Mama mit lustigen, fashionablen Leuten. „Mich dünkt", hat ein amerikanischer Beobachter bemerkt, „daß die abstoßenden Manieren der Engländer gegen Fremde einigermaßen das Resultat des englischen Gesellschaftszustandes sind. Das Zusammengedrängte der dortigen Bevölkerung setzt sie unaufhörlichen Belästigungen aus von impertinenten, zudringlichen, hinterlistigen Menschen, und im Auslande bedienen sie sich vielleicht des Hochmuths als Schutzwehr gegen ähnliche Erscheinungen. Wenigstens dünkt mich das schon deshalb eine natürliche Erklärung, weil von dem Augenblicke an, wo man aufhört, einem Engländer als Fremder gegenüber zu stehen und von ihm als Gast betrachtet wird, es eine frankere und herzlichere Behandlung nicht geben kann." Im Allgemeinen mag das richtig sein; doch ist es auf der andern Seite nicht minder wahr, daß in Konstantinopel ein Engländer Sherbet mit einem Fremden trinkt, den er in England in einem Kaffeehause nicht ansehen würde.

Seien wir indessen billig und räumen ein, daß der Engländer einigen Grund, einige Entschuldigung für seinen Stolz hat, ja daß er in manchem europäischen Staate kaum umhin kann, ein gewisses Gefühl der Superiorität zu empfinden. Er sagt und darf sich sagen, daß er Mitglied jenes großen Reichs ist, zu welchem Europa voll Achtung aufblickt; daß sein Vaterland den Dreizack schwingt, mindestens die Meere beherrscht, welche die alte Welt begrenzen. Großbritannien besitzt den Schlüssel zum mittelländischen Meere, beaufsichtigt den Handel von Indien, ist dort Herrscher. Die Sonne geht in seinen Gebietstheilen nicht unter und Goldströme fluten nach England, Englands Reichthum zu mehren. Auch darf der Engländer sich etwas darauf zugute thun, daß Shakspeare, Newton und tausend Männer seine Landsleute sind, deren Namen überall gewaltig oder silberrein wie Glocken klingen. Selbst einen Theil des Ruhmes darf er sich anmaßen, der bei Blenheim, auf dem Nil und bei Waterloo gewonnen worden, nicht zu erwähnen, daß nach der Meinung eines englischen Dichters der Ehrgeiz eines bescheidenen Menschen sich damit begnügen kann,

„That Wolfe's great name 's contemporal with his own,
And Chatham's language is his mother tongue."

John's Geneigtheit, seine eigenen Verdienste und die Stellung seines Vaterlandes hoch anzuschlagen, veranlaßt ihn bisweilen, fremde Verdienste zu unterschätzen. Doch wird dieser Fehler oft zu schwarz gefärbt. In einem deutschen Lustspiele sagt ein carikirter Engländer: „God damn, alle Ausländer sind Narren oder Esel." Das sagt kein geborener Engländer. So drücken sich nicht einmal die Personen in Colman's „John Bull" aus, obschon sie hart an der Grenze der Caricatur stehen und dem Dichter das zu verzeihen war, da er sein Stück zu einer Zeit schrieb, wo England mit Frankreich im Kampfe lag und es darauf ankam, die englischen Herzen zu stählen. Dibdin's Lieder haben in mancher blutigen Schlacht die englischen Matrosen begeistert, aber von Narren und Eseln wissen Dibdin's Lieder nichts. Nach geschlossenem Frieden verbreitete sich John Bull mit seiner zahlreichen Sippschaft über den Continent und es ist möglich, daß er hier und da mit etwas Neid und einiger Eifersucht betrachtet wurde. Aber wenn John Bull im Auslande fremdes Verdienst selten anerkennt, so schweigt er doch stets von seinem eigenen; Ruhmrederei gehört nicht zu seinen Schwächen.

John's Reiselust ist sicher ebenso alt wie sein Beiname. Haben ihn auch von Zeit zu Zeit Kriege in seiner Insel eingeschlossen, so hat er doch nie die Gelegenheit versäumt, herauszukommen. Das beweisen seine Unternehmungen, seine Eroberungen. Weil er aber ein reicher Mann ist, haben viele von Denen, die in allen Ländern davon leben, daß sie Fremde „einnehmen", seine Börse für gesetzmäßige Beute gehalten, und daher John Bull's Haß gegen Bevortheilung. Er will lieber einen Silbergulden wegwerfen, als einen Kupferkreuzer zu viel bezahlen, und dieser Geist des Widerstandes ist ein Wahrzeichen des John Bullismus. Vielleicht auch, daß John bisweilen den Magnifico gespielt und sich dadurch selbst die Ruthe aufgebunden hat. Dann tritt aber wieder seine Gerechtigkeitsliebe ins Mittel. In dem Maße er willig zahlt, was recht ist, mag er schlechterdings nicht bezahlen, was unrecht ist. Statt ihn deshalb zu tadeln, sollte man ihn loben. Diese Seite des John Bullismus ist eine Tugend und zwar eine sehr gewichtige.

Um über John Bull nicht ein Mehres zu sagen, schließe ich mit der Bemerkung, daß bei allen Plaudereien über Nationalcharakter jeder Nation Das zum Fehler angerechnet zu werden pflegt, was ein Fehler des gesammten Menschengeschlechts ist. 18.

Notiz.

Das Collegium der Propaganda zu Rom nahm im Mai 90 Zöglinge auf, hierunter 5 Chinesen, 10 Chaldäer, 6 Armenier, 4 Georgier, 5 Syrier, 5 Maroniten, 4 Ägypter, 9 Griechen, 5 Albanesen, 3 Bulgaren, 1 Illyrier, 3 Walachen, 4 Deutsche, 6 Holländer, 4 Engländer, 5 Schotten, 5 Irländer und 6 Amerikaner. Wer sechs Monate Zögling des Instituts ist, muß sich durch einen Eid für Missionen in die Fremde verbindlich machen. Die gewöhnliche Studiendauer beträgt zehn Jahre, wird aber häufig abgekürzt. Wenn der Zögling seine Studien vollendet hat, so tritt er in den Priesterorden ein und wird mit Mitteln versehen, nach seinem Heimatlande zurückzukehren. Wird er in ein fremdes Land geschickt, so muß man erst seine freie Zustimmung erlangen. Von jedem in Europa wohnenden Missionnair wird eine jährliche Berichterstattung verlangt, von jedem Missionnair außerhalb Europas alle zwei Jahre. Viele von diesen Missionnairen haben in ihrem Geburtslande Schulen errichtet, welche gut gedeihen; sechs derselben befinden sich in Ägypten, vier in Illyrien, andere in Albanien und auf den Inseln des Archipelagus. Die Einkünfte dieses Instituts belaufen sich jährlich auf 80,000 Scudi, wovon der Papst 24,000 als Zuschuß gibt. Die jährlichen, für ausländische Missionen aufgewandten Kosten sollen sich, laut den „Annali di statistica", auf 18,000 Scudi belaufen, dürften jedoch zu gering angeschlagen sein. Als Beiinstitute der Propaganda gibt es noch mehre Collegien in Rom. Das deutsche Collegium, auf Ansuchen des Ignaz von Loyola vom Papste Julius III. gestiftet, ist auf 158 Zöglinge berechnet. Die englischen, schottischen und irischen Collegien enthalten ungefähr 90, das armenische Collegium 15 Zöglinge. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 308. — 4. November 1842.

Griechenland.

(Beschluß aus Nr. 307.)

Im sechsten und letzten Abschnitte über den griechischen Staat wirft der Verf. flüchtige Blicke auf die gegenwärtigen Staatsverhältnisse Griechenlands und auf seine Anwartschaft an die Zukunft. Wie flüchtig auch diese Blicke sein mögen, so genügen sie doch, um über Griechenlands Zukunft, wenn nicht Stürme von außen den jungen Staat erschüttern, ehe er selbst stark genug ist, auch nach außen selbstthätig aufzutreten, vollkommen zu beruhigen; und gern vertrauen wir namentlich hier dem Verf. und seiner durch längere Beobachtung der dortigen Verhältnisse und Zustände begründeten Überzeugung. Auf lehrreiche Weise verbreitet er sich hier über die Parteiungen in Griechenland, über hervorragende Persönlichkeiten der griechischen Revolution, namentlich über solche Personen, die nach dem J. 1833 noch unter den Lebendigen waren, deren Charakteristik, wenn auch oft nur in kurzen Zügen, doch in interessanter und treffender Weise gegeben wird, wennschon wir im Einzelnen erinnern möchten, daß Kolokotronis und Mavrokordatos, namentlich Letzterer im Verhältnisse zu den politischen Intriguen, deren er als Haupt der englischen Partei vielfach sich schuldig gemacht, zu günstig beurtheilt werden; ferner über Das, was die bairische Regentschaft in Griechenland in den einzelnen Zweigen der Verwaltung gethan und vorbereitet, indem er deren Maßregeln bald rechtfertiget, bald tadelt, dabei jedoch bemerkt, daß die selbst hierunter begangenen Irrthümer durch die der neuern Organisation zu Grunde liegenden Keime lebendiger Entwickelung überwogen würden; endlich über die Regierung des Königs selbst. Mit Recht erklärt sich auch der Verf. gegen sofortige Einführung einer Repräsentativverfassung in Griechenland; dessenungeachtet hat die Regentschaft sich bestrebt, den Grund zu ihrer dereinstigen Entwickelung durch freie Gemeindeverfassung zu legen; und durch die neuerdings ausgeführte Errichtung von Districtsräthen, als der zweiten Stufe gegliederter Körperschaften des Gemeinwesens, wird der erstern Stufe, der der Gemeindeverwaltung, ein fester Anhalt gewährt werden, wie denn auch diese Errichtung von Districtsräthen dazu dienen wird, den Sinn für wohlgeordnete Gemeinschaft mehr und mehr zu wecken und auszubilden. Darauf kommt es zunächst auch in Griechenland an, und auch sonst können dort die Nachwehen der frühern Zustände nur in dem Maße aufhören, in welchem die Gliederung der neugeschaffenen Körperschaften sich entwickelt und feststellt und freies Eigenthum, Wohlstand und Unterricht, damit aber Selbständigkeit sich weiter verbreiten und fester begründen. Der Verf. verkennt die Schwierigkeiten keineswegs, die sich Griechenlands rascher Entwickelung zu schöner Zukunft entgegenstellen, und er unterläßt es nicht, unter diesen Schwierigkeiten auch der Zügellosigkeit der Presse zu gedenken, welche letztere, selbst wenn Das, was ängstliche Gemüther von der Preßfreiheit in Griechenland befürchtet haben, nicht eingetroffen ist, dennoch mittels der Zeitblätter den Parteigeist immer von neuem angefacht, sehr fähigen und wohlgesinnten Ministern und andern Oberbeamten es unmöglich gemacht, im Amte zu bleiben, auf diese Weise den raschen Wechsel hervorgerufen, der auf die Verwaltung, vorzüglich eines noch in der Entwickelung begriffenkn Staates störend einwirken muß, und das Ausland zu Vorurtheilen über den gegenwärtigen Zustand des Landes veranlaßt hat, welche auf dieses wiederum nachtheilig haben zurückwirken müssen. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß diese öffentlichen Blätter Griechenlands weder als Organe der Volksgesinnung betrachtet werden können, noch daß sie diese selbst beherrschen; wie denn wiederholt anerkannt werden muß, daß, was die angeblich in Griechenland herrschende Unsicherheit und das in öffentlichen Blättern geschilderte Raubsystem anlangt, dies einerseits gar nicht vorhanden ist, andererseits das Volk, ohne selbst raubsüchtig zu sein, vielmehr die Regierung bei Handhabung der Sicherheitspolicei kräftig unterstützt hat. Das Volk, die Nation ist diesem Allen, den Parteistreitigkeiten und den öffentlichen Ruhestörungen, von Anfang an fremd geblieben und hat sich vielmehr der Regierung für die Interessen der Ordnung innig angeschlossen, weshalb denn auch von diesen Ruhestörungen, wie sie in der letzten Zeit von geringerer Bedeutung gewesen sind, und insofern sie sich wiederholt erneuern sollten, um so weniger zu fürchten ist, daß sie das Königthum gefährden oder untergraben könnten. Als um so sicherer dürfte hiernach auch die Hoffnung erscheinen, die der Verf. mit Zuversicht, welche sich auf Kenntniß der Verhältnisse

gründet (S. 288), ausspricht, daß der griechische Staat, wenngleich nicht raschen, doch sichern Schrittes auf der Bahn der Entwickelung fortschreiten werde. Er gründet seine Zuversicht auf die Überzeugung von der jugendlichen Frische des Volks, von seinem geistigen Bildungstriebe, den unentfalteten, keineswegs abgestorbenen Keimen des religiösen und sittlichen Lebens in ihm; auf die Erwägung der glücklichen Handelsverhältnisse und des Geschicks der Griechen, sie zu benutzen; auf ihre Sparsamkeit, ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit; auf die Bürgschaft, welche die festeingewurzelte Liebe des Volks zu seinem Könige mit sich führt, eine Liebe, die, wie sie den Muth und die Kraft des Fürsten immer von neuem beleben muß, so zugleich Zeugniß ablegt vom unverderbten Sinne der Griechen für lauteres Wohlwollen, Reinheit des Gemüths und unbestechliche Gerechtigkeit. Welche Wünsche übrigens der Verf. in dieser Hinsicht für Griechenlands Zukunft hegt und unter welchen Bedingungen er dieselbe von innen für gesichert erachtet, darüber spricht er sich im Einzelnen auf eine, Seiten der griechischen Regierung und des griechischen Volks volle Beachtung und werkthätige Berücksichtigung verdienende Weise aus.

Als verbindendes Mittelglied zwischen dem Osten und Westen — heißt es S. 299 — in seiner zahllosen Menge von Buchten und guten Häfen, in seinen eigenthümlich günstigen klimatischen Verhältnissen, in der Ausdauer, der Gewandtheit und Sparsamkeit seiner Bewohner besitzt Griechenland die Gewährleistung für eine, wenn nicht rasch sich entfaltende, so desto nachhaltigere Blüte, und für ihre Zeitigung; dazu — welche Hülfsmittel in seinem ausgedehnten Staatseigenthum! Und was die von Vielen gewünschte und gefoderte, durch gewisse nothwendige Rücksichten gebotene Ergänzung des griechischen Staats durch den Erwerb von Thessalien, von Kreta und andern überwiegend griechischen-Gebietstheilen des mehr und mehr verfallenden türkischen Reichs anlangt, so erkennt der Verf. am Schlusse seiner „Mittheilungen" den leitenden Finger der göttlichen Vorsehung, die den Freiheitskampf der Griechen so wunderbar mit Erfolg gekrönt und das neue Königreich begründet hat, auch darin, daß dem neuen Reiche Zeit gegönnt wird, sich innerlich zu gestalten und immer mehr zum geistigen Lebensprincip der griechisch Redenden sich auszubilden, bevor es zu einem neuen Kampfe der Entscheidung kommt. Geschieht Ersteres und kommt es dann zu diesem entscheidenden Kampfe, so hat das neue, zum kräftigen Jünglingsalter herangediehene Reich diesen Kampf der Entscheidung, wenn nicht Alles trügt, nicht zu fürchten!

Was das „Handbuch für Reisende in Griechenland" anlangt, von dessen beiden Herausgebern der eine, Ferd. Aldenhoven, während des Drucks des Buchs (nach Th. 1, S. IX) in Athen gestorben ist, so können wir uns darüber hier kurz fassen. Gewiß ist es einerseits, daß durch dasselbe einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen wird, einem Bedürfnisse, das bei den jetzt so sehr erleichterten Reiseverbindungen mit Griechenland um so stärker sich geltendgemacht hat; andererseits aber, daß Hr. Dr. Neigebaur, da er schon ähnliche Reisehandbücher nicht ohne Glück bearbeitet hat, auch zu dieser Arbeit als wohl befähigt angesehen werden kann, zumal er, was freilich jedenfalls erfoderlich gewesen, das Land selbst wenigstens theilweise bereist, übrigens nach seiner Mittheitheilung (Th. 1, S. 2) viele bisher noch unbekannte statistische Notizen über dasselbe durch die Unterstützung der griechischen Regierung erhalten hat, wie denn auch der vorgenannte Aldenhoven Griechenland aus zehnjährigem Aufenthalte kennen gelernt hatte. Die Absicht Beider bei Herausgabe dieses „Handbuchs" ging dahin, in demselben allen Denen, die Griechenland mit Nutzen auf längere oder kürzere Zeit sehen wollen, einen Führer zu diesem Zwecke an die Hand zu geben; indeß hatten die Herausgeber dabei nicht gerade solche gelehrte Reisende, die eine wissenschaftliche oder gelehrte Absicht bei der Reise haben, sondern nur Reisende von allgemeiner Bildung vor Augen (Th. 1, S. VIII u. S. 1, 8 u. 11). Zu diesem Zwecke wollten sie im ersten Theile des „Handbuchs" Alles zusammenstellen, was zur vorbereitenden Kenntniß des Landes und zur Entwerfung des Reiseplans nothwendig ist, und was jeder gebildete Reisende von Griechenland wissen muß, um mit Nutzen reisen zu können, oder wovon er auch während der Reise Kenntniß sich zu verschaffen wünscht; der zweite, besondere Theil dagegen sollte die Beschreibung der einzelnen Orte und anderer für den Reisenden von Bildung sehenswerthen Gegenstände enthalten, welche derselbe im Innern des Landes berührt, zum Gebrauch an Ort und Stelle alphabetisch geordnet (S. VII u. VIII). Dabei sollte nicht allein das gegenwärtige, sondern auch das alte und mittelalterliche Griechenland, wennschon jenes natürlicherweise zunächst, berücksichtigt werden; indeß möchten wir gleich hier den Tadel aussprechen, daß das rechte Verhältniß hierbei nicht gehörig beobachtet und bisweilen auf das alte Griechenland, auch in Beziehungen, wo letzteres auf Verhältnisse des gegenwärtigen keinen weitern Einfluß hat, und namentlich in einem für „Touristen von allgemeiner Bildung" zu hohen Grade, ungebührlich Rücksicht genommen worden ist. Auch sonst ist das rechte Maß nicht immer, wie nothwendig war, gehalten worden, indem sich hin und wieder zu viele Details finden, die sich mit dem Zwecke eines Reisehandbuchs gerade nicht vertragen dürften, wennschon sie, besonders für manche Reisende, nicht ohne Interesse sein mögen. Gerade bei einem Reisehandbuche kommt es vor allen Dingen darauf an, die Grenze zwischen Zuviel und Zuwenig streng zu beobachten und sich nur auf Das zu beschränken, was im Verhältnisse zu dem erkannten Zwecke nothwendig ist. Es kann durchaus nicht geleugnet werden, daß aus dem vorliegenden „Handbuche für Reisende in Griechenland" für solche Reisende, für welche es zunächst bestimmt ist, und auch wol für Andere, die die Herausgeber nicht bestimmt vor Augen gehabt haben, Vieles, sehr Vieles gelernt werden könne, selbst für den Zweck, zu dem es bestimmt ist; aber wir finden hier zu Viel für diesen Zweck, und dies noch dazu nicht in zweckmäßiger Ordnung und Zusammenstellung, daher auch hier und da störende Wiederholungen sich finden; und im Einzelnen wäre Manches zu berichtigen und nachzutragen. Indeß machen wir den Herausgebern damit keinen Vorwurf; bei einem

Buche dieser Art, dem ersten über diesen Gegenstand, ist Vollständigkeit kaum zu verlangen, vielmehr dürfte sie erst nach und nach, und wenn die Hülfsmittel selbst weniger mangelhaft sind, zu erlangen möglich sein; im Übrigen unterlassen wir es hier, Belege für jene Bemerkung im Einzelnen zu geben, und beschränken uns in dieser Hinsicht nur darauf, zu bemerken, daß namentlich die im ersten Theile (S. 425 fg.) gegebene Nachweisung der wichtigsten Schriften zur Kenntniß Griechenlands in verschiedenen Beziehungen mangelhaft ist. Hier, wie anderswo nach dem bereits Bemerkten, haben die Verf. auf Griechenland allein, das doch der Gegenstand ihres Reisehandbuchs ist, sich nicht beschränkt, haben Altes und Neues, die verschiedenartigsten Schriften, auch wenn sie auf das neue Griechenland sich weiter nicht beziehen, und ohne immer deren Hauptinhalt näher anzugeben, was wenigstens wünschenswerth gewesen wäre, zusammengestellt. Ebenso sind in dem zweiten Theile, der eine Art neuer Geographie von Griechenland, mit Beimischung von Geschichte, Archäologie, Statistik u. s. w. ist, die Grenzen, wie sie von dem Zwecke des Reisehandbuchs geboten waren, namentlich auch die Grenzen des Königreichs Griechenland selbst, hier und da überschritten worden, und wenigstens nicht immer möchten wir uns mit dem Grunde, warum dies geschehen, einverstanden erklären können. Was die Rechtschreibung griechischer Ortsnamen anlangt, so können wir den im ersten Theile (S. IX) ausgesprochenen Grundsatz nur billigen, diese Namen so zu schreiben, wie sie „am gewöhnlichsten in Griechenland selbst genannt werden". Und zwar nicht blos zur Bequemlichkeit des Reisenden, sondern auch deshalb, weil es sich so gehört und man die Eigennamen eines Landes und Volks in der Regel so spricht, wie das Volk sie spricht, und sie darnach auch schreibt. Allein ebendarum hätten die Verf. sich hierbei nicht allein auf Ortsnamen beschränken, sondern dies auch auf Personennamen ausdehnen sollen; sie haben jedoch das Eine und Andere wenigstens nicht consequent gethan, und es findet sich z. B. Monembasia (statt Monemwasia), Nauplia (statt Navplia) u. s. w., sowie Peter und Pietro Mavromichalis (statt Petros Mavromichalis), Demeter Ypsilantis (statt Dimitrios Ypsilantis) u. s. w., wenn nicht etwa hierunter Druckfehler anzunehmen sind, woran es überhaupt nicht fehlt. Im Übrigen sollte man sich endlich entschließen, sowol die Endungen griechischer Eigennamen nicht lateinisch mit us, sondern griechisch mit os zu schreiben, als die italienischen Endungen der griechischen Eigennamen auf o statt os, auf a statt as u. s. w. zu verbannen. Auch wäre es hier gut gewesen, bei den griechischen Eigennamen mittels eines Zeichens, wie dies Brandis gethan, anzugeben, auf welcher Sylbe der Ton ruht, was zu wissen für Reisende im Lande selbst durchaus nicht gleichgültig ist, namentlich insofern es dabei um Ortsnamen sich handelt.

Um übrigens unsere oben ausgesprochene Meinung in der einen und andern Beziehung zu rechtfertigen und zugleich den Inhalt des ersten Theils dieses Handbuchs näher zu charakterisiren (in Betreff des zweiten Theils ist dies nach Obigem weiter nicht nöthig), bemerken wir noch, daß dieser erste Theil, nach einer Einleitung, die ein ziemlich treues Gesammtbild von Dem gewährt, was der Reisende in Griechenland findet, eine Anleitung zum Reisen in Griechenland, sodann eine geschichtliche Übersicht des Königreichs Griechenland von den ältesten Zeiten an, nebst einer allgemeinen Beschreibung und einer Zusammenstellung der Erzeugnisse desselben, enthält, hierauf über die Bewohner Griechenlands (dabei auch über die Literatur der alten Griechen, zu ungenügend aber über die der Neugriechen), dessen Verfassung, Eintheilung des Landes, Verwaltung des Staats, Rechtspflege, Verwaltung der Finanzen und des Innern, sowie der auswärtigen Angelegenheiten, über die bewaffnete Macht, den Handel, die Gewerbthätigkeit und den Landbau Griechenlands, dann über das Reisen nach Griechenland sich verbreitet, literarische Nachweisungen gibt, in einem Anhange Vorschläge zur Bereisung Griechenlands macht, endlich in einem Nachtrage über das neue Briefporto sich ausspricht.

Die Reisenden in Griechenland, deren Zahl immer mehr zunimmt, werden das vorliegende Reisehandbuch vielfach benutzen und den Verf. die Herausgabe desselben danken; wir aber wünschen, daß dem übriggebliebenen der beiden Herausgeber Gelegenheit und Muße zu Theil werde, das „Handbuch" für das Publicum immer mehr zu vervollkommnen. 25.

Neue polnische Literatur.

1. Rocznik towarzystwa naukowego krakowskiego. Poczet nowy. Mit dem Bildnisse des Georgius Sanocensis. Erster Band. Krakau 1841.

Mit diesem Bande hat der mit der Jagellonischen Universität zu Krakau verbundene wissenschaftliche Verein eine neue Reihe seiner Jahrbücher begonnen. Sie wird eröffnet durch eine Übersicht der Thätigkeit dieses Vereins während der Jahre 1816 bis Ende 1839. Der Verein trat zur Zeit zusammen, als Krakau eine neue politische Existenz erlangte, am 25. Febr. 1816 fand die erste Sitzung unter dem Präsidenten Litwinski statt, und seitdem bis Ende 1839 wurden 83 öffentliche und 132 gewöhnliche Sitzungen gehalten. Anfangs bestand der Verein aus 40 Mitgliedern, gegenwärtig hat er 250, von denen 94 Ehrenmitglieder, 160 Correspondenten und 76 wirkliche Mitglieder sind. Von den 292 Abhandlungen, die von dem Vereine ausgingen, sind 103 gedruckt, sie befinden sich in den 15 Bänden der nun geschlossenen ersten Reihe der Jahrbücher des Vereins, von denen der letzte Theil 1833 erschienen ist. Seitdem erlaubte der finanzielle Zustand des Vereins den Abdruck der Abhandlungen nicht mehr. Der Hauptzweck des Vereins ist, wie es im Statute heißt, „zur Verbreitung der Wissenschaften und schönen Künste beizutragen". Er besteht aus vier Sectionen, einer theologischen, juristischen, medicinischen und philosophischen. Unter den veröffentlichten Abhandlungen sind die historischen auszuzeichnen, die wenigsten sind theologischen Inhalts. Dieser Übersicht folgt ein interessanter Aufsatz vom Professor Wiszniewski über Gregor von Sanok, einem der klarsten Menschen, den Polen im 15. Jahrhundert hervorgebracht hat, und der, wenn er mit mehr Muth und Kraft den Vorurtheilen der scholastischen Philosophie entgegengetreten wäre, diese schon damals um ihre allgemeine Geltung hätte bringen können.

Besonders auffallend ist, daß, wie Wiszniewski ausführt, viele von Gregor's Ansichten mit den Philosophemen des zwei

Jahrhunderte später lebenden Baco von Verulam überrinstimmen. Von niedriger Herkunft entsprossen, entlief Gregor im zwölften Lebensjahre seinem Vater, trieb sich darauf lange Jahre in Deutschland umher, erwarb sich mannichfache Kenntnisse und war einer der Ersten, der die lateinischen Classiker in Krakau erklärte. Seine Vorlesungen über Virgil's bukolische Gedichte machten daselbst so großes Aufsehen, daß er zum Magister creirt wurde. Nach mancherlei Schicksalen stieg er bis zum Erzbischof von Lemberg und starb als solcher 1479. Seine Schriften sind fast sämmtlich verloren gegangen. Viele seiner Meinungen, voll Scharfsinn und Witz, finden sich in seiner von Callimach, einem seiner Zeitgenossen, verfaßten Lebensbeschreibung. Weiter findet sich in vorliegender Sammlung eine gelehrte und geistvolle Abhandlung des Professors der classischen Literatur an der Universität, Trojanski, „Über die Ideen in der Mythologie der Griechen und Römer", dann eine Lebensbeschreibung des Erzbischofs von Mohilew, Stanislaus Bohusz Siestrzencewicz (geb. 1731, gest. 1826), der sich vornehmlich durch seine umfassenden „Recherches sur l'origine de la nation slave" bekanntgemacht hat. Aus einer dissidentischen Familie im Kreise Wolkowysk entsprossen, begab er sich noch sehr jung 1743 nach Deutschland und trat hier in das preußische Heer unter dem Commando des Herzogs Leopold von Dessau. Verwundet ward er nach Berlin gebracht, wo er durch einen Geistlichen zum Katholicismus überzutreten bewogen ward. Darauf studirte er in Frankfurt a. d. O. Philosophie und durchreiste England, Frankreich und Italien. Im J. 1763 ließ er sich in Warschau zum Priester weihen und erwarb sich besonders die Gunst der Fürsten Radziwill und Sapieha. Nachdem er eine Zeit lang Administrator des wilnaer Bisthums gewesen war, erhob ihn Katharina II. 1783 zum Erzbischof von Mohilew. — Es folgen nun medicinische, juristische und naturhistorische Aufsätze, darunter anziehende von Dr. Ludwig Zeischner. Den Schluß der Sammlung bilden „Denkschriften zur Geschichte der krakauer Universität", mitgetheilt von dem gelehrten Bibliothekar Muczkowski, welche für die Literaturgeschichte äußerst wichtig sind. Die Bibliothek der Jagellonischen Universität besitzt unter vielen schätzbaren Manuscripten mehre Volumina, die bis auf die Eröffnung dieser Hochschule im J. 1400 zurückgehen. Es sind 1) „Metrica studiosorum", die von der Eröffnung bis 1508 reichen. Sie sind nicht nur für Polen, sondern auch für Deutsche, Schweden und Dänen von großer Wichtigkeit, da sich viele berühmte Landesgenossen derselben hier verzeichnet finden. 2) „Statuta facultatis philosophicae", von 1406 beginnend, eine Reihe von Beschlüssen, aus denen man den Zustand der Universität genau kennen lernt. Diese werden hier vollständig in lateinischer Sprache mitgetheilt. 3) „Metrica promotionum", vor 1404 beginnend. Sie enthält das Verzeichniß der Personen, welche bis 1541 gelehrte Grade in der philosophischen Facultät erhalten haben. Es wäre wünschenswerth, wenn beide „Metricae" ebenfalls veröffentlicht würden.

2. Rękopisma *Marcina Radymińskiego* opisał i wiadomość o historyografach szkoły Jagiellońskiej skreślił *Józef Muczkowski*. Krakau 1841.

Die Universität Krakau, einst so reich an berühmten Lehrern, entbehrte doch in den drei ersten Jahrhunderten nach ihrer erneuten Stiftung durch Wladyslaw Jagello, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, eines Geschichtschreibers, der ihren Ursprung, ihre Glanzperiode und ihren Einfluß auf die Bildung zu zeichnen für werth geachtet hätte. Noch auffallender ist, daß, als Martin Radyminski, der als Lehrer an der Universität dieser in der schweren Zeit der Schwedenkriege mit größter Aufopferung die wichtigsten Dienste leistete und 1664 starb, gegen das Ende seines Lebens die Namen so vieler ausgezeichneter Männer der Vergessenheit entriß und seine höchst schätzbaren Nachrichten über die alterthümliche Anstalt zusammenbrachte, sich Niemand fand, der das begonnene Werk fortgesetzt oder nur der Beachtung gewürdigt hätte. Vielleicht wäre auch Radyminsky's Name mit seinen Werken der Vergessenheit anheimgefallen, hätte nicht Soltykowicz, der Verf. des gelehrten Werkes über die krakauer Akademie, sein Andenken zu Ehren gebracht. Die Manuscripte Radyminski's, welche gegenwärtig in der krakauer Universitätsbibliothek aufbewahrt werden und über welche der Bibliothekar Muczkowski in vorliegender Schrift ausführliche Nachrichten mittheilt, sind folgende: 1) „Fastorum studii generalis almae Acad. Cracov." (7 Thle.). Bandtke hat dieses Werk gering geachtet, doch enthält es eine sehr beachtungswerthe Reihe von 72 Lebensbeschreibungen berühmter Männer, welche auf der krakauer Akademie zu gelehrten Graden befördert worden sind. Auch befindet sich darin eine Beschreibung der schmählichen Hinrichtung des Lehrers Franz Wolski, welche 1567 trotz der Protestation des Capitels und der Akademie auf Befehl des Magistrats erfolgte. 2) „Annales almae Academiae Cracoviensis", mit 1347 beginnend, in vier Centurien getheilt. Auch dieses Werk hat Bandtke misachtend eine rudis indigestaque moles genannt; Radyminski verfährt zwar oft bei Aufnahme der Nachrichten über die Akademie ohne alle Kritik, doch enthält das Werk neben manchen Unrichtigkeiten höchst wichtige Aufschlüsse. 3) „Academia controversa seu Controversiarum Academiae Cracoviensis cum aemula societate Jesu in regno Poloniae de jure universitatis analecta." Die krakauer Akademie hatte im 17. Jahrhundert heftige Kämpfe mit den Jesuiten um das Recht des öffentlichen Unterrichts zu bestehen. Mehrmals versuchten diese in Krakau öffentliche Schulen zu errichten, doch nur in der kurzen Zeit von 1625—34 bestand eine Jesuitenschule in Krakau, sie mußte auf Befehl des Königs Wladyslaw IV. wieder geschlossen werden und spätere Bemühungen der Jesuiten blieben fruchtlos. Das Werk Radyminski's enthält nun viele höchst schätzbare Mittheilungen nicht nur über diese Streitigkeiten, sondern auch überhaupt zur Geschichte der Jesuiten in Polen. Die Protestationen der Landboten und Anderer, Briefe der Cardinäle Borghese, Montalto, des Generals der Jesuiten Aquaviva u. A. sind im Original darin enthalten. 4) „Ara gratiarum", eine minder wichtige Schrift über ein Epithaphium.

Der Herausgeber hat seine Nachrichten über diese Manuscripte mit vielen gelehrten Anmerkungen, die insbesondere viele Irrthümer über die krakauer Akademie berichtigen, begleitet. Beigegeben sind der Schrift auch die Biographien von 14 Historiographen der Akademie. Im J. 1621 stiftete nämlich Sebastian Petrycy, ein rühmlichst genannter Professor der Medicin in Krakau, die Stelle eines besondern Historiographen der Universität. Der erste Historiograph war Johann Petrycy, des Stifters Sohn, der eine bekannte polnische Geschichte geschrieben hat, dann bestand das Amt eines Historiographen mit mancherlei Unterbrechungen bis 1767. Nur von drei Historiographen, von Petrycy, von Bierzanowski (gest. 1693) und Temberski, der von 1647—56 schrieb, sind Nachrichten über die Universität vorhanden, von den Aufzeichnungen der Übrigen ist nichts auf uns gekommen, Manche mögen auch ihr Amt nicht eben treu verwaltet haben. 48.

Literarische Notiz.

Die Romane der Comtesse d'Ash sind längst in Deutschland bekannt und zum Theil auch schon übersetzt. Die Verf. dieser interessanten Romane, die sich besonders durch eine aristokratische Färbung auszeichnen, ist die Gräfin Cinq-Mars aus der alten Familie, die in der französischen Geschichte eine Rolle gespielt hat. Ihr neuester Roman „Les bals masqués" ist sehr interessant. Die Verf. des Romans „Un mariage du grand monde" (die Gräfin Molé, Gemahlin des Staatsmannes) läßt jetzt die Bearbeitung eines Romans von Allan Cunningham („Marie Lindsay") erscheinen, zu der der ehemalige Gesandte zu Petersburg, Baron de Barante, eine Einleitung geschrieben hat. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 309. — 5. November 1842.

Pascal's Leben und der Geist seiner Schriften, zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften, mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten von H. Reuchlin. Stuttgart, Cotta. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wir verdanken dieser Schrift eine Lebensdarstellung Pascal's, die sich von allen bisherigen so wesentlich unterscheidet, daß der Verf. mit Recht sagen darf, es habe bisher eigentlich noch keine existirt. Er hat sich nicht sowol den wissenschaftlich schöpferischen, mathematischen Geist zur Aufgabe gemacht, der sich zum Verdrusse Voltaire's der Übermacht seines Genies zu bedienen wußte, wie die Könige ihrer Macht, der nach den Worten seines Freundes Nicole geboren war, die Wissenschaft zu erfinden, nicht zu lernen; er wollte nicht jene umfassende, klare und lebhafte Intelligenz zeichnen, die mit unglaublichem Scharfblick in jedem Gegenstande das Verborgenste zu entdecken wußte, es ist vielmehr von diesem Allen nur beiläufig die Rede; ja, der letzte Gegenstand der Schrift wäre nicht einmal der Schöpfer der „Provincialbriefe", wie er mit allen jenen Eigenschaften des Geistes gerüstet, durch seine kühne, verzehrende Dialektik dem modernen Princip des Katholicismus viel unheilbarere Wunden zu schlagen wußte, als die nächsten Erfolge und Schicksale der Jansenistischen Gegner erwarten ließen. Der Verf. hat auch dies mehr benutzt, um die gesammten einzelnen Züge in dem Bilde eines tief innern, religiösen Lebens zu concentriren, welches zuletzt aus allen sonstigen Momenten und Einflüssen seiner Umgebung in abgeschlossenster, rein persönlicher Bedeutung heraustrete. Wesentlich protestantische, besonders den heutigen Erscheinungen analoge Elemente in der Geschichte Pascal's nachzuweisen, war eine Hauptbemühung des Verf., und unleugbar ist ihm dies in ausgezeichneter Weise gelungen. Bei den vieljährigen Arbeiten, die er überhaupt jenem denkwürdigen Kampfe im Innern des Katholicismus zugewendet hat, wonach diese Biographie nur als Episode oder Supplement seiner „Geschichte von Port-Royal" erscheint, standen ihm freilich die ausgedehntesten Hülfsquellen zu Gebote; er selbst verhehlt nicht, daß er sie durchaus vollständig besaß: der glückliche Fund eines ganzen Bandes von Manuscripten auf der königlichen Bibliothek zu Paris, gesammelt von Margarete Perier, einer Nichte Pascal's, lieferte die vorzüglichsten Materialien. Für eine genauere Jugendgeschichte des Letztern, etwa bis 1646, seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre, die wir mit besonderm Interesse erwarteten, scheinen sie gleichwol weniger Stoff geboten zu haben, wenigstens ist nur Geringes mitgetheilt. Wir richten also unsere Aufmerksamkeit sogleich auf das genannte Jahr, welches für die gesammte Familie einen entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens bilden sollte. Ein Fall auf dem Eise, der dem Vater Stephan (nach einem gefährlichen Conflict mit Richelieu mit der Intendantur von Rouen begnadigt) einen Beinschaden verursachte, führte ein Verhältniß mit zwei Edelleuten herbei, denen der Ruf die geschickte Heilung solcher Übel zuschrieb; doch ihre weitere Lebensaufgabe geht sogleich aus ihrer innigen Verbindung mit dem Pfarrer Guillebert zu Rouville hervor, die wiederum an den in der „Geschichte von Port-Royal" bedeutsamen Duvergier de Hauranne, Abt von St.-Cyran, anknüpfte; Letzterer aber war durch seinen „Aurelius" Hauptkampfgenosse Jansen's und Beichtvater der Congregation. Die Langwierigkeit jenes unbequemen, zum Contemplativen an und für sich veranlassenden Leidens öffnete diesen Edelleuten den Weg, das ziemlich indifferente Gemüth ihres Patienten für höhere Dinge zu gewinnen; vor Allem schien noth, sein und seiner Familie Frömmigkeit zu erleuchten (éclairer), und so bildeten bald auch die Schriften Jansen's, dessen „Augustinus" 1640, zwei Jahre nach seinem Tode, erschienen war, einen Hauptgegenstand der Lecture, um mit denen A. Arnauld's, des aus der „Geschichte Port-Royals" gleichfalls berühmten Dr. der Sorbonne, mitten in die theologischen Streitfragen dieser Zeit einzuführen. Der Einfluß Guillebert's selbst wuchs schnell zu einer überwiegenden Autorität, sodaß wir den Sohn, der bis dahin, unter der Leitung seines Vaters in vielfachen Wissenschaften gebildet, frühe, auffallende Talente, besonders für Geometrie bekundet hatte, fast unmittelbar nach dem berühmten Quecksilberexperiment 1647 — éclairé finden, fortan nur für Gott zu leben und auf alles sonstige Wissen zu verzichten. Aber eine ursprünglichste Liebe zu demselben brach sich gleichwol immer neue Bahn und diesem merkwürdigen, fast verzehrenden Kampfe einer unterdrückbaren Energie und Schöpferlust des wissenschaftlichen Sinnes mit einer Alles ertödtenden, ja verdammen-

den Ascetik haben wir eigentlich bis zum letzten Athemzuge Pascal's zuzusehen. Zur Erklärung aller weitern damit zusammenhängenden Erscheinungen halten wir die bekannte Schwächlichkeit des Jünglings, der seit seinem achtzehnten Jahre nie eigentlich ohne Schmerzen war, allerdings für höchst bedeutsam; der Verf. ist anderer Ansicht. Seit dieser Zeit ist es denn namentlich auch das Verhältniß Pascal's zu seiner jüngern Schwester Jacqueline, welches sich zu immer innigerer Wechselwirkung gestaltet, auf jeden Fall aber vom Verf. als zu bedeutend und den Kern des Pascal'schen Geistes als zu äußerlich bedingend dargestellt ist, wenn er von demselben ohne die Kenntniß dieses Zusammenhanges gar kein Verständniß für möglich hält; der Bruder, in eigentlich fröhlicher Lebenslust durch körperliche Zustände gebrochen, um so tiefer eines befreundeten weiblichen Gemüths bedürftig, wußte die Schwester schon in dieser Zeit von dem Schließen eines ehelichen Bündnisses abzumahnen; diese selbst, an Leib und Gemüth sehr zart und zierlich, begabt mit feinem dichterischen Vermögen, entzog sich diesen Bemühungen mit um so geringerm Widerstreben; ihr beiderseitiges, frommes Leben entwickelt sich entschiedener durch ihre Rückkehr nach Paris 1648, wohin der Vater beim Anfang der Frondeunruhen als Staatsrath zurückberufen wurde. Die schon in der Ferne angeknüpften Verbindungen mit den Leitern von Port-Royal knüpften sich hier natürlich enger; hatte auch der Blitz Richelieu's einen St.-Cyran schon dahingestreckt, so wurden doch die Predigten Singlin's, seines Nachfolgers im Beichtstuhl, um so eifriger besucht; die Schwester namentlich war auf Veranlassung Guillebert's sehr bald in naher Berührung mit Agnes, sowie mit der Mutter Angelica, Äbtissin und eigentlichen Stifterin dieser Congregation, die unter dem Namen einer Anbetung des heiligen Sacraments vorzugsweise zur Erneuerung der alten klösterlichen Ascese bestimmt war; beide Frauen aber waren, so viel wir wissen, Schwestern der Arnaulds. Ihr Einfluß war entscheidend genug, um unter dem Zureden Singlin's in der Jungfrau schon nach wenigen Wochen den Wunsch einer unlöslichen Einverleibung in den Klosterverband zu erwecken. Hier war es freilich der Vater, der sich mit Eifer und Heftigkeit widersetzte, auch der Bruder schloß sich dieser Opposition an, aber ungeachtet bittern, thränenvollen Kampfes unterlag die Pietät des Kindes dem frühern Drange wenigstens so weit, daß es sich, in klösterlicher Stille zu Hause lebend, bereits als Glied jener Gesellschaft betrachtete. Der 1651 erfolgende Tod des Vaters räumte zwar ein Haupthinderniß hinweg, doch nun war es die um so entschiedenere Abneigung des Bruders, die nebst andern Umständen die Ausführung des Vorhabens noch bis 1653 verzögerte. Dieser scheint überhaupt nach jenem Ereigniß einen ungewöhnlichen Aufblitz äußerer und innerer Regsamkeit erfahren zu haben; er fühlte sich gesunder und trug sich mit dem bestimmten Plan, ein Amt zu kaufen und zu heirathen; vom Standpunkte Port-Royals erschien er damals sogar als Einer, der sich ganz der Eitelkeit, dem Unnützen und der Liebe zum Vergnügen ergab, in welchem Allen sich aber gerade die Absichten Gottes bekunden sollten, ihn später um so mehr in der Demuth zu begründen; die Atmosphäre von Port-Royal, die ihn schon näher umkreiste, hinderte jene Plane augenscheinlich; aber auch nachher war sein ganzes Thun jenen Häuptern noch immer beweglich, weltlich, die freie Kraft seines Geistes regsam genug, um sie mit Besorgniß und Bedenklichkeiten zu erfüllen. Da ist es denn die Schwester, die ihn zum Gegenstand ihrer unermüdlichen Aufmerksamkeit macht; über die Fortentwickelung seines Innern gibt eine Äußerung derselben aus dieser Zeit ein nach allen Seiten charakteristisches Zeugniß: „Ich folgte ihm nur", sagt sie, „ohne ihn auf irgend eine Weise zu treiben, und sah ihn nach und nach so wachsen, namentlich an Demuth, Unterwürfigkeit, Mistrauen und Verachtung gegen sich selbst, an Verlangen, in der Meinung und im Andenken der Menschen vernichtet zu sein, daß ich ihn nicht mehr kannte." So freut sie sich, in dem Bruder den Wunsch nach einem Führer zu entdecken, und bringt, obgleich mit vieler Mühe, Singlin dahin, sein Beichtvater zu werden. Endlich ist der 8. Dec. 1654 der Tag, an welchem Gott sein Werk an ihm vollbrachte; es war am Fest der Empfängniß, wo eine Predigt Singlin's über den Anfang des christlichen Lebens so tief auf Pascal wirkte, daß er mehr als je Verlangen trug, ganz Gott anzugehören, obgleich er noch nicht wußte, in welcher Lebensweise es geschehen sollte. Singlin war es dann, der ihn weiter veranlaßte, im folgenden Jahre zu Port-Royal eine ordentliche Celle zu nehmen; die besondere Absicht bei diesem nähern Heranziehen war, daß ihm Arnauld einerseits in der Wissenschaft die Stange halten möge, andererseits Sacy sie ihn verachten lehre. So war denn Pascal in dieser Zeit ein gar eifriger Jünger der Congregation, kasteiete sich hart und nachdrücklich, unterzog sich mit solcher Ehrlichkeit den vermeintlichen Bedingungen eines erhöhtern Lebens, daß er nicht allein Alles selbst verrichtete, sondern auch im Äußerlichen zu größerm Schmuz herabsank, als nun den Frauen wiederum lieb war. Doch knüpft sich an dies Ereigniß sogleich jene höhere Thätigkeit, durch welche er seine berühmte Stellung in den theologischen Kämpfen erst erlangen konnte, und einen Geist seiner Art sofort für sich zu benutzen, säumten die Häupter um so weniger, als die Lage ihrer Partei dazu dringend auffodern mußte.

Die nähere Darlegung dieses Verhältnisses würde uns zu weit führen, so nothwendig dieselbe auch für das Verständniß des ganzen Zusammenhanges wäre. Es genüge Folgendes: Die an und für sich bedenkliche Stellung der Jansenisten hatte sich augenscheinlich schon seit der Bulle Innocenz' X. vom Mai 1653 sehr verschlimmert; diese verdammte die fünf auf die Gnadenwahl bezüglichen Sätze Jansen's, obgleich sie unleugbar nur die Dogmen des in seinem Ansehn unerschütterten Augustinus wiederholten; vergebens suchte man einen Ausweg durch die Unterscheidung des Factums (ob jene Sätze, wenigstens in der supponirten Bedeutung, in Jansen's

Schrift enthalten) und der Glaubensnorm (wo man sich im affirmativen Falle der Autorität des Papstes nicht entziehen wollte), aber das Factum eben wurde geleugnet. Gleichwol foderte 1655 der höhere Klerus, gestützt durch die Jesuiten und den Hof, der seine Principien durch die Letztern weit bequemer und sicherer realisirt sah, die allgemeine Unterschrift eines Glaubensformulars; obgleich diese Maßregel vorerst noch allgemeine und entschiedene Anfechtung erfuhr, so warfen doch zwei Sendschreiben Arnauld's vom 24. Febr. und 10. Juli 1655 die Aufregung dermaßen in die Sorbonne, daß nach Ende desselben Jahres die ganze Augustinische Partei, 60 an der Zahl, aus derselben zu scheiden beschloß; die Behauptungen Arnauld's enthielten aber vorzugsweise, daß Petrus, obgleich ihm bei Einer Gelegenheit die Gnade gefehlt habe, zu den Gerechten gehöre; daraus folgte, daß die Gebote den Gerechten unmöglich sind, selbst wenn sie sich anstrengen, sie zu erfüllen, und der allerempfindlichste Schluß lag nicht fern, daß auch der heiligste Vater vor Irrthum nicht geschützt sein könne. Diese Sätze waren nicht nur in Einklang mit den von Jansen aufgestellten, daß auch an den Gerechten die Sünde erscheine, weil die unbedingt nothwendige Gnadenkraft sich durch den Willen Gottes selbst zurückziehe, sondern Arnauld hatte auch diese Lehre Jansen's als mit der des Augustin und Chrysostomus identisch, folglich als durchaus orthodox festiglich und wiederholt behauptet. Alle Angriffe concentrirten sich immer heißer auf den kühnen Mann; schon drohte ihm, obgleich er nach der härtesten Verdammung seiner Lehre einen Weg der Entschuldigung einzuschlagen nicht verschmäht hatte, die Streichung aus der Liste der Doctoren (welche auch wirklich am 6. Febr. 1656 erfolgte); die Freunde hielten es für unerlaßlich, seine wahre Meinung noch einmal öffentlich gerechtfertigt zu sehen, doch wollte ihnen in einem Entwurf der gewählte Ton nicht als der rechte erscheinen. Da wandten sich die Augen auf Pascal, den schon enger Verbündeten; sein Geist, sein Humor, seine Gewandtheit sollten da tödten, wo die schwere Waffe des Zorns und der Gelehrsamkeit nur Confusionen verursachte, die leichten Feuerpfeile des Witzes und der Satire sollten die Gegner dem allgemeinen Angriff preisgeben, wenn ihnen auf dem Gebiete der theologischen Aristokratie noch zu sehr die Ehre der Ebenbürtigkeit erwiesen war. So eröffnete denn am 27. Jan. 1656 der erste der Provincialbriefe den Feldzug und sie folgten einander mit immer dichter fallenden Streichen bis zum Febr. des folgenden Jahres. Ganz richtig verließen sie sehr bald das eigentlich dogmatische Gebiet, weil es, schon seiner Natur nach dunkel, theils die größere Menge der Leser nicht angezogen, theils aus Gewissensscrupeln abwendig gemacht, theils auch in einen Kampf verwickelt haben würde, der bei der ungünstigen Lage der Dinge wenig Früchte verhieß. Die Stärke der Briefe liegt in dieser Appellation an das über allen Sophismen des Verstandes und schlauen weltlichen Zwecken erhabene, tief der Menschenbrust eingegrabene Sittlichkeitsgefühl; es war diese so fruchtbar zum äußern Dienst der Kirche, mit allen Künsten der Berechnung gemishandelte Moral, diese auch die entferntesten Glieder der Gesellschaft umstrickende Praxis des Beichtstuhls und fast allen Gewissen gerechte Disciplin, gegen welche sie auftraten. Daher ihre Entrüstung über jenen Probabilismus, nach welchem es so leicht geworden war, die Sünden durch tausendfache Wendungen zu vermeiden, und so leicht, sie zu sühnen; denn mit absoluter Verachtung aller objectiven Geltung und einer höhern Befreiung des Gedankens war doch die letzte Entscheidung in die Willkür des Subjects gelegt; daher dieser Bannstrahl gegen alle Casuistik (Brief 6), deren Gesetz, wenn das Gesetz Gottes nach Paulus nur Sünder schuf, fast nur Unschuldige erzeugte, gegen diese Casuistik endlich mit ihrer Classificirung der Moral nach Ständen, mit ihrer übermüthigen Exemtion des Klerus und ihrer kriechenden Nachsicht gegen den Adel. Man sehe unter Andern bei Suarez, Arriaga u. s. w. die staunenswerthen Antworten auf die Frage, ob oder wie oft eine Liebe zu Gott möglich sei, man höre, um ein helles Licht über das schleichende Gift des Probabilismus zu gewinnen, die Grundsätze Dimna's und vor Allen Escobar's, wie sie in seinem 1651 bereits 36 Mal edirten, von unzähligen Beichtvätern benutzten Handbuch, dem „Liber theol. moralis", enthalten sind: Der Beichtvater ist Advocat, nicht Richter des Beichtenden, er darf, um denselben von einer Last zu befreien, unter mehren Autoritäten die günstigste nicht allein suchen, sondern auch anrathen; ja, er ist verpflichtet, dem Beichtenden zu folgen, wenn dieser für sich irgend eine probable Meinung anzuführen weiß; man kann und darf überhaupt einer probabeln Ansicht huldigen, wenn auch die andere sowol an Probabilität überwöge, wie für das Seelenheil sicherer wäre (circa materiam de conscientia). Rache am Feinde, so hatte derselbe Escobar mit dürren Worten verkündet, ist allerdings verboten, nicht aber, wenn man etwas Gutes beabsichtigt, z. B. die Erhaltung seiner Ehre ist dem Adeligen, was der Frau die Keuschheit; er darf daher Den tödten, der ihm eine Ohrfeige oder einen Schlag gegeben; des Bürgerlichen Ehre ist aber nicht gefährdet, wenn er Prügel bekommt, und daher ist es ihm auch nicht erlaubt, sie auf gleiche Weise wiederzuerlangen; nur beim Diebstahl darf auch er tödten, und zwar schon um eines Thalers willen. Einem Geistlichen eine Pfründe abzukaufen, war Frevel an Gott und an der Kirche; ihn aber durch Geld bewegen, auf seine Pfründe zu verzichten, war völlig unverfänglich. Le Moine, specieller Gegner Arnauld's, wußte dem Spiel und Lotto eine religiöse Färbung zu geben, indem er durch Bewilligung einiger Procente an die Armen Gott selbst in das Interesse zu zu ziehen empfahl. Eben dahin ist als ein Hauptsatz die gefährliche Unterscheidung zwischen der theoretischen und praktischen Wahrheit eines Falls zu rechnen, noch gefährlicher durch ihre specielle Erörterung; denn die praktische Falschheit sollte nur auf dem unvermeidlichen Übel der besondern und so willkürlichen Staatsgesetze beruhen (Daniel und Escobar).

So bekannt diese Grundsätze auch im Allgemeinen

sind, so wichtig bleibt es doch, an die Grundquelle derselben, sowie an das Eine unverrückbare Ziel der Jesuiten zu erinnern, welches sie mit ihnen zu erreichen strebten. Es beruhte auf dem angestrengtesten Bemühen, der äußern, aber doch nur scheinbaren Befreiung, welche die Reformation durch Abschaffung der Ohrenbeichte und Bußdisciplin gebracht hatte, um durch ein innerliches Verhältniß zu Gott um so ernster und wahrhafter zu binden, irgend ein Äquivalent entgegenzustellen; so ergab sich die Auskunft, die Erleichterung gerade dahin zu verlegen, wo der Zwang bisher am fühlbarsten gewesen, nun aber die Bequemlichkeit um so größer war, wenn man sich entschloß, jenes neu erweckte Princip eines ehrwürdigen Vaters der Kirche völlig zu ignoriren. Eben damit war das Ziel, die numerische Schar der Gläubigen möglichst zu vergrößern, die vorhandene aber um jeden Preis in dem äußern Verbande der Kirche zu erhalten, auf das Wirksamste erreicht; es war ohne alle Scheu an die Stelle der unsichtbaren Heiligkeit und Idealität der Kirche ihre äußerlichste Erscheinung gesetzt. Welche Veranlassung konnte fortan der große, keineswegs blos niedrig geborene Haufe haben, sich in die tiefsten Fragen der Rechtfertigung und Gnade zu versenken und dadurch vielleicht aus einer Gemeinschaft treten zu müssen, die den so nöthigen täglichen Bedarf an Entschuldigungen mit freigebigsten Händen spendete? Man vergleiche gelegentlich, mit welcher Liberalität sich ein Morin, ein Barri in seinem „Paradis ouvert", ein Escobar zu helfen wissen. Es gelingt nicht die Anklagen von diesen Männern durch den Beweis abzuwenden, daß alle jene Grundsätze schon seit Jahrhunderten von gerühmten Männern behauptet und verjährtes Eigenthum der Kirche geworden waren; sie bezeichnen damit um so entschiedener den Charakter der Kirche und müssen um so eindringlicher vor den Versuchen und Schritten einer religiösen Gesellschaft warnen, die sich nur allzu innig mit den Theorien eines Ordens identificirte. Ganz richtig sagt der Verf. (S. 96):

Die Praxis war nicht ganz neu, aber sie wurde durch die Jesuiten zur eigentlichen Kunst und Wissenschaft. Dies war die Tendenz, gegen welche der beredte Freund von Port-Royal die ganze Energie seines Geistes wendete; er durchschaut sie mit ausgezeichneter Klarheit, wenn er den Vätern Jesu zuruft: Es ist euch gleichgültig, ob der Tisch des Herrn voll Greuel ist, wenn nur eure Kirchen voll von Menschen sind; wenn ihr glaubt, daß das Brot wirklich in Christi Leib verwandelt worden, warum verlangt ihr nicht auch, daß dieses Herz aus Stein und Eis in Denen, die ihm nahen sollen, in ein fleischernes und liebevolles verwandelt werde? Wie kommt ihr dazu, die für würdig zu achten, das Himmelsbrot zu essen, die nicht würdig sind, das irdische zu empfangen?

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Merle, der unübertreffliche Schwätzer der „Quotidienne", der von den legitimistischen Blättern fast einstimmig der geistreichste Mann unserer Tage (l'homme d'esprit im französischen Sinne) genannt wird, ist mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigt. Sie werden nächstens unter dem Titel: „Trente ans de souvenirs historiques, littéraires et politiques" erscheinen. Man kann erwarten, daß sie eine wahre Fundgrube pikanter Anekdoten und des geistreichsten Geplauderts sein werden. Er hat bereits einen Abschnitt daraus in einem Feuilleton mitgetheilt, in dem er eine flüchtige Geschichte des „Nain jaune" gibt. Bekanntlich hat dieses beißende Blatt, das im Dec. 1814 gegründet ward und bis zum Juli 1815 dauerte, in der französischen Journalistik eine große Rolle gespielt. Wir bedauern, dem geistreichen Verf. nicht in die Einzelnheiten, die zum Theil ein hohes Interesse haben, folgen zu können. Wir heben nur eine Anekdote aus. Der „Nain jaune" galt nach der ersten Restauration für einen Vertreter des nur mühsam niedergehaltenen Bonapartismus und war deshalb den Censoren besonders verdächtig. Den Journalisten, die sich zur Herausgabe dieses Journals vereinigt hatten, lag es aber eigentlich nur daran, eine geistreiche Opposition zu machen, und obgleich die Königin Hortense selbst zuweilen ihnen ein beißendes Artikelchen zufließen ließ, so war man doch nicht eigentlich mit dem entthronten Kaiser auf Elba in Verbindung. Eines Morgens frühstückten einige der Redactoren des „Nain jaune" bei Tortoni und verfaßten entre la poire et le fromage, wie man sagt, ihr Journal. An ihrer Nebentafel saß der Graf von Tilly, der unter Ludwig XVI. le beau Tilly geheißen hatte, mit einem jungen Manne. Derselbe zeigte dem greisen Repräsentanten alter aristokratischer Sitte einen Brief. Der Graf Tilly durchlas ihn und antwortete: „A cette sorte de lettres on ne répond qu'avec une plume de canne." Dieses Wort schien den Journalisten, die es zufällig auffingen, so schlagend und so bezeichnend für den Ausdruck der alten Gesellschaft, daß sie daraus eine Anekdote für ihr Blatt zustutzten. Die Nummer, in der dieselbe abgedruckt war, erschien des Tages zuvor, ehe Napoleon bei Cannes landete. Kaum war die Nachricht davon nach Paris gekommen, als man auch schon den Redactoren des „Nain jaune" den Proceß machen wollte, weil man behauptete, daß sie durch das Wort canne, das der Buchdrucker, um es mehr hervortreten zu lassen, mit gesperrten Lettern gedruckt hatte, auf dieses bevorstehende Ereigniß hätten hindeuten wollen. Wie wenig gegründet indessen die allgemein verbreitete Meinung war, daß dieses Blatt Bonaparte'schen Interessen gewidmet sei, zeigte sich während der hundert Tage. Das Journal enthielt nämlich einen anonymen Aufsatz unter der Überschrift: „Buonaparte au 4 mai", der ihm von unbekannter Hand zugekommen war und der, wie man erst viel später erfuhr, von Charles Nodier herrührte. Dieser Aufsatz übertraf Alles, was bis dahin gegen Napoleon geschrieben war, an Heftigkeit und versetzte denselben in einen wahren Wuthanfall. Der glänzend geschriebene Aufsatz schloß mit den Worten: „La France n'en veut plus, l'Europe n'en a jamais voulu."

Des Cardinal Mai's Ausgabe des Neuen Testaments, worauf er den größern Theil der letzten zehn Jahre verwandt hat, verdient einer besondern Erwähnung. Der Cardinal hat mit unermüdlichem Fleiße die verschiedenen in Italien und Rom befindlichen Manuscripte verglichen. Dem Text seiner Ausgabe hat er das Manuscript Nr. 1209 des Codex Vaticanus zum Grunde gelegt, welches gegen das Ende des 5. Jahrhunderts entstanden, als von hervorragendem Werthe anerkannt und in scripta continuata, d. h. ohne Spatien zwischen den Worten, geschrieben ist. Er beabsichtigte zuerst, die Facsimiles des ganzen Manuscripts zu geben und stechen zu lassen; dieses Vorhaben ist jedoch nur theilweise ausgeführt worden. Derselbe Gelehrte will eine neue Sammlung von Bruchstücken griechischer, lateinischer und altitalienischer Werke veranstalten, die nach dem Urtheile competenter Richter an Interesse der schon veröffentlichten nichts nachgeben soll. Sechs von ungefähr elf oder zwölf Bänden sind bereits gedruckt; der Rest soll sich bereits unter der Presse befinden. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 310. — 6. November 1842.

Pascal's Leben und der Geist seiner Schriften, zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften, mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten von H. Reuchlin.

(Beschluß aus Nr. 309.)

Haben wir nun so nach der Darstellung des Verf. die geistige Thätigkeit Pascal's in einem ihrer Glanzpunkte entwickelt und gewürdigt und die Schattenseite der Gegner nur mit dürftigen Zügen und leichtem Grau gezeichnet, so fodert die Gerechtigkeit nicht minder, in dem Principien der Letztern auch Das anzuerkennen, was ihnen vom rein objectiven Standpunkte und im Vergleich mit der entgegengesetzten Ansicht als das Richtigere zugestanden werden muß. Wir verkennen ebenso wenig die Tiefe der Richtung Pascal's und des Sinnes seiner Freunde, wie die geschichtliche Nothwendigkeit, welche im Schooße der katholischen Kirche nur diese Gegensätze hervorrufen konnte, wenn einmal, ohne völlige Auflösung der Gemeinschaft, Leben in ihr erscheinen sollte. Aber wir haben wohl zu unterscheiden, was die Jesuiten als Erneuerer und Vertheidiger einer Theorie der katholischen Kirche, was sie als Philosophen in den schwierigsten Aufgaben des Denkens gelehrt haben, und was sie an diesen Lehren im Dienst eines äußern, kirchlich-weltlichen Zwecks verdarben; hier dienten dieselben freilich nur als Mittel und verschwanden als werthlos in der Anwendung, die von ihnen zur Aufrechthaltung eines durchaus Fremdartigen gemacht wurde, sie verschwanden in der Ankünpfung an bereit gehaltene Satzungen, worin sich nur die Gemächlichkeit des sündigen Lebens, eine leb- und liebelose Wirksamkeit bethätigte, die freie, denkende Entwicklung jener Sätze aber erstickt wurde. Halten wir uns selbst, zur unparteiischen Beurtheilung, innerhalb einer mehr oder weniger bedingten Orthodoxie oder biblischen Autorität, so muß in vielen Punkten der römisch-jesuitischen Lösung der Fragen über Freiheit, Sünde und eines daran geknüpften Gnaden- und Rechtfertigungstheorie der Vorzug vor der Jansenistischen wie protestantischen eingeräumt werden. Wir zählen hierher, ohne uns auch nur auf eine Parteiseite aus der vergleichenden Dogmatik einzulassen, die Bestimmungen, welche die letzte Wurzel der Freiheit in die Einsicht legen, wonach die praktische Vernunft, die sowol an und für sich das sittliche Gesetz in sich schließt, als auch das Particulare der freien Handlung übersieht, den Menschen erst zum eigentlichen Menschen macht; also nur bei entgegengesetztem Wissen und Können, sagen sie, sei imputable Sünde vorhanden, das göttliche Gesetz verpflichte nur, wo man ihm nachkommen kann, oder, falls es in äußerer Satzung erscheint, wo es von der Kirche promulgirt wurde; in Bezug aber auf den eigentlichen Kern der Frage sei die menschliche Natur durch die Erbsünde nicht wesentlich alterirt worden und demnach eine absolute Gottvergessenheit und Verstocktheit nicht möglich. Vor dem Richterstuhl des vernünftigen Denkens müssen diese Theorien ihre Geltung behalten; sie geben dem Menschen zurück, was ihm schon ein uraltes Wort zugesprochen, die Erkenntniß des Guten und Bösen, sie wecken, indem sie ihn in sich selbst frei machen, die Energie seines Wesens und Willens, verleihen ihm den festen, klaren Blick und die fröhliche Zuversicht, sich durch sich selbst in Einheit mit der Gottheit zu wissen, sie flößen ihm damit den Muth ein, sich als ein Glied des schaffenden Weltgeistes zu betrachten. Auf jeden Fall aber ist dies ein Gesichtspunkt, der weder bei Beurtheilung des Ordens noch der weitern Tendenz der „Provincialbriefe" übersehen werden darf. Denn mitten durch allen Scherz und Humor derselben, durch die geistvolle Satire und die Beweglichkeit eines umfassenden Denkens zieht sich auch jenes düstere, mönchische Element, dessen Widerstreit wir schon als eines Charakteristischen im Leben Pascal's erwähnten und worin wir ihn gegen das Ende seines schmerzenvollen Daseins immer tiefer versinken sehen. Die fragmentarischen Gedanken über die Religion, in welchen diese Seite am stärksten hervortritt, beschäftigten ihn nach den Aussagen seiner weiblichen Biographen schon mitten in diesen lebhaften Scharmützeln; es wird mit freudigem Stolz erwähnt, wie die Heilung einer jungen Verwandten von einer langwierigen Thränenfistel durch eine Reliquie in ihm den gläubigsten Jünger fand und einst um so tiefern Eindruck hinterließ, als er kurz zuvor in einem Gespräch mit des Ungläubigen Einem die feste Zuversicht ausgesprochen hatte, daß Gott gewiß nimmermehr ein Wunder thun werde. „Von nun an hatte er ein angenehmes Vergnügen, an einer Widerlegung der hauptsächlichsten Einwürfe unserer Atheisten zu arbeiten." Aber mitten in

diesem Hineinleben in die Tiefen der Gottheit, mitten in diesem reinen Eifer, auch die übrige in Formen ertödtete Welt in dieses Licht der Erkenntniß hineinzuziehen, vermag er so wenig Vertrauen zu fassen zu der eigenen Glaubenstreue und der wahrhaften Wirklichkeit seiner Versöhnung, daß er für nöthig hält, schon um den belebenden Verkehr mit so vielen ausgezeichneten Männern sich nicht zum Fallstrick sündiger Gedanken werden zu lassen, einen eisernen Gürtel mit Stacheln auf bloßem Leibe zu tragen und in bedenklichen Augenblicken sich durch sofortigen Druck von der vermeintlichen Versuchung zu befreien. Er that dies selbst in der Nähe des Todes, weil er bei zunehmender Schwäche nun wiederum von dem Mangel jenes Umgangs die Anfechtung des Widersachers befürchtete. Und auch in diesem Zustande schien ihm die rein körperliche Sinnlichkeit noch ein Übergewicht zu haben, welches unausgesetzten Kampf erfodere; „er erspähte sie auch in ihren verborgensten Regungen", er übte sich mit einer Art von Selbstgenugthuung im Ertragen des Widrigsten; weder Lust noch Ekel sollten irgend eine Art von Recht oder Gewalt über ihn behalten; ja, er gedachte mit Unruhe an die Herstellung seiner Gesundheit, denn er hatte den Segen der Krankheit, dieses ätherische Verschwimmen des Geistes in absoluter Entsinnlichung erfahren; die leibliche Krankheit war ihm das willkommene Bild der Sünde, sie war also der eigentliche Stand des Christen. Übertriebene, peinliche Sorge für die Armen, doch nur die von Person zu Person gehende, fleißiger Besuch der Kirchen, namentlich ihrer besondern außergewöhnlichen Gottesdienste, unausgesetzte Uebung der Cultuspflichten, kindergleiche Demuth und Unterwürfigkeit im Beichtstuhl sollten die äußern Bethätigungen jenes Standes sein. Sonach verwundern wir uns nicht, wenn wir in seinen schriftlichen Aufsätzen aus dieser Zeit, sowie in den später gedruckten Gedanken über die Religion Äußerungen begegnen, die bei ihrer excentrischen Überchristlichkeit weit entfernt sind, unsere Verehrung oder unsern Beifall zu gewinnen. Diese Stellen sind sehr zahlreich, denn sie bezeichnen den Einen Grundton seiner Seele. „Wie glücklich wäre ich", ruft er einmal aus, „wenn mein Herz ebenso arm wäre, wie mein Geist!! denn ich bin fest überzeugt, daß die Armuth ein Hauptmittel ist, um selig zu werden." Darum will weder er selbst sein Herz an irgend Jemand hängen, — denn es wäre ein Diebstahl an Gott; er will aus allen Kräften auch Jeden hindern, dasselbe gegen ihn zu thun, denn die Unmöglichkeit, irgend Jemand zu genügen und als der Gegenstand seiner Anhänglichkeit nicht zu sterben, müßte solches Streben als sündige Schuld erscheinen lassen. Dieselbe Weichlichkeit und Unfreiheit, wiewol zugleich Zartheit und Innigkeit des Gemüths damit verbunden ist, durchzieht auch seine apologetische Schrift; nur selten daher verläßt sie die Sphäre der Unmittelbarkeit, der Postulate und Cirkelbeweise. Daß wir in den Lehren der Heilsordnung genaue Verwandtschaft mit den Sätzen des Jansenismus finden, folgt naturgemäß aus dem dargelegten Verhältniß Pascal's zu seinen Freunden, aber stärkere, ja die stärksten Ausdrücke über die unergründliche Verderbniß der menschlichen Natur, über die Nothwendigkeit, das ganze Leben nur als die Schmach des Kerkers, Krankheit und allen denkbaren Schmerz als seine Bestimmung anzusehen, sie finden sich sowol hier, als schon in frühern, vom Verf. mitgetheilten Stellen, und namentlich in einer Sammlung von Gebeten, die wahrscheinlich der letzten Periode angehören (S. 21). Und gleichwol brach wieder mitten durch alle diese Ertödtung die ursprüngliche Energie seines Geistes; es waren die Aufgaben über die Roulette und die Cykloide, deren Lösung die Frucht der langen schlaflosen Nächte wurde. Nicht minder gehört es zu einer vollständigen Charakteristik Pascal's, daß jener sein dogmatischer Standpunkt, so entschieden in seinen Grundquellen auch seine Abhängigkeit und Jüngerschaft war, ihn consequenter als Jansen zu immer stärkerer Negirung aller blos kirchlichen Macht führte; die unbedingte Hingabe an das Walten der göttlichen Gnade machte das Verhältniß zum Vater und Sohn zu einem so unmittelbaren, innig persönlichen, daß im Grunde „nur die innerste, geheimste Aussage des Bewußtseins, nur die unmittelbare Kraft des Gewissens zu binden und zu lösen vermochte, keine Art von äußerer Autorität, mochte sie Rom oder Port-Royal heißen"; damit ist auch die von Anfang an, ungeachtet manches widersprechenden Scheins bemerkbare Abneigung gegen Alles erklärt, was einer eigentlichen Parteidienstbarkeit ähnlich sehen konnte; deutlich trat sie besonders noch in der Formularangelegenheit hervor, womit das Drama von Port-Royal zunächst schließen sollte; ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie es war, die sowol den Tod der Schwester wie den eigenen beschleunigte. Den bedenklichen Streit nämlich über Factum und Glaubensnorm hatte, wie zu erwarten gewesen, eine Constitution Alexander's VII. vom 16. Oct. 1656 dahin entschieden, daß auch das bestrittene Factum wirklich in Jansen's Schrift enthalten sei, und Verdammung war über Die verhängt, die es bestreiten möchten. Eine unumwundene Kritik dieses Edicts hätte die gesammte katholische Welt doch zu tief in ihren Grundfesten erschüttert, als daß eine Versammlung des pariser Klerus am 17. März 1657 nicht die ausdrückliche Unterwerfung unter diesen höchsten Ausspruch durch Unterzeichnung eines Formulars hätte verlangen sollen; den merkwürdigen Kampf der Gewissen Vieler zeichnet am besten das Benehmen des sonst so unerschrockenen Arnauld; in der That war man anfangs weit entfernt, auch jene Erklärung der Geistlichen als bindend zu betrachten und es bedurfte einer persönlichen Einmischung des Königs, am 13. Dec. 1660 seiner dringenden Ermahnung der Prälaten zur möglichsten Vertilgung der Jansenisten, um einen Beschluß vom 1. Febr. 1661 hervorzurufen, nach welchem jeder fernere Renitent geradezu als Ketzer bestraft werden sollte. So that es denn Jeder mit Gründen „à la mode", selbst Arnauld wußte zuletzt keinen Ausweg und seine Autorität bestimmte Viele zu Gleichem, wiewol er seine Unterschrift mit der Achtung motivirte, die sich —

durch Schweigen erprobt. Aber eben dies genügte, um mehre Nonnen, so namentlich Jacqueline, in größte Bestürzung, in alle Qualen über unwürdigen Verrath am Höchsten zu versenken; es genügte, Pascal selbst in entschiedene Differenz mit Arnauld, Nicole und den übrigen Häuptern zu bringen. Vergebens aber behauptete er, daß auch jene Erklärung auf keinen Fall genüge, da es ihr theils an Offenherzigkeit fehle, theils sie die Wahrheit nicht gehörig sicherstelle; denn offenbar verdamme das Formular im letzten Grunde auch die wirksame Gnade. Vergebens verurtheilte er jede Art der Zweideutigkeit, besonders in so heiligen Dingen; er gebrauchte die schärfsten Ausdrücke, von Erschlaffung der Glaubenskraft, er bedauere, mit ihnen so lange gearbeitet zu haben u. s. w., auch Jene wußten sich nachdrücklich zu vertheidigen und eine versuchte mündliche Ausgleichung endete mit einer langen Ohnmacht des Leidenden. Er starb bald darauf, neun Monate nach dem Hingang seiner Schwester.

So weit haben wir uns objectiv an den Inhalt des vorliegenden Werkes gehalten und das Wichtigste des so interessanten wie reichhaltigen Materials hervorgehoben. Es ist noch übrig, die Stellung, die der Verf. selbst zu seinem biographischen Gemälde einnimmt, zu bemerken; aber es ist nicht zu leugnen, daß hier des Mangelhaften viel entgegentritt. In der Anordnung des Ganzen möchte der Vorwurf der Nachlässigkeit schwerlich abzuweisen sein, indem theils der Stoff oft ungebührlich zerrissen, theils auch Manches herbeigebracht ist, was gar nicht in das Buch gehört oder nur von dem Leser des ersten Theils von „Port-Royal" verstanden wird; dadurch sind namentlich die kirchlichen Gegensätze, welche doch die Angelpunkte der ganzen Darstellung bilden, nicht einfach und übersichtlich an Einem Punkte zusammengeordnet, sodaß man mehr den Quellen zu folgen genöthigt wird, die dem Verf. nach und nach das specielle Material geliefert haben. Bei aller Weitläufigkeit wird dann gleichwol in der nähern Entwickelung des historischen Ganges Manches vermißt, so unter Anderm in Dem, was sich auf die eigentliche Jugendgeschichte Pascal's, besonders auf seine innern Kämpfe u. s. w. bezieht; wo Wichtiges mitgetheilt ist, würden die Originalstellen erwünschter gewesen sein. Endlich fällt es sehr oft als störend auf, daß der Verf. seine eigenen Reflexionen und Ansichten unmittelbar mit dem Text der authentischen Documente zusammenfließen läßt. Der Grund hierfür liegt augenscheinlich in dem innern Verhältniß überhaupt, welches zwischen dem Verf. und der ganzen von ihm geschilderten Richtung besteht, oder vielmehr in der Neigung, sich mit derselben, abgesehen von ihren entschieden katholischen Elementen, zu identificiren; indem er aber selbst noch in der Arbeit begriffen zu sein scheint, dieses sein Verhältniß zur Klarheit zu bringen, macht sich eine gewisse Scheu bemerklich, sich nach der einen oder andern Seite entschieden auszusprechen und dadurch etwanige Angriffspunkte zu bieten. Da darf er denn der Vermuthung nicht wehren, daß er sowol durch diese Weise, als auch durch die zarte Andächtigkeit, womit er das Meiste erzählt, es sich anzueignen gewollt sei. In der That blickt eine weichliche, überschwängliche Richtung des Verf. fast überall hervor, und wenn uns bei dem ganzen Thun und Treiben von Port-Royal nicht eben wohl zu Muth werden will, so ist sein Ton wiederum fast durchgehends der Art, als möchte er es aufs höchste zur Nachahmung empfehlen. Dies wird um so deutlicher an den Stellen, wo er unzweifelhaft im eigenen Namen redet; wir meinen nicht die, wo vielleicht eine zu katholisirende Tendenz vermuthet werden könnte, wie S. XV die über das Beichtwesen, S. 105 über den Verlust der Protestanten an der Erbschaft der Väter: denn es ist ein würdiger Standpunkt, auch im Katholicismus die Berechtigung und die Vernunft der Geschichte zu erkennen; ebenso wenig soll der Verf. in seinem Festhalten an dem altkirchlichen Systeme bekämpft werden; ist diese Überzeugung tief in seiner ganzen Eigenthümlichkeit begründet, so ist sie mit einem gesunden, kräftigen Lebensmuth ja wol vereinbar. Vieles aber überschreitet diese Grenze und fodert durch das darin enthaltene Krankhafte, Schwachmüthige zu entschiedenem Widerspruche auf. So spricht er S. 46, nachdem er schon früher behauptet, daß sich für Jacqueline alle Hindernisse, die sich gegen ihr Gelübde erhoben, in dem Widerstande der Natur gegen das Reich der Gnade zusammenfaßten, von einem Schwanengesange der werdenden Nonne, ehe sie das Talent der Dichtkunst zur größern Ehre Gottes vergrub. In der schon erwähnten Wunderheilung legt er trotz seiner abwehrenden Erklärung ganz unzweifelhaft eine größere Neigung zu ihrem Fürwahrhalten an den Tag. S. 181 lesen wir eine auffallende Bewunderung der kleinlichen Ascetik Pascal's. Sehr finster klingt S. 307 seine Entrüstung über Escobar wegen dessen Gefährdung der Lehre von der Erbsünde und S. 227 die Behauptung eines unüberwindlichen Gegensatzes zwischen uns und dem höchsten Wesen, von dem wir nichts verdient haben, als — seine Ungnade.

Karl Althaus.

Erzählungen von Gotthilf Heinrich von Schubert. Zweiter Band. Erlangen, Palm und Enke. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die zahlreichen Freunde, welche der erste Band dieser Erzählungen sich gewonnen, werden sich freuen und es dem Verf. Dank wissen, daß sobald ein zweiter nachfolgte, der, wenn er auch nicht Allen gefällt, doch Viele anziehen und festhalten wird. Ref., der ihn bald, nachdem er erschienen, mit lebhafter Theilnahme gelesen hatte, und nun, nach Verlauf mehrer Monate wieder zu ihm zurückkehrte, fand, daß Inhalt und Darstellungsweise die Probe wiederholter Lesung bestehen, daß das Interesse nicht gemindert, die Anziehungskraft nicht geschwächt wird, wenn der Reiz der Neuheit gewichen ist.

Es sind hier der Erzählungen weniger als im ersten Bande, aber die Eine, welche den größten Theil dieses Bandes einnimmt, ist eine so mannichfach verflochtene Familiengeschichte und es finden sich in ihr so verschiedenartige, obwol Alle in Einem verbundene Menschen zusammen, die ihre Schicksale und Erfahrungen einander mittheilen, daß man über Mangel an Mannichfaltigkeit der erzählten Thatsachen sich nicht beklagen kann, wie man auch Neuheit in den Gestalten und Situationen nicht vermissen wird.

Das Interesse der Leser, welche diese Anzeige nur auf den reichen Inhalt des Buchs aufmerksam machen will, würde zwar nicht gemindert werden, wenn wir ihnen den Entwickelungsgang der anziehenden Geschichte verriethen; aber nicht nur könnte keine Skizze die Anschauung des ganzen frischen Lebensbildes ersetzen, sondern sie würde auch durch Vorwegnahme den Ueberraschung den Genuß desselben stören. So genüge es hinzuweisen auf die Lebensgeschichte des alten Willibald, eines Deutschen, der im südlichen Frankreich, unfern von Vaucluse, sich eine Heimat gegründet, seinen vaterländischen Namen in Guillibaud verwandelt, auch, durch viele schmerzliche Erfahrungen verstimmt, einer Scheu vor seinen Landsleuten sich hingegeben, aber dennoch ein deutsches Herz bewahrt hatte, des Vater Gregoire, eines geborenen Kurdenfürsten, seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Chamesson, und des Dr. Ferber, eines Deutschen, der, nach Frankreich verschlagen, dort eine günstige Stellung und in Willibald's jungfräulicher Tochter eine auserwählte Gattin gefunden hatte. Diese Geschichten sind so sinnig und, wenn etwas abenteuerlich, doch in solchem Grade der Wahrscheinlichkeit und Anschaulichkeit ineinander gewebt, daß man mit ununterbrochener Hingebung dem Gange der Entwickelung folgt und am Schluß sich sehr befriedigt fühlt. Die verschiedenen Tableaux sind nicht blos durch einen zierlichen und entsprechenden Rahmen, sondern auch durch ihre gegenseitige Beziehung recht anziehend und anmuthig miteinander verbunden. Composition, Zeichnung und Colorit tragen das Gepräge eines klaren, innigen Geistes und einer kunstgewandten Hand, der es ohne Mühe gelingt, die einfache technische Ausführung mit der Idee in schönen Einklang zu setzen.

Durch das ganze Gewebe dieser zu einem erfreulichen Ganzen vereinigten Geschichte zieht sich, wie ein goldener, helldurchscheinender Faden, das milde Licht eines heitern freudigen Glaubens, der tiefgegründet, auch in den schwersten Prüfungen seine weltüberwindende Kraft bewährt und zuversichtliche Hoffnung aufrecht erhält, das ganze irdische Leben mit überirdischem Glanze verklärt. „Die Auswanderer", so ist diese erste und umfassendste Erzählung überschrieben, sind nicht ein sogenannter Tendenzroman; sie treten nur als eine einfache, anspruchslose Erzählung auf, die aber nicht blos unterhalten, sondern auch den Blick nach oben wenden, erleuchten, erwärmen, erbauen will, ohne irgendwo in den Predigtton zu verfallen oder mit moralischen Nutzanwendungen der freien selbstthätigen Conception der Leser sich aufzudringen. Wo das rechte Himmelslicht hervortritt, die Schatten der Nacht zu verdrängen und über die Laufbahn der Sterblichen sich auszubreiten, da bedarf es ja nur einer Anregung, daß Jeder die Augen aufthue und selbst sehe, wenn man ihm auch nicht demonstrirt: So sollst du sehen, und dies oder das sollst du dir herausstehen.

Nicht ganz ein Viertheil des Bandes nehmen, unter der Aufschrift „Vermischtes", einige kleinere Erzählungen und Aufsätze ein, die zum Theil schon früher gedruckt, zum Theil aber neu und in ihrer Art alle interessant sind. Der ersten Erzählung: „Der Meeresstrom", erinnern sich wol die meisten Leser als einer alten, lieben Bekannten. Die zweite enthält in den Führungen Konrad Balding's, des in Deutschland geborenen holländischen Predigers, eine erfreuliche und erbauliche Bestätigung des alten Zeugnisses: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser!" Die dritte gibt in den Bekenntnissen des „Hansel von Dietfurt" die Geschichte eines verlorenen und wiedergekehrten Sohnes. Es folgen „Züge aus dem Leben der Morgenländer", worin ein herzerschütternder Bericht über die Pest und Überschwemmung zu Bagdad, 1831, einige bemerkenswerthe Urtheile der Araber über europäische Sitten (aus J. R. Wellsted's „Travels in Arabia") und Zeugnisse von der treuherzigen Gastfreundschaft der Araber mitgetheilt werden. Endlich finden wir unter der Aufschrift: „Die Türken von ihrer Licht- und Schattenseite" eine Darstellung türkischer Gastfreundschaft, türkischen Fanatismus (mit der lautwerdenden Stimme des Gesetzes im Innern) und türkischen Eigennutz, wozu sich noch als ein heiteres Bild: „Ein Staatsmann im persischen Styl" (aus J. B. Fraser's „Travels in Koordistan", 1840) anschließt, zum Ernst den Scherz fügend.

Auch diese Skizzen sind sehr anziehend und hinlänglich zur Lesebücher — solchen behauf ja Der nicht, welcher aus seinem reichen Schatz Altes und Neues in unerschöpflicher Fülle mitzutheilen vermag —, sondern wohlgewählte Blätter in dem Kranze, den ein geistreicher und erfahrener, auch im Alter noch jugendmuthiger Geist mit kunstgewandter Hand geflochten hat.

Es wäre überflüssig, hier noch etwas über die Auffassungs- und Darstellungsweise zu sagen. Schubert's liebenswürdige Eigenthümlichkeit ist bekannt genug. Sie ist allmälig zu einer vorherrschenden Manier geworden, an der man in jedem seiner Werke alsbald ihn wiedererkennt, die nicht Allen zusagt, Manchem mißfällt, Denen aber, die ihn einmal liebgewonnen, immer wieder ebenso willkommen wie befreundet ist. Allen gefallen wollen, ist Thorheit, an der diese anspruchslose Gabe keinen Theil hat; Wenigen zu genügen, wenn die Wenigen competente Richter und unumwölkten Geistes sind, ist der Mühe werth und Ruhmes genug; wer aber, wie Schubert, durch seine Werke sich Vielen lieb und werth gemacht und in allen Gauen des Vaterlandes sich Freunde erworben hat, der kann auf seine schriftstellerische Laufbahn wol heiter zurückblicken und versichert sein, daß auch den Gaben, welche er noch am Abend seines schönen und fruchtbaren Tagewerks darbieten mag, ein freudiges Willkommen! nah und fern entgegenschallen wird. 84.

Literarische Notiz.

Deutschland ist den Franzosen, was Unterrichtsanstalten betrifft, ein förmliches Musterland. Daher werden auch Jahr aus, Jahr ein Gelehrte zu uns gesendet, um sich mit den Schul- und Universitätseinrichtungen vertraut zu machen. So haben wir die werthvollen Berichte Cousin's über den Stand des Unterrichtswesens in Preußen und die Arbeiten von St.-Marc-Girardin, der besonders den Süden Deutschlands berücksichtigte. Vor kurzem ist ein Werk erschienen, das im Ganzen auf den Girardin'schen Ideen beruht, dieselben aber weiter durchführt und besonders mit genauen, positiven Angaben vervollständigt. Es führt den Titel: „De l'instruction publique en Autriche, par un diplomate étranger." 32.

Literarische Anzeige.

Debonale's Werke zur Erlernung der französischen Sprache.

Im Verlage von **August Campe** in Hamburg ist erschienen und von **F. A. Brockhaus** in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin. Herausgegeben und vermehrt von S. Debonale. Vierte Auflage. 8. 1842. 20 Ngr.

Debonale, S., Neue französische Grammatik für Schulen. Zehnte Auflage. 8. 1832. 1 Thlr.

——, Cours de langue française. Ein Übersetzungsbuch mit Erläuterungen, um sich in dem französischen Briefstyle zu üben und besonders um die grammatikalischen Regeln zu lernen. Siebente Auflage. 8. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Ludwig Ehmann. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 311. — 7. November 1842.

Mein Wahnsinn im Kerker. Memoiren von Angelo Frignani. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine der merkwürdigsten Kerkererzählungen, die wir je gelesen haben, dieses Buch! Eine der merkwürdigsten Personen, welche je ein Buch geschrieben haben, dieser Angelo Frignani! Während Silvio Pellico ziemlich devot und niedergedrückt aus den Kerkerhöhlen des Spielberg an Luft und Sonnenlicht der persönlichen Freiheit heraustrat, während sich dieselbe Erscheinung an andern oft von Natur starkmüthigen Geistern, z. B. an dem Dichter Schubart wiederholte, bewahrte Frignani nicht blos während seines Kerkerlebens alle Kräfte seines Geistes, die er sogar bis zu einer fast unnatürlichen Energie anspannte, sondern er hielt sie auch fest, als er, dem Kerker entronnen, sein Buch schrieb, worin sich Trotz, Grimm und Haß gegen alle Despotie in den stärksten Farben widerspiegeln. Der geschickte Übersetzer, der kein gewöhnlicher Fabrikant ist und sich in der Vorrede als ein selbstdenkender, in der Art der Übertragung als ein mitdenkender Geist darstellt, sagt in der Vorrede mit Recht:

Pellico's sanfte Duldung, sein frommes, kindliches Gemüth entzündet in unserer Seele die heilige Flamme der Sympathie, des Mitleids und gibt uns ein Beispiel christlicher Ergebung; doch Frignani, mit einem stark ausgeprägten Charakter, voll Thatkraft und Muth, erschüttert bis auf den Grund alle unsere handelnden Fähigkeiten; mit ihm möchten wir durch Wort und That unsern Unwillen gegen die Vollstrecker der Tyrannei ausdrücken, die Ungerechtigkeit rügen, die Tugend ermuthigen, und Italiens moralische und politische Auferstehung wird uns theuer.

Der Übersetzer hat uns in der That in seinem Vorwort so vorgearbeitet, daß wir, um den Helden des Buchs zu charakterisiren, uns nur dreist auf ihn stützen dürfen. Frignani hat sich bekanntlich aus dem Gefängniß und vom Tode durch einen verstellten, mit einem bewundernswerthen Aufwande geistiger Mittel und einer anstaunenswerthen physischen Ausdauer durchgeführten Wahnsinn befreit — der vollendetste Histrione, den es je gegeben, weniger tief, aber ebenso listig als Hamlet und seiner wohlstudirten und trefflich memorirten Rolle vollkommen Meister. Und doch spendete ihm kein Publicum aufmunternden Beifall, vielmehr erschwerten ihn die Zuschauer, und gerade die Kenner und Eingeweihten, die Darstellung seiner Rolle auf alle nur mögliche Weise! Der Vorredner sagt:

Doch wird dieser günstige Eindruck durch die kräftige Gestalt unsers Helden selbst geschwächt; denn unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Kann Derjenige von wahrer Vaterlandsliebe beseelt sein, der anstatt sein Leben freudig für die gute Sache hinzuopfern, es auf alle mögliche Weise zu erhalten strebte? Ein flüchtiger Blick auf den Inhalt des Buchs enthüllt uns leicht den Charakter seines Verf. und gibt uns dadurch die Antwort auf diesen unwillkommenen Einwurf unserer Vernunft. Bald bemerken wir, daß, ungeachtet einer warmen Anerkennung alles Edeln und Guten und einem ebenso großen Abscheu vor allem Ungerechten und Bösen, diese Gefühle doch stets nur angedeutet sind. Keine überströmenden Empfindungen, kein Selbstverweilen in Betrachtungen, keine glühenden Darstellungen fremder oder eigener Eindrücke!

Indeß wäre dieser Mangel zu übersehen, wenn uns nicht Etwas unangenehm berührte, etwas beinahe Unnennbares, das sich durch den Mangel an Gemüth, der sich bei Frignani überall offen kundgibt, nur unvollkommen bezeichnen läßt. Die vollkommenste Heuchelei, die ausgebildetste Verstellungskunst, die berechnetste List, die Aufwendung oft sehr zweideutiger, roher und gewaltsamer Betrugsmittel zu einem an sich sehr natürlichen und entschuldbaren Zweck, das spitzfindigste Histrionentalent lassen uns, bei aller Bewunderung seiner geistigen und physischen Kraft, doch Frignani's Charakter in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen; man muß sich fragen, ob ein solcher Charakter, bis zum äußersten Grade verstellungsfähig und, im gewöhnlichen Sinne genommen, fast herz- und gemüthlos, dabei eitel, ruhmsüchtig und großsprecherisch, seiner Sache, auch wenn sie noch so rein war, wesentlichen Nutzen gebracht haben würde, sobald sie triumphirt hätte. Wir glauben nicht, daß dieser Charakter ein rein republikanischer sei, wir glauben vielmehr, daß in Frignani eher die Elemente zu einem Nero und Tiberius als zu einem Brutus vorhanden waren oder noch sind. Auch Nero war, während der fünf ersten Jahre seiner Herrschaft, ein guter und trefflicher Regent, bis sich der in ihm verborgen schlafende Dämon durch furchtbare Explosionen Luft machte; und Frignani würde, hätte seine Sache triumphirt, fünf Jahre allenfalls auch ein guter und trefflicher Republikaner zu sein vermocht haben; früher oder später aber würde er, wir zweifeln nicht, der Unterdrücker und Tyrann seiner eigenen Partei, seiner

eigenen früher vertheidigten Grundsätze geworden sein, wenn er dazu die Macht gehabt hätte. Bei einem Charakter wie Frignani läßt sich überhaupt schwer scheiden, was an ihm wahr, was falsch und lügenhaft ist; ja, man fühlt sich versucht, sogar die scheinbar wärmsten und reinsten Ausbrüche seiner Begeisterung für Freiheit und Recht als die Ergebnisse einer sophistischen Selbsttäuschung oder nur einer aufgereizten kräftigen jugendlichen Natur anzusehen, die blos darum Opposition macht, weil sie sich individuell und persönlich gedrückt fühlt. Möglich, daß wir hier in unsern Folgerungen zu weit gehen, aber wir glauben einmal, daß ein Mensch, der schon in seiner Jugend eine fast unglaubliche Heuchelei und Verstellungsfähigkeit beweist wie Frignani und jedes Mittel, welches ihn zu seinem Zweck führen kann, für rechtlich hält, bei zunehmendem Alter seine jugendlichen Phantasmagorien mehr und mehr von sich streifen und seine überlegene Klugheit zu minder entschuldbaren Zwecken verwenden wird. Die Begeisterung für alles Edle und Große kann nur bei Denen aushalten und bis in ein späteres Leben hinein ihre Nach- und Schlagschatten oder vielmehr Nach- und Schlaglichter werfen, welche reinen und unverstellten Herzens sind. Frignani erscheint uns ganz so, wie wir einen echten Italiener, der, um uns hier eines plumpen, aber sehr nachdrücklichen und bezeichnenden vulgairen Ausdrucks zu bedienen, mit allen Hunden gehetzt ist, uns vorzustellen pflegen. Freilich, wenn wir den uns zugehenden Berichten aus und über Italien glauben dürfen, wie wir nicht zweifeln, werden auch die Italiener mit allen Hunden gehetzt, ein Umstand, der ihnen für die vielerlei Untugenden und unlöblichen Eigenschaften, die man ihnen vorwirft, zur Entschuldigung dient. Auch der Übersetzer vorliegenden Buches sucht Frignani auf alle mögliche Weise zu entschuldigen und seine That zu heiligen, und ganz gewiß trifft er den Nagel auf den Kopf, wenn er in der Vorrede sagt:

Sein Heroismus war allerdings kein tragischer im Sinne der Alten und kein christlicher im Sinne Silvio Pellico's. Es war ein Heroismus neuer moderner Art, der aber in diesem speciellen Falle weder im antiken noch im christlichen Sinne verwerflich ist u. s. w.

Jedenfalls rechtfertigt sich Frignani's That, mögen wir auch über seinen Charakter wie über die Mittel, durch die er sie bewerkstelligte, noch so misliebig urtheilen, historisch schon dadurch, daß wir ohne ihre Ausführung, die vielleicht nur mit jenen Mitteln zu ermöglichen war, einen immerhin merkwürdigen Charakter, einen merkwürdigen Fall nicht kennen gelernt und ein merkwürdiges Buch weniger hätten, welches zugleich, auch abgesehen von seinem psychologischen Interesse, uns viele Aufklärungen über die frühern revolutionnairen Verbindungen in der Romagna und über die thränenwerthe Behandlung verschafft, welcher die politisch Angeklagten von Seiten der Obern ausgesetzt waren. Man erkennt daraus, daß der Rechtszustand in den Staaten des heiligen Vaters ein ziemlich unheiliger ist.

Doch sehen wir diesen Memoiren ein wenig tiefer in die Augen. Die Romagna, erzählt der Verf., habe auf den bloßen Verdacht hin, dem Erwachen der Freiheit in Neapel beigestimmt zu haben, im J. 1821 eine Menge Prüfungen und Leiden erdulden müssen. Er selbst sei damals noch sehr jung gewesen und vom Papste keiner Strafe gewürdigt worden, man habe das für die Todesstrafe erfoderliche Alter abgewartet. Sechs Jahre später, als Frignani 23 Jahre alt war, habe sich die Gewitterwolke aus Rom über die Romagna entladen. Unter dem Titel einer Commission und mit einer hinlänglichen Begleitung von Soldaten hätten Invernizzi, ein Prälat, und sechs Richter ihren Sitz in Ravenna, Frignani's Vaterstadt, aufgeschlagen und ihre Netze ausgestellt; sie hätten aber Niemanden fangen können, bis Stephan Piavi, Präsident der Gesellschaft der jungen Freiheitshelden, an letztern zum Verräther geworden sei. Frignani erzählt hierauf seine Verhaftung durch die Sbirren. Seine gewaltsame, heftige Natur und zugleich seine Neigung zu schauspielartigen Effectscenen, die ihre Wirkung auf die Menge nicht verfehlen konnten, verleugnen sich schon bei dieser Verhaftung nicht. Er wirft die Sbirren auseinander, ruft laut vor der Volksmenge aus, daß ihn kein Kerker schrecke, daß man ihn aber nicht von der Stelle bringen werde, wenn man ihn nicht binde, daß er derselben Ehre, wie seine 26 Freunde, theilhaftig sein wolle, nämlich der Ehre, gebunden und von einem Trupp Soldaten umgeben in das Gefängniß geschleppt zu werden. Dies geschah denn auch, und triumphirend, sagt er, sei er nun freiwillig — wohlverstanden, gebunden! — dem Gefängnisse zugeschritten und von der Theilnahme des Volks, die sich überall für ihn ausgesprochen, sehr erbaut gewesen. In Ketten gelegt, gesteht er, daß ihm anfangs der Gedanke gekommen sei, diese Ketten seien die Strafe für seine Widersetzlichkeit; indeß, setzt er hinzu, habe es ihn doch gefreut, Worte ausgesprochen zu haben, welche vom ersten Augenblicke an die Aufmerksamkeit der Richter und Soldaten auf ihn lenken mußten! Daß er Lust daran hatte, bei Richtern und Soldaten der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu sein, und daß er darauf ausging, dieser Mittelpunkt zu werden — davon finden sich in Frignani's Memoiren noch Spuren genug. Die folgenden Kerkerscenen, obschon sie von großem Interesse sind, Frignani's Mishelligkeiten mit dem Lieutenant Zampieri, dem rohen Sbirren Finina u. s. w. übergehen wir und erwähnen nur noch, daß er sich gegen seine Aufseher stets gleich heftig und gewaltsam benahm, daß er dagegen seinem Richter gegenüber alle List anwandte, um ihn für sich zu gewinnen und sich von der Anklage zu reinigen. Daß ihn ein römischer Sergeant, wegen seiner Grausamkeit die Hyäne genannt, habe vergiften wollen, erzählt er, ohne uns von dieser Vermuthung überzeugen zu können. Außerdem verfaßte er Briefe, worin er himmlische Traumerscheinungen fingirte, und drückte in seinen Briefen an seine Ältern ein vielleicht nur erheucheltes Gottvertrauen aus, um dadurch auf seine Richter, welchen diese Briefe natürlich überliefert werden mußten, günstig zu wirken. Da er später mit andern Gefangenen daran arbeitete, das Volk aufzuwie-

geln und vielleicht auf diesem Wege eine Amnestie herbeizuführen, und da diese Vorbereitungen entdeckt wurden, brachte man ihn in einen dunkeln, ungesunden Kerker, nahm ihm sein Tischchen, seine Bücher und sein Geld. Die Soldaten, „von Natur unmenschlich", wie er sich ausdrückt, kehrten zur „gewohnten Grausamkeit" zurück; zugleich wurden die Untersuchungen, und zwar in schärferer Art und Form, wieder erneuert. Von da an erwartete er den Galgen, und jetzt brütete er über die Mittel nach, die ihm die süße Gewohnheit des Daseins verlängern möchten.

(Der Beschluß folgt.)

König Lear im Original.

Unter der Aufschrift: „Original story of King Lear" enthält das „Edinburgh Journal" Folgendes:

Die Welt hat sich längst überzeugt, daß Shakspeare, ungeachtet seiner gewaltigen Kraft zu erfinden und auszuführen, doch den Stoff zu fast allen seinen Dramen von frühern Historikern, Romantikern und Dramatikern entlehnt hat. Ganz vorzüglich hat er in seinen historischen Stücken sich an die Wahrheit dergestalt gebunden, daß er oft selbst die Worte der alten Chronik beibehalten und nur solche Abänderungen beliebt hat, als der Versbau erfoderte. Vom richtigen Gesichtspunkte aus betrachtet, kann diese Thatsache blos dazu dienen, den Werth des Dichters zu erhöhen. Sie zeugt von seinem Bewußtsein, daß die Kunst nicht die Natur zu übertreffen, menschliche Phantasie nicht Ereignisse und eine Sprache zu schaffen vermag, geeigneter, „durch Mitleid und Schrecken die Seele zu reinigen", oder ein herzliches Lachen zu erregen, als wirklich Geschehenes, wie es in den authentischen Jahrbüchern unsers Geschlechts verzeichnet steht. — Nach der bisherigen Annahme hat Geoffrey von Monmouth zuerst die Geschichte des König Lyr und seiner Töchter erzählt, welche Shakspeare der unnachahmlichen Tragödie zum Grunde gelegt. Doch findet sie sich in einem ältern walliser Geschichts-Manuscripte, das den Titel führt: „Chronicle of the Kings", und einen Bischof von Wales, Namens Tysilio, zum Verfasser hat. Er schrieb es gegen das Ende des 7. Jahrhunderts und die davon existirenden Copien sind wenige. Darin wird die Geschichte von Lyr oder Lear, dem elften Könige von Britannien, wie damals Wales großentheils genannt wurde, nach Hörensagen folgendermaßen erzählt:

„Nach Bleiddud kam Lyr, sein Sohn, König zu sein, und er herrschte in Frieden und Ruhe 25 Jahre, und bauete eine Stadt am Flusse Soram, die er Caer Lyr nannte und in einer andern Sprache Leir Cestyr.*) Und er hatte keinen Sohn, sondern drei Töchter, deren Namen waren Goronilla, Regan und Cordeilla.**) Und ihr Vater liebte sie ausnehmend, doch liebte er die jüngste Tochter mehr als die andern zwei. Darauf bedachte er, wie er seine Reiche seinen Töchtern hinterlassen möchte. Und deshalb wollte er prüfen, welche seiner Töchter insbesondere ihn am meisten liebe, sodaß er derselben den besten Theil dieser Insel zuwenden möchte. Und er berief zu sich Goronilla, seine älteste Tochter, und fragte sie, wie sehr sie ihren Vater liebe. Darauf schwur sie beim Himmel und bei der Erde, daß sie ihren Vater theurer liebe denn ihre eigene Seele; und er glaubte, daß solches wahr sei, und vermachte ihr den dritten Theil der Insel sammt dem Manne, den sie auf der Insel Britannien am liebsten zum Ehegemahl hätte. Darauf berief er zu sich Regan, seine zweite Tochter, und fragte sie, wie sehr sie ihren Vater liebe; und auch sie schwur bei den Mächten des Himmels und der Erde, daß sie mit ihrer Zunge nicht sagen könne, wie sehr sie ihren Vater liebe. Er glaubte dann, daß solches wahr sei, und hinterließ ihr den dritten Theil der Insel Britannien sammt dem Manne, den sie auf der Insel sich zum Ehegemahl wählen würde. Und dann berief er zu sich Cordeilla, seine jüngste Tochter, die er vor Allen am meisten liebte, und fragte sie, wie sehr sie ihren Vater liebe, worauf sie antwortete: ‚Ich glaube nicht, daß es eine Tochter gibt, die ihren Vater mehr liebt, denn sie sollte; und ich habe dich durchs Leben geliebt wie einen Vater und will dich ferner lieben. Und begehrst du zu wissen, Herr, wie sehr du geliebt wirst, es geschieht nach dem Umfange deiner Macht und deines Glücks und deines Muthes.' Als worob er zornig wurde und sagte: ‚Dieweil es so ist, daß du mein Alter verachtest und mich nicht gleichmäßig liebst wie deine Schwestern, will ich dir keinen Theil zuerkennen an der Insel Britannien.' Darauf ohne Verzug gab er seinen zwei ältesten Töchtern die zwei Prinzen, nämlich den Prinzen von Cornwall und den von Schottland*), und mit ihnen das halbe Königreich, während der König lebte, und nach seinem Tode die Insel zu zwei Theilen zwischen ihnen. Und als das Gerücht hierbon sich über das Antlitz der Länder verbreitet, hörte Aganippus, König über Frankreich, von der Weisheit Cordeilla's und von ihrer Gestalt und ihrer Schönheit. Deshalb schickte er Gesandte nach der Insel Britannien, vom Könige Cordeilla, seine Tochter, für ihn zum Weibe zu verlangen. Und jener versprach sie und erklärte den Gesandten, daß er weder Land noch sonstigen Reichthum mit ihr erhalten würde von der Insel Britannien. Und Aganippus sagte, daß er weder sein Land, noch seine Reichthümer bedürfe, sondern seine edle und vornehme Tochter, damit sie ihm rühmliche Erben gebäre. Und es geschah ohne Verzug, daß Aganippus die Maid zur Ehe nahm, und Niemand in jener Zeit sah eine Maid so schön und so klug wie sie."

„Nachdem eine lange Zeit vorüber und Lyr anfing, schwach zu werden vor Alter, kamen seine Schwiegersöhne mit seinen zwei Töchtern und unterjochten die Insel von einem Meere zum andern, und sie theilten die Insel und die Regierung zwischen sich Zweien. Solches geschah 1460 Jahre nach der Sündflut. Darauf nahm Maglon, Prinz von Schottland, den König zu sich sammt 40 Rittern in seinem Gefolge, sie auf eigene Kosten zu erhalten. Aber zwei Jahre waren kaum geschlossen, ehe Goronilla unzufrieden wurde in Betreff des Gefolges ihres Vaters; und sie kam zu ihm und begehrte, er solle sein ganzes Gefolge entlassen bis auf 20 Ritter, bemerkend, daß diese Zahl hinreiche für einen Mann, der nichts zu thun habe mit Kriegen oder sonst wichtigen Geschäften. Darauf wurde Lyr wüthend über seine Tochter, daß sie ihn dermaßen verachte, und er verließ den Hof Maglon's und begab sich an den Henwyn's, Prinzen von Cornwall, in der Erwartung, seine Würde und seinen Rang besser unterstützt zu sehen als am Hofe Maglon's. Und Henwyn empfing ihn freudig und behandelte ihn ehrenvoll, wie es seine Pflicht war. Aber ein Jahr und ein Monat waren nicht ganz vorüber, ehe Regan, seine Tochter, zornig auf ihn wurde wegen der Größe seines Gefolges und ihm gebot, das Ganze davon wegzuschicken bis auf fünf Ritter, und erklärte, daß sie nur so viele aus seinem Gefolge erhalten wolle, und daß solche ihres Bedünkens hinreichend seien. Nachdem er genöthigt worden, seine Ritter zu entlassen, grämte er sich über den Verlust seines frühern Ansehens und kehrte ein zweites Mal zu seiner ältesten Tochter zurück, erwartend, sie werde Mitleid mit ihm haben und seine Würde beschützen. Aber sie erklärte,

*) Am wahrscheinlichsten Leicester, das Nennius in seiner „Historia Britonum" Caer Leirou nennt — ein Name, der dem obigen nicht sehr unähnlich.

**) Bei Shakspeare weicher: Goneril, Regan und Cordelia.

*) Der walliser Name für Schottland, wie er auch im Originale steht, ist Alban. Daher bei Shakspeare Herzog von Albany. Es erhellt jedoch aus dem Nachfolgenden, daß der Name des Prinzen Maglon, sowie der des Prinzen von Cornwall, Henwyn war.

daß sie nur einen Ritter mit ihm erhalten wolle und daß dies auch genug für sie sei, indem die Ritter ihres Herrn zu seinem Befehl stünden. Da er fand, daß seine Bitten nichts ausrichteten, schickte er seine sämmtlichen Ritter fort bis auf einen, der bei ihm blieb. Und als er dann seines frühern Ranges gedachte, den er verloren, kümmerte ihn das sehr und grämte er sich fast zu Tode. Die Antworten seiner Töchter und ihre Versicherungen kamen in sein Gedächtniß und da wußte er, daß das wahr sei, was Cordeilla, seine Tochter, zu ihm gesagt, daß er geliebt werde nach dem Umfange seiner Macht und seines Glücks und seines Muthes. Demgemäß bedachte er sich, daß er gehen wolle, Cordeilla, seine Tochter, zu besuchen, sie um Erbarmen anzuflehen und zuzusehen, ob sie irgendwie ihm beistehen könne, wieder zu seinem Reiche zu gelangen. Und nachdem er fortgegangen war zur See mit drei Begleitern, bejammerte er sein Unglück und Elend und rief unter Thränen und Ächzen ungefähr folgendermaßen: ‚O ihr Himmel! Warum habt ihr mich erhoben auf den Gipfel der Ehre, da es schmerzlicher ist, sich der Ehre zu erinnern, die man verloren, als Mangel zu leiden, wenn man das Glück nicht gekannt! Ihr Götter des Himmels und der Erde! Lasset die Zeit kommen, wo ich im Stande bin, es Denen wieder zu vergelten, die mich in solche Noth gebracht. O Cordeilla, meine geliebte Tochter, wie wahr hast du zu mir gesprochen, daß ich geachtet werde nach dem Umfange meiner Macht, meiner Besitzungen und meines Reichthums! Und weil du solches zu mir gesprochen, wurde ich dir gram. O meine geliebte Tochter! Wie soll ich vor Scham mich dir nähern können, da ich dich so entblößt habe fortziehen lassen aus der Insel Britannien!‘ In solcher Weise seinen Schmerz und Kummer klagend, nahete er Paris, der Stadt, worin seine Tochter war, und schickte einen Boten an sie, ihr zu verkünden, daß er im Anzuge, ein armer, schwacher, geschlagener Mann, ihr Erbarmen zu erflehen und sie zu sehen. Als sie das vernahm, weinte sie und fragte, wie viele Ritter bei ihm seien. Der Bote antwortete, deren sei nur einer. Da weinte sie noch bitterer denn zuvor und sendete ihm Gold und Silber mit der Bitte, er möchte insgeheim so weit als Amiab*) gehen oder in sonst eine Stadt, die ihm gefiele, dort Wohlgerüche zu nehmen und Bäder und kostbare Geschmeide, und seinen Zustand verändern, seinen Schmuck und seine Kleidung, und 40 Ritter zu sich nehmen, ebenso gekleidet wie er selbst. Und sobald sie vollständig und bereit wären, sollte er einen Boten senden an Aganippus, König von Frankreich, ihm seine Ankunft zu verkünden, nachdem er von seinen zwei Schwiegersöhnen schändlich vertrieben worden aus der Insel Britannien, und seine Hülfe anflehen zum Wiedererlangen seiner Reiche.“

„Alles dies that Lyr, wie ihm Cordeilla, seine Tochter, geheißen. Und als der Bote kam, dem Könige zu melden, daß Lyr heranziehe, ein Gespräch mit ihm zu haben, freute er sich dessen sehr; und er ging ihm entgegen mit einem schönen und glänzenden Gefolge bis zu einer großen Entfernung von der Stadt, und ging immer fort, bis Lyr ihm begegnete; und dann stiegen sie ab und umarmten sich zärtlich und zogen nach Paris. Und hier wohnten sie beisammen eine lange Zeit in Glück und Freude. Als aber Aganippus von der Schmach hörte, so Lyr auf der Insel Britannien widerfahren, rührte ihn das sehr; und darauf wurde im Rathe beschlossen, die Heere von Frankreich zu versammeln und die Insel wieder zu unterjochen. Und dann gab Aganippus das Regiment über Frankreich an Lyr, während er die entfernten Theile versammelte. Sobald die Heere und Bedürfnisse bereit waren, wurde im Rathe beschlossen, Cordeilla mit Lyr zu schicken, auf daß die Franzosen dem Lyr nicht ungehorsam würden. Und Aganippus befahl den Franzosen, dafern sie ihre Seelen liebten und auf ihre Gefahr, dem Lyr und dessen Tochter so gehorsam zu sein wie ihm selbst. — Nachdem sie Abschied genommen, segelten sie nach der Insel Britannien, und wider sie kam Maglon, Prinz von Schottland, und Henwyn, Prinz von Cornwall, mit aller ihrer Macht und fochten tapfer und hartnäckig gegen sie. Aber weil die Franzosen so zahlreich waren, half ihnen das nichts, denn sie wurden in die Flucht getrieben und verfolgt und eine Menge der Ihrigen erschlagen. Und Lyr und seine Tochter unterjochten die Insel vor dem Ende des Jahres von einem Meere zum andern und jagten seine zwei Schwiegersöhne hinaus aus der Insel.“

„Und als die Insel Britannien von Lyr erobert war, kam ein Bote aus Frankreich, Cordeilla den Tod des Aganippus zu melden; und sie nahm sich das schwer zu Herzen und zog von da an vor, auf der Insel Britannien bei ihrem Vater zu leben, als nach Frankreich zurückzukehren auf ihr Witthum. Hierauf und nachdem sie die Insel sich botmäßig gemacht, regierten sie solche eine lange Zeit in Frieden und Ruhe, bis Lyr starb. Und nach seinem Tode wurde er ehrenvoll begraben in einem Tempel, so er sich selbst erbaut in Caer Lyr, am Flusse Soram, zu Ehren eines Gottes, der Janus bifrons hieß. Und am Jahresfeste dieses Tempels pflegten alle Handwerker der Stadt herbeizukommen, ihn zu ehren, und dann begannen sie jegliche Arbeit, die es zu thun gab bis zum Schlusse des Jahres. — Nach Lyr's Tode übernahm Cordeilla das Regiment über die Insel Britannien und führte es fünf Jahre in Frieden und Ruhe, und im sechsten Jahre erhoben sich ihre zwei Neffen, die Söhne ihrer Schwestern, so junge Männer waren von großem Rufe, nämlich Margan, der Sohn Maglon's, Prinz von Schottland, und Cunedda, der Sohn Henwyn's, Prinz von Cornwall. Und sie versammelten ein Heer und begannen Krieg gegen Cordeilla, und nach häufigem Zusammentreffen zwischen ihnen unterjochten sie die Insel und ergriffen sie und sperrten sie in den Kerker. Und als sie ihrer frühern Größe gedachte, die sie verloren, und daß ihr keine Hoffnung blieb, solche wiederzugewinnen, tödtete sie sich selbst aus übermäßigem Kummer, und that solches, indem sie sich mit einem Messer unter der Brust erstach, wodurch sie ihrer Seele verlustig ging. Und darauf wurde entschieden, daß es der schmuzigste Tod sei für einen Menschen, sich selbst zu tödten. Solches geschah 1500 Jahre nach der Sündflut.“ 18.

*) Ob vielleicht Amiens?

Notiz.

Marschall Soult hat eine Commission eingesetzt, bestehend aus den Herren A. Jaubert, Übersetzer des Edrisi, Delaporte, ehemals Generalconsul zu Magadore, E. de Rully, Ch. Brosselard und Sidi Achmet Ben el Haggi Ali, Iman der Moschee zu Bugia. Diese Commission ist beauftragt, eine Grammatik und Wörterbuch der berberischen oder kabylischen Sprache vorzubereiten und auszuarbeiten. Der „Moniteur“ bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Bisher nahm man an, daß die verschiedenen Dialekte Afrikas mehr oder weniger ein verdorbenes Arabisch wären. Dieser Irrthum ist jetzt genügend widerlegt worden. Man hat gefunden, daß die Mehrzahl der Stämme, die durch Innerafrika von den Oasen Ägyptens bis zum atlantischen Meere verbreitet und unter dem Namen Kabylen, Berbern, Beni Myab, Amazigh ꝛc. bekannt sind, nur sehr wenig voneinander verschiedene Dialekte sprechen. Ihre Sprache hat weder mit dem Arabischen und Koptischen, noch mit dem Hebräischen eine Ähnlichkeit, sondern ist von jeder uns bekannten Sprache vollkommen verschieden, obschon einige wenige arabische Wurzelwörter sich darin festgesetzt haben.“ Der Einfluß, welchen durch eine Reihe von Jahrhunderten die Beherrscher Nordafrikas auf die Sprache der Urbewohner gehabt haben mögen, wird für die Untersuchungen dieser Commission ein interessanter Gegenstand sein. Die Phönizier, die Karthaginenser, die Römer, die Vandalen, die Araber, die Türken und zuletzt wol gar noch die Franzosen haben gewiß wenigstens auf einige locale Dialekte ihren Einfluß ausgeübt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 312. — 8. November 1842.

Mein Wahnsinn im Kerker. Memoiren von Angelo Frignani.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Frignani gehört nicht zu den heroischen, römisch aufrichtigen Naturen, die, wie der bekannte Stapff auf Napoleon's Frage, was er denn thun würde, wenn man ihn begnadigte, geantwortet hätten: ich würde Alles anwenden, um meinen Entschluß endlich doch auszuführen. Eine solche Antwort wäre nicht in moderner Weise klug zu nennen, aber es ist doch eine tapfere, offenherzige Antwort, die von einem treuen, reinen, heroischen Herzen zeugt. Nicht so Frignani, der sein Leben auf jede Weise erhalten will und muß und auf die Märtyrerehre verzichtet, den Boden der verfolgten Freiheit mit seinem Blute zu düngen. Doch wollen wir nicht aus dem Auge lassen, daß er als listiger Italiener mit listigen, kleinlichen, engherzigen, ihn unaufhörlich peinigenden Landsleuten zu thun hatte, aus deren Munde das Todesurtheil zu vernehmen wenig ehrenvoll erscheinen mochte. Frignani, jetzt 24 Jahre alt und von starker Constitution, beschloß nun, den Wahnsinn nachzuahmen und jene Art des Wahnsinns, die Tobsucht, welche von allen Arten der Tollheit am schwersten darzustellen ist, weil sie die größtmöglichen Körperanstrengungen erfodert. Er wählte gerade diese Art des Wahnsinns, weil sie, wie er schlau berechnete, am leichtesten Glauben finden müsse, da der natürliche Schluß der menschlichen Vernunft darauf hinführt, daß, wenn der Mensch durch die Nothwendigkeit gezwungen wird, etwas Neues und von ungewissem Erfolge zu unternehmen, er das Leichteste und Das, was den geringsten Kraftaufwand erheischt, wählen würde, wie in seiner Lage die Melancholie, Narrheit oder Geistesschwäche gewesen wäre. Jedenfalls war auch die Rolle eines melancholischen, tiefsinnigen Narren seiner jähzornigen Natur nicht so angemessen als die eines Tobsüchtigen. Er arbeitete hierzu eine förmliche und höchst künstliche systematische Basis aus, ein fast wissenschaftliches Schema, das wir, bei allem ihm inwohnenden Interesse, nur der Raumersparniß wegen hier nicht mittheilen wollen. Von hier an beginnt der interessanteste Abschnitt des Buches, indem uns darin beschrieben wird, wie Frignani von den leisesten Anfängen und Andeutungen des Wahnsinns an ihm in stufenweiser systematisch durchgeführter Entwickelung bis zum Gipfel steigerte und darstellte, wobei er mit außerordentlicher Geschicklichkeit jeden zufälligen Umstand in das Interesse seines Plans zu ziehen und zu seinem Vortheil zu benutzen wußte. Die geistige Kraft und die physische Ausdauer, das schlaue Calcul, die psychologische Kenntniß, welche er im künstlichen Verlaufe seines nachgeahmten Wahnsinns beurkundete, sind wirklich erstaunenswerth. Die furchtbarste Qual war für ihn, daß er auch durch die Nacht seine anstrengenden Operationen fortsetzte, da die Erfahrung lehrt, daß solche Wahnsinnige an Schlaflosigkeit leiden. Oft spielte er den religiösen Fanatiker, wobei er sich, freilich mit weniger Schmerz als Geräusch, die nackte Schulter geißelte. Als Beispiel seiner Schlauheit, die selbst das Heiligste nicht schonte, diene Folgendes:

Um mich in eine innigere Verbindung mit Gott zu setzen, bedurfte ich des Abendmahls; aber da ich weder geweihtes Brot noch einen Geistlichen, um es mir zu reichen, hatte, so beschloß ich, es von mir selbst zu nehmen; sogleich entkleidete ich mich meines Hemdes und zog es über meine Kleider, wie einen Ornat; die seidene Halsbinde schnitt ich in zwei lange Streifen, die ich von den Schultern über meine Brust in der Art einer Stola herabfallen ließ, und so war ich in einen Priester verwandelt.

In diesen erkünstelten Wuthausbrüchen spuckte er den Sergeanten und Aufsehern ins Gesicht, rang mit ihnen, schrie fürchterlich, zerfetzte sich das Gesicht, ritzte sich die Stirn mit der Spitze eines Knochens, bis ihm die Blutstropfen über die Wangen auf die Brust liefen, und riß sich die Kleider vom Leibe und die Haare aus dem Kopfe. Ein Fieber, Folge dieser Anstrengungen, ergriff ihn und begünstigte seine Verstellung so, daß von da an die Meisten ihn wirklich für wahnsinnig hielten. Jetzt genoß er zum ersten Mal in der Nacht in Zwischenräumen von einer halben oder höchstens einer Stunde des Schlafs, nachdem er sechs Tage lang beständig gewacht hatte, wenn man den Namen Schlaf einem halben Schlummer geben will, den er sich minutenlang dadurch verschaffte, daß er sich in einem Winkel des Zimmers auf die Knie warf, mit dem Rücken gegen das Guckfenster, den Kopf gegen die Mauer gestützt, in der Stellung eines Menschen, welcher betet. Der ihn untersuchende Arzt berichtete aber der Commission, daß Frignani nicht wahnsinnig sei, worauf er zu Denen versetzt wurde, die zum Tode verurtheilt werden sollten, und ein neues Gefäng-

niß erhielt. Dieses Gefängniß lag zwischen den Gefängnissen der ebenfalls zum Tode verurtheilten Zanoli und Rambelli, von denen der Erstere wie ein Lamm jammerte, Rambelli seine Ketten wie ein wüthender Löwe grimmig schüttelte. Rambelli's Hinrichtung wird mit einigen merkwürdigen Nebenumständen später erzählt. Bekanntlich zogen an diesem traurigen Tage, an welchem fünf Angeklagte den Tod erleiden mußten, sämmtliche Einwohner von Ravenna aus den Thoren der Stadt, um nicht Zuschauer dieses empörenden Greuels zu sein. Doch kehren wir zu Frignani, der inzwischen seinen Plan mit beharrlicher Kraft fortsetzte, wieder zurück. An eine kurze Kette gefesselt, schlug er eines Tages seine Lampe entzwei, worauf die Commission befahl, ihn an einen in der Mauer befindlichen Ring zu fesseln, was auch geschah. Frignani steigerte nun seine Wuth, was ihm auch bei der ihm innewohnenden natürlichen Heftigkeit nicht gerade schwer fallen mochte, bis zu den alleräußersten Ausbrüchen, warf den Wasserkrug, die Schüssel den Soldaten an den Kopf und entblößte so sich selbst von Dem, was zu den körperlichen Bedürfnissen nothwendig ist. Seine Füße schwollen dabei unter großen Schmerzen auf, ohne daß man ihm einen Chirurg geschickt hätte. Da schrieb Invernizzi, der zur Einleitung neuer Processe nach Faenza gereist war, an die Commission in Ravenna: man solle ihn nur dorthin bringen, damit er die Kerker der heiligen Inquisition koste, die würden ihn schon heilen. Frignani wurde nun aus den Kerkern von S.-Vitale und in die von S.-Domenico gebracht, wo seine Qualen noch geschärft wurden. Seine Hartnäckigkeit in Verfolgung seines Plans veranlaßte endlich eine abermalige ärztliche Untersuchung. Gegen die dazu auserwählten zwei Ärzte, unter denen jedoch Anderlini, der berühmteste Arzt Faenzas, ihm wohlwollte, benahm er sich mit gewohnter Umsicht und Schlauheit, ebenso bei einem rührenden Besuche, den ihm Vater und Bruder in Begleitung von mehr als 20 Soldaten machten. Man kann sich denken, in welcher Lage Angelo seinem Vater gegenüber war, vor dem er den Wahnsinnigen so natürlich spielte, daß der Vater sich aus Verzweiflung die Haare aus dem Kopfe riß. Die Geistesgegenwart, welche Angelo Frignani bei diesem erschütternden Auftritte zu bewahren wußte, und die überraschende List, wodurch es ihm endlich gelang, seinem Bruder heimlich in das Ohr zu flüstern, daß er sich nur verstelle, müssen uns abermals in Erstaunen setzen. Es erscheint fast übermenschlich, um nicht zu sagen unmenschlich, in Momenten dieser Art so Meister seiner selbst zu bleiben, wie Frignani es blieb. Endlich brachte man ihn nach den Krankenstuben des faentiner Hospitals, wo er vor den Studenten der Chirurgie so natürlich den Tollen darstellte, daß diese ihn wirklich für wahnsinnig hielten. Anderlini, ein edler, freisinniger Mann, durchschaute ihn, ging aber auf sein Verfahren vollkommen ein, verschrieb ihm, des Scheines wegen, Arzneien, ließ ihm Blutegel an die Schläfe setzen u. s. w. Einige Genrebilder aus dem Krankenhause, wo Frignani viele Freunde, auch unter den weiblichen Personen, fand und von mehren Seiten bei seinen Planen zur Flucht auf Unterstützung rechnen konnte, mischen sich jetzt in die Darstellung und mildern das dunkle, fast tragische Gemälde durch lichtere und sanftere Farben. Endlich wurde er freigelassen, spielte nun den Reconvalescenten, und wie es früher seine Aufgabe gewesen, seinen Irrsinn bis zum höchsten Wahnsinn zu steigern, so war seine Aufgabe jetzt, die allmälige Rückkehr der Vernunft zu erheucheln und doch überall noch einen Anflug von Tollheit als rückständigen Rest seines frühern Zustandes durchschimmern zu lassen. Später bewerkstelligte er seine Flucht nach Florenz und, als Diener eines Abenteurers, der sich für einen Chevalier ausgab, nach Livorno und von da nach Corsica. Von Livorno aus richtete er noch einen Brief an Invernizzi, an welchem der höhnische Schluß besonders merkwürdig ist; er heißt:

Sie wollten mich an den Galgen schicken, ich sagte Ihnen, daß Gott mir helfen und mich retten würde, und Sie lachten über mich. Gott hat mir aber die Mittel gegeben, mich aus Ihren Händen zu befreien, und jetzt lache ich über Sie.

In den dürftigsten Umständen hielt er sich sodann in Marseille, später in bessern Umständen in Aix auf, wo er den Brüdern Bourgarel, Goldschmieden, mit seinem außerordentlich erfinderischen Geiste und gefügigen Talent bei ihren Arbeiten sehr behülflich war. Das Elend des Exils, welches ihn bedrängte, war mit einigen Variationen dasselbe, welches tausend andere politisch Verfolgte erdulden mußten. Der Übersetzer sagt am Schlusse seiner Vorrede mit Recht:

Diejenigen, die mit mir in dem Urtheil über Frignani — welches allerdings milder lautet als das Urtheil des Berichterstatters — übereinstimmen, werden vielleicht auch jene Theilnahme für menschliches Leiden und für menschliches Streben nach einem uns angewiesenen höhern Ziel fühlen, die ihnen die Durchsicht dieser Memoiren interessant machen kann, und ihre Wünsche werden sich mit den meinigen vereinen, daß jener Augenblick nicht zu fern sein möge, der die Wiege der Künste und Wissenschaften, die schöne, liebliche, mit allen Reizen der Natur geschmückte Halbinsel durch den Hauch der Freiheit belebt, und jene Unglücklichen in ihre Heimat zurückführt, die auf fremdem Boden, fern von dem traulichen Kreise ihrer Lieben, in Elend und Verlassenheit ihre schönsten Jahre jugendlichen Feuers, kräftigen, männlichen Wirkens vertrauern müssen.

Ein einziges von Frignani erzähltes Factum wird hinreichen, um uns von dem trostlosen Rechtszustande in jenem von der Natur mit den herrlichsten Gaben überschütteten Lande ein Beispiel zu geben. Der edle Graf Fabbri hatte mit schlagenden Beweisen die Falschheit der gegen ihn, als Verschwornen, gerichteten Anklagen bewiesen, und die Richter fällten folgendes schnöde Urtheil: „Verurtheilt, als nicht verwickelt in die Verschwörung!!" Bei der Berathung der Richter behielt nämlich folgende Meinung den Vorrang: Weil der Graf Fabbri sich in keine der gegen den Staat gerichteten Verschwörungen gemischt hat, um sie alle leiten zu können, so wird er zu so und so viel Jahren (so viel sich Frignani erinnert, zu 25 Jahren) Gefängniß verurtheilt! Der Verf. der vortrefflichen „Reise durch Salzburg und Tirol nach Italien" (Düsseldorf 1842) sagt Bd. 2, S. 549:

Gar oft haben die humanen östreichischen Chefs den Einwohnern der Romagna als Schutz und Schirm gegen übertrie-

dene Reactionen und Verfolgungen gedient und sich in dieser Beziehung die allgemeinste Achtung und wahre Verehrung bei den Guten aller Parteien erworben. Aber nur die Östreicher sollen es auch vermögen, jene Provinzen in Gehorsam zu erhalten. In dem Augenblicke, wo Östreich seine mächtige Hand zurückzöge, würde die ganze Romagna die päpstliche Herrschaft abschütteln. So ist wenigstens die allgemeine Meinung, die man in Italien ganz offen ausspricht. Die Achtung vor der weltlichen Regierung des Papstes ist überhaupt nirgend geringer als gerade in Italien. 20

Sammlung kleiner geistlicher Schriften von Johannes Goßner. Mit einer Lithographie Berlin, Eyssenhardt. 1842. 8. 7½ Ngr.

Zuvörderst die Bemerkung, daß wir nicht bestimmt angeben können, ob die artistische Beilage vor oder nach der Aufhebung der Bildercensur erschienen ist. Der Verf. hat das Sünderbild wahrscheinlich deshalb beigefügt, um mittels einer starken Versinnlichung die verhärtete Menschheit in Berlin und andern Orten um so gewaltiger zu erschüttern und zu zerknirschen; denn nach seiner Ansicht liegt die Christenheit furchtbar im Argen. „Man sage mir", ruft er aus, „ein Laster, das unter den heutigen Christen nicht im Schwange geht? Die Sünden und Greuel, von welchen Paulus sagt, daß sie unter den Christen nicht genannt werden sollen, sind so herrschend und einheimisch geworden, daß fast jedes Kind von sieben Jahren davon zu sagen weiß. Ist nicht die gesammte Christenheit ein gottloser Haufe geworden, indem man die Frommen und Gerechten wie mit Laternen suchen muß, wenn man solche finden will? Wie ist Alles so voll Diebe, Räuber, Ungerechte, Betrüger, Mörder, Meineidige, Lügner, Ehrabschneider, Ohrenbläser, Verleumder, Trunkenbolde, Verschwender, Spieler, Geizige, Wucherer, Unbarmherzige, Eigennützige, Gewinnsüchtige, Neidige, Karge, Geldsorger und Mammonsknechte, Hurer, Ehebrecher, Knabenschänder, Wollüstlinge, Unreine, Hoffärtige, Stolze, Selbstgefällige, Feindselige, Hasser, Rachsüchtige, Unversöhnliche, Zornige, Flucher, Schwörer, Friedensstörer, Plagegeister, Teufel und Teufelinnen, die nur Zwietracht und Krieg stiften! Wie ist Alles so voll Weltsinn, Leichtsinn, Menschenfurcht u. s. w.! Kurz, der Christenhaufe könnte kaum schlechter sein, als er ist." Diesem traurigen Zustande will Hr. Goßner mit seinen kleinen geistlichen Schriften entgegentreten; sein Bestreben ist nicht neu, ebenso wenig seine Sprache, die in vielen Hundert Tractätlein stereotyp geworden ist. Eine besondere Anzeige des Büchleins würde also hier nicht erfolgen, wenn es nicht in dem Sünderbilde etwas Neues und Eigenthümliches darböte. Der Verf. gibt uns folgende Erklärung seiner Lithographie (S. 74):

„Auf dem voranstehenden Bilde ist sowol der elende Zustand des Sünders vor seiner Bekehrung, als auch die Art und Weise abgebildet, wie sich ein Sünder zu Gott und dem Lamme bekehren könne. Wir wollen es näher betrachten und erklären."

„Du siehst da einen armen, nackten, zitternden Sünder unter einem dürren Baume sitzen, den der Teufel am Stricke hat, um ihn in den Abgrund der Hölle zu stürzen, die ihre feurigen Rachen gegen ihn aufsperrt, um ihn zu verschlingen."

„1) Warum ist er nackt und bloß? 2) Warum unter einem dürren Baume? 3) Warum am Stricke des Satans? 4) Warum ist der Rachen der Hölle gegen ihn aufgesperrt?"

Diese Beschreibung ist noch dahin zu ergänzen, daß der Böse, als ein echter Sohn der Finsterniß, mit Hörnern, Schweif und Pferdehuf abgebildet ist. Hinter dem Teufel gähnt der Höllenrachen. Neben dem Sünderberge ist ein hoher Blumenberg, auf dessen Spitze das Lamm mit Kreuz und Fähnlein steht. Neben dem Sünder befindet sich auf der einen Seite Johannes der Täufer, auf der andern ein Engel. Über dem Ganzen schwebt Gott der Vater.

Im ersten Theile der zu diesem (statt des Bibeltextes dienenden) Bilde gehörigen Predigt wird die Angst und Pein des Sünders geschildert. Die Stricke des Satans werden in grobe und feine sortirt, vom seidenen Faden bis zur eisernen Kette, wobei der Verf. versichert, daß dies nicht blos orientalische und allegorische Redensarten sind, die nichts bedeuten, wie die leichtfertigen und ungläubigen Menschen meinen, daß der Teufel nur ein Gedicht und die Stricke des Teufels nur eine Einbildung seien."

Der zweite Theil enthält die Rückkehr des Sünders zu Gott. 1) Der Engel, der auf dem Bilde zur Linken des Sünders steht, bedeutet die vorlaufende Gnade, die den Sünder züchtigt und zur Versöhnung reif macht. 2) Wenn der Sünder um Barmherzigkeit schreit, so ruft ihm Gott zu: Ich will nicht den Tod des Sünders! 3) Zur Rechten des Sünders steht Johannes, welcher ihn auf das Lamm hinweist. 4) Wirft der Sünder alle seine Sünden auf das Lamm, senkt er sich gläubig in das Blut Jesu, so wird sein Schuldbrief zerrissen und mit den Nägeln des Lammes ans Kreuz geheftet. „Und nun ist der Strick entzwei! Nun, geliebter Leser, da hast du das Bild des bekehrten und unbekehrten Sünders! Welches gefällt dir?"

Zum Schluß dieser Anzeige der Goßner'schen Sammlung nur die Frage: Welche Wirkung vermag eine solche Schrift hervorzubringen? Wenn es des tiefsten Ernstes bedarf, um das Christenthum gegen die Angriffe der Zweifelsucht und des Spottes zu vertheidigen, kann eine Bilderspielerei, gleich der eben besprochenen, irgendwie zur Verbreitung einer würdigen Religionsansicht, zur Befestigung eines lautern Glaubens beitragen? Oder wird nicht dadurch vielmehr der Heiligkeit und Würde des Christenthums der empfindlichste Nachtheil zugefügt? Letzteres ist leider nicht zu bezweifeln und deshalb wäre es wünschenswerth gewesen, daß die Bildercensur ihre vernichtende Macht an der Goßner'schen Lithographie geübt hätte. 20.

Madame Louise Colet.

Die Dichterin der conservativen Partei in Frankreich ist gegenwärtig Madame Louise Colet, deren Schriften in dieser Hinsicht eine Erwähnung verdienen. Sie debutirte mit einem Gedicht über das Museum zu Versailles, welches von der Akademie den Preis erhielt. Später arbeitete sie auch, wie Alles in Frankreich, an Journalen mit und schrieb eine Broschüre unter dem Titel: „Jeunesse de Mirabeau." Ein bedeutendes poetisches Talent ist sie nicht, aber sie hat einen reinen Geschmack, eine ernste Gesinnung, einen echt weiblichen Conservatismus, sie achtet die literarischen Traditionen wie ehemals und erklärt nicht, wie die Dudevant, der bestehenden Gesellschaft den Krieg. Mit diesen Eigenschaften kann man gegenwärtig bei einer großen Partei in Frankreich schon sein Glück machen. Wie anders haben sich die Dinge in Frankreich gestaltet! Mit der Asche Napoleon's hat man auch die Asche der Revolution und der Kriegslust beigesetzt. Man liest jetzt mit Erstaunen in einem Journale: „Der Volkskneid ist in dem Grade ausgelöscht, daß es in Frankreich Niemand von einiger geistigen Auszeichnung gibt, welcher nicht in Deutschland, in England, was weiß ich, sogar in Italien, in Spanien, jenseits des Oceans, in weitester Ferne, zahlreiche, treue Freunde zählt, die er wie seine Mitbürger liebt. Die Söhne Deutschlands oder Großbritanniens, der iberischen oder italischen Halbinsel, Russen und Franzosen, Alle, welche den gebildeten Classen angehören und selbst die in den andern Classen, welche Überlegung besitzen, schaudern bei der Vorstellung, in den feindlichen Reihen einem Mann zu begegnen, dessen Hand sie zärtlich in die ihrige geschlossen haben, ihm den Tod zu geben oder den Tod von ihm zu empfangen, ohne daß dieser Meuchelmord (ich finde keinen andern Ausdruck dafür) den Mörder entehrt" u. s. w. Solche zärtliche Friedenspredigten, die von der unblutigsten Phantasie zeugen, hätten noch vor wenigen Jahren als ein Attentat auf die französische Nationalehre gegolten; jetzt scheinen sie sogar Sache der Mode zu sein, und die Mode, weiß man, spielt die Tyrannin in Frankreich, bis ihr Thron von einer andern usur-

zirt wird. Auf jeder Seite der Hand liegt in Frankreich ein Extrem; man darf sie nur umkehren und das Gegentheil wird Herr der Köpfe und Herzen, denen die Leiber willenlos folgen. Zu jener ausgebreiteten Partei der Friedensprediger gehört auch Madame Colet. Sie hat ihre Sympathie zwei Frauen der Revolution zugewendet, Charlotte Corday und Mad. Roland, und Beider Lebensende dramatisirt. Die Journale ihrer Partei verschwenden an diese Dramen vieles Lob; vor der deutschen Kritik würden sie jedoch, trotz mancher glücklichen Züge, schwerlich als Dichtwerke bestehen können. Nur das gemüthvoll lyrische Gedicht, der zugleich geschwätzige und leidenschaftliche Roman sind die poetischen Formen, in denen sich der weibliche Geist befriedigen und erschöpfen kann, nicht das Epos, noch das Drama. Tausende von Jahren, in deren Strome doch so viele geistreiche und talentvolle Frauen auftauchten, haben diese Erfahrung bestätigt. Auch die Dramen der Madame Colet blieben wesentlich lyrisch, monologisch; Charlotte Corday kann in der Tragödie gleiches Namens sich von der Betrachtung ihres eigenen Selbst, ihres energischen Entschlusses nicht losreißen. So sieht man Charlotte Corday im Garten des Palais royal, mit dem Mordwerkzeuge in ihrem Busen. Sie raisonnirt mehre Seiten hindurch: „Blut und immer Blut! und immer Meuchelmord! Und ich, um ihm einen Damm entgegenzusetzen, will Marat tödten! Ich will noch mehr Blut vergießen! Schrecklicher Gedanke! Furchtbarer Entschluß, der mich beherrscht! Auch dieser Arm will den Todesstreich führen! Ist es mein Beruf, gegen die Meuchelmörder das Recht wieder zur Geltung zu bringen? Mein Gott, verletze ich nicht die Gerechtigkeit, welche zu Gericht über den Schuldigen sitzt, ehe sie ihn bestraft? Aber die Gerechtigkeit ist todt und die Gesetze sind vernichtet und ich muß der Stimme meines Gewissens folgen. Ich werde Marat tödten, heute noch, in einer Stunde! Sein Tod wird Frankreich frei machen.“ Durch solches Hin und Her, Vor und Zurück des Abwägens verliert der Entschluß der Corday ebenso an Großartigkeit und dramatischer Wirksamkeit, wie Tell's That durch den berühmten geschwätzigen Monolog in Schiller's Drama. Endlich erblickt Charlotte Corday eine Mutter mit ihrem Kinde: „O, komm zu mir!“ sagt sie zu dem Kinde, „fliehe mich nicht! Du lächelst mir zu, mein Kind, und streckst die Arme mir entgegen? Komm, lege auf meine brennende Stirn deine unentweihte Lippe! O, warum habe ich nicht auf die Stimme der Natur gehört? Ich könnte dann auch schon Mutter sein! — Warum diese Klagen? Warum diese schmerzlichen Kämpfe, die sich in mir fühlbar machen? — Ach, ich bin nicht das Weib von gestern mehr! Ich will noch nicht sterben! Ist doch das Leben so schön!“ So geht es noch eine gute Weile fort, obgleich die Dichterin hätte bedenken sollen, daß man im Drama oft wirksamer ist durch Das, was man verschweigt, als durch Das, was man ausplaudert, bis plötzlich ein öffentlicher Ausrufer erscheint: „Kauft die Zeitung!“ ruft er, „die Hinrichtungen heute Morgen waren herrlich! Der Henker hat in meinem Beisein hundert abgethan und die Wellen der Seine waren roth von Blut! Kauft, kauft! Der Retter Frankreichs, Marat, der Freund des Volks, ist in der Genesung begriffen. Kauft, Bürger! kauft sein Journal, worin er sagt, wie man das Übel an der Wurzel tilgen muß; er fodert noch 260,000 Köpfe. In den Departements stellt man gerichtliche Untersuchungen an gegen die Verbündeten, die Cidevants. Kauft, kauft! Für zwei Sous die Nummer!“ Charlotte Corday, welche kurz vorher an die Mutterfreuden, an die Freuden der Liebe gedacht und erklärt hatte, sie habe noch keine Luft, sich hinrichten zu lassen, sie wolle noch das Leben genießen, kommt plötzlich wieder auf ganz andere Gedanken: „Marat!“ ruft sie aus, „überall vernimmt mein Ohr diesen Namen; o, dieser Name weckt mich auf aus einem unwürdigen Traum. Du verlangst noch mehr Köpfe zu kürzen, Marat! sie zu retten, treffe dich dieses Eisen! O, das öffentliche Elend macht mich beherzt, erhebt mich! Stärker noch gehe ich aus diesem schuldbehafteten Traum hervor!“ u. s. w.

In dem zweiten Drama: „Les dernières heures de Mad. Roland“, erblickt man die Heldin in der Conciergerie, zum Tode bereit, mit ihren Freunden sich unterhaltend, mit dem unglücklichen Bailly, mit Clavière, mit dem Bischof Lamourette und Andern, die wie sie für die Guillotine bestimmt sind. In schönen Versen erzählt einer von ihnen, Riouffe, von der letzten Nacht und dem erhabenen Tode der Girondisten. Man ergießt sich in Klagen über das gemeinsame Unglück des Vaterlandes, über die vernichteten Illusionen, über die Verirrungen und Verbrechen der Parteien, über die im Blute ihrer Stifter ertränkte Freiheit. Die Unterhaltung hebt sich nun zu den höchsten Speculationen über die Bestimmung des Menschen, die Unsterblichkeit der Seele; Einer übersetzt, der Andere erläutert den Phädon. Indessen naht die Stunde. Eine Freundin der Mad. Roland will sich für sie opfern und statt ihrer sterben, aber die Roland weist dieses Opfer von sich. — Überall tritt uns in diesem Drama ein edles Gefühl entgegen, welches sich meist in einem entsprechenden Ausdruck zu äußern versteht; der rhetorische Ton des Ganzen, die lyrischen Excursionen, wie die philosophischen Sentenzen erinnern unwillkürlich an Schiller, und jedenfalls bleibt es für eine Frau ein anerkennenswerthes Wagniß, die strenge dramatische Form zum Gefäß ihrer Ansichten, Tendenzen und Sentiments gewählt zu haben. Das Werk ist zugleich mit Portraits und bisher ungedruckten Briefen ausgestattet. 5.

Bibliographie.

Budberg, O. Ch., Dramatische Dichtungen. 1ster Band. 8. Mitau, Reyher. 1 Thlr. 15 Ngr.

— —, Töne des Herzens. Eine Sammlung Gedichte. 2te vermehrte Auflage. 8. Mitau, Reyher. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Burnes, A., Kabul. Schilderung einer Reise nach dieser Stadt und des Aufenthaltes daselbst, in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Aus dem Englischen von Th. Oelkers. Mit 12 Kupfern. Gr. 8. Leipzig, Weigel. 3 Thlr.

Dresselhuis, H. C., Albrecht Beyling und seine Zeitgenossen. Original-historisch romantische Schilderung aus dem Kriege der Hoecken und Kabliauen. Aus dem Holländischen von J. D. v. Betaz. 3 Theile. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 3 Thlr.

Guhrauer, G. E., Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. Eine Biographie. 2 Theile. 8. Breslau, Hirt. 4 Thlr.

Halirsch, L., Novellen. Aus dessen Nachlasse herausgegeben von J. G. Seidl. 2tes Bdchn. Die jungen Herzen. — Belladonna. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Heyden, F. v., Theater. In 3 Theilen. 1ster Theil: Radine, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Die Modernen, Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. Leipzig, Einhorn. Preis für alle 3 Theile 5 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 22ster Jahrgang für 1843. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Memoiren des Karl Heinrich Ritters v. Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. 2 Theile. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 4 Thlr.

Musenalmanach. 1843. 1ster Jahrgang. Mit Beiträgen von 150 deutschen Dichtern. Herausgegeben von F. Steinmann. Mit 4 Dichterbildnissen. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 2 Thlr.

Phantasus. Almanach auf das Jahr 1843. Von Th. Oetzner. 1. Die Wunderdose. 2. Die Saal-Nixen. 16. Langensalza, Schulbuchh. d. Thüring. Lehrervereins. 10 Ngr.

Rosen und Vergißmeinnicht dargebracht dem Jahre 1843. 6ter Jahrgang. Gr. 16. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Leo. 2 Thlr. 10 Ngr.

Suder, F. A., Dichtungen. 8. Berlin, Simion. 15 Ngr.

Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freiherrn v. Hormayr. 1843. Mit 4 Bildnissen und 1 Plan. Gr. 12. Leipzig, Reimer. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 313. — 9. November 1842.

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1840. Gr. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Das Wort, das der Herr zu den ersten Menschen nach der Schöpfung sprach: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über Fische im Meer, und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kreucht", ist erfüllt worden, der Mensch ist unumschränkter Herrscher und Gebieter der gesammten Thierwelt geworden. Kein Thier ist ihm zu stark, das er nicht zu bändigen, keines zu schnell, das er nicht zu erjagen, keines zu listig, das er nicht zu überlisten wüßte. Wo sein Arm nicht stark genug ist und seine physische Macht nicht hinreicht, sie zu unterjochen und seinem Willen dienstbar zu machen, da hat sein überwiegendes geistiges Vermögen Mittel und Wege gefunden, der Thiere habhaft zu werden und über ihre Kräfte zu gebieten, wenn und wie es ihm beliebt. Sie müssen ihn nähren, kleiden, tragen, ziehen, bewachen, für ihn arbeiten, ihn unterhalten, belustigen, sich für ihn morden lassen und Alles, was ihnen angehört und ihnen lieb und werth ist, das mühevoll errungene Product ihrer Arbeit, die Organe ihres Leibes, ihre Gatten und Kinder, ihr Leben — Alles gehört ihm, dem nimmersatten, über Alles gebietenden Könige der Erde. Während sich nur einzelne untereinander befeinden und bekriegen, ist er aller Feind und nur so lange ihr Freund, als er sie zu seinem Nutzen verwenden kann und sie sich seinen Geboten und Launen willig fügen. Vom Standpunkte der Thiere angesehen, ist er der größte Tyrann, den die Erde trägt, blutdürstiger und grausamer als alle ihres Gleichen, der nicht, wie sie, nur zur Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, sondern oft aus eitler Lust und Liebe zur Grausamkeit mordet und quält. Wäre den Thieren so viel geistiges Vermögen gegeben, sich untereinander zu verabreden und mit vereinten Kräften gegen ihren Unterdrücker zu erheben, so wäre schon längst der Name: Mensch auf der Erde verschollen, ja kennte nur ein einziger im Käfig eingesperrter Löwe oder Tiger die Kraft, die in ihm wohnt, so wäre kein Eisenstab fest genug ihn zu halten und Der, welcher den Versuch wagen wollte, ihn der Freiheit zu berauben, würde seine Vermessenheit schwer genug büßen müssen. Aber so ist denn nun einmal jegliche Creatur zum Dienste des Menschen geschaffen worden und sowie sie nicht einmal dem geistigen Blick desselben widerstehen kann, so noch viel weniger den mannichfaltigen andern Waffen des Geistes, über die er zu gebieten hat. Sie muß sich ihm unterwerfen und hat nur so viel Theil am Gesammtleben dieser Erde, als ihr von ihm zu nehmen gestattet ist. Diejenigen unter ihnen, die er seiner besondern Aufmerksamkeit und seines besondern Schutzes würdig hält, die er zum Sklavendienste auswählt, müssen sich noch glücklich preisen ob solcher Begünstigung, denn ihnen ist ja wenigstens zu leben vergönnt, während tausend andere nur kaum zum Leben erwachen, um unter seinen tödtlichen Streichen zu fallen.

Allerdings hat der Mensch das Recht dazu, sich das Thier zu unterwerfen; er ist von der Natur schon durch die Bildung seiner Zähne darauf angewiesen, sich von seinem Fleische zu nähren, er muß ihm seine Haut nehmen, um sich darein zu hüllen, wenn er nicht vor Hitze oder Kälte umkommen will, er muß sich gegen dasselbe seiner Haut wehren mit den Waffen seines Verstandes und es unterjochen, damit er nicht unterjocht werde, er muß sich seiner bedienen, wo und wie er kann, es an seiner Stelle eintreten lassen, wo seine Kräfte nicht ausreichen, denn es gehört zu seiner Bestimmung, die geistige Sphäre, auf die er angewiesen, nach allen Richtungen zu erweitern, geistig zu schaffen und zu wirken, während er die Söldnerarbeit dem Thiere überläßt. Er hat nicht nöthig, zu dem kümmerlichen Gewerbe des letztern herabzusteigen, wie der Stier am Pfluge zu ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte zu gewöhnen, oder, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen zu sichern; das Thier muß zu ihm herauf, ihm seine geistigen und physischen Kräfte leihen, so weit sie für menschliche Zwecke anwendbar sind.

Seine geistige Suprematie über die Thiere, die Macht, die ihm damit gegeben ist, nach Gefallen über sie zu schalten, schließt aber keineswegs das Recht ein, sie zu mishandeln, zu plagen, aus Leichtsinn verschmachten zu lassen, sich an ihren Qualen zu weiden oder sie aus Lust zu tödten. Die Zeiten sind gottlob vorüber, wo man mit Carteſius annahm, die Thiere seien empfindungslose und gedankenlose Maschinen, Automaten, oder, da sie keine Pflichten gegen uns, so hätten wir auch keine gegen sie. Die Menschen haben einsehen lernen, daß jedes

geschaffene Wesen ebenso gut ein Recht habe zu sein, als sie, daß sich die Güte und Liebe des Schöpfers ebenso über die Thiere erstrecke und für ihre Fortpflanzung und Erhaltung eben dieselbe weise Fürsorge getroffen habe als für die ihrige. Sie haben in sich das Pflichtgebot erkannt, ihres Lebens zu schonen und sie zu beschützen und zu pflegen, insoweit es mit den Pflichten gegen sich selbst und mit der Harmonie des Ganzen verträglich ist. Es gehört aber schon ein gewisser Grad von intellectueller und sittlicher Bildung dazu, um diese Pflicht gegen die Thiere zu erkennen und ihr, dem Rechte der unbedingten Macht über sie gegenüber, Geltung zu verschaffen. Ein großer Theil der Menschen sieht in ihnen immer noch gedankenlose Maschinen, die nur insoweit Werth haben, als man sie gebrauchen kann, ja, der Umstand, daß man meist nur diejenigen näher kennen lernt, die man zu Sklavendiensten gebraucht oder die man täglich den Weg zur Schlachtbank wandern sieht, ist eben nicht geeignet, unsere Achtung für sie zu steigern. Der freie Beduine, der täglich mit seinem Pferde Brust an Brust zusammen schläft, und der schweizer Hirte, der mit seiner Heerde auf dem grünen Teppich der Alpen wie ein Vater mit seinen Kindern lebt, wissen gewiß dem Thiere einen höhern Werth beizulegen als viele Andere, die es nur in seiner Abhängigkeit und Erniedrigung kennen. Überhaupt muß man es nicht blos von seiner physischen Seite, nicht blos als Lastträger und unter der Geisel des Menschen seufzenden Sklaven, sondern auch von Seite seiner seelischen und gemüthlichen Eigenschaften kennen, um es achten und lieben zu lernen.

Ich zweifle nicht, daß noch Manche, die dies lesen, bei den Worten: Seele und Gemüth der Thiere, bedenklich den Kopf schütteln und es für eine Versündigung an der Würde des Menschen halten, sie auf thierische Eigenschaften zu beziehen, die, ihrer Meinung zufolge, mit dem geistigen Vermögen des Menschen nichts gemein haben. Alles, was sie den Thieren von geistigen Kräften zugestehen, beruht auf Instinct. Aber was ist mit diesem Worte gesagt? Glaubt man damit die Ansprüche der Thiere auf den Besitz der Seelenthätigkeiten abweisen zu können? oder ist er selbst nur, wie Joh. Müller will, in der Organisationskraft gegründet, die zwar nicht selbst das Thema verwirklicht, aber das Thema der Seele zur Realisation außer dem Körper angibt? Darauf können wir nur mit dem geistreichen Vorländer („Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele", Berlin 1841) antworten:

Die Erscheinungen des Instincts liegen durchaus außerhalb der Sphäre der physischen Organisationskraft; die letztere kann nichts realisiren, als was in dem Bereich des individuellen Organismus liegt, sie steht zu dem traumartig vorschwebenden Typus einer Bienenzelle in keinem Verhältniß, denn dieser ist etwas ganz dem planetarischen universellen Leben Angehöriges und kann daher nur in der das Universelle nach und nach erfassenden Seele seine Erklärung finden. Wie wäre es auch denkbar, daß diese Organisationskraft so von außen her in die Processe des Seelenlebens bestimmend eindringen könnte, daß die Seele Vorstellungen hätte oder ausführte, die sie selbst nicht conzipirte? Als ob eine bloße Naturkraft für sich in der Seele und für die Seele Vorstellungen „anstiften" könnte! Hierdurch würde der Begriff der Seele ganz aufgehoben. Die Einigung der Seele mit der bildenden Naturkraft muß nicht so dualistisch und äußerlich gedacht werden. Die Wahrnehmungen und Thätigkeiten des Instincts können nur der Seele angehören, aber in ihrer tiefen Einigung mit dem Naturleben; sie lassen sich nur auf einen Entwickelungsproceß des Einzelwesens vor der Geburt des Einzelwesens zurückführen u. s. w.

Also auch die Thiere haben eine Seele, und zwar eine Seele, deren Thätigkeiten, namentlich bei den höhern unter ihnen, nicht nur auf die Äußerungen des Instincts beschränkt bleiben, sondern weit darüber hinausgehen und durch ihre Gemeinschaft mit dem Menschen eine bewundernswürdige Ausbildung erlangen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß unsere Achtung vor den Thieren und unser Mitgefühl für sie in dem Maße sich steigern würde, als unsere Bekanntschaft mit dieser ihrer psychischen Seite sich erweiterte. Die meisten Menschen aber nehmen sich nicht die Mühe, einem solchen Studium ihre Zeit und Kräfte zu widmen, sie sind viel zu sehr mit selbst und mit ihren materiellen Interessen beschäftigt, als daß sie die Natur überhaupt etwas anginge; höchstens beschränken sich ihre Kenntnisse davon auf das dürftige Studium eines und des andern Handbuchs der Naturgeschichte; in das große und herrliche, täglich vor ihren Augen aufgeschlagene Buch der Natur selbst zu schauen, dazu haben sie weder Sinn noch Lust. Wenn nicht zuweilen noch ein Schooshündchen, eine Lieblingskatze, ein buntgefiederter Papagei, ein Canarienvogel ihre Aufmerksamkeit auf sich zöge, woher sollten sie erfahren, daß auch ein Thier Verstand haben könnte? Aber auch unsere Naturforscher vom Fache haben sich bis jetzt des Studiums der Thierseelenkunde nur wenig angenommen, Alles, was darüber in naturwissenschaftlichen Werken sich vorfindet, sind nur disjecta membra, eine eigentliche Thierpsychologie ist noch ein desideratum und wird es wahrscheinlich noch lange bleiben, da Wenige hierzu zugleich Liebe, Umsicht und Einsicht genug haben.

Bescheiden nennt Hr. Prof. Scheitlin seine Schrift einen „Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde", und mit Recht, denn sie ist, wie sich der Verf. wol selbst eingestehen wird, noch weit vom Ziele entfernt und das Prädicat der Vollständigkeit kann ihr allenfalls nur insoweit zugestanden werden, als sie das ganze Thierreich umfaßt und von den besondern Seelenfähigkeiten der Thiere, so weit als möglich, keine unberücksichtigt läßt. Aber wie wenig wissen wir überhaupt noch über diese Fähigkeiten bei ganzen Classen sowol als bei einzelnen Thieren? Es zeigt sich dies in dem speciellen Theile dieses Werkes; allenthalben Lücken, wie auf einer Karte von Afrika, auf der zwar Länder angegeben sind, aber solche, die noch kein menschlicher Fuß betreten hat. Auch scheint der Verf., trotzdem daß er in der Vorrede sagt, er habe die Thiere von frühester Jugend an geliebt und geehrt, schon als Knabe sich eine Menge lebender Thiere aus allen Classen gehalten und im Beobachten derselben immer sehr viel Genuß gefunden, über ihre psychischen Eigenschaften selbst wenige eigene Beobachtungen gemacht zu haben, denn

er referirt meist nur nach fremden Beobachtern. Indessen wollen wir ihm darüber keine Vorwürfe machen, indem wir wohl wissen, wie wenig hier der Einzelne vermag und wie schwer es ist, aus den Äußerungen des Thieres auf seine innern Gefühle, Vorstellungen u. s. w. zu schließen, seine traumartigen Handlungen zu deuten und in die menschliche Sprache zu übersetzen. Nein, der Verf. verdient keine Vorwürfe, vielmehr den aufrichtigsten Dank für die Mühe und den Fleiß, den er auf sein Werk verwandt hat, das, wenn auch erst ein Versuch, doch ein sehr glücklicher genannt werden muß, den Thieren ihre geistigen Rechte zu vindiciren und die Aufmerksamkeit des denkenden und fühlenden Menschen auf diesen bisher ganz vernachlässigten Gegenstand hinzulenken. Er hat mehr gethan als die meisten, ja als vielleicht alle seine Vorgänger; er hat viel des zerstreut liegenden Materials zusammengetragen, Alles zweckmäßig geordnet und die mannichfaltigen Seelenäußerungen von den leisesten Anklängen in den niedern Classen der Thiere bis an die dem Menschen nahestehenden Grenzen in den höhern verfolgt. Dabei kommt der ganzen Untersuchung noch eine für den Gegenstand begeisterte, hier und da an das Poetische streifende, dabei aber doch einfache, treuherzige Sprache zugute, die die Lecture des Buchs in hohem Grade anziehend macht und, fast einem schönen Romane gleich, unwillkürlich mit sich forzieht, ja, man fühlt sich am Ende in der Gesellschaft von des Verf. lieben Thieren fast so behaglich als in der mancher befreundeter Menschen.

In Hauptstück 1: „Bestimmung der Begriffe Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde", nimmt der Verf. als allgemeines Merkmal der Thiere die Unterscheidungsgabe an. Was nicht unterscheidet, ist noch nicht Thier. Aus dem Unterscheidenkönnen schließen wir allein mit Sicherheit auf eine Seele. Wie aber nie in der Natur schroffe Abgrenzungen vorkommen, sondern Alles durch allmälige Übergänge vermittelt ist — ein Umstand, auf welchen an mannichfaltigen Stellen dieses Werkes aufmerksam gemacht wird —, so scheinen auch leise Spuren von Unterscheidungsgabe, als Gabe, sich Umständen zu schmiegen und Gewohnheiten anzunehmen, schon in den Pflanzen vorzukommen.

Wir können z. B. einen Baum, der frei wachsend sich eine Krone bildet, mit allen seinen Armen so an eine Wand nageln, daß er fächerförmig wächst. Nur seine Finger, das Beweglichste, wollen sich nicht fügen, wollen immer vorwärts treiben. Verpflanzen wir ihn wieder ins Freie, so wächst er noch lange in dieser Fächergestalt fort, und je älter er ist, um so minder legt er die Gewohnheit ab. Die Unnatur ist ihm Natur geworden. Wir wirkten mit unserm Hammer, unsern Nägeln und Bindfäden, mit unserm Gesetz, Geist und Willen, auf sein Holz, sein Leben, sein Gesetz und seinen Geist; unser Wille scheint sein Wille geworden zu sein u. s. w.

Die Thierseelenkunde ist demnach dem Verf. die Lehre von der Unterscheidungsgabe derjenigen Wesen, die wir Thiere nennen. Das zweite bis elfte Hauptstück sind nur historischen Untersuchungen gewidmet. 2. „Denkbarer Ursprung der Thierseelenkunde des ersten Zeitalters." 3. „Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden." 4. „Die religiöse Thierseelenkunde der Inder, Perser und Ägypter." 5. „Die Griechen und Römer." 6. „Das alte Europa." 7. „Der Talmud und der Koran." 8. „Übergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter." 9. „Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern. Von Thales an bis ins Mittelalter." 10. „Das Mittelalter bis auf Leibnitz." 11. „Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit." Viel hat hier der Verf. zusammengesucht und aus mancher Spreu hier und da ein Goldkorn ausgeschieden, aber gewiß liegt Manches noch an Orten versteckt, wo man es nicht sucht. Ohne sorgsam darnach zu forschen, haben wir schon mehres nicht Unwichtige vermißt, so z. B. Lenz's „Naturgeschichte" und, wo wir nicht irren, eine von diesem wackern Beobachter herrührende Monographie der inländischen Schlangen, die er mit besonderer Vorliebe pflegte; Kirby und Spence's „Entomologie", Darwin's „Zoonomie" und vor Allem Prof. Ennemoser's, eines geborenen Tirolers, „Beiträge zur Seelenkunde der Thiere", in Nasse's „Zeitschrift für psychische Ärzte", Jahrgang 1820, Vierteljahrheft 1 und 4. Unter den alten deutschen Dichtern vermißt man Reineke den Fuchs und Froschmäusler.

Wenn der Verf. in Hauptstück 12: „Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie", die Thiere gegen die Fühllosigkeit und Grausamkeit in Schutz nimmt und besonders von Ältern und Erziehern fodert, daß sie bei Kindern die Thierquälerei nicht zur Liebhaberei werden lassen sollen, so läßt sich dagegen nichts einwenden, aber im Namen der Wissenschaft müssen wir Ärzten und Chemikern das Recht vindiciren, an lebenden Thieren Versuche anzustellen, wenn sie auch grausam sind. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir die mannichfaltigen Vortheile aufzählen wollten, welche dadurch namentlich der Heilkunde erwachsen sind, aber ausgemacht ist es, diese Wissenschaft wäre noch nicht bis zu dem Grade ihrer heutigen Vollkommenheit gediehen ohne jene Versuche, und wenn der Verf. die Frage aufwirft: reichen solche Mittel an den Zweck? so müssen wir sie unbedingt bejahen. Freilich aber wäre sehr zu wünschen, daß sich nicht jeder Stümper zu solchen Versuchen berechtigt halten, sondern sie nur Männern überlassen möge, welche hinreichende Einsicht besitzen und die Natur des Thieres nicht mit zwecklosen Fragen belästigen, denn allerdings soll man die hülflose Creatur nicht zur bloßen Befriedigung der Neugierde misbrauchen.

Hauptstück 13: „Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie", gibt neben Bemerkungen über Beschreibungen, Abbildungen und Menagerien u. s. w. hauptsächlich viel Treffendes über die zur Beobachtung der Thiere erfoderlichen Eigenschaften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Erotokritos, episches Gedicht der Neugriechen.

Seit längerer Zeit schon, und wenigstens seit Iken's „Leukothea" (1825), kennen wir in Deutschland dieses erste und

gefeierte Epos der Neugriechen aus dem 16. Jahrhundert, ein poetischer Roman, durch und durch romantisch nach Art der Dichtungen jener Zeit, der er angehört, auch nicht ohne allen Einfluß des Landes, wo der Dichter lebte (Vincenzo Kornaro in Kreta). Nähere Notiz hat man jedoch davon in Deutschland bisher nicht genommen. Ganz neuerlich erst hat A. Ellissen in Göttingen ein Bruchstück daraus in der „Revue des Auslandes", 1842, Nr. 6, dem Publicum mitgetheilt, im Originale mit deutscher Übersetzung, nebst kurzer Einleitung über das Gedicht selbst, dessen Inhalt u. s. w. Gewiß ist gegen den Versuch, der hier gemacht worden, das deutsche Publicum mit jenem Gedichte bekannt zu machen, nichts zu sagen, wennschon es sich fragen dürfte, ob dasselbe ihm besondern Geschmack abgewinnen werde. Denn nicht blos der Engländer Drake urtheilt über den „Erotokritos" weniger günstig; auch der Grieche Jakowakis Risos Nerulos in seinem „Cours de littérature grecque moderne", Seite 141, sagt von ihm und einigen andern Dichtungen der Neugriechen jener Zeit, daß sie durch die Trivialität ihres Styls, durch eine sklavische Nachahmung der italienischen Dichtkunst und ihre ekelhafte Weitläufigkeit sündigten; daß diese ersten Versuche einer neuen Dichtkunst gänzlich einer bestimmten Physiognomie, Nationalität und Localfarbe entbehrten, daß man in ihnen keine Spur von Studium der Alten, keine Idee von Regel entdecke, und daß einige Funken poetischer Kraft das einzige Verdienst dieser häßlichen, mit Recht vergessenen Werke ausmachten. Freilich wissen wir auch, daß andere Griechen, nicht minder wissenschaftlich gebildet als Risos, anders und weit günstiger über den „Erotokritos" urtheilen, daß sie ihn in gewisser Hinsicht den Homerischen Dichtungen an die Seite setzen, u. s. w. Um so weniger wollen auch wir einem Urtheile über das Gedicht selbst vorgreifen, dagegen einige Bemerkungen zu Demjenigen beifügen, was a. a. O. einleitend bemerkt wird, und insofern sie sonst hierbei sich aufdringen. 1) Es wäre gut gewesen, die Zusammenziehung zweier (bisweilen gar dreier) Sylben in Eine (συνίζησις) durch ein Zeichen anzudeuten. Der geübte Leser politischer Verse und anderer Compositionen der neugriechischen Poesie sieht und weiß bald, wo dergleichen nothwendig ist und wo solche Zusammenziehungen sich finden; aber für den ungeübten Leser war ein Zeichen, wie sie übrigens hierbei gewöhnlich angewendet werden, wenigstens räthlich. 2) Mit der Änderung der Orthographie, auch wenn sie noch so vorsichtig vorgenommen wird, ist es immer mislich, hier, wie bei den neugriechischen Volksliedern. Es ist allerdings schwer, der Versuchung, die Orthographie dieser Dichtungen zu verbessern, zu widerstehen; aber doch wird, da übrigens mit strenger Consequenz nicht verfahren werden kann, wenig, selbst fürs Auge, dadurch erlangt, gleichwol jedenfalls der Originalität der Gedichte Gewalt angethan, auf Kosten einer gewissen regelrechten Correctheit und Schönheit, die nicht im Sinne des Dichters lagen. 3) Die Klage S. 359 fg. über die Mangelhaftigkeit der neugriechischen Wörterbücher ist zum Theil ungerecht. Wo es um solche Dialektformen, um schlechte Orthographie u. s. w., wie hier, sich handelt, da ist es nicht möglich, durch Lexika über die dem Verständnisse sich darbietenden Schwierigkeiten hinwegzukommen; man muß durch Combinationen, durch Übung im Lesen von dergleichen sich zu helfen und ein Lexikon zu ersetzen wissen. 4) Ob der ganze „Erotokritos" eine Übersetzung verdient (S. 368), das läßt Ref. ganz auf sich beruhen. Jedenfalls ist es besser und in der That dankbarer, die Erzeugnisse der neuern Dichtkunst der Griechen, Volkslieder und andere Dichtungen, durch Übersetzungen dem Auslande näher zu rücken; diese verdienen es unleugbar. 5) Ob der Übersetzer, Ellisen, recht habe, den Namen „Erotokritos" nicht so, sondern Rotokritos zu schreiben (S. 368) — wir möchten es bezweifeln. Seine Gründe dafür reichen nicht aus. Denn der Name lautet Erotokritos; die Etymologie weiß nichts von Rotokritos, und der Gebrauch des Dichters kann kein Gesetz sein, namentlich nicht bei Eigennamen. 25.

Mancherlei.

Was auch Tacitus und seine Nachbeter dagegen sagen mögen: „der Geschichtschreiber muß Haß und Gunst zeigen, und Tacitus selbst hat es gethan". Das Verwerfliche nämlich wie das Rühmliche des Geschehenen soll in seiner wahren Gestalt nackt und ohne Kleiderüberwurf hervortreten, und Niemand wird schwanken, was ein Historiker dabei denkt, wenn er es auch nicht sagt. Will er aber das Eine oder das Andere rednerisch herabsetzen oder rühmen, so vergißt er seinen Beruf und stellt sich in die Reihe solcher Zeitgenossen, welche durch Strafreden das Schlimme zu entfernen und durch Lobpreisung das Gute zu befördern meinen. Selbst bei ihnen ist das Parteinehmen aus Vorurtheil oder Leidenschaft nicht immer zu entschuldigen, noch viel weniger bei dem Geschichtschreiber. Unsere deutschen Schriftsteller machen sich ihren Haß und ihre Gunst oft in den Schulbänken fertig, wie z. B. nach dem Vorgange von Johannes Müller ihre Liebe für den Papst, oder für das Mittelalter, oder nach dem Beispiel der Franzosen für Robespierre, für Napoleon. Besondern Haß werfen Viele auf das 18. Jahrhundert, nebst seiner Aufklärung, und werden dadurch ungerecht gegen dessen Verdienste. Wenn am Ende des Jahrhunderts die französische Revolution gräßlich hervortrat, so liegt dies schwerlich in allen Richtungen und Bestrebungen desselben, so wenig wie in den Anfängen der Revolution selbst, da bei jeder Richtung ein Verderbliches sich einmischen kann und sich einzumischen pflegt, da nach jedem Anfange einer das Herkömmliche meisternden, bessernden oder umstürzenden Kraft im Fortgange eine Ausartung sich einfindet, deren Grund man im Sündenfall, im radicalen Bösen, oder sonst worin suchen mag, nur nicht blos im historisch Gegebenen der Richtung und des Anfangs.

Niebuhr sagte: „Die Religion ist ein so ätherisches Ding, daß wir, sobald wir sie auf Artikel des Glaubens zurückführen, d. h. die wesentlichen Bestandtheile, die man in allen übrigen Dingen aufsucht, haben wollen, zu Consequenzen geführt werden, von denen die eine oder andre sich mit dem positiven und lebendigen Glauben nicht verträgt. Es sind harte Sachen in den Artikeln der englischen Kirche, im Calvinismus, in den symbolischen Büchern der Lutheraner; aber Gott ist weiser als Alle und seine Macht erreicht die Herzen, wo es auch sei." Man konnte aus diesen Worten die Folgerung ziehen, jener positive lebendige Glaube vertrage nicht die Fassung in Artikel, wodurch er doch erst positiv lebendig heißen dürfe, und so scheint der Ausdruck versehlt. Inzwischen ist der Hauptgedanke richtig genug, daß die volle bestimmte Wortfassung religiöser Überzeugung — jeder Katechismus, jedes Symbolum — zu enge sind für die Größe Gottes und seiner Vorsehung. Es ist ein solches Bemühen in seiner Art vergleichbar demjenigen der Heiden, ihre Gottheiten in festem leiblichen Umriß vor den Gesichtssinn zu bringen. Freilich strebt der Mensch naturgemäß ebenso gut nach dem Aussprechen als nach dem Anschauen, und weder Lehrsatz noch Bildniß wären insofern verwerflich. Sie werden es dann, wenn beide sich der Gottheit oder dem höchsten Gedanken derselben in der Menschenbrust gleichstellen wollen und göttliche Verehrung verlangen, ja man könnte in dieser Beziehung ebenso gut vom Götzendienst der Worte reden, als vom Götzendienst der Tempelbilder, und man dürfte dawider immer ausrufen gemäß der ursprünglichsten und reinsten christlichen Überzeugung: „Gott ist weiser und mächtiger als jedes Wort und jede Gestaltung." 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 314. — 10. November 1842.

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 313.)

Wir haben dem Verf. in dem Bisherigen nur Vorarbeiten zu seinem eigentlichen Bau anlegen sehen; in dem folgenden Hauptstück 14: „Blicke in die Thierwelt oder von der Erdpsyche", tritt er seinem Thema näher. Obwol er sich hier mehr in poetischem Gewande zeigt, so fühlen wir doch aus diesem Gewande die verborgene Wahrheit heraus, inwieweit sie sich bei einem Gegenstande von so räthselhafter Natur überhaupt herausfühlen läßt. Wir geben einige Bruchstücke des schönen Ganzen, um damit zugleich die Individualität unsers Verf. näher zu bezeichnen.

Wie der Sonne, so ist auch der Erde eine Aufgabe gegeben, die sie mit relativer Selbständigkeit zu lösen hat. Sie ist in einem höhern Dienste Organ. Organe sind der Ausdruck von Kräften und Mittel zum Handeln. Soll sie ihre Aufgabe lösen, so muß sie von einem außer ihr oder in ihr seienden Geiste regiert werden. Sie ist höher zu stellen, als es gewöhnlich geschieht. Sie ist auch für sich. Ihre Bestimmung ist nicht nur, daß eine Menge kleiner Wesen auf ihrem runden Dache wohne. Sie kann ein lebendiges, athmendes, Unregelmäßigkeiten und Krankheiten unterworfenes, ein veralterndes und sterbendes Kugelthier sein. Was sie thut, wissen wir eher, als was sie ist. Wir nehmen in der Erde, weil Veränderungen auf ihr mit augenscheinlichster Unterscheidung geschehen, eine Unterscheidungsgabe, mithin eine Psyche an. Ob und wie sie fühle, Triebe und ein Wollen habe, können wir dahingestellt sein lassen. Sie benutzt sich selbst zu Handlungen; sie unterscheidet ihre Handlungen, demzufolge wird sie sie auch wollen. Ist sie die große Creatur, die allgemeine Mutter, die sich für sich und ihre Kinder nach Erlösung sehnt? In solchem Falle wäre sie auch fühlend.

Die Erdpsyche hat sich mit den Psychen der andern Weltkörper, entferntesten und nächsten, in Verbindung gesetzt. Sie dreht darum abwechselnd eine Seite der Erde mit dem gleichen Zwecke wie die Sonnenblume und das Menschenauge der Sonne zu, trinkt ihr Licht. Durch sie geschieht, daß jedes Blättchen, wie es hervorkeimt, augenblicklich von der Sonne liebend angenommen werden kann, Alles in Glanz und Grün und Blau und Farben spielt und tausend Wesen sogar sehen können. Mit der Atmosphäre hat sie sich so verbunden, daß viele Wesen hören. Die Dinge setzte sie so zueinander, daß alle einander im Gehen nie berühren und sich einander kenntlich und fühlbar auf verschiedene Weisen und in verschiedenen Stufen, Richtungen und Arten fühlen können. Sie unterscheidet Zeit und Raum genau und kugelt ihren Körper in 24 Stunden um sich selbst. Sie sieht, eine eigentliche Tagwählerin, auf Tage und Stunden. Sie hat in Krankheiten menschlicher und thierischer Organismen die kritischen Tage angeordnet, dem Kügelchen im Ei, wie lange es darin weilen, und der Eintagsfliege, in welcher Stunde sie am Ufer sterben soll, ins Ohr geraunt. Selbst jede Blume weiß von ihr, wann kommen und blühen, wann welken, sterben und verschwinden. Nicht minder kennt sie den Raum oder Platz für jedes Ding genau. Der Strauß gehört nach Libyen, die Ratte kann überall leben. Ebenso unterscheidet sie die Stufen der Dinge und die Dinge selbst, und hat sie in mannichfacher Beziehung mit zarten Übergängen so übereinander gestellt, daß jedes, was es im Wesentlichen ist, im Wesentlichen bleibt. Darum gab sie jedem auf, wie es sich bilden und selbst erhalten soll. Die Knospe hat es von ihr vernommen, daß sie, wenn sie sich auf einem Rosenstrauch finde, Rose werde. Sie unterscheidet im Hervorbringen oder sie erfindet, die Größe und Form der Dinge betreffend, ins Unglaubliche; sie hat gewiß mehr als 100,000 Pflanzenarten, 10—20,000 Fisch-, vielleicht ebenso viele Insektenarten erfunden. Sie macht Thiere, die wie Bänder, Fäden, Kugeln, Cylinder, Würfel, Breter, wie Holzblöcke und Blumen aussehen. Die ausschweifendste Einbildungskraft eines Fiebermenschen kann, wenn sie sich außer Athem liefe, mit ihr nicht Schritt halten. Sie scheint sich in Allem zu gefallen, scheint sogar etwa einmal nicht recht zu wissen, was sie wolle, oder Launen zu haben. Sie erzeugt ganze große Classen von Wesen, von denen die geübtesten Seher und Denker nicht wissen, ob sie Pflanzen oder Thiere sind. Was ihr zu Sinne kam, bildete sie. Im Kugelthierchen läßt sie uns drei oder vier immer kleinere Nachkommenschaften sehen, in den Schildläusen bildet sie Mann und Weib unähnlicher, als Käfer und Schmetterling sind; dem surinamschen Träger soll sie für die Nacht eine leuchtende Laterne vors Gesicht hängen.

Bisweilen ahmt sie, als ob ihre Erfindungskraft zu Ende gewesen sei, sich selbst, z. B. an den Insekten die Würmer, sogar Pflanzen, ja in krystallisirten Pflanzensäften die Mineralien nach. Die Gottesanbeterin sieht völlig wie ein grünes, die Egelschnecke wie ein verdorrtes Blatt, die Riesenmantis wie ein Pflanzenstiel aus. Blumen und Thieren dreht sie den Kopf nach der Sonne, Blumen und Thiere lehrt sie ihre Blätter und Glieder bei Sonnenuntergang einziehen und schlafen, Blumen und Thiere in der Nacht erwachen, aufstehen und ihre Geschäfte verrichten, Blumen und Thiere erst gegen Mittagläuten sich ausstrecken, oder schon Abends um 4 Uhr sich zusammenziehen. In alle diesem liegt ihr Reichthum und ihre Armuth. Sie liebt das Maskenspiel, scheint uns täuschen zu wollen. Wer nimmt im Ei ein Küchelchen wahr? wer hinter der Maske, Raupe genannt, den Schmetterling? deren langer, schmaler Cylinder, Freßzangen, kurzsichtige, einfache Augen lassen ewig nie auf breite Flügel, tausend Augen, lange Beine und ein freudiges Schweben im Sonnenschein schließen! Welcher Künstlersinn! welche Kunstgeschicklichkeit! Sie arbeitet erst noch sehr leicht. Niemand hat je wahrgenommen, daß es sie die mindeste Anstrengung koste, eine Rosenknospe zu öffnen, aus einem Ei ein Huhn zu bilden, einen Engerling in einen Maikäfer umzugestalten. Es ist, wie wenn sie Alles im Schlafe thue und könne.

Außer den Elementen macht sie Alles sich in — Tod verwandeln. Sie kann keiner Sache Bestand geben, doch bringt sie alles Verschwundene wieder ganz oder theilweise hervor. Aus dem dürren Winterbaume sprossen bald wieder neue Gräser und Blumen, wie aus dem Scheitel des Menschen neue Haare u. s. w. Sie gab allen Organismen Heilkraft, ohne die selbst ein Boerhaave nichts kann, deren Hülfe selbst Äskulap benutzen muß. Diese Heilkraft strengt sich noch in der sterbenden Pflanze an, und im sterbenden Thiere und Menschen nimmt sie, sucht sie noch alle auffindbare Luft zusammen, um noch einen und noch einen Athemzug zu bilden, weil möglichst lange geathmet werden soll. An Pflanzen und Thieren vernachlässigt sie etwa einmal einen Theil, um das Ganze zu retten. Hierin liegt der Egoismus der Dinge zu ihrer Fortdauer. Das Ohr will Ohr, das Auge Auge, und der Knorpel, der nicht Knochen werden soll, Knorpel bleiben. Niedrigern Wesen hat sie eine größere Kraft, ihr Leibliches zu erhalten und wiederherzustellen, höhern vielleicht Kraft, Höheres zu erhalten, zu retten, gegeben, das Niedrige jedoch müßte vorher weggenommen werden.

Daß die Erdpsyche wisse, was sie wolle, ehe sie es uns laut sagt, ehe sie das Ding an das Tageslicht stellt, ist gewiß. Sie bereitet schon im Herbste aufs künftige Frühjahr Knospen an den Bäumen, webt dem Gewild im dunkeln Walde und auf freier Flur einen Platz auf den Winter, ehe dieser da ist, knauelt an den Knien des Dromedars Fett und Haare zusammen, ehe er knien muß und kann, und härtet ihm seine Gaumenhaut lederartig, ehe er Dornen fressen soll. Des Seehundes Wunderauge richtet sie, wie der beste Optiker, fürs Land und Wasser ein, ehe er Land und Wasser ahnet. Das junge Maul des Pferdeembryos will schon wiehern, das der Ziege schon meckern, des Hundes Schnauze ist schon aufs klarste zum Bellen bereit. Bildet sie nicht auch dem Hühnchen im Ei ein Dörnchen auf das Schnäbelchen? Will das Hühnchen endlich heraus, so ritzt es die Schale damit inwendig und stößt, sie aufzudrücken. Es will heraus und kann heraus und kommt heraus, weil es heraus soll.

So ist sie es, die Alles bildet, die dem Rinde zweitheilige, dem Pferde eintheilige, der Katze gar keine Schuhe macht, dem Bären einen schwarzen oder weißen Muff vom Kopf bis zu den Füßen anzieht, den Storch auf Stelzen stellt und der Ente das Gefieder einölt. Weil sie Allem die Werkzeuge gibt, so können wir auch sagen, daß sie durch die Dinge Alles thue, was zu thun ist. Alles ist ihr Ausdruck. Sie ist der wahre Dädalus, der größte Proteus, und alle Incarnationen des indischen Krischna sind gegen die ihrigen nur Kleinigkeiten. Ihre Spinne spinnt ohne Kunkel, ihre Biene mißt ohne Maßstab ab, ihr Schneidervogel näht ohne Nadel. Sie ist die beste Schulmeisterin, Erziehungsräthin, denn sie gibt mit dem Gebote auch die Geschicklichkeit und die Frucht des Befehls des Schulmeisters in J. Paul's „Levana": Habt Genie, ihr Jungens! ist hier nicht nur ein Scherz. Und was der Genius (die Psyche) verspricht, leistet die Natur (des Thieres) gewiß.

Die ganze Haus- und Landwirthschaft der großen Rechnerin ist wie ihre Buchführung mit der unserigen im ärgsten Widerspruch, es sei denn, auch die unserige sei in Unordnung. Bald streut sie überflüssig, bald sparsam aus, bald geizt und bald vergeudet sie und sie säet und erntet oft ohne sichtbaren Zweck. Sie läßt Stürme unerwartet los und wenn sie Schiffe versenkt, Häuser zerrissen, Wälder niedergestreckt, Saaten verhagelt, Millionen Thiere verschleudert hat, ja, dann knebelt sie sie wieder und läßt die Sonne wieder auf die zerrissenen Häuser und verhagelten Saaten und thierische und menschliche Leichname scheinen! Sie treibt Flüsse und Seen und Meere ins Land, um ihre eigenen Blumen und Thiere zu ertränken. Darum sind wir nicht im Stande, ihr Soll und Haben jemals zu bestimmen, oder auch nur gehörig voneinander zu unterscheiden. Ihre Activ- und Passivschulden fließen für uns ineinander. Sie schreibt Alles nur auf eine und dieselbe Seite, als ob sie rechts und links nicht unterscheiden könnte. Zögen wir heute ihre Bilanz, schon morgen wäre sie eine ganz andere. Es scheint aber doch, daß sie, wenn nicht in kaufmännischen Büchern, so doch in ihrem ungeheuern Gedächtnisse, sogar vielfache genaue Buchhaltung führe, sonst würde sich bei der unbegreiflichen Menge ihrer täglichen Ausgaben und Einnahmen ihr Wohlstand nicht schon Jahrtausende erhalten haben. Krösus ist ihr ein Bettler.

Die Erde ist wie ein Spinnennetz; mitten in der Mannichfaltigkeit der Dinge und Verbindungen lebt und webt eine relative Schöpferin, Erhalterin, Führerin, hält alle Dinge ihres großen Netzes von sich aus bis zur Peripherie und läßt nicht Eins los. Keins kann sich

losreißen noch loswinden. Aber von jedem läuft ein Zügel in die Hand dieser Unbekannten. Das ist die große Quadriga, das größte, das Myriadengespann! Sie hält Alles mit einem leisen Finger; ihre Leitseile sind dünner und dennoch zäher als Spinnfäden, sie sind wie Sonnenstrahlen. Ohne die geringste Mühe führt sie das ungeheuere Gespann in tiefer mitternächtlicher Stille. Ihre Arena ist weich wie die Luft und ihre Peitsche hört man nicht. Sind etwa die Schloßen und Blitze, Gewitter, die Stürme, die Erdbeben Schwingungen ihrer Peitsche, ehemals Gottesgerichte genannt?

Jedes Ding spielt ihre und seine Rolle zugleich. Die Mineralien spielen beinahe nur als stumme Personen. Aber jedes spielt hier nur Einen Auftritt seines Lebens; in den verschiedenen Aufzügen führen die Arten und Gattungen das Spiel fort. Sie ist der Souffleur und weiß wohl, was sie einbläst. Sie ruft auch jedes Mitspielende ab. So geht das große Spiel fort, bis der Vorhang heruntergelassen wird. Verlieren die Abgerufenen durch ihren Austritt ihr Erbgut, das Psychische? Wird dem Redenden und Handelnden, selbst dem Helden des Trauerspiels keine Auflösung, keine Auflösung des Ganzen, zu dem er ja nur ein paar Worte, ein paar Thränen, ein paar Hände gegeben hat? u. s. w.

Wir haben dem Verf. nur einige Blüten aus der reichen Stickerei entwendet, mit welcher er das Gewand der Psyche durchwebt hat, hoffentlich nicht zu viele für die Geduld unserer Leser. Uns hat das Ganze an Hebel erinnert.

Hauptstück 15: „Von der Psyche der Thiere im Besondern." Der Verf. schreitet von den untersten Thieren hinauf zum Menschen. Seiner früher aufgestellten Ansicht zufolge sind diejenigen Thiere die untersten, welche am wenigsten unterscheiden; die mittlern unterscheiden schon viele Dinge, die obersten Alles. Analog den verschiedenen Zuständen des Schlafes, Traums, Schlafwandels, Schlafwachens (Somnambulismus) und Wachens sind ihm die untersten Schlafthiere, die mittlern Schlafwandelthiere, die vollkommensten Wachthiere. Zwei große Classen, die Traum- und Schlafwachthiere, bilden die Mittelstufen oder Mittelzustände. Im Menschen treten alle fünf Stufen, oder vielmehr, er tritt auf ihnen auf. Innerhalb 24 Stunden fällt er in die Mitternacht hinab und steigt er zum Mittag hinauf. Seine Zustandsverschiedenheiten sind die auffallendsten und bilden Extreme. Je näher das Thier ihm steht, um so größer ist die Schwankung, je entfernter, um desto kleiner. Wenngleich wir in dieser Eintheilung nur ein Bild erkennen, so ist es doch ein schönes, das uns in der speciellen Anwendung, die ihm der Verf. gibt, lieb wird.

Hauptstück 16: „Psychologisches Thiersystem." Der Verf. theilt hier ausschließlich psychisch ein, gibt aber fortdauernd die physiologischen Verschiedenheiten, dem Bedürfniß gemäß, an. Die Eingeweidewürmer eröffnen die lange Reihe. Sie leben in tiefem Dunkel, in ewiger Mitternacht. Wie ihr Aufenthalt, so auch sie selbst. Diejenigen, die schon getrennten Geschlechts sind und Eierstöcke haben, sind vermuthlich die am höchsten stehenden. Auf sie folgen die Infusionsthierchen. Sie unterscheiden ihren Zustand und ihre Nahrung, ihresgleichen und andere. Sie empfinden, haben Triebe, handeln ihrer Empfindung und ihrem Triebe angemessen, wenden ihre Organe klug an und bewegen sich frei. Alle ihre Unterscheidungen, Empfindungen, Triebe, Neigungen und Abneigungen, ihr Wollen und Nichtwollen beziehen sich aber nur auf Einen Zweck, sinnliches Leben. Etwas höher stehen die polypenartigen und quallenförmigen Infusorien. Es tritt uns in ihnen mehr Geschicklichkeit, mehr Raubsucht und die erste Spur von Sorgfalt der Mutter für Kinder entgegen. Bei den Polypen findet sich viel und mehr Seele als in den vorigen Classen. Familienverbindungen, jedoch mit nur wenig freiem Willen, große Beharrlichkeit im Verfolgen eines Zweckes, Geschicklichkeit mit Anstrengung, Kenntniß der Gefahr und Fähigkeit, ihre Werkzeuge oder die körperlich gewordenen Kräfte einzeln und gemeinschaftlich zu gebrauchen und nach Gutdünken zu lenken. Verstand im Ergreifen und Loslassen. In den Quallen schon ein großer Raumsinn, ein geographischer Trieb, hier auch verschiedene Willkür, hier der Sinn für die Luft, das Licht und die Wärme, höhere Principien und der Anfang des Lebens in zwei Elementen. Auf sie folgen die Schalthiere, Landschnecken, Sepien und die Ringelwürmer.

Die Insekten stehen höher als die Würmer, d. h. nur die vollkommensten Insekten stehen höher als die vollkommensten Würmer. Die untersten Insekten stehen ebenfalls sehr tief, aber schnell und viel schneller als die Würmer erheben sie sich. Der Verf. theilt sie in neun Hauptclassen, nämlich: in Milben und Läuse mit den Asseln und Skolopendern; Fliegen; Heuschrecken und Cicaden; Krebse; Schmetterlinge, Käfer; Gitterflügler; Spinnen; Wespen, Bienen, Ameisen und Termiten. Wie rasch sich durch diese verschiedenen Classen die Psyche entfaltet, ergibt schon eine flüchtige Vergleichung der tiefsten mit der höchsten, den Bienen, Ameisen und Termiten mit ihrer bewundernswürdigen Architektonik. Wir müssen uns indessen darauf beschränken, hier und im Folgenden nur eine kleine Nachlese zu des Verf. Skizzen der einzelnen Thiere zu liefern. Von der Bettwanze ist es mehrfach beobachtet worden, daß sie sich von der Zimmerdecke auf schlafende Menschen herunterfallen läßt und nicht den längern Weg über den Fußboden nimmt, wenn das Bette in keiner Berührung mit der Wand steht. Sie muß also Geruchsinn haben. Interessant ist, was der Verf. von dem Kümmelkäfer (P. pertinax) erzählt. Er zieht nämlich augenblicklich bei der Berührung Kopf, Füße, Fühlhörner zusammen und gibt nun, so lange man ihn hält, nicht das geringste Lebenszeichen von sich. Man kann ihm ein Bein, mehre Beine, die empfindlichen Fühlhörner ausrupfen, ihn in einem Löffel übers Feuer halten und lebendig braten, zerschneiden — es ist Alles eins. Wie ein vollendeter Stoiker, wie Epiktet und Scävola denkt er: Schmerz, du bist kein Übel! Sogar ans Feuer selbst gehalten, regt er keinen Fuß, fliegt auch nicht fort. Läßt man ihn los, so hilft er sich noch fort, so gut er

kann. Ist's Trotz oder was? ist's Instinct? Ärich, nichts zu empfinden? oder empfindet er, nur er nicht? Die Berührung zeigt, daß er fein empfinde. Nichts Gleiches, nichts Ähnliches kommt in der Thierwelt, unter den Menschen nur Ähnliches in menschlicher Form bei den nordamerikanischen Wilden vor. Unter den Spinnen räumt der Verf. mit Recht der Kreuzspinne den höchsten Platz ein. Nur den Tonsinn vermissen wir. Es ist aber vorgekommen, daß sich dieses Thierchen, und zwar mehr als einmal, von der Decke des Zimmers herunterließ und schwebend über einem Fortepiano hängen blieb, während der Tonkünstler spielte. Mit welcher berechnenden Vorsicht es bei seinem Webgeschäfte zu Werke geht, davon hat Ref. vor nicht gar langer Zeit ein auffallendes Beispiel mit eigenen Augen wahrgenommen. In der Ecke eines Zimmers hatte sich eine solche Spinne, ungefähr 4 Fuß von dem Boden entfernt, ein Gespinnst gewebt und es an beiden Seiten der Wände mit einzelnen Fäden befestigt; nach unten schwebte es noch zur Zeit frei in der Luft. Gerade unter dem Netze lag auf dem Boden des Zimmers ein Blättchen Papier, ungefähr 4 — 5 Zoll im Quadrat. Eines Morgens bemerkte man, daß die Spinne dieses Blättchen mittels eines Fadens angeseilt und einige Fuß hinaufgezogen hatte. Es schwebte frei in der Luft und diente als Gewicht, um das Netz auch nach unten in Spannung zu erhalten. Aber dabei blieb es nicht. Bekanntlich sind Spinnfäden sehr hygroskopisch. Je nachdem die Luft feuchter oder trockener wurde, wurde auch der Faden, der das Papierchen trug, lockerer oder straffer. Aber auch da wußte die Spinne zu helfen. Als wenn sie das Gesetz der Schwere erkannt hätte, ließ sie das Papierchen bald tiefer herunter, bald zog sie es höher herauf und so blieb ihr Netz stets in gleicher Spannung. Vom Skorpion sagt man, daß er, in einen Kreis von glühenden Kohlen eingeschlossen, sich selbst den Tod gebe. Ungeachtet neuere Naturforscher, namentlich Oken, an der Thatsache zweifeln, so muß sich doch Ref. dafür erklären. Er brachte nämlich in Italien einen soeben gefangenen großen und muntern Skorpion in ein gewöhnliches Trinkglas. Das Thier bemühte sich vergeblich an den glatten Wänden des Glases hinaufzukommen und stach sich, da es ihm nicht gelang, mehre Male mit seinem Stachel in den Rücken, worauf es augenblicklich starb. Um zu prüfen, ob es nicht im Scheintod liege, wurde etwas Weingeist darauf gegossen, aber auch darauf folgte nicht die geringste Lebensäußerung mehr. Die Sache ist deshalb merkwürdig, weil mit Ausnahme eines Gibbons, der sich selbst erhängt haben soll, bis jetzt unter allen Thieren kein Beispiel von Selbstmord vorgekommen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Alexander Dumas, der, wie es heißt, die Reise von Florenz, wo er sich seit einigen Jahren den Sommer hindurch aufhält, nach Paris einzig in der Absicht gemacht hat, um dem Herzoge von Orleans, seinem hohen Gönner, die letzte Ehre zu bezeigen, soll die Absicht gehabt haben, ein großes Werk über das Leben des vielbeweinten Todten herauszugeben. Wie es aber heißt, hat ihn der König, der wohl weiß, wie sehr oft allzu reiches Lob schadet, selbst davon abgerathen. Dagegen soll binnen kurzem ein Bericht über den Feldzug in Algier aus der Feder des Herzogs von Orleans erscheinen. Man hat das Manuscript in seinem Nachlasse gefunden und es wird unter der Leitung von Ch. Nodier, der besonders mit der stylistischen Überarbeitung und Ausfeilung beauftragt ist, herausgegeben werden. Einen neuen Beweis dafür, von welchen Zufällen oft das Geschick der Bücher abhängt (das alte fata libelli!), liefert der Umstand, daß von den Poesien von Charles, duc d'Orléans (15. Jahrh.), die lange im Staube der Bibliotheken moderten, jetzt nach dem traurigen Ereigniß des 13. Juli gleich zwei Ausgaben erscheinen sind. Am beachtenswerthesten ist die von Champollion-Figeac. Die Einleitung dazu ist sehr werthvoll. Sie verbreitet sich über das Leben des Dichters und gibt für die ältere französische Literatur wichtige Beiträge. Der Text selbst ist nach dem besten Manuscripte, das sich in der Bibliothek zu Grenoble befindet, herausgegeben. Indessen sind auch die übrigen Codices, unter denen besonders der londoner hervorzuheben ist, verglichen. Es weht ein frischer, poetischer Geist in diesen einfachen, aber nicht kunstlosen Gedichten. Die alte naive Sprache mit ihren Ellipsen und originellen Kernausdrücken verleiht ihnen einen eigenthümlichen Reiz.

Wir erwähnen der Gründung eines neuen politischen Blattes „La législation", das seit einigen Wochen im großen Format der „Débats" erscheint, vorzüglich, weil es sich mehr als der größte Theil der übrigen französischen Tagesblätter mit deutschen Interessen beschäftigt. Wie es heißt, soll es von mehren Mitgliedern der Pairskammer ins Leben gerufen sein. Diese hohe Kammer ward bisher und besonders seit der Verdammung Dupoty's, von der Tagespresse etwas stiefmütterlich behandelt, und man kann es daher den edeln Pairs nicht verargen, daß sie sich durch dieses Blatt in der Journalistik wollen vertreten lassen. — Der „National" hat vor kurzem in einem ausführlichen Aufsatze das deutsche Journalwesen beleuchtet. Wir finden in demselben neben vielerlei gewagten und schielenden Bemerkungen doch manches Schlagende und Treffende. Die Leser dieses radicalen Blattes, das sich besonders durch glänzende stylistische Abfassung auszeichnet, werden bemerken, daß den deutschen Verhältnissen seit kurzem ein breiterer Raum gestattet ist, und daß dieselben von einem mit Deutschland vertrauten Publicisten behandelt werden. — Unter den kleinen politischen Tagesblättern ist es besonders die „Phalange", die den Entwickelungsgang Deutschlands mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Es ist dies zum Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß mehre der sich in Paris aufhaltenden deutschen Literaten diesem Journale ihre Mitwirkung schenken. Unter denselben zeichnet sich, mehr der echtdeutschen Richtung als der stylistischen Einkleidung seiner Aufsätze wegen, der bekannte J. Venedey aus.

Luigi Cicconi, ein politischer Flüchtling, der sich in Paris aufhält und im „Moniteur universel" nach dem Vorgange der „Revue allemande", die Hr. Duesberg für dasselbe Blatt liefert, regelmäßige Berichte über die wichtigsten literarischen Erscheinungen seines Vaterlandes gibt, hat vor kurzem zu Turin zwei beachtenswerthe Schriften herausgegeben. Die eine ist eine Geschichte der Industrie von den ältesten Zeiten bis auf unsere industriereichen Tage. Sie führt den Titel: „Storia del progresso dell' industria umana" und bildet einen Theil der werthvollen „Opere utili". Das zweite Werk ist ein Roman, bei dem der Verf. sicher manchen Zug seinen eigenen herben Erfahrungen entnommen hat: „Cassiglia, ovvero il Siciliano a Parigi" ist die Geschichte eines politischen Flüchtlings, der in Paris mit Elend und Noth zu kämpfen hat, bis er endlich in einem Hospital von seiner Pein erlöst wird. Es ist dies ein grelles Bild, in dem manche Punkte des italienischen und französischen Lebens berührt werden. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 315. — 11. November 1842.

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 314.)

Wir übergehen die Fische, Lurche oder Amphibien. Unter den Vögeln weist der Verf. den Wasservögeln eine tiefere Stelle als den Landvögeln an. Von der wilden Ente wird gesagt, daß sie ihr Nest auf Bäumen macht und ihre Jungen im Schnabel herunter auf den Boden trägt. Ref. hat gesehen, wie sie eines ihrer Jungen nach dem andern aus einem Weiher in einen andern, nicht weit davon entfernten trug und ziemlich hoch aus der Luft herabfallen ließ und dies so lange fortsetzte, bis das letzte herübergetragen war. Die Gans hat Tonsinn; wir haben sie oft in ganzen Zügen, eine hinter der andern, in Dörfern den Leichenbegleitungen bis zu dem Todtenacker folgen sehen, aber nur dann, wenn dabei gesungen wurde. Auch die Spechte müssen Tonsinn haben, denn sie bohren nie gesunde, immer nur kranke Bäume an, doch wol deshalb, weil das grüne Holz anders klingt als das dürre? Den Staar hätten wir höher gestellt als der Verf. Er zeigt, außer seinem Sprachtalent, auch sonst noch viel Überlegung. Wir kannten einen solchen, der sich eines in ein zugeschlagenes Buch verborgenen Mehlwurms mit der größten Leichtigkeit dadurch bemächtigte, daß er, wie ein Mensch, alle Blätter des Buchs in der größten Geschwindigkeit mit dem Schnabel umschlug, bis er den Wurm erhascht hatte. Auf noch sinnreichere Weise wußte er eines solchen Wurms habhaft zu werden, den man in ein gewöhnliches Bierglas gethan und dies auf den Boden des Zimmers gestellt hatte. Auf den Rand des Glases fliegen konnte er nicht, denn man hatte ihm die Flügel beschnitten. Was that er? Er nahm einen Anlauf gegen das Glas und dies so oft, bis er es mit seinem Schnabel umgestoßen hatte.

Die Säugethiere theilt der Verf. in Fisch-, Vogel-, Lurch- und Menschen-Säugethiere. Die ersten sind als Säugethiere sehr unvollkommen geblieben, eine Art Puppen, die zweiten halb vollkommen geworden, eine Art Larven, die dritten sind vollkommener, aber erst die vierten sind so vollkommen, als Thiere auf dieser unserer Erde in der Luft, diesem unserm Elemente über der Erde, werden können. Wollte man die Vögel und Säugethiere als psychische Parallellinien ansehen, so müßte man dennoch annehmen, daß die Vogellinie einen Schritt weiter hinten anfange und dafür die Säugethierpsyche einen Schritt weiter reiche, denn das vollkommenste Säugethier reicht unleugbar weiter als der vollkommenste Vogel. Wie aber in jeder Ordnung das Unterste tiefer steht als das Oberste in der nächsten Ordnung weiter unten, so steht das unterste Säugethier auch weiter unten als der oberste Vogel, und es muß jedesmal ein großer Schritt gethan werden, bis man wieder mit dem vollkommensten der vorigen Classe parallel ist. Vom Kameel wird von dem Verf. gesagt, es erhebe sich nicht, wenn man es überlade, und warte, bis man es erleichtere. Neuere Reisende aber berichten, daß es selbst dann, wenn man ihm seine ganze Bürde abgenommen, nicht wieder aufsteht, sondern lieber allein in der Wüste zurückbleibt und verschmachtet. Also schon eine Art Eigensinn. Merkwürdig ist es, daß die Mausmutter die Zahl ihrer Jungen genau kennt und weiter hinauf als eine Elster, ja, als ein kleines Menschenkind zählen kann. Beim Wegräumen einer Holzschicht wurde am Boden ein Nest mit neun Mäuschen und einer Muttermaus gefunden. Die Mutter sprang heraus und rannte mit großer Hast hin und her. Alle neun wurden in eine Mütze genommen; die Alte sprang mehrmals, ohne irgend eine Furcht vor den Menschen, gegen die Mütze empor. Hineinsehen konnte sie nicht. Der widerrechtliche Eigenthümer, von der Liebe der Mutter mitleidig, nahm eins aus der Mütze auf seine Hand und hielt es der Mutter vor; diese nahm es sogleich weg und verbarg es unter Heu in Sicherheit und kam sogleich wieder. Sie nahm ihm das zweite ab, verbarg es, kam wieder, nahm ihm das dritte, vierte, fünfte ab, ohne je in die Mütze sehen zu können. Es wurden ihr alle neun, eins nach dem andern, heruntergereicht. Als sie alle empfangen hatte, kam sie nicht mehr, nicht einmal mehr etwa auf den Fall, nicht recht gezählt zu haben. Mit sieben oder acht, die doch auch schon ein ordentlicher Kindersegen sind, begnügte sie sich nicht. Sie wollte alle und wußte, wie viel sie habe und ihr gehörten. Daß die Mäuse Tonsinn haben, kann auch Ref. durch ein Beispiel bestätigen. Vier Freunde spielten zusammen im Sommer in einem einsamen Gartenhause unter anderm auch [illegible] Mozart's Quartett in [illegible]. Kaum waren die ersten Töne erklungen, da

näherte sich aus einem in der Ecke des Zimmers befindlichen Loche allmälig ein Mäuschen, setzte sich dicht vor dem Violoncellspieler hin und hörte aufmerksam zu. Nach beendigtem Adagio verschwand es wieder. Zur Probe werden mehre andere Tonstücke gespielt, aber das Mäuschen kam nicht; aber siehe da, bei den ersten Takten des Mozart'schen Adagio war es wieder da. Von der angeborenen Antipathie neugeborener Mäuse gegen Katzen, die der Maler Tischbein beobachtet und in einem schönen Bilde dargestellt hat, haben wir früher unsern Lesern in diesen Blättern erzählt. Eine merkwürdige Ausnahme von fast allen übrigen Thieren macht der Fuchs durch seine List.

Er ist — wie unser Verf. sagt — wo er leibt und lebt, Symbol der List; das aber ist unleugbar, daß er durch die Nähe des Menschen und dessen stete Nachstellungen klüger, erfahrener, listiger, mistrauischer, vorsichtiger wird, woraus seine ursprüngliche Seelengewandtheit erhellt. Für ihn ist das Leben eine eigentliche Schule, nur lernt er in ihr Bubenstreiche, wie etwa ein Verbrecher von Kameraden im Schallenthum. Denn da kann man nicht sagen, daß der Fuchs vom Menschen Gutes lerne.

Von dergleichen Bubenstreichen wissen besonders alte Jäger viel zu erzählen und mögen wol die Sache hier und da übertreiben. Aber die folgenden Geschichten hat Ref. aus dem Munde glaubwürdiger Leute: Die Fährte eines Fuchses führte im Schnee zu einem hohlen Baume. Was war natürlicher, als die Annahme, daß sich das Thier in dem Baume verborgen halte? Es wurde an den Baum geklopft, geschlagen, aber kein Fuchs erschien. Endlich wurde der Baum umgehauen, aber auch jetzt war er nicht zu finden. Bei genauerer Forschung fand sich denn, daß er in derselben Fährte zurückgegangen, in der er gekommen war. Ein Jäger stellte sich des Abends im Halbdunkel nach Wild auf die Lauer. In einiger Entfernung von seinem Standorte befand sich ein abgehauener Baumstamm und nicht weit von diesem stand eine hohe Fichte mit einem Neste, in welchem junge Geier waren. Er hatte noch nicht lange gestanden, so kommt aus dem Walde ein Fuchs daher, umkreist den alten Baumstrunk, setzt sich darauf, springt wieder herunter und vergräbt sich in einen einige Schritte davon entfernten Haufen dürren Laubes. Nicht lange, so springt er mit einem Satze aus dem Laube auf den Baumstrunk, begibt sich wieder herunter, vergräbt sich wieder in das Laub und macht den Sprung zum zweiten Male und so mehre Male hintereinander, bis er endlich, in dem Laube verborgen, ruhig liegen bleibt. Mit einem Male kommt der alte Geier herbeigeflogen und setzt sich auf den abgehauenen Baumstamm, um von hieraus bequemer zu seinen Jungen im Neste auffliegen zu können. Kaum aber haben seine Füße den Stamm berührt, da macht der schlaue Fuchs den früher eingeübten und sicher berechneten Sprung und hat ihn auch schon beim Leibe. Ist das nicht ein Gericht, der einem pariser oder londoner Taschendiebe Ehre machen würde?

Dem Tiger scheint der Geruch des Baldrians ebenso angenehm zu sein wie unserer Hauskatze. Ich ging einst mit dem berühmten Naturforscher Schreber in van Aken's Menagerie. Schreber ging dem Behälter des Tigers so nahe, daß ihn der Wärter mehremals warnte; aber Schreber ließ sich nicht irre machen. Das Thier war aber so freundlich, zuthunlich, dehnte sich, rieb sich an dem Gitter, streckte die Tatzen heraus, gerade wie eine Katze, wenn sie dem Menschen schmeichelt. Da griff Schreber in seine Tasche, holte ein Stück Fleisch heraus und warf es dem Thiere heimlich in den Behälter, welches es auch sogleich verschlang. Auf meine Frage, was er damit beabsichtigte, erwiderte er, in dem Fleische sei Opium, er wolle versuchen, ob er das Thier nicht zum Gähnen bringe, um seine Zähne besser beobachten zu können. In seinen Taschen habe er Baldrian, den der Tiger wahrscheinlich ebenso liebe wie die Katze, mit der er ja zu einem Geschlechte gehöre; ich werde auch bemerkt haben, wie freundlich das Thier sich stelle. Schreber hatte nicht falsch calculirt, der Tiger gähnte. Die Beobachtung des Mannes war mir in diesen Augenblicken so merkwürdig als die des Thieres.

In Hauptstück 17 gibt uns der Verf. noch besondere „Charakteristiken unserer vorzüglichsten Haussäugethiere". Allerdings verdienen sie diese besondere Berücksichtigung, denn durch den steten Umgang mit dem Menschen stehen sie diesem auch an Intelligenz näher und die verschiedenen einzelnen der gleichen Art und sogar Spielart haben schon Idiosynkrasien oder eigenthümliche Weisen zu denken, zu empfinden, zu handeln, sodaß nur gesagt werden kann: meine Katze, mein Pferd, mein Hund ist und thut so, und nicht von diesem auf jeden andern Hund u. s. w. geschlossen werden kann. Das Schwein, das Schaf, das Rind, die Ziege, die Katze, das Pferd, der Hund sind hier in so treffender Weise gezeichnet, daß wir unsern Lesern gerne Ein und das Andere aus diesem Hauptstücke mittheilen möchten, wenn wir nicht fürchten müßten, unserer Anzeige eine zu weite Ausdehnung zu geben. Pferdefreunde weisen wir noch auf ein von dem Verf. nicht aufgeführtes Büchlein: „Biographie des merkwürdigen Soldatenpferdes Adam" (Berlin 1828), hin, da es ganz eigentlich zur Charakteristik dieses Thieres gehört.

(Der Beschluß folgt.)

Sherwood's ausgewählte Erzählungen. Eingeleitet von **Gustav Pfleiderer.** — **Rorobel.** Aus dem Englischen übersetzt von **Louise Marezoll.** Vier Theile. Stuttgart, Belser. 1841. 46. 1 Thlr.

Es ist sehr weislich gethan von Mrs. Sherwood, daß sie christliche Langmuth und Geduld predigt, denn in der That ist eine gute Portion derselben dazu nöthig, um bei Lesung ihres vierbändigen Romans nicht vor Ungeduld aus der Haut zu fahren. Da Ref. nicht anzunehmen wagt, daß sämmtliche andere Leute auch noch so christlich gesinnt sind wie er, und er also fürchten muß, daß sich eine oder die andere ungeduldige Seele an „Rorobel" um die dritte Seligkeit bringen könnte: so hält er es für seine Pflicht, allen Denen, die nach geistiger Nahrung lüstern sind, hiermit eine Speisekarte der Gerichte vorzulegen, die sie aus der Küche der Mrs. Sherwood zu erwarten haben, worauf sie dann nach Belieben zugreifen oder sich nach einer andern Garküche umsehen mögen.

Mrs. Sherwood, „Rosebud“ spielt in Rosebud Privatbesuch von lauter Personen zu Rosebud und ist allerdeutlich geschrieben zur Verherrlichung des kleinen Mannes von Rosebud. Und was ist Rosebud? Diese Frage that der oben erwähnte kleine Mann kurz vorher, ehe er vor Rosebud, vom Gipfel der Postkutsche sah, und erhielt darauf zur Antwort: „Aber wo in aller Welt können Sie so lange gewohnt haben, ohne von Rosebud und seinem schönen Herrenhause und Parke zu hören? und von dem hübschen Dorfe Rockwood mit seiner Einsiedelei? und von dem edlen Wasserfalle im obern Parke jenseit des Thals? und dem alten Kaninchenthurme? Ja, Rosebud ist das Wunder unserer Gegend! Unsere Leute zu Bekington machen jeden Feiertag ihren Gang nach Rosebud.“ In der That wird seine Lage reizend und romantisch genug beschrieben, um ein treffliches Terrain für einen Scott'schen Roman abzugeben. Aber damit ist auch die Romantik ziemlich zu Ende. Denn wie viel Mühe sich auch Mrs. Sherwood gegeben haben mag, die Scott'sche Landschaft mit Scott'schen Figuren zu bevölkern, so hat sie doch nur abgetragene, stereotype, inventarienartige Romanstammgäste oder charakterlose Gliederpuppen zur Welt gebracht, die um so langweiliger erscheinen, je öfter die Verf. darauf aufmerksam macht, daß es höchst interessante und absonderliche Figuren sind, und je mehr sie sich angelegen sein läßt, jeden Schritt und Tritt, den sie machen, jeden Bückling, den sie schneiden, jedes alltägliche Wort, das sie reden, jede Tasse Thee, die sie trinken u. s. w., mit wahrhaft kolossaler Kleinigkeitskrämerei zu beschreiben. Da sind zuerst drei alte Fräulein Helmsly, die Herrinnen von Rosebud, gerade so beschaffen, wie von alten Zeiten her alte Fräulein beschaffen gewesen sind: steifleinen, gravitätisch, zimperlich, zänkisch, möpsefütternd, sich unterscheidend nur dadurch, daß Fräulein Winfriede, die älteste und regierende, stets die Vorsängerin spielt, Fräulein Griseldis und Judith aber nur echoartig nachbeten. Da ist ferner eine widerwärtige Haushälterin, die wiederum Fräulein Winfriede unter dem Pantoffel hat, und ein roher, rothhaariger Neffe derselben, der sich späterhin als der in heimlicher Ehe entstandene Sprößling des ehrbaren Fräuleins Winfriede zu erkennen gibt; ferner ein Dr. Beauchamp, der fromme Seelenhirt von Rosebud, der den ganzen Roman hindurch nichts thut, als daß er ganz unnöthigerweise krank ist; ferner der schwarze Tom, der Wächter des Kaninchenthurms, der mit Schmugglern und Zigeunern sein Wesen treibt, aber endlich zu einem frommen Wandel bekehrt wird; ferner ein Herr Schulmeister, der pedantisch ist und abgeschmackte Hochzeitscarmina schmiedet; ferner ein Chirurgus, der bei vorkommenden Ohnmachten zur Ader läßt; ferner zwei junge Liebhaber und Liebhaberinnen, gerade so liebenswürdig und unbedeutend, wie junge Liebhaber und Liebhaberinnen zu sein pflegen; ferner hundert andere Personen, die ebenso gut in der Geschichte fehlen könnten, und endlich der Held und Mittelpunkt des Ganzen, Herr Arley, der kleine Mann von Rosebud selbst, augenscheinlich in Mrs. Sherwood's Augen das Bild eines Mannes, wie er sein muß. Höre man, welche Beschreibung sie in der Einleitung selbst von ihm macht. „Er war in der That der kleinste Mann, den ich je sah, nicht viel größer als ein Zwerg, und doch war er vollkommen ebenmäßig gebildet. Ob er gleich schon über vierzig Jahre zählte, als ich ihn zum ersten Male sah, so fehlte ihm doch nichts als die Größe, um ihn zum schönsten Manne zu machen, der mir je vor die Augen kam. Seine Züge waren vollkommen regelmäßig und schön; seine Augen waren dunkelblau und hatten gewöhnlich einen so eigenthümlich milden und unschuldigen Ausdruck, daß Fremde ihrem Besitzer selten jene Schärfe des Verstandes und jene übrigen Geisteskräfte zutrauten, welche er unstreitig in einem ungewöhnlichen Grade besaß. Seine Haare wanden sich anmuthig um seine Stirn und bildeten jene fließenden Linien, worin hauptsächlich die Schönheit dieser natürlichen Krone besteht, sein Mund war klein, seine Zähne weiß und regelmäßig, und wenn er lächelte, schien jeder Zug von einem himmlischen Glanze erleuchtet. Seine Augenbrauen waren schön gebogen und er besaß in ausgezeichnetem Grade jene edle Umrisse des Kopfes und der Schultern, welche so besonders geeignet scheinen, eine königliche oder Heldengestalt zu verschönern.“ Und weiter unten heißt es über ihn: „Armes Rosebud! Es war ein trauriger Tag, als der liebevolle Fremdling mitten unter deinen verwaisten Kindern dem Staube zurückgegeben wurde. Welches Auge war an jenem trüben Tage trocken in allen deinen Wohnungen? Wie sehr wird er auf seinen gewohnten Gängen vermißt — im Thale, auf der bergigen Haide, auf dem sonnigen Rasen, auf dem Waldwege, auf der Thürschwelle des Armen, an der Wiege der Waisen, am Bette des Sterbenden! Wo werden wir wieder einen so frommen, so edelmüthigen, so thätigen, so aufopfernden Mann finden, wie dieser unser Freund war? Wo werden wir einen so reinen, von der Verderbniß der menschlichen Natur so geläuterten Charakter finden, als unser hingeschiedener Freund in dem langen Zeitraume von 25 Jahren, während dessen, wie gesagt, unser Dorf mit seiner Gegenwart gesegnet war, einen bewährte?“ Und wie bewährt sich nun dieser ideale Mann im Romane selbst? — Er ist ein eitles, neugieriges, schmieg- und fügsames Männchen, ein Mensch, der überall sich einmischt, ohne jemals energisch einzugreifen; der's mit Allen gut meint, weil er's mit Keinem gern verderben will; unter dessen Leitung die Sittsamen sittsam sind und die Ruchlosen ruchlos bleiben; der gegen den Stolz predigt und alle Rangunterschiede nur auf Sittlichkeit und Bildung gegründet wissen will und der doch stets einen außerordentlichen Respect empfindet, sobald er die Ehre hat, vor Fräulein Winfriede zu erscheinen; kurz, ein Mensch, dessen Force es ist, zur rechten Zeit einen Bückling zu machen, der sich bei schwierigen Fragen geschickt zwischen Ja und Nein hindurchzustehlen weiß, im Übrigen aber eine fromme Seele und ein eifriger Beförderer der christlichen Frömmigkeit ist. In der letzten Qualität entwickelt er in der That einige Fertigkeit und Politik: denn er geht hauptsächlich darauf aus, die etwa Abtrünnigen bei der Ambition zu fassen. Christus ist nach seiner Darstellung nämlich nichts Anders als der Typus eines vollkommenen Gentleman, und wer also nicht des Namens eines Gentleman verlustig gehen will, muß es vor allen Dingen seine Sorge sein lassen, ein wahrer Christ zu sein. „Jeder Versuch“, sagt er, „auf einem andern Wege die menschliche Natur in ihrer Würde und Schönheit darzustellen, bringt nur Zerrbilder hervor. Die alten Romane, die in den Tagen des Ritterthums oder bald nachher geschrieben wurden, enthalten viel deutlichere Begriffe von dem Charakter des wahren Gentleman, als man bei irgend einem Schriftsteller vor der christlichen Zeitrechnung findet. Die Ritter, welche in diesen Büchern geschildert werden, sind tapfer, keusch, beständig, edelmüthig und voll Selbstverleugnung, hassen die Falschheit und sind menschlich gegen den gefallenen Feind. Man findet indessen bei der Charakterlosigkeit des wahren Gentleman in den alten Romanen sowol, als in der authentischen Geschichte gemeiniglich auch viele falsche Farben, die Farben der Rache, Gewaltthätigkeit und Ruhmredigkeit, Eigenschaften, von denen sich meines Erachtens keine mit den wahren christlichen Gentleman verträgt. Dieser kann sich bei seiner Handlungsweise nur durch einen bleibenden Beweggrund bestimmen lassen, den Ruhm des Herrn und die Wohlfahrt seiner Mitgeschöpfe. Diese Beweggründe erheben ihn über die kleinlichen Rücksichten der Welt und halten ihn von aller Bosheit, Prahlerei und faulem Geschwätze ab. Er trachtet nur nach der Läuterung durch den heiligen Geist, er kann nur lieben, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet. Außer Standes, an dem Gepränge Gefallen zu finden, welches bei dem größern Theile der Menschenkinder die Stelle der Bücher vertritt, wird er ein Leser guter Bücher, besonders der heiligen Schrift, und steigt dadurch unter dem göttlichen Segen täglich höher und höher auf der Leiter der vernünftigen Wesen und wird von Jahr zu Jahr reifer für seine wahre Heimat, auf welche er im Vertrauen auf seinen Heiland hoffnungs-

weiß, blaßlicht." Wie werden sich nicht die Hemdlein und Taschentücher wundern, wenn sie dieses Recept eines echten Gentleman lesen, und sich beeilen, ihre Ringe und Tachnadeln, ihre Ketten und Lorgnetten, ihre Manschetten und Busenstreifen bei Seite zu werfen und dafür nach den Evangelien und Episteln zu greifen, um je eher, je lieber ihr ersehntes Ziel zu erreichen. Ähnliche Declamationen, wie die eben mitgetheilte, nur minder eigenthümlich und gänzlich auf die gewöhnlichen frommen Floskeln hinauslaufend, finden sich fast auf jeder Seite; sie bilden gleichsam die Brühe zu der freilich an sich etwas trockenen Erzählung, die fast nichts ist als ein Ragout von Schilderungen der alltäglichsten Vorfälle und der gewöhnlichsten Situationen. Fast scheint es uns, als sei das Fleisch überhaupt nur zugegeben, um die Brühe an den Mann zu bringen, und der ganze Roman nichts weiter als ein verkapptes Tractätlein. Ob er diesem Umstande seine Übersetzung zu verdanken hat, weiß ich nicht; so viel aber steht fest, daß es dem Herausgeber und der Übersetzerin sehr um Verbreitung der Oberflächlichkeiten zu thun ist. Schon in der einleitenden, gefühlreichen Vorrede heißt: „Eine gläubende Phantasie und Darstellungsgabe, welche selbst den gewöhnlichsten Situationen einen poetischen Reiz verleihe und Allem, was ihr Pinsel berührt, eine wunderbare Frische und Lebendigkeit gibt, machen Mrs. Sherwood zu einer äußerst anziehenden und unterhaltenden Schriftstellerin; aber ihr Reichthum an Ideen, ihre vielseitige Weltererfahrung und Menschenkenntniß, die in hundert treffenden Charakterbildern widerstrahlt, gewähren Dem, der mehr als bloße Unterhaltung sucht, noch einen höhern geistigen Genuß. Endlich steht unsere Verf. auf dem Boden einer so reinen Sittlichkeit und Religiosität, daß ihre Schriften auch jugendlichen Lesern nicht blos ohne Schaden, sondern mit wahrem und vielfältigstem Nutzen in die Hände gegeben werden können." Ref. zweifelt sehr, ob mit einer derartigen Lectüre den Kindern sonderlich gedient sei, obschon er sich wol denken kann, daß Einiges darin dem kindischen und weiblichen Geschmacke mehr zusagen mag als seinem eigenen. L.

Literarische Notiz.

Von zwei Damen, E. F. und F. Y. Turner, übersetzt erschien: „The maid of Orleans being a translation from Schiller's famous play of that name, and other poems from the German." Bei dieser Gelegenheit bemerkt ein britischer Recensent: „Enthielte Schiller's ‚Jungfrau von Orleans' nichts weiter als die Scenen zu Rheims im vierten Act, so würde sie darauf Anspruch haben, zu den Meisterstücken der europäischen Tragödie gezählt zu werden, ihres prächtigen Schwunges wegen, der mit der Entwickelung des tiefsten und zartesten Gefühles Hand in Hand geht. Aber nicht gewöhnliche Fähigkeit wird dazu erfodert, ein solches Werk zu übersetzen. Der Genius des Übersetzers muß etwas von dem ‚clarion's breath' so gut wie der Genius des Originaldichters haben. Davon lassen die Verf. der vorliegenden Übersetzung nichts merken, und sie kann deshalb auch nicht als genügend bezeichnet werden. Ihre Umschreibung von Schiller's ‚Kassandra' ist schwach, während ‚Der Tauscher' zu oft in englische Verse gekleidet worden ist, als daß man nach einer abermaligen Einkleidung desselben in ein fremdes Gewand Verlangen tragen sollte. Aber solche Bücher sind immerhin Zeugnisse von der Ausbreitung weiblicher Bildung und von der nützlichen Anwendung weiblicher Mußestunden, und in dieser Hinsicht verdienen sie ein mildes Urtheil." Über Lefevre's Übersetzung des Goethe'schen „Faust" heißt es: „Jeder, welcher Deutsch treibt, meint, daß es seine Pflicht sei, an ein Drama seine Hand zu legen, welches nach der Meinung Aller unübersetzbar ist; und Sir G. Lefevre folgt nur dem Beispiele seiner Vorgänger, wenn er in der Vorrede die Mängel anderer Übersetzungen auseinandersetzt und in seiner eigenen ganz besondern Vortrefflichkeiten verspricht. Was die Erfüllung betrifft, so können wir nur sagen, daß unter den vielen Übersetzungen vom ersten Theil des ‚Faust', deren wir uns erinnern, diese uns die gemeinste zu sein scheint. Die Übersetzung des zweiten Theils möchte wenig dazu beitragen, den Schleier zu lüften, welcher dessen Sinn vor der englischen (wenn nicht auch vor der deutschen) Fassungskraft verhüllt." — Ferner erschien in London: „Poems from the German of *Wilhelm Zimmermann*, with other pieces, by *Aletes*." Das „Athenaeum" sagt hierbei: „Die Gedichte von Wilhelm Zimmermann, von welchen hier Autor einige Proben gibt aus einem Bande, mit welchem er in Tübingen Bekanntschaft machte, sind, wie er glaubte, bei uns unbekannt; und so weit unsere Erfahrung reicht, hat er Recht darin. Er beansprucht ferner einiges Verdienst, sie bei seinen Landsleuten eingeführt zu haben; aber wenn sie treu und mit Geist wiedergegeben sind, wie sie zu sein scheinen, so ist dieses Verdienst, welches, abgesehen von der Geschicklichkeit des Übersetzers, nur ein Widerschein des Verdienstes der Originale sein kann, nicht sehr groß. Doch haben sie eine gewisse weiche Schönheit, welche vermuthlich im Originale größer ist als in der Übersetzung." Wir führen hier eine Probe an:

La rose de Gueldres.

(Bekanntlich röthet sich diese weiße Blume wenige Tage vor dem Abfallen.)

Du volle, du schöne Blume,
Wie ist dir plötzlich geschehn,
Daß lieblich dir geröthet
Die weißen Wangen stehn?

Hättest du ein Herz im Busen,
Und fühltest wie ich so heiß,
So sagt' ich, daß du liebest,
Doch du bist kalt wie Eis. —

„Und hätt' ich kein Herz im Busen,
Und wär' ich so kalt wie Eis,
Die Wange der Glücklichen glühet,
Und nur die Sehnsucht ist weiß.

Ich kehre zur Mutter Erde,
Holt mich hinab der Tod,
Ich sah ihn gestern mich grüßen,
Drum bin ich vor Freuden roth."

Thou full-blown comely creature,
Say, what is thy sudden stound,
That flushes thy cheek's white feature,
In the guise of Love's own wound?

Wert thou but of human fashion,
Like me, with a burning heart,
I'd say 't was the tint of passion —
Yet cold as ice thou art.

„I may have no heart within me,
I may be ice-cold quite;
Yet joy would a cheek-flush win me,
As longing doth paint me white.

To Earth, my fond mother, I'm fleeting,
And Death is to lead the way;
I think of his yesternight's greeting,
And blush for delight to-day."

L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 316. — 12. November 1842.

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 315.)

Hauptstück 18: „Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt.“ Der Vers. beginnt hier wieder von der Unterscheidungsgabe, als charakteristisches Merkmal der Thierheit. Zuvörderst muß die Nahrung unterschieden werden. Um sich ernähren zu können, muß das Thier mit seiner Nahrung in prästabilirter Harmonie stehen, es muß für sie eine Öffnung und in sich einen Raum haben. Weiter oben steht die Unterscheidung des Mediums oder des Aufenthalts; die Unterscheidung Dessen, was die Fortdauer gefährdet, von Dem, was sie fördert, oder der Feinde; die Gabe seines gleichen, das entgegengesetzte Geschlecht, den Stoff, sich eine Art Wohnung zu bauen, die Functionen oder Arbeiten zu unterscheiden.

Gewiß ist es, daß sich jedes Thier nähren muß, wenn es soll fortdauern können, nicht gewiß, daß es Hunger und Durst empfinde. Den eigentlichen trinkenden Durst sehen wir erst bei den Grashüpfern. Unzählige tiefstehende Thiere sind nur an eine Speiseart, an ein Gericht gewiesen, andere vollkommenere halten sich schon fürstliche Tafel mit 10 und 50 Schüsseln und Speisen, Becassinen, Schnepfen und Rehrücken u. s. w. Je vollkommener das Thier, desto mehr gewöhnt es sich an menschliche Nahrung und lernt mit dem Menschen gar Alles essen. Die untersten Thiere können den Nahrungstrieb gewiß noch nicht übermeistern, der Neuntödter, der Haushahn, der Löwe und Hund können es. Pferd und Hund warten gern oder ungern, sie müssen nicht nur, sie können auch warten und sich nach dem Wunsche und der Bequemlichkeit der Menschen, sowie nach den Umständen einrichten, denn bei ihnen gesellt sich der Verstand zum Nahrungstrieb. Das Thier hat Gefühl für Wärme und Kälte. Die Wärme ist Lebensprincip für alle, darum fliehen alle die Kälte, aber jedes fodert seinen eigenen Wärmegrad, der für andere Glut oder Eis sein kann. Kein Thier macht sich eine Kleidung. Es ist in ihm kein Trieb dazu und ihrer bedarf es auch nicht. Alle aber wechseln zwischen Bewegung und Ruhe. Zwischen dem ruhigsten und bewegtesten ist ein großer Unterschied. Je regelmäßiger ein Thier seine Zeit in Bewegung und Ruhe theilt, desto vollkommener ist es. Ebenso verschieden ist der Wechsel von Wachen und Schlafen. Bei manchen ist das erstere nur ein Halbwachen. Der Winterschlaf ist vollkommener Erd-, Nacht- und Eisschlaf; er kann nur in solchen Thieren vorkommen, welche im Winter an Ort und Stelle keine Nahrung finden und nicht nur als Eier, sondern als schon Geborene fortleben sollen, aber auch nicht fortfliegen können. Auch die Thiere sind der Gesundheit und Krankheit in verschiedenem Grade bis zu ihrem höchsten Wohlsein und bis zum Tode fähig. Sie entstehen aus gesunden oder ungesunden, starken, muntern, lebhaften oder schwachen, matten, todthaften Keimen und ihr Zustand ist durch ihre Ältern und hernach durch ihren Aufenthalt, ihre Nahrung und alle ihre tausend Verhältnisse bestimmt. Auffallend ist es Ref. gewesen, daß manche Thiere gewisse Dinge meiden, die sie krank machen, andere dagegen nicht; so z. B. erinnert er sich aus seiner Jugend, daß mehre junge Enten, denen er Maikäfer vorwarf, diese zwar mit großer Begierde fraßen, bald darauf aber alle todt waren. Einem zuvor noch ganz muntern Baumfalken (Falco subbuteo) setzte er eine eben gestorbene kleine Haselmaus vor, er verschlang sie, war aber gleichfalls nach einigen Stunden todt. Unwidersprechlich kommen den vollkommenern Thieren auch psychische Krankheiten, sowol der Intelligenz als des Gefühls- und sogar des Willensvermögens zu. Die Existenz der letztern ist aber selbst bei dem Menschen ja noch zweifelhaft. Eine geistreiche Abhandlung über die psychischen Krankheiten der Thiere von Nasse befindet sich übrigens in dem oben citirten Bande der „Zeitschrift für psychische Ärzte“. Der Geschlechtstrieb, sagt unser Vers., als Äußerung einer heftigen Leidenschaft, selbst eine Art vorübergehender Krankheit und ein Rausch, macht auch die vollkommenern Thiere mehr oder minder närrisch. Auch unter ihnen gibt es Andro- und Nymphomanien. Männliche Frösche bespringen weibliche Karpfen und Kühe springen auf Kühe, Hunde an Menschen und Stühle. Ist der sich selbst befleckende Bär, Hund und Pavian nicht krank? Dergleichen Unnatürlichkeiten kommen aber doch wol immer nur bei Hausthieren oder Thieren in der Gefangenschaft vor, denen die Befriedigung des Geschlechtstriebes mehr oder weniger versagt ist. Excesse bis zu einem solchen Grade, wie sie der Mensch begeht, läßt sich kein Thier zu Schulden kommen.

Die Ehe, sei es auch nur als ein Beisammenbleiben, findet sich erst in der Insektenwelt und zwar auf der mittelern Stufe derselben. Wahre Ehen kommen erst bei Vögeln und Säugern vor. Interessant wäre es, zu untersuchen, ob dergleichen Ehen auch bei unzähmten Thieren auf längere Zeit fortdauern, wie z. B. bei den Haustauben, wo sich die Paare, nachdem die Zeugung vollendet, wieder suchen. Daß die Mutter die Jungen inniger liebe als der Vater sie liebt, ist in der Ordnung und Naturgesetz. Sie muß sogar die Kinder gegen den Vater vertheidigen. Von Liebe der Jungen zu den Ältern kommt nur bei Thieren etwas vor, die in einer Art Ehe leben. Vom Vater nehmen sie alle gar keine Notiz, er ist ihnen allen völlig gleichgültig, und vom Gegentheil kommt auch nicht die leiseste Spur vor. Alle können nur ihre Mutter lieben. Sie lieben sie aber ebenfalls wieder nicht lange. Von Geschwisterliebe ist gar nichts zu entdecken. Unter den Sinnen wäre wol der Geruchsinn einer etwas ausführlichern Besprechung würdig gewesen. Es ist wol derjenige Sinn, hinsichtlich dessen manche Thiere einen großen Vorsprung vor dem Menschen haben. Man denke nur an die Fähigkeit der Hunde, die Spur ihres Herrn auf meilenweite Entfernungen zu verfolgen, an die der Raubvögel, das Aas in ebenso weiten Entfernungen aufzusuchen. Oder sollte es nicht der Geruch sein, der hier diese Thiere leitet? es kommen wenigstens Erscheinungen vor, die sich daraus nicht erklären lassen, z. B. das Zurückfliegen der Brieftauben nach dem Neste, sogar über das Meer. Was ist es hier, das dem Thier den Weg zur Heimat zeigt? Antipathien gegen gewisse Gerüche scheinen manchen Thieren angeboren, besonders solche, die von ihren Feinden kommen, auch wenn sie diese nie in ihrem Leben gesehen haben. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon hat Ref. selbst beobachtet. Auf einem einsamen Meierhofe hatte der Besitzer einer Menagerie, in welcher ein Tiger, eine Hyäne u. s. w. befindlich, die Käfiche dieser Thiere gereinigt und die Excremente derselben waren auf dem Hofe liegen geblieben. Mehre Stunden darauf, als die Thiere schon längst wieder fort waren, kam ein beladener, mit vier Pferden bespannter Wagen in den Hof gefahren. Kaum hatten die Pferde den fremden Geruch in die Nase bekommen, so fingen sie an zu brausen, zu toben, brachen in einem Nu die Wagendeichsel entzwei und konnten nur mit vieler Mühe vom Durchgehen zurückgehalten werden. Dasselbe geschah mit einer Heerde Schafe, die in den Hof getrieben werden sollte. Sie hatten kaum das Hofthor betreten, als sie sich nach allen vier Himmelsgegenden zerstreuten. Wer lehrte hier die Thiere, daß unbekannte Feinde aus fremden Welttheilen dagewesen waren?

Dem Menschen allmälig immer näher tretend, verbreitet sich der Verf. im Verfolg seines Themas über Wahrnehmungsvermögen, Raumsinn, Zeitsinn, Farbensinn, Tonsinn, Sprache, Anlagen oder Talente, Naturelle und Temperamente, Bildsamkeit, Gewohnheit, Nachahmungstrieb, Lernbegierde, Neugierde, Wißbegierde, Verstand, Urtheilskraft, Rechnungsgabe der Thiere u. s. w. Es würde uns aber zu weit führen, wollten wir alles das Interessante besprechen, was sich uns hier darbietet. Was die Sanftmuth und Geduld mancher höher stehender Thiere betrifft, — der Verf. nennt sie nicht mit Unrecht Amboße, auf denen man schmieden darf —, so bemerkt Ref., daß er einst sah, wie ein kleines unverständiges Kind seinem alten treuen Jagdhunde ein Stück aus dem Ohre ausbiß, ohne daß das gute Thier auch nur Miene machte, sich dagegen zur Wehre zu setzen. Was die Erziehbarkeit der Thiere anlangt, so muß Ref. bemerken, daß die höhern Thiere Fähigkeiten, aber auch Untugenden, die sie durch die Erziehung erworben, zuweilen auch auf ihre Nachkommen vererben. So werden z. B. die Kinder von guten Jagdhunden von den Jägern gesucht, weil sie voraussetzen, daß sie sich gleichfalls gut zur Jagd abrichten lassen werden; so vererbt sich nach den Beobachtungen eines ausgezeichneten Thierarztes bei manchen Pferden das sogenannte Koppen, das Strangschlagen u. s. w.

In Hauptstück 19 handelt der Verf. „Vom tellurischen oder Schein-, und vom wahren Menschen" und endlich in Hauptstück 20: „Von den Verhältnissen des Thiers." Insbesondere wird hier das Verhältniß des Thiers zu sich selbst, zu seinen Mitthieren, zum Menschen, zur Natur, zum Rechte, zur Moral, zur Religion, das Verhältniß Gottes und das des Menschen zum Thiere besprochen. Daß sich der Verf. mit heiligem Eifer gegen alle Thierquälerei erkläre, läßt sich von seinem Interesse und seiner Liebe für diese Wesen im voraus erwarten.

Karl Hohnbaum.

Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde. Im Anhange zwei Briefe Imm. Kant's an Hamann. Herausgegeben von H. Ratjen. Göttingen, Dieterich. 1842. 8. 20 Ngr.

Zu den verschiedenen Reliquien bekannter und gelehrter Männer aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist in der vorliegenden Schrift wiederum ein Beitrag geliefert. Freilich gehört der Name Kleuker's, der zu Kiel 1827 als hochbejahrter Professor der Theologie gestorben ist, gerade nicht zu den sehr bekannten und nur die gelehrten Theologen wissen wol noch von seinem tiefen Studium der kabbalistischen Schriften, von seinen Forschungen über den Zend-Avesta, denen er hauptsächlich seine Berühmtheit verdankt, und von den Anfeindungen, mit denen man gegen ihn als einen Obscuranten, Kryptokatholiken und Diener der Aristokratie eine Zeit lang sehr freigebig gewesen ist. Zur Widerlegung solcher Vorwürfe dient allerdings die Sammlung der Briefe F. H. Jacobi's an Kleuker, noch mehr aber der Aufsatz über Kleuker vom Hrn. Bibliothekar Ratjen, Demselben, der 1837 A. W. Cramer's „Kleine Schriften" mit einer sehr gelehrten Einleitung herausgegeben hatte. Waren es nun damals Jurisprudenz und römische Antiquitäten, welche den verdienstvollen Bibliothekar (wenige gelehrte Anstalten haben sich heutzutage eines Vorstehers von solchen vielseitigen Kenntnissen zu erfreuen) beschäftigten, so ist es in gegenwärtigem Buche die Schilderung der deutschen Theologie in der Zeit der sogenannten Aufklärung und die Erläuterung der geheimen Verbindungen und Verbrüderungen, an denen Deutschland in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts so reich war. Die ihm bekannt gewordenen hat er am Ende des Buchs verzeichnet, siebzehn an der Zahl, mit den nöthigen literarischen Nachweisungen, nämlich folgende: die Freimaurer, Illuminaten, Fortmaurer der

Spitzen-Ordnung u. s. w.), Schotten, Illuminaten, die deutsche Union, oder die Verbindung der Zweiundzwanzig, die Gesellschaft der heimlichen Kette, die Rosenkreuzer, der Orden der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Asien, die afrikanischen Brüder, der Jerusalemsorden, der Orden der höchsten Vorsehung oder des heiligen Joachim, die Verbrüderung des Kreuzes, die Verbrüderung zum Herzen Jesu, die Ritter zur Andacht des heiligen Grabes, die Martinisten, die Mesmerianer, die Chevaliers bienfaisants de la cité sainte, die Verbindung zur Wiedervereinigung der christlichen Parteien, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre und wahren Gottseligkeit. Dieses Verbindungswesen griff tief in Kleuker's Leben ein, obschon er selbst keiner geheimen Gesellschaft sich angeschlossen hatte und nur durch den tiefen Zug seines Gemüths zur Theosophie und durch die Abneigung gegen die schalen deistischen Lehren seiner Zeit bei den vom Christenthume Abtrünnigen in den Verdacht der Geheimnißkrämerei gekommen war. Über alles dies gibt nun Ratjen's Aufsatz über Kleuker's Leben und Schriften, in dem die Mittheilungen der Kieler Professoren Pfaff und Dorner über Kleuker enthalten sind, vollen Aufschluß und verbreitet sich dabei in genügender Weise über die wichtigsten Erscheinungen jener Zeit. Zu ihnen gehören unter andern F. H. Jacobi's Kampf gegen die berlinische Aufklärung, wie sie von Wiester, Gedike und Nicolai gefodert wurde, der Kryptokatholicismus des darmstädter Oberhofpredigers Stark, der von Goethe unter dem Namen des Pater Brei verspottete Leuchsenring und manches andere Wissenswürdige. Daher nehmen wir nicht Anstand, diese Abhandlung als den wichtigsten Theil des vorliegenden Büchleins zu bezeichnen: ohne sie würden die Briefe Jacobi's an Kleuker für viele Leser ganz unverständlich geblieben sein.

Diese Briefe sind nur der kleine Rest einer viel größern Sammlung, da Kleuker mit Jacobi, Hamann, Wenzler, Obereit, Lavater, de Luc, Spreckmann, F. L. Stolberg, der Fürstin Gallizin und der Fürstin von Detmold in einem sehr lebhaften Briefwechsel gestanden hatte. Die vor uns liegenden Briefe sind von Herder, Hamann, Kant, der Fürstin Gallizin, beiweitem die meisten aber von Jacobi. Ihren Hauptinhalt bilden die theologischen Bewegungen der Zeit, Nachrichten über die verschiedenen Schriften, ihre Beurtheilungen in den gelehrten Zeitungen, auch manches Persönliche kommt vor, wie über Jacobi's Reisen, sein und der Seinigen Leben in Pempelfort, und über einzelne bedeutende Männer, Möser, Zimmermann, Rehberg, G. Forster, Herder, Goethe, Dohm, Nicolai, Nicolovius, Heyne, Hamann, Campe, Spittler, Lavater, aber freilich nur aphoristisch. In die letzten Jahre des Briefwechsels fallen die Anfänge der französischen Revolution und die Besetzung des linken Rheinufers durch die Franzosen. Jacobi ist ihnen natürlich nicht günstig und hat an Burke's Buche über die französische Revolution eine solche Freude, daß er es auf seinen Tisch festnageln und alle französische Broschüren zum Fenster hinauswerfen möchte.

Unter den Stellen, die noch für jetzige Leser ein allgemeines Interesse haben, heben wir zuerst die über Goethe hervor. Über den „Groß-Kophta" urtheilt Jacobi, daß Goethe hier ein recht eigentliches Volksstück habe machen und Charaktere und Handlung bis zur Plattheit verdeutlichen wollen, wobei man an G. Forster's bitteres Urtheil über dies Stück (Briefwechsel, II, 142 fg., 151, 168) erinnert wird. Dagegen spricht er sich mit großer Zufriedenheit über Goethe's Aufenthalt in seinem Hause im Winter 1792 aus und freut sich, vier Wochen mit ihm zugebracht, ihn genossen und Herz und Geist miteinander gewechselt zu haben, womit auch ein Brief Goethe's an Jacobi übereinstimmt. „Das Bild", schreibt er, „was ich von dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich und die Reise unserer Freundschaft hat für mich die höchste Süßigkeit." Über Wilh. v. Humboldt sagt Jacobi unter dem 13. Nov. 1788, daß ihn dieser junge Mann durch seinen reifen Verstand, seinen äußerst weislich ausstaffirten Kopf und seine vollständige Kenntniß der Kant'schen Philosophie in Erstaunen gesetzt habe. Endlich gedenken wir noch des Briefes von Fr. L. Stolberg über Cuno an Kleuker, in welchem er sich von ihm feierlich über seinen Übertritt zur katholischen Religion meldet. „Wir haben uns nicht überredet, dieser Übergang ist die Folge von siebenjähriger Untersuchung, von siebenjähriger Anrufung des Geistes der Wahrheit, des Geistes, welcher alle Dinge erforscht, auch die Tiefen der Gottheit, des Geistes, der uns Überzeugung, ruhige, feste Überzeugung gegeben hat. Gehen Sie uns als redliche Fremde an. Lassen Sie uns in brüderlicher Liebe vereinigt bleiben, bester Kleuker! Wir streben nach Einem Ziel! Wir haben Eine Hoffnung, wir wollen, Sie und wir, Wir und Sie, Denjenigen lieben, der uns zuerst geliebet hat."

Unter den Briefen Kant's an Hamann ist besonders der zweite merkwürdig wegen des von Kant laut ausgesprochenen Grundsatzes, daß keine Theologie ohne philologische Grundlage bestehn könne und daß die Orthodoxen dazu nicht wachsen dürfen, sie mögen so sauer aussehn, wie sie wollen. H.

The tempter and the tempted. By the Baroness *Calabralla*. Drei Bände. London 1842.

Da eine englische oder englisirte Baronin nicht viel Geringeres als eine deutsche Gräfin, und die Schriften einer deutschen Gräfin Verleger und Leser finden, so steht nicht ungläubhaft zu vermuthen, daß „The tempter and the tempted", dreibändige Novelle von Baroneß Calabralla, eine deutsche Feder zum Übersetzen und einen deutschen Buchhändler zum Verlag versuchen wird. Es ist Schlechteres übersetzt und gedruckt worden. Gleichwol beneide ich den englischen Kritiker, der in der Schlußnummer des „London Saturday Journal" — wieder ein mitten im Jahre zu seinen Brüdern versammeltes Wochenblatt — jene Novelle eine des ersten Ranges nennt, „so voll Wahrheit, daß, obschon Dichtung, sie so vernunftgemäß ist als Geschehenes"; ich beneide ihn nicht um seinen Geschmack oder möglicherweise um sein Gewissen. Der Bau der Geschichte mag ein Originalgebäude und der Styl gut sein. Beides erinnert aber an Bulwer, nur daß die Verf. sich von ihm durch reinern Gefühlston und größere Sittlichkeit unterscheidet. Auch fehlt es dem Buche nicht an scharfen, witzigen Ausfällen gegen Standesgebrechen und an mancher beißenden Satire auf gesellschaftliche Fratzen. Es hätte in der Erzählung ziemlich lüstern hergehen können; die Gelegenheit mangelte nicht. Aber die Baroneß hat Sandische und Dualisten-Scenen vermieden, und das gereicht ihr zum Ruhme. Der Versucher heißt Tupper und ist ein Stück Beelzebub; der Versuchte heißt Sullivan und wird richtig verführt. Das Capitel, wo Beide sich gegenüberstehen, gehört zum Besten des Buchs. Die Heldin heißt Karoline und ist, weil ein Muster weiblicher Tugend, gewiß keine bloße Papierheldin. Sie tritt als Waise auf unter der Vormundschaft einer Tante, die mit deren beträchtlichem Vermögen die Bedürfnisse eines einzigen Sohnes zu befriedigen wünscht, dessen väterliches Erbe sie zum größern Theile verschwendet hat. Aber ein Schutzgeist lebt dem Mädchen in der Person des Admiral Stavondale, dessen Uneigennützigkeit freilich zweifelhaft erscheint, da er, ein Freund ihres Vaters, um ihre Hand wirbt. Sie weist ihn ab und heirathet einen Mann, der ihm in jeder Beziehung nachsteht, an Rang, Reichthum und Würdigkeit, nur nicht an Alter, das zwischen Beiden ziemlich gleich ist. Warum sie das thut? Sie könnte es dem sich verletzt fühlenden Admiral sagen, aber sie schweigt aus Pietät gegen ihre Mutter. Und ich könnte es dem neugierigen Leser sagen, aber ich schweige aus Achtung gegen das Eigenthum des Verlegers, an welchem meines Erachtens ein Recensent durch Detaillirung der ganzen Intrigue eine Art Piratenstreich begeht. Der gewählte Gatte ist der dem Versucher unterlegene Sullivan, jetzt ein enragirter Spieler, der seine junge und schöne Frau den Huldigungen ihrer Anbeter überläßt, bis er, von Schulden gedrängt, mit ihr nach Paris geht und hier — falsch spielt. Das würde nichts auf

sich haben, wenn die Gattin es leiden wollte. Aber sie will nicht. Sullivan wünscht Scheidung; die Polizei hindert sie, und nun schildert die Verf. Sullivan's Leben, wie nur eine Frau sie schildern kann, die sich mit auf der Flucht von Paris nach Deutschland befunden hat. „Die Verfolgung war vergeblich, und gepeinigt von Hunger, Kälte, Ermüdung und besonders von der Furcht, entdeckt zu werden, wanderte der elende Flüchtling an einem kalten traurigen Abende in München ein.“ (Ja, ja, in München, entered Munich.) „Nur zweimal während seiner Flucht hatte er etwas genossen, ein Stückchen trockenes Brot, denn mehr hatte er vor einer Thüre nicht zu betteln gewagt. Ein paar Sous waren sein ganzes Geld. Zwar fand er in einer Westentasche einen diamantenen Ohrring seiner Frau, der sich aus Versehen dort verhalten hatte; aber er getraute sich nicht, ihn zum Verkauf anzubieten. Das konnte zu seiner Entdeckung führen, mußte jedenfalls Verdacht erregen. Noch außerhalb München hatte er seine Oberweste ausgezogen. Sie war von Sammet. Aber der späte Abend erlaubte ihm nicht, sich dafür ein Nachtquartier zu verschaffen. Und so wanderte er die lange Nacht umher, sorgfältig jeden Theil der Stadt vermeidend, wo seine Erscheinung auffallen konnte.“ Karolinens Standhaftigkeit in Paris mitten unter den Spießgesellen ihres Gatten ist keine Kleinigkeit, und wer weiß, was aus ihr würde, wenn nicht der Sohn eines französischen Admirals, eines Freundes des inzwischen gestorbenen Lord Stavondale, sie in den Stand setzte, sich den Nachstellungen der Polizei allein durch die Flucht nach Strasburg zu entziehen. Ein hier im Rhein gefundener Leichnam trägt Sullivan's Kleider; das Gesicht ist unkenntlich. Karoline glaubt ihren Gatten todt und erwidert nun die Zuneigung des jungen Lord Knaresborough, eines ihrer frühern Anbeter in England, der sie treu und wahrhaft liebt und den auch sie schon dort geliebt hat, ohne es ihm zu beweisen. Aber Sullivan ist nicht todt. Ein Fischer, mit dem er die Kleidung getauscht, war der Ertrunkene. Dies trennt Karolinen von dem jungen Lord, der sich nun aufmacht, Sullivan zu suchen. Sullivan ist nach Paris zurückgekehrt, fällt hier nebst Tupper der Polizei in die Hände, und während er in Elend und Verzweiflung sich den Tod gibt, entflieht Tupper nach Newyork, wo hoffentlich amerikanische Gerechtigkeit ihn wegen irgend eines Verbrechens hängen oder lynchen wird. Der Schluß versteht sich von selbst. „Es ist unnöthig zu erwähnen“, sagt die Verf., „daß Lord und Lady Knaresborough glücklich waren, so glücklich, wie irdische Wesen es werden dürfen.“

Weil die Novelle nicht die drei vorschriftsmäßigen Bände füllt, hat die Verf. drei kleine Geschichten zugelegt, die alle Bestandtheile der an manchen Orten beim Fleischverkauf üblichen „Zulagen“ haben, — Haut und Knochen. 18.

Miscellen.

Wie weit noch vor einem Jahrhundert die deutschen Rechtsgelehrten in der Aufklärung zurück waren, davon gibt unter Anderm Leyser's 608. Specimen, welches vom Verbrechen der Zauberei handelt („Meditat. ad Pand.“, Bd. 9, S. 629 fg.) einen traurigen Beweis. Leyser selbst, ein für seine Zeit wissenschaftlich hochgebildeter Rechtsgelehrter, sagt noch im Jahre 1737 in gedachtem Specimen (Med. 4) von sich: „Ich habe in meiner Jugend, als ich bemerken mußte, daß Die, so an Zauberei glaubten, von meinen Lehrern und Mitschülern, später auch von meinen Collegen im Amte nur verlacht wurden, an Zauberei und was damit in Verbindung steht, nicht geglaubt, um nicht für einfältig zu gelten; jetzt glaube ich daran, zur vollen Überzeugung gebracht durch meiner Hände, Augen, der Geschichte, der Acten und unverwerflicher Zeugen Bekundung.“ In Folge dessen wird nun (Med. 19) erzählt, wie die hiesige [illegible] Juristenfacultät im Jahre 1714 über einen an sie gebrachten leipziger Fall, betreffend die Mittel, Zauberkünste eines Hexenmeisters zu vereiteln, entscheiden hatte. Ein Mann, welcher in seiner Verliebtheit zu einer Jungfrau, welche dieselbe nicht erwiedern wollte, war zur Hexerei verleitet; auf solche gebracht, gab er sein Streben von Schmutzgegenständen auf und verfiel zuletzt ganz in sanften Schlaf. Der Richter gesandte, bei Inquisit habe ihn nur zum Besten und fragte [illegible] bei der helmstädter Juristenfacultät an, was zu thun sei? Diese war lange darüber im Zweifel und erließ endlich, nach vielfältiger Berathung, den durch ausführliche Entscheidungsgründe unterstützten Ausspruch: „daß Inquisit zuvörderst durch Beschneidung der Haare und andere gelindere Mittel, welche die Scharfrichter angeben werden, zur Empfindlichkeit zu bringen, nachgehends die Tortur auf die in vorigen Urtheilen vorgeschriebene Art an ihm wieder von neuem anzufangen und zu wiederholen sei. S. R. W.“ Et nonnisi vos fallitis! — ruft Leyser triumphirend aus — denn, nachdem Inquisit geschworen und auf die Folterbank gebracht worden war, legte er ein vollständiges Geständniß ab, das er, bevor er die Todesstrafe durch das Rad, wozu er verurtheilt worden war, erlitt, wiederholte.

Merkwürdig ist das Urtheil, das König Friedrich II. von Preußen über die altdeutschen Gedichte gefällt hat. Als Prof. Myller in Berlin 1782 seine „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert“ bekannt gemacht und sie dem Könige gewidmet hatte, erwiderte dieser darauf: „Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von den Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Säculo, deren Druck ihr befördert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht Einen Schuß Pulver werth und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens dürfte Ihr solches elendes Zeug nicht dulden, sondern herunterschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König.“

Wie es mit dem Recensentenwesen beschaffen ist.

Schiller schreibt an Goethe am 6. Dec. 1794: „In Ansehung der Recensionen des Journals (den „Horen“) in der Literaturzeitung ist nunmehr arrangirt, daß alle drei Monate eine ausführliche Recension davon gemacht wird. Das erste Stück wird jedoch gleich in den ersten Wochen des Januar (1795) weitläufig angezeigt. Cotta (der Verleger) wird die Kosten der Recensionen tragen und die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät sein. Wir können also so weitläufig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch Alles vormachen muß.“ („Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“, Th. I, S. 80.)

Wahr und treffend hat Leyser im Schlußworte zum 594. Specimen bemerkt: „Aetas, quae aliorum libris pretium addit, hoc Jureconsultorum scriptis detrahit, ac tandem plane aufert.“ Auch der berühmte Hugo Grotius urtheilt so, indem er Denen, welche sein Werk „De jure belli et pacis“ ein „unsterbliches“ nannten, erklärte: Nach einigen Jahrhunderten werde dies Werk wenig oder gar nicht mehr gekannt sein; dagegen verspreche er seinen Geschichtswerken eine längere Dauer, denn Geschichtswerke erprobten sich durch alle Zeiten.

Wenn man jetzt des übertriebenen Lobes so viel von Sängern und Sängerinnen, von Pianisten und Pianistinnen, von Künstlern und Künstlerinnen hört und hören muß, so wird man vielleicht Lust zu entgegnen, was nach Plutarch in den tafelischen Discursen des Archidamus der Sohn des Zeuxidamus (Cap. 2) zu Dion, der einen Zitherspieler lobte und dessen Geschicklichkeit bewunderte, gesagt haben soll: „Meine Ehre, mein Bester, nicht du kannst wahrhaft guten und trefflichen Männern Beifall [illegible] einen Zitherspieler so [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 317. — 13. November 1842.

Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Von Talvj. Leipzig, Brockhaus. 1840. Gr. 8. 20 Ngr.

Durch ein paar Artikel in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" wurden wir neulich wieder an das vorliegende Buch und zugleich an unsere vor geraumer Zeit übernommene Pflicht erinnert, es in d. Bl. anzuzeigen. Der erste jener Artikel (1841, Nr. 334, Beil.), aus dem „Magazin für Literatur des Auslandes" entlehnt, gibt eine kurze Nachricht über ein im vorigen Jahre in London unter dem „patronage" der dasigen Hochländischen Gesellschaft von Patrick Macgregor herausgegebenes Buch: „The genuine remains of Ossian litterally translated, with a preliminary dissertation." Da heißt es, Macgregor scheine unwiderleglich gegen die Zweifler — die Talvj wird, vermuthlich von dem deutschen Ref., namentlich angeführt — dargethan zu haben, daß die Lieder Ossian's echt seien und Macpherson keineswegs die Anschuldigung des literarischen Betrugs verdient habe. Nimmt man diese Worte genau, so hätte, scheint es, Macgregor bewiesen, daß die Gedichte, welche Macpherson zuerst im J. 1760 als die Lieder eines galischen Barden Ossian bekannt machte, wirklich von diesem herrühren, daß Macpherson sie nicht selbst verfertigt, sondern, wie er vorgab, aus den galischen Originalen übertragen habe, woraus dann von selbst folgen würde, daß die Ossianischen Gedichte, welche 1807 von der Hochländischen Gesellschaft, aus Macpherson's Nachlaß, herausgegeben wurden, wirklich jene Originale, nicht aber, wie die Gegner behaupten, Rückübersetzungen aus dem englischen Ossian ins Galische seien. Einer solchen strengen Auslegung widerspricht jedoch schon der Titel von Macgregor's Buche; wie könnte denn, wäre schon der Macpherson'sche Ossian echt, jetzt erst noch eine „wörtliche Übersetzung der echten Reste Ossian's" gemacht werden? da ja Macpherson seinen Ossian nie für eine freie, sondern für eine treue, ja, so viel wir wissen, eben für eine wörtliche Übersetzung ausgegeben hat. Noch mehr aber widersteht einer solchen Auslegung der weitere Verfolg des Artikels. Sonderbar genug klingt nämlich nach jenem schwunghaften Anfang die Versicherung, daß die Hyperromantik und der Bombast in dem Ossian Macpherson's des Letztern ausschließliche Zuthat sei und daß Macgregor selbst sage, Macpherson versichere zwar wörtlich übersetzt zu haben, habe aber ganze Zeilen weggelassen, hinzugefügt und geändert. Wo bleibt denn nach solchem Eingeständniß die Echtheit des Macpherson'schen Ossian, die nur eben behauptet wurde, und heißt das mit dürren Worten etwas Anderes als: Macpherson hat literarischen Betrug verübt, die Gedichte, die er als Ossianische herausgab, sind in der Gestalt, wie er sie herausgab, nicht von Ossian? Daß er sie ganz und gar rein erdichtet habe, daß keine Spur echten nationalen Gesanges in ihnen enthalten sei, dies haben wenigstens die besonnenern unter den Zweiflern nicht behauptet und ebenso wenig thut dies Talvj; ja, sie haben nicht einmal geleugnet, daß sich bei mehren von ihnen als letzte Grundlage allerdings galische oder vielmehr irische Lieder nachweisen lassen. Wir nehmen das Wort Galisch in der engern Bedeutung, wonach es den keltischen Dialekt der Hochländer, nicht in der weitern, wonach es den einen Hauptast des keltischen Sprachstamms überhaupt bezeichnet und außer jenem auch den irischen und manteischen Dialekt umfaßt. Das aber scheint uns nach der jetzigen Lage des Streites, sowie wir ihn durch die Schrift der Talvj kennen lernen, geradezu unmöglich, zu beweisen, daß Macpherson's Ossian als eine wirkliche, wenn auch nur eine freie, Übersetzung galischer Lieder anzusehen sei. Wir können uns nur drei Punkte denken, für die noch ein Beweis, wir wollen nicht sagen geführt, aber doch unternommen werden könnte; erstens daß Macpherson bei seinem Unternehmen alte galische Lieder in etwas größerm Maße und mit etwas mehr Gewissenhaftigkeit benutzt habe, als die Zweifler zugeben, die vielmehr behaupten, daß das Echte nur mit Mühe sehr sparsam und fast nie anders als entstellt bei Macpherson gefunden werde; zweitens daß jene alten, von Macpherson benutzten Lieder von einem galischen Barden Ossian herrühren; drittens daß Macpherson die Lieder in galischen Manuscripten vor sich gehabt habe. Aber selbst wenn diese Beweisführung gelänge, was uns doch im höchsten Grade unwahrscheinlich dünkt, würde dessenungeachtet nicht blos Macpherson's Ossian unecht bleiben, es würden auch auf Macpherson selbst noch immer so viele Lügen und Fälschungen, die er sich in der Sache erlaubt hat, lasten, daß er nicht einmal dann von der Schuld literarischen Betrugs frei gesprochen werden könnte. Ob nun

Macgregor es wirklich versucht habe, die bezeichneten Punkte, oder doch einen von ihnen, zu beweisen, erfahren wir weder aus dem ersten noch aus dem zweiten der oben erwähnten Artikel. In diesem letztern (1841, Nr. 340, Beil.) wird versichert, daß das englische Publicum nun so ziemlich von der Echtheit der Ossianischen Gesänge überzeugt sei, ein Umstand, der unserer Meinung nach ganz gleichgültig ist; sodann wird das Urtheil angeführt, das in den „Times" über Macgregor's Buch (doch wol die Einleitung), welches „geistlos und schlumpig" geschrieben sei, und über die Übersetzung gefällt wird, die zwar gewiß treuer sei als Macpherson's, in der aber die Gedichte selbst durch Änderung der Form an Schönheit und Kraft keineswegs gewonnen hätten. Endlich folgt noch eine Stelle, die uns beinahe vermuthen läßt, daß Macgregor selbst aus Manuscripten übersetzt habe. Zugestanden wird in ihr, daß die ältesten Manuscripte Ossian's (d. h. der galischen Lieder, die dem Ossian zugeschrieben werden) nicht über die Zeit der Restauration Karl's II., also nicht über die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückdatiren, während Macpherson den Manuscripten, die er benutzt zu haben vorgab, bekanntlich ein ganz fabelhaftes Alter beilegte. Welchen Werth Macgregor's Werk, das wir uns leider noch nicht haben verschaffen können, in der That habe, können wir nach Dem, was uns bis jetzt darüber bekannt worden, gar noch nicht bestimmen; auf alle Fälle wünschen wir, daß sich mindestens nicht Das darauf anwenden lasse, was in der Schrift der Talvj (S. 35) über die Bemühungen der edinburger Hochländischen Gesellschaft, Ossian's Echtheit zu retten, gesagt wird:

Es war, als würde dem Selbstgefühl der ganzen Nation etwas vergeben, wenn man Ossian fallen ließe. Schon Johnson hatte gesagt, der Schotte müßte ein störriger Moralist sein, dem Schottland nicht lieber wäre als die Wahrheit; und Walter Scott, selbst ein Schotte, und ein Mann, dessen tiefer, klarer, milder Geist ihn über alle Vorurtheile stellte, gesteht: Es ist etwas an dem strengen Urtheile über meine Landsleute, daß selbst, wenn sie Schottland nicht der Wahrheit vorziehen, sie es doch allemal den Untersuchungen vorziehen werden. Sobald die Hochländer die Gedichte Ossian's einmal als einen Artikel des Nationalglaubens angenommen hatten, würde man sie eher dahin gebracht haben, die heilige Schrift zu verleugnen, als nur eine Zeile von den bestrittenen Erzählungen fahren zu lassen.

Was nun die Schrift der Talvj selbst anlangt, so müssen wir uns jetzt nur auf einen kurzen Bericht über dieselbe beschränken. Sie genügend zu kritisiren, dazu fehlt es uns zu sehr an den literarischen Hülfsmitteln, und selbst wenn wir sie hätten, zweifeln wir, daß wir wenigstens in den Punkten, auf welche es hauptsächlich ankommt, viel Erhebliches zu widerlegen oder zu berichtigen finden würden, so klar überzeugend ist das Buch, mindestens für uns, geschrieben. Zu einer ausführlichen Besprechung des Inhalts aber haben wir wol jetzt die passende Zeit versäumt, da wir annehmen dürfen, daß das Buch bereits lange in den Händen Derer sich befinde, die an dem Gegenstande desselben einen gründlichen Antheil nehmen; daher können wir bei unserer Anzeige keinen andern Zweck haben, als jetzt, wo gerade der Streit über Ossian von neuem zur Sprache gekommen ist, wieder an ein Buch zu erinnern, in welchem die ganze Streitfrage auf eine vorzügliche Weise behandelt wird.

Wenn wir nun zuerst bemerken, daß dieses Buch nicht eigentlich eine von der Verf. unmittelbar selbständig geführte neue Untersuchung über die Echtheit der Ossianischen Gedichte enthält, so thun wir damit dem soeben ausgesprochenen Lobe keinen Eintrag. Sie fand die Sache bereits so genau und gründlich untersucht, daß es ihr selbst unnöthig scheinen mußte, ganz von frischem Hand ans Werk zu legen, und daß sie hoffen konnte, genug gethan zu haben, wenn sie jene in Deutschland so gut als gänzlich unbekannten Untersuchungen prüfte und die hierbei als wahr erkannten Ergebnisse derselben zur Grundlage ihrer Schrift machte. Wir führen die eigenen Worte der Verf. (S. 43) hierüber an:

Im J. 1829 nahm endlich die irische Akademie die Sache vor ihren Richterstuhl, indem sie einen Preis auf die Untersuchung der Authenticität Ossian's setzte. Dies rief zwei vortreffliche Aufsätze der irischen Gelehrten Oreilly und Drummond hervor, deren tiefe Kenntniß des keltischen Alterthums und der keltischen Sprache keinem Zweifel unterworfen sein konnte. Ihre scharfsinnigen und gelehrten Abhandlungen legen die Sache klar zu Tage und geben die überzeugendsten Beweise für die Behauptung, daß die sogenannten „galischen Originale" des Macpherson'schen Ossian's eine neue Composition und zwar eine Übersetzung seines englischen Originals jener Dichtungen sind. Nur der Umstand, daß jene Aufsätze in den dicken Quartbänden der Verhandlungen der Akademie begraben liegen, die dem größern Publicum überall wenig zugänglich, nach Deutschland aber höchstens in einigen Exemplaren gedrungen sind, erklärt es, daß man hier noch immer an die Authenticität jener „galischen Originale" glaubt. Daß dies der Fall ist, bezeugt der Wiederabdruck der Ahlwardt'schen Übersetzung derselben. Wir halten es daher nicht für überflüssig, der deutschen Lesewelt den Stand der Sache ebenfalls vorzulegen, und zwar indem wir uns hauptsächlich auf jene beiden eben erwähnten Aufsätze stützen.

Den Grund, welchen die Verf. für ihre Annahme, daß bei uns noch fest an die Echtheit des galischen Ossian geglaubt werde, aufführt, können wir zwar an sich nicht gerade für einen zureichenden halten, in ihrer Annahme aber selbst hat sie Recht. Der Macpherson'sche Ossian war durch zahlreiche Übersetzungen aus dem Englischen auch dem größern deutschen Publicum bekannt, er war und nicht blos von diesem fast allgemein mit Enthusiasmus aufgenommen worden und dieser Enthusiasmus hielt eine geraume Zeit nach. Als er sich schon so ziemlich gelegt hatte, erschien die Ahlwardt'sche Übersetzung der „galischen Originale". Die alte Begeisterung von neuem zu erregen, vermochte sie nicht, und wir zweifeln, daß sie in die weiten Kreise des Publicums sehr gedrungen sei; wer da noch zum Ossian sich wendete, fand, namentlich für seine empfindsamen Bedürfnisse, auch bei den ältern Übersetzungen weit besser seine Rechnung als an dieser neuen, in der, wir wissen nicht ob durch Schuld der Originale, oder des Übersetzers, Ossian härter und trockener, zusammengehaltner erscheint, als man ihn gewohnt war. Dagegen ist es unzweifelhaft, daß (und vielleicht trug die eben erwähnte Eigenschaft gerade mit dazu bei) diese Übersetzung wesentlich dahin wirkte, den Glauben an

die Echtheit des Ossian, wenn er hier und da auch sehr sehr schwankend geworden war, wieder festzustellen. Mindestens die Gedichte des englischen Ossian, die in dem, nun verdeutschten, galischen enthalten waren — von zweiundzwanzigen elf, darunter die großen „Fingal" und „Temora" (S. 39, 112) — mindestens diese mußten in ihrer Echtheit gesichert gelten, und was in diesen im Englischen vom Gallischen abwich, das konnte nur als eine Übersetzerfreiheit, die sich Macpherson genommen hätte, erscheinen. Wir wissen nicht, daß sich in Deutschland eine Stimme gegen die „galischen Originale", die Ahlwardt übersetzt hatte, erhoben habe, und sollte es der Fall gewesen sein, so ist sie wenigstens nicht durchgedrungen. So werden wir denn das Verdienst dankbar erkennen dürfen, das sich die Verf. dadurch erworben hat, daß sie uns mit den für uns kaum zugänglichen Forschungen ausländischer Gelehrten über die Echtheit von Poesien bekannt machte, die bei uns auch in die Entwickelung der Literatur bedeutend genug eingewirkt haben, um, ganz abgesehen davon, welchen poetischen Werth sie ansprechen dürfen, noch immer unser Interesse zu erwecken. Jenes Verdienst der Verf. wird aber durch die übersichtliche Klarheit und anspruchslose Gefälligkeit der Darstellung sowie dadurch gehoben, daß sie uns, bevor sie zu der Auseinandersetzung der Gründe gegen die Echtheit selbst übergeht, in einer sehr genauen Erzählung den ganzen Gang des Streites, wie er vom Erscheinen des Macpherson'schen Ossian an gedauert hat, vorführt.

Wir übergehen Das, was in der Einleitung über die günstige Aufnahme, die Ossian gefunden, und in dem ersten Abschnitt (Historisches überschrieben) über die Einwanderung der Scoten aus Irland sowie über die Einschränkung der galischen Sprache auf das Hochland durch die Ausbreitung des Angelsächsischen im südlichen Schottland gesagt wird, um sogleich zu jener im zweiten Abschnitte enthaltenen Geschichte des Ossianischen Streites zu kommen. Ganz besonders charakteristisch erscheint in dieser die steife Hartnäckigkeit Derer, die die Echtheit behaupten; ja, man kann sagen, daß der Streit, gleich nachdem er sich erhoben hatte, auch entschieden war und für entschieden gegolten haben würde, wenn die Freunde des Ossian auf die Gründe der Zweifler nur hätten hören wollen, wenn sie nicht, wie die Verf. ganz richtig sagt (S. 29), ganz zufrieden damit gewesen wären, betrogen zu sein. Aber eben jene Hartnäckigkeit, die wol auch daraus entsprang, daß man, freilich ohne Grund, fürchtete, mit der Unechtheit der Gedichte auch sofort deren Schlechtheit zuzugeben, und durch welche eine Art und Dauer der Vertheidigung herbeigeführt ward, wie sie in Deutschland im gleichen Falle kaum möglich gewesen wäre, hat etwas so eigenthümlich Interessantes, daß wir uns nicht enthalten können, die Hauptmomente des Streites hier herauszuheben. 1756 wurde zuerst von einem Schulmeister Stone in einer schottischen Zeitschrift als Probe einer von ihm gemachten Sammlung die Übersetzung eines gallischen Gedichts gedruckt, die jedoch weiter keinen Eindruck machte. Das gleichzeitige Vorhaben eines Predigers, eine Sammlung alter hochländischer Gedichte zu veranstalten, kam nicht zu Stande. Vier Jahre darauf, 1760, erschienen plötzlich die „Bruchstücke alter Dichtkunst, gesammelt in den Hochlanden und aus der gallischen oder erisischen Sprache übersetzt von Macpherson", 15 an der Zahl, und schon 1762 kam eine zweite sehr vermehrte Ausgabe heraus. Sie wurden in Schottland mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, von Hugo Blair in seiner Abhandlung über die Echtheit des Ossian (1763) hoch gepriesen; aber sofort fanden sich auch Zweifler, zuerst der berühmte Historiker Hume, der in seinem (S. 15 fg.) mitgetheilten Briefe an Blair das Wahre, daß die Gedichte von Macpherson selbst herrührten, sagte und auf die Führung des Beweises der behaupteten Echtheit durch Zeugnisse drang. Wie vertheidigte sich Macpherson, dem es, da er sich seiner Behauptung nach im Besitz der galischen Manuscripte befand, so leicht hätte werden müssen, durch Vorzeigung derselben die Zweifler niederzuschlagen? Lange Zeit nur durch Schweigen, dann, als der bekannte Kritiker Johnson (1774) ihn hart bedrängte, durch Grobheit und durch Versicherungen, deren Wahrheit jedem Unbefangenen höchst verdächtig vorkommen mußte. 1781 bereiste Shaw, ein gründlicher Kenner der galischen Sprache, selbst eingenommen für die Echtheit und mit der Absicht, diese gründlich zu beweisen, die Hochlande; allerdings fand er Lieder vom Fin Mac Cumhal oder Fingal (eigentlich Fin Gal, d. i. Fin der Fremde) im Munde des Volkes, nicht in Handschriften, erhalten; aber ehrlich bekannte er, daß diese Lieder den von Macpherson veröffentlichten ganz und gar nicht ähnelten. Daß indeß auch von Andern, nachdem Macpherson mit seinem Versuche so glücklich gewesen war, Gedichte aus dem Galischen theils fabricirt, theils wirklich gesammelt, aber meist entstellt herausgegeben wurden, läßt sich denken. Die Irländer begnügten sich bei dem Streit, ihr ursprüngliches Eigenthumsrecht auf die Helden der Ossianischen Gedichte nachzuweisen, denn freilich hatte Macpherson die Iren frischweg zu Schotten umgewandelt, aus dem irischen Häuptling Fin war ein schottischer König, aus seinem Sitz Almhuin (sprich Alwin) in Leinster ein schottisches Albin oder Albion, aus dem irischen Oisin ein schottischer Barde Ossian, aus dem heiligen Patrick, der in den irischen Liedern als der Begleiter des greisen Oisin erscheint, gar ein heidnischer Culdee geworden, während die echten galischen Volkslieder die irische Abkunft der Helden anerkennen. Diese Lieder sind denn auch in Irland unter dem Volke im Gange, finden sich aber zum Theil in reinerer Gestalt und Sprache unter dem Namen der Finnianischen Gedichte in Handschriften des 13. bis 16. Jahrhunderts auf den Bibliotheken (S. 25); leider unterließ man es, sie oder doch einige von ihnen in irgend zuverlässiger Weise bekannt zu machen. Trotz der Gegenreden, trotz dem daß, da Macpherson den Ursprung seiner Ossianischen Gedichte an das Ende des 3. Jahrhunderts setzte, ihm die auffälligsten Anachronismen in ihnen nachgewiesen wurden, ging die Zuversicht des Glaubens an die Echtheit bei Mehren so weit, daß

sie sich nicht scheuten, den Ossian sogar als historische Quelle zu benutzen. Macpherson starb 1796; das Versprechen, das er schon 1762 gegeben hatte, Abschriften der gallischen Originale auf einer öffentlichen Bibliothek niederzulegen, hatte er nicht gelöst, noch viel weniger hatte er sie zum Drucke befördert, ungeachtet er dazu von der Hochländischen Gesellschaft zu London ansehnliche Geldunterstützung empfangen hatte. Nachdem hierauf auch der Historiker Laing theils in dem Anhang zu seiner „Geschichte Schottlands" (1804), theils in den Erläuterungen zu der von ihm besorgten neuen Ausgabe des Macpherson'schen Ossian (1805) die Unechtheit nachgewiesen hatte, erschien 1805 der Bericht der Commission der Hochländischen Gesellschaft von Schottland, welche von dieser schon vor acht Jahren zur Untersuchung der Sache niedergesetzt worden war. Das Resultat dieses Berichts (über ihn S. 31 fg.) war eigentlich dasselbe, auf welches alle Gegner schon vorher gekommen waren:

Die Commission fand wol alte Lieder von den Finniern, die dem Ossian zugeschrieben werden (und außerdem eine Menge anderer), allein kein einziges, das selbst dem eifrigsten schottischen Patrioten für das Original eines der Macpherson-Ossianischen Gedichte gelten konnte. Kaum daß aus einer Anzahl von neuen Manuscripten, welche der Commission zugekommen waren, von dem dazu beauftragten Hochländer Donald Smith so viele Phrasen, Bilder und einzelne Stellen herausgesucht werden konnten, um daraus Etwas zu construiren, was mittels der Übersetzung ungefähr wie eine Skizze des Macpherson'schen Fingal's aussieht. Und welches Aufwandes von Mühe dies bedurfte, möge der Leser ermessen, wenn wir ihm sagen, daß, um dies zuwege zu bringen, in einem Falle zu einer einzigen Seite von zweiundzwanzig Zeilen funfzehn verschiedene Seiten aus zehn verschiedenen Manuscripten nöthig waren.

Der Bericht ist aber vornehmlich deshalb in seinem Ergebniß wichtig, weil die Gesellschaft die Macpherson'schen Lieder gern echt sehen wollte, und weil die Commission in ihrem schottischen Vorurtheile so weit ging, daß sie alle Stellen der von ihr gefundenen Volkslieder, in welchen die Finnier als Iren erschienen, fälschte, sodaß sie zu Schotten wurden. Es wird hiernach, so wunderbar es scheint, doch kaum befremden, daß die Starkgläubigen selbst aus diesem ausführlichen Commissionsbericht auch Beweise für die Echtheit herauszufinden vermochten. Endlich 1807 erfolgte die Ausgabe der Macpherson'schen Originale (The poems of Ossian in the original Gaelic etc. published under the sanction of the Highland Society of London); daß in ihr nur elf Gedichte des englischen Ossian enthalten waren, haben wir schon oben bemerkt.

Sie waren zum Theil in Macpherson's eigener und seines Schreibers Handschrift in seinem Nachlasse gefunden, zum Theil schon vor seinem Tode Herrn John Mackenzie, den die Hochländische Gesellschaft von London dazu beauftragt, in den nämlichen Handschriften (doch scheint dies, nach S. 112, von drei Stücken nicht erwiesen zu sein) übergeben worden. Kein altes Manuscript war zu entdecken gewesen.

Daß aber Macpherson ein solches Manuscript benutzt und copirt habe, suchte John Sinclair in einer den „Originalen" beigegebenen Abhandlung ebenso vergeblich zu beweisen als die historische Existenz eines caledonischen Barden Ossian und daß die Helden seiner Gesänge Schotten und nicht Iren gewesen seien. Mit Recht macht die Vorr. (S. 42) darauf aufmerksam, daß die Herausgeber solche Beweisführungen gar nicht für nothwendig erachtet haben würden, wenn sie nicht selbst gefühlt hätten, daß die Beschaffenheit der „Originale", die, wenn sie wirklich das Gepräge der Echtheit trugen, jeden besondern Beweis unnütz machen mußten, zur Überzeugung der Sachverständigen nicht hinreiche. Denn gewiß ist es, daß es nur der Ansicht dieser Originale bedurfte, um in allen gründlichen Kennern der gallischen Sprache und des gallischen Alterthums die Überzeugung zu verstärken, daß sie eine moderne Fabrikation seien, und zwar eine Übersetzung der Macpherson-Ossianischen Dichtungen, so treu als es eine unvollkommene Kenntniß eines vielfältig corrumpirten Dialekts zuließ.

Das Publicum freilich, das nach dem Erscheinen des Berichts zum größten Theil den Glauben an die Echtheit des Ossian aufgegeben hatte, mußte sich, als die „Originale" herausgegeben wurden, natürlich überzeugen, daß es sich übereilt hatte. Macfarlane's und Roß's Übersetzung in England, Ahlwardt's Übersetzung in Deutschland gaben nun Macpherson den Ruf eines zu freien, verfeinernden, verschönernden Übersetzers, der sich manchen Zusatz, manche Auslassung erlaubt. Ossian selbst aber war nun wieder authentisch geworden.

Der Aufsätze Oreilly's und Drummond's, durch welche 1829 in den „Transactions of the Royal Irish Academy" (Vol. XVI, p. II, Polite lit.) die Streitsache von neuem untersucht und ein Urtheil gefällt wurde, das freilich die Erneuerung des Streites 1841 nicht hat verhindern können, haben wir oben gedacht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

An Neuigkeiten belletristischen und verwandten Inhalts erschienen in Paris: „Les mystères de Paris" (2 Bde.), von Eugen Sue; „Le capitaine Aréna" (2 Bde.), von A. Dumas; „Une année à Paris" (2 Bde.), von A. de Bracevich, Verf. und Übersetzer der „Memoiren eines Arztes", „Marie von Burgund" u. s. w.; „Daniel et Jéré, ou l'égoiste et le dissipateur"; „Ce monsieur" (3 Bde.), von Paul de Kock; „Plaintes du coeur", von Fabius Fabianc; „Le comte de la Ferronnais et Marie-Alphonse Ratisbonne, ou mes impressions de quinze jours à Rome", vom Grafen Theobald Walsh.

Der geschichtlichen oder Memoirenliteratur gehören an: „Histoire de Madame de Sévigné, de sa famille et de ses amis, suivie d'une notice historique sur la maison de Grignan", von A. Rédenas; „Mémoires de soeur Saint-Louis contenant divers souvenirs de son éducation et de sa vie dans le monde" (mit dem Motto: Sub tuum praesidium confugimus), vom Verf. von „Rome et Loretta"; „Histoire des traités de 1815 et de leur exécution, publiée sur les documens officiels et inédits", von F. Crettineau-Joly.

Angekündigt sind: „Tablettes philosophiques ou opinions de *L. A. Gruyer* sur les questions les plus importantes et les principes de la philosophie, tirées de ses ouvrages." Unter den 66 darin enthaltenen Artikeln hebt die buchhändlerische Anzeige folgende hervor: Progrès, Gottesanerkennung, Schöpfung, Denkvermögen, Kant, Reunis, Buchstaben u. s. w. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 318. — 14. November 1842.

Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Von Talvj.

(Beschluß aus Nr. 317.)

Von den nun folgenden Abschnitten, denen, mit Ausnahme des letzten, die eben erwähnten Aufsätze zum Grunde liegen, wollen wir nur die Hauptresultate hervorheben, weil wir bei jedem Versuche, in die einzelnen Punkte einzugehen, auf denen jene Resultate beruhen, mehr Raum in Anspruch nehmen müßten, als jetzt noch zweckmäßig scheint. Der dritte Abschnitt hat es mit der Behauptung Macpherson's zu thun, daß die von ihm herausgegebenen Gedichte identisch seien mit denen des Ossian, des Sgealaichie (so hießen „die professionellen Sänger, die Hausbarden, deren bis zur Schlacht von Culloden 1746 noch jede adelige Familie in den Hochlanden unterhielt") des 3. Jahrhunderts. Wir würden nicht einmal, wie die Verf. thut, die uns sowol hier als später (S. 63) den irischen Quellen der ältesten irischen Geschichte eine allzu große historische Beweiskraft beizumessen scheint, auf diese Quellen hin die historische Existenz des irischen Oisin, als eines Sängers des 3. Jahrhunderts zugeben, sondern ihn sammt seinem Vater Finn (Fingal) nur als mythische Personen, als Personen betrachten, die wie jene älteste sogenannte Geschichte Irlands überhaupt der Sage angehören. Aber auch ohne diese Annahme muß die Macpherson'sche Behauptung als unrichtig, ja als absurd erscheinen, und wenn die irischen Gelehrten bei ihrem Gegenbeweis sich nicht nur auf die schon früher nachgewiesenen Anachronismen, auf die Unmöglichkeit, daß sich so ausgedehnte Gedichte eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ohne Veränderung haben erhalten können, auf die gänzliche Verschiedenheit der echten ältesten Überreste irischer Poesie in Inhalt und Form, sondern auch auf die durchaus moderne Sprache der Macpherson-Ossianischen „Originale" berufen, so haben sie auch hiermit gegen Macpherson vollkommen Recht, ebenso sehr Recht, als die Verf. hat, wenn sie in der im Laufe der Zeit geschehenen Umwandlung der Sprache keinen an und für sich genügenden Grund gegen dies ursprüngliche Alterthum mündlich erhaltener Lieder anerkennen will.

Ist nun die Nichtigkeit jener Behauptung klar erwiesen, so fragt es sich doch noch immer, ob nicht die Macpherson-Ossianischen Dichtungen Producte des Mittelalters, ob sie nicht

mit den verwandten Dichtungen gleichzeitig entstanden sind, von denen die Irländer noch immer eine so große Anzahl, sowol in alten Manuscripten als traditionell unter dem Volke erhalten, besitzen sollen und von denen Young, Hill und Andere eine Menge auch unter den schottischen Hochländern verbreitet fanden.

Auch diese Frage wird (im vierten Abschnitt) mit Nein beantwortet und nur so viel kann zugestanden werden, daß die irischen Erzählungen von Finn und seinen Gefährten die erste Grundlage für Macpherson's Dichtungen gewesen sind. Wir begnügen uns hier auf die höchst interessanten Notizen aufmerksam zu machen, welche die Verf. über die, wie es scheint, zwischen dem 5. und 12. Jahrhundert entstandenen, irischen Lieder und die beiden sich mannichfach berührenden Sagenkreise (den von Finn und den von den Rittern vom rothen Zweige), welchen sie angehören, mittheilt, und bemerken nur, daß diese Lieder, namentlich die von Finn, nicht nur dem Inhalt, sondern im wesentlichen auch der Form nach den irischen gleich, in den Hochlanden von alter Zeit her bekannt und im Munde des Volks waren. Aber ebenso wie die Bewohner der Hochlande von Irland her im 3. und 6. Jahrhundert einwanderten, ebenso sind auch jene Sagen und Lieder, bei dem durch Stammverwandtschaft erleichterten alten und lange dauernden Verkehr zwischen beiden Völkern, von Irland, welchem sie ursprünglich angehören, herübergekommen, und demgemäß haben auch Finn und seine Helden in ihnen ihre irische Landsmannschaft, die Macpherson und seine Anhänger so sorgfältig zu tilgen bemüht waren, behalten. Auch die Benennungen vieler Örtlichkeiten in den Hochlanden deuten darauf hin, daß jene Sagen und Lieder schon in alter Zeit daselbst einheimisch geworden sind.

Doch muß man bei diesen Localitäten wohl unterscheiden, welche Bezeichnungen vor Macpherson üblich gewesen, und welche es erst nachher geworden. So ist z. B. eine der berühmtesten scheinbar nach Finn getauften Stellen die sogenannte Fingalshöhle auf der Insel Staffa. Nach den gälischen Etymologen heißt diese Höhle nämlich von dem musikalischen Echo darin, Uagh-na-bhine, d. h. die Höhle der Musik; erst in neuerer Zeit ward, Macpherson's Fictionen zu begünstigen, das bh (das wie ein m ausgesprochen wird) in ein f verwandelt, und die Grotte hieß nun bei den Touristen und Führern Uagh-na-Fin, die Höhle Fingal's. (S. 61.)

Zum Schlusse des Abschnitts stellt die Verf. Macpherson's Schlacht von Lora in der Rhode'schen Übersetzung, statt deren wir gerade hier lieber die Ahlwardt'sche, die übrigens nur unwesentliche Abweichungen hat, gesehen hätten, dem in den Hochlanden bekannten Volksliede von Ergon's Einfall in Irland gegenüber. Wenn wir ihre Worte recht verstehen, so ist jenes Stück unter den im Macpherson'schen Ossian enthaltenen Gedichten dasjenige, was dem Volksliede noch am nächsten steht; und allerdings stimmen die Hauptmomente in dem Gange der Begebenheiten, es stimmen auch einige einzelne Redensarten in beiden überein. Aber nicht nur, daß das Macpherson'sche Gedicht viel weiter geworden ist als das Volkslied — es füllt hier ungefähr 270 auslaufende Zeilen, in der Ahlwardt'schen Übersetzung 394 Verse, während das letztere 164 kurze Verszeilen einnimmt —, auch die Schilderung der Einzelnheiten, der Charakter der poetischen Empfindung, die Gleichnisse und Bilder, der ganze Ton des poetischen Vortrags ist bei Macpherson ein ganz und gar verschiedener und unähnlicher; ja, es ist hierdurch das Echte und Ursprüngliche so eingehüllt und unkennbar worden, daß wir selbst bei diesem Liede, geschweige denn bei den noch mehr abweichenden, es schwerlich ohne Hülfe der Vergleichung mit dem Volksliede herauszusondern vermöchten. Was nun nothwendig auffallen muß, ist, daß gerade Dasjenige, was man nach solcher Vergleichung in den Macpherson-Ossianischen Liedern als das Echte bezeichnen müßte, den geringsten, ja daß es kaum irgend einen Antheil an dem tiefen Eindruck hatte, den jene Lieder einst machten. Diesen Eindruck machten sie durch das Nebulose, das Schwermüthige, Empfindsame, die Schilderung düsterer, trüber Natur- und Seelenzustände, und dieses Alles, „das Ossianische Wolkengebilde, das", wie Goethe in später Zeit fast unwillig sagt, „als gestaltlos epidemisch und contagios in ein schwaches Jahrhundert sich hereinsenkte und sich mehr als billigen Antheil erwarb", kommt Macpherson als Eigenthum zu. Er, nicht Ossian, ist es, der den Anspruch auf den Ruhm so bedeutender Einwirkung auf sein Zeitalter machen kann, und Macpherson, nicht Ossian, war der Dichter, den Goethe, wenigstens eine Zeit lang, Beethoven und Napoleon unter ihre Lieblingsdichter rechneten. Wir verweisen auf die Erörterung der Verf. über den im Ganzen schlichten, derben, wirklich volksthümlichen Charakter der echten Volkslieder; man wird in ihnen kaum eine Spur von der Eigenthümlichkeit des Ossian treffen, die eben auch Goethe, da wo er über die Stimmung der Jugend zur Zeit des „Werther" spricht, so schön schildert:

Damit aber ja alle diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Local abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer unendlicher Haide, unter vorstarrenden, bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenschein ward dann erst die caledonische Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten.

Der fünfte Abschnitt behandelt die Frage: ob Macpherson im Besitz alter erstischer, d. h. schottisch-galischer Handschriften war, die ihm zu Originalen gedient? Es wird gezeigt, daß alle hochländischen dichterischen Compositionen von einigem Alterthum im irischen Galisch geschrieben waren, daß auch die Volkssänger diesen nahverwandten Dialekt, aus dem sich erst die schottisch-galische Mundart gebildet, nachahmten, so gut sie konnten, und daß, wenn Macpherson alte Manuscripte besaß, diese hätten irisch-galische sein müssen. Und allerdings ist es nicht unwahrscheinlich, daß er solche, deren Sprache er übrigens nur sehr mangelhaft verstand, gehabt, aus ihnen für die Gedichte, die sich wirklich mit den irischen finnianischen Liedern vergleichen lassen, den Gang der Begebenheiten im Allgemeinsten entnommen und sie nachher, „da ihm Alles daran lag, dies gerade zu verbergen, und ersterer für echte schottische Nationalproducte gelten zu lassen, sogleich vernichtet" habe.

Aus dem sechsten Abschnitte, in welchem der positive Beweis geführt wird, daß Macpherson der Verf. des Ossian, ebenso wol der sogenannten englischen Übersetzung als der sogenannten galischen Originale sei, heben wir, da ohnedies Mehres schon bei der Geschichte des Streites berührt worden, nur ein paar Punkte heraus. Der erste Grund, der Macpherson zu seiner Fiction bewog, ist gewiß in dem Streben zu suchen, die Aufmerksamkeit des Publicums, das sein früheres, durch Schilderung der Naturscenen Schottlands nicht minder ausgezeichnetes Gedicht „Der Hochländer" kalt aufgenommen hatte, durch das hohe Alter und den Ursprung, den er seinen Ossianischen Gedichten zuschrieb, sogleich zu fesseln. Und allerdings ist es merkwürdig, daß gerade die Gedichte, die zuerst erschienen, eine Zurückführung auf irische Lieder in der oben erwähnten Art zulassen, während für die des zweiten Theils gar keine oder fast gar keine Autoritäten gefunden werden. Macpherson war durch den Erfolg kühner geworden, er hatte sich in seiner Dichtungsweise geübt, und die Wahrheit zu sagen, hatte er keine Lust. Auch versäumte er nicht, außer einer Menge von Reminiscenzen aus alten und neuen Dichtern, besonders mannichfache Bruchstücke galischer Poesie, namentlich gewisse stereotype Wendungen und Beiwörter, wie alle Volkspoesie sie besitzt, in seine Dichtungen zu verweben, sodaß ein Hochländer nicht leicht die Gedichte hören konnte, ohne irgend eine Sage, einen Vers, einen Ausdruck darin zu erkennen, ihm von Jugend auf vertraut und lieb, wo denn natürlich ein Gefühl des Stoffes sich hineinmischte, diese nationellen Jugendeindrücke nun die Gegenstände der Bewunderung Europas geworden zu sehen.

Die wirklichen Ossianischen Dichtungen, d. h. solche, die Ossian in Irland und den schottischen Hochlanden zugeschrieben werden, sind, wie die Verf. bemerkt, voll religiöser und zwar christlich-religiöser Anspielungen. Macpherson konnte diese natürlich gar nicht brauchen und so schuf er denn jene nebelhafte Geisterwelt, von der sich (S. 111) auch keine Spur in den galischen Volksliedern findet, und für die er keine Grundlage hatte als den allgemeinen Geisterglauben der Hochländer überhaupt, der, wenn er unter allen Völkern lebendig ist, in einem nördlichen Gebirgsland durch aufsteigende Dünste und Nebelgebilde besonders genährt wird.

Was die vielfältigen Abweichungen anlangt, die wir in dem gallischen Ossian (in unserm Ahlwardt'schen) vom englischen Ossian finden, so bemerkt die Verf.,

daß sie sich leicht theils durch Macpherson's innerste Natur, die ihn zu freier, leichtsinniger Arbeit trieb, theils dadurch erklären lassen, daß sogar ein gründlicherer Kenner des Gälischen als er es vielleicht schwer gefunden haben würde, die ganz modernen Empfindungen des englischen Originals im Gälischen auszudrücken, wie viel mehr die vielen metaphysischen Vorstellungen desselben in einem ganz rohen Volksdialekt.

Aber, wie Macpherson sich in der ganzen Sache gezeigt hat (als, um Walter Scott's S. 115 angeführte Worte zu brauchen, ein Mann von hohem Talent, dessen Dichterkraft seinem Lande gewiß ebenso viel Ehre machte, als der Gebrauch, den er davon machte, und sein persönlicher Charakter auch, in anderer Hinsicht, ihm zur Unehre gereicht), wird man, ohne ihm unrecht zu thun, wol auch vermuthen können, daß er geschickt und betrügerisch genug war, um seiner Übersetzung aus dem Englischen ins Gälische einige zweckmäßige Unähnlichkeit zu verleihen.

Der siebente Abschnitt ist überschrieben: „Jetziger Zustand der gälischen Volkspoesie in Schottland." Die Verf. zeigt darauf hin, wie, auch abgesehen von jenen nichtschottischen, sondern irischen Liedern, in den Hochlanden doch auch der Quell eigenthümlicher Volksdichtung reichlich geflossen sei, wie er auch hier immer mehr versiege und sein gänzliches Verschwinden theils durch die Gewalt der eindringenden fremden, modernen Cultur, theils durch die Art, wie von „kurzsichtigen Häuptlingen" das Leben des Volks verkümmert wird, wol herbeigeführt werden müsse. Hoffentlich täuschen wir uns nicht, wenn wir namentlich in diesem letzten Abschnitte eine Vorbereitung der Verf. auf die Fortsetzung ihrer „Charakteristik der Volkspoesie" erblicken. Freuen werden wir uns, wenn wir die kurzen Andeutungen, die er enthält, in dieser, die wir begierig erwarten, recht bald ausgeführt finden.

40.

Romanenliteratur.

1. 1830. Historischer Roman von Fr. Lubojatzky. Fünf Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 1841—1842. Gr. 12. 7 Thlr. 15 Ngr.

Je geringer die Erwartungen waren, die Ref. von dem vorliegenden Romane hegte, um so angenehmer wurde er überrascht, als er in demselben eine Vereinigung von Vorzügen entdeckte, wie sie nicht nur in den Werken der Unterhaltungsliteratur, sondern auch in denen, die auf einen höhern poetischen Werth Anspruch machen, selten angetroffen wird. An der Spitze dieser Vorzüge steht die innige Verschmelzung und Ineinsbildung der individuellen und politischen Interessen. Alle Personen, die darin verwebt sind, mögen sie historische oder poetische sein, stehen in engstem Connex mit der historischen Entwickelung, und ihre Privatschicksale gehen nicht blos mit denen des Staats und Volkes Hand in Hand, sondern sind geradezu in ihnen begründet, sind mit ihnen eins und identisch. Während in den meisten der historischen Romane Poesie und Geschichte wie Pegasus und der Stier zusammengekoppelt erscheinen, sind sie hier ineinander aufgegangen. Die Geschichte wirkt durchaus poetisch und das Poetische stellt sich überall als Geschichte dar. Aus dieser innern Einheit entwickeln sich alle formellen, wie aus der Reichhaltigkeit des Stoffes alle materiellen Vorzüge. Der Roman ist mit Ausnahme der in Deutschland und Polen spielenden Scenen von Seite zu Seite spannend und unterhaltend; er bietet eine Masse interessanter, zum Theil trefflich gezeichneter Persönlichkeiten, unter denen namentlich die Figur Armand's, eines pariser Gamin, höchst ergötzlich und originell ist; er führt den Leser durch eine bunte Reihe bald lustiger, bald beängstigender Situationen, er gibt ihm ein lebendiges Bild vom pariser Leben, von den Sälen der Tuilerien herab bis in die niedrigsten Tabernen, er macht ihn bekannt mit den politischen Intriguen und Gährungen und verbreitet sich mit ebenso viel Begeisterung und Wärme über die Sache der Liberalen, als er mit Ruhe und Haltung die Machinationen der Absolutisten entwickelt. Alles dies ist vorgetragen in einem zwar nicht eigenthümlichen und glänzend hervorstechenden, aber leichten und natürlichen Styl, der nur bei politischen Declamationen zuweilen ins Phrasenhafte verfällt. Über dem Ganzen schwebt eine wohlthuende Ruhe, die jedoch von einiger Wärme für die Sache der Freiheit durchdrungen ist, und für die einzelnen Partien, die mit viel Geschick und Ungezwungenheit untereinander verbunden sind, hat der Verf. je nach ihrem Charakter ebenso gut den hofmännisch-feinen wie den volksthümlich-derben, den jugendlich-frischen wie den abgelebt-blasirten, den gemüthlich-warmen wie den spitzfindig-kalten Ton zu treffen gewußt. Daß sich neben den erwähnten Vorzügen auch mancherlei Mängel finden, versteht sich bei einem zunächst auf leichtere Unterhaltung berechneten Werke von selbst. So läßt namentlich der Verf. den Zufall eine gar zu bedeutende Rolle spielen. Es ist fast lustig mit anzusehen, mit welchem Treffer sich die 30—40 Menschen, die etwa das Personal des Romans ausmachen, unter den 900,000 Einwohnern von Paris gerade dann und da zusammenfinden, wann und wo eben eine Verwickelung oder Entwickelung noth thut Erscheint dies allenfalls noch denkbar, so grenzt hingegen ein gleiches Spiel des Ungefährs auf einem Gebiete, das Frankreich, Belgien, Deutschland und Polen umfaßt, geradezu aus Miraculöse, und der Verf. mag sich daher nicht wundern, wenn einige seiner Leser ein Geschrei über Unwahrscheinlichkeiten erheben sollten. Einen zweiten Tadel verdienen die nachträglichen Expositionen, von denen gar zu häufig Gebrauch gemacht ist. Weiß der Leser einmal das Resultat, so geht er ungern zurück, um sich erzählen zu lassen, wie dies Resultat erreicht ist, und er wird daher selbst den interessantesten Entwickelungen dieser Art nur eine halbe Aufmerksamkeit schenken. Der Verf. wird daher, wenn sich die Gelegenheit zu einer Umarbeitung darbieten sollte, klug thun, die Anordnung der einzelnen Partien rein der Zeitfolge anzupassen, was um so weniger Schwierigkeit machen wird, als auf die bisherige Anordnung nicht gerade specielle Effecte gebaut sind. Minder leicht möchte einem dritten Mangel abzuhelfen sein, nämlich der unzulänglichen Darstellung der Julirevolution selbst. Bei dieser hat sich nämlich der Verf. fast nur damit begnügt, einerseits die Machinationen der Bourbonen und ihrer Anhänger, andererseits das Treiben der niedern Volksclassen zu schildern; wenigstens wird in das innere und feinere Getriebe der revolutionnairen Partei nur vorübergehend einmal ein Blick geöffnet. Dies gereicht nicht nur der historischen Bedeutung des Romans, sondern auch dem Roman als solchem zum Nachtheil, insofern dadurch dem eigentlichen Helden desselben, Hippolyt, die Gelegenheit abgeschnitten ist, sich in der ihm eigenthümlichen und von Anfang an ihm angewiesenen Sphäre auszuzeichnen. Trotz diesen und manchen andern Mängeln jedoch, deren Besprechung uns hier zu weit führen würde, stellt sich der Roman im Ganzen als ein wohlgelungenes und seiner politischen Farbe nach als ein zeitgemäßes Product hin, und wir fühlen uns daher veranlaßt, das leselustige Publicum, das ihn bei dem weniger renommirten Namen des Verf. leicht übersehen könnte, hiermit darauf aufmerksam zu machen.

2. Novellen von Julius Seidlitz. Leipzig, Taubert. 1842. 8. 1 Thlr.

Als Ref. über der ersten dieser Novellen: „Glück und Ende eines Dichters", das Motto fand:

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Traurigkeit —

würde ihm zu Muthe wie Einem, der die Arbeit eines verliebten Rococosecundaners durchzusehen hat, und leider ist er aus dieser Stimmung während der Lectüre der ganzen Novellen von Anfang bis zu Ende nicht wieder erlöst worden. Ich fürchte zwar, daß diese meine Vermuthung ein schöner Wahn ist; sollte ich aber wider Erwarten den Nagel auf den Kopf getroffen haben, so wünschte ich weiter nichts, als daß ich die Arbeit vor dem Drucke in Händen gehabt hätte. Es hätte ihrem Verf. nicht an einem freundlichen Rathe fehlen sollen. Warten Sie, würde ich zu ihm gesprochen haben, noch ein Weilchen, mein hoffnungsvoller, junger Autor, ehe Sie Ihre Werke publiciren. Gedulden Sie sich zunächst wenigstens, bis Sie nach Prima kommen und den Horaz lesen können, und beherzigen Sie sodann das „Nonum prematur in annum", das Ihnen vielleicht bisher noch unbekannt ist. Und sind dann die neun Jahre des Wartens vorüber, dann lesen Sie gefälligst „Des Dichters Tod" von Ludwig Tieck, und legen Sie sich dann die Frage vor, ob nach dieser Dichtung der arme Camoens noch Ihrer Novelle bedurft hätte, und alsdann schicken Sie entweder Ihr Product in die Druckerei, oder werfen Sie es ins Feuer, ganz wie dann Ihr eigenes gereiftes Urtheil Ihnen anrathen mag. Leider kommt nun dieser Rath post festum, denn sicher ist es ein Fest für den Autor gewesen, als er sein Opus zuerst gedruckt und broschirt vor sich liegen sah und seinen Namen in den Registern der Literatur lesen konnte. Es sollte mir leid thun, wenn er durch dieses mein Urtheil in die Alltagsstimmung zurückversetzt würde; doch dürfte sie für ihn vielleicht die zuträglichste sein, da er ohnehin nicht zu den Sonntagskindern zu gehören scheint: denn auch die beiden andern Novellen: „Ginevra Piombo", frei nach dem Französischen des Balzac, und „Ganymedes" tragen das Aussehen unreifer, zu früh vom Baume gefallener Früchte. L.

Aus Italien.

In einer Versammlung des k. k. Lombardischen Instituts zu Mailand am 9. Dec. 1841 trug Hr. G. Brupacher eine belehrende Zusammenstellung über die Verschiedenheiten des Klimas vor, die auf die neuesten Erörterungen dieses vielversprochenen Gegenstandes Bezug nahm. Wäre die Erde ein fester Körper ohne Erhebungen seiner Oberfläche, der sich umdrehte und aus demselben Stoffe zusammengesetzt wäre, so ergäbe sich die mittlere Wärme für jeden ihrer Parallelkreise allein durch die Breitengrade, weil dann die Senkung der Sonnenstrahlen sowie ihre längere Gegenwart auf der erleuchteten Fläche dann die alleinig bedingende Ursache wäre; aber dies ist nicht der Fall. An vielen Stellen ist die Erde mit Erhebungen bedeckt, die eine um so größere Verminderung der Wärme herbeiführen, je mehr sie über dem Spiegel des Meeres emporragen; dann besteht sie aus so verschiedenartigen Stoffen, die durchaus nicht in gleichem Grade die Eigenschaft haben, Wärme aufzunehmen und wieder zurückzustrahlen. Diesen, mehr auf den mittlern Grad der Wärme, die von der Sonne ausgeht, bezüglichen Ursachen muß man noch die Gründe, die Wärmestrahlen, welche durch die Atmosphäre hindurchgehen, schwächen, und die vielen andern zufälligern, die bei Untersuchungen dieser Art berücksichtigt werden müssen, hinzurechnen. Noch hat man bis jetzt wenige Untersuchungen angestellt, die diese letztern Punkte ins Klare setzten, und die Schwierigkeit ihrer Ermittelung läßt auch wenig Hoffnung, zuverlässige Angaben darüber bald zu erwarten. Klimatische Verschiedenheiten einzelner Punkte der Erde hängen demnach ab von der relativen Höhe über den Spiegel des Meeres; von ihrer Stellung zu den Achsenpunkten des Erdkörpers; von der Nähe des Meeres oder Gewässern im Allgemeinen; von der Lage in Beziehung auf bedeutendere Bergketten; von der geognostischen Natur, der Farbe und der Dichtheit des Bodens; von der Natur und Richtung der herrschenden Winde. Gibt man diese Punkte zu, so wird man sich nicht wundern, wenn unter gleicher Breite sich zuweilen sehr merkliche Verschiedenheiten des Klimas finden. Hr. Brupacher hat dies durch sehr sorgfältig gearbeitete Tabellen, die seinem Aufsatze beigegeben sind, erwiesen. Auch die jetzt so oft besprochene Wärmeabnahme an verschiedenen Orten bringt er dabei zur Sprache und beweist aus den thermometrischen Tafeln, die er sorgfältig ausgezogen hat, daß sie an den verschiedenen Orten stets eine vorübergehende war und mehr Schwingungen glich, als wirklichen Senkungen abwärts. Der vielfach belehrende Aufsatz steht im zehnten Hefte des „Giornale dell' Istituto Lombardo".

In Mailand erschien 1841 ein „Atlante linguistico d'Europa, di *Bernardo Biondelli*" (Bd. I, Th. I), der, was sehr berücksichtigt zu werden verdient, von den gelehrten Sprachforschern Italiens nach Adrian Balbi's „Atlante etnografico del globo" (Paris 1826) große Auszeichnung findet. Man gesteht dem neu auftretenden Linguisten sowol im lexikalischen wie grammatischen und endlich im phonetischen Theile eine mehr ins Einzelne gehende Sorgfalt zu, als seinem berühmten Vorgänger, und da er selbst in die fernsten Jahrhunderte zurückreichende Forschungen nicht ausgeschlossen hat, außerdem von den Gelehrten seines Vaterlandes und des Auslandes unterstützt war, so wird auch das Ausland von diesen Untersuchungen bald Kenntniß nehmen.

Fast scheint die Eisenbahn zwischen Mailand und Venedig, die mit so großen Verheißungen angekündigt wurde, mehr Schwierigkeiten zu finden, als man es jemals gedacht hätte. Viele wollen jetzt an ihrer endlichen Ausführung zweifeln. Als letztes Glied sollte eine Brücke über die Lagunen die alte Hauptstadt des adriatischen Meeres mit dem Festlande verbinden. Nicht zufrieden mit dieser Verbesserung, hat ein sardinischer Wasserbaudirector, Ignazio Michela, den Vorschlag gemacht, durch eine solche Brücke Venedig das zuzuführen, was ihm mitten im Wasser am meisten fehlte, nämlich erquickendes Trinkwasser. Die Gründe, die er für sein Project anführt, sind mit großer Klarheit auseinandergesetzt in der „Memoria sull' origine e sullo sviluppo del progetto di condurre acqua potabile dal Continente a Venezia dell' architetto idraulico e civile *Ignazio Michela*" (mit neun großen lithographirten Tafeln, Turin 1842). Der Vorschlag würde alle Berücksichtigung verdienen, wenn die übrigen „Wenn's", die dagegen sein mögen, nicht noch größere fodern.

C. Negri legt in seinen Untersuchungen über die Entwickelung der römischen Rechtsverhältnisse, die in einzelnen Abschnitten in dem „Giornale dell' Istituto Lombardo" gegeben wurden, großes Gewicht auf die Umgestaltung des römischen Heerwesens durch das den Soldaten zugestandene peculium castrense. Er weiß auseinanderzusetzen, wie durch diese den einzelnen Kriegern so vielfältige Rechte sichernde Einrichtung die innere Verfassung wesentliche Veränderungen erfuhr, und da deutsche Schriftsteller über römische Alterthümer, z. B. Creuzer, diesem Rechtsinstitut weniger Beachtung zugewandt haben, so verdient sein im neunten Hefte des „Giornale Lombardo" aufgenommener Aufsatz weitere Erwägung. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 319. —— 15. November 1842.

Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirges im Jahre 1838, von Sam. Brunner. Bern, Huber u. Comp. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neigung zum Reisen und zur Botanik hatten den Verf. des oben angeführten Werkes zu Besuchen von Konstantinopel und der Krim, Italien und den mittelländischen Inseln bewogen, als er, in einem Alter, in welchem sonst die Unruhe und der Enthusiasmus der jüngern Jahre sehr vermindert zu sein pflegt, sich zur Reise nach einem fremden Welttheile entschloß. Seine Absicht war, etwas in den meisten Beziehungen von dem schon Gesehenen Abweichendes kennen zu lernen und — nach eigenem Bekenntniß — in möglichst kurzer Zeit einen Begriff von der Natur tropischer Länder zu erlangen. Daß die Wahl der afrikanischen Westküste in solchen Hinsichten keine glückliche war, und daß der Verf. zurückgekehrt sein dürfte, ohne seine Wünsche erreicht zu haben, wird sich im Verfolge ergeben.

Im October 1837 verließ der Verf. seinen Wohnort Bern, um in Marseille sich nach dem Senegal einzuschiffen. Mangel an näherer Kenntniß des französischen Seehandels, oder besser der Seewege überhaupt, verführten ihn, Marseille als Abgangshafen zu erwählen, wo aber die Verbindung mit den Colonien weit unregelmäßiger ist als in den atlantischen Häfen Frankreichs. England ist am Ende immer das günstigste Land für den Bewohner des nichtfranzösischen Continents, welcher nach weniger besuchten Colonien Schiffsgelegenheit sucht. Die Ansicht einer gewöhnlichen Schiffsliste, wie sie in allen großen englischen Häfen erscheinen, beweist, daß selbst nach den entlegensten und unbedeutendsten Erdwinkeln von Zeit zu Zeit Fahrzeuge abgehen und Reisen möglich machen, die von irgend einem Hafen des Continents aus nicht unternehmbar wären. Der Verf. machte daher auch mehre schlimme Erfahrungen, verlor über dem Warten auf ein Schiff und über der langsamen Ausrüstung desselben viele ihm werthvolle Wochen und hatte am Ende noch den Verdruß, in dem engen Becken des Mittelmeeres durch Gegenwinde aufgehalten, einen Zeitraum zuzubringen, der genügt haben würde, von einem atlantischen Hafen aus in die Nähe des nördlichen Wendekreises zu gelangen. Er segelte am 25. Nov. von Marseille, passirte erst am 16. Dec. die Straße von Gibraltar und erreichte am 3. Jan. 1839 die Mündung des Senegal, ohne irgend etwas Erhebliches während dieser Reise erlebt zu haben. Eine ziemlich empfindliche Enttäuschung wartete seiner an der afrikanischen Küste, denn wenn sich auch voraussetzen läßt, daß er durch ältere Reiseberichte über ihr allgemeines Ansehen unterrichtet sein mochte, so war er doch auf einen Anblick schwerlich vorbereitet, der den geheimen Erwartungen eines der tropischen Herrlichkeiten harrenden Pflanzenforschers mit einem Male ein Ende machen mußte. Freilich scheint das Misgefühl erst nach einigen Tagen rege geworden zu sein, denn der Gedanke, in Afrika zu sein, ließ anfangs die Armseligkeit der Natur und das Unmalerische der Landschaft übersehen. Nicht leicht kann eine Gegend trauriger sein als die Mündung des Senegal. Den außerordentlich breiten Fluß versperrt eine Sandbank, die allein unter gewissen Umständen zu passiren ist und daher das Einlaufen der Schiffe wochenlang verhindern kann. Die Einfassung dieser Wassermasse ist von dem Meeresstrande nicht verschieden und besteht aus öden Sanddünen, welchen nur hier und da verkümmerte Gewächse entsprossen. Das ganze Land ist eben und baumlos, mit Ausnahme einiger, von Menschenhand sparsam gepflanzter Palmen und niedriger Fruchtbäume im einzigen, aber vernachlässigten Garten, welchen St.-Louis, der Hauptort der Colonie, besitzt. Die Ansicht des Ganzen ist höchst bedeutungslos; fast überall wird man erinnert, daß hier die größte aller Wüsten, die Sahara, eine ihrer äußersten Spitzen bis zum Ocean entsendet. Die Hauptstadt liegt auf einer unfruchtbaren Sandinsel und hat nicht einmal trinkbaren Wassers sich zu erfreuen. Mühsam erhält man den Bedarf durch Ausschöpfen flacher Gruben und muß noch obenein denselben einer erneuten Durchseihung unterwerfen. Das Festland ist wenig besser als die Insel, indessen ist die große und unbewohnte Ebene mindestens mit einigem Buschwerke überzogen, welches aber in botanischer Beziehung stark an Ägyptens reizlose Flora erinnert. Die Stadt St.-Louis ist trotz ihrer nicht unbedeutenden Bewohnerzahl für den gebildeten Fremden auf die Dauer kein angenehmer Aufenthalt. Aus des Verf. gelegentlichen Bemerkungen ergibt sich, daß dort der Umgangston ebenso farbelos und uninteressant, die Sitten aber

nicht minder schlaff sind als überhaupt in tropischen, namentlich französischen Colonien. Die Bewohner werden vom Verf. angeklagt, nur Empfänglichkeit für Handelsinteressen zu haben, alles Andere mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Es scheint uns dieser Tadel nicht ganz gerecht, und würde vielleicht bei umfassender und zur Vergleichung befähigender Kenntniß der Colonien in andern Welttheilen nicht ausgesprochen worden sein. Man muß bei Beurtheilung des geselligen Zustandes und der Bildung der Pflanzstädte nie vergessen, ihrer Entwickelungsgeschichte als wichtigem Moment das gebührende Gewicht einzuräumen. Nach so traurig gelegenen Orten wie St.-Louis am Senegal geht Niemand des Vergnügens wegen, und unter den Einwanderern wird die Zahl der Ungebildeten um so überwiegender sein, je zurückstoßender das Land überhaupt ist. Wer irgend die Möglichkeit vor Augen hat, dem widerwärtigen Exil dereinst zu entkommen, arbeitet, um diesen Zeitpunkt herbeizuführen, und da in den allermeisten Fällen die Rückkehr nach Europa oder doch die Wahl eines angenehmern Wohnsitzes von der Bildung eines Vermögens abhängt, so ist es wol nicht zu verwundern, daß Alle nur für diesen Zweck leben und daher keine Zeit behalten, an andere Dinge zu denken, die obenein entfernt sind, Gewinn zu bringen. Es gibt Colonien, die, eben darum, weil sie nur Übergangspunkte darstellen, niemals einer gebildeten Bevölkerung sich zu rühmen haben werden. Daß unter veränderten Umständen die Bewohner tropischer Niederlassungen, so weit sie den höhern Classen angehören, recht ernstliches Interesse an Künsten und Wissenschaften nehmen können und diese sogar, obgleich immer im Verhältnisse zur einmal herrschenden Bequemlichkeitsliebe, mit Erfolg pflegen, bewies ehedem S.-Domingo, dessen sehr reiche und festangesiedelte, oft den vornehmsten Familien des Mutterlandes verwandte Pflanzer nicht nur fremde wissenschaftliche Forschungen kräftig unterstützten, sondern auch durch eigene Bildung sich auszeichneten. Endlich hängt auch der Ton und die Cultur der in den Colonien vom Handel lebenden Classen gar sehr von der Art und dem Umfange ihrer Geschäfte selbst ab. Der Handel, wie er in der Mehrzahl der westafrikanischen Niederlassungen und überhaupt in den kleinen Häfen ferner Welttheile betrieben wird, ist denn doch nicht viel besser als ein Krämergeschäft, wenn auch noch so einträglich. Man tauscht den Eingeborenen die rohen Landesproducte gegen europäische Waaren ab und hält zu diesem Zwecke Magazine, die oft den Trödelbuden ähnlicher sind als Waarenniederlagen und den Verf. an mehren Orten in Verwunderung setzten. Vertrieb von solcher Art ist niemals in den Händen von Individuen, die man in Europa zu dem höhern und daher auch gebildeten Handelsstande zählen würde, sondern wird entweder durch Leute besorgt, die schon Manches in der Welt versuchten und dabei sich von unten hinaufarbeiteten, durch ehemalige Schiffscapitaine, ausgediente Militairs, Handwerker, bisweilen auch Abenteurer, oder es betreiben ihn große, in Haupthäfen etablirte Häuser als Commandite, welcher ein geringerer Commis vorsteht. In denjenigen Seeplätzen außer Europa, wo Welthandel blüht, in Kalkutta, Bombay, Rio Janeiro, Havana u. a. m. wohnt ein Kaufmannsstand, dem ein anderer und größerer Gesichtskreis offen ist und der bei allem Umfange seiner Geschäfte nicht vergessen hat, daß es außer dem Handel, der freilich immer das erste Mittel zur Civilisation bleibt, noch andere sehr verdienstliche Beschäftigungen gebe. In solchen Orten ist daher der Styl der Gesellschaft sehr verschieden von dem am Senegal dem Neulinge auffälligen und unangenehmen, und selbst die Mittelclasse nicht so weit dem Krämergeiste verfallen, daß sie eine wissenschaftliche Bestrebung verspotten sollte, weil sie dieselbe nicht zu deuten weiß. Die Colonien, diejenigen nicht ausgeschlossen, welche durch eine an Europa erinnernde Bildung sich auszeichnen, sind nothwendig alle aus Keimen entstanden, wie sie noch jetzt an der westafrikanischen Küste vorhanden sind; allein geographische Lage, Reichthum des Bodens und politische Verhältnisse haben es veranlaßt, daß sie die Entwickelungsstufen in sehr ungleichen Zeiträumen durchlaufen haben. In einigen ist die Periode der Roheit und des selbstsüchtigen Materialismus schnell verstrichen, Ansiedelung von vornehmen und gebildeten Europäern wirkte auf die Wissenschaften ebenso günstig als die von vielen Einzelnen aufgehäuften fürstlichen Vermögen, während bei andern das ursprüngliche Verhältniß fortdauert und dann erst sich bessern kann, wenn eine feststehende, reich gewordene Bevölkerung Zeit und Bedürfnisse haben wird, an die Einführung einer höhern Civilisation zu denken. Wie in den meisten der keineswegs musterhaft verwalteten Colonien Frankreichs herrscht auch am Senegal ein Überfluß an Beamten, die aber nicht der besten Classe ihres Vaterlandes entnommen sind. Zum großen Nachtheile des Ganzen werden die Brauchbarsten gewöhnlich bald nach den amerikanischen Niederlassungen versetzt und eine Anstellung am Senegal gilt daher nur als Übergangsstufe. Rechnet man zu den unvermeidlichen Folgen eines solchen, die Elemente der Gesellschaft immerfort umändernden Verfahrens noch die Langeweile der Bevölkerung in den langen Zeiträumen, wo der Seehandel durch Mangel an Producten zur Ausfuhr oder die Ungunst der Jahreszeiten unterbrochen wird, so erklären sich leicht das kleinstädtische Wesen, die Klatscherei und die Uneinigkeiten der Bewohner, Umstände, die viel dazu beitragen, dem Fremden jenes Exil doppelt unangenehm zu machen. Indessen leidet die Gesellschaft von St.-Louis nicht allein an diesen Gebrechen. Da sie die nothwendigen Resultate des beschriebenen Ursprungs und der Zusammensetzung der Bevölkerung sind, so begegnet man ihnen auch in viel weiter entfernten Niederlassungen und an Orten, wo die Franzosen nicht herrschen. Die junge Colonie von Adelaide auf Neuholland wurde großentheils durch die Gehässigkeit der Ansiedler untereinander und die Parteiungen am Aufblühen gehindert, welche oft wegen sehr geringfügiger Gründe sich bildeten. Selbst in dem bedeutenden Sydney, wo eine andere Thätigkeit herrscht als in den Flecken Senegambiens, sind die Bewohner

aller Staffen in Parteien zerfallen, die zwar wichtigere Motiven der gegenseitigen Abneigung haben, aber dem unbetheiligten und dennoch leicht in das Spiel gezogenen Fremden sehr lästig werden. Der Widerwille der freiwilligen Ansiedler gegen die freigesprochenen Exlirten, welche zum Theil ansehnliche Vermögen gesammelt haben, trägt sich auch auf die Nachkommen beider über, verdirbt den Ton der Gesellschaft und hat sogar schon einige Gouverneure veranlaßt, um ihre Abberufung von einem ebenso schwierigen als unangenehmen Posten bei der Regierung des Mutterlandes einzukommen. In der neuen Welt geben hingegen wieder politische Meinungsverschiedenheiten Anlaß zur Abneigung, und in einem Marktflecken am Missouri oder im Innern Brasiliens sind üble Nachrede, Belauschung und Verdächtigung und wie diese Armseligkeiten weiter heißen mögen, wenn auch aus andern Gründen, darum nicht minder an der Tagesordnung als irgendwo in den kleinen Städten Europas.

Unter solchen Umständen wurde dem Verf. der Aufenthalt in St.-Louis bald sehr langweilig, denn die Nacktheit des Landes, doppelt groß in der eben herrschenden trockenen Jahreszeit, beraubte ihn der Mittel, sich botanisch zu beschäftigen. In Hinsicht des weitern Wegs blieb ihm keine große Wahl, nachdem er es nicht rathsam gefunden, den Senegal hinauf nach einem im Innern gelegenen französischen Comtoir zu reisen, wo die Mauren sich zu bestimmten Zeiten des Gummihandels wegen einzufinden pflegen und allerdings zu naturhistorischen und ethnographischen Studien ein besseres Feld sich geöffnet haben würde. In der Hoffnung, in der nächsten französischen Niederlassung, Gorea, reichere Ausbeute und vielleicht Schiffsgelegenheit nach einem interessanten Küstenpunkte zu finden, trat er seinen Weg zu Lande an, nachdem ein Versuch, zu See dahin zu gelangen, mißglückt war. Die zur Begleitung gemietheten Neger verstanden, wie es scheint, die Unerfahrenheit des Reisenden zu benutzen, und entwickelten im vollen Maße die ihrem Stamme eigenthümliche Schlauheit, welche sie gemeinlich mit Arroganz vertauschen, sobald sie sich dem Gegner, welcher Farbe er auch sein möge, überlegen glauben. Die Reise bis Gorea war daher an Verdrießlichkeiten reich, die nicht einmal in botanischen Freuden ein Gegengewicht fanden. Die Zurücklegung der dreißig Wegstunden vom Senegal bis Gorea erfoderte ein Opfer von acht vollen Tagen, welches den Reisezweck nur wenig förderte, indem die gewählte Straße fast ganz über die kahlen Dünen oder den Sandstrand des Oceans führte. Nur an zwei Stellen, in einem mit Wurzelbäumen eingefaßten Seesumpfe und einem zwischen den Dünenhügeln gelegenen kleinen Thale begegnete der Reisende einer kräftigern Vegetation und namentlich einigen höhern Baumgruppen. Seine Freude über diesen Fund war um so größer, da er zeither in Afrika nur schattenlose Sandflächen gesehen hatte. Leider sollte aber die Erinnerung an diese beschränkten Plätze die beste der Reise bleiben, denn von hieraus begegnete er bis zur Abreise nach Europa überall nur den gewohnten Scenen von Dürre und Kahlheit, die auf den vulkanischen Felsen der capverdischen Inseln nicht minder herrscht als auf den Küsten des Festlandes. Gorea ist eine enge, durch einen schmalen Meeresarm vom Festlande getrennte Felseninsel, deren Oberfläche für die kleine Stadt gerade nur den nöthigen Raum bietet. Da auch hier zu botanischen Beschäftigungen keine Aussicht vorhanden war und eine kurze Excursion auf die Küste des Continents eben auch nur ein dürres und baumloses Land kennen lehrte, wo höchstens die Pflanzen der Sümpfe der Sonnenglut widerstanden hatten, so ging der Verf. nach wenigen Tagen zur See nach der an der Mündung des Gambia im J. 1816 begründeten englischen Niederlassung Bathurst. Regsamkeit und zweckmäßige Verwaltung bezeichnen diesen Ort als britisch, der weit schneller zur Bedeutung gelangt sein würde, wäre sein Klima während der Regenzeit nicht so ungesund, daß selten ein Weißer sich dort länger aufhält, ohne an dem endemischen, leicht tödtlichen Fieber zu erkranken. Die Gattin des dort vorzeitig hingerafften muthigen Erforschers von Aschanti, Tho. Edw. Bowdich behauptet, es würde schwer gewesen sein, einen unpassendern Ort zur Anlegung einer Pflanzstadt aufzufinden. Unser Verf. bezeichnet dieses Urtheil etwas derb als „ein unverdauet weibliches", hat aber schwerlich das Recht auf seiner Seite, denn Männer, die ihr halbes Leben in den verschiedensten Colonien zugebracht hatten, z. B. Capt. Alexander, welcher Bathurst 1835 besuchte, und welchen in diesem Falle wol eine richtige Ansicht zuzutrauen ist, theilen den Ausspruch der genannten Schriftstellerin. Wie erinnern uns übrigens in den schreckend voluminösen, für das Parlament gedruckten Verhandlungen der afrikanischen oder Sklavenhandel-Commission vor einigen Jahren eine gleiche Charakteristik von Bathurst gefunden zu haben. Im Ganzen verfahren allerdings die Engländer bei Anlegung von Pflanzorten nicht so ohne jede Berücksichtigung der Gesundheit, wie es die Spanier fast überall gethan haben, und unter Anderm geschah die kostspielige Aquisition der Prinzeninsel nur in der Absicht, für die Kreuzer an der afrikanischen Küste einen gesunden Hafen zu erlangen, allein wo ihr Handelsinteresse im Spiel ist, oder wo es auf die Überwachung eines Nebenbuhlers ankommt, lassen sie durch Ungesundheit eines Klimas sich weder immer von Ansiedelungen abhalten, noch zur Verlassung alter, aber Menschen kostender Plätze bewegen. Aus englischen Berichten geht indessen hervor, daß in Bathurst die Sterblichkeit verhältnißmäßig viel abgenommen hat, nicht sowol weil das Klima gesunder geworden, sondern weil man gelernt hat, das endemische Fieber auf zweckmäßigere Weise zu behandeln. Übrigens werden die klimatischen Krankheiten nie aufhören in tropischen Colonien unter den Europäern Verheerungen anzurichten, welche selbst mit der unleugbaren Gefährlichkeit des Übels in keinem Verhältniß stehen. Sitten und Lebensweise befördern sie und veranlassen in den meisten Fällen ihren verderblichen Ausgang. Auf einen unter anstrengenden Arbeiten verlebten Tag folgt nicht selten ein bis tief in die Nacht verlängertes Gelag der wildesten Art, und im

Rausche werden Tollheiten begangen, die selbst im gesunden Norden nicht ungestraft bleiben. Ein häusliches und geordnetes Leben kennt die Mehrzahl der jungen und daher unverheiratheten Männer nicht, die als Seeleute oder in Handelsgeschäften die Häfen warmer Länder erfüllen und durch leichten Geldgewinn, durch Mangel an den geistigern Vergnügungen europäischer Städte, durch Langeweile, Beispiel, gebotene Gelegenheit und den Einfluß des Klimas selbst zu Ausschweifungen verführt werden, die, häufig wiederholt, den giftigen Fiebern den Weg bahnen und ihren Angriff unwiderstehlich machen.

(Der Beschluß folgt.)

Leuret's Werk über die Behandlung des Wahnsinns.

Ein in mannichfacher Beziehung interessantes und gewiß der Übersetzung würdiges Buch schrieb Leuret, Arzt am Hospital des Bicêtre, unter dem Titel „Du traitement moral de la folie". Das Werk ist nicht, wie in der Regel die Schriften deutscher Ärzte, in jenem abstrusen Style, in jenem gelehrten trockenen Tone geschrieben, in jener althergebrachten Receptenmanier, welche nur dem Arzte vom Fach dienlich, dem Laien vollkommen unverständlich und ungenießbar ist, es liest sich vielmehr angenehm, ohne daß der Inhalt darüber an Gehalt verliert, und ist nicht blos dem Arzte, sondern auch jedem Gebildeten zu empfehlen, welcher sich über den wichtigen Zweig der Seelenheilkunde und die Natur der Wahnsinnserscheinungen unterrichten will. Der Verf. kommt auch auf Gall zu sprechen und führt hierbei Folgendes an: „Gall's Versuche, der Narrheit ihren Sitz anzuweisen, waren nicht glücklich. Gall besuchte mit Herrn Esquirol die Salpetrière; Esquirol erzählte Gall die Geschichte der Wahnsinnigen, die er ihm vorstellte, und Gall entwickelte an den Hervorragungen des Gehirns die Ursache ihrer Krankheiten und immer entsprach die Bildung des Gehirns dem Charakter der Krankheit. So weit war Alles gut. Aber Esquirol wollte einen Gegenbeweis und ersuchte den Erfinder der Phrenologie, den Kopf seiner Kranken vorher zu beobachten und nach dieser Beobachtung zu bestimmen, welches der Charakter ihrer Krankheiten sei; da verstummte Gall; er vermochte mit vollkommenster Sicherheit von der Wirkung auf die Ursache zu schließen, aber nicht umgekehrt. Ich habe untersucht, ob nicht Gall in seiner Gehirnschädelsammlung einige Thatsachen zur Unterstützung seiner Theorie haben möchte, und ich fand leider deren einige. Leider sage ich, weil es nicht vieler Thatsachen von dieser Natur bedarf, um ein System in Miscredit zu bringen. Es gibt in der Gall'schen Sammlung welche jetzt einen Theil des anatomischen Museums im Jardin des Plantes bildet, drei Schädeltheile, welche drei verschiedenen Personen zugeschrieben sind, der eine einem Musiker, der zweite einer Baroneß Franke, die, in einem Anfalle von Melancholie, Hand an sich selbst legte, der dritte einem Kaufmann, der in einem Anfalle von Liebeswahnsinn starb. Und siehe, alle drei Schädeltheile, der des Musikers, der der Baroneß und der des vor Liebe wahnsinnigen Kaufmanns sind nur drei Theile eines und desselben Schädels!" Merkwürdig ist folgender Bericht über einen Tollen: „Herr D... ist ein 45 Jahre alter Offizier; er kam 1824 nach Charenton, blieb dort bis 1832 und wurde, für unheilbar erklärt, mit andern Militairpersonen an das Hospital von St.-Yon abgeliefert. Herr D... ist wohlbeleibt, sein Blick unsicher, er geht stets allein und spricht mit Niemanden. Er läßt ein sehr unangenehmes Grunzen hören, in der Absicht, sich von den Emanationen zu befreien, die man mit Hülfe der Nekromantie in seinen Körper eingeführt haben soll. Gegen Gefälligkeiten ist er unzugänglich, er zeigt, wenn man darauf beharrt, eine üble Laune, doch wird er nie heftig, nur sagt er zu dem Wächter: Entfernt diese Narren, welche mich quälen wollen! D... ist übrigens nur ein conventioneller Name, sein wahrer Name ist Napoleon. Es gibt nämlich auf der Erde drei Familien, welche durch ihren Adel die übrigen überragen, es sind die Familien der Fürsten der Tataren, von Nigritien und von Kongo. Ein besonderer Stamm, der erlauchteste, ist der der Halcyonen, ihr Haupt ist der sogenannte D..., aber in Wahrheit auf Corsica geboren, ein Sprößling des Chosroës; er ist Napoleon, Delavigne, Sicard, Andrieux, Destouches, Bernardin de St.-Pierre, Alles auf einmal. Das unterscheidende Merkmal seiner Eigenschaft als Halcyone ist die Fähigkeit, stets die Freuden der Liebe kosten zu können; es gibt außer ihm noch ausgeartete Wesen seines Stammes, die weniger als er begünstigt und nach ihren Anlagen zur Liebe Dreiviertel-, Halbe oder Fünftel-Halcyone genannt werden. In Folge eines Excesses ist er in eine chronische Krankheit verfallen und zur Wiederherstellung in sein Schloß von St.-Maur (so nennt er Charenton), dann nach St.-Yon, dann nach Bicêtre geschickt worden. Bicêtre, worin er sich zuletzt befindet, ist nicht das bei Paris gelegene Bicêtre, und die Stadt, die man ihn von da aus in einiger Entfernung sehen läßt, ist keine andere als die Stadt Langres, in welcher man, um ihn zu täuschen, einige Gebäude hergerichtet hat, die mit denen des wahren Paris einige Ähnlichkeit haben. Er allein im Hospital ist ein Mann, alle übrigen Weiber, oder vielmehr zusammengesetzt aus mehren Weibern; auf dem Antlitz aber tragen sie kunstreiche Masken. Den ihn behandelnden Arzt erkennt er ganz deutlich als eine Köchin, die er im Dienste gehabt; das Geld hat keinen Werth; es gibt nur falsches. Im Jardin des Plantes hat er oft die Bären und Affen sprechen hören." Leuret brachte ihn im Bicêtre, wo er am 15. Juni 1838 aufgenommen wurde, durch seine Behandlung so weit, daß er bereits am 20. er und nicht sie sagte, wenn er von Leuret sprach; am 21. fing er an zu gehorchen; am 22. arbeitete er bereits und las des Abends; am 8. Oct. erkannte er den Werth des Geldes; am 1. Nov. kam er nach Paris und begann zu glauben, daß dies Paris sei; am 2. räumte er ein, daß er D... sei; am 18. und 19. schrieb er die ganze Geschichte seines Lebens; am 11. unterließ er fast gänzlich sein Grunzen; am 12. arbeitete er als Lehrling in der Druckerei von Paul Renouard; am 23. gingen D... und Leuret nach dem Jardin des Plantes und die Thiere sprachen nicht mehr; am 24. befand er sich in einer Soirée und zeigte sich liebenswürdig und zuvorkommend; am 1. Januar machte er Neujahrsvisiten und gab seine Karten unter seinem wirklichen Namen, nicht mehr unter dem Napoleon's ab; am 15. sah er im Théâtre français „La popularité", am 17. in der Renaissance „Ruy Blas" und beurtheilte beide Stücke, wie sie das Publicum beurtheilte. Von da an durfte er als vollkommen wiederhergestellt betrachtet werden. S.

Notiz.

Der warschauer Lehrbezirk zählte im J. 1841 nach den Veröffentlichungen des Ministers der öffentlichen Aufklärung 1242 Lehranstalten, es waren: die juristischen und pädagogischen Curse, das Institut für Landwirthschaft, das Realgymnasium, die Rabbinatsschule, das Seminar für Elementarlehrer in Lowicz (das jetzt eine völlige Umgestaltung erfährt), 10 Gymnasien, 21 Sonntagsschulen für Handwerker, 941 Elementarschulen, 6 jüdische Schulen, 52 höhere Privatpensionsanstalten, 133 niedere Privatschulen. Die Anzahl der Lehrer und Beamten bei Lehranstalten war 87, der Lehrerinnen 41, der Lernenden 60,865. In den Privathäusern gab es 87 Hauslehrer und 41 Häuslehrerinnen. Die neugestiftete Regierungsbibliothek in Warschau zählt 60,946 Bände und 1353 Karten, Noten und Kupferstiche, 1423 Medaillen und altpolnische, preußische und holländische Münzen, das zoologische Cabinet 32,637 Nummern, das Mineraliencabinet 20,772 Nummern. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 320. — 16. November 1842.

Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirges im Jahre 1838, von Sam. Brunner.

(Beschluß aus Nr. 319.)

Da sich der Verf. auf das zwischen sumpfigen Niederungen und Sandflächen liegende Bathurst beschränken mußte, wo, wie er selbst sagt, nirgend etwas Schönes, Erfreuliches und Anziehendes, sondern überall nur tödtende afrikanische Einförmigkeit sichtbar ist, so dachte er bald an die Weiterreise. Von hier aus wäre indessen selbst dem Einzelnen noch am ersten ein verhältnißmäßiges Eindringen in das Innere möglich gewesen, denn 300 englische Meilen von der Küste entfernt liegt am Gambia, über dessen Schiffahrt die Briten so weit gebieten, das englische Fort Macartney in einer schönen und sehr fruchtbaren Waldgegend. Wie fast überall an dieser Küste sind die der Forschung werthen und dem Naturkenner anziehenden Gegenden durch einen 30—40 geographische Meilen breiten, öden oder sandigen Landstrich vom Meere geschieden. Das Gebiet des Gambia ist überhaupt in den höhern Gegenden von großem Interesse und reich an historischen Erinnerungen. Dort errichtete schon 1618 die alte Afrikanische Compagnie ihre erste Niederlassung. Die Berichte über die von ihr veranstalteten Entdeckungsreisen sind noch vorhanden und erregen die Theilnahme des Lesers, sowol durch die schmucklose Erzählungsweise der kühnen Kaufleute, die es wagten, in ein noch ganz unbekanntes Land vorzudringen, von woher Mancher nie wiederkehrte, theils durch die Beschreibungen von Ländern, welche die sehr veränderte Gesinnung der Eingeborenen den Weißen jetzt unzugänglich macht. Dort war lange Zeit der Schauplatz der kühnen Unternehmen Mungo Park's, dessen Leistungen und Schicksale allein genügt haben würden, den Gambia berühmt zu machen. Unser Reisender scheint wenig Neigung zur Reise nach der englischen Grenzstation im Innern gehabt zu haben, und machte einen einzigen und erfolglosen Versuch, ein Fahrzeug bis zu einem wenige Stunden landeinwärts gelegenen französischen Comtoir zu erhalten. Unter solchen Umständen blieb ihm nichts übrig, als nach Gorea zurückzukehren. Er schiffte sich in einem kleinen, mit einigen rohen Negern bemannten Küstenfahrer ein und brauchte zu dieser in allen Beziehungen unangenehmen und ergebnißlosen Reise eine unverhältnißmäßig lange Zeit. Man war gezwungen, nah am Strande hinzusegeln und in Erwartung eines günstigen Windes an vielen Orten zu landen, wo, wie gewöhnlich, lebloſe Sanddünen die Umgebung bildeten, oder die botanische Ausbeute eben nur in der schon aller Orten angetroffenen Strandflora bestand. Die Wiedererreichung Goreas besserte nichts in der Lage des Reisenden, denn die alten Zweifel über die zunächst zu nehmende Richtung stiegen, verstärkt durch die eben gemachte Erfahrung, in ihm von neuem auf. Glücklicherweise bot ein französischer Kauffahrer Gelegenheit zur Reise nach der Insel Sal, welche zur Gruppe der capverdischen gehört und schon nach drei Tagen erreicht wurde. Die Oberfläche dieses Eilandes besteht aus kahlen Felsen oder unfruchtbarem Sande und ist nicht nur von Bäumen, sondern sogar von Wasser ganz entblößt. Salz, welches durch Verdunstung des Meerwassers in flachen Gruben gewonnen wird, ist das einzige Product, liefert aber dem portugiesischen Besitzer der Insel, der an 600 Menschen beschäftigt, ein beträchtliches Einkommen. Einige kurze Spaziergänge genügten, den Reisenden von der Nutzlosigkeit des längern Aufenthalts zu überzeugen. Nach wenigen Tagen ging er in einem portugiesischen Fahrzeuge nach der Insel Bonavista ab, die trotz des schönen Namens einen ebenso trostlosen Anblick gewährt als Sal. Zwischen ihren nackten Felsen erstrecken sich blendend weiße Sandstreifen, aber nirgend gewahrt man Zeichen von Pflanzenwuchs, und selbst die Spuren der Bewohntheit beschränken sich auf einen einzelnen unbedeutenden Flecken. S.-Jago ist die größte und mindest unfruchtbare der Inseln des grünen Vorgebirges und wurde von Bonavista aus in einem Tage erreicht. Der Verf. hielt sich hier drei Wochen auf und machte einige Ausflüge nach dem Innern. Das Eiland ist vulkanischen Ursprungs und daher nicht nur sehr bergig, sondern überall, wo künstliche Bewässerung fehlt, zur Cultur ungeeignet. Unter dem Einflusse des sehr heißen und in der trocknen Jahreszeit fast ganz regenlosen Klimas verdorren alle niedrigen Pflanzen, während die Bäume ihr Laub abwerfen. Aus dieser Ursache erscheinen die übrigens sehr malerischen und in vielfache Spitzen zerrissenen Felsen während einer langen Reihe von Monaten den landenden Reisenden nichts weniger als einladend. Ältere und neuere Berichte stimmen in dieser Hinsicht überein,

und vor wenigen Jahren führte ein englischer Seefahrer die Colonisirung der Insel S.-Jago als Beispiel jener menschlichen Verkehrtheit an, die nicht ansteht unter einem heißen Himmel, auf einem ausgebrannten Vulkan und in einem sehr ungesunden Klima Niederlassungen zu begründen, die niemals einen großen Werth erlangen können. Allerdings ist die Insel auch nur ihres Hafens wegen von Wichtigkeit, der die Errichtung einer Seestation gestattet, um einen großen Theil der afrikanischen Gewässer zu beherrschen. In den Händen der Portugiesen kann sie freilich eine solche Bedeutung nicht erlangen; sie hat an Betriebsamkeit und Wohlstand ungemein verloren, seit die Engländer den Sklavenhandel mit ganz besonderer Strenge in den Gewässern zwischen jenem Archipel und dem Festlande bis in seine geheimsten Schlupfwinkel verfolgten. Porto Praya, der Haupthafen der Insel, bleibt indessen immer noch Erfrischungsort der in jenem Meere segelnden Kauffahrer und ist daher in der gesundern Jahreszeit ziemlich lebhaft. Ob ein anderes und fleißigeres Volk aus S.-Jago ein werthvolles Besitzthum zu machen vermögen würde, mag dahingestellt bleiben. Ein sehr großer Nachtheil ist es immerhin, daß der vulkanische Felsen alle Versuche des Anbaus außerhalb der schmalen Thäler vereitelt, wo man sich auf Erzeugung von Baumfrüchten, welche im Hafen immer Käufer finden, und von etwas Kaffee und Zucker beschränken muß, die in zu geringer Menge gewonnen werden, um auf den großen Märkten Europas bekannt zu sein. Das Innere der Insel bietet daher nur einen Wechsel zwischen sorgfältig gepflegten kleinen Pflanzungen und wilden Felsbergen von abschreckender Kahlheit. Die Umrisse der Berge sind aber so großartig, der Pico S.-Antonio (welchen Capt. Owen's Offiziere gemessen haben) selbst ist ein so bedeutender, wenn auch ruhender Vulkan, und die ganze Oberfläche ist so durchfurcht von Spalten, so ungleich gemacht durch alte Lavaströme, daß dem Geologen Stoff zur Untersuchung sich überall darbieten würde, während der Pflanzenforscher ziemlich leer ausgeht. Mit dem Aufenthalte auf S.-Jago beschloß der Verf. seine sechsmonatliche Reise an den afrikanischen Küsten, denn die Zurückweisung eines mitgebrachten Creditbriefs drohte ihn in Geldverlegenheit zu bringen. Gezwungen zur schleunigen Rückkehr nach Europa, benutzte er die erste Schiffsgelegenheit und schiffte sich am 21. Juni nach Lissabon ein, wo er in den ersten Tagen Augusts ankam, nachdem er noch im Vorübergehen die kleine und uninteressante Insel Brava besucht hatte. Der Bericht über diese Reise und den fernern Weg über London und Havre bis in die Schweiz verbreitet sich eben nur über kleine persönliche Begebnisse und allbekannte Städte.

Stellt man die Beschreibungen der berührten Küstenpunkte zusammen, so ergibt sich, daß der Verf. auf dem Festlande meistens nur unfruchtbare und sehr prosaische Sandgegenden kennen lernte, und auf den Inseln außer den schroffen vulkanischen Bergen wenig Bewunderungswerthes fand. Auch ohne Rücksicht auf andere Autoritäten könnte man, nur dem Verf. folgend, den bereisten Küstenstreif als eine öde Wüste charakterisiren, die mit tiefem Sande bedeckt ist, nur in der Regenzeit mit einem vergänglichen Grün sich schmückt, höchst selten ein freundliches Landschaftsbild darbietet, und nicht einmal durch kühne, wenn auch unbewohnbare Felsenreihen dem Auge imponirt. Gewaltig große Landstrecken entbehren selbst trinkbares Wasser, und andere, die in der trockenen Jahreszeit bis zur äußersten Kahlheit verbrannt daliegen, verwandeln sich in den Regenmonaten in ungesunde Sümpfe. Selbst die weiten, aber flachen Mündungen der großen Flüsse bringen keine erhebliche Veränderung dieses traurigen Zustandes hervor. Viele, wo nicht die meisten der dortigen europäischen Niederlassungen sind ungesund, diejenigen aber vorzugsweis gefährlich, „des weißen Mannes Grab", wo der Charakter der Wüste etwas vom Lande weicht, der Boden fruchtbarer, Baumwuchs gewöhnlicher ist. Während eines großen Theils des Jahres wird dieses erstorbene Land sogar von den einheimischen Thieren gemieden, von den Menschen aber, die hier, wie überall, dem Geldgewinne willig die größten Opfer bringen, nur des Handels wegen bewohnt. In Entfernung einiger Tagereisen nach Osten zeigt sich das Land allerdings in allen Hinsichten vorzüglicher, fruchtbarer, meist gut bewässert, mit Wäldern geschmückt und reich an vielerlei Erzeugnissen, allein es ist dem einzelnen und unbeschützten Reisenden schwer zugänglich, denn die unabhängigen Negerstämme sind gegen die Weißen nicht freundlich gesinnt und klimatische Krankheiten bedrohen dort den Fremdling. Dem Privatmanne bleibt sonach nichts übrig, als an der Seeküste geduldig auszuharren und, wenn er naturhistorische, besonders aber botanische Zwecke verfolgt, sich mit dem Wenigen zu begnügen, was ihm in der Mitte einer so kargen Natur mehr der Zufall in die Hände führt, als Fleiß und Forschertalent verschaffen kann. Allein, in gleicher Art, wie wir, dem Verf. folgend, hier jene Küste skizzirten, so malen sie mit großer Umständlichkeit fast alle Reisende, die in den letzten zwei Jahrhunderten sie besucht haben. Die Kenntniß der Unwohnlichkeit, der Öde und Dürre Senegambiens, der vulkanischen Sterilität der Inseln des grünen Vorgebirges, des Klimas und der Colonien jener Gegenden beruht keineswegs auf neuen Entdeckungen. An vielen Orten sind Nachrichten verzeichnet, die wol genügen können, den vereinzelten wissenschaftlichen Forscher von einem, dem Plane nach kurzen Besuche jener Länder abzumahnen. Es ist zu bedauern, daß diese Stimmen an einem Manne ungehört vorüberstreichen konnten, der Unternehmungsgeist, Liebe zur Natur und Muth genug besaß, um auf eigene Kosten eine Reise zu unternehmen nach einer Küste, die zwar von Europa nicht sehr entfernt und im Bereiche europäischer Civilisation liegt, jedoch durch ihre Ungesundheit von alten Zeiten her berüchtigt ist. Die getroffene Wahl beschränkte den Reisenden auf einen engen Raum und entschied über das Gelingen und die Früchte seines Unternehmens. Zum großen Nachtheil für seine Zwecke, jedoch gewiß zum Besten seiner Gesundheit hatte er, obgleich nicht ganz freiwillig, die dürrste

Jahreszeit zum Besuche Senegambiens gewählt. Genöthigt seinen Aufenthalt oftmals zu wechseln, um als Sammler nicht ganz leer auszugehen, verlor er auf kleinen Reisen einen Theil der an sich sparsam zugemessenen Zeit und erlangte am Ende doch nur eine Sammlung, die laut der häufig angeführten Namen zum größten Theil aus Gewächsen bestand, die sehr bekannt und nicht nur über die westafrikanischen Dünen, sondern auch über die Sandflächen Ägyptens verbreitet sind. Von Ort zu Ort getrieben durch Sehnsucht nach den Wundern der Tropenwelt, die aber sich nirgend offenbaren wollten, gelangte er zum Endpunkt seiner Wanderschaft. Ein Wunder wäre es, wenn ihm die Nichterreichung seiner ausgesprochenen Absicht nicht klar geworden und Misgefühle erweckt haben sollte. Ein Urtheil über diesen Punkt zu fällen, ist nicht möglich, denn wenn er auch im Laufe der Reise seine häufigen Täuschungen bekennt und bedauert, so geht aus einer Schlußbemerkung doch hervor, daß er die Tropenwelt in ihrer Pracht geschaut zu haben meint. Wohl ihm, wenn ein Blick auf transatlantische ewig grüne Regionen, die in derselben Zeit mit gleichen Mitteln zu erreichen waren, ihn seines Glaubens nicht beraubt und im Gesehenen und Gewonnenen hinreichenden Lohn der aufgewendeten Mühen finden läßt. Ein sehr verbreiteter Irrthum veranlaßt bisweilen auch die wissenschaftlichsten Bewohner des Nordens, mit dem Begriffe eines Tropenlandes jene Bilder einer reichen und herrlichen Natur zu verbinden, welche die neuern Reisenden in Westindien, Südamerika und den südasiatischen Archipeln, zum Theil mit Meisterhand, entworfen haben. Man vergißt, daß ein warmes Klima allein nicht hinreicht, jene Wunder zu erzeugen, und daß bisweilen zwischen den gesegnetsten Ländern der Wendekreise große Provinzen liegen, die, weit entfernt der Idee eines Paradieses zu entsprechen, nicht einmal gemäßigte Erwartungen erfüllen. Die kahlen und wenig fruchtbaren Provinzen von Piauhi und Ceara zwischen den ewig grünen Gefilden von Para und Bahia, die weiten und einförmigen Steppen, welche an die Urwälder des Orinoco grenzen, die Sandwüsten im Süden des üppigen Guayaquil und Esmeraldes, die unbewohnbaren Einöden unfern des reichen Angola, die steinigen Gefilde im Innern Hindostans sind hiervon Beispiele. Der bezeichnende Charakter der tropischen Natur tritt am auffälligsten in der großartigen Pflanzenwelt hervor, die sich der Oberfläche bemächtigt und eine gleiche Entwickelung des Thierreichs nach sich zieht. Sie ist allein in solchen Landstrichen denkbar, wo die gesteigerte atmosphärische Wärme ihr Gegengewicht in häufigen Regen, in nie versiechenden Flüssen und zahlreichen Quellen findet, und wo im geognostischen Verhalten des Bodens Unfruchtbarkeit nicht geradezu bedingt liegt. Wo eine oder beide dieser Bedingungen unerfüllt bleiben, wird ein Land, trotz seiner tropischen Lage, weder zu Zwecken eines ausgedehnten Ackerbaus sich eignen, noch dem Betrachtenden schön erscheinen, oder endlich den Naturforscher, der zu großen Erwartungen sich berechtigt hielt, zufriedenstellen können. Dasselbe gilt denn auch von der landschaftlichen Ansicht, die in solchen Ländern der Wendekreise, wo es an Zeichen kräftigen Naturlebens und an Formenreichthum des Organischen fehlt, vorzüglich unbefriedigt lassen muß, indem der Mensch, besonders der im Norden geborene — vielleicht im dunkeln Gefühle seiner ursprünglichen Heimat — geneigt ist, sich die wärmern Länder der Erde im lachendsten Gewande zu denken. Ein glänzend wolkenloses Firmament macht für sich allein eine Landschaft nicht zur schönen. Unter der brennenden Sonne des Äquators erscheint eine pflanzenlose Sandebene nicht nur so öde wie der nordische Torfmoor, sondern noch weit abstoßender und bedrohlicher, denn ihr Anblick mahnt an Durst, an freie Herrschaft wilder Thiere und an Hülflosigkeit als Folge des Mangels menschlicher Bewohner, die hier noch nicht durch Übervölkerung getrieben worden sind, auf undankbarer Erde sich anzusiedeln. Der Eindruck einer afrikanischen Wüste auf den Europäer mag großartig und sehr eigenthümlich sein, allein er hat mit jenem nichts gemein, welchen die grünen, von tausend Geschöpfen angefüllten Wildnisse Brasiliens, Javas und ähnlicher Länder hervorbringen, wo allein ein unverfälschter Begriff vom Reichthum und der Schönheit der äquatorialen Natur zu gewinnen ist.

Dem eigentlichen Berichte über die Reise nach Senegambien geht eine geharnischte Vorrede voraus. Die „Gilde der Verleger", deutscher Recensenten, leipziger Drucker erhalten in bunter Reihe Seitenhiebe, und über Goethe fallen wegen seiner Bevorwortung einer fremden kleinen Leistung nicht minder harte Worte als über den Fürsten Pückler und seine Erzählungsweise. Den Herausgeber von Böttiger's literarischem Nachlasse trifft Tadel, weil er ein noch ungedrucktes Gelegenheitsgedicht von Schiller veröffentlichte, in welchem sich ein falscher Reim befindet, dem Verf. ein Beweis, daß auch „hochgebildeten Sachsen ein Schnitzer entgehen könne" und daher deutsche Recensenten die Schweizer-Provinzialismen nicht tadeln sollten. Dergleichen Ergießungen machen auf die Mehrzahl der Leser keinen vortheilhaften Eindruck und deuten entweder auf Mangel ruhigen Bewußtseins oder Selbstüberhebung. Ein verdienstliches Streben, wie dasjenige des Verf. es war, kann, wenn es auch durch vollständigen Erfolg nicht gekrönt wurde, immer der Anerkennung gewiß sein. In unsern Zeiten, wo in allen Fächern Außerordentliches geleistet wird, darf jedoch kein Schriftsteller erwarten, daß er den großen Ansprüchen ganz genügt und ein Buch verfaßt habe, welches Gegenbemerkungen gründlicher Art unzugänglich sei. Selbst Humboldt hat die letztern bei Gelegenheit seines neuesten und gelehrtesten Werkes erfahren. Es ist möglich, daß der Verf. sich über bittere oder ungerechte Beurtheiler seiner frühern Werke zu beklagen hat, allein dergleichen Leute wird die erwähnte Vorrede nur von neuem reizen, um nach verwundbaren Stellen im Buche selbst zu suchen und diese in den etwas breiten Erzählungen persönlicher Verhältnisse oder der derben Ungezwungenheit vieler Bemerkungen zu finden, welche ein sehr gutmüthiger genfer

Recensent freilich für Originalität erklärte, eine ernste und gerechte Kritik aber, in Erwägung der bessern Abschnitte des Buchs, stillschweigend übergeht. 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Unter die neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur in Frankreich, welche Aufmerksamkeit und Anerkennung verdienen, gehört auch folgendes Werk: „Histoire d'Alger et de la piraterie des Turcs dans la Méditerranée", von Ch. Rotalier (2 Bde., Paris). Es ist die Frucht eines gründlichen und gewissenhaften Quellenstudiums; der Verf. hat alle spanische, italienische und französische Berichte verglichen und auch alle arabische und türkische Annalen, welche in die Sprachen des Occidents übertragen sind, benutzt. Der Boden, auf welchem einige der merkwürdigsten Begebenheiten, wovon Nordafrika der Schauplatz gewesen, sich zugetragen haben, ist dem Verf. wohl bekannt; er hat sich mit den Sitten und dem Charakter der Mohammedaner, deren Physiognomie in diesen Gegenden ihre ganze ursprüngliche Kraft beibehalten hat, obgleich ihre Institutionen verfallen sind, genau bekannt gemacht. Edle Gefühle beseelen den Schriftsteller; seine wahrhaft verdienstvolle Unparteilichkeit verläßt ihn selbst dann nicht, wenn er nicht umhin kann, über die Bündnisse, welche der König von Frankreich, Franz I. und seine unmittelbaren Nachfolger mit dem Großsultan von Konstantinopel und selbst mit der Flagge von Algier schlossen, ein strenges Urtheil zu fällen. Der Styl dieses Werks ist der Geschichte angemessen, erhaben ohne Schwulst, immer rein, auch populair, wo es sein muß, ohne je ins Niedrige zu versinken. Die hervorragendsten Begebenheiten dieses langen historischen Zeitraums, wie die Einnahme von Tunis und der Angriff auf Algier durch Karl V., die Belagerung von Malta, die Schlacht bei Lepanto, der kurze aber glänzende Feldzug des Marschalls Bourmont, sind mit allen nöthigen Umständen erzählt worden. Die gegenwärtige Lage und das wahrscheinliche Schicksal Algiers ziehen jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Man weiß, wie wichtig die Kenntniß der Vergangenheit ist, um die Gegenwart richtig beurtheilen zu können und um die Versuche, welche über die Zukunft entscheiden, auf der Erfahrung Bahn zu lenken. Wir glauben, daß in Bezug auf Nordafrika des Herrn Rotalier's Werk einer der besten Führer sein würde: es bietet dem Nachdenken des Staatsmannes die kostbarsten Materialien zur Lösung der schwersten Aufgaben dar und verdient zu gleicher Zeit den Beifall des Literators und die Anerkennung des Menschenfreundes.

Eine vor kurzem zu Paris erschienene Reisebeschreibung unter dem Titel: „Deux ans en Espagne et en Portugal pendant la guerre civile", von dem Baron Karl Dombowski (1838—40), ist ebenso unterhaltend als belehrend. Der Verf. beobachtet gut, weil er mit Ruhe und ohne Parteigeist beobachtet und weil er sich unter alle Classen der Gesellschaft mischt, das Mahl der Maulesseltreiber und die Vergnügungen des Manolos*) theilt. Er ist ein unterrichteter Mann von liebenswürdigem und sanftem Charakter, der ganz geneigt ist, das Leben von seiner schönen Seite zu nehmen, und der seinen Freunden nach und nach schreibt, was er gesehen hat und was ihm begegnet ist. Sein Buch trägt das Gepräge der Aufrichtigkeit, welches dem Leser desselben volles Vertrauen einflößt; der Verf. ist anspruchslos und ohne die Sucht zu glänzen und doch in hohem Grade geistreich. Seine Erzählungen von den Greueln des bürgerlichen Kriegs in Spanien sind schauderhaft. 49.

Bibliographie.

Asmus, H., Lübecks Volkssagen und Legenden. Nach Chronik und Tradition bearbeitet. 4 Lief. Gr. 8. 1841. Leipzig, Leo. 1 Thlr. 10 Ngr.

*) Manolos, Leute vom Volke.

Bacherer, C., Curiosa eines deutschen Publicisten. Gr. 16. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bechstein, L., Philibor. Erzählung aus dem Leben eines Landgeistlichen. Gr. 12. Gotha, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bekani, H. E. R., Die Mutter des Legitimen. Lebensroman. 3 Theile. 8. Leipzig, Fritzsche. 4 Thlr. 15 Ngr.

Beck, H. W., Worte über den Cretinismus und die Möglichkeit, demselben vorzubeugen, gehalten in der zweiten allgemeinen Versammlung der vorjährigen Zusammenkunft Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig, am 22. Sept. 1841. Gr. 8. Hamburg, Nestler u. Melle. 7½ Ngr.

Förster, K., Handbuch für Reisende in Italien. Mit 12 in Kupfer und Stein gravirten Planen. 2te Auflage. 8. München, Literar-artist. Anstalt. 3 Thlr. 10 Ngr.

Fulda, X. von der, Meine Reise nach der Schweiz und Ober-Italien durch Hessen, Baden und Württemberg. Ein Wegweiser für Reisende in jenen Gegenden. Gr. 12. Leipzig, Melzer. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hanke. Sämmtliche Schriften. Ausgabe letzter Hand. 30ster bis 32ster Band. Geliehenes Gut und eigener Besitz. 2 Bände. — Der Brief. Gr. 12. Hanover, Hahn. 1 Thlr.

Herloßsohn, C., Fahrten und Abentheuer des M. Gaudelius Enzian. Komischer Roman. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 3 Thlr.

Hook's ausgewählte Romane. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty und J. Seybt. 9ter bis 12ter Theil. Braut und Gattin. Gr. 16. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahrbuch für Kunst und Poesie. Jahrgang 1843. Herausgegeben von L. Wihl. Zum Besten der beim Hamburger Brand zu Schaden gekommenen Lehrer, Gelehrten und Literaten. 8. Barmen, Langewiesche. 2 Thlr.

Zwei Jahre aus dem Leben eines Matrosen. Eine historische Schilderung des Seelebens. Aus dem Englischen übersetzt von einem Seemanne. 2 Bände. Gr. 12. Bremen, Schünemann. 2 Thlr.

Lessing's Dramen und dramatische Fragmente. Zum Erstenmale vollständig erläutert von A. Rodnagel. Supplementband zu sämmtlichen Ausgaben von Lessing's Werken. Gr. 16. Darmstadt. Leske. 20 Ngr.

Löbenstein, J. v., Durchflug durch Italien. Reiseskizzen. Gr. 16, Gotha, Verlags-Comptoir. 1 Thlr.

Menzel, W., Mythologische Forschungen und Sammlungen. 1stes Bdchn. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 10 Ngr.

Müller, F., Blüthenkranz. Aphorismen aus dem Gebiete schöngeistiger Literatur aller gebildeten Völker älterer und neuerer Zeit. Eine Gabe für Gebildete. 1ster Band. 8. Nürnberg, Riegel und Wießner. 27½ Ngr.

Dramatische Neujahrsgabe für 1842. Nebst einer musikalischen Beilage. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 15 Ngr.

Östreichischer Novellen-Almanach. 1ster Jahrgang 1843. Herausgegeben von A. Schumacher. Gr. 16. Wien, Lauer u. Sohn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schubar, L., Memoiren eines Edelmannes. 2 Bände. Gr. 12. Berlin, Heymann. 2 Thlr. 10 Ngr.

Simrock, K., Shakspere als Vermittler zweier Nationen. Probeband: Macbeth. 8. Stuttgart, Cotta. 26¼ Ngr.

Storch's, L., Schriften. Gesammtausgabe. 1ste Serie, in 12 Bänden. 1ster bis 4ter Band. Der Freikaecht. 4 Theile. Gr. 12. Gotha, Verlags-Comptoir. 4 Thlr.

Tarnowski, L., Die jüdische Gaunerbande. Criminalgeschichte aus neuerer Zeit. 8. Leipzig, Literarisches Museum. 1 Thlr.

—— Die Makkabäer. Ein geschichtlicher Emancipations-Roman aus dem Morgenlande. 2 Bände. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 3 Thlr.

Tschabuschnigg, A. v., Buch der Reisen. Bilder und Studien aus Italien, der Schweiz und Deutschland. Gr. 12. Wien, Pfautsch u. Comp. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 321. — 17. November 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1843.

Zweiter Artikel.*)

2. Penelope.

„Penelope" gehört jetzt zu den bessern unter den deutschen Taschenbüchern. Namentlich sind es zwei Beiträge, welche dem gegenwärtigen Jahrgange einen hervorstechenden Werth verleihen. Die eine derselben ist eine Mittheilung von W. Alexis, unter dem Titel „Ein englischer Werther". Es ist die Geschichte James Hackman's und der schönen Margaret Reay, die zu ihrer Zeit hochberühmt war und in Londons Gassen als Ballade gesungen wurde. Die Geschichte der beiden Liebenden ist ihr Briefwechsel. Margaret Reay war, aus Dankbarkeit, die Maitresse des Lord Sandwich geworden und hatte ihm drei Kinder geboren, ohne den ältern Mann, der Vater dieser Kinder war, zu lieben. James Hackman, ein junger Offizier, von Lord Sandwich mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft aufgenommen, faßte zu Margaret eine grenzenlos leidenschaftliche Neigung. Sie ergibt sich ihm. Vier Jahre dauert das Verhältniß. Er muß sie besitzen, er will sie heirathen. Sie selbst räth ihn ab. Als Offizier kann er sie nicht heirathen, da verkauft er, nach der englischen Einrichtung, sein Offizierspatent und wird Geistlicher. Über die Ansichten der Margaret Reay läßt uns nun der Briefwechsel ziemlich im Unklaren. Auch früher scheint sie die Kältere, Vernünftigere gewesen zu sein; sie liebt ihn, aber der Ausdruck ihrer Gefühle für ihn zeigt nirgend die rücksichtslose Glut, mit welcher Hackman für sie schwärmt; sie bleibt stets bei Sinnen. Sie mochte sein wie viele hochgestellte gefeierte Maitressen, welche wol lieben können und gern eine zärtliche Seitenliebschaft unterhalten, aber die engbegrenzte Häuslichkeit, ein bindendes eheliches Verhältniß fliehen. Der Abstand zwischen der gefeierten Maitresse, die zu London in den glänzendsten üppigsten Verhältnissen lebte, und der häuslichen zurückgezogenen Frau Pfarrerin mochte ihr fühlbar, die Vorstellung davon schrecklich sein. Auch mochte für sie, die Kältere, der fortgesetzte extravagante Empfindungszustand ihres Geliebten etwas Schreckhaftes, Unheimliches haben, indem die Leidenschaft in seinen Briefen, statt sich zu mäßigen, immer nur noch höher anschwillt und alle Dämme und Wehren bricht. Vorzugsweise sind es Selbstmordgeschichten, die er aufsucht, in seinen Briefen erzählt und sein Wohlgefallen daran triumphirend äußert. Doch bleiben wir, wie gesagt, hierüber im Unklaren, wir können nur ahnen und muthmaßen. Da hört er, daß seine Geliebte treulos sei, obgleich er keine Beweise dafür hat; es ist vielleicht nur ein Gerücht, aber es bringt ihn um den Rückstand seiner Besinnung. Er tödtet seine Geliebte durch einen Pistolenschuß, als sie eben das Theater verläßt, und verwundet sich dann selbst. Ärztlich behandelt, genas er. Seine Briefe aus dem Kerker sind von großem Interesse. W. Alexis sagt:

> Ich habe von den letzten Briefen mehr mitgetheilt als von den frühern, sowol weil sie an poetischer Kraft jene Liebesereignisse überragen, als weil sie mir als wahrhafte letzte Gedankenäußerungen eines zum Tode Verurtheilten psychologisch von größerm Werthe erschienen als die berühmten Derniers moments d'un condamné. Victor Hugo war nie verurtheilt, John Hackman starb den Henkertod.

Merkwürdig ist, daß Hackman auch den „Werther" gelesen, doch erfahren wir aus seinen Briefen den Eindruck nicht, den er auf ihn gemacht. Aber interessant bleibt die Stelle, die darauf Bezug hat:

> Vorenthalte mir den Werther nicht — schreibt er — ich könnte es dir nicht verzeihen. Meinst du denn, das Buch werde eine so große Wirkung auf mich hervorbringen, oder daß ich unfähig sei, es zu lesen? Soll ich mir etwa darum eine Kugel durch den Kopf schießen, weil irgend ein stumpfsinniger Deutscher genug Narr war, das Beispiel zu geben, oder es einem deutschen (dutch) Romanschriftsteller einfiel, eine solche Geschichte zu erfinden? Schickst du es mir nicht, so verschaffe ich mir es sonst wie. Ich bin zu neugierig darauf.

Sie erwidert:

> Das Buch, welches du von mir foderst, ist gerade das einzige, welches du niemals lesen darfst. Ich beschwöre dich fußfällig, lies es niemals. Vielleicht hast du es schon gelesen — wäre es das! — Ich bin in Verzweiflung beim Gedanken.

Man sieht hieraus, daß Margaret den Charakter Hackman's genau kannte und ihm das Ärgste zutraute, und es dürfte der psychologischen Erfahrung nicht widerstreiten, wenn wir annehmen, daß er ihr, bei aller Zuneigung zu ihm, als Geliebter ganz angenehm sein mochte, daß aber der Gedanke, ihm als Eheweib anzugehören, sie schaudern gemacht habe. Übrigens starb Hackman gefaßt, bußfertig,

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 192 und 193 d. Bl. D. Red.

als Christ. Der Geistliche, Dr. Herbert, hat ihren Briefwechsel zuerst gesammelt und herausgegeben.

In eine ganz andere Sphäre versetzt uns der Aufsatz von Julie von Großmann über Sophie Becker und ihr Verhältniß zu Elisa von der Recke, der Herzogin von Kurland, Tiedge, Gleim, Bürger, Nicolai, Moses Mendelssohn u. A. Eine ganz entgegengesetzte Gemüthswelt thut sich in diesem Briefwechsel vor unsern Blicken auf; Hackman versetzte uns in das Drama oder in eine melodramatische Katastrophe, Sophie Becker in die Idylle, in ein gemüthliches deutsches Stillleben. Dieser Briefwechsel hat nichts, was an den „Werther", den „Faust" oder die „Räuber" erinnerte; er fällt in die friedliche Literaturepoche des Vaters Gleim. Damals war es noch ein Verdienst, moralisch zu sein, an Freundschaft und eheliches Glück zu glauben, in dem Wohl Anderer seine eigene Seligkeit zu finden und sich für Mitstrebende und Mitliebende zu begeistern. Man war nicht egoistisch, nicht social und politisch zerrissen, nicht philosophisch in unserm jetzigen Sinne, aber um so mehr Philosoph, wenn Philosoph sein heißt, sich und Andern das Leben annehmlich und heiter zu machen, an dem Nebenmenschen mehr die Licht- als die Schattenseite zu erkennen und gelten zu lassen, günstiger Schickungen sich zu erfreuen und die herben Schläge des Schicksals mit Vertrauen auf eine allwaltende Vorsehung zu tragen. Man war nicht darauf aus, witzig zu sein oder zu scheinen, doch liebte man den heitern Scherz, der ohne bittern Nachgeschmack das Leben verschönert. Mögen wir überaus geistreiche, überaus unzufriedene, überaus neidische Leute der Gegenwart, die, so klein wir auch sein mögen, doch für die höchsten Angelegenheiten der Menschheit zu streben und zu dulden uns einbilden, während wir nichts weiter dulden als uns selbst — mögen wir auch jene Zeit pedantisch, altväterisch, witz- und geistlos schelten, so werden wir doch, wenn wir nicht vollkommen blind sind, zugeben müssen, daß die Leute in ihr unendlich glücklicher und, gestehen wir es nur, auch unendlich besser und in sich gefestigter waren als wir. Daß ihre Harmlosigkeit oft in eine fast kindische Gemüthlichkeit, ihre Liebe und Freundschaft in eine fade Süßlichkeit, ihre Art zu scherzen in eine wirkliche Spielerei ausartete, darf deshalb nicht verhehlt noch übersehen werden.

Sophie Schwarz, geb. Becker, bekannt als treue Freundin und Begleiterin von Elisa von der Recke, durch „Elisens und Sophiens Gedichte", welche bereits bei ihrem Tode unter der Presse waren und 1790 erschienen, und durch das Liebesdenkmal, das Gleim in seinen „Blumen auf Sophiens Grab" (Halberstadt 1789) ihr setzte, hat uns in diesem Briefwechsel, den Julie von Großmann in der „Penelope" mittheilt, einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der damaligen norddeutschen Literaturvertreter hinterlassen. Es gibt so viele feine Züge, die nur das Weib, vorausgesetzt daß es weiblich fühlt, an Zeiterscheinungen und Personen zu entdecken vermag; Sophie Becker aber war ein reines unverbildetes Weib. Vorausgesetzt, daß damals eine Dudevant hätte bestehen können und Sophie diese Dudevant gewesen wäre, so würde die Spiegelfläche dieser Correspondenz die darin abgespiegelten Personen gewiß weniger rein, wenn auch frappanter, entweder verschönert oder verzerrt reflectiren. Hier einige Züge. Sie schreibt aus Dresden:

Nunmehr mußten wir Tina (Gräfin Brühl) in Naumann's Begleitung zur Stadt hinaus folgen; denn sie bestand darauf, uns Blasewitz zu zeigen, den Geburtsort dieses großen Tonkünstlers, der, ob ihn gleich Deutschland geboren hat, bis jetzt nur zur Verfertigung italienischer, schwedischer und dänischer Opern aufgefodert ist. O, daß die Deutschen mehr edeln Stolz besäßen!! Nach der frohen Fahrt einer halben Stunde waren wir in dem Dörfchen, wo Naumann ein Bauernhaus mit einem Weingarten, sein väterliches Erbe, besitzt. Wir traten in die Stube und fanden Naumann's alte Mutter bei einer Schüssel Kartoffeln. Sie hieß uns Alle, doch besonders ihren Sohn, freundlich willkommen. Als sie die Ursache unseres Besuchs erfuhr, erheiterte sich ihr gutes Gesicht zwiefach, ihre mütterliche Zärtlichkeit machte sie beredt. Sie zeigte uns die Stelle, auf welcher ihr Sohn zuerst das Tageslicht erblickte; jetzt stand dort eben der alte Tisch, an dem wir sie Kartoffeln essend fanden. Tina, Elisa, ich und Naumann setzten uns um denselben herum und folgten dem Beispiel der guten Mutter. — — In unserm kleinen Cirkel sah Jeder nur auf die Vorzüge des Andern und befand sich um desto besser dabei.

In den letzten Worten liegt der liebenswürdige und zugleich praktische Grundsatz, nach welchem jenes patriarchalische Zeitalter der deutschen Literatur überhaupt handelte. Dem Brauche der damaligen Zeit gemäß erhielt natürlich Naumann andern Tags ein Weihgedicht von Sophien. Später kommt sie in Leipzig mit Hiller, „dem Vater der deutschen Musik", und in Wülferode mit von Göckingk zusammen. Letzterer erzählte ihr von Bürger Folgendes:

Bürger hatte eine Romanze über die Grafen von Gleichen geschrieben und war eben damit fertig, als ihm Göckingk eine, die denselben Stoff behandelte, für den Musenalmanach zusendete. Sogleich wirft er die seinige ins Feuer, damit auch kein Zufall sie der Welt bekannt mache und die Arbeit seines Freundes dadurch verliere.

Göckingk bedauerte seinerseits, daß die Welt durch diese Bescheidenheit seines Freundes gewiß etwas Vollkommeneres in der Art verloren hätte, als er liefern könne. In Göttingen macht sie Bürger's Bekanntschaft, mit welchem sie Bout-rimés wechselte, von denen die spaßhaften Bürger's schon durch Jördens bekannt sind. Wieland und Herder lernt sie in Weimar kennen; später den noch jungen Tiedge, der ihr eine inhaltlose poetische Epistel widmete, welche sie in ebenso inhaltloser Weise beantwortete. Für den „Vater Gleim" schwärmt sie. Sie ruft aus:

Wahrlich, ich glaube, unser lebensfrischer und geistig jugendlicher Vater Gleim würde ein Jüngling bleiben und wenn er Methusalem's Alter erreichte. Wie ist es nur möglich, fragte ich mich oft, wenn er in Liebenswürdigkeit sich unseres Herzens bemeistert, daß ein Mädchen diesem vortrefflichen Mann, der die seltensten Eigenschaften des Geistes und Herzens besitzt, hat untreu werden können, und noch dazu in der Blütenzeit seines Lebens? Und doch ist es so! Er sah sich von der, welche er mit der vollen Glut seines Herzens liebte, die er zu seiner Gattin wählen wollte, hintergangen und getäuscht, und diese bittere Erfahrung bestimmte ihn, ehelos zu bleiben. Als ich von der Geschichte erfuhr, war es mir fast ärgerlich, daß jenes Mädchen, so wie ich, Sophie hieß. Allein Vater Gleim hat mich jetzt darüber beruhigt und mir versichert, daß ich ihn mit dem Namen versöhnt habe.

Er richtete auch eine fade Reimerei an sie, worin folgende Stellen:

Herzliebe Beckerin!
Daß ich von Euch so weit
Hier Zellbewohner bin,
Das thut mir herzlich leid!
— — — — — —
Herzliebe Beckerin!
Ich weiß nicht, wer ich bin,
Ob Tiger oder Bär?
So schwarz ist's um mich her!
— — — — — —
Herzliebe Beckerin!
Ich gräme, gräme mich
Zu Tode noch, daß ich
Herr Kramer-Schmidt nicht bin,
Nicht so geliebt wie er u. s. w.

Die poetische Antwort Sophiens ist weniger fade, wenn auch unbedeutend. Um diese Zeit lernt sie auch den Referendarius Schwarz, ihren spätern Gatten, kennen, gegen dessen Liebe sie sich anfangs sträubt, obgleich sie ihn, als er fast in Tiefsinn versinkt, bedauert; sie gesteht, in ihrer frühern Jugend auch einmal die Liebe mit „ihrem ganzen Gefolge von himmlischen Freuden und bittern Schmerzen" erfahren zu haben. Schwarz erscheint ihr zu leidenschaftlich. Erst als sie längere Zeit von ihm getrennt ist, fühlt sie, daß ihr etwas fehlt, daß eine Lücke in ihrem Herzen entstanden ist. In Frankfurt an der Oder lernt sie den helldenkenden Professor Steinbart und seinen Gegner, den orthodoxen Professor Uhl kennen, der mit großer Naivetät sich äußerte:

Der schlimmste Streich des Teufels dabei ist, daß die neuern Freidenker und Ungläubige ihrem Wandel nach gute Menschen und Bürger sind, denen man gar keine Unmoralität vorwerfen kann.

In Berlin macht sie die Bekanntschaft Mendelssohn's und Ramler's. Von Ersterm erzählt sie:

Gegen die Zeit der Mittagstafel (in Friedrichsfelde) hatte sich Mendelssohn stillschweigend entfernt und war in das nächste Wirthshaus gegangen, wo er sich bereits sein Essen bestellt hatte, denn aus einem gewiß sehr ehrfürchtigen Grunde nimmt dieser philosophische Mann nie an den Mahlzeiten der Christen Theil. Wahrscheinlich thut er es, um seiner Nation dadurch lieb zu bleiben und mehr auf sie wirken zu können.

Die Erzählung von dem rührenden Tode ihres Vaters bildet in diesem Briefwechsel eine anziehende Episode; zwei inhaltreiche Briefe Mendelssohn's machen den Schluß der Mittheilung. Mendelssohn, obgleich er nach streng jüdischem Ritus lebte, zeigt sich darin toleranter und kosmopolitischer als die gebildeten Juden unserer Zeit, welche in Bezug auf Essen, Trinken und Genießen freilich kosmopolitisch genug sind. So äußert er einmal:

So wie Deutschland jetzt noch beschaffen ist, hat die Geistlichkeit noch die ganze Cultur und Sittlichkeit des Volks in den Händen. Sie allein erhält Philosophie und schöne Wissenschaften in einigem Werth. Der Geistliche liest noch, wenn er auch im Amte ist; alle übrigen Stände gehen ihrem Geschäfte nach — oder spielen.

Jetzt kann man freilich nicht mehr behaupten, daß die Geistlichkeit die Cultur und Sittlichkeit des Volks in den Händen habe, da sie im Allgemeinen in geistiger Beziehung hinter den Zeitentwickelungen zurückgeblieben ist. Aber wer hat sie in Händen? Alle übrigen Stände gehen auch jetzt ihrem Geschäfte nach oder spielen — und wie spielt man? Um die höchsten Einsätze menschheitumfassender Ideen mit dem frivolsten Leichtsinn! Und überall ist das eigene Selbst der Trumpf, mit welchem man sticht.

Über die novellistischen Beiträge können wir uns kürzer fassen. Unter dem Titel „Trau, schau, wem", behandelt Woldemar Seyffarth in interessanter Weise die Geschichte des falschen Prätendenten Perkin Warbeck oder Osbeck und der Katharine Gordon; doch ist der Fehler an dieser historischen Erzählung der, daß das Geschichtliche mit dem novellistischen Bestandtheil nicht innig genug verschmolzen ist. Theodor Mügge bringt eine Novelle unter dem Titel „Bilder der Zeit", welche zu seinen unerheblichen Novellen gehört, obgleich sie den Virtuosen — insofern wir mehr das Handwerk als die Kunst im Auge behalten — erkennen läßt. Unsere namhaftern Novellisten bewirthen die Taschenbücher nur allzu gern mit den Brosamen ihres Talents. Die Novelle spielt in Berlin; da mag die Philosophie, die Kritik, die Satire, die Zeitwitzelei ihr Feld finden; aber die Poesie wird in Berlin stets auf Sand, jetzt — nach Ehrenberg's berühmter Entdeckung — vielleicht auch auf Infusorien stoßen. Eine Figur macht indeß in dieser Novelle eine poetische Ausnahme und ist in ihrer sittlichen und herzigen Reinheit trefflich gezeichnet: Hannchen, die Meisterstochter. Frauencharaktere von dieser innigen und sinnigen Art weiß der Verf. überhaupt gut zu schildern. Der novellistische Beitrag von Karl Buchner: „Die hellen Fenster" bildet ein loses und breites Gemengsel von ziemlich inhaltleeren Einzelnheiten. Die Kupfer in gegenwärtigem Jahrgange stellen Maria, Königin von Sachsen; Maria, Prinzessin von Preußen, und den Novellisten Theodor Mügge dar, der uns übrigens nur sehr wenig getroffen zu sein scheint.

3. Lilien.

Die Lilien, nämlich die weißen, sind eine Lieblingsblume des Ref., wobei Viele, den Kopf schüttelnd, fragen werden, wie ein Kritiker ein Liebhaber von Blumen sein könne; und doch ist dem so. Wir, nämlich der Ref., sind nicht so von Gott verlassen, um nicht zu lieben, was schön blüht und duftet. Die „Lilien" des Hrn. von Wachsmann aber haben wol eine breite, schöne Blume, aber sie duften nicht, es fehlt ihnen der poetische Hauch, jene Romantik des Duftes, die, an lauen Sommerabenden, den weißen Lilien, diesen schlanken, jungfräulichen Pflanzengestalten, eigenthümlich ist und uns in den Zauber einer berauschenden Träumerei verstrickt. Auch die diesjährigen „Lilien" enthalten nur Novellen von C. von Wachsmann. Dies ist gut und auch nicht gut; gut, weil der Eindruck ein einheitlicher ist, nicht gut, weil es an Mannichfaltigkeit und Buntheit fehlt, und in Taschenbüchern suchen wir Buntheit, wie in einem Blumengarten. Indeß hat auch Hr. von Wachsmann mit Geschick für eine gewisse Buntheit gesorgt. Er versetzt uns aus Spanien nach Italien, aus Italien nach Schottland, aus Schottland nach Deutschland. Diese verschie-

denen Localitäten geben auch den mitgetheilten Erzählungen ihr verschiedenes Colorit. Die erste Erzählung: „Nach dreihundert Jahren", versetzt uns in der ersten Abtheilung: „Zoraheyde", mit ziemlich gutem Humor, in das arabische Spanien und behandelt eine alte Sage, die bearbeitet zu haben der Verf. sich in einem kleinen Vorworte zum Verdienst anrechnet. Der Stoff wäre, mit einigen Variationen gegen den Schluß hin, wie gemacht zu einem komischen Operntexte. An diese Sage knüpft sich die Abtheilung: „Rosa", welche drei Jahrhunderte später spielt und mit jener durch eine Art Geistererscheinung in einem losen Zusammenhange steht. Wachsmann thut zuweilen ganz gute Griffe. Der wahnsinnige König Philipp V., welcher sich für einen Leichnam hält, endlich aber durch Musik und die schöne Stimme eines Mädchens geheilt wird, ist in der That trefflich und dramatisch wirksam charakterisirt. Die zweite Erzählung: „Der Verrath", spielt in Italien und ist die am wenigsten gelungene, obgleich sie durch mancherlei geheimnißvollen Plunder Anspruch hat oder macht, auf das größere starknervige Lesepublicum drastisch zu wirken. Novellistische Gewandtheit und Virtuosität lassen sich auch in dieser Erzählung nicht verkennen. Interessanter ist für uns die dritte Novelle: „Das Gastmahl zu Drimmindor", welche in Schottland spielt, eine gute Charakteristik entwickelt und viele spannende Momente hat. Die vierte Erzählung behandelt eine bekannte Anekdote aus Wallenstein's Leben mit vielem Geschick. Ein Page will Jemanden, den er im Finstern trifft, einen Schelmenstreich spielen, gibt ihm einen Schlag auf den Rücken und schleicht sich unerkannt davon. Der abergläubische Herzog von Friedland — denn dieser war es, den der Schlag traf — geräth in Todesangst, bis sich der geheimnißvolle Umstand auf die natürlichste Weise erklärt. Wallenstein verurtheilt den Unglücklichen zum Tode. Alle Vorbereitungen werden getroffen. Erst unter des Nachrichters Schwert befiehlt der Herzog dem Geängstigten, aufzustehen, mit den Worten: „Fühlst du jetzt, Thörichter, was es heißt, Seelenangst leiden? „Wir hätten kaum geglaubt, daß aus diesem an sich dünnen Stoffe eine Novelle von mehr als 100 Seiten zu machen wäre; aber bei unsern Novellisten ist kein Ding unmöglich, und wahrlich, das Ding ist den Umständen nach auch ziemlich spannend gerathen. Leider aber weiß man nicht, wer hier kindischer gehandelt hat, Wallenstein oder der Page, und eben dieser Widerspruch zwischen dem kindischen Benehmen des Herzogs und der Würde, mit welcher ihn der Verf. bekleidet und in das Gebiet der historischen Charakterzeichnung erhebt, war für uns im ganzen Verkaufe der Erzählung störend. Wachsmann führt außerdem allzu breit aus. Die Unterredung der Generale mit dem Herzoge und untereinander thut für die Entwickelung der Novelle gar nichts und ist eben nur da, weil sie da ist. Die Dialoge sind in allen Novellen wie aufgetrieselter Bindfaden ausgesponnen. Auch möge es der Verf., so sehr er auch darüber erstaunen mag, nicht übel nehmen, wenn wir ihm sagen, daß sein Deutsch oft ganz ungenießbar ist. Hier nur einige Proben:

Da fiel es einmal dem Heinrich von Festenberg — nun, Ihr werdet ihn kennen lernen, ein höchst drolliger Kauz — welcher den Zenno auch nicht leiden kann, ein, daß wir dem Astrologen einen Streich spielen könnten, und da wir wußten, daß er, trotzdem daß er behauptet Geister citiren zu können, doch eine entsetzliche Furcht vor Gespenstern hat, so rafften wir u. s. w.

Wer in der Welt spricht in diesen gehackten, mühsamen Zwischensätzen? Das ist kein Sprechen mehr, das ist ein Zer- und Zersprechen! Aber weiter:

Hinter diesen ritt ein Mann von etwas über Mittelgröße, dunkelbraunen Haares, welches, wie man bemerken konnte, als er, durch die Ehrenpforte ziehend, den breiten Hut mit rother Feder auf einen Moment lüftete, über der Stirn aufwärts gekämmt und etwa bis auf einen Finger lang abgeschnitten war, zur Seite aber in zwei zierlichen Locken herabhing.

Oder:

Landolina schien von dieser Frage anfangs sehr erschreckt, er zauderte, sich offen zu erklären und meinte, er komme durch dieselbe in die Nothwendigkeit, entweder Julien eine Unwahrheit zu sagen, indem er ihr eine falsche Vorstellung von einer Sache mache, welche, wie es ganz den Anschein hätte, früher oder später auf sie selbst von dem nachtheiligsten Einflusse sein müßte, wenn sie sich diesem nicht entziehen könne, oder wenn er ganz offen sein wolle, den theuersten Freund, den er auf der Welt habe, in ihren Augen auf eine Weise herabzusetzen, daß solche nur den Umstand, daß sie auf Wahrheit gegründet sei, als Entschuldigung für sich hätte.

Man muß diese Perioden laut lesen, um ihre unnatürliche Steifigkeit ganz empfinden zu können. Vor einem solchen Schreckbilde von athemloser Periodik muß besonders jeder Ausländer ein unheimliches Grauen fühlen, indem er hier ganz die Steifigkeit wiederfindet, die man überhaupt dem Deutschen zum Vorwurfe macht. Die Bilderbeilagen bestehen in schmucken Frauengestalten, in Stahlstich ausgeführt, hierunter das ernst-sinnige Abbild der Herzogin von Friedland. Man macht es sich in Deutschland mit den Taschenbuchskupfern übrigens ziemlich bequem; die Bilder im gegenwärtigen Jahrgange der „Lilien" sind nur Nachstiche längst bekannter französischer Originalbilder. Wie sauber man dabei verfährt, davon folgendes Beispiel: Ein bekanntes Bild von Grevedon stellt eine canadische Schönheit, eine Jungfrau von Quebeck dar in ihrem Nationalcostum; dasselbe Bild trägt in den „Lilien" die Unterschrift Katharina und soll eine schottische Clanstochter darstellen! Gewiß eine sehr sinnreiche Operation!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Der zweite Theil des Goethe'schen „Faust" hat eine neue englische Übersetzung, von Archer Gurney, erlebt, woran der „Argus" besonders die gefällige und zierliche Verification in den lyrischen Stellen, und überhaupt bei aller Genauigkeit die fließende und elegante Sprache rühmt.

Von der „Description of the collection of ancient marbles in the British museum", herausgegeben von E. Hawkins, erschien der neunte Band. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 322. —— 18. November 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1843.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 321.)

4. Immergrün.

Dieses Taschenbuch zeichnet sich immer besonders durch seine Bilderbeilagen aus, welche gut gestochen und Copien interessanter Gemälde aus der k. k. Galerie zu Wien sind. Diesmal erhalten wir Lucretia nach Simon Cantarini; Amor, der Bogenschneider, (angeblich) nach Correggio; das Selbstportrait von Rubens; Inneres einer Bauernstube, nach Teniers; Samson's Gefangennehmung, nach Vandyk; Plünderung eines Dorfes, nach Teniers. Die Erklärungen hierzu sind indeß äußerst dürftig. Den Text des Taschenbuchs eröffnet A. von Sternberg mit einer Novelle „Betzy", welchen Namen auch das sehr mittelmäßige Titelkupfer trägt. Obgleich wir schon viel Besseres von A. von Sternberg gelesen haben und der Inhalt dieser Novelle so dürftig ist, daß kein Gesammteindruck in dem Leser zurückbleibt, daß er sich anfangs wol angeregt, aber diese Anregung im Fortgange und am Schlusse keineswegs befriedigt fühlt, so begegnen wir Sternberg doch immer gern, da er unstreitig zu unsern ausgebildetsten und feinsten Novellisten gehört. Die leichtfertige Vornehmheit, mit welcher er schreibt, steht ihm um so besser, da sie stets durch einen offenern oder versteckten ironischen Grundton gewürzt ist. Von der Charakterentwickelung hätten wir mehr erwartet; namentlich thut es uns um Demetrius leid, welcher originell genug auftritt, zuletzt aber in die Umrisse eines ganz gewöhnlichen Heuchlers und Scheinheiligen sich verliert. Indeß auch in den Brosamen, die von reicher Herren Tische fallen, erkennt man immer noch den eigenthümlichen Geschmack des Gebäcks. „Der Odalbauer" heißt die zweite Novelle, von Bernd von Guseck, welcher, wie stets, in stofflicher Hinsicht und in der Anordnung und Behandlung des Materials geschickt und wirksam genug verfahren ist. Von jenem poetischen Fluidum, welches den ästhetische Genüsse Suchenden vorzugsweise zu befriedigen im Stande ist, läßt sich allerdings in dieser Erzählung wenig wahrnehmen. Die Zeichnung der Charaktere darf man jedoch gelungen nennen; dem Gesammteindruck schadet eine gewisse Breite. Julius Krebs steuert eine historische Novelle „Die Rache des Senats" bei, die durchaus handwerksmäßig, ohne alle geistige Zuthat und mit einer gewissen stylistischen trivialen Brutalität geschrieben ist. „Der Horale, ein Roman aus dem Haiduckenlande", von Ladislaus Tarnowski, fängt, was die beschreibenden Partien betrifft, ganz gut an, verliert sich aber, je mehr das novellistische Element überhand nimmt, immer mehr in Unnatur und Unwahrscheinlichkeit. Wie Tacitus im Gegensatze zu der verderbten raffinirten Bildung Roms unter den Germanen, so sucht Tarnowski den wahren Adel im Gegensatze zu der verderbten modernen großen Welt unter den Horalen. Es ist unglaublich, wie gebildet der Held der Novelle, der Horale Stephan, spricht, und wie edelmüthig er sich von einem Rudel Wölfe zerreißen läßt, um seine Geliebte zu retten, die im Schlitten sitzt, friert und sich ängstigt! Eine Reihe von Gedichten, unter denen die von Franz Fitzinger, Heinrich Grünig, Seidl und Vogl sich am meisten auszeichnen, bildet den Schluß des Taschenbuchs. Isidor von M. bringt ein Akrostichon auf Liszt, worin dieser ein „Stern voll Himmelslust und Weh" genannt wird, der „in dem siebenfarbigen Bogen in der Scala wunderbarer Welt leuchtet und dessen Name siegreich auf der Harmonien Wogen zum Sternenzelt emporzieht!" Geisheim bringt gedankenlos närrische „Farbenlieder", unter denen wir das „Weiße Lied" als Probe auswählen. Es heißt:

Wie eine Jungfrau sauber,
Und wie ein weißer Tauber
Schön prangt in Lilienpracht:
So lasse deine Lieder
Im Lilengefieder
Mit sanfter Flammenmacht
Hold leuchten durch die Nacht!

Diese Lieder bestehen nicht aus sinnentstellenden Druckfehlern, sondern aus druckentstellenden Sinnfehlern.

5. Cyanen.

Den novellistischen Reigen beginnt eine Novelle von Told von Doldenburg, welche die Geschichte der schönen Philippine Welser behandelt. Obgleich es anfangs etwas bunt und ritterlich hergeht, Lanzen, Blumen, vielleicht auch einige Eide und Herzen gebrochen werden, verläuft sich zuletzt doch Alles ziemlich trocken historisch. Hier einige Styl- und Darstellungsproben aus Hrn. Told von Doldenburg's Novelle:

Das ungeduldige Pferd hatte sich allmälig zur Friedlichkeit und Stille bei den Mauerbesuchen (!) gewöhnt und ließ sich selbst nicht durch Blumen und Kränze, die auf Ferdinand's Gedankenküsse (!) als Erwiderung heruberspedirt (!) wurden, aus seiner philosophischen Gleichmüthigkeit bringen.

S. 39 halten die

wekßen glänzenden Flocken (nämlich Schneeflocken) in dem kleinen Eden der Liebe ihren Einzug und tanzen in schadenfroher Luft (!) mit verdorrtem Laube um die Wette.

Doch genug, oder schon zu viel! Eine zweite Erzählung: „Der Verlobungsring der Verstorbenen", von A. von Schaden, ist eine grausige Gespenstergeschichte, die jedoch äußerst komisch und burlesk wirkt, natürlich gegen Absicht und Willen ihres unglücklichen Verf. Erquicklich sticht dagegen die flott geschriebene, muntere, durch gute satirische Laune gewürzte, wenn immerhin etwas flache Novelle von J. P. Lyser „Drei Tage oder Leiden und Freuden" ab, während Vogl's kleine Novelle „Der Führer" in ergreifender Weise die That eines jungen Norwegers schildert, der 300 Schweden, Feinde seines Vaterlandes, über das Gebirge nach Norwegen zu führen verspricht, sie aber bei Nachtzeit einem Abgrunde entgegenführt, worin Einer nach dem Andern seinen Tod findet. Den Eindruck schmälert allein der Umstand, daß Alf, der Führer, sich um eine Felsenecke preßt und dem Verderben entzieht. Die Novelle scheint auf einer historischen Thatsache zu beruhen. Die lyrischen Zugaben sind zum geringern Theile gut, zum Theil erträglich, einige sehr mittelmäßig. Wir finden Balladen von Bube, Dräxler-Manfred, Fitzinger, Vogl, dessen Ballade „Das Todtenhemd" gelungen ist, Seidl u. A. Letzterer bearbeitet jetzt vorzugsweise steiermärkische Sagen, die schon als Volkssagen Beachtung verdienen; doch wissen wir nicht, ob es der Dichter vor dem poetischen Tribunale verantworten kann, wenn er in seiner Ballade „Seewiesen" von einem Liebespaare, welches sich in einen See stürzt, trocken sagt:

Und Arm in Arm geht's in den See hinab,

gerade wie man sagt: Und Arm in Arm geht's zum Tanze oder zum Wirthshaus, zum Trinkgelage. Seidl, so bedeutend sein Talent ist, liedelt und romanzelt zu viel und läßt sich zu leicht und sorglos gehen. Von den Bilderbeilagen läßt sich Dasselbe sagen, was wir über die lyrischen Zugaben äußerten: zum geringern Theile gut, zum Theil erträglich, zum Theil sehr mittelmäßig.

6. Cornelia.

Nach dem Tode Aloys Schreiber's ist „Cornelia" in die Hände der bekannten Frau Amalie Schoppe übergegangen, die uns verspricht, die Tendenz der „Cornelia" — hat aber die „Cornelia" je eine gehabt? — nicht zu verändern; es werde dieselbe auch in den folgenden Jahrgängen Erzählungen bringen, die zugleich die Gemüther edler Frauen geistig anregen und ihnen eine angenehme Unterhaltung gewähren.

Alles — sagt sie — was die Phantasie beflecken und auf der Wange der Unschuld ein Erröthen der Scham hervorrufen könnte, wird daraus verbannt bleiben; soll sie doch nicht nur für die Mütter, sondern auch für die Töchter eine angenehme und anregende Unterhaltung darbieten!

Man sieht, daß es keine Dubevant ist, welche diese Zeilen schrieb, sondern ein gemüthvolles deutsches Weib. Die Herausgeberin hat auch eine genügend gute Wahl getroffen, wenn man nur denjenigen Maßstab anlegen will, der überhaupt an ein Taschenbuch zu legen, welches sich vorgenommen hat, zu unterhalten, ohne die Sitte zu gefährden, oder irgend etwas Bestehendes anzutasten. Letzteres wäre freilich von einem Taschenbuche, welches froh ist, selbst bestehen zu können, zu viel verlangt. Die Fortsetzung des „Pantheons edler Frauen", „eine von dem Hrn. Verleger ausgegangene sehr glückliche Idee", wie sich die Herausgeberin schmeichelhaft ausdrückt, bringt ein Lebensbild: „Elisabeth Fry", von Dr. J. Günther. Die Verdienste der ehrenwerthen Fry um die Verbesserung des sittlichen und des intellectuellen Zustandes Gefangener sind bekannt. Charakteristisch ist die vom Biographen angeführte Wahrnehmung, daß die Bemühungen der Elisabeth Fry bei den noch nicht Verurtheilten beiweitem den schnellen Erfolg nicht hatten als bei denen, deren Urtheil schon gesprochen war. Es ist dies ein Fingerzeig für unsere Criminaljustiz, wenn diese überhaupt auf dergleichen achtete. Die erste Erzählung: „Die Brunderfahrt", Reisenovelle von Walter Tesche, fängt geschickt genug an, ohne die angeregten Erwartungen zu befriedigen. Einige Ansichten über Kunst interessirten uns lebhaft, aber eine Novelle ist wol nicht der Ort, darin mit seinen Kenntnissen zu kokettiren. Schwerlich gehört wol Folgendes in einen novellistischen Dialog mit einer Dame:

Ganz recht, stimmte Reinold bei, ich kenne vier solcher Werke. Das älteste und beiweitem das beste ist von den Fratres Melchior und Gaspar Trachsel im J. 1538 zu Lyon gedruckt, es enthält 40 Platten vom Todtentanz und ist mit das Schönste, was wir von der Holzschneidekunst besitzen. Ein zweites Werk mit 53 Platten ist gleichfalls in Lyon 1549 von Giovanni Frettone gedruckt. Von dem ersten Werke der Trachsel erschien später eine Copie in 30 Blättern von W. Hollar, und diese höchst seltene Copie erschien in jüngerer Zeit neu aufgestochen in England unter dem Titel: „The dance of death painted by Holbein and engraved by *W. Hollar*" u. s. w.

Wie ist uns hier? Lesen wir Weigel's Kunstkatalog oder die „Cornelia" der Amalie Schoppe?

Ferner lesen wir:

Das sind ein paar herrliche Polaken, mit denen sie kamen, sagte der Freiherr freundlich.

Ich bin mit den Thieren zufrieden, es sind echte Pustenpferde.

Pusten? Die Race kenne ich nicht. Was sind Pustenpferde?

Das sind russische oder ungarische Steppengestütpferde, die vier bis fünf Jahre frei in den Steppen laufen, bevor sie eingefangen und zum Gebrauch zugeritten werden, was die Russen in wenig Tagen vollbringen.

Oder der Held der Novelle theilt den an Seekrankheit Leidenden ein Recept gegen das Seeleiden mit:

Nehmen Sie Alaun, weißen Vitriol und Salmiak, von jedem Ein Scrupel pulverisirt, und schütten dieses Gemisch in Eine Unze Essigäther, so ist das Mittel fertig. Man nimmt davon 6—10 Tropfen mit herbem Wein u. s. w.

Dergleichen kann allerdings „die Phantasie nicht beflecken noch auf der Wange der Unschuld ein Erröthen der Scham hervorrufen", aber Ref. will, wenn dies einem

Ref. überhaupt zuzumuthen ist, lieber bei der Lecture einer Novelle einmal vor Scham roth werden, als sich auf so raffinirte Weise langweilen lassen. Die historische Erzählung: „Die Kronprätendentin", von Amalie Schoppe, behandelt das Schicksal der Lady Arabella Stuart, Enkelin Heinrich's VII. und ihr unglückliches Liebesverhältniß mit Sir William Seymour in geschickter Weise und gewandter Vortragsmanier. Unter dem etwas gesuchten Titel „Goldlichter" lieferte Bernd von Guseck eine Novelle aus dem Leben, welche von guter Gesinnung, scharfer Beobachtungsgabe und theilweise, wie in der Zeichnung eines alten grillenhaften und halbtauben Majors, von Talent für Charakterzeichnung manche Proben enthält. „Die griechische Mutter", eine Novelle von Lina Reinhard, ist sehr einfach, fast zu einfach für eine Novelle, aber mit Herzenswärme und wirklich gut geschrieben. Verwickelter und in der That nicht uninteressant ist die historische Erzählung von C. M. Ed, worin der jugendliche Held Washington eine Hauptrolle spielt. Auch der Indianer Klyaschuta, der wilde Nebenbuhler Washington's in der Liebe zu Virginia, ist im Ganzen trefflich charakterisirt; aber er ist geschwätzig, was die Indianer bekanntlich nicht sind, und führt zuweilen Phrasen im Munde, z. B. „Eure Blicke sind die Geschichte meines Todes! Eure Mienen Triumphe über meine Schmach" u. s. w., welche einem Indianer, auch wenn er die Zeit seiner besten Einfälle hat, wol schwerlich einfallen dürften. Sonst beweist die Novelle, daß der Verf. die Localität und ihre damaligen geschichtlichen Zustände tüchtig studirt hat. Von den beigegebenen Kupfern sind einige in hohem Grade mittelmäßig und über unsere Kritik erhaben, weil sie unter aller Kritik sind.

7. Vielliebchen.

Dies „historisch-romantische" Taschenbuch wird jetzt von Bernd von Guseck herausgegeben, der auch zugleich sein einziger Mitarbeiter ist. Wenn auch nicht eben durch Originalität und Tiefe ausgezeichnet — und wie Viele oder wie Wenige besitzen jetzt diese Eigenschaften, die jeden literarischen Singvogel, der sie besäße, zu einem Phönix machen würden! — so hat Bernd von Guseck unter den jetzigen Erzählern doch ein sehr hervorstechendes Talent, große Beweglichkeit der Einbildungskraft, Geschmack in der Anordnung, Lebendigkeit der Anschauungen und Gewandtheit in Darstellung und Sprache. Mit diesen löblichen Eigenschaften kann man schon etwas liefern, was, ohne deshalb eine Bedeutung für die Literatur zu haben, doch auch für den literarisch Gebildeten lesbar, angenehm und unterhaltend ist. Die erste der hier mitgetheilten Novellen: „Der Schwan der Newa", spielt unter Fürst Alexander, dem Sieger über die Schweden in der Schlacht an der Newa im J. 1240; die zweite: „Der Hirtenkampf", hat einen dankbaren Stoff zum Gegenstande, die Kämpfe der in sich zerrissenen Schweiz gegen die französische Republik und ihre volkswiderrechtlichen Anmaßungen, den heldenmüthigen Kampf der Unterwalden unter dem tapfern Aloys Reding, in der Nähe von Rothenthurm, endlich den nutzlosen Todeskampf der Nidwaldener; die dritte Erzählung: „Mac Dougal", spielt in Schottland zur Zeit, als der Prätendent Perkin Warbeck sich an König James' Hofe aufhielt. Das Verhältniß zwischen Katharina Gordon und Perkin Warbeck ist hier indeß nur als Episode behandelt, aber auch als solche viel geschickter und spannender als in Seyffarth's Erzählung, welche „Penelope" mittheilt und worin dasselbe Verhältniß zum Hauptvorwurf der Novelle gemacht ist. Sämmtliche Erzählungen haben einen sehr leichten novellistischen Fluß und bilden fast kleine Romane, da auf ihrem dem Raume nach beschränkten Terrain eine Fülle von Verwickelungen, Situationen und Conflicten zusammengedrängt ist; die Charakteristik ist gedrängt und treffend; eine Menge Personen kreuzen und bewegen sich durcheinander, ohne eine der andern Abbruch zu thun; die Localfärbung ist überall gut getroffen; sogar die Resultate geschichtlicher Studien lassen sich in diesen Novellen nicht verkennen. Daß Alles mehr in die Breite als in die Tiefe gearbeitet, daß im Allgemeinen mehr Colorit als Zeichnung vorhanden und Vieles, sogar sehr Vieles, besonders in den Liebesconflicten, nach althergebrachtem Muster gearbeitet ist, darf, trotz aller genannten Vorzüge, nicht geleugnet werden. Die Kupfer, weniger die nach Zeichnungen von Retzsch als die nach englischen Künstlern, sind ansprechend.

8. Gedenkemein.

Ob wir dein gedenken, Gedenkemein? Mehr aus Pflicht als aus Liebe, mehr aus Zwang als aus freier Wahl, mehr aus kritischer Abneigung als aus Sympathie. Und doch, wenn du auch nicht schön, nicht verlockend bist, so bist du doch wenigstens sehr bescheiden, gemüthlich und unschuldig; du bist noch lange kein Unkraut, wenn du auch als Blümchen nur wenig über das Unkraut und anderes Kraut hinüberreichst; warum sollte sich ein Kritiker über dich ärgern und in Harnisch gerathen? Ob du bestehst oder nicht, mag der Literatur ganz gleichgültig sein; aber es mag wol manches niedliche Mädchen oder Weibchen in Deutschland geben, welches deine dürftigen Novellen als Meisterstücke verehrt, besonders wenn eine liebende Hand umsonst dich als Angebinde gab, denn die Weiber, wenigstens die deutschen, kaufen Bücher nur ungern, und selbst ein Kochbuch, dies nothwendige Requisit einer wohleingerichteten Hauswirthschaft, zu kaufen und der Verlobten zu schenken, gehört zu den Pflichten des vielverpflichteten deutschen Bräutigams. Dies ist einmal der Zustand des deutschen Brautlebens. Aber wie, wenn ich dir beweise, „Gedenkemein", daß du bei all deiner anscheinenden Unschuld doch die furchtbarsten Zerrüttungen in einem Familienwesen anrichten und einen grimmigen Schicksalsfluch über ganze Geschlechter bringen kannst? Wie, wenn ein Hausfreund, ein heimlicher Verehrer einer verheiratheten Dame, diese mit dir zu Weihnachten anbindet? Wie, wenn er das Geschenk gar mit einem zärtlichen Billetdoux, mit einigen rührenden selbstverfertigten Versen begleitet, die gleichsam auf dem Wege einer poetischen Selbstentzündung entstan-

den sind? Wie, wenn der ehrliche Ehemann, der sich ungefährdet glaubte, dich in den Händen seiner Frau oder vielmehr diese, dich in den Händen haltend, wider dein, ihr und sein Vermuthen überrascht? Könnte der ehrliche deutsche Ehemann nicht zu einem brutalen, leidenschaftlichen Othello, sein unglückliches Weib zur Desdemona werden? könntest du nicht selbst die Rolle in dieser bürgerlichen Tragödie übernehmen müssen, welche, vielleicht mit geringerm Rechte, das Schnupftuch im „Othello" spielt? Sei nicht allzu sehr überrascht, wenn Recensent, der in einigen verhängnißvollen Stunden selbst der unglücklichen Passion gefröhnt hat, Trauerspiele zu schreiben, nächstens eine Tragödie unter dem Titel „Das Gedenkemein" in die erstaunte Welt ausgehen läßt! Ich sage das nur, damit du vor mir und meiner Kritik einigen Respect bekommst und die Welt einsehen lernt, daß ihre Taschenbücher sämmtlich Schelme und unter gewissen Verhältnissen das entsetzlichste Unglück anzurichten im Stande sind. Aber es ist Zeit, dir ein wenig genauer in die Augen zu sehen! Doch zürne mir nicht, wenn ich von jetzt an, weniger anschaulich und dramatisch, statt dialogisch dich mit du anzureden, in objectiverer Weise von dir als einer entferntern Bekanntschaft in der dritten Person spreche. „Gedenkemein" bringt, wie jedes Taschenbuch, auch mehre Bilder, zum Theil nach Grevedon, von denen sich nicht viel Gutes sagen läßt, eine aus etwas unwahrscheinlichen Effecten zusammengebaute Novelle „Die Trauringe" von Ladislaus Tarnowski, eine ziemlich unbedeutende Novellenskizze von Heinrich von Lewitschnigg — dessen Portrait aus uns unbekannten, aber gewiß triftigen Gründen beigegeben ist —, eine in Zittau spielende ebenfalls unbedeutende Novelle „Das Frescobild" von Karoline Leonhardt-Lyser, eine sehr langweilige Erzählung „Frauenhandel" von Wilhelm Tesche, auch eine sogenannte humoristische Erzählung von A. von Schaden „Baldrian's Abenteuer", worin „Der Landjunker in der Residenz" wieder mit einigen Variationen aufgewärmt ist. Der humoristisch sein sollende Ton dieser Erzählung ergibt sich gleich aus dem Anfange: „Heute mußte ein kohlrabenschwarzer Strich in den Hauskalender unsers Herrn Oberamtmanns gefahren sein" u. s. w., und „dabei zerknitterte er, ganz erbittert, mehre in Händen habende Papiere zum Erbarmen, stieß mitunter einige Klagelaute, nach dem in Kotzenhäuslein (!?) gewickelten Unterparlamente greifend, aus" u. s. w. Wir kennen diesen rohen, den Humor zu einer widerlichen Bajazzofratze verzerrenden Styl, der nur in Deutschland angetroffen wird und leider noch nicht ganz außer Curs gesetzt ist. Die beste und talentvollste Erzählung ist die Novelle von Adolf von Tschabuschnigg „Prometheus", der es zwar an stofflichem Interesse, aber keineswegs an innerlichem und geistigem Leben, noch an Wärme des Styls fehlt. Unter den Gedichten, von Bube, Dräxler-Manfred, Agnes Franz u. s. w., möchte wol J. G. Seidl's Ballade „Das vertauschte Kind", welche eine steiermärkische Sage behandelt, den Preis verdienen. 29.

Literarische Notizen.

Unter den in Frankreich neu erschienenen medicinischen Schriften populairen Inhalts sind zu nennen: „Géographie médicale d'Alger et de ses environs", von Dr. Bonnafont, Oberchirurg in der afrikanischen Armee; „L'histoire du somnambulisme", von Aubin-Gauthier. Ein in vielen Punkten die Medicin berührendes interessantes und in der Idee neues Werk ist folgendes: „De l'agonie et de la mort dans toutes les classes de la société, sous le rapport humanitaire, physiologique et religieux", von H. Lauvergne, Verfasser des Werkes „Les forçats". Die Capitelüberschriften deuten den lehrreichen Inhalt an: Einleitung phrenologischen und moralischen Inhalts; Einfluß der Religionen und Staatsverfassungen auf den Tod und Todeskampf; über die Trunksucht; über die Spielsucht; über die Wucherei; über den Geiz; die Selbstmorde; Todeskampf und Tod der Frauen; der Männer; Todeskampf und Tod in verschiedenen Classen der Gesellschaft; in den geistlichen Orden; Todeskampf und Tod des Soldaten und Seemanns; Todeskampf und Tod, gemäß der Natur der verschiedenen Krankheiten. Lauvergne war lange Zeit Oberarzt an der Marine und am Hospital des Bagno zu Toulon. Gegenwärtiges Werk ist das Resultat eines fast lebenslänglichen Studiums. Folgende Grundansicht beherrscht das Werk: „Wenn der Tod nicht plötzlich das Leben eines Menschen endigt, so improvisiren die Erscheinungen des Todeskampfes, gegenüber den Blicken des unparteiischen Beobachters, den unerbittlichsten Portraitmaler, den es nur jemals gab; dann zeigt sich die ihre Wohnung verändernde Seele so, wie sie war; einige Stunden reichen hin, um das Résumé des längsten Lebens in all seiner Nacktheit zur Anschauung zu bringen."

Wenn alle Ideen, die über die französischen Besitzungen in Algier zu Markte gebracht sind, fruchtbringende Samenkörner wären, diese Provinz stände längst im herrlichsten Flor. Aber die Franzosen reden mehr als sie handeln, und stehen, was Schreibsucht anbelangt, nicht einmal mehr uns Deutschen nach. Unter den Schriften über die Colonisirung von Afrika verdienen indessen mehre eine wahre Beachtung; die einen, weil sie aus dem nebelhaften Gebiete allgemeiner Ideen auf wirklich praktischen Boden treten, und die andern, weil die Verf. derselben ihrer einflußreichen Stellung wegen am leichtesten an der Realisation ihrer Ideen arbeiten können. Eine Broschüre vom General Bugraud, die kürzlich die Presse verließ („d'Algérie. Des moyens de conserver et d'utiliser cette conquête"), verdient um beider Rücksichten willen gelesen zu werden. Selbst die Journale, welche die politischen Überzeugungen des Statthalters von Algier bekämpfen, räumen ein, daß es ihm wenigstens um wirkliche Befestigung und Sicherung der französischen Macht in Afrika zu thun ist.

Zu Boulogne starb vor kurzem William Ouseley, welcher ursprünglich im Feldzuge von 1794 Dragoneroffizier unter dem Herzoge von York war, aber den Waffendienst mit dem Studium der orientalischen Sprachen vertauschte, zu welchem Zweck er sich längere Zeit zu Leyden aufhielt. 1795 veröffentlichte er seine „Persian miscellanies", später seine „Oriental collections", und die Werke: „Epitome of persian history", „Oriental geography", „Tales of Bakthyar" u. s. w. 1840 begleitete er seinen Bruder, Sir George Ouseley, nach Persien als Gesandtschaftssecretair und gab nach seiner Rückkehr seine „Travels in Persia" heraus, die von seinen Studien genügendes Zeugniß gaben. Er mochte ungefähr 70 Jahre alt sein, als er starb. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 323. — 19. November 1842.

Fouqué.

Ausgewählte Werke von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Ausgabe letzter Hand. Zwölf Bände. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1841. 16. 4 Thlr.

Ohne Vorrede erscheint der alte Heldensänger vor dem deutschen Publicum. Das Publicum kennt ihn. Was er ihm sagen konnte, er durfte voraussetzen, seine Leser wissen es. Ich wollte sagen, das Publicum kennt Fouqué besser als Fouqué das Publicum; aber doch stehe ich an, den Satz unbedingt auszusprechen. Wie Fouqué zu unserer Zeit steht, das weiß man freilich; aber wie Fouqué zu seiner Zeit stand, und wie er, abgesehen von jeder Zeit, zur Dichtung steht, das möchten doch die Wenigsten sich klar bewußt sein.

Zu unserer Zeit steht der Heldensänger wie eine schöne alte Burgwarte, isolirt in flacher Gegend. Das Feld umher ist in Cultur gelegt, Ruhe, Friede und Sicherheit herrschen; und die lebenden Geschlechter begreifen nicht, daß es in der Vorzeit der Warten bedurfte, um ihre Höfe, Heerden, Ärnten zu schützen. Misgünstige schauen unzufrieden auf die hochgethürmte Steinmasse und gönnen ihr nicht einmal den mäßigen Raum, den sie auf der fruchttragenden Erde einnimmt. Die Warte, wenn man in ihrer Seele lesen könnte, würde zu der fremden Welt umher fast vielleicht Dasselbe denken. Wie es möglich sei, so in den Tag hineinzuleben, ohne um die ragenden Thürme sich zu kümmern, ohne sich zu freuen, wenn die Morgensonne auf die Zinnen scheint, ohne in Entzücken aufzurauschen, wenn ein stolzer Ritterzug mit Federbüschen und Fahnen vorüberrauscht. Oder, so ein poetisch schaffender Geist in ihr wohnte, sie malte sich wol die Gegenstände anders, als wir sie von unten betrachten. Der Hofzaun würde ihr zum Burgwall, das Pachterhaus zum Ritterschloß, der Musterreiter in der Ferne zum irrenden Ritter; und was kann nicht der Staub der Heerstraße, der Nebel auf den Wiesen drüben verbergen! Ein Reich der Illusionen voll Seligkeit, mit eben desto bitterern Täuschungen, wenn die Wirklichkeit sich nicht mehr verleugnen läßt: wenn die Gemeindeseparationen vor ihren Augen geschehen, wenn die Männer von den grünen Tischen mit Brillen, Acten und Federn, mit Zollstäben und Meßketten unten auf- und abschreiten, wenn Zank, Flüche, Drohungen wegen Übervortheilung, ungerechter Messung zu ihr heraufschelten. Oder gar, wenn sie neidisch und messend zu ihr hinaufschauen und murmeln: die gibt so und so viel Steine zu einem Stall! Aber angenommen, die stolze, schöne Warte versteht nicht die Sprache, die unten gesprochen wird, auch sie ist ihr fremd geworden und sie wiegt sich in süßen Träumen, daß das Ehemals, wenn es auch nicht ganz mehr so ist, als es war, doch ein ursprüngliches Ewiges ist, und was sich daran geändert, müsse und werde mit der Zeit wiederkehren; wie dann, wenn sie sich so ganz isolirt sieht, wenn sie wahrnimmt, daß keine Trümmer ringsum von ihrer Verbindung mit andern Vesten, Schlössern, Städten sprechen! Gern möchte sie die Herrlichkeit der Feudalzeit repräsentiren, aber wo sie sich nach deren Resten umschaut, muß sie mit Schrecken wahrnehmen, daß diese selbst, wo ihrer übrig blieben, sich umgewandelt haben nach dem Bedürfniß, dem Geschmack der neuen Zeit. Die Gräben wurden verschüttet, die Zugbrücken als unnütz abgehauen; die Giebelwände mit ihren Zacken schlug man ein, die Spitzbögen mauerte man aus, und wie manches gothische Herrenschloß nahm eine griechische Fronte an und wurde classisch bis auf die Taubenschläge und Kuhställe. Wenn das die Warte inne wird, ob sie dann noch immer im Ernst glauben kann, daß die Zeit sich umdrehe und zu dem Augenblick zurückkehren kann, wo sie keine ehrwürdige Reliquie, wo sie ein nothwendiges Glied der lebendigen Gemeinschaft war?

Wie Fouqué zu seiner Zeit stand, das haben die heute jung sind nur als Tradition erfahren. Zwei Ereignisse boten sich die Hand, die romantische Schule und die französische Fremdherrschaft, um den Dichter zu heben. Die Schlegel-Tieck'sche Schule hatte sich in ihrer negativen Kraft erschöpft; das Publicum erwartete und foderte Positives. Tieck's damalige Gedichte waren zu fein, zu sehr von Ironie durchhaucht, als daß sie die große Menge, das Jugendgefühl der nur der Literatur gewonnenen Masse des Volks ergreifen und fortreißen konnten. Die übrigen Anhänger schufen nur Einzelnes. Wer die Masse gewinnen will, muß massenhaft auftreten. Er muß den Keil durchtreiben und auf den kleinern einen stärkern pfropfen. Auch schwammen die poetischen Gefühle zu sehr im Morgenroth der Träume; man hatte mehr Farben als Gestalten. Noch lebte in Deutschland die Erinnerung an die herzbrechenden und eisenerschütternden Ritterromane. Wie

sie waren, daran hatte man freilich den Geschmack verloren, aber es war doch ein herrlicher, kräftiger Bodensatz, auf dem ein frischer Aufguß von jungem, wohlschmeckendem Weine einen guten Trunk hervorbringen konnte. Da trat Fouqué auf, ein Sänger, der mit voller poetischer Kraft sich der Ritter und der alten Helden bemächtigte und sie mit neuen Kleidern, Schildern und Gefühlen vorführte. Nicht mehr wüste Raufer und Säufer, kannibalische Wegelagerer, Femgerichtsgreuel und modernde Burgverließe, sondern urkräftige, tugendreiche fromme Recken, die Heldenthaten verrichten, welche sich mit denen des Hercules messen konnten, und dabei Helden von so sanftem, jungfräulichem Sinne, daß jede Mutter sie gern zu ihren Kindern gebracht hätte. Und ebenso die herrlichen blondlockigen und blauäugigen Jungfrauen, die würdigen Matronen, die weißlockigen Greise. Welcher Jüngling fühlte sich nicht neu belebt, wenn er den Abenteuern dieser erwählten Helden folgte, an denen alles Adel war vom Wirbel bis zur Sohle, die, wie elektrisch von adeliger Mannbarkeit durchglüht, sich nur zu schütteln brauchten und eine kühne That trat ins Leben. Dazu bemächtigte er sich des Wunderbaren, welches der Deutsche so liebt und als Ingrediens des Romans ebenso fodert, als es der Italiener verwirft, in einer ganz neuen Art. Mit solchen blendenden Farben malte er die Schrecken und Geheimnisse der Nacht, die Unholde der dunkeln Wälder und so das Licht, das vom Kreuze ausgeht, daß wir selbst geblendet wurden und, traumelnd, uns gern seiner Führung durch die Zauberwälder seiner Dichtung überließen. Die reine, großherzige Gesinnung, welche alle seine Gedichte durchweht, verschaffte ihm auch das vormundschaftlich besorgte Publicum, welches für sich und mehr noch für die Jugend strenge wählt.

Vor allem aber wirkte für ihn die Zeit. Wer sie nicht miterlebt, kann darüber nicht urtheilen. Jener glühende Franzosenhaß, jenes mächtige Erwachen des deutschen Nationalgefühls genügte sich nicht in der Negative; es wollte nicht allein hassen, sondern auch lieben, bewundern, für Größen sich begeistern. Die mußten aus der fernsten Vorzeit herbeigezogen werden; denn die nächstvergangene war zu sehr vom Franzosenthum inficirt. Es gab in Preußen gute Patrioten, und ihrer nicht wenige, welche ihren König Friedrich für keine Größe damals wollten gelten lassen, welche sich allen Ernstes zwangen ihn gründlich zu hassen. Wie Fouqué in der Widmung seines „Sigurd" sang:

Ach hättet Ihr die edeln Väter drum,
Und nur die Väter ganz allein befragt,
Uns würde längst, statt frühen Morgenroths,
Des Tages warmer Sonnenschein umleuchten,
Rings um uns ragen ein gewalt'ges Volk,
Die alten Helden unsres Nordenlands.
Ihr wolltet anders. Fremde fragtet Ihr
Und schuft Euch ein verkrüppeltes Gebild
Ausländ'scher Sitte, fremder Tauglichkeit,
Drin sie, in ihren alten, ehrnen Waffen,
Mit ihrer Feste freudehellen Bechern,
Mit ihrer Liedeslust kühn blühnden Kränzen —
Drin sie, die Väter, sollten auferstehn
Sie zürnten, wandten abwärts, tiefer noch
In die lang schlummernde Vergangenheit
Den kecken Blick von solchen fremden Worten
Daß selten Euch von dort ein Strahl erstieg!

Die Väter, d. h. die uralten, mußten wir fragen, um wieder zu etwas, nämlich zu einer Nation zu werden. Über die Ritter, wie wir sie kannten, stiegen wir hinauf zu den mythischen Helden der Nibelungen, bis zu den an das Asenthum grenzenden Nordlandsrecken. Die Nibelungen wurden ein Modethema, man mußte für sie schwärmen ohne sie zu verstehen, sie über die Ilias setzen ohne die Ilias zu kennen. Unser großes Nationalgedicht hat viel gelitten von dieser Modewuth. Sie ist glücklich verwunden, das kolossale Gedicht aber doch noch nicht ganz in seine Rechte eingesetzt, weil in der Erinnerung noch immer etwas von der phantastisch-narrenthümlichen Verehrung spukt. Fouqué führte uns in den Norden, denn vom Norden erwarteten wir die Rettung Deutschlands! Aber mit richtigem Sängertakt nicht in das mongolische Sarmatenthum, sondern in das germanische Normannenthum. Die Islandshelden, die Seekönige, die von frischer Kraft übersprudelnden Giganten führte er uns vor, die in Nordlandsansichten übersetzte uralte Mythe vom Schlangentödter und Schatzheber, von dem von den Zwergen gehüteten Schatze, von den feindlichen Riesenweibern und dem Hunnenkönige, der, mit seinen Heuschreckenschwärmen aus Osten die germanische Heldenwelt erdrückend, die furchtbare Nemesis übte um eine verübte Frevelthat. Wir bedurften solcher Kraftanschauung, um unsern Muth zu stählen gegen die neuen Hunnen. Wir sollten Alle hörnerne Siegfriede werden, und Fouqué's Wunsch:

Daß die noch Kinder sind in dieser Zeit,
Dereinst aufwachsen mit der theuern Lehre
Von Siegfriedens Thaten, von Chriemhildens Treu

klang uns als eine herrliche Prophezeiung.

Aber wir bedurften mehr als der todten Kraft, welche uns neben den Nordlandsvorbildern durch das Turnen eingeimpft werden sollte, wir bedurften auch des lebendigen Glaubens. Die Sehnsucht nach dem Positiven, nach den Wundern der offenbarten Religion war unter dem Druck der Zwingherrschaft mächtig erwacht. Fouqué war der Sänger des Christenthums, freilich mit einer Wunderkraft, wie dieses selbst sich nicht gibt, am wenigsten im Protestantismus; aber die Zeit wollte derbe Kost. Durch Schlaglichter mußte man wirken. Der Teufel war pechschwarz, die Engel des Lichts strahlten in bengalischem Feuerglanz, Mitteltinten, Dämmerungen, Übergänge gab es kaum. Wie der Georg im „Götz" meint, es gebe nur schlechte oder gute Menschen, so wurden uns nur von wilden Dämonen regierte und von guten Geistern geleitete und geschützte Sterbliche vorgeführt. Der Franzos, der Neufranzos, der aus der jakobinischen Schule hervorgegangene war ein natürliches Kind des Teufels, roth trug er sich, aber, wenn man schärfer zusah, blickte das Schwarz durch den hölllischen Firniß. Nur im Kriegsruhm, in ritterlicher Galanterie blitzte etwas verlorengegangenes Edles darauf wenn auf. Mehr ihnen zuzugestehen, war nicht erlaubt. Der Deutsche, der Nordlandsrecke dagegen war ein Kind des Lichts,

etwas dreist, gut, drauf zu; aber das Ehrlichenthum, wenn er auch noch nicht gemußt war, durchleuchtete und durchzückte ihn so ganz und gar, daß sein Thun und Wirken immer edel ausfiel. Das berauschte und war so leicht zu begreifen. Wie vieler psychologischen Räthsel, für deren Lösung allerdings nicht die Zeit war, wurden wir dadurch überhoben. Das Individuum und die Charaktere wurden auf ihre Gattungen zurückgeführt; diese nur brauchte es zu schildern und man war mit der Menschendarstellung fertig. Wie bequem war es, die Individuen nur als Theile des Volksstammes zu nehmen, dem sie angehörten. Der Italiener, glühend in Haß und Liebe, brütend in der Rache, heimtückisch, lauernd, grausam. Der Spanier finster, stolz, auffahrend, aber nobel; so bildete sich auch die Theorie aus von Süd und Nord. Die hier und die dort Geborenen waren so verschiedenartige Wesen als Öl und Wasser, und wie später Müllner in seiner „Schuld" den Hugo sagen läßt:

Mich dünket: Nie
Sollten Nord und Süd sich küssen,
Pole sind sie eines Stabes,
Ihre Achse trennet sie.

und später, weiter ausgeführt:

Pol und Pol
Einen sich in meinem Wesen,
Hier erzogen, dort geboren,
Bin ich hier und dort nicht heim.
Fremde Wurzel diesem Boden,
Fremder Wipfel jener Luft!
Tief am Stamm vom Nord erkältet,
Hoch im Laub vom Süd entflammt,
Ein' ich in mir Glut und Flut,
Erd' und Himmel —
Gott und Teufel!

das wurde in den jungen dichterischen Köpfen zur förmlichen Theorie. Wehe den armen Menschen, die im Süden geboren waren, sie konnten von Gott und Rechtswegen eigentlich keine Tugend haben, trotz Christus, und keinen klaren, hellen Verstand, trotz Cervantes. Der Spuk hat lange angedauert; doch hat ihn Fouqué nur veranlaßt, nicht bis zu der Thorheit ausgebildet.

Für Fouqué wirkte noch etwas. Seine eigene Abstammung. Daß er, französischer Abkunft, deutsch geworden, ein deutscher Frankenritter, mit solcher deutschen Gesinnung dichtete und mit so glühendem Hasse zum Kampfe gegen das verhaßte, moderne Frankreich austrieb. Wir liebten neben dem Volksthümlichen das Ritterliche; die Spaltung trat erst später ein. Mit welcher Vorliebe mußte er das alte Frankenthum vom neuern zu sondern, das germanisch-normannische Element von den andern vermischten. Ach, diese alten, galanten, Minnelieder dichtenden Cavaliere hätten keinen Napoleon zum Kaiser gewählt, noch wären sie mit ihm zu Eroberungszügen durch die Welt gegangen. Jeder war an seinem Herd, auf dem väterlichen Schlosse, der patriarchalische Vater seiner Unterthanen; die Rüstung hing, der Speer stand an der Wand nur zum Schutze der Unterdrückten, zum Kampf für Recht, Vaterland und Glauben. Daß es in der Geschichte sich etwas anders verhalten hat, kümmerte uns nicht; für die historische Kritik war keine Zeit. Man brauchte die geschichtlichen Erinnerungen nur, um auf die Masse zu wirken. Das that der Dichter Fouqué mit allen den gewaltigen Geistern, welche das deutsche Volk zum Selbstbewußtsein, zur Erstarkung in dem gesunkenen Muthe, in dem gewichenen Glauben aufriefen, und sein Name wird schon um deswillen in den Tafeln der deutschen Geschichte neben denen eines Fichte, Schleiermacher, Arndt, Schenkendorf, Jahn und der andern geistigen Vorkämpfer einen ehrenwerthen Platz behalten, wenngleich seine spätern Ansichten ihn von vielen derselben trennten, vielleicht auch es ihm selbst unangenehm machen, neben denselben genannt zu werden.

Noch durch etwas wirkte Fouqué. Die Federfertigkeit ist oft verschrien worden, oft genug hat man uns Voltaire's Wort zugerufen: mit einer großen Bagage gelangt man nicht zur Unsterblichkeit. Voltaire hat Recht; aber wer in seiner Zeit wirken will, darf nicht mit einer single speech auftreten, er muß Keil auf Keil setzen, er muß nicht müde werden. Ich weiß, es ist ein gefährlicher Satz, und unbedingt soll er nicht gelten. Aber wie heute die Verhältnisse stehen, kann nur Der das Gehör der Masse fesseln, der, wenn er abschießt, schon wieder geladen hat; der die Aufmerksamkeit, die einmal errungene, nicht wieder losläßt. Mit der Unsterblichkeit sieht es in der Literatur überhaupt eigenthümlich aus. Wer von vornherein daran appellirt, verliert in der Regel in erster Instanz. Die Unsterblichkeit ist hier ein Geschenk; da, wo man am wenigsten darauf rechnet, wird sie gewährt. Das mag, in kleinerm Maße, jeder Schriftsteller an sich selbst erlebt haben, ohne daß wir an das große Beispiel des Petrarca erinnern, der mit seinen großen lateinischen Heldengedichten der Vergessenheit verfiel, während seine italienischen Sonette, Spielereien der Muße, ihm den Lorberkranz für die Nachwelt retteten. In dem jungen Walde mit tausend Stämmen, wer sagt voraus, welcher Stamm die andern überragen wird! Auch von Fouqué erzählen seine Freunde, daß er in seiner Schöpfungsperiode selbst von seinem vorzüglichsten Gedichte: „Undine", die wenigste Hoffnung gehabt. Diese Schöpfungsperiode war reich. Wie ein Verschwender trat er mit seinen Gaben heraus, wie ein reicher König der Poesie streute er sein Gold und Silber aus und die entzückten Massen griffen zu. Ein Ökonom zu sein, hinderte ihn seine Dichternatur. Ein Ökonom in der Dichtung, der an die kommende Zeit denkt, kann aber auch nicht den Rausch erwecken, den Fouqué's Dichtungen hervorbrachten. Er war, in kleinerm Raume, größer als Walter Scott seiner Zeit. Sein Name schwebte auf den Lippen, man riß sich in den Leihbibliotheken um seine Werke, die Lehrer empfahlen sie ihren Schülern. Glückselige Zeit, wo mancher Jüngling in dem Gedanken an Gray's Paradies schwelgte, auf das Sopha sich nach vollbrachter Arbeit hinzustrecken und einen Roman von Fouqué zu lesen!

Das war Fouqué seiner Zeit. Daß es auch da schon Einzelne gab, die anders dachten, gehört nicht hierher; ihre Stimmen wurden wenigstens nicht laut. Aber über

seinen Dichterwerth an sich, darüber zu urtheilen ist jetzt noch zu früh. Der Dichter der „Undine", der kunstvolle Componist des „Zauberring", der Sänger so manchen schönen Liedes ist jedenfalls mehr als ein liedertrunkener Sangesheld, den einmal die Mode erhob und dann fallen ließ. Wenn alle Einflüsse der Zeitstimmungen vorüber sind, die ihn hoben und die ihn stürzten, wenn wir mit Unbefangenheit auf die Kämpfe zwischen der alten feudalistischen Zeit mit der mächtig fodernden Gegenwart, als etwas Vergangenes, Überstandenes, blicken, wenn die eigenthümliche Sprache, welche uns in ihren Kraftanstrengungen entzückte und störte, nur noch als ein Symbol der Zeit wird betrachtet werden, alsdann erst wird der Augenblick gekommen sein, Fouqué als Dichter zu würdigen. Mag noch eine geraume Weile der Strom der Zeit über ihn fort sich wälzen, vernichten kann sie ihn nicht. Seine Erinnerung wird leben, sein Name bleibt in der Literatur und viele seiner Dichtungen werden die kommenden Geschlechter, wenn nicht berauschen, doch erfreuen. Dem sinnvollen Märchen „Undine" möchten wir sogar prophezeien, daß unsere Enkel, wenn sie die Sprache als eine früher dagewesene studiren, also der Anstoß wegfällt, der uns vielleicht stört, nämlich das Liebäugeln mit einer verwundenen Mode, daß „Undine" dereinst in die classischen Märchenbücher der Deutschen übergeht.

(Der Beschluß folgt.)

Eva, a true story, and other tales and poems, by Sir *E. L. Bulwer*. London 1842.

Daß Jemand ein beliebter Schriftsteller sein, die vortrefflichste Prosa schreiben und sogar eine brillante Phantasie besitzen kann und trotzdem ein sehr mittelmäßiger Dichter ist, dafür bietet die Literatur so vielfache Beweise, daß es Niemand, folglich auch Ref. nicht zu verargen steht, wenn er — was bei ihm der Fall — obige Gedichtsammlung des Baronet Bulwer, die erste, die derselbe in die Welt geschickt, keineswegs mit der Überzeugung in die Hand nahm, sie tadellos zu finden. Obgleich letzteres nicht geschehen ist, bekennt doch Ref., daß er sie mit Vergnügen gelesen und in der Erwartung sich nicht getäuscht hat, die auf Kenntniß der Bulwer'schen Schriften beruhte. Seines Erachtens sind die Gedichte voll Gedankenreichthum, sorgsam gefeilt und epigrammatisch, und können als solche den Ruf ihres Verfassers nicht schmälern. Doch liefern sie auch — nach Ref. Ansicht — vollständiges Zeugniß, daß „Begeisterung, die Göttergabe", Bulwer nicht zu Theil geworden ist, in seiner Brust der Funke nicht glüht, an welchem oft „das Lied des armen Hirten sich entzündet". Bulwer's Lieder sind nicht die zwanglosen Ausbrüche des Gefühls, wie sie dem geborenen Dichter entströmen; es ist nicht das Maßliebchen, das am Wegesrande, noch das Veilchen, das im Verborgenen blüht, was Bulwer's Muse wach ruft. Sie bedarf zum Aufwachen ein Ereigniß in Jemandes Lebensgeschichte oder einen in einem Buche prangenden Gedanken. Dessenungeachtet sind einige der gebotenen Gedichte außerordentlich schön, und ungern versagt sich Ref. die Mittheilung eines der längern, namentlich „The ill-omened marriage", „Eva" und „The lay of the beacon". Einzelne Stellen wären Ziegelsteine als Beleg für die architektonische Schönheit eines Gebäudes. Deshalb als Probe eines der kürzesten, gerichtet

To a withered tree in June.

Desolate tree, why are thy branches bare?
What hast thou done,
To win strange winter from the summer air,
Frost from the sun?

Thou wert not churlish in thy palmier year
Unto the herd;
Tenderly gav'st thou shelter to the deer,
Home to the bird!

And ever, once, the earliest of the grove,
Thy smiles were gay;
Opening thy blossoms with the haste of love
To the' young May.

Then did the bees, and all the insect wings,
Around thee gleam;
Feaster and darling of the gilded things,
That dwell i' the beam.

Thy liberal course, poor prodigal, is sped!
How lonely now!
How bird and bee, light parasites, have fled
The leafless bough!

Tell me, sad tree, why are thy branches bare?
What hast thou done,
To win strange winter from the summer air,
Frost from the sun?

„Never", replied that forest hermit lone,
(Old truth and endless!)
Never for evil done, but fortune flown,
Are we left friendless.

Yet, wholly, nor for winter, nor for storm
Doth love depart:
We are not all forsaken, till the worm
Creeps to the heart!

Ah, nought without — within thee, if decay —
Can heal or hurt thee:
Nor boots it if thy heart itself betray,
Who may desert thee!

Wol Keiner und Keine werden die Schönheit und den Wohlklang dieser Verse in Frage stellen. Und das ist die charakteristische Grazie jedes einzelnen Gedichts. Blickt aber auch die Feile häufig zu sichtbar hervor und stempelt daher das Ganze den Verf. nicht zum echten Sohne des Gesangs, so beweist es doch den gewandten und zierlichen Literaten. 18.

Notiz.

Vor kurzem starb in Paris Fourcy, dessen Name in Deutschland wenig bekannt und genannt ist. Doch verdient er einige Erwähnung. Fourcy war früher Militair, Escadronchef von der Artillerie und Ritter der Ehrenlegion, zog aber später der militairischen Laufbahn, die er auf dem Schlachtfelde begonnen hatte, die wissenschaftliche vor und wurde Bibliothekar an der École polytechnique. Die Akademie der jeux floraux hatte Gelegenheit, ihm einen Preis zu bewilligen, auch die französische Akademie fand Veranlassung, ihm durch eine ehrenvolle Erwähnung auszuzeichnen; seine bedeutendste Schrift ist jedoch seine „Histoire de l'École polytechnique", die mit einem interessanten Inhalt auch einen eleganten Styl verbindet. Herr Coriolis, Mitglied des Instituts, der ihm die Grabrede hielt, sagte am Schlusse: „Der Geschichtschreiber der Schule wurde wie ihre Personification betrachtet. Auch hat dieser Tod ebenso grausam seine Familie und Freunde, als die gesammte Schule getroffen. Wir fühlten, daß wir eine jener erlauchten Stützen verloren, die ihr nach so vielen andern, deren sie sich seit einigen Jahren beraubt sah, übrigblieben." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 324. — 20. November 1842.

Fouqué.

(Beschluß aus Nr. 323)

Selten ist einem Dichter ein herberes Loos widerfahren als Fouqué. Viele Dichter wurden alt und die Bewunderung nahm allmälig ab. Das ist ein allgemeines Schicksal, dem nur der einzige Heros Goethe entging. Die Glücklichen starben in der Blüte ihres Ruhms. Aber wenn die Bewunderung abnahm, so blieb doch der Respect. Die Pietät sagte, man kann von dem Sechziger, Siebziger nicht mehr Das erwarten, was der Dreißiger, Vierziger leistete. Man legte einen andern Maßstab an, statt der Begeisterung und des Feuers war man mit Wärme, Klarheit, vielleicht mit der Correctheit, endlich auch nur mit Lebenszeichen zufrieden. Aber Fouqué ward mitten aus dem Himmel seines flammenden Ruhms in die eiskalte Nacht der Nichtachtung, des Spottes und der Vergessenheit gestürzt. Als er noch träumte von den Triumphen, in denen er sich doch nie überhoben, in denen er Niemand gekränkt, als er sich noch in der Mitte von Bewunderern, Freunden, einer Welt glaubte, wie seine Phantasie sich dieselbe aufbaute, stand er schon allein, ohne Anhang, als ein Fremder, ein Träumer angestaunt. Er, der alle Welt mit Liebe umfaßte — denn die besondere Gabe hatte er, auch wo ihm feindliche Elemente entgegentraten, sich das ihm Widerwärtige durch irgend eine Selbsttäuschung fortzuleugnen —, er, der gemüthlichste, harmloseste Dichter, wurde aufs bitterste, gröbste, hämischeste angefeindet, verunglimpft, nicht seine Dichtungen allein, auch seine Person. Die Epigramme und Kritiken stürmten so scharf über ihn ein, als vorhin die Hymnen der Bewunderung. Und darüber waren nicht Jahre vergangen, es war die Veränderung da, wie man die Hand umwendet. Ein Umschlag von der Bedeutung ist, unsers Wissens, nie in der deutschen Literatur erfolgt, obgleich auch sonst Beispiele der Perfidie genug vorkommen.

Fouqué selbst, so viel bekannt, schreibt es auf Schuld der politischen Meinungen. Der Liberalismus habe ihn von seinem Dichterthrone gestürzt. Er tröstete sich lange Zeit damit, daß es nur ein willkürlicher Luftzug sei, der vorüberrauschen müsse, dann werde die alte reine klare Luft wieder eintreten und die Flammen, die er ausgeblasen, würden wieder leuchten wie vorher. Wir wissen nicht, ob er noch jetzt dieser Ansicht ist. Wir aber sind dahin gekommen, daß wir ruhiger jene Verhältnisse betrachten können. Die liberalen Ansichten, wie sie damals als ein Sturmwind über Deutschland rauschten, rauschen jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit der Aufregung; man meinte, das Volk habe nichts damit zu thun, es sei ruhig, gut und mit Allem zufrieden, und der Liberalismus sei nur das Werk einiger unruhigen Köpfe. Die unruhigen Köpfe von damals sind sämmtlich beruhigt, einige verkommen, andere in Amerika, noch andere mit dem Bestehenden versöhnt und in Amt und Würden. Diese Alle, Fouqué's Gegner, sind vom Schauplatz abgetreten, aber die Unruhe ist geblieben, trotz der verschwundenen Köpfe. Sie ist im Volke selbst, wenn man das Unruhe nennen will, daß es vorwärts in der Erkenntniß, im Nützlichen und nicht mehr todte behandelte Masse sein will, sondern ein lebendiges, mithandelndes und mitsprechendes Glied des großen Gemeinwesens, nicht mehr in Allem und Jedem bevormundet, daß es die alten Formen einreißen möchte, nicht aus Haß oder unpoetischen Sinn, sondern in der Meinung, sie hinderten die freie Bewegung und den natürlichen Wachsthum; jede Zeit müsse sich ihre Formen selbst erzeugen. Das sei historisch, und nicht das Festhalten an denen, die einmal in der Vorzeit erzeugt wurden und damals gültig und nützlich waren. Auf diesen Standpunkt sind wir Alle gekommen. Ob der Heldensänger dies anerkennt, wir wissen es nicht. Aber das muß er doch sehen, daß jene Zeit nicht wiederkehren will, in der er glücklich und bewundert war um deswillen, weil er ihre Ansichten und Gefühle aussprach. Aber wir sind so weit durch- und vorgedrungen, daß wir die anders Denkenden darum nicht hassen, am wenigsten die Dichter, welche sich in den Erinnerungen der untergegangenen Welt berauschen. Wir können vorurtheilsfrei richten über die Anfechtungen, welche den würdigen, liebenswürdigen Dichter um deshalb trafen, weil seine politischen Ansichten von denen der damals herrschenden Partei abwichen. Wir müssen einräumen, daß man grausam mit ihm verfuhr. Wer Das geleistet, was er, hatte um seiner Werke willen Anspruch auf pietätvolle Achtung, auch abgesehen von der Reinheit seiner Gesinnungen, von der Milde und Liebenswürdigkeit seines Charakters.

Der Vorwurf trifft die ungestümen, unruhigen Köpfe. Aber sie haben ihn wol beworfen, verunglimpft, gekränkt,

Aweckh, J. H., Die menschliche Stimme und der Einfluß des Gesanges auf die Athmungsorgane, nebst einigen Verhaltungsregeln für Sänger. Gr. 12. Wien, Gerold. 20 Ngr.

Auswahl aus Gerhard Terstegen's Schriften, nebst dem Leben desselben. Herausgegeben von C. Rapp. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Badinel, J., Der afrikanische Sklavenhandel von seiner ersten Einführung in das neue Europa bis auf die jetzige Zeit; mit besonderer Rücksicht auf die Bemühungen der britischen Regierung, ihn auszurotten. Aus dem Englischen, von A. Hechsel. Gr. 8. Berlin, Hermes. 1843. 1 Thlr.

Bauer, B., Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker und des Johannes. 3ter Band. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 25 Ngr.

Benicken, Chronik des Jahres 1841. Mit Freiheit, Wahrheit und Humor bearbeitet. — Auch u. d. T.: Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. 2ter Band. 1841. Gr. 8. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. 1 Thlr. 20½ Ngr.

Bensen, H. W., Lehrbuch der griechischen Alterthumskunde, oder Staat, Volk und Geist der Hellenen. Gr. 8. Erlangen, Heyder. 1 Thlr. 15 Ngr.

Biedermann, E., Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit, ihre wissenschaftliche Entwickelung und ihre Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart. 2 Bände. Gr. 8. Leipzig Mayer u. Wigand. 6 Thlr. 20 Ngr.

Bilharz, J., Ist Plato's Speculation Theismus? Gr. 8. Freiburg. Herder. 7½ Ngr.

Bischoff, E. H., Einiges, was den deutschen Universitäten Noth thut. Gr. 8. Bonn, Marcus. 1 Thlr.

Brunner, S., Des Genies Malheur und Glück. Ein Spiegelbild mit Land- und Wiener-Figuren sammt Reflexen und Reflexionen. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Thomas. 1843. 2 Thlr.

Brunold, F., Das Land der Jugend. Novelle. Gr. 12. Neustadt Eberswalde. 20 Ngr.

Buddeberg, W., Friedrich Laar. Eine biographische Skizze. Gr. 8. Essen, Bädeker. 10 Ngr.

Charitas. Festgabe für 1843. Gestiftet durch Ed. v. Schenk. Fortgesetzt von C. Fernau. Neue Folge. 3ter Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Gr. 16. Regensburg, Manz. 2 Thlr.

Dietrich, E., Lyeungz, Thronräuber von China. Sturz des chinesischen Kaiserhauses Fo und Eroberung Chinas durch die Tartaren. Historisch-romantisch dargestellt. 8. Leipzig, E. Klein. 1 Thlr.

Eschenbach, W. v., Parzival und Titurel, Rittergedichte. Übersetzt und erläutert von K. Simrock. 2 Bände, Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 5 Thlr.

Fabricius, J. F., Notizen über die Einführung und erste Ausbreitung der Buchdruckerkunst in Amerika. Aus verschiedenen Quellen zusammengetragen. Gr. 12. Hamburg 1841. 5 Ngr.

Fridolin, F., Babinsky. Modernes Räuberbild aus Böhmens Gegenwart. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Gr. 12. Leipzig, Reclam jun. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gesterding, C., Genealogien und beziehungsweise Familienstiftungen Pommerscher, besonders ritterschaftlicher Familien, gesammelt, geordnet und weiter ausgearbeitet. 1ste Sammlung. Gr. 8. Greifswald, Koch. 2 Thlr. 10 Ngr.

Giesebrecht, L., Wendische Geschichten aus den Jahren 780—1182. 1ster Band. Gr. 8. Berlin, Amelang. 1843. 1 Thlr. 20 Ngr.

Goethe. Supplement zu Goethe's Werken. Odysseus und Nausikaa. Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Goethe's Entwurf ausgeführt von H. Biehoff. — Auch u. d. T.: Odysseus und Nausikaa. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Goethe. Ein Ergänzungsversuch von H. Biehoff. 16. Düsseldorf, Böttticher. 11¼ Ngr.

Haussen, S., Das Amt Bordesholm im Herzogthume Holstein. Eine statistische Monographie auf historischer Grundlage. Mit 1 Karte. Gr. 8. Kiel, Schwers. 2 Thlr.

Harkort, F., Die Zeiten des ersten Westphälischen (sechszehnten) Landwehrregiments. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege, 1813, 1814, 1815. Mit 1 Titelkupfer und 2 Schlachtplanen. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit. Mit dem Bildniß von Hoffmann von Fallersleben. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lavater's, J. K., ausgewählte Schriften. Herausgegeben von J. K. Orelli. 2ter bis 4ter Theil. 16. Zürich, Schultheß. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Das Liederbuch vom Cid nach der bis jetzt vollständigen, Keller'schen Ausgabe verdeutscht von S. Regis. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mühlbach, L., Justin. Roman. 8. Leipzig, Fritzsche. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller, G. F., Die Entstehung des Menschengeschlechts. Ist der Mensch Geschöpf eines persönlichen Gottes oder Erzeugniß der Natur, und stammt die Menschheit von Einem oder mehrern Paaren ab? Gr. 8. Erlangen, Heyder. 15 Ngr.

Neuer Plutarch, oder Bildnisse und Biographien der berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen und Stände; von den ältern bis auf unsere Zeiten. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von einem Vereine Gelehrter. 1. Band. 3te bis 5te Lief. Imp.-8. Pesth, Hartleben. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Sachs, J. J., Zur Würdigung der zeitherigen literarischen Umtriebe gegen mich. Gr. 8. Berlin, Liebmann u. Comp. 5 Ngr.

Schaden, E. A. von, Theodicee. Eine Reihe von Dialogen. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Orion oder über den Bau des Himmels. Gr. 8. Freiburg, Herder. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schilling, G., Geschichte des Hauses Hohenzollern in genealogisch fortlaufenden Biographien aller seiner Regenten von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nach Urkunden und andern authentischen Quellen. Gr. 8. Leipzig, F. Fleischer. 1843. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, P. H., Kritik des Selbstbewußtseins. Gr. 8. Kiel, Bünsow. 1 Thlr.

Schütz, W. von, Über den katholischen Charakter der antiken Tragödie und die neuesten Versuche der Herren Tieck, Tölken und Böckh dieselbe zu dekatholisiren. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 12½ Ngr.

Berliner Taschenbuch. Herausgegeben von H. Kletke, A. Duncker, E. Haenel. 8. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr. 15 Ngr.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. G. Sommer. Für 1843. 21ster Jahrgang. Mit 6 Stahltafeln. 12. Prag, Calve. 1843. 2 Thlr.

Thünen, J. H. v., Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie, oder Untersuchungen über den Einfluß, den die Getreidepreise, der Reichthum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben. 1ster Theil. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Rostock, Leopold. 2 Thlr. 20 Ngr.

Treitschke, F., Gedichte. 8. Wien, Wallishausser. 1841. 26¼ Ngr.

Über das Innungswesen und die Verhältnisse der städtischen Handwerke überhaupt von M. M. Gr. 8. Gießen, Ricker. 1843. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 325. — 21. November 1842.

Der geraubte Eimer von Alessandro Tassoni. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 9 Ngr.

Keine Literatur ist so reich an komischen, satirischen, parodirenden und travestirenden Dichtungen als die italienische. Wenn diese Erscheinung von der einen Seite allerdings Zeugniß gibt von der Heiterkeit, dem Witze, der übersprudelnden Laune und der geistreichen Schalkheit der Italiener, so läßt sie dagegen auch tiefe und schmerzliche Blicke thun in den jämmerlichen, herabgekommenen politischen, religiösen und sittlichen Zustand eben dieses Volks. Wie die „Pucelle" nicht allein die Gesinnung Voltaire's, sondern zugleich und noch mehr die seiner Zeit und vorzüglich der höhern Stände Frankreichs brandmarkt, so ist es auch mit den Dichtungen ähnlicher Art, welche Italien aufzuweisen hat. Sie sind entstanden und konnten nur entstehen in einer Zeit, wo die politische Freiheit untergraben und vernichtet, wo die Kirche eine äußere Zwangsanstalt geworden war, und wo jedes in weichlichem Lebensgenuß und schmutzigem Eigennutz eine Entschädigung für die unwiederbringlich verlorenen höhern Güter des Lebens suchte: eine gesündere, freiere und frömmere Zeit kann solche Dinge weder hervorbringen, noch bewundern. Als in Italien mit dem Ende des 15. Jahrhunderts dieser traurige Zustand eintrat, die Kraft des Volks sich in langen, wüthenden Kämpfen erschöpft hatte, überall Fürsten und verderbte Höfe an die Stelle der Republiken getreten waren, da auch fing man zuerst an, Dichtungen und Thaten, an denen die bessern Vorfahren sich erlabt hatten, nach und nach erst mit Ironie, zuletzt mit plattem Hohne dem Gelächter eines feingebildeten, aber unmännlichen und gesinnungslosen vornehmen Pöbels preiszugeben. Was man nicht mehr hatte, ja, was man gar nicht mehr begriff, Begeisterung und Liebe für ein Vaterland, Heldenmuth, frommer Glaube, freiwillige Aufopferung für seine Religion und seine politische Überzeugung, edle und ritterliche Sitte, das Alles suchte man nun lächerlich zu machen, um hinter diesem Spotte die eigene Erbärmlichkeit zu verbergen: es war wie ein Geschlecht von Zwergen, welche mit Riesenrüstungen ein widerwärtiges Spiel trieben. Wie natürlich, äußerte sich diese frivole Richtung erst als leise, noch anmuthige Ironie im Ariosto und im Pulci; schon stärker, weil gesinnungsloser, im Berni und wird endlich zur Fratze im „Orlandino", in der „Gigantea", der „Nanea", der „Guerra de' mostri" und in den spätern schwachen und schmutzigen Nachahmungen Tassoni's, im „Malmantile racquistato", dem „Torrachione desolato" u. a.

Unter diesen parodirenden Dichtungen leuchtet, nach dem Urtheil der Italiener, die „Secchia rapita" des Tassoni weit hervor; und das allerdings muß man von ihr rühmen, daß man sie wenigstens lesen kann, während die Werke des Lorenzo Lippi, des Bart. Corsini und zum Theil selbst des Pulci wol den damaligen Florentinern verständlich sein mochten, jetzt aber kaum irgend Jemanden genießbar erscheinen. Und doch macht dies Werk, in welchem sich unleugbar ein schönes dichterisches Talent offenbart, im Ganzen einen peinlichen Eindruck. Wenn ein alberner Gegenstand in die Sprache des erhabensten Epos gekleidet wird, wie in der „Batrachomyomachie", im „Lutrin" des Boileau, in Pope's „Lockenraub", so mögen wir uns wol einer solchen anmuthigen Erscheinung hingeben; aber das Gefühl des Widerwärtigen erfüllt und empört uns, wenn das wirklich Edle und Schöne mit dem Gemeinsten auf eine Linie gestellt und zu diesem hinabgezogen wird. Von dieser Schuld können wir den Tassoni nicht freisprechen. Er will uns zwar nur zumuthen, mit ihm über einen Krieg oder vielmehr über eine Katzbalgerei zu lachen, welche eine vil secchia di legno zwischen Modena und Bologna entzündet habe. Aber daß ihm die alten Städtekriege seines Vaterlandes in diesem Lichte erschienen, daß er von seiner erbärmlichen Zeit auf jene Heldenzeit Italiens mit vornehmer Verachtung herabblicken konnte und das Große und Edle, was diesen immerhin kleinen Kriegen zum Grunde lag, nicht zu empfinden vermochte, das ist es, was ein gesundes Gefühl gegen diese Dichtung empört. Denn dieser von ihm als so winzig und lächerlich geschilderte Krieg war denn doch, nach seiner eigenen Schilderung, ernst und blutig genug; in diesem Kriege war es auch, wo der ritterliche Jüngling, König Enzio von Sardinien, der Sohn Friedrich's II., gefangen wurde, und wir wissen nicht allein sein trauriges Schicksal, daß er sein blühendes Leben in Gefangenschaft verschmachten mußte, son-

dern der Dichter selbst sorgt dafür, daß wir es erfahren, nur mit dem wahrhaft empörenden Zusatz, daß er für die Bolognesen den Ersatz für den geraubten Eimer abgeben sollte. Und dann dieser Eimer, der das Ganze lächerlich machen soll! ist denn irgend Etwas, was mit kühner That dem Feinde aus seiner eigenen Stadt geraubt worden, darum weniger eine ehrenvolle Beute und wol eines Kampfes werth, weil es nur einen geringen Geldwerth hat? Was ist denn am Ende eine Fahne anders als eine alte Stange mit einem Lappen Zeuch? oder kam es bei den Adlern der römischen Legionen etwa darauf an, wie viel Metallwerth sie hatten? Wir können von Herzen lachen und brauchen uns dessen nicht zu schämen, wenn der Gegenstand des Streits ein altes Lesepult ist, welches ein eitler Kanonikus nicht vor seinem Sitze im Chor dulden will, weil es ihn den Augen der Versammlung verbirgt; denn hier ist sowol das Corpus delicti als die Personen und ihre Leidenschaften etwas Albernes und Lächerliches. Nicht so ist es bei der „Secchia rapita". Es zeigt nur, wie ganz versunken jene Zeit, Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts sein mußte, wie jede Erinnerung an den Glanz und die Heldenthaten der ältern Zeit der Städtekriege in Italien verschwunden war, wie jämmerlich die politischen Ansichten und Gesinnungen, daß ein Gedicht, welches einen jener Kriege als einen wahren Froschmäuslerkrieg darstellt und den Volksführern des 13. Jahrhunderts die ganze Erbärmlichkeit und Feigheit der italienischen Stadtmagistrate im 17. Jahrhundert andichtet, einen so großen und allgemeinen Beifall in Italien finden konnte. Aber auch abgesehen davon, scheint uns die Ausführung selbst, die beständige Mischung des Edelsten und des Gemeinsten, wahrhaft köstlicher poetischer Stanzen mit der äußersten Plattheit in Sprache und Gesinnung, nichts weniger als erquicklich. Eine Art innere Scheu hat den Dichter allerdings abgehalten, die edle Gestalt Enzio's mit platten Späßen zu besudeln: aber wem kann es Freude machen, ihn in solcher Gesellschaft zu finden? wer kann Geschmack finden an einer Versammlung von Göttern, welche alle menschliche Erbärmlichkeiten in sich darstellen und sich wie Karrenschieber herumzanken, um dann, im Verlauf des Gedichts, auch nicht das Geringste weiter zu thun, und deren Sitten uns wie die der Bewohner eines Bordells geschildert werden? wer kann begreifen, daß solche wirkliche Heldenthaten mit so jämmerlicher Gemeinheit und Feigheit sich paaren? Und wenn wir endlich auf die Composition des Gedichts sehen, wie dürftig in der Erfindung, wie incohärent und willkürlich erscheint uns alles? Was soll der Zauberspuk, der einen ganzen Gesang einnimmt, wenn es nicht eben Spott auf Bojardo's Garten der Falerina sein soll? wozu der blinde Sänger, der nichts als Gemeinheiten und Zoten vorzubringen hat? und wenn es ein Spott auf den Demodokus des Homer sein soll, wo ist das Salz dieses Spaßes? Überhaupt muß man gestehen, daß das Gedicht mehr den Eindruck der Possenreißerei als des Witzes macht, und was von dem letztern wirklich vorhanden sein mag, das ist für uns wenigstens zum größten Theil verloren, indem es auf gänzlich unbekannten Personalien der damaligen Zeit beruht.

Doch wir wollen nicht vergessen, daß es nicht unsers Amtes ist, das Werk des Tassoni zu beurtheilen, sondern nur die Arbeit des Übersetzers. Von dieser können wir, wenn so etwas nun einmal übersetzt werden sollte und mußte, nur Gutes sagen: sie ist fließend und durchaus lesbar. Daß sie sich nicht ängstlich an das Original anschließt, sondern sich einer bedeutenden Freiheit bedient, können wir nur loben: das Gegentheil würde das Werk völlig ungenießbar gemacht haben, während jetzt die Übersetzung komischer, oder wenigstens scurriler als das Original ausgefallen ist und wahrscheinlich auch ihre Leser finden wird. Der Übersetzer hat sein Original sehr gründlich verstanden, was nicht ganz wenig sagen will, und trotz der größten Aufmerksamkeit ist uns nur eine einzige kleine Inadvertenz aufgestoßen. C. III, St. 44, wo der Übersetzer, durch die Klangähnlichkeit getäuscht, Orco für Erebus genommen hat, während es einen Menschenfresser, oder vielmehr gerade Das bezeichnet, was in unsern Kindermärchen der wilde Mann genannt wird. In der letzten Stanze des zweiten Gesanges steht durch einen Druckfehler Reno statt Arno. Schlüßlich sagen wir dem Übersetzer unsern Dank, daß er uns durch seine Arbeit zur ersten gründlichen Lecture der „Secchia rapita" veranlaßt hat, zu welcher wir uns sonst wol schwerlich je entschlossen hätten. A.

Des Oberhofpredigers Dr. D. E. Jablonski Bemühungen um die Einführung der anglikanischen Kirchenverfassung in Preußen.

Die Vereinigung der protestantischen Kirchen, ganz besonders aber die Einführung der anglikanischen Kirchenverfassung in Preußen war das Ziel, welchem der Oberhofprediger Jablonski während vieler Jahre mit unausgesetztem Eifer und großer Geschicklichkeit nachstrebte. Eine ausführliche Lebensbeschreibung dieses gelehrten und einflußreichen Theologen ist nicht vorhanden; die kurzen Artikel, welche sich über ihn in Jöcher's „Gelehrten-Lexikon" und in der Ersch- und Gruber'schen „Encyclopädie" vorfinden, enthalten nichts über die wichtigen Schritte, die er zur Ausführung jener von ihm ausgegangenen und vom König Friedrich I. begünstigten Plane unternommen hatte. Wahrscheinlich würden dieselben der Vergessenheit nicht entzogen worden sein, wenn nicht mannichfache Erscheinungen der neuesten Zeit eine Annäherung der preußisch-protestantischen Kirche an die englische Hochkirche in Aussicht gestellt und somit an einen ganz ähnlichen Vorgang einer frühern Periode erinnert hätten. Diese Erinnerung wurde aufgefrischt durch eine authentische

Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preußen gepflogenen Unterhandlungen. Urkundlich belegt mit Briefen von dem Hofprediger Jablonski, dem preußischen Residenten zu London, Oberhofmarschall v. Printzen, dem Erzbischof von York, dem Staatssecretair St. John, Leibnitz u. A. Leipzig, O. Wigand. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Urkunden, mit welchen diese, hauptsächlich aus den hinterlassenen Papieren des damaligen Erzbischofs von York gezogene Schrift belegt ist, bestehen aus Briefen, welche Jablonski mit diesem Erzbischof, dem Oberhofmarschall von Printz und andern Personen gewechselt hat, sowie aus diplomatischen

Berichten des preußischen Gesandten zu London und des Staatssecretair St.-John (Bolingbroke); auch von Leibnitz sind einige diesen Gegenstand betreffende Briefe mitgetheilt worden.

Jablonski hatte sich längere Zeit in England aufgehalten und zu Oxford studirt; über seine kirchlichen Ansichten schrieb er 1708 an Dr. Nichols zu London: „Ich habe meine ersten Lebensjahre in Preußen und Polen unter englischen Familien zugebracht, deren religiöse Meinungen sich weit von der englischen Kirche entfernt hielten; in die Streitigkeiten der Episkopalen und Presbyterianer verwickelt, hatten sie ihr Vaterland verlassen und sich mit den Kirchen unsers Landes vereinigt; übrigens zeichneten sich diese Leute durch strenge Übung ihrer frommen Pflichten aus. Dieser Umgang hatte mein Gemüth mit so viel Vorurtheilen gegen die anglikanische Kirche erfüllt, daß ich eine vollkommene Abneigung dagegen empfand, als ich in meiner Jugend, 1680, eine Reise nach England machte; ich glaubte damals, die Versammlungsörter der englischen Gemeinden ebenso sorgfältig meiden zu müssen als die der Papisten. Kurze Zeit nachher, während ich mich der Erlernung ihrer Sprache befleißigte, kam ich zufällig auf die 39 Artikel der englischen Kirche, welche mir wegen ihrer reinen Orthodoxie außerordentlich gefielen. Nun fing ich an, einige Bedenklichkeiten über meine frühern Glaubensmeinungen zu empfinden und beschloß, diesen ganzen Gegenstand in ernste Erwägung zu ziehen. Mit aller Aufmerksamkeit, deren ich fähig war, prüfte ich die Verfassung der englischen Kirche, die Grundsätze ihres Gottesdienstes, die Mängel, welche ich in beiden zu bemerken glaubte, mit einem Wort, alle Grundlagen des Schisma. Hatte ich Zweifel, so theilte ich sie meinen Freunden, sowol Engländern als Landsleuten, mit. Endlich, als ich von der englischen Sprache genug wußte, um an dem fremden Gottesdienst Theil nehmen zu können, gelangte ich zu der Überzeugung, daß die Verfassung der bischöflichen Kirche den Vorzug vor jeder andern verdient.... Je mehr Zeit ich in der englischen Kirchengemeinschaft zugebracht habe, desto mehr habe ich mich in der Meinung befestigt, daß ihre symbolischen Bücher nichts Heterodoxes enthalten, daß ihr Cultus nichts Abgöttisches und Abergläubisches hat, daß ihrer Hierarchie viel Ordnung und Wohlanständigkeit beiwohnt und daß sie aus allen diesen Gründen dem Musterbilde der ersten christlichen Kirche weit näher kommt als jede andere reformirte Kirche, daß man sie mit Recht als den glänzendsten Stern des christlichen Himmels, als die Ehre der Reformation und als die mächtigste Schutzwehr des Evangeliums gegen den Papismus betrachten muß und sich folglich von ihr nicht trennen kann, ohne sich des Schisma schuldig zu machen."

Jablonski besaß das Vertrauen des Königs Friedrich's I. und des Oberhofmarschalls v. Printz; auch war der Bischof Ursinus der Einführung einer mit der anglikanischen Kirche übereinstimmenden Gottesverehrung und Disciplin geneigt; auf den Rath dieser beiden Geistlichen ließ der König 1704 die englische Liturgie in das Deutsche übersetzen. Als die Übersetzung beendigt war, befahl der König dem Bischof Ursinus in seinem Namen an den Erzbischof von Canterbury zu schreiben, um ihn von dem Geschehenen und Vorhabenden in Kenntniß zu setzen und seinen Rath über die Sache zu erbitten. Der Plan bestand in Folgendem: Wenn die Absicht des Königs von Seiten Englands unterstützt und ermuntert würde (was man für unfehlbar hielt), so sollte die neue Liturgie zuerst in der königlichen Kapelle und der Domkirche eingeführt werden; den andern Kirchen sollte volle Freiheit bleiben, ob sie diesem Beispiel folgen wollten; zu dieser Einführung bestimmte man den ersten Advent des J. 1706.

Ein Exemplar der Übersetzung der englischen Liturgie ging an den Erzbischof von Canterbury ab; gleichzeitig traf man Anordnungen, zwischen den Häuptern der Geistlichkeit beider Höfe eine Correspondenz einzuleiten, deren Zweck sein sollte, sich über die Mittel zur beschleunigten Ausführung des Planes zu verständigen. Durch ein Misverständniß kam der Brief mit der Übersetzung nicht in die Hände des Erzbischofs, der aber auch, abgesehen davon, ein übermüthiges, wenigstens sehr auffallendes Benehmen gegen Preußen zeigte und seine Mitwirkung gänzlich versagte; als Grund seiner Weigerung führte er das Gerücht an, welches sich damals verbreitete, daß die Universität Helmstädt in Betreff der Vermählung der Königin von Spanien erklärt habe, „es sei unter den obwaltenden Umständen einem Protestanten erlaubt, seine Religion zu wechseln." Dieser Fall, sagte der Erzbischof, werfe ein so gehässiges Licht auf alle protestantischen Kirchen Deutschlands, daß dieser einzige Grund genüge, ihn abzuhalten, mit irgend einer von ihnen eine Verbindung anzuknüpfen." Späterhin, 1710, wendete sich Jablonski an den Erzbischof von York, an den er durch den Dr. Hobart empfohlen war. Letzterer schildert den Dr. Jablonski in einem Briefe an den Erzbischof sehr vortheilhaft; „er sei", schreibt er, „nicht nur der fähigste Mann für das Unternehmen, sondern werde auch bei seinem Eifer und seiner Bewunderung für die englische Kirche alles Mögliche aufbieten, die Verfassung derselben in ihrer Vollkommenheit in Preußen einzuführen, während andererseits seine Mäßigung und Vorsicht ihn am zuverlässigsten beurtheilen ließen, was man sich von den Zeitumständen und den Ortsverhältnissen versprechen dürfe: wenn er auf den ersten Angriff nicht Alles, was er wünschte, erreichen könnte, so werde er Geduld haben und sich damit begnügen, nach und nach zu seinem Ziele zu kommen." Auch ist deutlich zu ersehen, daß alle Fortschritte, die man in dieser Angelegenheit machte, mehr die Frucht des Einflusses und der Anstrengungen des Dr. Jablonski als irgend einer andern Vermittelung waren.

Die Umsicht und Klugheit, mit welcher man preußischer Seits bei Verfolgung dieses Planes zu Werke ging, ist bemerkenswerth. So spricht z. B. der preußische Ministerresident zu London in einem Briefe an den König „von der Hoffnung des häufig mistrauischen, gegen die Neuerungen eingenommenen Volkes, dessen Neigungen man stets zu Rathe ziehen müsse, bevor man einen derartigen Schritt thue, und welches man stufenweise unterrichten und vorbereiten müsse, um es auf die heilsamsten Absichten eingehen zu lassen." (Eine weise Mäßigung, die man besonders in Betracht der damaligen Zustände nicht genug rühmen kann.) Ferner schreibt Jablonski an Printz: „Vorerst könnte Se. Majestät diese anglikanische Liturgie in der königl. Kapelle und in einigen Hauptkirchen einführen lassen, bis man nach und nach zu einer allgemeinern Gleichförmigkeit gelangte." Auch hatte der König dem Dr. Jablonski und dem Oberhofmarschall v. Printz befohlen, mit größter Geheimhaltung zu verfahren, damit die Sache vor ihrem Bekanntwerden eine feste Grundlage hätte und dadurch um so nachdrücklicher in das Leben treten könnte.

Die Angelegenheit hatte inzwischen den besten Fortgang. Jablonski correspondirte immer häufiger mit dem Erzbischof v. York, überreichte dem Hrn. v. Printz auf dessen Verlangen einen Entwurf*) zur Einführung des Episkopats und eines neuen Kirchenregiments in den Staaten des Königs von Preußen. Auch in Hanover wurde die Einführung der anglikanischen Kirchenverfassung projectirt, wofür sich Leibnitz interessirte. Soweit ging das Unternehmen dem erwünschten Ziele entgegen, bis die Kriegsunruhen die Sache in den Hintergrund schoben; einerseits gerieth sodann Alles durch den am 25. Febr. 1713 erfolgenden Tod des Königs von Preußen in Stillstand und andererseits wurde das ganze Werk durch das in demselben Jahre eintretende Ableben des Erzbischofs v. York und durch den Hintritt der ihm bald nachfolgenden Königin Anna vollends vernichtet. Zwar wünschte Friedrich Wilhelm I. die Union der Reformirten und Lutheraner; allein wir haben keine Spur, daß er die unter seinem Vater so eifrig betriebene Verpflanzung der anglikanischen Kirchenverfassung nach Preußen in irgend einer

*) Der sich ebenfalls unter den Urkunden befindet, welche der „Darlegung" beigegeben sind.

Weise weiter geführt hätte; vielmehr zeigte er sich der englischen Kirche entschieden abhold, wie dies beispielsweise aus Folgendem zu ersehen ist. Die Oberhofprediger Jablonski und Noltenius hatten um Erlaubniß gebeten, ihre Söhne nach England schicken zu dürfen, um dieselben dort Theologie studiren zu lassen; auf ihr Ansuchen erging ein königl. Reskript, dessen Anfang so lautet: „Ich kann Sie nicht erlauben, Ihre Söhne außer Land zu schicken, und sie den Sünden der Welt zu überlassen, weil in England keine Orthodoxie der Religion statuirt wird, und es ein Sündenland; besser wäre die Jugend auf Frankfurth und Halle zu senden und dorten brave und tüchtige Theologos zu machen — Zur Fortpflanzung Gottes Reichs und seines Worts muß man die Kinder nicht außer Landes schicken u. s. w." 20.

Portugals neueste Literatur.

Über die literarischen Bestrebungen in Portugal enthält das „Athenaeum" eine interessante Correspondenz aus Lissabon, aus der wir hier einige Auszüge geben: „In der gegenwärtigen Literatur Portugals spiegelt sich seine Stellung unter den europäischen Nationen durchaus getreu wider. Sie ist eine gebrochene Lyra, welche nur gelegentlich einen melodischen oder klagenden Ton von sich gibt. Außer den Feuilletons und den aus dem Französischen übersetzten und einem halben Dutzend von Walter Scott'schen Romanen ist wenig, was Aufmerksamkeit erregen könnte. Für den Zweck poetischer Composition ist das Portugiesische eine der geeignetsten Sprachen Europas. Die jetzigen Portugiesen haben viel Witz und Einbildungskraft; es fehlt ihnen nur die Anwendung davon und Energie; und wenn diese erst wieder geweckt sind, so sehe ich nicht ein, warum man an der Wiedergeburt der portugiesischen Literatur verzweifeln sollte. Es existiren Proben von aller nur möglichen Gattung der Composition, des Styls, des Gegenstandes und Metrums. Die italienische ottava und terza rima blühen hier auf einem verwandten Boden, und Barreto's Übersetzung der „Äneide" im erstern Versmaß ist vortrefflich. Das Sonett ist, meinem Gefühle nach, vollkommener in dieser Sprache als im Italienischen, da das Portugiesische mit dem Wohllaute des letztern mehr Klangfülle und Majestät vereint. Wir nennen nur die hundert Sonette von Bocage, welche in keiner Sprache übertroffen sind. Da Cruz hinterließ Pindarische Oden, trefflich auf die Thaten der portugiesischen Helden angewendet, und ein burleskes Heldengedicht „Hysope", welches in Stoff und Behandlung mit Butler's „Hudibras" und Boileau's „Lutrin" wetteifert. Man hat ausgezeichnete Nachbildungen von lateinischen Hexametern, Pentametern und Horazischen Versmaßen von Ferreira und Andern." Hierbei erwähnt der Correspondent, daß die Verwandtschaft des Portugiesischen mit dem Lateinischen diese Nachbildung von antiken Versmaßen begünstige, die im Englischen ganz unmöglich sei, während dieser Proceß im Deutschen selbst Genies wie Schiller und Goethe nicht vor Monotonie geschützt habe. Einige dieser Nachbildungen von lebenden portugiesischen Literatoren fand er zu seinem Erstaunen prosodisch genau und doch durchaus wohllautend und klangvoll. „Die so süßen und eleganten Gedichte des Gonzaga", fährt er weiter fort, „haben ihm mit Recht den Beinamen des portugiesischen Anakreon verschafft. In J. A. de Macedo erkannte man einen kräftigen Satiriker, beißend wie Juvenal und furchtbar wie Churchill." Auch erwähnt der Correspondent noch die Bearbeitung französischer Stücke für die Bühne, die gewöhnlich wörtlich ist. Die Kritik ist sehr gefällig, und wenn ein Portugiese eine einactige Farce übersetzt und auf die Bühne gebracht hat, so darf er gewiß darauf rechnen, in den Journalen lesen zu können: „Em lingoagem Portugueza corrente e casta" (fließend und rein). Der Correspondent verbreitet sich noch über das wohlbekannte und berüchtigte Laissez aller der Portugiesen in der Rechtschreibung. Der Autor eines Buchs findet sich bald author, bald auctor, bald autor, ja selbst outor geschrieben. Curios ist die Zusammenstellung der verschiedenen Arten, wie man das portugiesische Wort für Salat schreibt. Man findet: sallada, oder selada, oder salada, oder selladda, oder salladda, oder seladda, oder saladda, oder çellada, oder çallada, oder çalada, oder çelladda, oder çallada, oder çelada, oder çaladda, oder sillada, oder siladda, oder silada, oder çillada, oder çilladda, oder çilladda, kurz auf mehrerlei Art, wie der Correspondent bemerkt, als der Franzos den Salat bereiten kann. Der Brite hat aber um so mehr Vertrauen auf die poetische Wiedergeburt der Nation, da die Portugiesen, wie er annimmt, der legitimste Sproß des lateinischen Stammes seien. Jetzt blüht, ähnlich wie in Deutschland, aber gestachelt von frappantern und lebhaftern Bewegungen, vorzüglich die politische Poesie, und die Restauration der Charte brütete in den Journalen eine Unzahl von Sonetten aus. 5.

Literarische Notizen.

Unter den neuern englischen Dramen zeichnet sich vorzüglich aus: „King Victor and King Charles", von Robert Browning, ein Drama, welches die zweite Abtheilung von dessen „Bells and pomegranates" — der Titel ist pretiös genug! — bildet. Das Verhältniß zwischen Victor Amadeus, Herzog von Sardinien, und Karl Emanuel, dessen Sohn, bildet den Inhalt und die Grundlage des von schönem Enthusiasmus zeugenden und kräftig versificirten Stücks. Karl Emanuel hat jedoch eine auffallende Ähnlichkeit mit Schiller's Don Carlos — wie selbst englische sonst lobende Kritiken eingestehen —, während dessen Gemahlin und Rathgeberin Polyxena nichts als ein weiblicher Posa ist. Auch der treffliche Wordsworth hat die englische Poesie mit einem Drama bereichert. Es trägt den Titel „The borderers" und ist in seinen neu erschienenen „Poems chiefly of early and late years" enthalten. Diese Tragödie ist eine frühreife Jugendarbeit, welche mehr als 50 Jahre unter Wordsworth's Papieren unbeachtet gelegen hat. Die Idee hat eine gewisse griechische Erhabenheit und legt dar, wie Verbrechen Verbrechen in einem unter einem Fluche ruhenden Geschlechte erzeugt. Wordsworth's Genius ist kein eigentlich dramatischer; in dieser Tragödie verliert sich die Handlung öfter als nöthig ist in Betrachtung und büßt darüber den festen dramatischen Fortschritt zum Ziele ein. Aber das Stück hat viele schöne Stellen, poetischer Geist durchhaucht es und Manches läßt schon den Meister Wordsworth erkennen. Ferner erschien: „Plighted troth; or, a woman her own rival, a dramatic tale." Die Vorrede belehrt uns, daß das Drama ursprünglich nicht für die theatralische Darstellung bestimmt war, dennoch wurde es, wie ein englischer Berichterstatter sich ausdrückt, zum Theatre „verurtheilt" und im Drury-Lane-Theater dargestellt. Das Stück scheint wenig gefallen zu haben, die Handlung wird vom Dialoge zu sehr aufgehalten, doch entwickelt es eine entschiedene dramatische Kraft. Unbedeutender ist „Leoni", ein fünfactiges Drama, welches indeß den Namen eines Drama kaum verdient. Auch hier überwiegt die Contemplation, und zwar in ungebührendem Maße. Hier und da zeigt indeß der Verf. Spuren von Kenntniß menschlicher Leidenschaft; unter vielen Gemeinplätzen heben sich einzelne Gedanken hervor, die, wenn auch nicht originell, gut gedacht und ausgedrückt sind, die Versification ist im Ganzen lobenswürdig und die Sprache zeigt, daß der Verf. nicht ohne Vortheil für die Kunst des dramatischen Styls seine Muster studirt hat.

Ralph Wardlaw gab heraus: „Lectures on female prostitution; its nature, extent, effects, guilt, causes and remedy." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 326. — 22. November 1842.

Über den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat, von der Stiftung der Kirche bis zur Gegenwart. Ein Versuch in drei Büchern von Fr. Joseph Buß. Erster Theil. Von der Stiftung der Kirche bis zu den ersten Reformbestrebungen in der abendländischen Kirche. Freiburg, Wagner. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat will Hr. Prof. Buß zu Freiburg im Breisgau uns darstellen, von der Stiftung der Kirche bis zur Gegenwart. Ein schönes Unternehmen, und groß, umfassend, vielfach wichtig. Ich kenne fast keins, dessen tüchtige, glückliche Ausführung mir willkommener sein, dankenswerther erscheinen würde. Es fehlt an einem Werke — vielleicht ist es nicht geschrieben, weil sich Niemand die schwierige Lösung der Aufgabe zutraute —, das zur Befriedigung der denkenden Christenheit, also in echt historischem und philosophischem Geiste, den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat schildert. Dies will Hr. Prof. Buß — oder vielmehr, er will es nicht; er will schildern den Einfluß der abendländischen Kirche oder eigentlich ihrer Hierarchie auf Recht und Staat. Alles erwogen, will er dies jedoch auch nicht, sondern unter dem Scheine einer Darstellung, wie er sie ankündigt, für Ehre, Einfluß oder Nutzen des Katholicismus oder Ultramontanismus wirken. Oder aber, er hat im Grunde nur an sich selbst gedacht — vielleicht ohne allen bestimmten Zweck nur mit seiner Geisteskraft und Belesenheit ein Spiel des Geistes beginnen wollen. Oder mag sein, daß er an einem Exempel zeigen wollte, wie ein Buch über den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat nicht geschrieben werden müsse, oder endlich —

Doch genug der Hypothesen! Eine bestimmte Meinung aber auszusprechen über Hrn. Buß' eigentliche Tendenz, werde ich mich wohl hüten. In einem frühern Werke änderte er seine Meinung im Anfange, in der Mitte und am Ende, von dem in Rede stehenden liegt mir aber erst der Anfang, der erste Theil, vor, und es gehört ein größerer Überfluß an Scharfsinn dazu, als ich ihn besitze, den Zusammenhang und die Consequenz der Ansichten, Behauptungen, Äußerungen und Andeutungen des vorliegenden Werks zu entdecken, sofern man anders Hrn. Buß nicht mehr Absichtlichkeit beimessen will, als sich mit der Höflichkeit verträgt.

Eine Geschichte der Einwirkungen des Christenthums auf Recht und Staat, wie sie sein soll, würde mit vollkommener Offenheit auch und namentlich zu erzählen haben, wie nachtheilig, zerrüttend, corrumpirend ein verfälschtes, verirrtes, misverstandenes und misbrauchtes Christenthum auf Recht und Staat gewirkt. Auch ich bin überzeugt, eine solche Geschichte würde (trotz ihrer Unbefangenheit und Wahrheit) nein — würde eben bei ihrer Unbefangenheit und Wahrheit erst eine wahrhafte, tiefen Eindruck machende Apologie des Christenthums, jedoch zugleich auch eine lehrreiche Verdammung alles Afterchristenthums werden. Sie würde aber freilich das Gegentheil von einer Geschichte sein, wie Hr. Buß sie zu schreiben angefangen hat; denn seine begonnene ist eine Geschichte, welche gar keine Geschichte ist, sondern eine formlose Zusammenstellung historischer Notizen zum Zweck der Unterstützung eines Raisonnements, das fortwährend in die geschichtliche Untersuchung und Darstellung hineinspringt, die Fäden abreißt, Alles durcheinanderwirrt, den Spiegel des gegebenen geschichtlichen Elements trübt und die ganze Darstellung schief und unwahr macht, so viel Wahres darin auch enthalten, das jedoch nur deshalb da ist, um zuletzt eine Unwahrheit zu produciren, welche nach Möglichkeit die äußere Gestalt der Wahrheit nachahmt. Da die Phantasmagorie auf Täuschung berechnet oder doch zu täuschen geeignet ist, und da von mehren Seiten, nicht ohne verdächtigen Zusammenhang der einzelnen unschuldigen Bestrebungen, daran gearbeitet wird, gerade die Täuschungen hervorzubringen, auf welche es auch hier abgesehen zu sein scheint, so ist es — aber aus keinem andern Grunde — wol der Mühe werth, noch ein paar Augenblicke bei Betrachtung des kleinen Ungeheuers von Buch zu verweilen, nicht um demselben in alle seine Irrgänge zu folgen, was ebenso langwierig als langweilig, und ebenso langweilig als unnöthig sein würde, sondern nur, um seine Gestalt zu signalisiren, ihm hier und da bis an einen Schlupfwinkel zu folgen — und dann darin verschwinden zu lassen.

Ich habe das Werk ein kleines Ungeheuer von Buch genannt, und das ist ein von dem Verf. mir sehr nahe

gelegter Ausdruck für einen Gedanken, dessen ich mich, offen gestanden, nicht rühmen darf, sondern den er vielmehr zuerst gehabt und den ich also ihm verdanke. Am Schlusse der Vorrede von 88 Seiten, die „das Allgemeine aus dem dritten (und letzten) Buche schon vorgenommen", weist er selbst ausdrücklich hin auf die, den Schatz der Weisheit der Kirchenväter kaum berührende, den Einfluß der Kirche auf die einzelnen Institutionen des Rechts und des Staats nicht in das Besondere und nicht kritisch genug nachweisende, die entgegenstehenden Ansichten selbst über das Allgemeine nicht anführende Mangelhaftigkeit, die Formlosigkeit des, ursprünglich in der Form von zwei Abhandlungen in der freiburger „Zeitschrift für Theologie" erschienenen Buchs. Ich füge, allen Widerspruch meidend, vielmehr diese seine Hinweisung als vollkommen richtig bescheinigend, hinzu, was hierher gehört und was er nicht sagt, nämlich daß auch die Schreibart verworren, holperig, excentrisch und an vielen Stellen abscheulich ist, namentlich in der Vorrede, die das Allgemeine des letzten Buchs schon vorwegnimmt und sich weiter dahin äußert, der „schwache" Versuch solle „in die zerrissene, parteiendurchwühlte Welt, wenn auch ohne jedes andere Verdienst, doch mit dem seiner (des Verf.) Gesinnung" hinaustreten. Indeß soll der schwache Versuch doch auch noch weiter ein Zeichen der Hoffnung, des Vertrauens sein, die Staatsleitung mahnen, die Führer der Völker warnen u. s. w. Auch hofft Hr. Buß, daß der Versuch in einer Zeit wie der unserigen Aufmerksamkeit finden werde, woraus doch erhellen möchte, daß der bescheidene Urheber des schwachen Unternehmens ein ziemliches Vertrauen zur Stärke desselben hegen dürfte, worin man ihn leider nicht zu bestärken vermag. Aber das ist ganz richtig, die Gesinnung ist die Hauptsache; auf dem Baume der Gesinnungslosigkeit reift keine gute Frucht, wachsen nur taube Nüsse, was sogar noch der beste Fall ist. Der Geschichtschreiber und Philosoph, dem Gesinnung, Charakter mangeln, bringt kein gutes, kein wirksames, allerwenigstens kein wohlthätig wirkendes Buch zu Stande, und wenn er noch so gelehrt, belesen, urtheilsmächtig und geistreich wäre. Die eifrigste und die aufrichtigste — weil keine Inconvenienz, ja selbst den bösen Schein und die üble Nachrede nicht scheuende — Gesinnung ist aber sicher die beste und in der Regel bei Denen zu finden, die von einer Richtung oder Partei zur andern übergehen, zu welchen Übergängern auch Hr. Buß gehört. Er war, mit Erlaubniß zu sagen — und wie hätte ein junger freiburger Professor in der Zeit des Glücks und der Blüte des badischen Liberalismus es nicht sein können? — so gut wie Andere ein „Liberaler", erkannte jedoch seinen Irrthum und trat, ebenmäßig zur Fahne des Ultramontanismus schwörend, offen und muthig auf die Regierungsseite, sobald der Stern des süddeutschen Liberalismus zu erbleichen begann. Nun geschah es, daß er in die Kammer gewählt wurde, und man erwartete große Dinge von ihm. Es verging indeß eine lange Zeit, er schwieg und blieb Philosoph. Allein es erschien als eine Nationalcalamität, daß Sièyes schwieg; es schien, man erinnerte, man drängte ihn Thaten zu thun gemäß dem neugeschlossenen Pact, und er redete und hob an mit einer glänzenden Rechtfertigung seiner ehrlich gestandenen Bekehrung. So wenig aber wußte die Kammer Gesinnung und echtes Verdienst zu würdigen, daß schallendes Gelächter erfolgte, und so wenig gefiel Hrn. Buß dieser unfeine Willkommen, daß er, so viel ich weiß, die Kammer keiner zweiten Rede würdigte. Wol aber ist er nunmehr rücksichtslos in der Vorrede von 88 Seiten an mehren Stellen durch kühne Ausfälle gegen den Liberalismus und das ganze constitutionnelle Wesen zu Felde gezogen und gedenkt desselben nur mit sichtbarer Empfindlichkeit, was man sehr natürlich finden muß; wol aber zeigt er sich der neuen Fahne treu auf allen 88 Seiten besagter Vorrede und (bis jetzt) in dem ihr angehängten Buch, wenn er sich auch noch nicht vollkommen sicher auf dem neuen Terrain zu fühlen scheint, sich ein wenig verschämt auf demselben bewegt, oder aber durch gewisse Concessionen an die verlassene Richtung für dasselbe um so sicherer zu gewinnen trachtet, oder vielleicht zum Zeichen einer edeln Seele die gerechte Abneigung gegen den aufgegebenen Liberalismus und dessen Freunde mäßigt, ja zur Versüßung der, selbigem zugeworfenen Zornblick noch ein wenig mit ihm liebäugelt.

Ich habe schon angedeutet, wie Hr. Buß neuerdings das Heil in der Rückkehr zur hierarchischen Weltansicht und Beherrschung sucht, die er jedoch hübsch glättet, polirt, schafspelz-umwickelt, mit Einem Worte so darstellt und empfiehlt, wie die Gegenwart sie ertragen, sich gefallen lassen dürfte, woran er klüglich thut, wofür er von dem Herrn — der ultramontanen Partei nämlich — gelobt werden muß. Dies auch noch in anderer Hinsicht. Schon einmal hat die Taktik sich glänzend bewährt, den Leuten und zumal den Häuptern bange zu machen vor dem die Völker beherrschenden Geiste der Neuzeit. Wo aber könnte sie glücklicher angewendet erscheinen als bei der Tendenz, welche Hr. Buß neuerdings verfolgt? Äußerst preiswürdig und gewandt bemüht er sich der Heerde und den Hirten den lebhaftesten Schrecken einzujagen, damit sie in den Pferch der alleinseligmachenden Kirche eilen und in demselben Schutz und Rettung unter dem Krummstabe der Hierarchie suchen.

Und dies geschieht zunächst in der Vorrede, die sich „zugleich als Skizze einer moralischen Statistik der gegenwärtigen Gesellschaft und als eine Betrachtung der socialen Sendung der Kirche in der Gegenwart" ankündigt. Sie liefert ein „Krankenbild" der letztern, vor welchem man sich allerdings entsetzen muß. Das Christenthum tröstet Einzelne, den Gesellschaften droht es immer fremder zu werden (?); diese haben auf einem entgegengesetzten (?) Grunde das Princip ihrer Leitung aufgestellt. (Dies der schief hingestellte Gedanke.) Alles und Alles ist krank. So das Völkerrecht (man muß ihm freilich oft genug beipflichten). So wird im öffentlichen Recht „die constitutionnelle Panacee zur Corruption des öffentlichen Geistes und Privatgewissens". Hr. Buß hat, wie

wir gehört, selbst in einer constitutionellen Kammer gesessen, er redet hier aus Erfahrung, man muß ihm um so mehr glauben.

Ich frage Diejenigen — ruft er aus — die auf diesen legislativen Bänken gesessen, ob sie die Jungfräulichkeit ihres politischen Gewissens nicht, dem Lagerrufe folgend, durch Zugeständnisse an ihre Partei versehrt haben?

In welchem Maße mag das aber bei langjährigen Kammermitgliedern und häufig Redenden der Fall sein, da sich die Wahrheit Hrn. Buß schon durch seine erste und letzte, seine Jungfernrede aufgedrungen.

Beim Zwecke des Bangemachens kann ein wenig Übertreibung nicht schaden, ist vielmehr nothwendig; doch darf man des Guten auch nicht zu viel thun, und scheint er doch zu thun, wo er, nachdem er weiter von dem Immergrößerwerden der Ausländerei (?), dem Wüthen der Wissenschaft gegen sich selbst gesprochen, wehmüthig klagt, wie auch Gewerbe und Handel und Landbau die Wunde fühlen, wie die arme Erde aus ihrer Ruhe herausgerissen wird und einen „rationellen Raubbau" ertragen soll. Und dann die — Ablösungen! Es ist in der That erschrecklich! Doch noch viel mehr! Das allgemeine Leiden, ein sociales, ist durch politische Mittel nimmer zu beschwichtigen, alle großen, weisen, politischen Gedanken fehlen, unsere Civilisation ist ganz faul, von allen Seiten bricht die Flut des Verderbens herein (was zum Theil wahr und ganz undiplomatisch grob, zum Theil halb wahr und halb gespensterseherisch ist). Früher (wann? etwa in den Zeiten der allgemeinen Fehde?) war es so viel besser; da gab es eine Staatsgewalt mit Autorität (mit größerer als jetzt?), einen Klerus, einen Adel! (und neben demselben eine Staatsgewalt mit mehr Autorität als jetzt?) Das ganze Leiden besteht in Glaubensmangel, den neuen Überzeugungen seit der — von einer Minderheit der Mehrheit (seltsamerweise) aufgedrungenen — Reformation fehlte die Gewährschaft tausendjähriger Bezeugung — —

Hier aber folgen wir lieber nicht weiter, da der Boden gar zu schlüpfrig zu werden anfängt. Die Behauptung von der, durch eine Minderheit der Mehrheit aufgedrungenen Reformation enthält denn doch eine gar zu kolossale Zumuthung an den Glauben der unterrichteten Gegenwart. Die wirkliche oder angebliche tausendjährige Bezeugung des alten Glaubens bewährte sich eben auch nicht, da sie ja die neuen Überzeugungen nicht zurückzuhalten vermochte. Die ganze Erhebung der Reformationsepoche, wie jeder Schüler nachgerade weiß und kein ehrlicher und unbefangener Geschichtskenner leugnet, war gegen Lehren und Institutionen, oder vielmehr gegen dogmatische und kirchliche Ausartungen der spätern christlichen Jahrhunderte, gegen Misverständnisse und Entstellungen gerichtet, denen die tausendjährige Bezeugung eben fehlte und der Widerspruch gerade der erleuchtetsten und edelsten Lehrer und Glieder der Kirche nie gefehlt hatte. Und hiervon abgesehen, — sollte es nicht bedenklich sein, den neuen reformatorischen Überzeugungen die mangelnde Gewährschaft tausendjähriger Bezeugung vorzurücken? Wie, wenn die Juden den Vorwurf gegen die neuen Überzeugungen des Christenthums wenden? Er war verzeihlich im 16. Jahrhundert, jetzt aber ist er obsolet und nur verwunderlich und für einen Philosophen oder philosophischen Geschichtschreiber fast schimpflich, weil gar zu kindisch. Schon Luther sagte von ihm: die alten Propheten hätten ihn auch hören müssen.

Wenn der Zeiten Länge sollte genugsam sein zur Ausrede, hätten die Jüden die allerbeste Sache wider Christum gehabt, daß Lehre anders war denn sie in 1000 Jahren gehört hatten: auch hätten die Heiden billig die Apostel verachtet, dieweil ihre Vorfahren mehr denn 3000 Jahr viel anders geglaubt hatten. Sie sind Mörder, Ehebrecher, Diebe blieben von Anfang der Welt, bleibens auch bis ans Ende: solls darum recht sein?

Hier also kann und muß Hr. Buß mit Protest und einem testimonio paupertatis zurückgewiesen werden, wogegen es bestens acceptirt werden mag und wird, wenn er Diejenigen wirklich recht gut widerlegt, die eine unbedingte Rückkehr in das Mittelalter wollen, wogegen er seinerseits Fortbildung will. Doch — jene Widerlegung war leicht und leicht über das Herz zu bringen. Man richtet zu offenbar nichts aus, wenn man zu viel — wenn man unbedingt ins Mittelalter zurück will. Beschauen wir aber das Ding etwas genauer, das Hr. Buß, der hier doch wieder zu fein ist, um sich den Unbedingten anzuschließen, Fortbildung nennt.

Es kommt Alles darauf an, dem Volke einen socialen Glauben zurückzugeben. Wie geschieht das? Dadurch daß das Positive und Corporative wieder zur Geltung gebracht wird. Die Volksschule muß wieder unter die Kirche gestellt, für die Gelehrtenschulen ein freier Lehrorden geschaffen, an die Universitäten müssen nur positiv gesinnte Lehrer berufen, die so unsaglich misbrauchte Presse muß moralisirt werden; denn die Censur (ein merkwürdiges Geständniß!) thut es nicht, die Regierungen misbrauchen die Presse wol selbst u. s. w. Die letztern müssen vor Allen Glauben haben, die Beamten dem Glauben derselben folgen, statt ihnen zu opponiren; durch Corporationen des Adels u. s. w. ist der Gesammtglaube in das Asyl nationaler Sitte zu tragen u. s. w.

Dies die Mittel der Restauration. Aber der Widerstand? Wie kann er gebrochen werden? Allein durch die Kirche, worin eben die sociale Sendung derselben besteht. Der Anfang ist mit der körperschaftlichen Restauration der Kirche selbst zu machen. Der Staat ist unglücklich gewesen in Leitung der Dinge, die er ihr entzogen. So im wirthschaftlichen Kreise. Die Gewerbsherren und Arbeiter müssen moralisirt werden, die Geistlichen dabei das Beste thun, im Landbau vorleuchten, der Gesundheitspflege sich annehmen u. s. w., aber wohl zu merken, man darf ihnen das Strafrecht nicht verkümmern, sowie die gesellschaftliche Leitung der Kirche besser werden muß und zu diesem Zwecke die Disciplinargewalt ihr zurückzugeben ist u. s. w., wie denn überhaupt die Kirche selbständig sein soll. Hierarchie ist jedoch ganz und gar nicht zu fürchten (freilich nicht von der kirchlichen Selbständigkeit — ob aber auch nicht vom geistlichen Strafrecht und

dergleichen, ist eine andere Frage), der gemeinsame Feind ist die Glaubenslosigkeit. Die Kirche hat in christlichem Geiste das Geistliche und Weltliche geschieden (nicht auch in unchristlichem Geiste Beides vermengt, wie es jetzt vielfach der Staat thut — nicht die Welt sammt dem Geiste zu beherrschen getrachtet?), der zwischen Kirche und Staat obwaltende Verdacht ist mehr historisch als wesentlich (nur werden u. A. Bücher geschrieben, zeigen sich Tendenzen, die ihn nicht wenig nähren), er stammt aus dem Mittelalter, wo Staat und Kirche unbestimmt untereinander lagen — was nun abermals etwas sonderbar ist. Hier am Ende der Vorrede liegen Staat und Kirche im Mittelalter unbestimmt untereinander, im Anfange derselben war im Mittelalter Alles so organisch geordnet. Wir dürfen es indeß mit kleinen Widersprüchen bei Hrn. Buß so genau nicht nehmen, nicht etwa die Vorzüge logischer Consequenz, wissenschaftlicher Harmonie u. dergl. von ihm fodern. Er hat ja selbst auf jedes andere Verdienst als das der Gesinnung verzichtet. Dies beiläufig. Die Hauptsache ist ihm die Aufgabe, gegen die Geschwächtheit der Autorität zu kämpfen. Die Geschichte ist „rückwärts gewandte Prophetie". Die Geschichte des Einflusses des Christenthums soll „der Kirche ihre soziale Arbeit vorführen". Da haben wir die Tendenz, welche Hrn. Buß leitet, und fügen wir nun hinzu, daß er, sobald und wo es ihm convenirt, dem Christenthume die katholische Kirche oder Hierarchie unterschiebt, so ist auch Dem, der die Gabe der vorwärts gewandten Prophetie nicht besitzt, vollkommen klar, was für eine Geschichte des Einflusses des Christenthums er zu erwarten hat, nämlich eine durch und durch befangene, einseitige, unbrauchbare.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Ein Traum der Zeit. Leben und Phantasie. Dresden und Leipzig, Arnold. 1842. Gr. 12. 1 Thlr.
2. Aus dem Leben und den Schriften des Magisters Herke und seines Freundes Mänle. Mitgetheilt von dem Dritten im Bunde. Landshut, Vogel. 1842. 8. 15 Ngr.

Zwei Gründe veranlassen uns diese beiden Bücher nebeneinander zu stellen. Erstens weil beide anonym erschienen sind; zweitens weil beide offenbar mit falscher Prätension auftreten. Es sind in unserer deutschen Literatur nicht wenige der größten Autoren anonym aufgetreten; selbst Schiller bezeichnete seine ersten Carmina mit einem Y; nicht wenige der bedeutendsten Werke sind noch in neuester Zeit ohne Angabe des Verfassernamens erschienen, ich erinnere nicht an die Verf. von „Godwie-Castle", sondern an Schleiermacher's „Reden" und an Zschokke's „Stunden der Andacht". Die Autoren der zwei oben angegebenen Bücher wollen wahrscheinlich auch erst später ihre Vaterschaft bekennen; aber ich meine, sie werden dann die Hand vor das Gesicht halten oder halten müssen. Jedes Buch, das gedruckt wird, muß eine nothwendige Existenz haben. Diese Nothwendigkeit aber liegt in der Befähigung, in dem Talente, in der Genialität des Autors, theils in dem Gegenstande und in der Art, wie derselbe behandelt ist. Es gibt zwar jetzt Autoren für Kinder, für Damen, für Handwerker, für Gewerbtreibende, und manches nützliche Buch mag von ihnen ausgehen; der Literatur gehören nur wenig Bücher an; die zwei oben bezeichneten gewiß nicht. Es ist nicht Aufgabe der Kritik, zu lehren; sonst müßten wir den zwei anonymen Verf. sagen, daß alle Erfoderniße zur Autorschaft, als da sind Erfindungskraft, Darstellungsgabe, Arrangirfähigkeit, Verschmelzung von Subjectivität und Objectivität ihnen abgehen. Der Verf. der ersten Schrift versteht es gar nicht für seine Personen zu interessiren; es sind auch gar keine Personen, die er vorführt, sondern nur Dutzendmenschen möchte ich sagen. Es wird in dem Buch über allerlei moderne Zustände, Verhältnisse und Vorkommnisse raisonnirt, über Literatur und Literaten, über Jean Paul, über Lord Byron, über moderne Ehen, über Burschenschaft, über Blasirtheit und über die Propaganda, aber mit einer Oberflächlichkeit, die man heute weder einem Spießbürger noch einem Edelmann verzeiht. Von der confusen Art dieses durchaus interesselosen Buches zeigen Stellen wie diese. Es ist von einer Dame die Rede und der Verf. sagt: „Es war mir, als stände ich vor einer griechischen Antike; plastisch war ihre ganze Erscheinung, wie umgürtet mit dem Zauber längst begrabener, schöner Zeiten. Doch unser Auge ist so sehr an das Mittelmäßige, Profane gewöhnt, daß wir nur staunend vor der erhabenen, wahren Schönheit stehen, uns erst mit ihrer Vollendung vertraut machen müssen, und Zeit bedürfen, um an ihr zu erwarmen."

Das zweite Buch nimmt gar nicht einmal den Anlauf, sich aus der ordinairsten Trivialität zu erheben. Es erzählt von einem Schulmeister, der gern Professor werden wollte, auch den Versuch macht, aber glücklich ist, als er seine aufgegebene Schulmeisterstelle wieder hat. Eine solche Trivialität, wie die in diesem Buche, ist tödtend; kein Schulknabe kann schlechtere Compositionen machen. Es ist wahrhaft schmählich, solche Sachen drucken oder gar lesen zu müssen. II.

Neue englische Dichter.

Die poetische Literatur zeigt sich in England gegenwärtig äußerst fruchtbar. Wir nennen Meason Laing's „Hours in Norway", worin Öhlenschläger's „Axel und Walburg" übersetzt ist, obgleich ein wenig matt. Des Dichters eigene Verse haben Melodie und sind gefühlvoll, obgleich wenig neu und originell. Von der Mrs. K. A. Wase, einer Amerikanerin, welche eine fruchtbare und populaire Mitarbeiterin an amerikanischen Journalen ist, erschien: „The power of the passions, and other poems", die durch einen gewissen nationalen Charakter anziehend sind. Ein ebenso kleines als absurdes Buch dagegen ist: „One centenary of sonnets dedicated to Her Most Gracious Majesty Queen Victoria", von Hawkins, eine Sammlung der „extinct monsters of the ancient earth", wie ein englisches Journal sich ausdrückt, ebenso seltsam als desselben Verfassers „Memoirs of Ichthyosauri and Plesiosaury"; der Verf. hat darin die alten Sonettisten tüchtig ausgebeutet. Ein anderes: „Book of, sonnets", von A. M. Woodford, enthält eine Menge ausgewählter Sonette aus alten und neuen Dichtern und dient als Ergänzung zu Housman's ähnlicher Sammlung. Robert Gun Cunningham gab heraus „Wanderings", vor längerer Zeit auf einer Reise durch die Schweiz geschrieben. Voltaire, Byron, Napoleon und die Wunder der Schweizerlandschaften sind die Hauptgegenstände, die der Dichter besingt. In Allan Slater's „Shadows of thought" ist der Ton familiair bis zur Impertinenz. Die Engländer charakterisiren dergleichen Poesien mit der Bezeichnung „Manchesterpoesie". Von H. Cook's „Pride, or the heir of Craven", einem Heldengedicht oder Roman in Versen, ist nicht viel Gutes zu sagen; besser ist Mary Chalmor's „Walter Gray, a ballad". Dagegen zeichnet sich Samuel Mullen's „Cottager's sabbath" durch schöne poetische Gemälde und anmuthige Verse aus, zugleich auch durch mehre in Kupfer gestochene Vignetten von höchster Vollendung, nach Warren's Zeichnungen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 327. — 23. November 1842.

Über den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat, von der Stiftung der Kirche bis zur Gegenwart. Ein Versuch in drei Büchern, von Fr. Joseph Buß. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 326.)

Es ist sehr zu wünschen, daß die guten, in der Hitze des Glaubenskampfs und der Kühle der Aufklärungsperiode verkannten Seiten der mittlern Jahrhunderte und der staatlichen Ordnung, der Kirche und Hierarchie derselben immer mehr wieder erkannt und immer gerechter gewürdigt werden: schönmalerische, schmeichelnde Darstellungen aber wie die von Hrn. Buß helfen dazu nicht blos nichts, sondern sind der Erreichung des Wünschenswerthen nachtheilig. Hr. Buß hat für so offenkundige Thatsachen, wie die, daß die Kirche beide Ordnungen auch wol geradezu umkehrte, ein christliches Khalifat zu errichten trachtete, daß die Hierarchie, vom gemeinsten Interesse geleitet, willkürliche Satzungen aufnöthigte, in die Entwickelung des volksthümlichen Rechts, der Nationalität, Freiheit und freiheitlicher Institutionen der Völker, zumal der deutschen Nation, frevelnd und verderblich eingriff, häufig äußerst materiell strafte u. s. w., weder Augen noch Ohren. Nirgend hat das Christenthum (das Christenthum freilich nicht) die kirchliche und staatliche Ordnung miteinander verwechselt — die Strafen der Kirche waren stets rein geistig — der Papst ist nur Träger des Ewigen, seine Aufgabe war lediglich, die überkommenen (niemals neu aufgebrachte, zu Gunsten des Sonderinteresse der Hierarchie improvisirte) Gesetze zu allen Zeiten in alle Verhältnisse einzubilden — die Päpste, übermenschlich klug zu allen Zeiten, haben 18 Jahrhunderte die Wahrheit gegen die Gewalt vertheidigt, und das von einigen schlimmen Päpsten gestiftete Übel (auch das Haupt- und Radicalübel der Reformation, welche sie herbeiführten?) ist mit ihnen verschwunden — die Kirche wirkte in allen Kreisen segensreich, durch ihr Bußwesen, die Klöster u. s. w. — sie milderte den Krieg (veranlaßte niemals Bürgerkriege u. dergl.) — sie war der Todesstrafe entgegen (hat keine Scheiterhaufen angezündet u. s. w.) — sie gewährte der neu erfundenen Druckerei Schutz (und führte keine Censur gegen den freien Gebrauch derselben ein) — sie foderte von den Königen die treuste Verwaltung des Herrscheramts im Geiste des Christenthums (beileibe nicht der Hierarchie) — als Lothar auf dem gegen ihn versammelten Concil zu Aachen abgesetzt war, drangen die Bischöfe auf ein Regiment nach Gottes Willen und nicht nach der Willkür (woneben keine Rede ist von der Willkür und Anmaßung der Bischöfe, den nationalen Kaiser und Herrn abzusetzen, und von dem gerechten Widerspruche, den die Deutschen dawider erhoben) — nur dann steht es gut, wenn Königthum und Priesterthum Hand in Hand gehen (ah!) — die Kirche hat den Widerspruch consequent ausgeschieden (nie gewaltsam oder unmenschlich) — sie mußte ihre Macht in das weltliche Gebiet ausdehnen, um ihrem Berufe genügen zu können (vorhin hatte sie die beiden Ordnungen nie miteinander verwechselt) — die Bestimmung des Christenthums zur Weltreligion hat schlechterdings den Primat der römischen Bischöfe gefodert (und nie ist solcher Bestimmung der Papat und die einseitige Richtung, in welche er die Kirche hineinzwängte, hinderlich gewesen) — —

Das muß man sagen, Hr. Buß gibt weit mehr als er verspricht und erwarten läßt. Wie hätten wir von dem Geschichtschreiber des Einflusses des Christenthums auf Recht und Staat eine weitschichtige Lobrede auf das Papstthum und sein Wesen, seine Entstehung und Nothwendigkeit nebst sattsamer Polemik wider die Nichtzustimmenden und deren „Compendienkühle, Zweifelsfrost und Prosectoranschauung" billigerweise fodern dürfen? Wir werden jedoch durch solch opus supererogationis überrascht, denn es ist nebst andern ähnlichen da, ehe wir's uns beim Lesen versehen. Vielleicht aber überraschte sich Hr. Buß durch diese opera selbst zuerst: wenigstens fühlt er sich, von der Sache abgekommen, schon ein Mal (S. 29) zu dem Ausrufe veranlaßt: „Unversehends haben wir das Ende in den Anfang verrückt." Und so ist allerdings nicht wenig in dem ganzen Buche verrückt, das — worin mein Endurtheil besteht — im Ganzen durchaus verfehlt, ein Krebsbüchlein ist, das da zeigt, wie man eine Geschichte, dergleichen es verheißt, nicht schreiben soll. Schade um die unter so viel Spreu, Schwindel- und Dippelhaber verloren gehenden einzelnen guten Körner, die mancherlei guten Materialien und guten Gedanken, die das Buch enthält und verdirbt, weshalb man dem Verf. um derselben willen auch nur um so mehr

böse wird. Es ist in der That nur ein äußerst schwacher, gänzlich verunglückter Versuch, die deutschen Gemüther für den falsch verstandenen Katholicismus, die Hierarchie, den Ultramontanismus zu gewinnen. Dem Verf. bleibt in der That nur das Verdienst der Gesinnung. Möge es da gewürdigt werden und seinen Lohn finden, wo Hrn. Buß' Ritterschaft vom goldenen Sporn es zu erwarten scheint. Es wird freilich gewürdigt werden auch auf der andern Seite — zuverlässig aber nicht in einem Sinne, daß er seine Freude daran hat. Wenn ich indeß von meinem Endurtheile geredet, so bemerke ich nochmals ausdrücklich, daß dasselbe nur ein provisorisches, hypothetisches sein kann und soll, da ich mich vollkommen bescheide, schlechterdings nicht wissen zu können, ob Hr. Buß nicht im letzten Theile eine Philippika gegen das Papstthum und einen Panegyrikus auf die dermalige, hier im ersten Bande ins Schwarze gemalte Gegenwart liefert. Gefährlich ist er übrigens nicht. 33.

Der Mohr, oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden. Erster bis dritter Theil. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 1842. 8. 4 Thlr.

Diese drei Theile bringen noch nicht das Ende; dessenungeachtet geht deutlich hervor, daß es kaum möglich ist, so reichen Stoff auf ungeschicktere Weise zur Romanform zu benutzen. Der Mohr spielt eine so entschiedene Nebenrolle, daß man nicht begreift, warum er dem Buche den Namen geben mußte. Warum überhaupt die Romanform? da dieses Werk als geschichtliche Zusammenstellung schon reich genug an Interesse gewesen wäre, um jeden Leser zu fesseln. Der Verf. hat aus Memoiren, Chroniken, historischen Werken, ja wol auch aus Archiven den Stoff zusammengetragen; Alles, was er aber von sich selbst hinzugefügt, der Flügelschlag seiner eigenen Phantasie, hat das Ganze verdorben. Trotz dieses Ungeschicks bleibt doch das Werk eine der bedeutendsten Erscheinungen der Belletristik, indem es theils bekannte, theils nicht allgemein bekannte Facta aneinanderreiht und auf diese Weise den Charakter der Personen und Verhältnisse vervollständigt.

Der erste Theil beginnt mit dem J. 1751 und der dritte endigt mit 1789. In diesem Zeitraume sieht man zwei Könige den Thron besteigen; man lernt die herrschsüchtige Luise Ulrike, Friedrich's des Großen Schwester, kennen und ihren sanften, schwachen Gemahl, Adolf Friedrich, der die Versicherungsacte der Stände unterschreibt und unter dieser Bedingung König wird. Man sieht die ränkevolle Königin, die diese bedingungsweis gereichte Krone nicht ertragen kann und ihren Gemahl zur Intrigue und Verschwörung anregt; ferner den fruchtlosen Kampf des Königspaars gegen Senat und Reichsstände, sowie die Helfershelfer, worunter Brahe und Horn. Die Geschichte des schwedischen Volks ist auch die seiner Könige; die Geschichte der schwedischen Könige aber ist auch die ihrer Günstlinge. Besonders gut versteht sich nun der Verf., diese Günstlinge zu charakterisiren, indem er sie immer redend einführt und dadurch ihrem Verkehr mit dem Fürsten sowie den herbeigeführten Entwickelungen mehr Leben gibt. So entfalten sich auch die Glieder der königlichen Familie vor des Lesers Augen und werden ihm von der Kindheit an bekannt. Sophie Albertine interessirt mit ihrer unglücklichen Liebe zu Hessenstein, mit dem Liebesroman so nah dem Thron und dessen Folgen. Die Brüder des Königs sieht man in ihren Kinderspielen und spätern Richtungen. Das Misverhältniß zwischen dem Königspaar und dem Senat steigert sich von Tag zu Tag; der Eigensinn und die Herrschsucht der Schwester Friedrich's des Großen tritt immer mehr hervor, sowie auch ihre Ohnmacht, den mächtigen Feinden gegenüber, die ihrem Bruder, mit dem sie so oft gedroht, den Krieg erklärt und dem König die Einwilligung dazu abgenöthigt haben. Wir lernen auch den berühmten Beylon kennen, der als Vorleser der Königin aus Genf verschrieben ward, später den Vermittler in der königlichen Familie abgab und segensreichen Einfluß übte.

Gustav III. scheint der Verf. seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet zu haben, und man möchte glauben, das Aeltern-paar sei nur geschildert, um die Basis seines Charakters zu geben, sowie die Zeit vor seiner Regierung, um die mancherlei Erscheinungen seiner Regierung selbst zu motiviren. Seine Vermählung mit Sophie Magdalene, die öffentlichen Geheimnisse des Ehebetts, die Thronbefestigung, nebst Hofintriguen und Familienzwisten, werden theils in Dialogen, theils in authentischen Billets und in Erzählungsform mitgetheilt; man erkennt manchen Zug Friedrich's des Großen in dem Neffen, ohne dessen strenge, grausame Erziehung. Seine Briefe aus Versailles, seine Witzworte, seine Eigenheiten, seine Äußerungen bei Vergnügen und Ärgerniß, seine eigenthümlichen Bewegungen, das sich auf dem Absatz Herumdrehen, wenn ihn etwas erfreute, der Ausruf „foi de gentilhomme!" bei Überraschungen, werden dem Leser vorgeführt; Gustav III. ist das Bild in Lebensgröße und das Hauptstück des Buchs, dem alles Andere nur als Vorder- und Hintergrund oder Rahmen dienen sollte. Um die Verfassung aufrecht zu erhalten und sie heilsam für das Volk zu machen, hätte es entweder der vereinigten Bemühung des Königthums und der Volksmacht, oder wenigstens einer unerschütterlichen Einigkeit dieser letztern bedurft. Statt dessen bildete jedoch Adolf Friedrich's zwanzigjährige Regierung eine Kette von heimlichen Anschlägen und Versuchen des Hofes, um Uneinigkeit bei den Ständen und Mistrauen bei dem Volke gegen deren patriotische Bemühungen zu erregen, während die Stände ihre Zeit und Kräfte damit vergeudeten, sich, Partei gegen Partei und Individuum gegen Individuum, anzufeinden und in ihrer gegenseitigen Richtung zu kränken. Gustav III. erkannte bald den Weg, den er einzuschlagen hatte. „Er besaß Entschlossenheit, Festigkeit und Ausdauer. Er sprach mit Leichtigkeit, Feuer und Anmuth und hatte es sich von seinem ersten Auftreten an zur besondern Aufgabe gemacht, sich sowol beim Volke als bei jedem Einzelnen einzuschmeicheln, und sein Benehmen war ebenso verbindlich als elegant. Seine und des Königthums Anhänger bauten stets große Hoffnungen auf ihn; er war fast von seiner Geburt an der Abgott des Volks. Frankreich bot ihm in Folge genommener Abrede und gemeinschaftlicher Vortheile halber eine hülfreiche Hand; Preußen und Dänemark waren durch die Bande des Bluts mit seinen Planen verknüpft. Sein großes Selbstvertrauen und seine im höchsten Grade ausgebildete Verstellungskunst kamen ihm bei allen Unternehmungen höchlichst zu statten und sein erfinderischer Kopf hatte bei jeder Gelegenheit neue und überraschende Auswege in Bereitschaft. Dahin gehörten seine geheimen Wanderungen durch alle Theile der Stadt und seine Unterhaltungen mit allen Volksclassen, wodurch er sich die Gunst derselben zu erwerben wußte. Dahin gehörten auch seine öffentlichen Ermahnungen zur Einigkeit an die Mitglieder der Reichsstände, während er heimlich das Feuer der Zwietracht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nährte. Dahin gehörte sein rastloser Eifer, Alles mit eigenen Augen zu sehen, sich davon zu überzeugen, ob den vorhandenen Dienstregeln gehörig nachgekommen würde, ob man die Taxen nicht überhob und keine Art von Bedrückung oder Betrug übte; ja, er ließ sogar von unbekannter Hand Brot kaufen und es im Schlosse wiegen, um zu sehen, ob es auch das vorgeschriebene Gewicht enthalte. Dahin gehörten endlich auch die den Landeshauptleuten heimlich ertheilten Befehle, die Vertheilung des Getreides, welches die Stände den Gemeinden, die durch Misernten mit Hungersnoth bedroht waren, bewilligt, so lange wie möglich hinauszuschieben, oder gänzlich zu verabsäumen. Und indem er auf diese Weise die Frucht der Sorgfalt der Stände vernichtete, ließ er durch geheime Agenten das Volk noch gegen seine Vertreter aufwiegeln

und es auf die Sorglosigkeit derselben aufmerksam machen. „Es war in den Stunden der Gefahr, wo Gustav III. sich stets bewunderungswerth zeigte. Nie fehlte es ihm alsdann an Muth, nie war er schwankend über die zu nehmenden Maßregeln, nie verlor er den Kopf und nie stand er in solchen Augenblicken rathlos da. Er bezahlte stets mit eigener Person. Wenn die Gefahr vorüber war, sank er aber in seine Untugenden zurück und überließ sich den Eingebungen seines Leichtsinns, seines Egoismus und seiner unmoralischen Günstlinge.“ Die letzten Auftritte der Staatsumwälzung sind lebendig geschildert; Gustav III. ist unumschränkter Herrscher und gelobt, nur der erste Bürger eines freien Volks zu sein; indem er feierlichst der Alleinherrschaft entsagte, hatte er dieselbe so viel als möglich festgestellt.

Im zweiten Theile sieht man den König mehr im Privatleben, in den Zwistigkeiten mit der königlichen Mutter, in den Uneinigkeiten mit seiner Gemahlin, in den steten Geldnöthen, welche er durch verschiedene, nicht immer erlaubte Mittel zu heben sucht; in seinen Freigebigkeiten und Verschwendungen, in seiner Liebe zu den Wissenschaften, aber auch zu Luxus und Vergnügen, mit allen Auswüchsen des geistreichen Mannes, unter berühmten Männern, Hoffesten, Theaterinteressen, in Regierungsgeschäften und literarischen Arbeiten, mit Günstlingen und den Genossen seiner Ausschweifungen, die er „seine jeunes et chers roués“ nannte, und unter seinen ernsten Staatsmännern. Im J. 1786 wurde „der erste Bürger eines freien Volks“, stets abgeneigt, sich mit dessen Vertretern zu berathen, „von dem erstgeborenen Sohne des Despotismus“, wie Toll, des Königs Vertrauter, sich im Scherz nannte, dahin vermocht, die Reichsstände zusammenzurufen. Gustav III. jubelte, daß es ihm gelungen war, Senat und Stände unter seine Herrschaft zu bringen, während er selbst von ränkevollen Günstlingen geleitet ward. Diese bereicherten sich, indem sie Hofstellen und Staatsämter, ja sogar Pastorate verkauften, theils zu eigenem Nutzen, theils zum Nutzen der ewig geldbedürftigen Krone; immer neue Formen für neue Auflagen wurden erfunden; die Unzufriedenheit des Adels und der Reichsstände sieht man immer mehr sich steigern, sogar die Frauen beginnen laut ihre Meinungen gegen des Königs Maßregeln zu äußern, und Gustav läßt der Gemahlin seines Freundes Schröderheim verbieten, sich in Politik zu mischen; ja, er erlaubt sich sogar eine unwürdige Rache an ihrem Ruf, weil sie den Befehlen nicht nachkommt.

Die Kämpfe mit diesem Reichstag werden sehr umständlich geschildert. Gustav versäumt kein Mittel, das Volk gegen den Adel zu stimmen und sich so einen Rückhalt zu sichern. Die Bürde der zerrütteten Finanzen wird dem König immer schwerer zu tragen; die Mittel, dem Mangel abzuhelfen und nur das Nothwendige herbeizuschaffen, nehmen immer mehr ab, während die Zahl seiner Widersacher sich mehrt; den Festen und kostspieligen Freuden wird aber doch nicht Einhalt gethan.

Den Krieg mit Rußland hält Gustav für ein Rettungsmittel seiner Stellung zu Schweden, da er die Aufmerksamkeit von dem zerrütteten Finanzzustande ableitet und den Patriotismus der Schweden zu neuen Geldspenden anspornt. Sein Brief vom Bord des Amphion beweist, wie poetisch er diesen Kriegszug erfaßt, der doch eigentlich nicht zu seinem auf geistigen und physischen Genuß gestellten Charakter paßte. Armfelt äußerte einst über ihn: „Er ist foncièrement der größte coïon, den ich kenne, doch hindert dies ihn nicht, sich des qu'en dira-t-on halber einmal an die Spitze einer Escadron zu setzen und einen Angriff zu machen.“ Der König war indeß des Krieges müde, noch ehe dieser recht angefangen hatte, obgleich er sich während desselben mit ganz andern Dingen beschäftigte, unter Anderm sich die Materialien zu einer Erinnerungsrede auf Sten Sture, die die Akademie als Preisaufgabe gesetzt, zusenden ließ, um sie während des Feldzugs auszuarbeiten; er denkt an Tänzer und Tänzerinnen und deren Contracte, und verlangt, während seine Bataillone marschiren, nach Theaterneuigkeiten. Er läßt den Poeten Leopold und den Maler Desperz ins Lager kommen, „weil er zuweilen über andere Dinge als über Stroh und Heu, Mehl und Victualien sprechen muß“. Folgenden Brief schrieb er aus dem Lager: „Wir haben eine lebhafte Affaire gehabt und der Wahlplatz bot in der That einen poetischen Anblick dar, das schönste Entsetzen, das man sich vorstellen kann. Die Affaire hat den Russen weit mehr Leute gekostet, als ich nach Stockholm berichtet, denn ich kannte ihren Verlust damals noch nicht, sondern habe ihn erst später erfahren. Indeß habe ich versucht, den zweiten Gesang der ‚Henriade‘ zu übersetzen; ich fühle, die Arbeit schmeckt etwas nach Kriegsgeräusch. Den Bericht, welchen Heinrich der Elisabeth über die Unruhen in Frankreich abstattet, habe ich so rührend als möglich zu machen gesucht; ich bitte Sie, meine Übersetzung mit dem Original zu vergleichen und mir Ihre Meinung darüber zu schreiben.“

Bei dem nagendsten Kummer über eine verzweifelte Lage die Gedanken mit tausend und einer Nacht beschäftigt, dieselbe Freude über eine artige Schmeichelei in einer poetischen Epistel als über gewonnene Siege, metrische Übersetzungen in den Zwischenstunden des Kampfes und Sinn für das „schöne Entsetzen“ und „den poetischen Anblick“ auf einem Wahlplatze, wo jedes blutende Opfer zu seinem Gewissen sprechen sollte! So war Gustav III.

Die durch den Sieg bei Hogland eingelegte Ehre hatte das Ansehen der Flotte und des Herzogs von Südermanland bedeutend erhöht, das des Königs jedoch wenig oder gar nicht. Seine Lage wurde täglich peinlicher und bedenklicher. Die Soldaten waren ohne Sold, die höhern Offiziere schlossen sich dem berüchtigten Anjala-Bund an und sandten Bevollmächtigte mit der Bitte um Frieden nach Petersburg. Der König stimmte das Volk zur Rache gegen den ihm feindlichen Adel und die Offiziere wurden verhöhnt, der Feigherzigkeit angeklagt, ohne Genugthuung und Schutz zu erhalten.

„Gustav's Actien standen indeß in Schweden nicht besser als in Finnland, wo er unter seinen Widersachern für unrettbar verloren gehalten wurde. Eine Viertelstunde vor der Ankunft des Königs in Ulriksdal wettete ein Capitain von der Garde mit dem Baron Carl Bonde, daß Gustav III. niemals wieder nach Schweden zurückkommen werde. Das Schwert des Damokles schwebte über seinem Leben und seiner Krone. Er fing selbst schon an, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, die Regierung niederzulegen und nach Frankreich zu gehn. Er fürchtete, von seiner eigenen Leibgarde gefangen genommen zu werden, und lag einen ganzen Vormittag, den 13. August 1788, und wartete darauf. Endlich besuchte er die Offiziere in einer Scheune, wo sie Erfrischungen einnahmen, und war höchlich erstaunt, daß sie diese Gelegenheit, ihn festzunehmen, unbenutzt vorübergehen ließen.“

„Aber diese Unerschrockenheit, mit welcher der König bei der völligen Kenntniß seiner schwankenden Stellung unbewacht unter offenen Feinden und bekannten Verräthern umherging, als wäre von Gefahr keine Rede, wirkte zurückhaltend auf beide, während Andere, in der Absicht, ihre eigenen und des Herzogs Plane zu befördern, dem Könige absichtlich Gelegenheit zum freien Abzuge nach Frankreich oder wohin es ihm sonst belieben mochte, ließen, um nachher den Herzog Karl zum Regenten zu erklären.“

„Dieser Plan wurde ruchbar, als der König von Finnland abreiste und der Herzog den Oberbefehl erhielt. Ein von vielen Offizieren unterstützter Oberst verlangte nämlich jetzt, der Herzog solle sich an die Spitze der Armee stellen, den Reichstag einberufen und einen Waffenstillstand mit Rußland abschließen. Der Herzog soll die Vorschläge zur Beschränkung der Macht des Königs nicht ohne Vergnügen angehört haben.“

„Während einer solchen Stellung der Dinge an der russischen Grenze, wo es dem Könige nur mitunter und durch Unterhandlungen gelang, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen, traf die Nachricht von dem Friedensbruch der Dänen und von ihrem Einfall in Bohuslän ein. ‚Nun ist es aus mit dem Kö-

nige!' riefen alle, und als Armfelt, der beim Eintreffen dieser Schreckensbotschaft neben ihm stand, bemerkte, daß der König, anstatt zerschmettert zu sein, vor Freuden strahlte, seufzte er für sich: ‚Da haben wir's! Jetzt ist er auch noch wahnsinnig geworden.'"

„Nichts war jedoch weniger der Fall. Gerade jetzt war Gustav III. größer als jemals, ja, wahrhaft bewunderungswürdig! Mit Blitzesschnelle erblickte er die Wirkung des Ereignisses auf das Vaterlandsgefühl der Schweden; und als er in diesem entscheidenden Augenblicke prophetisch ausrief: ‚Jetzt bin ich gerettet!' war die Wirkung nur der vergleichbar, welche die sublimen Worte und Töne in Haydn's Schöpfung: ‚Und es ward Licht!' hervorbringen."

Die unglückliche Affaire bei Quistrum, wo Trauenfelt, mehr keck als klug, sich nicht allein zu einer schlechten Stellung, sondern auch zu einer feigen Capitulation verleiten ließ, scheint ihn indeß doch einen Augenblick muthlos gestimmt zu haben. „Meine Krone ist nicht der Qualen werth, die sie mir verursacht", sagte er. Dessenungeachtet eilte er nach Gothenburg und überraschte um Mitternacht den Commandanten. „Nichts kann die Stadt vor dem Feind retten", sagte dieser verwirrt. „General, Sie irren sich", erwiderte der König; „gerade um sie zu retten, bin ich gekommen." „Die Stadt wird sich eher in einen Steinhaufen verwandeln lassen, als sich ergeben", antwortete er dem zur Unterhandlung auffodernden dänischen Generaladjutanten. Und Gothenburg wurde durch Gustav's persönliche Anstrengung gerettet.

„In Gustav III. fanden sich zwei Naturen, die auch in seiner Gesichtsbildung, diesem oft treuen Spiegel des Charakters der Menschen, angedeutet waren. So wie die eingedrückte Hälfte seiner Stirn dicht neben der hochgewölbten lag, so zeigen sich quch die dunkeln Flecke neben den hellen Glanzpunkten seines Innern. So gleicht denn auch seine Geschichte mit oder gegen seinen Willen einem Romane, in welchem er der Held ist. Es ist aber noch eine Seltsamkeit zu beachten. Wenn man, ohne Gustav's Namen zu nennen, eine Person auftreten ließe, die so wie er dächte, handelte und sich in denselben Verhältnissen befände, so würde alle Welt rufen, man habe sich die romanartigste Übertreibung zu Schulden kommen lassen, und dennoch war sein ganzes Ich, sein Leben und sein Geschick aus solchen scheinbaren Übertreibungen zusammengesetzt."

Kaum hatte Gustav Gothenburg gerettet, als er auch in dem nämlichen Orte die Mine anzündete, welche das Staatsgebäude in die Luft sprengen sollte, unter dessen Trümmern er seinen Tod fand. Jetzt, nachdem er sich auf eine so ehrfurchtgebietende Weise ums Vaterland verdient gemacht, wagte er es, den Ständen des Reiches in die Augen zu sehen, und schrieb am 8. Dec. 1788 die Ständeversammlung zum 26. Jan. 1789 aus. Trotz Bestechung der verschiedenen Stände, trotz der Verhaftung der widerspenstigen Mitglieder, trotz zahlreicher Intriguen, erreichte er nicht die erhofften Gelder, die erstrebten Rechte. Der Adel ließ sich nicht durch des Königs Drohungen schrecken, sondern fuhr fort, auf laute, stürmische Weise zu protestiren, und Gustav schloß während der heftigsten Debatten den Reichstag und empfing den silbernen Landmarschallsstab aus den Händen des Vicelandmarschalls, mit den Gefühlen eines Mannes, der eine That gethan, worauf der Tod steht. Mit dem Jahre 1789 beginnt der letzte Act des großen Gustav'schen Trauerspiels und zugleich der erste von dem Stück, in welchem das Königthum die Hauptrolle übernommen. Die letzte Umwälzung hatte die Macht des Königs erweitert, seine Lebensfreuden jedoch verringert, und gleichwol war das Amusement unter Gustav's Regierung eine eigene Gewalt. Er wußte immer die ihm feindlich Gesinnten durch seine unendliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen und seine Fehler vergessen zu machen. Mit dem J. 1789 wurde aber Gustav's Lage vollständig verändert, der Reichsrath zog sich vom Hof zurück, der vornehme Adel verschmähte die ihm gebotenen Feste und er sah sich nur noch von Höflingen und Literaten umgeben.

So weit bringt uns der dritte Theil in Gustav's Leben und er tritt uns so klar und gut charakterisirt aus Briefen, Gesprächen, Erzählungen, eigenen und Anderer Berichten entgegen, wie selten ein geschichtliches Werk ihn vorführt. Man sieht wie ein fernes Gewitter die Katastrophe heranziehen und den Königsmord reifen, von ihm selbst in unbegreiflicher Verblendung gepflegt. Ob nun dieses Werk den Actus des Königsmordes, oder den Sturz des ganzen Königshauses zu motiviren bezweckt, da auch der fehlerhaften, auf künftige Regierungsversehen und Misgriffe deutenden Erziehung des Kronprinzen erwähnt wird? ob es nur die Erzählung oder die Philosophie des Regententhums, die Theorie der überreifen und faulenden Frucht, welche abfällt, geben will? das müssen erst die folgenden Theile entscheiden. Bis jetzt ist das Stoffinteresse so anziehend und fesselnd, daß man gern die mißrathene Romanform verzeiht und jeder Leser gewiß den folgenden Theilen mit Erwartung entgegensehen wird. 8.

Literarische Notiz.

In Petersburg ist unter dem Titel: „Historica Russiae monumenta ex exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab *Q. C. Turgenevio*" eine Sammlung von Documenten erschienen, die sich auf Rußlands frühere Geschichte beziehen. Der Herausgeber, der auf höchsten Befehl in vielen ausländischen Archiven nach Quellen der russischen Geschichte geforscht hat, gibt hier insbesondere Excerpte aus dem vaticanischen Archive und den bis jetzt noch ungedruckten Relationen der venetianischen Gesandten. Die Mittheilungen reichen bis zum Jahre 1580. Die mercantilischen und kirchlichen Verhältnisse Rußlands sind es vornehmlich, auf die sie sich beziehen, wie die Entdeckung eines neuen Handelsweges nach Indien und die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche. Die Instruction für den Jesuiten Possevin, der nach Moskau gesandt wurde, um den Frieden zwischen Polen und Rußland zu vermitteln, ist ein Meisterstück der Diplomatie. Man sieht, Rom erkannte früh die Bedeutung Rußlands und suchte es für sich zu gewinnen. Den Actenstücken sind russische Übersetzungen beigegeben. 48.

Berichtigung.

Ich erinnere mich, vor einiger Zeit in einer literarischen Gesellschaft bei der Frage nach dem Verfasser der „Briefe über die Lucinde" geäußert zu haben, daß Schleiermacher sich mir bei Gelegenheit der Herausgabe des „Gelehrten Berlins" als solcher bekannt habe, und finde nun zu meinem großen Schrecken dies als eine Thatsache in Nr. 235 d. Bl., S. 948, wiedererzählt. Zu meinem Schrecken, sage ich, denn ein Blick auf den Artikel „Schleiermacher" in meinem genannten Buche, S. 238 fg., belehrte mich, daß ich mich eines Gedächtnißfehlers schuldig gemacht. Nicht die „Briefe über die Lucinde" waren es, deren Autorschaft Schleiermacher auf sich nahm, vielmehr zählt er sie unter seinen Schriften nicht auf; es war die 1823 erschienene Schrift: „Über das liturgische Recht evangelischer Fürsten. Von Pacificus Sincerus", die die öffentliche Meinung ihm beilegte, weil kein Anderer sie geschrieben haben konnte und von welcher Niemand glaubte, daß er sich unter den damaligen kritischen Umständen freiwillig dazu bekennen werde, wozu freilich sein Muth und seine Ehrlichkeit gehörten.

Zu dieser Berichtigung habe ich mich durch mein literarisches Gewissen gedrungen gefühlt, damit nicht durch meine Schuld ein unrichtiges Factum sich in die Literaturgeschichte einschwärze.

Berlin.

J. E. Hitzig.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 328. — 24. November 1842.

Erinnerungen aus und an Frankreich. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1842. 8. 3 Thlr.

Das Schreiben kommt der Gräfin Ida Hahn-Hahn ganz von selbst. Niemand hat sie aufgefodert oder ermuntert, sich an die Arbeit zu machen, und sie kann auch nicht sagen, daß ihr plötzlich eine neue Anschauung oder ein helles Licht über dieselbe aufgegangen wäre. Sie ergreift nur zuweilen eine ganz unüberwindliche Schreiblust und dann setzt sie sich hin und schreibt Das, was sie sich lange genug durch den Kopf hat gehen lassen, um es wie flüssiges Metall in die Form gießen zu können, die ihr gerade im Sinn liegt. Dieses freimüthige Bekenntniß überhebt die Kritik ihrer Arbeit. Wir erfahren, wie sie arbeitet, wenn es uns der Styl nicht schon selbst sagte. Das Liquide, Flüssige steht jedem ihrer Bücher, besonders den Reisebüchern, an der Stirn geschrieben und was das Metall anlangt, so wäre es unartig, die Dame zu fragen, welches Metall sie versteht? Die Gräfin ist eine ursprüngliche Natur, kein Product der Bildung, das muß ihr jede Kritik einräumen. An ihrem Ich, ihrer subjectiven Anschauung, die ihr die Aufmerksamkeit des Publicums und ihren Schriften viele Theilnahme verschafft hat, hält sie mit Hartnäckigkeit fest und gibt darin der Convenienz, der Mode, oder den Kunstanfoderungen keinen Finger breit nach. Sie sagt, was sie denkt, sie schreibt, was ihr gefällt. Das gefiel ein-, zwei-, dreimal, eine so liebenswürdig trotzige und dabei geistreiche Dame ihre Urtheile über Gott, Welt und Menschen und deren Machwerk sans façon aussprechen zu hören. Auch das gefiel, daß sie gegen den Strom schwimmt und ihre aristokratische Anschauung als eine ritterliche Frau keck als Wahrzeichen aufpflanzt. Es behagt Denen, deren Meinung es schmeichelte, und auch Denen, deren Meinung eine ganz entgegengesetzte ist. Weiße Hände drücken nicht. Muth und Selbständigkeit behalten überall ihr Recht. Aber die Kunst auch, die da fodert, daß das übermüthige Spiel der Gedanken, der Laune und der Phantasie sich endlich unter ihre ewigen Gesetze ordne. Zur Ewigkeit in der Endlichkeit ist noch kein Künstler gelangt, der nur seine eigene Subjectivität anbetete und seine von Gott und Natur ihm gegebenen Kräfte nicht am Ende jenen zum Dienste unterordnete. Die Gräfin ist aber noch nicht in der Laune. Unabhängig streift sie durch die Welt und bringt ihre Anschauungen aus Süd und Nord, aus Ost und West ihre frischen Anschauungen, unbekümmert um etwas Anderes als ihre eigenen Überzeugungen, auf das Schreibpapier, und fast ebenso schnell gehen sie von den hundert Bogen Schreibpapier auf die viel Tausend Bogen Druckpapier über und fliegen über die Welt und tragen ihre gedruckten Eindrücke dahin zurück, wo die Eindrücke ihrer Schuhsohlen noch nicht verwischt sind. Das wäre in der alten guten Zeit nicht möglich gewesen; es ist doch eine Huldigung, dargebracht dem Princip der Zeit, der allmächtigen, alle Höhen ebnenden, alle Tiefen ausgleichenden, alle Völker zusammenbringenden Industrie. Und nicht das allein. Schreibt nicht die Gräfin, als wäre sie in der Schule bei dem ehemals Jungen Deutschland gewesen? Kurz, kräftig, brüsk, alle Regeln der alten Schule mit ihren langen Perioden, gewählten Ausdrücken, Antithesen vermeidend. Das ist Natur in ihr; ich glaube es, aber diese Natur ist nicht ohne Berechnung. Es gefiel, so warmblütig, keck, sans gêne die halbgeborenen Gedanken, die ersten sinnlichen Auffassungen, frisch wie sie entstanden, aufs Papier zu werfen. Wer wollte einer Dame einen Vorwurf daraus machen, daß sie gefallen will, und wie überhaupt der ci-devant jungen Schule, daß sie aus dem alten Kanzleistyl uns in ein neues Schreibedeutsch überführte, das mit unserm Sprechdeutsch verwandter ist. Aber auch sie, trotz ihrer Charakterselbständigkeit, trotz ihrer aristokratischen Vorliebe, trotz ihrem offen den Theorien der Zeit zugeworfenen Glacéhandschuh, kokettirt mit ihnen, so gut als Semilasso, der es nur mit mehr hofmännischer Kunst thut; denn es ist die traurige oder die freudige, aber die unumstößliche Wahrheit, wer wirken und gelten will, darf die Zeit und ihre Anfoderungen nicht verleugnen. Aber es wäre thöricht, daraus ein Gesetz zu machen; denn es steht schon im Blute geschrieben. Wenn du athmest, athmest du die Luft der Zeit, wenn du sprichst, sprichst du in der Sprache der Zeit. Es ist Niemand so frei, daß er sich von den Einflüssen frei macht, die ihm Blut, Luft, Bewegung, Leben geben.

Gräfin Hahn-Hahn reist von Land zu Land, unermüdlich wie ein englischer Tourist. Sie war jenseit der Berge in Italien, sie war in Spanien, sie ist in Frank-

reich gewesen und später selbst über Meer und Berge in Schweden, Norwegen oder gar in Lappland. Aus jedem Lande hat sie zwei Bände Reisebriefe vorausgeschickt, oder mitgebracht, oder nachher geschrieben. Was vom Nordpol kommen wird, steht noch zu erwarten. Wer wollte leugnen, daß sie eine angenehme Reisende ist, das heißt in der Wirkung, denn man liest und respective verschlingt ihre Reiseberichte mit Vergnügen. Sie sieht mit Lebhaftigkeit, sie beobachtet mit Geist, die Langeweile bleibt fern, und wo sie mit richtigem Takt zu dürre Stellen, zu monotone Straßen bemerkt, muthet sie uns nicht zu, mit ihr die Steine im Wege, den Staub und Sonnenbrand, den Durst und die Grobheit der Leute zu kosten, sondern führt uns lustwandeln in dem Park ihres Raisonnements und anderweitiger Erinnerungen. Sie ist auch gelehrt, sie gibt uns historische Skizzen von merkwürdigen oder nicht merkwürdigen Begebenheiten, die aber in ihrer Darstellung immer interessant werden und die eigene Erinnerung daran auffrischen. Auch wo sie als Professorin belehren will, mögen wir das nicht tadeln, da sie so gut wie wir Alle weiß, daß sie für Damen schreibt; nicht absichtlich, sondern nothwendig. Männer lesen nicht mehr, sie blättern nur zur Erholung. Gegner der Schriftstellerin könnten sagen, ihre Schriften dieser Art sind ein anmuthiges geistvolles Geplauder, dem man eine Weile gern folgt, aber wenn man nun ihre Art kennt, so wird man am Ende satt. Sie selbst, ihr Denken und ihr Urtheil, ist nun durch so viele Schriften zur Genüge bekannt und, unbeschadet der ursprünglichen Natur, weiß man allmälig, wie ihre Gedanken in der Berührung mit diesen und jenen Gegenständen zu Urtheilen, Schilderungen sich ausbilden müssen. Man kann ein sehr reicher Geist sein und sich doch wiederholen. Wir sind nicht so streng. Gerade über so viel bereiste und besprochene Länder als Italien und Frankreich, die gründlich von innen und außen, von allen Seiten betrachtet sind, läßt sich eigentlich nur noch plaudern. Dies Plaudern kann nun auf verschiedene Art geschehen, die der Verf. hat aber immer den Vorzug, daß man ihr gern zuhört. Bedenklicher war schon ihre Plauderei über Spanien, dessen Kenntniß für uns noch immer eine bedingte ist. Hier wünschten wir lieber einen emsigen treuen Forscher, von dem wir noch lernen können. Dazu verhilft uns die reisende Dame nicht. Schon ein männlicher Tourist, wie wenig sieht er, wenn er die wenigen großen Straßen, hinter den Maulthieren in die Diligence gesperrt, durchfliegt; was bleibt einer reisenden Dame auch davon noch verschlossen! Und doch sind wir ihr für einzelne Blicke dankbar, die auch wieder nur eben eine Dame thun konnte. Dazu regt sie die Neuheit der Gegenstände, die Allmacht der Natur, die frische Eigenthümlichkeit des nationalen Elements so an, daß auch sie frisch wird und, sich selbst zuweilen und ihr Mitgebrachtes vergessend, dem Objecte sein Recht zukommen läßt. In einem Lande so voller Rudera alter Dichtungen wacht auch die dichterische Natur im Beobachter auf, sofern nur etwas von Poesie in ihm ist. Bedenklicher erscheint es uns, wie Gräfin Hahn über den Norden schreiben wird. Da ist nicht der Boden zu geistreichen Plaudereien, wie in der erschöpften romanischen Natur. Die Stoffe kommen dem Beobachter nicht entgegen, er muß sie aufsuchen, wie der Bergmann das Erz; die nordische Natur ist verschlossen und was zu Tage liegt, hat nicht das freundliche Ansehn, daß eine feine Dame sogleich davon entzückt, oder damit so vertraut wird, um aus dem Coder ihres Ich darüber das Urtheil zu fällen. Wir sind sehr auf ihre Mittheilungen von daher begierig.

Sie kam aus Spanien nach Frankreich. Nach den blendenden Farben auf der pyrenäischen Halbinsel kam ihr hier Alles grau und abgelebt vor. Wen sollte es wundern? In ganz Frankreich trieb es sie nicht zum Schreiben. Erst in Greifswald ergriff sie die Feder zum Wintervergnügen und schrieb nicht sowol ihre Eindrücke als ihre Betrachtungen auf. So wenig Neigung brachte sie mit, daß sie an den Pyrenäen, ja noch an der Loire zweifelhaft war, ob sie ihren Fuß „in den Staub der großen Babel" hineinsetzen solle, weshalb denn der ganze erste Band in den Pyrenäen, Aquitanien und der Gascogne verweilt. Die Schilderung der romantisch gelegenen Pyrenäenländer und alle die Reminiscenzen an die goldene Zeit der alten Feudaldynastien, in deren Familien es freilich wie im Hause des Atreus und Thyestes bisweilen herging — und die Vertilgungskämpfe der Hugenotten und Liguisten sind noch gräßlicher —, wo aber doch mancher Sonnenstrahl patriarchalischer Gemüthlichkeit auf die Felsen, Berge und Wiesen strahlt, entzückt die Schriftstellerin und es läßt sich der größte Theil davon mit Vergnügen lesen. Denn, wie schon gesagt, unsererseits wird es ihr nicht verargt, daß sie bekannte Geschichten wiedererzählt. Wer hat die Geschichten der Vergangenheit immer im Sinne, wer blickt nicht gern wieder in einen gut geschliffenen Spiegel, der sie uns wieder vors Auge führt. Auch noch im zweiten Bande weilt die Verf., so lange es sich irgend thun läßt, in den Provinzen, einsaugend mit ihren poetischen Sinnen, was sie von verblichener Farbe auffindet, ehe sie in das monotone, graue Paris tritt. Bekannt genug sind die Kämpfe der Ligue; Geschichte und Dichtungen haben die Tage der Barrikaden, die Stände zu Blois, den Tod Heinrich's III., die Kämpfe und Liebschaften Heinrich's IV., seinen Tod und wie Richelieu alle Unbill rächte, welche dem Volke, dem Lande und den Königen von den mächtigen Feudalherren widerfuhren, aufbewahrt und beschrieben. Dennoch liest man ihre Skizzen gern. Es können diese Grauenbilder nicht oft genug ins Gedächtniß zurückgerufen werden, als Warnungstafeln für das Geschlecht der Gegenwart. Nirgend ist ein so scheußliches Spiel mit der Religion getrieben worden; auch in Italien, auch in Spanien nicht. Dort galt es, das System festzuhalten, welches die ewige Roma groß gemacht, ohne die sie nichts wurde, es war eine großartige Politik, um die der Mensch zu allen Opfern geneigt ist, auch die der Humanität. In Spanien war es ein finsterer, aber ein glühender, von afrikanischem Blute genährter Fanatismus, es war ein Volk, dem Blut und Mar-

schenkheit auch um geringere Blöße sich scheidig, im dem frivolen, üppigen Frankreich war damals die Religion nichts als ein Mittel und Hebel für die Intrigue. Und es wäre heute noch nicht viel anders, wenn die ultramontane Partei über die Indifferenten den Sieg davontrüge, oder, was nicht unmöglich ist, in majorem dei gloriam die Enkel der Encyklopädisten und Jakobiner in ihre Reihen aufnähme. Nur ein Kreuz braucht man vorzustecken und der Mensch im Innern kann bleiben, wie er will. Parteivoreingenommenheit kann man hierin der Schreiberin nicht vorwerfen. Wenn sie sich auch gern bei dem patriarchalischen Märchendämmerlicht der ältern bearnischen Zustände erfreut, erkennt sie doch auch da mit richtigem Blicke die innere Faulheit, und dem guten König Heinrich IV. nimmt sie von seinem historischen Lustre sogar die Eigenschaft der unbedingten Liebenswürdigkeit. Mit Recht. Und doch war er eine große, glänzende Erscheinung, ein Paladin der Humanität — in seiner Zeit! — Einige Irrthümer, in der Provinz aufgelesen, könnten ihr selbst in Paris, wo die Provinz wenig bedeutet, nicht schaden. Henry Fonfrède, der aber in Bordeaux gestorben, gilt ihr für einen Journalisten der Opposition! Freilich war er das, aber in einem Sinne, vor dem auch die Gräfin Hahn-Hahn, wenn sie etwas von ihm gewußt, Respect hätte!

Es ist interessant zu sehen, wie die Schriftstellerin Paris erfaßt, das sie nun doch einmal nicht umgehen kann. Wie ein Reisender an einem verpesteten Orte die Gegenstände, deren jeder ihm Furcht vor Ansteckung einflößt; sie zieht die Handschuh nicht aus. Um deswillen darf man hier, wo das Alterthum erdrückt ist, wenig erwarten, was sie so lebhaft berührt, um es in sich aufzunehmen und in ihrem Spiegel wiederzugeben.

Gleichgültig, bekennt sie, konnt' ich nicht für Paris sein, konnte nicht theilnahmlos den Ort betrachten, von dem seit 200 Jahren so manche Blitze und Raketen in die Welt geflogen sind, den Feuerherd, an dem zuweilen der Jupiter tonnant seine Donnerkeile entzündete und der zuweilen, wie in einer Hexenküche, von tollen Spukgestalten umkreist wurde. Als ein großes geschichtliches Monument, zu welchem jede Epoche in ihrem Styl einen Beitrag liefert, war es mir sehr interessant: ebenso als Stadt, als Sitz des Luxus und der Herrlichkeit, hat es mich nicht überrascht, geschweige geblendet. Es hat eben mehr Luxus als Geschmack, mehr Geschicklichkeit als Sinn. Es geht zu sehr darauf los, Effect zu machen. Dadurch langweilt es Einige, blasirt Andere und blendet nur Die, welche einzig von äußern Eindrücken abhängen und sich ihnen besinnungslos hingeben.

Die Heroen des Tages dort sind ihrer Natur entgegen. Mit aller Liebe wirft sie sich daher alsbald auf die Kunstgegenstände. Im Louvre ist sie zu Hause, wir hören sie gern über Gemälde reden, wenn wir auch nicht immer ihrer Ansicht sind; auch die neuern Maler im Luxemburg behandelt sie milder, günstiger, als man erwarten durfte. Das Theater besucht sie mit innerm Zwang. Die Possen findet sie nicht komisch, sondern gezwungen brutal und absichtlich ordinair, mit wehmüthiger Rückerinnerung an die wirkliche Lustigkeit der wiener Possen. Um die Kunst im Théâtre français nicht zu bewundern, nur um nicht von ihr abgestoßen zu werden, muß man in ihrer Tendenz aufmerksam meinen sein. Die romanesken Gruelstücke der Porte St.-Martin ergreifen sie durch die Wahrheit einzelner Darsteller, die nervenerschütternden Greuel lassen sie kalt. Das Palais Royal ist jetzt öde und todt; nicht ihr allein erschien es so. Welche Umwandlungen in wenigen Jahren vorgehen! Die Lockungen zum Laster sind daraus verbannt, also ist auch die Mode entflohen. Ein Luxus an den Schaufenstern sonder Gleichen; nur die Käufer fehlen. Vieles, was sie sehen möchte, wird ihr erschwert durch die Förmlichkeiten, die Eingaben, die es erfodert. Selbst das älteste Alterthum in Paris, das Palais de justice, blieb ihr verschlossen, weil sie es nicht der Mühe werth hielt, sich viel darum zu bemühen. Dennoch räumt sie ein, was die Schaulust betrifft, die findet Nahrung in Paris! und es ist ganz gewiß, daß man manche Dinge zu sehen bekommt, die man nur da sehen kann. Sie zählt die Emeuten und Revolutionen der Stadt Paris gegen ihre Könige auf und meint, sie würde sich nicht wundern, wenn der Aufenthalt in St.-Cloud den Königen verleidet würde durch die Aussicht auf Paris. Wir begreifen das Entzücken der Verf., als sie nach dem Staub und Gewühl der Hauptstadt und Versailles die grünen Rebenhügel des ersten deutschen Stroms wiedersieht. Es gehört eine andere Stimmung dazu, um Frankreich zu würdigen und zu richten, als die, welche sie mitbrachte.

Da diese „Erinnerungen", wie gesagt, kein Abdruck Frankreichs, wie es ist, sondern ihrer Stimmung, wie sie war und sich ausgeben will, sind, so dürfen wir noch zum Schluß auf einige Augenblicke bei der Verf. selbst verweilen. Sie ist nicht eigensinnig und schließt nicht ihr Ohr den Stimmen, die sie über sich als Schriftstellerin vernehmen muß. Der Vorwurf, wenn es einer ist: „Aristokratin", ist auch zu ihr gedrungen, und darauf beziehen sich viele Stellen, worin sie ihr sociales Glaubensbekenntniß ablegt. Man hat sie einst in einer ersten Recension ihrer Gedichte eine Aristokratin genannt. Sie begriff es nicht, wie jene Gedichte dazu Anlaß gaben. Seitdem hat sie ihre Ansichten deutlicher ausgesprochen und sie will den Vorwurf gern ertragen, da sie nicht begreift, warum sie auf ihr Sein nicht ebenso Recht hat, stolz zu sein, als der Demokrat. Wer verargt es ihr! Aber sie bemüht sich nun auch der Zeitstimmung einige Gefälligkeiten zu erweisen und, ihr die Grenzen ihrer aristokratischen Gesinnung andeutend, hier und da dem Publicum die Brücken zu zeigen, über die ihr Aristokratismus der Stimmung der Zeit entgegenkommt. Der Name Graf, Freiherr und Prinz ist ihr nichts, wenn nicht adlige Gesinnung, oder adlige Handlungsweise, wenigstens adliger Anstand damit verbunden sind. Sie erklärt sich gegen die morganatischen Ehen:

Ich, für meine Person, möchte keinen Mann haben, dessen Namen ich, um irgend einer Zufälligkeit willen, nicht tragen dürfte. Hätte ich den Bauer Hans lieb genug, um ihn zu heirathen, so würde es mir sehr angenehm sein, zu heißen wie er. Halbheit ist immer fatal, in der Ehe tödtlich.

In Pau erinnert sie sich des Königs von Schweden, der auch dort geboren ist:

Das sind keine alltäglichen Gaben und Fähigkeiten, die in unsern Tagen aus einem dunkeln Bürgerhause auf den Thron führen und dort erhalten. Bernadette hat verstanden, was Bonaparte nicht verstanden hat.

In den Schlössern, wo es einst so munter herging, macht sich keine Lebensäußerung mehr fühlbar, und wenn: „ist es fast immer nur die des absoluten Widerstandes, selten der Reaction." Kann man mehr von einer Aristokratin fodern! Auch Louis Philipp's und seiner häuslichen Tugenden, des Familienglücks der Seinen, der liebenswürdigen und häuslichen Prinzessinnen wird mit Theilnahme gedacht. Die Gräfin hat das Mögliche gethan, um die demokratische Kritik zufrieden zu stellen; aber auch die ästhetische? Auch in Deutschland hört man gern geistreich plaudern, aber auf die Dauer macht man strengere Anfoderungen und verlangt, daß der Plauderer sich endlich selbst der Sache unterordne, von der er plaudert.

15.

Irma und Nanka von J. Bruno. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ungarn ist für den Roman ein noch ganz sich eignender Boden, da es mit seinen Wäldern und wilden Bergen, und manchen eigenthümlichen Charakterzügen des Landes und der Verfassung auch Menschen hervorbringt, welche nicht weniger charakteristisch von den Menschen anderer Länder verschieden sind, denen sie durch die allgemeine Bildung noch nicht gleich sind. Man braucht nur ihr äußeres Erscheinen zu beobachten; unter allen den in den wiener Straßen sich Drängenden erkennt man leicht den Ungar. Die höchste Leidenschaftlichkeit, Genuß- und Vergnügungssucht und ein blindes Hängen an der alten mangelhaften Constitution sind Hauptcharakterzüge des ungarischen Adels und werden auch im vorliegendem Werke als Motive der Begebenheiten dargestellt. Die großen Vorrechte des Adels, wodurch er sich ungestraft die größten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten gegen die Bauern erlauben darf, finden ihren Repräsentanten in dem Grafen Thurzo, dessen Willkürlichkeiten ihre endliche Rüge in der Selbstrache des Beleidigten erhalten, ohne daß das Gesetz das Eine oder das Andere zu verhindern vermochte. Die neuere ungarische Geschichte bietet zahlreiche Beispiele des zügellosen, grausamen Adels, den weder Bildung des Herzens noch Gemüths von seinen scheußlichsten Ungerechtigkeiten zurückhält. Der Prinz Neari ist ein Exemplar des vergnügungslustigen, leichtsinnigen Adels, dem edlere Gefühle angeboren sind, dem ein gutes Herz in der Brust schlägt und der, leicht bewegt durch seine Leidenschaftlichkeit, auch manches Unrecht begehen kann, das Niemand rügt, Niemand dem gekränkten Theil vergütet, wenn der Beleidiger es nicht selbst thut. Seine Begeisterung für die Constitution theilt der größte Theil des Adels, da sie ihm unerhörte Vorrechte bietet. Dagegen sieht man das ohnmächtige Bauernvolk, welches jeden Augenblick zum Aufruhr bereit ist, jeden Augenblick losschlagen möchte, stets den Knittel erhoben hat und doch sich wieder der Willkür beugen und unterordnen muß. Irma und Nanka sind die Repräsentantinnen der edeln ungarischen Frauen und der aufgeklärten Ungarn zugleich. Irma gehört der revolutionnairen Partei an, die das Gute will und den Unterdrückten Beistand leisten möchte. Räuber fehlen auch nicht in diesem Bilde, wie auch nicht in Ungarn. Janosch ist ein würdiger Repräsentant derselben. Thurzo's Grausamkeit gegen dessen Familie und eine entehrende Behandlung im Regiment haben ihn zu diesem Beruf getrieben. Rache gegen Thurzo ist sein Hauptzweck und das aufregende Princip dieses Romans, welcher von Anfang bis zu Ende den Leser fesseln und interessiren muß. Die beiden Deutschen und deren Reflexionen, sowie die Salonsconversationen, bilden mit den wilden Jagd-, Räuber-, Sturm- und Naturscenen einen die Spannung reizenden Contrast und der Rec. unterdrückt gern die wenigen Aber — denn welcher Rec. hätte nicht deren —, um sich des gelungenen ungarischen Romans zu erfreuen.

8.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer dreibändiger Roman von Horace Smith erschien in London unter dem Titel: „Masaniello, an historical romance." Der Verf. hat mit großem Geschick Masaniello und seine Unternehmung in den Vordergrund gestellt, während die Fiction nur eine Episode bildet. Nur hat er die bessern und poetischern Seiten an seinem Helden übersehen und an der Revolution Masaniello's mit Vorliebe die Schattenseiten hervorgehoben. Namentlich ist Salvator Rosa, der „gran pittore delle cose morali", in einem zu gehässigen Lichte dargestellt. So ist z. B. der blutige Charakter, der ihm in Verbindung mit der Società della morte angedichtet wird, nicht zu rechtfertigen. Weder Passeri noch Baldinucci erwähnen, daß Salvator an den neapolitanischen Schlächtereien Theil genommen habe; und schwerlich würde er, wenn ein solcher Fluch auf ihn lastete, bei seiner Rückkehr nach Rom in die Gesellschaft von Fürsten und Prälaten wiederaufgenommen worden sein, wie doch geschah. Ja, der Verf. hat ihn sogar an einer Stelle als Basso von Profession aufgefaßt. Daß eine so jugendlich feurige Künstlernatur wie Salvator Rosa sich für einen Mann wie Masaniello interessirte und revolutionnairen Grundsätzen anhing, darf deshalb nicht geleugnet werden und ist ebenso verzeihlich als erklärlich. Und wenn ihm die Prälaten und Fürsten Roms trotz seiner offen dargelegten demokratischen Grundsätze ihre Gunst nicht entzogen, so spricht dies für ihre Toleranz, indem sie sein Genie und seinen Charakter von seiner politischen Gesinnung zu trennen wußten. In unserer Zeit würde diese Toleranz freilich nicht stattfinden.

Die Archäologische Gesellschaft von Irland veranstaltete die Veröffentlichung von folgender Schrift: „Irish annals (Jacobi Grace, Kilkenniensis, Annales Hiberniae)." Der Übersetzer und Herausgeber, Richard Butler, hat das Werk mit Anmerkungen begleitet, die ihm mehr Interesse verleihen, als es an sich selbst hat. Diese geschichtlichen Jahrbücher werden dem Cisterciensermönche Jakob Grace zugeschrieben, welcher im Anfange des 16. Jahrhunderts lebte; doch scheint er sie nur aus einigen irischen Chroniken in das Lateinische übersetzt oder nur einen trockenen und magern Auszug daraus gegeben zu haben. So unvollständig diese Annalen auch sind, so geben sie doch manche Aufklärungen über die Zeit, als die Tudors eine gänzliche Reform der bürgerlichen und kirchlichen Verwaltung Irlands ins Werk richten wollten, und über die Gründe, welche diese Anstrengungen scheitern machten.

Als Neuigkeiten werden angekündigt: „A visit to Italy in 1841", von Mrs. Trollope; „William Langshawe, the cotton lord, a story of Manchester in the present day", von Mrs. Stone; „Richard Savage, a romance of real life", von Charles Whitehead, Verfasser von „The solitary" u. s. w.; „Narrative of various journeys in Balochistan, Afghanistan and the Panjab, including a residence in those countries from 1826 to 1838", von Ch. Masson; „Doctor Hookwell or the anglo-catholic family" (3 Bde.); „Romantic biography of the age of Elizabeth, or sketches of life from the bye-way's of history; by the Benedictine brethren of Glendalough", herausgegeben von W. C. Taylor (2 Bde.); „Peregrine Bunce, or settled at last", von Th. Hook (3 Bde.).

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 329. — 25. November 1842.

Noch ein Wort über Censur und Preßfreiheit.

„Glückliche Zeiten, wo es nicht nur erlaubt ist, seine eigene Meinung zu haben, sondern auch sie zu äußern.“

Tacitus.

Die Frage von der Freiheit der Presse umfaßt das ganze Gebiet geistiger Bildung und greift tief in alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens ein. Auf dem Gedanken, der Vernunft, diesem Funken der Gottheit, beruht des Menschen Würde. Geist und Gemüth erweitern sich bei dem Gebrauche der Gabe der Mittheilung der Gedanken, welche Gabe der Schöpfer uns verliehen hat, um das unsichtbare Band zu knüpfen, welches die Menschen aller Weltgegenden und aller Zeiten umschlingt.

Als an den deutschen Ufern des Rheins ein glückliches Genie die Buchdruckerkunst erfunden hatte, wurde diese Erfindung, welche die Welt verändern sollte, von Jedermann wie ein Wunder- oder Zauberwerk angestaunt und als ein höchst willkommenes Vehikel der ausgebreitetsten Gedankenmittheilung aufgenommen. Doch nur zu bald ließen Besorgnisse von Machthabern der geisterhebenden Erfindung der Buchdruckerkunst die geistbeschränkende der Censur auf der Ferse folgen. Jahrhunderte hindurch wurde die Censur als die beste Schutzwehr gegen Misbräuche der Presse angesehen. Die Schutzwehr hat aber nicht geschützt und noch weniger kann sie heutzutage schützen. Die Censur wird verschwinden und gerechte, gute und weise Gesetze wirksamen Schutz gegen Misbräuche verleihen, ohne die Freiheit selbst anzutasten.

Mögen schlechte verworfene Menschen nach Preßfrechheit sich sehnen; jeder Rechtschaffene verabscheut sie. Aber zahlreich und immer wachsend ist seit langer Zeit in allen civilisirten Ländern die edle Schar von Menschenfreunden, welche deswegen, weil sie die Wahrheit lieben und die Lüge, die Täuschung hassen, laut das Verlangen äußern, daß die Presse von der Willkür der Censur entfesselt und durch das Gesetz geordnet werde. Die Freiheit der Presse ist ein Zeitbedürfniß geworden. Diesem Bedürfniß zu entsprechen, empfehlen einstimmig die Gerechtigkeit, die Sittlichkeit und die Politik. Für constitutionelle Staaten ist dieses Bedürfniß doppelt fühlbar, weil der Geist, das Wesen, sowie der Buchstabe einer wahrhaft freien Verfassung dieselbe fodert; sofern die Sicherheit und die Rechte weder der Gesammtheit noch der Einzelnen dadurch gefährdet werden. Zwar gibt es Beispiele, daß auch in unbeschränkten Monarchien die Presse frei war. Aber hier war die Presse immer nur ein Geschenk der Machthaber und jeden Augenblick widerruflich. In constitutionnellen Staaten hingegen ist die Freiheit, seine Gedanken durch den Druck bekannt zu machen, ein Recht, das eben so gut wie andere Rechte den gesetzlichen Schutz in Anspruch nimmt. Was wären alle Freiheiten, wenn der Geist in Ketten ginge? Wo nach einer Verfassung regiert wird, ist die Preßfreiheit nicht nur ein höchst schätzbares Privatrecht jedes einzelnen Staatsbürgers, sondern auch ein wichtiges politisches Recht des ganzen Volks. Von ihm erst empfangen die andern Freiheiten, von ihm erst empfängt die Verfassung selbst die zuverlässigste Gewährschaft. Ohne sie kann die freisinnigste Verfassung sich nicht gehörig entwickeln und nie recht zum Leben gelangen, sondern steht beständig in Gefahr, unvermerkt untergraben, ein Schattenbild, eine Täuschung, eine Unwahrheit zu werden. Die Wahrheit allein ist es, die, wie den einzelnen Menschen, so auch ein Volk frei machen kann.

Allerdings kann die Presse ein Vehikel sowol des Irrthums als der Wahrheit, sowol des Bösen als des Guten sein. Ist sie aber unfrei, so ist ihr Ergebniß zum voraus in die Einsicht und das Gutbefinden des Censors gestellt, indem alsdann nur Das für wahr, gut und gerecht gilt, was der Censor dafür hält. Ist aber die Presse frei, so läßt sich mit Grund hoffen, daß das Wahre und Gute zuletzt obsiegen werde, weil es ungehindert die volle in ihm selbst liegende Kraft gegen den Irrthum und die Schlechtigkeit entfalten kann. Wie mancher Frevler, den die Macht gegen jeden Angriff schirmte, wie manche boshafte Heuchelei, die auf die Unschuld und Tugend lauerte, wurde nicht schon durch die freie Presse entlarvt! Wie manchen verbrecherischen Entwurf hat nicht die Scheu vor der freien Presse und ihrer Pflegetochter, der öffentlichen Meinung im Keim erstickt! Wie kann hingegen die Censur, mag sie noch so liberal sein, die Wahrheit fördern? Wird doch dem Censor vom Staate zugemuthet, Alles besser zu wissen als Jedermann; gewiß die sonderbarste aller Zumuthungen! In Blättern, die nur mit dem Stempel der Censur erscheinen dürfen, macht diese nur zu oft die Wahrheit selbst verdächtig und verleiht der Lüge

die Vermuthung der Wahrheit. Je weniger aber der Preßzwang geeignet ist, die Wahrheit zu fördern, um so größern Vorschub haben ihr alle Arten von Täuschungen und Freveln, von Druck und Misbräuchen zu verdanken. Sie kann die gerechtesten Klagen ersticken, die heilsamste Kritik zum Schweigen bringen. Manchen schädlichen Irrwahn sah man zu einflußreicher Wichtigkeit gelangen, der spurlos verschwunden wäre, wenn ihm nicht der Preßzwang eine unverdiente Celebrität verschafft hätte. Ihre edelsten Besitzthümer verdankt die Menschheit der freien Äußerung.

Doch Niemanden bringt die freie Presse zunächst größern, wesentlichern Vortheil als der Regierung, welcher nur Das wahrhaft vortheilhaft sein kann, was das Wohl und die Zufriedenheit des Volks befördert. Durch sie erfährt die Regierung den Zustand der öffentlichen Meinung, die Gesinnungen des Volks, seine gerechten und auch seine grundlosen Beschwerden und alle Gebrechen der Verwaltung. Die freie Presse ist für sie ein kräftiges Mittel, Wahnbegriffe und Vorurtheile zu berichtigen, grundlose Verdächtigungen und Beschuldigungen zu widerlegen. Sie warnt die Regierungen vor Unrecht und Misgriffen; sie setzt sie in Stand, Unordnungen zu rechter Zeit zuvorzukommen. Die Unabhängigkeit der Justizverwaltung erhält von ihr größere Sicherheit. In ihr eigentlich besteht das wirksame Triebwerk der wahren, nicht blos scheinbaren Verantwortlichkeit der Staatsdiener. Pflichtvergessene Beamte haben alle Ursache, die freie Presse zu fürchten, nicht aber die guten, pflichtgetreuen, nicht der Staat, nicht der Fürst, dem sie die Wahrheit wie in einem Spiegel vorhält. Ohne sie ist es hingegen in manchen Fällen beinahe unmöglich, daß die reine, die vollständige Wahrheit bis an den Thron durchdringe. Wie sehr steht nicht die Regierung im Nachtheil, wo die Censur ihr nicht nur die Wahrheit verbirgt und vorenthält, sondern auch die Verantwortlichkeit, die unter der Herrschaft der freien Presse auf dem Schriftsteller und Verleger haftet, auf die Regierung überträgt.

Allerdings hat auch die Preßfreiheit ihre Gefahren. Auch sie, wie jede Freiheit, wie alles Gute und Herrliche kann zu schlechten Zwecken misbraucht werden, und je vortrefflicher und edler eine Sache an sich ist, um so schädlicher und tief eingreifender pflegt auch ihr Misbrauch zu sein. Durch frevelhafte, ruchlose Schriften kann die Ordnung und Ruhe im Staate gefährdet und gestört, können die Bande der Ehrfurcht, des Zutrauens, des Gehorsams, der Liebe der Unterthanen gegen die Obrigkeit locker gemacht oder gelöst, kann die Rechtssicherheit der Gesammtheit oder der Einzelnen angegriffen, kann der Friede, das Lebensglück, das kostbarste Besitzthum, die Ehre, der gute Leumund ganzer Gesellschaften, Classen, Familien sowol als der Individuen beschädigt, untergraben, vernichtet, es kann das Heilige entweiht, die sittlich-religiöse Sinnesart verscheucht und in Vieler Herzen ausgelöscht werden. Allein wenn die Möglichkeit solchen Misbrauchs ein hinreichender Grund wäre, die freie Presse zu unterdrücken, so müßte man aus dem gleichen Grunde auch den freien Gebrauch des Feuers, des Eisens und anderer wohlthätigen Gaben der Natur verbieten. Denn welchen großen und mannichfaltigen Gefahren ist ihr Gebrauch nicht ausgesetzt? Misbräuchen muß das Gesetz begegnen. Gegen sie muß das Gesetz mit wirksamem Nachdruck auftreten. Denn allerdings hat es der Staat mit Menschen, nicht mit vollkommenen Wesen zu thun, und unstreitig ist er verpflichtet, allen andern werthvollen Rechten und Gütern der Gesammtheit und der Einzelnen ebenso wie dem Rechte der freien Gedankenäußerung den möglichst wirksamen Schutz angedeihen zu lassen. Die Preßfreiheit hat keine ärgern Feinde, als die sie misbrauchen. Gegen diese Feinde zu schützen, ist die Aufgabe des Gesetzgebers. Zweckmäßige Garantien gegen den Misbrauch sind daher die wahren Schutzwehren der Preßfreiheit; sie kann ihrer nicht entbehren. Wo immer eine Freiheit sich behaupten soll, muß Kraft ihr zur Seite stehen. Nicht in Abrede läßt es sich stellen, daß, wenn Parteien sich mittels der Presse befehden, Störungen daraus entstehen können. Das stärkste Heilmittel liegt indessen schon in der freien Presse selbst, weil diese nicht blos Einer Partei, sondern allen sich frei zu äußern gestattet. Die Censur hingegen nimmt immer Partei, und oft auf eine sehr kurzsichtige Weise. Sind die Parteien politischer Natur, so ist es der Regierung immer zuträglicher, daß sie sich bekämpfen, als daß sie sich alle gegen die Regierung vereinigen.

Die Preßfreiheit wird freilich von Manchen als der Vorbote und der Urheber von Revolutionen bezeichnet. Allein nicht aus der Preßfreiheit entstehen Revolutionen, wol aber haben die Folgen des Preßzwangs dergleichen erzeugt. Die Censur hat noch keine gehindert. Schon oft hingegen hat die freie Presse sich als einen wohlthätigen Ableiter des vorhandenen Gährungs- und Zündstoffs bewiesen, der, gewaltsam unterdrückt, sich nicht ohne Verwüstungen Luft gemacht hätte. In den Ländern, wo Empörungen gleichsam einheimisch sind, begegnet man keiner Spur von Preßfreiheit, und es ist dort überhaupt mehr Unthätigkeit und Erstarrung als eine starke Bewegung der Geister wahrzunehmen. Ohne Zweifel kann auch die öffentliche Meinung sich irren. Aber es gibt nur ein zuverlässiges Mittel, sie zu berichtigen. Es liegt in den Verhandlungen der freien Presse. Die öffentliche Meinung läßt sich wol lenken, aber beherrschen läßt sie sich nicht.

Schon die Erfahrung gibt Zeugniß, daß in den Ländern, wo die Presse der Freiheit sich erfreut, selbst sehr mangelhafte Preßgesetze, welche Garantien und Strafen gegen Preßmisbräuche anordnen, der Rechtssicherheit weit förderlicher sind als alle Censuranstalten. Der Hang nach dem Verbotenen haftet tief im Menschen. Und gerade diesen Hang nährt und hegt die Censur, wogegen ein weises Gesetz ihn zügelt und in Schranken hält. Um jedoch der Wahrheit, die allein in Beurtheilung der Sache der Preßfreiheit unser Leitstern sein soll, Genüge zu thun, gestehen wir ohne Bedenken, daß kein Gesetz allen Misbräuchen der Presse und ihren Folgen dergestalt vorzubeugen im Stande sei, daß keine stattfinden können. Dies ist aber das gemeinsame Schicksal aller und jeder Gesetze.

Genug wenn das Preßgesetz so beschaffen ist, daß es stärkere Garantien gegen Preßunfug darbietet als die Censuranstalten.

Die Anonymität kann zwar als die Quelle und die mächtigste Beförderin der meisten Ausschweifungen im Bereich der Presse angesehen werden. Denn aus ihrem dunkeln Hinterhalt kann es der feigste Frevler ungescheut wagen, die Unschuld, das klarste Recht und alles Heilige anzufallen. Die Anonymität stellt ihn außer der Sphäre, wo die Justiz ihn erreichen kann. Indem sie den Thäter des Vergehens in Verborgenheit hüllt, entzieht sie dem Beleidigten die Möglichkeit der Genugthuung. Es ist demnach dem Rechte gemäß, daß unter gesetzlicher Strafe jede Druckschrift verboten werde, die nicht den Namen des Verfassers und des Verlegers oder Druckers, oder wenigstens den Namen des Verlegers oder Druckers an der Stirne trägt.

Die Foderung jedoch, daß der Verfasser selbst sich auf jeder Druckschrift nennen müsse, ist wol nicht zulässig, weil der Verfasser einer nicht im geringsten strafwürdigen Schrift wichtige und ehrwürdige Gründe haben kann, sich nicht öffentlich zu nennen.

Der Name des Verf. aber allein kann deswegen nicht genügen, weil ein falscher Name angegeben werden kann.

Überdies wird auf dem Titel jeder Druckschrift die Angabe des Druckers und der Jahrzahl gefodert werden müssen. Bei periodischen Schriften und Tageblättern kann verlangt werden, daß der Herausgeber sich nenne. Dieser übernimmt dadurch, daß er sich öffentlich nennt, die Verantwortlichkeit. Doch muß überdies gefodert werden, daß nebst dem Herausgeber auch der Verleger sich öffentlich nenne. Man könnte weiter verlangen, daß der Herausgeber keinen Aufsatz aufnehme, dessen Verfasser sich ihm nicht genannt und für den Fall der Klage auf Rechtsverletzung die Verantwortlichkeit übernommen hat. Allein diese Vorsichtsmaßregel dürfte im Allgemeinen füglicher dem Herausgeber heimzustellen sein, indem es sein Interesse mit sich bringt, seine eigene Verantwortlichkeit sicher zu stellen. Wenn auch nur der Herausgeber und der Verleger sich öffentlich nennen müssen, so kann es nicht an Einem fehlen, an den man sich halten, den man zur Verantwortung ziehen kann. Damit mag es genügen. Höchstens könnte von dem Redacteur oder Herausgeber einer periodischen Schrift verlangt werden, daß er sich verbindlich mache, für jeden Artikel, der einen Angriff auf eine öffentliche oder Privatperson enthält, sich über den Namen des Verfassers Gewißheit zu verschaffen und dessen Namen im Fall einer gerichtlichen Anklage bekannt zu machen. Denn allerdings kann es dem Angegriffenen sehr daran liegen, seinen wahren Angreifer kennen zu lernen. Das Verlangen hingegen, daß der Verfasser jedes einzelnen Artikels in einem Tageblatte sich darin nennen müsse, scheint weder billig, noch nöthig, noch ausführbar. Alles hat seine billigen Grenzen, so auch die Verbannung aller Anonymität.

Die Bestrafung aller durch die Presse begangenen Verbrechen und Vergehen und die Entschädigung der dadurch Verletzten, beides wird von der Gerechtigkeit strenge geboten. Es ist besonders wichtig, daß alle Arten von Preßvergehen und auch die darauf gesetzten Strafen so genau und deutlich als möglich bezeichnet werden, damit der Richter im einzelnen vorkommenden Falle nicht im Zweifel stehe, sondern ein bestimmtes Urtheil fällen könne. Mögen nun die Bestimmungen über Vergehen und Strafen in das Preßgesetz ausführlich aufgenommen werden, oder mag das Preßgesetz sich hierin nur auf die Bestimmungen im peinlichen Gesetzbuche berufen, immer wird ein jedes Preßvergehen zu irgend einer Classe von Rechtsverletzungen gehören, die das Gebiet des peinlichen Rechts umfaßt. Aber bei den meisten Preßvergehen wird die Rechtsverletzung gerade durch den Umstand noch erhöht, daß sie durch Misbrauch der Presse geschieht. Dies gilt insbesondere von der Verleumdung und Ehrabschneidung durch Druckschriften, und ganz vorzüglich in Tageblättern. Denn da der Verleumdung und Ehrabschneidung auf diesem Wege schnell und weit verbreitet wird, so ist die Auslöschung des Eindrucks oft sehr schwierig, wo nicht unmöglich, wenn nicht in thunlichster Bälde ein strenges Strafurtheil den Urheber trifft.

Auch die auf entsprechende Weise geordnete Sicherungsmaßregel der Beschlagnahme strafbarer Druck- oder Bildwerke ist für gewisse Fälle unerlaßlich, um den schlimmen Folgen eines strafbaren oder verdächtigen Druck- oder Bildwerks zu rechter Zeit vorzubeugen.

So viel von den Gewährschaften und schützenden Verfügungen, die selbst im Interesse der Preßfreiheit nothwendig erscheinen. Das Gesetz muß sie aussprechen. Indessen bedarf die Anwendung der gesetzlichen Schutzmittel gegen Preßunfug jederzeit einer klaren Umsicht in Beurtheilung der Umstände, damit der guten und gerechten Sache nicht mehr geschadet als gedient werde. Zu große Nachsicht und zu große Strenge können hier gleich nachtheilige Wirkungen hervorbringen. Die Berichtigung der falschen Urtheile wird insgemein am sichersten von der öffentlichen Meinung vollführt.

Daß beim Anklageverfahren in Hinsicht der Preßvergehen Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen allein passend und befriedigend seien, darüber dürfte wenigstens in einem constitutionellen Staate nur eine Stimme sein. Ebenso darüber, daß das Interesse der Moralität in gewissen Fällen, die das Gesetz zu bestimmen hat, in Hinsicht der Öffentlichkeit eine Ausnahme verlange. Das Richteramt über Preßvergehen muß einem Schwurgericht anvertraut werden. Das Wesen der Schwurgerichte besteht darin, daß das Urtheil von einer bestimmten Zahl selbständiger, ganz unabhängiger, rechtlicher Männer, die im Gebrauche des gesunden Menschenverstandes nicht gehindert sind, gefällt wird, gegen welche die Betheiligten keine gegründete Einrede machen können und die blos nach ihrer innern Überzeugung von der reinen Wahrheit nach bestem Wissen und Gewissen ihre Stimme abzugeben haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiller's „Braut von Messina" in englischer Übersetzung.

Das „Athenaeum" ergießt sich in großen Lobeserhebungen über Lodge's englische Übersetzung von Schiller's „Braut von Messina". „Diese Dichtung", sagt das Journal, „eine der letzten und in vieler Hinsicht eine der bemerkenswerthesten Schöpfungen Schiller's, ist bisher nur einmal in das Englische übersetzt worden; doch ist sie, wie Lodge bemerkt, außer dem Kreise Derer, welche Deutsch verstehen, nur wenig bekannt. Die gegenwärtige Übersetzung wird sehr dazu beitragen, diesen Kreis zu vergrößern und sie in unserer Literatur einzubürgern, da sie, in freier und kräftiger Weise, durch einen Geist ausgeführt ist, welcher die Fülle von des Dichters Gedanken sich zu eigen zu machen fähig war, durch eine Feder, welche die Poesie, die der Geist auffaßte, poetisch wiedergibt. Wir glauben, daß seit Coleridge's ‚Wallenstein' kein Gedicht aus dem Deutschen in unsere Sprache mit gleicher Geschicklichkeit übersetzt worden ist; sie hat zugleich die Verdienste und die Mängel der Coleridge'schen Übersetzung. Lodge's Bestreben ist, nicht sowol die Worte, als den Sinn wiederzugeben, aber durch solche englische Worte, die den Sinn am besten vermitteln können; er beabsichtigt keine ängstliche Übersetzung der Sprache, sondern vielmehr eine umschreibende Darstellung der Gedanken, worin ein Theil des Geistes sich widerspiegelt und ein gewisser Zug von Originalität wahrzunehmen ist." „Kein Zweifel", fährt das ‚Athenaeum' fort, „daß dies die echte und rechte Methode ist, wodurch allein Werke der Einbildungskraft wiedergegeben werden können. Aber zu gleicher Zeit erhellt auch, daß die dadurch verstattete Breite leicht zu großem Misbrauch verleiten kann; ja, sie ist selbst dann gefährlich, wenn der Übersetzer im vollsten Maße gewissenhaft ist und die größte Ehrfurcht vor seinem Autor trägt." Scharf rügt das Journal das Geständniß, welches der Übersetzer in der Vorrede ablegt, daß er hier und da das Original erweitert, öfter noch verdichtet, an einer oder zwei Stellen sogar den Sinn leicht verändert habe, wenn auch durchaus nicht aus Misachtung gegen den Dichter oder um ihn zu verbessern, sondern einzig darum, weil es ihm an den geeigneten Ausdrücken zu einer trocknen Genauigkeit gefehlt habe. Mit Ausnahme dieser Auslassungen habe, heißt es weiter, der Übersetzer das Original trefflich wiedergegeben, und mit einer poetischen Begabung, die, wenn sie auch neben solchen Übersetzungen wie die von Coleridge und Shelley etwas blaß erscheine, doch bei Denen, welche sich dem Geschäft des Übersetzens unterzögen, weit seltener angetroffen würde, als es zu wünschen wäre. Das Journal theilt als Probe eine der „schönen tragischen Scenen, wovon das Drama voll ist", in dieser Übersetzung mit, die Scene, worin Don Cäsar von seiner Mutter beschworen wird, für sie zu leben, nachdem er den Entschluß geäußert, sein Verbrechen durch Selbstmord zu sühnen. Da in diesem Stück die Schwierigkeit für den Übersetzer hauptsächlich in den Chören liegt, so citiren wir eine Chorstelle, ohne bei der vorauszusetzenden allgemeinen Bekanntschaft mit dem Original den Text gegenüberzustellen.

Cajetan.

We come, we come, in festal pride,
To greet the beauteous bride;
Behold! the nuptial gifts, the rich attire:
The banquet waits, the guests are there;
They bid thee to the solemn rite
Of Hymen quick repair.
Then hear'st them not — the sportive lyre,
The frolic dance, shall ne'er invite,
Nor wake thee from the lowly bed,
For deep the slumber of the dead.

Woe to the murderer! woe!
That sped exulting in his pride!
Behold! the parched earth drinks the crimson tide;
Down, down it flows unceasingly,
To the dim cavernèd halls below,
Where throned in kindred gloom the sisters twain,
Of Themis progeny severe,
Breed in their soulless silent reign.
Stern ministers of Wrath's decree,
They catch in swarthy cups thy streaming gore,
And pledge with horrid rites for vengeance evermore.

5.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Alfred Nettement, der in den legitimistischen Blättern, besonders in der „Mode", die neue Dynastie mit der größten Erbitterung und dem beißendsten Spotte verfolgt, sucht die Glieder der verjagten Bourbon'schen Familie im glänzendsten Lichte darzustellen. Soeben ist seine „Vie de Marie-Thérèse de France" erschienen, die, wenn man von dem überschwänglichen Lobe absieht, nicht ohne Interesse ist. Zu gleicher Zeit hat dieser fruchtbare Schriftsteller eine neue Ausgabe von seiner „Histoire du Journal des débats" erscheinen lassen. Besonders gelungen sind darin die Partien, in denen der Verf. ein Bild der verschiedenen Phasen, welche die Revolution durchlaufen hat, entwirft, während er mit den Anekdoten, die sich bei diesem Stoffe in Menge darboten, gar zu sparsam ist. Man findet davon eine hübsche Auswahl in einem kleinen Werkchen: „Histoire curieuse du Journal des débats, par un employé du trésor", das vor einigen Jahren erschienen ist. Nettement's Freund und Mitkämpfer für die legitimistische Sache, Theobald Walsh, hat in einem Schriftchen: „Le comte de la Ferronays et Marie Alp. Ratisbonno", die „wunderbare und erbauliche" Bekehrung des Abbé Ratisbonne, der aus einer angesehenen jüdischen Familie zu Strasburg stammt, mit aller Salbung erzählt. Übrigens hat, wenn wir nicht irren, der Abbé Bautain, der dem verstockten Israeliten die Augen geöffnet hatte, bereits eine Geschichte dieser Bekehrung geliefert. Gegenwärtig befindet sich der Abbé Ratisbonne auf dem Collége Juilly, das früher eines so hohen Ansehens genoß, dann aber heruntergekommen war und jetzt unter der Leitung eines Neffen vom verstorbenen Minister Humann und eines Anverwandten des Fürsten von Metternich (Namens von Steinach, wenn wir nicht irren), wieder zu blühen anfängt. Diese Anstalt, vom Staate unabhängig, in einer Entfernung von zehn Stunden von Paris, dient den ersten Geistlichen der Hauptstadt zur sogenannten Retraite. So pflegt z. B. der bekannte Bautain, ehemaliger Professor der Philosophie zu Strasburg, einen großen Theil des Sommers hier zuzubringen, obgleich er an der eigentlichen Direction des Collegiums keinen Antheil hat.

Wir haben in diesen Blättern bereits der Sammlung historischer Lieder („Recueil des chants historiques français") erwähnt, die der um die ältere Geschichte Frankreichs verdiente Gelehrte, Leroux de Lincy herausgibt. Gegenwärtig ist der zweite Band erschienen. Derselbe umfaßt das 17. Jahrhundert und enthält einzelne sehr interessante Lieder; jedoch muß man sich gestehen, daß sie, so groß ihr historischer Werth ist, durchaus keinen poetischen Gehalt haben, während wir unter unsern Volksliedern aus jener Zeit doch wenigstens einige poetische, schwungvolle Stücke aufzuweisen haben. Ein größeres Publicum, als diese mehr gelehrte Sammlung, finden die „Chants et chansons populaires de la France", die mit geschmackvollen artistischen Verzierungen in einzelnen Heftchen erscheinen.

Im J. 1812 zählte man in Paris 45 Journale oder periodische Schriften; 1826 war die Anzahl derselben auf 179, 1830 auf 309 gestiegen und im Monat August 1842 gab es deren 493. Darunter erscheinen 35 alle Tage, 95 jede Woche und 248 alle Monat. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 330. — 26. November 1842.

Noch ein Wort über Censur und Preßfreiheit.

(Fortsetzung aus Nr. 329.)

Wenn man von der Eigenthümlichkeit der Preßvergehen hinwegsieht, so könnte man glauben, die Aburtheilung dieser Vergehen könne ebenso wie die der andern Vergehen den ordentlichen ständigen Gerichten zugewiesen werden. Allein gerade die eigene Natur der Preßvergehen ist es, was sich dagegen sträubt. Es muß hier mehr auf den Sinn, die Bedeutung, die Absicht der Äußerungen des Verfassers einer Schrift oder bildlichen Darstellung, als auf den materiellen Buchstaben, die in die Sinne fallende Form gesehen werden. Daher läßt sich bei Preßvergehen der Thatbestand mehrentheils nicht so klar, deutlich und fest im Gesetze bestimmen, daß dabei nicht Vieles der Beurtheilung des Richters überlassen werden müßte, indem eine Menge von Umständen denkbar ist, die ein angebliches Vergehen wesentlich verändern, oder ihm wol gar die Charaktere eines Vergehens benehmen. Die richtige und unparteiische Beurtheilung solcher Vergehen eignet sich wenig für Gerichte, die vermöge ihrer Verfassung gewöhnt sind, sich ganz vorzüglich an den Buchstaben des Gesetzes und an Beweistheorien zu halten, deren Unzulänglichkeit längst anerkannt ist. Würde die Aburtheilung der Preßvergehen solchen Gerichten überlassen, so wäre mit Grund zu besorgen, daß die Freiheit der Presse sehr bald durch die gerichtliche Praxis, die in ständigen Gerichtshöfen eine große Autorität erwirbt, mitunter auch durch Einflüsse der Machthaber, die kein Gesetz ganz hindern kann, in ebenso enge, wo nicht noch engere Schranken würde eingezwängt werden, als dies bisher durch das Institut der Censur geschehen ist. Preßvergehen fodern eigene Gerichte, von deren Mitgliedern man annehmen kann, daß sie, durch nichts befangen und ganz unabhängig, blos nach der innern Überzeugung von der Wahrheit des ganzen Thatbestandes, einzig durch den gesunden Menschenverstand, der die allgemeinen und besondern Zeichen der Wahrheit sehr wohl zu unterscheiden versteht, und durch ihr Gewissen sich leiten lassen. Und gerade dies findet bei wohleingerichteten Schwurgerichteten, deren Mitglieder stets wechseln und durch kein künstliches Zwielicht beirrt sind, in ganz vorzüglichem Grade statt. Glücklich preist in diesem Sinne Beccaria die Nation, bei welcher die Gesetze keine Wissenschaft sind. Auch ohne gelehrte Bildung kann der Bürger richtig beurtheilen, ob eine gewisse Thatsache geschehen sei, ob der Angeklagte sie verübt habe, und ob sie das vom Gesetz bezeichnete Verbrechen in sich enthalten.

Noch ein Grund für die Einführung der Schwurgerichte in Bezug auf Preßvergehen liegt darin, daß es von der größten Wichtigkeit ist, daß die Aburtheilung mit möglichster Zeitersparniß geschehe. Durch Geschworenengerichte ist dies leichter als durch ständige zu erreichen, zumal, wenn von jenen, soweit sie das Schuldig oder Unschuldig aussprechen, keine weitere Berufung (die Klage des Angeschuldigten auf Nichtigkeit des Verfahrens ausgenommen) stattfindet. Das Interesse des Staats kann hier, wie bei der ganzen Verwaltung der Justiz kein anderes sein, als daß die Gerechtigkeit die Oberhand erhalte. In Beziehung auf die Presse liegt es überdies im Interesse des Staats, daß die Freiheit nicht mehr beschränkt werde, als es durchaus nothwendig ist, um die Rechtssicherheit der Gesammtheit oder Einzelner zu beschützen.

Die einzige wahre und unverkennbare Schwierigkeit in Hinsicht der Schwurgerichte liegt in ihrer Zusammensetzung oder der zweckmäßigen Auswahl Derjenigen, die in das Verzeichniß der Geschworenen aufzunehmen sind. Doch die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Schwierigkeit nicht unüberwindlich sei. Das Wesentliche besteht darin, daß ein aus Männern des öffentlichen Vertrauens zusammengesetztes Gericht und nicht eine von der Staatsregierung niedergesetzte Gerichtscommission gebildet werde.

Der wichtigste Grund für den Anspruch auf Freiheit der Presse ist das Interesse der Wahrheit. Die Wahrheit ist das größte, werthvollste Gemeingut der Menschheit, auf welches Allen und Jeden das gleiche unabweisliche Recht zukommt. Steht der Staatsgewalt die Befugniß zu, dem Volke dieses Recht vorzuenthalten oder zu verkümmern? Liegt ihr nicht vielmehr die Pflicht ob, dasselbe zu schützen und sicherzustellen? Mancher wird mir vielleicht, wie Pilatus, einwenden: Was ist die Wahrheit? Allerdings kann kein Sterblicher des vollständigen Besitzes der Wahrheit sich rühmen; allerdings muß all unser Bestreben sich damit benügen, ihr immer näher zu rücken. Aber der Sinn für Wahrheit ist ein Adel, auf welchen jeder Mensch Anspruch machen soll und der ihm um nichts feil sein darf. Ebenso hat Jeder das volle Recht, nach Wahrheit zu stre-

ben; Jeder hat die Pflicht zur Wahrhaftigkeit und fodert mit Recht Wahrhaftigkeit auch von den Andern.

Käme es der Staatsgewalt zu, zu bestimmen, was wahr und was nicht wahr sei, dann würde sie auch mit Grund die Befugniß ansprechen, die Presse innerhalb der Grenzen der von ihr bestimmten und ausgesprochenen Wahrheit einzuschränken. Allein die Wahrheit ist frei von jeder Gewalt und steht höher als jede. Sie zu erwerben oder nach ihrem Besitze zu streben, dazu sind Alle und Jede gleich berechtigt, und dieses Recht ist ein heiliges unantastbares Recht der Menschheit. Die Wohlthat der Preßfreiheit besteht aber noch weniger in Dem, was durch sie bekannt wird, als darin, das alles Wahre durch sie bekannt gemacht und zur Anerkenntniß gebracht werden kann. Wenn durch sie auch nichts Gutes bewirkt werden könnte, so hindert sie doch jedenfalls unsaglich viel Böses. Gelingt es auch der freien Presse nicht immer, die Wahrheit wirklich an den Tag zu bringen: so unterhält sie doch das Verlangen, die Sehnsucht nach ihr; so hindert sie doch den Irrthum und die Lüge, die Täuschung am ruhigen Besitz; so verdünnt sie doch den Nebelschleier, der die Wahrheit verbirgt; so vermag sie doch immer dem Betrug den Sieg streitig zu machen. Freilich öffnet sie auch Manchem die Schranken, in öffentlichen Angelegenheiten mitzusprechen, der schlecht unterrichtet oder für das Gemeinwohl nicht gut gesinnt ist. Aber sie räumt auch Jedem, der unterrichtet und gut gesinnt ist, die Macht und Befugniß ein, seine Ansicht bekannt zu machen, Irrthümer zu widerlegen und die Wahrheit einleuchtend darzustellen. Sie macht die ganze civilisirte Welt zu einer großen Schule des wechselseitigen Unterrichts. Keine Unwahrheit, kein Zweifel, kein Hohn ist gefährlicher, als die in geheim in dunkler Stille umherschleichen. Kein Widerspruch hindert ihre Verbreitung. Der Preßzwang nimmt diese Verbreitung in Schutz. Er gibt den Machthabern nicht nur die Leichtigkeit, ihre Lügen geltend zu machen, sondern auch die Gewalt, zu verhindern, daß diese Lügen durch Widerspruch entkräftet werden. Die Censur zerbricht oder verfälscht den Stempel der Wahrheit. Dies thun, verräth eine schlechte Meinung von sich. So sehr das Ansehen der rechtmäßigen Gewalt beachtet zu werden verdient, so kann doch auch den Besten unter den Menschen nie das gleiche Vertrauen gebühren wie der Wahrheit. Welcher menschlichen Autorität kann der endliche Schiedsspruch über Wahr und Falsch zukommen? Und wie kann der Staatsgewalt ein Recht zustehen, der Bekanntmachung gewisser Wahrheiten sich zu widersetzen? Sie hätte ja dann auch das Recht, Irrthum aufzudringen. Die Bekanntmachung, wendet man ein, wäre schädlich. Aber welcher Richter ist denn so allwissend, daß er mit Sicherheit beurtheilen könnte: ob die Kundmachung einer Wahrheit mehr schädlich oder nützlich sei?

Unter der Herrschaft der Censur kann die Wahrheit nicht auf Glauben zählen, weil sie ihre Unabhängigkeit verloren hat; die Lüge dagegen wird freundlich aufgenommen, wo sie den Fesseln sich zu entwinden weiß, und hat für die Menge wenigstens den Zauber der Freiheit. Wie die Meinung nur durch Öffentlichkeit, so kann die Presse nur durch Freiheit unparteiisch werden. Die freie Presse verschweigt nichts. So lange aber die Freiheit der Presse nicht (mit bloßem Vorbehalt der Bestrafung des Mißbrauchs) uneingeschränkt ist, werden gewöhnlich Jene, die böse Absichten haben, durchdringen und die Meinung Derjenigen, die reine Absichten haben, unterdrücken; denn diese brauchen nie Gewalt, noch List. Preßzwang durch Censur gibt unvermerkt dem Bösen das Übergewicht. Der edle, gutgesinnte Schriftsteller scheut die geheimen Wege; er verschließt lieber seine Gedanken, als sie auf solchen Wegen bekannt zu machen. Der Übelgesinnte hingegen wird durch keine Scheu zurückgehalten. Auch liegt für Viele schon im Bösen und dessen Verbot ein eigener Reiz. Das Gesetz muß sich also wohl hüten, den Reiz zum Bösen noch zu erhöhen und den Reiz zum Guten zu schwächen. Dies thut aber der Preßzwang. Wer der Macht der Wahrheit vertraut, wird nie den öffentlichen Widerspruch, nie den offenen Kampf der Ansichten scheuen. Niemand findet zwar Behagen daran, wenn er ungünstig beurtheilt wird, Jeder wünscht vielmehr günstig beurtheilt zu werden. Wer kann aber sich der Beurtheilung entziehen? Wer seinen Gegner nicht zu Worte kommen läßt, gesteht ein, daß er ihn zu fürchten hat. Legt aber Jemand, sei es auch eine Regierung, den Tadel, der die Sache trifft, als persönliche Beleidigung aus, so setzt er sich zu seinem Nachtheil in einen Zustand von Gereiztheit, worin der Mensch Manches thut, was er in ruhiger Stimmung unterließe. Immer besser, die Meinungen bekämpfen sich, als die Gewalten. Wird aber jener Kampf gehindert, so ist dieser oft unvermeidlich. Man kann jetzt der Wahrheit nur den Hof verbieten, nicht Stadt und Land; hinter den stummen Lippen werden die Zähne knirschen. Man kann, wenn man jenes thut, denselben Stoff, der sich als Licht mild und still umher ergossen hätte, zu einer Flamme verdichten, die brausend fortteilt und niederreißt. Gebraucht Jeder ungestört sein Recht, über eine Angelegenheit seine Ansicht zu äußern, so ist diese entweder wahr oder falsch. Ist sie wahr, so soll und wird sie obsiegen. Ist sie falsch, so wird es unter Gebildeten nie an Solchen fehlen, die das Falsche berichtigen oder widerlegen.

Es ist wol keine Regierung, deren Ansichten von Dem, was ersprießlich sei, nicht mit dem Wechsel der Zeitumstände sich verändern. Hält sie nun die öffentliche Meinung unter dem Zwang der Censur gefangen, so wäre ihr Swift's ironischer Rath zur ernsten Überlegung zu empfehlen: alle Vierteljahre zu verordnen, was zu denken und zu schreiben erlaubt oder nicht erlaubt sei. Doch zwischen der freien Presse und der öffentlichen Meinung ist ein eigenes Verhältniß. Daß sie in Berührung stehen, leidet keinen Zweifel. Es besteht zwischen ihnen eine Wechselwirkung. Wenngleich die freie Presse der öffentlichen Meinung Nahrung gibt und an ihrer Bildung Theil hat, so gibt es auch Fälle, wo die freie Presse allein einer Strömung der öffentlichen Meinung einen kräftigen Damm entgegenzusetzen vermag.

Der Willkürherrschaft ist freilich nichts verhaßter als Preßfreiheit. Man führt gegen sie an: die Völker seien nie wohlhabender, glücklicher, mächtiger gewesen, als wo die Presse unterdrückt war, wie unter Philipp II. in Spanien, unter Elisabeth in England, unter Napoleon in Frankreich. Allein es ist ganz unerweislich, daß der Preßzwang die Wohlhabenheit und die Macht der genannten Völker unter den genannten Regenten begründet habe; wol aber ist gewiß, daß vorzüglich der Preßzwang es war, was theils ihre politische Knechtschaft befestigte und vollendete, theils ihre geistige und sittliche Ausbildung hinderte und alle Arten tyrannischer Bedrückungen begünstigte. Der Preßzwang war es auch, wodurch zuletzt jede Stimme der Wahrheit erstickt und eben dadurch das Schicksal der Völker dem Zufall blinder Herrscherlaune preisgegeben, über seine Urheber selbst aber maßloses Unheil gehäuft wurde. Dem Preßzwang hat Philipp II. den Verlust der Niederlande und die Ausrottung der Bevölkerung Südamerikas durch die Habsucht ihrer Unterdrücker, Elisabeth ihr tragisches, verzweiflungsvolles Ende, Napoleon seine Enthronung und Verbannung auf einen einsamen Felsen im Weltmeer vorzüglich zu verdanken. Vergebens beruft man sich darauf, daß der Zweck des Staats: die Sicherheit Aller gegen Rechtsbeeinträchtigung, die Censur erfodere. Dieses Arguments bedient sich auch die Tyrannei. Aber um gerecht zu sein, muß eine Maßregel selbst keine Rechtsbeeinträchtigung enthalten. Wol kann der Staat durch Das, was die Zeitblätter sagen, eine Aufregung erleiden. Allein durch Das, was sie nicht sagen dürfen, kann er weit mehr gefährdet werden.

Fürsten, die nicht blos gefürchtet, die geliebt werden wollen, waren gewöhnlich geneigt, den Preßzwang, den sie vorgefunden, aufzuheben oder doch zu mindern. Aber noch nie hat ein Fürst durch Preßzwang die Liebe seines Volks erworben, nie dadurch sein dauerndes Glück begründet, und es ist eine entsetzliche Täuschung, wenn man sich einbildet, ein Volk sei wahrhaft glücklich, dem die freie Mittheilung der Gedanken verwehrt ist. Die persönliche Freiheit und das Eigenthum entbehren da des gewissen Schutzes; das Volk ist da immer in Gefahr, ein Werk- und Spielzeug in der Hand der machthabenden Willkür zu werden.

Auch gegen das Ausland setzt der Preßzwang einen Staat in eine schiefe Stellung, weil er seiner Regierung für jede politische Äußerung seiner politischen Blätter die Verantwortlichkeit auflegt. Napoleon, während er mit den Engländern wegen des Friedens unterhandelte, ward höchst empfindlich über die heftigen Ausfälle und Verleumdungen der englischen Blätter gegen ihn und ließ nicht weniger beschimpfende Artikel gegen die Engländer in die französischen Zeitungen setzen. Es wurde aber Napoleon bemerkt: daß er dadurch seinen Unterhandlungen schade. Denn die Sprache, welche die englischen Zeitungen führen, könne die der französischen nicht rechtfertigen. Die englische Presse sei vermöge der Verfassung frei; die Regierung, selbst ihren Angriffen ausgesetzt, könne sie wegen Äußerungen über fremde Regierungen nicht zur Verantwortung ziehen. In Frankreich hingegen dürfe bekanntlich nichts in Bezug auf die Politik ohne vorherige Billigung der Regierung erscheinen. Napoleon könne mithin die englischen Zeitungen verachten, das englische Cabinet aber die Schmähungen der französischen nicht mit derselben Gleichgültigkeit ansehen; denn es sei berechtigt, den Ausdruck der Meinung der Regierung darin zu finden.

Wenn aber die freie Presse der Regierung großen Vortheil bringen kann, so ist sie einer freien Verfassung unentbehrlich, nicht nur als Schutzwehr, sondern auch als Mittel einer angemessenen Volkserziehung. Wird dem Geist die Waffe der offenen Mittheilung zur Vertheidigung von Freiheit, Recht und Wahrheit entwunden, so übergibt man diese Vertheidigung an die rohe Gewalt. Wie kann ferner eine freie Verfassung gedeihen, wenn nicht das Volk dafür erzogen wird, und wer kann besser als die freie Presse diese Volkserziehung so, daß sie mit den Bedürfnissen der Zeit stets zusammenstimme, übernehmen?

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland.

Nachtrag.

Als der Unterzeichnete vor länger als einem Jahre den in Nr. 287—291 d. Bl. unter der obigen Überschrift mitgetheilten Aufsatz ausarbeitete, beabsichtigte er, demselben Weiteres über Berechtigung und Wesen der politischen Poesie folgen zu lassen: wurde er bisher durch anderweitige Hindernisse davon abgehalten, so sieht er sich jetzt zu völligem Aufgeben seines Planes veranlaßt, indem derselbe Gegenstand soeben eine andere, die Grenzen eines Tageblattes weit überschreitende Bearbeitung erfahren hat durch R. E. Prutz in dem ersten Jahrgange seines „Literarhistorischen Taschenbuchs", S. 251—459. Wenn dieses Zusammentreffen in der Wahl eines und desselben Stoffes als ein Zeichen für die Zeitgemäßheit desselben angesehen werden darf, so wird eine nochmalige kurze Besprechung an dieser Stelle wol berechtigt erscheinen und es mir, gleichsam zum Ersatz für die vorweggenommene weitere Ausführung, gestattet sein, einige Worte über Prutz' Aufsatz, mit Beziehung auf meinen eigenen, hier niederzulegen.

Abgesehen von der weitern Ausführung, die Prutz seinem Gegenstande gewidmet, hat er, durch literarische Hülfsmittel mehr als ich unterstützt, seinen Stoff dadurch vermehrt, daß er einerseits das politische Element, welches schon unsere älteste vaterländische Poesie vor Ausbildung des Minnegesanges enthält, andererseits das historische Volkslied und die politisch-religiösen Pasquille, besonders des 16. Jahrhunderts, eingehend berücksichtigt hat; dagegen bricht seine Abhandlung mit der Zeit Goethe's und Schiller's ab, indem der ganzen, so überaus wichtigen spätern Entwickelung des politischen Liedes in, meines Bedünkens, nicht gerechtfertigter Kürze auf kaum anderthalb Seiten gedacht wird. Aber auch mit der Ausführlichkeit, mit der die zuerst genannten Partien behandelt sind, kann ich mich, mit Ausnahme der Pasquillen-Literatur, nicht einverstanden erklären: es kommt gerade bei einer Behandlung der politischen Poesie nicht wenig darauf an, sie von der rein historischen oder epischen möglichst scharf zu sondern; Prutz selbst bezeichnet die große Mehrzahl des aus der ältesten deutschen Literatur und aus dem Volksliede Erwähnten als zu der letztern Gattung gehörig, wie das auch ganz natürlich in einer Zeit, der das zur politischen Poesie unentbehrliche politische Bewußtsein noch fremd war; alle derartige Productionen durften also höchstens erwähnt werden, um sie von dem in Rede stehenden Gegenstande ausdrücklich auszuschließen; und dies nicht gethan zu haben, halte ich für einen Mangel, der durch alles Wahre

und Schöne, was über jene Dichterwerke gesagt ist, doch nicht vollkommen gehoben wird. Es steht aber dieser Mangel, wenn man ihn mit mir dafür anerkennen will, nicht allein, sondern hängt mit der mehrfach ersichtlichen Neigung zu Digressionen, dem Fehlen scharfer Begrenzung, zusammen, was sich ebenso auch schon in desselben Verf. sonst sehr verdienstlichem „Göttinger Dichterbund" zeigt, wo von dem 16., ja 14. Jahrhundert ausgegangen wird, um endlich in der zweiten Hälfte des 18 Jahrhunderts festen Fuß zu fassen. Einen ähnlichen Eindruck unnöthiger Weitschweifigkeit hat nun auch der in Rede stehende Aufsatz an mehren Stellen auf mich gemacht, und gerade dadurch dürfte er seine beabsichtigte Wirkung, auf die ich noch zu sprechen komme, weniger erreichen als durch eine einfache Aneinanderreihung schlagenden historischen Stoffes. Diese aber, glaube ich, hat sich Prutz auch noch dadurch erschwert, daß er ein zum Erblühen politischer Poesie wesentliches Element ganz übersehen zu haben scheint. Im Wesentlichen mit Dem einverstanden, was Prutz über die Berechtigung der politischen Poesie in seiner Einleitung sagt, kann ich diese doch nicht unbeschränkt zugeben, noch auch von jeder Zeit ein fröhliches Gedeihen derselben erwarten; ich habe es in dem Eingange meines Aufsatzes ausgesprochen und in dem ganzen Verfolge desselben zu zeigen mich bemüht, daß nur eine Zeit des Kampfes und zwar des edelsten, geistigen Kampfes die Blüte der poetischen Poesie hervorlocken und zeitigen kann, wogegen die Erscheinungen der Gegenwart wol keinen Protest einlegen dürften. So war es bei der republikanischen Verfassung Griechenlands unter Mitwirkung anderer günstiger Umstände möglich, daß dort fast die gesammte Nationalpoesie Jahrhunderte hindurch ununterbrochen specifisch-politischer Natur war; nicht aber so in der neuen Zeit: sobald hier eine Zeit der Ruhe, sei sie durch wirkliche und begründete Zufriedenheit, oder durch Erschlaffung des öffentlichen Lebens herbeigeführt, eintritt, so fehlt auch der Boden, in dem die politische Poesie Wurzel fassen kann; daher denn in der Geschichte der deutschen Poesie das zeitweise fast gänzliche Verschwinden des politischen Elements und sein ebenso plötzliches und kräftiges Wiederaufleben unter veränderten geschichtlichen Bedingungen. Diesen Punkt übersehen, oder doch unter der Fülle anderweitigen Raisonnements unbillig überdeckt zu haben, das ist ein Übelstand, der der Anschaulichkeit und Eindringlichkeit des Aufsatzes von Prutz leicht einen Eintrag thun kann, den man bei der sehr fleißigen Zusammenbringung und wohldurchdachten Anordnung des Materials nur bedauern könnte.

Auf Einzelnheiten, in deren Auffassung und Würdigung zwischen Prutz und mir eine Abweichung stattfindet, kann ich hier nicht eingehen; es sind deren überdies nur äußerst wenige; im Gegentheil habe ich mich gefreut, vielfach bis ins Kleinste, bis zur Anführung einzelner Dichterstellen mit einer so ehrenwerthen Stimme zusammengetroffen zu sein; und ich hoffe, daß die Beibringung manches von Prutz übergangenen Stoffes diesem selbst ein ähnliches Interesse abgewinnen wird, wie mir seine, in vielen Punkten so entschieden an Reichthum des Stoffs überlegene Arbeit. Ich füge also nur noch einige Worte über die Tendenz, welche Prutz bei seinem Aufsatze im Auge hat, und die zu deren Erreichung angewandten Mittel bei.

Nachdem er im Anfange seines Aufsatzes die verschiedenen Gegner der politischen Poesie scharf und treffend charakterisirt und sie zunächst mit den Waffen der poetischen Theorie wacker bekämpft hat, beschließt er, ihnen die für jeden unbefangenen Sinn schlagendste und allein unwiderlegliche Lehre der Geschichte entgegenzuhalten. Und in der That ist es ja gewiß die letzte und höchste Aufgabe der Geschichtschreibung, der politischen und literarischen, der Gegenwart zu zeigen, wie sie Das geworden, was sie ist, und sie somit an die Frage zu mahnen, als welche Entwickelungsstufe sie selbst dereinst einer künftigen Gegenwart gelten werde, und welches ihre Aufgabe sei, um selbst dereinst ein der Geschichte würdiger Gegenstand zu werden, kurz an die Frage, was sie selbst könne und solle. Wer aber einmal erkannt hat, eine wie gewaltige Lehrmeisterin die Geschichte ist, der sollte ihr nicht mit seinen eigenen, im Verhältniß immer kleinlichen Kräften nachhelfen wollen; er sollte nicht überall besorgt sein, daß der Zusammenhang oder Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart auch recht bis ins Einzelnste erkannt werde; er sollte nicht das eine Auge hier, das andere dort haben, damit er jede Beziehung gleich zu Protokoll nehmen und in klare, nüchterne Worte fassen könne: den verständigen Leser stört das, da er lieber die Freude hat, sich dergleichen selbst zu sagen; bei dem unverständigen ist auch diese Mühe verloren. Und diese jedenfalls unnöthige Mühe hat sich Prutz, gewiß zur Störung manches Lesers, hier und da gegeben; freilich hat seine Darstellung dadurch an Frische und Leben, an mancher pikanten Wendung gewonnen, aber doch auch an der rechten, des Historikers würdigen Gediegenheit verloren. Freilich weiß ich recht gut, daß dies hier mit klar bewußter Absicht und aus Gründen, für die sich mancherlei anführen läßt, geschehen ist, dennoch aber erscheinen mir die entgegenstehenden Gründe immer noch überwiegend: statt eines durch gleichmäßige Ausführung ansprechenden Gemäldes, in das wir uns mit Liebe vertiefen, um einen bedeutenden Sinn daraus zu entnehmen, erhalten wir ein Bild, dem in der Weise englischer Stahlstiche grelle Streiflichter aufgesetzt sind, damit ja Niemand irgend etwas darauf Befindliches übersehe; wobei noch, abgesehen von der künstlerischen Mangelhaftigkeit, gar leicht etwas in ein falsches Licht gestellt werden kann.

Wenn ich so in mehren Punkten, theils Form, theils Inhalt betreffend, nicht gleicher Ansicht mit Prutz sein kann, so bin ich doch weit entfernt, gegen die Vorzüge und die Verdienstlichkeit seiner Arbeit im Ganzen unerkenntlich zu sein, wie man sich ja des auf gleicher Bahn mit dem eigenen Bemühen Fortstrebenden immer mit doppelter Theilnahme und Aufrichtigkeit erfreuen sollte! Eine Geschichte unserer politischen Poesie freilich haben wir noch nicht, wie das Prutz selbst am bestimmtesten ausspricht, aber eine Vorarbeit hat er dazu gegeben, die einen sehr bedeutenden Schritt vorwärts thut und hoffentlich dazu dienen wird, manches bisher ganz oder halb geschlossene Auge klar in die Vergangenheit und durch sie in die Gegenwart blicken zu lassen.

Schließlich möge hier noch bemerkt sein, daß das in meinem mehrerwähnten Aufsatze als Ode unter dem Titel: „Germania domitrix gentium", erwähnte Gedicht Joh. Fischart's unter richtigerer Überschrift und in besserer Anordnung zu finden ist bei Wilhelm Wackernagel, „Deutsches Lesebuch", 2. Aufl., Bd. 2, S. 161 fg. Ferner sind Nr. 287, S. 1158, die zweite Anmerkung auf der ersten Spalte und die erste Anmerkung auf der zweiten Spalte miteinander zu vertauschen.

W. A. Passow.

Literarische Notizen.

Von P. Grimblot übersetzt erschien in Paris: „Système de l'idéalisme transcendantal, par *M. de Schelling*, membre de l'institut de France etc." Beigegeben ist ein Urtheil Schelling's über Cousin's Philosophie, wie über den Zustand der Philosophie sowol in Frankreich als Deutschland, und die am 15. Nov. 1841 gehaltene Eröffnungsrede Schelling's zu seinen Vorlesungen an der berliner Universität. Es ist das erste Werk Schelling's, welches in das Französische übersetzt worden.

Graf Jaubert, der literarischen Welt durch seine botanischen Werke rühmlich bekannt, bereitet die Reisen Aucher Eloy's, eines jungen französischen Botanikers, zur Herausgabe vor. Eloy hat, mit mannichfachen Gefahren kämpfend, zehn Jahre auf Reisen in Ägypten, Syrien, Arabien, Cypern, Griechenland, den Inseln des Archipelagus und Persien zugebracht und starb zu Djulfa unweit Ispahan. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 331. — 27. November 1842.

Noch ein Wort über Censur und Preßfreiheit.

(Beschluß aus Nr. 330.)

Allerdings hat der Staat, haben die Obrigkeiten, hat jeder Bürger rechtlichen Anspruch auf Schutz gegen Beleidigung durch Misbrauch der Presse. Aber durch diesen Schutz dürfen doch auch die Rechte des Schriftstellers nicht verletzt werden. Nun erklärt aber die Censur, ohne Untersuchung oder blos nach einer summarischen, auf ihre eigene Verantwortlichkeit, im Namen der Übrigen: daß sie durch die fragliche Schrift verletzt worden, und fängt somit den Proceß mit dem Urtheile an, ohne die Übrigen abgehört zu haben, ob sie wirklich diese Ansicht theilen, und ohne eine Vollmacht zu besitzen. Die Staatsgewalt, welche die Censur ausübt, ist somit ein Bevollmächtigter ohne Committenten oder bisweilen selbst wider Willen der Committenten, die sich später erst durch das Organ der öffentlichen Meinung, oft aber auch gar nicht aussprechen können, weil jene Gewalt wieder die Revision des Urtheils durch die Censur hemmt und als zweite Instanz über sich selbst gutachtet und entscheidet.

Mit Grund ist zwar die Presse als ein höchst kräftiger Mechanismus bezeichnet worden, der dem menschlichen Geist zur Förderung des Bösen wie des Guten, der Lüge wie der Wahrheit zu Gebote steht. Allein was beweist dies gegen die Presse? Auch die Werkzeuge der Sprache sind ein solcher Mechanismus. Der Nutzen, die Wohlthätigkeit aller Werkzeuge hängt von ihrem Gebrauche ab.

Man wirft der Presse vor, daß sie die Gesellschaft in eine beständige Bewegung versetze und in ihr kein Stillstehen gestatte. Wer aber hierin nur Nachtheile für die Gesellschaft gewahrt, hat von ihrer Bestimmung und von der Bestimmung des Menschen selbst eine sehr niedrige Vorstellung. Ohne Bewegung kein Leben, ohne Leben keine Möglichkeit des Fortschritts, der Verbesserung; ohne diese unfehlbare Ausartung und Verfall.

Ist aber die Presse durch ihre Freiheit nicht aus einem Diener des Gedankens zum Diener der Leidenschaften geworden? Hin und wieder allerdings. Ob aber gerade die Freiheit daran schuld ist, steht noch in Frage. Ohne Freiheit gäbe es keine Frevel, aber auch keine Tugend. Wird durch die Freiheit der Presse ihr Misbrauch erleichtert, so erleichtert sie es aber auch, diesem Misbrauch zu begegnen. Der wirkliche Misbrauch fällt dem Gesetz anheim.

Wenn nämlich einerseits die Freiheit der Presse, um ihre wohlthätige Wirkung hervorzubringen, vollständig sein muß, so ist es andererseits dafür ebenso nothwendig, daß durch das Gesetz für eine kräftige und schleunige Erdrückung des Misbrauchs der Presse gesorgt werde. Denn für keine Art von Freiheit ist ihr Misbrauch ein so gefährlicher Feind, als für die der Presse. Das Gesetz muß den Begriff des Misbrauchs und seine Fälle mit Bestimmtheit bezeichnen und ebenso die Strafe, die Anwendung finden soll; es muß ferner Anstalt treffen, daß den Folgen des Misbrauchs, die eine Rechtsverletzung enthalten, so schnell und so wirksam als möglich begegnet, und daß mithin die richterliche Verhandlung von Preßvergehen möglichst beschleunigt werde. Denn jede unnöthige Zögerung kann hier das Unrecht und seine Wirkungen bedeutend vermehren und den beabsichtigten Erfolg der Strafe vermindern, wo nicht vereiteln. Daher muß das Gesetz in gewissen Fällen die Beschlagnahme der im Druck erschienenen Schrift verfügen, bevor noch der Richter über sie gesprochen hat. Das Urtheil muß jedoch immer nur dem Richter zukommen, den das Gesetz bestimmt. Von der Ausübung des Richteramts in Preßsachen müssen aber alle Förmlichkeiten entfernt werden, wodurch das Verfahren in die Länge gezogen werden kann.

Ein gutes Preßgesetz darf weder die Freiheit der Sicherheit noch diese jener opfern. Droht eine Schrift der öffentlichen Ruhe und Ordnung Gefahr, so ist die Staatsregierung berechtigt und verpflichtet, sie zu unterdrücken. Offenbar haben die Rechte der Gesammtheit und der Einzelnen, die durch eine Schrift verletzt werden können, keinen geringern Anspruch auf den Schutz des Staats als die Rechte des Schriftstellers. Dieser kann mit keinem Schein von Recht verlangen, daß die Rechte der Übrigen seiner Freiheit untergeordnet oder blosgestellt werden. Vielmehr haben Alle die Befugniß, zu fodern, daß Jeder, der die Presse gebraucht, sie so gebrauche, daß Niemandes Rechte dadurch verletzt oder gefährdet werden.

Gesetzliche und gerichtliche Strenge gegen Preßfrevel findet aber nur in solchen Ländern durchaus gerechte Anwendung, wo die Presse frei ist. Mit der Censur Ge-

pressstomaßregeln gegen Diejenigen verbinden, die sich der Censur unterwerfen, wäre unzulässig.

Große Ängstlichkeit in Bezug auf die Presse verräth von Seite der Regierung einen Mangel an Vertrauen auf sich selbst und die Anhänglichkeit des Volks, ein Gefühl der Schwäche. Nirgend sah man den Preßzwang stärker und strenger, als in den Staaten verhaßter Fürsten und in Republiken und Monarchien, die den Einsturz drohten.

Regenten wie Joseph II., wie Friedrich II. fürchteten die Presse nicht. Warum Napoleon Bonaparte, trotz seiner Geistesstärke, sich vor ihr fürchtete, muß vorzüglich aus den ganz eigenen Umständen, unter denen er zur Gewalt gelangte, erklärt werden. Schon als bloßer Feldherr war er ein abgesagter Feind des Journalismus. Er sagte oft: Vier feindselige Zeitungsblätter schadeten mehr als 100,000 Mann im offenen Felde. Allerdings hatte sich nicht nur zur Schreckenszeit, sondern auch unter der Regierung der Fünfe in Frankreich die schamloseste Bosheit vieler öffentlichen Blätter bemächtigt, die den guten Bürgern und dem Wohle der Republik einen nicht zu berechnenden Schaden zufügten. Insofern war Bonaparte's Ärger gegen die Zeitblätter gerechtfertigt. Aber auch schon damals konnte er keinen Widerspruch ertragen: schon damals that er sich auf seine Geistesüberlegenheit so viel zugute, daß er es für billig erachtete, daß die Gesammtheit sich mit seinem Individuum identificire. In seiner Idee war die Regierungsgewalt ein Rad, das stets fortlaufen und dem zwar Alles behülflich sein müsse, aber Niemand sich widersetzen dürfe. Er erblickte daher in der Preßfreiheit die Auflösung jeder Regierungsgewalt. Nur als Werkzeug der Gewalt fand die Presse in seinen Augen Gnade, und welchen Misbrauch dieses Werkzeugs hat er sich nicht erlaubt, um die öffentliche Meinung nach seinen Ansichten zu stimmen und zu lenken! Noch auf St.-Helena rühmte er sich, aus dem „Moniteur", der ganz der Abdruck seiner Gedanken und das Organ seines Willens war, die Seele und ein starres Triebrad seiner Regierung gemacht zu haben. Übrigens gestand er dort: mit einer stellvertretenden Verfassung den Preßzwang verbinden zu wollen, sei ein auffallender Anachronismus, eine wahre Verrücktheit.

Die Beherrschung der Welt durch Zeitungsblätter hat allerdings viel Mißliches. Sie können dem Despotismus sowol als dem Streben nach Freiheit zum Behikel dienen. Immerhin ist es noch besser, wenn sich alle Parteien der freien Presse bedienen, als wenn die Presse nur Werkzeug einer einzigen ist.

Schmähschriften verdienen in der Regel von Seite Derjenigen, gegen die sie gerichtet sind, nur Verachtung. Je mehr sie dieselben zu ignoriren scheinen, desto geringer ist der Eindruck, den sie machen. Ernster ist jedoch die Stellung der Regierung in Ansehung der Schmähschriften. Sie ist es der Gesammtheit und den Individuen, sie ist es ihrer eigenen Würde schuldig, die Verleumder unnachsichtlich zu bestrafen. Ist durch die Schrift der sittliche Charakter einer Person angegriffen, so wird ihre Strafwürdigkeit durch den Standpunkt der angegriffenen Person in der Gesellschaft weder erhöht noch verringert. Aber bei Verletzungen der conventionnellen Ehre wird die Schuldbarkeit um so schwerer, je höher der Stand und Beruf des Angegriffenen ist. Sind die bekannt gemachten Thatsachen wahr, so ist der Unterschied von Wichtigkeit, ob sie das öffentliche Amtsleben oder das Privatleben betreffen. Im erstern Falle ist die Bekanntmachung kein strafwürdiges Vergehen, wol aber im zweiten Falle. Denn Jeder ist dem Publicum für sein öffentliches oder Staatsleben, Niemand im Staate für sein Privatleben verantwortlich. Nur in den Fällen, wo das Privatleben zu dem öffentlichen in naher, enger Berührung steht, kann die Aufdeckung des Privatlebens vor dem Publicum erlaubt sein, wofern die Thatsachen in der Wahrheit begründet sind. In England ist der häusliche Kreis ein gefriedetes Heiligthum. Wer es, wie immer, verletzt, ist ein Verbrecher und wird als solcher behandelt.

Schriften und Kunsterzeugnisse, die die Scham öffentlich verletzen und auf Weckung niedriger Lüsternheit abgesehen sind, sollte der moralische Sinn des Publicums zur Vernichtung verurtheilen. Dieser Sinn muß von der Staatgewalt die Vollziehung seines Urtheils verlangen. So lange dieses nicht geschieht, erhöht das Verbot solcher Werke nur ihren Reiz.

Ist die Verbreitung solcher schon gedruckten und bekannten Werke, die Alles, was den Menschen heilig ist, dem Gespött preisgeben, unter allen Classen des Volks durch wohlfeile Ausgaben kein Preßvergehen? Gewiß ist sie eines der strafwürdigsten, weil sie eine schwere Verletzung der Volksmoral enthält. Der Staat ist es der Sicherstellung des Volks gegen Verführung schuldig, eine solche Verbreitung verderblicher Schriften zu hindern.

Worauf macht jetzt die Gewinnsucht nicht Berechnungen? Auch die Furcht und die Täuschungen sind Gegenstände derselben. Ist aber der Gebrauch der Presse zu solch schnödem Zweck nicht Entweihung derselben? Allerdings, wenngleich oft eine solche, welche dem Auge des Richters und der Strafe sich entzieht. Schmäh- oder Spottschriften gegen die Volksreligion sind ein Frevel. Sie verletzen ein höchst werthvolles Eigenthum, das Recht des Volks auf seinen Glauben. Mit dem bloßen Vortrag von Gründen, wodurch die Gründe eines Glaubens angefochten werden, dürfen Schmäh- und Spottschriften nicht verwechselt werden. Wer sich seines Rechts bedient, Andere durch Gründe von Dem, was er für Wahrheit hält, zu überzeugen, begeht kein Unrecht. Aber kein Volk ist schuldig, die Verspottung, die Ausschmähung seiner Religion zu dulden; vielmehr ist jede Regierung verpflichtet, das Volk dagegen zu schützen. Übrigens wird durch Spott und Höhnung nicht blos ein gewisser religiöser Glaube verletzt, sondern der allgemeine Sinn für das Göttliche, die Ehrfurcht dafür wird gefährdet und dies kann keiner bürgerlichen Gesellschaft gleichgültig sein.

Ohne Zweifel wird auch in Ländern, wo die freie Presse durch ein zweckmäßiges wirksames Gesetz gegen Frevel geschützt wird, mancher verkehrte Gebrauch der Presse sich zeigen, den die im Gesetz bestimmte Strafe nicht er-

reicht. Es sind viele Fälle denkbar, wo es zweifelhaft ist, ob der Misbrauch, obgleich er große Misbilligung erregt, jener Strafe anheimfällt, und noch mehre Fälle, wo die Betheiligten selbst Bedenken tragen, klagend aufzutreten. Dies ist aber nichts dem Preßgesetz Eigenthümliches, sondern läßt sich in allen Zweigen der Strafgesetzgebung wahrnehmen. Einer mit Ernst dem Guten zugeneigten, wachsamen Regierung stehen aber außer den durch das Gesetz bestimmten Strafen, deren Anwendung den Gerichten zukommt, noch mancherlei Wege zu Gebote, um einem verkehrten Gebrauch der Presse durch Tadel, Misbilligung und Zurücksetzung entgegenzuwirken. Nur muß sie von diesen Mitteln, damit sie den Zweck nicht verfehlen, einen nüchternen, umsichtigen, offenbar durch den Hinblick auf das Interesse der Gesammtheit, nicht durch kleinliche, selbstische Rücksichten geleiteten Gebrauch machen. Von der Regierung hängen die meisten Anstellungen und Auszeichnungen im Staate ab; nun kann sie mit Recht von Jedem, der von ihr angestellt ist oder um Anstellung sich bewirkt, fodern, daß er sich eines jeden Gebrauchs der Presse, wodurch der gute Name Anderer ungebührlich verletzt, grundlose Verdächtigungen, Familienzwiste, Unordnungen, Verunglimpfungen muthwillig erregt oder der öffentlichen Sittlichkeit gefährdende Ärgernisse gestiftet werden, enthalte. Allerdings sind hier mancherlei Schattirungen denkbar, und es bedarf einer unbefangenen und richtigen Beurtheilung, um Das, was Rüge oder Nachsicht, Misbilligung oder Nichtbachtung, wo nicht gar stillschweigende Billigung verdient, zu unterscheiden. Aber solche Beurtheilung ist überall nöthig, wo es von einer Wirksamkeit der Regierung sich handelt.

Es kann übrigens im Interesse der freien Presse die Wahrheit nie genug zur allgemeinen Anerkenntniß gebracht werden: je größer die Freiheit der Presse ist, desto größer ist für Alle und Jede, die sich ihrer bedienen, oder die sie benutzen, die Verpflichtung, jede Entweihung derselben durch Misbrauch zu vermeiden und ihr nach Kräften zu wehren.

Was den Gerichtshof für Preßvergehen betrifft, so werden die Erfahrungen der Zukunft die der Vergangenheit bestätigen: daß freigewählte wohlorganisirte Juries dazu am geeignetsten sind. Der Gegenstand der Beurtheilung hängt hier mit der öffentlichen Meinung so eng zusammen, daß auch der Gerichtshof mit ihr in naher Berührung stehen muß. Solche Juries sind eine Anstalt für Volksbildung, welche die größte Macht ausüben kann, um ein Volk für alle Wohlthaten der freien Presse empfänglich zu machen; sie sind zugleich die einzig sichere Bürgschaft, daß die gerechte Strenge gegen Preßvergehen nie in Ausrottung der Preßfreiheit ausarten werde. Das Gesetz kann die Preßvergehen nur mit allgemeinen Umrissen bezeichnen, indem es hier nicht von handgreiflichen, sondern geistigen Thatsachen sich handelt. Das Gesetz spricht für alle, noch so verschiedenen Zeiten und Verhältnisse, die aber doch auf die Schuldbarkeit großen Einfluß haben. Wer öffentlich schreibt und was er schreibt, ist daher nicht nach dem todten Buchstaben, sondern nach den lebendigen Verhältnissen zu beurtheilen. Das Preßgericht fodert mithin Männer von vielseitiger Bildung, Männer, die ihre Zeit und ihr Volk, die Zustände und Verhältnisse derselben genau kennen, sie richtig zu verstehen und zu würdigen im Stande sind, die Welt- und Menschenkenntniß besitzen und sich in einer solchen Unabhängigkeit befinden, daß sie wegen der Gründe ihrer Entscheidung keiner besondern Verantwortung gegen irgend eine Behörde unterworfen sind. D. G. von Ekendahl.

Bibliographie.

Afzelius, A. A., Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. H. Ungewitter. Mit Vorwort von L. Tieck. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1843. 3 Thlr. 15 Ngr.

Album deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kletke. Gr. 12. Berlin, Schröder. 1843. 1 Thlr. 20 Ngr.

Allen, C. F., Geschichte des Königreiches Dänemark. Mit steter Rücksicht auf die innere Entwickelung in Staat und Volk. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Dänischen übersetzt. Mit genealogischen Tabellen und einem Sach- und Namenregister vermehrt und mit einem Vorworte begleitet von R. Falck. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchh. 2 Thlr.

Bacherer, G., Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von ꝛc. Geschichte des Jahres 1841. Mit 4 Portraits. Gr. 16. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 20 Ngr.

Balzac, H. de, Die Lilie im Thale. Aus dem Französischen übersetzt von W. du Roi. 1ster Band. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1843. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Baggesen, A. v., Der dänische Staat, oder das Königreich Dänemark mit dessen Nebenländern und den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, geographisch und statistisch dargestellt. 1ste Lief. Gr. 8. Kopenhagen, Reitzel. 22½ Ngr.

Bauer, E., Bruno Bauer und seine Gegner. Gr. 8. Berlin, Jonas. 15 Ngr.

Berg, W., Ungarns politische Zukunft. 2te Auflage. Gr. 8. Leipzig, Teubner. 6¼ Ngr.

Bibliothek der besten und neuesten Schwedischen Romane. 8ter bis 10ter Theil. — A. u. d. T.: Gabriele Rimanfo. Der letzte Mordversuch gegen den König Ludwig Philipp von Frankreich im Herbste 1840. Roman von C. J. L. Almquist. — Aus dem Schwedischen. 4ter, 5ter Theil. — Der Stellvertreter. Roman von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. 1ster Theil. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 22½ Ngr.

Eutinische Bilder. (Gedichte von J. F. E. Meyer.) 16. 16 Ngr.

Bodin, Camilla, Laura. Übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1843. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Bulwer's sämmtliche Romane. Aus dem Englischen. 56ster bis 59ster Theil. Zanoni. 4 Theile. — Auch u. d. T.: Zanoni. Ein Roman von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 4 Theile. Gr. 16. Stuttgart, Metzler. 20 Ngr.

— — Werke. Aus dem Englischen. 68ster bis 71ster Theil. — Auch u. d. T.: Zanoni. Ein Roman ꝛc. Aus dem Englischen. 4 Theile. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 1 Thlr.

— — sämmtliche Werke. Aus dem Englischen. 95stes bis 100stes Bändchen. Zanoni. 6 Bdchn. — Auch u. d. T.: Zanoni. Ein Roman ꝛc. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 6 Bdchn. 16. Stuttgart, Metzler. 22½ Ngr.

Burckhardt, C., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III. (1825—1840.) 2te Abth. Von der Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten durch Großbritannien

bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III. 1ster Band. 2te bis 4te Lief. — Auch u. d. T.: Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit u. s. w. 3ter Band. 2te bis 4te Lief. Gr. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr.

Carriere, M., Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche. Gedanken über Nationalität, Kunst und Religion beim Wiederbeginn des Baues. 8. Stuttgart, Franckh. 1843. 1 Thlr.

Spanische Dramen übersetzt von C. A. Dohrn. 2ter Theil. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 20 Ngr.

Edelstein und Perle. Elf Genrebilder nach Zeichnungen von J. R. Herbert. — Venetianische Novellen von T. Roscoe. Fol. London (Berlin), Asher u. Comp. 8 Thlr. 17½ Ngr.

Schwedische Erzählungen. Von dem Verfasser der Heliodora. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Etwas vom hohlen Liberalismus unserer Tage nebst einem Anhang aus dem Tagebuch eines Royalisten. Gr. 8. Berlin, Burmeister. 10 Ngr.

Frauenstedt, J., Schelling's Vorlesungen in Berlin, Darstellung und Kritik der Hauptpunkte derselben, mit besonderer Beziehung auf das Verhältniß zwischen Christenthum und Philosophie. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 1 Thlr.

Geppert, C. E., Über die Eingänge zu dem Proscenium und der Orchestra des alten Griechischen Theaters. Gr. 8. Berlin, Trautwein. 7½ Ngr.

Diplomatische Geschichte der Polnischen Emigration. Von ***r. Gr. 8. Stuttgart, Cast. 2 Thlr. 25 Ngr.

Gozlan, L., Ein verkannter Mönch. Scenen aus dem XVI. Jahrhunderts in Deutschland. Nach ꝛc. übersetzt von Emilie Wille. 8. Leipzig, Kollmann. 26¼ Ngr.

Gutachten der Evangelisch-theologischen Facultäten der Königlich Preußischen Universitäten über den Licentiaten Bruno Bauer in Beziehung auf dessen Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. Im Auftrage des vorgesetzten Hohen Ministeriums herausgegeben von der Evangelisch-theologischen Facultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 25 Ngr.

Gutzkow, Vermischte Schriften. 3ter Band. — Auch u. d. T.: Mosaik. Novellen und Skizzen von K. Gutzkow. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Dramatische Werke. 2ter Band. Patkul. — Die Schule der Reichen. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hagen, K., Zur politischen Geschichte Deutschlands. Gr. 8. Stuttgart, Franckh. 1843. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Die vollkommene Handelsfreiheit. Zur Widerlegung des „Nationalen Systems der politischen Ökonomie" von Friedrich List. Aus dem Edinburgh Quarterly Review von E. A. Moriarty. 8. Leipzig, Hartung. 10 Ngr.

James, G. P. R., Die Jacquerie oder die Dame und der Page. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 20 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für 1843. Edeln Frauen und Mädchen gewidmet. Kl. 16. Wien, Riedl's sel. Witwe u. Sohn. 1 Thlr. 5 Ngr.

Iris. Taschenbuch für das Jahr 1843. Herausgegeben von J. Graf Mailáth. 4ter Jahrg. Mit 6 Stahlstichen. Gr. 12. Pesth, Heckenast. 2 Thlr. 25 Ngr.

Kalender auf das Jahr 1843. Auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Baiern herausgegeben von F. B. W. Hermann. Hoch gr. 4. München, Liter.-artist. Anstalt. 20 Ngr.

Berliner Kalender auf das Gemein-Jahr 1843. Mit Stahlstichen. 16. Herausgegeben von der Königl. Preuß. Kalender-Deputation. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kock's ausgewählte humoristische Romane. Aus dem Französischen. 56ster bis 58ster Theil. — Auch u. d. T.: Schwester Anna. Von Paul de Kock. Deutsch bearbeitet von F. Carlom. 3 Bdchn. Gr. 12. Ulm, Nübling. 26¼ Ngr.

Leibrock, A., Die versunkene Kloster-Ruine in Valencia. Romantisches Gemälde der neuesten Zeit. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Leo, H., Die malbergische glosse, ein rest altkeltischer sprache und rechtsauffassung. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern. 1stes heft. Gr. 8. Halle, Anton. 26¼ Ngr.

Licht und Schatten aus dem Leben. Erzählungen. Von dem Verfasser der Heliodora. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Mosaik-Bilder. Ein Taschenbuch für 1843. Der Ertrag ist für die durch den Brand besonders hart betroffene Lehrer-Familien der Städte Hamburg und Cassel bestimmt. 12. Leipzig, Fort. 1 Thlr. 15 Ngr.

Möser's, J., sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt durch B. R. Abeken. 10 Bände. 1ster, 2ter Theil. Nebst 1 Abbildung von Möser's Denkmal und 1 Facsimile seiner Handschrift. — Auch u. d. T.: Patriotische Phantasien von J. Möser. Herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. v. Voigts, geb. Möser. 2 Theile. Neue vermehrte Ausgabe. Gr. 12. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nork, F., Biblische Mythologie des alten und neuen Testamentes. Versuch einer neuen Theorie zur Aufhellung der Dunkelheiten und scheinbaren Widersprüche in den canonischen Büchern der Juden und Christen. 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Cast. 2 Thlr. 18¾ Ngr.

Ottinger, C. M., Onkel Zebra. Memoiren eines Epicuräers. 7 Bändchen. Gr. 16. Leipzig, Bösenberg. 3 Thlr.

Ortlepp, E., Lieder eines politischen Tagwächters. 8. Stuttgart, Franckh. 1843. 2 Thlr.

Rinne, J. C. F., Es hat keinen Sängerkrieg zu Wartburg gegeben. Eine ästhetisch-kritische Einleitung zur Erklärung und Beurtheilung der unter dieser Überschrift vorhandenen Gedichte. Gr. 4. Zeitz, Webel. 7½ Ngr.

Sammlung von Gedichten. Mit den T.: Gedichte. 1ste Abth.: Psyche. 2te Abth.: Lieder-Träume und Trümmer. Gr. 16. Wismar, Schmidt u. v. Cossel. 22½ Ngr.

Sammlung schwedischer Muster-Romane. VI—VIII. — Auch u. d. T.: Die Rose von Tistelön, Erzählung aus den Scheeren, von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. 3 Theile. Gr. 12. Berlin, Morin. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schefer, L., Graf Promnitz. Der letzte des Hauses. 4. Leipzig, Reclam. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schilderungen aus dem Gesellschaftsleben. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Scholl, F. L., Systematische Übersicht der Militär-Literatur und ihrer Hülfswissenschaften seit dem Jahre 1830. Lex.-8. Darmstadt, Leske. 3 Thlr.

Scribe, Die Verläumdung. Lustspiel in 5 Acten, nach dem Französischen von *Le Mort*. 8. Berlin, Hermann. 7½ Ngr.

Tante Lisbeth's neunzehntes Testament. Fortsetzung von: „Axel". Von der Verfasserin der Frauen, Freunde u. s. w. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. 8. Leipzig, Kollmann. 1843. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tarnow, Fanny, Gesammelte Erzählungen. 4ter Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Uhden, H. F., Geschichte der Congregationalisten in Neu-England bis zu den Erweckungen um das Jahr 1740. Ein Beitrag zu der Kirchengeschichte Nordamerikas. Mit 1 Karte der frühern Eintheilung Neu-Englands. Gr. 8. Leipzig, Bösenberg. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wackernagel, K. E. P., Deutsches Lesebuch. 3 Theile. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — 4ter Theil. Für Lehrer. — Auch u. d. T.: Der Unterricht in der Muttersprache. Gr. 8. Ebendas. 15 Ngr.

Zu Spät. Eine Skizze aus gegenwärtiger Zeit. Aus dem Holländischen. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 332. — 28. November 1842.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechster Band. Neue Folge zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 8. 3 Thlr.

Ein neuer Band von Varnhagen's Schriften muß von dem höhergebildeten Theile des deutschen Publicums mit erwartungsvoller Freude bewillkommt werden. Er hat aus dem reichen Schatze seines vielseitig gebildeten Geistes, seiner mannichfaltigen, anziehenden Erlebnisse, seines großen Wissens und seiner umfassenden Forschungen schon so viele Gaben mitgetheilt, daß man nur immer gespannter wird auf neue, und man schon überzeugt sein darf, durch neue Erzeugnisse seiner kunstvollen und gewandten Feder auch wieder von neuen Seiten angeregt zu werden, ein erwünschtes Licht über Personen und Gegenstände von hohem Interesse verbreitet zu sehen. Reichhaltig ist auch in der That der Inhalt dieses neuen Bandes. Er bringt vier Abschnitte aus eigenen Denkwürdigkeiten; dann Biographisches; Kritiken; Erzählungen; endlich Politisches. Verhehlen wollen wir nicht, daß wir bedauerten, nicht einen größern Theil des Buchs mit den eigenen Denkwürdigkeiten ausgefüllt gefunden zu haben; sie nehmen nicht die Hälfte des Bandes ein, und doch sind sie wol nicht blos nach unserm, sondern vermuthlich nach jedes ernstern, neben der anmuthigen Unterhaltung — wie sie die Erzählungen gewähren — auch Belehrung suchenden Lesers Urtheil das Werthvollste und Köstlichste dieser Sammlung. Indessen die Anordnung seiner Schriften ist Sache des Autors, und wir müssen unserm Verf. dankbar sein, wenn er uns seine Denkwürdigkeiten auch nur bruchstückweise, vermischt mit andern Aufsätzen und Abhandlungen, mittheilt. Und verschweigen dürfen wir nicht, daß doch gar Manches von den vermischten Schriften in einem innern, geistigen Zusammenhange mit den eigenen Denkwürdigkeiten steht, ergänzend, nachholend, oder Künftiges andeutend und vorwegnehmend.

Dieser sechste Band der Denkwürdigkeiten Varnhagen's erscheint im selben Jahre, in welchem auch der sechste Band von Steffens' Selbstbiographie ausgegeben worden ist; und so zufällig man dies Zusammentreffen finden mag, lassen sich doch daran anziehende Betrachtungen knüpfen. Der erste Aufsatz von Varnhagen: „Berlin. 1806", schildert eine Zeit und Begebenheiten, welche auch Steffens in seinen neuesten Bänden zum Gegenstand seiner Darstellung macht; und wenn auch Varnhagen seinen Gesichtspunkt in Berlin, als seinem damaligen Aufenthaltsorte, nimmt, so war doch eigentlich Halle, wo Steffens, sein Lehrer und Freund, lebte, auch seine festere Heimat und kehrte er bald dahin von Berlin zurück. Jetzt aber leben beide Männer in Berlin und es ist ein nicht zu übersehender Umstand, daß diese beiden ausgezeichneten Schriftsteller, diejenigen, welche, in der Form von Denkwürdigkeiten und Darstellungen des eigenen Lebens, die schätzbarsten Beiträge und Aufschlüsse über eine der wichtigsten Epochen unserer vaterländischen und der Weltgeschichte theils gegeben haben, theils verheißen, diese Hochbegünstigten und Hochbefähigten, welche bei wichtigen Lagen und Verwickelungen mit thätig gewesen sind, welche Augenzeugen großer Ereignisse und Momente gewesen und vor Vielen berufen sind, das Erlebte und Angeschaute in würdiger Form darzustellen, jetzt in derselben Hauptstadt leben und wirken, welche seit längern Jahren schon und ganz besonders wieder in der neuesten Zeit so viele der ausgezeichnetsten Geister an sich zog. Die an sich so schätzbaren Denkwürdigkeiten dieser beiden Männer sind dadurch noch wichtiger, daß wir Deutsche zur Zeit noch so arm sind in einer Gattung der Literatur, welche bei den Franzosen, auch bei den Engländern seit langer Zeit fleißig angebaut wird; unsere hochgestellten Männer, unsere Staatsmänner und Generale scheinen eine natürliche Abneigung gegen das Schreiben oder gegen die Öffentlichkeit zu haben; eine Quelle der Geschichte, die, wenn auch mit Vorsicht zu gebrauchen, doch insofern von unendlichem Werth ist, als sie zu dem trockenen Material der Archive, den Urkunden, den Berichten und statistischen Notizen, den Ton, den Reiz, den Hauch des Lebens hinzufügt, fließt in Deutschland höchst kärglich oder gar nicht, und wenn in Frankreich großentheils Männer von hoher Geburt oder Rang ihre Memoiren schreiben, so dürfte in Deutschland Männern von bürgerlicher Herkunft das Verdienst gebühren, hier Bahn gebrochen, einen Anfang gemacht zu haben. Neben Varnhagen und Steffens ist noch zu nennen E. M. Arndt; daneben allerdings auch die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege"

und Gagern's „Mein Antheil an der Politik". Nur wenig Ersatz bieten für die Spärlichkeit einer so wichtigen Geschichtsquelle Briefe, die wir von politisch thätigen und einflußreichen Männern, von Niebuhr, Stein, von Müller und Gentz besitzen. Doch wir kehren zu Varnhagen zurück.

Varnhagen hat bis jetzt seine Denkwürdigkeiten nicht, wie Goethe und Steffens, zu einem zusammenhängenden, in der Zeitfolge fortlaufenden Ganzen verarbeitet. Vieles, was er früher, zur Schilderung seiner Gattin Rahel und ihrer Freunde und Bekannten mitgetheilt, läßt sich gewissermaßen als Vorarbeit und Bruchstück seiner eigenen Lebensbeschreibung betrachten. Dann folgten einzelne Abschnitte und Momente aus seinem Leben, doch nicht in strenger Zeitfolge. Frühere Bände schon brachten den Aufenthalt in Süddeutschland, die Schlacht von Wagram, den Brand beim Schwarzenberg'schen Fest, was alles nach dem Jahre 1806 fällt, von dessen Herbst der erste Abschnitt des sechsten Bandes handelt; der zweite und dritte sind betitelt: „Teplitz. 1811" und: „Paris. 1814" und auch über diese greift schon die Darstellung des wiener Congresses in fünften Band hinaus. Der vierte Abschnitt jedoch: „Baden-Baden. 1817", der umfassendste dieses Bandes, reicht weiter als alles Frühere.

Die Laufbahn Varnhagen's, welche ihn zum Augenzeugen und Theilnehmer vieler wichtigen Begebenheiten machte, die er nachher mit so großer Kunst und Lebendigkeit geschildert hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Nachdem er in einer geistig höchst lebendigen und angeregten Zeit Medicin studirt, sich viel mit Philosophie und Literatur beschäftigt, Reisen gemacht und in den verschiedenen deutschen Ländern bedeutende und einflußreiche Bekanntschaften und Freundschaften geschlossen hatte, machte er als östreichischer Offizier die Schlacht von Wagram mit, kam als solcher nach Paris, trat nachher in russische Dienste und endlich als Diplomat in preußische; er wurde Gesandter in Karlsruhe und lebt seit geraumer Zeit als Geheimer Rath in Berlin, mit literarischen Arbeiten eifrig beschäftigt, unter welchen die auf seine Gattin Rahel bezüglichen Schriften, seine Biographien, und endlich seine eigenen Denkwürdigkeiten hauptsächlich zu nennen sind. Und wenn die Hauptwirksamkeit seines praktischen Lebens die des Diplomaten war, so darf man wol behaupten, daß auch seine Schriften durch und durch das Gepräge dieses Berufs an sich tragen. Und zwar nicht etwa nur in einzelnen Formen und Wendungen, im äußern Anstrich und Ton, sondern in ihrer ganzen Gliederung, Fassung und Haltung. Die verschiedenen Stände, Berufsarten, Thätigkeiten des bürgerlichen Lebens sind auch, könnte man behaupten, in der Literatur vertreten, und zwar trifft keineswegs der schriftstellerische Charakter immer mit dem gesellschaftlichen Rang und Beruf zusammen. Wir haben in der Literatum, außer den Königen und Fürsten, Feldherren und Condottieri, Aristokraten und Demagogen, Gelehrte und Künstler, Professoren und Advocaten, Fabrikanten, Krämer und Tröbler, Abenteurer und Dandies, nüchterne, ehrenfeste Bürger und Freisassen, Commis-Voyageurs, officielle Autoren — den Beamten entsprechend —, unabhängige Rentiers, Hofleute, Staatsmänner. Wir wiederholen es: dieser literarische Charakter trifft ganz und gar nicht mit dem gesellschaftlichen in jedem einzelnen Falle zusammen, und es steht auch gar nicht im Belieben, in der Macht des Einzelnen, sich seinen literarischen Beruf in der Art zu wählen, wie man den bürgerlichen wählt; Mancher, der in der Literatur als Staatsmann zu gelten wähnt, ist nur Professor, Advocat, oder officieller Autor, und Mancher, der sich in der Rolle des Aristokraten gefällt, bringt es nicht über den Abenteurer und Commis-Voyageur hinaus. Dagegen trifft nun, wie uns scheint, bei Varnhagen der bürgerliche Beruf und der literarische Charakter in ausgezeichnetem Maße zusammen; er ist als Autor Diplomat in einem hohen und bedeutenden Sinne. Es versteht sich, daß hierbei ganz abzusehen ist von den Vorurtheilen und Nebenbedeutungen, welche sich in neuern Zeiten an den Begriff der Diplomatie und der Diplomaten angesetzt haben, worüber Kölle's geistreiches Buch sich gelegentlich verbreitet, — wir nehmen den Begriff der Diplomatie in möglichster Reinheit, in dem Sinne, wie unser Verf. selbst ihn nimmt (S. 344), wo er in der Beurtheilung einer fremden Schrift dem Ausruf eines angeblichen diplomatischen Agenten, der seine eigenen Kniffe und Schliche erzählt hat, und dann fortfährt: „Pfui, über das Diplomaten-Handwerk!" mit den Worten begegnet:

Allerdings: Pfui! doch nicht über das Handwerk, sondern über die Leute, die dasselbe schänden! Solche lauernde Lumpen und solche dienstbeflissene Schwachköpfe möchten ihrem so geringen als nutzlosen und schon darum schädlichen Treiben gern den Anschein einer politischen Wichtigkeit geben, von der doch gerade ihr Treiben sie meistens ausschließt; denn der Mangel an Gesinnung, die auch von untersten Stufen her Großes wirken und dadurch den höchsten naherücken kann, läßt sich durch nichts gut machen. Daß auch auf den obersten Stufen dieser Mangel vorkommt, wer wird das leugnen? aber auf den selbstgewählten dunkeln und untern ist er heimisch.

Ein auffallendes Beispiel der Herabwürdigung des diplomatischen Charakters erzählt unser Verfasser selbst (S. 156), wo er über die unwürdigen Anschläge des englischen Prinz-Regenten gegen seine Gemahlin schon im J. 1817 berichtet:

Der Prinz-Regent war voll Erbitterung gegen seine Gemahlin, und er wählte zu Werkzeugen seiner Feindseligkeit nicht seine englischen Gesandten, welche schwerlich seine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen hätten, sondern seine hannöverschen Diener. Es bleibt ein Flecken in dem Leben des sonst hochachtungswerthen Grafen von Münster, dieser Leidenschaft seines Herrn so willig und beharrlich gedient und überall die hannöverschen Gesandten mit in diesen gehässigen Handel hineingezogen zu haben .... Freiherr von Reden, der ergraute, von Zucht und Ehrbarkeit und würdigster Gesinnung erfüllte Mann, unterzog sich den niedrigsten Nachforschungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört und eine der letztern durch vieles Geld bewogen wurde, sich nach London (als Zeugin) abschicken zu lassen u. s. w.

Dasjenige nun, worin sich unsers Erachtens Varnhagen in seiner schriftstellerischen Eigenschaft als Diplomat

im hohen Sinne des Wortes bewährt, ist seine kunstvolle Abgemessenheit, seine Sicherheit, seine Eleganz, seine meisterhafte Beherrschung und Anordnung seines Stoffes zu den wirksamsten Effecten, seine feine Wahl, Abwägung und Betonung der Worte, seine Beachtung und Schonung aller Rücksichten, der freie und vornehme Anstand seiner Sprache, die sich selbst manche Keckheit erlauben darf, weil die Grazie ihren Schleier darüber wirft und mit leichter Art darüber hingleitet; es ist ferner die tiefe und umfassende Kenntniß der Menschen und Dinge, das scharfe Erfassen der Zusammenhänge und Verwickelungen, eingekleidet jedoch in die klarste, lichtvollste Darstellung. Wenn die Diplomatie, so viel sie in ihrer höchsten Vollendung gelehrte und wissenschaftliche Kenntnisse und Bildung erheischen mag, doch unstreitig, als Praxis, eine Kunst ist, so tragen gewiß auch die Darstellungen Varnhagen's, zumal seine Denkwürdigkeiten, ein Gepräge an sich, welches sie, als Kunstwerke, in Zusammenhang mit der diplomatischen Kunst setzt. Der kunstmäßige Charakter zeigt sich gerade auch in dem fragmentarischen Erscheinen der Denkwürdigkeiten. Zwar wird sich der echte Künstler auch in einer fortlaufenden Geschichte seines Lebens nicht verleugnen, aber schwierig, ja gewissermaßen unmöglich ist es doch, vor Vollendung des Lebens selbst ein in sich abgeschlossenes Bild desselben zu geben oder zu entwerfen; immer kann noch eine äußere oder innere Katastrophe oder Verwandlung bevorstehen, welche den herrschenden Gesichtspunkt ändert und Vieles in ein anderes Licht setzt. Aber einzelne Erlebnisse, Ereignisse, Momente lassen sich weit eher den Ansprüchen einer strengern Kunst gemäß zu in sich vollendeten Bildern verarbeiten, sich in passende Grenzen einrahmen, als Ganze der genußvollen Betrachtung darbieten. Von dieser Art sind nun die Fragmente Varnhagen's; sie bilden für sich je ein kleines, aber reiches, Ganze; sie sind beseelt von einer besondern sie durchdringenden, zusammenhaltenden Idee oder Anschauung; und wenn sich auch eine bestimmte politische Gesinnung darin keineswegs verleugnet, so sind doch im Ganzen diese Darstellungen so objectiv gehalten, so abgelöst von einer subjectiven Eingenommenheit für und wider, daß sie Lesern der verschiedensten Gesinnungen beinahe das gleiche Interesse gewähren können. Aber freilich gibt der diplomatische Charakter von Varnhagen's Denkwürdigkeiten auch Anlaß zu Klagen, zu Ausstellungen und Vorwürfen. Die Anklage, daß die diplomatische Haltung die eigene Gesinnung des Verf. nicht hervortreten lasse, möchten wir, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, entschieden zurückweisen; die nationale, die deutsche Gesinnung Varnhagen's tritt in seinen Denkwürdigkeiten lebhaft genug hervor; wenn er Östreich, wenn er Preußen, wenn er selbst Rußland diente, so hatte er dabei immer die Rettung und Wahrung der deutschen Sache und Nation im Auge. Eher mag jedoch jene Behauptung Grund haben, sofern sie Ansichten und Gesinnungen Varnhagen's innerhalb des Kreises der deutschen Angelegenheiten, Interessen, Verwickelungen und Entwickelungen betrifft, wiewol auch hier ein schärfer blickendes Auge Andeutungen genug von seinen eigentlichen Wünschen und Gesinnungen findet und der einigermaßen Unterrichtete weiß, daß der Mann, dessen Schriften man politische Farblosigkeit zuzuschreiben sich versucht fühlen könnte, seiner Zeit gegen Anklagen ganz anderer Art sich zu rechtfertigen hatte. Wahr aber und zu bedauern ist, daß Varnhagen durch die Verhältnisse und Pflichten seiner frühern oder auch noch seiner jetzigen Stellung, durch diplomatische Rücksichten und Anforderungen sich verhindert fühlt oder glaubt, alle die interessanten Aufschlüsse schon jetzt in ihrem ganzen Zusammenhange zu geben, in deren Besitz er durch seine günstige persönliche Stellung kam. Wir verweisen nur auf seine Schilderung des wiener Congresses; nur die Erscheinung desselben hat er eigentlich, freilich mit kunstvollem Pinsel, gemalt; von Dem, was in der Tiefe, im Verborgenen vorging, hat er nur Winke und Andeutungen geben wollen oder dürfen. Wir wissen die Redlichkeit und Treue zu ehren, welche die Geheimnisse des Amtes, des geschenkten Vertrauens, der Gunst des Zufalls und der Stellung auch dann noch nicht preiszugeben sich berechtigt glaubt, wenn persönlicher Nachtheil, persönliche Verantwortung nicht mehr zu befürchten ist; aber es ist nicht blos diese Ehrenhaftigkeit, es ist die in Deutschland herrschende Geheimthuerei, die Scheue, der Haß gegen alle Öffentlichkeit, was uns Deutschen die wichtigsten Urkunden und Beiträge zur Geschichte vorenthält, so lange vorenthält, bis sie theils verloren gehen, theils nicht mehr durch Erörterung und Sichtung von competenten Zeitgenossen in ihrer historischen Geltung festgestellt werden können; was die Wissenden abhält, ihre Erlebnisse und Erfahrungen dem Papiere anzuvertrauen, in welchem sie, unveröffentlicht, vermodern müssen, und was auch dem kühnern Schriftsteller, der gern diesen Bann der Heimlichkeit durchbräche, einen Zwang auferlegt, ihm hemmende Schranken steckt, weil unter lauter Schweigenden, Geheimthuenden, kaum zu flüstern Wagenden der nur einigermaßen laut und offen Redende schon als ein Vorlauter, als ein Schreier, als Verächter der guten alten Sitte und Verräther der heiligen Mysterien erscheinen mag. Wir vermögen nicht zu bestimmen, ob und wie weit Varnhagen auch durch persönliche Neigungen und Rücksichten da und dort zur Zurückhaltung vermocht worden ist; aber gewiß hat ihn das herrschende Vorurtheil, die kleinliche Ängstlichkeit vor aller offenen und freien Besprechung, welche nur das Reich der Todten der Geschichte zögernd eröffnen will und die peinlichste Discretion zur höchsten Tugend stempelt, oft da gehemmt, wo er, seinem Gefühle und seiner Ansicht vom Schicklichen und Erlaubten folgend, weitere Aufschlüsse gegeben haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Stimmen über das Fresco und über deutsche Malerei.

Die Frage, mit welchem Vortheile die Frescomalerei in England eingeführt und bei der Ausschmückung der neuen Parlamentshäuser angewendet werden könne, beschäftigt jetzt viele Federn in England. Fast zu gleicher Zeit erschienen: „A trea-

und Gagern's „Mein Antheil an der Politik". Nur wenig Ersatz bieten für die Spärlichkeit einer so wichtigen Geschichtsquelle Briefe, die wir von politisch thätigen und einflußreichen Männern, von Niebuhr, Stein, von Müller und Gentz besitzen. Doch wir kehren zu Varnhagen zurück.

Varnhagen hat bis jetzt seine Denkwürdigkeiten nicht, wie Goethe und Steffens, zu einem zusammenhängenden, in der Zeitfolge fortlaufenden Ganzen verarbeitet. Vieles, was er früher, zur Schilderung seiner Gattin Rahel und ihrer Freunde und Bekannten mitgetheilt, läßt sich gewissermaßen als Vorarbeit und Bruchstück seiner eigenen Lebensbeschreibung betrachten. Dann folgten einzelne Abschnitte und Momente aus seinem Leben, doch nicht in strenger Zeitfolge. Frühere Bände schon brachten den Aufenthalt in Süddeutschland, die Schlacht von Wagram, den Brand beim Schwarzenberg'schen Fest, was alles nach dem Jahre 1806 fällt, von dessen Herbst der erste Abschnitt des sechsten Bandes handelt; der zweite und dritte sind betitelt: „Teplitz. 1811" und: „Paris. 1814" und auch über diese greift schon die Darstellung des wiener Congresses in fünften Band hinaus. Der vierte Abschnitt jedoch: „Baden-Baden. 1817", der umfassendste dieses Bandes, reicht weiter als alles Frühere.

Die Laufbahn Varnhagen's, welche ihn zum Augenzeugen und Theilnehmer vieler wichtigen Begebenheiten machte, die er nachher mit so großer Kunst und Lebendigkeit geschildert hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Nachdem er in einer geistig höchst lebendigen und angeregten Zeit Medicin studirt, sich viel mit Philosophie und Literatur beschäftigt, Reisen gemacht und in den verschiedenen deutschen Ländern bedeutende und einflußreiche Bekanntschaften und Freundschaften geschlossen hatte, machte er als östreichischer Offizier die Schlacht von Wagram mit, kam als solcher nach Paris, trat nachher in russische Dienste und endlich als Diplomat in preußische; er wurde Gesandter in Karlsruhe und lebt seit geraumer Zeit als Geheimer Rath in Berlin, mit literarischen Arbeiten eifrig beschäftigt, unter welchen die auf seine Gattin Rahel bezüglichen Schriften, seine Biographien, und endlich seine eigenen Denkwürdigkeiten hauptsächlich zu nennen sind. Und wenn die Hauptwirksamkeit seines praktischen Lebens die des Diplomaten war, so darf man wol behaupten, daß auch seine Schriften durch und durch das Gepräge dieses Berufs an sich tragen. Und zwar nicht etwa nur in einzelnen Formen und Wendungen, im äußern Anstrich und Ton, sondern in ihrer ganzen Gliederung, Fassung und Haltung. Die verschiedenen Stände, Berufsarten, Thätigkeiten des bürgerlichen Lebens sind auch, könnte man behaupten, in der Literatur vertreten, und zwar trifft keineswegs der schriftstellerische Charakter immer mit dem gesellschaftlichen Rang und Beruf zusammen. Wir haben in der Literatur, außer den Königen und Fürsten, Feldherren und Condottieri, Aristokraten und Demagogen, Gelehrte und Künstler, Professoren und Advocaten, Fabrikanten, Krämer und Tröbler, Abenteurer und Dandies, nüchterne, ehrenfeste Bürger und Freisassen, Commis-Voyageurs, officielle Autoren — den Beamten entsprechend —, unabhängige Rentiers, Hofleute, Staatsmänner. Wir wiederholen es: dieser literarische Charakter trifft ganz und gar nicht mit dem gesellschaftlichen in jedem einzelnen Falle zusammen, und es steht auch gar nicht im Belieben, in der Macht des Einzelnen, sich seinen literarischen Beruf in der Art zu wählen, wie man den bürgerlichen wählt; Mancher, der in der Literatur als Staatsmann zu gelten wähnt, ist nur Professor, Advocat, oder officieller Autor, und Mancher, der sich in der Rolle des Aristokraten gefällt, bringt es nicht über den Abenteurer und Commis-Voyageur hinaus. Dagegen trifft nun, wie uns scheint, bei Varnhagen der bürgerliche Beruf und der literarische Charakter in ausgezeichnetem Maße zusammen; er ist als Autor Diplomat in einem hohen und bedeutenden Sinne. Es versteht sich, daß hierbei ganz abzusehen ist von den Vorurtheilen und Nebenbedeutungen, welche sich in neuern Zeiten an den Begriff der Diplomatie und der Diplomaten angesetzt haben, worüber Kölle's geistreiches Buch sich gelegentlich verbreitet, — wir nehmen den Begriff der Diplomatie in möglichster Reinheit, in dem Sinne, wie unser Verf. selbst ihn nimmt (S. 344), wo er in der Beurtheilung einer fremden Schrift dem Ausruf eines angeblichen diplomatischen Agenten, der seine eigenen Kniffe und Schliche erzählt hat, und dann fortfährt: „Pfui, über das Diplomaten-Handwerk!" mit den Worten begegnet:

> Allerdings: Pfui! doch nicht über das Handwerk, sondern über die Leute, die dasselbe schänden! Solche lauernde Lumpen und solche dienstbeflissene Schwachköpfe möchten ihrem so geringen als nutzlosen und schon darum schädlichen Treiben gern den Anschein einer politischen Wichtigkeit geben, von der doch gerade ihr Treiben sie meistens ausschließt; denn der Mangel an Gesinnung, die auch von untersten Stufen her Großes wirken und dadurch den höchsten naherücken kann, läßt sich durch nichts gut machen. Daß auch auf den obersten Stufen dieser Mangel vorkommt, wer wird das leugnen? aber auf den selbstgewählten dunkeln und untern ist er heimisch.

Ein auffallendes Beispiel der Herabwürdigung des diplomatischen Charakters erzählt unser Verfasser selbst (S. 156), wo er über die unwürdigen Anschläge des englischen Prinz-Regenten gegen seine Gemahlin schon im J. 1817 berichtet:

> Der Prinz-Regent war voll Erbitterung gegen seine Gemahlin, und er wählte zu Werkzeugen seiner Feindseligkeit nicht seine englischen Gesandten, welche schwerlich seine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen hätten, sondern seine hannöverschen Diener. Es bleibt ein Flecken in dem Leben des sonst hochachtungswerthen Grafen von Münster, dieser Leidenschaft seines Herrn so willig und beharrlich gedient und überall die hannöverschen Gesandten mit in diesen gehässigen Handel hineingezogen zu haben .... Freiherr von Reden, der ergraute, von Zucht und Ehrbarkeit und würdigster Gesinnung erfüllte Mann, unterzog sich den niedrigsten Nachforschungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört und eine der letztern durch vieles Geld bewogen wurde, sich nach London (als Zeugin) abschicken zu lassen u. s. w.

Dasjenige nun, worin sich unsers Erachtens Varnhagen in seiner schriftstellerischen Eigenschaft als Diplomat

im hohen Sinne des Wortes bewährt, ist seine kunstvolle Abgemessenheit, seine Sicherheit, seine Eleganz, seine meisterhafte Beherrschung und Anordnung seines Stoffes zu den wirksamsten Effecten, seine feine Wahl, Abwägung und Betonung der Worte, seine Beachtung und Schonung aller Rücksichten, der freie und vornehme Anstand seiner Sprache, die sich selbst manche Keckheit erlauben darf, weil die Grazie ihren Schleier darüber wirft und mit leichter Art darüber hingleitet; es ist ferner die tiefe und umfassende Kenntniß der Menschen und Dinge, das scharfe Erfassen der Zusammenhänge und Verwickelungen, eingekleidet jedoch in die klarste, lichtvollste Darstellung. Wenn die Diplomatie, so viel sie in ihrer höchsten Vollendung gelehrte und wissenschaftliche Kenntnisse und Bildung erheischen mag, doch unstreitig, als Praxis, eine Kunst ist, so tragen gewiß auch die Darstellungen Varnhagen's, zumal seine Denkwürdigkeiten, ein Gepräge an sich, welches sie, als Kunstwerke, in Zusammenhang mit der diplomatischen Kunst setzt. Der kunstmäßige Charakter zeigt sich gerade auch in dem fragmentarischen Erscheinen der Denkwürdigkeiten. Zwar wird sich der echte Künstler auch in einer fortlaufenden Geschichte seines Lebens nicht verleugnen, aber schwierig, ja gewissermaßen unmöglich ist es doch, vor Vollendung des Lebens selbst ein in sich abgeschlossenes Bild desselben zu geben oder zu entwerfen; immer kann noch eine äußere oder innere Katastrophe oder Verwandlung bevorstehen, welche den herrschenden Gesichtspunkt ändert und Vieles in ein anderes Licht setzt. Aber einzelne Erlebnisse, Ereignisse, Momente lassen sich weit eher den Ansprüchen einer strengern Kunst gemäß zu in sich vollendeten Bildern verarbeiten, sich in passende Grenzen einrahmen, als Ganze der genußvollen Betrachtung darbieten. Von dieser Art sind nun die Fragmente Varnhagen's; sie bilden für sich je ein kleines, aber reiches, Ganze; sie sind beseelt von einer besondern sie durchdringenden, zusammenhaltenden Idee oder Anschauung; und wenn sich auch eine bestimmte politische Gesinnung darin keineswegs verleugnet, so sind doch im Ganzen diese Darstellungen so objectiv gehalten, so abgelöst von einer subjectiven Eingenommenheit für und wider, daß sie Lesern der verschiedensten Gesinnungen beinahe das gleiche Interesse gewähren können. Aber freilich gibt der diplomatische Charakter von Varnhagen's Denkwürdigkeiten auch Anlaß zu Klagen, zu Ausstellungen und Vorwürfen. Die Anklage, daß die diplomatische Haltung die eigene Gesinnung des Verf. nicht hervortreten lasse, möchten wir, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, entschieden zurückweisen; die nationale, die deutsche Gesinnung Varnhagen's tritt in seinen Denkwürdigkeiten lebhaft genug hervor; wenn er Östreich, wenn er Preußen, wenn er selbst Rußland diente, so hatte er dabei immer die Rettung und Wahrung der deutschen Sache und Nation im Auge. Eher mag jedoch jene Behauptung Grund haben, sofern sie Ansichten und Gesinnungen Varnhagen's innerhalb des Kreises der deutschen Angelegenheiten, Interessen, Verwickelungen und Entwickelungen betrifft, wiewol auch hier ein schärfer blickendes Auge Andeutungen genug von seinen eigentlichen Wünschen und Gesinnungen findet und der einigermaßen Unterrichtete weiß, daß der Mann, dessen Schriften man politische Farblosigkeit zuzuschreiben sich versucht fühlen könnte, seiner Zeit gegen Anklagen ganz anderer Art sich zu rechtfertigen hatte. Wahr aber und zu bedauern ist, daß Varnhagen durch die Verhältnisse und Pflichten seiner frühern oder auch noch seiner jetzigen Stellung, durch diplomatische Rücksichten und Anforderungen sich verhindert fühlt oder glaubt, alle die interessanten Aufschlüsse schon jetzt in ihrem ganzen Zusammenhange zu geben, in deren Besitz er durch seine günstige persönliche Stellung kam. Wir verweisen nur auf seine Schilderung des wiener Congresses; nur die Erscheinung desselben hat er eigentlich, freilich mit kunstvollem Pinsel, gemalt; von Dem, was in der Tiefe, im Verborgenen vorging, hat er nur Winke und Andeutungen geben wollen oder dürfen. Wir wissen die Redlichkeit und Treue zu ehren, welche die Geheimnisse des Amtes, des geschenkten Vertrauens, der Gunst des Zufalls und der Stellung auch dann noch nicht preiszugeben sich berechtigt glaubt, wenn persönlicher Nachtheil, persönliche Verantwortung nicht mehr zu befürchten ist; aber es ist nicht blos diese Ehrenhaftigkeit, es ist die in Deutschland herrschende Geheimthuerei, die Scheue, der Haß gegen alle Öffentlichkeit, was uns Deutschen die wichtigsten Urkunden und Belträge zur Geschichte vorenthält, so lange vorenthält, bis sie theils verloren gehen, theils nicht mehr durch Erörterung und Sichtung von competenten Zeitgenossen in ihrer historischen Geltung festgestellt werden können; was die Wissenden abhält, ihre Erlebnisse und Erfahrungen dem Papiere anzuvertrauen, in welchem sie, unveröffentlicht, vermodern müssen, und was auch dem kühnern Schriftsteller, der gern diesen Bann der Heimlichkeit durchbräche, einen Zwang auferlegt, ihm hemmende Schranken steckt, weil unter lauter Schweigenden, Geheimthuenden, kaum zu flüstern Wagenden der nur einigermaßen laut und offen Redende schon als ein Vorlauter, als ein Schreier, als Verächter der guten alten Sitte und Verräther der heiligen Mysterien erscheinen mag. Wir vermögen nicht zu bestimmen, ob und wie weit Varnhagen auch durch persönliche Neigungen und Rücksichten da und dort zur Zurückhaltung vermocht worden ist; aber gewiß hat ihn das herrschende Vorurtheil, die kleinliche Ängstlichkeit vor aller offenen und freien Besprechung, welche nur das Reich der Todten der Geschichte zögernd eröffnen will und die peinlichste Discretion zur höchsten Tugend stempelt, oft da gehemmt, wo er, seinem Gefühle und seiner Ansicht vom Schicklichen und Erlaubten folgend, weitere Aufschlüsse gegeben haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Stimmen über das Fresco und über deutsche Malerei.

Die Frage, mit welchem Vortheile die Frescomalerei in England eingeführt und bei der Ausschmückung der neuen Parlamentshäuser angewendet werden könne, beschäftigt jetzt viele Federn in England. Fast zu gleicher Zeit erschienen: „A trea-

tise on fresco, encaustic and tempera painting", von C. Lattlake; „Thoughts on the relative value of fresco and oil painting", von B. R. Haydon; „British, french and german painting", von David Scott. Zu gleicher Zeit geben auch die Journale ihr Urtheil ab und es kann nicht fehlen, daß sie dabei immer wieder auf die deutsch-römische und münchner Schule zurückkommen, welcher die Frescomalerei ihre Wiederbelebung verdankt. Da hören wir denn ganz eigenthümliche Urtheile. Ein Berichterstatter über die angeführten Werke z. B. gibt folgendes absprechendes Urtheil ab: „Die englische Frescomalerei hat gerade das entgegengesetzteste Extrem von demjenigen zu fürchten, in welches die deutsche Frescomalerei verfallen ist, indem sie um den Reiz des Colorits sich gar nicht bekümmert: Cornelius wendet eine Art Farbe wie Ziegelmehl an (!), Overbeck ein erbärmliches Erbsengrün, Schnorr ein rußiges Grau, als ob er seine Gestalten mit einem Talglicht angeschmaucht, nicht sie gemalt hätte." Der englische Kritiker scheint die Fortschritte, welche die münchner Frescomalerei gerade in der letztern Zeit gemacht hat, nicht zu kennen. Schnorr's Nibelungengestalten haben allerdings, bei aller Tüchtigkeit der Auffassung und Zeichnung, einen etwas grauen Grundton; dagegen kann es wol nichts Brillanteres auch im Colorit geben, als desselben Meisters Darstellungen aus dem Leben Karl's des Großen, Friedrich's Barbarossa und Rudolf's von Habsburg im neuen Festbausaal. Diese Frescobilder tragen sogar, auf Kosten der Einfachheit, einen fast zu pompösen und festlichen Charakter; der Glanz der Farben steigert sich beinahe bis zum Luxus und soll, den neuesten Nachrichten zufolge, durch das Einbrennen in Fernbach'scher Weise noch außerordentlich gewonnen haben. Dagegen fährt Severn in Rom fort, in seinen Aufsätzen über das Fresco, welche das „Athenaeum" mittheilt, der münchner Schule den Zoll seiner Anerkennung abzutragen, während der Secretair an der Akademie der Künste, C. L. Eastlake, einen weitläuftigen Bericht unter dem Titel: „Statement of director Peter von Cornelius relating to the proposed decoration of the houses of Parliament" in den Journalen mittheilt. Wir mögen uns bei dieser Gelegenheit nicht versagen, das Urtheil des „Athenaeum" über einige Bilder einer andern deutschen Schule, der düsseldorfer, hier anzufügen. Es betrifft Bendemann's Mädchen am Brunnen, Karl Köhler's allegorische Darstellung der Poesie und Ernst Deger's Königin des Himmels. Der britische Kritiker spricht der deutschen Kunst im Allgemeinen einen nachahmenden Trieb und Charakter zu; in den vorliegenden Gemälden zeige sich dies auch; die Composition habe etwas Studirtes, der Ausdruck etwas Bewußtes, was gerade nicht für ein ursprüngliches Gefühl spreche; doch seien diese deutschen Maler nicht so affectirt als diejenigen Franzosen, welche sich auf Nachahmung der großen italienischen Meister legten. Die Mädchen am Brunnen nennt der Kritiker ein hübsches Paar, in classischen Stellungen gruppirt, verständige Modelle, welche ihre Rolle geschickt abspielen und sich auf ihre malerischen Stellungen etwas einbilden; die Draperie bilde graciöse Falten, die aber etwas Permanentes hätten, und das Wasser thue seine Pflicht, indem es ganz zierlich herabrinne. Die beiden andern Gemälde, unbekannter als Bendemann's in der That ziemlich charakterloses und flau sentimentales Bild, erleben kein günstigeres Urtheil. In allen dreien findet der Brite eine gewisse Steifigkeit, zugleich aber eine genaue und schöne Zeichnung, welche die englischen Künstler nicht in gleichem Maße erreichten. Die Stiche von Felsing und Keller werden sehr gerühmt; die technische Ausführung, heißt es, sei bewundernswerth; der Mangel an Glanz und Lichterspiel ließe sich wol durch die Trockenheit der Gemälde entschuldigen, denen die Stiche — welche dem „Athenaeum" von Hering, dem Agenten der deutschen Kunstvereine von Berlin, Düsseldorf und Dresden zu London, eingeschickt worden — nachgebildet wären. Indeß gibt uns der Berichterstatter die tröstliche Versicherung, daß die Vollendung und Genauigkeit in der Ausführung dieser Gemälde nur dazu dienen könnten, die Reinheit und Würde der Kunst zu wahren, und daß dieser Typus würdig sei, von dem Geiste eines noch ungeborenen originellen Genies beseelt zu werden. S.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wenn man sieht, daß fast kein französisches Journal erscheint, das nicht zuweilen wenigstens einen Beitrag aus der Feder von Alex. Dumas brächte, so muß man ihn sich fast, wie man die Pianisten Liszt und Thalberg dargestellt hat, mit sechs Händen denken. Man muß aber wissen, daß Das, was unter seinem Namen erscheint, in der That von mehr als sechs Händen geschrieben ist. So rühren seine geistreichen Skizzen aus Italien, die wenn auch nicht stets naturgetreu, doch recht unterhaltend sind, aus der Feder eines geborenen Italieners her. Alex. Dumas hat sich nur mit ihrer stylistischen Überfeilung und Zustutzung befaßt. Der Correspondent der augsburger Zeitung aus Florenz hat daher unrecht, dem französischen Schriftsteller die historischen und artistischen Irrthümer ins Gewissen zu schieben, die sein eigener Landsmann begangen hat. Von ihm selbst sind aber die eigentlichen Reiseberichte aus Italien, von denen ein Theil unter dem Titel „Le Speronare" gesammelt erschienen ist, nachdem die „Revue de Paris" bereits die einzelnen Stücke davon gebracht hatte. Die „Chronique", ein monatliches Blatt, das ein kümmerliches Leben fristet und an dem natürlich der schreibefertige Dumas auch mitarbeitet, bringt in einer seiner neuesten Nummern ein ganz anmuthiges Gedicht („L'amour et la jeune fille") von Alex. Dumas Sohn.

Die Schrift „Les Etats-Unis et la Havanne; souvenirs d'un voyageur", von Isidor Loewenstein, ist eine Zusammenstellung flüchtiger Blätter aus dem Reisetagebuche eines vornehmen Östreichers, der ohne eigentlich wissenschaftliches Interesse eine große Reise unternommen hat. Man findet hier und da eine glückliche Schilderung, eine flüchtig hingeworfene geistreiche Bemerkung, aber man würde vergebens neue Beobachtungen oder einen tiefen Blick in den Zustand der Länder, die der Reisende mit schnellem Schritt durcheilt, in dieser gut geschriebenen Schrift suchen. M.

Literarische Anzeige.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Anciennetäts-Liste

des

Officier-Corps der Königl. Preuß. Armee

für das Jahr 1842.

Entworfen nach den

Ranglisten und Militair-Wochenblättern

von dem Oberlieutenant a. D. **Mausfeldt.**

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Durch den wider Erwarten so bedeutend angewachsenen Umfang dieses Werkes sah sich der Herr Verfasser genöthigt, den vor Beginn des Druck festgestellten Subscriptionspreis auf 2 Thlr. zu erhöhen. Eine Ansicht des Werkes wird indeß diese Preiserhöhung gewiß in jeder Weise rechtfertigen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 333. — 29. November 1842.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechster Band. Neue Folge zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 332.)

Ein weiterer Punkt drängt sich zur Besprechung auf, wenn Varnhagen's Autorcharakter als der eines Diplomaten bezeichnet wird. Die Diplomaten stehen, in Deutschland wenigstens, doch auch gewissermaßen in allen andern Ländern, selbst in Frankreich, als Adelige, als Aristokraten, den Bürgerlichen gegenüber; ihr Kreis sondert sich, als das Element des Vornehmen, vom Plebejischen ängstlich und ekel ab, und Wen sie aus den untern Regionen zu sich emporziehen, der muß ihren Ton, den Ton der höchsten Weltbildung, der Vornehmheit, der aristokratischen Ausschließlichkeit annehmen. Die Diplomaten sind nicht nur die Vertreter eines Fürsten bei dem andern, sie sind auch zugleich gewissermaßen die Abgesandten und Repräsentanten der Aristokratie eines Volks oder Landes bei der Aristokratie des andern; sie zunächst verknüpfen die gesammte europäische Aristokratie zu einer Einheit und bilden die Mittelpunkte der vornehmsten buntesten Gesellschaft, wie sie z. B. Varnhagen (S. 165) als in Baden-Baden versammelt schildert:

Die Gesellschaft konnte mit allem Recht eine europäische heißen, nicht nur weil die Hauptländer Europas ihre reichsten Beiträge dazu gegeben, sondern auch weil sie selbst in der Sphäre sich bewegte, wo die vornehme Bildung in den höhern Classen über das Volksthümliche hinweg als etwas Gemeinsames erscheint.

Man könnte nun Varnhagen Schuld geben, er zeige, als Autor, die Eigenthümlichkeit des Diplomaten in einer weitgehenden Vorliebe für das Vornehme, in überschwänglicher Bewunderung und Schilderung aristokratischer Persönlichkeiten, Verhältnisse, Formen, in enthusiastischem Lob und allzu sparsamem Tadel, wo es der großen, vornehmen Welt gelte. Allerdings ist wol nicht zu leugnen, daß das Vornehme Varnhagen viel gilt; er führt uns, z. B. in seinem „Wiener Congreß" und in „Baden-Baden", in die Kreise der Vornehmheit dergestalt ein, daß man sich zuerst wie geblendet und berauscht fühlt, daß man sich in eine Zauberwelt versetzt glaubt, wo Alles Glanz, Adel, Schönheit, Anmuth, Reiz, wo fast durchgehends auch Witz, Geist, tiefste und feinste Bildung ist, wo es fast nichts Unbedeutendes gibt, wo das Spiel anziehender, mächtiger Leidenschaften verschiedener Art keineswegs abgeleugnet wird, aber in die Würde und Bedeutung der ernstesten, gehaltensten Tragödie sich kleidet. Und selbst wo eine weitverbreitete Meinung und wol auch die ins Auge fallende Erscheinung einer solchen Verklärung zu widerstreben scheint, wird oft auf eine tiefere, dem oberflächlichen Blicke nur nicht erkennbare Wurzel des Geistes oder Charakters hingewiesen, deren tiefer eindringende Erkenntniß mit der nicht ganz befriedigenden erscheinenden Gestalt aussöhnen müsse. Es erfodert einige Zeit, einige Gewöhnung des zuerst geblendeten Auges an diese lichterfüllten Räume, bis man in dem strahlenden Nimbus, der sich über Alles legt, etwas klarer und schärfer sieht; dann aber findet man, mit einiger Nüchternheit und Kritik, zu welcher der Verf. selbst Winke und Andeutungen an die Hand gibt, unschwer den richtigen Gesichtspunkt, das angemessene Verständniß. Zugeben kann man immerhin, daß Varnhagen von der vornehmen Welt sich besonders angezogen fühlen mochte, theils weil in der vornehmen und großen Welt, zumal in so bewegten und stürmischen Zeiten, wie die von ihm erlebten und geschilderten, wirklich viele ausgezeichnete und merkwürdige Geister, Talente und Charaktere in einem gedrängtern Kreise sich zusammenfanden, und weil auch an sich minder bedeutende Persönlichkeiten durch die ihnen verliehene Macht, durch ihren Einfluß, das Gewicht ihres Willens, das Entscheidende ihrer Worte eine historische Bedeutung erlangen; theils weil die Formen der großen Welt etwas Bestechendes und Imposantes, den Vorzug einer wenigstens äußern Bildung, einen ästhetischen Reiz haben; theils endlich auch, sofern es einer keineswegs zu tadelnden Eitelkeit schmeicheln muß, aus niedrigern Sphären durch Verdienst in solche Regionen emporgehoben zu werden, welche meist nur der hohen Geburt sich öffnen, und auf dem Fuß einer gewissen Gleichheit mit den, wo nicht im Purpur, doch „im Salon" Geborenen, wenn man so sagen darf, zu verkehren. Aber doch ist Varnhagen in der That nicht blind gegen das Wesen der vornehmen und höchsten Kreise, gegen Das, was unter der schimmernden Oberfläche liegt; so spricht er (S. 182) von dem „persönlichen Haß und Neid in den höhern Kreisen, wo immer am ersten die große politische Sache dem Nutzen und der Zuständigkeit der Personen unterge-

ordnet wird". Er erzählt mit einem Anflug von boshafter Schadenfreude von dem „pikanten Schauspiel, zwei Damen der auserlesensten pariser Welt (Frau von Demidoff und die Herzogin von Ragusa), mit bester Art, im elegantesten und fließendsten Französisch, einander Schlag auf Schlag die unangenehmsten Dinge sagen zu hören, ohne daß eine von ihnen aus den Formen des guten Tons gefallen wäre", wovon Eifersüchtelei und Rivalität die Veranlassung war. Bedeutsam ist auch, was Varnhagen von seiner Audienz bei dem Prinzen von Oranien in Brüssel berichtet; er wurde diesem zugleich mit W. von Humboldt vorgestellt, der ihm „bei dieser Gelegenheit eine ihm unvergeßliche Lehre gegeben habe". Er sei höchst gespannt gewesen, wie dieser geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann sich benehmen würde;

der Prinz erschien, sprach mit uns der Reihe nach, er gab Gelegenheit, ihm treffend und bedeutend zu antworten; Humboldt war auch keineswegs stumm, allein was er sagte, hielt sich in Sinn und Ausdruck durchaus kärglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phrase machte er, nur das Nothdürftigste sprach er in den geringsten Worten aus und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden, wie sie Europa jahraus jahrein hin und her reisen sieht . . . Wo die Kosten schon anderweitig bezahlt oder durch die Sache gedeckt sind, muß man sie nicht doppelt bezahlen wollen.

Daß nun aber dennoch Varnhagen in seinen Schilderungen vornehmer und hochgestellter Männer und Frauen häufig überschwänglich und enthusiastisch ist oder scheint, neben so vielen Bedeutenden fast keine Gewöhnliche und Geringe nennt, dürfte in Folgendem einige Erklärung finden. Durch seine Stellung und die Gunst der Umstände kam Varnhagen in die Lage, wirklich mit vielen ausgezeichneten, durch die große Zeit zur höchsten Energie und Ausdehnung ihres Wesens, ihrer Kraft angeregten Menschen persönlich bekannt zu werden; sodann besitzt er ohne Zweifel in seiner Natur etwas Aufschließendes, Anregendes, Hervorlockendes, etwas geistig Erweckendes, was Diejenigen, mit welchen er verkehrt, auffodert und spornt, ihre eigene Kraft aufzubieten, sich mit ihm in einen lebhaften geistigen Rapport zu setzen und sich ihm in einem so vortheilhaften und bedeutenden Licht als möglich zu zeigen; daneben aber besitzt er auch eine ungemein zarte, tiefeindringende, divinatorische und individualisirende Beobachtung und Auffassung, einen sozusagen mikroskopischen Blick für die Eigenthümlichkeiten ihn interessirender Menschen; er sieht etwas Organisches, wo Andere nur einen leblosen Punkt, ein gleichgültiges Aggregat; er unterscheidet, wo Andern nur eine glatte Fläche ist, feine Linien und Züge, und wol mag es bisweilen der Fall sein, daß ihm diese feinsinnige Begabung zu statten kommt, wenn er Personen und Dinge schön oder bedeutend zu finden von vornherein schon geneigt ist. Nicht übersehen darf man, daß bei Schilderungen, bei Spendung von Lob und Tadel, von Bewunderung und Misbilligung, Alles auf den Maßstab ankommt, Alles relativ ist: die Rücksichten des Herkommens und des guten Tons, die Gesetze einer gewissen diplomatischen Etikette, sowie auch eine natürliche Feinheit und Höflichkeit mochten Varnhagen zusammen darauf führen, bei seinen Schilderungen und Beurtheilungen von noch lebenden oder kürzlich verstorbenen angesehenen Zeitgenossen, mit welchen selbst oder mit deren Freunden und Verwandten er in irgend einem Verhältniß stand, den Ton immer lieber nach der Seite des anerkennenden, auszeichnenden Lobes hin zu stimmen; und was die „höchsten und hohen Personen" betrifft, so ist ja die Überschwänglichkeit der bewundernden Verherrlichung in Deutschland so sehr die Regel, daß, wer hier bei der nüchternen Einfalt des Positivs, beim pedestre dicendi genus bleiben, nicht zum Superlativ und zur Hyperbel greifen wollte, bei der ungeheuern Mehrzahl der Leser einen ganz andern Eindruck, ja vielleicht gar die entgegensetzte Vorstellung von einer Persönlichkeit erwecken würde, als er beabsichtigte. So mochte sich bei einem für harmonisches Verhältniß, für richtige Vertheilung von Farbe und Licht so empfänglichen Autor, wie Varnhagen ist, leicht der gesammte Ton seiner Schilderungen und Charakteristiken überhaupt, und besonders bei vornehmen Personen, etwas hinaufstimmen; aber wenn auch seine Farben vielleicht im Ganzen etwas zu glänzend sein sollten, so sind sie doch keineswegs überall gleichförmig aufgetragen und mit einiger Achtsamkeit erräth man aus der Abstufung des Tons, aus einer mit leiser Hand eingestreuten, dämpfenden Bemerkung, selbst aus einer scheinbaren Abwehrung von Tadel und Vorwürfen, was ein minder delicater Schriftsteller vielleicht als Misbilligung ausgesprochen hätte. Wenn Varnhagen (S. 153) schreibt:

Der sonst lässige, unentschlossene, aber im Herzen edle und mit gutem Verstande begabte Fürst hatte (solche) Augenblicke großmüthiger und fester Entschließung, denen nur eine gedrängtere Aufeinanderfolge zu wünschen gewesen wäre;

so wird das hier beigemischte, aber mäßig gehaltene Lob einer richtigen Anschauung dieses Charakters nicht den mindesten Eintrag thun. Bemerkenswerth ist auch folgendes Wort:

Ich wußte hinlänglich, daß die Ansprüche der großen Welt, wären sie nicht ganz gewöhnliche und mittelmäßige, bei der Beschaffenheit ihrer meisten Theilnehmer keinen Tag bestehen könnten und der Salonboden gleich einem Schlachtfeld von Gefallenen und Beschädigten bedeckt sein müßte.

Über die geistigen Vorzüge der großen, vornehmen Welt im Ganzen macht sich also Varnhagen keine Illusionen, so hoch er die Intelligenz, den Witz, die Bildung Einzelner, und gewiß mit Recht oft erheben mag; aber wie ist es mit der Schilderung und Beurtheilung der sittlichen Eigenschaften und Verhältnisse derselben? Erscheint er hier nicht manchmal überschätzend, allzu gelind, ja gleichgültig? Strenge, tadelnde, verwerfende Urtheile fehlen auch bei ihm nicht; im Ganzen überwiegt freilich die Anerkennung, das Lob, die Apologie — selbst der Panegyrikus. Nicht unintereffant ist in dieser Beziehung, was er von dem Grafen von Clary beifällig berichtet:

Er vermied, über Menschen entschiedene Urtheile auszusprechen, nicht weil er nicht urtheilte, sondern weil er glaubte, es sei Unrecht, sich und Andern die Unbefangenheit zu nehmen, mit der man doch Jeden, auch den schon Verurtheilten, aufnehmen und behandeln müsse, als sei er ein noch unbekannter, frischer Mensch; eine Ausdehnung des Princips der Höflichkeit und gu-

ten Lebensart, wie nur der menschenfreundlichste Sinn sie eingeben konnte.

So hält auch unser Verf., wo er nicht zu loben oder zu entschuldigen vermag, sein Urtheil lieber zurück, theils aus Menschenfreundlichkeit und Vorsicht, theils auch wol vermöge seines ästhetischen Sinnes; in seine meist glänzenden Schilderungen eines bunten, großartigen, vornehmen Lebens taugten Schilderungen von gemeinen, niedrigen, kleinlichen und schmuzigen Gesinnungen nicht, auch werden diese in der großen Welt viel mehr verdeckt und bemäntelt als in den niedrigen Regionen, und den einzelnen, oft wenig erbaulichen Beweggründen des Handelns nachzuspüren, ist eine häufig sehr unerfreuliche, ja anwidernde Aufgabe — für den Psychologen, und wol auch manchmal für den Kammerdiener und den Skandalfabrikanten. Bei Varnhagen aber geht das diplomatische und ästhetische Interesse immer Hand in Hand; er ist Diplomat, er ist ästhetischer Schriftsteller — er ist oder war auch Arzt. Wirklich bewährt sich, unsers Erachtens, auch der Arzt in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen, in dem scharfen, glücklichen Blick für die Diagnose der Gesinnungen und Leidenschaften, in dem feinen Beobachten der Symptome jeder Art, aber auch noch in einer andern, nicht unwichtigen Hinsicht: in der Art nämlich, wie er häufig den sittlichen, den ganzen Menschen vorzugsweise vom Gesichtspunkt des Physikers aus zu betrachten scheint, die Kraft, die Gesundheit, die Vollkommenheit des gesammten Organismus, des sinnlichen und geistigen, das freie, ungehemmte Spiel der Kräfte zum hauptsächlichsten Maßstab seines Urtheils macht. Diese Betrachtungsweise ist gewiß sehr berechtigt, nur darf sie nicht die ausschließliche sein. Dies ist sie auch bei Varnhagen im Ganzen keineswegs; in einzelnen Fällen jedoch räumt er ihr, wie uns scheint, etwas zu viel ein, wenn eine imposante Persönlichkeit diesen Maßstab fodert, oder wenn sich dadurch eine willkommene Erklärung einer sonst bedenklichen Handlung darbietet. So wird z. B. der Diebstahl kostbarer Diamanten, der an der Frau von Demidoff von einer Gräfin aus Hanover, einer bisher geachteten Dame, begangen wurde, nur als eine krankhafte Verirrung der Thäterin bezeichnet, welcher ihre Handlung selbst unbegreiflich gewesen sei. Dabei ist indessen Varnhagen nichts weniger als unempfänglich auch für eine rein sittliche Betrachtungsweise, für strenge Festhaltung an Grundsätzen und echt sittliche Grazie; ein unwürdiger Zug kann ihn gegen eine Person verstimmen, wie z. B. gegen den Dichter Hebel dessen allerdings unehrenhafte Ausfälle und Witze gegen den unglücklichen Andreas Hofer und die Tiroler, wofür es keine Entschuldigung ist, daß er sie „auf Befehl der damaligen badischen Regierung habe schreiben müssen".

Was Varnhagen's stilistische Darstellung betrifft, so wird gegen das Kunstvolle seiner Composition wol von keiner Seite her ein Zweifel, eine Einwendung erhoben. Mit feinem, sicherm Takt und Geschmack weiß er den Stoff zu vertheilen und zu ordnen, die Gruppen gegeneinander in ein harmonisches Verhältniß zu setzen, Contraste glücklich zu benutzen, die passendsten Übergänge zu machen, das Interesse allmälig zu spannen, die leise Ahnung von künftigen Katastrophen lange vorher vorbereitend im Gemüth des Lesers zu erwecken und zusammenfassend am geeignetsten Punkt abzuschließen. Mit großer Klarheit weiß er die Fäden anzuspinnen und sie dann zu einem reichen Gewebe zu vereinigen. Hinsichtlich der Sprache selbst herrscht über das Verdienst und die Vorzüge von Varnhagen's Darstellung nicht dieselbe Einstimmigkeit. Während man ihm einerseits auch hierin die Palme der vollendeten Meisterschaft und Kunst zuerkennt, von ihm das Höchste geleistet, die deutsche Sprache zum Gipfel ihrer Geschmeidigkeit, ihres Reichthums, ihrer Schönheit erhoben glaubt, wollen Andere seinen Stil manieriert, gezieert, pretiös und unklar finden. Das jedoch werden auch die Letztern nicht leugnen wollen, daß die Mängel, die sie darin finden, an wirklich großen Vorzügen haften und durch den Gegensatz mit diesen sich auffallender hervorthun. Uns scheint Varnhagen's in der That ungemeine Sprachgewalt füglich verglichen werden zu können mit der sichern Kunstfertigkeit des vollendeten Virtuosen, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebt und sich sogar absichtlich neue schafft, um sie zu überwinden, weniger dagegen mit dem erfindenden, schaffenden Genius des Tondichters, welcher das Reich des Wirklichen erweitert, Neues prägt. Wenn die Gründer und Zierden unsers goldenen Zeitalters der Literatur im Allgemeinen schon das Grenzgebiet der Macht und Bildsamkeit der deutschen Sprache abgesteckt und bezeichnet haben, so hat Varnhagen, auf dem von ihnen, von Goethe namentlich, angebahnten und angedeuteten Wege fortschreitend, theils die einzelnen Gebiete noch weiter angebaut und gepflegt, theils auch da und dort mit gewandter Kühnheit noch weiter vorzudringen, die Schärfe der Intuition durch die feinste Dialektik noch zu steigern und auch hierfür noch den genügenden, möglichst sinnlichen Ausdruck in der Sprache zu finden gestrebt. So hat er die Sprache mit neuen Ausdrücken und Wendungen bereichert, obschon man zugeben kann, daß diese großentheils mit seiner eigenthümlichen Darstellung und Geistesart so innig zusammenhängen, daß sie zunächst nicht davon getrennt, nicht sofort auch von einem Andern benutzt werden können, eben weil sie den scharfen Stempel seiner Individualität an sich tragen, — sowie auch, daß manche Ausdrücke, welche er, mit dem gelegentlichen Reichthum anderer, ihm wohl bekannter Sprachen wetteifernd, für die unserige gebildet oder in einem gewissen Sinne angeeignet hat, zuerst nur dadurch ganz verständlich werden, daß man sie in die entsprechenden fremden Ausdrücke zurückübersetzt und den ganzen, durch Gewohnheit und Übereinkunft in diese zusammengefaßten Sinn auf die neugewählten deutschen überträgt. Findet man aber auch an manchen Stellen sich durch eine vielleicht allzu große oder zu sichtbare Kunst in Varnhagen's Sprache etwas gestört, so wird man dessen ganz vergessen gemacht in andern, wo Wichtiges, Großes, Bedeutendes in einer ihres Gegenstands vollkommen mächtigen, von ihm getragenen und ihn selbst wieder hebenden Sprache geschil-

dert und veranschaulicht wird. In der That, je größer, je umfassender, je gegenständlicher der Stoff ist, desto klarer, fließender, sachgemäßer ist seine Darstellung, während bei Schilderungen von Persönlichkeiten oder von kleinern Verhältnissen, wo Alles angedeutet, und doch oft wieder halb verhüllt, wo weder der Treue noch der Delicatesse etwas vergeben werden soll, seine Kunst des Stils oft in Versuchung kommt, das fast Unmögliche zu leisten.

Auf den Inhalt des vorliegenden Bandes im Einzelnen genauer einzugehen, verbietet der Raum; einzelne kleine Bruchstücke oder magere Auszüge wären fast ein Unrecht gegen den kunstvollen Organismus, als welcher jedes einzelne Ganze auftritt. Die vier Abschnitte aus den eigenen Denkwürdigkeiten: „Berlin. Herbst 1806", „Teplitz. 1811", „Paris. 1814", „Baden-Baden. 1817", haben das Gemeinsame, daß sie sämmtlich mehr Gesinnungen und Stimmungen als Ereignisse und Thaten schildern, aber freilich als Folgen und als Keime von den wichtigsten Thaten und Ereignissen. Im ersten Abschnitt wird der betäubende Übergang von der stolzesten Siegeshoffnung in Preußen, in Berlin namentlich, zum erschütternden Bewußtsein der demüthigendsten Abhängigkeit dargestellt, welcher dann die Einen auch moralisch erlagen, während kräftige, edlere Naturen sich durch sittliche Energie darüber emporarbeiteten. „Teplitz" deutet den auf ganz Deutschland lastenden Druck an, dessen Gewicht immer noch zu steigen schien, während doch schon die dies bezweckenden Rüstungen den großen Umschwung vorbereiteten. „Paris" schildert in höchst anziehender Weise das Durcheinanderwogen und Gähren der Wünsche, Hoffnungen, Gesinnungen, Stimmungen der Franzosen zunächst, die ihr Schicksal aus den Händen der Sieger zu empfangen hatten, die aber, sobald über ihr Schicksal entschieden war, — was die Verbündeten ihre erste Aufgabe sein ließen — diesen gegenüber, deren Interessen so vielfach waren und bald auseinander und gegeneinander liefen, in eine vortheilhafte Stellung kamen.

Binnen wenig Wochen zeigten sich alle Vortheile der Stellung und des Benehmens im täglichen Verkehr wieder auf der Seite der Franzosen. Aus dem Gewirr von Widersprüchen und Parteien erhob sich, als gemeinsamer Ausdruck aller, vorherrschend die Richtung des Nationalen und trat den Fremden gegenüber mit Erfolg auf. Unvermuthet standen uns die Franzosen in neuer Neigung gegenüber, indem sie mit stiller, aber eiliger Arbeit, zu welcher alle Classen beitrugen, sich mit achtunggebietenden Linien der Nationalität umzogen hatten, die nicht verletzt werden dürfe, der alle Ehrerbietung und Huldigung zu widmen sei. Wirklich sah es bald aus, als wären wir nicht unsertwegen, sondern der Franzosen wegen, nach Paris gekommen, als müßten wir vor allem sie zufrieden stellen, ihren Beifall gewinnen, uns das Zeugniß edler Denkart und feiner Sitten von ihnen ausstellen lassen. Wir fühlten wohl, und nicht ohne Mismuth, daß unsere Sache in demselben Maße erschlaffte, als die der Franzosen sich steifte, wir fühlten, daß unser Volkswesen, gemischt und unentwickelt gegen das französische zurückstände; aber den Franzosen durften wir deshalb keinen Vorwurf machen, im Gegentheil mußten wir anerkennen, daß gerade hierin sie uns ein achtungswerthes Beispiel gäben.

Von sich selbst berichtet Varnhagen, daß er damals französische Bekanntschaften vielmehr vermieden als aufgesucht habe — so Talleyrand und Reinhard, gegen die er nur Widerwillen empfunden. „Baden-Baden" gibt interessante Nachrichten über die Stimmung des Jahres 1817, wo in Preußen namentlich die Hoffnung auf eine zufriedenstellende politische Entwickelung immer noch sich aufrecht zu erhalten suchte, in manchen Erscheinungen sich bethätigte und bestärkte, und doch in der That diese Richtung im Stillen mehr Grund und Boden verlor. Manche anziehende, thatsächliche Züge und Beiträge zur Geschichte liefern diese vier Abschnitte, doch beruht ihr Werth, ihre Bedeutung, wie uns scheint, in weit höherm Grade auf der geistvollen, übersichtlichen Zusammenfassung und Andeutung der herrschenden Stimmung und Gesinnung, wovon weit weniger einzelne Urkunden vorliegen als von Thatsachen, und die doch für den echten Geschichtschreiber so beachtenswerth, die zwar in den Thatsachen auch ausgeprägt, aber durch den Bericht eines kundigen Zeitgenossen und Augenzeugen noch sicherer verbürgt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Die Flut, oder vielmehr Sündflut der englischen Romantik trieb wiederum folgende Blasen auf: „Allee Neemro the Bucktiaree adventures", ein neuer, in Persien spielender Roman von J. B. Fraser, Verf. von „The Kuzzilbash" u. s. w. (3 Bde.); „Widows and widowers", von Mrs. Thomson, Verf. von „Constance", „Anne Boleyn" (2 Bde.); „Forest life", von dem Verf. von „A new home" (Mrs. Clowers) (2 Bde.), worin die amerikanischen Charaktere gut gezeichnet sind, obgleich das Buch zu breit gehalten und namentlich die Correspondenz der englischen Familien im zweiten Bande fast ohne alles Interesse ist; „Stonehenge; or the Romans in Britain, a romance of the days of Nero", von Malachi Mouldy (3 Bde.), ein Werk des verstorbenen Misraim Mouldy, von seinem Vater herausgegeben, ein trocken geschriebenes Buch, voll antiquarischer Gelehrsamkeit, nur kein Roman; „Tales of the Braganza, with scenes and sketches", von J. H. Usborne.

Cooke Taylor gab heraus: „Notes of a tour in the manufacturing districts of Lancashire, in a series of letters to his grace the archbishop of Dublin"; George Head: „Home tour through the manufacturing districts of England, Scotland and Ireland"; Capitain Knox: „The Rittmeister's budget, a companion for german tourists"; Garston: „Greece revisited, and sketches in Lower Egypt", mit Illustrationen; Orderson: „Creoleana, scenes in Barbadoes"; Mrs. Hofland: „The Czarina, an historical romance of the court of Russia"; der Verf. des „Life in India": „The nabob at home, or the return to England" (3 Bde.).

Von E. Napier erschien: „Excursions along the shores of Mediterranean" (2 Bde.). Die Wanderungen des Verf. beginnen in Spanien, breiten sich über das mittelländische Meer aus und endigen in der Türkei. Der Verf. ist noch ein Neuling in der Literatur; sein Stil, sein Stoff haben einen kräftigen militairischen Beigeschmack; aber gerade in dieser charakteristischen Besonderheit dürfte der Hauptvorzug des Buchs zu finden sein. Ungeschminkte Frische, Leben und Kraft durchdringen das Ganze. Vorzüglich ergötzlich sind die Schilderungen türkischer Sitten. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 334. — 30. November 1842.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechster Band. Neue Folge zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 333.)

Unter der Abtheilung „Politisches" ist ein höchst lichtvoller Aufsatz mitgetheilt: „Die Rückkehr der Bourbons. Nach Sinn und Angabe des Grafen Gustav von Schlabrendorf entworfen. Paris 1814." Er ist mit großer Mäßigung und Billigkeit, aber vom Standpunkte und im Sinne eines entschiedenen Freundes der Freiheit abgefaßt, welcher als Quelle der Macht nur den Willen des Volks anerkennt und von diesem Gesichtspunkte aus Das, was in Frankreich geschah, einer strengen Kritik unterwirft, und die Unbefugtheit, die Unrechtmäßigkeit von Acten, welche im Namen und zu Gunsten der sogenannten Legitimität erfolgten, mit Schärfe und Klarheit beleuchtet, ebenso wie er die Unbeliebtheit Napoleon's, zumal nach seinen Niederlagen und dem Unheil, das er über Frankreich gebracht, offen anerkennt, und darin die gerechte Strafe seiner der Freiheit feindseligen Gesinnung und Handlungsweise findet. Das Verhältniß Napoleon's zur Revolution und das der Völker Europas zu beiden ist kurz aber treffend angedeutet.

Mit jedem Siege legte Napoleon den Keim zu Revolutionen (geistig im Sinne der französischen, und leiblich gegen dieselbe). Nicht die entgegengesetzten Grundsätze haben über die Revolution endlich den Sieg davongetragen, sondern die Grundsätze der Revolution haben sich auswärts frische Kräfte gesucht und über die Herrschaft Napoleon's gesiegt.

Eine Denkschrift über das Königreich der Niederlande vom Jahr 1817 setzt den durchgreifenden Gegensatz und Zwiespalt der Gesinnungen wie der Interessen zwischen Holland und Belgien nachdrücklich und klar auseinander. Eine Verschmelzung beider wird für unmöglich erklärt; daher bleibe nur übrig, einem von beiden entschieden das Übergewicht zu ertheilen. Und zwar ordnen alle Gründe der Geschichte und der Natur Belgien unter Holland. Die streitige Suprematie müsse ganz an Holland geknüpft, der Staat in seinem Geiste behandelt werden. Entweder diese, allerdings harte, oder die entgegengesetzte Maßregel müsse versucht werden, ein Drittes gebe es nicht. Nehme das Königreich seine wahre Richtung und wende sich ganz auf die Seite der Deutschen, so werden daraus unermeßliche Vortheile verheißen. Wie dieser wirklich gemachte Versuch ausgefallen, ist bekannt; aber es muß dahingestellt bleiben, ob wirklich die Aufgabe keiner friedlichen Lösung fähig oder die Art der Ausführung verfehlt war.

Das Biographische bringt kurze Lebensnachrichten von oder Erinnerungen an sechs Personen sehr verschiedener Art. Fanny v. Arnstein, eine geborene Berlinerin, jüdischen Glaubens, nach Wien verheirathet, wird geschildert als die glänzende, geistreiche, großmüthige Frau, als die Seele der glänzenden, bunten Kreise, die sich in ihrem gastlichen Hause immer, besonders aber zur Zeit des wiener Congresses versammelten, als die warme, aufopfernde Patriotin, als die Wohlthäterin der Armen und in diesen ihren Eigenschaften und Verdiensten anerkannt von den Höchsten. Ein tragisches Ereigniß ihres Lebens wird erzählt. Wiesel war, nach Varnhagen's Darstellung, eigentlich nicht mehr und nicht minder als ein mauvais sujet, — er bezeichnet ihn selbst als einen Mephistopheles, und zwar hat diese Bezeichnung bei ihm nicht einen so harmlosen Sinn, wie bei Merck; was von ihm erzählt wird, ist zum Theil wirklich schlecht, schuftig, empörend; seine Grundneigung war, Alles zu verneinen und zu zerstören, gepaart mit Genußsucht; daneben aber besaß er doch ein speculatives, dialektisches Talent, und die Kraft, gelegentlich zu entbehren. Varnhagen glaubt, mit Rahel und Adam Müller, doch auch diesen Mann nicht ganz fallen lassen und verwerfen zu dürfen. Scholz, eine Art Gegenstück zu Gentz, zwar seinen Überzeugungen treu bleibend, aber im Übrigen ohne Energie, faul und genußsüchtig, ein grober Egoist, doch nicht ohne einen guten Fonds, der sich aber nur eigentlich nie bethätigte. Das über Chamisso Gesagte ist nur ein Vorwort zu einigen Briefen dieses Freundes. Karl von Nostiz, früher Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, nachmals einer der Helden der Befreiungskriege, wird geschildert als ein kühner Mann von vermessenem Soldatenmuth und Soldatengesinnung, das bürgerliche Element, Wesen und Sitte verachtend.

Was (in seinen Gesprächen mit Rahel) da alles zur Sprache kam, welche Thatsachen erörtert und welche Folgerungen gezogen wurden, das dürfte, bei der Geistesfreiheit und Welteinsicht der beiden Theilnehmer, wol selbst noch in späten, fortgeschrittenen Zeiten als frühreife Kühnheit gelten!

Das Leben von Petersburg und Warschau hat

Rostiz, nach dem Kriege in russische Dienste übertretend, „mit so kräftiger als cynischer Laune" in Briefen geschildert. Endlich wird noch Franz von Baader's Bedeutung für die deutsche Wissenschaft gewürdigt und theils aus seiner mächtigen Individualität, vermöge welcher er die ausgezeichnetsten Geister angezogen und gleichsam unterjocht habe, theils auch daraus erklärt, daß er „im Besitz der tiefsten Geheimnisse der Freimaurerei, der Rosenkreuzerei, des Martinismus" gewesen und unausgesetzt in dieser Richtung gewirkt habe, selbst nachdem er lange schon jeder äußern Verbindung mit solchen Gesellschaften entsagt hatte. — Rühmenswerth ist wie bei den biographischen Darstellungen Varnhagen's überhaupt, so auch bei diesen Skizzen und Anordnungen, das willige, sich hingebende, genaue Eingehen in die Individualität der zu charakterisirenden Person, das sich selbstverleugnende Sichhineinversetzen in deren Genius und Gesinnung; vermissen könnte man nun allerdings nicht selten das Zurückbeziehen des Individuellen auf den allgemeinen Maßstab des Sittlichen; man könnte behaupten, dem Egoisten, zumal dem genialen Egoisten werde die gleiche Berechtigung zugestanden, wie dem objectiven, in der Anerkennung der Gesellschaft lebendigen Sittengesetze; aber wenn der Stoff der Charakteristik von dem Verf. treulich geliefert ist, so steht es ja in der Macht jedes Einzelnen, sein Urtheil sich selbst zu bilden und ein größeres Gewicht auf das Sittliche zu legen, als Varnhagen, welchem der psychologische, ästhetische und sociale Gesichtspunkt näher liegt, gethan hat.

Die „Kritiken", auf etwa hundert Seiten Schriften sehr verschiedener Art, zum größern Theil historisch-politischen Inhalts, in bekannter, geistreicher Weise besprechend, können wir im Einzelnen unerörtert lassen. Hervorheben wollen wir nur eine ungewohnt scharfe Abfertigung einer Schrift über Friedrich den Großen (S. 333), wo die diplomatische Artigkeit soldatischer Herbigkeit weicht, und die anerkennende Beurtheilung von E. M. Arndt's „Erinnerungen", worin Varnhagen Arndt's gelegentliche Stiche mit wohlwollendster, versöhnlichster, erläuternder Höflichkeit in bester Art erwidert und von sich ablenkt. Namentlich sucht er darzuthun, daß er mit der Ansicht Arndt's von Stein im Wesentlichen ganz einverstanden sei.

Der „Erzählungen" sind drei, außer der aus dem Russischen des Michael Lermontoff übertragenen: „Bela", die, an sich schon vielfach interessant, in Bezug auf Varnhagen Gelegenheit gibt, seine, freilich nie zu bezweifelnde Gewandtheit und Kunst in Aneignung aus einer fremden Sprache für die deutsche rühmend anzuerkennen. Von den eigenen Erzählungen ist die erste, kleine, betitelt „Das warnende Gespenst". Das Interesse ist dadurch bedingt, ob wir sie als eine wirkliche Thatsache zu nehmen haben, wie der Schluß andeutet, oder ob auch diese Angabe nur zur Form und Einkleidung gehört. Ein junger, aus dem Krieg in seine Heimat zurückgekehrter Graf, der die durch seiner Mutter Tod ihm frühe zugefallenen Güter übernehmen will, wird von seinem rohen und wilden Vater, der sich wieder vermählt hat, unfreundlich aufgenommen, von dem Geist seiner Mutter bei Nacht geweckt und gewarnt, und findet, nachdem er Jemand, der vor seiner Thüre gelauert, verjagt hat, ein Messer mit dem Namenszuge seines Vaters. Er stirbt bald darauf in Schwermuth. „Die Strafe im voraus" ist eine Anekdote aus dem Offizierleben, wo ein guter Spaß leicht alle andern Rücksichten vergessen macht. Eine größere Erzählung ist „Reiz und Liebe", einem östreichischen Offizier in den Mund gelegt. Das Hauptmoment ist die Bekanntschaft, die der Erzähler während eines längern Aufenthalts in Wien mit zwei ausgezeichneten, höchst gefeierten und beliebten Schauspielerinnen, zuerst aus Interesse für ihre künstlerischen Darstellungen, dann auch an ihrer Persönlichkeit, macht. Therese ist ernst und verständig, Eugenie minder unterrichtet und gebildet, aber höchst anmuthig. Von Beiden fühlt er sich angezogen, doch bald von der Letztern vorzugsweise und unwiderstehlich gefesselt; das Verhältniß, das lange nur Freundschaft zu bleiben scheint und von Eugenien in diesen Grenzen gehalten wird, endlich aber doch zur Liebe erwächst, genährt und entzündet selbst durch die Launen der liebenswürdigen Frau, wird ausführlich geschildert und in seinem Detail ausgemalt. Der Held bietet ihr endlich seine Hand an; aber wie die Sache so weit gekommen ist, wird er, schon öfters zuvor gewarnt, namentlich auch von Theresen, förmlich über Eugenien enttäuscht und ihm ihr leichtfertiger Lebenswandel, ihre Treulosigkeit und Lügenhaftigkeit enthüllt; so reißt er sich gänzlich von ihr los, während ein Freund von ihm, Anton, der ihn von Anfang gewarnt, seine Besuche bei ihr fortsetzt, weil ihn ihr Umgang, ihr Reiz erfreut und anzieht, aber er sie, die er vollkommen kennt und durchschaut, nicht zu fürchten hat. Beim Abschied von Theresen, als er Wien wieder verläßt, erfährt der Erzähler von dieser, daß sie ihn tief und innig geliebt, aber, da er sich von ihr abgewendet und sie eine andere, heftige Leidenschaft erweckt habe, sie nunmehr gebunden und für ihn für immer verloren sei. — Diese Erzählungen erinnern einigermaßen an Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", theils durch die Form der Behandlung, theils durch die Gegenstände. Auch dort finden wir Gespenstergeschichten, ritterliche Liebesabenteuer, Liebesverhältnisse mit Schauspielerinnen, seltsame Abkühlungen der Leidenschaft. Was Erzählungen der Art betrifft, wie „Reiz und Liebe", so können sie natürlich nur ein kleineres Publicum ansprechen; das rein und allgemein Menschliche tritt hier gegen Conventionelles, gegen die verfeinerten Formen, Genüsse, Interessen einer gesteigerten, verwickelten Bildung gar sehr zurück; der Charakter und die Individualität der beiden Frauen ist in den engsten Zusammenhang mit der Bühnenkunst gebracht und der Laie im großstädtischen, großweltlichen Ton und Leben wird gar Manches gleichgültig ansehen, ein einfacher Sinn vielleicht alle diese Verhältnisse als unnatürlich verwerfen; der in dieser Welt- und Begriffssphäre Einheimische dagegen mag die Kunst der Entwickelung und der Charakterisirung mit Wohlgefallen bewundern und vielleicht erscheint ihm selbst

die so lange mit Glück durchgeführte Rolle Eugeniens minder unwahrscheinlich, als sie der Ref. zu finden bekennt. Ohne Zweifel gewinnt sich auch diese Erzählung Beifall, und mit vollem Rechte darf von diesem inhaltreichen Bande gesagt und im besten Sinne gerühmt werden:

Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen,
Und Jeder geht befriedigt — von dem Buch.

58.

Romanenliteratur.

1. Gustav Lindorm, von C. Flygare-Carlén; aus dem Schwedischen von C. B. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gustav Lindorm hat in einer Aufwallung von Edelmuth die Cousine Constance, die er wie eine Schwester liebt, geheirathet, weil sie, einer heißen Liebe zu einem Andern folgend, verführt und entehrt war. Ihr Geliebter war von bürgerlicher Geburt und der adelstolze Vater Thorston Lindorm, der um keinen Preis diese Mesalliance zugeben wollte, zwang ihn, indem er sich selbst den Tod zu geben drohte, zu fliehen und der Verführten einen Abschiedsbrief zu schreiben. Er gab vor, daß der junge Mann verzweiflungsvoll in den Wellen den Tod gesucht habe. Gustav Lindorm ward auch durch dieses Vorgeben getäuscht und reichte der Gefallenen die Hand am Altar, um ihre und der Familie Ehre zu retten. In der ferngelegenen Hütte eines Unteroffiziers sollte sie in die Wochen kommen, während Gustav seine Güter besuchte. In der Nachbarschaft seiner Besitzung erblickt er Georgine, seine Jugendgespielin, wieder, welche, umgeben von unzähligen Anbetern, dem Leser den Eindruck einer unschuldigen, sich selbst unbewußten, absichtslosen Kokette gibt. Sie faßt eine Neigung zu ihm, die er theilt, aber er ist vermählt und reißt sich los von der gefährlichen Nähe, indem er die Bewunderte umgeben von zahlreichen Bewerbern läßt. Er eilt zu der ihm angetrauten Unglücklichen, welche ihre Entbindung erwartet. Das Kind ist todt, der Geliebte hat sie ausfindig gemacht und dringt in ihr Gemach. Die Schwache stirbt in der Aufregung des Wiedersehens eines Todtgeglaubten und er nimmt neben ihren Wochen- und Todesbette Gift. Gustav liegt indeß im Hause des Pfarrers am Nervenfieber; nach seiner Genesung steht seiner Vereinigung mit Georgine nichts entgegen. Dieser Erzählungsfaden mit der fesselnden Scenen- und Charakterentwickelung wäre gewiß genügend für einen Roman von gehöriger Länge. Leider muß nun aber die Verf. uns von Gustav Lindorm's Vater, von dessen erster Frau und dessen zweiter Frau erzählen, welche gar keinen Einfluß auf Gustav's Charakter und Schicksal hatten. So wird auch die Mutter Georginens schon als Mädchen und liebend eingeführt; der erste Mann stirbt und der zweite kommt, freit und beglückt. Auch dieser hat keinen Einfluß auf die Begebenheiten. Diese unnöthigen Figuren nehmen viel Raum ein und stumpfen die Aufmerksamkeit des Lesers für die Hauptpersonen ab. Sie gleichen dem allzu hohen Piedestal einer guten Statue, die dem Auge zu fern gerückt wird. Wie die Verf. nun den Anfang nicht finden konnte, so wurde ihr auch das Ende zu finden schwer. Nicht zufrieden, den Leser zur Hochzeit zu laden, läßt sie das Paar noch leben und Kinder bekommen und glücklich sein, bis ein liebenswürdiger, leichtsinniger Gast, Hauptmann Kornelli, die schöne Georgine nicht gleichgültig betrachten kann und durch ihre Anmuth in Liebe entbrennt. Gustav ist zu stolz, um eifersüchtig zu sein, ja selbst um die von der edeln Frau ihm angegebenen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen; er ladet den Gast ein, noch länger zu bleiben, bis eine Erklärung und ein Ausbruch seiner Leidenschaft ihn zu einer Beleidigung hinreißt. Ein Duell entsteht daraus, und Gustav Lindorm stirbt an der Wunde in Georginens Armen. Die Verf. hat viel Talent für Conversation, aber sie übt dieses Talent zu viel und ermüdet oft, womit sie erfreuen sollte. Sie beschwört auch zu viel Personen herauf, die sie dann wieder muß fallen lassen. Ihr Roman ist nicht wie ein fest eingerahmtes Bild, sondern wie ein Gukkasten, eine Reihe von Bilderchen, wo manche wie durch Zufall hineingedreht sind. Viel Unbedeutendes wird auch besprochen. Ohne diese kleinen Mängel wäre das Ganze indeß sehr ansprechend und unterhaltend, wie die meisten Werke dieser liebenswürdigen Frauenfeder.

2. Aus Haß, Liebe. Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine Liebesgeschichte! — Inhalt, Entwickelung, Tendenz — Liebe. Aus Liebe stirbt man, aus Liebe sündigt man, von und für Liebe lebt man. Liebe ist das Element der Frauen, Liebe regiert die Welt, Liebe ist ein großes Motiv des Lebens und der Literatur. Warum sollte man nicht auch eine Liebesgeschichte lesen, besonders wenn sie so hübsch geschrieben ist? Das Buch eröffnet der an Liebe Sterbende mit der Geschichte seiner Liebe und seines Verschmähtwerdens. Theophil, sein Freund, der ihn sterben sieht, will ihn rächen. Er gewinnt die Liebe der schönen Gräfin Heloise, der jungen Witwe, und verläßt sie. Sie begegnen sich in Baden-Baden, die Liebe reift auch in seiner Brust, und doch vermeidet er sie, im Angedenken an den todten Freund. Sie hat ja in schwacher Stunde sich diesem hingegeben, seinen Armen und seinen glühenden Küssen, und dann doch seine Liebe verschmäht. Bei einem Duell wird Theophil verwundet, Heloise pflegt ihn im Murchthal und kein Zweifel bleibt Beiden mehr über ihre gegenseitige Leidenschaft. Sie übernachten vereint im strohbedeckten Häuschen, wohin ein Zufall ihre irren Schritte geleitet hat, und obgleich Theophil Siegfried's Schwert zwischen sich und die schöne Gräfin zu legen vorgibt, so widerstehen sie beide doch der Liebe nicht und vergessen Vorsätze und Gelübde in der heißesten Umarmung. Vor dem Duell hat Theophil Heloisen die Papiere übergeben, welche ihr das Motiv enthüllen sollten, wonach er handelt. Bei ihrer Rückkehr liest sie dieselben; sie sendet Theophil das Tagebuch, welches ihm ihre Handlungsweise gegen den todten Freund aufklären soll, und verschwindet. Erst nach fünf Jahren findet er sie durch einen Zufall wieder, mit einem kleinen Theophil, der Frucht jener Nacht in der Hütte des Murchthals. Theophil und Heloise quälen sich allzu sehr mit Abreisen, Ankommen, Schweigen und Schreiben, und dem Leser fällt immer ein, daß, wo die Liebe bei Beiden so ausgesprochen und klar ist, das Glück auch nicht so fern zu sein braucht. Die Detailmalerei ist nicht interessant genug, um den langsamen Gang der Begebenheiten durch zwei Bände zu versüßen.

Ein großes, langes Lob der George Sand schmückt die erste Hälfte des ersten Theils. Heloise sagt unter Anderm: „Man macht mir den Hof damit, wenn man die Frau bewundert, die unserm ganzen Geschlechte Ruhm und Glanz verleiht.“ Ref. verehrt die Werke von George Sand wie Leuchtkugeln, die der Genius in die menschlichen Schicksale schleudert, um sie bis in ihre tiefsten Tiefen zu beleuchten. Aber als dem weiblichen Geschlecht Ruhm und Glanz verleihend, war sie ihm bis jetzt weder als Frau noch als Schriftstellerin erschienen. Die schöne, tugendhafte, gefeierte Heldin Heloise sagte das große Wort, und spricht am Theetisch über „Lelia“. Da darf es freilich den Leser nicht wundern, wenn sie sich dem ungeliebten und geliebten Manne hingibt. Außer diesen zwei Umarmungen nebst Küssen mahnt vorliegender Roman in nichts an George Sand, wird jedoch von manchen unverdorbenen Lesern, d. h., deren Seelengaumen nicht an allzu würzhafte Genüsse gewöhnt ist, mit Vergnügen gelesen werden.

3. Frankreich vor der Revolution. Ein Roman von G. P. R. James. Aus dem Englischen übersetzt von Ernst Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Die Deutschen mögen noch so sehr schreien über die Übersetzungswuth der Deutschen, man freut sich doch immer wieder,

wenn man was Übersetztes von James in die Hände bekommt, und beklagt, daß so wenig deutsche Originalwerke der deutschen Autoren die seinen erreichen. Dieser neueste Roman von James hat manche Schwäche, er ist oft breit, echt englisch breit, hier und da sind auch seine Schilderungen der damaligen Zeit zu grell und caricaturartig, aber man wird doch mit Interesse lesen, dem Roman folgen, sich an den Schilderungen freuen, die Entwickelung mit Ungeduld erwarten und mit Freude auf manches Schöne stoßen. Edeln, ausgezeichneten Charakteren begegnet man, Charakteren, die man noch nicht oft gefunden. Der Abbé Castelneau und Pierre Morin, das Werkzeug der geheimen Policei, sind beide in ihrer Verschiedenheit sich glücklich gegenübergestellt. Pierre Morin bringt so viel Ehrenvolles in die eigentlich nicht für ehrenvoll anerkannte Rolle; Castelneau regelt auf so schöne Weise das früher so ausschweifende Leben, daß beide Charaktere Ansprüche auf das wärmste Interesse des Lesers haben. Um seinem Dasein Gehalt zu geben, adoptirt er die kleine Tochter des Peter Morin und erzieht sie. Später erbt er die Güter der Familie, kann aus dem geistlichen Stande treten und sich verheirathen. Die Liebe für seine Pflegetochter und sein Kampf dagegen ist trefflich geschildert und der Leser muß sich heftig für diese Neigung interessiren. Die Eifersucht des ältern Mannes, wenn jüngere sich um die schöne Anette bewerben, ist in ihrem Kampfe mit der Vernunft ergreifend; seine Liebe wird nie lächerlich, sondern steht immer als heilig da. Der Geist der Zeit, mit seinen einzelnen Schattirungen, ist gut aufgefaßt und wiedergegeben, die Nebenpersonen sind lebendig geschildert, sodaß, wenngleich man oft durchfühlt, daß die Begebenheiten und Verwickelungen pour les beaux yeux des Lesers herbeigeführt werden, um ihn in Spannung zu erhalten, man doch auf Wahrheit und Wahrheiten stößt und dadurch das Interesse wieder gesteigert fühlt. Schade, daß nicht statt der drei Theile nur zwei sind. Manche Scenen sind wahre Folterscenen für die Geduld des Lesers, welcher gern weiter kommen möchte und sich aufgehalten sieht, und zwar oft unnöthigerweise, wo der Auftritt weder zur Verständigung der Charaktere noch der Verhältnisse nöthig war. Die Macht des Wortes de par le roi, die Schreckniſſe der Bastille, die Gefahr und der Unfug der geheimen Policei vibriren durch die drei Theile, sodaß die Begebenheiten stets mit einem geheimnißvollen, drohenden Schleier umhüllt zu sein scheinen, hinter dem man immer eine Überraschung vermuthet. Diese Überraschung bleibt auch am Ende nicht aus und man entdeckt, daß die schöne Anette nicht Peter Morin's Tochter ist, sondern aus dem Hause Castelneau stammt, eine Entdeckung, welche indeß ziemlich gleichgültig ist, da der Abbé sie adoptirt hat. Dieser ihr Wohlthäter läßt auch noch zuletzt sein Leben für das geliebte Pflegekind, indem er die ihrem Bräutigam bestimmte Kugel auffängt und daran stirbt.

4. Die Maurischen Brüder. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit der arabischen Herrschaft in Spanien, von St. L. Faber. Zwei Bände. Berlin, Rubach. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Historische an dieser Erzählung ist treu und gut gehalten, das Romantische aber bis zur Caricatur romantisch. Die Begebenheiten drängen sich, Leidenschaften spielen, Haß und Liebe walten, eine Menge historischer und romantischer Charaktere tauchen auf wie Wetterleuchten, um schnell wieder zu verschwinden, und keiner vermag das Interesse des Lesers zu erwecken; selbst der große Cid zieht nur wie ein Schattenspiel an der Wand vorüber. Kein Charakter ist gehörig ausgemalt, keine Handlung gehörig motivirt, und so läßt Alles kalt, trotz der furchtbaren Scenen, trotz Brudermord und Vaterfluch, trotz Wahnsinn und Zauberei. Einzelne Schilderungen sind indeß gelungen. So die Zawaija oder Freischenke für die mohammedanischen Taugenichse und der Traum des jungen Rebellen, wo die sieben mohammedanischen Himmel sich aufthun. Das Ganze ist in schwülstigem, hochtrabendem Stil geschrieben, die Menschen, sowol schlechte als gute, schreiten alle auf Kothurnen daher und man meint die mangelhafte Aufführung einer eigentlich guten Tragödie zu sehen; Zeit und Stoff eignen sich allerdings zu einer solchen, aber die Knoten werden zu sehr umschlungen, die Fäden allzusehr verwirrt. Die sich immer aufeinander drängenden Begebenheiten machen den Leser zuletzt ungeduldig, denn er bedarf der Ruhe.

5. Wahre Liebe scheut kein Opfer. Eine Erzählung aus der neuern Zeit, von J. Satori. Zwei Theile. Danzig, Gerhard. 1842. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Einige sehr gut durchgeführte, edel gehaltene Charaktere sind das Hauptverdienst dieses Romans. Hullenberg, der Pfarrer, steht oben an; er liebt die schöne Nichte, die er erzieht, aber er bekämpft diese Liebe, um erst die Liebesstimme des Mädchens abzuwarten; er bekämpft die Eifersucht, als sein einstiger Zögling, Graf Wertheim, um sie anhält; er bekämpft seinen Schmerz, als er das glückliche Paar traut, und in seinem spätern Verkehr mit der Heißgeliebten — denn wahre Liebe scheut kein Opfer. Die adelstolze Gräfin kämpft mit ihrer ganzen Mutterliebe gegen diesen Stolz und überwindet ihn und sich selbst endlich auch, um die Einwilligung zur Vermählung des gräflichen Sohnes mit der Bürgerlichen zu geben — denn wahre Liebe scheut kein Opfer. Klara, die junge Frau, erkennt bald, daß sie den leicht erregbaren Grafen nicht zu fesseln vermag, sie hat ihren Schmerz und ihre Eifersucht mehrmal überwunden; als sie ihn aber in nächtlicher Stunde in Moskau, wo sie ihn nach dem russischen Feldzuge aufsucht, in den Armen einer schönen russischen Gräfin sieht, die sie schon vorher als ihm theuer erkannt hat, reist sie stillschweigend ab und bringt auf Scheidung, gibt sich sogar für todt aus, um einer glücklichern Verbindung von seiner Seite nicht in den Weg zu treten — denn wahre Liebe scheut kein Opfer. So möchte denn an der Tendenz des vorliegenden Werkes nichts auszusetzen sein, aber es ist das Ganze etwas lang gedehnt. Selbst der moskauische Brand und der jungen Paulowna so breit erzählte Liebe vermögen nicht das Interesse zu fesseln; viel unbedeutende Scenen sind angeführt, Begebenheiten ausgemalt, die ebenso gut hätten in der Kürze mitgetheilt werden können, und in Gesprächsform eingekleidet, was in wenigen Worten die Erzählung viel besser dargethan hätte. Mußten es denn durchaus zwei Theile werden? 8.

Notizen.

So viel man auch in Irland selbst gegen das System der Nationalerziehung, welches Lord Stanley vor zehn Jahren dort begründete, declamirt, raisonnirt, ja von den Kanzeln geeifert hat, so kann man doch die günstigen Resultate, die es gehabt, nicht ableugnen. Während der erste Bericht der darüber eingesetzten Commission anzeigte, daß 789 Schulen mit 107,042 Schülern in Gang waren, weist der achte Bericht nach, daß 2337 Schulen mit 281,849 Schulen in Irland bestehen. Im Laufe des gegenwärtigen Jahres allein sind Fonds für 382 Schulen geschaffen worden. Der Nationalwiderwille gegen dies System hat sich fast gänzlich verloren, und der Herzog von Wellington selbst erklärte in den entschiedensten Ausdrücken seine Billigung des Systems wie der Principien, auf welche die Herbeischaffung der nöthigen Geldmittel basirt ist.

Von Charles Dickens sind angekündigt: „American notes, for general circulation"; von Marryat ein neuer Roman: „Percival Keene", den der „Globe" einen Pendant zum „Peter Simple" nennt; von James: „Morley Ernstein", wovon die „Literary gazette" behauptet, daß dies der beste Roman sei, den James geschrieben; von W. Barber: „The arab bride", eine Novelle; von Mary St.-Aubin: „The deformed, and other poems". 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 335. — 1. December 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Dritter und letzter Artikel. *)

Wenn man die geringe Anzahl deutscher Originallustspiele durchgeht, so sieht man erst ein, wie wahr Heine's Behauptung ist, daß keine Nation der Welt reicher an anmuthigen, originellen und großartigen Narren sei als die deutsche. Ja, es gibt in unserm lieben, tiefsinnigen, wunderbaren Deutschland Menschen, deren schellenbehangene Narrenkappen die Sterne berühren, die so unnachahmliche Genies in der Kunst der Narrheit sind, daß man ehrerbietig vor ihnen zurückweicht. Denn die sonderbare und nirgend sonst vorkommende Eigenthümlichkeit besitzen die deutschen Narren, daß man sie nicht wie die übrigen simplen Verrückten belachen kann, nein, man muß sie bewunderungsvoll anstaunen. Es sind Glückselige, die den Himmel ganz wo anders suchen, als wo er wirklich ist, Geistestrunkene, die in ihrem wunderbaren Rausche in unverständlichen Sprachen lallen und von Geheimnissen plaudern, die ein nüchterner Verstand nicht fassen kann. Mich dünkt, in dieser eigenthümlichen Begabung ist der Grund zu suchen, weshalb es uns an guten Lustspielen so sehr mangelt. Während der französische, der englische, der spanische Lustspieldichter die Gebrechen des Staats und der Kirche, die Schwächen der Zeit und des Volks geißelt oder persiflirt und, um dies zu bewerkstelligen, lebenswahre Charakere hinstellt, verfällt der deutsche Poet, ist er wirklich ein solcher, meistentheils auf die wunderbare Idee, ein tiefsinniges Gespinnst barocker Gedanken an Personen zu vertheilen, die kein Fleisch und Blut haben, sondern Schemen gleich durch eine glänzende Nebelatmosphäre schweben, wie Geister gesticuliren, wie Geister sprechen. Anstatt Narren und Närrisches zu schildern, schafft er noch Narren dazu. Er geißelt, er persiflirt, er verspottet nicht die Lächerlichkeiten, Schwächen und Gebrechen seiner Zeit und Nation, nein, er selbst tritt als Meister und Dirigent der allertollsten Tollheiten auf die Bühne und wird, durch sein Streben, etwas recht Tiefsinniges, Niedagewesenes oder Hochpoetisches zu geben, ein so kolossaler Narr, wie ihn kein Irrenhaus aufzuweisen hat. Nüchternere Producenten werden dagegen leicht trivial und vermögen höchstens die plumpe Posse dürftig genug anzubauen. Nur äußerst Wenigen gelingt es, einen glücklichen Stoff geistreich, poetisch zu behandeln, und wo dies geschieht, kann man mit Bestimmtheit voraussagen, daß ein derartiges Product nicht darstellbar sei. Wir öffnen den Corso, um den wunderlichen Schwarm der Masken, welche das deutsche Lustspiel heuer repräsentiren, an uns vorübergaukeln zu lassen.

---

27. Doctor Rebel, oder: Gelehrsamkeit und Leben. Lustspiel in fünf Aufzügen von Karl Heinzen. Köln, Boisserée. 1842. 8. 15 Ngr.

Ein echt deutscher Titel, ein echt deutscher Lustspielstoff, d. h. ein solcher, der sich in dramatischer Form gar nicht behandeln läßt. Was der Verf. will, läßt sich so eigentlich nicht errathen. Der undurchdringliche, dicke Nebel, der über dem Ganzen lagert, verbirgt dem forschenden Auge die Maschinerie des Autors, was insofern sehr vortheilhaft für ihn ist, als er nun ganz nach Belieben schalten und walten kann. So viel sich aus dem kolossalen Wirrwar, ergötzlichen Unsinn und flachen Wortgeplärr, das hier den Rang eines Lustspiels beansprucht, errathen läßt, geht des Verf. Streben dahin, darzuthun, wie das Leben der Gelehrsamkeit gegenüber am Ende doch immer im Vortheil sei. Aber Himmel, was ist das für eine Gelehrsamkeit, was für ein Leben, die uns der Autor vorführt! Die ausschweifendste Phantasie eines Caricaturenzeichners könnte Tolleres und zugleich Abgeschmackteres nicht erfinden. Als Gelehrter tritt uns in Dr. Rebel ein Mensch entgegen, der im Narrenhause ganz wohl an seinem Platze wäre, und die Repräsentanten des Lebens sind eine dumme Wirthmagd und ein grober Bauer, zu denen sich noch ein Baccalaureus der Medicin als mitwirkendes Ingrediens gesellt. Eine Dichterin über —

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 116—120 und 206—209 d. Bl. D. Red.

könnte auch übergeschnappt oder ähnlich heißen —, ein polizeiwidrig alberner Policeidiener Nasenloch und der Dr. Feger, der auch kein lumen mundi ist, gesellen sich in ihrer Narrenhaftigkeit dem Dr. Nebel zu. Man kann sich denken, daß der Tollste dieser Schar, hier also Dr. Nebel, beiläufig gesagt, ein Mann von 40 Jahren, der den Liebhaber spielt, von dem Mädchen nicht geliebt, von dessen Vater dagegen angebetet ist. Die stupende Gelehrsamkeit des Doctors spielt ihm bei seiner Liebschaft die ärgerlichsten Streiche, da er stets in seine Forschungen bis zur Geistesabwesenheit vertieft ist. Wären die angezettelten Intriguen, die komisch sein sollenden Situationen durch die zu stark und zu plump aufgetragenen Farben nicht wirkungslos gemacht, so könnte der Leser doch wenigstens zum Lachen gebracht werden, während jetzt dieser kolossale Unsinn nur langweilt, und so langweilt, daß man einen Schauder vor aller Gelehrsamkeit bekommen muß. Nachdem nun in den unzusammenhängendsten Scenen, deren Möglichkeit kaum zu begreifen ist, Dr. Nebel fünf Acte hindurch gefoppt worden ist, wird er schließlich um die Braut geprellt, die dem Baccalaureus Fopper zufällt. Welchen Begriff Hr. Heinzen vom Drama hat, mag Gott wissen, ein höchst eigenthümlicher und schwerlich bis heute noch je gedachter muß es sein, da er sein Drama mit sechs, sage sechs aufeinander folgenden Monologen, die sämmtlich nichts miteinander zu thun haben, beginnt. Neu ist diese Art, Dramen zu schreiben, ob sie aber die beabsichtigte Wirkung machen wird, steht zu bezweifeln. Dr. Nebel zerbricht sich den Kopf, um ein Werk über Physiognomik, in mathematisch-architektonischer Hinsicht zu schreiben. Wie tiefsinnig er nachgedacht hat, beweist folgendes Raisonnement: „Offenbar hat die Natur sich nach mathematischen Regeln gerichtet, als sie Physiognomien schuf, und ebenso offenbar hat sie sich von architektonischen Regeln leiten lassen, als sie den Körper schuf. Grundidee. Fortsetzung. Der Mensch ist selbst das Modell zu dem Hause, das er sich baut. Den Geist als Hausherrn angenommen, so ist der Kopf das Stockwerk; die Augen sind die Strassenfenster; die Ohren sind die Speicherfenster; die Nase ist der Kamin; der Mund ist die Thüre; der Unterleib der Keller; der Hals die Treppe — so ungefähr ist die architektonische Analogie." Den besten Beweis von dem ungemein geistlosen Dialog, den der Verf. seine Geschöpfe führen läßt, liefert ein Gespräch über Liebe zwischen Martin, dem Bauer, und Gertrud, der ehemaligen Viehmagd, jetzt Haushälterin bei Dr. Nebel. Hier heißt es:

Martin. Ach, es ist so eine schwüle Luft in der Natur!

Gertrud. Ich wollt', es wäre schon zwölf Uhr. Es wird mir ganz violett, wenn ich an die lange Zeit denke.

Martin. Was siehst du mich so an?

Gertrud. Ach, Martin!

Martin. Was ist?

Gertrud. Ich weiß es nicht, aber ich hab' dich so lieb. Komm, Martin, laß mich dich einmal in die Nase beißen. (Er hält sie ihr dar, sie beißt ihn.)

Martin. Ich glaube, du hast mich lieber als meine selige Hanne, denn die hat mir noch nie in die Nase gebissen.

Und bald darauf läßt sich das nämliche Paar in seinen Zärtlichkeitsergießungen zu folgenden Ausdrücken hinreißen:

Martin. Ist das mein Strick? . .

Gertrud. Ja.

Martin. Es war ein scharmantes Kalb, das ich damit in die Stadt gebracht habe, aber das ich dran hinausführe, ist mir zehnmal lieber. Gertrud, du bist doch ein sehr anmüthiges Kalb.

Gertrud. Martin, ich glaube, daß wir uns sehr lieb haben.

Wer noch tiefere Blicke in dies geschmackloseste und missrathenste aller Lustspiele thun will, dem empfehlen wir es angelegentlichst zur eigenen Lecture.

28. **Sie sollen ihn nicht haben!** Lustspiel in einem Aufzuge von K. Thienemann. Ulm, Seitz. 1841. Gr. 12. 7½ Ngr.

Der vielgeehrte Sänger des Rheinliedes oder vielmehr das Lied selbst gäbe wol einen artigen Lustspielstoff, verständen die Deutschen nur Spaß und sähen nicht etwa gar in dem Product des besten Humors eine Profanation ihres Heiligsten. Heutzutage dürfte man es vielleicht, ohne Verketzerung und gehässige Verfolgung besorgen zu müssen, wagen, nur wäre es eine nutzlose Mühe, da das Interesse am Rheinliede wie an dessen Sänger längst erkaltet ist. Der Verf. des vorliegenden Versuchs hat eine Familienposse daraus gemacht. Ein Commerzienrath, dem das Ganze der Poesie ziemlich fern liegt, ist aus Patriotismus der größte Enthusiast des Rheinliedes und verehrt den ihm unbekannten Dichter wie einen Gott. Ein junger Mann, Julius Heiter, Sohn eines Kaufmanns aus Frankfurt, kommt in den Wohnort des Commerzienraths, lernt eine von dessen hübschen Töchtern kennen und verliebt sich. Die Neigung ist eine gegenseitige, ein paar Verse, die Heiter mit gutem Humor improvisirt und einige geheimnißvoll-verständliche Andeutungen lassen den berühmten Dichter des Rheinliedes in ihm nicht verkennen. Kaum hat der Commerzienrath davon Nachricht erhalten, als er begeistert den Sänger zu sich bescheiden, ihn mit Böllerschüssen begrüßen läßt und den Eintretenden jubelnd in seine Arme schließt. Der junge Mann, mit der übernommenen Rolle sehr wohl zufrieden, erlangt als patriotischer Sänger, was er begehrt, die Hand der hübschen Marie, die ihm der Vater ohne Einspruch zusagt trotz der das ganze Haus und nicht minder den Herrn Gemahl beherrschenden Mutter. Nachdem der junge Heiter seines Sieges gewiß ist, reißt er den begeisterten Commerzienrath aus seinem glücklichen Irrthum und gibt sich ihm als Sohn seines Freundes, dem allerdings die Hand einer Tochter des Raths, nur nicht die, welche er gewählt hat, bestimmt ist, zu erkennen. So unzufrieden nun auch im ersten Augenblicke der Getäuschte darüber ist, daß er den Rheinliedsänger nicht zum Schwiegersohne bekommt, so fügt er sich doch heiter in das Unvermeidliche. Auch die gebietende Frau Commerzienräthin gibt nach, da die ältere Tochter in dem Freunde des Hauses, Dr. Braun, ebenfalls einen Bräutigam gefunden hat. Der Scherz schließt mit einer doppelten Verlobung. Eine Darstellung dieser gutgemeinten Kleinigkeit, die der Verf. wünscht, möchte kaum den von ihm beabsichtigten Eindruck machen.

29. **Die Lustspiel-Preisaufgabe.** Ein vaterländisches Lustspiel in Einem Acte. Leipzig, O. Wigand. 1841. 8. 10 Ngr.

Was man nicht Alles für vaterländisch hält! Hier wird uns gar, wahrscheinlich von einem der ersten Geister der Nation, eine philisterhafte Albernheit als vaterländisch aufgedrungen. Philisterhaftigkeit gibt es in Deutschland allerdings zur Genüge, auch an Dummheiten ist just kein Mangel, indeß, denke ich, stehen uns andere Nationen, will man ihrem Denken und Thun nur recht ins innerste Herz sehen, nicht im geringsten nach. Unbefangene und Parteilose werden jedenfalls unserer Behauptung, daß diese „Lustspiel-Preisaufgabe" eine vaterländische Albernheit sei, bereitwillig beitreten. Folgendes der tiefsinnige Inhalt! Speisewirth Henkel hat ein Töchterlein Rieke, die ein angehender Literat, Zipper, liebt. Papa Henkel hat nichts gegen die Heirath seiner Tochter, wenn anders Hr. Zipper ihr ein sicheres Brot nachweisen kann. Über diese Foderung etwas betrübt, sitzt er mit seinen Freunden Dr. Strampfer und Referendar Randow bei Henkel und trinkt Weißbier, das ihm Rieke credenzt. Da macht der zeitungslesende Strampfer die Entdeckung einer Lustspiel-Preisaufgabe. Dem Sieger werden 100 Dukaten zugesichert. Die Freunde machen Zipper den Vorschlag, zu concurriren, Rieke stimmt ebenfalls dafür und es wird sogleich bei frischem Weißbier ein Rath über den zu wählenden Stoff gehalten. Dabei ergibt sich aber leider, daß die meisten Stoffe nichts taugen, die tauglichen aber weder anständig noch erlaubt sind. Endlich verfällt Rieke auf Weiße's „Kinderfreund" und meint, da finden sich recht hübsche und unschuldige Schauspiele. Man blättert auch diese durch, bespricht und kritisirt die Titel, wobei Strampfer, in dessen Persönlichkeit der Autor etwas Mephistopheliſches verwoben hat, pikant sein sollende Bemerkungen über Zeit, Leben und Staat macht,

und kommt dann zu dem traurigen Resultate, daß sich aus all dem Besprochenen noch kein Lustspiel machen lasse, das der Preisgewinnung sicher sei. Recht zu gelegener Zeit tritt Papa Henkel ein, betheuert sehr ärgerlich, daß es allerdings nichts damit sei, nämlich mit den 2,112,000 Francs, die sich nach Zipper's Berechnung angeblich ein deutscher Bühnendichter verdienen könne. Henkel hat herausgebracht, daß dies französisches Geld, der deutsche Poet aber auf Hunger und Kummer angewiesen sei. Deshalb stellt er dem ganz niedergeschlagenen Zipper die peinliche Alternative: „Entweder kein Lustspiel oder kein Schwiegersohn", und weil Rieke seufzend ruft: „O mein Geliebter!" resolvirt sich der junge Mann, entsagt dem Lustspiel und wird Essigfabrikant im Geschäft des zukünftigen Schwiegervaters. Strampfer macht noch ein paar bissige Bemerkungen und geht fort, Zipper aber umarmt Vater Henkel, Rieke und Randow und ruft begeistert aus: „O Vater! O Rieke! O Herr Referendar! Ich bin ein sehr glücklicher Mensch!" Wahrscheinlich wird ihm das deutsche Publicum nachahmen, im Fall es Kenntniß von diesem Opus nehmen sollte.

30. Theater von Christern. Erster Theil. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1842. 8. 22½ Ngr.

Hr. Christern beschenkt uns in diesem Bande mit zwei Stücken: „Die Literaten", Drama in drei Acten, und „Fortune", Lustspiel in drei Acten. Die Vorrede sagt uns, daß der Autor mit den Bühnendirectionen nicht zufrieden ist, worin er Recht haben kann. Unter Anderm heißt es hier: „Diese beiden Stücke wurden nicht allein dem hiesigen Stadttheater, sondern auch einigen andern Bühnen übergeben; allein sie haben sich nicht das Glück erwerben können, zur Aufführung zu gelangen. Man belobte sie, man wollte darin gewisse Originalitäten, eigenthümliche Ansichten des Lebens und großartige Gefühle entdecken; die Aufführung derselben aber verbiete der Gegenstand wie die Ironie, die darin schalte und walte." Dem erstgenannten Stücke läßt sich eine gewisse Originalität allerdings nicht absprechen, nur zweifeln wir, daß es die rechte sei. Hr. Christern scheint etwas stolz auf seine Producte zu sein. Das steht jedem Autor frei, wie vielmehr einem, der „großartige Gefühle" entwickelt. Hätte nur aber Hr. Christern mit weniger Selbstgefälligkeit hinter den Zeilen der lobspendenden Briefe einiger Bühnendirectionen lesen wollen, so würde er die Entdeckung gemacht haben, daß man von seinen Stücken gar nichts wissen möge, daß sie unbrauchbar, unpraktisch, unwahr seien. Leider müssen wir gestehen, daß sie auf uns den widerlichsten Eindruck gemacht haben. Sprechen wir zuerst von dem Drama „Die Literaten". Was ist der Inhalt dieses Stücks? Karl, der Sohn eines Copisten, hat ein Trauerspiel geschrieben von außerordentlicher Trefflichkeit. Die erste Liebhaberin und Heldenspielerin am Theater ist ganz entzückt davon und setzt die Darstellung desselben durch. Sie lernt natürlich den Dichter kennen und gesteht ihm ihre Liebe. Karl ist ungemein glücklich und träumt sich in die höchsten Seligkeiten. Wenn nur der erzprosaische Vater, der blos insofern aufs Schreiben etwas hält, als es baar Geld einbringt, und Herr von Werther nicht wären, welcher Letztere der Schauspielerin Mariane die Cour macht. Mittlerweile naht der Tag der Aufführung heran. Alxinger, ein Journalist von der lumpigsten Sorte, gewissenlos und intriguant, hat ein neues Journal gegründet, das bereits — keinen einzigen Abonnenten hat. Er will Karl werben, verlangt aber unsinnige Schmiereereien, Skandal von ihm, weshalb sich der junge Poet mit Abscheu von ihm wendet. Darüber erzürnt sich Alxinger, wiegelt seine Freunde auf und beschließt, den Neuling zu züchtigen. Das Stück wird ausgepfiffen! Karl fühlt sich vernichtet, sein Vater wird sehr ärgerlich, die Mutter Karl's sucht jedoch den Tobenden zu besänftigen und beredet ihn, den ausbleibenden Sohn aufzusuchen. Schon vorher hat der Copist Mariane besucht und sie eine liederliche Dirne geschimpft, die ihm den Sohn verführe. Auch jetzt wendet er seine Schritte wieder zu ihr. Er findet seinen Sohn bei der Schauspielerin, diese aber von Karl's Hand ermordet! Warum? Weil Mariane ihren Ruhm verloren zu haben glaubt und Karl sich für entsetzlich unglücklich hält! Hiermit schließt das Stück. Wo, fragen wir nun, wo ist hier Sinn, wo gesunder Menschenverstand? Wo eine künstlerische Anordnung, eine auf Kunstgesetze basirte Ver- und Entwickelung? Wir leben nicht in einer so gar tollen und überspannten Zeit, daß sich ein Talent, dessen Erstlingsproduct durch Zufall oder offene Feindseligkeit geschmäht und in den Koth getreten wird, selbst oder gar einem Andern das Leben nähme. Es müssen dann wenigstens noch ganz andere Sachen vorausgegangen sein. Auch ist die literarische Gewissenlosigkeit nicht so arg, wie der Verf. sie darstellt, obwol wir keineswegs in Abrede stellen, daß es noch heutzutage Alxinger gibt. Glücklicherweise ist ihr Einfluß aber nur ein ephemerer. Und warum nun, weil es einzelne räudige Schafe gibt, diese als Norm hinstellen? Würde noch ein großer, reiner Zweck dadurch erreicht, so ließe man sich diese Willkür gefallen, hier aber ist Alles gemacht, Alles unnatürlich, Alles sogar unmöglich! Nur die Sprache verdient ihrer blühenden Frische wegen gelobt zu werden, die „eigenthümlichen Ansichten der Lebens" aber bestehen nur in einer gänzlichen Unkenntniß und falscher Auffassung desselben. Das ganze Drama ist das unreife Product einer echauffirten Phantasie, die einige verdrießliche Lebensstunden zu diesem unerquicklichen Allerlei zusammengequirlt hat. Etwas besser ist das Lustspiel „Fortune" gelungen. Dem Verfasser steht ein leichter, gefälliger Humor zu Gebote, den er geschickt anzuwenden versteht, so lange die Conversation nur die Oberfläche der Dinge streift. Dies reicht aber gerade bei solchen Stücken hin, die sich dem possenhaften Scherz mehr, als der feinen Laune des eigentlichen Lustspiels nähern. Ein kecker Bruder Liederlich Namens Drosselmeier ist die Hauptperson des Stücks. Ursprünglich Stiefelputzer, entsagt er dieser edeln Beschäftigung, um in bequemerer Weise zu Geld, zu Glück und zu Ehre zu kommen. Ein Schneider macht nun durch treffliche Kleidungsstücke einen Baron aus ihm, eine Rolle, die er mit ziemlichem Glück spielt, so lange ihm keiner seiner frühern Bekannten begegnet. Er macht einer jungen, reichen Dame den Hof, findet auch Gehör und ist nahe daran ihre Hand zu erwischen, als seine Gaunerei, sein wahrer Stand und seine gänzliche Nichtigkeit an den Tag kommt. Dame Clemenzia, obwol bestürzt über die Fatalität, die sie bedroht hat, weiß sich zu trösten in der Verbindung mit einem zwar armen, aber jungen Cavalier, und Drosselmeier fällt, wie billig, der Gerechtigkeit in die Hände. In diesem Stück haben einige Charaktere recht gute Färbung, sie sind nicht groß, nicht neu, aber wahr. Vorzüglich gelungen ist Clemenzia, ein junges, kokettes, aber im Grunde gutherziges Weib, das nur die Sucht nach Reichthum und vornehmen Leben hartherzig und ungerecht gegen ihre Verwandte, wie gegen Leute aus den niedern Ständen machen kann. Drosselmeier, an sich eine sehr wirksame Figur, hätte weniger burlesk gehalten werden sollen. So, wie ihn der Autor hingestellt, kann er leicht eine grotesk-komische Wirkung verursachen.

31. Dramatische Versuche von J. Achert. Erstes Bändchen. Karlsruhe, Holtzmann. 1841. Gr. 12. 18¾ Ngr.

Der Verf. bevorwortet seine dramatischen Erstlingsgaben ebenso anspruchslos als humoristisch, und verheißt uns eine Fortsetzung derselben, falls die vorliegenden Beifall finden. Wählt er seine Stoffe immer so gut und weiß er sie in so heitere und frische Farben einzukleiden, wird ihm der Beifall aller Verständigen nicht entgehen. Er besitzt Scharfsinn, Combinationsgabe, Kenntniß des Lebens und der Menschen, und hat gerade so viel Kunstsinn von der Natur zum Geschenk erhalten, um, ohne eigentlich Poet zu sein, die Grenzen der Poesie anzustreifen. Und auf diesem Terrain, dünkt uns, bewegt sich das modern gefällige Lustspiel am sicherſten und liebſten. „Der Eremit von Gauting, oder Alles muß echt sein", Lustspiel in zwei Acten, ist ein allerliebster Stoff zu dem gemüthlichsten Lustspiele. Die Handlung stützt sich auf das bekannte Heirathsgesuch des siebzigjährigen Freiherrn von Hallberg, das in seiner

derben, ehrlichen Geradheit vielleicht zu den originellsten Aufsätzen gehört, die neuerdings aus den Federn von tausend und abertausend Schriftstellern geflossen sind. Es war nothwendig, dem Stück selbst, wenn es von einigem Interesse sein sollte, etwas von dieser originellen Derbheit einzuhauchen, und dem Verf. ist dies vortrefflich gelungen. Die Handlung ist einfach, ohne künstlich versteckte Intrigue. Fräulein von Pfiffer, eine alte Jungfer, liest den erwähnten Aufruf und glaubt in ihrer Eitelkeit, daß auf sie ganz besonders darin angespielt sei. Ihre Mutter ist derselben Meinung, da durch eine Heirath mit dem reichen Freiherrn ihr verschuldetes Besitzthum den Händen der Gläubiger entrissen werden kann. Es wird gemeinschaftlich beschlossen, daß Emilie von Rosenthal, die Nichte der Frau von Pfiffer, dem Freiherrn einen Brief im Namen des Fräuleins von Pfiffer schreiben soll. Nach einigen Debatten entschließt sich Emilie dazu, die den Freiherrn schon früher gesehen hat. Ein glücklicher Zufall will es, daß Emilie sogar den Briefträger abgeben muß, wobei der Freiherr nicht allein das bescheidene, schöne Mädchen lieb gewinnt, sondern auch durch eine kleine List erfährt, daß Emilie selbst den Brief geschrieben hat. Er beschließt, sie zu seiner Gattin zu erheben, geht aber doch zu Frau von Pfiffer, um die Speculantin kennen zu lernen, die nun freilich mit falschen Haar und falschem Zähnen gegen die jugendlich frische Emilie arg in den Hindergrund tritt. Der Charakter des Freiherrn ist in diesem kleinen Lustspiel treu nach seinen Schriften entworfen und sehr gut durchgeführt. Ebenso erfreut man sich an der edeln Persönlichkeit Emiliens. Weniger Behagen erweckt Fräulein von Pfiffer, die namentlich gegen das Ende hin, wo sie der Verf. die Perücke verlieren läßt, an das Burleske streift. Da kaum so Viele mit dem originellsten aller Heirathsgesuche bekannt sind, wie der Verf. glaubt, so lassen wir zum Ergötzen aller Leser d. Bl. das köstliche Actenstück auszugsweise hier folgen:

„— — Diejenige, welche ich heirathe, muß von 16—20 Jahren alt sein, schöne Haare, schöne Zähne und schöne kleine Füße haben, sie muß von ehrlichen, braven Ältern abstammen und ihr Ruf ohne Makel sein. Sie muß sich sehr schön und einfach in Seide oder Sammt kleiden, aber durchaus in keine andere Stoffe, auch darf sie keine Ohrgehänge, Ketten, Ringe oder dergleichen Unsinn tragen, auch keine Pantoffeln, Hauben, Bänder, falsche Haare u. dgl., und nie ihre Kleider nach der bestehenden Mode machen lassen, da es nichts Dümmeres geben kann, als dem Kuhgang anderer Menschen zu folgen. Sie soll die Kleider nach ihrem eigenen Geschmack machen lassen, unbekümmert, was der Weiber Modepöbel darüber sagt. Sie muß reiten und fahren können, oder es erlernen. Sie darf nie stricken, weil dieses Fingerspiel eine Maske gegen die Dummheit ist. Sie darf nur Musik machen, wenn sie es zur Virtuosität gebracht hat, da es unangenehm ist, das dumme, einfältige Geklimper anzuhören, womit die Alltäglichkeit in so vielen Häusern die Besuchenden langweilt. Sie ist im Hause und über alle Ehehalten unumschränkte Herrin, sowie ich selbst Vergnügen daran finde, mich nach ihrer vernünftigen Laune zu fügen, da mir das dumme sklavische Gehorchen und die Unterthänigkeit, worin die Kirche den Keim zu allem Misvergnügen gelegt hat, höchst zuwider sind. Sie muß mich aber überall auf Reisen und wo ich hingehe, begleiten, weil es in meinem Gefühl eine Schande für die Männer ist, den Tag und den ganzen Abend umherzulaufen und in Wirthshäusern zu schwelgen, indem die Frau allein zu Haus der Langweile übergeben ist. Dann darf sie nicht, wie in den meisten Ehen geschieht, ihre Weiblichkeit vergessen und sich herablassen, ihren Mann zuerst zu liebkosen, wie manches schöne, edle Weib gezwungen ist, zu thun, um ihren Tölpel bei guter Laune zu erhalten. Alles, was oben mit dem Worte muß gesagt worden, ist nicht Unterthänigkeit, sondern Contract, Übereinkunft und ganz allein zu ihrem höchsten Vortheil. Sie erhält am Tage der Hochzeit in russischen oder preußischen Staatsobligationen 30,000 Gulden, wovon sie aber die Zinsen jährlich nach ihrem Willen verzehren muß, weil nichts abscheulicher ist als das schändliche Laster des Geizes. Sie darf nach Absprache nie tanzen, weil ich meine Frau nicht wie eine Närrin umherhüpfen sehen will. Wenn sie Vermögen hat, so will ich es nicht angeheirathet haben, sie kann damit machen, was sie will, sowie mit den Zinsen ihrer Morgengabe; es dürfen die Zinsen nur nicht nach den Grundsätzen der Geizigen capitalisirt werden, weil es nichts Dümmeres in der Welt geben kann, als für Andere zu sparen. Die Freuden des Lebens in ewiger, froher Laune genießen, ist mein Grundsatz und Lebensweisheit.“

Das einactige Lustspiel „Der geprellte Witwer“, gehört, wie die meisten Producte dieser Art, streng genommen, dem Genre der Possenspiele an. Der reiche Bierbrauer Bock hat Lust, nochmals zu heirathen. Die Witwe Emmerling wird ihm vorgeschlagen. Bock macht sich auf und besucht sie, und Beide werden einig. Bock reist wieder zurück und fühlt sich, alt wie er ist, etwas angegriffen. Oberkellner Fuchs, ein schlauer Kerl, geht damit um, eine eigene Wirthschaft anzulegen, und sein Herr räth ihm, das Wirthshaus der Frau Emmerling zu kaufen, wozu er sich selbst die Kaufsumme vorzuschießen erbietet. Dankbar nimmt Fuchs dies Anerbieten an, reist ab, um sich die Wirthschaft zu besehen, findet Haus und Wirthin höchst angenehm und schnappt dem gichtbrüchigen Witwer die junge Braut weg. Der geprellte Bock kommt eben an, um das Hochzeitessen mit verzehren zu helfen. Die Sprache ist munter und keck, die nur skizzirten Charaktere dürften die Darstellung sehr erleichtern helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Von dem Werke „England in the nineteenth century“ erschien ein neues Heft, welches Lancashire schildert. Wir entnehmen hieraus folgenden Bericht über die Jugendtage des Vaters von Sir Robert Peel: „Der Vater des jetzigen Sir Robert Peel wurde zu Fishlane geboren. Der Credit der Familie war um so größer, da sie sich selbst aus einem niedern Ursprunge erhob. Dies Verdienst erwarb sich der verstorbene Baronet, welcher sich in hohem Grade durch alle diejenigen Eigenschaften auszeichnete, wodurch in der Regel Geld gesammelt und, unter Beihülfe günstiger Umstände, große Glücksgüter aufgehäuft werden. Er war, wie wir glauben dürfen, ein sehr günstiges Beispiel von einer Classe von Leuten, welche in Lancashire von eigenen oder Anderer Entdeckungen profitirten und, sowol die besondere örtliche Bequemlichkeit zur Verfertigung und zum Drucke von Seidenwaaren, als den Bedarf und die Nachfrage, welche sich vor einem halben Jahrhundert nach Manufacturartikeln kundgab, benutzend, in der Anhäufung großer Reichthümer Erfolg hatten, ohne sonst irgend Feinheit der Sitte, geistige Bildung oder mehr als die gewöhnlichste Kenntniß zu besitzen. Sie waren industriös, mäßig, im Allgemeinen nüchtern, ehrenhaft in Bezahlung alles Dessen, was in gesetzlicher Weise gefodert wurde, und so gediehen sie. Als der erste Sir Robert Peel mit seinen Brüdern und Ältern in Fishlane lebte und mit ihnen ein angesehenes Pachthaus bildete, war es bei anständigen Pächtern Sitte, sich bei Tische zinnerner Tafelgeräthe zu bedienen. Sir Robert oder sein Bruder skizzirte eine Figur oder ein Muster von einer oder der andern Art auf seinen Teller; da kam ihn der Gedanke an, zu versuchen, ob nicht auf Kattun ein farbiger Eindruck gemacht werden könne. An dem einen Ende des Pachthofes wohnte ein junges Weib, Namens Elisabeth Mitton, welche eine Zeugpresse hielt; dorthin ging er und legte den Teller mit Farbe auf die Seite, auf welcher die Zeichnung war, und einigen Kattun durch die Maschine, und es blieb ein Eindruck zurück; dies ist, wie wir glauben, der Ursprung des Walzendrucks, wie er bei Kattun zur Anwendung kommt. Wir haben diese Nachricht von der Tochter der genannten Elisabeth Mitton, einer Mrs. White, zu Burnley.“

L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 336. — 2. December 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 335.)

32. Aby, oder der verjüngte Greis. Dramatisirtes Märchen von C. M. Winterling. Erlangen, Bläsing. 1842. 8. 18¾ Ngr.

Hätte der talentvolle Verf. die Ausführung seiner poetischen Idee gleich zu halten vermocht, so würden wir in diesem Märchen eine ungemein zarte Dichtung erhalten haben. Es wundert uns, daß der Autor bei unbestreitbar poetischem Gedankenreichthum diesen so wenig zu verarbeiten weiß und daß er so gar schlechte, unmelodische, holprige Verse macht. Selbst Worte schiebt er ein, die bis jetzt in der deutschen Sprache noch nicht das Bürgerrecht erhalten haben. Was z. B. heißt es, wenn er im Prolog sagt:

So sahn wir uns von ihm, dem Ungehaltnen,
Mit ungehaltnen Worten abgeflaut.

Ähnliche Wortbildungen kommen einige Mal vor und müssen in einem Gedicht, das von dem feinen Äther der Märchenwelt getragen wird, doppelt verletzen. Die Erfindung, mag sie nun dem Verf. ganz oder zum Theil angehören, ist poetisch tief und schön. Der Zauberer Fondukku hat einen schönen Jüngling, Aby, zum Sklaven. Diesem schenkt er sein ganzes Vertrauen, sodaß er ihm, ist er genöthigt sich von seiner Wohnung zu entfernen, die Aufsicht über Alles und Jedes anvertraut. Auch seine Geliebte, Farsana, ist Aby's Schirm und Schutz übergeben. Der schwarze Zwerg Torguth, eine Figur, die etwas an Caliban erinnert, doch nicht so viehisch und minder boshaft ist als dieser, stellt Farsana nach, die sich vor ihm zu Aby flüchtet. Darüber geräth Torguth in Zorn und beschließt Beide zu verderben. Er eilt auf der Stelle Fondukku nach, bringt ihn zurück und betheuert, Aby liebe Farsana und suche sie ihm abspenstig zu machen. Erbittert kehrt Fondukku zurück, das zärtliche Gespräch, in dem begriffen er seine Lieblinge trifft, versetzt ihn in Wuth. Farsana, die wirklich Liebe zu Aby fühlt, flüchtet, Aby selbst aber trotzt im Bewußtsein seiner Unschuld dem empörten Zauberer. Dieser aber zerstört durch einen Zauberspruch die Gegend, in der er bisher gelebt hat, und verwandelt, den Betheuerungen Aby's kein Gehör gebend, diesen in einen zitternden Greis, indem er spricht:

Hab' deinen Lohn, sei jetzt, wo noch die Jugend
Dir lieblich blüht, ein abgelebter Greis,
Schlepp' unter dieser aufgedrungnen Larve
Die schönsten Tage deines Lebens hin.

Aby betheuert abermals seine Unschuld, wird aber nicht gehört. Nur einer zauberischen Antwort will Fondukku glauben. Sie erfolgt auf seine Frage und gibt Aby als unschuldig an. Nun ergreift den Zauberer Reue, verzweiflungsvoll ruft er aus:

O Aby, o mein Sohn, komm an dies Herz!
Du bist unschuldig, bist nicht falsch; ich les' es
In diesen Runen, les' es klarer noch
In deinem Auge, das der Schmerz mit Thränen,
Mit treuen Thränen füllt. Wie büß' ich bitter,
Und, ach, wie büßest du! die schöne Jugend-
Gestalt, was wird aus ihr? O, ich verzweifle!

Denn es steht nicht in des Zauberers Macht, dem zum Greise Gewordenen seine frühere Jugendblüte wiederzugeben. Nur:

— — wenn dich
So, wie du bist und jedem mußt erscheinen,
Ein Mädchen über funfzehn, unter zwanzig,
Aufrichtig und von ganzer Seele liebt,

nur dann kann der Zauber aufgehoben werden und der Unglückliche die frühere Gestalt wiedergewinnen. Aby verzweifelt an der Möglichkeit seiner Verwandlung, indeß will Fondukku sein ungerechtes Verfahren wenigstens einigermaßen wiederausgleichen und läßt deshalb Aby einen prachtvollen Palast erbauen, gibt ihm Reichthum in Fülle und hofft auf diese Weise dem Armen das frühe Alter, dem nur der jugendlich-kräftige Geist geblieben ist, minder fühlbar zu machen. Es kann nicht fehlen, daß um den unermeßlich reichen Greis eine Menge hübscher junge Mädchen sich versammeln, denn Aby läßt sein Begehren bekannt machen, ein Mädchen von dem ausbedungenen Alter zu ehelichen, falls es ihn von Herzen in seiner gegenwärtigen Gestalt lieben könne. Unter den verschiedenen Bewerberinnen lernen wir nun eine köstliche Galerie eitler, genußsüchtiger, launenhafter, nach Glanz und Reichthum gieriger Frauen und Mädchen kennen, die im Grunde den Greis Aby mit all seinen edeln Eigenschaften unausstehlich widerlich finden, ihm seiner Schätze wegen aber Liebe heucheln und äußerst zärtlich mit ihm thun. Stellenweise ist dem Autor diese Persiflage der gewöhnlichen Weiberwelt sehr gut gelungen. Nur ein einziges Mädchen, Chadidscha, eine Bäuerin, schön und jung, die den Jüngling Aby geliebt hat, fühlt auch jetzt ihr Herz dem zum Greise Gewordenen entgegenschlagen. Sie möchte ihn so gern mit wahrhafter Liebe umfangen, allein, so oft ihr der eingefallene, zitternde Greis entgegentritt, kann sie nicht ihren schönen, kräftigen Aby in ihm wiederfinden, ihre Liebe schwindet, nur Achtung, inniges Mitleid treten an deren Stelle. Schon zweifelt Aby, daß er je wieder seine Jünglingsgestalt wiedererhalten werde, als ein Traum, in dem er Fondukku sich zuwinken sieht, ihn zu einer Seereise nach Ceylon veranlaßt. Chadidscha begleitet ihn, allein unterwegs werden sie verschlagen und leiden an einer ganz unbekannten Insel Schiffbruch. Es ist das Königreich der Alten, in dem nur das Alter geliebt und geachtet wird, wo kein junges Mädchen einen Jüngling, sondern am liebsten den greisesten Greis heirathen möchte. Kaum wird Aby von den Eunuchen der Königin erblickt, als sie sich seiner bemächtigen, Chadidscha mit Gewalt von ihm reißen und ihm mittheilen, daß er durchaus König werden und die Königin Scheherbanu heirathen müsse. Aby fügt sich der Nothwendig-

tung verschafft haben, obenan steht. Er ist nicht so sentimental und larmoyant wie Holtei, nicht so barock und derb wie Restroy, dafür aber belebt alle seine Vaudevilles und die mehrsten seiner Lustspiele eine unverwüstliche Heiterkeit und ein stets gesunder Lebensmuth. Angely hat seinem Menschen einen unruhigen Abend gemacht. Wer ein Stück von ihm sah, ging befriedigt und mit gutem Appetit nach Hause. Für Erweckung des poetischen Sinnes hat er freilich nichts gethan, das Schönheitsgefühl konnte sich bei ihm nicht schärfen, mit Gedanken trieb er weder einen Klein- noch Großhandel. Er amusirte, indem er das Volk portraitirte. Diese Art und Weise, die Kunst aufzufassen, mag im Allgemeinen nicht zu billigen sein, nimmt man aber an, daß ein wahrer Kunstgenuß nicht für die Masse sein kann, die Masse aber vor Allem panem et Circenses verlangt, so muß man es schon loben, wenn für die Befriedigung des hungernden Ungeheuers so derbe und im Durchschnitt gesunde Kost dargeboten wird. Wahr ist es allerdings, daß diese Unbedeutendheiten vielem Vortrefflichen den Weg auf die Bühne versperrt, wenigstens erschwert haben, indeß trifft die Schuld dieser Anklage weniger den Verf. als das Publicum. Er that nur, was seines Amtes war, und dies hat Angely nicht entweiht. Auch da, wo er aus dem Französischen entlehnte, und er that dies oft und gern, durchdachte er, so zu sagen, den Stoff ganz und gar. Übertünchte Demoralisation, die um so gefährlicher und verführerischer ist, je feiner und lockender sie sich in einen geistigen Duft hüllt, hat Angely nie auf die Bühne gebracht. In dieser Hinsicht sind die meisten unserer neuern Aneigner aus dem Französischen hundertmal tadelnswerther.

So viel im Allgemeinen über Angely's Wirksamkeit und Stellung als Theaterdichter. Die meisten seiner Stücke sind dem Gesammtpublicum so genau bekannt, daß es Thorheit wäre, ein Mehres darüber zu sprechen. Die vorliegenden vier Bände enthalten zwölf Vaudevilles und Lustspiele, von denen „Das Fest der Handwerker", „Die beiden Hofmeister", „List und Phlegma", „Sieben Mädchen in Uniform" die bekanntesten sein dürften. Wir enthalten uns daher jeder weitern Bemerkung über dieselben. Weniger allgemein gekannt ist wol „Der Dachdecker", komisches Gemälde in fünf Rahmen, frei nach dem Französischen. Das „frei" bedeutet bei Angely immer: in Fleisch und Blut der Deutschen übertragen. Angely verlegt die Handlung nach Berlin und liefert in dem Dachdecker Pechold, der dadurch, daß er scherzweise die Kleider eines gebildeten Mannes anzieht und, dabei überrascht, für den wahren Eigenthümer der Kleider gehalten, mit Gewalt fortgeführt, zum Baron gemacht wird, ja sogar eine Braut erhält, die gwißenthwils nur Franzößisch plappert, eine höchst ergötzliche Figur. Nur ein Feuerstrom, wobei Pechold seine Kunst im Klettern zeigen kann und nebenbei noch den wahren Baron, für den er bisher gegolten, rettet, erlöst ihn aus seinem unfreiwilligen vornehmen Stande in dem er sich gar nicht wohl befand. „Schlafrock und Uniform", „Schülerstreiche", „Der Schmarotzer in der Klemme", die zusammen den zweiten Band füllen, sind sämmtlich dem Französischen entlehnt, doch ebenfalls so trefflich germanisirt, daß sie die Meisten sehr gern für Originalstücke halten können. Angely gab sich Mühe bei seinen Arbeiten, Etwas, das man heute nicht mehr nöthig zu haben glaubt. Unter diesen ist wieder der Schmarotzer Schmeckebein, der mit seiner Gutmüthigkeit aus einer Passivität in die andere rennt, vorzüglich gelungen und von ungemein komischer Wirkung. Mehr dem sentimentalern Genre gehören „Der hundertjährige Greis", ein Liederspiel, und „Das Ehepaar aus der alten Zeit" an. In beiden waltet aber eine so tiefe Gemüthlichkeit vor, namentlich in dem letztern, daß man sich doch recht gern der kindlichen Stimmung hingibt, in der das Stück lebt und webt. „Der Mann von vier Frauen" und „Die beiden Eifersüchtigen", dem Französischen nachgebildet, verleugnen nicht das Land, das sie geboren hat. Intrigue, Verwechselung und munterste Laune, denen Angely etwas derbe deutsche Hausmannskost beigefügt hat, reichen sich in diesen Stücken aufs vertraulichste die Hände. Bühnenfreunden, vornehmlich solchen, die das Theater als Restauration und Zerstreuungsort betrachten, nicht als eine Anstalt, um die Bildung des Volks mit verbreiten zu helfen, können wir diese Sammlung bestens empfehlen. Sie wird eine Privatbibliothek nicht verunzieren. Der talentvolle, nur etwas oberflächlich arbeitende Maler und Caricaturenzeichner Th. Hosemann hat jeden Band mit einer hübschen Federzeichnung geschmückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Raymond de Véricour gab heraus: „Milton et la poésie épique", worin sich eine Unparteilichkeit und ein Losreißen von nationalen Vorurtheilen offenbaren, über die man bei einem Franzosen erstaunt. Da jetzt eine neue — ob auch zeitgemäße? — deutsche Übersetzung von Milton angekündigt ist, so dürfte es interessant sein, über die Versuche, ihn den Franzosen in Übersetzungen mundrecht zu machen, etwas Näheres zu erfahren. Véricour gibt folgende Daten: Die erste französische Übersetzung des „Verlorenen Paradieses" ist die von Dupré de Saint-Maur, im J. 1729. Sie ist in Prosa verfaßt, aber so blaß und farblos und so voll unverzeihlicher Auslassungen, daß es unmöglich erscheint, das englische Gedicht mehr als hier geschehen zu verunstalten. Dennoch wurde sie sehr gerühmt und öffnete dem Übersetzer die Pforten der Akademie. Im J. 1755 erschien die Übersetzung, die der jüngere Racine, auch in Prosa, veranstaltete. Sie ist wortgetreuer, aber ebenfalls misfarbig und matt. Die Anmerkungen strotzen von einem wahrhaft unbändigen Geiste des Fanatismus. Binnen wenigen Jahren erschienen zwei Übersetzungen in Versen, die eine vom Abbé Roy, die dem Könige von England gewidmet ist und zu Rouen 1775 erschien, die andere von Beaulaton (Paris 1778). Beide sind ganz abscheuliche Übersetzungen und bilden eine wahrhafte Sündflut von Versen, von denen einer immer absurder als der andere ist. Mosneron brachte 1787 eine Übersetzung des Gedichts in Prosa, welche in jeder Hinsicht schlechter ist als die von St.-Maur und Racine. Im J. 1807 veröffentlichte J. B. Salques eine prosaische Übertragung. In der Vorrede bezeichnet er St.-Maur's Übertragung als elegant und correct, aber nicht in gleichem Maße treu, die Racine's als treu, aber nicht elegant. Beides, sagt er, wolle er miteinander verbinden. Aber seine Übersetzung ist ein ganz unverständliches Chaos, voller aufgeblasener Phrasen, die oft gar keinen Sinn und mit dem Original gar keine Ähnlichkeit haben. Zu derselben Zeit gab Luneau de Boisgermain in einer Reihe von Vorlesungen über die englische Sprache eine Übersetzung, die aber Vieles, was an sich ganz klar ist, in Dunkelheit hüllt. Im J. 1805 erschien die schön versificirte Übersetzung von Delille. Aber die Schönheit der Verse kann den Prüfenden über den geringen Werth der Arbeit nicht täuschen. Véricour sagt: „Wir befinden uns in seiner Übersetzung nicht im Paradies, sondern in Paris. Eva, die er eine femme charmante nennt, ist bei ihm zu einer Kokette der modernen Gesellschaft geworden, und die reine Liebe zwischen Adam und Eva trägt ganz die Farbe des 18. Jahrhunderts." Ziemlich mittelmäßig und zugleich minder gut versificirt sind die Übersetzungen von Delatour, 1813, und von Delogne 1808. Zuletzt, 1836, erschien die Übersetzung von Chateaubriand, worin er, wie er sich ausdrückt, das Original durch das Fenster nachzeichnete. Stellenweis gelungen, genügt auch diese Übersetzung im Ganzen keineswegs. Milton zu übersetzen, fehlt es der französischen Sprache durchaus an den geeigneten Mitteln. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 337. — 3. December 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 336.)

35. Herzog Richelieu, seine Welt und seine Zeit. Lustspiel in fünf Aufzügen von J. G. Grötsch. München, Franz. 1840. 8. 26¼ Ngr.

Bei der Lecture dieses Lustspiels drang sich uns die Vermuthung auf, der Verf. möge wol viel, wo nicht das Meiste aus französischen Quellen entlehnt haben. Thun wir ihm mit dieser Vermuthung zu viel, so nehmen wir sie gern und mit Freuden zurück, weil wir alsdann ein sehr schätzenswerthes Talent zu begrüßen haben. Der Name des Verf. ist uns nicht bekannt, sollte diese Arbeit aber die erste in diesem Fache sein, so rufen wir: Achtung! Hr. Grötsch hat aus dem politischen und galanten Intriguenspiel der Regentschaftszeit das Material zu seinem Stück entlehnt. Es gibt vielleicht keine für das Lustspiel ergiebigere Epoche in der ganzen Weltgeschichte als die Zeit vom Regierungsantritt Ludwig's XIV. bis kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution. Ein kluger und feiner Geist macht aus diesen tausend und abertausend überzuckerten Lasterhaftigkeiten, aus diesen erlaubten, vergötterten Sünden, aus diesen Liebesabenteuern, bei denen nicht die Liebe, sondern das Parfum der raffinirtesten Wollust die Netze auswarf, allerliebste, pikante, unterhaltende, lebendige Schaustücke; ein Genie, wollte es sich dieser Stoffe bemächtigen, würde vielleicht das Genre dieser Poesie durch ein einziges Product erschöpfen, und aus der in Menge vorhandenen Zuthat ein Kunstwerk bilden. Wer sich in jene Zeit vertieft, kann bei nur einiger Besonnenheit nichts ganz Schlechtes hervorbringen. Das Leben der Franzosen war damals vorzugsweise so theatralisch, daß der dramatische Schriftsteller nur die Memoiren jener Tage einsehen und die darin niedergelegten Geständnisse, geistreichen Lügen und prickelnden Anekdoten in Scene setzen darf, um schon ein ganz leidliches Conversationsstück zu Stande zu bringen. Das kann nun auch der Deutsche, nur findet sich selten Einer, der mit der Scenerie und den Worten auch den Geist und Charakter der Franzosen von damals mit abzuschreiben versteht. Niemand kann dies billig verlangen. Um es zu vermögen, müßten wir nicht allein den Esprit jener alten Franzosen besitzen, wir müßten auch den kaum sichtbaren feinen Äther der leichtfertigen, galanten Hofsprache ganz verstehen und in uns aufnehmen können. Beides ist uns nicht vergönnt. Uns fehlt in unserer reinern Natürlichkeit das Organ für diese infame (ich habe kein anderes Wort) Geistreichigkeit, die damals auf Aller Zungenspitzen leuchtete. Die Heuchelei, die Bosheit, die Treulosigkeit, sogar der Mord: diese alle waren thätig, während der heiter lächelnde Mund die scherzhaftesten, geistreichsten Dinge sprach. Wie ein Franzose in diesem psychischen Schlamme graziös wühlt, wie er ihn zur duftenden Confiture umzuwandeln versteht, hat Dumas in seinem Schauspiele „Mademoiselle Belliole" dargethan, jedenfalls das allerdurchgeistigste, brillanteste und vollendetste Stück, das in neuerer Zeit ein französischer Dramatiker geliefert hat. Überlegen wir nun dies Alles, so muß es auffallen, wenn ein Deutscher in einem Lustspiel, das er als Original anspricht, wenn auch beiweitem nicht so viel wie der genannte Franzose, doch vollkommen genug leistet, um ihn den geschicktesten Dramatikern beizuzählen. In dem Lustspiele von Grötsch ist nicht allein die Intrigue und die zartgesponnene Verwickelung in der Intrigue echt französisch, es duftet auch in der kecken Lebhaftigkeit der pointirten Sprache Etwas, das den französischen Ursprung nicht verleugnen kann. Und dies läßt uns vermuthen, daß der Autor seiner Arbeit möglicherweise, ja wahrscheinlicherweise französische Muster zum Grunde gelegt, diese geschickt benutzt und auf diese Art ein Product zu Stande gebracht hat, das, obwol in seinen einzelnen Theilen ein fremdes, in der weisen An- und Zusammenordnung dieser verschiedenartigen Theile doch durchaus ein ihm eigenthümliches geworden ist. Es ist dies vielleicht die beste Methode, dem deutschen Dramatiker den rechten Pli im Lustspielschreiben beizubringen, der ihn auch dann nicht mehr verläßt, wenn er auf deutschem Grund und Boden steht, mit deutschen Sitten, Gewohnheiten und Bedenklichkeiten zu thun hat. Denn wollen wir einmal ein gutes Lustspiel besitzen, so müssen wir in der Behandlung des Stoffs unbedingt zu den Franzosen in die Schule gehen. Wir brauchen dabei gar nicht zu besorgen, daß unsere Originalität zu Grunde gehen wird. Damit hat es keine Gefahr, die deutsche Natur und deutscher Geist sind so zäh, daß sie so leicht nichts vernichten und ausrotten kann. Es würde nur ein Amalgam entstehen, von dem unsere Kunst den meisten Nutzen hätte.

Kommen wir jetzt auf das Product selbst zurück. Armand, Herzog von Richelieu, der Liebling und Abgott aller pariser Damen, besteht anstatt eines Andern ein vielverheißendes Liebesabenteuer. Ein zum Fenster herabgeworfenes Taschentuch, das dem Herzoge vor die Füße fällt, ist der Schlüssel, der ihm die Thür öffnet und ihn in das Boudoir einer schönen Dame führt, die nicht wenig über das Erscheinen eines Fremden verwundert ist. Mit der galanten Leichtfertigkeit der damaligen Zeit verständigen sich beide Theile und Richelieu ist nicht mehr fern vom Siege, da tritt der Rechte ein, in welchem der Herzog den Minister Dubois erkennt. Damit noch nicht zufrieden, muß noch ein Dritter und Vierter, die aber wieder andere Damen suchen, dazu kommen, um die Intrigue von vorn herein recht verwickelt zu machen, zugleich aber auch in dieser Verflechtung und Kreuzung mannichfacher Interessen die Fäden zu dem politischen Fangnetz anzuknüpfen, das über Richelieu's Kopf geworfen wird. Daß der Herzog dem Minister ins Gehege gerathen ist, vergibt ihm dieser nie mehr, wie denn beide schlaue Männer nicht im besten Vernehmen miteinander stehen. Der stets verliebte, stets glückliche und jederzeit ritterliche Richelieu, bei allen Damen gern gesehen und keine abweisend, fühlt doch zur Tochter des Regenten, der Prinzessin Charlotte,

eine mehr als gewöhnliche Neigung, die von dieser unverhohlen erwidert wird. Dubois kommt dahinter, der Regent erhält Nachricht davon und fürchtet nach vorausgegangener Prüfung den Unternehmungsgeist Richelieu's, der auch in der That nicht säumt, sich mit Charlotte zu verständigen. Ein Maskenball, hier nothwendig, was sonst nicht immer der Fall ist, wird nun zu einer Doppelintrigue benutzt, indem beide Parteien auf Sieg hoffen. Richelieu wird überlistet und mitten in der Lustpartie gefangen genommen und nach der Bastille abgeführt. Während nun Richelieu in der Bastille lebt, wird die sich weigernde Prinzessin Charlotte gezwungen oder überredet, dem Herzoge von Guastalla die Hand zu reichen. Noch ehe dies aber geschieht, wird die Verschwörung Cellamare's gegen den Regenten entdeckt, der Gouverneur der Bastille erhält auf geheimnißvolle Weise Nachricht davon und fodert, befreundet, wie er mit Richelieu ist und dessen Ehrenworte unbedingt vertrauend, diesen auf, ihn zu begleiten. Beide verlassen die Bastille und retten dadurch dem Regenten das Leben. Charlotte reicht dem Herzoge von Guastalla unter der Bedingung, daß man Richelieu begnadige, die Hand. Richelieu wird freigelassen, besucht Charlotte und nimmt von ihr Abschied, um zur Armee zu gehen. Dies die Hauptstützpunkte der Handlung, die von vielfachen, fein angelegten Nebenhandlungen gekreuzt, ein wahres Mosaik bunter Begebenheiten und Abenteuer bildet, die jedoch unter sich ganz eng zusammenhängen und nicht blos willkürlich in- und aneinander geschoben sind. Ohne von dem meist gut getroffenen Tone der Sprache des Weitern hier zu reden, bemerken wir nur, daß der Verf. an einzelnen Stellen die Feinheit, die er sehr gewissenhaft vorschreibt, noch mehr in die Worte hätte legen sollen, als er es thut. Meistentheils harmonirt der dem Darsteller gegebene Wink mit dem Inhalt seiner Rede, mehrmals aber erscheint diese der gegebenen Vorschrift gegenüber plump, wenigstens nicht gehalten und getragen genug. Die consequente Durchführung der Charaktere ist trefflich, selbst die eingeführten Bürger sind keine deutschen Pfahlbürger, man wittert die französische Luft in ihren Gesprächen. Eine sehr gute Figur, von draftischer Wirkung, ist der Friseur Maitre, der der Verzweiflung nahe ist, weil alle Damen von Paris aus Trauer über die Gefangennehmung Richelieu's den Schleier der Sprödigkeit tragen und dadurch seine Coiffure, die kurz zuvor eben in Mode gekommen, zu vernichten drohen. Bei so vielen Vorzügen ist es wol erlaubt, zu fragen, ob sich das Stück für die Darstellung eignet? Wir glauben, diese Frage bejahen zu dürfen, gesetzt auch, die Länge schiene hinderlich. Dies und jenes kann gekürzt werden, ohne dem Stück eine einzige Pulsader zu zerschneiden. Dennoch aber glauben wir nicht, daß man es aufführen wird. Die Bühnendirectoren trauen einem Deutschen nichts zu, und während sie vielleicht mit großem Vergnügen das Stück auf die Bretter brächten, trüge es den Talisman „Aus dem Französischen" an der Stirn, so verschließen sie ihm blos deshalb die Thür, weil dies geliebte Brandmal auf dem Titelblatte fehlt. Auch dies gehört mit zu der Narrheit, die kein Lustspiel bei uns aufkommen läßt.

36. Irrungen der Eifersucht. Lust- und Possenspiel in fünf Aufzügen. Von Friedrich Lyncker. Leipzig, Teubner. 1842. 16. 22½ Ngr.

Der Autor vertheidigt sich im Vorworte gegen die mögliche Beschuldigung, daß man sein Stück eine bloße Um- und weitere Ausarbeitung der „Badecur" von Jünger nennen möchte. Er hätte dies wol nicht nöthig gehabt, indeß verdient diese Ehrlichkeit, der man nicht oft begegnet, Anerkennung. Um so mehr thut es uns leid, daß wir von der Arbeit selbst nicht viel Rühmendes sagen können. Lyncker hat die unglückliche Manie auch vieler anderer Schriftsteller, daß er Effecte auf Effecte häuft und dadurch den Haupteffect schwächt, wo nicht ganz aufhebt. Ein Maler, der nicht Farben genug auf sein Gemälde bringen könnte, würde nur eine Kleckserei liefern. Der Dichter ist in demselben Falle, ja er bedarf vielleicht noch einer weit größern Behutsamkeit bei Mischung und Auftragung seiner Tinten, da bei ihm ein Überwaschen des Ganzen, wie beim Maler, nicht statthaft sein möchte. Lyncker hat dies versucht und damit ein sehr unerquickliches Product zu Stande gebracht. Überschlägt man die vielen Mittel, die dazu verwendet worden sind, und den reichhaltigen, wenn auch keineswegs neuen Stoff, dem sie gelten, so dauert Einen die viele Mühe, die sich der Autor gegeben hat. Und doch ist er so verblendet, daß er in dem Vorworte ausrufen kann, er glaube neue Charaktere geschaffen zu haben! Ein neuer Charakter, zumal ein dramatischer, will heutzutage viel sagen, und es gehört schon ein bedeutendes und vielerfahrenes Talent dazu, um einen solchen zu Stande zu bringen. In Deutschland ist es vollends doppelt und dreifach schwierig, da der dramatische Dichter nicht oft aus dem vollen Leben schaffen darf vermöge der quälerischen Censurverhältnisse. Wo sich in der Öffentlichkeit, sei diese nun eine politische oder sociale, neue Charaktere herumtreiben, da fällt bei jedem Schritt des beobachtenden Poeten ein Schlagbaum nieder, der ihn verhindert, das interessante Phänomen festzuhalten, oder, ist es ihm gestattet, so macht er, wie wir oben bereits angedeutet haben, aus sich und seiner Figur Narren. So weit versteigt sich nun Lyncker gerade nicht, weil er zu nüchtern ist und einigen Takt für das Praktische besitzt; er macht höchstens possenhafte Figuren aus seinen Personen. Seine Bedienten, seine Liebhaber sind schnakische Kerls, aber keine gesunden, derben Naturmenschen. Sie sehen aus, als wären sie aus einem Marionettentheater entsprungene Puppen, denen eine tolle Laune des Zufalls auf kurze Zeit Odem eingeblasen habe. Da der Verf. sein Product Lust- und Possenspiel nennt, wäre eine Figur dieses Caliber zulässig, mehre müssen ermüden und, wie gesagt, die Wirkung schwächen. Und was sind das für alberne Intriguen, wenn man Das, was hier verfitzt und verfasert wird, überhaupt so nennen kann. Sechs bis acht Personen unter diesen Kerls, die weder Ehre noch Muth besitzen, wahre zusammengeflickte Lumpenmenschen, verlieben sich untereinander, werden eifersüchtig aufeinander, und zwar immer auf die unrechten Personen, wodurch natürlich viele Irrungen entstehen, und nachdem sie sich gegenseitig fruchtlos, oft recht albern abgequält haben, wird dem fünften Acte zuliebe die Quengelei abbestellt und Jedem zu seinem Liebchen verholfen. Wir können darin unmöglich ein Verdienst erblicken. Es ist das kein Drama, kein Lustspiel, sondern blos eine willkürliche halb lustige, halb possenhafte Spielerei. Ebenso verfährt der Verf. mit der Sprache. Er denkt einen Charakter fix und fertig hingestellt zu haben, wenn er einen faden Menschen die Sprache possenhaft verdrehen und verrenken läßt. So ergeht sich z. B. Braun, eine Hauptperson, Narr, Liebhaber, Kammerdiener und relegirter Student, im Moment verliebter Extase in folgendem geistreichen Geschnatter: „Ich sagte, der Mond sei um die Erde gekrochen. Gekrochen! Das ist eine poetische Metapher oder bildliche Redensart. Das besagt, wie sehr ich nach dir geschmachtet, gewachtet und getrachtet habe. Ach! du meine schöne Wehnuß warst im Westen hinter den Horizont getreten — ach! — das war wieder eine poetische Metapher. Wehnuß ist ein Stern, der alle Trübsal in sich schließt — gleichsam als wie wenn man eine Nuß aufknackt und einem der Zahn recht weh dabei thut. Darum hat man diesen Stern Wehnuß genannt — Ach! — Wie hat mein Herzenshammer nach dir geschmiedet — geklopft wäre zu gemein gesagt; denn klopfen hat die Nebenbedeutung von Jemanden abpauken — Ach! dir ist wol der Zahn der Zeit auch recht lang vorgekommen?" Wir fragen, ob dies Kauderwälsch, das häufig, wennschon in etwas veränderter Färbung, wiederholt wird, mehr lächerlich oder mehr langweilig ist? Hr. Lyncker bemühe sich vorerst, seinen Dramen mehr Ruhe, mehr Einfachheit zu geben, dann darf er mit der Zeit vielleicht Gutes leisten und auch Beachtung finden. Mag das Publicum Lustspiele, wie das genannte, weder lesen, noch von der Bühne herab sehen, so-

ist es im vollsten Rechte. Ein Charivari versteht kein Mensch, es beleidigt nur das Ohr, und das poetische Ohr muß seiner Natur nach ein feines sein. Dürfen wir uns noch wundern, wenn bei so auffallender Ungeschicktheit selbst begabter Dramendichter — und Lyncker ist durchaus nicht ohne Talent — unsere Bühnendirectoren immer und immer wieder nach ausländischen Producten greifen? Mögen sie immerhin frivol, indecent, ja reizende Lehrmeister der Demoralisation sein, mit geistiger Feinheit sind sie doch gewürzt und ein Takt für das nicht moralisch, sondern conversationnell und social Schickliche leuchtet aus ihnen heraus, der uns Achtung abgewinnt, mag unser unverdorbeneres Gefühl die verpfefferten Zustände, welche sie mit beispielloser Leichtfertigkeit zur Sprache bringen, immerhin verwünschen und verdammen.

37. Der Pappenheimer Kürassier. Scenen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Friedrich de la Motte Fouqué. Nordhausen, Schmidt. 1842. 16. 7½ Ngr.

Der alte romantische Kämpe Fouqué wird noch zuweilen von einer poetischen Berserkerwuth ergriffen. Dann rüttelt und schüttelt er seine reckenhaften Glieder und spricht in Prosa und Versen zu der nüchternen Gegenwart. Es ist wahr, seine Worte klingen wunderbar, etwa wie geheimnißvolle Märchen einer alten, längst vergangenen Zeit, sie besitzen aber dabei auch jene Zauberkraft, die dem Märchen eigen ist, sie fesseln, sie bannen, sie berauschen, selbst dann noch, wenn wir im unwillkürlichen Rausche, der uns beschleicht, ungläubig lächeln. So möchte es auch den meisten Lesern, die das Product rein auf sich wirken lassen, mit diesem „Pappenheimer Kürassier" ergehen. Die Dichtung, denn eine solche ist dieser „Kürassier" unbestritten, ward, wie Fouqué in der Vorrede erzählt, schon vor langen Jahren geschaffen. Sie entstand auf eigenthümliche Weise. Die heiter sorglose Figur des lombardischen Kürassiers in „Wallenstein's Lager", der von sich selbst sagt:

Woher ich bin, ich hab's nicht können erfahren,
Sie stahlen mich schon in jungen Jahren,

machte einen so bleibenden Eindruck auf Ritter Fouqué, daß er nicht früher Ruhe fand, als bis er sich in einer dichterischen Schöpfung, die sich zum Theil an die Katastrophe von Max Piccolomini anlehnt, das Geheimniß seines Ursprungs willkürlich erklärt hatte. „In einer unaussprechlich schmerzenreichen und bedrückten Zeit", sagt er, „meiner Erdenwallfahrt bescheerte mir endlich die Muse, als eine mitleidig laut werdende Pythia, die Antwort auf meine Decennien lang im Innern gehegte Frage." Obwol nur eine Reihe von Scenen, die mit den Kriegsereignissen oft Land und Volk wechseln, runden sie sich doch zu einem Ganzen, ohne daß man dies als Drama ansprechen darf. Fouqué nimmt an, daß jener nachmalige „Pappenheimer Kürassier" der Sohn des Herzogs von Nora im Königreich Neapel sei. Daher versetzt uns die erste Scene unter italischen Himmel an den Fluß Garigliano. Wärterinnen wiegen ein reichgeschmücktes Kind und lassen dabei einen Gesang leis ertönen:

Schlumm're, blühndes Fürstenkind,
Schlumm're, träum' von künft'gen Siegen,
Voll ist Welt von wirren Kriegen;
Schönheit doch und Muth gewinnt.
Schlumm're lind!
Schlumm're, blühndes Fürstenkind.

Zigeuner erblicken den Knaben und beschließen ihn zu stehlen, was sie dadurch bewirken, daß sie durch List die Wärterinnen entfernen, indem sie ihnen Schmucksachen zeigen zu wollen vorgeben. Der Herzog Enandro ist über den Verlust seines Sohnes so betrübt, daß er auf seiner Burg keine Ruhe mehr findet. Er geht auf Reisen und sucht, fast immer dem Wahnsinn nahe, den Verlornen. Unterdeß befindet sich Trovato, wie der junge Enander heißt, bei den Zigeunern erträglich wohl. Er zeigt sich muthig im Kampf mit wilden Bestien und wird deshalb als ein von höhern Mächten Beschirmter von den Zigeunern hoch geehrt. Die Altmutter befiehlt sogar, den „Königsreigen" um ihn zu tanzen, was unter wildem, charakterischem, echtem Zigeunergesange geschieht:

Hui, hui, ho!
Eulen und Raben sind mit uns froh,
Wenn in der Nacht, in der blutigen Nacht
Bald nun der rothe Karfunkel erwacht,
Aus dem Wetter-Dunkel
Der Königs-Karfunkel!
Hui, hui, ho!
Du kleiner Zigeunerkönig, sei froh!

Hui, hui, ho!
Manch zitterndes Menschenkind sagt: Pfui!
Wenn so die Lust, die uralte Lust
Losbricht aus kühner, ägyptischer Brust,
Aus Mysterien-Dunkel
Dämonen-Gefunkel!
Hui, hui, hui!
Hui! Zitterndes Menschenkind, über dich pfui!

Hui, ho, hui!
Zigeunerkönig, die Welt mach' frei,
Du kleiner Monarch, mit großmächtiger That,
Erkoren durch feiernder Sterne Rath,
Aus Höhlen-Dunkel
Durch Blitzes-Gefunkel!
Hui, ho, hui!
Zigeunerkönig, dein Volk mach' frei!

Die Zigeuner kommen auf ihren Wanderzügen mit Trovato in die Ardennen. Ein hübsches Mädchen, das Einige von der Bande verlockt haben, findet in dem tapfern Jünglinge ihren Retter. Während sie Trovato nach ihrem Meierhofe zurückgeleitet, vernimmt er aus der Ferne den vielstimmigen Gesang:

Da tritt kein Andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Die Zigeuner erkennen in ihm die Wallonen und fliehen, indem sie Trovato zurufen, er solle sich ihnen anschließen. Dieser aber, von den kriegerischen Klängen ergriffen, wendet sich von ihnen und ruft den Kriegern zu, sie möchten ihn als ihren Kameraden aufnehmen. Gleich beim Eintritt ins Lager macht er sich als kühner Held kenntlich durch das Bändigen eines Rosses, das noch keinen Reiter geduldet. Mit dem Rufe:

Mein junges Leben, ich setz' es ein.
Herr Gott, laß das Spiel mir gewonnen sein!

tritt Trovato seine kriegerische Laufbahn an, jetzt unter dem Namen Enander, den er durch ein Wortspiel erhält. Bald hat er Gelegenheit, seinen Muth zu erproben. Das Schloß des Rheingrafen geht in Flammen auf, ein Mädchen ist dem Tode nah. Enander rettet sie. Es ist Adelheid, die Tochter des Rheingrafen. Es kann nicht ausbleiben, daß beide sich in ihren Neigungen begegnen, was dem Dichter Gelegenheit zu Einflechtung einer zarten, schönen Scene gibt. Adelheid hält ihren Retter, wie die Liebe so gern thut, für einen Engel:

Adelheid.
— — Seid Ihr zum Schutz der Frommen,
Gleich andern Engeln sieghaft ausgesandt
Vom Himmelsthron? Wie, oder Engel werden
Sollt Ihr erst dort?

Enander.
Noch athm' ich hier auf Erden.

Adelheid.
Ja, neu belebt sich Welt zu Ritterliedern.

Enander.
Wie meint Ihr das?

Adelheid.
Ein Ritter voller Huld,
Der Dame Hort —

Enander.
Aus dessen Augenlidern
Ein süß Bekenntniß strahlt von sel'ger Schuld.
Adelheid.
Auch Schuld wär' selig?
Enander.
Ja, wenn süß Erwiedern
Den Mißlaut tilgt mit himmlischer Geduld.
Adelheid.
Folgt noch ein Kriegerherz in wilder Zeit
Den Frau'n, die's stimmen soll'n zur Seligkeit?
Enander.
Probt's an dem meinen. Stimmt!
Adelheid.
Zeigt mir den Hammer,
Der Kriegerherzens Harfensaiten dreht.
Euch rührt ja immer ganzer Länder Jammer!
Enander.
Oft thut's Ein Seufzer, zarter Brust entweht!
Ein Wort, entlispelt holder Herzenskammer,
Ein Sonnenblick, der tief ins Leben geht,
Aus Nachtgraun wundersames Licht entfaltend,
Aus Sündern sel'ge Heil'ge fromm gestaltend,
O, möchtest du an mir solch Werk vollbringen!

Enander zieht wieder in den Krieg. Auf dem Schlachtfelde bei Lützen, nachdem Pappenheim gefallen ist, erwählen die Kürassiere Max Piccolomini zu ihrem Feldobersten und Enander macht den Sprecher. Fortan ist und bleibt er an die Person Piccolomini's fest gebunden, Leid und Freud', Glück und Unglück treulich mit ihm theilend. Auch in Pilsen, als Wallenstein's Abfall vom Kaiser ruchbar wird und der Herzog dem jungen Piccolomini die Hand seiner Tochter versagt, als dieser selbst aus dem Palast nicht zurückkehrt, ist Enander unter den Abgeordneten der Kürassiere, die Wallenstein um seine Gesinnung befragen und, nachdem sie sich Gewißheit verschafft haben, zugleich mit Max die Stadt verlassen, um gegen den Feind zu stürmen. Der Angriff auf das Lager bei Neustadt, wobei Piccolomini seinen Tod findet, bringt auch dem tapfern Enander den Untergang. Der Herzog von Nora, welcher im Gefolge des Rheingrafen kämpfte, erkennt in dem Sterbenden (etwas sonderbar) seinen Sohn. Die Scene, voll tiefen, poetischen Gefühls, gehört wieder zu den vorzüglichsten Stellen und zeigt uns den wahren Dichter. Als Enander den Vater erkannt hat, dessen Verstand immer auf der Grenzscheide des Irrsinns steht, ruft er aus:

O, nicht laß jetzt den Wahnsinn dich umschatten! —
Ruf' alle Lieb' empor, all' tiefste Liebe,
Die je in deinem Innern hat geglüht,
Gestrahlt, geleuchtet, — die, die ruf' empor!
Und jeder schnöde Wahn muß von dir lassen,
Und du erblickst die Dinge, wie sie sind,
Ich meine, wie sie für den Himmel sind.
Herzog.
Das lautet schön, wie Feierglockenklang,
Als ich zur Kirche ging mit holder Braut.
Das lautet ernst — wie jene Todtenglocken,
Als ich begrub mein früh verblühtes Weib,
Das lautet lieblich, — wie das Festesläuten,
Als ich zur Taufe trug mein einzig Kind: —
Dich, mein Enander!
Enander.
Ja, so heiß ich wahrlich,
Bestät'gend haucht mich's an, ein süß Erinnern,
Bestät'gend mir's, klingt Ewigkeit herein.

Auf Befehl des Rheingrafen wird er auf freiem Feld, gleich den alten Helden, von den Kriegern begraben, der Herzog aber geht als Einsiedler in den tiefsten Elbforst. Während die Krieger das Grab zuschaufeln, stimmen sie einen halb kriegerischen, halb religiösen Gesang an, dem Originalität und Kraft nicht abgesprochen ist. Nur der erste Vers mag hier stehen:

Hast ausgekämpft! Ruh' aus,
Im Lager gut geborgen;
Dich weckt nicht mehr am Morgen
Trompetenruf zum Strauß.
Hast gut gekämpft! Ruh' aus!

Betrachten wir das Ganze, so kommt uns Vieles wunderlich vor; denn es starrt uns die ganze räthselhafte Romantik Fouqué's mit ihren träumerischen Augen daraus entgegen. Naiv-Kindliches, fast Kindisches, das uns nicht mehr anmuthet, das wir kaum begreifen können, mischt sich mit dem Ernstesten, tief Ergreifendsten. Manches streift an das Dämonische, sogar einen unheimlich vorübersäuselnden Gespensterhauch müssen wir uns gefallen lassen. Es wird Zauberei geübt, Mystik aller Art getrieben. Diejenige Gestalt, die Fouqué die ersehnte Gelegenheit gibt, allen seinen stockromantischen Gelüsten sich recht con amore überlassen zu können, ist der Herzog von Nora. Gleich dem ewigen Juden oder einem von den Rachefurien Gepeitschten rennt er von Land zu Land, immer halb wahnsinnig, immer träumerisch, immer phantastisch. Jeder Zoll an ihm ist Romantik. Er repräsentirt ihre Mängel und Vorzüge am vollkommensten. Dies stört aber nicht, daß er in seinen quälerischen Grübeleien auch oft tiefsinnige Gedanken ausspricht. So z. B. als er kurz vor dem Sturme Piccolomini's auf einem alten Grabhügel sitzt und sich seinen schwermüthigen Gedanken überläßt.

Der du da drinnen schläfst, wol seit den Tagen
Der alten, zorn'gen Czechenkriege her,
Ich möchte mit dir tauschen, —
— wenn du schläfst!
Wer aber mag das wissen? Gehst vielleicht
Nicht minder irr' um durch die Welt als ich;
Wenn auch als Geist, dennoch nicht minder irr'.
Vielleicht auch bin ich selbst dein irrer Geist,
Der's nur vergessen hat, daß eh'dem du,
Mein blut'ger Leib, da unten ward'st versenkt.
Beinah nun haucht's mich wie Erinnrung an,
Gar schauerlich, gar seltsamlich.

Wir haben mit Fleiß auf den fast vergessenen Dichter der „Undine", der sich in den Armen der Mystik zum Schlummer niedergelegt hat, aufmerksam gemacht. Der Mann ist trotzdem nicht so unrecht, wie man gemeinhin glaubt. Man lese seinen „Kürassier" ohne vorgefaßte Meinung, und man wird sich beschämt gestehen müssen, daß in diesem ritterlichen Romantiker mehr wahre Poesie steckt als in manchem unserer vielausposaunten Lyriker, die auf und neben den Zinnen der Partei stehen. Das wunderliche romantische Unkraut, das über dem krystallenen Borne der Poesie wuchert, muß man willig mit in den Kauf nehmen. Zuletzt hat es noch das Gute, daß es den Werth des darunter verborgenen Kerns noch erhöht, daß es ihn als wilde Arabeske phantastisch, doch nicht unschön, verziert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Die „Histoire universelle de l'église catholique par l'abbé *Rohrbacher*", einem Elsasser, wie schon der Name verräth, von der zweite und dritte Band jetzt erscheint, wird von den katholischen Journalen mit großem Beifall begrüßt. Wir können dieser Arbeit eben keinen besondern Geschmack abgewinnen. Der Verf. erstreckt sich mit großer Ausführlichkeit über die Staatengeschichte des Alterthums, stutzt aber dieselbe so nach seiner katholischen Ansicht zu, daß man die bekanntesten Ereignisse in dieser Darstellung kaum wiedererkennt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 338. — 4. December 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 337.)

38. Gesprengte Fesseln. Lustspiel in fünf Acten, nach dem Französischen des E. Scribe von Ludwig Eichler. Berlin, Klemann. 1842. 8. 7½ Ngr.

Alle Verehrer der französischen Literatur, vorzugsweise der dramatischen, werden, mit diesem neuen Lustspiel von Scribe in der Hand, sowol über die deutsche wie über jede andere den Sieg davontragen. Nein, das macht kein Deutscher, kein Engländer, kein Spanier, kein Italiener dem geistgewandten Franzosen nach! Die Kunst, Intriguen zu erfinden, sie zu schürzen, sie ineinander zu flechten und wieder gegeneinander in Thätigkeit zu setzen, kann unmöglich noch weiter getrieben werden. Es ist ein Triumph, nicht der Poesie, auch nicht bewältigender geistiger Tiefe, sondern des ausgebildetsten, routinirtesten Geistes, der uns Bewunderung abnöthigt. Wir lassen dem Franzosen unbestritten seinen ans Fabelhafte grenzenden Reichthum im Ersinnen neuer Situationen, denen man keineswegs den Vorwurf der Unmöglichkeit machen kann, wir erkennen ihn willig für den geistreichsten, feinsten, verschlagensten Lustspieldichter der neuern Zeit und behaupten bei alledem doch, daß er dem Drama mehr schaden als nützen wird. Scribe gibt Kunstspuke, keine Kunstwerke. Wir fühlen nicht den Dichter mit der Flamme des heiligen Feuers uns erwärmen, wir sehen höchstens einen Taschenspieler vor uns, der die Poesie oder etwas davon durch seine staunenerregenden Escamotagen zur dienenden Magd erniedrigt. Er erschüttert nicht, er ergreift nicht, er beruhigt nicht. Scribe spannt die Nerven mit seinen geistigen Folterwerkzeugen so furchtbar an, daß sie am Ende des Spiels wie zerspringende Saiten zusammenfahren, wobei denn nichts als eine Ermattung herauskommt, die höchstens in ihrer Betäubung bewundernd girrt, oder ganz verdutzt den Kopf schüttelt. Und sind wir nur erst so weit, daß wir mit dem Bedürfniß ins Theater gehen, auf eine Weise angegriffen werden zu müssen, die etwa der Spannung eines zum Tode Verurtheilten ähnelt, dann können wir in Gottes Namen der Kunst die Hand zum Abschiede reichen. Daß es fast schon dahin gekommen ist, können wir alle Tage sehen. Alle Welt, nicht blos die Masse, der nach Pikantem gierige Pöbel (dieser zeigt sogar meistentheils noch ein richtiges Gefühl für das Gute) will blos den Skandal, oder die baare, flache Dummheit, die aber so verrückt aufgeputzt sein muß, daß sie darüber in Lachen ausbrechen kann. Selbst im ernsten Drama huldigt man unverhohlen diesem ganz schlechten, durch und durch verdorbenen Geschmack, der in der psychischen Quälerei, in der Folterkunst der poetischen Willkür das Dramatische, das Tragische erblickt, wie neuerdings die Vergötterung von Halm's „Sohn der Wildniß" allerorten gethan hat. Dies sind, behaupten wir, die nothwendigen Folgen der Scribe'schen Dramen. Unser Publicum ist schon so weit heruntergebracht, daß es nur noch der heftigste Kitzel aufrütteln kann, noch ein Schritt, und es wird dies blos dem entschiedensten Schmerze möglich werden. Mit einfachen Mitteln ist bei einer so vollkommenen Geschmacksverirrung durchaus nichts auszurichten. Bisher hat man sich freilich noch mit Menschen beholfen, bald wird man Vierfüßler auf die Bühne bringen müssen. Ohne die Mithülfe von Franconi's Reiterkünsten oder ähnlichem Spectakel ist ein noch lange Zeit andauerndes Amusement kaum denkbar. Wäre Scribe nicht gar so erfinderisch, so hätte dieser Zeitpunkt schon längst eintreten müssen, aber Scribe hat viele und glänzende Hülfsquellen. Wie er sich nicht mit einfachen Situationen, mit einer oder zwei Intriguen begnügt, so macht er sich auch wenig aus einfachen Menschen. Er braucht Roués oder blasirte Vornehmheit, recht platte Dummheit, oder eine Demoralisation, die durch ihre ans Unglaubliche grenzende Frechheit imponirt. Warum soll das der pfiffigste Speculant unter den Dramatikern nicht thun? Es lockt, es spannt, es überrascht, es gefällt, enfin es bringt Geld und — so oder so — doch eine Art Ruhm, wenn's auch nicht gerade Primaforte ist. Und wir Deutschen, die wir entweder nur die kolossale Narrheit kolossal narrenhaft im Lustspiel verarbeiten, oder philisterhaft platt, oder bäuerisch tölpisch, oder handwerksburschenmäßig grob zu sein wissen, wenn wir dem Komischen huldigen, wir haben natürlich nichts Eiligeres zu thun, als uns von Hrn. Scribe und Comp. in Paris ein Maß borgen und nach diesem Maße, so gut es gehen will, Lustspiele zu schreiben, wie er und seine Gehülfen sie aushecken, wie sie Paris, wie sie die Zeit, wie sie die Welt begehrt. Man preise nun dieses Genre, wie man will, man nenne seinen vorzüglichsten Erfinder und Anbauer einen Meister, ein Genie erster Größe, so steht doch fest, daß uns dieses Genie mit einer Flut moralischer Schlechtigkeit überschüttet, die jedes bessere Gefühl empören muß. Wir gestehen ganz offen, daß uns sowol bei Lecture wie bei Anschauung dieses neuen Lustspiels ein Ekel beschlichen hat, der die Bewunderung, die wir dem eminenten Geiste schuldig sind, völlig paralysirte. Es gehört eine sonderbare Ansicht vom Familienleben dazu, wenn eine Nation Gefallen an Geschichten finden kann, wie die ist, welche den Kern dieses Stücks bildet. Eine solche Entweihung der Ehe, eine solche Profanation des Edelmuthes, eine so schamlose Verhöhnung männlichen Vertrauens ist uns noch nirgend begegnet. Und dürfen wir am Ende auch annehmen, daß, wie Scribe selbst von den Franzosen sagt, „ihre Sitten reiner als ihre Bücher sind", so wirft dies vollends ein schlechtes Licht auf Volk und Land. Ein gesunder, kräftiger, edler Geist verachtet das Schmuzige, hier aber liegt es ja offen am Tage, daß der Franzose des moralischen Schmuzes zu seinem Amusement bedarf.

Man fasse doch nur den Inhalt dieser „Fesseln" näher ins Auge. Ein talentvoller Componist, Emmerich, der durch die Protection und Vermittelung der jungen, schönen Gattin

des Grafen und Contreadmirals St.-Géran schnell zu Ruf und Ehre gelangt ist, hat seine schöne Cousine Aline, die Tochter des Kaufmanns Clérambeau, kennen gelernt und sich ernsthaft in sie verliebt. Clérambeau, als echte Kaufmannsseele den Künstlern nicht hold, will von der Heirath nichts wissen, wenn nicht zuvor den jungen Mann wenigstens ein Titel ziert. In einer noch fatalern Lage befindet sich Emmerich selbst, indem ihn die Protection Luisens zu dieser in ein unerlaubtes Verhältniß gebracht hat, das von Seiten der Gräfin mit Leidenschaft gehegt und gepflegt wird. Der junge Sachwalter Ballandard, Emmerich's Freund, ist die Mittelsperson, welche die Briefe der Gräfin unter seiner Adresse für Emmerich annimmt. Eben bekommt Emmerich wieder ein solches Schreiben mit einer Einladung in die Oper, wozu er eine Loge im Proscenium besorgt hat. Während beide Freunde über das Verhältniß sprechen, treten Clérambeau und Aline ein. Es wird über die neue Oper Emmerich's gesprochen, die bald zur Aufführung kommen soll, Aline nimmt ein Heft vom Tisch, wobei ein Papier herausfällt. Clérambeau hebt es auf und liest. Es ist die Einladung der Gräfin an Emmerich, die deutlich genug ihr Verhältniß zu dem jungen Manne verräth. Aline wird darüber bestürzt und Emmerich weiß sich in der Bedrängniß nur dadurch zu helfen, daß er behauptet, der Brief sei an Ballandard gerichtet, was durch das noch vorhandene Couvert leicht als gewiß darzuthun ist. Clérambeau ist sehr verwundert über diese Immoralität, somit ist die Intrigue eingeleitet, Ballandard gilt in Clérambeau's und dessen Tochter Augen für einen lockern Zeisig und wird von der Letztern bis zu Ende dafür gehalten. Jetzt aber tritt St.-Géran auf, der Pathe Alinens, der Wohlthäter Emmerich's, der sich durchaus vorgenommen hat, den jungen Künstler um jeden Preis glücklich zu machen. Er will ihn mit Aline verheirathen, wogegen Emmerich auch nichts einwendet; er weiß alle Hindernisse zu beseitigen, Clérambeau zu bestimmen und macht sich sogar anheischig, dem jungen Manne das Kreuz der Ehrenlegion zu verschaffen. Außerdem stellt aber Clérambeau noch eine andere Bedingung. Um nämlich sein Kind glücklich zu wissen, verlangt er, daß ihr künftiger Gatte vor seiner Verheirathung jede etwaige frühere Liaison abbrechen soll — denn daß ein junger Mann dergleichen habe, nimmt er für ebenso natürlich als vernünftig an. Hier nun stutzt Emmerich, Ballandard, Geschäftsführer des Admirals, bedeutet diesen, daß sein Freund eben in solcher Weise noch gebunden sei und sich schwer aus den zarten Fesseln werde befreien können. St.-Géran dringt darauf, dies schnell zu thun, und bietet seine Vermittelung an, also der betrogene, ehrwürdige Gatte dem Galan seiner Frau! Emmerich geht darauf ein und verfügt sich zu Luise. Ehe er aber in St.-Géran's Haus kommen kann, ist der Admiral selbst bei seiner Frau angelangt, um ihr zu eröffnen, daß er nach Martinique abreisen will. Er bittet Luise ihn zu begleiten, was diese ablehnt, weil sie das Meer zu fürchten vorgibt, St.-Géran glaubt andere Motive in ihrer Weigerung zu entdecken und gesteht ihr, daß er fürchtet, daß ihr Cousin, der Graf Langeac, ihr auffallend huldige; Luise gibt ihm die Versicherung, daß es keine Gefahr mit diesem Gecken habe, womit sich dann der Graf beruhigt. Dagegen verlangt er nun, daß Luise für Emmerich das Kreuz der Ehrenlegion erwirken soll. Luise sagt zu, indem Emmerich gemeldet wird. Seine Verwirrung ist groß, als er St.-Géran erblickt, sie muß aber noch größer bei der Frage werden, ob er das Verhältniß abgebrochen habe. Der schon Getäuschte wird jetzt doppelt und dreifach getäuscht und nimmt in seiner seemännischen Bravheit Alles für baare Münze. In dieser Weise, immer verwickelter, knäult sich die Intrigue von Scene zu Scene, von Act zu Act immer mehr zusammen. Die Verwirrungen werden fast unauflösbar, aber immer weiß Scribe noch einen Ausweg. So wird denn Emmerich fort und fort von dem Grafen protegirt, das Kreuz der Ehrenlegion ihm ermittelt und Ballandard muß Clérambeau gegenüber den Sündenbock für den Freund machen. Während Alles im besten Zuge ist, entdeckt St.-Géran, der seiner Frau doch nicht recht traut, einen Brief von Langeac, der eine vollständige Liebeserklärung enthält. Er geräth in Wuth und schickt sich an, den Verletzer seiner Ehre zu bestrafen. Ein Diener unterrichtet Emmerich und Luise von dem Zorne des Grafen. Die Andeutungen, welche er gibt, lassen die Schuldigen vermuthen, daß der Graf ihr Verhältniß entdeckt hat. Luise will sich seinem Zorn nicht aussetzen, sie verläßt ihre Wohnung und eilt zu Emmerich, um mit diesem zu entfliehen. Emmerich ist aber doch nobel genug, um zu dem Entschlusse zu kommen, vorher dem Beleidigten Genugthuung zu geben. Ballandard soll ihm secundiren. Weil aber Aline nichts davon erfahren soll und dies doch unmöglich ist, da sie mit Emmerich in demselben Hause wohnt, so muß abermals der Sachwalter für Emmerich in die Schranken treten. Hier treffen nun Aline und Luise zusammen. Luise weigert sich, Emmerich frei zu geben, und will, um die Hochzeit rückgängig zu machen, das Ehrenkreuz zurückbehalten. Aline, nicht das Geringste von dem Verhältnisse vermuthend, ist ganz Dankbarkeit gegen die Gräfin und überhäuft sie mit Schmeichelnamen. Indeß hat sich St.-Géran mit Langeac geschlagen und diesen gezeichnet. Abermals Verwirrung und Mißverständnisse. Er kommt zu Emmerich, während seine Frau noch bei diesem ist. Der Componist verbannt die Erschrockene schnell in ein anstoßendes Zimmer. Jetzt soll der Heirathscontract unterzeichnet werden, die Betheiligten kommen auf Emmerich's Zimmer zusammen, Luise, die vor Angst beinahe vergeht, öffnet die Cabinetthür und wird von Clérambeau, dem moralischen Herrn aus der Provinz, erblickt. Dieser schöpft Verdacht, fragt Emmerich, wer sich dort befindet, und wird, da der Componist leugnet, noch mistrauischer. Er besteht darauf, die Ausfertigung des Contracts zu verschieben, indem er St.-Géran seine Entdeckung mittheilt. Emmerich sucht auf alle mögliche Weise die beiden Herren zu beruhigen, endlich aber geht Clérambeau doch ins Cabinet, aber blaß kommt er zurück, laut betheuernd, daß er sich geirrt habe, und somit ist noch eine Intrigue angesponnen. Clérambeau entfernt nun die Übrigen und befreit zuletzt Luise aus ihrem Gefängniß, indem er Emmerich erklärt, daß aus der Heirath mit seiner Tochter nichts werden könne. Von allen diesen Fahrten merkt der Admiral, der ganz vertieft ist in den Gedanken, seinen jungen Freund glücklich zu machen, nicht das Geringste. Er, der Brave, Rechtliche, Unbescholtene, bleibt getäuscht und geprellt und bringt die Verlobung der beiden jungen Leute doch noch zu Stande, nachdem im Beisein aller Betheiligten Luise schriftlich erklärt hat, daß sie mit Emmerich in keinerlei Verhältniß mehr stehe. Diese Erklärung weiß sie Clérambeau geschickt in die Hand zu spielen, Ballandard muß abermals den Sündenbock und unfreiwilligen Zwischenträger gemacht haben, und die Ausfertigung des Heirathscontracts geht zu Aller Zufriedenheit vor sich, ohne daß St.-Géran und Aline von Emmerich's Verhältniß zu Luise auch nur eine Ahnung bekommen haben.

Kann man sich mit dem Inhalte dieses Lustspiels befreunden, so muß man den Charakteren alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie sind sammt und sonders trefflich gehalten, vor allen der des biedern Admirals. Bei dieser Figur ist Scribe etwas beinahe ans Unmögliche Streifende gelungen. Der Dupirte macht nämlich keinen lächerlichen Eindruck, sondern nöthigt sogar Jedermann Achtung ab. Er ist zu brav, zu rechtlich, als daß er lächerlich erscheinen könnte. Desto tiefer fühlen wir aber die freche Unmoralität der Gesellschaft, die hier die Fäden der Intrigue hält. Die raffinirte Feinheit, die den Verf. veranlassen konnte, den Betrogenen zum Helfershelfer bei dem nur ihm geltenden Betruge zu machen, den Zerstörer seines häuslichen Glücks mit Wohlthaten zu überhäufen, einen unschuldigen Gecken statt des Frevlers tödtlich zu verwunden u. s. w. Diese raffinirte Feinheit spricht aller Ästhetik Hohn. Das ganze Stück, als Theaterstück in seinem Genre ein Meisterwerk, ist die Häßlichkeit an sich, mit geistreichen Redensarten parfumirt. Es bleibt Scribe nichts mehr übrig, als entweder Rückkehr zur

Einfachheit oder ein Zuhülferufen der allermonströsesten Mittel. Was er für vortheilhafter und zweckmäßiger halten wird, werden wir früh genug erfahren.

39. Die Savoyardin. Drama in fünf Acten. Nach dem Französischen der Grace de Dieu von Lemoine, frei bearbeitet von Fr. E. Lincker, mit Musikbeilage, componirt vom Kammermusikus J. Freudenthal. Braunschweig, Meyer sen. 1842. 8. 20 Ngr.

Gegen Scribe's Stück ist dieses Drama unschuldig, nicht etwa weil es sittsamer darin zugeht, sondern, weil die Demoralisation nicht als Soloamusement gehandhabt, nicht als ergötzliches Ingrediens dem ernsten Leben beigemischt wird. Das Stück spielt unter Ludwig XV. und kann schon deshalb nur auf Sittenlosigkeit beruhen. Verführung, schamlose, gemeine Verführung ist die Hauptsache. Einer jungen Savoyardin, Marie, wird von einem Edelmanne nachgestellt, sie entgeht ihm glücklich, wofür denn die ganze Familie der Armen büßen muß. Andere Savoyardinnen sind weniger bedenklich. Sie geben sich hin, leben gut, nehmen aber gelegentlich auch Rache an ihren Verführern. Der Marquis von Sivry liebt Marie, nähert sich ihr aber in der Verkleidung eines Savoyarden und unter dem angenommenen Namen André. Daraus entstehen die schrecklichsten Verwickelungen, die beide Liebenden an den Rand des Grabes bringen. Die Familie des Marquis will den jungen Mann mit einem ebenbürtigen Mädchen verheirathen, sperrt Marie ein und läßt den Marquis nicht mehr zu ihr. Gezwungen muß Arthur oder André mit der ihm aufgedrungenen Braut zur Trauung gehen. Da erblickt ihn Marie, ein furchtbarer Angstschrei der Geliebten erschüttert den Marquis so sehr, daß er zusammensinkt und in ein heftiges Fieber verfällt. Die Verbindung kann nicht vollzogen werden und die Mutter des Unglücklichen läßt sich doch endlich erweichen. Marie, in dem Glauben, Arthur habe sie geflissentlich verlassen, kehrt zu ihren Ältern zurück, wird aber von ihrem Vater, der sie schuldig glaubt, verstoßen, bis sie der wiedergenesene Arthur-André aufsucht, ihre Unschuld betheuert und nach vorhergegangener Versöhnung mit dem Vater ihr jetzt ohne fernern Einspruch der Seinigen die Hand reicht. Das Drama ist, wenigstens in der Bearbeitung, etwas larmoyant geworden, eine, wie uns dünkt, überflüssige Zugabe zu dem ohnehin starkgewürzten Stoffe.

40. Atrappen. Charaden, Räthsel und Wortspiele zur leichten Darstellung in geselligen Kreisen durch kurze Scenen, Pantomimen und feststehende Bilder. Von 21,140,818. Berlin, Förstner. 1841. 8. 22½ Ngr.

Schon der Titel dieses Büchleins, dessen Vorrede die Geschichte der Entstehung desselben enthält, zeigt an, daß wir es hier nicht mit einer Production in strengerm Sinne zu thun haben. Es ist, wie der Verf. selbst bemerkt, kein Buch für die Kritik. Ein Scherz, erfunden, um einen Kreis heiterer Menschen angenehm zu unterhalten, hat mit dieser hartherzigen Dame nichts zu schaffen. Deshalb soll es auch uns nicht einfallen, die hier zusammengestellten Kleinigkeiten zu bekritteln, ihre Schwächen oder Haltlosigkeiten aufzudecken oder gar deren Nichtigkeit des Weitern darzuthun. Sie erfüllen jedenfalls ihren Zweck vollkommen. Manche sind recht gelungen zu nennen, wennschon nicht eben übermäßig geistreich. Liegt Jemanden die Pflicht ob, eine größere gemischte Gesellschaft zu unterhalten, so wird er in den „Atrappen" einen geeigneten Helfer in der Noth finden. Sie enthalten ganz hübsche Sachen; manche, ja die meisten sind nur zu weit ausgeführt, um von den Darstellern gleich im Ganzen aufgefaßt werden zu können. Indeß empfehlen wir das auch äußerlich gar freundlich aussehende Büchlein jedem maitre de plaisir.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Das Thal Andorra von E. Berthet. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr 7½ Ngr.

Ein romantisches Bild in greller Naturfärbung. Charaktere mit scharfen Zügen, sich immer in Gruppen reihende und Tableaux bildende Gestalten, edle Gesinnungen mit nationellen Vorurtheilen aller Art, dabei Leben, Thaten, Begebenheiten, auf natürliche Weise herbeigeführte und doch überraschende Entwickelungen; stete Anregung des Interesse, beständiges Wacherhalten der Theilnahme für Menschen und Ereignisse — solches bietet dieses wohlübersetzte Werk und ist in jeder Hinsicht empfehlenswerth. Die Geschichte fällt in das Jahr 1815. Gonthier, der flüchtige Republikaner, der zur Zeit der Revolution für den Königsmord gestimmt und nun die Rache der zurückkehrenden Bourbons fürchtet, sucht mit der Tochter Zuflucht in dem Thal Andorra, dessen Republik, wie er meint, seine republikanischen Gesinnungen theilt. Die Republik besteht aber durch die Gnade eines Königs, hat Königen viel zu danken und hängt mehr als irgend eine Monarchie an allen den Vorurtheilen des Ranges und Kastengeistes, die die Revolution abzuschaffen sich bemühte und auch geschwächt hat. Der alte würdige Syndicus steht wie ein Meilenzeiger in der Vergangenheit da, an dem Alten, Hergebrachten fest hangend. Sein Enkel Isidor hat über die Berge hinausgeblickt, hat Frankreich gesehen und sein Geist hat die Vorurtheile abgelegt, ohne die schlichten, edeln Sitten und Gesinnungen des Andorrathales zu verleugnen. Er nimmt Gonthier und dessen schöne Tochter, nebst Bernard, deren Bräutigam, unter seinen Schutz und führt sie ein in das Andorrathal, obgleich die zu dieser Einführung nöthigen Formalitäten fehlen. Aber er liebt die schöne Cornelia, Gonthier's Tochter; zu Hause hat er indeß eine Braut, die er nicht liebt und welche ihm, weil sie seines Ranges war, anverlobt ward. Er will das Bündniß brechen, doch des Großvaters Wille und die hergebrachten Sitten, endlich Cornelia's Bitten und Vorstellungen beugen seinen Sinn und er gibt das Jawort vor dem versammelten Rath. Cornelia hat bis zu diesem Augenblick ihr Interesse für den jungen Mann ihrer Dankbarkeit für seinen Schutz in den Gefahren der Gebirge zugeschrieben. In dem Augenblicke, wo er sich auf ihr Zureden der Andern verlobt, fühlt sie aber, daß sie ihn liebt, und bittet den Vater, im Stillen mit ihr zu fliehen und den Hochzeittag zu vermeiden. Isidor läßt, als er das erfährt, die Hochzeit nebst den Gästen zurück und eilt ihr nach. Er vernimmt das vertraute Gespräch Cornelia's mit ihrem Vater und hört, daß sie ihn liebt. Aber Vater und Tochter weisen ihn zurück zu seiner Pflicht. Er kommt indeß zu spät. Der Großvater hat dem fehlenden Bräutigam am Altar geflucht und ist gestorben; die Mutter der Braut hat den wüthenden Schleichhändler gedungen, um die verlassene Tochter zu rächen. Isidor stürzt, getroffen von dessen sicherer Kugel, nachdem er den Fluch und den Tod des Großvaters erfahren. Sterbend läßt er sich mit der ungeliebten Braut trauen. Sie und Cornelia knien an seinem Sterbebette, Cornelia heirathet den Bräutigam, vergißt jedoch Isidor nie. Schleichhändler, Zigeuner, die Bewohner des Thales Andorra, reihen sich in charakteristischen Nebengruppen um die Hauptgruppe her und verleihen derselben einen eigenthümlichen Reiz.

2. Emerenzia, ein Roman aus dem modernen Leben, von Ancelot, aus dem Französischen von O. v. Birkeneck. Zwei Theile. Leipzig, Beyer. 1842. 8. 2 Thlr.

Jene bunt schillernde Schlangenhaut der pariser Welt spielt in ihren mannichfaltigen Schattirungen, je nach den verschiedenen Beleuchtungen vor des Lesers Augen. Das herrschende Streben nach Ruhm, Reichthum, Rang und Einfluß, jenes Monopol des Egoismus, zeigt sich in den verschiedenen Graden und nach den verschiedenen Charakteren und Verhältnissen, und die in ihrem Streben und Erwarten Getäuschten zeigen ihre Unzufriedenheit auf verschiedene Weise. Frau von Savigny, die

das Sehnen und Weh ihres Herzens in dem Strudel der Vergnügungen erstickt und sich mit unzähligen Interessen und Intriguen beschäftigt, um nicht mit sich selbst allein zu sein; Graf Rudolf, der Zerstreuung und Ironie zwischen sich und seinen Kummer zu stellen strebt; Frau von Valincourt, die durch die Berechnungen der großen Welt an einen ungeliebten Gatten geschmiedet und von dem Geliebten getrennt wurde; Antonin, der im edeln Streben, dem Vaterlande zu dienen, ihm nützlich zu sein und sich auszuzeichnen, sich so bald und schmerzlich getäuscht sieht, und Emerenzia, die dem Geliebten sich entrissen fühlt, durch das Verhängniß des pariser Lebens und tausend Interessen des Ehrgeizes, der Liebe und der Eitelkeit zwischen ihr und dem Herzen, das ihr einst so ganz gehörte, eingeschoben sieht. Frau von Savigny hat die heiße Jugendliebe, deren Folge Emerenzia's Geburt war, verschmerzt; sie hat die Tochter vergessen und den Verführer gehaßt; sie hat unzählige Verhältnisse wieder angeknüpft und gebrochen. Die Baronin Valincourt hat auch die zerrissene Jugendliebe überstanden, sie hat 20 Jahre in Unglück und Entbehrung gelebt, sieht sich durch den Egoismus ihres Gemahls, der nur für den Namen gearbeitet hat, im Alter arm, ist verblüht vor der Zeit; aber sie erblüht von neuem, als der Jugendfreund sich ihr wieder naht und sie um ihre Hand bittet. Graf Rudolf hat viele Täuschungen überlebt und blickt aus der Vogelperspective mit ironischem Lächeln darauf hernieder, Antonin kehrt aber zur einstigen Geliebten zurück und entsagt seinem ehrgeizigen Streben. Aber die sanfte Emerenzia siecht dahin an dem stillen Kummer um ihn und stirbt in der Freude über seine Rückkehr. Folgendermaßen äußert Antonin sich über Paris: „Was können die ohnmächtigen Anstrengungen des Einzelnen in diesem Chaos von Begriffen und Gedanken ausrichten, die sich alle geltend machen wollen, in diesem Geschrei von Stimmen, deren jede sich Gehorsam verschaffen will, deren Verwirrung mit jedem Tage zunimmt und selbst durch Die, welche zur Hülfe herbeieilen, noch mehr gesteigert wird. Noch fehlt unserer Zeit ein gemeinschaftliches Interesse, eine allgemeine Hoffnung, das Streben nach ein nnd demselben Ziele, und dieser Mangel flößt dem Geiste Unruhe ein und macht das Herz muthlos. Denn jeder folgt auf seinen Wegen dem Zufalle; nur für sich selbst besorgt, reicht er Niemanden die helfende Hand, und dies Verlassensein macht sich in jedem Augenblicke in dieser Menge sichtbar, wo jedes nur an sich denkt. Als die Alten anfingen ihre Götter in Zweifel zu ziehen, hörten sie wenigstens nicht auf, sich ihrem Vaterlande zu weihen, und dieser Cultus ihrer Seele, der sie aneinander kettete, lebte so lange als ihr Land. Denn das Herz bedarf eines Gefühls und die Gesellschaft eines Zwecks, um bestehen zu können. Aber was soll man machen, wenn man sich nicht mehr verständigen kann, wenn man die Vergangenheit ableugnet, die Gegenwart verwünscht und nur auf die Zukunft seine Hoffnungen gründet."

3. Der Magister und das Zigeunermädchen, aus dem Dänischen des Sophus. Hamburg, Schuberth und Comp. 1842. 16. 1 Thlr.

4. Drei Novellen von zwei Freunden, von Sophus. Hamburg, Schuberth und Comp. 1842. 16. 1 Thlr.

Anmuthig und leicht erzählt sind diese vorliegenden Werke; sie erheben sich nicht über das gewöhnliche Leben, tragen hier und da einen Anstrich von Humor, geben dem Alltäglichen eine anmuthige Hülle, dem Romantischen eine alltägliche Form. Ohne tiefe Lebenswahrheiten zu erschließen, bieten sie doch nichts Unwahres; ohne die Schachte der Menschenbrust zu ergründen, lassen sie dem Gefühl auf der Oberfläche Gerechtigkeit widerfahren. „Der Magister und das Zigeunermädchen" nimmt einen ganzen Theil ein, und ist voll Lebens- und Gefühlswärme. Die „Drei Novellen von zwei Freunden" sind auch hübsch, besonders durch die dritte: „Der Hauslehrer oder der Epilog", die dem Ganzen einen gemüthlichen Stempel aufdrückt.

8.

Literarische Notizen.

Die englischen Kritiker sind einstimmigen Lobes voll über „Russia and the Russians", von J. G. Kohl, wovon der erste Band: „Petersburgh", in einer gelungenen Übersetzung unlängst in London erschienen ist. Sie erklären das Buch für das beste und unterhaltendste Werk, dessen Verf. sich je die Aufgabe gestellt, Rußland und die Russen zu portraitiren. Je weniger freigebig gegen ausländische Reisebeschreiber die englische Presse mit solchem Lobe und je gesegneter die englische Literatur mit Werken über Rußland ist, desto schmeichelhafter, zumal weil vollkommen verdient, jener Ausspruch für unsern geistreichen und reisegewandten Landsmann. Selbst daß er als Deutscher hier und da unter Bezugnahme auf deutsche Sitten und Gebräuche geschrieben hat und das mit englischen Sitten und Gebräuchen nicht stimmt, thut dem Lobe keinen Eintrag. Die Kritiker versichern, Kohl's Ansichten seien so klar und correct, daß jeder gebildete Mensch sie für wahr erkennen müsse. Und für Ungebildete, meinen sie, sei sein Buch zu gut. Sie rühmen im Allgemeinen das Graphische seiner Schilderungen und nennen seine Bilder dem Leben abgelauscht. Doch sind sie ohne Ausnahme einverstanden, daß der Hauptreiz seiner Darstellung in den eingestreuten Reflexionen liege; „it is in the reflections", sagt einer, „with which his descriptions are intermingled, that the chief charm of his writing lies."

Wer englische Novellen liest, lediglich zu seinem Amusement, und deshalb Walter-Scott zu massiv großartig, Bulwer zu sentimental und James zu historisch findet, dem empfehle ich „The Herberts", von dem Verf. des „Elphinstone" (3 Bde., London 1842). Da ist nichts massiv Großartiges, nichts Sentimentales und nichts Historisches, aber auch kein leeres Gewäsch, kein fashionabler Schaum, kein französischer Schmuz. Es ist die Geschichte einer Familie, deren Oberhaupt in Folge unkluger Wirthschaft bei seinem Tode seiner Frau und seinen zwei Kindern zwar einen alten geachteten Namen, aber zu dessen Behauptung nur ein jährliches Einkommen von 50 Pf. St. hinterläßt. Wie der Sohn und die Tochter sich forthelfen, er als Schriftsteller, Ladengehülfe und Advocatenschreiber, sie als Gouvernante, bis Beide durch unermüdeten Fleiß und ein Zusammentreffen glücklicher Umstände eine ehrenvolle Unabhängigkeit erringen — das ist der Hauptinhalt der Erzählung. Nebenbei liefert das Buch eine Art Sittengemälde des londoner Lebens im Mittelstande.

7.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen
und ihrer Zeit
von
Friedrich von Raumer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.
Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinpapier, 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpapier, 24 Thlr.
Die Kupfer und Karten der ersten Auflage 8 Thlr.

Sollte Jemand sich dieses ausgezeichnete Werk nach und nach anschaffen wollen, so sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, es in beliebigen Zwischenräumen lieferungs- oder bandweise abzugeben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 339. — 5. December 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 338.)

41. Spanische Dramen, übersetzt von E. A. Dohrn. Erster Theil. Berlin, Nicolai. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Spanien ist das Land der echten alten, romantischen Ritterlichkeit, die es auf die glänzendste Weise auch in seinen zahlreichen Poesien verewigt hat. Keine andere Nation beurkundet in ihrer Literatur so hohen Stolz und Edelmuth, keine besitzt so eine Grazie neben so gefesteten Formen, so viel wahre, süße Demuth neben so hohem Selbstbewußtsein. Bei keiner hat sich auch in der Literatur die romantische Lieblichkeit und ritterliche Schwärmerei so innig und schön mit antiker Ruhe und Plastik verschmolzen. Leider kennen wir bis zur Stunde noch immer nur einen sehr kleinen Theil der zahlreichen literarischen Schätze Spaniens, die in Klöstern entweder vergraben liegen oder zum Theil im Laufe der Zeit und bei den vielen Revolutionen verloren gegangen sein mögen. Schon deswegen ist jede Gabe dankenswerth, die ein geschmackvoller Kenner der spanischen Literatur uns von dorther zubringt. Dohrn ist ein solcher, sein Unternehmen verdient die vollste, lauteste Anerkennung und sein Fleiß den Lohn, der ihm gebührt. Daß er ihm werden möge, ist unser aufrichtiger Wunsch, und daß er nicht ganz ausbleiben wird, hoffen wir, da es doch in Deutschland noch eine hübsche Anzahl prüfender Leute gibt, die das Schöne und Herrliche aus dem Wuste und Vergänglichen des Alltäglichen mit glücklichem Takte herauszufinden wissen.

Dohrn überreicht uns hier drei höchst interessante altspanische Dramen, von denen die erste Bearbeitung der nationalspanischen Volkssage von Don Juan auch ein größeres Publicum anziehen dürfte. Der Verf. dieses bedeutenden Dramas, Tirso de Molina, war ein Zeitgenosse von Lope de Vega und wetteiferte mit ihm um die Gunst des Publicums, die ihm wohl auch in hohem Grade zu Theil geworden sein mag. Sein Stück „El burlador de Sevilla y convidado de piedra" (Der Verführer von Sevilla, oder der steinerne Gast) unterscheidet sich von allen spätern dramatischen Bearbeitungen dadurch, daß es den Geist der Sage am unbefangensten, naivsten und eben deshalb am reinsten auffaßt, und etwas für den theatralischen Effect ungemein Glückliches hinzufügt, ohne das Gefühl zu beleidigen. Vielmehr würde durch diesen Schluß das unaussprechlich Tragische in der dämonischen Gestalt des Don Juan poetisch erst recht zur Erscheinung gebracht, wenn der Dichter überhaupt einen rein tragischen Ausgang beabsichtigt hätte. Statt dessen wendet Tirso den Schluß aus der furchtbarsten Katastrophe wieder ins Heitere, was unserm Gefühl nicht zusagen will, in der Nationalität der Spanier aber wol seinen guten Grund haben mag. Tirso läßt nämlich Don Juan nicht bei der Bewirthung seines Gastes von der Nemesis ereilen, sondern führt ihn selbst als Gast in der nächsten Nacht zum Grabgewölbe der Bildsäule und erst hier empfängt er den Lohn für seine Freveltaten. Die übrige Fabel des Stücks weicht von der bekannten spätern Bearbeitung wesentlich nicht sehr ab, die größte Ähnlichkeit hat sie mit der Mozart'schen Oper, obwol die Intriguen bei dem Spanier mannichfacher, ausgeführter und oft durch ein Hindeuten auf die im Hintergrunde lauschende tief ergreifend sind. Der lustige Diener, hier Catalinon genannt, eine fast unerlaßliche Person in allen spanischen Dramen, ist dem Dichter vorzüglich wohl gelungen. Sein Humor, dem Geiste gegenüber, erschüttert, das Examen, das er auf Verlangen Don Juan's über den Himmel mit dem Geiste anhebt, konnte nur ein wahrhafter Dichter erfinden. Da uns der Raum d. Bl. nicht gestattet, eine ausführliche Analyse des interessanten Dramas zu geben, so beschränken wir uns auf Mittheilung einiger Stellen, um unsere Leser sowol mit der Auffassung des Stoffs, wie mit der sprachlichen Behandlung desselben bekannt zu machen. Auch wird dies am leichtesten die Verdienste des Übersetzers hervorheben können. Nachdem Don Juan in Neapel allen Damen Liebe geschworen hat, hält er es, um größerm Unheil zu entgehen, für gut, sich davonzumachen. Die Scene wechselt. Wir sehen eine Fischerin Tisbea an der Seeküste, die sich rühmt, noch nicht von der Liebe berührt worden zu sein. Ein Hülferuf macht sie aufmerksam, sie bemerkt zwei im Wasser versinkende Menschen. Gleich darauf kommt Catalinon, den ohnmächtigen Don Juan im Arm.

Catalinon

Potz Hochzeit zu Kanaan,
Wie versalzen ist das Meer!
Wer etwa schwimmlustig wär',
Fang' doch hier im Trocknen an!
Denn da drin sind solche Possen
Höchstens zum Ersaufen gut,
Hätte doch statt Wasserflut
Gott nur Wein ins Meer gegossen!
Sennor! — er ist steif gefroren —
Sennor! Ist er todt? O weh,
Das kommt von der Fahrt zur See;
Bin ich doch zu Leid geboren!
Dummkopf, der als Erster stolz
In das Meer gesät die Fichten,
Der durchmaß die Wasserschichten
Auf zerbrechlich schwachem Holz!

Tisbea beschäftigt sich nun mit dem Ohnmächtigen, nachdem sie von Catalinon dessen Namen erfragt und diesen fortgeschickt hat, um Hülfe zu holen. Don Juan's Kopf in ihren Schoos legend, betrachtet sie den Jüngling mit Wohlgefallen.

Tisbea.

Welch ein reizend junges Blut!
Wahrlich ein bildschöner Mann!

Don Juan erwacht, als er sich in den Armen des blühenden Mädchens erblickt, ruft er entzückt aus:

Meer gab Tod, Ihr gebt mir Leben!
Alle Furcht hab' ich verloren,
Daß im Meer ich könnt' ertrinken:
Statt der Hölle Todeswinken
Ist ein Himmel mir erkoren.

Lisbea findet, daß er für einen fast Ertrunkenen sehr viel spreche, und bemerkt schelmisch, das Meer habe seine Rede gesalzen. Nur besorgt sie, daß der schöne Mann ein klein wenig den Heuchler spielen möge, und spricht in Bezug darauf:

— Wenn triefend Ihr entzündet,
Sagt, was Ihr erst trocken thut?
Ihr weissaget zu viel Glut —
Wenn Ihr nur als wahr beständet!

Don Juan.

Schönste, wäre mir's geglückt,
Gleich im Meere zu verderben,
Koant' ich bei Vernunft doch sterben —
Euer Reiz hat mich berückt.
War es nicht beneidenswerth,
In dem silberfarbnen Blinken
Jener Fluten zu versinken,
Als daß hier mich Glut verzehrt?
Von der Sonne müßt Ihr stammen,
Weil der Sonn' Ihr darin gleicht,
Daß Ihr weiß wie Schnee Euch zeigt
Und doch Alles setzt in Flammen.

Lisbea fällt Don Juan zum Opfer, dieser verläßt sie treulos, das Mädchen, von Wahnsinn erfaßt, stürzt sich ins Meer. Toller als je vorher treibt es Don Juan in Sevilla: Herzoginnen, Marquisinnen, Bürger- und Bauermädchen, alle haben gleiches Schicksal. Bei den meisten ist Don Juan sehr kurz angebunden. Er steuert ohne viele Umschweife aufs Ziel los. Charakteristisch ist besonders die Eroberung der Bäuerin Aminta, in deren Behausung er sich geschlichen. Aminta erwartet ihrem jungen Gatten, findet aber statt dessen Don Juan. Aminta weist ihn stolz und streng zurück, doch Don Juan ist nicht der Mann, der solchen Abweisungen Gehör gibt.

Don Juan.

Höre mich nur auf zwei Worte:
Laß zurück den Scharlach fließen
Deiner Wangen bis zum Herzen,
Diesen Scharlach reich und lieblich.

Aminta.

Fort, gleich wird mein Gatte kommen.

Don Juan.

Ich bin es; du staunst, Geliebte?

Aminta.

Du? Seit wann?

Don Juan.

Seit heute eben.

Aminta.

Wer beschloß das?

Don Juan.

Die Gestirne.

Aminta.

Wer verband uns?

Don Juan.

Deine Augen.

Aminta.

Wie vermochten sie's?

Don Juan.

Durch Blicke.

Aminta.

Weiß es denn Patricio?

Don Juan.

Ja,
Er verzichtet.

Aminta.

Er verzichtet?

Don Juan.

Ja, du fesselst mich.

Aminta.

Womit?

Don Juan.

Mit den Armen.

Aminta.

Fort, von hinnen!

Don Juan.

Wie kann ich, wenn ich dich liebe
Bis zum Sterben?

Auch Aminta ergibt sich ihm, verlangt aber, daß er ihr sein Wort halten, sie ewig lieben wolle.

Aminta.

Schwöre, daß dich Gott einst richte,
Wenn du lügst.

Don Juan.

Wird meine Treue,
Wird mein Wort je im geringsten
Falsch befunden — nun so mag mich
Eine Leichenhand vernichten!

Leichtsinnig, frivol, immer zu Eidschwüren geneigt, die er nie zu halten denkt, und wenn Catalinon oder ein Anderer ihn an die Ewigkeit mahnt, stets erwidernd: „Pah, das hat noch lange Zeit", ladet er die Bildsäule Don Gonzalo's de Ulloa zum Gastmahl, den er früher im Duell getödtet. Die Bildsäule erscheint, Don Juan benimmt sich muthig und zwingt den Catalinon zu dem seltsamsten Gespräch mit der Bildsäule. Die Furcht läßt diesen burleske Fragen an den Geist thun.

Catalinon.

Wie geht's? Ist das andre Leben
Mehr gebirgig oder eben?
Liebt man dort die Poesie?
— — — — — Gibt's auch Schenken
Dort im Himmel? Kein Bedenken;
Vielleicht residirt man drin.

Don Juan.

Holla, laß zu trinken bringen!

Catalinon.

Sagt, ob's Euch mit Eis beliebt?
Wenn es dort Gefrornes gibt,
Muß ich's loben.

Don Juan.

Soll man singen,
So befehlt. (Don Gonzalo nickt.)
Singt.

Catalinon.

Es scheint, der todte Gast
Hat Geschmack.

Erster Diener.

Für Edle paßt,
Daß die Kunst ihr Herz erquickt.
(Gesang hinter der Scene.)
Wenn für Liebesstück' und Leid
Ihr mir erst nach meinem Tod,
Schönste, mit der Rache droht,
Pah, das hat noch lange Zeit.

Catalinon.

Macht die Sommerglut ihn matt
Den Herrn Todten, oder wär' er
Just vom Essen kein Verehrer?
Zitternd nur eff' ich mich satt.
Wenig trinken sie wol dort; (Er trinkt.)
Für uns beide trink' ich flott;
Marmor, Euer Wohl! bei Gott,
Alle Furcht ist beinah' fort.

Gesang.

Wenn im Tode Strafe ist
Für verbotnen Hochgenuß,
Nun so läßt der Überfluß
Meiner Lebenszeit mir Frist.
Darum, wenn für Liebesleid
Ihr mir erst nach meinem Tod,
Schönste, mit der Rache droht:
Pah, das hat noch lange Zeit.

Worte, die Don Juan oftmals seinen Geliebten zugerufen. Don Gonzalo ladet nun Don Juan zu sich ins Grabgewölbe zu Gaste. Don Juan gelobt mit Hand und Mund zu kommen. Er hält Wort, von Catalinon begleitet. Dieser kann trotz des Grausens, das ihn faßt, doch seine scherzhaften Ausfälle nicht lassen. Don Gonzalo tractirt seine Gäste mit Skorpionen und Schlangen, mit Essig und Galle, während dumpfer Gesang dem Schuldbewußten zuruft:

Denket Alle, die ihr fürchtet
Gottes unermessne Strafen,
Wie so bald die Zeit verronnen,
Wie man jede Schuld muß zahlen.

Catalinon.

Das klingt übel, meiner Seel'!
Diesen Vers hab' ich verstanden,
Er bezieht sich klar auf uns.

Don Juan.

Alles Blut fühl' ich erstarren.

Gesang.

Wer sich auch des Lebens freut,
Soll doch niemals trotzig sagen:
Ach, das hat noch lange Zeit!
Zeit zur Buße könnte mangeln.

Jetzt verlangt Don Gonzalo Don Juan's Hand, den sofort die Qualen der Hölle ergreifen. Grabmal, Kapelle, Don Juan und Geist versinken, nur Catalinon bleibt übrig, um eine ziemlich burleske Schilderung von Don Juan's Ende dem Hofe zu überbringen.

Das zweite Stück ist ein ebenso keckes als witziges, mitunter äußerst fein ausgearbeitetes Lustspiel von Tirso de Molina. Es führt den sonderbaren Titel: „Don Gil de las calzas verdes" (Don Gil von den grünen Hosen). Ein paar grüne Hosen, die ein übermüthiges, schalkhaftes Mädchen anzieht, um ihrem Geliebten nahe zu bleiben, sind der Hebel des Stücks. Denn da es außerdem noch andere grüne Hosen gibt, ja verschiedene Personen jetzt gegenseitig das famose Kleidungsstück tragen, so entsteht eine so totale Verwirrung, daß der Genuß an dem köstlich eingeleiteten Intriguenstück zum großen Theile verloren geht. Man weiß zuletzt selbst nicht mehr, wer der rechte Don Gil von den grünen Hosen ist, da eine ganze Menge auftreten, die alle auf denselben Namen Anspruch machen. Intrigue kreuzt Intrigue, alle Welt wird eifersüchtig und der Wirrwarr ist unglaublich. Aber welche köstlichen Witzspiele bekommen wir zu hören! Wie melodisch tönt die Sprache in reicher Abwechselung! Humor und Laune überbieten sich, und selbst da, wo die Charaktere eine größere Derbheit im Ausdruck begehren, hält sich auch der härteste innerhalb der Grenzen des guten Tons. Die Grazie verläßt den spanischen Dramatiker nie. Nur ein einziges, kurzes Liebesliedchen stehe als Beleg des Gesagten hier, im übrigen müssen wir auf das Buch selbst verweisen.

O ihr Pappeln im Parke,
Bräunlein mit Rauschen,
Wecket auf meine Kleine,
Sagt, sie soll lauschen.
Daß genau sie vergleiche
Mit Kies und mit Steinen
Ihren artigen Trotzkopf,
Mein Liebeweinen!
Und da munter die Bächlein
Rieseln und lauschen,
Wecket auf meine Kleine,
Sagt, sie soll lauschen.

Der Kern dieses Lustspiels ist so unverwüstlich gesund, daß auch unsere Zeit Geschmack daran finden würde. Es bedürfte nur eines tüchtigen Talents, um die herrliche Fabel in vereinfachter Gestalt, aber mit Beibehaltung des muntern Tons, des schalkhaften, originellen Witzes und des gesunden Humors, dem deutschen Theaterpublicum vorzuführen. Wer aber von unsern hundert Übersetzern hat dazu Zeit, wer auch, möchten wir noch dazu fügen, Beruf! Eine solche Arbeit wäre nicht nur ohne Mühe und Fleiß nicht möglich, sie verlangte auch vor Allem ein tieferes Eingehen in den Geist des spanischen Intriguenstücks überhaupt und nebenbei die Gabe, in einer Nachdichtung doch wieder etwas ganz Neugestaltetes geben zu können. Die Gegenwart, in allen Dingen, selbst in der Speculation den Comfort liebend, plündert nur das Bequeme, und bequem ist leider die Bearbeitung eines spanischen Stücks nicht!

Ein „Auto sacramental" (geistliches Spiel) von Lope de Vega schließt den Band. Dieses Festspiel handelt „vom heiligen Sacrament". Es zerfällt in den „Prolog", dem das Entremes (Intermezzo) „Von dem Abgekehlten" folgt, ein höchst possirliches, derbes und freies Product, von Angriffen auf Kirche, Staat und alles Mögliche strotzend. Es muß auffallen, daß unter den Augen der grausamen Inquisition doch von der Bühne herab eine Redefreiheit gestattet war, die unserer Zeit großentheils noch fremd ist. Schied der Spanier schärfer als wir Spiel und Leben und glaubte er sich und der Nation genug gethan zu haben, wenn er mit scharfern Geißelschlag der Zunge die Schwächen und Laster der Zeit getroffen hatte. Am tollsten unter den im Entremes handelnden Personen treibt es Quinobilla der Sacristan, dessen ganze Rede nur aus Schimpfwörtern besteht. Ihm bleibt der Alcalde, ein beispielloser Fresser, nichts schuldig. So sagt z. B.:

Quinobilla.

Conjuro te, Alcaldchen, Töpfeschlinger,
Herodes Hahnbezwinger,
Du Riesenschlange, die du pflegst zu dürsten
Nach mannesdicken allergrößten Würsten,
Gloak von Viertelankern, voll gemessen,
Hitzblatter Mittags und beim Abendessen,
Frostbeule aller Schränke,
Du Krätze aller Speisen und Getränke,
Conjuramini me coprillonorum
Fugite saeculorum.

Alcalde.

Was? Mir culorum? Dazu war kein Grund.
Gestreifte Eidechse, das wird zu bunt,
Kapuzenaal, Spinnrocken ohne Werg,
Du Requiem's-Bandwurm, Weihwedelzwerg.
Schimpfst du latinisch?

Eine Weile geht dies so fort, dann wird das Auto probirt, der Alcalde läßt sich barbieren, der Barbier thut, als schneide er dem Alcalden den Hals ab, worauf man den Abgekehlten steif verbindet und nun vor seinen Augen die leckersten Gerichte verzehrt, während der Gefräßige nur eine Mandel und eine Rosine bekommt. Erst nachdem die Andern abgegessen haben, sieht der Barbier nach der Wunde und erklärt, daß sie bereits geheilt sei, worüber denn der Alcalde in argen Zorn ausbricht. Das nun folgende eigentliche, ernste und sehr moralische Festspiel heißt „Die Ernte". Hier treten die Tugenden und Laster personificirt auf. Die Laster säen Unkraut aufs Feld. Als nun die Erntezeit herannaht, binden die Diener des Herrn das Unkraut — Ebraismus, Abgötterei, Ketzerei und Sekte — in besondere Bündel, Neid und Stolz aber erscheinen in ägyptischer Tracht und fodern diese Bündel für den Undank zurück. Indeß thun die Sünder sammt und sonders Buße und der Herr nimmt Alle zu Gnaden an. Auch hier herrscht durchweg eine

ungewöhnliche Derbheit vor. Sogar die Einfalt fällt dem Herrn grob ins Wort, als dieser den Stolz und Neid fragt, ob sie ihn noch kennten:

— — Ja, ja, man weiß es,
Doch man kommt mit kühnem Streben,
Jenem Vorfahr nachzueifern,
Der hinunterflog die Treppe.
Frau' dich, Racker, daß hier nicht
Bei der Hand Sanct-Peters Pförtner:
Solltest gleich, du Kreuzes-Spötter,
Malchus' Zeichen an dir sehen.

Daß Dohrn Beruf und Talent nebst den nöthigen Kenntnissen zu einer möglichst edeln und poetisch-treuen Übertragung der spanischen Poesien besitzt, hat er unwiderleglich dargethan. Wir haben seinem Unternehmen nur die verdiente Unterstützung von Seiten des Publicums und dann eine baldige Fortsetzung der trefflichen Arbeit zu wünschen. 36.

Bibliographie.

Ammann, F. S., Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz, begangen durch Friedrich Hurter, gewesenen Antistes, deren vorgeblichen Vertheidiger. Aus dessen neulich unter obigem Titel erschienenen Schrift selbst dargestellt. Gr. 8. Bern, Jenni, Sohn. 18¼ Ngr.

Betrachtungen vor der Gruft zu Dreux. Aufgezeichnet am 4. August 1842. 8. Berlin, Plahn. 7½ Ngr.

Boas, E., Sprüche und Lieder eines nordischen Braminen. Gr. 12. Leipzig, Bösenberg. 1 Thlr. 10 Ngr.

Chamier, F., Leidenschaft und Grundsatz. Ein Roman. Aus dem Englischen von W. Schultze. 2 Theile. 8. Braunschweig, Leibrock. 1843. 3 Thlr.

Chowanitz, J., Cölestine, oder der eheliche Verdacht. 2 Bände. 8. Leipzig, Peter. 3 Thlr.

Crusenstolpe, Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden. 4ter Band. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr. 10 Ngr.

Duncker, L., Das Gesammteigenthum. Gr. 8. Marburg, Elwert. 1843. 1 Thlr.

Erath, C. J., Gedichte. 3tes Bändchen. Gr. 12. Rottenburg a. N., Sack. 12½ Ngr.

Fähnrich, A., Pallas Athene. Ein aphoristisches Taschenbuch für das Jahr 1840—42. — Auch u. d. T.: Ana aus dem Lehrgebiete der Kunst und Wissenschaft. 16. Prag u. Gitschin. 15 Ngr.

Fahrten und Wanderungen in Castilien, Asturien, Aragon, Navarra, Biscaya, Catalonien, Andalusien und andern spanischen Provinzen. Mit steter Hinsicht auf geistige Bildung, Industrie, Bodenkultur, Verwaltung und Justizwesen, sowie auf finanzielle und politische Verhältnisse. Nach dem Englischen, nebst einem Anhang altspanischer Historien von B. F. Gutenstein. 8. Heilbronn, Drechsler. 1 Thlr.

Fidicin, E., Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. 4ter Theil. Berlinische Urkunden von 1232—1700. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 10 Ngr.

— — 5ter Theil. Geschichte der Stadt. — Auch u. d. T.: Geschichte der Stadt Berlin. 1ste Abth. Darstellung der innern Verhältnisse der Stadt. Gr. 8. Ebendas. 2 Thlr. 25 Ngr.

Grieshaber, F. K., Ältere noch ungedruckte deutsche Sprachdenkmale religiösen Inhalts. Gr. 8. Rastatt. 19½ Ngr.

— — Vaterländisches aus den Gebieten der Literatur, der Kunst und des Lebens. Gr. 8. Ebendaselbst. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heinel's Geschichte des preußischen Staates und Volkes, für alle Stände bearbeitet. Fortgesetzt von F. Kugler. 4ter Band. 1ste Lief. — Auch u. d. T.: Neuere Geschichte des preußischen Staates und Volkes, von der Zeit des großen Kurfürsten bis auf unsere Tage. Für alle Stände bearbeitet von F. Kugler. 1ster Theil. 1ste Lief. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 7½ Ngr.

Heinrich, A., Geschichte der Kreuzzüge. Für Gebildete aller Stände bearbeitet. 2ter Theil. Als Anhang: Skizze und Geschichte der Johanniter- oder Malteser-Ritter und der Tempelherren. 8. Leipzig, Klein. 1843. 26¼ Ngr.

Homer's sämmtliche Werke übersetzt von Stolberg und Voß. Herausgegeben von A. Voß. 2 Theile. — Auch u. d. T.: I. Homer's Ilias übersetzt von F. L. Graf zu Stolberg. Neuer Abdruck. — II. Homer's Odyssee, übersetzt von J. H. Voß. Erste Übersetzung, neuer Abdruck, vermehrt mit erläuternden Anmerkungen aus den hinterlassenen Papieren des Übersetzers. Eingetragen in das Protokoll der Leipziger Bücher-Commission. Gr. 8. Leipzig, Müller. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hook's Romane. Aus dem Englischen. 9tes bis 11tes Bdchn. Väter und Söhne. 4tes, 5tes Bdchn. — Gilbert Gurney. 1stes Bdchn. — Auch u. d. T.: Väter und Söhne. Roman von T. Hook. Aus dem Englischen von C. Flul. 4tes, 5tes Bdchn. — Gilbert Gurney. Roman von T. Hook. Aus dem Englischen von A. Kaiser. 1stes Bdchn. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 15 Ngr.

Isensee, E., Die Geschichte der Medizin und ihrer Hülfswissenschaften. 2ter Theil. 1ste Abtheilung: Die Naturwissenschaften. Gr. 8. Berlin, Liebmann u. Comp. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kuffner's, Ch., erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen. Ausgabe letzter Hand. 1ster Band. Gr. 16. Wien, Klang. 1843. 5 Thlr.

Die Berliner Kunstausstellung im Jahre 1842. 8. Berlin, Klemann. 10 Ngr.

Lamb's, C., Erzählungen nach Shakespeare. Eine Vorschule dieses Dichters für die deutsche Jugend nebst einer Lebensgeschichte Shakespeare's, von H. Künzel. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leonhardt-Eyser, Karoline, Ludwig Pauli als Künstler dargestellt. Gr. 8. Leipzig. 7½ Ngr.

Künzel, H. A., Die Annahme des evangelischen Glaubensbekenntnisses von Seiten der Stadt Hildesheim, zu den nach drei Jahrhunderten wiederkehrenden Jahrestagen erzählt. Mit einem bisher ungedruckten Briefe Luther's. Gr. 8. Hildesheim, Gerstenberg. 15 Ngr.

Masson, M., Basilius. Nach dem Französischen von L. Weché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Masson, M., Rosa Himmel. Aus dem Französischen von K. Frey. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1843. 1 Thlr.

Mohnike, G., Kleinere Gedichte aus verschiedenen Sprachen. Nach dem Tode des Übersetzers gesammelt und herausgegeben von M. D. 8. Leipzig, Enobloch. 10 Ngr.

— — Lessingiana von ꝛc. Nach dem Tode des Verfassers gesammelt und herausgegeben von seinem Sohne. 8. Leipzig, Enobloch. 1 Thlr.

Oskar oder der treulose Gatte. Lustspiel in 3 Acten, nach Scribe und Duveyrier übersetzt von K. Beral. 8. Berlin, Klemann. 5 Ngr.

Plinius, der Jüngste, Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens. Mit Illustrationen von J. J. Grandville. Ist bis 3te Lief. Lex.-8. Leipzig, Weber. 1 Thlr.

Scherer, H., Bunte Bilder aus dem Wanderleben. 3 Theile. 8. Stuttgart u. Wildbad, Gonmwald. 4 Thlr.

Tarnowsky, L., Die Blutrosen von Augsburg. Ein deutscher Volksroman. 2 Bände. 8. Leipzig, Fort. 2 Thlr.

— — Criminalgeschichten nach wahren Begebenheiten in Novellenform dargestellt. 2 Bände. 8. Leipzig, Fort. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 340. — 6. December 1842.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 2 Thlr.

Wie es erfreulich ist, alte, gute Bekannte zu sehen, von deren innerm Gehalt und Werth wir zu vollkommen überzeugt sind, als daß es erst wiederholter Versicherungen bedürfte, so haben wir auch mit besonderer Freude den neuesten Jahrgang des Raumer'schen „Historischen Taschenbuchs" empfangen. Und wir wissen, daß recht Viele im deutschen Vaterlande mit uns diese Gesinnung theilen und daß Alle, die den Verein gründlicher Forschung mit angenehmer Darstellung zu würdigen verstehen, seit zwölf Jahren den Aufsätzen dieses Taschenbuchs ihre Zufriedenheit nicht versagt haben. Neben diesen bekannten Vorzügen ist uns aber schon beim Durchblättern des jetzigen Jahrgangs eine sehr lobenswürdige Erscheinung entgegengetreten, die wir beim langsamen Durchlesen nur noch mehr schätzen zu lernen uns gedrungen fühlten. Es ist nämlich niemals die Sache des „Historischen Taschenbuchs" gewesen, sich zum Organe frivoler oder unlauterer Tendenzen zu machen oder nach Art der historischen Aufsätze gewisser deutscher Zeitschriften aus allerlei philosophischen Sätzen einer Schule und aus einer höchst oberflächlichen Kenntniß der Thatsachen eine Geschichte liefern zu wollen, wie sie nun einmal nicht gewesen ist, oder endlich gar um demokratischer und radicaler Ideen willen eine Entstellung historischer Thatsachen zu versuchen. Wenn nun aber solche Auswüchse und Unredlichkeiten vermieden sind, so ist es doch auf der andern Seite immer das Bestreben des Herausgebers und des Verlegers gewesen, den Stoff der historischen Taschenbücher den Zeitinteressen zu nähern und sich, wo möglich, immer einzelne Aufsätze zu verschaffen, welche mit den historisch-wichtigen Erscheinungen der Gegenwart in näherer Verbindung standen. Eine solche Rücksicht haben wir in dem vorliegenden Jahrgange mit ganz besonderm Lobe hervorzuheben. Denn Scherer zeigt in seinem Aufsatze: „Der Verrath Strasburgs an Frankreich", wie alle Kriege, die Frankreich seit Ludwig XIV. unternommen hat, nur Deutschlands Schwächung bezweckt haben und wie alle zukünftigen Kriege keinen andern Zweck haben werden, als die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein auszudehnen. Weil es ferner so viele moderne Fromme gibt, die täglich ein Gelüst nach Pfaffen, Mönchen, Jesuiten, nach Ohrenbeichte, Kirchenzucht und geistlicher Disciplin verlauten lassen, so ist von A. Kurtzel in der Geschichte des Jesuiten Girard und seiner Heiligen eine Geschichte in ihrer Nacktheit enthüllt worden, die auf das deutlichste zeigt, mit welchem Unwesen solche Institute nicht selten verbunden gewesen sind und wie die beklagenswerthen Mysterien des neuen Mysticismus in ihnen ein Vorbild gefunden haben. Diesem Aufsatze verwandt zeigt H. Escher in dem Lebensbilde des Erasmus von Rotterdam, welche tüchtige Schutzwehren die classischen Studien sowol gegen die römische Herrschsucht und die ultramontanen Tendenzen als gegen diejenige protestantische Partei, welche den wahren Geist ihrer Lehre verkennt und gegen den Realismus der neuesten Zeit gewesen sind. Mehr in die Politik und Geschichte unserer Tage gehören zwei Aufsätze: von Raumer's übersichtlicher, klarer Aufsatz über die französischen Verfassungsformen seit 1789 und die auf den, in der letzten Zeit so reichlich eröffneten Quellen beruhende Geschichte der brabantischen Revolution 1789 — 90 von W. A. Arendt. Und damit auch die frühere Geschichte Deutschlands nicht unvertreten bleibe, der sich jetzt unter uns noch immer ein so redlicher Forschergeist zuwendet, so sehen wir in E. Gervais' historischer Skizze „Landgraf Hermann von Thüringen" die Lebensgeschichte des ersten deutschen Reichsfürsten, der mit Bewußtsein und Consequenz die landesfürstliche Gewalt in Unabhängigkeit von dem Reichsoberhaupte zu behaupten versuchte.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen gehen wir nun zu den einzelnen Aufsätzen über.

1. „Der Verrath Strasburgs an Frankreich im Jahre 1681, von H. Scherer." An dieser zeitgemäßen, gut geschriebenen Monographie ist ebenso wol der geschichtliche Fluß als der patriotische Sinn des Verf. zu rühmen, der ihn nicht ohne den tiefsten Schmerz von der schmählichen Wegnahme Strasburgs und von der Sünde und Nachlässigkeit der deutschen Reichsfürsten und des Kaisers Leopold I. sprechen läßt. Der elfte Artikel des westfälischen Friedensschlusses steht an der Spitze der Abhandlung, um den ganzen Umfang der Demüthigungen, welche das gebietende Frankreich schon damals dem deutschen Reiche

auferlegte, zu zeigen und daran die Beleuchtung zweier, für Frankreich unschätzbarer Vortheile zu knüpfen, indem diese Krone dadurch eine bedeutende Vergrößerung auf Kosten Deutschlands erhielt, die zugleich in demselben Maße die französische Grenze verstärkte, als sie die deutsche schwächte, und zweitens eine Auflösung der Einheit in Deutschland hervorbrachte, die ihr es leicht machen mußte, immer den Meister im Reiche zu spielen. Deswegen wurde der Grundsatz aufgestellt, daß alle deutschen Fürsten souverain sein sollten, es war ein, doch nur illusorischer Gewinn für das Hausinteresse der Fürsten auf Kosten des Reiches.

Der erste Theil der Abhandlung reicht bis zum Abschlusse des nimweger Friedens im J. 1679. Der Verf. schildert die Abneigung der an Frankreich abgetretenen deutschen Provinzen, die Intriguen der überall verbreiteten französischen Agenten, das Übergreifen Frankreichs gegen die klaren Bestimmungen des westfälischen Friedens, endlich den Versuch, die Kaiserkrone nach dem Tode Ferdinand's III. (23. Mai 1657) auf das Haupt des Königs von Frankreich zu setzen, und als sich die Würde der Nation doch gegen den Gedanken eines französischen Kaisers empörte, das Bestreben, sie durch Bestechungen und versprochene Besoldungen dem Kurfürsten von Baiern zuzuwenden. Dieser Plan mislang zwar, um so besser aber gelang die Stiftung eines rheinischen Bundes in Deutschland, dessen Theilnehmer (geistliche und weltliche Fürsten) sich ganz an Frankreich anschlossen. Bei solchen und spätern Landesverrathen waren die Fürsten Hermann, Wilhelm und Egon von Fürstenberg die Unterhändler. Was nun in den Kriegsjahren 1673—74 Schmach- und Drangvolles durch die Franzosen im Elsaß verübt wurde, müssen wir hier übergehen und können nur erwähnen, daß ihre Unternehmungen, sich in den Besitz von Strasburg zu setzen, im Sommer 1674 erfolglos waren. Dagegen erstürmten sie die kehler Schanze, setzten sich in den Besitz der Sternschanze und Rheinschanze, die zwischen der Stadt und dem Rheine lagen (die Reichsarmee kam zum Entsatz zu spät), und schleiften beide. Hiergegen bewiesen sich die Bürger von Strasburg muthvoll und ausharrend, ihre dringende Bitte aber an den Kaiser, daß er im nimweger Frieden ihrer Stadt speciell erwähnen möchte, weil die Gefahr so nahe und drohend sei, fand kein Gehör.

Der zweite Theil beschäftigt sich mit den von Ludwig XIV. nach der Angabe des metzer Parlamentsrathes Revaux (so durch einen Druckfehler statt: Ravaux) eingesetzten Reunionskammern und zeigt, wie kläglich sich dabei Kaiser und Reich benahmen, wie man auf Reichs- und Fürstentagen über Ceremoniel und Etikette in alter, erbärmlicher Weise sich zankte, halbe Maßregeln versuchte und der Foderungen des Elsaß ebenso wenig als der bedrängten Lage Strasburgs nur mit einem Worte gegen Frankreich erwähnte. Der Fortgang der Erzählung zeigt es in einem dritten Abschnitte, wie Ludwig XIV. zuerst den Magistrat von Strasburg auffodern ließ, ihm den Eid der Treue zu schwören, wo nicht, so werde er ihn mit den Waffen dazu zu zwingen wissen, wie er die Wiederherstellung der zerstörten Rheinschanze verbot und die Entlassung der besoldeten Schweizerregimenter erlangte. Dies letztere geschah namentlich durch Hülfe der Einverständnisse, welche der französische Resident Frischmann mit den einflußreichsten Mitgliedern des Magistrats angeknüpft hatte und gegen die der echt deutsche Sinn und der Franzosenhaß der großen Mehrzahl in der Bürgerschaft nichts vermochte. Stadtrichter von Zedlitz, der Rathsschreiber Güntzer und die Senatoren Stößer und Obrecht waren die Männer, welche ihre Vaterstadt für französisches Geld verrathen haben, wofür die sichersten Zeugnisse bei Hrn. Scherer vorliegen. Darauf wurden die französischen Truppen von allen Seiten zusammengezogen, Louvois sendete Memoriale und Instructionen aller Art, und der General Montclar, der im Elsaß commandirte, hatte ein Heer von 30—35,000 Mann am 27. September 1681 unter seinen Befehlen. An demselben Tage griff Oberst Asfeld die Zollschanze bei Strasburg an und bemächtigte sich der Rheinschanzen. Auf diesen Friedensbruch rüsteten sich die Bürger Strasburgs in aller Hast, die Wälle wurden besetzt, Geschütz aufgefahren, der französische Resident in strenge Haft gebracht, an Kaiser und Reich ergingen dringende Depeschen, die aber sämmtlich von den Franzosen aufgefangen wurden und ihnen den besten Beweis von der trostlosen Lage der Stadt gaben. Denn dieselbe hatte zur Vertheidigung von 14 unregelmäßigen Bastionen nur eine Besatzung von 800 Söldnern, von der Bürgerschaft waren nicht mehr als 3000 Mann dienstfähig, da gerade in dieser Zeit ein hitziges Fieber unter den jungen Männern von 20 — 40 Jahren wüthete. Aber dennoch war der Muth groß und die Bürger verwarfen jeden Gedanken an einen Vergleich mit Frankreich.

Hätte — sagt der Verf. — das schärfste Auge von der Krone des Münsterthurms aus in der weiten Ebene jenseit des Rheins, die man auf viele Meilen überblickt, auch nur ein einziges befreundetes Fähnlein vom deutschen Vaterlande erschaut, der sinkende Muth wäre riesengroß geworden und die Würfel des Kriegs hätten entscheiden müssen.

In ihrer Noth versuchte die Stadt Unterhandlungen. Leider mußten sie durch den oben genannten Verräther Güntzer, weil er der französischen Sprache am kundigsten war, geführt werden. Die erste Deputation ging an den Obersten Asfeld mit der Versicherung, es wären auf 30 Meilen in der Runde keine kaiserlichen Truppen, er möge also abziehen, da er blos zur Beobachtung der Feinde nach Strasburg gekommen zu sein erklärt hatte. Darauf entgegnete Asfeld, er sei zu Unterhandlungen nicht bevollmächtigt. Einer zweiten Deputation erklärte General Montclar unumwunden, die Stadt müsse sich dem Könige unterwerfen, an den sie durch den westfälischen und nimweger Frieden abgetreten sei und der bis jetzt nur noch nicht für gut gehalten habe, sie in Besitz zu nehmen. Als die Deputirten am 29. September den Minister Louvois antraten, verlangte derselbe ohne weiteres

Unterwerfung, freiwillig oder unfreiwillig, und bewilligte nur Bedenkzeit bis zum Abend. Diese Nachrichten verbreiteten in der Stadt die größte Trauer, der Magistrat berathschlagte fortwährend mit den Zünften, bis am 30. September, nachdem man sich bei Louvois noch Frist erbeten hatte, die Debatten mit der Entscheidung zu Ende gingen, sich definitiv an Frankreich zu unterwerfen. Dieses war im städtischen Rathe, der sich sogar gegen Louvois erboten hatte „die Bürgerschaft günstig zu stimmen", längst beschlossene Sache; die Bürgerschaft, ohne Hülfe von außen, eingeschüchtert, rathlos, ohne tüchtigen Führer, schickte sich mit Ergebung in die unabänderliche Noth. Eine sogenannte Rechtfertigungsschrift des Syndicus Frantz und die Capitulation der Stadt hat Hr. Scherer mitgetheilt. Ludwig XIV. hatte in seiner Ratification die Aufrechthaltung der Privilegien und die freie Ausübung der protestantischen Religion versprochen. In Folge der Capitulation besetzten 15,000 Franzosen am 30. September 1681 die Stadt: gleich darauf ließ General Montclar die Richter, Consuln und Senatoren den Eid der Treue schwören, Güntzer lenkte in Allem den Magistrat nach Louvois' Willen und wurde dafür unter dem 9. November zum königlichen Syndicus und Kanzleidirector der Stadt ernannt. Am 24. October kam Ludwig selbst im triumphirenden Zuge nach Strasburg, wo ihn Bischof Egon von Fürstenberg am Portale des Münster mit den Worten empfing: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen." Gleich darauf begann der Bau einer Citadelle, und so war es vorbei mit der Herrlichkeit und Macht des deutschen Reiches im Elsaß, den Franzosen aber das Thor für neue Eroberungen in Deutschland geöffnet.

Der letzte Abschnitt berichtet über die dringenden Besorgnisse in Deutschland und Europa, zu denen der Verrath Strasburgs Veranlassung gegeben hatte. Aber kein Arm erhob sich zur Rache. Die Reunionen gingen also während der weitläufigen Verhandlungen des Reichstags ungestört ihren Weg fort und bereiteten dem Kaiser Leopold neue Demüthigungen, zu denen auch die Fortschritte der Türken in Ungarn kamen, bis durch den Sieg am Kahlenberge (12. September 1683) Wien und ganz Deutschland gerettet wurden.

Möchte Hrn. Scherer's Aufsatz recht viel und mit dem rechten Sinne und Hasse gegen die französische Begehrlichkeit gelesen werden! Er ist ein trefflicher Commentar zu des alten Arndt „Hütet Euch", das er in seiner neuesten Schrift über das Turnwesen dem deutschen Volke wieder mit der ganzen Kraft und Reinheit seines edeln Gemüths zugerufen hat.

2. „Landgraf Hermann von Thüringen. Eine historische Skizze von E. Gervais." Haben wir in dem vorigen Aufsatze gelesen, wie ein übermächtiger Feind die Schwäche des deutschen Reichs und die freventliche Ohnmacht seiner Fürsten schlau benutzte, so stellt uns dieser gründlich gearbeitete Aufsatz eines königsberger Geschichtsforschers das Bild eines deutschen Fürsten auf, der 400 Jahre früher ein unverkennbares Streben nach Unabhängigkeit von der kaiserlichen Machtvollkommenheit und nach Machtvergrößerung gezeigt und dem Reichsinteresse sich abgewendet hatte. In der Zeit des doppelten Reichsschismas, einmal zwischen Heinrich VI. und Heinrich dem Löwen, dann zwischen Philipp und Otto IV., tritt Landgraf Hermann von Thüringen bald als Verbündeter dieser Prätendenten um die Kaiserkrone, bald als Widersacher auf, als mächtiger Landesgebieter im Streite mit der Kirche, mit Grafen und Städten, als tapferer Streiter in den Kreuzzügen und als ein in der Geschichte der deutschen Poesie mehr gerühmter als gekannter Beförderer derselben, sodaß sich in seiner Persönlichkeit die mannichfachen Erscheinungen jener bewegten Zeiten des 12. und 13. Jahrhunderts in anschaulicher Weise zurückspiegeln. Nachdem über Ältern und Geschwister des Landgrafen die nöthige Nachricht gegeben ist, entwickelt sich vor unsern Augen das Bestreben mehrer norddeutschen Fürsten nach dem Sturze Heinrich's des Löwen in Norddeutschland eine Art Hegemonie zu erlangen, wobei Hermann als Pfalzgraf von Sachsen seinen Bruder, den Landgrafen Ludwig, thätig unterstützt und nach dessen kinderlosem Tode seine Plane verfolgt und durch eigene Rüstigkeit weiter ausbildet. So erscheint er in den Fehden mit Fulda, mit Mainz (über Erfurt), so in seiner Einmischung in den meißnisch-sächsischen Bruderkrieg, so vor allen in den Händeln der Hohenstaufen und Welfen. Wir bemerken, daß er hier keine politische Farbe trägt, sondern nur darauf ausgeht, zwischen beiden Parteien eine selbständige Stellung zu gewinnen. Deshalb hält er erst zu Heinrich VI., dann, als er von dem 1196 unternommenen Kreuzzuge nach Deutschland zurückgekehrt war, schließt er sich an Otto IV. an, bis er sich 1199 wieder mit dem Hohenstaufen Philipp vergleicht, ohne diesem ein recht thätiger Bundesgenosse zu werden, da des Landgrafen Bestreben immer dahin ging, von dem einen Könige nicht angefeindet und von dem andern mit großen Reichsgütern belohnt zu werden. Darüber erbittert, fiel Philipp mit übermächtigen Streitkräften in Thüringen ein, zu Ichtershausen (1203) mußte sich der Landgraf vor dem Kaiser demüthigen und hielt sich einige Zeit lang ruhig, bis nach Philipp's Ermordung Otto IV. sich erinnerte, daß ihm Hermann treu beigestanden hatte in einer Zeit, wo ihn Alles verließ. Daher neue Freundschaft, neue Gunst, aber als der päpstliche Bann 1210 über Otto ausgesprochen war, tritt der Landgraf zuerst als Gegner Otto's auf. Des Letztern Rache dafür sollte Thüringen treffen, doch als Otto's Gemahlin, die Hohenstaufin Beatrix, urplötzlich verstorben war, verließen ihn vor Weißensee die Schwaben und Baiern, und die misvergnügten thüringischen Barone, die sich an Otto angeschlossen hatten, wurden von den treugebliebenen Thüringern besiegt und ihr Heer zersprengt. Von da an bis zu seinem Tode (26. April 1215) verfolgte Hermann sein altes Ziel, die Vergrößerung seiner Hausmacht, sowie überhaupt in Deutschland der Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen im Stillen und

um des genannten Zweckes willen fortgesetzt wurde, aber ohne Leidenschaftlichkeit, ohne Consequenz.

Neben diesen politischen Begebenheiten bilden die öftern und blutigen Streitigkeiten des Landgrafen mit dem Adel seines Landes einen bedeutenden Theil dieses Aufsatzes. Denn trotz aller dem Adel erzeigten Milde und Huld, trotz aller Verschwendung seiner Reichthümer für Hoffeste, Gastgeschenke und Belohnungen, auch wol mitunter für Bestechungen, konnte sich Hermann doch keine dauernde Treue und Ergebenheit verschaffen. Die innern Landesangelegenheiten, namentlich das Wohl der Städte, beförderte er mit großer Klugheit, die Wohlthätigkeit gegen Kirche und geistliche Stiftungen gehörte zur Politik damaliger Fürsten, den Glanz seines Hauses suchte er durch die Verheirathung seines Sohnes Ludwig mit Elisabeth von Ungarn zu erhöhen. Über Hermann's Verhältniß zu den damals lebenden Dichtern und über den Sängerkrieg auf der Wartburg ist mit Einsicht gesprochen; für seine politische Stellung, sagt der Verf., auf dem Gebiete deutscher Geschichte müssen wir sein Verhalten gegen die oft sehr begehrlichen und nicht selten neidischen Dichter und seine prunkende Hofhaltung ganz anders auffassen. Es ist dem Landgrafen keineswegs der Sinn für Poesie abzustreiten, aber die Beschützung derselben sollte ihm vor allen Dingen ein Mittel zu politischer Größe und Bedeutsamkeit werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Von Arthur Wallbridge erschien: „A shillings worth of nonsense", worin er versucht, die Grundsätze der gegenwärtig geltenden Moralphilosophie, die lex non scripta der Gesellschaft, welcher Alle gehorchen, ohne doch offen ihre Autorität anzuerkennen, zu codificiren. Derselbe Verf. gab heraus: „Bizarre fables", eine Reihenfolge von Historietten, worin die Hauptelemente der in dem vorher genannten Buche portraitirten Moral durch Beispiele erläutert sind. Der Verf. zeigt sich darin als eine Art niederländischer Maler im Kleinen. Wir citiren folgendes Gemälde: „Der Bube, welcher unter dem Porticus lag, war ein Bube, wie ihn nur große Städte hervorbringen können. Seine Mutter hatte ihn seit einigen Jahren nicht gesehen und niemals hatte er einen ihm speciell angehörenden Vater gehabt. Er war zwölf Jahr alt, sehr unwissend, und doch wußte er sehr viel, indem ihm die Erfahrung statt der Schule diente. Seine Tracht war äußerst luftig und der Jahreszeit wohl angemessen. Sie bestand aus einer Jacke, welche am Ellbogen durchlöchert und für ihn viel zu klein war; seine Hosen waren viel zu weit, doch ebenso durchlöchert und geflickt; einen Hut hatte er nicht, ebenso wenig Schuhe und Strümpfe, als gleich überflüssig. Seine Profession war von außerordentlich gemischter Art. Er hielt Pferde, trug Kisten und Teppiche, war Laufbursche, pflegte einem Gentleman auf der Straße zu sagen, daß sein Schnupftuch aus der Tasche heraushänge, und dann mit der Hand nach der Stelle zu greifen, wo sein Hut hätte sitzen sollen, und um ein kleines Almosen als eine Art Belohnung für seine Redlichkeit zu bitten, daß er ihm das Taschentuch nicht gestohlen habe; im Winter hatte er dadurch ein schönes Einkommen, daß er den Schnee vor den Thüren wegkehrte; gelegentlich verkaufte er Komödienzettel oder übte seine Stimme in Volksliedern, die gerade im Schwunge waren, aber die Policeidiener wurden aufrührerisch, und beides wollte nicht mehr einträglich sein. Kurz, er war ein rühriger, erfinderischer Junge, nicht gerade ehrenvoll, aber erträglich industriös, und Alles hätte noch gut werden können, wenn er nicht transportirt worden wäre." Trefflich portraitirt auch Wallbridge einen Gentleman, „who had seen better days". Beide Bücher sind darauf berechnet, die Hohlheit der conventionnellen Moral zu zeigen, der wir Alle mehr oder weniger als Sklaven und Opfer unterworfen sind. Nicht bedeutend als literarisches Werk, sind sie in einem richtigen Sinne und Verständniß geschrieben, und obgleich nicht frei von Parteivorurtheilen, zeigen sie von einer wohlbegründeten Sympathie für das Allgemeinleiden und sprechen das Verlangen nach socialen Fortschritten aufs kräftigste aus.

Als lyrischer Dichter thut sich in England gegenwärtig besonders Alfred Tennyson hervor, welcher seine Poesien unter dem einfachen Titel „Poems" in zwei Bänden erscheinen ließ. Der erste Band enthält indeß, mit einzelnen Veränderungen, Auslassungen und Hinzufügungen, nur den Wiederabdruck seiner früher veröffentlichten Gedichte; der zweite Band enthält deren nur neue, welche sich ebenso sehr durch männliche Kraft als Zartheit, durch Phantasie, Wahrheit des Gefühls und Melodie des Verses auszeichnen. „Tennyson", sagt ein englisches Journal, „hat in seinen neuern Gedichten wieder den Anspruch darauf begründet, als Haupt der modernen ‚Minnesingers' gekrönt zu werden. Seinen Liebesgedichten lassen sich seit Coleridge's ‚Genevieve' nur wenige vergleichen." Ferner erschienen: „Poems, by M.", die ziemlich fade sind, obschon sich aus den Anmerkungen und andern Anzeichen ergibt, daß der Verf. ein wohlerzogener, wohlunterrichteter und gereifter Gentleman ist. Die „Poems of past year", von James Parker, sind nicht ohne Anmuth, sowol was die rhythmische Einkleidung, als was den Gedankeninhalt betrifft, aber an Kraft und Originalität fehlt es ihnen gänzlich. Von Bryant erschienen neue Gedichte unter dem Titel: „The fountain and other poems." Neue amerikanische Gedichte sind ferner: „Temcumseh, an epic poem", von G. H. Calton; „Poetical remains", von Lucy Hooper; „Ensenore, an Indian poem". Dwight gab heraus: „Translations from Goethe and Schiller"; Lord Leigh: „Thoughts at whitstuntide" und „Poems now first collected"; Clara Coulthard: „Rhymes for an hour, poems on several occasions"; Meere eine „Poetical history of England", worin der Verf. allen Ernstes ein Schulbuch geliefert zu haben denkt, um damit das Gedächtniß der Schulbuben für die Geschichte des Vaterlandes zu unterstützen. Blackwell, welcher früher interessante Artikel unter dem Titel „Acts of the hungarian diet of 1832—1836" für das „Athenaeum" schrieb, behandelte einen ungarischen Stoff dramatisch in seiner Tragödie „Rudolf of Vacosnay", welcher es leider an derjenigen Eigenschaft fehlt, die ein dramatisches Gedicht erst zum Drama stempelt, an dramatischer Handlung.

Der Aufmerksamkeit, vorzüglich deutscher Leser, sind zu empfehlen die „Memoirs of Doctor Durtnall, barrister-at-law", mit Anekdoten von dessen Zeitgenossen Goethe, Schelling, Thorwaldsen, Niccolini u. s. w., einem Bericht über seine erfolgreichen Bestrebungen gegen die Socialisten in Bristol, über das in seinem Besitz sich befindende herrliche Crucifix des Michel Angelo (das schönste in Europa, wie es heißt), einer Betrachtung über den Verfall der Beredtsamkeit u. s. w.

Von Henry Reeve, der mit John Edward Taylor „Translations from the German, in prose and verse" herausgab, erschien neuerdings ein Werk unter dem Titel: „Characteristics of painters."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 341. — 7. December 1842.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge vierter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 340.)

3. „Die brabantische Revolution 1789—90. Von W. A. Arendt." Wenn aufmerksame Leser dieses Aufsatzes sich an vielen Stellen das Horazische Mutato nomine de te narratur fabula in Bezug auf Das, was vor zwölf Jahren im heutigen Belgien geschah, zurufen werden, so verdient auf der andern Seite die archivalische Gründlichkeit und große Klarheit, mit welcher Hr. Arendt seinen Stoff behandelt hat, die vollste Anerkennung eben dieser Leser. Denn wie manche Materialien über die brabantische Revolution auch in den Schriften Gleichzeitiger, die freilich fast alle Parteischriften waren, gesammelt sind, so entbehrte man doch bis jetzt eines sehr großen Theils der Actenstücke, welche allein die genaue Einsicht in die parlamentarische und diplomatische Geschichte jener Revolution möglich machten. Hr. Arendt aber hat solche für Deutschland zuerst bekannt gemacht aus den großen Sammlungen von Documenten, die Gachard, van de Spiegel und Gerard herausgegeben haben, dann aus dem brüsseler Archiv und zuletzt aus den reichen Notizen und Vorarbeiten des Ministers Nothomb; auch muß es als ein besonderer Vortheil angesehen werden, daß er in Löwen, so nahe dem Schauplatze der von ihm geschilderten Begebenheiten, lebt. Ein nicht minderer Vortheil ist die unparteiische Gesinnung des Verf. und die Geschicklichkeit, mit der er sich über die Parteien zu stellen gewußt hat. Daß er dabei der großen Ähnlichkeit mit der belgischen Revolution von 1830, wo der Triumph der belgischen Sache den Ruin des belgischen Wohlstandes auf einige Jahre hat bezahlen müssen, nirgend gedacht hat, erklärt sich leicht aus seinen Verhältnissen: überdies bedarf man gar nicht einmal eines solchen Führers, um hier Stoff zu allerlei Nutzanwendungen und Vergleichungen zu finden.

Es ist uns nicht möglich, die einzelnen Ereignisse, wie sie auf den mehr als anderthalbhundert Seiten dieses Aufsatzes geschildert sind, zu verfolgen. Wir wollen daher nur mehre Punkte herausheben, welche durch Hrn. Arendt's Erzählung besonders aufgeklärt sind. Gleich in dem ersten Abschnitte sind die politischen Verhältnisse der belgischen Provinzen, ihre Rechte und Privilegien gut dargestellt und der Verlauf der Josephinischen Reformen von ihrem Beginnen an übersichtlich beschrieben worden. Interessant ist ferner die Mittheilung der Verhandlungen des im Auftrage der Opposition nach London, nach dem Haag und nach Berlin gesandten van der Noot, der „ohne alles politische und diplomatische Talent war" (der de Potter der damaligen Zeit) und nach seiner Rückkunft überall die glänzendsten Versprechungen jener Cabinete verbreitete, weil er nun einmal daran glauben wollte und auch späterhin ebenso wol als die andern Führer der herrschenden Partei die Bezüge der allgemeinen politischen Lage Europas vor dem reichenbacher Congresse zu der Lage Belgiens wenig oder gar nicht begriff. Ein sehr verständiges Urtheil lesen wir S. 343 über das Verhältniß, in dem sich Frankreich gegenüber der brabantischen Revolution befand.

Nach den Schilderungen des Sieges der Insurgenten bei Turnhout, der Kämpfe in Gent und der endlichen Einnahme Brüssels, worauf die Östreicher das ganze Land mit Ausnahme Luxemburgs räumten, gibt Hr. Arendt die Charakteristiken der Führer und stellt unter anschaulichen Gesichtspunkten ihre Plane und Absichten dar. Van der Noot war ein Mann von geringen Talenten, von einem durchaus gewöhnlichen, fast gemeinen Charakter, den nur die Unordnung und Verwirrung aller Zustände so lange auf der Höhe erhalten konnte, van Eupen unstreitig ein Mann von vielem Geist und Talent, Vonck hatte schon seit längerer Zeit eine geachtete Stellung durch Kenntnisse und Geschick, van der Mersch war ein tüchtiger Krieger und ein redlicher Mann. Als sich nun nach dem Abzuge der Östreicher das bredaer Comité, an dessen Spitze van der Noot stand, und die Gesellschaft Pro aris et focis, deren hauptsächlichster Leiter Vonck war, in Brüssel zusammengefunden hatten, kamen die Ansichten aller Belgier in zwei Punkten überein, deren einer die Volkssouverainetät, der andere die Herstellung der Republik war. Daraus traten aber doch die größten Verwickelungen hervor, denn wie einig sie auch darin waren, daß das Volk die oberste Gewalt nicht persönlich ausüben könnte, so behaupteten doch die Einen, die Stände besäßen sie legitim und ipso facto nach Absetzung des frühern Souverains, während die Andern (Vonck und seine Partei) darüber erst das Volk befragen, noch Andere

erst die Stände reorganisiren wollten, um sie zur Ausübung der höchsten Gewalt geschickt zu machen. Die erstere Ansicht war die der Geistlichkeit, eines großen Theils des Adels und der unendlichen Mehrheit der Mittel- und untern Classen, diese waren theils aus einer nationalen, ehrenhaft conservativen Gesinnung, theils aus Furcht vor extremen Schritten den neuen französischen Ideen über sociale Verfassung ganz abgeneigt. Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung der auf S. 320 mitgetheilte Brief van Eupen's an einen französischen Journalisten, in dem es unter Anderm heißt:

Unser Volk verlacht christlicherweise die philosophischen Thorheiten der Zeit. Es weiß, daß die Frömmigkeit seine Waffen beschützt, daß die Staaten, welche einer übermüthigen Philosophie fröhnen, untergehen.

Die Geschichte der persönlichen Abneigung van der Noot's und Vonck's und des Parteikampfes, der gleich von Anfang an mit äußerster Schroffheit und Erbitterung geführt wurde und die ganze Bevölkerung in zwei feindliche Lager theilte, macht den hauptsächlichsten Inhalt des Aufsatzes aus. Mit Benutzung aller Thatsachen ist ausgeführt, wie jeder wahrhaft große politische Charakter den Belgiern fehlte, wie die Presse seit dem ersten Beginnen der Revolution eine zügellose, schmuzige Richtung nahm, wie die Regierung in ein Extrem hineingestoßen wurde und sich große Unredlichkeiten zu Schulden kommen ließ, wie endlich nach dem Scheitern des Vonckistischen Complots in Flandern die Staatenpartei den Sieg gewann und ein Schreckenssystem einführte, das die letzten Zeiten der östreichischen Herrschaft und alle Grausamkeiten und Willkür des Generals d'Alton übertraf. Ferner ersehen die Leser mit vollkommener Überzeugung, wie schlecht die äußern Angelegenheiten bedacht waren, wie mangelhaft die Kriegführung und wie wenig van der Mersch gegen die Zuchtlosigkeit im Heere und gegen die Intriguen seiner Feinde ausrichten konnte, bis ihn selbst das Loos unverdienter Gefangenschaft traf. Unter den schätzbaren Einzelnheiten gedenken wir besonders der Kritik über die brabantische Bundesacte und der Bemerkungen über das Verwerfen der Propositionen, welche Kaiser Leopold den abgefallenen Unterthanen machen ließ. Das letztere, sagt Hr. Arendt (S. 360), bezeichnet den Wendepunkt der Revolution, nicht den äußern Thatsachen nach, denn für diese erscheint er erst später, wol aber für die innern Gründe der Ereignisse. Jene äußern Thatsachen, das Vordringen der östreichischen Truppen, die Pöbelherrschaft in Brüssel im September und October 1790, die fanatischen Proclamationen, die Feigheit der Belgier im Felde, alles dies hat der Verf. mit Fleiß und Sorgfalt beschrieben bis zu dem Definitivvertrage vom 10. December 1790, der die Niederlande wieder unter die Herrschaft des Hauses Östreich stellte. Die brabantische Republik hatte kaum ein Jahr gedauert.

Am Schlusse unserer Relation bemerken wir noch, daß zur Kenntniß der Ansichten, welche in Deutschland über die brabantische Revolution bei ihrem Beginnen herrschten, der freimüthige Aufsatz Spittler's im ersten Bande des „Göttingischen historischen Magazins" (Sämmtliche Werke, Bd. 11, S. 298—334) von Wichtigkeit ist. Die darauf (S. 336—393) folgenden Nachrichten über van der Mersch sind aus den Memoiren Dinve's entlehnt, die Hr. Arendt gleichfalls, wenn auch nicht in dieser Ausführlichkeit, benutzt hat.

4. „Der Jesuit Girard und seine Heilige. Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, mitgetheilt von A. Kurtzel." Es enthält dieser Aufsatz eine solche Anhäufung jesuitischer Schändlichkeiten, daß man zur Ehre der Menschheit glauben möchte, das Alles habe sich nicht so zugetragen. Aber der Verf. hat die sämmtlichen Quellen (es sind neun Schriften) benutzt und am Schlusse mit aller Unparteilichkeit gewürdigt; überdies findet die ganze schauerliche Geschichte ein Seitenstück in der „Weiblichen Disciplin" des Bruders Cornelis Adriaensen aus dem 16. Jahrhunderte, die Münch in seinen „Denkwürdigkeiten zur politischen Reformations- und Sittengeschichte der drei letzten Jahrhunderte" (Stuttgart 1839) von neuem erzählt hat, sowie in den empörenden Liebesgeschichten des bekannten bairischen Jesuiten Marellus. Es sind das allerdings die dunkelsten Capitel der Sittengeschichte, aber man muß sie lesen, wie sehr sich auch das Auge davon wegwenden und die Feder sträuben mag, sie niederzuschreiben. Der Jesuit Girard trieb sein unheiliges Wesen zu Toulon in den Jahren 1729—31 und das von ihm auserkorene Opfer war Katharina Cadière, die schöne, kaum achtzehnjährige Tochter einer reichen, bigoten Kaufmannswitwe. Sein erstes Bestreben war, in seiner Beichttochter die Keime einer gesunden Religion und ernsten Moral zu unterdrücken, dann spiegelte er ihr im Beichtstuhle vor, sie sei zu großen geistlichen Dingen bestimmt, sie werde dereinst eine Heilige sein, versetzte sie durch Anblasen, Manipulationen und andere Künste des thierischen Magnetismus in Ohnmachten, somnambule und convulsivische Zustände, erhitzte ihre Phantasie durch die unreinsten Bilder und unzüchtigsten Fragen, die er stets mit salbungsvoller geistlicher Zusprache und mit Gebeten zu verbinden verstand, schloß sich ganze Stunden mit ihr in ihrer Kammer ein und wußte durch Hülfe seiner geschäftigen Kupplerin, der Frau Gupol, ihren Leib wie ihre Seele auf das abscheulichste zu zerrütten.

Wenn der Pater erschien — so erzählt Hr. Kurtzel — so wurden gewöhnlich die Convulsionen seiner Beichttochter für den Augenblick noch ärger und ihre Verwünschungen gegen den Pater und die Religion wahrhaft schrecklich (Girard hatte sie nämlich verpflichtet, auf ein Jahr aus Liebe zum Heilande den Zustand der Besessenheit anzunehmen); dann legte er aber seine Hände auf ihren Busen, beugte sich über sie, blies sie an und die Convulsionen gingen bald in eine ruhige Erstarrung, bald in einen somnambulen Schlaf über, in welchem sie mit ihm von ihrer Liebe sprach und religiös-schwärmerische Betrachtungen hielt. Einst — als sie aus einem dieser starrkrampfähnlichen Zustände erwachte, fand sie sich in einer unzüchtigen Stellung und litt heftige Schmerzen. Der Pater kniete am Bett, hielt seine Mütze in den Händen und betete — er hatte sie zum ersten Male entehrt. Als Katharina über die heftigen Schmerzen klagte, erhob er sich, küßte sie und sagte lächelnd: „Ich glaub' es wol, mein Engel, die Heiligen müssen viel leiden, ehe sie zur Gerechtigkeit eingehen, und mir ist es befohlen,

nach dem Willen der unerforschlichen Liebe deine Leiden vorzubereiten."

Es ist wahrhaft grauenhaft, daß Girard immer nur dann zur wirklichen That schritt, wenn das unglückliche Mädchen bewußtlos, oder wenigstens in einer solchen Verfassung war, daß sie ihm nicht widerstehen konnte.

Außer dieser abscheulichen Behandlung nahm Girard noch andere Schändlichkeiten mit dem armen Mädchen vor. Er ritzte ihr Wunden in die Seite, an die Füße und an die Hände, er betete diese Wunden an und machte die Visitation des Leibes seiner Heiligen zu einem besondern Cultus, er nöthigte sie vor ihm niederzuknien, sich ganz auszukleiden, und geißelte sie, weil sie Gottes Gnade muthwillig von sich gewiesen hatte, ja, endlich eröffnete er ihr, daß er an seinem Leibe ein gleiches göttliches Wundenzeichen habe, durch das er ihren Leib segnen müsse, kurz, es ist nicht möglich, alle die verruchten Streiche und unzüchtigen Situationen zu schildern, in die er täglich das arme Mädchen riß und sie mit kalter Besonnenheit gänzlich seinen verderbten Lüsten und seinen gaukleriſchen Zwecken opferte. In Folge dieser Scenen fand Girard Zeichen, daß Katharina Mutter werden sollte. Er besann sich nicht lange, ihr täglich ein abtreibendes Pulver einzugeben, ihr dabei alle Handreichungen zu thun, sodaß sich die thörichte Mutter gar nicht genug über die zärtliche Sorgfalt des Beichtvaters wundern konnte, und erreichte auch seinen Zweck, ohne daß ein Arzt zu Rathe gezogen werden durfte.

Bei diesem Unwesen hatte der schlaue Jesuit aber doch nicht verhindern können, daß der Zustand seiner Heiligen ruchtbar wurde und eine Inspection des Bischofs zu befürchten war. Er hielt es daher für das Beste, sie trotz des Sträubens ihrer Verwandten (der jüngere Bruder, ein Dominicaner, war schon längst mistrauisch) in das Kloster Ollioules zu stecken. So lange sie dort allein war, genas sie körperlich und geistig; als aber Girard, den die Furcht vor der bessern Erkenntniß Katharina's und die eigene geschärfte Sinnlichkeit dahin trieb, wieder ihr Beichtvater geworden war, traten die convulsionnairen Zustände, die Heiligenscenen, wieder ein; das ganze Kloster schrie Mirakel, die abergläubische Menge strömte von allen Seiten herbei. Aber Katharina's Verhältniß zu Girard hatte sich unter diesen Vorgängen doch geändert, sie sah selbst ein und wurde durch verständige Nonnen überzeugt, daß sie nur die Geliebte des Paters gewesen sei, und wenn sie ihm auch noch aus Gewohnheit oder Anhänglichkeit Manches zugestand, so mußte er doch seinen ganzen Einfluß anwenden, um sie zu geheimen Zusammenkünften zu vermögen und sie durch seine Briefe, deren er ihr vom Juli bis September 1730 wol 80 gesendet hat, in einer gewissen Abhängigkeit zu erhalten. Diese Briefe sind aber ganz besonders seine Ankläger, namentlich einer (S. 463), der rein und unverfälscht an das Tageslicht gekommen ist, denn Girard zwang das Mädchen ihm diese Liebesbriefe auszuliefern. Aber die Kälte zwischen Beiden nahm zu, bis Katharina endlich laut und bestimmt erklärte, sie sei gesund und wolle keine Heilige des Pater Girard mehr sein. Zur bessern Herstellung ward sie gegen Girard's Willen auf Befehl des Bischofs von Toulon auf das Land gebracht und der geistlichen Sorge des würdigen Karmelitermönches Niklas übergeben. Hier brachten ihre Bekenntnisse bald den abscheulichen Betrug an das Licht und nur ihre und der Familie dringende Bitten hinderten die Bestrafung Girard's durch seine geistlichen Obern. Katharina ward exorcisirt und darauf ruhig und ergeben.

Was nun noch folgt, ist nicht minder empörend zu berichten. Denn die Jesuiten waren so frech, eine Untersuchung und Rechtfertigung Girard's gegen die über ihn verbreiteten Beschuldigungen zu fodern, als deren Urheber sie den Pater Niklas und den Pater Cadière bezeichneten. Die unrechtlichsten Mittel wurden bei der Untersuchung angewendet, Katharina, auf alle Weise eingeschüchtert, beharrte lange dabei, nicht widerrufen zu wollen, bis sie endlich doch bekannte, von Pater Girard nur auf den Weg des Guten geleitet zu sein und die frühern Aussagen nur auf Zureden des Paters Niklas gethan zu haben. Die bürgerliche Obrigkeit hatte im Ganzen die Jesuiten gewähren lassen, aber die Erbitterung des Publicums gegen sie veranlaßte im März 1731 ein neues Einschreiten derselben. Nun gestand Katharina das Unfreiwillige ihres Widerrufes, Chaubon, ein berühmter Advocat, sprach mit Freimüthigkeit und Kühnheit für sie und gegen die Jesuiten, aber das Urtheil des Parlaments von Aix im October 1731 war doch eine Unterdrückung des Rechts. Alle Verhafteten wurden in Freiheit gesetzt, Girard dem geistlichen Gerichte übergeben, Katharina in die Kosten verurtheilt, die für sie abgefaßte Vertheidigungsschrift sollte der Gerichtsdiener zerreißen. Das Urtheil regte das Volk in Toulon, Aix und Marseille furchtbar auf, es wollte die Jesuitencollegien verbrennen und die bewaffnete Macht mußte einschreiten. Dafür holte man Katharina in Toulon feierlichst ein und ehrte ihre Leiden auf alle Weise. Dann zog sie sich nach Nizza zurück, wo sie einen vollständigen Bericht ihres Verhältnisses mit Girard niedergeschrieben hat, in dem nach Hrn. Kurtzel's Urtheil die Consequenz, die natürliche Einfachheit, die Reue, der religiöse-Ernst durchaus zu Gunsten ihrer Aufrichtigkeit spricht. Girard mußte Toulon und Aix schleunigst verlassen und ist in Burgund, seiner Heimat, gänzlich verschollen oder in ein anderes Land geschickt, da der Orden der Jesuiten einen so ausgezeichneten Vertreter ihrer Moral wol schwerlich ohne Beschäftigung gelassen haben wird.

(Der Beschluß folgt.)

John Davy über die ionischen Inseln.

John Davy gab in zwei Bänden heraus: „Notes and observations on the Ionian Islands and Malta", ein interessantes Werk, wenn man die Dunkelheit mit in Rechnung bringt, welche im Allgemeinen über den Zustand der ionischen Inseln herrscht. Daß der Verf. nicht gründlicher in seinen Gegenstand eingegangen ist, muß man um so mehr bedauern, da er sich im Allgemeinen als guter Beobachter zeigt. Er ist jedoch als Diener der Verwaltung leider nicht ganz frei von Engherzigkeiten

und Vorurtheilen. Von dem Scheinbilde der Constitution äußert er allerdings, sie sei weniger frei als sie erscheine, aber sie sei dem Bildungszustande des Volkes angemessen, und wenn dieses für die Freiheit reifer wäre, würde man ihm auch mehr Freiheit bewilligen — der gewöhnliche Beschönigungsgrund, welchen despotische Regierungen für ihre Maßregeln haben. Dagegen äußert ein englisches Journal: „Daß eine solche Verwaltung so bald einen bessern Zustand des sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes der Einwohner herbeiführen werde, läßt sich kaum erwarten. Für den Augenblick ist es klar, daß die Eingebornen keinen Schritt ohne Erlaubniß der Regierung thun können und daß sie noch in statu pupillari sind und wahrscheinlich noch lange bleiben werden." Von dem literarischen und intellectuellen Zustande dieser Inselbewohner entwirft John Davy folgendes trostlose Gemälde: „Ich glaube, man darf keinen Widerspruch fürchten, wenn man behauptet, daß diejenigen Wissenschaften, deren Anwendung auf den Nutzen und die Praxis geht, gegenwärtig auf diesen Inseln fast unbekannt sind. Es ist sehr zu bezweifeln, ob es unter der gesammten Bevölkerung ein einziges Individuum gibt, welches im Stande wäre, die Höhe eines Berges trigonometrisch zu berechnen, oder den Längen- und Breitengrad irgend eines Ortes zu bestimmen, oder mit Erfolg die chemische Analyse eines Minerals, des Erdreichs oder des Wassers zu unternehmen. Die Geistlichen, von denen sehr wenige auf einer fremden Universität eine literarische Bildung genossen haben, sind äußerst unwissend. Geistige Bildung wurde bis jetzt noch gar nicht als ein nothwendiges Erforderniß für das geistliche Amt angesehen. Ich habe erfahren, daß neuerlich selbst das Haupt der griechischen Kirche, der Patriarch zu Konstantinopel, ein Synodal-Circular ausgehen ließ, worin er vom Studiren als dem Glauben schädlich und zur Ketzerei verführend abräth. Gerechtigkeitspflege und Medicin können ohne Kenntnisse nicht ausgeübt werden; und die kenntnißreichsten Männer der Jonischen Inseln gehören diesen Berufszweigen an; viele von ihnen haben sich auf den Universitäten Italiens gebildet. Aber selbst ihre Kenntnisse sind im Allgemeinen oberflächlich und handwerksmäßig und selten mit Philosophie und Wissenschaft verbunden. In den höhern Classen der Gesellschaft gibt es Manche, welche auswärts studirten und in ihrer Eigenschaft als Edelleute nicht übel gebildet sind, besonders in der modernen italienischen und alten griechischen Literatur. In der That gibt es unter ihnen Viele, welche gute Sprachkenntnisse besitzen, sowol was die alten als was die neuern Sprachen betrifft, und mit Vortheil in gemischter Gesellschaft erscheinen können. Aber ihre Geistesbildung ist mehr schimmernd als von praktischem Nutzen. Wenn der geistliche Stand unwissend ist, wie könnte die Masse des Volks das Gegentheil sein? Sie sind in außerordentlichem Grade unwissend und ebenso abergläubisch. Der Glaube an den bösen Blick ist allgemein und man gebraucht Mittel, um sich vor seinem Einfluß zu schützen, oder die bösen Wirkungen, die man ihm zuschreibt, zu entfernen. Zu dem erstern Zwecke hängen sie den Kindern in Leinwand gewickelte Reliquien von Heiligen um den Hals und befestigen an dem Nacken junger Thiere ein Klöbchen Knoblauch oder ein Stück Holzkohle oder Brot. Sie glauben an Geistererscheinungen und Gespenster, und daß diese Geister die Kraft haben, Einem etwas anzuthun, wogegen Reliquien und Zaubermittel helfen. Sie glauben, daß ein Excommunicirter oder Gottesleugner unter einem besondern Einfluß stehe, der seinen Geist nach dem Tode heraufbeförderе und den Körper vor dem Zerfallen in seine Elemente schütze, indem er ihn ganz und „unverzehrt von der Erde" bewahre. Sie glauben, daß der plötzliche Tod von Thieren durch Geister veranlaßt wird, welche in der Luft umherfliegen, und daß Personen, welche mit der Rose, mit Lähmung oder Geschwulst behaftet sind, ihr Unglück derselben eingebildeten Ursache verdanken. Sie glauben, daß der Teufel die Macht hat, sich in die Körper von Menschen zu stecken, und daß er durch gewisse Mittel vertrieben werden kann. Auch gibt es Kirchen, welche in dem Rufe stehen, Heilungen dieser Art bewirken zu können, und wo man die unglücklichen Geschöpfe, die man besessen glaubt, einsperrt und mehre Tage lang ohne Nahrung läßt, fesselt und beschwört. Man sagt, daß in jeder Kirche Ketten für diesen besondern Zweck vorhanden sind." 5.

Notizen.

Das zweite Théâtre français in Paris, auch nach dem ihm angewiesenen Gebäude das Odéon genannt, hat beim Beginn der Wintersaison seine Vorstellungen, die es während des Sommers ausgesetzt hatte, wieder begonnen. Die ersten Stücke, die zur Aufführung gekommen sind, haben ein hohes Interesse. Zuerst hat man ein neues Drama von Camille Bernay, einem sehr talentvollen Dichter, gegeben, den der Tod in der Blüte seiner Jugend hingerafft hat. Dasselbe heißt „L'héritage du mal". Es schwebt über dem Ganzen eine unheimliche Düsterheit, die an Hamlet erinnert, und Hohn und Verzweiflung über den Jammer des Lebens machen sich oft in zerreißenden Ausbrüchen Luft. Bernay, von dem das Théâtre français noch bei seinen Lebzeiten ein Lustspiel („Le ménéstrel") aufführte und der Werner's „Vierundzwanzigsten Februar" übersetzt hat, war der Sohn eines Maître d'hôtel des Grafen Appony. An „L'héritage du mal", in dem ein Shakspeare'scher Geist weht, schloß sich „Falstaff de Shakspeare par Léon Marcel" ganz natürlich an. Dieses Stück ward mehr um des großen Namens, der jetzt auch in Frankreich einen guten Klang hat, als um seiner selbst willen günstig aufgenommen. Nur einzelne Blätter, z. B. „La France", tadeln das bunte Gemisch des tragischen Ernstes und des ausgelassensten Scherzes, das sich fast in allen Stücken Shakspeare's findet. Die Bearbeitung, die von den Herren Vaguerre und Meurice herrühren soll, ist im Allgemeinen nicht unglücklich, und ein sehr geistreicher Prolog von Théophile Gautier (von dem neulich die „Revue de Paris" einen interessanten Aufsatz: „Shakspeare aux funambules", brachte) hatte das Publicum ziemlich empfänglich gemacht, die derben Witze Falstaff's zu belachen. Aber im Ganzen waren dieselben den Franzosen, die lange von Falstaff hatten reden gehört, doch nicht recht mundgerecht. Wenn sie auch Shakspeare nicht mehr ein „monstre" nennen werden, wie es Voltaire that, so können wir doch dem „Falstaff" kein günstiges Prognostikon stellen. Ref. kann indessen nicht verhehlen, daß ihm, so hohen Genuß er der Lecture der Shakspeare'schen Stücke verdankt, doch auf der Bühne der alte dicke Prahlhans Falstaff stets eine langweilige Figur gewesen ist. Schon Goethe sagt, daß Shakspeare, wenn auch im höchsten Grade dramatisch, doch nicht in allen Theilen theatralisch ist. Er hat Scenen, die bei der Aufführung, wenigstens auf unserer jetzigen Bühne, unendlich schleppen und das Interesse einschläfern, das bei der Lecture der immer sprudelnde Witz des großen Dichters wach erhält.

Von dem Unbekannten, der vor kurzem ein Werk über Preußen herausgegeben hat und dessen Name allen pariser Correspondenten der deutschen politischen Zeitungen zum Trotz noch nicht bekannt geworden ist, erhalten wir eine neue politische Monographie unter dem Titel: „De la Russie et de la France par un Inconnu." Er beleuchtet besonders die Frage, die seit der Auflösung der englisch-französischen Allianz in Anregung gekommen ist, ob es nämlich im Interesse Frankreichs sei, sich an Rußland anzuschließen. Man hat diesen Inconnu mit dem Inconnu, der im Journal „La Presse" geistreiche Feuilletons schreibt, in Verbindung bringen wollen. Diese Vermuthung ist aber gänzlich aus der Luft gegriffen. E. Pelletan, so heißt der Inconnu der „Presse", befaßt sich wenig mit der Politik und schreibt fast nur literarische Artikel. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 342. — 8. December 1842.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge vierter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 341.)

5. „Erasmus von Rotterdam. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. Von H. Escher." Da das Leben des Erasmus bereits von achtbaren Gelehrten beschrieben worden ist, so war es dem Verf. weniger um neue literarische Ausbeute zu thun als um die richtige Würdigung seiner Verdienste und um die Ausmittelung seiner wahren Stellung zu seiner Zeit und zur Reformation. Ist nun gleich eine solche schon anderweitig gegeben, so gereicht es doch Hrn. Escher zur Ehre, dieselbe bei den immer mehr hervortretenden Tendenzen des Ultramontanismus und den wieder auftauchenden Angriffen des Realismus gegen wahre Wissenschaftlichkeit von neuem unternommen zu haben. Die letztere beruht aber vor allen Dingen auf den classischen Studien und es ist in unsern Tagen, wo so viele unverständige Angriffe gegen diese gerichtet werden, doppelt löblich wahrzunehmen, wie ihre Vertheidigung gleichsam der rothe Faden ist, der sich durch die ganze Abhandlung hindurchzieht. Mit Recht bemerkt der Verf., daß Erasmus in das große Werk der Wiederherstellung der Wissenschaften auf eine Weise eingegriffen habe, deren keiner seiner Zeitgenossen fähig war, und daß die leichte Faßlichkeit seiner lateinischen Schriften, ihre Anmuth und gefällige Form bei Hohen und Niedern eine Aufmerksamkeit erregt hätten, wie es weder einer tief eindringenden gelehrten Untersuchung noch der scharfsinnigsten Speculation möglich gewesen wäre. Dies wird an seinen einzelnen philologischen Schriften, an seinen Briefen und an seiner lateinischen Übersetzung des Neuen Testaments nachgewiesen und dabei zugleich durch passende Stellen gezeigt, wie es ihm überall zugleich um praktisches Christenthum, um Bekehrung und Veredelung der Sitten zu thun gewesen sei. Außer diesen Bestrebungen verdiente sein Verhältniß zu Luther und den Reformatoren besondere Berücksichtigung. Die Grundansichten beider Männer waren zu verschieden, als daß hier eine Einigung hätte stattfinden können, wenn beide auch in ihrem Hasse gegen die Mönche übereinstimmten. Erasmus suchte sein Lebensglück in ungestörter Beschäftigung mit den Studien, seine Überzeugung war gegen jeden Glaubensdespotismus, den er bei Luther auch fürchtete; Verstellung, Furchtsamkeit, Argwohn, ein gewisser Mangel an Selbständigkeit waren ihm durch seine Lebensschicksale zur andern Natur geworden, allzu große Reizbarkeit und Empfindlichkeit gegen Tadel ließen ihn die Angriffe und Urtheile Luther's über seine Paraphrasen nicht vergessen — bei solchen Eigenschaften mußte ihm das kräftige Auftreten Luther's als tadelhafte Anmaßung erscheinen, von der er in seiner Neutralität nichts wissen mochte. Zu allen diesen finden sich die factischen Belege in den einzelnen Erlebnissen und Schriften des Erasmus, auf die wir hier nicht eingehen können, wol aber dem Verf. das Lob einer unparteiischen Schilderung ertheilen müssen, die ihren oben angegebenen Zweck gerade aus diesem Grunde nicht verfehlen wird.

6. „Über die französischen Verfassungsformen seit 1780. Von Friedrich von Raumer." Wir meinen nicht, daß der berühmte Verf. es nöthig gehabt hätte, den Abdruck dieser vor einer gemischten Versammlung in Berlin am 5. Februar d. J. gehaltenen Vorlesung irgendwie zu bevorworten. Denn ebenso wenig als wir Anmerkungen und Beweisstellen, welche die moderne historische Weisheit ein veraltetes Rüstzeug zu nennen beliebt, für ungehörig bei einem geschichtlichen Aufsatze ansehen, so wissen wir auf der andern Seiten auch die mit geistreicher Präcision von einem welt- und geschichtskundigen Mann gegebene Darstellung der Resultate in gebührenden Ehren zu halten. Und alle diese Bedingungen sind in dem vorliegenden Aufsatze erfüllt. Nach einer einleitenden Übersicht spricht der Verf. aus, daß gegen den Anfang der Revolution bei den Franzosen das Vertrauen zu den Personen der Könige ganz geschwunden war, und daß sie, gleich abergläubig, Alles von staatsrechtlichen Formen und Verfassungen gehofft hätten. Als leitender Grundsatz galt fortan für das neuere französische Staatsrecht, daß nur Quantitäten überall zu berücksichtigen wären und entscheiden sollten. Derselbe trat in Gemeinschaft mit der Lehre von den Rechten des Menschen und des Bürgers in den beiden Verfassungen der Revolution (über deren Wesen auf S. 603 ein sehr wahres Wort gesagt ist) hervor, die sogenannte Directorialverfassung bereitete den Übergang zur erneuten Herrschaft eines Einzelnen, in der Consularverfassung vom 13. Dec. 1799 offenbarten sich gleichzeitig und in sonderbarer Mischung

Bonaparte's Abneigung gegen jede staatsrechtliche Beschränkung und Sièyes' Vorliebe für grillenhafte Versuche, mit denen der von dem Letztern im Anfange der Revolution aufgestellte Grundsatz ganz im Widerspruche stand, denn es zählte seit dem 18. Mai 1804 der eine Kaiser für 30 Millionen Franzosen. Und erst als das Kriegsglück nicht mehr die steigenden Übel der Tyrannei und leidenschaftlichen Ungerechtigkeit verdeckte, brach die dringende Foderung wieder hervor, Übel, welche durch Personen entstehen, durch die Hülfe von Formen auszuheilen. Daher die Charte von 1814 und deren Veränderungen von 1830, die allen frühern Verfassungen seit 1789 vorzuziehen ist, wie auch die größten Gegner derselben zugeben müssen. Einige Bemerkungen über ihre Vortheile und Nachtheile schließen sich hier an.

Das ist in kurzen Grundzügen der Inhalt der Raumer'schen Vorlesung. Aber wir können uns nicht enthalten, noch einige Stellen aus derselben anzuführen, die ebenso wol für den gesunden Blick des Verf. zeugen als für seine staatsrechtliche Billigkeit. So sagt er von der ersten constituirenden Nationalversammlung:

Es gab in ihr neben manchem Fanatiker eine große Anzahl der wohlgesinntesten Männer, und wenn sie irrten, ja sehr irrten, so haben sie ihren Irrthum mit dem Tode gebüßt und stehen edler und größer da als Menschen, die aus ferner, sicherer Stellung hintennach nur tadeln und verurtheilen, in Wahrheit aber noch jetzt nichts Gescheites zu Stande zu bringen wissen.

Ebenso richtig und beherzigungswerth ist folgende Stelle:

Der Geschichtschreiber soll die Zeit des Terrorismus begreiflich machen, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung nachweisen und das Menschliche auch in den ärgsten Verbrechern freudig anerkennen: aber diese (wie es in mancher gerühmten Geschichte der französischen Revolution geschieht) zu Helden umzustempeln, alle menschliche Freiheit, alle Zurechnung, allen Unterschied von gut und böse leugnen oder hinwegsophistisiren, ist selbst ein Verbrechen. Daß französische Schriftsteller und Journalisten die Schuld ihres Volkes oder jener Machthaber verringern, oder doch in milderm Lichte darstellen wollen, würde nur dann, wo nicht zu billigen, doch zu entschuldigen sein, wenn sie diese Billigkeit nicht ausschließlich den Jakobinern, sondern ebenfalls den Königen und Hochgestellten zu Theil werden ließen; wenn sie nur nicht, zu wichtigen Posten gelangt, ohne Gewalt der Verhältnisse zu erleiden, noch jetzt jenen verdammlichen Grundsätzen gemäß redeten und handelten.

Zuletzt, nachdem des wesentlichen Unterschiedes zwischen dem deutschen und dem französischen Elemente in constitutionnellen Dingen gedacht ist und der edeln Versöhnung, die durch die Kraft tieferer Gedanken und kluger Praxis an vielen Orten zu Stande gekommen ist, heißt es, daß, wenn auch über staatsrechtliche Formen noch verschiedene Ansichten in Deutschland herrschten, ja hier und da beklagenswerthe Rückschritte eingetreten wären, doch über die Personen der Herrschenden kein Zweifel obwaltet.

Sowie die Verhältnisse der Ehe und Familie nicht durch den Buchstaben der Ehestiftungen und die Paragraphen des Landrechtes ihre höchste Heiligung und Verklärung erhalten, so auch die Verhältnisse der Herrschenden und Unterthanen nicht durch den bloßen Buchstaben der Verfassungsurkunden. Jede Familie, jeder Staat bedarf noch ganz anderer Eigenschaften und Tugenden des Kopfes und Herzens. Diese geben jenem Buchstaben erst Bedeutung und Haltung, erheben über Krankheiten und Mängel, welche jeder Tag hervortreibt; heilen dieselben oder gewähren — sofern dies unmöglich erscheint — einen edeln Trost über unabänderliche Schicksale. Wenn die Engländer im Augenblicke furchtbarer Gefahr ihrer kinderlosen Elisabeth begeistert zuriefen: Königin, wir sind alle deine Kinder! — wenn die Ungarn gelobten für Maria Theresia zu sterben; wenn die Preußen, nach des Königs Ruf, freudig in den Tod gingen, um den Ruhm ihrer Vergangenheit, die Freiheit der Gegenwart und die Aussicht in eine würdige Zukunft von siegesübermüthigen Feinden zu erobern: so erblicken wir darin, wenn nicht die Form, dann gewiß den Geist einer Verfassung, wie man ihn nicht durch eine abstracte Erklärung der Menschenrechte oder einen Sénat conservateur erkünsteln kann. Hob doch Vaterlandsliebe auch die Franzosen bald über all diese Versuche empor.

Jener Geist aber bedarf einer Form, wie die Seele auf Erden eines Leibes. Deshalb werden diejenigen Völker und Herrscher den höchsten Preis davontragen, welche diese Ineinandergreifen, diese Übereinstimmung und Einigkeit der Formellen und des Persönlichen, des Geschichtlichen und Wissenschaftlichen am besonnensten, muthigsten und folgerechtesten entwickeln, ihr Staatsrecht auf Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit gründen und es durch festes Vertrauen, begeisterte Liebe und unaustilgbare Hoffnung beleben und verklären.

In ähnlicher Weise hat Hr. v. Raumer bereits vor 14 Jahren in den einleitenden Worten zu seiner trefflichen Schrift über die preußische Städteordnung gesprochen, er hat seitdem England und Frankreich gesehen, aber aus beiden Ländern ein deutsches Herz mit in die Heimat zurückgebracht. 19.

Romanenliteratur.

1. Margaretha, von Frédéric Soulié; aus dem Französischen von W. Schultze. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1842. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wie die äußern Begebenheiten sich in dem Innern der Seele widerspiegeln, das versteht Soulié vor Allem zu schildern, und auch hier wird das innere Leben der handelnden Personen zum reichen, vollständigen Accompagnement des Hauptthemas. Es ist eine traurige Lebenswahrheit, daß die Unschuld oft verkannt, das Unrecht oft von den Verhältnissen beschützt wird. Die untreue, pflichtvergessene Frau, welche unter der Ägide ihres Mannes sündigt, geht ungestraft durch das Leben, während die verführte Unschuld, die mit irgend einem äußern Skandal begleitete Sünde oder Unvorsichtigkeit gebrandmarkt wird. Jeanne, die Gattin des jungen Dichters Chambel, ist unstreitig die edelste Erscheinung des Buchs, obgleich sie ihren ersten Mann für den Geliebten verlassen hat. Sie ging dabei aufrichtig zu Werke, sie schrieb und gestand dem Gatten Alles; sie hat sich nie einer Unwahrheit schuldig gemacht und war nur durch die Neigung zu dem jungen Manne verblendet. Er hatte ihr vorgeklagt, wie allein er stände in seinem Talent; er hatte sich verkannt, zurückgesetzt geschildert; das Mitleid hatte den Weg gebahnt zu dem Gefühl, welches, obgleich illegitim, doch durch Wahrheit geheiligt war. Chambel war aber einer von jenen Charakteren, welche Komödianten und Zuschauer zugleich sind. Schwach, eitel, leicht zu handhaben, wenn man ihn bei der Eitelkeit angriff, war er in seinen Gedanken stets ein Romanheld, dessen Rolle aus dem Heroischen ins Tragische wechselte. Solche Männer haben Glück bei den Frauen und verführen gewöhnlich gewissenlos mit ihnen. Ihre Neigung wohnt mehr in der Ima-

gination als im Herzen und nur die Sinnlichkeit drückt derselben den Stempel der Wahrheit auf. Chambel soll für die Partei des Abbé Norton gewonnen werden und ein Artikel in dessen Journal preist seine Dichtung. Er ist nicht mehr der unbekannte, sondern der gefeierte Dichter, und seine Frau, die Alles für ihn verließ, als er noch arm und unglücklich war, sieht sich jetzt vernachlässigt für die Frau des Redacteurs, Frau von Morency. Die Ausbrüche ihrer Eifersucht, die Scenen mit dem Manne, die innern Kämpfe und die Aeußerungen ihrer Leidenschaften sind sehr lebendig geschildert. Frau von Morency hatte gewußt, den Verdacht auf Margarethe, ein unschuldiges, ihrer Obhut anvertrautes Mädchen, zu lenken, und diese fühlt auch wirklich eine Neigung für Chambel, gegen welche sie kämpft, die sie bereut. Sie schreibt ihr Bekenntniß dem Abbé Frontin, ihrem Beichtvater, und die eifersüchtige Isaura weiß sich den Brief zu verschaffen. Der Brief enthüllt ihr das wahre Verhältniß ihres Mannes, leitet ihren Verdacht auf die richtige Spur. Sie leugnet nicht, ihn erbrochen zu haben, und meint durch das Geständniß ihres Unrechts den Fehler zu büßen. Der Brief fällt aber in die Hände Chambel's, der sogleich, von der Liebe zu Frau von Morency geheilt, für die unschuldige Margaretha erglüht und es ihr schreibt. Der Brief wird von der Superiorin des Klosters, in dem sie Zuflucht suchte, aufgefangen, er kommt in Frau von Morency's Hände, sie benutzt ihn zur Rache gegen Margaretha und Isaura zugleich. Margaretha, die als Erzieherin in ein vornehmes Haus eintreten sollte, wird, als im Verhältniß zu einem Ehemann stehend, verwiesen. Der Abbé Norton, der sich der armen Waise angenommen, verstößt sie, obgleich er von ihrer Unschuld überzeugt ist, denn er darf nicht den Heiligenschein der Tugend, den er sich geschaffen, beeinträchtigen; sie findet Schutz bei dem armen Abbé Frontin, ihrem frommen Beichtvater. Aber auch an Isaura rächt sich Frau von Morency, indem sie ihr den Brief ihres treulosen Gatten schickt. Die Gewißheit, seine Liebe verloren zu haben, gibt ihr den Entschluß ein, ihn zu verlassen. Mit der unschuldigen Margaretha, die sie durch die Erbrechung des Briefs zu Grunde gerichtet, mit dem Abbé Frontin, von dessen frommer Leitung sie Heil und Trost erwartet, reist sie ab von Paris. Chambel aber wird Redacteur des Norton'schen Journals; er in seiner Charakterschwäche und Leitbarkeit ist ein erwünschtes Werkzeug in den Augen des Abbé. Margaretha hatte in das Haus des Herzogs von — als Gouvernante treten und Norton dort nützlich sein sollen; jetzt war sie unbrauchbar geworden, während Chambel, dessen Charakterschwäche alles das Familienunglück sowie auch den öffentlichen Skandal herbeigeführt hatte, noch brauchbar war. Norton ist in seiner schroffen Tugendheuchelei, in seinem berechneten Jesuitismus sehr gut gezeichnet und eine der hervortretendsten Figuren im Roman, das wahre Bild des intriguanten Priesters, während Frontin, der fromme Priester, ihm sehr glücklich gegenübergestellt ist. Soulié wird in seinem Streben, wahr zu sein, oft zu lang; so hätte er sich z. B. das ganze Capitel über den Namen Morency ersparen können. Wo die Weitläufigkeit aber zur Entwickelung der Charaktere beiträgt, kann man ihm indeß nicht dankbar genug sein.

2. Die Lescombat von Roger de Beauvoir; aus dem Französischen von Wilhelm Ludwig Weschè. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Jetzt, wo ein blasirtes Publicum so schwer zu spannen ist, wird eine spannende Erzählung ein wahrer Schatz für Leihbibliotheken, und diese zwei Novellen, sowol die „Lescombat" als der „Bader von Dieppe", erregen und fesseln das Interesse und die Neugierde des Lesers. Wer nun freilich Wahrheit in Charakter und Lebensverhältnissen sucht, wird sich täuschen. Die Lescombat ist ein scheußliches Weib ohne irgend eine Versöhnung, und der Doctor Renard in der zweiten Erzählung ein Teufel, wie man wol nicht in Menschengestalt gesehen hat und wol auch nicht sieht, und die Liebe des jungen Mongeot, die ihn zu Verrath an dem Freund, zum schändlichen Spiel mit dem Herzen eines jungen Mädchens und endlich zum Mord treibt, trägt mehr das Gepräge des Wahnsinns als eines höhern Ernstes. Dennoch sind diese beiden Erzählungen fesselnd und unterhaltend. Daß die Guten, Tugendhaften, Edeln nicht glücklich werden, wenn auch das Laster seine Strafe findet, ist das Resultat beider. Man legt sie verstimmt und traurig bei Seite, wenngleich man sie mit Interesse gelesen hat. Die einzelnen Züge und Scenen sind außerordentlich lebhaft und malerisch dargestellt. Obgleich das Gaunerleben in neuern Zeiten so oft gezeichnet ward, so werden doch hier noch neue Züge enthüllt und der französische Humor würzt sie mit den Wortspielen, Witzen und den anmuthigen Leichtfertigkeiten der Sprache und der Nation. Frauen, edle Frauen werden uns vorgeführt — Blanche und Lady Southwell — und beide sind sehr verschieden. Die eine wird um der schönen Kokette Lescombat willen verlassen und bleibt groß in ihrer Liebe und Sanftmuth, sie steht in allen traurigen Augenblicken dem Geliebten tröstend zur Seite, obgleich er nur ein Spiel mit ihrem Herzen getrieben hat, und nimmt auch sein Kind, das Kind der schändlichen Nebenbuhlerin an, um es zu erziehen. Lady Southwell wird auch betrogen und zu Grunde gerichtet. Der Doctor Renard, um einen vom Commodore Southwell ihm angethanen Schimpf zu rächen, ersteigt die Zimmer von dessen junger Gemahlin und vernichtet vor den Augen der Welt ihren Ruf. Sie wird verstoßen, der Gatte meint seiner Ehre wegen auf Scheidung antragen zu müssen, vermacht ihr aber sein ganzes Vermögen. Renard ermordet ihn und nimmt diese Schenkung an sich. Die Schönheit der Frau und ihr Vermögen hat ihn gelockt, und er verlangt ihre Hand — und da sie dieselbe einem Andern reicht, verfolgt er sie abermals, stört abermals ihre Ehe, vernichtet abermals ihren Ruf, indem er einen jungen, ihr ergebenen Bademann aus Dieppe als ihren Geliebten bezeichnet. Dem jungen Bademann verspricht sie ihre Liebe und ihre Hand, wenn er sie rächt, die geraubten Documente ihres ersten Gatten ihr zurückbringt. Er hat den Arzt in den Kahn gelockt, ihm die Brieftasche abgenommen, ihn ins Meer geworfen und dafür eine Todeswunde erhalten. Die Brieftasche überreichend, stirbt er zu der Lady Füßen und sie wird wahnsinnig. Ihr Verfolger aber, der Doctor Renard, schwimmt wieder ans Ufer zurück; er ist Arzt an dem Irrenhause; die Wahnsinnige wird ihm anvertraut, er heirathet sie und erhält ihr Vermögen. Der Schluß ist grauenerregend. Wie unwahrscheinlich indeß. Ein Vetter, Sir Robert, steht der Dame immer zur Seite und thut keinen Schritt zu ihrer Rettung. Kein Gericht kümmert sich darum, die unschuldige, tugendhafte Frau zu schützen; alle handelnden Personen schweigen, wenn sie reden sollten, und nur die Machinationen des Schurken treten ins Leben. Das ist unwahrscheinlich, aber dennoch spannend. Der junge Langlois, der Bademann von Dieppe, ist eine interessante Erscheinung, eine jener Nebelfiguren, in denen man nur Edles ahnet.

Roger de Beauvoir hat trotz mancher Vorwürfe, die man ihm machen kann, doch etwas Geistreiches geleistet, und gewiß, das Buch war des Übersetzens werth. Aber welche Übersetzung hat Hr. Weschè geliefert? er, der die Sand'schen, Dumas'schen und noch andere Werke durch ein gutes, reines, wenn auch nicht immer elegantes Deutsch wiedergegeben hat, bietet hier dem Publicum eine der schlechtesten Übersetzungen, die man je gelesen. Es sind lauter Verstümmelungen der deutschen Sprache aneinander gereiht; man muß sich manches erst ins Französische übersetzen, um es nur zu verstehen, und Vieles scheint der Übersetzer selbst nicht verstanden zu haben Worte, die nur das Wörterbuch, nicht der Sinn gegeben, Mißklang der Sprache, Ungeschick der Construction, Fehler aller Art! Schon der Titel — „Der Bader von Dieppe" — man meint, einen Chirurg oder Barbier kennen zu lernen, und es ist ein Bademann, wie man sie in allen deutschen Seebädern findet. Ref. möchte vermuthen, daß Hr. Weschè nur seinen Namen zu dieser Arbeit hergegeben, daß eigentlich ein Franzose, der sehr gut Deutsch zu wissen glaubt, als Sprachübung die Übertragung dieses Werks unternommen hat.

3. Mimosen. Ein Kranz Novellen und Dichtungen von Pezzledrer. Wien, Pfautsch u. Comp. 1842. 8. 22½ Ngr.

Wenn ein Gymnasiast von 15 Jahren, der in Secunda eines deutschen Gymnasiums für einen gescheiten Kopf gilt, solche Aufsätze und Gedichte zur Übung in Stil und Versification niederschreibt, so können Ältern, Geschwister und Freunde sich daran freuen. Wie man aber solche Kleinigkeiten ohne Charakter, Gehalt und Interesse dem Publicum überreichen kann, ist unbegreiflich. „Der edelste Schatz" soll ein Genrebild aus dem Alpenleben des obern Steiermark sein, und einige Gebräuche des dortigen Lebens sowie Ausdrücke des Volks werden mitgetheilt. Die Geschichte aber ist arm an Erfindung, ohne Wahrscheinlichkeit; daß ein Vater die Tochter dem besten Schützen zur Braut geben will, ohne alle Nebenrücksichten, kann man sich allenfalls im „Freischütz" vorspielen lassen, wenn eine schöne Musik daneben das Ohr erfreut, in der Novelle aber will man nicht daran glauben. „Monsel", das Genrebild aus dem letzten Feldzug von Algier, ist ebenso mangelhaft; Monsel's Liebe zur Tochter des Astrologen und Monsel's Haß gegen seine Landsleute sind nicht motivirt, ebenso wenig wie der Negerin Affra Rache. Die Localfärbung wird durch die unbedeutenden Schilderungen der Natur nur unvollständig gegeben und die Erzählung hat keinen Werth. „Das Rheinlied", eine Erzählung, ist noch schwächer; man begreift nicht, warum man diesen gehaltlosen Aufsatz hat lesen müssen, warum er geschrieben ward? Das kleine, elf Bogen starke Heft enthält 24 Stück an poetischen und prosaischen Werken. Die Prosa ist unbeholfen, die Perioden sind oft ganz verdreht; die Versification stümperhaft. Das Publicum könnte es übel nehmen, daß man es mit so großer Nichtachtung behandelt und ihm solche Werke bietet. 8.

Bibliographie.

Alzog, J., Universalgeschichte der christlichen Kirche. Lehrbuch für akademische Vorlesungen. 2te, umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Abth. 1ste Hälfte. Gr. 8. Mainz, Kupferberg. 3 Thlr. 15 Ngr.

Barthold, F. W., Geschicht des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. 2ter Theil, von der Wahl Ferdinand's III. zum römischen Könige bis zum Schlusse des westfälischen Friedens. Royal-8. Stuttgart, Liesching. 1843. 3 Thlr. 15 Ngr.

Charles, J., Dichterleben aus unserer Zeit. Novelle. 8. Leipzig, Bösenberg. 1 Thlr. 10 Ngr.

Detzer, J. A., Einige Worte über Gründung von Gutenbergslesevereinen, und nähere Nachricht über den zu Feuchtwangen bereits bestehenden. Gr. 8. Nürnberg, Recknagel. 2½ Ngr.

Duller, E., und Freiligrath, F., 1862. Gedicht. Gr. 8. Darmstadt, Jonghaus. 2½ Ngr.

Engelmann, H. O., Ideen eines Aspiranten in den Vorhallen des Tempels, hervorgerufen durch gewisse Richtungen der Zeit in der Medicin. Gr. 8. Berlin, Voß. 7½ Ngr.

Freiberg, M. Frh. v., Erzählungen aus der bayerischen Geschichte. 1stes Bändchen. Gr. 8. München, Literar.-artist. Anstalt. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Fulda, K., Über die Erziehung zur Naturinnigkeit, ein Vortrag im literarischen Vereine zu Weißenfels gehalten und für Lehrer und Erzieher herausgegeben. Gr. 12. Halle, Lippert. 1841. 11¼ Ngr.

Ghillany, F. W., Die Menschenopfer der Alten Hebräer. Eine geschichtliche Untersuchung. Gr. 8. Nürnberg, Schrag. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hense, Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen. 2te bis 5te Lief. 12. Sangerhausen, Rohland. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Jahrhundert in seinen allerneuesten und vorzüglichsten bisher noch nicht ins Deutsche übertragenen Novellen und Erzählungen von Alex. Dumas u. A. m. Aus den neuesten Feuilletons des französischen Journals Le Siècle, ins Deutsche übersetzt von G. Lotz. 2ter Band: Der jüngere Sohn aus der Normandie, Roman von E. Berthet. — Der kleine Hund Josephinens und der Papagoy Marie Louisens, historische Anecdoten von M. de St. Hilaire. Gr. 12. Hamburg, Bödecker. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kock, P. de, Physiologie des Pariser Studenten. Frei nach dem Französischen von G. Moriz. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Lorrequer, H., Charles O'Malley der Irländische Dragoner. Aus dem Englischen übersetzt von C. K. Frei. 2 Bände. 8. Braunschweig, Leibrock. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

Löwe, F. A., Die Offenbarung und die Fragen der Zeit. Ein theologisches Bedenken. I. Die Grundfrage. — Auch u. d. T.: Die Zusammenstimmung des Glaubens mit der unerschütterlichen Selbstgewißheit und Wissenschaft in besonderer Anwendung auf die Irrungen der Gegenwart. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 1 Thlr. 20 Ngr.

Maurer, E., Der braune Reels oder der nordische Seeräuber. Eine romantische Skizze wahrer Begebenheiten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. 2 Bände. 8. Glogau, Flemming. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Pfarrhaus. Eine Familiengeschichte vom Verfasser von „die Mahleiche" u. s. w. 2 Bände. 8. Braunschweig, Leibrock. 1843. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ries, J., Vieles über Carlsbad und Einiges über Österreich mit Bezugnahme auf dessen Industrie und Anschluß an den deutschen Zollverein. Mit dem lithogr. Bildniß des Verfassers. 8. Leipzig, Hartknoch. 1843. 20 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Der Krieg Österreich's gegen Frankreich, dessen Allürte und den Rheinbund im Jahre 1809. Oder ausführliche Geschichte der Feldzüge in Deutschland, Italien, Polen und Holland; der Insurrectionen Tirol's und Vorarlberg's, der Aufstände der Altmark und in Hessen und der Züge des Herzogs Wilhelm von Braunschweig und des Majors F. v. Schill im Jahre 1809. 1ster Band. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Smidt, H., Heinrich Flaggentroß. Eine Seenovelle. Gr. 12. Frankfurt a. M., Sauerländer. 26¼ Ngr.

Söltl, Der Religionskrieg in Deutschland. 3ter und letzter Theil. Briefe und Berichte. — Auch u. d. T.: Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges in Deutschland. Gr. 12. Hamburg, Meißner. 2 Thlr.

Sophokles. Von J. J. C. Donner. 2 Bände. 2te verbesserte Auflage. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 2 Thlr.

Soulié, F., Auswahl der neuesten und besten Romane. 1stes bis 3tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Freier. Aus dem Französischen von O. von Birkeneck. 1stes bis 3tes Bändchen. — Jung und alt (Si jeunesse savait! si vieillesse pouvait!) von F. Soulié. Aus dem Französischen übersetzt von O. von Birkeneck. 1stes bis 3tes Bändchen. 16. Leipzig, Fort. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thalia. Taschenbuch auf das Jahr 1843. 30ster Jahrg. Herausgegeben von J. N. Vogl. 16. Wien, Bauer u. Dimböck. 1 Thlr. 20 Ngr.

Toussaint, Das Haus Lauermesse. Aus dem Holländischen von J. D. von Bétaz. 3ten, 4ter Band. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr. 10 Ngr.

Trollope, Mistreß, Vormund und Mündel. Ein Roman aus der wirklichen Welt. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. 3 Theile. Gr. 12. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1843. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wagner, W., Gedichte. Gr. 12. Darmstadt, Jonghaus. 1843. 20 Ngr.

Weltgegenden. Herausgegeben von Mosenig. 2ter Jahrg. 2ter Band. Süden. 8. Cöslin, Meyer. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 343. — 9. December 1842.

Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

Dritter Artikel. *)

Es ist wol nichts natürlicher, als daß, je höher die Gegenwart den Begriff eines Volks stellt, das Völkerrecht auch eine um so größere Wichtigkeit erlangen muß, und daß, je mehr der einzelne Staatsbürger sich als Theil des Volks fühlt, um so mehr auch das Völkerrecht für ihn an Bedeutung gewinnen und er einsehen wird, daß dies Recht auch ihn angehe, daß auch er an dessen Geltung und Geltendmachung Theil habe. Dies Gefühl, diese Einsicht ist für die Wissenschaft sowie für die Praxis des Völkerrechts von dem unendlichsten Einflusse; sie sind der befruchtende Gewitterregen, der nach langer unersprießlicher Dürre, nach einer drückenden Schwüle die Saaten dieses weiten Feldes kräftig emporkeimen lassen und dem erfahrenen Landwirthe, dem kenntnißreichen, klugen Gärtner die schönsten Früchte, die reichste Ernte versprechen wird. Denn ein Volk, das sich nach innen als Volk fühlt, wird sich nach außen auch als Volk, als moralische Person in jeder Beziehung des Worts zeigen, sowie der Mann, der da weiß, daß er als Theil der Gesammtheit des Volks gleich jedem Andern zählt, vom Völkerrechte ganz anders denken und schreiben wird als so viele jener alten, längstverblichenen Herren, deren schulgerechte Gelahrtheit sich von der Stichflamme der durch das Brennglas des göttlichen Rechts gar unerfreulich blendenden Souverainetät ganz außer Fassung hatte bringen lassen, die zu Bearbeitung des ihnen sogenannten Völkerrechts nur im festlichen Kleide, feiertäglich aufgestutzt, in allerdemüthigstem Humore schritten und vielleicht gar noch, wie einst Rousset, dagegen sich verwahrten, daß ihre nur unmaßgeblichen, unzielsetzlichen und unvorgreiflichen Ansichten irgendwie auf praktische Ausführung Anspruch machen oder gar höhern Prätensionen entgegentreten sollten. Daß solche Menschen auf dem glatten Parquetboden der praktischen Diplomatie, wo jeder allerhöchste Blick ihr jämmerliches, gegenwärtiges und zukünftiges Gleichgewicht für immer zu vernichten im Stande gewesen wäre, sich nicht halten konnten, verstand sich von selbst; daß sie aber dem Ganzen durch diese Unfähigkeit unendlich viel geschadet haben, ist leider nur zu wahr und wissen Die, welche die Folgen einer Unterthänigkeitsmanie wieder gut zu machen hatten, deren Selbsterniedrigungen auf so läppische Erhöhungen berechnet waren, wie wir sie nur etwa bei den Wilden finden, denen im Tauschhandel wahre Schätze für die erbärmlichsten und werthlosesten Lappen und Spielsachen abgenommen werden.

Wie anders ist es, seit Franklin's republikanische Einfachheit, seit das würdevolle Auftreten dieses, wie Flassan sagt, superbe vieillard zuerst die Bedeutung des Abgesandten eines freien Volks in ihrem vollen Glanze erscheinen ließ; wie anders, seit Frankreichs große Staatsumwälzung, von Amerikas jugendlichem Freiheitsstreben nicht wenig gefördert, Europas Völker aus ihrem dumpfen Schlummer zu einem regern, selbständigern Sein erweckte; wie anders, seit so manches Volk an Napoleon's Riesenkämpfen sich Muth erstritten und der Einzelne fühlen gelernt hat, wie jeder tüchtige Mensch ein Schwert des Brennus habe, das er in den Wagschalen des öffentlichen Lebens geltend machen könne! Ein neuer Geist, ein magnetischer Strom der Freiheit hat da das alte Europa durchschauert und nicht blos auf das innere Leben der Völker, nein auch auf ihre äußern Verhältnisse haben diese ungeheuern Ereignisse einen tiefen, ernsten Eindruck hinterlassen, einen Eindruck, der, wenn er sich in den völkerrechtlichen Beziehungen noch nicht schon kräftig und Allen faßlich geäußert hat, doch vielfach und durchgreifend sich noch äußern wird.

Wie sich in der Diplomatie, der praktischen äußern Politik, dieser Eindruck fühlbar zu machen anfängt, haben wir in unserm zweiten Artikel über die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter zu zeigen versucht, wo wir die auf Kosten der Gesandtschaften täglich wichtiger werdende Stellung der Consulate bei Gelegenheit der Beurtheilung der neuesten über Consuln erschienenen Werke zu besprechen uns erlaubten. Heute wenden wir uns von den Diplomaten weg zu deren eigentlichster Wissenschaft, dem praktischen, vor der Hand noch europäischen Völkerrechte, und lassen die freundlichen Leser hier als eine der neuesten literarischen Erscheinungen die

*) Die frühern beiden Artikel theilten wir in Nr. 335 u. 336 d. Bl. f. 1838 u. 339—342 f. 1839 mit. D. Red.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu' au congrès de Vienne; avec un précis historique du droit des gens européen avant la paix de Westphalie; par *Henry Wheaton*. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

so freudig begrüßen, wie wir dieselbe und zwar so recht von Herzen willkommen geheißen haben.

Wenn es wol auffallen könnte, daß die neue Zeit, nach Martens' allbekanntem „Völkerrechte", so wenig Ausgezeichnetes in einem Fache des Wissens leistete, dessen hohe Wichtigkeit und unendliche Bedeutung doch so klar und unbestritten sich herausgestellt hat, so mag sich dies wol dadurch erklären lassen, daß die Um- und Neubildungen der innern Verhältnisse der mehrsten, namentlich auch der deutschen Staaten — und Deutschland ist ja das ewig schreiblustige — die allgemeine Aufmerksamkeit so angezogen und gefesselt haben, daß die innere Politik, als zur Zeit noch die wichtigste und auch als Mutter der äußern, der hauptsächlichste Gegenstand wissenschaftlicher Arbeiten wurde, während man die äußern Verhältnisse theils parlamentarischen Debatten und Kammerverhandlungen, theils dem täglich an Umfang und Einfluß gewinnenden Journalismus zu überlassen pflegte. Es ist dies auch ganz heilsam und gewiß von den ersprießlichsten Folgen, da ja eben ein Volk, das über sein inneres Leben zum Bewußtsein gekommen und sich selbst klar geworden ist, diese bewußtvolle Klarheit auch auf die Leitung seiner äußern Verhältnisse übertragen und so den schönsten Beweis liefern wird, wie weit es in seiner politischen Mündigkeit vorgeschritten sei. Und wenn wir nun eben dieser Klarheit täglich mehr entgegengehen, wenn vor deren hellem Lichte schon jetzt die Nachtgebilde des göttlichen Rechts, der Obedientia passiva und wie sie sonst heißen mögen, in das ihnen allein zusagende Dunkel geflohen sind, wenn ihre Strahlen nun auch das Völkerrecht immer wahrer, richtiger und vorurtheilsfreier erfassen lassen werden, wer möchte dann noch zweifeln, daß es jetzt an der Zeit sei, einmal zu einer Revision der Lehren des bisher sogenannten Völkerrechts zu schreiten und dieses Recht endlich einmal mit seiner wahren Bestimmung in Einklang zu bringen?

Denn was half es, daß die Theorie Jahrhunderte lang vom Wesen, von der ursprünglichen Verbindlichkeit des Völkerrechts geträumt und gelehrt hat, da doch die Praxis ebenso lange diese Träumereien, diese Lehren, sobald es ihr nur immer beliebte, verhöhnte, ihre Resultate, wenn auch manchmal beifällig, aber doch nur belächelte und sich im geringsten nicht darum bekümmerte, was der Theorie nach Recht war, wenn dieses Recht mit irgend einem zu erlangenden Vortheile sich nicht vereinbaren ließ? Was Grotius mit all seinen Commentatoren gelehrt, was Pufendorf geschrieben, was Wolf zu beweisen gesucht, Battel aber mit der Leichtigkeit des praktischen Weltmannes allgemein genießbar gemacht hatte, was von diesen und tausend andern minder bedeutenden Schriftstellern für wahr, gerecht und recht anerkannt und als solches von den Kathedern herab gelehrt und angepriesen worden war, konnte Polens Schicksal doch nicht abwenden, konnte jene Theilungen nicht hindern, welche später zu bedauern das Völkerrecht allerdings unvergessen war. Die Schule hatte sich also vergeblich abgemüht, eine Verbindlichkeit ihres sogenannten Völkerrechts zu erfinden und begreiflich zu machen, während die Praxis nur Dem, was schon Thucydides gelehrt und Macchiavell's „Fürst" so glänzend perfidirt hatte, ein williges Ohr verlieh, Schrift und Rede lediglich zur Ausschmückung Dessen gebrauchend, was, weil Vortheil bringend, von ihr als Recht geltend gemacht werden sollte. Und so hätte man vom Völkerrechte zeitweilig — denn oft fielen glücklicherweise Recht und Vortheil zusammen — sagen können, daß es, wie lucus a non lucendo, seinen Namen daher habe, weil in ihm weder nach dem Volke noch nach dem Rechte gefragt werde, eine Ironie, die dem Ernste des jetzigen Volkslebens, dem Himmel sei Dank, ungenießbar sein dürfte. Wird nun gleich das Bestehen oder vielmehr die Zweckmäßigkeit der Volkssouverainetät von unsern Staatsrechtslehrern zur Zeit — und bei den gegebenen Zuständen am Ende nicht ganz mit Unrecht — noch bestritten, so ist man doch wenigstens über die moralische Persönlichkeit des Volks einig, und in dieser — vielleicht die letzte Stufe zu jener — liegt schon Grund genug, es mit dem Volke beim Völkerrecht ernster zu nehmen und das Volk dabei nicht blos zum leeren Schall, zum bedeutungslosen Worte werden zu lassen. Von diesem Standpunkte aus muß aber jedenfalls die Revision Dessen, was bisher als Völkerrecht gegolten, erfolgen, und sie wird erfolgen, sobald wir uns nur etwas mehr entwöhnt haben werden, die völkerrechtlichen Studien als einen elegantern, nur den sogenannten höhern Ständen vorbehaltenen Luxus anzusehen, sobald diese Studien, wie es jetzt schon mit dem Staatsrechte der Fall ist, in den Bereich der jedem Juristen nöthigen Kenntnisse gezogen und so, ihre immer exclusiv gewesene äußere Erscheinung verlierend, mit ihren bisher gemeinnützlichern Schwestern einträchtig Hand in Hand gehen werden. Das lebenskräftige Element des Volks wird dann schon dafür sorgen, daß das so verzogene und verzärtelte Völkerrecht gesunde, und ein tüchtiger bürgerlicher Sinn wird das blasirte Wesen der so prätensiös auftretenden Diplomatie schon gründlich zu heilen wissen.

Um nun aber behufs der angedeuteten Revision den gegenwärtigen Standpunkt des Völkerrechts genügend zu erfassen und kennen zu lernen, bedarf es nicht jener Theorien, welche, auf längst verschollene Ansichten des göttlichen Rechts basirt, den den Staat bildenden Gesellschaftsvertrag zur societas leonina machen wollen und nur in der Wahrung fürstlicher Rechte und Ansprüche der Ehre zu genügen glauben, von welcher Montesquieu behaupten will, sie sei le ressort qui fait mouvoir la monarchie; nein, es bedarf hauptsächlich einer unparteiischen, pragmatischen Geschichte der Ausbildung derjenigen Grundsätze, die bisher unter den gebildeten, christlichen Völkern als Völkerrecht gegolten haben, und eine solche

Geschichte bietet uns eben das vorliegende Werk des Hrn. Wheaton dar, es bietet sie auf eine Weise, die gewiß allen Anfoderungen der Gegenwart entspricht, von dem Verf. der „Elements of international law" aber wol nicht anders erwartet werden konnte.

Eine kurze Analyse des jedem Diplomaten und Freunde diplomatischer Studien unbedingt anzuempfehlenden Werks mag das soeben Gesagte bestätigen und wir schicken derselben nur die Bemerkung voraus, daß Hr. Wheaton, nach einer die Geschichte des Völkerrechts vor und bis zu dem westfälischen Frieden kurz behandelnden Einleitung, hinsichtlich der weitern Ausbildung der völkerrechtlichen Grundsätze vom westfälischen Frieden ab vier Perioden annimmt, deren Endpunkte die Frieden von Utrecht (1713) und Hubertsburg (1763), die französische Revolution (1789) und der wiener Congreß (1815) sind, bei welchem letztern er jedoch keineswegs schließt, sondern vielmehr noch die Anwendung des von den europäischen Großmächten zuletzt beliebten Systems der äußern Politik bis in die neuesten Zeiten nachweist.

Der als Einleitung vorausgeschickte „Précis historique des progrès qu'a fait le droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie" (S. 1—17), eine französische Umarbeitung der „Sketch of the history of international law", welche dem Völkerrechts-Handbuche desselben Verf. vorangeht (Bd. 1, S. 1—29 der londoner Ausgabe, 1836), läßt in kurzen Umrissen ersehen, welche Ideen die Völker des classischen Alterthums — Griechen und Römer — vom Völkerrechte hatten, geht von da zum Mittelalter und dem Einfluß des römischen Rechts auf selbiges über, läßt uns in dem gesteigerten Verkehre die Uranfänge des modernen Völkerrechts erblicken und zeigt, wie im Consulato del mare zuerst den Bedürfnissen praktisch entsprochen worden, theoretische Ideen aber nachher in den Schriften der Spanier Victoria, Soto und Suarez aufgetaucht seien, bis Alberico Gentili die Bahn bestimmter geöffnet habe, auf welcher Grotius noch jetzt als Stern erster Größe strahle.

Mögen uns hier einige Bemerkungen über die Genesis des Völkerrechts gestattet sein. Wie es, wenn zwei berechtigte Individuen — und dies ist jeder Mensch — sich im Kreise ihrer Befugnisse oder Rechte berühren, ein Rechtsverhältniß gibt, dessen Ordnung ebenso nothwendig, als die Gerechtigkeit dieser Ordnung dem allgemeinen Menschengeiste entsprechend ist (est autem jus a justitia appellatum, sagt Ulpian), wie eben dadurch, daß solche Rechtsverhältnisse zur Frage, zum Bewußtsein und zur Entscheidung kommen, das Recht als eine That, als gemeinschaftliche That erzeugt wird, so müssen auch durch die Berührungen zweier oder mehrer Völker Rechtsverhältnisse entstehen, deren gerechte Ordnung das Völkerrecht als eine Thatsache zur Folge haben wird.

Unsichtbar aber, wie die durch den in den Einzelnen gemeinschaftlich lebenden und wirkenden Volksgeist bedingte Entstehung des positiven Rechts, dürfte auch die Erzeugung des Völkerrechts sein und nur die gewandte Hand des Nutzens mit der Zange der Nothwendigkeit das Kindlein zu Tage gebracht haben, welches, nachher der Gerechtigkeit zum Aufziehen übergeben, von dieser Namen und Stellung erhielt.

Am deutlichsten zeigt sich dies wol beim Völkerseerechte, dessen älteste Quellen, namentlich das Consulato del mare, den Beweis liefern, wie durch Schiffahrt und Handel zusammengeführte Völker das ihnen aus ihren eigenen innern Verhältnissen inwohnende Rechtsbewußtsein auf ihre zufällige Nähe anwendeten und sich so einen Rechtszustand einrichteten, der lange bestand, ehe er niedergeschrieben und als Völkerrecht erkannt wurde. Hatte hier der Nutzen des Handelsverkehrs den Schiffer auf das weite, unendliche Meer geführt, auf das Meer, das, Allen gleich gehörend, das schönste Bild der Freiheit ist, so hatten dessen Wogen die Vorurtheile bald weggespült, die den Fremdling auf dem Festlande zum feindlichen Barbaren machten, und die mit der Freiheit des Meeres Hand in Hand gehende Gleichheit der auf ihm sich Begegnenden, mußte ja wol eine gerechtere Ordnung der durch diese Berührungen entstandenen Verhältnisse bedingen, als tausendfach verwickeltere Verhältnisse auf dem Festlande oft möglich werden ließen. Freilich sprach sich dagegen bei der Ordnung der letztern die Verschiedenheit des in dem Staatsverbande der einzelnen, sich berührenden Völker gerade herrschenden Volksgeistes bestimmter aus und ließ so unter verschiedenen Völkern die Gemeinschaft des Rechtsbewußtseins besser erkennen, die dem Forscher als die hauptsächlichste Grundlage des positiven Völkerrechts gilt.

Wie mangelhaft diese Gemeinschaft sich bei den durch Sitte, Cultus und Staatszwecke abgeschlossenern Völkern der alten Welt herausstellte, wird jeder Blick auf deren Verfassung und Geschichte lehren und eben deshalb mögen wir für unser jetziges Völkerrecht nur wenig von ihnen entlehnen können.

Den Bündnissen der Griechen war die graeca fides ein gar übler Begleiter, und Rom, das ja doch immer nur herrschen, immer der Mittelpunkt von Allem sein wollte, sah darin, daß es bei sich geltende privat- oder staatsrechtliche Institute bei andern Völkern wiederfand, wol ein gemeinschaftliches Volksrecht (jus gentium), mußte aber bei seiner unverkennbaren politischen Tendenz von einem Völkerrechte im Sinne der Neuzeit ganz absehen, da es neben sich nur unterjochte oder noch nicht unterjochte, also noch zu unterjochende Völker kannte, mit der Kenntnißnahme von der letztern Existenz stets die Absicht, sie sich unterthänig zu machen, verbindend. Sein jus feciale war ihm daher, praktisch betrachtet, nur Mittel zu den Zwecken, welche die Chamäleonnatur des römischen legatus, der als Spion (bei der legatio libera oder votiva), als Gesandter, oder als Civil- und Militairbeamter (legati consulares, proconsule, propraetore, legionum) immer legatus blieb, symbolisch nur zu gut darstellt. Doch mag wol auch das jus feciale manchmal aufrichtiger gemeint gewesen sein und hat als solches jedenfalls völkerrechtliche Principien sanctionirt, die wir nun freilich ebenso gut aus der allgemeinen Gewohnheit

ableiten können, als aus den römischen Rechtsbüchern, in denen wenigstens der Völkerrechtslehrer sein Heil nicht gerade suchen soll.

Das Christenthum mit seiner geläuterten Moral und seinen erhabenen, alle Menschen mit gleicher Liebe umfassenden Lehren mußte nun recht eigentlich zum Anlaß und zur Grundlage des wahren Völkerrechts werden, da ja die höchsten Grundsätze der Moral immer mit denen der Gerechtigkeit übereinstimmen, letztere aber mit unabänderlicher Nothwendigkeit im Völkerrechte herrschen müssen. Es hat die Bildung eines gemeinschaftlichen Rechtsbewußtseins unter den christlichen Völkern durch Gemeinschaftlichkeit der religiösen Ueberzeugungen mächtig gefördert, und darum sind es auch die christlichen europäischen Staaten, in denen das Völkerrecht zuerst sich als solches wahrhaft entwickelt hat und von welchen aus es in der ganzen gebildeten Welt entweder schon adoptirt worden ist oder noch werden wird.

Wie diese Entwickelung seit dem westfälischen Frieden, dem Ausgangspunkte des neuern europäischen Staatensystems, allmälig fortgeschritten ist, wie sich das Völkerrecht bis zur neuesten Zeit ausgebildet und bewährt hat, dies wollen wir jetzt an der Hand des so kenntnißreichen, vielerfahrenen Verf. des zur Beurtheilung vorliegenden Buchs in möglichster Kürze betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

L'an 1928, von de Laville de Mirmont.

Ein zum Theil recht gelungenes und treffendes satirisches Lustspiel schrieb de Laville de Mirmont unter dem Titel „L'an 1928, scènes en vers". Die Anspielungen auf nahe liegende Momente der letztjährigen Geschichte Frankreichs ergeben sich von selbst, wenn wir hier eine kurze Inhaltsanzeige folgen lassen. Im J. 1928 regiert zu Paris der constitutionnelle König Philibert. Er wird geschildert, wie die radicale Partei einen König am liebsten geschildert sieht. Eines der Parlamentsmitglieder entwirft von ihm folgendes Bild: „Das Amt dieses Königs ist nur eine Sinecure; von dem Conseil ist der Monarch ausgeschlossen; ohne ihn und trotz ihm werden die Beschlüsse gefaßt. Eure Gesetze, unter seinem Veto zu lange schon gefesselt, brauchen nicht mehr durch ihn sanctionirt zu werden. Was thut er denn, dieser König? Ihr werdet's erfahren. Die Gelder, die man ihm bewilligt, nimmt er jeden Monat ohne Abzug, ohne alles billige Maß ein. An schönen Tagen veranstaltet er Jagden oder Revuen; und wenn der Winter kommt, sind Spiele und Schauspiele, Bälle und Concerte seine Arbeit; Fest folgt auf Fest. Seht da, ihr Herren, die Sorgen, welche ihm das Leben schwer machen, das Gute, welches er thut, die Dienste, welche er leistet, die Qualen, die er sich schafft, die Mühe, die er sich gibt!" Kurz, der König von 1928 ist das Mastschwein von einem König, wie es Napoleon nannte und brandmarkte. Dieser König erlebt seinen Fall — durch die Jugend. Was helfen die Erinnerungen an den römischen Senat mit seinen Grauköpfen, welche die Welt beherrschten, an den Areopagus, an die grauhaarigen Lenker Spartas? Das hohe Alter radotirt, das reife Alter ist ein egoistischer Poltron. Es leben die Schüler, die Studenten, die jungen Leute! Einer der Helden des Lustspiels, Victor Grichard, Bruder des Coiffeur Vincent Grichard, schildert sie, wie folgt: „Wir sind 25 Jahre alt! 25 Jahre! aber es ist das Alter der edeln Leidenschaften, der Tugenden, des Muthes! Es ist das Alter, wo man die strenge Pflicht begreift und Körper und Geist in ihrer vollen Blüte stehen! 25 Jahre! — ja, wir allein, wir lieben das Vaterland! Wir allein wollen seine Größe! Das reife Alter ist habsüchtig, ränkesüchtig, ohne Scham und Schande! In der Zeit, in welcher wir leben, findet man Menschen nur noch unter den jungen Leuten!" Unter diesen den Collegien und Schulen entlaufenen Jünglingen suchen sich die Staatsleute, welche nach der Herrschaft des Landes streben, allein ihre Rathgeber, ihre getreuen Mitarbeiter aus. Ducroisy, der wichtige Mann des Tags, der Koryphäe der Radicalen, hat sich mit dieser lärmenden Jugend umgeben. Da ist Dogard, ein junger Advocat; Cluchet, ein junger Arzt; Couturier, ein junger Schriftsteller; Morel, ein junger Journalist; Busineau, ein junger Maler; Frau von Nancy, eine junge politisirende Frau, nicht zu zählen die jungen Mützenmacher, Lichterzieher, Unteroffiziere — kurz, die ganze Armee, an deren Spitze sich die Demagogen gestellt haben. Ducroisy aber ist die Seele des Ganzen, denn die Seele der Bewegung ist Geld, und Ducroisy ist Finanzier, er hat eine Zunge von Honig und einen Schlüssel von Gold; er überredet, er besticht; er verstößt die Maitresse, wenn sie seinem Zwecke nicht mehr dient, er wirft den Minister ins Gefängniß, der den König entthronen und seine Herrschaft begründen half. „In der Revolution", dies ist einer seiner Grundsätze, „gibt es kein Mitleid; das Schwert werde gezückt auf Alles, was sich erheben will; jeder Skrupel wäre Verbrechen; ein republikanisches Oberhaupt darf die Mohnköpfe des Tarquinius nicht vergessen." Und die Presse? Ja, der Presse die vollständige Freiheit! ruft der Dictator. „Unter mir", sagt er, „werdet ihr von der Censur nichts zu fürchten haben; keine Einschränkung! Jeder darf meine Verwaltung und meine Person frei angreifen; aber da ich doch auch auf meine Vertheidigung denken muß, werde ich jeden Trotzigen, der mich beleidigt, ergreifen und verschwinden lassen, und wenn er will, mag er sich über meinen Verrath in den Kerkermauern beklagen." Die Declamationen in der Kammer, sagt er, wolle er wie das Gesurre eines unbequemen Insekts betrachten, da sie ihm, wenn auch unangenehm, doch unschädlich und gefahrlos erschienen. Dieser ausbündige Sophist und Tyrann übertölpelt zuletzt auch den wohlmeinenden Grichard, welcher zu spät einsehen lernt, daß er dem Königthum kecker als diesem Dictator entgegentreten durfte. Die Idee des in guten Alexandrinern geschriebenen Lustspiels ist nicht neu, die Erfindung nicht originell, aber die Ausführung ist kräftig, die Sprache gut gewählt und schlagend, lebendig und frisch. 5.

Literarische Notizen.

Professor Hosking, von der londoner Universität, bereitet für die Herausgabe vor: „Professional notes on some of the flemish and rhenish churches, made during a recent tour in Flandern and Germany, with notices of the belgian and prussian railways, and of the railway-works now in progress between Liege and Aix-la-Chapelle." Von demselben befindet sich unter der Presse: „On the principles and practice of architecture, with remarks on the modern practice of competition."

Die neueste Schrift über den englisch-chinesischen Krieg, eins der interessantesten über diesen Gegenstand erschienenen Werke, rührt von dem verstorbenen ersten Lieutenant auf dem Schiffe Modeste, J. Elliot Bingham, her und trägt den Titel: „Narrative of the expedition to China, from the commencement of the war to the present period, with sketches of the manners and customs of that singular and hitherto almost unknown country." (2 Bde.)

Ch. Townsend gab heraus: „Memoirs of the house of Commons, from the Convention-Parliament of 1688—89 to the passing of the Reform-Bill in 1832." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 344. — 10. December 1842.

Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 343.)

Nachdem in einer „Introduction" (S. 21—23) mit wenig Worten zunächst der Einfluß des westfälischen Friedens, als Schlußstein und Grenzsäule endloser kirchlicher und weltlicher Wirren, auf den damaligen politischen Zustand Europas geschildert, nachdem in dieser Einleitung gezeigt worden ist, wie durch Übernahme der Gewähr dieses Friedens Frankreich und Schweden Stimme und Einfluß hinsichtlich der deutschen Verhältnisse erlangt, wie die Anerkennung der schweizerischen und niederländischen Republiken den Erfolg des Freiheitsstrebens beider sanctionirt, durch sie und die Bestätigung der freien Städte aber die Meinungsverschiedenheit ein Asyl erlangt habe, wie endlich die localen Endpunkte des Einflusses dieses Friedens im Süden durch den Frieden der Pyrenäen (1659), im Norden durch den Frieden von Oliva (1660) befestigt worden seien, entwirft der Hr. Verf. beim Beginn der ersten, den Zeitraum von 1648—1713 umfassenden Periode in einigen vorangeschickten „Observations générales" (S. 24—26) zuerst ein allgemeines Bild dieses Zeitabschnitts, dessen Hauptgrund die Kriege Ludwig's XIV. bilden, während die Frieden von Aachen (1668), Nimwegen (1678) und Ryswick (1697) nur als kurze Ruhepunkte, als bloße Waffenstillstände erscheinen. Wie wir dabei auf das lediglich durch den momentanen Nutzen bedingte Schwanken der Niederlande zwischen Frankreich und England, wie wir auf Frankreichs selbstsüchtige Politik aufmerksam gemacht werden, welche, unter Mazarin's Leitung, den Usurpator Cromwell anerkennen und durch Neuville dem Parlamente die Grundsätze: „Que les relations d'amitié et de commerce entre diverses états n'ont aucune relation nécessaire avec les formes de leurs gouvernements respectifs" aussprechen ließ, während es wenig Jahre später, nach der Thronveränderung von 1688 auf einmal wieder die Sache der Stuarts ergriff, die Principien der Legitimität und des göttlichen Rechts vertheidigte, nur um auch sie beim ryswicker Frieden (1697) wiederum fallen zu lassen, so unterläßt es überhaupt der Hr. Verf. nie, derartige Widersprüche so schlagend als möglich zusammenzustellen und so dem lernen Wollenden nicht blos Gelegenheit, nein auch dringenden Anlaß zu geben, sich über den Werth und die Geltung politischer Grundsätze in diplomatischen Verhältnissen eigene Ansichten zu bilden; gewiß nicht das kleinste Verdienst dieses so ausgezeichneten Buchs.

Der „diplomatie savante et laborieuse de cette époque" wird übrigens ein um so gerechteres Lob gespendet, als wir noch jetzt von diesen Staatsmännern gar Vieles lernen müssen und können. Als das hauptsächlich leitende Princip der diplomatischen Wirksamkeit in dieser ersten Periode stellt nun der Hr. Verf. das der Intervention auf, ein Princip, dessen Gefährlichkeit ihm stets, besonders in der neuesten Zeit, die höchste Wichtigkeit beigelegt hat. Allerdings war es damals, durch Heinrich's IV. von Frankreich wol gefahrlose universalmonarchische Träumereien kaum erst erweckt, nur noch in seiner Kindheit und seinen Sophismen mußte die Wahrung der äußern Glaubensform zur nothwendigen Folie dienen; doch aber zeigte es auch in diesem kindlichen Alter sich in seiner ganzen Häßlichkeit, und es bedarf nur eines Blicks auf Ludwig's XIV. Verfahren gegen seine protestantischen Unterthanen, um zu ermessen, wie aufrichtig die Unterstützung gemeint sein mußte, welche Frankreich den deutschen Protestanten so lange angedeihen ließ, als seine Politik, Östreich gegenüber, es eben zu erfodern schien. Der Häßlichkeit der Praxis wird aber auch hier das Beschönigende der Theorie in den Worten gegenübergestellt, mit welchen der würdige Fénélon in seinem „Examen de la conscience sur les devoirs de la royauté" die Interventionen rechtlich und moralisch zu begründen versucht (S. 28—30), gutmüthig genug auch unter Ludwig's XIV. eigenmächtiger und launenhafter Herrschaft von der „loi naturelle de la liberté et de la sûreté commune gravée dans tous les coeurs de tous les peuples du monde" phantasirend.

Wenn nun nach diesen allgemeinen Betrachtungen der Hr. Verf. auf die in der Literatur des Völkerrechts glänzenden Namen dieser Periode übergeht, so bezeichnet er, in abgemessener Kürze, doch aber, wo nöthig, mit der gebührenden Ausführlichkeit die Verdienste, welche sich Pufendorf (S. 34—43), Leibnitz (S. 43, 44), Spinoza (S. 44), Zouch (S. 45—47), Jenkins (S. 47, 48), Selden (S. 48) und Rachel (S. 49, 50) auf diesem Felde erworben haben, und namentlich ist er bemüht, die

Grundlagen der Entstehung und Verbindlichkeit des Völkerrechts nachzuweisen, die diese Schriftsteller in ihren Werken aufzustellen und zu vertheidigen versucht haben. Sind nun auch die wissenschaftlichen Verdienste dieser Männer in Ompteda's noch immer ausgezeichneter, freilich aber einer neuen Bearbeitung längst entgegensehender „Literatur des Völkerrechts" genau erörtert und gewürdigt worden (nur des Leoline Jenkins gedenkt Ompteda nicht), so ist doch, was hier über dieselben gesagt wird, belehrend und interessant, ja sogar, da es vom Standpunkte der Gegenwart aus und selbständig geschrieben wurde, wichtig. Denn wir, die Enkel, müssen ja einen ganz andern Maßstab an jene literarischen Bestrebungen legen, als es die Voráltern gethan, denen freilich Pufendorf's moralphilosophische mit der in Deutschland, wo wie der Hr. Verf. (S. 43) sagt: „plus que dans tout autre pays la vie active et la vie scientifique étaient, comme elles le sont encore détachées l'une de l'autre", für so wohlthuend befundenen gelehrten Schwerfälligkeit ausgestattete Schriften, ebenso wie später Wolf's Quartantenschar, gar liebe und wohlgefällige, ja Ehrfurcht erheischende Erscheinungen waren, ganz geeignet, sie in ihren Mußestunden über staats- und weltbürgerliche Rechte in patriarchalisch gehorsamste Träume zu wiegen, deren bloßes Träumen der rüstigen, den Worten die That beizufügen gewohnten Gegenwart allerdings nicht mehr genügt. Wie übel sich damals unter solchen wohlgelahrten Herren die geistige, in nur dürftige Büchlein von wenig Bogen eingekleidete Gedankenschwere eines Hobbes und Spinoza ausgenommen haben mag, läßt sich denken; und doch haben das helle Auge und der scharfe Verstand dieser Männer die Wirklichkeit nur zu gut erfaßt, haben sie oft mit wenig Worten ausgesprochen, was Jahrhunderte durch Handlungen bewährten. Lesen wir doch nur die Worte, welche hier (S. 44, Note 2) aus Spinoza's weltbekanntem „Tractate" abgedruckt und durch eine ähnliche Stelle aus Macchiavell's „Fürsten" belegt sind, halten wir sie gegen die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen und fragen wir uns dann, ob die Erfahrung sie nicht hundertfach bestätigt? Doch wird geschehenes Unrecht nie zum Rechte und deshalb müssen wir es wol verwerfen, wenn Spinoza seine Greuel de jure entstehen lassen will (warum soll aber denn nur Macchiavell's eleganterer Unmuth zur Satire werden?), und auch wir nennen es mit dem Hrn. Verf. gern eine maxime absurde et détestable, daß Völker (les nations) ihre Verträge nur so lange zu halten brauchen sollen, als es ihnen Vortheil oder auch Furcht gebieten.

Der Aufführung und kritischen Beleuchtung der genannten Völkerrechtslehrer folgt nun (§. 11—20, S. 50—110) die Geschichte der völkerrechtlichen Grundsätze, welche in dem der ersten Periode zugetheilten Zeitraume ausgesprochen und beachtet wurden, und es wird diese, später bis auf die neueste Zeit durchgeführte geschichtliche Übersicht nicht nur bei der ohnehin so hohen Bedeutsamkeit des Völkerrechts für das Völkerrecht überhaupt von Wichtigkeit sein, sondern das Interesse an selbiger muß sich durch die gerade jetzt so vielfach besprochenen Frage des Durchsuchungsrechts zur See zu einem ungewöhnlichen steigern.

Hier, in dieser ersten Periode, geht der Hr. Verf. zuerst von den Grundsätzen aus, welche das, durch das ganze Mittelalter und die neuere Zeit bis zu dem utrechter Frieden fast allgemein beachtete Consulato del mare über die Hauptfrage des Seekrieges, die Deckung der Waare durch die Flagge, festgestellt hat und die, der Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Entstehung, sowie der Logik des Krieges überhaupt angemessen, feindliche Schiffe und Waaren überall als gute Beute betrachten ließen. Nach diesen so richtigen als einfachen Principien deckte also die Flagge die Waare nicht, und es war ebenso die Beschlagnahme des feindlichen Gutes auf nicht feindlichen Schiffen denkbar, als nicht feindliche Waare auf feindlichen Schiffen geachtet wurde. Wie aber zu den auf nicht feindlichen Schiffen befindlichen, dem Feinde gehörigen Waaren zu gelangen und an ihnen das Recht des Krieges in Ausübung zu bringen sei, davon spricht das Consulato del mare allerdings nicht und so hat denn die spätere Praxis alsbald gefolgert, es sei ein Durchsuchungsrecht in diesen Bestimmungen stillschweigend mit enthalten und stehe sonach den kriegführenden Mächten von Rechts wegen zu. Fragen wir aber, von wem und wenn diese Folgerungen ausgegangen und geltend gemacht worden seien, so wird sich bald ergeben, daß dies zu einer Zeit geschah, wo die souveraine Herrschaft über das Meer noch im Ernste beansprucht wurde (und auch der Hr. Verf. handelt hier, §. 18 u. 19, S. 94—108 von der souveraineté des mers im Allgemeinen und von Englands und Dänemarks Ansprüchen auf die sogenannten Narrow seas, den Sund und Belt im Besondern), und daß die kriegführenden Mächte selbst diese Folgerungen sich erlaubten, mithin den letztern präsumtiv jede Parteilosigkeit abgehen durfte. Allerdings gibt es im Kriege Verhältnisse, welche wol eine besondere Berücksichtigung verdienen, z. B. die Blockade, das droit de blocus, hinsichtlich dessen hier (§. 15, S. 85—90) die Verordnung der Generalstaaten von 1630 und Bynkershoek's Commentar dazu im Auszuge gegeben werden, wo eine Beschränkung des neutralen Handels unter gehöriger und vollständiger Entschädigung sich wol denken läßt, ja es ließe sich eine solche Beschränkung am Ende auch hinsichtlich der Zufuhr von Kriegsmunition, contrebande de guerre (§. 14, S. 75—85), vertheidigen; streng genommen aber, ist gewiß nicht abzusehen, wie eigentlich ein neutrales Volk in seinem Handel dadurch beschränkt werden mag, daß zwei andere Völker sich bekriegen, wenn nicht etwa die kriegführenden Völker es gleich von vornherein erklären, daß sie Zufuhren irgend einer Art, die ihren Feinden von neutralen Völkern gemacht werden, als Kriegserklärung gegen sich betrachten und demgemäß sofort verfahren würden, wodurch jedes neutrale Volk wenigstens einen Rechtstitel erhielte, sich vor Plackereien auf geeignete Weise zu schützen.

Wie nun die Völkerverträge diese den neutralen Handel betreffenden Grundsätze bis zu Ende der ersten Pe-

riode willkürlich geordnet haben, lehrt uns der Hr. Verf. (§. 19, S. 64—74), und es erhellt daraus, daß der Ansicht, die Waare werde von der Flagge gedeckt, fast durchgängig beigetreten worden sei. Die berühmte französische Ordonnanz von 1681 (§. 12, S. 57—64) ist dagegen wieder auf die im Consulato del mare ausgesprochenen Grundsätze zurückgegangen, hat aber dabei, anscheinend um Frankreichs Marine zu heben, eine Contagiosität der Feindlichkeit fingiren wollen, in Folge deren nicht blos Freundeswaaren auf Feindesschiffe, sondern auch das nicht feindliche Schiff, welches Feindeswaaren führte, für verfallen erklärt wurden.

Wie überall sind auch hier die Ausführungen des Hrn. Verf. über diese so unendlich wichtigen Fragen höchst interessant, und wir verweisen mit um so größerer Freude auf sie, als bei den vielen Widersprüchen, die sich in dem Verfahren der Völker in Hinsicht auf die Rechte des neutralen Handels während des Seekrieges finden, gerade nur die historischen Momente den Aufschluß geben, der es z. B. erklärlich macht, wie Holland, nachdem es 1652 den Engländern allen Handel hatte verbieten, ein gleiches Verbietungsrecht aber den Spaniern 1661 nicht hatte zugestehen wollen, dennoch 1689, vereint mit England, wieder ein solches Verbot und zwar diesmal gegen Frankreich anzuwenden versuchen konnte. Daß der Norden auch früher die Neutralität immer kälter und ruhiger betrachtet hat, wird durch Christinens von Schweden Weigerung (1653) und Dänemarks Gesetzgebung (1688) in Bezug auf das Durchsuchungsrecht bewiesen, auch der Bestrebungen Hollands in den J. 1654, 1656 und 1657 gedacht, sich den englischen Visitationen zu entziehen, weshalb mit Cromwell eine besondere, wenn auch erfolglose diplomatische Verhandlung stattfand.

Eine Betrachtung über die höherer Gesittung angemessene Behandlung der Kriegsgefangenen, welche sich seit Beginn des 17. Jahrhunderts im praktischen Völkerrechte bemerklich macht (§. 20, S. 108—110), schließt die erste Periode und läßt uns nun zum zweiten Zeitabschnitt übergehen, bei welchem der Hr. Verf. zuerst der hier einschlagenden geschichtlichen Ereignisse gedenkt, dann der in ihr auftretenden wichtigern Publicisten, endlich aber sich mit der genauern Darstellung der völkerrechtlichen Grundsätze beschäftigt, deren Anwendung in dieser Epoche hauptsächlich zur Frage kam.

Leider begrüßt uns hier zuerst als eine betrübende, in völkerrechtlicher Hinsicht gar unerfreuliche Erscheinung das Benehmen dessen sich die bei der östreichischen Successionsfrage (§. 1, S. 111—116) betheiligten Mächte schuldig machten, die, wie unter Anderm (S. 113) so passend gesagt wird, in ihren Manifesten vergeblich sich abmühten „pour justifier ou pour excuser leur dédain pour les droits, les voeux et les besoins des peuples, habitant les pays qu'elles se sont adjugés". Häßlicher noch als früher bei den spanischen Theilungsverträgen tritt bei dieser Frage die rücksichtslose, Recht und Billigkeit gänzlich außer Acht lassende Sucht nach Macht und Erwerb hervor, die uns leider nur zu bald als offene Räuberei begegnen wird, und es ist gewiß nur höchst interessant, wenn wir hier (S. 113—115), aus Friedrich's des Großen „Anti-Macchiavel" die Stellen herausgehoben finden, in denen sich dieser große Fürst über die Rechtmäßigkeit der Kriege so trefflich ausspricht*), während doch sein Verfahren in dem durch die Successionsfrage veranlaßten Kriege sich als der erhabenen Wahrheit jener Lehren wenig entsprechend, ja geradezu als derselben entgegengesetzt darstellt.

Wie Preußen überhaupt sich zu einer europäischen Großmacht aufgeschwungen, wie Spanien und Schweden von ihrem frühern Glanze zu der bescheidenern Stellung der Mächte zweiten Ranges zurückgetreten, die Niederlande aber bemüht gewesen sind, einen gleichen Rücktritt durch fortwährende Neutralität zu bemänteln, wird in den vom siebenjährigen Kriege und den Friedensschlüssen von Paris und Hubertsburg handelnden Abschnitten (§§. 2 u. 3, S. 117—120) kurz erzählt, dabei aber durch Anführen der das Verfahren Preußens gegen Sachsen im siebenjährigen Kriege vertheidigenden Ansicht des Herrn von Raumer (in seiner „Geschichte Friedrich's II.") jene löbliche Unparteilichkeit bethätigt, welche das vorliegende Werk überhaupt auszeichnet.

Unter den Publicisten dieser zweiten Periode finden wir, nach der nur gedachten kurzen historischen Einleitung, zunächst den gelehrten Christian Friedrich v. Wolf (§. 4, S. 121—127), der sich vergeblich bestrebt hat, seine „Civitas gentium maxima" mathematisch, wie er es beabsichtigte, auch in neun Quartbänden zu erweisen, zum Glücke der Völkerrechtswissenschaft aber, nachdem er die Resultate seiner Studien in weitschweifigster Form seinen Zeitgenossen mitgetheilt hatte, in Vattel (§. 5, S. 127—133) einen Epitomator fand, der aus jenem Wolf'schen Bücherlabyrinthe das „édifice plus galant et plus léger" seines „Droit des gens" aufzubauen wußte. Brauchte Wolf die schwerfälligste Gelehrsamkeit zur Zusammenstellung seines Systems, so genügte es dem im Leben und der praktischen Diplomatie wohl erfahrnen Vattel, den Cement der Klugheit und Freisinnigkeit anzuwenden, und wahrlich, sein leichteres Gebäude hat tausendfach mehr genützt, als die Cyklopenmauern des sonst gewiß so würdigen Wolf, die wir zwar immer noch anstaunen, aber nicht mehr gebrauchen mögen. Fast will uns Vattel's Werk wie des Beccaria ewig jung bleibendes Buch „Dei delitti e delle pene" bedünken, da beide in den Wissenschaften, für welche sie geschrieben waren, gleich anregend gewirkt haben und Beide dieser Anregung halber von uns verehrt, ja gewiß noch von den spätesten Nachkommen dankbar werden genannt werden. Ist allerdings das Strafrecht zeither von der Wissenschaft besser bedacht worden als das Völkerrecht, so dürfte doch wol die Zeit nicht mehr fern sein, wo auch das Völkerrecht sich einer bestimmtern wissenschaftlichen Richtung erfreuen

*) Im Cap. 26: „Des négociations et des raisons justes de faire la guerre." In der Friedländer'schen Ausgabe (Hamburg 1834), S. 212—226, 227—243, in beiden vorhandenen Recensionen abgedruckt.

wird; hat ihm doch Vattel ein unvergängliches Element zugewiesen, die droite raison (recta ratio), welche er demselben als eine science particulière zu Grunde gelegt und ganz besonders beachtet wissen will. An der Hand einer solchen Führerin aber muß das Völkerrecht stets auf der richtigen Bahn wandeln, und so mögen wir bei regem Fortschreiten auf rechtem Pfade stets Dessen dankbar gedenken, der uns auf diesen Pfad so freundlich leitete.

Nach Montesquieu, dessen herrlichen Buchs „De l'esprit des loix", so weit es hierher gehört, wie billig, lobend gedacht wird (§. 6, S. 133, 134), kommen wir auf Bynkershoek (§. 7, S. 135—139), der, als wissenschaftlich gebildeter Jurist und im praktischen Leben vielfach erfahrener Mann, vielleicht der tüchtigste Kenner des Völkerrechts seiner Epoche war, aus dessen Schriften wir heute noch Belehrung schöpfen und der ein schlagendes Beispiel davon gibt, wie wichtig es für den Publicisten ist, eine gehörige juristische Bildung zu besitzen. Wo immer Bynkershoek, und nicht blos im vorliegenden Werke, angezogen wird, werden wir stets seine Meinung als eine allgemein geachtete, wo nicht überwiegende finden, vorzüglich im Völkerseerechte und Gesandtschaftsrechte, denen beiden er seine Feder ganz besonders gewidmet hat.

Von den Publicisten zweiten Ranges (§. 8, S. 140, 141) lernen wir kürzlich den als Übersetzer und Commentator nicht unnützlichen Barbeyrac; den nur wiederholenden Real; den Abbé Mably, dessen Werk über Völkerrecht in Frankreich deshalb nicht gedruckt werden durfte, weil er die Frage: „Êtes-vous ministre ou ambassadeur?" nur mit Nein beantworten konnte; den durch seine Elementarbücher ausgezeichneten, im Süden Europas noch heute viel gebrauchten Heineccius kennen, denen im Gebiete des Seerechts schlüßlich noch die wohlbekannten Namen eines Valin, Abreu und Pothier angereiht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Bald nach seiner Heimkehr aus Südafrika, wo Hr. Robert Moffat 23 lange Jahre im Dienste der London Missionary Society thätiger Missionnair gewesen ist, hat er in einem etwas starken, mit Kupfern gezierten Octavbande unter dem Titel: „Missionary labours and scenes in Southern Africa" (London 1842), über seine dortigen Erlebnisse öffentlichen Bericht erstattet. Styl und Ideengang mögen nicht nach dem Geschmacke jedes Lesers sein. Aber keiner wird das Buch ganz unbefriedigt aus der Hand legen und jedenfalls ist es ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß eines merkwürdigen Erdstrichs, indem es sowol die physischen als moralischen Zustände der Capcolonie und deren Umgebung in ein neues helles Licht stellt. Hinsichtlich der reellen Verdienste der Missionnaire um diesseitiges Wohlbefinden und jenseitiges Seelenheil dürfen Meinungen geduldet werden, die von denen des Missionsvereins abweichen. Doch selbst wer jene hegt, wird Theil nehmen an den Bestrebungen des Verf., die Heiden zu erleuchten, an den Beschwerlichkeiten seiner Reisen, an den Trübsalen, die er erlitten, und an den Gefahren, die ihn unaufhörlich von Denen bedrohten, um deretwillen er sie bestand. Die Erzählung solcher Selbstaufopferung zum Besten seiner Nebenmenschen könnte sogar Diejenigen bekehren, die sich gewöhnt haben, Eigennutz für die Motive aller menschlichen Handlungen zu halten. Unter Dem, was Moffat als Missionnair gewirkt, zeichnet sich besonders die Taufe eines wilden Bechuanenhäuptlings aus. Einfälle der niederländischen Colonisten, der neuerdings vielbesprochenen Boers, hatten ihn zur Rache gereizt und er übte sie in einer so ununterbrochenen Reihe von Mordthaten und Plünderungen, daß die Capregierung einen Preis von 1000 Dollars auf seinen Kopf setzte. Niemand verdiente ihn, aber Moffat namentlich bändigte diesen „Löwen der Wüste" und Afrikaner, wie er sich nun nannte, er wurde nicht blos ein trefflicher Mensch, sondern trug auch viel dazu bei, daß das Christenthum unter seinen Landsleuten Eingang fand.

Die in unsern Blättern schon erwähnte „Pictorial edition of Shakspeare", die in London heftweise in superroyal octavo erscheint, das Heft 2½ Schilling oder 25 Ngr., liefert seit September eine Biographie des Dichters, welche nichts von dem Lobe verdient, das dem Texte, den Noten und den Illustrationen der frühern Nummern mit vollem Rechte gebührt. Si tacuisses, philosophus mansisses. Der Verf. dieser sogenannten Lebensbeschreibung kriecht um seine Aufgabe herum wie die Katze um den Brei und hätte die erste Lieferung ebenso richtig oder vielmehr richtiger eine Geschichte von Warwick und dessen Umgegend nennen können. Es gibt eine Redefigur hypotyposis, von welcher der Biograph freien Gebrauch macht, um seinem schwächlichen Kinde ein Mäntelchen von dünnem französischem Romanzenzeuche umzuhängen. Bei Schilderung einer theatralischen Vorstellung in Stratford Townhall anno 1569 hebt er an: „There is a full audience collected in the Town-hall of Stratford to witness the new performance", und vermuthet, daß der Knabe Shakspeare, während sein Vater auf einer Bank gesessen, den histrionischen Leistungen der Komödianten des Grafen Worcester zuzuschauen, zwischen seinen Knien gestanden. Allerdings sehr möglich. Nur ist das weniger die Manier, das Leben eines Shakspeare zu schreiben, als die Beschreibung zu unstatthaften Dimensionen auszurecken.

7.

Literarische Anzeige.

Zu Festgeschenken geeignet!

Neu erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Nachfolge Christi.

Eine Legendensammlung

von

Eduard von Bülow.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Den Inhalt dieser ausgewählten Sammlung, welche die Approbation des hohen katholisch-geistlichen Consistoriums im Königreiche Sachsen erhielt, bilden folgende Legenden:

Die heiligen drei Könige. — Der h. Christophorus. — Der h. Einsiedler Paulus. — Die h. Maria aus Ägypten. — Der h. Malchus. — Die h. Theodora aus Alexandrien. — Der h. Gregorius vom Steine. — Die h. Pfalzgräfin Genovefa. — Der h. Alexius. — Der h. Walddruder Meinhard. — Die ungetreue Gottesbraut. — Robert, der Teufel.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 345. — 11. December 1842.

Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 341.)

Bei der hierauf folgenden Betrachtung der Fortbildung des positiven Völkerrechts in der zweiten Periode, geht der Hr. Verf. wieder vom Völkerseerechte aus, dessen vielleicht wichtigste Frage, die des neutralen Handels, gerade in dieser Periode mehrfach und ausführlich erörtert und beleuchtet worden ist. Im Allgemeinen (§§. 9, 10, S. 142—147) des Schwankenden in den Bestimmungen der Völkerverträge über diese Frage, sodann der neuen in der französischen Ordonnanz von 1744 enthaltenen Grundsätze, endlich aber der von Heineccius hierüber entwickelten Ansichten gedenkend, beschäftigt sich der Hr. Verf. (§. 18, S. 147—156) ausführlicher mit der, schon aus dem zweiten Bande der Martens'schen „Causes célèbres" (S. 1—88) bekannten Differenz zwischen England und Preußen über die von letzterer Macht wegen erlittener Unbill im neutralen Seehandel angeordnete Beschlagnahme der englischen Unterthanen zuständigen schlesischen Anleihe, bei welcher Differenz die von Friedrich dem Großen zu Erörterung der vorliegenden Streitfragen eingesetzte Commission, unter Cocceji's Leitung, die später von der bewaffneten Neutralität unterstützten Grundsätze zum ersten Male und zwar im endlichen Erfolg siegreich geltend machte, Grundsätze, welche eben dadurch, daß sie der natürlichen Freiheit des Handels und der Schiffahrt entsprechender waren als die bisher praktisch angewendeten Principien, auf welche England in seinen Deductionen vergeblich sich berief, ihren Einfluß sofort fühlbar machten, bis sie endlich durch die bewaffnete Neutralität eine umfassendere Geltung erhielten. Nach der so lehrreichen Auseinandersetzung und Abwägung der in dieser Differenz gegenseitig aufgestellten, was Preußen anlangt, durch dessen materielle, von der Persönlichkeit seines großen Monarchen noch erhöhte Wichtigkeit allerdings nicht wenig unterstützten Gründe bietet sich in der von England dem schwächern Holland gegenüber aufgestellten Kriegsregel von 1756 (§. 11, S. 157, 158) und der in Folge derselben improvisirten Adoption der holländischen nach den französischen Colonien Handel treibenden Schiffe durch Frankreich ein ganz anderes Bild dar, welches, wie so häufig, das Recht wieder einmal in der Zwangsjacke der Macht erscheinen läßt. Eine genauere Analyse der von Hubner, dem mit Herstellung rationeller Grundsätze vom neutralen Handel beauftragten dänischen Abgesandten im Haag, in seinem, damals viel Aufsehen erregenden Werke „De la saisie des bâtiments neutres" aufgestellten Theorie, welche, so viel Wahres sie enthält, doch an der Stellung, die sie dem so vielbestrittenen Durchsuchungsrechte einräumte, während sie dasselbe doch gar nicht zugestehen durfte, scheiterte und eben deshalb, sowie weil äußere Verhältnisse sie so wenig unterstützten, kein Glück machte (§. 12, S. 159—167) schließt die Betrachtungen über die seerechtlichen Verhältnisse und läßt uns zu den Angelegenheiten der praktischen Diplomatie, dem Rang- und Gesandschaftsrechte übergehen, auf welchem Felde zuerst der „Questions de préséance" (§. 13, S. 167—169) gedacht wird, da sie zu jener Zeit gar hoch gehalten wurden und ihre Wahrung einen nicht geringen Theil der damaligen praktischen Wirksamkeit der Diplomatie bildete. Der geistreiche Hr. Verf. sieht freilich derartige Discussionen als „vaines et frivoles" an, da ja, wie er (S. 167) so schön als wahr auseinandersetzt, im völkerrechtlichen Verkehr nur die Souverainetät eines Volks dem andern gegenüber vertreten wird, diese aber sich ganz gleich bleibt, mag sie nun, der jeweiligen Regierungsform nach in die Hände eines Einzelnen oder Mehrer gelegt sein, mag sie durch Wahl oder Erblichkeit übertragen werden. Kann es nun auch aus diesen Gründen vernünftigerweise eine aus der innern Regierungsform der Völker hervorgehende Rangverschiedenheit nicht geben, so gehört doch das Factum, daß solche Verschiedenheiten beansprucht und zugestanden worden sind, der Geschichte an, und so finden wir auch hier derselben gedacht, daran aber eine Betrachtung über die Ausbildung des Gesandtschaftsrechts geknüpft, als mit jenen, auf ein früher als gültig angenommen werden wollendes göttliches Recht basirten Souverainetätsprincipien, auf das engste verbunden, welche uns in Alberico Gentili (§. 14, S. 169—172) den ersten, in Wicquefort (§. 15, S. 172, 173) den merkwürdigsten, in Bynkershoek aber endlich (§. 16, S. 173—194) den wichtigsten Bearbeiter der Wissenschaft des Gesandtschaftsrechts in dieser Periode aufführt und vorstellt. Wir wollen sicherlich Gentili's Verdienste nicht verkennen, zumal da seine bürgerliche Stellung ihn der äußern Politik näher brachte

als manche seiner Vorgänger, doch möchten wir einen Theil des ihm hier allein zuerkannten Verdienstes auch unserm fleißigen Landsmanne, Konrad Brunus, vindiciren, dessen Werk „De legationibus", welches, nachdem vorher drei Capitel desselben als Probe gedruckt und ausgegeben worden waren, noch in demselben Jahre (1548) in einem tüchtigen Foliobande erschien, zuerst die Bahn größerer, selbständiger Bearbeitungen des Gesandtschaftsrechts und der Gesandtschaftspolitik gebrochen hat. Unendlich Viele sind ihm auf dieser Bahn gefolgt und unter ihnen ist Gentili jedenfalls der Erste von höherer Bedeutung, und deshalb seinen Zeitgenossen Maggi, Le Vayer, Paschal und Hotman unbezweifelt vorzuziehen. Was Wicquefort anlangt, dessen „Ambassadeur et ses fonctions", in dreifachen Redactionen und einer Menge von Ausgaben, zu dem Bekanntesten über Gesandtschaftswesen geworden ist, so theilen wir ganz des Hrn. Verf. Ansicht, daß es eine überall zusammengelesene Beispielsammlung, ein diplomatisches Anekdotenbuch sei, dem jedoch nur ein sehr geringer wissenschaftlicher Werth zugeschrieben werden kann, stimmen auch in Bezug auf Bynkershoek's Werkchen „De foro legatorum", mit dessen Analyse der Hr. Verf. sich (S. 174—194) ausführlich beschäftigt, dem Lobe bei, welches demselben hier ertheilt wird, und finden darin eine Bestätigung mehr von Dem, was wir oben bereits über den Charakter der völkerrechtlichen Arbeiten des Bynkershoek gesagt haben, da die gründliche humanistische und juristische Bildung sowie die praktische Erfahrung desselben diesen Arbeiten eine der gesandtschaftlichen Literatur der ältern Zeit sonst ungewöhnliche Brauchbarkeit beilegen.

Am Schlusse dieser zweiten Periode werden noch den gutgemeinten Projecten zur Ausführung der damals so beliebten Schwärmerei eines ewigen Friedens, wie der Abbé de Saint-Pierre sie zuerst vollständiger, dann im Auszug, J. J. Rousseau aber in einem zweiten Auszuge aus St.-Pierre veröffentlicht haben, einige interessante Betrachtungen gewidmet (§§. 14, 15, S. 194—200), die in gerechter Würdigung dieser Träumereien ersehen lassen, wie man damals das, von Hegel so geistreich bestrittene Heil des steten Friedens in allgemeine Conföderationen setzte, die, alle Völker unter ein Dach vereinigend, doch nur den Erfolg hätten haben können, daß man sich im eigenen Hause viel grimmiger und erbitterter gestritten hätte, als früher außerhalb desselben. Suchte Saint-Pierre seinem Werkchen dadurch Interesse zu geben, daß er es als von Henri IV. und Sully — die freilich nicht föderativ, sondern universalmonarchisch träumten — ausgegangen angab, so empfiehlt sich Rousseau's Schrift durch eine geistvollere Ansicht, und das Lob, welches er darin Deutschland und deutscher Wissenschaftlichkeit zollt, mag hier (S. 199) wohl nachgelesen werden.

Mit dem drückenden Gefühle, das jedes Unrecht in guten Menschen erregt, sahen wir die geschichtliche Entwickelung der zweiten Periode beginnen; zu welcher Höhe soll sich aber dies Gefühl steigern, wenn uns an der Schwelle der dritten Periode, zu der wir jetzt übergehen, jenes „grand crime politique", jene „violation la plus flagrante de toute justice naturelle et du droit international" — die Theilung Polens empfängt? Wer möchte sein Auge da nicht abwenden von den Greueln der Empörung, nicht armer Unterthanen gegen höhern Druck, nein, souverainer Mächte gegen göttliche und menschliche Gesetze, gegen Recht und Pflicht, einer solchen Empörung, deren moralische Folgen nie zu ermessen sind? Doch die Geschichte hat hier bereits gerichtet*) und so wollen wir, gerechten Unmuth gern bemeisternd, hier nur dem Ehrenmanne, dem würdigen Abgesandten eines freien Volks die Hand drücken, weil er mit der einfachen, edeln Sprache der Wahrheit jenen „premier acte de violence" beschreibt, „qui a été consommée de nos jours par l'extinction totale de l'indépendance polonaise", und nicht blos wie Andere von einem „fait d'histoire tranquillement terminé qui intéressera la postérité", von einem „grand et extraordinaire événement" spricht. Den Leser wollen wir aber auf §. 1, S. 201—208 verweisen, wo er selbst nachlesen mag, wie „by the flagitious wickedness of Russia, by the foul treachery of Prussia, by the unprincipled accession of Austria and by the short sighted as well as mean spirited acquiescence of all the nations of Europe", eine That möglich wurde, deren endliche Vergeltung vielleicht noch immer in der Hand des Schicksals liegt.

Nach einer kurzen Notiz über den bairischen Successionskrieg, dessen Beendigung durch den Frieden von Teschen Rußland, als Vermittler und Gewährsmann des letztern, auch der innern Angelegenheit Deutschlands näher führte, sowie der durch den Vertrag von Fontainebleau dennoch beim Alten gelassenen Streitfrage über die Öffnung der Schelde (§. 5, S. 209—211), schildert der Hr. Verf. die Tendenz der durch die holländischen Streitigkeiten über das Stadhouderat, und Preußens, durch Verschwägerung mit Oranien bedingte Einmischung in diese hervorgerufene dreifache Allianz zwischen England, Preußen und Holland, sowie deren durch eine Reihe von Interventionen betheiligte Wirksamkeit (§§. 6—11, S. 212—217), wobei wir besonders auf die so wahren Worte, die sich (S. 213) über Garantien gesagt finden, aufmerksam machen wollen, und geht dann zu dem nordamerikanischen Freiheitskrieg über, bei welchem er hauptsächlich die Discussion hervorhebt, welche zwischen Frankreich und England über die Anerkennung der Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten durch Frankreich (1778) entstand (§. 12, S. 217—220) und in welcher Frankreich in Bezug auf seine mit dem neuen Freistaate abgeschlossenen, England sofort mitgetheilten Verträge das Factum der Unabhängigkeit als genügenden Grund aufstellte, den Abschluß dieser Verträge „sans examiner la question de la légalité de cette indépendance" zu rechtfertigen, zumal da „ni le droit des gens, ni les traités, ni la moralité, ni la politique imposaient

*) Unter so vielen Andern wollen wir doch auf Das, was Burke im „Annual register" von 1772 bereits gesagt, und auf den schönen Artikel „Partitions" in Nr. 74 des „Edinburgh Review" (Nov. 1822, S. 462—527) aufmerksam machen.

au Roi l'obligation de devenir le gardien de la fidélité des sujets anglais à leur souverain".

Im Völkerseerechte bildet die französische Ordonnanz von 1778, welche den bereits in einem Vertrage mit dem jungen amerikanischen Freistaate sanctionirten Grundsatz: frei Schiff, frei Gut, auf alle neutralen Mächte ausdehnte (§. 13, S. 220, 221) den Übergang zu einem der wichtigsten völkerrechtlichen Ereignisse der dritten Periode, zu der sogenannten bewaffneten Neutralität von 1780, deren Entstehung (§. 14, S. 221—223), Grundsätze und Anerkennung (§. 15, S. 223—230) und nachfolgende wissenschaftliche Kritik (§. 18, S. 234—245) mit der nöthigen Ausführlichkeit behandelt werden. Bezeichnend genug ist es, daß das offene Bekennen so vernunftgemäßer Grundsätze lediglich „le résultat fortuit d'une intrigue de cour et de la rivalité entre deux candidats pour la faveur d'une femme ambitieuse et dissolue" war, was, da hier völkerrechtlich Heilsames ganz unbewußterweise von einer zu den puissances copartageantes gehörenden Fürstin ausging, zu manchen Betrachtungen über die Ironie der Völkergerechtigkeit Anlaß geben dürfte. Die Grundsätze der bewaffneten Neutralität, die Art und Weise, wie sie von den übrigen Völkern auf- und angenommen wurden, sind übrigens so bekannt, daß hierüber nichts mehr zu sagen bleibt; doch mag, da wir in Bezug auf die wissenschaftliche Kritik dieser Grundsätze und den neutralen Handel überhaupt die Werke der beiden Italiener Galiani und Lampredi so ausführlich erwähnt finden, hier wenigstens eine Erinnerung daran, daß die Grundsätze der bewaffneten Neutralität gleichzeitig mit der dieselben aussprechenden Declaration in der von dem Verf. Eobald Toze zu Bützow anonym herausgegebenen Schrift: „La liberté de la navigation et du commerce des nations neutres pendant la guerre" (London und Amsterdam [Gießen] 1780) als pia desideria aufgestellt werden, am Platze sein. Die Analyse der Schrift des Lampredi „Del commercio dei popoli neutrali in tempo di guerra" (S. 235 fg.) ist übrigens höchst interessant und wir verweisen die geehrten Leser mit Vergnügen auf diese Gelegenheit, den Gang der Ideen eines geistreichen Mannes über eine der wichtigsten Fragen des Völkerrechts auf eine leichte und angenehme Weise kennen zu lernen.

Inmitten dieser nur Schiffe und Waaren zunächst betreffenden Verhandlungen zeigt übrigens die Anführung der den Schutz der beiderseitigen Staatsbürger bei Kriegserklärungen, sowie die menschliche Behandlung der Kriegsgefangenen betreffenden Artikel 23 und 24 des Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Preußen von 1785 (§. 16, S. 231—233), wie sich endlich auch das Subject geltend macht und wie ein freies Volk für seine Staatsbürger da Sorge trägt, wo deren Leben und Vermögen von Feinden bedroht werden können, die in Einzelnen vielleicht nur Unterthanen zu erblicken gewohnt sind. Solche auch das Wohl des Einzelnen wahrende Bestimmungen sind für unendliche Fortschritte zu achten, sie zeigen deutlicher als Alles, wie die Stellung des einzelnen Staatsbürgers als Theil des Volks gewonnen hat, wie die Souverainetät nicht mehr blos auf einen, oft Gefahr drohenden Brennpunkt concentrirt, sondern in allen Staatsbürgern gleichmäßig vertheilt ist, und würdig schließt sich an so heilsame Bestimmungen die Meinung an, die wir hier von Franklin über das Kaperunwesen (§. 17, S. 233, 234) ausgesprochen finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die zwei Admirale. Ein Seeroman von James Fenimore Cooper. Aus dem Englischen übersetzt von Adrian. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1842. 16. 1 Thlr.

Der Verf. will nach der Vorrede, im Gegensatze zu andern Seeromanen, „in welchen die Bewegungen einzelner Schiffe und herrliche Seecharaktere dargestellt sind", die Evolutionen von Flotten charakteristisch hervorheben und sich auf die Nautik in einem ausgedehnteren Sinne einlassen. Wir werden in die Mitte des vorigen Jahrhunderts versetzt, wo der bekannte Karl Eduard als Prätendent in Schottland auftritt und England mit Frankreich in einen Seekrieg verwickelt ist. Der Viceadmiral Gervaise Oakes und der Contreadmiral Bluewater, von früher Jugend an in Freundschaft verbunden, ankern mit ihrer stattlichen Flotte auf einer Rhede an der Küste von Devonshire, wo ein alter eheloser Baronet Wicherly Wychecombe hauset, im Begriff, sein Testament zu machen, um sein Gut gegen den Heimfall an den Staat zu schützen. Hier nun werden wir in die englischen Rechtsverhältnisse eingeführt, die uns mit der weitläufigen Familie des Testators und ihren Ansprüchen bekannt machen und einen großen Theil des ersten Bändchens einnehmen. Der Alte testirt zu Gunsten eines unehelichen Sohnes seines Bruders; später, auf dem Todtenbette, wo der Sterbende einsieht, daß der filius nullius auch ein unedler Mensch ist, wird im Beisein der beiden Admirale zu Gunsten eines andern Wychecombe aus jüngerer Linie testirt, und eben hier findet sich, daß der eheliche Sohn eines zweiten Bruders des Testators, der unverehelicht auf dem Meere verunglückt sein sollte, die nächsten Ansprüche hat. Dieser Sohn ist in einem Seetreffen gegen die Franzosen verwundet und schon vor einiger Zeit hier ans Land gebracht, wo er unter der Pflege von Frau und Tochter eines Signalofficianten wiederhergestellt ist, und es ist nicht Dankbarkeit allein, was ihn an die Tochter fesselt, deren rührende Liebenswürdigkeit den Admiral Bluewater bewegt, sie zu seiner Erbin einzusetzen. Später findet sich, daß sie nicht die Tochter des Strandofficianten ist, sondern die Frucht eines durch den Tod früh aufgelösten Ehebündnisses eines Bruders vom Admiral. Die Geschichte ist ziemlich verwickelt und dreht sich, wie wir sehen, um einen von englischen Romanschriftstellern in mannichfachen Variationen oft dargestellten Punkt, der hier jedoch Manches von seinem Interesse verliert, da die Testamentmacherei zu vielen Raum einnimmt. Die Engländer sehen bekanntlich den ersten Theil eines Romans kaum an, wodurch denn der Verf. ein gewisses Recht usurpirt, denselben so breit oder so unterhaltend einzurichten, wie es ihm eben gut scheint. Wir Deutschen nehmen die Sache jedoch ernsthafter: wir glauben, der erste Theil eines Werkes sei so nothwendig wie der letzte, und so können denn die rechtlichen Erörterungen zunächst nur den Juristen fesseln, die übrigen Leser müssen sich durch die Eigenthümlichkeiten der verhandelnden Personen zu entschädigen suchen und allenfalls durch die Betrachtung, daß es mit den Staatseinrichtungen ebenso gut, vielleicht noch mehr Stückwerk sei wie mit allen übrigen Dingen in der Welt; daß wir am Ende durch eine höhere Wahr-

heit und Gerechtigkeit geleitet zu sein bekennen müssen, die einem großen Theile der Gesellschaft selten in den Sinn kommt und, wenn es doch geschieht, möglichst ignorirt wird. Der nautische Theil dieses Romans ist freilich durch seine vielen Vorgänger dem deutschen Leser nicht unzugänglich, doch durch die steten Details ermüdend. Auch hier müssen wir uns an die Eigenthümlichkeiten der Personen halten. Der strenge, aber durchaus gutmüthige, edle Gervaise auf seinem Plantagenet, der sich Angesichts der doppelt starken französischen Flotte unter dem Grafen Vervelin ruhig rasirt; Bluewater, als Protestant doch Anhänger der Stuarts, in seinem großartigen Kampfe zwischen dieser Anhänglichkeit und der Pflicht, ragen natürlich unter ihrer großen Umgebung am meisten hervor: doch ist jede einzelne Gestalt dieser Umgebung durch ihre gute Zeichnung anziehend. Wir lassen uns durch die Einzelnheiten im Gang und der Führung der Schiffe durch stürmende Wetter nicht stören und folgen ihnen in die wüthende Schlacht, die eben in dem Augenblicke, wo der Plantagenet entern will, diesen selber entmastet. Er entgeht der Gefahr, genommen zu werden, nur durch Bluewater, der, lange in seinem innern Kampfe unschlüssig, im entscheidenden Augenblicke die verlorene Schlacht in einen Sieg verwandelt, aber auf den Tod verwundet wird. Die Scene seiner Todesstunde ist eine der schönsten Darstellungen im Buche, die vielleicht nur die in der Westminsterabtei überbieten wird. Diese ist lange Jahre nachher. Der Erbe Wicherly Wychecombe mit seiner Lebensgefährtin, zweien Töchtern und einem Sohne sind in der Kapelle, die Bluewater's Denkmal bewahrt. Da erscheint der altersmüde Gervaise in Begleitung seines Schiffsküchenmeisters und eines Verwandten. Er ist jährlich vor Bluewater's Monument erschienen: jetzt hat er alle seine Thaten, sein ganzes ruhmwürdiges Leben, selbst seinen Freund Bluewater vergessen. Nur einzelne Lichtstrahlen einer langen Vergangenheit leuchten durch die Dämmerung seines Geistes und schließen hier das irdische Auge für immer. Wir können von dem Buche nicht scheiden, ohne noch der Gerechtigkeit zu gedenken, welche der Verf. den seefahrenden Nationen überhaupt und jeder Nationalität angedeihen läßt, eine Gerechtigkeit, vielleicht nur einem Nordamerikaner möglich, welche manchen andern englischen Romanen nicht in gleichem Maße nachgesagt werden kann.

2. Skizzen von der Gräfin Knorring. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Verf. gibt diese „Skizzen" mit einem gewissen Trotz: es fehlt ihr an Raum im Schreibpult. Nun, das Publicum läßt sich so Vieles aufbürden, daß es einer liebenswürdigen Dame ganz gern noch den Überfluß erleichternd abnehmen wird, und die Last ist leicht, weil sie gut ist. Unter den zehn Skizzen, welche diese beiden Theile mittheilen, müssen wir den „Rath zweier Freundinnen" im ersten und „Der Soldat und seine Frau" im zweiten Theile als das Vorzüglichste ansprechen. Im „Rath" kommt ein junges glückliches Ehepaar auseinander, ohne selbst begreifen zu können, wie es eigentlich zugeht. Eine alte Jungfer will sie mit Kunst und Religion wieder zusammenführen, und das ginge wirklich auch recht gut, nur mußte nicht gerade eine alte Jungfer sich dabei bethätigen wollen. Eine gesunde, lebensheitere Frau bewirkt die Verständigung ganz einfach dadurch, daß sie zeigt, wo das Übel liegt, wo also das Heilmittel zu suchen, wie es anzuwenden sei. Im Ganzen sind wir geneigt, den „Soldaten und seine Frau" als die Perle unter allen Skizzen anzusprechen. Diese Gabe bietet in ihrer ländlichen Einfalt Scenen von wahrhafter Märchenschönheit, und wir bedauern nur, hier und da, z. B. S. 55, durch eine Reflexion gestört worden zu sein. „Dämmerungsgeplauder" im ersten, und „Der Fund" im zweiten Theile sind nichts weiter als Attrappen, von welchen wir uns die erste allenfalls können gefallen lassen. „So geht es", „Tischgespräche" und „Brüderliche Aufrichtigkeit" gehören in das Gebiet der Poesielosigkeit. „Der Sohn der Witwe" behandelt ein Thema, welches, nur einigermaßen genügend zu erschöpfen, sehr schwierig ist. Wir können das Gegebene uns wol gefallen lassen, allein befriedigt hat es uns nicht; auch hätte, da es sich hier mehr um die Witwe als um den vermeintlichen Sohn handelt, die Erzählung wol richtiger „Die Mutter" geheißen. Von den beiden übrigen Skizzen ist „Die Ahnfrau" noch besonders auszuzeichnen. Im Allgemeinen ist die Verf. jenen seltenen Schriftstellern beizuzählen, denen es gegeben ist, durch ein Wort, eine Bewegung, ein Nichts uns sogleich einen ganzen Menschen hinzustellen. Darum ist sie auch ohne allen Prunk und gibt mit dem Nächsten eben das Rechte.

3. Der Giftmischer der Königin. Historischer Roman von Louise Stuart Costello. Aus dem Englischen übersetzt von B. A. Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 4 Thlr.

Wenn, wie der Hr. Übersetzer vermuthet, dieser Roman der Erstling der Verf. ist, so können wir schon zufrieden sein und Vieles entschuldigen. Der Schauplatz dieses Romans und seine Zeit sind jedoch schon so häufig von begabten Romanschriftstellern in Anspruch genommen, daß wenigstens ein Übersetzer wol Ursache hat, irgend ein neues Werk der Art nicht ohne prüfende Vergleichung dem Lesepublicum mitzutheilen, und die Sucht desselben nach Neuem kann hier um so weniger gelten, als wirklich nichts Neues gegeben wird. Daß die bekannte Katharina von Medici kein Mittel scheute für ihre nichtswürdigen Zwecke und daher, außer einem Astrologen, auch einen Giftkünstler besoldete, wissen wir. Dieser Letztere zeigt denn hier auch seine Geschicklichkeit in mehren Fällen: allein er ist nicht, wie der Titel voraussetzt, die Hauptperson. Als eine solche muß vielmehr ein, dem Untergange entrissener Sohn des unglücklichen Montgomery betrachtet werden, der in verschiedenen Gestalten und unter mancherlei Gefahren durch die drei Theile wandelt. Es würde viel zu weit führen, den Inhalt des ganzen Buches hier darzulegen: genug sei es daher, daß der erste Theil die Bartholomäusnacht, der zweite die Belagerung von Rochelle, der letzte die verrückte Regierung Heinrich's III. gibt. Die Verf. bethätigt eine besonnene Belesenheit, und eben diese Besonnenheit erlaubt ihr kaum, mehr zu geben, als eine mit Ruhe und Anstand zu drei Theilen ausgesponnene Relation der Ereignisse jener Zeit. Das Buch ist also nicht schlecht, indessen ein besonders erheblicher Grund, dasselbe dem deutschen Lesepublicum vorzuführen, nicht eben nachzuweisen.

43.

Literarische Notizen.

Die Ereignisse in Afghanistan haben die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese wenig bekannte Gegend gelenkt. Das historisch-geographische Werk, das Hr. Perrin, ein ehemaliger Zögling der Orientalischen Schule zu Paris, über dieses Land binnen kurzem unter dem Titel: „Afganistan, son histoire et ses habitants", herausgeben wird, kann daher auf große Theilnahme rechnen. Perrin, der Afganistan aus eigener Anschauung kennt, wird sich zwar zunächst auf das bekannte englische Werk von Elphinstone, das ein großes Ansehn genießt, stützen, aber dasselbe durch seine eigenen Beobachtungen berichtigen und bedeutend vermehren.

G. Libri, durch seine Geschichte der Mathematik in Italien und seine Aufsätze über italienische Literatur in der „Revue des deux mondes" bekannt, hat vor einiger Zeit auf Kosten der französischen Regierung eine Reise nach dem mittäglichen Frankreich unternommen, um einen Theil der Schätze, die in den verschiedenen Departementsbibliotheken verstreut und unbeachtet liegen, ans Licht zu fördern. Die ersten Ergebnisse dieser Reise hat er in einer kleinen, sehr gehaltreichen Schrift: „Notices des manuscrits de quelques bibliothèques des départements", niedergelegt. Libri beweist dadurch seine hohe Befähigung zu bibliothekarischen Forschungen.

32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 346. — 12. December 1842.

Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

Unter den Publicisten der dritten Periode finden wir nur zwei genannt, Moser (§. 19, S. 245—247), von welchem sehr richtig gesagt wird: il soutenait que les principes abstraits de la justice sont peu respectés par les souverains et les politiques; und Georg Friedrich von Martens, dessen Verdienste (§. 20, S. 247 — 250) gerechte Würdigung gefunden haben. Erfreulich ist es, daß (S. 250, Note 1) auch des so fleißigen Karl Gottlob Günther lobend gedacht wird, dessen rege Theilnahme an der Wissenschaft des Völkerrechts sich bis in sein spätes Alter (er starb 1835) erhielt und dessen bezüglich gesammelte bibliographische Notizen in einem fleißig durchgearbeiteten Exemplare der Ompteda-Kamptz'schen Völkerrechtsliteratur in seiner in seltener Vollständigkeit hinterlassenen völkerrechtlichen Bibliothek einen wahren Schatz bildeten, ebenso wie sein, jetzt in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindliches Exemplar der Pütter'schen „Literatur des deutschen Staatsrechts" einen glänzenden Beweis des eifrigsten Sammlerfleißes gibt.

Wie des Abbé de Saint-Pierre und J. J. Rousseau's Träume vom ewigen Frieden am Schlusse der zweiten Periode Anzeige und Beurtheilung fanden, so schließt auch ein gleiches Project des berühmten Bentham, aus seinem fragmentarisch hinterlassenen „Essai sur le droit international", den gegenwärtigen Abschnitt (§. 20, S. 250 — 258). Von der Codification des Völkerrechts aus dem Gesichtspunkte der utilité générale ausgehend, bei Bestimmung der Rechte und Pflichten der Völker die Rechte des Friedens als die lois substantives, die des Krieges aber als die lois adjectives seines Codex aufnehmend, muß allerdings auch Bentham auf die allgemeine Gerechtigkeit der Souveraine recurriren und neben den Hauptursachen zur Vermeidung der Kriege die moralité internationale zur Folie sämmtlicher friedlicher Bestrebungen machen. Für letztere mag nun freilich wol Niemand Gewähr leisten, doch wünscht Bentham, der nach Muster der bewaffneten Neutralität des deutschen, nordamerikanischen und schweizerischen Staatenbundes vertragsweise Pacification will, seinem sodann zu berufenden und jedenfalls in Permanenz zu erklärenden allgemeinen Congresse durch Öffentlichkeit der Entscheidungen wenigstens die öffentliche Meinung zu sichern; Beweis genug, wie lebhaft sich die letztere bereits geltend gemacht, wie sehr das Völkerrecht schon Anlaß erhalten hatte, seinen Namen auch in der That zu verdienen. So aber schreitet die Macht der Ideen unaufhaltsam vorwärts und auch wir folgen ihr zu jener fürchterlich erhabenen Krisis der französischen Revolution, welche uns nun als Wendepunkt, als Anfang der letzten, bis auf die neueste Zeit fortgeführten Periode entgegentritt. Aber nicht ihre Facinora, ihre Greuel- oder Großthaten können hier in Betracht gezogen werden, nein, es ist das Princip der Intervention, welches die Aufmerksamkeit des Völkerrechtslehrers auf sich zieht (§. 1, S. 259, 260), jene Interventionen, die Europa mit den blutigsten Kriegen beschenkten, in denen, um dem Blutvergießen im Nachbarlande zu steuern, lieber die eigenen Unterthanen zur Schlachtbank geführt wurden. Bei diesen Interventionen wird es nun deutlicher als je, welchen Werth die moralische und mündige Persönlichkeit eines Volks habe; denn da mehre souveraine Herren des inmittels gottselig entschlafenen deutschen Reichs sich entweder von ihren elsasser Zehnten und Lehngeldern auch gegen die von der französischen Nation gebotenen Entschädigungen nicht trennen konnten, oder Andere für dieselben in den eigenen Ländern Sorge trugen, so wurde es den vertriebenen französischen Prinzen leicht, diese Schwäche benutzend, die unklugsten Maßregeln in das Leben zu rufen, dadurch aber die französische Kriegserklärung vom 20. April 1792 zu veranlassen, deren von Condorcet ausgearbeitete, auf die unumstößliche Wahrheit: „chaque nation a le pouvoir exclusif de se donner des lois et le droit inaliénable de les changer", basirte Motiven wie ein leuchtend Meteor in die tiefe Nacht des vom deutschen Reiche ganz besonders gepachteten göttlichen Rechts hineinschien (§. 2, S. 260—269). In England dagegen konnte man anfänglich ein Streben nach der Freiheit nicht misbilligen, durch welche England selbst seit so langer Zeit schon groß und glücklich war, und nun als das eigene Interesse durch die Vorfälle in Holland gefährdet wurde, schien ein Krieg unvermeidlich, den das stets kampffertige Frankreich übrigens zuerst erklärte (§. 3, S. 269—284). Daß England dabei den andern Mächten gegenüber auch auf die Verletzung des diese allein

bewegen könnenden sogenannten göttlichen Rechts Bezug nahm, war wol klug und rathsam; es hatte aber dabei Fox schon laut die Warnung ausgesprochen: „c'est un principe inviolable que le gouvernement de tout état indépendant doit être réglé par ceux qui doivent y être soumis et non par une intervention étrangère. C'est une véritable tyrannie que de donner la liberté par la contrainte et toute tentation d'établir un système quelconque parmi un peuple par la force doit nécessairement échouer"; und Frankreichs Antworten auf Englands Zumuthungen, eine Wiederherstellung der frühern Regierungsverhältnisse betreffend, waren, namentlich in Bezugnahme auf die Cromwell'sche Republik und das Haus Stuart, zu schlagend, um irgendwie eine haltbare Entgegnung finden zu können. Der Erfolg der Revolutionskriege hat übrigens den besten Beweis des Segens solcher unberufenen Einmischungen in die innern Angelegenheiten freier und frei sein wollender Völker gegeben und dürfte fernerhin wenigstens Völker abhalten, sich gegenseitig Regierungsformen oder Grundsätze aufdringen zu wollen, was ja, selbst wenn diese anerkannt die vorzüglichern wären, schon nach dem gemeinrechtlichen Sprüchworte, daß auch Wohlthaten nicht aufgedrungen werden dürfen, rechtswidrig sein müßte.

Doch es war einmal eine Zeit der Aufregung, und wenn der Rausch der jugendlichen Freiheit, wenn der überwältigende Eindruck des so schnellen Hervortretens zwar uralter, aber doch lange verkannt gewesener Wahrheiten das eine Volk vielleicht zu weit gehen, wenn es ihm in seinen Kämpfen ein Märtyrerthum für Freiheit und Wahrheit erblicken ließ, so blieben doch auch die andern Mächte, denen zu solch einem Rausche allerdings jeder Grund abging, keineswegs in den Grenzen, welche Recht und Sitte dem völkerrechtlichen Verkehr vorschreiben, und so wurden denn Grundsätze ausgesprochen wie die, welche England, Rußland, Östreich, Preußen und Spanien in dem von ihnen gegen Frankreich erklärten Seekriege zu befolgen sich verpflichteten: „d'employer tous les moyens en leur pouvoir pour nuire au commerce de la France... de réunir tous leurs efforts pour empêcher que les puissances neutres ne donnassent, en conséquence de leur neutralité, aucune protection quelle qu' elle fût, directe ou indirecte, au commerce ou aux propriétés françaises" (§. 4, S. 284, 285), Grundsätze, durch welche Frankreich zu Repressalien sich gezwungen sehen mußte und die, den englischen Kaperinstructionen vom 8. Juni und 6. November 1793 untergelegt, die neutralen Mächte, Dänemark, Schweden und die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu den lebhaftesten Reclamationen veranlaßten (§. 5, S. 285—297), welche jedoch nur für letztere lohnend waren. Doch kam auch Frankreich mit den nordamerikanischen Freistaaten über das, durch den Vertrag von 1778 anerkannte, von England allerdings nicht beachtete Princip der Deckung der Waare durch die Flagge in Differenzen (§. 6, S. 297—304), da der amerikanische Handel, trotz der in der von Washington selbst in seiner Farewell address vom 17. Sept. 1796 „the index to my plan" genannten Proclamation vom 22. April 1793 *) so dringend anempfohlenen Vorsicht, den vielfachsten Schaden gelitten hatte, und wir verweisen hier namentlich auf die (S. 298) im Auszug mitgetheilte Antwort des Staatssecretairs Jefferson auf die Reclamation des, wie die Special message Washington's vom 5. Dec. 1793 sich ausdrückt, unfortunately appointed französischen Gesandten Genêt, sowie auf die theilweise Mittheilung der vom Grafen Portalis bei Eröffnung des Conseil des prises im J. 1800 gehaltenen Rede (S. 302—304), in welcher wir die Principien der reinsten Gerechtigkeit einfach, wahr und schön ausgesprochen finden.

Nach einer kurzen Schilderung der zwischen England und Schweden sowie Dänemark über das Durchsuchungsrecht in den J. 1798, 1799 und 1800 entstandenen Streitigkeiten (§. 7, S. 305—311), wobei die von dem Vorsitzenden des Admiralitätshofes, Sir William Scott in dem Urtheil vom 11. Juni 1799, in echt englischem Geiste aufgestellten Principien (S. 305—308) ausführlicher mitgetheilt werden, und einer kurzen pragmatischen Geschichte der bewaffneten Neutralität von 1800 (§. 8, S. 311—314), wird die 1801 zwischen England und Rußland geschlossene Convention, der erste Vertrag, in welchem England, dem Anrathen von Pitt und Grenville entgegen, die Grundsätze der bewaffneten Neutralität anerkannte und in deren viertem Artikel das Durchsuchungsrecht genau geregelt worden war, wol als ein scheinbarer Endpunkt dieser vielfachen seerechtlichen Differenzen dargestellt (§. 9, S. 314—329), doch im weitern Verfolg der Geschichte alsbald zugegeben, daß auch dadurch Dauerndes nicht festgesetzt worden sei, indem vielmehr, trotz der von Rußland in der Declaration vom 26. October 1807 wiederholten Proclamation der Principien der bewaffneten Neutralität, England sich am 18. Dec. 1807 ausdrücklich zu den „principes de droit maritime contre lesquels était dirigée la neutralité armée" bekannte. Unter diesen Umständen und bei der so augenscheinlichen Werthlosigkeit conventioneller Bestimmungen mag hier schlüßlich die nachfolgende Stelle aus einem, das „United service journal" von 1842 eröffnenden Aufsatze über die Souverainetät der Meere, in welchem es heißt: „The English, *when they please*, can be masters at sea, and it is *only by sufferance* and the questionable policy of speculative doctrines, that the bands of our famous navigation-act have been so loosened, that foreigners are *admitted* to a temporary rivalry", eine Richtung bezeichnen, welcher geeignet entgegenzustreben, Sache aller übrigen seefahrenden Völker sein dürfte. Freudig begrüßen wir deshalb die Entscheidung des hamburger Handelsgerichts in Sachen des Schiffs Louise vom 6. Sept. 1841, da sie durch eine deutsche Tendenz **) die Selbständigkeit

*) S. „The addresses and messages of the presidents of the United-states" (Newyork 1839), S. 50. 51, 63.

**) Sie geht besonders aus dem in Hamburg erschienenen Abdruck der Acten S. 108, 109, 208, 209, 215, 227, 230, 232, 234—240 hervor.

beurkundet, deren es eben bedarf, um, wie bei dem londoner quintuple treaty for the suppression of the African slave-trade, vom 20. Dec. 1841, Löbliches immer in den Grenzen des Löblichen zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Lorenz Leopold Haschka.

Es gab vor kurzem eine Zeit, und ihr Nachhall summt noch zuweilen um unser Ohr, wo in Deutschland Manche die Vergangenheit lieber ganz abgeworfen hätten, um nur mit dem Aufbau der Brücke aus der Gegenwart nach einer bessern Zukunft desto rascher zu Stande zu kommen. Sie vergaßen, daß alle Gegenwart ihren Grund hat in der Vergangenheit, und daß ohne deren Berücksichtigung das Erschaffen einer haltbaren Zukunft nicht möglich ist. Am auffallendsten zeigte sich diese Vergeßlichkeit in den Gebieten der Literatur, Poesie und Politik, welche letztere, beiläufig gesagt, geradezu darauf ausging, die beiden erstern ganz zu verschlingen, wenn sie sich ihrer Oberherrschaft nicht unterwerfen wollten. Zum Glück aber war die deutsche Wissenschaft bereits auf einen zu sichern, ehrenfesten Standpunkt gelangt, als daß der Irrthum jener Ansichten und Bestrebungen sich neben ihr hätte behaupten können. Von allen Seiten suchte sie zu Regulirung der Meinungen beizutragen und hauptsächlich auch, durch sachkundiges Urtheil und klaren Verstand, einer, der Diplomatik entlehnten, Mode gewordenen, rednerischen Wortfülle entgegenzutreten, in deren undurchdringlichen Nebeln nur allzu häufig der Gedanke seine Abwesenheit zu verbergen strebt.

In der mit dem J. 1842 begonnenen „Deutschen Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben" freute sich unter Andern der Verf. dieses Artikels, einem neuen periodischen Blatte zu begegnen, das sogleich in den ersten Heften seinen heilsamen Zweck, der Belehrung über die wichtigsten Angelegenheiten, mit anständiger Freimüthigkeit und seltenem Takte auf das glücklichste und überzeugendste auszusprechen wußte. Zu den mancherlei Gegenständen, welche darin einer gründlichen Untersuchung gewürdigt wurden, gehört auch die politische Poesie in Deutschland und die Aufmerksamkeit und Sorgfalt, mit welchen Hr. C. Buchner in seinen Aufsätzen darüber, von denen hier zunächst nur der dritte Artikel (Julimonat, S. 40 fg.) in Betrachtung genommen werden soll, die Wurzeln des politischen Gedichts in Deutschland von Haller bis zum Befreiungskriege nachgewiesen hat, verdient die dankbarste Anerkennung. Ganz klar geht aus den mit rühmlicher Mühe zusammengesuchten Beispielen der einzelnen Dichter jener Periode hervor, daß schon lange vor dem Ausbruche der französischen Revolution vom J. 1789 und sogar vor dem Erscheinen des Rousseau'schen Werks über den Gesellschaftsvertrag in der Brust der Mehrheit unserer Dichter die Sehnsucht nach einem vollkommenern gesellschaftlichen Zustande vorhanden war und sich von Zeit zu Zeit in ihren Productionen kund that.

Lessing, Goethe und Schiller wurden, wie billig, ebenfalls unter den, einer hellern Zukunft in die Hand Arbeitenden mit aufgeführt, doch hat Hr. Buchner sich veranlaßt gefunden, über die Art ihres Thuns dabei einigen Tadel, nicht sowol auszusprechen, als bescheiden anzudeuten. Ohne auf diese Andeutung und die Ansicht, worauf sie basirt ist, weiter einzugehen, muß man indessen die zugleich mit vorkommende Behauptung geradezu zurückweisen, daß die Ursache zu Schiller's späterm Abfalle von den in seinen frühern Werken geäußerten Freiheitsideen unter Anderm auch in dem „Rathstitel" zu suchen sei, „der ihn an zwei deutsche Fürsten gebunden", und daß Goethe, trotz seiner zuvor geäußerten Abneigung gegen politische Gedichte, sich doch der Fertigung des „Erwachens des Epimenides" unterzogen habe, weil der Sache eine hohe Bestellung zu Grunde gelegen. Beide Männer stehen wol, auch in Ansehung ihrer Gesinnung, allzu hoch, als daß irgendwer ihren Handlungen solche Motive unterstellen dürfte! Im Übrigen gebührt Hrn Buchner das Zeugniß, daß er sonst gegen genannte drei Heroen der deutschen Literatur keineswegs die denselben gebührende Hochachtung aus den Augen gesetzt, auch namentlich von Goethe gesagt, „er habe das nationale Interesse bei mehren Gelegenheiten auf die löblichste Weise gewahrt".

Daß Hr. Buchner die eifrigsten Verfechter einer politischen Wiedergeburt am meisten hervorzuheben trachtete und so auch namentlich Heinrich von Kleist's*) heftige Aufrufe zum Umsturz der französischen Gewaltherrschaft über Deutschland in der Abhandlung nicht fehlen durften, war natürlich. Es verdient aber besonderes Lob, daß Hr. Buchner sogar die Mitaufführung längst verklungener Namen, wie C. F. Cramer, Ebeling, Wilhelmine Maisch u. dergl. nicht verschmähte, ja eine Huldigung der Freiheit in Versen durch den des Strebens nach politischer Freiheit im Allgemeinen gewiß ganz unverdächtigen Fr. Schlegel mit abdrucken ließ, weil an diese gerade kein Mensch gedacht haben würde und die möglichste Vollständigkeit einer solchen Erörterung immer zu wünschen ist.

Auch daß der landschaftlichen Muse des gefühlvollen Salis Freiheitstöne mit entschlüpften, ist nicht unerwähnt geblieben. Um so mehr aber wird freilich der Name seines Zwillingsbruders an Geist und Herz, des wackern Matthisson, vermißt, dessen, den Salis'schen so ähnliche, Dichtungen doch zu ihrer Zeit einer weit größern Verbreitung genossen und der vielleicht entschiedener, als sein genannter inniger Freund, besonders in dem „Siegesgesange für Freie", dem damals, allenthalben beinahe, unter Deutschlands Dichtern auftauchenden Freiheitsdurste gehuldigt hat.

Als Nachtrag zu der Abhandlung des Hrn. Buchner bringe ich jedoch vorzüglich einen Dichter in Erinnerung, von dem zwar, so viel ich weiß, eine eigene Sammlung Poesien nicht vorhanden ist, der aber, meines Erachtens, seiner besondern Eigenthümlichkeit wegen, hier durchaus nicht zu übergehen sein möchte. Seine dichterische Thätigkeit fällt zunächst in die der Revolution vom J. 1789 unmittelbar vorausgegangene Zeit. Alle übrigen von Hrn. Buchner erwähnten Sänger, sogar Seume in dem Gedichte: „An das deutsche Volk" und J. H. Voß in dem „Trinkliede für Freie" (in welchem letztern allerdings auch von „Sklavenäsern" und mit „Tyrannenblute getränktem Moste" die Rede ist), erklären dem bestehenden Zustande der Dinge nicht so bestimmt den Krieg und sprechen ihren Fürstenhaß nicht so ungemessen und fanatisch aus, als ein Wiener: Lorenz Leopold Haschka mit Namen. Es war eigentliche Wuth, welche in allen seinen, gemeiniglich die Odenform annehmenden Erzeugnissen gegen die ganze damalige politische Constellation ankämpfte. Zwei seiner Oden unter den Titeln: „Zuruf an Deutschlands Dichter" und „Art läßt von Art", befinden sich in dem Musenalmanache für 1787, von J. H. Voß und Göckingk herausgegeben, einem Institute, welches Hr. Prutz in dem so gehaltvollen Werke „Der Göttinger Dichterbund", nebst dem göttinger, von Bürger redigirten Musenalmanache, als den Nachlaß dieses für die deutsche Poesie so wichtigen Bundes bezeichnet. Der Ton von Haschka's Oden stand gewissermaßen mit allen übrigen Gedichten des Almanachs in grellem Widerspruche. Letztere mußten, wenn ihnen auch bisweilen die Poesie abging, wenigstens sich durch eine gewisse äußere Politur zur Aufnahme qualificiren, wogegen Haschka ein ausschließendes Recht zu haben schien, sich so roh und rauh als möglich zu geberden. Man könnte auf die Vermuthung gerathen, der Freibrief, dessen sonach die Gedichte des Letztern vor allen andern genossen, sei eine Folge ihrer ausgezeichneten poetischen oder wenigstens metrischen Vollkommenheit. Aber

*) Dieser hochbegabte Dichter soll in seinem leidenschaftlichen Eifer so weit gegangen sein, um es sich für den höchsten Ruhm anzurechnen, wenn er die Welt, sei es auch durch Gift oder Dolch, von der Existenz des nachher auf St.-Helena umgekommenen Helden befreien könne.

keineswegs. Vielmehr sündigten seine Verse so häufig gegen die Poesie als gegen das Metrum. Ein Durcheinander von Wahrheit und Unwahrheit, mit beispielloser Leidenschaft herausgeschrien, war beinahe der Inhalt jedes, der von diesem Dichter stets mit vollem Vor- und Zunamen unterzeichneten Beiträge in Musenalmanachen und andern periodischen Schriften.

So lautet unter Anderm ein damals in einem deutschen Journale abgedrucktes Gedicht Haschka's, das den Titel führte „Der beste König", also:

Gut ist keiner; doch ist der minder böse
Von den Königen der, den seines Volkes
Majestät bei der Krone
Faßt und unter's Gesetzbuch beugt.
So der Engel, darum aus Königischen
Auch der Glücklichste. Du, sein älterer Bruder,
Theotiste, nun weißt du's,
Habe glücklich zu werden Muth!

Ich erinnere mich, daß eine Literaturzeitung, welche noch jetzt fortdauert, die Möglichkeit der Veröffentlichung dieses Gedichts als den besten Beweis fürstlicher Langmuth und Milde betrachtete. Und wirklich scheint der malcontente Poet ganz unangefochten in der östreichischen Hauptstadt gelebt zu haben. Seine meisten Gedichte kränkelten an der Monotonie eines und desselben Inhalts, so gut wie an andern Übeln. Das seiner Kürze wegen hier soeben mitgetheilte Beispiel einer kaum glaublichen dichterischen Frechheit war übrigens keineswegs das schlimmste und vom Anstande entblößteste. So begann Haschka's „Zuruf an Deutschlands Dichter" sogleich also:

O zersprengt, ihr Barden, zersprengt das Silber,
Welches das Lob eurer Fürsten gebebt!
Und schmettert in Trümmer den Buchs
Dessen Wölbung mit erschollen;

Denn die Thronen Deutschlands verschmähn Gesänge u. s. w.

In derselben, immer in stärkere Invectiven ausbrechenden Ode hieß es dann ferner:

Daß ein Ramler eff' und ein Voß: Schulmeistern
Muß ihr Talent! Karschin? leider! sie darbt!
Und Klopstock? daß der nicht auch darbt,
Hat der Däne groß gesorget.

Darauf nennt der Verf. dagegen, unter einer Menge Schmähworte, die Namen berühmter italienischer Tonkünstler, die durch die Gunst deutscher Fürsten zu großen Reichthümern gelangt wären und schließt zuletzt mit dem Rathe:

Schreibt Noten! Schreibt Noten! Nur, o!
Midas Engeln *) nicht gehuldigt!

In der Ode „Art läßt von Art" schalt der Dichter, daß die Abkömmlinge der alten Deutschen, „welche Hermann erschlugen aus Freiheitssorge", sich zur Knechtschaft herabgewürdigt hätten. Auch endigte ein noch weit ungeschlachteres Gedicht mit folgenden Worten:

Sind die Rechte des Volks denn nicht so heilig
Als der Könige Recht? War denn ein König
Eh' ein Volk war? Des Volkes
Wegen ist da der König!

Übrigens ließ sich dem hochaufsprudelnden Fürstenfeinde nicht alles poetische Talent absprechen, und ich entsinne mich jetzt noch des nachstehenden, von der damaligen Kritik sehr gerühmten Gleichnisses, das in einem an ein schönes Mädchen gerichteten Gedichte Haschka's vorkam:

Wie vom Blitze gerührt, ein Tannenbaum plötzlich sich zündet,
Also machte Dein Blick plötzlich zu Feuer mein Herz;
Wie vom Himmel entzündet, die Tanne zum Himmel emporflammt,
Also begehr' ich seitdem unüberwindlich nach dir!

Wenn dieser Dichter aber auch, als solcher, auf keine besondere Auszeichnung vor manchem andern Anspruch haben sollte, so wird doch in einer Geschichte der Entwickelung des politischen Gedichts in Deutschland sein Name kaum fehlen dürfen. Daher unterlasse ich nicht, hier auf ihn, als auf eine in dieser Hinsicht ganz eigenthümliche Erscheinung, aufmerksam zu machen.

In späterer Zeit sind mir keine Gedichte weiter von Haschka zu Gesicht gekommen. Wenn ich nicht ganz irre, so ist er in der Folge, auf Empfehlung seines Freundes, von Alxinger, Verf. der im Geschmack des „Oberon" gefertigten Heldengedichte „Doolin von Mainz" und „Bliomberis", als Censor angestellt worden, ein Platz, an dem sich ihm allerdings die beste Gelegenheit darbot, seinen unbändigen Gefühlen die geziemende Temperatur beizubringen.

Mit immer steigendem Antheile folgt man Hrn. Buchner während seiner ganzen Abhandlung über die Geschichte des politischen Gedichts in Deutschland. Der im Augustheste der „Deutschen Monatsschrift" abgedruckte vierte Artikel enthält eine geistvolle Würdigung der recht eigenthümlichen Phase der deutschen Poesie vom Befreiungskriege bis auf die neueste Zeit. Scharfsinn, Umsicht und Leidenschaftlosigkeit geben dem Urtheile über diesen so wichtigen Abschnitt einen besondern Werth. Auch da, wo unsere Ansichten von den seinigen abweichen, können wir doch diesen unsere Achtung nicht entziehen, weil sie überall auf dem aufrichtigsten Streben nach Wahrheit zu wurzeln scheinen.

Vorzüglicher Dank gebührt Hrn. Buchner besonders auch dafür, daß er am Schlusse des vierten Artikels die Foderung, der Dichter solle jetzt nichts Anderes als politische Gedichte machen, bestritten und die höchstbefremdliche Billigung einer solchen Foderung, wie sie allerdings in Gervinus so verdienstvoller Literaturgeschichte vorkommt, gerügt hat. Die Poesie auf den Dienst der tief unter ihr stehenden Politik anweisen, ja beschränken wollen, hieße wahrlich ihre hohe Stellung völlig verkennen. Man müßte denn annehmen, daß ihre heilige Flamme ganz verloschen und ein nichtiges Bühnenblendwerk an deren Platz getreten sei. Letzteres wäre jedoch gewiß die größte Ungerechtigkeit an dem innern Gehalte unserer heutigen Jugend, in der recht gewaltige poetische Elemente zu schlummern scheinen. Zwar taumeln unsere jungen Dichter jetzt großentheils nur in den Kreisen der Politik herum. Aber es ist sicher nichts als ein vorübergehendes Traumwandeln und kein Veto wird mächtig genug sein, sie in diesen irdischen Räumen auch blos für einige Zeit festzuhalten, wenn beim, hoffentlich bald erfolgenden, kräftigen Erwachen der innere Beruf, für die Ewigkeit zu wirken, sie von selbst in den, Alles mit seinem Glanze umstrahlenden, Himmel der Poesie hinaufschwingt. Nach dem auf den tiefsten Ernst begründeten, scherzhaften Ausspruche unserer höchsten dichterischen Autorität:

Ist Begeisterung keine Heringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

92.

*) Letzteres Wort ist unstreitig ein Druckfehler.

Literarische Notiz.

Neuigkeiten belletristischen Inhalts sind folgende englische Werke: „Self-devotion; or, the history of Katharine Randolph", vom Verf. der „Only daughter", herausgegeben vom Verf. des „Subaltern" (3 Bde.); „The miser's daughter", von W. H. Ainsworth (3 Bde.), mit 20 Stahlstichen von G. Cruikshank; „Percival Keene", vom Capitain Marryat (3 Bde.); „Giuliano de' Medici, a drama in 5 acts, with other poems", von Mrs. H. R. Sandbach; „Gerald, a dramatic poem, and other poems", von J. Westland Marston, Verf. der Tragödie „The patrician's daughter"; „The Waldenses, and other poems", von A. de Vere; „Nature a parable, a poem, in seven books", von J. B. Morris; „Life and remains of Margaret Davidson", von Washington Irving; „The sisters", von Miß Martineau. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 347. — 13. December 1842.

Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 346.)

Der wiener Congreß mit seinen unmittelbaren und spätern Folgen bildet den Gegenstand, den der Hr. Verf. in den §§. 19—22, (S. 329—394) abhandelt und dabei keine der Fragen unberührt läßt, die für das Völkerrecht und dessen Gestaltung in der neuesten Zeit nur irgend Interesse hat. So finden wir, nachdem der formellen Constituirung des Congresses gedacht worden, unter den „questions importantes du droit international, qui n'ont été déterminés que par des considérations d'intérêt partial et par cette nécessité politique qui a été souvent substituée aux règles de la justice dans les relations mutuelles des états", der Theilung Sachsens, des fernern Schicksals von Polen und Krakau, wir finden der übrigen Gebietsveränderungen gedacht; wir erfahren, was der Congreß über den Rang der diplomatischen Agenten bestimmte, was über den Sklavenhandel und die freie Flußschifffahrt in ihm angeregt und später ausgeführt wurde; wir erhalten eine Übersicht der schweizerischen Verfassungs- sowie hauptsächlich der deutschen Bundesverhältnisse, letztere von Entstehung des Bundes an bis auf die Zusatzartikel zur Bundesacte vom 28. Juni 1832, und alles dies so dargestellt, so beleuchtet, daß es jedem Leser leicht werden wird, sich bestimmte Ansichten von diesem so wichtigen Verhältnisse zu bilden. Zu Bildung dieser Ansichten hat es aber der Hr. Verf. gar klug verstanden durch auszugsweise Mittheilung der Talleyrand'schen Note über die Theilung Sachsens, vom 19. December 1814 (S. 333—335), der Rede Duncan Ferguson's im Parlament über Polens endliches Schicksal, vom 28. Juni 1832 (S. 344—346) und von Henry Lytton Bulwer's bekannter Rede im Unterhause, am 2. August 1832, über die Verhältnisse des deutschen Bundes (S. 366—378) so viel beizutragen, als zu einer vorurtheilsfreien Anschauung der Sachlage nur immer erfoderlich erscheinen kann.

War Napoleon's übermüthiges Joch den Völkern Grund gewesen, sich zu ermannen und vereint den Unterdrücker in seine Schranken zurückzuweisen, hatten die Souveräine diesen Volksgeist gar bald und so benutzt, daß die Diplomaten ihn nachher als eine bloße Äußerung, als gut gewähltes Mittel des principe de l'intervention armée in ihren Salons betrachten konnten, was er aber wenigstens in Deutschland nie war (weshalb wir auch die Ansicht des Hrn. Verf. (§. 10, S. 329) nicht billigen können), auch in Bezug auf Deutschland wol vom Auslande anerkannt wurde, wie dies wenigstens in der schon vorgedachten Rede Bulwer's über deutsche Verhältnisse aus den Worten: „le pays natal de la liberté, l'Allemagne, à la quelle on avait prodigué les plus magnifiques promesses, en Allemagne où les princes étaient redevables aux peuples pour la conservation de leurs trônes, l'Europe pour la paix et l'Angleterre pour sa gloire si chèrement achetée", deutlich genug hervorgehen dürfte; hatte dieser erwachte und, so lange er bequem zu leiten und zu benutzen war, vielfach aufgehaltene, genährte, ja geschmeichelte Volksgeist sich nachher in einem zwar schönen, doch voreiligen Liebesdrange allen, aber auch veralteten Gewohnheiten hingegeben und so sich wieder einschläfern lassen, so war es, wenn nicht klug, doch leicht, zum göttlichen Rechte wiederum zurückzukehren, um so die Einigkeit aus den niedern Sphären des Volks in die höhern Regionen zu verpflanzen, wo sie sich denn als Sainte Alliance gar bald producirte und 1818, durch Frankreichs Souverain vermehrt, une espèce d'autorité suprême pour les affaires internationales de l'Europe bildete, deren durch Interventionen bethätigte Wirksamkeit Gegenstand der 23. Paragraphe (S. 394—427) des vierten Abschnitts des vorliegenden Werkes ist. Es ist da der Interventionen in den neapolitanischen und spanischen Unruhen von 1820 und 1822, der Intervention Englands in Portugal 1826, sowie des durch die Quadrupelallianz von 1834 bedingten Einschreitens Englands und Frankreichs in Spanien, endlich aber der Intervention der fünf Mächte in den belgischen Unruhen 1830 gedacht, und es sind große Lehren, die wir aus diesem Theile des Wheaton'schen Werkes in Bezug auf die gegenwärtige Stellung des Völkerrechts ziehen können.

Betrachten wir zuerst die von den fünf europäischen Mächten beobachtete Politik näher, so zeigte sich uns ein Fortschreiten in völkerrechtlicher Hinsicht, eine, weil ohne Furcht vor der Freiheit, sicherere und großartigere Auffassung der Völkerverhältnisse nur bei England, welches, weder dem Congresse zu Troppau noch dem zu Verona beitretend,

offen erklärte: „le gouvernement anglais désavoue pour lui même, et il refuse aux autres puissances, le droit de requérir d'un autre état indépendant un changement dans sa constitution intérieure, avec menace d'une attaque hostile en cas de refus", und dadurch wenigstens den unpolitischen Interventionen, die die Macht der öffentlichen Meinung nur zu bald gegen sich gehabt haben würden, ein Ende machte.

Die von den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Bezug auf die Freiheitskämpfe der spanischen Colonien offen bekannte Politik trug übrigens auch nicht wenig dazu bei, jener immer weiter greifen wollenden Interventionsweise Schranken zu setzen, und wenn der Präsident James Monroe sich in seiner (seventh) annual message vom 2. Dec. 1823 (in der angezogenen Sammlung S. 255) bestimmt dahin ausdrückte: „our policy in regard to Europe is, not to interfere in the internal concerns of any of its powers; to consider the government de facto as the legitimate government for us; to leave the parties for themselves in the hope that other powers will pursue the same course", so ist dies eine so gesunde und vernünftige, ja, in den gegenwärtigen Verhältnissen die allein haltbare Politik, daß jede andere ihr gegenüber bei einem Vergleiche nur verlieren könnte.

Es hat nun zwar auch England 1826 in Portugal intervenirt, allein nur auf erhaltene directe Auffoderung der portugiesischen Regierung, um Spaniens Eingriffe in die Verhältnisse dieses Landes zu hindern, weshalb diese Intervention, sowie das Einschreiten in die spanischen Angelegenheiten in Folge der Quadrupelallianz, einen viel reifern, politisch klügern Charakter zeigt als jene frühern, lediglich Principien schützen wollenden Eingriffe, welche, blos Sache der materiellen Übermacht, zur Sanction jenes Verfahrens wurden, welches diese Intervenienten dem französischen Volke, als es durch Decret des Nationalconventes vom 19. Nov. 1792 allen nach Freiheit strebenden Völkern secours et fraternité versprach, so sehr verargten. Jetzt, wo eben nur die Souveraineté de facto legitim ist, jetzt, wo wir, statt jener frühern lang ausgedehnten, auf die Macht der Vorurtheile und Gewohnheiten basirten Geburtsaristokratie, die viel kürzern und faßlichern Aristokratien der materiellen oder geistigen Reichthümer haben, in einer Zeit, wo, wie wir einst von einem tüchtigen Politiker hörten, mit dem Verschwinden aller lediglich auf Überlieferungen beruhenden Illusionen auch jene rührende Kunst verloren gegangen ist, den gemeinen Mann schon dadurch, daß er seine gestrengen Herren blos speisen sah, satt zu machen (vermuthlich vor Ehrfurcht!), in dieser Zeit würden solche auf autokratische Principien basirte Interventionen ein zu gewagtes Spiel, würden sie dem täglich kräftiger werdenden Selbstgefühl der Völker gegenüber auf keine Weise rathsam sein, wie wol auch die neueste Geschichte genugsam an die Hand gibt.

Die letzte der von dem Hrn. Verf. gedachten Interventionen, die der fünf Mächte in den belgischen Angelegenheiten von 1830, von Belgien selbst gar treffend nur als „mission philantropique" bezeichnet und durch die Versicherung paralysirt, daß es die „indépendance du peuple belge avec le respect pour les droits de l'humanité" zu vereinigen wissen werde, hatte dem thatsächlichen Verlauf der belgischen Unruhen gegenüber einen so schwankenden Charakter — „tantôt d'arbitrage forcé ou d'intervention armée suivant les événements de la lutte" — daß der gesunde Sinn der Völker diese Intervention, wo sogar die heilige Allianz zu Gunsten der belgischen Revolution als eines „fait accompli" handelte, mit gar spöttischen Augen betrachtete, und man mag wol sagen, daß dieselbe dem Principe der factischen Einmischung den Todesstoß gegeben hat; denn nie sind die Diplomaten einer derbern und allgemeinern Volkskritik unterworfen worden als eben da, obgleich dem tiefer Eingehenden der Nutzen auch dieser Intervention nicht leicht verkennbar sein wird. Allein es zeigte dieselbe, daß die Völker, nachdem sie sich Jahrzehnde hindurch mit der Waffe in der Hand herumgeschlagen hatten, von diplomatischen Manoeuvres gar wenig hielten, daß sie ihnen nicht trauten, noch weniger aber etwas anvertrauen mochten, was sie selbst aufsechten konnten; und da nun der Begriff Volk bereits so sehr im Werthe gestiegen war, daß es selbst in diplomatischen Salons rathsam schien, ihn höher zu stellen als die Wünsche, wegen deren Verwirklichung man sehnsüchtig trauernd ein Jahrhundert rückwärts blickte, so kann man wol sagen, daß das Princip der Intervention im Geist der heiligen Allianz sich bei der belgischen Intervention selbst zu Grabe getragen habe. Dafür tauchten als kurzweilige Stellvertreter jene billigsten und unschuldigsten Interventionssurrogate, „par quelques expressions de ses sentiments en faveur des peuples" auf, die man nicht übel mit jenem Gespräche von Krieg und Kriegsgeschrei vergleichen könnte, welches den am Osterfeste ins Freie hinausspazierenden Bürgern in Goethe's herrlichem „Faust", für Sonn- und Feiertage so lockend erscheint. Möge es übrigens, wenn es einmal Interventionen geben soll, bei dieser letztern Sorte bleiben, dann werden die andern, unbequemern Einmischungen nicht hervorgerufen und Grundsätze nicht compromittirt werden, deren Gegentheil der Mächtigere geltend macht, wenn er nur will und sich als den Mächtigern fühlt, ein Gefühl, welches die in jeder Hinsicht so gut zählen lehrende Gegenwart vielleicht zu verschwenderisch vertheilt.

Auch am Schlusse der vierten Periode stellt sich uns ein Project zum ewigen Frieden dar, das des so tief als klar denkenden Kant (§. 24, S. 427—431), der in ihm bereits von einer Zeit spricht „où les sujets sont citoyens du globe" und das echt republikanische Element als die Lebensbedingung wohleingerichteter Staaten aufstellt. Wenn er übrigens in einer „fédération d'états libres", einem Congreß der einzelnen Mitglieder der civitas gentium maxima, die Garantie des fortwährenden Friedens, mithin letztern selbst sucht, so setzt Hegel, dessen System von dem Hrn. Verf. (§. 25, S. 431—434) kürzlich angedeutet wird, in richtigster Auffassung der Zu-

stände der neuesten Zeit, die „souveraine indépendance de l'état" als höchstes Gut an die Spitze alles Wünschenswerthen. Ihm ist ewiger Friede ein „état de stagnation morale", der Krieg dagegen, l'action, eine Nothwendigkeit, die bei dem Staate sich wiederholende Negation des Individuums, deren Vermeidung wol in philosophischen Träumen gewünscht werden könne, während nur deren möglichste Unschädlichmachung als eine Aufgabe des Völkerrechts anzusehen sei. Wenn also gleich strenge Haltung der Verträge sich als Hauptbindemittel der Staaten, als zunächstliegende Gewähr des Friedens darstelle, so sei doch bei der Schwierigkeit, in dem so vielfachen Völkerverkehr die Handlungen genau zu bezeichnen, welche als Verletzung der Verträge, der anerkannten Unabhängigkeit oder der Ehre des Staates anzusehen seien, der Krieg wol unvermeidlich; es müsse sich aber der letztere nur auf die Streitenden selbst beschränken und alle übrigen Personen, sowie auch das Privateigenthum unangetastet und unverletzt lassen.

Wie die Natur, wie das Leben diese Wahrheiten vielfach bestätigt, liegt wol am Tage, bemerken aber müssen wir, daß, was einst Hobbes und Spinoza lehrten, sich hier im modernen Gewande, von allen verletzenden Rauheiten glücklich befreit, wieder geltend macht, und gern glauben wir, daß jeder praktisch erfahrene und durch das Leben geschulte Mensch der Hegel'schen Ansicht beipflichten wird.

Nachdem endlich noch (§. 26, S. 434—443) eines ausgezeichneten Vortrags, welchen Mackintosh über das Studium des Völkerrechts und den echten Beruf der Gegenwart zu diesem Studium 1797 gehalten, lobend gedacht worden, nachdem der Hr. Verf. am Schlusse noch in zwei, aus Cicero's und Burke's Werken entlehnten Citaten den Grund alles Rechts und also auch des Völkerrechts, die Gerechtigkeit, als „la grande politique perpétuelle de la société civile" gefeiert hat, gibt er zuletzt in einem Résumé (S. 444, 445) eine Übersicht der Fortschritte, welche sich im Völkerrechte seit dem westfälischen Frieden bemerklich gemacht haben, zu denen er namentlich die fortwährenden Gesandschaften, die exceptionelle Stellung des Interventionsrechts, die Anerkennung der Freiheit der Meere und Flüsse, die Aufhebung der Colonienſperre, die Misbilligung des Sklavenhandels, eine menschlichere Kriegführung, die vorherrschende Begünstigung des neutralen Handels und endlich alle die Vortheile rechnet, welche das so hoch gesteigerte geistige Leben der Wissenschaft durch Freiheit der Forschung, Aufklärung der Ideen und Bestimmtheit des Ausdrucks hat zu Theil werden lassen.

Zwei, die spanische Successionsfrage (A, S. 446—451) und die Sendung des M. John Quincy Adams als nordamerikanischer Gesandter an den berliner Hof, sowie den dortigen Abschluß des Vertrags vom 11. Juli 1799 (B, S. 451—462) betreffende notes additionnelles beschließen das so ausgezeichnete Werk, dessen Ganzem wir noch die nachstehenden kurzen Betrachtungen widmen.

Wie die innere Rechtsgeschichte in Bezug auf die Rechtswissenschaft nach und nach zu einem Haupttheile des Studiums der letztern geworden ist, wie wir uns nicht mehr begnügen, ein Rechtsinstitut nur in seiner augenblicklichen Gegebenheit aufzufassen, sondern darnach forschen, wie und auf welche Weise es sich ausgebildet und entwickelt habe, so ist es auch beim Völkerrecht ein längst fühlbar gewordenes Bedürfniß nicht blos das jetzt gerade geltende, das sogenannte positive Völkerrecht zu wissen, sondern es auch durch die Geschichte der Ausbildung desselben kennen zu lernen; ja, es stellte sich dieses Bedürfniß, wenn irgendwo, gerade beim Völkerrechte um so dringender heraus, als die rechtliche Unhaltbarkeit so mancher völkerrechtlichen Bestimmungen eben nur in der innern Entwickelungsgeschichte der letztern Begründung, wenn auch nicht Entschuldigung finden kann. Einem solchen Bedürfnisse war aber freilich durch die frühern Geschichten von Staatshändeln und Friedensschlüssen gar wenig entsprochen, da die äußere Völkerrechtsgeschichte gewöhnlich den alleinigen Vorwurf dieser Schriften bildete und deren Verf. noch dazu, ihrer Stellung oder ihrem Willen nach, zu unfrei waren, um, blos unter dem Schutze der Wissenschaft, Verhältnisse zu beurtheilen, welche von einem viel freiern Standpunkte aus beurtheilt werden müssen als die frühern politisch-preßhaften Zustände zu gestatten pflegten. Es war also ganz an der Zeit, mit einer Geschichte der allgemeiner geltenden völkerrechtlichen Grundsätze jetzt aufzutreten, wo die von Bentham so glücklich benannte internationelle Moral an der täglich mächtiger werdenden Öffentlichkeit, ja selbst an dem Terrorismus des Lichts eine so kräftige Stütze findet und sich auf diese Weise eine Controle des positiven Völkerrechts bildet, an welche bisher gar nicht zu denken war. Wie glücklich Herr Wheaton nun die Aufgabe, eine solche Geschichte zu schreiben, gelöst hat, dies dürfte aus der vorausgegangenen Analyse seines Buchs deutlich hervorgehen, und wir empfehlen demnach letzteres für das Studium des Völkerrechts um so mehr, als es in einem Geiste geschrieben ist, den wir für ebenso zeitgemäß als ehrenwerth und des Gesandten eines freien Volks würdig anerkennen. Möge Niemand uns vorwerfen, daß dieser Geist, der Geist des steten nationellen Fortschreitens im Gebiete der bürgerlichen und wissenschaftlichen Freiheit, ein der Diplomatie ungehöriger sei; möge Niemand es uns verargen, wenn wir in diesem Geiste Verhältnisse auffassen, die, wol kann man es sagen, lange genug durch die praktische Diplomatie in einer so niedern Sphäre gehalten wurden, wie die bloße Resonanz exclusiver Interessen, seien es auch die höchsten, doch immer bleiben wird. Wollen die Völker nach innen Recht und Freiheit, so wollen sie sie auch nach außen, und gewiß werden sie den uralten Grundsatz aller Gerechtigkeit, das Suum cuique, durch Gewährung der Güter bethätigen, die sie selbst für sich in Anspruch nehmen.*)

*) Als Beleg, wie sich auch die, der Diplomatie bisher so fern stehende strengere Rechtswissenschaft dieser auf einem eigenen Wege nähert, mag uns das rege Leben gelten, welches sich in den neuern Forschungen über internationa-

Fragen wir aber, was bisher die praktische Diplomatie in dieser Hinsicht zum größern Theile war, und sehen wir mit dem hellen Blicke des ruhigen Verstandes, was sie werden wird, so muß es uns ja doch wol einleuchten, daß die Richtung des Volksgeistes in unserm alten Europa auch dahin geht, endlich einmal ein Völkerrecht erstehen zu lassen, welches von den Völkern, im Sinne wahrer Gerechtigkeit ausgehend, auch für alle Völker und nur in deren wirklichem Interesse gehandhabt und geltend gemacht werde. Freilich wird diese Geltendmachung allen den ärmlichen, veralteten Tand als unwürdig von sich weisen, der das savoir marcher sur le parquet bisher als die erste Tugend des Diplomaten erscheinen ließ und weshalb von der Geburtsaristokratie ein wahrer Generalpacht der diplomatischen Fähigkeiten beansprucht wurde; doch dürften, wie es vor dem westfälischen Frieden und vor Einführung der französischen Sprache als diplomatisches Idiom par excellence der Fall war, nur tüchtig geschulte, wissenschaftlich gebildete und im bürgerlichen wie im Geschäftsleben wohl erfahrene Männer zu dem ernsten Berufe praktischer Diplomaten berufen werden, Männer, die diesen Beruf mit der einfachen Würde der Volksvertreter erfüllen, Männer, deren Stellung in der geistigen Aristokratie, welcher sie de fait, also ausschließlich angehören, unbestritten bleibt und die, wie im praktischen Leben, so auch in der Wissenschaft gleich rühmliche Vorbilder sein werden. Als einen solchen Mann verehren wir Hrn. Wheaton, der seinen so vielfachen literarischen Verdiensten durch die Geschichte der Fortschritte des europäischen Völkerrechts ein neues und gewiß nicht das kleinste beigefügt, zu seinen „Elements of international law" aber den besten Commentar gegeben hat.

Hermann Ludewig.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Märchen und Jugenderinnerungen. 1ster Theil. 2te Ausgabe. Mit 6 Kupfern. 8. Berlin, Reimer. 2 Thlr.

Balzac's sämmtliche Werke. 12ter, 13ter Band. — Mit d. T.: Das mystische Buch. Von H. de Balzac. Aus dem Französischen. 2 Bände. 16. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr.

Die Befestigung von Paris im Jahre 1841. Historisch und militärisch. Gr. 8. Leipzig, Rein. 20 Ngr.

Beigke, H., Die Alpen. 1ste, 2te Lief. Gr. 8. Colberg, Post. 20 Ngr.

Burkhardt, Fr., Poetische Feldblumenkränze. Lieder eines Mitgliedes der Bürgergemeinde. Gr. 12. Leipzig, Fort. 1843. 25 Ngr.

(Byron.) Die Braut von Abydos. Eine türkische Sage. Getreu ins Teutsche übersetzt und seinen Schülern gewidmet von *Finck de Bailleul*. Gr. 8. Landau. 1843. 22½ Ngr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1843. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Autoren von A. Knapp. 11ter Jahrg. Mit 1 Kupfer. Gr. 16 Heidelberg, K. Winter. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eisendorf, J., Antikritik. Drittes Sendschreiben an J. v. Görres, nebst einigen Worten über den Kölner Dombau. Gr. 8. Berlin, Veredas Buchh. 1843. 15 Ngr.

Die Lieder des heiligen *Franziscus* von Assisi. — I Cantici di San Francesco d'Assisi. Gr. 8. Frankfurt a. M. Andreae. 1 Thlr.

Grübenau, Das höhere Volksschulwesen in Preußen, verglichen mit den gewerblichen und staatsbürgerlichen Anforderungen unserer Zeit. Gr. 8. Danzig, Kabus. 10 Ngr.

Hermanns Taschenbuch. Für 1842. 16. Minden, Essmann. 1 Thlr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1843. Herausgegeben von J. F. Castelli. 21ster Jahrg. mit Stahlstichen. 16. Wien, Tendler u. Schäfer. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jacoby, Meine weitere Vertheidigung wider die gegen mich erhobene Beschuldigung der Majestätsbeleidigung und des frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze. Gr. 8. Zürich und Winterthur, Litterar. Comptoir. 15 Ngr.

Krüger, M. S., Naturhistorische Darstellungen aus der vorzüglichsten naturhistorischen Schriften von Agardh u. s. w. Ein Lesebuch zur Belebung des Sinnes für Natur und deren Studium. Mit Titelkupfer und 1 Tafel Pflanzen-Abbildungen. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Laube, H., Gräfin Chateaubriant. Roman. 3 Bände. Gr. 12. Leipzig, Teubner. 5 Thlr.

Leben des Großherzoglich Oldenburgischen Generalmajors W. G. F. Wardenburg. Herausgegeben von einem Bruder des Verstorbenen. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meynert, H., Nordlichter. Erzählungen, Novellen und Fantasiestücke. 3 Theile. 8. Pesth, Hartleben. 1843. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Novellen-Album mit Beiträgen von B. Auerbach, Lorm, Diefenbach, L. H. Seiber, A. v. Hasselt, H. König, F. Lavanda, H. Laube, F. Lebrun, E. Robin, C. v. Schmidt u. 3 Bände. Roy.-8. Leipzig, Herbig. 3 Thlr.

Pusztay, A., Das ungarische Wechselrecht in Bezug auf die Landeskonstitution, den Handel, die Industrie und den Kredit. Nebst einer kurzgefassten kritischen Übersicht der Werke, welche seit 1840 über das ungarische Wechselrecht erschienen sind. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr. 10 Ngr.

Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841. Mit 1 Atlas. 3te, 4te Abth. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 3 Thlr. 5 Ngr.

Schattenrisse aus dem Jugendleben eines Arztes. Nach dem Englischen bearbeitet von E. Ernst. 2 Bändchen. Gr. 16. Leipzig, Binder. 1 Thlr.

Stratenaus Nachhod, Die Preußische Hegemonie in Deutschland, hervorgerufen durch die Schriften von v. Bülow-Cummerow und C. L. Hellrung, und aus deutschem Gesichtspunkt besprochen von einem Nicht-Preußen. Gr. 8. Leipzig. 1 Thlr.

Töpfer, C., Lustspiele. 5ter und 6ter Band. Gr. 12. Berlin, Duncker u. Humblot. 1843. 4 Thlr. 10 Ngr.

Ungarn im Jahre 1841. Gr. 8. Leipzig, Mayer u. Wigand. 15 Ngr.

Die Verantwortlichkeit der Preußischen Gerichtsbehörden. 8. Cottbus, Meyer. 10 Ngr.

Wolffohn, C. W., Die schönwissenschaftliche Litteratur der Russen. Auserwähltes aus den Werken der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten älterer und neuerer Zeit, ins Deutsche übertragen und mit historisch-kritischer Übersicht, biographischen Notizen und Anmerkungen begleitet. 1ster Band. Gedichte. Gr. 8. Leipzig, Fort. 2 Thlr.

Zur Charakteristik der Gegenwart in Ungarn. Gr. 8. Leipzig, Mayer u. Wigand. 6 Ngr.

---

les Privatrecht zeigt, in welchen Dr. Schäffner („Entwickelung des internationalen Privatrechts", Frankfurt a. M. 1841), das mit den bezüglichen Arbeiten von Story, Burge und Foelix bekannt macht, während Wächter die Ergebnisse seiner Studien in einem Aufsatze in dem „Archiv für civilistische Praxis" (Bd. 24, S. 230—311, Bd. 25, S. 1—60) mittheilt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 348. — 14. December 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Vierter und letzter Artikel.*)

80. Deutscher Sängersaal. Auswahl von Gedichten zum Componiren. Gesammelt und geordnet von Karl Gollmick. Darmstadt, Jonghaus. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie bequem man es doch in unsern raffinirten Zeiten den Künstlern aller Art macht! Man gibt nicht nur Systeme und Theorien über die Kunst, sondern schafft auch das Material herbei und stellt es zu beliebiger Auswahl auf artistischen Bazars auf. Daß der Gedanke, für den Tonkünstler eine solche Auf- und Ausstellung zu veranstalten, nicht schon längst ausgeführt wurde, ist in der That zu bewundern, und recht schön, daß Hr. Gollmick sich das unbestreitbare Verdienst erworben, ihn zuerst realisirt zu haben. Er gibt hier, namentlich noch jungen Componisten, die in ihrem Drange, zu schaffen, oft nach dem Ersten und Besten greifen, ein brauchbares Material, oder Gedichte mit musikalischem Element, d. h. solche, die durch Wohlklang, Leichtigkeit in der Versification und Anmuth der Sprache die Lippen wie von selbst zum Gesange öffnen; bewahren will er sie dadurch vor dem lästigen Umherspähen nach componirbaren Sachen, wobei oft das augenblickliche Feuer der Begeisterung verlodert. Manche unserer Componisten bedurften freilich einer solchen Hülfe nicht. Der verstorbene Kapellmeister Reichardt suchte nie nach solchen Stoffen; er fand sie gelegentlich und dann klang auch, wie er Ref. einmal versicherte, die entsprechende Melodie augenblicklich in seiner Seele. Freilich ist nicht jeder Componist ein Reichardt, der nicht allein sehr vertraut war mit der vaterländischen schönen Literatur und namentlich mit der deutschen Lyrik, sondern der auch immer in Kreisen des socialen Lebens lebte, wo Wissen und Geschmack heimisch waren. Karl Maria von Weber dagegen suchte eifrig darnach, besonders nach Volksliedern und Volksmelodien; aber nicht Jeder ist so glücklich im Finden wie er. Wir zweifeln somit keinen Augenblick, daß Hr. Gollmick ein Werk unternommen habe, wodurch er sich den Dank aller schreibseligen Tondichter unserer Zeit erwerben könne, die natürlich nur Das hier auswählen werden, was ihrer Individualität zusagt. Er hat die Sammlung, welche er Felix Mendelssohn-Bartholdy dedicirt hat, in drei Rubriken abgetheilt. Nr. 1 bringt „Lieder und Gesänge", die man sonst wol im Begriff nicht voneinander zu scheiden pflegt. Er versteht aber unter erstern solche, die in einer poetischen Empfindungseinheit ein und dieselbe Melodie für alle Strophen oder Complets zulassen, während die letztern in ihren verschiedenartigen Empfindungen durchcomponirt werden müssen. Diese erste Rubrik zerfällt wiederum in sechs Classen oder Unterabtheilungen. 1) Andacht, eine glückliche Wahl von Hymnen und frommen Ergüssen aus neuer und aus alter Zeit, denn einen Beitrag liefert auch Paul Flemming. 2) Lyrik, ein etwas vager Begriff. 3) Heiterkeit und Humor, wo wir Besseres zu finden glaubten und wo der Sammler ein großes Feld unbebaut liegen gelassen. 4) Elegie, recht gut. 5) Männerchöre, eine ganz eigenthümliche Classificirung, die streng genommen keine besondere Abtheilung bilden kann; doch unterscheidet er den Männerchor, für den er kräftige, festliche, feierliche, humoristische und vaterländische Gedichte besonders geeignet findet, von dem subtilen Quartett, welches sich jeder Gesangsgattung leicht anschmiegt. In dieser Abtheilung finden sich zwei vom Anthologen selbst: „Der Kapellmeister und das Echo" (S. 211), welches zwar scharfsinnig und witzig genug als Gedicht ist, aber nicht sangbar zu sein scheint. Das ihm folgende „Recept für einen Theaterdichter" mit seinen kurzen schwebenden Reimzeilen entspricht dem Zwecke eher. Die aus dem Französischen des Béranger, Delavigne und Victor Hugo übersetzten Lieder hätten wir hier nicht mit zur Auswahl gestellt; denn ein Übersetzer beachtet weniger die Euphonie, auf die so viel beim Liedercomponisten ankommt, als die Treue im Wiedergeben des Gedankens. Auch möchte das Lied „Blücher am Rhein" (S. 191) für den Componisten hinsichtlich der Melodie unüberwindliche Schwierigkeiten haben, wenn er kein Recitativ mit anbringen will, was wegen der Kürze des Stücks nicht füglich sich thun läßt. 6) Kinderlieder, gut, aber etwas dürftig. Die Rubrik Nr. 2 bietet „Romanzen, Balladen, Sagen und Legenden", und Nr. 3 bringt „Volkslieder und Gesänge", die stets ein crux für den Componisten unserer Zeit bleiben; denn ein Talent, wie es Karl Maria von Weber für dieses Genre besaß, wird selten von gewogenen Göttern verliehen, und wenige unserer heutigen Volkslieder haben die Kunstweihe und den Kunstwerth, der sich dadurch bekundet, daß sie in den Mund des Volks übergehen. Viele der hier zur Auswahl gebotenen Gedichte sind bereits von tüchtigen Tondichtern mit Melodien versehen; doch konnte das den Sammler nicht hindern, sie hier aufs neue als Gegenstand einer warmen Concurrenz Dilettanten und Männern vom Fach darzubieten und sie dadurch zu reizen, dem Gelungenen nachzueifern, oder das Vorhandene wo möglich zu überbieten und durch eine tüchtige Arbeit in Schatten zu stellen. Hat man doch auch bis heute noch keinem Componisten des Becker'schen „Rheinliedes" die Palme zugesprochen! Zum Lobe der Sammlung sei noch bemerkt, daß die Gedichte, mit äußerst wenigen Ausnahmen, jene materielle Kürze haben, die dem Componisten stets willkommen sein muß. Eine Fortsetzung steht zu erwarten; denn wie wollte Hr. Gollmick in einem Bande auf 325 Blattseiten die unermeßlich reiche Mine germanischer componibler Lieder exploitirt haben?

81. Vermischte Gedichte von Ernst Anschütz. Leipzig, Friese. 1841. 8. 1 Thlr.

Es gibt heutzutage eine nicht geringe Anzahl deutscher Jünglinge und Männer, welche durch die intellectuelle Bildung, die sie von Haus aus genossen, durch die Wahl ihres Umgangs im geselligen Verkehr, durch die Lecture ausgezeichneter Dichter, durch die Steigerung der Empfindungen und Affecte in des

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 115—118, 229—233 und 261—264 d. Bl. D. Red.

Lebens Blütenjahren mühelos zu der Fertigkeit gelangen, Gedanken und Gefühle in Rhythmen zu flechten und in Metra zu gießen; sind nun ein oder einige Gelegenheitsgedichte gelungen, so tritt, da Dichter nicht zu schweigen lieben, sogleich die Schar bewundernder Freunde herzu und dringt auf Druck, und so erscheint im Meßkatalog die Sammlung unter einem entsprechenden möglichst pikanten Titel. So mag auch vorliegende Sammlung „Vermischter Gedichte" entstanden sein. Doch hat ihnen noch ein anderer Umstand das Leben gegeben. Hr. Anschütz hat nämlich gelungenen Liedercompositionen mehre, wo nicht die meisten dieser Gedichte untergelegt und sie mit vielem Takt und Gewandtheit dem Geiste der Musik angepaßt und schon vor Jahren ein musikalisches Liederbuch zu Nutz und Frommen der gesanglustigen Jugend daraus gebildet. Müssen wir auf der einen Seite seine Gewandtheit rühmend anerkennen, so läßt sich auf der andern nicht leugnen, daß die Lieder aller Originalität entbehren, und wenn auch die meisten durch den warmen Hauch wackerer Gesinnung und Gemüthlichkeit uns angesprochen haben, so geben ihnen solche Vorzüge noch nicht das Recht, vor ein Publicum zu treten, welches in der Neuzeit durch bedeutende Errungenschaften im Felde der Lyrik verwöhnt ist. Am besten hat uns „Nachtgesang" (S. 46) gefallen.

82. Lieder und Balladen von August Schilling. Wien. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Das Vorwort zu diesen, Gabriel Seidl dedicirten poetischen Jugendklängen lautet:

Mit den kleinen Poesien
Tret' ich scheu ans Sonnenlicht;
Nehmt dies still bescheidne Mühen
Für ein groß Beginnen nicht.
Laßt, — wenn Philomelen girren
In des bleichen Mondes Schein,
Auch die Morgenlerche schwirren
Durch den deutschen Dichterhain.

Und wir sagen dazu: In Gottes Namen.

83. Gedichte von Heinrich von Mühler. Berlin, Voß. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein geistreiches Raisonnement und der brillanteste Witz charakterisiren diese Lieder. Die Sprache athmet in jugendfrischer Energie, die Formen sind tadellos, die Reime rein und die Bilder, die überall von einer vom Verstande gezügelten Phantasie Zeugniß geben, treten so plastisch vor des geistigen Beschauers Auge, daß sie zum Antasten reizen. Alle Raisonnements, Reflexionen und Phantasiegebilde sind aus dem Leben für das Leben; man hört und fühlt es, es redet hier ein Mann, der aus dem Tempel der Themis in die Hallen der Musen getreten ist und der die häßliche Atmosphäre einer staubigen Actenstube mit dem heitern Licht vom Helikon zu klären weiß. Von idealen Natur- und Lebensanschauungen, elegischer Weichheit, pietistischem Gewinsel, weltschmerzelnder Zerrissenheit, künstlich gemachter erotischer Verzweiflung und politischem Fanatismus moderner Dichterbestrebungen und Richtungen nirgend im Buche eine Spur; keine Vorrede gibt uns Winke über des Sängers äußere Verhältnisse oder über Motive der Veröffentlichung seiner Gedichte; — mit energischem Selbstbewußtsein tritt er ungenirt mit einem Anch' io son pittore in die germanischen Sängerkreise und scheint zu sagen: Da bin ich; nehmt mich auf; wo nicht, so laßt es bleiben! Von seiner frischen Energie gibt gleich die erste Nummer unter den „Gedichten vermischten Inhalts" Kunde und Zeugniß, wo er das Lied anredet:

Setze dich zu mir aufs neue, alter fröhlicher Gesell,
Singe wieder deine Weisen, deine Lieder sonnenhell,
Hast es ja so redlich immer und so treu mit mir gemeint,
Hast allein mich ganz verstanden, du mein trauter Herzensfreund!

Du hast, fährt er fort, schon am Lebensmorgen an meiner Wiege getönt, hast dem Jüngling Heldensang eingehaucht,

Und du hast die Zauberformel, dich zu rufen, ihm erlaubt,
Daß er frische Liederkränze flechte um sein eignes Haupt,
Lehrtest ihn die Form erbauen, eh' der flücht'ge Geist verrinnt,
Fesselnd mit des Wortes Banden der Gedanken Flügelkind.

Wie poetisch ist der Gedanke in „Blumen und Steine" (S. 6), wo der Frühling mit den Erdgnomen sich in einen Streit und Wetteifer einläßt, wer die herrlichste Pracht der Erde schaffen könne? Wem, sagt die letzte Strophe, ist der Sieg verliehen?

Wer schlichtet, wo ein solcher Streit erregt?
Du, Mädchen, bist's! Es muß die Blume blühen
Nur lieblicher, an deiner Brust gehegt;
Der Edelstein wird feuriger noch glühen,
Wenn er sich stolz um Hals und Stirne legt.

Wie witzig-lehrreich ist der Dialog zwischen Schüler und Meister (S. 15), wo Ersterer vom Letztern Unterricht im Dichten heischt; welche humoristische und wahre Zeichnung in „Die sieben Eulen" (S. 38), durch welche er die Vorlesungen der Akademiker persiflirt; welcher Bilderreichthum in „Traumdeutung" (S. 55); welcher frische kecke Übermuth in „Fahnacht" (S. 67), und wie wahr reflectirt er (S. 74) in „Production":

Wenn Einer die Stückchen amalgamirt,
So sagen die Leute, er producirt.
Und will wer den Plunder zusammenreißen,
So wird man ihn einen Kritiker heißen — —
Aber aus einem Gedanken gleich
Schuf Gott Erd' und Himmelreich.
Und da darf Keiner es riskiren,
Die Dinge stückweis zu kritisiren. —
Dein Werk ist ein ganzer Gedanken —
Nun mögen die Andern sich darum zanken.
Hände und Füße mögen sie tadeln,
Aber das Ganze wird dich adeln.

„Trinkers Vermächtniß", der zweite Abschnitt, enthält Weinlieder, die sich aber von den oft dagewesenen, wo das Thema: Laßt uns trinken! bis zum Ekel variirt wird, bedeutend unterscheiden. Sie sprudeln aus dem Elemente eines geistreichen Humors auf, das Evan Evoe schwebt auf den Flügeln eines geistreichen Raisonnements und der Sänger spricht dem Wein so beredt und siegend das Wort, daß er Prießnitz's Anhänger und Bewunderer bekehren könnte. So erzählt er gleich in der ersten Nummer dieses Abschnitts:

Mir träumt, ich wär' verhandelt
Als Flasche kurz und gut,
Mein Fleisch in Glas verwandelt
In rothen Wein mein Blut.

Die Beine fortgeheret,
Mein Schädel ward zum Pfropf,
Das Siegel drauf geklecket
Als Mütze auf den Kopf.

Und rings um mich im Bogen
Als Nachtgespenster her
Die Flaschen alle zogen,
Die ich getrunken leer.

Die huben an zu springen
Mit schauerlichem Klang,
Die Gläser thäten singen
Gar seltsamen Gesang.

Und wie sie noch so sprangen,
Durchschnitt mich jäher Schmerz,
Ich war entzweigegangen,
Mein Blut floß bodenwärts u. s. w.

In „Begräbniß" (S. 131) verordnet er, wie er begraben sein will; voran sollen drei Reiter auf dem Reichter blasen, drei

Küfer drei Orgelpfeifen als Pauken schlagen, auf Bierfaß- und Stichhebern soll als auf Oboen und Posaunen geblasen werden, im mächtigsten Gährfaß soll die mit Rebland bekränzte Leiche liegen, 300 Weinflaschen sollen als Leitragende folgen, den Leichensermon soll der Kellermeister halten, die Gläser sollen als Grabgeläut klingen und die 300 Flaschen sollen sich todt weinen. Was thut's, ruft er am Schlusse eines dieser Lieder aus, daß ich sterbe? Mein Leben nicht flieht; es bleibt ja mein Erde, das fröhliche Lied! Die „Liebessonette" im dritten Abschnitt mit lateinischen Überschriften aus dem römischen Gesetzbuch parallelisiren einzelne Rechtsartikel mit den Aussprüchen aus dem Gesetzbuche Amor's auf die anmuthigste und scharfsinnigste Weise. Die „Reisebilder" im vierten Abschnitt haben uns weit weniger angezogen; denn die Natur zeigt sich immer etwas spröde, wenn der Maler ihr blos das Colorit des Witzes aufdringt; und ebenso ist's mit dem Abschnitt „Aus der Schweiz". Die „Balladen und Legenden" befriedigen mehr. Mit welchen Schauern durchdringt gleich die erste Ballade „Kain" das Herz! Der Brudermörder flieht in das Dickicht des Waldes und die Bäume schütteln die riesigen Häupter und fragen: Kain, wo ist dein Bruder Abel? Die Eule ruft ihn aus Felsenspalten an, das Moorgespenst, die Berghäupter und das Meer wiederholen alle diese fürchterliche Frage. Der Verzweifelte fleht den Herrn um Vernichtung an; aber sein Gebet pocht vergebens an die Himmelspforte. Noch machen wir aufmerksam in diesem Abschnitt auf „König Sigurd" in vier Nummern, auf „Christoph Columbus" (S. 324); „Die drei Räuber" (S. 339) und auf die Schlußnummer „Der Mönch auf dem St.-Gotthard". Bei Damen, Romantikern und Pietisten wird übrigens der Sänger wenig Glück machen.

84. Knospen. Gedichte von C. O. Sternau. Magdeburg, Baensch. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Sänger producirt sich dem Publicum sehr geputzt. Der Verleger hat das Buch auf das feinste Velin correct drucken, es in ein hellgrünes Gewand einschlagen, den Schnitt im Rococogeschmack marmoriren lassen, und das aus seiner lithographischen Anstalt hervorgegangene Titelblatt, von Wolff und Pohlmann mit sinnigen Emblemen und gut ausgeführten Menschen- und Genrengestalten geziert, macht es geeignet, auf den Toilettentisch einer Geliebten oder Gattin an ihrem Namens- und Geburtstage gelegt zu werden. Kann man es bei solchem Äußern dem Verleger verdenken, wenn er noch einen, mit dem Titel des Buchs bedruckten Bogen um dasselbe geschlagen und ausdrücklich bemerkt hat: „Exemplare, welche die Spuren des Lesens an sich tragen, werden unter keiner Bedingung zurückgenommen"? — So das Kleid des Sängers; aber der Geist? — Leider läßt sich davon nicht so viel Schönes sagen. Hat man die mit frommem und weichem Gefühl abgefaßte Vorrede gelesen, so erwartet man Knospen zu sehen, die sich unter der Pflege der Muse Siona zu duftenden Blüten entfalten; aber dem ist nicht so; man täuscht sich und findet, daß es nur das sublunarische Leben ist, um welches sich dünne Gefühlchen ranken und von welchem der Verf. zu keiner genialen Anschauung gelangt ist. Überhaupt leckt das Flämmchen seiner Begeisterung nur an niederes Gesträuch und Gräser. Man liest und liest und blättert von Nummer zu Nummer, um einmal etwas zu finden, was den Geist erhebt und das Herz erwärmt; aber man liest und blättert vergebens. Dazu kommt, daß der Verf. mit seinen Ideen hin und wieder gar nicht im Klaren zu sein scheint, oder es gebricht ihm das Talent der Darstellung innerer Zustände. Er reimt Sonne mit Wonne, Brust mit Lust, Herz mit Schmerz, und es ist, als ob man diese Gedichte schon oft gelesen hätte. Das schlechteste unter allen Gedichten in diesem eleganten Buche steht S. 156: „Am Geburtstage der Geliebten"; das beste dagegen S. 192: „An die Hoffnung". Recht naiv erscheint auch ein Dialog zwischen „Hans und Grethe" im Schweizerdialekt (S. 182). Alles Andere ist Mittelgut.

85. Buch der Liebe. Nebst einem Anhange. Von E. Hetzloßsohn. Leipzig, Fest. 1842. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das feine Büchlein sei allen feinen jungen Herzen empfohlen. Es richtet sein Wort an 40 Schönen, die zum Theil höchst romantische Namen tragen. Diese seufzen selbst ihre Gluten aus, oder der Dichter weiß ihnen etwas Schönes zu sagen, oder er läßt sie seine Flamme sehen, oder er streut ihnen Cypressen aufs Grab, ja, für eine Therese flicht er einen ganzen Todtenkranz. Manche Situation ist recht hübsch erfunden und manche Idee zart und anmuthig; doch ist hier im Allgemeinen das große Thema Liebe nicht immer neu und originell behandelt, und wir empfehlen diesem und allen künftigen erotischen Sängern das sorgfältige Studium von Petrarca's „Canzonniere" als eine unerschöpfliche Fundgrube für Liebesseufzer, Liebessituationen und Liebesgalanterie. Auch hier nehmen sich einige Galanterien recht gut aus, z. B. S. 8; andere aber klingen sehr alltäglich und gewöhnlich, wie der Schluß „Bertha" (S. 30). Aus gar feinen Elementen sind gebildet „Clementine" (S. 18); „Henriette" (S. 27); „Elisa" (S. 35); auch wol „Adelheid" (S. 38). Der „Anhang", der materiell viel reicher ist als das „Buch der Liebe" selbst mit allen Damen, sodaß es nur ein Aushängeschild zu sein scheint, befriedigt viel mehr und ist ohne Zweifel das Werthvollere, Bedeutendere. Welche frische Regsamkeit, welches tiefe Schmerzgefühl, welch liebliches Phantasiefarbenspiel gleich in der ersten Nummer des Anhangs „Der Lorber"! Welche ansprechende Allegorie in „Gutenberg" (S. 63); welche Sentimentalität in dem Liede „An den Mond" (S. 65); wie echtpoetisch und einer Dichteransicht würdig der Gedanke in „Der Halbmond" (S. 70), von dem es heißt, er schimmere immer bleicher, und wo gefragt wird:

Was soll nun glänzen auf dem Minaret?
Der Doppeladler, den du oft bekämpft,
Der Leopard, der gall'sche Hahn, der kräht,
Die Geißel Rußlands, das die Freiheit dämpft?

Die Antwort lautet:

Nicht nur die Freiheit; nein, den Himmel ganz
Der Poesie, die, Orient, dich umwoben,
Den feenhaften, duft'gen Blütenglanz,
Der, Stambul, dich als Märchenwelt erhoben.

Wie schön ist ferner der diesem Gedichte folgende zarte Erguß „Im Freien"! Die Ballade von den „Drei Schneidern am Rhein" (S. 77) wagen wir ein Meisterstück feinen Humors und feingedachter Drolligkeit zu nennen; irren wir nicht, so hat es den von Kobbe ausgesetzten Preis für das beste humoristische Gedicht erhalten, und verdient, im Kreise frohsinniger Jugend beim funkelnden Glase, entsprechend componirt, gesungen zu werden. Dagegen müssen wir „Bach und Mühle" (S. 61) für eine Reminiscenz aus Justinus Kerner erklären, was uns um so mehr wundert, da der Verf. bei seinem eigenen Reichthum wahrlich nicht nöthig hat, bei einem Andern Ideen und Bilder zu borgen. Die aus den „Serbischen Volksliedern" des Wuk Stephanowitsch entnommenen Lieder sind kaum den Raum (von S. 82—126) werth, den sie füllen, und leider unterbricht der Dichter die Reihe seiner edlern Erzeugnisse, von S. 133 an, abermals mit einer langweilenden Litanei von Mädchennamen und Versen ohne Gedankenreichthum; denn der einzige Gedanke, der hier auffallend hervorleuchtet (er steht in der letzten Strophe des Liedes „Die Cypresse", S. 144), ist aus Schiller; höchstens könnte die Anklage Theodorens (S. 156) noch Gnade vor eines Kritikers Auge finden. Die Sprache erscheint überall zart, anmuthig, sonor, wie sie in einem „Buch der Liebe" erklingen muß. Wollten wir Schulfuchserei treiben, so könnten wir einiger Faurpas in rhythmischer Hinsicht Erwähnung thun; da es sich aber nicht ziemt, einen sonst nicht unbegabten Sänger auf einen Ton aufmerksam zu machen, wo er im Vortrag nicht rein intonirte, während die ganze Gesangpartie trefflich gelungen ist, so theilen wir

hier zum Schluß lieber die schon erwähnte Ballade von den drei Schneidern zu gemüthlicher Ergötzlichkeit unserer Leser mit.

Es kamen drei Schneider wol an den Rhein
Und kehrten beim Gastwirth zu Ingelheim ein,
Am Rhein, am Rhein.
Sie hatten im Sack keinen Heller mehr,
Doch dürstete jeden von ihnen gar sehr
Nach Wein, nach Wein.

Herr Wirth, wir ha'n keinen Kreuzer Geld,
Doch waren wir weit herum in der Welt,
Am Rhein, am Rhein.
Wir thaten ein Jeder ein Meisterstück,
Das kehren wir ihn, das bringt ihm Glück,
Für Wein, für Wein.

Ihr Burschen, ich will euer Narre nicht sein,
Ich bin ja der Gastwirth von Ingelheim,
Am Rhein, am Rhein.
Und könnt Ihr nicht Jeder ein Meisterstück,
So brech' ich auch Jedem von euch das Genick
Statt Wein, statt Wein.

Der Erste nun fing einen Sonnenstrahl
Und fädelt ihn ein in die Nadel von Stahl,
Am Rhein, am Rhein.
Er nähte ein zerbrochnes Weinglas zusamm,
Daß man auch die Nath nicht erkennen kann
Im Wein, im Wein.

Der Zweite darauf eine Mücke fing,
Die g'rad' über seine Nase ging,
Am Rhein am Rhein,
Die Mücke, die hatt' in dem Strumpfe ein Loch,
So klein es auch war, er stopfte es doch
Für Wein, für Wein.

Der Dritte der nahm nun die Nadel zur Hand
Und bohrte sie mächtig und tief in die Wand,
Am Rhein, am Rhein.
Er flog wie ein Blitzstrahl durch's Nadelöhr, —
Ich hab' es gesehen bei meiner Ehr',
Beim Wein, beim Wein.

Der Wirth sprach, so 'was hab' ich noch nie gesehn,
Drum soll auch, ihr Bursch', euch mein Dank nicht entgehn
Am Rhein, am Rhein.
Er nahm einen Fingerhut, schenkte ihn voll;
Da, Burschen, nun sauft euch voll und toll
Im Wein, im Wein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

In der geschmackvollen Ausstattung der Werke wird gegenwärtig keine Nation den Franzosen den Vorrang streitig machen. Noch vor 20 Jahren ließ Jouy seine „Ermites" und Delavigne seine „Messéniennes" von Thompson, Andrew und Best verzieren, während jetzt die Engländer zur Ausschmückung der Meisterwerke ihrer Literatur den Griffel eines Grandville und Jacques beschäftigen. Wie sinnreich aber sind auch die Vignetten, mit denen Grandville die glänzenden Velinpapierseiten umflichtet! Der Reichthum seiner Phantasie ist erstaunenswerth. Nicht genug, daß er eine ganze Reihe von größern Werken, z. B. die „Animaux peints par eux-mêmes", Lafontaine's und Florian's Fabeln ganz allein mit einer reichen Bildergalerie versehen hat, finden wir noch in fast allen illustrirten Ausgaben wenigstens einige Zeichnungen aus seiner Feder, und selbst die Prospectus, die jetzt mit niegesehenem Luxus ausstattet, sind meistens von ihm mit geistreichen Vergierungen ausstaffirt. Von den „Animaux peints par eux-mêmes", die wir schon in diesen Blättern erwähnt haben, werden bald die letzten Hefte erscheinen. Die Theilnahme, welche die ersten Lieferungen erregten, hat nicht nachgelassen. Man wird nicht müde, die schalkhaften Thierzeichnungen Grandville's zu betrachten, und die geistreichen Skizzen aus der Feder unserer ersten Schriftsteller sind einer solchen Ausstattung würdig. Besonders sind einige Hefte von Ch. Nodier, dem liebenswürdigsten aller Franzosen, hervorzuheben. Sein heimlicher Spöl bleibt sich überall gleich; aber niegend bricht sein sprudelnder Witz und seine heitere Laune so ungehindert hervor als in diesen kleinen Lebensbildern. Man wird erstaunen, wenn man sieht, daß Nodier, der sich in die ernstesten Studien vertieft hat, im Stande gewesen ist, einen so unbefangenen heitern Sinn zu bewahren, und wie der Staub der Bibliotheken, in denen er, der Bibliothekar am Arsenal und Herausgeber des „Bulletin du bibliophile", seit Jahren wühlt, die frischen Blüten seiner Phantasie nicht erstickt hat. Jeder seiner Aufsätze, selbst seine kleinen kritischen Bemerkungen, z. B. in der „Presse" und „Quotidienne", haben stets eine originelle Färbung, irgend einen geistreichen Gedanken, irgend eine feine, elegante Wendung. Nächst den Stücken, die Nodier bearbeitet hat, dürften die von Alfred de Musset bearbeiteten Partien die geistreichsten sein. A. de Musset ist eine durch und durch poetische Natur, während bei seinem Bruder Paul mehr das prosaische Element vorwiegt. Wir müssen neben den „Animaux" noch ein anderes Meisterwerk Grandville's erwähnen, von dem bereits mehre Hefte erschienen sind. Wir meinen „Les petites misères de la vie humaine", zu denen der geistreiche Old Nick (Forgues) den Text liefert. Hier läßt sich wirklich auf Grandville anwenden, was die englische Zeitschrift „Athenaeum" von Gavarni (im „Charivari") sagt: er ist der Aristophanes des pariser Lebens, denn in der That entgeht ihm keine Lächerlichkeit, keine Schiefheit und Verdrehtheit der Gegenwart.

Die kleine Schrift „De la démocratie des prédicateurs pendant la Ligue", von Charles Labitte, ist die Doctordissertation eines sehr geistreichen jungen Gelehrten, der, wenn wir nicht irren, vor kurzem die Stelle eines Professors der neuen Literaturen zu Rouen erhalten hat. Diese treffliche Abhandlung, die ein Zeugniß für die gründlichen Studien und den freien historischen Blick ihres Verf. gibt, beweist unwiderleglich, daß die Opposition, welche die Geistlichkeit von Ludwig XI. an bis auf Heinrich IV. gegen die Monarchie machte, lediglich im Interesse der Hierarchie war und daß ihr dabei das Wohl des Volks oder überhaupt eine wahrhaft demokratische Idee nicht im entferntesten vorschwebte. Labitte hat in der „Bibliothèque Charpentier" die Bearbeitung einiger griechischen Schriftsteller gegeben, die er mit trefflichen Einleitungen versehen hat. Außerdem hat er in einigen Aufsätzen in der „Revue de Paris" (z. B. „La divine comédie avant Dante") seine innige Vertrautheit mit der italienischen Literatur bewiesen.

Ein sehr nützliches Unternehmen ist die „Bibliothèque des connaissances utiles", von der bereits einige Bände erschienen sind und die das ganze Gebiet der Wissenschaften umfassen wird. Unter den erschienenen Bänden bemerken wir besonders eine „Histoire morale des animaux mammifères". Der Verf. ist Lesson, der sich bereits durch sehr gediegene naturhistorische Werke besonders über Ornithologie bekannt gemacht hat. Außerdem ist noch das „Manuel historique de l'architecture" von Daniel Ramée vortheilhaft zu erwähnen. Diese Sammlung besteht nicht blos aus Originalwerken, sondern es werden auch Übersetzungen aufgenommen. So ist bis jetzt z. B. das werthvolle Werk von Kämtz über Meteorologie in einer recht guten Bearbeitung erschienen. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 349. — 15. December 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

86. Der Lockenraub. Ein komisches Heldengedicht von A. Pope. Aus dem Englischen von F. M. Duttenhofer. Mit einem Stahlstich. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1841. 16. 11½ Ngr.

Von Pope's „Rape of the lock" existirt unsers Wissens keine lesbare deutsche Übersetzung; aber wir besorgen fast, es habe sich noch Niemand nach solcher gesehnt; denn das Original ist ja doch am Ende nichts als ein zierliches Rococowerkchen eines zwar productiven und zu seiner Zeit für anmuthig und witzig gehaltenen, aber heutzutage nur noch in der Literargeschichte sein Dasein kümmerlich fristenden Autors, den die Zeit längst antiquirt und die leuchtenden Sterne am literarischen Himmel des jetzigen Großbritanniens fast völlig verdunkelt haben. Der Übersetzer hat sich seiner Aufgabe mit ebenso viel Geschicklichkeit als Geschmack entledigt und in der That an der Bagatelle mehr gethan, als sie verdient, wie denn auch der Verleger seinerseits das Heftchen mit einem wacker gezeichneten und fein gestochenen Stahlstich geziert hat. Eine der besten Stellen darin ist die Beschreibung des Palasts der Göttin Spleen, zu welcher der finstere Gnome Umbriel gesandt wird, um sie zu bitten, das Herz Belindens wegen der ihr schmählich geraubten Locke mit bitterm Verdruß und Gram zu erfüllen. Diese Stelle wählen wir, um an ihr durch Vergleichung mit dem Original die Übersetzung zu prüfen. In den 16 Versen des Originals heißt es:

A constant vapour o'er the palace flies;
Strange phantoms rising as the mists arise;
Dreadful, as hermit's dreams in haunted shades,
Or bright, as visions of expiring maids;
Now glaring fiends, and snakes on rolling spires,
Pale spectres, gaping tombs, and purple fires:
Now lakes of liquid gold, Elysian scenes,
And crystal Domes; and angels in machines.

Unnumber'd throngs on ev'ry side are seen,
Of bodies chang'd to various forms by Spleen.
Here living Tea-pots stand, once arm held out,
One bents the handle this, and that the spout:
A pipkin there, like Homers tripod walks;
Here sighs a Jar, and there a Goose-pyetalks;
Men prove with child, as pow'rful fancy works,
And maids turn'd bottles, call aloud for corks.

Dieses hat der Übersetzer in folgenden 22 Versen also wiedergegeben:

Vom ew'gen Dunst ist der Palast umgeben,
Aus dem sich seltsame Phantome heben,
Finster und wild, gleich Eremitenträumen,
Mögn's spukt in ihren Nebelfinstern Räumen,
Bald licht und hell wie reiner Jungfraun Blicken.
Phantome glühn, wird sie der Tod entrücken;
Hier Furien, zischende Schlangen, Ungeheuer,
Blasse Gespenster, Gräber, Purpurfeuer,
Dort goldne Seen, umringt von Edens Gränen,
Krystallne Dome, Engel in Maschinen.

Unzählig Volk in Haufen rings sich ballt,
Durch Göttin Spleen verwandelt mannichfalt.
Lebendig sieht man einen Theetopf wandern,
Den Arm beugt er als Schnauz', als Griff den andern.
Ein Töpfchen geht hier mit gespreiztem Bein,
Homeros' Dreifuß gleich; manch Seufzerlein
Stöhnt dort ein Krug; dort mit gelehrtem Mund
Gibt eine Ganspastete Reden kund.
Dort sieht man — welch phantastisch tolle Weisen! —
In Kindesnöthen schwangre Männer kreisen,
Und Mädchen, die als Flaschen sind zu schaun,
Sie rufen jammervoll nach Stöpseln, traun.

Aus dieser Probe ergibt sich dem beider Sprachen Kundigen, daß vom Verdeutscher die pünktlichste Treue in Wort und Versmaß bei dieser Arbeit festgehalten wurde und daß er sich blos die Erlaubniß nimmt, nicht zu ängstlich an dem Wiedergeben der Zahl der Verse zu hängen. Das kann man ihm auch billigerweise gestatten; auch hat er Recht, wenn er, in Bezug hierauf sein eigener Apologet werdend, sagt, die Eigenthümlichkeit der englischen Sprache, ungewöhnlich viele Worte in ein gegebenes Sylbenmaß zu vereinigen, verlange das nicht anders; und wenn ein Übersetzer treu sein wolle, so habe er nur unter zwei Dingen zu wählen, entweder das Sylbenmaß des Originals ganz aufzugeben, oder sich nicht an die Zahl der Verse zu binden. Wir fügen nur noch hinzu, daß das lesende und der Originalsprache unkundige Publicum diesen kleinen Mangel gar nicht entdecken wird, und das richtende dem Übersetzer das Urtheil nicht versagen kann, er habe seine Aufgabe nicht unwürdig gelöst.

87. Der Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Übertragung von F. M. Duttenhofer. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Gebrüder Schumann. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir verdanken Herder die erste Bekanntschaft mit diesen berühmten castilischen Nationalromanzen, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus verschiedenen Zeiten stammen und Rhapsodien verschiedener uns unbekannter Verf. sind. An ihrem Duft und Farbenspiel haben sich bereits Tausende erlabt und werden sich noch Tausende erlaben. Der in der Angabe des Titels genannte neue Übersetzer derselben blickt mit einem gar vornehmen Air auf den weimarischen Polyhistor, der mit großem Scharfblick so manche Goldader in den Schachten der alten und neuen Literatur entdeckte, oder mit unermüdlichem Fleiße so manches edle Gestein zu Tage förderte, wenn er in der Vorrede sagt: „Der gute Herder hat den „Cid" *befungen*, d. h. weggelassen und zugesetzt, wie es ihm einfiel, und vom Charakter des Helden so wenig gelassen, daß kaum ein Mensch begreift, wie er

die Mohren schlagen konnte. Auf diese Weise ist nun die Goldader, der diese Romanzen so herrlich entsprungen sind, gestempelt worden, und deshalb läßt sich hoffen, daß die erste vollständige Übertragung festen Fuß fassen werde, wenn endlich alle Vorurtheile, die sich mit einem Namen verbinden, verschwunden sein werden." Nun ist Ref. zwar weit entfernt, die Vorzüge zu verkennen, welche diese neue Bearbeitung vor der Herder'schen bietet; denn sie gibt sämmtliche Cid-Romanzen, welche der Übersetzer außer den bisher in Deutschland gekannten 78 Gedichten durch Aufnahme weiterer 76 nach der Duran'schen Sammlung vervollständigt hat. Er zeigt dabei die größte Treue und verändert nicht das Geringste in Haltung des Tons und der Form. Er vergißt nicht, die Assonanzen beizubehalten, wodurch er allerdings die sprachliche Nationalfarbe den Gedichten erhält. Aber er darf nicht vergessen, daß er als späterer Bearbeiter immer auf des ersten Übersetzers Schultern steht, daß es uns ziemt, Gerechtigkeit zu erfüllen und Jedem das Seine zukommen zu lassen. Überdies haben wir eine historisch-literarische Einleitung in die Gedichte vermißt, die wol um so weniger fehlen durfte, da das Buch nicht blos für Gelehrte, sondern auch für ein größeres Publicum geschrieben ist. Herder selbst hat zwar auch keine solche Einleitung geschrieben, wol aber der Herausgeber seiner Werke, Johannes von Müller, und welche?! Hr. Duttenhofer ist treulich dem Original gefolgt; aber in dieser Treue hat er Taugliches und Untaugliches, Unterhaltendes und Langweiliges, Gewähltes und Müßiges ohne Prüfung und Sichtung aufgetischt. Herder befleißigt sich der prägnantesten Kürze, hütet sich vor Wiederholungen und seine Sprache ist körnig, präcis, edel. Vergleichen wir die vierte Nummer bei Herder mit der sechsten in vorliegender Übertragung, die beide denselben Gegenstand behandeln, so tritt der Unterschied zwischen beiden Bearbeitungen schlagend hervor, und es zeigen sich die Flecken und Lichtpunkte in beiden.

Herder:

Thränen rannen, stille Thränen
Rannen von des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß.

Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren
Und an seines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch versenkt in tiefer Sorge,
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme
Und die Händ' auf seiner Brust,

Lang ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Ist, o guter Greis!"

Spricht er, weisend auf die Tafel;
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachst du, sprichst du mir dies Wort?"

„Ja, mein Vater, und erhebet
Euer edles, werthes Antlitz." —
„Ist gerettet unsre Ehre?"
„Edler Vater, er ist todt."

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit dir speisen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Ist der Erste seines Stamms."

Weinend kniete Rodrigo,
Küssend seines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht.

Duttenhofer:

Weinend ruht Diego Lainez
Tiefgebeugt an seinem Tische,
Denkend seiner harten Schmach,
Bittre Thränenflut vergießend.

Und es gähret in dem Alten,
Unruhvoll sind seine Sinne,
Denn die Sorg' um seine Ehre
Schafft ihm tausend Kümmernisse.

Schau, mit des Erschlagnen Haupt
Kommt Rodrigo hergeschritten,
Hält es hoch am langen Haare,
Das von schwarzem Blute triefte.

Und am Arm zupft er den Vater,
Daß er wach' aus seinem Sinnen,
Und er spricht zu ihm die Rede
Voll Frohlocken des Vollbringens:

„Sehet hier das gift'ge Unkraut,
Das eu'r Leben hat verbittert,
Hebt empor das Haupt, mein Vater,
Öffnet, Vater, eure Blicke,
Eure Ehre, so gestorben,
Bracht' ich in das Leben wieder.

Seht, das Mal ist abgewaschen,
Und der Feind, nicht stolz mehr blickt er,
Seine Hand ist keine Hand mehr,
Seine Zunge Zunge nicht mehr.

Ich hab' Euch gerächt, o Herr,
Diese Rache, sie ist sicher,
Weil ich kämpfte mit dem Recht,
Mußt' ich ja doch bleiben Sieger! —"

Doch er denkt, der Alte träume,
Doch der Alte träumet nimmer,
Nur von überviolen Thränen
Sieht er tausend Bilder flimmern.

Endlich hebt er seine Augen,
Die von Trauern fast erblindet,
Und erkennt den Todfeind nun
Todtenblassen Angesichts.

„Seelenfohn, o mein Rodrigo!
Decke zu das Haupt von diesem,
Soll ich nicht zum Felsen werden —
Denn wie die Meduse blickt es.

Würde dann mein Herz zersprengen
Von der Lust gewissen Sieges
Und ich sänke, ehe ich danken
Dir noch könnte, todt darnieder.

Ha, verruchter Graf Lozano,
Ha, gerächt hat mich der Himmel,
Und mein Recht, das ehrlich gute,
Hat dem Sohne Kraft verliehen! —

Nimm nun Speise, lieber Sohn,
Setz' dich obenan zu Tische,
Wer den Todfeind schlug zu Boden,
Soll bei mir auch oben sitzen."

Hier erscheint, was Herder wegließ und Duttenhofer beibehielt. In andern Gedichten erscheint aber die Worte des Originals noch widerwärtiger und der neue Bearbeiter mußte Manches ausmerzen. Wir führen dies blos hier an, um gerecht gegen Herder zu sein, und ohne die Absicht zu haben, das Verdienst, das sich Hr. Duttenhofer erworben, zu schmälern.

88. Milton's verlorenes Paradies. Aus dem Englischen übersetzt von Kottenkamp. Mit zwei Stahlstichen. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1841. 16. 1 Thlr.

Der Übersetzer dieser berühmten, in reimlosen Jamben geschriebenen Epopee hat, da Reimnoth der Treue keinen Eintrag thut, leichteres Spiel, als etwa der Übersetzer eines Byron und Moore; aber er hat auch weniger Verdienst. Hier ist — wenn sonst Mitte und Ende dem Anfang entspricht, was wir nicht geprüft haben — Wort für Wort übersetzt und die Übertragung hat bedeutende Vorzüge vor der im Jahre 1793 von Würde in Berlin erschienenen. Dankenswerth ist die Zugabe einer vom Übersetzer verfaßten Biographie des Dichters. Das Äußere des mit zwei schönen Stahlstichen gezierten Sedezbändchens ist ansprechend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Älteste Geschichte Baierns und der in neuester Zeit zum Königreiche Baiern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Ein Beitrag zur Specialgeschichte Süd- und Mitteldeutschlands, von Georg Thomas Rudhart. Hamburg, F. Perthes. 1841. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Obschon dieses Werk, das dem Kronprinzen von Baiern gewidmet ist, vermöge seines gelehrten Charakters und der dadurch bedingten Bestimmung keine für diese Blätter sehr ergiebige Ausbeute der Unterhaltung zu gewähren vermag, so müssen wir es denn doch als eine Pflicht ansehen, daß dasselbe um seines Werthes willen auch hier, obschon nur in möglichster Kürze, zur Sprache gebracht werde, um so mehr, da diese Blätter ein so weitverbreitetes Organ der Öffentlichkeit bilden. Ja, es dürfte denselben geradezu als eine Verbindlichkeit auferlegt werden müssen, auch ihrerseits den schuldigen Dank für den Fleiß und die Verdienste eines Mannes auszusprechen, der nahe an 20 Jahre seines Lebens dem Werke geopfert hat, das er jetzt der gelehrten Welt zur Prüfung und Belehrung zugleich vorlegt. Die deutsche Geschichtsliteratur sieht sich mit einem wissenschaftlichen Geschenke bereichert, wie sie deren nicht in großer Anzahl empfängt.

Die Schriftwerke über Deutschlands Specialgeschichten, theils einzelne Völkerschaften, theils einzelne Staaten, von welchen jene umfaßt werden, betreffend, vervielfältigen sich auf eine erfreuliche Weise mit jedem Jahre. So erschien z. B. 1840 zu Salzbach von Dr. Huschberg eine Geschichte der Allemannen und Franken bis zur Gründung der fränkischen Monarchie durch König Chlodwig, aus den Quellen bearbeitet; und gleichzeitig mit dem vorliegenden Werke trat Stälin mit seiner württembergischen Geschichte hervor, die sich theilweise im ersten Bande auf gleichem Grund und Boden mit dem erstern bewegt; nicht zu gedenken, was Ferdinand Müller auf demselben Gebiete jüngst geleistet hat. Der belebte historische Sinn der Nation gibt den Impuls zu dieser Erscheinung, während das rüstige Fortschreiten der historischen Hülfswissenschaften, wie der Quellensammlungen und deren Texteskritik, dieselbe zu einer wissenschaftlichen Nothwendigkeit macht; das Ältere will nicht mehr ausreichen oder befriedigend erscheinen. Auch haben sich die Ansprüche an die sprachliche Darstellung und an die historische Kunst bedeutend gesteigert; die Ansichten über die Geschichtswissenschaft im Allgemeinen, sowie über einzelne Facta, Persönlichkeiten und Zeitabschnitte im Besondern sind in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume andern Richtungen gefolgt. Daher ist es aber wirklich nicht so leicht, wie sich Manche einzubilden scheinen, der historischen Wissenschaft in jeder Beziehung zu folgen und deren Forderungen zu befriedigen: es ist Muße und Thätigkeit, eine aufgeklärte Weltanschauung, ein richtiger Takt, mit Scharfsinn gepaart, und Geschmack erforderlich, um etwas, was der fortgeschrittenen Kritik und der wissenschaftlichen Aufklärung der Zeit genügt, zu liefern. Um so dankenswerther und lohnender sind aber auch die Werke, die diese Bedingungen erfüllen. Und Hrn. Rudhart's in Rede stehende Arbeit hat nach unserm Dafürhalten unleugbar die gerechtesten Ansprüche darauf, daß sie in die Reihe solcher Werke aufgenommen werde.

Die Geschichte des Baiernvolkes kann sich keineswegs über Vernachlässigung beklagen; sie hat vielmehr unter allen Specialgeschichten Deutschlands die zahlreichste Literatur aufzuweisen. Der Verf. mußte deshalb, um den heutigen Höhepunkt der Wissenschaft zu erreichen, nicht nur ein großes Material, das in allgemeinen Geschichtswerken und in einzelnen Monographien aufgehäuft ist, bewältigen, sondern auch auf Urkundensammlungen und auf die neuesten Ergebnisse derselben zurückgehen. Er war ferner genöthigt, eine bedeutende Anzahl von Schriftwerken zu Rathe zu ziehen, die, obwol seine Aufgabe im Allgemeinen nicht berührend, doch manches Einzelne darboten, was zur möglichst vollständigen Erreichung seines Zieles erforderlich zu sein schien. Der Umfang seiner Arbeit und mit ihm die Schwierigkeit derselben mußte wachsen, als er sich auf den Standpunkt des Staats stellte, d. h. von der Richtigkeit seines Ansicht sich fest überzeugt hielt, daß seine Geschichte, sollte sie ihre wahre Bestimmung erfüllen, nicht auf die engern Grenzen von Altbaiern sich beschränken dürfe, sondern das Gesammtgebiet des heutigen Baierns zu umfassen habe. Der Verf. hatte bereits 1835 in seiner Schrift „Behandlungsweise der bairischen Geschichte" diese Überzeugung mit schlagenden Gründen als die einzig richtige zu erweisen gesucht. Nachdem derselbe nun den politischen Umkreis seiner Arbeit sich vorgezeichnet, den nöthigen literarischen Apparat herbeigeschafft und den Inhalt desselben sich zum Eigenthum gemacht hatte, kam es darauf an, das Gewonnene zu einem organischen und wohlgeordneten Ganzen zu verarbeiten. Er hat dies auf folgende zweckmäßige Weise gethan: I. Staat: Land, Volk, Verfassung und Gesetze. II. Kirche. III. Culturzustand und Gesittung. Die Schwierigkeit, diese Rubriken mit nur einiger Vollständigkeit und mit belehrendem Gehalte auszustatten, ist in der That nicht gering: die Quellen sind nicht selten dürftig, lückenhaft und roh, wie die Zeit selbst, in der sie entstanden sind, häufig märchenhaft und spotten oft aller Versuche, das Historische, was sich hinter dem Aber- und Wunderglauben ihres Zeitalters verborgen hält, zu entdecken, und gelingt es gleichwol, so wird der Mühe oft nur ein dürftiger Lohn. Dies gilt namentlich von der Zeit der Einführung des Christenthums; andere Schwierigkeiten walten wiederum ob in der historischen Forschung und Darstellung, so lange vorzüglich römische Historiker die Quellen sind.

Der Frage: woher stammt das Baiernvolk und sein Name, konnte der Verf. natürlich nicht ausweichen. Sie ist schon sehr verschieden beantwortet worden. Die Abstammung von den Bojern ward vielfach gebilligt; sie ist aber von Zeuß in der Schrift „Die Herkunft der Baiern von den Markomannen" (München 1839) aus linguistischen Gründen nicht ohne eine gewisse Bitterkeit gegen andere Annahmen, die sich allerdings theilweise auf völlig unhaltbare Etymologien stützten, zurückgewiesen und auf die Markomannen als unumstößlich gewiß übergetragen worden. Unser Verf. scheint diese kleine, mit linguistischer Kenntniß verabfaßte Schrift nicht gekannt zu haben, stimmt aber insofern mit Zeuß überein, als er die Annahme bojischer Abstammung ebenfalls nicht nur in seiner bereits oben erwähnten „Behandlungsweise der bairischen Geschichte", sondern auch in dem vorliegenden Werke als unbegründet zurückweist. Er gibt nun seine Ansicht, die er als eine bloße Vermuthung aussprechen zu müssen glaubt, in folgender Weise zu erkennen:

„Wie die Alamannen am rechten Ufer des Oberrheins, die Franken an jenem des Unterrheins ihr Augenmerk auf die Eroberung des gegenüberliegenden Landes gerichtet hatten, so bemühten sich auch die Völker nördlich der Donau, dem römischen Noricum gegenüber, in den Besitz dieser Provinz zu kommen. Viele Städte derselben waren allmälig, von aller Hülfe aus Italien entblößt, ihre Beute geworden. Allein die unge-

spätte Niederlassung daselbst verzögerte die Ruhe der geflüchteten Ostgothen, der Rachekrieg Odovacar's und die dadurch erfolgte Schwächung der vier verwandten Völker, der Rugier, Heruler, Scirren und Turcilinger, das unruhige Treiben der Volksstämme im Osten nach dem Abzuge der Ostgothen. Dies bewog sie, denen man frühzeitig wegen ihrer Eroberungen und theilweisen Niederlassungen in der Provinz Noricum den Namen Norici beigelegt haben mochte, zum Zuge in westlichere Striche, woselbst sie unter Theoderich dem Großen als dessen Conjurati lebten. Unvermerkt trägt sich die neue Bezeichnung des Volkes bald auch auf jene Landestheile über, welche von diesen besetzt worden sind, dies waren aber die westlichsten Theile des altrömischen Noricums und jene Bezirke Rhätiens von der Ostgrenze (Inn) bis zum Lech, von der Donau bis zum Rosius. So ist es gekommen, daß die norische Provinz, welche das Volk der Bajuvarier bewohnt, nicht mehr die Ausdehnung wie zur Römerzeit, vom Mons Cetius bis zum Inn hat, sondern daß sie sich von der Enns bis zum Lech erstreckt. Auch Rhätien schmilzt zusammen auf das Gebirgsland um die Rhein-, Inn- und Etschquellen. Der Verfall des ostgothischen Reichs, der bereits mit Theoderich's Tode sich kund gibt und der durch die Kriege mit Justinian immer mehr beschleunigt ward, gab die beste Gelegenheit den Völkern, die unter des großen Dietrich Schutze gelebt hatten, von schweren Niederlagen sich zu erholen und wieder zu erstarken. Die folgenden Gothenkönige betrachteten diese Donaulande eher als eine Last denn als eine Stütze und Hülfsquelle; sie traten diese Länder, um die furchtbaren Franken zu gewinnen oder zu beschwichtigen, entweder freiwillig ab, oder ließen geschehen und mußten geschehen lassen, daß die Franken von Auster sie besetzten und fortan zu ihrem Reiche zählten. Sich selbst überlassen und ohne Schutz und Schirm, mögen die ohnehin meist stammverwandten Trümmer bei der Gefahr, die im Osten und Norden von Langobarden, Gepiden, Sarmaten und andern kriegerischen Völkern drohte, dieser zu begegnen, zusammengetreten sein und sich zu einem Volke vereinigt haben. Den Namen schöpften sie ohne Zweifel vom Lande. Hier hatten in alter Zeit die Boier gesessen; sie nannten sich nun Männer — Weren — im Bojerlande, Bajowaren. Daß die Bildung dieser oben angegebenen Stämme, war sie nicht schon vor den Abtretungen der Ostgothen, oder vor der Besitznahme oder dem Anschlusse an das Frankenreich erfolgt, auch noch während derselben stattfinden konnte, scheint keinem Zweifel zu unterliegen, und fast sollte man vermuthen, daß, bevor es zum eigentlichen Act der Abtretung oder der Besitzergreifung gekommen, die frisch gebildete Nation mit dem Frankenkönige in Unterhandlung getreten sei, welche ihr sowol in Bezug auf ihre Häupter, als auch auf ihre Edeln und Freien ein Loos bereitete, wie es keiner durch Eroberung unterjochten Nation zu Theil ward. Da sie der fränkischen Macht sich nicht gewachsen fühlte, so schloß sie einen Freundschaftsbund, wie der Minderstarke ihn mit dem Mächtigen abschließt; der Letztere gewährt Schutz gegen äußere Feinde, der Erstere wirkt nicht zum Nachtheil des Letztern und erkennt, im Innern übrigens frei sich bewegend, des Stärkern Oberhoheit an. Aus solchen echt germanischen Bestandtheilen mögen sich die Bajuvarier, der heutigen Altbaiern würdige Vorältern, gebildet haben."

Wir haben diese Stelle ihres wissenschaftlichen Interesses halber mitgetheilt, glauben aber nicht, daß der Verf. mit seiner Hypothese über den Ursprung des Baiernvolkes, dessen Name zuerst bei Jornandes um das J. 540 genannt wird, besondern Anklang finden werde. Wir sind der Überzeugung, daß nur auf linguistischem Wege, wie ihn Zeuß eingeschlagen hat, natürlich unter Berücksichtigung der ältesten Geschichtsurkunden, zu einem Ziele zu gelangen sei, das, wenn es auch nicht an das Gebiet der Evidenz, doch an das der Wahrscheinlichkeit angrenzt.

Von ganz besonderm Werthe ist der zweite Haupttheil des Werks, der sich über die früheste innere Geschichte Baierns verbreitet. Der Verf. hat dadurch einen höchst dankenswerthen Beitrag zur Aufhellung der frühesten legislatorischen, kirchlichen und sittlichen Verhältnisse im südlichen Deutschland geliefert. Gewiß werden die Leser seines Werks, die wir ihm in recht großer Anzahl wünschen, die Überzeugung mit uns theilen, daß sein Fleiß der deutschen Geschichtswissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet habe. Karl Zimmer.

Literarische Notizen.

Allgemeinern oder speciellern historischen Inhalts sind folgende Schriften der englischen Literatur: „History of Mohammedanism, and the principal mohammedan sects", von W. D. Taylor, mit Kupferplatten; „The history of Holland, from the beginning of the tenth to the end of the eighteenth century", wovon der zweite Band erschien, der erste bereits eine dritte berichtigte und vermehrte Auflage erlebte; „A history of London, from its foundation to the accession of queen Victoria; with some account of the progress of its institutions and the manners and customs of its people", von Ch. Mackey; „Family history of England", von G. R. Gleig, mit mehr als 120 Kupferstichen, darstellend Costume, Architekturen u. s. w. in den verschiedenen Perioden der englischen Geschichte; „Notes on indian affairs", von dem verstorbenen Criminalrichter zu Jurrulhabad, F. J. Shore; „Letters of Mary, queen of Scots, illustrative of her personal history, now first published, with an introduction", von Agnes Strickland, Verf. von „The lifes of the queens of England" (2 Bde.); „The Crusaders; scenes, events and characters, from the times of the crusades", von T. Knightley.

Zu nennen sind folgende mehr oder weniger interessante Neuigkeiten der französischen Literatur: „Histoire de la destruction du paganisme en Occident", von dem Grafen A. Bruguot, Pair von Frankreich, Mitglied des Institute; „Mémoires touchant la vie et les écrits de Maria de Rabutin-Chantal, dame de Bourbilly, marquise de Sévigné", historische Memoiren mit mehrfachen Beiträgen zur Geschichte der Fronde und Aufschlüssen über die Politik von Mazarin und Cardinal de Retz, herausgegeben von Baron Walckenaer; „Loisirs d'un jeune homme, observations morales, pittoresques et religieuses", von Eusebius Blanc (2 Bde.), ein Buch, woran ein Journal, mundtodt ging, die „helvetische" Einbildungskraft hervorhebt; „Rêveries poétiques", von Theodor Tuffin, ein dem vorigen ähnliches Buch, der sogenannten intimen Gattung angehörend; „Histoire de France sous le règne de Charles VI", von H. Duval Pinet (2 Bde.); „Philosophie de l'histoire de France", von Hello, Generaladvocaten am Cassationshof.

Über Neufundland erschienen binnen kurzer Zeit in England zwei Werke: „Newfoundland in 1842", von Richard Bonnycastle, Verf. von „The Canadas in 1841", und „Excursions in Newfoundland", von J. B. Jukes. Der Reiseliteratur gehören noch folgende Werke an: „A letter from Borneo, with notices of the country and its inhabitants, addressed to James Gardner", von J. Brooke; „Rambles and researches in Thuringian Saxony, comprising visits to the courts of Gotha and Weimar; memoirs and correspondence of the ducal families of Saxe Gotha" u. s. w., von J. F. Stamford; „Eight weeks in Germany, comprising narratives, descriptions and directions for economical tourists, by the pedestrian"; „The city of the Mormons, or three days at Nauvoo, in 1842", von H. Caswall, Verf. von „America and the american church"; „Narrative of various journeys in Balochistan, Afghanistan, and the Punjab", von C. Masson; „A memoir of India and Afghanistan", von W. Erskine; „Norway and her Laplanders in 1842, with a few hints to the salmon fisher", von John Millard.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 350. — 16. December 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 349.)

89. Die Jungfrau vom See. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Aus dem Englischen des Walter Scott. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter den in gebundener Rede verfaßten Werken Walter Scott's steht die „Lady of the lake" dem poetischen Werthe nach dem „Lay of the last minstrel" am nächsten und es waltet hier derselbe Zauber, der das Publicum einst und noch heute in den Waverley-Novellen hinriß. Dem, welcher das Auge an der köstlichen Scenerie des Hochlandes erlaben, die Phantasie an den Gestalten und Sitten eines vom Strom der Zeiten längst verschlungenen Naturvolks beflügeln und an fingirten Ereignissen, deren Grundlage stets historisch ist, sich ergötzen will, können wir voraussagen, er wird in vorliegender Bearbeitung Weide für Geist, Gemüth und Imagination finden. Absichtlich sagen wir Bearbeitung und nicht Übersetzung; denn als letztere scheint der uns unbekannte Bearbeiter es nicht gelten lassen zu wollen, obwol das Buch auch als Übertragung nicht ohne Werth ist. Der eigensinnige Zeitgeschmack macht nämlich entsetzliche Prätensionen an den Übersetzer, Prätensionen, denen man kaum genügen kann, wenn es die Übertragung metrischer Stücke betrifft. Um den Leser selbst über den Werth der vorliegenden urtheilen zu lassen, nehmen wir eine der Schilderungen der wilden Natur des Hochlandes und stellen die Worte im Original voran:

The western waves of ebbing day
Roll'd o'er the glen their level way;
Each purple peak, each flinty spire,
Was bath'd in floods of living fire,
But not a setting beam could glow
Within the dark ravines below,
Where twined the path in shadow hid,
Round many a rocky pyramid,
Shooting abruptly from the dell
Its thunder-splintered pinnacle:
Round many an insulated mass,
The native bulwarks of the pass,
Huge as the tower which builders vain
Presumptuous piled on shinar plain.
The rocky summits, split and rent,
Form'd turret, dome or battlement,
Or seem'd fantastically set
With cupola or minaret,
Wild crest as paged ever deck'd,
Or mosque of eastern architect.
Nor were these earth-born castles bare,
Nor lack'd they many a banner fair;
For, from their shiver'd brows display'd,
Far o'er the unfathomable glade,
All twinkling with the dew-drops sheen,
The briar-rose fell in streamers green,
And creeping shrubs, of thousand dyes,
Waved in the west-winds summer sighs.

Diese Worte lauten hier so:

In Fluten sinkt der Tag; der Strahl
Im Westen leuchtet über'm Thal;
Der Purpur Gipfel, sanft umzogen
Vom Kieselpfad, im Feuer wogen.
Doch nicht ein schwacher Schein verlief
Sich in den Hohlweg unten tief,
Wo sich ein Pfad mit Nacht bedecket,
Um felsige Pyramide streckt,
Die himmelwärts aufsteigt, vom Blitze
Zersplittert ihre stolze Spitze,
Um manche eingeschloss'ne Masse,
Grundpfeiler so dem engen Passe,
So ungeheuer wie der Bau,
Den Übermuth einst stellt zur Schau,
In Sinear. Die Felsenhöhen
Wie Thürme sind und Wall zu sehen,
Phantastisch schienen um die Wette
Sie Kuppeln gleich am Minarete,
Mit Zierath wunderlich bedeckt,
Als wär' der Ost der Architekt. —
Der Urpalast ist nicht ohn' Zier,
Auf Zinnen wehet das Panier;
Denn an dem spaltenreichen Saume,
Im grundlos aber lichten Raume
Von hellen Tropfen glänzend, hingen
Die Rosen wild in grünen Schlingen,
Kriechend Gebüsch in jeder Weise
Seufzt bei des Westwinds Wehen leise.

Der Sprachkundige findet, daß dieselbe Anzahl Verse, die das Original hat, hier wiedergegeben sind und kein wesentlicher Gedanke weggelassen wurde; aber es ist bei einer Sprache wie der englischen, welcher die Kargheit und Kürze in Worten eigenthümlich ist, fast unmöglich, jedes zierende Beiwort und jede Farbennuance im Deutschen darzustellen, wenn die Zahl der Verse nicht über Gebühr vermehrt werden soll, und so würde es unbillig sein, deshalb mit dem Übersetzer rechten zu wollen. Zu den gelungenen Stellen gehört auch die Übersetzung des Gesangs der wilden Gesellen im sechsten Gesang, der, wenn auch entfernt, an Kaspar's Zech- und Sündenlied im „Freischütz" erinnert und dessen erstes Capitel hier heißt:

Unser Pastor, der predigt wie Petrus und Paul,
Mit schrecklichem Fluch auf die Bowle nicht faul,
Daß Wuth und Verzweiflung im Wirthshaus zu finden,
In wes Falsche voll Sekt alle sieben Todsünden;
Doch hei, Barnabel nur mit der Flasche herbei,
Zieht wacker drauf, und Herr Pastor, Juchhei.

Und so heißen wir das Buch willkommen und wünschen ihm, da es würdig in die Reihe der Unterhaltungsschriften für ein größeres Publicum tritt, recht viele Leser.

90. Mose. Episches Gedicht von Moritz Rappaport. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses in fünf Gesänge zerfallende Epos begrüßen wir auf dem literarischen Markte als eine erfreuliche Bereicherung der vaterländischen epischen Literatur, ausgezeichnet durch die Wahl des Stoffs, durch die Ökonomie seiner Anlage und die gefällige Form. Wohl verdient es, daß die Spalten d. Bl. mit mehren Proben gefüllt werden, als wir sonst zu geben gewohnt sind. Der Verf. weiht das äußerlich splendid und geschmackvoll ausgestattete Werk durch eine Zuschrift in wohlklingenden Ottaven dem Glaubensstreiter und Wahrheitshelden Sir Moses Montefiore, als einen Zoll bewundernder Verehrung. Der erste Gesang: „Die Sendung", theilt in regelrechter Canzonenform und sich, wie im ganzen Werke, streng an die alttestamentliche Urkunde, den Pantateuch, haltend, die Geburt des großen Gesetzgebers mit, erzählt seine Verbindung mit Jethro's Tochter und nimmt nicht im geringsten Rücksicht auf die rabbinischen Legenden und scharfsinnigen Mythen christlicher Gelehrten, die in Mose's Leben und Wirken ein weites Feld für ihre Hypothesensucht und ihre ausschweifende Phantasie gefunden haben. Wie erhaben ist Jehovah's Sprache, da sich der Held dem brennenden Busch naht:

Da faßt ihn Angst und näher will er treten,
Da schallt ein Himmelston in seine Ohren:
Horch auf, o Mose, was dein Gott verkündet,
Jehova ist's, der dich zum Knecht erkoren,
Und senden will er dich in Kampf und Nöthen.
Wie sich der Blitz vom Himmelszelte windet
Und sprüht und rauscht und zündet,
Und donnernd spricht von Gottes Macht und Größe;
So sollst auch du mein Himmelswort verkünden
Und Licht sollst du verleihn den Geistesblinden,
Mein Volk befrein und decken seine Blöße;
Noch hat sein Gott sich nicht von ihm gewendet.
Dem Volke sag', daß dich Jehova sendet.

Mit Kraft sollst du die Lenden dir umgürten,
Mit Zuversicht der Stimme Klang erheben,
Den Leidenden verkünde Trost und Frieden.
So zieh' denn hin ins wildbewegte Leben!
Was willst du bei den Schwachen, bei den Hirten?
Zu Höherm hat Jehova dich beschieden,
Du sollst ein Stab den Müden,
Den Hoffnungslosen fester Anker werden.
Mit meinem Licht will ich dein Auge stärken,
Ob daß du kräftig seist zu großen Werken,
Und nicht erschlafft in Kämpfen und Beschwerden.
So künde denn der Gottheit Herrlichkeiten,
Und Geist und Kraft soll schützend dich geleiten.

„Die Befreiung", der zweite Gesang, in Ottaverime gefaßt, beginnt mit einer pathetischen Anrede an das einst so herrliche, jetzt so tief gefallene Volk der Verheißung. Ihm gibt er (S. 36) den Rath:

Drum fleuch zurück aus rauschendem Gewühle,
Vom schweren Tageslaufe abgemüht,
Zu deiner Vorzeit glänzendem Asyle,
Wo dir des Friedens duft'ge Palme blüht.
Dort wehen deiner Jugend muntre Spiele,
Dort rauschet deiner Sänger heil'ges Lied,
Dort hat ein Gott den Meister dir gesendet,
Der groß begann und größer noch geendet.

Nachdem der Mann Gottes Weihe und Verheißung empfangen, trennt er sich von Denen, mit welchen er durch des Blutes heilige Bande vereinigt ist, zieht durch die Wüste zu den geknechteten Brüdern und Aaron, der leibliche Bruder, empfängt ihn zuerst und verbindet sich mit ihm zur Rettung des Volks. Es wird versammelt, auf daß ihm Mose des Höchsten heiligen Rathschluß mittheile. Er tritt vor Pharao, läßt die Landplagen kommen und erst nach der letzten und furchtbarsten wird die Hartnäckigkeit des ägyptischen Tyrannen gebrochen; der Auszug wird gestattet. Der dritte Gesang schildert ebenfalls in Ottaven „Die Wanderung durch die Wüste". Voranzieht den Wüstenwanderern das göttliche Zeichen der Feuersäule: Wol mag dem Volke

Himmelskraft die Seele schwellen
Und muthig stürmt es hin den Pfad zum Heile,
Denn vor ihm zieht im Tageslauf, im hellen,
Zum Ziel voran die nächt'ge Wolkensäule.
Und wenn des Dunkels Nebel niederquellen,
Flammt ihm voran die ries'ge Feuersäule,
Daß sie bewahrend es nach fernen Weiten
Bei Tag und Nacht als Führer es geleiten.

Da ergeht die Mahnung Pharao's ans Volk zur Rückkehr; aber der erhabene Führer weist, trotz des Murrens von Seiten der Wankelmüthigen, die Boten streng zurück. Pharao findet mit den Seinen im rothen Meere den Untergang. Herrliches Siegslied des geretteten Volks (S. 104). Der vierte Gesang hat die Überschrift „Die Gesetzgebung". Ein mächtiger Feindesstamm (Amalek) in der Wüste wird überwunden und vertilgt. Eintheilung Israels in Stämme. Einsetzung von Richtern. Rede Mose's an das Volk in Betreff der zu erwartenden Gesetze. Er schreitet zu Sinais dunkelm Berggipfel empor; aber das Volk bleibt unerschüttert und kalt; doch das ändert sich: denn (S. 125)

Bald erfaßt ein niegefühltes Grausen
Das ganze Volk, das tief ergriffen lauscht,
Vom Berge tönt ein wunderbares Sausen,
Das schwellend stets wie Wogenbrandung rauscht,
Und immer lauter tönt das wilde Brausen,
Das seinen Klang mit Donnerschall vertauscht,
Und Blitze zucken von der Höhe nieder,
Zur Tiefe senkend ihre Flammenglieder.

Nur auf des Sinai allerhöchstem Sitze
Da ruht gelagert wolkenschwere Nacht,
Ein Lichtgebild umschwebt des Berges Spitze
Und füllt des Dunkels Raum mit lichter Pracht.
So hell ist nicht der Flammenstrahl der Blitze,
Die Sonne nicht, wenn Morgens sie erwacht,
Ja selbst des Regenbogens Farbenwelle
Erblindet in des Lichtgebildes Helle.

Die heilige Stimme aus des Sinai dunkeln Wolken verkündet die zehn Gebote (S. 126 fg.). Schilderung des undankbaren, wetterwendischen, abergläubigen, sinnlichen Volks. Es verlangt von Aaron ein goldenes Kalb. Mose, halb zürnend, halb

in tiefster Brust bekümmert,
Daß ein Moment der Jahre Werk zertrümmert,

steht männlich, dem Greuel wehrend, da, wie ein Fels Gottes, und verhängt den Untergang über die Rotte Korah. Der letzte Gesang, wiederum in Canzonenform, erzählt das Ende des großen Helden. Die Emoriten. Bileam. Schon nahen die ermatteten Wüstenwanderer dem Lande der Verheißung; sehnend blicken sie von den Höhen in die Auen, die das Ziel ihrer Kämpfe und Beschwerden werden sollen; schon hören sie im Geist des Jordans heilige Fluten rauschen und die Palmen säuseln, da bricht den nichts Ahnenden Sturmes Wuth die schönste Blüte; denn

Es naht die Zeit mit allgewalt'ger Schwinge,
Mit Herrscherruf dem bangen Erdenraume:
Gib mir Vasallin, den Attribut der Treue,
Die welken Blätter an dem Lebensbaume,
Der großen Kette losgewundne Ringe!
Daß durch Vernichtungshauch und Schöpfungsreihe
Sich stets der Bund erneue,

Den Zeit und Ewigkeit so fest geschlossen;
Der Herbst entlaubt, der Lenz belebt die Bäume,
Aus Todtengrüften tauchen frische Keime,
Vom Hauch des Lebens wird das Grab erschlossen,
Der große Kreis heißt: Werden und Zerstören,
Was Staub geboren, muß zum Staube kehren.

Lebt wohl — spricht Mose — treue Freunde, Brüder!
Leb' wohl, mein Volk, du meiner Seele Wonne!
Vollendend grüßt der Freund dich wehmuthsbange;
Schon sinkt erlöschend meines Lebens Sonne,
Von dannen geh' ich und nie kehr' ich wieder;
So horche denn beim ernsten Grabesgange
Noch einmal jenem Klange,
Der dich so lang' so liebend hat geleitet;
Der freie Mann spricht scheidend zu den Freien,
Nicht feiger Schmerz soll diese Stund' entweihen,
Die noch im Sterben Wonne mir bereitet.
Wie ist dem Quell so reiche Flut entquollen!
Wie ist der Bach zum Strome angeschwollen!

Du stehst am Ziel! aus tiefem innern Leben
Ruf' ich es laut mit hellen Jubeltönen,
Du stehst am Ziel! du hast es kühn errungen,
Wornach vergeblich rang der Väter Sehnen,
Wornach vergeblich rang der Väter Streben.
Doch mich umwehn, vom Grabeshauch durchdrungen,
Des Todes Dämmerungen,
Das Land des Heils darf nie mein Fuß betreten,
Es liegt vor mir, erreicht von meinen Blicken,
Mein Auge schweigt in seligem Entzücken,
Doch, ach, mein Fuß darf nimmer es betreten;
Denn also drang zu mir Jehova's Stimme,
Halb tröstend, ach, und halb im schweren Grimme:

Auch dich, mein Knecht! hat eitler Staub geboren,
Auch dich durchdrang der Nebel trüber Zonen,
Da zagt dein Geist, geblendet von dem blauen
Gewölbten Äther, von des Himmels Sonnen,
Im Dämmerthale ird'schen Sinns verloren;
Drum mag dein Auge der Verheißung Gauen,
Kanaans Fluren schauen,
Das höchste Ziel, den Kampfpreis deines Strebens;
Den Kelch des Heils darfst du nur nippend trinken,
Dann soll er brechend deiner Hand entsinken,
Dann schließe sich die Pforte deines Lebens.
Weil du gestrebt, soll dich die Blüt' entzücken,
Weil du geirrt, darfst du die Frucht nicht pflücken.

Wir lassen die folgenden zwei Stanzen weg und setzen den Schluß der Scheideworte des sterbenden Heerführers her:

Es ist vollbracht! — am Ziele der Vollendung
Wird nun mein Geist durch Gottes Wort berufen;
Der Stab entsinket der erschlafften Rechten,
Und nieder leg' ich an geweihten Stufen
Das Heilge Zeichen der erfüllten Sendung!
Errungen hab' ich mit dem Wahn, dem schlechten,
Statt einer Schar von Knechten,
Seh' ich ein muthig Volk den Lorber pflücken;
Kanaans Berge wird mein Aug' noch sehen
Und brechend mag es dann in Lust vergehen,
Nicht Schönres, Höhres kann es mehr erblicken.
Empfange nun des Greises letzten Segen,
Der ew'gen Ruhe lechzt mein Herz entgegen!

Als nächsten Eindruck hinterläßt des Buches Lecture ein tiefes Gefühl der Verehrung für den Mann, der 40 Jahre lang, mit ausdauernder Beharrlichkeit und durchglüht von dem unerschütterlichsten Vertrauen auf die Hand von oben, mit den Rohheiten, der Verwilderung, dem Undank eines wetterwendischen Haufens rang und dabei eine Theokratie gründete, unter deren Scepter sich die Nachkommen jenes wunderbaren und geistig unbesiegbaren Volks willig noch heute beugen. Dann aber erfüllt uns das Buch auch mit einer großen Achtung vor seinem Verf., der in einer Bilderwelt schwelgen und seiner Phantasie einen unbegrenzten Spielraum eröffnen konnte, und der, besonnen und nüchtern prüfend, wol erkannte, wie hoch die Epopee den Flug nehmen dürfe. Wie oft beschneidet er mit der Schere der Weisheit die Schwingen der Einbildungskraft! Wie mäßig trägt er die Farben auf! Welche poetische Zeiten, welche Thaten, welche Schicksale und Ereignisse erzählt er! Mancher echt poetischen Momente, als der Darreichung des himmlischen Mannas, des Augenblicks, wo Mose den Felsen schlägt u. a., erwähnt er gar nicht. Immer scheint er das Wort des heidnischen Lyrikers in der Seele gehabt zu haben: Est modus in rebus, sunt certi denique fines!

(Der Beschluß folgt.)

Philarète Chasles über die neueste deutsche Literatur.

Philarète Chasles fährt im „Journal des débats" fort, die deutsche Literatur zu charakterisiren und, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, zu feuilletonisiren und zu zerbruchstückeln. Diesmal traf das Loos Menzel's „Deutsche Literatur", L. Wienbarg's „Ästhetische Feldzüge" („Campagnes esthétiques") und H. Marggraff's Buch „Deutschlands jüngste Literatur- und Culturepoche" („Tableaux caractéristiques de la nouvelle littérature allemande"). Ph. Chasles versteht es, aus dem ungefähren Inhalt und Geist der Bücher, die er bespricht — denn daß er sie sorgfältig durchliest, geht aus seinen Kritiken nicht hervor — sich ein Bild zu gestalten, das er als ein Original an den Mann zu bringen sucht, ein Tränklein zu brauen, das er durch den Trichter seines Feuilletons dem französischen Publicum einflößt. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" hat den betreffenden Artikel etwas frei, ungenau und kurz übersetzt, wenn es sagt: daß er sich in der Ansicht concentrire, die kleinen Lessinge von jetzt würden mit der Kritik, womit Lessing der deutschen Literatur auf den Weg half, dieser das Grab bereiten. Hören wir Philarète Chasles lieber selbst; es ist immer interessant zu sehen, mit welchen Augen ein Ausländer, namentlich ein Franzose, die verlaufenen oder verlaufenden Zustände des literarischen Deutschlands ansieht. Nachdem er die Behauptung aufgestellt, daß die eigentlich gothische (!) und germanische Literatur Deutschlands, die der Nibelungen und Minnesinger, die er gewiß nur von Hörensagen kennt, sich nur in Fragmenten zu entwickeln Zeit gehabt habe, daß sie auf eine gewissermaßen gewaltsame Weise unterbrochen worden sei und keine Früchte hervorbringen konnte (!?), daß endlich die Kritik sie zu einem neuen Leben erweckt habe, daß es zugleich einem Wunder und einem Räthsel ähnlich sei und für die intellectuelle Kraft des germanischen Stammes zeuge, daß aus dieser Kritik die glühendste und naivste Lyrik hervorgegangen sei und weder Goethe, noch Jean Paul, noch Herder über dieselbe ihre Lebenskraft verloren hätten, fährt er fort: „Aber diese Mutter, die Kritik, welcher die deutsche Literatur ihre Bewegungskraft, ihr Wesen, ihren Grundstoff verdankt, mußte sich selbst treu bleiben und die Zerstörung, die ihr anhängt, über die deutsche Poesie selbst ausüben. So sah man endlich Wolfgang Menzel darauf versessen, das Idol und die Repräsentation des deutschen Genius, Goethe, zu vernichten. Die meisten der gegenwärtigen deutschen Philosophen verschlingen ihre Vorgänger. Wir wählten die Alten" — ja wohl, nur die Titel! — „der im Anfange dieses Artikels citirten Schriften, weil sie dieses seltsame Schauspiel darbieten: die Kritik im Kampfe mit der Kritik, die Schlange der indischen Fabel, welche ihren Erzeuger verschlingt. Die beiden Werke von Louis (vielmehr Ludolf) Wienbarg und Hermann Marggraff sind Destructionen; — wir finden im Deutschen nicht den entsprechenden Ausdruck und bemerken nur, daß letzterer Autor, bei mannichfachen gerügten Irrthümern, die er jetzt vielleicht selbst als solche erkennt, immer als ein ziemlich gemäßigter, ja

dem Aufrechthalten gewisser pietätvoller Verhältnisse und Personen das Wort redender Schriftsteller gilt, und daß auch Wienbarg, vorzüglich in letzter Zeit, keine literarische Zerstörungssucht vorgeworfen werden kann. „Die Götter von gestern", fährt er fort, „sind in den Staub gelegt, die Tempel von vorgestern gestürzt und Alles, was früher Gegenstand der Bewunderung war, in Zweifel gezogen. Und da die Deutschen keine Deputirtenkammer haben und die politische Censur sie ihrem Gesetze unterwirft, so ist es interessant zu sehen, wie diese politische Kritik, thätig, die neuen Gottheiten Deutschlands zu benagen und zu zermalmen, sich im Fluge mit Gegenständen der Verwaltung und Religion einläßt. Es ist ein labyrinthisches Chaos von kritischen Abhandlungen, nicht nur über die Verse Goethe's und das dramatische Genie Schiller's, sondern auch über die Russen und Orientalen, über die Freigebung der Juden, die Emancipation der Frauen, die Erzbischöfe von Köln und von Posen, über die dresdner Pietisten, über die Baumanie (manie architecturale) des Königs von Baiern und die Civilliste des Kurfürsten von Hessen. Nie gab es einen Carneval, der bizarrer, wie eine Zusammenstellung von Personen, die unzusammenhängender gewesen wäre. Hiernach gibt es keine Poesie, keine Schöpfung, keine Kraft mehr; nur wißbegierige und kränkliche Analytiker, welche beobachten, daß sie krank sind; überall Leute, versehen mit der Lupe und dem Secirmesser, die Retorte in der Hand, welche zerschneiden, ausschneiden, zerlegen und in ihrem Kessel die Substanzen, deren sie sich bemächtigt, schäumen und gähren lassen. Dieser furchtbare Proceß der deutschen Ästhetik, diese metaphysische und kritische Küche, wofür uns das Wort fehlt, scheint die letzte Grenze ihrer angestrengten Arbeit, ihrer Maßlosigkeit erreicht zu haben. Nicht ich allein glaubte das, sondern, wie man sieht, die deutschen Kritiker selbst. Nichtsdestoweniger wird Deutschland davon der Ruhm des größten und tüchtigsten Aufwandes von Kraft, welchen man jemals im Gebiete des literarischen Studiums daran gesetzt, übrig bleiben."

In einem zweiten Artikel über Kohl, Fouqué, die Denkwürdigkeiten des Herrn von Afseburg ꝛc. wird behauptet, daß in Deutschland nur noch Fouqué, Tieck, Heine, Gervinus und Menzel ihre Geltung bewahrt haben; wo bleiben Uhland, Rückert, Schelling und so viel andere glänzende Namen? Zugleich zieht Chasles auch sein Schwert gegen Strauß und Bruno Bauer. Wie man in Christus nur eine mythische Person gefunden, so, meint er, könne man auch beweisen, daß die Königin von England oder Rossini nie existirt hätten. So könne man Napoleon folgendermaßen als mythisch darstellen: „Napoleon war ein symbolisches und mythisches Wesen, geschickt ersonnen, um die letzte Kraftanstrengung der Kriegergewalt und der militairischen Mannszucht zu repräsentiren. Hatte er nicht einen Adler zum Wappen? Gehört nicht dieser Adler auch den Römern? Schießt seine eiserne Krone nicht eine Allegorie ein? Und was soll man von seinem Zuge nach dem Morgenlande denken? Sieht man nicht, daß dieser Heros, geboren auf einer Insel, gestorben auf einer Insel, zugleich die isolirte Stellung des Genies und die Machtlosigkeit des Krieges, seine alte Gewalt über die menschliche Gesellschaft wiederzuerlangen, symbolisirt? durch wen wurde Napoleon besiegt? durch den Handel, nämlich England! Ganz gewiß, Napoleon ist eine Mythe." S.

Neugriechische Literatur.

Von den Erscheinungen auf dem Gebiete der neugriechischen Literatur während der letzten Jahre, sowol in Griechenland selbst, als außer Griechenland, ist in d. Bl. lange nicht besonders die Rede gewesen. Gegenwärtig kann man sich nunmehr in dieser Hinsicht auf Dasjenige beschränken, was Brandis im dritten Theile seiner „Mittheilungen über Griechenland" (Leipzig 1842) über neugriechische Literatur der letzten Jahre im Allgemeinen und über die Poesie im Besondern, theils ausführlicher, theils nur auf Nomenclaturen sich einlassend, beschränken, und dorthin, sowie auf die Einleitung des zweiten Theils, die Leser, die dafür sich interessiren, verweisen. Nur einiges Neuere, sowie Anderes, was dort übergangen worden, soll hier kurz zusammengestellt werden.

Im Gebiete der wissenschaftlichen Literatur gab Prof. Roß ein archäologisches Werk, ein Handbuch der Kunstarchäologie: „Ἐγχειρίδιον τῆς ἀρχαιολογίας τῶν τεχνῶν" (Athen 1841), heraus, zum Theil nach Ottfr. Müller; von Anselm, Gymnasialdirector in Nauplia, erschien eine kurz gefaßte Darstellung der allgemeinen Geschichte, von den ältesten Zeiten bis zu Romulus Augustulus: „Ἐπίτομος γενικὴ ἱστορία τῆς ἀνθρωπίνης κοινωνίας" (Athen 1842). Der thätige Buchhändler in Athen Konstantinos Skarpalas beabsichtigte, zu den korrectirten Ausgaben der griechischen Classiker von Tauchnitz und Schäfer Abdrücke der Scholien und Commentare bewährter Hellenisten, ganz nach Art der gedachten Ausgaben selbst und an dieselben sich anschließend, zum Nutzen der griechischen Jugend, die nur im Besitze der Originale sich befindet, herauszugeben, und zwar wollte er, zufolge der Ankündigung vom April 1841, in jedem Halbjahre sechs Classiker auf diese Weise bedenken. Bis jetzt liegen uns die Scholien zu Thukydides (2 Bde.), nach der Ausgabe von Poppo, zu der „Odyssee" (3 Bde.), nach der von Baumgarten-Crusius, und die zu Pindar (2 Bde.), nach der von Boeckh, und zwar diese im J. 1841, außerdem die zu Isokrates nach der Ausgabe von Rudolf (1842) vor. Demnächst haben in der Reihe dieser Abdrücke die noch ungedruckten Scholien zu Äschines von dem Byzantinischen Minoïdis Minas, und die zur „Iliade" von Müller erscheinen sollen. Bei demselben Buchhändler Skarpalas ist ein französisch-griechisches Wörterbuch („Λεξικὸν Γαλλοελληνικὸν", nach de la Beaux und dem „Dictionnaire de l'Académie", von A. Ranghawis, K. Lewadevs und A. Samurkassis mit vieler Sorgfalt und Fleiß bearbeitet, im J. 1842 erschienen, und eine „Ἐπιτομὴ Ἑβραϊκῆς Ἀρχαιολογίας" von K. Kontogonis, Prof. der Theologie an der Universität in Athen, nur angekündigt. Die schon vor längerer Zeit angekündigte Geschichte der griechischen Revolution von Sch. Trikupis dürfte nun endlich ebenfalls erschienen sein. Churmuzis hat ein Werk über die Insel Kreta herausgegeben; von dem Presbyter Konst. Oikonomos dagegen ist die Gedächtnißrede für die fünf Brüder Zosimas, die er im April 1842 in Athen gehalten, ebendaselbst im Drucke erschienen. Skariatos Byzantios hat ein Handwörterbuch der altgriechischen Sprache („Λεξικὸν ἐκτετμημένον τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης") bei dem nicht minder thätigen Buchhändler Koromilas in Athen herausgegeben (1841); ein, wenngleich mangelhaftes Lexikon des Neugriechischen, nach Sambis, erschien von ihm bereits im J. 1835.

Was die neugriechische Poesie betrifft, so gehören zu den, schon unter uns bekannt gewordenen Dichtern des neuen Griechenlands, und zwar aus neuester Zeit, den beiden Brüdern Sutsos, Rifos Nerulos u. A., neuerdings einige jüngere Dichter, Orphanidis, Tantalidis und Koratschutschas, sich gesellt. Von Tantalidis erschien eine Sammlung verschiedener Gedichte unter dem Titel „Ἁλγυνία" (Smyrna 1839), von Koratschutschas eine gleiche, mit der Aufschrift „Ἀθηνᾶ Ἑλληνικὴ" (Syra 1840), und ein politisches Gedicht an Panagiotis Sutsos: „Τὰ πανελλήνια" (Ebend. 1842). Eine Art neugriechischer Anthologie, die unter dem Titel „Ἑλληνικὴ γῆς Μαγνασσός" in Athen 1841 erschien, gewährt interessante Blicke auf Das, was für die Wiederanfänge einer neugriechischen Dichtkunst bereits Erfreuliches geschehen ist. Sie wird bei der unverkennbaren Geistesfrische im griechischen Volke, bei gehöriger Ausbildung und freier Entwickelung der poetischen Kraft und deren Leitung nach den unvergänglichen Mustern des alten Griechenlands, übrigens auch unbeirrt durch Muster von dem Auslande, die Früchte zu jeklingen haben, die sie verheißt. B.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 351. — 17. December 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 350.)

91. König Rübezahl und seine Gnomen. Gedicht in zwanzig Gesängen von Heinrich Schwarzschild. Frankfurt am Main, Küchler. 1842. 8. 2 Thlr.

Wollten wir den ganzen Inhalt dieses aus zwei Theilen bestehenden romantischen Gedichts (517 Seiten, auf jeder drei Ottaven!) im Verhältniß zu seiner Wohlbeleibtheit getreu referiren, so würden wir mit dem Red. d. Bl. nicht blos Händel bekommen, sondern uns auch einer beschwerlichen und unbelohnenden Arbeit unterziehen, indem wir kein so günstiges Urtheil über dasselbe fällen können wie über Rappaport's „Mose"; auch nennen wir es eine eigene Ironie des Schicksals, daß hier Rübezahl, der Kobold, und Mose, der große Heerführer und Gesetzgeber des auserwählten Volks, nebeneinandertreten. Wir begnügen uns daher mit wenigen Andeutungen über den Inhalt und theilen dann die Ansichten mit, die sich uns successive bei der Lecture aufdrangen. Der in Kinder- und Spinnstuben längst bekannte, launisch-schadenfrohe Gnomenfürst der Sudeten hat Langeweile und zeigt ein gar mürrisches Wesen. Die Gnomen beschließen in einer Rathsversammlung, deren Präsident Puck, Hofnarr und erster Minister, ist, den Fürsten zu bereden, sich unter dem Menschenvolk auf der Oberwelt eine hübsche Erdentochter auszusuchen. Rübezahl findet in Emma, der Tochter des Herzogs Gundibold, sogleich den Gegenstand nicht blos einer vorübergehenden Unterhaltung, sondern sogar einer ernsten Neigung. Auf einem Turnier besiegt er Emma's Verlobten, den beherzten Prinzen Ratibor aus Böhmen, und entführt die Geliebte, die er bereits unter der Gestalt eines reizenden Jünglings für sich eingenommen, in sein unterirdisches Reich. Das lesen wir im ersten Theile, der uns, so wenig wie der zweite, eine Episode bietet. Dem Humor jagt der Verf. wie einem edeln Wilde nach; doch kann er selten zum Schuß kommen, und schießt er, so trifft er selten. Von einer weisen Ökonomie in Hinsicht der epischen Kürze scheint er nichts zu wissen, und da ihm eine gewisse Leichtigkeit im Reimen eigenthümlich ist, so hat er einen Stoff, den er in 10 Gesängen erschöpfen konnte, zu 20 Gesängen lang ausgesponnen, die ihm in behaglicher Geschwätzigkeit abgehen. So gebraucht er, um nur ein Beispiel von dieser Redseligkeit anzuführen, einen ganzen Gesang von 60 Stanzen, um zu erzählen, wie er Frau Garrul dahin bestimmt, ihm Emma's Erlebnisse und Schicksale in Rübezahl's Gnomenpalaste mitzutheilen. Erst S. 251, St. 37, gibt sie ihm die trostreiche Versicherung:

Horch nun! Vernimm vom frühen Anbeginne
Aus jener Zeit die wunderbarste Mähr!
Von unsres Königs unheilbarer Minne,
Von seines Dirnleins launischem Begehr,
Von ihrem treulos-wankelmüth'gen Sinne,
Von seiner Eifersucht und sonst'ges mehr,
Was damals sich im Gnomenreich ereignet,
Als unser König seinen Rang verleugnet.

Über diese Dinge eben verbreitet sich der zweite Theil, der glücklicherweise minder langweilig ist. Die Einleitungen zu jedem Gesange, die im ersten Theile eine fade Scherzhaftigkeit offenbaren, werden hier hin und wieder von einigen Witzfunken durchblitzt und die Handlung schreitet etwas lebhafter vorwärts. Die Wunderdinge, welche Emma im Gnomenschloß sieht, der Charakter und die Intriguen der häßlichen Gnomenweiber, ihre Eifersucht auf die Erdentochter, ihr Haß gegen Rübezahl deshalb, dieses Bergfürsten geckenhafte Verliebtheit in Emma, die nach einer Andeutung des Verf. eine etwas derbere Liebeskost zu ersehnen scheint, die tollen Streiche des boshaften Puck, der den Gebieter selbst zuletzt dupirt und zu der sich herzlich langweilenden und nach ihrem Prinzen Ratibor schmachtenden Emma Befreiung das Meiste durch seine Schelmerei beiträgt, bilden den Inhalt. Hier findet sich auch manches Gute im beschreibenden Genre. Auch ist es ein köstlicher Gedanke des Verf., daß Rübezahl die drei auf der Oberwelt gebliebenen Zofen Emma's aus frischen, süßen — Runkelrüben bildet, und zur Steuer der Wahrheit müssen wir hinzufügen, daß, außer den hier gelungenen Schilderungen von Lagen und Auftritten, schon im ersten Theile die Schilderung des Zauberparks, in welche der Gnomenfürst Emma's Zofen trügerisch einschließt, zu den gelungensten Stellen gehört. Höchst possirlich sind dagegen des Verf. Ausfälle gegen die Neuromantiker, an denen er überall sein Müthchen kühlt. Wenn er aber S. 417 ganz naiv sagt:

Wort und Gedanken, ich sag' es unverhohlen,
Sind meinem liebsten Dichter (Schiller) abgestohlen,

so ist er über seine Leistungen und Bestrebungen in einem großen Irrthum; denn unser große Nationaldichter hat selten so kakophonische Reime, wie sie hier das Ohr beleidigen, nirgend so Mattes, wie am Schlusse von Gesang 2, S. 26, 3, S. 49, und 5, S. 94, zu lesen ist; nirgend so etwas Unzartes, wie S. 119 angedeutet wird, und nirgend Sprachfehler, wie: Wird nicht zuletzt der schönste Traum zerstiebt, oder S. 153, wo er sagt, worum, statt um welches die Menge stand. Wir könnten in der That diese kleine Blumenlese noch fortsetzen, da wir noch Manches der Art angemerkt haben; doch genug von einem Buche, welches seinem Werthe nach in die zweite, wenn nicht in die dritte Rangordnung der epischen Erzeugnisse der Neuzeit gehört. Der farbige, mit geistreichen, sich auf des Buchs Inhalt beziehenden Umrissen versehene Umschlag wird durch Stanze 28, S. 12, recht artig also commentirt:

So sieht man hier im widrigsten Verreine
Der Gnomen weise Stände bunt geschart.
Hier humpelt tölpelhaft auf einem Beine
Ein breiter Kopf, der Scheitel unbehaart,
Hier blinzt beim unterird'schen Dämmerscheine
Ein einz'ges Aug' nach Polyphemenart,
Dort wackeln sie im kleinsten Ebenmaße,
Zur Erde reicht die ungeheure Nase.

Doch sind neben diesen Ungeheuern auch die menschlichen Gestalten der handelnden Personen sichtbar.

92. Rustan. Romantisches Gedicht in vier Gesängen von Levitschnigg. Stuttgart, Metzler. 1841. 8. 1 Thlr.

Auf die Frage: Wer ist Rustan? gibt Stanze 7, S. 8, die Antwort:

Der Glanz des Prachtgewandes
Verräth, daß hier kein Söldling jagen geht.
Held Rustan ist's, der Stolz des Inderlandes!
Sein Schwertschlag heißt: Tod dem, der widersteht!
Der Schlangentödter, Feindesharstzerbrecher,
Mit dessen Thaten bei dem Abendbecher
Der Männerkreis sich gern die Zeit vertreibt,
Der Liederdichter, dessen Glutgaselen
Den Weg in Weiberherzen nie verfehlen,
Bei dessen Anblick keines spröde bleibt.

In einer Öde weilend, rettet dieser Heldenjüngling ein schönes Weib aus den Klauen eines Tigers. Gott Kama, der Amor der Indier, entzündet ihre Herzen zu jäher Glut und das reizende aber geheimnißvolle Wesen sagt ihm, sie heiße Kanondah, aber mehr über sie wolle er nicht erforschen, und er werde sie stets in dieser Wildniß finden; nur möge er verschwiegen sein. Rustan's Freund und greiser Lehrer, Muktar, weiß ihm jedoch das Geheimniß seiner Liebe zu entlocken. Da umzieht sich der Himmel mit dunkeln drohenden Wolken. Kanondah erscheint und kündet dem Geliebten mit namenloser Wehmuth an, sie könne und dürfe ihn fortan nicht mehr sehen, weil sie eine Fürstin der Peris sei. Rustan's Bewußtsein schwindet. Muktar, Augenzeuge dieser Scene, ruft aus:

Liebe, hoffnungslose,
Wann wirst du wiederfinden jene Rose,
Die du bewein'st? — Einst! ruft der Widerhall.

Indessen hat Suleikha, die junge, feurige Gemahlin des greisen Beherrschers von Udipur, längst eine sträfliche Leidenschaft für Rustan genährt, während sie die Liebe Saladin's, des Neffen des alten Fürsten, verschmäht hat. Sie sendet Rustan ein Palmenblatt, auf welchem sie nicht blos ihre Empfindungen niedergeschrieben, sondern ihm auch die Stunde eines Stelldichein bestimmt hat. Saladin, der mit den Augen des eifersüchtigsten Hasses auf Rustan blickt, dingt in einem Feldzuge, den Rustan auf des Fürsten Befehl gegen einen mächtigen Feind macht, einen Meuchelmörder. Diesen entwaffnet der gewandte und vorsichtige Rustan und erpreßt von dem Sterbenden das Bekenntniß, Saladin habe ihn gedungen. Wie nun Rustan an der Spitze des siegreichen Heeres triumphirend einzieht, empfängt er jenes Billet durch Suleikha's Dienerin; unglücklicherweise erlauscht aber ein Diener Saladin's den Auftrag der Mirza und theilt den Vorgang seinem Herrn mit. Dieser begibt sich mit dem alten Ohm in einen Hinterhalt in jenem Theile des Gartens, wo das Rendezvous zwischen Suleikha und Rustan stattfinden soll. Zu seiner Freude hört aber der alte Fürst, wie treu der Held bei Suleikha's glühender Leidenschaft bleibt, ja, wie er sie zur Pflicht durch ein freundliches und warnendes Wort rufen will. Die getäuschte Suleikha wird ohnmächtig. Da tritt der Gatte hervor und umarmt Rustan. Suleikha will im Gefühl verschmähter und verrathener Liebe sich erdolchen; doch wird sie entwaffnet und in Verwahrsam gebracht. Rustan eilt von der Stätte des Schreckens hinweg nach dem Walde, wo er einst mit Kanondah glücklich war. Saladin hört, wie der Liebende der Geliebten Namen ausspricht, und weiß dies späterhin bosthaft zu benutzen. Suleikha wird nun zur Abbüßung ihres Verbrechens vom Gemahl in die Pagode von Jaggrenat verwiesen, wohin der Brahmin Simurg sie begleiten soll. Saladin kommt unter der Maske dieses Priesters in Suleikha's Gefängniß, verräth ihr, Rustan liebe schon eine gewisse Kanondah, schärft ihren Zorn dadurch und beredet sie, mit ihm in einen unterirdischen Tempel des Mahishasur (des Satans der Indier) zu treten, sich diesem feindseligen Wesen hinzugeben und es zu bitten, ihnen bei der Rache an Rustan behülflich zu sein. Mahishasur erscheint den Beschwörenden, gibt ihnen ein Zauberschwert und deutet ihnen zugleich an, mit dieser Waffe müßten sie jedes Leben, das auf ihrem Rückwege ihnen aufstieße, morden. Beim Zurückgehen kommen sie vor des alten Radschah Schlafgemach vorbei und hören ihn im Traum böse, ihnen gar verderbliche Dinge reden, worauf ihn Saladin ermordet und sich mit dem Purpur bekleidet. Den in Kanondah's Walde in wehmüthiger Erinnerung weilenden Rustan tritt Muktar an, um ihm Saladin's Freveithat zu erzählen, aber zugleich theilt er ihm mit, daß die Unterthanen murrten und sogar eine dem alten Radscha treugebliebene Reiterschar Rustan's Hülfe ersiehe. Während der empörte Held sich rüstet, wird aber Suleikha von der Götter rächenden Hand gepackt. Sie verfällt in einen schrecklichen Wahnsinn und stürzt sich vom hohen Palastbalcon auf die Straße von Udipur, wo sie endet. Saladin, dessen Tyrannei dem Volke unerträglich wird, zieht dem Rustan mit einem Heer entgegen, das jedoch völlig in die Flucht geschlagen wird. Zwischen beiden kommt es zu einem Zweikampf, in welchem Saladin, nachdem er den Gegner mit einem vergifteten Schwert geritzt hat, von Rustan erlegt wird. Aber der Held fühlt das Gift in seinem Blute und lehnt sich todesmatt an Muktar's Brust. In diesem Augenblick erscheint Kanondah und löst mit zärtlich treuer Hand sanft den Geist aus des Körpers Banden, um sich mit ihm in Sinnistans seligem Gefild auf ewig zu vereinen.

Dieser Stoff, den unsere prosaische Relation freilich zum trocknen Gerippe gemacht hat, ist vom Verf. mit einem Fleisch umschlossen, das hin und wieder eine gar frische Carnation durch ihn erhalten hat. Der Eindruck, den die Lecture hinterläßt, ist im Ganzen ein wohlthuender und eine gewisse Originalität in Form und Geist ist unverkennbar. Nicht immer gelingt jedoch das Bestreben, dem Gedicht ein indisches Colorit zu geben, und die Randbemerkungen, welche die Namen der indischen Gottheiten erklären, stören mehr als daß sie nützen. Auch liebt es der Sänger, mit auffallenden Gedanken Effect zu machen und mit ungewöhnlichen Bildern zu kokettiren. So ist ihm der Mond ein mit Argonautenkünsten vertrauter Schiffer blauer Luftmeere und ein Sternenradscha; die Lilie die Sultanin der Düfte; der um Blumen buhlende Ostwind der Seufzer eines Mädchens in des Falles Stunde (!?), der zwar Ja sagt, aber doch ein Nein erheucheln möchte; das Thal ein Teppich, den die Odaliske Erde für den Pascha Lenz geflickt hat; die Gefahr des kühnen Herzens Braut; düstere Stirnfalten ein Minuszeichen der Heiterkeit; die Sonne ein Sternengeneral, und in einer Ghasele, die in die zehnzeiligen Stanzen eingewebt wird, singt einmal das Herz Landstreicherlieder. S. 40 heißt's wunderlich genug:

Kanondah drückt an seine Brust die Wangen,
Ein warmer Tropfen fällt auf seine Hand. —
War's Thau vom Himmel, welcher irrgegangen,
Statt duft'gem Lager Männerknochen fand?

Den Einbruch der Nacht schildert er S. 51 also:

Geschlagen räumt der Tag das Schlachtgefilde,
Ins Meer die Sonne roth wie Purpur taucht. —
So senken müde Fechter ihre Schilde,
Von welchen Feindesblut, wie eignes raucht.
Des Feindes Vortrab: Dämmrung steht in Osten,
Die Lämmerwolken als Vedettenposten
Verkünden, nahe sei das Heer der Nacht.
Weit vorgestreckt die Strahlenhellebarde
Im Sturmschritt naht sich ihre alte Garde —
Die Sterne sind's in ihrer Silbertracht.

Im schwarzen Panzer kommt die Amazone,
Vor deren Schwert der Tag sein Recht verlor;
Sie drückt aufs Haupt des feigen Flüchtlings Krone
Und jubelnd ruft der Sternenkrieger Chor:

Willkommen Wiasta Nacht! Sieg deiner Fahne!
Stumm bleibt ein Krieger nur, als ob er ahne,
Der Schlappe (!) Stunde sei nicht allzu fern.
Dem Tag' als Herold will ich mich verdingen,
Wenn seine Siegsdrommeten: Lerchen klingen,
Denkt schlau der Überläufer Abendstern.

So kommen auch barocke Wortbildungen und Reime vor; z. B. gebraucht er das Wort Schiller anstatt Farbenspiel, schmollwinkeln als Zeitwort, Lotosphage u. a.; dabei die Reime Wrake (denn der Verf. läßt in den kurzsylbigen Wörtern das e vor dem k stets aus) und Flagge, Seraile und Emaile u. s. w. Seltsam ist ferner die Gewohnheit, in die Erzählung gar wehmüthige Erinnerungen an eine verlorene Maria zu weben und dabei jedesmal von blauen Tagen, blauen Stunden, blauen Zeiten zu reden, sodaß er ganz Recht hat, wenn er S. 176 sich selbst den guten Rath gibt:

Still, Dichter, still, was soll das ew'ge Schwärmen
Von blauen Blicken, Schnee und Rosenroth?
Zu Hause magst du dich zu Tode härmen,
Dem Leser schenke deine Liebesnoth.

An Episoden fehlt es, wenn man nicht die Geschichte der neidischen Helena, die ein hochbetagter Märchenerzähler Ödipurs Kriegern mittheilt, als solche nehmen will. Im letzten Gesange bewegt er sich nicht nur lebendiger, sondern die Sprache wird auch natürlicher, und als vollkommen gelungen und fast mit Shakspeare wetteifernd, müssen wir die Schilderung des Wahnsinns der unglücklichen Suleikha bezeichnen, woraus wir zum Schlusse die Stellen S. 155 mittheilen:

Was liegt auf jenen weichen Pantherdecken,
Auf jener Ottomane, reich gestickt?
Sind's Flöre, welche eine Leiche decken,
Ist's eine Lilje, die der Sturm geknickt?
Es ist ein Weib. Die Rabenlocken schlangen
Sich wie ein Flor um seine bleichen Wangen.
Es ist Suleikha, die Sieste hält.
Man sieht es deutlich am zerknüllten Kissen,
Ihr Körper schläft, doch nimmer das Gewissen, —
Vielleicht, daß sie ein Traum, ein böser quält.

Jetzt fährt sie auf mit einem Jammerschreie, —
So ängstlich jammert eine Mutter nicht,
Empfängt ihr liebstes Kind die letzte Weihe.
Wie eine Lampe, der das Öl gebricht,
Matt, ungewiß sind ihre starren Blicke.
Daß Wahnsinn dieses schöne Haupt umstricke,
Dies zu befürchten, hab' ich wahrlich Grund.
Emporgezogen sind die Augenbrauen,
Als wollte sie ihr Elend deutlich schauen —
Ein krampfhaft Lächeln spielt um ihren Mund.

Ja, Wahnsinn ist's — doch nicht die Schellenkappe,
Die ein verrückter Bettler Krone tauft;
Doch nicht der Traum, in dem entzückt der Lappe
Von Bajaderen Tibets Rosen kauft.
Auch nicht der Geisteschlaf, in dem der Sklave
Den Schambok schwingt zu seines Vogtes Strafe,
Und wiedersieht den Kraal am Gummiwald:
Es ist ein schwerer Traum voll Teufelsfratzen,
Von welchem scheu die Fieberkranken schwatzen,
Und ängstlich stöhnen: Spuk, verschwinde bald u. s. w.

56.

Zur polnischen Literatur.

In Krakau hat der Prof. an der Universität Ferdinand Rojsiewicz den ersten Theil einer Sammlung sämmtlicher Schriften des durch seine Freisinnigkeit und Freimüthigkeit ausgezeichneten polnischen Geistlichen Hugo Kollontaj herausgegeben. Dieser Theil führt den Titel „Rozbiór krytyczny zasad historyi rodu ludzkiego" (Krakau 1842) und enthält kritische Untersuchungen über die Grundsätze der Geschichte des Menschengeschlechts. Kollontaj ist schon 1812 gestorben. Seine Manuscripte kamen laut seiner letztwilligen Bestimmungen in die Hände des Kreiscommissair Michal Szymanski, der aber selbst durch seinen Tod an der Veröffentlichung des wichtigen Nachlasses gehindert wurde. So blieb derselbe 30 Jahre lang der gelehrten Welt unbekannt. Um die Schriften Kollontaj's von einem Loose, das schon so viele polnische Werke, die in Handschriften verblieben waren, getroffen hat, zu bewahren, hat nun der Professor Rojsiewicz mit rühmlicher Aufopferung die Herausgabe begonnen. Sämmtliche Schriften werden in drei Abtheilungen erscheinen, der erste Theil wird die historischen Forschungen, der zweite die Correspondenz, der dritte vermischte Schriften enthalten. Zunächst erscheinen die historischen Werke in drei Bänden.

Eine dankenswerthe Ergänzung zu den Medaillenwerke des Grafen Eduard Raczynski ist die „Notice sur deux médailles polonaises inédites, qui se trouvent dans le cabinet royal de Munich en Bavière" (München 1842), herausgegeben von dem Grafen Anton Leduchowski. Der Herausgeber beschreibt nicht nur beide den Polen bisher unbekannte sehr interessante Medaillen (sie sind in Gold geprägt), sondern er hat auch treue Abbildungen beigefügt. Die eine Medaille ist 1533 zu Ehren des Severin Bonar, Kastellan von Zarnow (gest. 1540), geschlagen, die zweite zu Ehren des Bischofs von Krakau und Fürsten von Siewier, Peter Myszkowski (gestorben 1591).

Lucyan Siemienski hat in Posen eine Sammlung von Volksliedern („Piosennik ludów." Tom I. Pieśni Bretońskie) begonnen. Er will dadurch die Polen nach und nach mit dem Volksgeiste in andern Ländern bekannt machen und zu einer Vergleichung der polnischen Volkspoesie mit der anderer Völker führen. Bis jetzt kennen die Polen nur wenige von den fremden Volksliedern. Zunächst werden skandinavische, spanische und serbische Lieder übersetzt erscheinen.

Stanislaw Przylecki hat unter dem Titel „Ukrainne sprawy (Lemberg 1842) ein Schriftchen herausgegeben, das die Verwickelungen Polens mit den Tataren während der letzten Regierungsjahre Sigismund's III. (1627—30) bespricht. In die Streitigkeiten der drei perekopischen Zare Dschanibeg-Giraj, Muhammed-Giraj und Schahim-Giraj über die Beherrschung der tatarischen Horden wurden alle nachbarlichen Staaten verwickelt, die Republik Polen, der Sultan, der Hospodar der Walachei, der Fürst von Siebenbürgen und der Schach von Persien; es entstanden blutige Kämpfe, in denen sich von Seiten Polens der unerschrockene Stefan Chmielecki besonders hervorthat. Der Herausgeber theilt aus alten Handschriften eine Correspondenz und einen Bericht von Chmielecki über seinen Zug gegen die Tataren mit. Das Büchlein ist auf Kosten des Fürsten Heinrich Lubomirski gedruckt.

Im Königreiche Polen sind im J. 1841 28 Zeitschriften erschienen, darunter 6 politische. Von der Censurbehörde wurden 296 Manuscripte zum Druck erlaubt, nur 30 Manuscripte sind ihr überliefert worden, denen sie das Imprimatur verweigerte. Aus dem Auslande wurden 24 politische Blätter und 99 Zeitschriften andern Inhalts einzuführen erlaubt, doch auch diese häufig nur mit bedeutenden Ausschnitten. Im Ganzen sind nach den Angaben der Behörde 88,067 Bände aus dem Auslande nach Polen eingebracht; unter 505 Werken wurden 323 vollständig dem Publicum übergeben, 101 Werke wurden zum Theil bedeutend verstümmelt, die übrigen 81 gar nicht ins Publicum gelassen.

48.

Bibliographie.

Amtlicher Bericht über die am 16. Sept. 1842 zu Leipzig gehaltene Versammlung der Vereine zur Unterstützung bedrängter protestantischer Gemeinden. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 7½ Ngr.

Das evangelische Bisthum in Jerusalem. Geschichtliche Darlegung mit Urkunden. Gr. 8. Berlin, Besser. 15 Ngr.

Böckh, A., Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten in der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15ten October 1842 gehalten. (Aus dem Lateinischen übertragen und mit einem Vorwort von L. Driesen.) Gr. 4. Berlin, Springer. 7½ Ngr.

Autobiographie des ordentl. Professors der orientalischen Sprachen und Literatur an der Universität zu Königberg P. von Bohlen, herausgegeben von J. Voigt. 2te Auflage. Gr. 8. Königsberg, Theile. 1 Thlr.

Claring, Maler-Sänge. 16. München, J. Palm. 20 Ngr.

Drucker's, L., seligen Andenkens humoristischer Nachlaß. 2te Auflage. Gr. 12. Berlin. 15 Ngr.

Duras, Herzogin von, Betrachtungen und Gebete. Ein Nachlaß. Aus dem Französischen. 8. Frankfurt a. M., Andreä. 5 Ngr.

Geschichte des Königlich Preußischen 28sten Infanterie-Regiments. Lex.-8. Köln, Eisen. 20 Ngr.

Geschichte der Europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. 19te Lief. 2te Abth. Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. 3ter Theil. — Auch u. d. T.: Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, von J. Grafen von Mailáth. 3ter Band. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 1 Thlr. 25 Ngr.

Grothuß, D. Frhr., Lyrische Gedichte. 2te, neu durchgeordnete und vermehrte Ausgabe. Gr. 12. Berlin, Logier. 1 Thlr.

Guerike, H. E. F., Abriss der Kirchengeschichte. Gr. 8. Halle, Gebauer. 25 Ngr.

Hahn, A., Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln der apostolisch-katholischen Kirche. 8. Breslau, Grass, Barth u. Comp. 22½ Ngr.

Hamann's Schriften. 8ter Theil. 1ste Abth. Nachträge, Erläuterungen und Berichtigungen. 8. Berlin, Reimer. 2 Thlr.

Hengstenberg, E. W., Commentar über die Psalmen. 1ster Band. 8. Berlin, Oehmigke. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hepp, F. C. L., Anklageschaft, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens, gegründet auf eine historisch-kritische Beleuchtung des bestehenden Inquisitionsprocesses. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 22½ Ngr.

Kaim, J., Ein Wort über die rechtlichen Zustände der Juden im Preußischen Staate. Gr. 12. Leipzig, Reclam jun. 7½ Ngr.

Kehrein, J., Grammatik der neuhochdeutschen Sprache nach Jacob Grimm's deutscher Grammatik bearbeitet. 2ter Theil: Syntax. 1ste Abth.: Syntax des einfachen Satzes. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 22½ Ngr.

Knappich, J. M., Reden am Grabe. Mit einer Vorrede von J. M. v Illmensee. 2 Bdchn. 8. Ravensburg, Gradmann u. Knapp. 20 Ngr.

Krischna-Miçra, Prabodha-Chaudrodaya oder die Geburt des Begriffs. Ein theologisch-philosophisches Drama. Zum ersten Male aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Mit einem Vorwort eingeführt von K. Rosenkranz. Gr. 8. Königsberg, Theile. 1 Thlr.

Lieder der Gegenwart. 2te Auflage. 8. Königsberg, Theile. 22½ Ngr.

de Martens, Nouveaux Supplémens au Recueil de Traités et d'autres actes remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des Puissances et Etats dans leur rapport mutuel, depuis 1761 jusqu'à présent. T. III. 1806 – 1839. In-8. Goettingue, Dieterich. 4 Thlr. 20 Ngr.

Münchhausen's Lügen-Abentheuer. Aufs Neue frei aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von H. Döring. 8. Erfurt, Expedition d. Thüring. Chronik. 5 Ngr.

Nesselmann, G. H. F., Versuch einer kritischen Geschichte der Algebra. Nach den Quellen bearbeitet. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Die Algebra der Griechen. Nach den Quellen bearbeitet. Gr. 8. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Pratje's, J. H., vermischte historische Sammlungen. Herausgegeben unter Leitung des vaterländischen Vereins zu Stade zum Vortheil des Krankenhauses daselbst. 1ster Band. Gr. 8. Stade. 1 Thlr.

Pusztay, A., Die Ungarn in ihrem Staats- und Nationalwesen von 889 bis 1842. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Mayer u. Wigand. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rohovsky, J. J., Unvereinbarkeit der Hegel'schen Wissenschaft mit dem Christenthume und der Christlichen Theologie. Veranlaßt durch die Einleitung in den öffentlichen Vorlesungen von Marheineke. Gr. 8. Breslau, Max u. Comp. 10 Ngr.

Rothenburg, F. R. von, Die Schlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Nach den besten und neuesten beiderseitigen Quellen bearbeitet. Mit 6 Plänen. Qu. gr. 4. Leipzig, Rein. 1 Thlr.

Schafarik's, P. J., Slawische Alterthümer. Deutsch von M. von Aehrenfeld, herausgegeben von H. Wuttke. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 25 Ngr.

Schuch, C. L., Privatalterthümer, oder wissenschaftliches, religiöses und häusliches Leben der Römer. Ein Lehr- und Handbuch für Studirende und Alterthumsfreunde. Gr. 8. Karlsruhe, Groos. 3 Thlr. 3¾ Ngr.

Sengelmann, H., Das Buch von den sieben weisen Meistern aus dem Hebräischen und Griechischen zum ersten Male übersetzt und mit literarhistorischen Vorbemerkungen versehen. Gr. 12. Halle, Lippert. 20 Ngr.

Thomas Thyrnau. Von der Verfasserin von Goldwin Castle und St. Roche. 3 Bände. 8. Breslau, Max u. Comp. 6 Thlr. 25 Ngr.

Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von F. H. Kämpf. 1ster Theil. Gr. 8. Neu-Ruppin, Oehmigke u. Riemschneider. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Trojano, M. di, Die Vermählungsfeier des Herzogs Wilhelm des Fünften von Bayern, mit Renata, der Tochter des Herzogs Franz des Ersten von Lothringen, zu München im Jahre 1568. In italienischer Sprache beschrieben von ꝛc. Frei übersetzt von F. Würthmann. Gr. 8. München, Fleischmann. 11¼ Ngr.

Türckheim, J. v., Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik. 1ster Band. Gr. 8. Freiburg, Herder. 1 Thlr. 10 Ngr.

Umbreit, A. E., Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Kritische Abhandlung zur Orientirung auf dem jetzigen Standpunkte der Forschung. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogel, E. F., Ein Vorschlag zur Güte, im Bezug auf die Einführung oder Nicht-Einführung der Öffentlichkeit und Mündlichkeit beim Strafverfahren im Königreiche Sachsen. Gr. 8. Leipzig, Peter. 5 Ngr.

Weltpanorama. Eine Chronik der neuesten Reisen und Abenteuer bei allen Nationen der Welt; mit besonderer Rücksicht auf die politischen Ereignisse der Gegenwart. Nach den besten Quellen des Auslandes. 1ster Band. Amerikanische Reisebemerkungen von C. Dickens (Boz). — Auch u. d. T.: Amerikanische Reisebemerkungen, geschrieben für Jedermann. Von C. Dickens (Boz). Aus dem Englischen. 1ster Theil. Gr. 16. Stuttgart, Franckh. 1843. 4 Ngr.

Willibald, J. K., Die Zigeuner im Thüringer-Walde. Volks- und Criminalgeschichte aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Gr. 12. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1843. 20 Ngr.

Winnsteen, C., Antonia. Eine Novelle. 8. Altona, Hammerich. 1843. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 352. —— 18. December 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Dritter und letzter Artikel. *)

Nachdem ich den Lesern d. Bl. in meinem ersten Artikel über die Strauß'sche Glaubenslehre die allgemeine Eintheilung des Werks veranschaulicht und im zweiten Artikel diejenigen Punkte der Strauß'schen Kritik, die das wissenschaftliche, religiöse und praktische Interesse der Gegenwart am mächtigsten berühren und die nun auch schon zu vielfachen Erörterungen und Debatten Veranlassung geworden sind, besonders herausgehoben habe, so bleibt mir noch übrig, eine kurze Beurtheilung der Strauß'schen Kritik zu geben. Ich will mich aber hierbei darauf beschränken, nach einer allgemeinen Betrachtung über die Dignität der Strauß'schen Kritik, über die relative Berechtigung und Nichtberechtigung derselben, nur in einigen Zügen ein paar Probleme der gegenwärtigen religionsphilosophischen Wissenschaft, gegen welche Strauß mir besonders einseitig verfahren zu sein scheint, etwas näher zu berühren. Ich begreife unter diesen Problemen die Idee der Persönlichkeit Gottes und die Theorie über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Eine detaillirtere Widerlegung der Strauß'schen Argumente und Angriffe gegen diese Grundsäulen der Religion und des Glaubens der gebildeten Menschheit kann ich mir um so mehr ersparen, da ich eine solche in meiner vor kurzem erschienenen Schrift über den modernen Nihilismus und die Strauß'sche Dogmatik bis in die einzelnen Hauptmomente durchzuführen versucht habe. Diejenigen Leser d. Bl., welche eine nähere Einsicht in das Princip und die philosophische Begründung der in diesem Artikel gegen Strauß geltend zu machenden Einwürfe und der positiven Resultate der Wissenschaft, die sich der destructiven Kritik entgegenstellen, zu erlangen wünschen, darf ich daher hier an diese Schrift verweisen. *)

Man kann Strauß nur widerlegen, wenn man wirklich auf ihn eingeht. Ein näheres Eingehen auf seine Kritik der einzelnen Dogmen führt aber zu dem unwiderleglichen Resultate, daß diese Kritik in vielfacher Beziehung eine objective Berechtigung in sich trägt, daß sie ein tiefes Bedürfniß der Zeit für sich sprechen läßt und daß sie dasselbe in mancher Beziehung auf ausgezeichnete Weise gelöst hat. Ich habe dies im dritten Abschnitte meines genannten Werks näher dargethan, und man kann dies zugestehen, ohne deshalb der Idee der christlichen Religion nur das Geringste zu vergeben. Im Gegentheil, wie die Wahrheit überhaupt durch die Kritik nur gewinnen kann, sollte die Kritik auch noch so einseitig verfahren, weil nämlich letztere ihre Energie und Wirksamkeit nur aus der Wahrheit selbst entnehmen, weil ihr negatives, zerstörendes Verhalten im Grunde nur die falschen, menschlichen Meinungen und Vorstellungen von der Wahrheit treffen muß: so treten gerade durch dies Verhältniß, in welchem die objective Wahrheit mit den subjectiven Vorstellungen einzelner Individuen, Völker und Zeiten steht, Fälle ein, wo die Kritik, und zwar selbst die negative Kritik, das unentbehrliche Mittel zur Rettung der reinen Wahrheit der christlichen Idee für die Menschheit wird. Und solche Fälle sind der christlichen Religion und ihrem ewig wahren Inhalt unzählige Male und noch jeder neuen Bethätigung und Offenbarung ihrer schöpferischen Fülle wieder von neuem begegnet. Tritt eine neue, bis dahin verborgene Seite ihrer innern Tiefe in das Bewußtsein einer Zeit heraus, so geräth diese Seite nothwendig in Collision mit unzähligen festgewordenen Vorurtheilen der starren, Vertreter des Alten, mit den fixen Ideen der Historienmänner, die das Wesen der Wahrheit nicht innerlich, in sich selbst, sondern in ihrem äußern Dasein, in den die Substanz der Wahrheit umspielenden Accidenzen zu fassen vermögen. Und diese suchen

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 21—25 u. 91—95 d. Bl. Der Abdruck dieses letzten Artikels, dessen Mittheilung schon für den Monat Juni versprochen war, ist ohne Schuld der Red. bisher verzögert worden. Nächstens erfolgen mehre Artikel über die an Strauß sich anschließenden oder ihn bekämpfenden neuern Schriften. D. Red.

*) Der moderne Nihilismus und die Strauß'sche Glaubenslehre im Verhältniß zur Idee der christlichen Religion. Eine kritische Beleuchtung und positive Überwindung des Grundprincips und der Hauptconsequenzen der destructiven Philosophie versucht von Dr. J. W. Hanne. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

und jagen dann geschäftig nach Mitteln und Bändern, mit welchen sie das mit Zersprengung bedrohte morsch gewordene Gefäß, in welchem sie die Wahrheit positiv wie in einer Tonne eingefangen zu haben meinen, umzimmern und umschmieden. Währenddem bricht sich die Wahrheit selbst in andern Richtungen neue Bahn, jene menschliche Meinung von ihr aber, die so eingefangen und gegen jeden frischen Luftzug des göttlichen Äthers der an und für sich seienden Wahrheit abgesperrt wurde, fängt nun an zu stagniren und es entsteigen ihr Dünste und Nebel, die sich als Principien des Obscurantismus dem neu aufstrahlenden Licht hemmend entgegenstellen. In einem solchen Zeitmomente kann dann nur eine unerbittliche Kritik, die mit Zorn und Sturm oder mit niederschlagender eisiger Kälte darein fährt, Rettung schaffen, indem sie zunächst mit der Guillotine der Revolution den alten erstarrten, verknöcherten und von der lebendigen Seele der Überzeugung verlassenen Meinungen und Traditionen geradezu an Hals und Leben geht und aufräumt, wessen sie sich nur irgendwie bemächtigen kann. Und in einer solchen Zeitepoche leben wir jetzt in Bezug auf religiöse Weltanschauung, in Bezug auf die subjective Auffassungsweise der Idee des Absoluten und der Idee des Christenthums. Eine energische Kritik hat der Zeit schon lange noth gethan. Jetzt ist sie erfolgt. Die Kritik wird hart, wird grausam, wird fanatisch, weil die Vergangenheit in der Gegenwart, der Geist, der an dem Positiven, wie es nun einmal geworden ist, als einem absoluten Rechte festhält, obgleich er es nur mit etwas Relativen zu thun hat, weil dieser Geist der Vergangenheit dem Geist einer neuen Zukunft gegenüber hartnäckig ist, vornehm thut, den Aristokraten, ja den Despoten spielen will. Die Kritik wird revolutionnair, ekstatisch, fanatisch, einseitig gegen den Positivismus und gegen Alles, was, wenn auch von einem ganz andern Princip aus, mit ihm zusammenhängt, weil der Positivismus als solcher dem weitertreibenden Geiste gegenüber sich wie der incarnirte Fanatismus verhält. Das eine Extrem ruft das andere hervor; Hitze muß Hitze vertreiben, wie das Sprüchwort sagt. Dies Extrem der heutigen, der modernen Kritik sehen wir von Feuerbach und Bruno Bauer und im Großen und Allgemeinen von der Tendenz der „Deutschen Jahrbücher" repräsentirt. Den Übergang zu diesem Extrem in der Religionswissenschaft, in der Kritik der Urgeschichte des Christenthums und der Dogmatik stellt Strauß in seinem „Leben Jesu" und in seiner „Glaubenslehre" dar. Freilich, zu einem Äußersten, zu einem einseitigen Extrem ist es mit der Kritik gekommen, das kann kein Besonnener leugnen. Auch die Strauß'sche Kritik der Glaubenslehre treibt einer Spitze und Negativität zu, in welcher sich die tiefere Substanz des Geistes der Zeit nicht halten läßt, sich nicht auf die Länge befriedigen wird. Dieser pantheistische Proceß, in welchem Alles in einen unaufhörlichen Taumel des Entstehens und Vergehens, in diese wiederkäuende Bewegung und Langweiligkeit des zwecklosen Werdens, das es nicht zu bleibenden Resultaten bringt, hineingerissen wird, dieser Fatalismus der ἀνάγκη, der Alles gleich macht, der nicht nur in der Menschheit keine Einzigkeit, kein verwirklichtes Ideal, keine Christussonne duldet, sondern der sogar den Individualisationen der Materie dasselbe Recht, dieselbe Sterblichkeit und Unsterblichkeit vindiciren will wie den Individualisationen des Geistes, indem er auch die Persönlichkeit in der an sich selbstbewußtlosen Substanz untergehen läßt — dieser Geist der Verneinung, der das positive Resultat der Strauß'schen Glaubenslehre bildet, er läßt nicht nur die innersten, unvertilgbarsten Ahnungen der Menschenbrust, das divinatorische Gefühl, den, unter Zweifel neu hervortretenden Glauben und die nach positiver Ewigkeit dürstende Liebe unbefriedigt, sondern er hat auch im logischen Denken nur einen scheinbaren Grund. In der vollen, concreten Idee der Vernunft, welche Anschauen und reines Denken in sich zur allseitig sich bestätigenden Harmonie begreift, sinkt er nothwendig zum untergeordneten Momente herab und leidet seine eigentliche Anwendung nur auf das von den Kategorien des Raums und der Zeit beherrschte Naturleben, wie ich nachher noch näher, mit Verweisung auf meine obengenannte Schrift, andeuten werde. Allein, so unbefriedigend das Resultat der Strauß'schen Kritik einem höhern Standpunkte der Philosophie gegenüber, der sich schon jetzt überall Bahn bricht, genannt werden muß und so sehr es der Totalidee der christlichen Religion gegenüber, wie dieselbe unwandelbar und siegreich über den Einseitigkeiten aller Jahrhunderte steht, nur von relativer und einseitiger Berechtigung ist, so wohl berechtigt sind die meisten Punkte dieser gewaltig eingreifenden Kritik im Verhältniß zu der vertrockneten Orthodoxie der Vergangenheit, zumal wenn diese sich noch immer, wie das Gespenst eines abgeschiedenen Körpers, bald unter dieser, bald unter jener Gestalt hier jammernd und kopfhängerisch, wie im sentimentalen Pietismus, dort drohend und polternd und mit geborgten Waffen um sich schlagend, wie im modern zugespitzten Orthodoxismus — in beiden Gestalten aber gleich sehr geschäftig und parat zum Verdächtigen und Verdammen — in den Morgen der Gegenwart hereinzuschleichen und Furcht und Knechtschaft des freien Gedankens zu befestigen droht. Diesen Machinationen gegenüber ist die Strauß'sche Kritik mit ihrer Strenge und Eisigkeit im vollen Recht. Sie ist die negative Vollendung, oder vielmehr die Vollendung der negativen Seite des Rationalismus. Das ist ihr großes und unsterbliches Verdienst.

Es ist seit ein paar Decennien, d. h. seit der Zeit, wo auch in der politischen Welt der abstracte Gegensatz zur Revolution sich in einseitiger Reaction und Restaurationswuth anfing geltend zu machen, Mode geworden, daß die Geistreichen, welche sich in ihrem tiefern Gefühle mit den ersten und allerdings dürren und trostlosen Resultaten der Aufklärungsperiode und des vulgairen Rationalismus nicht begnügen konnten, welche aber in den, die Welt des Glaubens in verklärterer Gestalt reproducirenden Kern einer tiefern Philosophie, die ja auch erst begann, noch nicht eingedrungen waren, — daß diese

Geistreichen gegen den Rationalismus überhaupt vornehm aburtheilten und jede vernünftige Berechtigung desselben verkannten, indem sie ihn als ein Product des bloßen Fürwitzes und der Eitelkeit betrachteten. So vernimmt man auch heutzutage noch selbst von Freunden der Wissenschaft solche Verunglimpfungen gegen den sogenannten reflectirenden Verstand als den Vater des verschmähten Rationalismus, und es scheint fast, als dächte sich Mancher, der die Vernunft zwar aller Ehren werth hält, aber beständig auf Kosten des Verstandes, die Vernunft als absolute Gegnerin des Verstandes. Aber dies ist ein Verfahren, was sich selbst nicht versteht. Wo der Verstand im vernünftigen Denken nicht sein volles Recht empfängt, d. h. wo nicht kritisch verfahren wird, da kommt es nur zu unbestimmten, ineinander verschwimmenden, wenn auch den Schein der Tiefe annehmenden Gefühlen und Vorstellungen, nun und nimmer aber zu klaren Begriffen. Und ohne klare Begriffe wird die ewige Idee nicht erkannt. Hiermit hat auch der Rationalismus, insofern er besonders darin sich geltend gemacht hat, in den alten Dogmen solche Vorstellungen, die schlechterdings sich disparat und unorganisch gegeneinander verhalten, kritisch auszuscheiden und zu negiren, seine volle Berechtigung. Erst wenn diese disparaten und einem Dogma nur äußerlich anklebenden und durch gewisse Lieblingsvorstellungen gewisser Zeiten mit ihm zufällig und mechanisch verbundenen Momente ausgeschieden sind, können die wesentlichen Begriffsmomente desselben in ihrer innern Nothwendigkeit und Vernünftigkeit erkannt werden. Und dann erst, wenn diese innern Momente in ihrem nothwendigen, dialektischen Gegensatze und Zusammenhange miteinander durch den Verstand und die Reflexion erkannt und verglichen worden sind, vermag die Vernunft die ewige, concrete Idee darin zu erfassen. Dem Rationalismus gebührt das große Verdienst, jene Negation der endlichen, disparaten und theilweise geradezu widersinnigen und unmoralischen Vorstellungen, mit welchen finstere Jahrhunderte und, nach dem ersten Ansatze der Reformation, die dogmatische Reaction der mittelalterlichen Theologie die Wahrheiten der christlichen Idee umspannen, angefangen oder vielmehr diese angefangene Kritik und Negation solcher sterblichen Anhängsel der ewigen Wahrheit allgemeiner und durchgreifender gemacht zu haben. Denn den Anfang dazu machen schon die englischen Aufklärer und Deisten, wie nach Locke ein Shaftesbury, Tindal, Toland, Collins, und vor allen der geistreiche, vornehme und frivole Bolingbroke, der sich am entschiedensten und bündigsten in seinem berühmten „Briefe an Pope" gegen die Unvereinbarkeit der alten Dogmatik mit der Moral und gesunden Vernunft ausspricht. Es ist bekannt, daß es Voltaire war, der durch seine englischen Briefe diese in England beginnende negative Kritik in Frankreich am meisten verbreitete. Aber schon vorher hob Voltaire in seiner „Épître à Uranie" die Widersprüche der alten Dogmatik in scharfen Versen hervor. So sagt er z. B. von der widerspruchsvollen und unmoralischen Auffassungsweise der Idee Gottes bei den Orthodoxen:

Je veux aimer ce Dieu, je cherche en lui mon père,
On me montre un tyran que nous devons haïr.
Il créa des humains à lui semblables
Afin de les mieux avilir;
Il nous donna des coeurs coupables
Pour avoir droit de nous punir;
Il nous fit aimer le plaisir,
Pour nous mieux tourmenter par des maux effroyables etc.

Hier tritt der Widerspruch in der dogmatischen Vorstellung von der Erbsünde und der damit zusammenhängenden Vorstellung von dem Zorn Gottes gegen die Sünde, die er zugelassen hat, ja, mit der er die Menschen wegen Adam's Fall fortwährend züchtigt und straft, und das die Idee der göttlichen Liebe verletzende Moment des kirchlichen Dogmas schon schlagend in die populaire Anschauung. Aber in Frankreich schlug sofort diese negative Kritik in Frivolität um. Der deutsche Rationalismus brachte erst den rechten, wissenschaftlichen Ernst in sie hinein und auch in dieser Beziehung steht unser großer Lessing herrlich und unübertrefflich da.

Von dem Vorwurf der Oberflächlichkeit und Halbheit ist gleichwol der Rationalismus nicht zu befreien. Die Ursache dieser Halbheit und Oberflächlichkeit lag aber in dem Gesammtzustande der Zeit, wo er entsprang. In Bezug auf die negative Seite seines kritischen Bestrebens besteht diese Halbheit darin, daß der Rationalismus noch nicht weit und tief genug eindrang, daß er noch selbst im halben Dogmatismus stecken blieb und daher so leicht in die Zwittergestalt des modernen Supernaturalismus hinüberspielte, wie z. B. im Dogma von der Creation, in der Ansicht von der schlechthinnigen Dependenz des Geistes von einem außerweltlichen Gott; in dem Dogma von der bloßen Transscendenz Gottes u. s. w. Weil die negative Seite der rationalistischen Kritik, insbesondere in Bezug auf das Neue Testament, nur halb und einseitig war, darum waren dann auch die positiven Resultate, die sie gewann, nur äußerst dürftig. Nur jene Negation, die alle blos angeerbten, alle äußerlich überkommenen Traditionen, so lange und sofern sie eben noch so äußerlich zum Wesen der Intelligenz, d. h. als Vorurtheile, sich verhalten, abzuthun den Muth hat, kann die Seele in den Stand setzen, daß sie so ganz rein von fixen, hemmenden Vorstellungen und Bildern, so ganz lauter und durchsichtig, wie es Platon von den Seelen fodert, die vor den Richterstuhl des Hades treten, in des Wesens Tiefe hinabsteigt und unmittelbar als Geist mit dem Geiste verkehrt. Und wenn sie in dieser Verfassung den innern Glauben und die ewige Liebe nicht verloren hat, welche die christliche Religion in Anschauung und Gedanken ihrer echten Bekenner versenkt, so muß sie, dort angelangt, nothwendig durch die tiefste Negation hindurch zur wahrhaften Position, zu dem unsterblichen Inhalt des Geistes kommen und den Geist Christi erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger ägyptischer Sarkophag.

Das leipziger akademische Museum ist unlängst — Dank dem Ministerium des Cultus und dem Regierungsbevollmächtigten Herrn Kreisdirector Dr. von Falkenstein — mit

einem kostbaren Sarkophag bereichert worden, der zu den merkwürdigsten Denkmälern der Kunst und Literatur Ägyptens gehört und in mehrfacher Beziehung einzig in seiner Art zu sein scheint. Das kolossale, trefflich erhaltene Ganze stellt eine in Byssus gehüllte, an eine Stele sich lehnende männliche Person dar. Der portraitähnliche Kopf, oben mit der ägyptischen bis auf Rücken und Brust reichenden Mitra bedeckt, ist frei; daher der Sarkophag als Bildsäule gelten kann. Dieses Kunstwerk ist nicht aus dem gewöhnlichen Sykomorus, sondern aus dem seltenen Holze gearbeitet, woraus der Salomonische Tempel und die frühere Paulskirche in Rom erbaut waren. Seine starken Pfosten haben trotz ihres hohen Alters die den Cedern eigenthümliche mikroskopische Textur, Farbe und Aroma nicht verloren. Fast alle äußern Flächen enthalten nicht, wie fast immer, gemalte oder vertiefte Abbildungen, sondern Sculpturen in erhabener Arbeit von außerordentlicher Treue und Schönheit, die manchen griechischen Gemmen zur Seite gestellt werden dürfen. Auch in dieser Rücksicht scheint der Sarkophag ohne Gleichen in den bis jetzt bekannten europäischen Museen zu sein; denn nur das Musée Charles X. in Paris besitzt Fragmente einer Tempelwand aus Sandstein mit erhabenen Figuren, die aber den hiesigen an Erhaltung, Schönheit und Mannichfaltigkeit nachstehen. Letztere sind großentheils nur einige Linien groß; und doch hat der Künstler, wozu Cedernholz vorzüglich sich eignet, selbst das menschliche Haar, die Nägel der Finger, die Federn der Vögel, die Schuppen der Fische und Schlangen, sogar die Zähne an der Schärfe der Sicheln angegeben. Unter dem Haupte bis zu den Schultern hin findet sich ein prachtvolles Brustschild, mit Lotus und andern heiligen Symbolen verziert; darunter bis zu den Füßen herab sind, einschließlich der auf dem Scheitel, die 19 Hauptgottheiten mit ihren Namen und Insignien in vorzüglich schöner Arbeit ausgeführt; und obwol einige derselben noch unvollendet sind, so dienen selbst diese dazu, die Werkzeuge und das Verfahren der alten Ägypter bei Holzarbeiten kennen zu lernen. Das Innere enthält zwar keine Sculpturen, wol aber Inschriften in Tuschtinte, die an die schönsten ägyptischen Handschriften erinnern. Über der einen steht die Constellation bei Geburt des Verstorbenen vom 5. April 1524 vor Chr., durch die Zwölfgötter und sieben Planetengötter in gewöhnlicher Weise ausgedrückt. Der Verstorbene, dessen oft vorkommender Name wahrscheinlich Hetnitokri, Sohn des Petnuphi lautete — nur wahrscheinlich, weil das Ägyptische in der Regel wie das Hebräische ohne Vocale geschrieben wurde und diese, wenn sie nicht durch griechische Aussprache bestimmt werden, nach Gutdünken eingeschaltet werden müssen — war den Inschriften nach königlicher Rocl zu Theben. Dieses Wort steht auf dem ägyptisch-griechischen Sarkophag im Britischen Museum, übereinstimmend mit dem Koptischen, durch Archon übersetzt, und es war derselbe hiernach Statthalter des Königs, mithin in demselben Amte, welches früher Joseph bekleidete. Der König selbst wird daselbst Raphaces genannt und ist der zweite König der 19. Dynastie, der Nachfolger des Sethos, dessen Sarkophag mit der Constellation von 1631 v. Chr. in London sich befindet. Hiernach ist dieser Sarkophag jetzt 3300 Jahre alt, gleichzeitig mit dem Richter Jephta, und er würde sogar von Champollion und Rosellini, da sie diesen König in die 14. Dynastie setzen, noch für 1000 Jahre älter gehalten werden müssen. Für die Wissenschaft ist derselbe von großer Bedeutung. Er bestätigt von neuem, daß die Gottheiten der Ägypter, wie Chäremon u. A. überliefert haben, mit den Zeichen des Thierkreises und den Planeten nebst den ihnen untergeordneten Naturerscheinungen übereinkamen. Diodor bezeugt, daß die Ägypter seit undenklichen Zeiten astronomische Beobachtungen angestellt und aufgezeichnet haben, wie denn nach ihnen Hipparch das Gesetz der vorrückenden Nachtgleichen bestimmt haben soll; und die gefundene Constellation beweist, daß die astronomischen Beobachtungen und die Entstehung des Thierkreises bis in das hohe Alterthum zurückgehen. Nicht weniger dient dieselbe, da schon Newton behauptet, daß die alte Zeitrechnung nur durch alte astronomische Beobachtungen in Gewißheit gesetzt werden könne, zu neuen Aufklärungen derselben und stimmt in überraschender Weise mit den zuverlässigsten chronologischen Hülfsmitteln zusammen. Denn jene Nativität aus der Zeit des Raphaces beweist in Verbindung mit der seines Vaters, daß die 19. Dynastie, die mit Sethos begann, seit 1600 v. Chr. regiert habe; wie auch mit noch ältern Constellationen, daß die 18. Dynastie von 1900 bis 1600 v. Chr. herrschte; und kaum bleibt noch ein Zweifel übrig, daß unter Manetho's palästinischen Hirtenkönigen, die 2082 v. Chr. nach Ägypten kamen und gegen 215 Jahre später vertrieben wurden, die Israeliten, welche in demselben Jahre einzogen und 1867 auszogen, verstanden werden müssen; womit wieder vollkommen übereinstimmt, daß Moses, wie aus Josephus und Abarbanel erhellt, 1948 geboren wurde, daß Manetho's zweites Buch mit der Zeit der Sündflut 3446 v. Chr. *beginnt*, daß die Septuaginta, nicht der hebräische Text, der 1500 Jahre weniger zählt, die wahre Zeitrechnung bewahrt habe. Für die ältere Kunstgeschichte ist der Sarkophag von Wichtigkeit, weil er aufs neue beweist, daß der ägyptische Styl, zur Zeit Moses' durch Großartigkeit ausgezeichnet, etwa 200 Jahre später zur höchsten Stufe gelangte und erst seit der 19. Dynastie allmälig in Nachlässigkeit und Kleinlichkeit ausartete. Zugleich ergibt sich aus der genau ermittelten Epoche des Raphaces, was für die griechischen und römischen Kunstwerke so oft gewünscht worden ist, eine feste Zeitbestimmung für andere Werke der ägyptischen Sculptur. Denselben Königsnamen fand Rosellini auf einer Tempelwand zu Karnak, Wilkinson in einer Grotte bei Theben, Burton zweimal in Verbindung mit Sethos in den Ruinen von Alabastron; und die königlichen Museen zu Turin und Berlin sind in Besitz von Stelen, auf welchen Raphaces mit seinem Vater Sethos und seinem Enkel Ramses zusammengestellt wird. Auch für die ägyptische Literaturgeschichte und Paläographie sind die Inschriften des Sarkophags nicht ohne Werth, da sie, mehr als 40 Quadratfuß einnehmend, dem classischen Zeitalter Ägyptens sehr nahe stehen und viele Gegenstände, welche der Natur und der Technik angehörten, deutlicher und, selbst in kleinern Theilen, genauer abbilden, als dies auf den bisher bekannten ägyptischen Alterthümern der Fall ist. Überzeugender wird der volle Werth dieser Erwerbung dann hervortreten, wenn, wie zu erwarten steht, das Ganze mit seinen Einzelnheiten herausgegeben und den Freunden der Alterthumswissenschaft zugänglich gemacht sein wird. 93.

Literarische Notiz.

Ozanam entwarf in seinen Vorlesungen in der Sorbonne über die deutsche Literatur im Mittelalter, deren wir bereits in diesen Blättern erwähnt haben, ein lichtvolles Bild von der Geschichte der Hohenstaufen in Italien. Er sah in den Fehden, welche die deutschen Kaiser aus dem schwäbischen Hause in Italien hatten, einen Kampf des germanischen und romanischen Elements. Diese Geschichte ist eine von den Partien, mit denen sich die französischen Gelehrten am wenigsten abgegeben haben, und doch ist kaum eine wichtigere, eine ereignißreichere Periode zu denken. Vor kurzem hat endlich de Cherrier den ersten Theil einer Geschichte der Hohenstaufen („Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe, de ses causes et de ses effets, ou tableau de la domination des princes de Hohenstauffen") herausgegeben. Dieses Werk scheint eine Frucht tüchtiger Quellenstudien zu sein; leider aber hat der Verf. seinen Stoff nicht künstlerisch genug gestaltet, als daß er auf einen allgemeinen Beifall zählen könnte. Er hätte mit den Schilderungen nicht so sparsam sein und das dramatische Interesse, das in der Geschichte der Hohenstaufen so mächtig waltet, weniger niederhalten sollen. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 353. — 19. December 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 352.)

Strauß nun hat diesen Muth gehabt, im Namen der gegenwärtigen intelligenten Menschheit an den endlichen und äußerlich entstandenen Vorstellungen der vergangenen Jahrhunderte diese bis auf den letzten Grund eingehende Negation zu vollziehen und so die negative Seite des Rationalismus zu ergänzen und ihrer Vollendung entgegenzuführen. Aber im letzten Stadium der Negation hat auch er sich verwirrt, ist er sich untreu geworden. Er ist stecken geblieben in einer bestimmten Zeitphilosophie, die ebenso zum Vorurtheil geworden ist. Gegen sie hat er sich nicht kritisch verhalten. Diese Zeitphilosophie ist der Pantheismus des Spinoza mit den Modificationen, die derselbe durch die Schelling-Hegel'sche Philosophie empfangen hat. Dieser Zeitphilosophie, die selbst etwas Endliches, Vorübergehendes, nicht aber der allgemeine, absolute Geist der Wahrheit ist, hat er sich zu unbedingt hingegeben, darüber hat er den Leitstern der tiefer sinnenden, divinatorischen Ahnung und des unmittelbaren in Liebe und Erlebung wurzelnden Glaubens des ewigen Christenthums auf eine Zeit lang aus dem Auge der Seele verloren und ist so nur zu abstracten, einseitigen Resultaten gekommen, die dem innersten Vereinwesen des Denkens und der Anschauung nicht genügen. Das ist der tödtliche Punkt, die Ferse des Achilles, an der die Strauß'sche Kritik ersterben und der Einseitigkeit überführt werden wird. Und so wird die Idee des christlichen Glaubens auch über diesen Angriff bald herrlich triumphiren an dem Gesammtbewußtsein der gebildeten Welt, und in neuer Gewißheit wird die Idee eines persönlichen Gottes, eines heiligen Christus und eines ewigen Lebens nach dem Tode emporstrahlen und neue, frische Organe für die Bethätigung des christlichen Glaubens und Lebens schaffen. Aber dann wird zugleich klar erkannt werden, daß auch diese Kritik hat, wenn auch wider ihren eigenen Willen, im Dienst des Glaubens und der christlichen Wahrheit wirken und schaffen und einen ganzen Wald falscher dogmatischer Meinungen zum Frommen der rechten Erkenntniß ausrotten müssen.

Um dies theils contraire, theils entsprechende Verhältniß, in welches die Strauß'sche Kritik zur Idee der christlichen Religion und der ewigen Wahrheit überhaupt gerathen ist, dem Leser noch bestimmter zu veranschaulichen, will ich hier eine Stelle aus meiner oben angeführten Schrift, aber nur zum Theil wörtlich einrücken.

Daß die moderne Kritik — heißt es dort im dritten Abschnitte — dem Nachhall des abstracten Dualismus des Mittelalters im protestantischen Bewußtsein der christlichen Völker und den Einwirkungen dieses Nachhalls auf die christliche Glaubenslehre ein gründliches Ende zu machen und dies einseitige Princip, was in der Totalität der christlichen Idee nur ein flüssiges Moment bilden soll, an der Wurzel angegriffen, und daß sie gegenüber dem einseitig urgirten Moment des Unterschiedes Gottes von der Welt und dem Geiste der Menschheit das Moment der Immanenz Gottes in der Welt mit Nachdruck geltend gemacht hat, ist als eine echt protestantische That anzusehen und zu loben. Ein jeder unparteiische Freund der christlichen Wahrheit, dem es mehr um innerliche Überzeugung als um das Festhalten und Geltendmachen gewisser zufälliger Lieblingsvorstellungen zu thun ist, kann sich nur darüber freuen, daß die Autarkie und Freiheit des menschlichen Geistes, die Selbständigkeit der Natur und des von immanenter Vernunft durchdrungenen Lebens der Natur den Fesseln einer mechanischen Weltauffassung enthoben ist und daß durch den Beistand der Kritik und durch die immanente Dialektik der Sache selbst die unabweisbaren Resultate moderner Naturforschung dem starren Dogma und einer antiquirten Tradition gegenüber vor dem gebildeten Bewußtsein der Zeit in ihre Rechte eingesetzt sind, sodaß dieses Bewußtsein sich nicht mehr vergeblich abzuquälen braucht, um in seiner Weltanschauung doch ja nicht mit dem Buchstaben einer alttestamentlichen Schriftstelle oder mit dem Dogma irgend einer Kirche und Stelle der symbolischen Bücher in Collision zu kommen. Der Buchstabe und die von einem hinter der Zeit zurückgebliebenen Protestantismus im kümmerlichen Verkehr mit der abgelebten Scholastik des Mittelalters erzeugten Sätze und Satzungen, die an sich schon längst todt waren, sind nun im Angesichte des allgemeinen Weltbewußt-

seins gestorben und können fortan auch ihr früheres Scheinleben nicht mehr fortführen. Dies ist in vieler Beziehung nicht ohne die größte Bedeutung für die Wahrheit und Lauterkeit der Moralität und Sittlichkeit. Wie konnte die echte Begeisterung und Liebe für Tugend und Schönheit der Seele und des Charakters ungehemmt entstehen und fördernde Anerkennung finden, so lange die der Idee der innern Freiheit so gänzlich widerstrebenden Lehren von der willkürlichen Übertragung der Sünde und Schuld Adam's auf seine Nachkommen, von der Versöhnung des Menschen mit Gott durch historische Notizen, von der Nothwendigkeit einer äußerlichen Aneignung des Verdienstes Christi, von dem Zorn Gottes, der erst durch ein einzelnes Factum objectiv versöhnt werden mußte, als unüberschreitbare Schranken und Barrieren dastanden und den Drang der Seele hemmten, wenn sie frisch und freudig die ewige objective Liebe Gottes, diesen innern Christus, unmittelbar im Wesen des subjectiven Geistes selbst zu ergreifen strebte? Es ist ein wahres Glück, daß diese harten Schranken zertrümmert worden sind, denn nun kann der in ihnen wohnende Kern erst aufsprossen.*) Auch die Lehre vom Wunder als einem äußerlichen Eingriff eines jenseitigen Wesens in die Naturgesetze kann fernerhin der Naturforschung in ihrer Anschauung eines selbständig in sich begründeten Organismus des sinnlichen Universums nicht mehr in die Quere laufen, nachdem eine so schlagende Kritik dieser Lehre vorliegt.

Das Hauptverdienst des Strauß'schen Werks ist aber dieses, daß es, wenn auch nur negativ, durch gründliche Aufhebung der hemmenden Schranken, mit dazu beiträgt, den engen Gesichtspunkt der Orthodoxie und dogmatischen Speculation, von welchem aus Alles in seiner eigenthümlichen Selbständigkeit verkürzt ward, von welchem aus Natur und Weltgeschichte, Staat und Völkerleben, Recht und Politik, Philosophie und Kunst nur als unselbständige Mittel für den Dienst der Kirche und die Realisirung derselben in Anspruch genommen und nicht zugleich um ihrer selbst willen betrachtet und cultivirt werden sollen, — daß es dazu beiträgt, diesen engen und hierarchischen Gesichtspunkt in den Gesichtspunkt der Idee des Universums und des freien Geistes aufzuheben. Diesen unleugbaren Fortschritt hat das Strauß'sche Werk zwar nicht selbst herbeigeführt, denn derselbe ist eine Folge der gesammten modernen Bildung; aber es hat ihn, wie kein anderes Werk, zum klaren Bewußtsein der Zeit gebracht.

Allein, bei diesem wohlberechtigten Kampfe gegen die Einseitigkeit der vom Mittelalter auf die Gegenwart herübergeschleppten Weltanschauung hat diese Kritik die entgegengesetzte Einseitigkeit nicht vermieden. Sie hat ganz und gar übersehen, wie auch die gegenwärtig regierende oder regieren wollende philosophische Weltansicht in einem abstracten Extrem befangen ist. Wenn nämlich das orthodoxe System das Jenseits zu einseitig urgirte und dagegen das Diesseits verkürzte, so verfährt das moderne System umgekehrt, indem es statt der Kirche den Staat, als das organisirende Princip für Recht, Wissenschaft und Kunst, für die alleinige wahre Verwirklichung des Geistes erklärt. Das Jenseits, die Welt der an und für sich seienden Idee, die Sphäre der Gottheit und der ewigen Geisterwelt, wird so mit unerhörter Willkür, nach dem Maßstabe des weiland französischen Materialismus und frechen Atheismus zu einem wesenlosen Reflex und Schattenreiche des Diesseits, zu einer puren Imagination und Fiction herabgesetzt. Diese Theorie kann nicht ohne tiefe Verletzung der Idee der Sittlichkeit ins Leben treten. Aber sie wird sich nun und nimmer als Volks- und Weltgeist verwirklichen können und ebenso in ihr Nichts zurücksinken müssen, wie einst der Deismus in England. Denn diese Theorie ist eine bloße Abstraction. Sie abstrahirt von der relativen Berechtigung des ihr entgegengesetzten Systems. Die Wahrheit ist, daß beide Systeme gleich unwahr und einseitig sind. Das eine ist nur die Verkehrung des andern. Darin liegt ihr beiderseitiges Recht und Unrecht. Sie werden daher auch nur so lange existiren, als sie sich gegenseitig bekämpfen. Man kann nicht sagen, was die Wissenschaft der Modernen noch für einen Inhalt haben würde, wenn sie nicht mehr das andere System sich gegenüber hätte. Ihr Inhalt ist fast nur ihre Polemik; nichts weiter. Mit der höchsten positiven Überwindung des einen dieser Systeme wird daher auch das andere fallen. Diese Überwindung selber aber wird ausgehen von einem höhern Princip der Zukunft, das an sich über beiden steht und weder im Dualismus der Orthodoxie noch im Pantheismus der modernen Weltansicht sich befriedigt finden kann, weil es eine höhere Totalität ist. Und dies höhere Princip, dem die Zukunft gehört und das sich schon gegenwärtig in tiefer sinnenden Gemüthern und gründlichen Forschern mit frischer Kraft zu regen beginnt, wird kein anderes sein, als die sich neu bethätigende und eine neue Epoche ihrer Erscheinung begründende Uridee des Christenthums, die durch Jesus Christus mit erster Schöpferkraft ins Leben der Menschheit trat. Im Selbstbewußtsein Christi setzte sich diese Uridee als eine That und Offenbarung, in welcher der göttliche Factor der Religion, d. h. die Idee als solche schlechthin die Iniative bildete, und Christus ward so der Stifter der wahren Religion, ihr adäquater, individueller Ausdruck in einer bestimmten Zeit, der verwirklichte Gottmensch.

Nachdem nun auf dem Wege der Tradition und des mehr unmittelbar erregten Glaubens diese Uridee in das allgemeine Bewußtsein der Welt verpflanzt und von dessen Unlauterkeit mittels endlicher und unentsprechender Gefühle und Vorstellungen mannichfach getrübt und ver-

*) Wie die innere christliche Idee, die auch diesen verkümmerten und in die Äußerlichkeit umgeschlagenen Sätzen der christlichen Glaubenslehre zu Grunde liegt, zu fassen ist, darüber vergleiche man in meinen „Festreden an die Gebildeten" die Charfreitagspredigt. Hier weise ich nach, wie allerdings eine unerschöpfliche und einzige Kraft für die Erweckung der Liebe in Christi Tode offenbar wird und wie der Charfreitag von ewiger Bedeutung für die christliche Gemeinde bleiben wird.

unstaltet worden war, mußte das unterdessen mündiger und gebildeter gewordene Denken der subjectiven Vernunft sie auch in sich selber zu finden und aus sich selber selbständig zu reproduciren versuchen. Aber diese Emancipation der subjectiven Vernunft und Wissenschaft vom überlieferten Glauben führte dann allmälig zu einem Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, der in der neuesten Zeit zum vollkommenen Bruch geworden ist. Der Glaube verschmäht das Wissen und die Philosophie und wird so ein Kleben und Hängen an zufälligen und äußerlichen Autoritäten. Das Wissen verschmäht den Glauben, die Continuität des unmittelbaren christlichen Bewußtseins, und verfällt so den Abstractionen einer particulairen und vorübergehenden Zeitphilosophie. Aber beide Abstractionen werden sich im Laufe der Zeit gegenseitig vernichten und über dem Grabe beider wird jene höhere Zukunft erblühen, deren Morgenröthe schon Lessing, kurz vor seinem Sterben, ahnend begrüßte, als er in seinem sinnreichen Aufsatze über „Die Erziehung des Menschengeschlechts" auf die Zeit eines neuen, nämlich des dritten Evangeliums hinwies.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Glück und Geld. Roman von L. Mühlbach. Zwei Bände. Altona, Hammerich. 1842. 8. 3 Thlr.

Wenn es sich um die zwei Dinge handelt, die zu erjagen ein großer Theil der menschlichen Gesellschaft die verschiedenartigsten Richtungen einschlägt, um Glück und Geld, da kann ein Schriftsteller, welcher beide in ihren schroffen Gegensätzen zum Stichwort seiner Darstellung wählt, kaum einen ihm günstigern Schauplatz finden als eben jene Stadt, die nun schon seit Jahrhunderten den Glücksrittern zum Carrousel gedient hat: jene Lutetia, deren Bauch das übrige Frankreich so durchaus verschlingt, daß es schon genug ist, Paris zu nennen, wenn von Frankreich die Rede sein soll. Ist es sodann ein Deutscher, der Paris wählt, um uns im Spiegelbilde des Romans jene zwei ersten und letzten Dinge des leidenschaftlichsten Strebens vorzuführen, so erwarten wir allerdings von ihm, daß er die Eigenthümlichkeiten des französischen Seins und Lebens wiederzugeben wisse: doch verlangen wir nicht von ihm, daß er uns in seinem Werke nur den Beweis anhaltenden Studiums der Art und Weise französischer Romanschriftsteller, also eine Copie gebe, anstatt eines Lebensbildes, welches in seiner Besonderheit ein Allgemeines aussprechen soll. Eine Copie aber, und kaum mehr, hat uns die Verf. mit ihrem Roman gegeben. Wir können die treue Auffassung anerkennen; wir können es sogar, wiewol es auch psychologisch erklärbar ist, bewundern, daß es einer Dame gelang, sich die pariser Schriftsteller, diese den Schriftstellerinnen der Gegenwart vorziehend, vollkommen anzueignen. Immer aber werden sich die Fragen aufdrängen: Spielen Glück und Geld in Deutschland nicht ebenfalls eine bedeutende Rolle? Gibt es da nicht auch Glücksritter, geizige Väter, verschrobene, kiskalte Salon-Marionetten und unglückliche Liebenswürdigkeit? Gibt es da nicht auch jene Excluftven, die sich nur deshalb gegen Geringere streng abspferchen, damit diese nicht sehen sollen, daß es jenseit, trotz des Glanzes, ebensowol Gemeinheit gebe wie überall? Oder sollen wir Treuherzigen diesseit des Rheins etwa mit über dem Kopf zusammengeschlagenen Händen nach dem fränkischen Babel hinüberstarren wie nach einem abschreckenden Beispiel? Vielleicht gar pharisäisch ausrufen: „Gottlob, so sind wir doch nicht!" Es gibt eine Überzahl französischer Romane, die uns treffliche Spiegel zu beliebiger Benutzung vorhalten. Lassen wir daher auch die pariser Kleidermoden von deutschen Künstlern und Künstlerinnen nachmachen, so wollen wir doch an und in unsern Romanen auch unsern Geist, unser Leben und Empfinden erkennen. Ist in dem Gesagten das ernste durchdachte Studium der Verf. als ein Überflüssiges bezeichnet, so wolle sie uns deshalb nicht zürnen, denn einmal lassen wir diesem Studium an sich vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und andererseits wissen wir ja, wie leicht eben die ernste anhaltende Beschäftigung mit einem Gegenstande zu Seitenwegen führt, die wir selbst oft genug erst sehr spät gewahren.

Wenden wir uns nun zu dem Roman selbst. Das Verhältniß Edmund Beauvalle's und Camilla's, der Gegensatz zu Lenore und Bonners, bietet in seiner Herzensreinheit und Seelengröße glückliche und gut gezeichnete Momente, und der schönste ist wol der, wo Camilla, von der Schwester verlassen, von der Mutter verstoßen, das Haus verläßt und ihr Schicksal dem Geliebten vertraut. Dieser ist vom Vater, einem filzigen Millionnair, eben auch verstoßen, enterbt und in den öffentlichen Blättern als ein Unwürdiger bezeichnet; Beide hat die Welt fallen lassen, sie vertrauen sich daher selbst und einem günstigen Geschick. Dieses aber ist kein günstiges: sie sinken von Stufe zu Stufe in die schrecklichste Armuth und eben als Camilla und ihr Kind von Gram und Hunger getödtet sind, da besinnt sich der Vater auf den Sohn, die Mutter auf die Tochter. Zu spät! — Vielleicht ist der lebhafte Antheil, welchen wir an der edeln und so unglücklichen Camilla nehmen, Schuld daran, daß wir, obgleich die dürre trostlose Wahrheit der Geschichte zugebend — denn es ist ja so der Lauf der Welt, namentlich in großen Städten — doch nicht von Zweifeln uns lossagen können, ob für Edmund wirklich nirgend ein Weg zu anständigem Erwerbe sich finden ließ. Eben die große Stadt, wo jedes andere Arrondissement eine neue Stadt ist, mußte ihm bei seinen geistigen Kräften und Mitteln mehr als einen Weg zeigen, dem grenzenlosen Unheil zu entgehen, namentlich im Anfange seiner Verbindung mit Camilla, denn später, wo schon die bittere Noth bei ihnen eingekehrt ist, da freilich hat diese auch die kurzsichtige Befangenheit mitgebracht. Vielleicht auch kommen dergleichen Zweifel daher, daß uns die Geschichte der Unglücklichen nur in kleinen Portionen, oft nach langer Pause gegeben wird. Eben diese Pausen sind Klüfte, die wir nicht füllen und doch an die Unmöglichkeit nicht glauben können. Jedenfalls läßt die Geschichte Edmund's und Camilla's einen so tief einschneidenden Eindruck zurück, daß der innere Hohn desselben sogar noch gesteigert wird durch die zuletzt uns vorgeführte Werkthätigkeit des reich gewordenen Edmund. Mehr befriedigt hat uns, auf die Gefahr hin, für einen gutmüthigen Moralisten gehalten zu werden, die Lösung des durch Bonners und Lenore dargestellten Gegensatzes. Bonners' ursprünglicher Charakter, durch Leichtsinn aus der Bahn gelenkt, wird der Schüler und das Spiel eines Industrieritters, dessen Princ-ipien, durch den Erfolg gekrönt, jenen Leichtsinn bald zu einer, die Gesellschaft bedrohenden Grundlage wenden. Dennoch geht Bonners seiner ursprünglichen Natur nicht ganz verloren: ein taubstummes Mädchen bleibt in allen Wechselfällen Gegenstand seiner Sorge. Das Kind entwickelt bald eine besondere Kunstfertigkeit im Zeichnen und Bonners, dem die Jungfrau ein Heiligthum ist, für welches er schwärmt, wie so ein Mensch noch schwärmen kann, benutzt eben diese Kunstfertigkeit für Anfertigung falscher Geldpapiere, von denen das Mädchen natürlich nichts versteht. Bonners' Geschichte vor seinem Erscheinen in Paris nimmt einen großen Theil des zweiten Bandes in Anspruch und der reiche Stoff ist mit vieler Wahrheit und Lebendigkeit behandelt, wie denn die Scene, wo er mit seinem Mentor auf schroffer Felsenspitze feindlich zusammentrifft, und wo dieser, vor ihm zurückweichend, in den Fluß hinabstürzt, trefflich dargestellt ist. In Paris beginnt seine Rolle nun erst eigentlich. Eine Wette mit den nobeln Genossen seiner Feste, eine Wette, sonst eben nichts, führt ihm Lenore als Gattin

zu. Dieses neue Verhältniß ändert nichts in dem zu der Taubstummen, nichts in seinem sonstigen Treiben, sodaß Lenore, trotz ihrer Lebens- und Glanzeslust, und trotz der reichen Mittel, beide zu befriedigen, doch von einem Gefühl der Einsamkeit beschlichen wird. Da muß ein junger Mann so glücklich sein, die flüchtigen Pferde ihres Wagens aufzuhalten, um, dabei hart verwundet, in ihrem Hotel Aufnahme und Pflege zu finden. Bonners wird entlarvt, endet durch Selbstmord in dem Augenblicke, wo die Gerechtigkeit ihre eiserne Hand nach ihm ausstreckt, und Lenore findet mit dem jungen Manne in Amerika das Glück, wie sie bisher nur nach Flittern gejagt.

Das Buch gibt eine große Mannichfaltigkeit der Scenen, der Charaktere, und diese sind streng gehalten. Das Buch bezeugt ferner eine tiefe Kenntniß der Welt, der Menschen und ihrer Bestrebungen, und Darstellung und Styl sind kräftig, ernst, männlich. Ob das letztere ein Lob für eine Dame sei, mag Ref. nicht entscheiden, er sagt nur, was er gefunden. Die Verf. hat das Glück, reiche Mittel ihr Eigenthum zu nennen: möge es ihr gefallen, diese als Deutsche zu verwenden, und sicher werden wir sie stets willkommen heißen.

2. Blüten aus Albion. Vermischte Piecen aus dem Englischen von Marryat, Warren, James u. A. Leipzig, Rein. 1842. 8. 1 Thlr.

Dergleichen Blüten sind willkommen, wenn sie neu und schön sind. Unter den hier gegebenen elf Piecen müssen „Die beiden Studenten" als Cervantes' Eigenthum vindicirt werden, der Bologna als Schauplatz der Handlung benutzt. Die Rheinsagen: „Die Brüder", „Der Drachenfels" und „Rolandseck", welche in der ganz gewöhnlichen Behandlung durch englische Federn freilich nichts verlieren, aber auch nichts gewinnen, fanden schon mehrfach Darsteller im lieben Vaterlande. „Der blaue Ritter" beweist nur, daß die Engländer die bei uns längst vergessenen Rittergeschichten des vorigen Jahrhunderts sich wohl anzueignen wissen, und „Das verhängnißvolle Testament" haben wir in ganz frischer Übersetzung der „Olla Podrida" Marryat's. Unter den übrigen sind „Der Fischer von Scarphout" und „Das Sklavenschiff" ebenfalls schon bekannt; „Der Witwer" ist eine gewöhnliche Geschichte; „Die Verstorbene" ein schlechter Spaß. Es bleiben nun noch übrig „Die vom Blitz Getroffenen" und „Das Ananashaus", von denen Ref. nicht sogleich zu sagen weiß, ob sie schon sonst übersetzt sind. Beide sind jedenfalls recht ansprechend.

3. Der Schacht von St.-Ursula, oder das verhängnißvolle Bild. Romantische Erzählung von A. Werg. Berlin, Lüderitz. 1842. 8. 1 Thlr.

Wenn es vor 50—60 Jahren nicht etwa ein Ritterschauspiel gab, welches dem Publicum den Inhalt dieser romantischen Erzählung vorführte, so wäre sie, wenn damals bekannt, sicher für diesen Zweck benutzt; auch ist es gar nicht unmöglich, daß noch heute irgend Jemand sich zu einer dramatischen Bearbeitung, etwa für einen Componisten, versteht. Die Grundidee ist nicht übel und das Ganze bietet manche effectvolle Scenen. Im 12. Jahrhundert ist der Familie Schwanenberg der Fluch aufgeladen, daß stets die erstgeborene Tochter den Tod finden muß, so lange noch ein Sproß der Famile Eibeswald lebt. Gelöst wird dieser Fluch, wenn eine Schwanenberg sich dem Bilde Dessen, der den Fluch verhängt, in Liebe hinneigt. Im 14. Jahrhundert lebt ein Schwanenberg, der nur eine einzige Tochter hat, und um sie dem Fluche zu entziehen, den einzigen Eibeswald, ein Kind von etwa drei Jahren, in den Ursulaschacht stürzt. Seine Tochter wächst heran und hängt mit Schwärmerei an dem Bilde. Jener Knabe ist nicht umgekommen und der Fluch wird gelöst durch seine Verbindung mit der Jungfrau, die er ebenfalls schon in einem alten Bilde geliebt hat. Darin gibt sich eine bedeutsame Symbolik kund. Wie der Verf. das Ganze behandet, darf nicht erst dargelegt werden, da seine Art in d. Bl. schon mehrfach als eine ganz gewöhnliche nachgewiesen ist.

4. Die letzten Zähringer. Ein historischer Roman von Fr. v. Stengel. Zwei Theile. Manheim, Löffler. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gegenwärtig, wo in Deutschland die Romanenliteratur ganz in die Hand der Frauen überzugehen scheint, kann es nicht befremden, daß Franziska von Stengel außer dem vorliegenden Romane schon früher in demselben Verlag drei Romane hat erscheinen lassen. Diese sind, ungeachtet ihrer Jugend, doch bereits in das Verzeichniß der im Preise gesunkenen Werke vom Herrn Verleger aufgenommen, und wir fürchten, „Die letzten Zähringer" folgen ihnen schnell. Die Geschichte Berthold's bietet wirklich bedeutende Momente für den historischen Roman: allein ein solcher bildet sich nicht durch trockene Herbeiführung der Facta, nicht durch Anführung der betreffenden Schriftsteller; ebenso wenig durch den abgenutzten Apparat eines schleichenden Pfaffen, eines zerlumpten Weibes, eines heißblütigen, rachesuchenden jungen Ritters und durch Becher voll Rheinwein, sondern — doch, was Alles zu einem Roman, und hier zunächst zu einem historischen Roman erfodert wird, ist schon so oft nachgewiesen, daß hier eine Wiederholung um so weniger Frucht verspricht, als die Verf., wie wir zu unserm Bedauern anzeigen müssen, sogar noch weit in der deutschen Sprache zurück ist. 43.

Literarische Notizen.

Die Franzosen haben sich im Allgemeinen wenig mit der philosophischen Speculation befaßt. Dieselbe schien ihnen ein mystisches, räthselhaftes Gebiet, das sie ihren überrheinischen Nachbarn zur alleinigen Bebauung überließen. Seitdem hat man ihnen so viel von deutscher Literatur vorgeredet, daß sie sich gern auch einen Begriff davon machen möchten, was es mit dieser geheimnißvollen Wissenschaft eigentlich auf sich hat. Besonders ist ihre Neugierde dadurch gespannt worden, daß die deutschen politischen Blätter, die bisher nie philosophische Fragen berührten, dem neuen Entwickelungsgange der Philosophie besondere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Daher kam es, daß die Franzosen besonders die vielbesprochenen Lehren Schelling's kennen lernen wollten. Zuerst hat P. Leroux das System unsers großen Philosophen, so viel er es zu fassen im Stande gewesen ist, in der „Revue indépendante" beleuchtet. Gegenwärtig erscheint nun ein größeres Werk, das der Schelling'schen Philosophie ganz ausschließlich gewidmet ist. Es führt den Titel „Système de l'idéalisme transcendantal par Schelling. Traduit par *Grimblot*".

Die französischen Sprüchwörter sind häufig Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung gewesen. Erst neuerlich hat sie der verdiente Archäolog Le Roux de Lincy in einem größern Werke zusammengestellt, mit den volksthümlichen Redensarten anderer Sprachen verglichen und historisch beleuchtet. Denselben Gegenstand behandelt nun Hr. Guitard in einem alphabetisch-geordneten Werke. Es führt den Titel: „Dictionnaire étymologique, historique et anecdotique des proverbes et des locutions proverbiales de la langue française en rapport avec des proverbes des autres langues." Dieses Werk fügt im Grunde nichts Neues zu dem bekannten Sprüchwörter-Lexikon von Ch. de Méry hinzu, das in drei Bänden erschienen ist. Besonders sind die historischen Forschungen etwas dürftig ausgefallen.

Die „Histoire des six restaurations", von F. Dollé, ist aus der Feder eines eingefleischten Legitimisten, der die französische Geschichte nach seiner Willkür zuschneidet. Er zählt in Frankreich sechs Restaurationen und schildert sie mit Überschwänglichkeit. Dabei begrüßt er schon im voraus die siebente, die den langersehnten Heiland der Legitimität wieder auf seinen Thron zurückführen wird. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 354. —— 20. December 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 353.)

Als die politische Revolution Frankreichs am Ende des vorigen Jahrhunderts sich mit abstracter Vernichtung gegen die ganze Vergangenheit und alle ehrwürdigen Institutionen ohne Ausnahme kehrte, da zuckte ihr stürmischer Genius den Dolch gegen ihr eigenes Princip. Hierin liegt eine Weissagung gegen die Revolutionnairs auf dem Gebiete des religiösen Lebens. Denn jetzt, wo diese Revolution der religiös-moralischen Welt auf dem Punkte angelangt ist, nichts Positives mehr anzuerkennen, wird sie mit Nothwendigkeit weiter dahin getrieben, auch ihre eigenen Positionen, die nur in Negationen ihr Wesen haben, zu negiren. Und durch diese Unterwühlung ihres eigenen Grundes und Bodens wird der Genius der Zukunft erregt, der bis jetzt in der untern Tiefe geschlummert hat. Ob er in der Form eines einzelnen Individuums, wie zur Zeit der ersten Reformation in Luther, wieder erscheinen wird, darüber läßt sich nichts prophezeien. Wahrscheinlich aber ist es nicht, denn die Zeit der Herrschaft einzelner, hervorragender Größen scheint vorüber zu sein. So viel ist aber gewiß, wann er erscheint und die Zeit mit seinem Odem Gottes durchbläst, dann wird er nur Die zu seinen Organen erwählen, die im Streben nach geistiger Freiheit sich zugleich die vertrauende und hingebende Liebe bewahrt haben, deren Quelle in Christus offenbar geworden ist.

Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen, in denen ich das Verhältniß, worin das Strauß'sche Werk im Großen und Ganzen zur Idee der christlichen Religion steht, zu exponiren und zu würdigen versucht habe, will ich nur noch ganz kurz andeuten, worin in Bezug auf einige Hauptmomente des christlichen Glaubens die Einseitigkeit und Unwahrheit der Strauß'schen Kritik näher besteht. Ich kann des beschränkten Raumes wegen nur zwei Punkte hervorheben, welche sich als die ersten Consequenzen einer jeden philosophischen Weltanschauung herausstellen und deren Affirmation oder Negation von der größten Bedeutung für Religiosität, Moralität und Sittlichkeit, ja selbst für das Kunstideal ist.

Jedermann sieht, daß ich nur die Idee der Persönlichkeit Gottes und die Idee der individuell-persönlichen Unsterblichkeit des menschlichen Ichs im Sinne haben kann.

Zuerst muß ich erklären, was ich unter Persönlichkeit verstehe. Und hier will ich nur das erwähnen, wie es das Denken und das Wissen von sich ist, wodurch der Mensch Person ist und immer mehr eine wahrhafte Person wird. Dadurch, daß der Mensch Persönlichkeit hat, ist er unendlich, dadurch und deswegen, daß das Thier etwas Unpersönliches ist und nach keiner Seite hin an der Persönlichkeit Theil nimmt, ist es endlich. Persönlichkeit ist also wohl von Individualität und Selbstempfindung zu unterscheiden. Das Thier, die Pflanze, überhaupt das bloße Naturproduct, so sehr es sich auch zugleich selbst producirt, ist nur Individuum, nicht zugleich Person, weil es sich nur innerhalb der Sphäre der endlichen Natur, nicht aber zugleich innerhalb der Sphäre des Geistes reproducirt und selbst bestimmt. Der Mensch aber ist individuell-persönlich, weil er sich als Geist erfaßt und als Geist selbst bestimmt. Aber obwol er Person ist, so bekommt er doch den letzten, tiefsten Grund seiner Persönlichkeit nie ganz in seine volle Gewalt. Im Gegentheil, er unterscheidet Das, was ihn zur Person macht, wodurch er an der Persönlichkeit Theil hat, von sich selbst, von seiner individuell und persönlich, d. h. von seiner sowol auf natürliche als auf geistige Weise bestimmten Ichheit. In Dem, was den Menschen zur Person macht, im Grund seiner Persönlichkeit, liegt etwas, was über die bestimmte, jedesmalige Verwirklichung der menschlichen persönlich-individuellen Ichheit noch unendlich hinausragt. Denken wir uns diesen innern, unendlichen Grund an und für sich, wie er in sich selbst ist, so erheben wir uns zur Idee Gottes; wie wir umgekehrt, wenn wir den Grund der endlichen Individualität in sich selbst, als etwas von der Ichheit Abgelöstes, Fürsichbestehendes denken, zur Anschauung der Natur herabsteigen. In diesem innern Grund der individuellen Persönlichkeit muß nun, da das Ich durch Theilnahme an demselben sich im Unendlichen erfaßt und sich selbst objectivirt, sich denkt, sich weiß und immer mehr von sich, von der Welt der Erscheinung und

den ewigen Ideen erfährt, in diesem innern Grunde muß nothwendig das Wissen, insofern es hier an und für sich gesetzt ist und sich selbst setzt, auch von sich selbst wissen in seiner unbedingten Allgemeinheit und Wahrheit. Ein solches unendliches Wissen, das sich selbst in seiner Unendlichkeit und Ewigkeit zum Inhalt hat und von sich weiß, ist daher nothwendig die reine Persönlichkeit als solche, die Urpersönlichkeit, in welcher, wegen dieser ihrer Reinheit und Idealität, alles blos Individuelle als solches aufgehoben und zum Moment herabgesetzt ist. Gott als Urpersönlichkeit ist nothwendig ohne bestimmte, erscheinende Individualität, wie das bloße Naturindividuum dagegen ohne Persönlichkeit ist. Der Mensch als Ich ist die concrete Einheit des Individuellen und Persönlichen, aber er ist dies nur im unendlichen Werden. Als individuelles Ich hebt er an zu sein; seine Entwickelung geht darauf, immer mehr persönlich zu werden, immer tiefer und allseitiger an der absoluten Persönlichkeit Gottes Theil zu nehmen und so das göttliche Urbild im individuellen Abbilde zu realisiren und zu gestalten. Wenn also Frauenstädt in seiner eben erschienenen Schrift über die Schelling'schen Vorlesungen in Berlin sagt (S. 210): nur ein aus Geist und Materie zusammengewachsenes Wesen dürfe mit Recht persönlich genannt werden, und wenn er daher Gott die Persönlichkeit abspricht, so ist das einseitig und abstract gedacht.

Was nun Strauß anbetrifft, so spricht auch der, wie wir in den frühern Artikeln gesehen haben, der Gottheit die Persönlichkeit ab. Das ist allerdings nach dem Princip seiner metaphysischen Weltanschauung consequent gedacht. Wir sahen nämlich, daß Strauß das Absolute, die Totalität des Universums, den innern Springquell alles Seins und Werdens und aller Geistigkeit als Proceß faßt, und ebenso sahen wir im ersten Artikel, was man unter dem Proceß der absoluten Idee zu verstehen habe. Allein dieses, das Absolute als Proceß und nur als Proceß bestimmt zu haben, das ist eben auch der Urfehler, das πρῶτον ψεῦδος sowol der Hegel'schen Logik als auch der darauf gegründeten Strauß'schen Kritik.

Ich habe in meiner schon öfter erwähnten Schrift über den modernen Nihilismus ꝛc. des Weitern dargethan, wie die Kategorie des Processes nur einer Sphäre des Universums, nämlich der Sphäre des räumlich-zeitlichen Naturlebens entspricht, wie aber schon das Ich sich successive in seiner Selbstentwickelung über das Reich des Entstehens und Vergehens erhebt und wie das Absolute als eine Trinität dreier Sphären, die sich in unendlicher Wechselwirkung gegenseitig durchdringen, zu fassen sei. Zu dieser Auffassung werden wir durch ein unabweisbares logisches Gesetz unsers totalen Wesens getrieben. Wir finden in uns mittels der Anschauung die Kategorie eines steten Werdens, worin die ewige Einheit des Idealen sich als verschwindendes Moment im realen Unterscheiden und räumlich-zeitlichen Begrenzen bestimmt. Wir finden aber ebenso mittels des reinen, über die Reflexivität und Vielheit der Anschauung hinausstrebenden Denkens die Kategorie einer ewigen idealen Ureinheit in unser Wesen eingeschrieben, in der umgekehrt die reale Besonderung zu ewigen Gedanken und Ideen aufgehoben und alle von dieser Totalität als solcher umspannt sind. Entwickeln wir diese entgegengesetzten Kategorien unsers Anschauens und Denkens, deren Einheit die Vernunft ist, weiter, so stellt sich die Kategorie der Anschauung als Grund und Mittelpunkt der immer werdenden Natur, des individuellen, realen und endlichen Seins dar, die Kategorie des reinen Denkens aber, diese ewige Ureinheit nöthigt uns dagegen durch die objective Macht, die sie auf unsere subjective Vernunft ausübt, sie als das ewige sich selbst gleiche Wesen, das als das absolute, reine Denken sich selbst denkt und an dessen Denken wir nur successive immer gründlicher Theil nehmen, zu objectiviren. So entwickeln sich für die sich auf sich selbst besinnende, subjective Vernunft zwei Sphären, die Sphäre der Natur, in welcher der unruhige Proceß des Entstehens und Vergehens seinen Heerd hat, und die Sphäre der Gottheit, die den Urgrund alles Bleibenden und Wechsellosen bildet und zwar sich nur deshalb als dieser unerschütterliche Urgrund behaupten kann, weil sie selbst sich selbst in sich selbst umfaßt. Als diese ideelle Selbstumfassung, als dieses ideelle, sich selbstbesitzende und seiner selbst mächtige Insichsein ist Gott nothwendig das Denken und Wissen seines Wesens von sich selbst in seinem Wesen, d. h. Gott kommt nicht nur im Menschen zum Bewußtsein von sich, wie die Philosophie des Processes behauptet, sondern der Mensch kann nur deshalb Gott erkennen lernen, weil Gott sich ewig selbst erkennt, oder, der Mensch wird nur deshalb immer mehr unendliche Persönlichkeit, weil Gott, die absolute Persönlichkeit, ewig ist.

Somit ist Strauß' Auffassungsweise des Absoluten eine total einseitige und darum verfehlte.

Die weitere nothwendige Folge dieses Cardinalirrthums ist, daß er auch das Wesen des Menschen nicht begreift und daher gegen die Idee der individuell-persönlichen Unsterblichkeit der Ichheit ankämpft. Wie wenig seine Gegengründe die Idee der Unsterblichkeit selbst berühren, wie sie dagegen nur eine ganz triviale Vorstellung von der Unsterblichkeit widerlegen, kann ich hier nicht weiter ausführen und verweise auf den dahin bezüglichen Abschnitt meiner Schrift gegen den modernen Nihilismus. Nur das will ich noch andeuten, daß die Menschheit als die dritte Sphäre des Universums zu fassen ist, in welcher sich Gottheit und Natur in der Form der Ichheit näher miteinander vermitteln. Das Wesen der Ichheit ist, da das Ich sich immer tiefer in sich selbst erfaßt und in seinem innersten Grunde sich frei weiß, als Durchsichsein, als ewige Uranlage, die nicht irgend einmal erst geschaffen worden ist, sondern die schlechthin weil sie ist und sein muß, zu fassen. Dies ist der eigentliche Sinn der alten Vorstellung von der Präexistenz der Seelen, die von Platon näher ausgebildet worden ist. Aber diese Präexistenz ist nicht zu denken als individuelles selbstbewußtes Fürsichsein, sondern als zunächst indifferentes Beruhen in sich selbst. Die Ichheit individualisirt

sich erst dadurch, daß sie im Lauf der immer concreteren Entwickelung der Menschheit von Natur und Gottheit angeregt wird, sich zunächst ins Naturleben zu versenken, sich zu verleiblichen und zu besondern und durch diese individuelle Besonderung sich von Gott und der eigenen ewigen Idee des Ichs in Gott selbstbewußt zu unterscheiden. In dieser Entwickelung kehrt das Ich dann zwar periodenmäßig bis auf einen gewissen Punkt in seinen vorzeitlichen Indifferenzzustand zurück, wie im Schlafen, in Ohnmachten, in somnambulen Affectionen. Da das Ich aber in seiner Selbstentwickelung sich immer concreter mit Natur und Gottheit vermittelt und sein individuelles Sein sowie seine ewige Idee immer mehr in seine freie Gewalt bekommt, seine Natürlichkeit dagegen sich verinnert und seine Innerlichkeit zur Festigkeit des Charakters ausprägt, so wird es immer weiter seiner selbst gewiß und kann sich durch keinen Naturact wieder schlechthin entfremdet werden und seine durchgemachte Entwickelung vergessen. Sondern wie es nach dem Schlafe gestärkt aus sich selbst heraus, mit sich in neue Wechselwirkung tritt und seine innere und äußere Welt mit verjüngter Kraft und ohne irgend welche Verkümmerung, im Gegentheil, mit gesteigerter Intensität der Einheit des Selbstbewußtseins wieder objectivirt und von neuem in Besitz nimmt, so kann auch der Tod, als ein bloßer Naturact, das Ich nicht sich selbst rauben. Vielmehr weisen alle Analogien, die logische Selbstgewißheit des Geistes bestätigend, darauf hin, daß der Tod nur die Veranlassung werden kann zum Übergang zu einer neuen Epoche und Stufe der Selbstentwickelung. So stirbt das Ei im Uterus und zersprengt seine Bläschen, damit es zum Fötus werde; so streben die Umhüllungen des Fötus, damit sich die innern Organe nach außen kehren und der Fötus sich zur individuellen Selbständigkeit entwickelt. So muß auch die sichtbare Leiblichkeit sich auflösen, damit die von der Ichheit aus ihr geschaffene mehr ideelle Individualität sich frei macht. Dem Ich liegt eine ewige, an der Urpersönlichkeit Gottes betheiligte Idee zu Grunde, darum kann auch seine individuelle Seite, von jener ideellen Seite getragen, nicht schlechthin sterben, sondern muß sich ewig, wie das Ich selbst entwickeln. Das Thier und die Pflanze sterben für immer, weil sie für sich nur Individuen, nur Momente einer an sich unpersönlichen Gattung, nämlich des wechselnden Lebensprocesses sind. Der Mensch lebt ewig, weil und sofern er in Gottes ewiger Liebe wurzelt und aus dieser den Freudenwein der Unsterblichkeit trinkt.

Dr. J. W. Hanne.

Literarische Notizen aus England.

Von den 14 Erzählungen, welche die Gräfin Blessington unter dem Titel „The lottery of life" (3 Bde., London 1842) veröffentlicht hat, dürfte nur die auf dem Titel genannte namhafte Erwähnung verdienen. Allerdings ist auch diese nicht besonders originell, wol aber reich an Welt-kenntniß und Charakterzeichnung. In letzter Hinsicht steht Mrs. Chatterton obenan, und Jemand, der mit den Umgebungen der Verf. genau bekannt ist, will behaupten, sie habe diese Dame in ihrer nächsten Nähe gefunden. Solchen Falls muß das Urbild, selbst wenn einigermaßen geschmeichelt, eine sehr liebenswürdige Erscheinung sein, denn Mrs. Chatterton ist liebenswürdig in ihrer Jugend und nicht minder liebenswürdig in ihrem Alter. Alles Zarte, Liebliche und Rührende der Erzählung concentrirt sich in Mrs. Chatterton oder bezieht sich auf sie. Eine zärtliche, gehorsame Tochter, eine gefällige Schwester, eine treue Gattin und eine sorgsame Mutter wird sie in mancherlei Lebenswechseln dem Leser vorgeführt und niemals „trifft sie Schuld". Ihr Gatte, Henry Chatterton, besitzt zwar für einen gewöhnlichen Menschen zu viel gute Eigenschaften; doch ist er deshalb noch immer keine Rarität. Und leider! sind diese auch die erbärmlichen Wichte nicht, welche Mrs. Chatterton umflattern. Für die eigentlichen Helden der Geschichte kann nur ein untergeordnetes Interesse Platz greifen. Der Eine artet zu einem liederlichen Studenten aus, der Andere wird ein tüchtiger Geschäftsmann, keiner von Beiden versteht sich beim Leser zu insinuiren. Indessen verheirathen sich Beide und man darf am Schlusse hoffen, daß es ihnen gut gehen wird.

Einige englische Recensenten machen viel Rühmens von „Softness, a novel, by the author of Hardness" (3 Bde., London 1842). Wie sie das verantworten wollen, ist mehr, als Schreiber dieses zu sagen weiß. Seines bescheidenen Dafürhaltens ist der Verf. ein gemeiner Mensch, der den Vornehmen, ein unwissender Mensch, der das Genie, ein kleinlicher Mensch, der den Riesen spielen will. Als ein solches dreifaches Wesen bezeichnen ihn die in seinem abgeschmackten Buche ausgesprochenen Ansichten. Arm sein, gilt ihm für verächtlich sein. Reichthum ist ihm der Inbegriff alles Guten und Schönen. Das gemeine Volk widert ihn an und er offenbart das durch die lächerlichsten Idiosynkrasien. Dahin gehört sein Abscheu vor Zwiebeln, und er ist der Meinung, daß, wer Zwiebeln esse, weder ein sittlich noch ein intellectuell gebildeter Mensch sein könne. An die Wahrheiten der Religion zu glauben, nennt er schlechtweg Scheinheiligkeit und Gleißnerei. Aber selbst Religion und Zwiebeln verletzen ihn weniger als liberale politische Grundsätze. Die bringen ihn rein „aus dem Häuschen". Mit Einem Worte, Schreiber dieses erinnert sich nicht, eine Novelle mit anhaltenderm Mißbehagen gelesen — gelesen? da sei Gott für! aber durchblättert zu haben. Ein Geist gemeinster Unart verunreinigt jedes Blatt. Die Männer sind fast ohne Ausnahme grob, jähzornig und abstoßend, die Frauen um nichts besser. Wer dessenungeachtet sich delectiren will — bon appetit! 7.

Bibliographie.

Anekdoten-Lexikon. 1ste Lief. 4. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. 5 Ngr.

Bülow, E. von, Zur Nachfolge Christi. Eine Legendensammlung. Mit der nachgesuchten Approbation des hohen katholisch-geistlichen Consistorii im Königreich Sachsen. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 6 Ngr.

Chronik der Stadt Schaffhausen. 1ste Lief. 8. Schaffhausen, Brodtmann. 10 Ngr.

Clementine. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1843. 1 Thlr.

Delitzsch, F., Schatzkästlein geistlicher Sinngedichte und Reimsprüche auf alle Tage des Jahres zur Erweckung, Übung und Förderung des mit Christo in Gott verborgenen Lebens. Gesammelt, angeordnet und bevorwortet. — Auch u. d. T.: Gedenkbuch zur Einzeichnung denkwürdiger Lebensereignisse für gläubige Christen. Mit Denksprüchen auf alle Tage des Jahres. 16. Dresden, Naumann. 18¾ Ngr.

Eichendorff's, J. Frhr. v., Werke. 4 Theile. 8. Berlin, Simion. 1843. 4 Thlr. 20 Ngr.

Eylert, R. F., Charakter-Züge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst

gemachten Erfahrungen und herausgegeben. 1ster Theil. Gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 2 Thlr.

Fallati, J., Über die sogenannte materielle Tendenz der Gegenwart. Eine akademische Rede gehalten in der Aula zu Tübingen den 1. September 1842. Gr. 8. Tübingen, Laupp. 5 Ngr.

Görres, J. v., Die christliche Mystik. 4ter Band. Iste, 2te Abth. Gr. 8. Regensburg, Manz. 3 Thlr. 25 Ngr.

Grone, A. C. E. von, Geschichte der corporativen Verfassung des braunschweigischen Ritterstandes nebst Vorschlägen zu ihrer Reorganisation. Ein historisch-staatsrechtlicher Versuch, bearbeitet zugleich als Beitrag zur Kenntniß des deutschen Corporations- und Gemeindewesens und insonderheit des deutschen landständischen Verfassungsrechts. Gr. 8. Hannover, Hahn. 20 Ngr.

Hausmann, J. F. L., Über die Bildung des Harzgebirges. Ein geologischer Versuch. Nebst 1 Tafel mit Gebirgsdurchschnitten. Gr. 4. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Über das Gebirgssystem der Sierra Nevada und das Gebirge von Jaen im südlichen Spanien. Mit 1 Steindrucktafel. Gr. 4. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heiberg, Das Princip der Nichtintervention in seiner Beziehung auf die äußere und innere Organisation des Staates. Eine publicistische Erörterung. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 8 Ngr.

Heinsius, W., Allgemeines Bücherlexikon oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahrs, der Bogenzahl, des Formats, der Preise ꝛc. 9ter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher enthält. Herausgegeben von O. A. Schulz. Iste Lief. A — Beschreibung. Gr. 4. Leipzig, Brockhaus. 25 Ngr.

Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von *Gustav Hartenstein*. 2ter Band. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hoven, Fr. v., Kristalle. Historische Novellen. Gr. 12. Heidelberg, Engelmann. 24 Ngr.

Keller, A., Gedichte. 8. Siegen und Wiesbaden, Friedrich u. Scholz. 1 Thlr.

Koenig, H., Deutsches Leben in deutschen Novellen. I. Regina. Novelle. — Auch u. d. T.: Regina. Eine Herzensgeschichte. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 6 Ngr.

Krais, J., Gedichte. 2te Ausgabe. 8. Heilbronn, Drechsler. 1 Thlr.

Libri, Galileo Galilei. Zu seinem Gedächtniß im zweiten Säcularjahr seines Todes. I. Sein Leben und seine Werke. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von F. W. Carové. Mit Abbildung der Statue Galilei's zu Florenz. Gr. 8. Siegen und Wiesbaden, Friedrich u. Scholz. 22½ Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Der Prozeß. Geschichtlicher Roman. 3 Theile. 8. Leipzig, Wienbrack. 3 Thlr.

Meisterlin, F., Bemerkungen über den Einfluß der Korngesetze Englands auf Deutschland und die von deren Abänderung zu erwartenden Folgen. Gr. 8. Kassel, Bohné. 7½ Ngr.

Merlinau, A. E. B., Gedichte. Gr. 12. Berlin, Mittler. 10 Ngr.

Minding, Beleuchtung des literarischen Treibens des Herrn Isaak Jacob Sachs etc. Ein Beitrag zur Geschichte der Presse. 2te durch einen Nachtrag vermehrte Auflage. 8. Berlin, Hirschwald. 10 Ngr.

Müller, R., Bilder und Sagen aus der Schweiz, in episch-lyrischem Gewande. 12. Glarus, Schmid. 15 Ngr.

Neffzhiebe von Nante II. (Theatr.-Anekdoten.) 16. Leipzig, Wiedeburg jun. 5 Ngr.

Niendorf, Emma von, Wanderleben am Fuße der Alpen. Den Reisenden am Genfersee gewidmet. 8. Heilbronn, Drechsler. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Nonus, Die sogenannte neuere Theologie vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft. Von einem Laien. Gr. 8. Dresden, Naumann. 7½ Ngr.

Pfeilschmidt, C. H., Geschichte des Doms zu Köln für gebildete Freunde der Kirche, des Vaterlandes und der Kunst mitgetheilt. Mit 1 Stahlstiche. Gr. 8. Halle, Kersten. 22½ Ngr.

Quandt, J. G. v., Über den Zustand der Königlichen Gemäldegalerie zu Dresden. Für wahre Freunde der Kunst, nebst Belegen und erläuternden Anmerkungen. Gr. 8. Leipzig, Rud. Weigel. 11¼ Ngr.

Raabe, H. F. W., Mecklenburg und der deutsche Zollverein. Ein Beitrag zur Würdigung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Lex.-8. Parchim und Ludwigslust, Hinstorff. 7½ Ngr.

Die Rhein-Provinz unter Preußen. Gr. 8. Elberfeld, Büschler. 20 Ngr.

Dr. Röhr und Dr. Bretschneider als Vertheidiger des normativen Ansehens der Bibel, beurtheilt von einem Freunde der Wahrheit. Lex.-8. Meißen, Goedsche. 6¼ Ngr.

Sammlung aller in den deutschen Staaten in den Jahren 1836 bis 1840 erschienenen Staatsverträge, Gesetze und Verordnungen, mit Beleuchtungen und Vorschlägen zu legislativen Verbesserungen, im Vereine mit vielen Gelehrten herausgegeben von L. Müller. Gr. 8. Heilbronn, Drechsler. 2 Thlr. 15 Ngr.

Scherr, J., Der Genius. Ein Gedicht. 8. Schaffhausen, Brodtmann. 2½ Ngr.

— — Laute und leise Lieder. 8. Schaffhausen, Brodtmann. 20 Ngr.

Schubert, G. H. von, Die Zwillinge, eine Erzählung. (Geschenk des Verfassers an das Rauhe Haus.) 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 7½ Ngr.

Slaven, Russen und Germanen. Ihre gegenseitigen Verhältnisse in der Gegenwart und Zukunft. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1843. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Steinbeis, C., Der Protestantismus in Frankreich. Geschichte, Verfassung, Lehre, Gebräuche und Anstalten der französischen reformirten Kirche nach der Darstellung von E. Frossard frei bearbeitet. 8. Heilbronn, Drechsler. 7½ Ngr.

Sternau, E. O., Mein Orient. 8. Magdeburg, Intermann. 1843. 1 Thlr.

Sudendorf, H., Geschichte der Herren von Dinklage. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von J. Sudendorf. Iftes Heft. Gr. 8. Osnabrück. 17½ Ngr.

Über Auswanderung. Von einem Kaufmanne in Bremen. Gr. 8. Bremen, Geisler. 5 Ngr.

Vor funfzig Jahren. Eine Epistole aus dem alten Revolutionskriege. Zum Besten der Abgebrannten von Ofen und Sayda herausgegeben von Wilhelm von Frankfurt. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 10 Ngr.

Wellsted's, J. R., Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung herausgegeben mit berichtigenden und erläuternden Zusätzen und einem Commentar über himyaritische Inschriften von C. Rödiger. Mit Karten und Inschriften. 2 Bände. Gr. 8. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wienbarg, L., Hamburg und seine Brandtage. Ein historisch-kritischer Beitrag. Mit Plänen und Ansichten. Hamburg, Mittler. 1843. 10 Ngr.

Wiser, G. B., Handbuch der theologischen Literatur, hauptsächlich der protestantischen, nebst kurzen biographischen Notizen über die theologischen Schriftsteller. Iste Ergänzungsheft zur 3ten Auflage. Die Literatur von 1839 bis zu Ende des Jahres 1841. Gr. 8. Leipzig, Hoclam. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 4. 20. December 1842.

Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Herausgegeben von J. Funck. Dritter Band. — Auch u. d. T.: Jean Paul Friedrich Richter. Schleusingen, Glaser. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Es läßt sich gar nicht verkennen, daß mit Biographien und biographischen Mittheilungen jetzt ein recht arger Misbrauch getrieben wird. Man schreibt Biographien von Personen, die eigentlich gar kein Leben als das vegetabilische geführt haben; Subjecte, die ihr Lebelang durchaus subalterne und secundaire Größen, Sterne ohne eigenes Licht waren, finden ihren Biographen, sei es auch nur in einem Nekrologe, sobald sie entweder reich waren, oder von irgend einem höhern Posten einen Titel hatten. Was soll die Welt zum Exempel mit der Lebensbeschreibung eines Mannes, der etwa als Lieutenant den Kartoffelkrieg mitmachte, darnach Hauptmann, dann Oberst wurde und die Ehre hatte, circa 20 Jahre General en chef in Friedenszeiten zu sein! Viel verständiger wäre es doch, man hinge die Portraits solcher Leute in den Schlafsälen der Rekruten auf und schriebe allenfalls den Namen des Portraitirten darunter: Portraits sind eigentlich biographische Fragmente; manche Menschen sind nichts Anderes als Fragmente.

Doch im Gegentheil, von Personen, die wir verehren, von allen wahrhaft großen Menschen können wir nicht genug hören und lesen; was man uns aus ihrem Leben berichtet, es ist uns Alles erfreulich. Der Verf. des vorliegenden Werks hat nur, wie er selbst auf dem ersten Titel sagt, Bausteine geliefert; es ist nur ein biographisches Fragment, was wir von ihm erhalten. Nun ist es zwar gewiß, daß wir durch solche Mittheilungen, wie sie hier vorliegen, eigentlich nichts wesentlich Neues über Jean Paul erfahren, d. h. alle diese Erzählungen schließen uns das Wesen des Dichters nicht heller auf; es sind gewissermaßen nur Bestätigungen zu dem Bilde, was er von sich selbst in seinen Dichtungen uns zeigt; — aber gerade diese Bestätigung ist uns eine werthe, liebe Gabe. Alle Mittheilungen über Jean Paul tragen einen vorherrschend idyllischen Charakter, deshalb, weil dieses Dichters Leben in seiner lieblichen Einfachheit, in seiner kräftigen Wahrheit ein reines Idyll war. Nur Eines habe ich mit Misfallen in dem Werke wahrgenommen. Es ist bekannt, daß Jean Paul in seinem eigenthümlichen Sein und Leben von den gewöhnlichen Menschen, von dem Kreise seiner Mitbürger nicht verstanden wurde; man weiß, daß sie allerlei Absurdes, manches Verleumderische von ihm erzählten. So ist denn viel darüber gesprochen, ob unser Dichter wirklich in spirituösen Getränken sich bisweilen übernommen habe, oder nicht. Der Verf. des vorliegenden Buchs nimmt die Discussion über diesen Vorwurf wieder auf; er hätte ohne Zweifel besser gethan, darüber hinwegzugehen; es scheint mir gar zu schlimm zu sein, in einem einfachen Gemüthe den Gedanken rege zu machen, daß weniger eine natürliche als eine gezwungene Begeisterung die Jean Paul'schen Dichtungen ins Leben gerufen habe. Also der Verf. hätte lieber über diesen Punkt ganz schweigen sollen; das hat er nicht gethan, ja er hat diesen Punkt so ungeschickt behandelt, daß seine Vertheidigung zur schlimmsten Anklage wird. Er fügt seiner Auseinandersetzung eine Geschichte vom Pfarrer Osterreicher in Baireuth hinzu, die durchaus gegen Jean Paul und unsern Verf. spricht. Jean Paul war nämlich mit dem Pfarrer Osterreicher lange bekannt gewesen; schon 1816 empfiehlt ihn unser Dichter an Böttiger in Dresden und nennt ihn in seinem Briefe einen Kunstanbeter; später kommt Jean Paul mit Osterreicher einmal bei Tische zusammen und der Letztere, als guter Katholik, äußert, daß er in des Dichters Schriften doch Manches finde, was er anders wünsche. Jean Paul hätte sich in des Mannes Denkweise durchaus gleich hineinfinden müssen und ihm seine Äußerungen nicht so hoch anrechnen; beide mochten sich mehr und mehr gegeneinander reizen und es kam zu einer ärgerlichen Scene. Daß der Pfarrer Osterreicher, als J. Funck nach Jahren ihn wieder über den Vorfall schriftlich befragt, auf die Sache nicht mehr eingehen will, das finde ich ganz begreiflich; daß aber der Verf. einen ärgerlichen Briefwechsel über die Sache zwischen sich und dem Pfarrer veröffentlicht, das ist durchaus nicht zu billigen; in ein Werk über Jean Paul gehört dergleichen Skandal ohnehin nicht.

Indeß der wirklich wichtigen Erörterungen macht dies Werk sehr viele. So redet der Verf. von den gesammelten Werken des Dichters und sucht die Frage zu erledigen, ob dieselbe im Sinne des Autors bewerkstelligt sei. Zunächst wird nun erzählt, was bekannt genug ist, daß Jean Paul in seine Bücher viel hineingeschrieben, daß er Merk- und Verbesserungszettel hineingelegt habe; der Verf. berichtet dann, wie Jean Paul oft geäußert habe, daß alle diese Noten und Zusätze keineswegs blos als Verbesserungen, sondern oft als Verbösserungen zu betrachten seien. Nun sagt der Verf., daß unser Dichter den „Siebenkäs" schon nach dem Erscheinen der ersten Auflage verbessert habe, daß aber in der zweiten diese Verbesserungen nicht gemacht seien, weil der Verf. geäußert habe, er behalte sie der Gesammtausgabe seiner Werke vor; diese enthalte aber doch wieder blos den unveränderten Text der zweiten Auflage. Wenngleich sich nun gegen diese Behauptungen noch allerlei Einwendungen machen ließen, so werden dieselben doch dadurch mehr oder weniger niedergeschlagen, daß der durchaus glaubwürdige Verf. sagt, er könne namentlich aus dem „Titan" Beispiele anführen, daß daraus Zuthaten weggeblieben seien, für die sich der Dichter bestimmt entschieden habe, daß hingegen Stellen, die der Dichter vor 20 Jahren gestrichen, nachher aber für die Gesammtausgabe seiner Werke bestimmt habe, gestrichen geblieben seien.

Was Ref. betrifft, so glaubt derselbe, daß der Verf. mit diesen Bemerkungen weniger dem Herausgeber einen Vorwurf machen wolle, als sich selbst klagend darüber aussprechen, daß es Jean Paul selbst nicht vergönnt gewesen sei, die Gesammtausgabe seiner Werke zu besorgen.

An dieser Stelle komme ich auch auf das Lied „Namen nennen dich nicht". J. Funck hat vollkommen recht, wenn er behauptet, daß dasselbe mehrfach umgeformt und verstümmelt sei; indeß K. G. Neumann ist auch nicht Verfasser desselben, sondern, wie ein mir befreundeter Literat in kurzem darthun wird, ein gewisser Ützen. Das im „Rheinischen Odeum" mitgetheilte „An Charlotte" ist der Urtext nicht.

Das Denkmal, welches die gute, geschwätzige Rollwenzel im Buche erhält, ist ganz im Geiste der Freunde Jean Paul's ausgeführt. Des Dichters Freunde werden auch die sechs Briefe an K. A. Böttiger, ingleichen 15 Briefe an den Buchhändler Max in Breslau mit Vergnügen lesen; sind, sagt der Herausgeber, die sechs auch nicht von hoher Bedeutung, so sind sie doch den Verehrern des großen Todten eine theure Reliquie; die letztern 15 geben ein Zeichen der hochachtbaren Gesinnung beider Männer.

Die nächste Abtheilung des Werkes enthält Peter Schoppe's „Leichenrede auf den höchstseligen Magen eines Reichsfürsten", und zwar die Urschrift zu der später sehr abgeänderten Rede Fenk's im 51. Bande der Gesammtausgabe Jean Paul'scher Schriften. In der letzten Abtheilung wird uns ein Aufsatz aus Jean Paul's Papieren vorgelegt, über den der Dichter selbst 1811 an den Verf. schrieb, daß es eine tüchtige Reflexion seiner Werke sei, welche er als Musterscheine in die

Hände aller seiner künftigen Recensenten zaubern möchte, zur Beurtheilung seiner opera omnia.

Diese Recension ist nun in der That in jeder Hinsicht ein Meisterstück zu nennen. Der Verf. der Recension ist selbst ein dichterisches Gemüth; nur ein Dichter kann den Dichter verstehen. Im Eingange gibt der leider nicht bekannte Verf. eine mythische Darstellung vom Entstehen der Kunst, insonderheit der Poesie, worin er unter Anderm sagt: „Die Dichter kommen aus ferner anderer Welt gezogen, nur um zu nisten und zu singen; wie bei der persischen Bulbul ist Liebe und Einverständniß zwischen ihnen und der Rose, und wo die Rosenzeit eintritt der Erde oder eines Volks, da sind sie nahe und ihr Gesang wird willkommen geheißen. Durch diese Quellen ergießt sich der Äther ewiger Schönheit, der zwischen den Sternen steht, wie aus Naphtabrunnen über die Erde aus, und gleichwie des Auges Feuer sich in der Thräne kühlt, so das Feuer innerer Begeisterung in dem Kunstwerk.“ Nach dieser einleitenden Darstellung kommt der Verf. mit Recht auf die Frage, worin denn der Grund liege, daß man Jean Paul so oft verkehrt beurtheile. Offenbar liegt der Grund darin, daß man seine Art und Kunst mit der griechisch-classischen vergleicht. Unserm Dichter gefällt es nicht immer, die innere Signatur der Dinge, wie die Kunst es will, in äußerer Form durch sich selbst verständlich herauszubilden; oft schreibt er diese Signatur nur in Keilschrift oder Hieroglyphen an sie hin und macht eigensinnig das Zeichen wieder zum gelungenen Bild und hinwiederum das Bild zum Träger des Zeichens, und so gleichen alle seine Werke ägyptischen Tempeln, die Wände reden in gediegenen Worten die Sprache von dem Überirdischen, sinnreich Alles und vortrefflich, wenn auch nicht im griechischen Sinne schön. Durchaus wahr ist der Gedanke, der zur Erklärung dieser Eigenthümlichkeit dient, daß sich von dem neuern Dichter gar nicht jene Einfalt in der Einfachheit, wie das Alterthum sie hatte, verlangen läßt; wol aber darf man innern Einklang und Harmonie in dem Ganzen der Dichtung von ihm verlangen, und die findet man bei Jean Paul. Eben weil unsere Flora sich die Gewächse aller Himmelsstriche angeeignet hat, darum heftet unsere Poesie ihre Kränze nicht blos aus schuppenförmig gelegten Rosenblättern, sondern sie windet kunstreich alle Blumenpracht in ein Strophion zusammen, wie auch der Regenbogen, indem er die Stirne des Sonnengottes kränzt, aus allen Strahlen seines feuchten, schwärmerisch verklärten Augenlichtes geflochten ist und wohlriechende Salben und den Balsam des Lebens vom Gastmahle auf den Höhen des Olymps zur Erde niederträufelt. Nachdem der Verf. nun mit der charakteristischen Physiognomie der Zeit die des Dichters vertheidigt hat, geht er zur nähern Betrachtung des Einzelnen über. Wir stimmen durchaus mit ihm überein, wenn er sagt, es müsse für jeden originellen Dichter ein eigenthümlicher Codex bestehen, wornach er zu richten sei; wenn der Dichter selbst diesen Codex sich nicht förmlich entworfen hat, so muß derselbe aus seinen Werken zu bilden sein. Für Jean Paul ist es die „Vorschule der Ästhetik“. Nach diesem Leitfaden spricht dann der Verf. der fraglichen Recension zunächst über Jean Paul's Genie, 2) über den Humor, 3) über Laune und Ironie, 4) über Witz, 5) über die Charaktere, 6) über die Fabel, 7) über die poetische Landschaftsmalerei, 8) über den Styl.

1) Über das Genie. Als einen Beweis, daß unser Dichter wirklich Genie sei, stellt der Verf. den „Titan“ auf und führt sein Raisonnement ungefähr folgendermaßen: Wenn wir die Gestalten im „Titan“ betrachten, Gestalten, die nicht Gott gemacht und deren Geister er auch dereinst nicht wiederfodert, wie sie doch so lebendig um uns stehen, ja gleichsam aus der Quelle des Lebens selbst in goldenen Gefäßen herausgeschöpft, und unsterblich, weil die Makel des Irdischen sie nicht befleckt und der Teufel bei ihrer Geburt nicht die Hand auf sie gelegt und ihnen den schwarzen Fleck des Todes eingebrannt, wenn wir den Dichter sehen, wie er in heller, stiller Besonnenheit unter diesen Sternenscheinen eines geistigen Himmels schwebt und Alles wie mit bloßem Wink des Auges ordnet und formt — dann wird es uns recht im Innern begreiflich, daß der Glaube, es wohne eine schöpferische Kraft im Menschen, keineswegs vermessen sei. Wol sind die Keime in die Seele des Dichters hineingesäet, und auch die befruchtenden, brütenden, treibenden Kräfte, die Symbole des Ewigen; aber die Handlung ist doch eigenthümlich sein und dadurch erwirkte Form und er ist in seiner Dichtung Demiurg.

2) Über den Humor. Man muß jemals über den Humor geschrieben haben, um zu wissen, wie schwierig das sei; vielleicht kann man über den Humor gar nicht anders als humoristisch schreiben; unser Verf. hat es nicht ohne Gemüth und Tiefe und Wahrheit gethan. Er hat Recht, wenn er sagt, der Humor Jean Paul's sei echt und rein deutsch, mit dem Englischen so nahe verwandt wie die Wurzeln beider Nationen, und ihm so ungleich wie ihre Entwickelung. Auf breiterm Fuße hat der seinige größere Höhe und damit größere Freiheit erlangt. Während Tristram gutmüthig schnurrend und summend über die Hügel eines reichen und anmuthigen Landes streift, geht der Deutsche lieber über hohes Geklippe mit den Gemsen und sieht gern die Flüsse quellen und sich ausgießen und durch die Lüfte wiederkehren, Alles im Umfassen eines Blickes. Selbst in die kalte Höhe hat der Dichter seine Liebe und Milde mit hinaufgenommen, darum erscheint ihm die Erde, wie sie kleiner wird, auch sternig heller; selbst im Zorne fliegt ein Lächeln auf, das sich nicht halten läßt, und die Sonne, die ihm oben nie untergeht, bestrahlt und verklärt öfters statt der Entrüstung die Wehmuth, in die sie aufgegangen.

3) Über Laune und Ironie wird in der fraglichen Recension mit Bildern schön und wahr gesprochen; ohne Bilder geht es überall gar nicht. Die Laune, heißt es da einmal, ist ein leiser Lebensjubel, eine mildgedämpfte Dithyrambe, die, wenn sich die schwüle Wolke kühlt, im Wetterleuchten sich entladen wird; ein phantastisch frei bewegliches Wesen ist ihr Körper, ihre Seele ein strahlend und quellend Lebensfeuer, ihre Gestalt ewig wechselnd; einer Libelle gleich schwebt sie über dem Wasserspiegel, zwischen zwei Himmeln sich wiegend, mit dem dritten in der eigenen Brust. Die Ironie hingegen steht klar, aber kalt, wie eine Nebensonne in ihren Cirkeln und Bögen zwischen Hagelkörnern da; ein treues Basrelief von Allem, was krumm ist und höckricht im Menschen und im Leben, kehrt sie Jedem seinen eigenen Spiegel zu. Repräsentanten der Laune sind Victor im „Hesperus“ und Siebenkäs; Leibgeber und Katzenberger sind Repräsentanten der Ironie.

4) Vom Witz. Es ist unbezweifelt wahr, daß Jean Paul besonders stark ist im dramatischen und historischen Witze; als Beispiele dazu gelten Katzenberger's Entführung des Doppelhasen, die Eröffnung des Kabel'schen Testaments, die Treibjagd der Gläubiger gegen den Elsasser Flitte, Zenker's Streit mit seinem Bruder, dem Balgtreter, des Doctor Hoppedizi Türkenschlacht u. A. Es hat der Witz unsers Dichters einen scharfen, hellen, immer wachen Blick, unaufhörlich bestäuben sich die Dinge vor seinen Augen untereinander wie die Blumen eines Auriketbeets, und seltenere Spielarten und Misgeburten wie Er hat Keiner noch hervorgebracht.

5) Die Charaktere. Der Verf. der vorliegenden Recension gibt hier eine kurze, aber durchweg treffende Analyse der Charaktere in Jean Paul's Schriften; durch Sicherheit im Zusammenstellen des Ähnlichen und im Gegenüberstellen des Unähnlichen wirkt er in seinen Lesern Klarheit und Überzeugung.

6) Die Fabel. Ganz unparteiisch urtheilt der Verf. über diesen Punkt; er gesteht zu, daß der Plan, namentlich des „Titan“ und des „Hesperus“, verwickelt und etwas unglaublich angelegt sei; vielleicht ist blos die Anlage der „Flegeljahre“ und der „Unsichtbaren Loge“ die Veranlassung, daß beide nicht vollendet sind. Daß unser Dichter wirklich Meister gewesen sei im Durchführen eines einfachen Motivs, davon sind „Katzenberger's Badereise“, „Quintus Fixlein“, „Fibel's Leben“ und viele Andern überzeugende Beweise.

7) Poetische Landschaftsmalerei. In der „Vorschule der Ästhetik" wird die Forderung ausgesprochen, daß die Landschaften im Tone der spielenden Personen gedichtet seien. Diese Forderung hat unser Dichter erfüllt; seine Gründe brennen in hellem, lichtem Feuer, aber das Feuer ist nur treibend, nicht verzehrend; die Blumen grünen in ihm fröhlich auf und die Flamme küßt die Blätter, ohne sie zu benagen. Für den Geschmack mancher Leser nehmen die Schilderungen der Natur, besonders im „Titan", zu viel Raum weg.

8) Der Styl. Man hat oft über die Schreibart unsers großen Humoristen geklagt; der Verf. der vorliegenden Kritik gesteht auch zu, daß er die schönen Linien seiner Bilder gar zu oft mit eingesetzten Edelsteinen guter Gedanken und witziger Einfälle unterbrochen habe; indeß mit Recht muß man die Behauptung festhalten, daß die getadelte Regellosigkeit ihren Grund habe in einem Überfluß von innerer Fülle; sodann, will man jenes Überschreiten der Regel einen Mangel an Geschmack nennen, so muß man wissen, daß der wahre Geschmack sich keineswegs am regelrechten Styl erkennen läßt; der rechte Geschmack ist der sichere innere Takt, das unbetrügliche Gefühl des Rechten und Schicklichen und Schönen, kurz das ästhetische Gewissen, das ohne Regel für sich selbst schaffend Gesetze gibt, wie das Moralische die Tugend realisirt, unmittelbar, ohne Kanon, und das Philosophische die Wahrheit, ohne Logik. Jean Paul wird von keinem Dichter übertroffen in jener schönen, hohen und genialen Lebensgrazie, in jenem reinen Ebenmaße, in jener Zartheit aller Laute des Gefühls, die wie von Harmonikaglocken aufschweben, in klarer Resonanz aus der Tiefe der Brust heraus.

Hiermit schließen wir unser Referat über das vorliegende Werk; die Leser werden mit uns darin übereinstimmen, daß der Verf. die Freunde Jean Paul's durch eine werthvolle Gabe bereichert hat. 11.

Geschichte des Mittelalters von Georg Wolfgang Karl Lochner. Zweiter Band. Vom Ende der Kreuzzüge bis zum Ende des Basler Concils. Nürnberg, F. N. Campe. 1840. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

In der Voraussicht, daß das unbestechliche, historische Urtheil, mit welchem der Verf. dieser trefflichen Darstellung der mittlern Geschichte Vorgänge und Charaktere derselben aufgefaßt, geschildert, aus ihrer Zeit heraus gewürdigt hat, ihm von Kurzsichtigen, in Parteimeinungen Befangenen gerade als Parteilichkeit für die mittelalterlichen Zustände werde ausgelegt werden, hat Ref. schon in der Anzeige des ersten Bandes Dasjenige hervorgehoben, was zu einer richtigen Schätzung des ganzen Werkes uns nöthigt. *) Der gegenwärtige zweite Band muß den unbefangenen Laien und Mann vom Fach noch mehr überzeugen, als es schon der erste gethan, daß es dem Verf. vor Allem darauf ankommt, Alles in seinem ganzen, reinen Werth zu zeigen, und wie gerade aus der Energie, mit welcher die ältern Interessen behauptet, neuere erweckt und geltend gemacht wurden, als nothwendige Wirkung der Fortschritt zum Neuern, oft Bessern, nicht selten Schlimmern, hervorgegangen sei. Dies ist zugleich die wahre, allein würdige Aufgabe der Geschichte. In vorliegendem Bande nun kommen die, auch für die Gegenwart noch höchst wichtigen Bewegungen in Staat und Kirche zur Sprache. Verweilen wir zunächst bei Betrachtung des Reiches, so treten in den Vorgrund die von Rudolf von Habsburg begonnenen Bestrebungen, auch dem deutschen Königthume ein Thronfolgerecht zu erwerben. Dieses Thronfolgerecht eine alte echt germanische Ordnung mit dem Verf. zu nennen, vermögen wir nicht. Je weiter hinauf, desto weniger sehen wir die nicht allein germanische, sondern überhaupt natürliche (auch in Persien, wie im ältesten Griechenland und Rom wahrnehmbare) Erblichkeit der fürstlichen, herzoglichen, königlichen Würde nur als eine Gewohnheit, welche aber nicht gesetzliche Verbindlichkeit hatte, beobachtet werden. Erst die traurigsten Erfahrungen der Geschichte führten zur Erblichkeit des Thrones, als einer gesetzlichen Ordnung; und sie bedurfte erst der breiten Grundlage der Erblichkeit der kleinern, dann der größern Lehen, um sich auf der letztern aufzubauen. Mit jedem, diesem Ziele entgegenführenden Schritte gewann aber nur die Hausmacht, verlor dagegen das kaiserliche Ansehen des erblich werdenden Hauses. Daß Friedrich's III. Wahl als Epoche machendes Ereigniß in dieser Reihe von Entwickelungen vom Verfasser angenommen wird, ist ganz in der Ordnung. Man kann sagen, daß mit ihm aber auch die Regierungsgewalt, die im Federkiel steckt, zu welthistorischen Ehren gekommen sei. Was das baseler Concil behauptet und bethätigt, daß das Concil über dem Papst sei, daß des Papstes Einkünfte und Gewalt zu beschränken seien, das hoben die wiener Concordaten (1448) dergestalt auf, daß die verbriefte Autorität des Papstes, die papierene Legitimität desselben eigentlich unbedingter war als je zuvor. Sehr treffend bemerkt der Verf. daher in der Vorrede: „daß die Hierarchie sich durch diesen formellen Sieg verblendet habe über ihre Stellung, über das unabweislich gewordene Bedürfniß einer tiefer greifenden Reformation", die funfzig Jahr später sich selber Luft verschaffte und was sie etwa Nachtheiliges mit sich gebracht haben könnte, eben darum mit sich bringen mußte, weil die natürliche, geordnete Entwickelung derselben innerhalb der Kirche ihr nicht gestattet worden war. Und was, fährt Ref. weiter fort, machte und macht Revolutionen, mit all ihrem Unheil und Verderben, am Ende zu einer unabweislichen Nothwendigkeit? Eben jene Kurzsichtigkeit, welche nothwendig gewordene Reformen innerhalb der gesetzlichen Ordnungen des Staates nicht gewährt, indem sie dieselben nicht erkennt und anerkennt.

Unter den nichtdeutschen, oder nicht allein deutschen Angelegenheiten hat der Verf. besondere Aufmerksamkeit und Liebe den in diese Zeit fallenden Kämpfen Englands und Frankreichs, Eduard's III. von England gegen Philipp VI. aus dem Hause Valois (1328—50) und gegen Johann (1350—64), die in jenen Kriegen, in denen die romantische Jeanne d'Arc auftrat, den Gipfel erreichten, zugewendet. Noch mehr Dank verdient jedoch die Sorgfalt, Umfassenheit und Klarheit, mit welcher derselbe die Entwickelung der städtischen Verfassungen und der landständischen Vertretungen behandelt hat. Hier gerade ist es, worin sich das durch Romanismus und Feudalismus lange Zeit unterdrückte, altgermanische Princip einer gewissen, nur durch das Wohl des Ganzen, durch das Recht Gleichberechtigter modificirten Autonomie jedes Individuums, jedes Hauses, jeder Genossenschaft, jeder Gemeinde, jedes Standes, wie jedes Gaues eine neue Bahn gebrochen hat, ein so echtes, mit Leben und Sitte der Deutschen so tief verwachsenes Princip, daß das deutsche Volk eher zu Grunde gehen als seine immer vollendetere Verwirklichung aufgeben wird. Fällt es auf, daß mit jedem Schritt zur Verwirklichung dieses Princips die Ohnmacht des Königthums z. B. über den Adel wächst, so kommt dies blos daher, weil man nicht einsieht, daß ohne solche Ohnmacht eine Garantie der individuellen Autonomien nicht möglich ist, diese vielmehr zu einem Krieg Aller gegen Alle führen müßte. Daß in verschiedentlichen Anläufen, welche die Geschichte germanischer und germanisirter Staaten zur Verwirklichung ihres Lebensprincips genommen, diese gar nicht, oder nur zum Theil geglückt, oder gar in ihr Gegentheil umgeschlagen ist, — dies kann eben so wenig befremden, wenn das geschichtliche Gesetz der Entwickelung durch Gegensätze hindurch zu theils endlicher Vermittlung in und unter einem höhern, ja unter dem endlich zum Selbstbewußtsein gekommenen Princip selbst nicht umgangen werden ist. Isolirung auf der einen Seite, abstracte Einheit auf der andern, demokratische Willkür auf der einen, despotische auf der andern u. s. w., die Hauptsünden gothischen diesen Ketzereien hat bis zur Revolution, ja bis in unsere Tage

*) Vgl. hierüber Nr. 212 d. Bl. f. 1839. D. Red.

nicht aufgehört und wird nicht aufhören, bis ganze und volle, rückhaltslose Anerkennung des Princips und der Formen, in denen es anerkannte Wirksamkeit erhält, ins Leben getreten sein wird.

Sollen wir einzelne Partien des Ganzen bezeichnen, welche mit vorzüglicher Liebe und mit besonders glücklichem Erfolge bearbeitet sind, so sind es zuvörderst die Kämpfe, welche Eduard I. zur Behauptung seiner Hoheitsrechte über Schottland begonnen, sein schwacher und vergnügungssüchtiger Sohn Eduard II. unrühmlich und mit schlechtem Erfolg fortgesetzt, den tapfern und hochstrebenden Eduard III. aber während seiner ganzen Regierungszeit in Athem gehalten haben. Nicht minder anziehend und gelungen ist die Behandlung jener langwierigen Kämpfe, welche Englands und Frankreichs Könige um Thron und Herrschaft geführt und die den romantischen Höhepunkt in Jeanne d'Arc erreicht haben. Endlich erinnert sich Ref. nicht, eine in sich selbst befriedigendere Darstellung und gerechtere Würdigung des Charakters, der Bestrebungen und der Handlungen Ludwig's des Baiern gelesen zu haben, gerade weil jedem Parteinehmen für und wider ihn mit einer Selbstüberwindung entsagt ist, die bei diesem Kaiser doppelt schwer ist. Hier, wie in Allem, was die Verhältnisse Nürnbergs angeht, spürt man nicht blos eigene, tiefer gehende Forschungen hindurch, sondern da sie nicht im mindesten zur Schau getragen werden, auch eine höchst gelungene Bewältigung des oft genug spröden Stoffes. Kündigt sich darin zugleich ein nicht gewöhnlicher Beruf zur Geschichtsdarstellung an, so erweckt es nur um so lebhafter den Wunsch, der Verf. möge nicht verschmäht haben, die äußere sprachliche Darstellung jener innern, geistigen möglichst adäquat zu machen. Hier drängt er häufig zu viel Thatsachen, oder, wo er Ansichten vorträgt, zu viele Glieder eines Hauptgedankens in eine Periode zusammen. Wir sind keine Freunde jenes modernen, coupirten Styls, der uns immer an die krankhafte, kurzathmige Lebhaftigkeit der galoppirenden Schwindsucht erinnert; wir lieben vielmehr ein gesundes, kräftiges Anschwellen, Aushalten und Verhallenlassen des Tones, eine Vollendung der Perioden zu einem rhythmischen Ganzen, aber nur dann, wenn die geschriebene Periode das treue Bild einer gesprochenen bleibt und vom Ohr noch als ganzes, wohlgeordnetes Gedankenbild aufgefaßt werden kann. 88.

Über die altamerikanischen Denkmäler. Von Joh. Dan. von Braunschweig. Mit einem Vorwort von Karl Ritter. Berlin, Reimer. 1840. Gr. 8. 27½ Ngr.

Zur Herausgabe dieses kleinen Werkes bewog den Verf. vorzüglich des Gegenstandes allgemeines, hohes, wissenschaftliches Interesse. Die von ihm angewendete Methode floß naturgemäß aus der Aufgabe, die in dem Versuch einer Erklärung der amerikanischen Denkmäler im Allgemeinen und insbesondere derjenigen von Palenque bestand. Es bot sich hier ein zwiefacher Weg dar: entweder von dem speciellsten Punkte, dem einzelnen Denkmale selbst, auszugehen, bei diesem zu verweilen, Alles in seinen Bereich zu ziehen und gewonnene, allgemeine Ansichten gleichsam nur als Zugabe hinzustellen; oder umgekehrt, von allgemeinen, auf ethnographischer und topographischer Grundlage basirten Ansichten aus, die Denkmäler zu beleuchten und durch deren Erklärung jene zugleich zu bestätigen und zu erweitern. Der Verf. wählte den letztern Weg. Zwar ist dadurch die Erklärung der Denkmäler vielfach zerrissen worden; aber da wir noch von der frühern Geschichte Amerikas und seiner Denkmäler zu wenig wissen, so ist schon dadurch viel gewonnen, daß sich diese nun wenigstens unter gewisse Gesichtspunkte bringen lassen.

Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste: „Die Völker Amerikas“, der zweite: „Die Denkmäler Amerikas“ und der dritte: „Die fremden Elemente der indigenen Entwickelung“ überschrieben ist. Die beiden erstern sind keineswegs erschöpfend, der letztere aber ist mit besonderer Vorliebe und eigenthümlicher Behandlungsweise ausgearbeitet. Der Wunsch des vom Druckort entfernt lebenden Verf., zur Erläuterung vieler angezeigten Stellen, die Steindrucktafeln der v. Minutoli'schen Schrift über Palenque der seinigen beigefügt zu sehen, konnte von dem Verleger nicht erfüllt werden, da diese Zeichnungen von den Steinen schon abgeschliffen waren. Manche Abbildungen aus dem so reichhaltigen Lord Kingsborough'schen Prachtwerke, den „Antiquities of Mexico“, würden noch lehrreichere Beiträge geliefert haben; aber dieses kostbare Werk in mehren Foliobänden ist dem Verf. unbekannt geblieben, wie so manche der neuesten Mittheilungen der Denkmäler Mittelamerikas, von Dupaix, Nebel, Waldeck, Betch und von Andern, wie auch die Resultate, die aus der Anschauung reichhaltiger Sammlungen amerikanischer Alterthümer hervorgehen. Es wäre also aus diesen, wie aus den neuesten Sprachforschungen, welche hier ganz übergangen sind, eine reiche Nachlese für die Erforschung der indigenen Entwickelung selbst und über den Einfluß fremder Elemente, nach einer vorhergegangenen kritischen Revision derselben, auf diese indigene Entwickelung selbst nachzuholen. Auf zwei Analogien zwischen Ostasien und Mexico, die nicht zufällig, oder vielmehr organisch, d. i. unter gleichen Umständen und gleichen Stimmungen des Gemüths, entstehen können, sondern Übertragungen sein müssen, auf die A. v. Humboldt aufmerksam gemacht, hat der Verf. der hier angezeigten Schrift ebenfalls keine Rücksicht genommen. Es sind die ältesten Quipos oder chinesischen Gedankenschnüre, die sich, notenartig projicirt, auf den mexicanischen Manuscripten der dresdener Sammlung wiederfinden, deren ähnliche Notenschrift derselbe Kenner auch auf den Basreliefs von Palenque aufgefunden hat. Es ist dieselbe, welche ein in Bombay wohnender Perser bei A. v. Humboldt für übereinstimmend mit der ihm bekannten Schrift von Wahrsagebüchern, Raml genannt, gefunden hat, in denen die vielfach gebrochenen Linien die Elemente und Urstoffe der Natur bezeichnen.

Auch der Analogie des seefahrenden Volkes der Pursata, auf den Abbildungen der Kriegszüge des Sesostris in den ägyptischen Monumenten, die Champollion für eine indische Nation hielt, mit rother Hautfarbe, Bartlosigkeit und dem Kopfschmucke, dem Diadem, peruanischer Inkas, ist in vorliegender Schrift, wie mancher andern bemerkenswerthen Umstände, nicht erwähnt worden. Besonders könnte ihr Inhalt durch die öffentliche Bekanntmachung der Schätze, welche die Privatsammlung des Hrn. Uhde in Handschuhsheim bei Heidelberg enthält und welche alle andern Sammlungen ähnlicher Art an Zahl und Gehalt der Gegenstände übertrifft, zunächst berichtigt und bereichert werden. Aber obgleich dieselbe sich darauf beschränkt, das weite Feld altamerikanischer Denkmäler im Allgemeinen zu berücksichtigen und so Vieles zu wünschen übrig läßt, so verdient sie doch wohlwollend aufgenommen zu werden. 49.

Miscellen.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts hatte vielleicht keine Stadt in Italien so gegründete Ansprüche auf den Ruf der Gelehrsamkeit als Ferrara, dessen Fürst, Herzog Hercules I., selbst die Wissenschaften so sehr schätzte, daß er die „Menächmen“ des Plautus ins Italienische übersetzt haben soll. Ein gleichzeitiger Schriftsteller versichert, es gebe in der Stadt Ferrara so viele Dichter als Frösche in ihrem Gebiete:

— — — tam tot Ferraria vates
Quot ranas tellus Ferrariensis habet.

Kaiser Karl V. pflegte von den Niederländern zu sagen: Es gebe kein Volk, das den Namen der Knechtschaft mehr verabscheue und das dennoch selber der Knechtschaft Joch geduldiger trage. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 355. — 21. December 1842.

Zur ältern Literatur.

1. Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre MD. Von Wilhelm Wackernagel. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Basel, Schweighauser. 1840. Lex.-8. 3 Thlr. 18¾ Ngr.
2. Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nikolaus Herman und Ambrosius Blaurer. Zwei Abtheilungen. Von K. E. P. Wackernagel. Stuttgart, Liesching. 1841. Lex.-8. 5 Thlr. 15 Ngr.
3. Dr. Martin Luther's deutsche geistliche Lieder, herausgegeben von C. v. Winterfeld. Mit eingedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Strähhuber. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1840. Gr. 4. 5 Thlr.
4. Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. Herausgegeben von E. C. G. Langbecker. Berlin, Sander. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
5. Historische Volkslieder gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1840. 8. 1 Thlr. 18¾ Ngr.
6. Joh. Hadloub's Gedichte. Im Auftrage der Zürcherischen Gesellschaft für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer herausgegeben von ihrem Mitgliede Ludwig Ettmüller. Zürich, Meyer und Zeller. 1840—41. Gr. 16. 15 Ngr.
7. Die Deutschen am Monte-Rosa mit ihren Stammgenossen im Wallis und Uechtland. Von Albert Schott. Stuttgart, Beck und Fränkel. 1840. 4. 10 Ngr.
8. Altfranzösische Sagen, gesammelt von H. A. Keller. Zweiter Band. Tübingen, Osiander. 1840. 8. 1 Thlr.

Die Reihe dieser Denkmale deutschen Fleißes, Scharfsinns und Geschmacks, über welche Ref. berichten soll, führen die beiden wackern Brüder, welche, auf einem und demselben Felde der Literatur beschäftigt, diesmal jeder seinen in den Haupttheilen gesonderten Acker bebauend erscheinen. Dem einen verdanken wir eine hier schon in der zweiten Ausgabe ans Licht tretende classische Arbeit, die größtentheils weltliche Poesie der Deutschen seit dem Jahre 1500 in Proben umfassend, dem andern ein ebenso solides und aus denselben Grundansichten über Kritik hervorgegangenes Werk, welches einen möglichst vollständigen Schatz der geistlichen Liederpoesie, oder näher des Kirchenliedes, in Deutschland von Luther bis auf Nik. Herman und Blaurer vor uns entfaltet.

Wilh. Wackernagel's „Proben" bilden den zweiten Theil seines „Deutschen Lesebuchs", dessen erster als ein bis jetzt unübertroffenes Handbuch der deutschen Poesie und Prosa aus der alten und mittlern Zeit ebenso selbständig dasteht. Die Grundsätze, nach welchen er in diesem zweiten Theile gesammelt hat, sind in der 1836 erstmals geschriebenen und 1839 durchgesehenen Vorrede enthalten. Seine Anordnung des Stoffes ist die chronologische, mit welcher es im zweiten Theil, wie der Verf. (S. VIII) bemerkt, leichter und bequemer als im ersten mit der alten Literatur ging, wo selbst geübte Kenner sich in ihren Abschätzungen um zwei Jahrhunderte verrechnet haben. Bei den wenigsten Dichtern der neuen Zeit fehlt es an biographischen, bei den wenigsten Werken an bibliographischen Nachrichten, und es war beinahe überall möglich, selbst die einzelnen Gedichte eines und desselben Verf. in chronologischer Folge vorzuführen. Nur hin und wieder glaubte er der Consequenz etwas abbrechen zu müssen, wie z. B. bei Schiller, dessen lyrische und didaktische Gedichte allen seinen übrigen voranstehen. In eigentliche Verlegenheit kam er nur bei den Volksliedern, deren meiste und beste, so zu sagen, von Niemand, nirgend und niemals verfaßt worden sind. Der Sammler glaubt die ersten Anfänge derselben häufig genug, wenigstens bis über ein halbes Jahrtausend zurücksetzen zu dürfen, in jene Zeit, wo die Poesie froh sein mußte, vor der Gelehrtthuerei der Ritter und Doctoren und Handwerksmeister noch eine Zuflucht zu finden bei den Handwerksgesellen, den fahrenden Schülern und Schildknechten, den Hirten, Jägern und Ackersleuten. Die längst erwartete Arbeit Uhland's über das germanische Volkslied wird über viele Dunkelheiten in diesem Abschnitte das gewünschte Licht verbreiten.

Die chronologische Anordnung hat, wie der Verf. (S. X) weiter sagt, ihren Grund in den historischen Zwecken seines Buchs,

die keine andere zulassen, in der Absicht, für die Geschichte der Sprache und die der Literatur, mithin, da Metrik nur eine

historisch-dogmatische Entwickelung der poetischen Formen, Poetik nur eine Philosophie der Geschichte der Dichtkunst sein darf, auch für Metrik und Poetik eine hinreichende Menge von Urkunden zu sammeln.

Freilich gehen in diesem Theile die Umwandlungen nicht mehr so ins Große. Es sterben wol einzelne Worte und Wendungen ab, andere wachsen nach; aber alles das auf einem Boden. Jedoch gerade darin wird für Den, der geschickt ist, auf das Feine und Einzelne zu achten, ein besonderer Reiz liegen; es wird ihn ebenso belehren als unterhalten, den Fäden nachzuspüren, welche Luther und Opitz, Opitz und Goethen zugleich verbinden und trennen. Solche Studien aber, wie sind sie möglich, außer bei streng chronologischem Vorwärtsschreiten?

Zu dem Ende beließ denn auch der Verf. die ältere Sprach- und Schreibweise, soweit es die Quellen gestatteten. Die Mundarten werde man, meint er, etwas spärlich bedacht finden; doch begreiflich, weil er nicht blos für die grammatischen Studien sammelte; das Niederdeutsche blieb geflissentlich ausgeschlossen.

Sodann geht der Verf. in eine ausführliche Rechtfertigung seiner Methode ein.

Die Literaturgeschichte — sagt er S. XI — geht bei allen Völkern und zu allen Zeiten Hand in Hand mit der Geschichte der Sprache; zwischen beiden besteht eine unauflösbare Wechselwirkung.

Gottfried's „Tristan" nur 50 Jahre früher war unmöglich; ebenso Goethe's „Iphigenia" in der Sprache Gottsched's. Schon von dieser Seite betrachtet, erscheint die chronologische Anordnung der Urkunden als die zweckmäßigste.

Und nicht blos der Verlauf des Ganzen wird bei diesem Verfahren überschaulicher: auch jeden einzelnen Dichter versteht man besser und würdigt ihn richtiger in Lob und Tadel, wenn man ihn unter seinen mitstrebenden Zeitgenossen erblickt, wenn man ihn in der Mitte der Vorgänger sieht, von denen er lernte, und der Nachfolger, die wiederum von ihm lernen konnten.

Die Auswahl und Behandlung des so geordneten Stoffs betreffend, kam es dem Sammler besonders darauf an,

den Gang, den unsere Poesie in den letzten Jahrhunderten genommen hat, mit all seinen Windungen und Seitenwegen vor Augen zu führen und in charakteristischen Proben all die Stufen der Entwicklung nachzuweisen, welche sie hat durchlaufen müssen, um endlich dahin zu gelangen, wo sie jetzt steht, an die Schwelle der Weltliteratur.

Der Herausgeber wollte das Charakteristische und nicht blos Das, was Einem absolut schön dünken könnte, geben, weil er glaubte, daß sonst ein Bild ohne Schatten und Perspective entstanden wäre und aus einem so angelegten Buche keine historische Belehrung sich schöpfen ließe. Diese Behauptung ist wol einer Limitation fähig, und der Erfolg hat gezeigt, daß auch Mustersammlungen vom Gesichtspunkte der reinen, absoluten Poesie aus angelegt ihren Werth haben und Beifall finden können.

Daß er selbst indessen den ästhetischen Standpunkt nicht vernachlässigt hat, beweist die sogleich (S. XII) hinzugefügte Erklärung:

Wie jedoch, wer die römische Kaisergeschichte erzählt, bei den Antoninen länger verweilen wird als bei Commodus und Heliogabalus, wie er die Greuel der letztern nur andeuten wird, aber nicht ausmalen, und von den erstern desto ausführlicher berichten, damit man sehe, wie die Tugend zu keiner Zeit, auch in der schmählichsten nicht, gänzlich von der Menschheit gewichen sei; ebenso ist auch der literar-historische Urkundensammler nicht gehalten, etwa das ganze Elend der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor dem Leser auszubreiten, sondern er wird mit einem Winke, der warnend auf das Verderben nur hinweist, daran vorübergehen dürfen, um zugleich durch Proben bessrer Art das unsterbliche Leben der Poesie darzuthun: denn wär sie damals wirklich ganz erloschen gewesen, wie hätte sie je wieder so hell aufleuchten können?

Hierauf folgt die durch die That beglaubigte Versicherung, daß bei der Aufnahme neuerer Dichter den Sammler keine Gunst geleitet; dann die Mittheilung, daß von Übersetzungen nur eigentliche Verdeutschungen aufgenommen worden (S. XIII).

Nach diesen mehrfachen Abtheilungen und Beseitigungen konnte ich um so mehr des reichlichen Raumes auf die eigentlich deutsche Literatur verwenden, und auf Alles, was es innerhalb dieser wirklich schönes und bedeutsames gibt. Ich konnte nun selbst die Namen des zweiten und des dritten Ranges mit so zahlreichen und so mannichfaltigen Proben ausstatten, daß es dem aufmerksamen Leser nicht schwer fallen wird, sich ein Bild von dem Wesen und Wirken eines Jeden zu entnehmen.

Nur aus den umfangreichern dramatischen Werken konnten natürlich in der Regel blos die Hauptstellen ausgehoben werden.

Hr. Wackernagel war ferner (S. XIV) bemüht, Gedichte, die man gewöhnlich nur in Überarbeitungen kennt, mögen diese nun der letzten Hand des Verf. selbst angehören oder ihren Grund haben in den praktischen Zwecken späterer Sammler, solche Gedichte auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückzuführen. Hier und da schien es rathsam oder nöthig, einzelne Verse und Strophen zu beseitigen.

Die Metrik anlangend, so ist auch für diese durch die Methode des Verf. gesorgt.

Denn die Versknnst begleitet von Stufe zu Stufe die Wechselwirkung, die zwischen Sprache und Poesie besteht; sie liegt überall mitteninne nach beiden Seiten helfend und selbst wieder Resultat. Sie ist also nur zu begreifen auf dem Grunde der Literaturgeschichte und der historischen Grammatik. (S. XV.)

Dies führt die Vorrede zu sehr interessanten Erörterungen. Der Schluß handelt von dem Verhältnisse dieses zweiten Theiles zur Poetik (S. XVII fg.). Hier bietet sich ein ganz anderes Schauspiel dar als im ersten Theile.

Hier sehen wir eine Literatur, die nichts mehr zu bauen, die nur noch zu schmücken und leere Räume auszufüllen hat, die mit dem ererbten Pfunde wuchert und, um besser damit wuchern zu können, noch aus der Fremde dazu entlehnt. Hier verwandeln sich die dort (im ersten Theile) gefundenen Gesetze in Regeln und die Poetik muß immer mehr und mehr die kritische Seite herauskehren..... Die historischen Zwecke, welche ich nach allem diesem bei Bearbeitung des Lesebuchs beständig vor Augen gehabt, schließen jedoch keineswegs diesen und jenen anderweitigen Gebrauch desselben aus. Auch wer blos für die Unterhaltung liest, kann hier immerhin genug der Unterhaltung finden: das Gute und Schöne bildet von sich selbst weitaus die Mehrzahl; das Schlechte mag er mit in den Kauf nehmen, wie den Bast an einem Blumenstrauße.

Dieser gehaltvollen und ungeschminkten Vorrede hält die Sammlung selbst in allen wesentlichen Stücken das in ihrem Namen verpfändete Wort.

Den Anfang macht das 16. Jahrhundert mit einer Auswahl geistlicher Lieder (darunter Zwingli und Luther,

und sapphische gereimte Oden von J. Kolros); dann kommen Volkslieder und Bruchstücke von Volksliedern; unter diesen zwei Bohnenlieder, mit dem Refrain: „Gang mir aus den Bohnen"; nicht zu verwechseln mit dem alten Bohnenliede, das am Aschermittwoch 1522 als ein längst herkömmliches Spottlied zu Bern abgesungen wurde, wahrscheinlich jedoch denselben Refrain hatte und von dem die noch in Schwaben allgemein übliche Redensart stammt: „Das geht über's Bohnenlied" (vergl. Grüneisen's „Niklas Manuel", S. 211—214). An die Volkslieder schließen sich Fabeln von Burkard Waldis; das Jakobslied; Komödie, Fastnachtspiel, Fabel, Spruch von Hans Sachs; nun folgen Gedichte von Paul Melissus (darunter schon ein Sonett und, was noch mehr überrascht, der 37. Psalm in Terzinen); dann Trinklieder; die bekannten Hexameter und Pentameter von Johann Fischart; aus dessen „Glückhaftem Schiff" (Halling's Ausgabe); aus dessen „Eikones"; Hexameter und Distichen von Joh. Clajus; Loblied auf Hans Sachs von Adam Puschmann; Lieder; geistliche Gedichte von Zach. Richter (worunter ein sapphischer Psalm mit nur gezählten, nicht gereimten Sylben); Gedichte von Barthol. Ringwaldt; aus dem „Froschmäusler" G. Rollenhagen's.

Das 17. Jahrhundert bringt zuerst wieder geistliche und Volkslieder; Reimsprüche; Sonett und andere Alexandriner von Ernst Schwabe von der Heyde (aus Opitz' Mittheilung); J. Doman's Lied von den Hansestädten (aus Morhof); aus Val. Andreä's „Geistlichem Kurzweil"; Gedichte von Georg Rodolf Weckherlin (nach dem zweiten Theil der vollständigen amsterdamer Duodezausgabe 1648); aus Friedrich's von Spee „Trutznachtigall" (berliner Ausgabe 1817); ein geistliches Lied; Jul. Friedr. Zinckgref's Tyrtäuslied (aus Opitz); Gedichte von Martin Opitz (treffliche Wahl); christliche Gesänge von Joh. Heermann (die bekannten Kirchenlieder „Herzliebster Jesu" und „O Gott, du frommer Gott" aus Rambach's „Anthologie"; Gustav Adolf's Feldliedlein von Mich. Altenburg („Verzage nicht, du Häuflein klein", aus Rambach); geistliches Lied von Mart. Rinckart („Nun danket alle Gott", aus Rambach); Gedichte von Paul Flemming (nach der lübecker Octavausgabe); geistliches Lied von Robert Roberthin, Lieder von Simon Dach, geistliche Lieder von Heinrich Albert (diese drei meist aus Gebauer's „Simon Dach und seine Freunde"); Sinngedichte Friedrich's von Logau (aus Gebauer's „Deutschem Dichtersaal", Bd. 4); Gedichte von Andr. Gryphius (Leipzig 1665); von Joh. Klaj; Sigm. v. Birken; Joh. Rist; Andr. Tscherning (theils aus den alten Ausgaben, theils aus Wilh. Müller und Rambach). Nun folgt Johannes Scheffler (Angelus Silesius) mit geistlichen Hirtenliedern und Sinn- und Schlußreimen, voll der modernsten Mensch-Gottheitslehre, oder, wie der Herausgeber sagt, voll eines gotteslästerlichen Pantheismus, aber zum Theil hochpoetisch (die erstern aus der alten Ausgabe, die letztern aus dem „Cherubinischen Wandersmann", Sulzbach 1829); Joachim Rachel's Satire auf die Kinderzucht, nach Juvenal's vierzehnter Satire (Satirische Gedichte, Frankfurt 1664); Gedichte von Hofmannswaldau (Breslau und Leipzig 1717); Paul Gerhardt (aus der berliner Ausgabe von 1827); und einige andere geistliche Dichter; Gedichte von Lohenstein (aus den Originalausgaben der Trauerspiele); aus Quirin Kuhlmann's „Kühlpsalter" (Amsterd. 1684—86), merkwürdige Sprachspielerei; Lieder und Sprüche Hans Asmann's Freiherrn von Abschatz (Leipzig und Breslau 1704); aus Christian Gryphii „Poetischen Wäldern" (Breslau und Leipzig 1718) sehr Geringes; Gedichte von Canitz (Ausgabe von König, zweite Auflage 1734); in den Satiren wäre doch vielleicht noch Besseres zu finden gewesen; aus Reinhold's von Freienthal „Poet. Spazierwäldlein" (1700); „Überschriften" von Christian Wernicke (Hamburg 1704).

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Abyssinien.

Gegenwärtig ist Abyssinien ein Hauptziel französischer Abenteurerei und Forschungslust, wie der englischen commerziellen Speculationssucht. Zuerst waren dort Combes und Tamisier, dann Rochet d'Héricourt, dann eine Gesellschaft von Offizieren und Naturkundigen, unter ihnen Heinrich Petit, Arzt an der pariser Universität; dann die Gebrüder d'Abbadie, zuletzt wieder Combes und Rochet d'Héricourt, von denen der eine 1839, der andere 1841 die Reise nach Abyssinien wieder antrat. Noch sind sie nicht wieder zurück; auch Antoine d'Abbadie befindet sich gegenwärtig noch in Abyssinien. Ein französisches Journal bemerkt: „Die Wissenschaft hat aus diesen Versuchen schon viele Früchte gezogen; ja, es dürfte nicht unmöglich sein, daß auch Handel und Politik in kurzer Zeit hier einen neuen Anknüpfungspunkt finden. An der Mündung der Meerenge von Bab-el-Mandeb gelegen, auf dem Handelswege zwischen Europa und Asien, von einer zahlreichen, intelligenten, tapfern, ziemlich fleißigen und, wie es scheint, gegen die Fremden vorurtheilslosen Bevölkerung bewohnt, reich an Erzeugnissen eines bewundernswerth fruchtbaren Bodens, scheint Abyssinien, in vielleicht nahe bevorstehender Frist, zu einer hohen commerziellen und politischen Stellung berufen zu sein. Das einzige natürliche und unglücklicherweise beträchtliche Hinderniß ist die Schwierigkeit, in dieses hohe Plateau vorzudringen, welches von allen Seiten, besonders auf der Meerseite, dem einzigen Punkte einer Verbindungsmöglichkeit, von Sandwüsten eingeschlossen ist, in denen die Heerden einiger arabischer Stämme umherziehen, welche letztere hier wie überall gegen den Handel und die Reisenden Krieg führen. Doch ist dies Hinderniß nicht unbesieglich, und wenn man einerseits die Herrscher Abyssiniens gewinnen könnte, sich in Verbindungen mit Europa einzulassen, und andererseits Europa Anstalten träfe, einen Weg in dies reiche Land zu eröffnen, so darf man nicht zweifeln, daß, vielleicht selbst ohne große Kraftanstrengungen, die Verbindungen ebenso leicht als sicher sein würden. In dieser Absicht sandte die Ostindische Gesellschaft vergangenes Jahr eine Mission von 30 Personen unter Leitung des Capitains Harris dahin, der sich noch dort befindet." Da die Engländer in solchen Dingen nicht so plauderhaft sind als die Franzosen, so hat man über diese Expedition wenig vernommen, sie scheint aber nichts ausgerichtet zu haben. England hat sich einer der beiden Straßen, die nach Abyssinien führen, dadurch zu bemächtigen gesucht, daß es, seiner Gewohnheit nach, die Souverainetätsrechte über die arabischen Horden an sich kaufte, und demzufolge behauptet England jetzt ein Hoheitsrecht über Toudjourrah zu besitzen. A. d'Abbadie gibt über die Lage und Bedeutung des im August 1840 von den Engländern angekauften Toudjourrah in einem neuern Briefe folgende Nachrichten: „Toudjourrah liegt an der afrikanischen Küste im Südwesten der Straße von Bab-el-Mandeb.

Der Golf von Toudjourrah ist bei seinem Eintritte sehr tief und — was auf den neuen Karten nicht angegeben ist — durch die kleine wüste Insel Mesha markirt, wo die Engländer ihre Flagge aufgepflanzt haben. Im Osten und Norden legt sich das Dorf an niedrige Hügel an; im Westen steht man das Bett eines Gießbachs von geringer Tiefe mit schwefelhaltigem Wasser, endlich auch einige jener Palmen, welche so viel Poesie in eine Landschaft bringen. Es hat fünf Moscheen, 180—200 Hütten und eine Bevölkerung von etwa 1000 Seelen, welche die Ankunft einer großen Karavane oft um ein Drittel vermehrt. Im Winter kommen die Winde aus dem Morgen und bringen Toudjourrah die süße Frische des indischen Oceans zu; im Sommer dagegen herrscht der Westwind, der oft in einen furchtbaren Simoun ausartet. Der Hafen bietet größern Fahrzeugen wenig Sicherheit und man hat mich versichert, daß der Felsenbänke wegen nicht mehr als fünf oder sechs Briggs auf einmal vor Toudjourrah stationiren könnten. Dieses Dorf lebt einzig und allein vom Handel mit Abyssinien, vorzüglich vom Sklavenhandel. Vom 27. Jan. bis 30. März sahen wir nahe an 600 Kinder, meist junge Mädchen, ankommen. Dieses Verhältniß angenommen, muß sich der Transit, um mich des barbarischen Ausdrucks der Menschenfleischhändler zu bedienen, auf etwa 2500 Köpfe jährlich belaufen. Oft unterhielten wir uns mit diesen unglücklichen Kindern, welche die Ungewißheit ihres Schicksals äußerst niedergeschlagen machte; es waren Gallas, so verständig und gelehrig; Gouragen, die durch ihre herrlichen Augen und die Weiße ihrer Hautfarbe würdig erscheinen, unter dem andalusischen Himmel geboren zu sein; endlich abyssinische Christen, die ihrer Ungelehrigkeit und ihres Hanges zur Trägheit wegen gemeinhin zu einem niedrigen Preise verkauft werden. Die sittliche Physiognomie des Dorfes ist sehr finster; die Einwohner bringen den größten Theil der Zeit mit der Verrichtung kleinlicher Gebräuche des Islam zu. Nirgend sah ich gleich fanatische Mohammedaner; selbst die Frauen lernen den Koran absingen. Eine ungesunde und wenig abwechselnde Nahrung trägt dazu bei, den Charakter der Einwohner zu verdüstern; sie betrachten das Fleisch als der Gesundheit schädlich und essen wenig davon." Von der Verwaltungsform dieser schlecht gekleideten und halb barbarischen Stämme sagt der Reisende, daß sie nicht so einfach sei, als der Europäer sie sich vorstelle, vielmehr den Anblick einer sehr complicirten Maschine gewähre, deren Erfindung in ein hohes Alterthum zurückzureichen schien und vermuthen lasse, daß die Vorfahren dieser Tribus der gegenwärtigen Generation geistig bei weitem überlegen gewesen sein müßten. 5.

Literarische Notizen aus England.

Da nicht zu leugnen steht, daß wie im Privatleben das Wohlbefinden des Einzelnen, so im Staatenleben das Blühen oder Verdorren einer Nation unabweisbare Folge einer geschickten oder ungeschickten Finanzverwaltung ist, so begreift es sich, warum jedes, den letztern Gegenstand besprechende Werk im voraus einer gewissen öffentlichen Aufmerksamkeit versichert sein darf. Diese Aufmerksamkeit muß natürlich steigen, sobald die Finanzlage einer Nation sich zum Tagesgespräche, wo nicht zur Lebensfrage aufdrängt, und da dies in England gegenwärtig allerdings der Fall ist, so erklärt das den ungewöhnlich raschen Absatz eines vor kurzem erschienenen Buches, unter dem Titel „The true state of the national finances, with remedial suggestions", von Samuel Wells (London 1842). Das Buch verdient auch diesseit des Kanals gekannt und gelesen zu werden. Der Verf., seines Zeichens plaidirender Advocat — barrister at law — begnügt sich nicht, die Wichtigkeit seines Themas im Allgemeinen hervorzuheben; er entwickelt es zugleich in allen seinen Theilen, und statt den Leser in Einem fort mit trockenen Zahlen und endlosen Tabellen zu plagen, ist es ihm durch Fleiß, Geschick und beneidenswerthe Geduld gelungen, sein Buch zu einer unterhaltenden Lectüre zu machen. Nebenbei werden die vielen Gegner Englands — die vor- wie die nachbetenden, die klugen wie die dummen — mit Freuden vernehmen, daß der Zustand der dortigen Finanzen wirklich kein Spaß ist. Der Verf. weist nach, daß seit einigen Generationen die großbritannische Regierung aus der Hand in den Mund gelebt, sich mit Nothmitteln beholfen und bisweilen sogar von der Zukunft gezehrt habe. Dadurch seien denn, wie der Verf. sagt, die Finanzangelegenheiten von Tag zu Tag verwickelter werden; ziemlich jeder Minister tappe auf gut Glück im Labyrinthe umher und könne auch kein „Verstand der Verständigen" als Consequenzen einer solchen Lage absehen, so vereinigten sich doch die meisten Staatsmänner zu dem Glauben, daß hieraus allein früher oder später eine Revolution erwachsen — der Verf. sagt weder werde, noch müsse, er sagt könne. Er trübt indessen die aufblitzende Freude der Gegner Englands durch das Bekenntniß, daß es unmöglich sei, zu bestimmen, welche Schritte und binnen welcher Zeit sie jenes Resultat herbeiführen würden; ja, er ist Unmensch genug, zu behaupten, daß es noch jetzt nicht zu spät sei, das Schlimmste abzuwenden. Damit bahnt er sich den Übergang zu den remedial suggestions, und mag man England hassen oder lieben, man braucht nur eben nicht blind zu sein oder sein zu wollen, um die Möglichkeit rettender Auswege anzuerkennen.

Mistreß Hofland, eine in den literarischen Kreisen Deutschlands kaum gekannte Dame, hat durch ihren historischen Roman „The Czarina, an historical romance of the court of Russia" (3 Bde., London 1842) sich einiges Recht erworben, gekannt zu werden. Der Hauptinhalt ihres Romans ist den beglaubigten Memoiren des berühmten Fürsten Menzikoff entnommen, der von niederer Herkunft Minister und Liebling des großen Peter, Favorit der Selbstherrscherin Katharina, durch seine Tochter Schwiegervater des jungen Kaisers, Peter's II., plötzlich von der schwindelnden Höhe gestürzt und mit seiner ganzen Familie, die Zarina nicht ausgenommen, zum Zobelfang in Sibirien verurtheilt wurde. Mitten durch zieht sich als blauer Faden — wahrscheinlich von der Phantasie der Verf. eingewebt — ein Liebesverhältniß zwischen Marie Menzikoff und dem jungen Dolgoruki, und obwol die geschichtlich begründeten und treu dargestellten Thatsachen vielleicht den interessantesten Theil des Buchs bilden, leidet doch auch die Liebesgeschichte nicht an Unglaublichkeit. Marie ist natürlich die Hauptperson und eine vortreffliche Charakterzeichnung. Desgleichen ihr Vater und ihre Mutter, Ulrike und Brukenthal. Der Sturz des Fürsten, der erste stolze Ausbruch des gekränkten Mannes, die Art, wie er sich nachher der Rache des Herrn beugt, die über seine Familie verhängte Härte, ihre Verbannung, ihr Leiden und theilweise ihr Tod — alles Das weckt die regste Theilnahme. Auch fehlt es nicht an brillanten Scenerien, während die Lebensweise der nach Sibirien Verwiesenen einfach und wahr und deshalb um so ergreifender beschrieben ist. Aber mit viel zu günstigen, obschon hellen Farben hat die Verf. den hohen russischen „Flug" gemalt, wie er unmittelbar nach dem Tode des großen Peter war. Der Geist, der damals durch die goldenen Säle ging, war ein Geist frecher Libertinage, ungescheuter Schmähung der Sittlichkeit, Zerknickung aller edeln Gefühle. Möglich, daß der reine Sinn der Verf. vor einem solchen Gemälde zurückgebebt, sie mit solchen Farben sich nicht hat beschmutzen wollen. Doch ist es auf Kosten der Wahrheit geschehen. Denn selbst wo sie den Schleier wegzieht von herzloser Selbstsucht, von schmählichem Undank, von fluchwürdigen Intriguen, von unersättlicher Rachgier — immer thut sie es mit zitternder Hand und das Schlechte tritt nie in nackter Scheußlichkeit auf. Was würde ein französischer Novellist vom rechten bluttriefenden Kaliber aus dem Stoffe geschaffen haben? — Futter für sechs gleichzeitige deutsche Übersetzungen! 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 356. — 22. December 1842.

Zur ältern Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 355.)

Das 18. Jahrhundert eröffnen geistliche Lieder von Benjamin Schmolck (aus den Originalausgaben); dann folgen Bruchstücke aus Brockes' „Irdischem Vergnügen" (Hamburg 1734 fg.); Gedichte von K. F. Drollinger (Ausgabe von Spreng 1743), dem sehr beachtenswerthen Vorläufer Haller's; Gedichte von Günther (aus der vierten Auflage und der zweiten Auflage der Nachlese); die Auswahl ist etwas spärlich ausgefallen, selbst nach den Grundsätzen des Herausgebers, bei einem Dichter, in welchem die poetische Sprache solche Riesenschritte vorwärts gethan hat; warum sind namentlich die Episteln nicht berücksichtigt worden, deren trochäische Form den Model neuester Poesien gebildet hat; warum die Lieder nicht, deren originelle Formen Goethe entlehnt hat? Auf ihn folgen zwei Arien von Daniel Stoppe (1738); geistliche Gedichte vom Grafen Zinzendorff (aus der Originalausgabe von 1766 und aus Rambach); Lieder aus Gerhard Terstegen's „Geistlichem Blumengärtlein". Warum nicht auch von seinen herrlichen Sprüchen? Gedichte von Hagedorn (Scolien, Oden und Lieder, Fabeln und Erzählungen); von Haller (aus den „Alpen"; „Sehnsucht nach dem Vaterland"; „Über die Ewigkeit"; „Trauerode auf Mariane"); das halbsapphische Gedicht auf die Ehe sollte nach des Sammlers historisch-grammatischer Methode nicht fehlen; Hexameter und Distichen von Gottsched; Bruchstücke aus Zachariä's „Renommisten"; von Gellert Fabeln und Erzählungen, Oden und Lieder; von Gleim Lieder, Erzählungen, „Preußische Kriegslieder"; aus dem „Halladat"; die letztern Bruchstücke erscheinen der Form und Darstellung nach als die Vorbilder von Leop. Schefer's Sprüchen; Gedichte von Kleist („Ode an die preußische Armee"; „Irin an Geßner"; „Der gelähmte Kranich"; aus dem „Frühling"); Fabeln von Lichtwer mit Ausnahme der „Spieler" nicht eben die schönsten; Gedichte von Uz, darunter die „Theodicee"; von Klopstock der achte Gesang des „Messias"; Oden: „Der Lehrling der Griechen", „An Ebert", „Friedrich V.", „Die todte Clarissa", „Fragen", „Die beiden Musen", „Die Frühlingsfeier", „Thuiskon", „Der Eislauf", „Wir und Sie", „Unsere Sprache", „Elegie". Aus Wieland Bruchstücke aus der „Prüfung Abraham's" und „Oberon", doch vielleicht zu sparsam. Gedichte von Friedr. Karl Casimir Freih. v. Creuz, reichlich, wie der mit Unrecht vergessene, tiefsinnige Dichter es verdient; Sinngedichte von Kästner; Gedichte von Lavater: „Schweizerlieder", „Christliche Lieder"; Gedichte von J. G. Jacobi, so gewählt, daß man, wie die Vorrede sagt, „von ihm nicht noch länger als von einem bloßen Anakreontiker spricht", das „Allerseelenlied" fehlt nicht; Gedichte von Claudius, darunter das „Rheinweinlied", das „Abendlied" und der „Urian"; Gedichte von Hölty: die „Elegie auf ein Landmädchen", „Bei dem Grabe meines Vaters", die „Ode auf das Landleben"; Gedichte von Bürger: „Vom braven Mann", „Die Kuh", „Der Kaiser und der Abt", „Der wilde Jäger"; Sinngedichte von Göckingk; Gedichte von F. L. zu Stolberg, meist Ritter- und Vaterlandslieder; von Voß: Idylle (in der ältern Gestalt), Episteln, Lieder, aus der „Luise", Dithyrambus, Klingsonate; Gedichte von Maler Müller: „Soldatenabschied", Dithyrambe, Idylle, aus dem Schauspiele „Golo und Genovefa"; Vermischte Gedichte von Herder, eine nach Herder's Werth als Dichter im engern Sinne, insbesondere als poetischer Sprachkünstler (was der Herausgeber nach seinen Principien zuerst hätte berücksichtigen sollen und was Herder geradezu **nicht** war) beurtheilt, allzu reichlich bedachte Rubrik; einige Volkslieder und die Proben aus dem „Cid" hätten genügt. Jetzt aber nimmt Herder's Poesie 92 Spalten ein, während Goethe nur 79, Schiller nur 75 besitzt. Auch durften wir bei den meisten bisherigen und übrigen Dichtern dieses Jahrhunderts nur die Titel der aufgenommenen Lieder nennen, um diese selbst Jedermann ins Gedächtniß zu rufen: die Überschriften der Herder'schen Lieder zu registriren, würde uns wenig helfen; die meisten würde kein Mensch daraus erkennen; Volksstimme ist aber bei Dichtern, die der Mode nicht mehr zugänglich sind, auch Gottes Stimme. Von Goethe gibt uns übrigens Hr. Wackernagel eine vortreffliche Blumenlese in seinen herrlichsten Liedern, Balladen, Hymnen, aus dem „Faust", der „Iphigenie", den Elegien, Epigrammen, Reimsprüchen, seinem berühmten Sonett, einem Bruchstück aus „Hermann und Dorothea" und aus dem „Westöstlichen Divan". Von Pfeffel's Fabeln sind sechs mitgetheilt, darunter „Der Pelikan" und „Die Tabackspfeife"; aus Schubart finden wir den „Früh-

ling", den „Ewigen Juden" und den „Hymnus auf Friedrich den Großen". Von Schiller erscheinen lyrische und didaktische Gedichte, und zwar „Die Künstler", „Die Macht des Gesanges", „Sehnsucht", zwei „Räthsel" nach den Ausgaben; „Das Mädchen aus der Fremde", „Klage der Ceres", „Die Worte des Glaubens" und „Bürgerlied" („Windet zum Kranze" u. s. w.) nach den Almanachen 1797—99. Hierauf folgt die Elegie „Der Spaziergang" nach den „Horen" von 1795, Epigramme nach den Musenalmanachen 1796—98; dann Balladen und Romanzen: „Der Ring des Polykrates", „Der Taucher" „Die Kraniche des Ibykus", „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Bürgschaft", diese nach den Musenalmanachen 1798—99; „Der Graf von Habsburg" nach den Ausgaben; endlich ein Chorgesang aus der „Braut von Messina" und zwei Scenen aus „Wilhelm Tell". Nichts aus „Wallenstein", nicht einmal der Prolog. Matthisson steuert den „Abend", die „Kinderjahre", „Abendlandschaft", „Das Todtenopfer", „Abendgemälde", „Mondscheingemälde"; Salis das „Herbstlied", „Märzlied", „Die Herbstnacht", „Morgenpsalm", „Der Gottesacker im Vorfrühling"; Langbein zwei seiner scurrilen Balladen; Johann Martin Usteri einen „Rundgesang", den „Frühlingsboten, ein Gemälde à la Breughel", und (mit Hebel's ausnahmsweise) ein Bruchstück aus einer Idylle in Zürchermundart. Das europäisch gewordene „Freut euch des Lebens" fehlt. Von Hölderlin sind mit vollem Rechte 19 Gedichte aufgenommen; das erste „Lob der Freundschaft", ein gereimtes Lied, mit dem Beisatze: „fehlt in der stuttgarter Gesammtausgabe; aus der Zeitung für die elegante Welt 1829, Nr. 173".

Ref., als einer der Herausgeber der Werke Hölderlin's, ergreift diese Gelegenheit, sich und seinen Meister Uhland gegen zweierlei Vorwürfe, die ihnen von den entgegengesetzten Seiten gemacht worden sind, zu rechtfertigen. Auf der einen Seite verargte man es uns, daß wir nicht mehr Jugendgedichte Hölderlin's jener Gesammtausgabe einverleibt hatten, wie z. B. das eben genannte, das freilich damals noch nicht erschienen war und von einem Jugendfreund Hölderlin's erst später mit vielen andern der „Zeitung für die elegante Welt" mitgetheilt worden ist. Indeß auch wenn wir (was nicht schwer gewesen wäre) dieser frühern Versuche habhaft geworden wären, so hätten wir dennoch mit voller Absicht keinen Gebrauch davon gemacht, weil diese Jugendgedichte Nachahmungen Schiller's und anderer Dichter sind und noch nicht das Gepräge von Hölderlin's origineller Individualität tragen. Von der andern Seite ist uns, namentlich von dem verewigten Arnim, vorgeworfen worden, daß wir die tiefsinnigsten spätern Dichtungen Hölderlin's dem Publicum ganz vorenthalten oder merklich verändert gegeben haben. Wir aber können versichern, daß der ganze Vorrath von Manuscripten mit dem zerstreut gedruckten Nachlasse des Dichters von uns aufs sorgfältigste verglichen, mit Mühe entziffert und gesichtet worden ist. Wir überzeugten uns bei dieser Arbeit, daß die von Schiller publicirten Gedichte von diesem corrigirt worden sind, und stellten in solchen Fällen den Urtext her; bei andern Gedichten fanden wir von Hölderlin's Hand über dem klaren, ursprünglichen Texte mannichfache, irreführende, spätere Correcturen, die unverkennbare Spuren der Geistesverwirrung trugen, welche sich, mit lichten Zuständen vermischt, schon bei dem Dichter angekündigt hatte; diesem wahnsinnigen Tiefsinne gestatteten wir kein Recht über den Sinn, auch wenn jener schon gedruckt war, und ebenso unbedenklich schlossen wir ganz verworrene Gedichte, ähnlich denen, die der unglückliche Dichter noch bis auf den heutigen Tag niederschreibt, gänzlich aus. Wir können dieses bei unserer Herausgabe des Dichters vor 16 Jahren beobachtete Verfahren noch auf diese Stunde nicht bereuen.

Doch zu der Sammlung Hrn. Wackernagel's zurück. Von Hölderlin sind im Übrigen die schönsten Gedichte: „Das Schicksal" (gereimt), „Die Nacht" (Distichen), „Heidelberg", „Der Zeitgeist", „An die Deutschen", „Der blinde Sänger", „An die Parzen" und andere aufgenommen. A. W. Schlegel liefert „Arion", „Die Warnung" (die wir durch eine bedeutsamere Romanze ersetzt wünschten), „Todtenopfer an Novalis", „Der Bund der Kirche mit den Künsten" (die schönen Stanzen!), „Das Sonett", „Skolion", „Triolett", „Philosophische Lection" (ein Spaß über Fichte), „Kotzebue's Reisebeschreibung" (die lustigen Terzinen!), „An die südlichen Dichter", die Elegie „Rom", „Die Sylbenmaße"; endlich, nach so vielem Schönen und Vortrefflichen, die wahrhaft miserabeln und witzlosen „Literarischen Scherze" gegen Schiller, Bopp und Menzel; zusammen (mit Recht) 40 Spalten. Von Friedrich Schlegel ist aufgenommen: „Bei der Wartburg", die siebente Romanze des Heldengedichtes „Roland", Gebet", „Sittensprüche", „Im Speffart", „Freiheit", „Gesang der Elfen", „Gelübde". Von Ludwig Tieck findet man fünf der löblichsten Lieder, fünf Sonette, „Romanzen vom Däumchen", „Die Phantasie"; aus dem fünften Act des „Zerbino" (der Garten der Poesie). Von Novalis erhalten wir: „Bergmannsleben" und fünf „Geistliche Lieder", unsers Erachtens zu wenig. Ein Sprachschmied war freilich Novalis nicht, aber er wußte die Sprache wie ein Äthergewand umzunehmen und sich in ihr wie mit Schwingen zu bewegen. Willkommen sind die schönen geistlichen Lieder des Herrnhuters Johannes Baptista von Albertini (zehn); Hebel mit sieben allemannischen Liedern, darunter: „Eine Frage", „Sonntagsruhe", „Gespräch auf der Straße nach Basel", beschließt würdig das 18. Jahrhundert.

Das 19. Jahrhundert eröffnet Achim von Arnim mit Liedern ohne Überschriften aus seinen Romanzen, aus Friedrich Förster's „Sängerfahrt" (1818) und aus seinem Schauspiele „Die Gleichen". Uhland erscheint mit Frühlings- und Wanderliedern und einigen andern seiner schönsten lyrischen Gedichte, und mit den Romanzen und Balladen: „Das Schloß am Meere", „Der schwarze Ritter", „Unstern", „Der weiße Hirsch", „Von den sieben Zechbrüdern", „König Karl's Meerfahrt", „Klein Roland", „Roland Schildträger", „Taillefer", „Graf Eberhard der Rauschebart", „Des Sängers Fluch", „Mär-

chen", „Tell's Tod" und „Ver sacrum", eine Auswahl, welche alle Töne seiner reichen Tonleiter erklingen läßt; zusammen 56 Spalten. Von Justinus Kerner erhalten wir seine besten Naturlieder und Symbole, darunter „Preis der Tanne", und von Romanzen „Die vier wahnsinnigen Brüder", „Der reichste Fürst" (Eberhard im Bart von Würtemberg), „Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe" und „Der Geiger von Gmünd". Von Gustav Schwab die Romanzen „Der Hirte von Trinach", „Legende von den heiligen drei Königen", „Das Mal zu Heidelberg", aus dem „Appenzellerkrieg", „Die Schöpfung des Bodensees", „Der Reiter und der Bodensee", „Die Thurbrücke von Bischofszell", „Das Gewitter". Von Max von Schenkendorf die herrlichen Lieder „Freiheit", „Landsturm", „Warum er ins Feld zog", „Der Bauernstand", „Soldatenmorgenlied", „Beichte", „Das Lied vom Rhein", „Frühlingsgruß an das Vaterland", „Die deutschen Städte", „Das Münster". Aus Theodor Körner's „Leier und Schwert" sind ausgewählt: „Aufruf", „Letzter Trost", „Gebet", „Reiterlied", „Trost", „Lützow's wilde Jagd", „Schwertlied". Von Rückert's fürstlichem Reichthum ist die größte Beisteuer der ganzen Sammlung auf 148 Spalten ausgebreitet: „Kriegs- und Siegeslieder", darunter zehn „Geharnischte Sonette" „Vermischte Gedichte", darunter „Des fremden Kindes heil'ger Christ", „Die Scheidungsbrücke", „Chidher", „Im Jahre 1832" (Sonett auf Goethe's Tod), „Äschylos von Heinr. Voß" (vortrefflich!), „Die hohle Weide"; dann „Ghasele" aus den „Östlichen Rosen", „Makamen des Hariri" (der Sprachkunst zu Ehren sehr reichlich mitgetheilt), aus „Nal und Damajanti", aus der „Weisheit des Brahmanen", aus „Rostem und Suhrab" (das zehnte Buch). Adalbert von Chamisso hat geliefert: „Das Lied von Thrym" (aus dem Isländischen), „Tragische Geschichte" (vom Zopf), „Die Sonne bringt es an den Tag", „Das Schloß Boncourt", „Erscheinung", „Abdallah", „Der Bettler und sein Hund" (ein Gedicht, auf das eine poetische Recension existirt, die tiefsinnig lächelnd untersucht, wie doch der Dichter — „auf diesen seltnen Hund gekommen"), „Salas y Gomez", „Der Szekler Landtag", „Der Birnbaum auf dem Walserfeld", „Die Kreuzschau", „Die alte Waschfrau", zusammen eine sehr glückliche Auswahl. Die Gedichte von Wilhelm Müller bringen: „Lieder der Griechen" (fünf), „Gedichte eines reisenden Waldhornisten" (drei, darunter die lustige Romanze „Est, est"), aus den „Lyrischen Reisen" (drei), aus den „Epigrammatischen Spaziergängen" (20). Graf Platen steuert: „Parabasen" aus der „Verhängnißvollen Gabel" (vier), aus dem „Romantischen Ödipus" (zwei), vermischte Gedichte (Lieder, Romanzen, Ghasele [sieben]); Sonette, darunter: „An Goethe", „An Schelling", auf „Venedig"; dann „Die Fischer auf Capri" (Hexameter), und zwei „Oden", „Loos des Lyrikers" und „Die Wiege des Königs von Rom"; dann „Philemon's Tod" und endlich „Epigramme" (Distichen). Von Heinrich Heine sind meist überschriftlose Lieder und Romanzen, sehr schöne, aber weder genug, noch immer die phantasiereichsten, aufgenommen; darunter: „Die Grenadiere", das Lied vom Fichtenbaum und der Palme, die alten bösen Lieder, die Träume „Mein Herz, mein Herz ist traurig", „Du bist wie eine Blume", „Mein Kind, wir waren Kinder", „Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand". Sechs Spalten von dem Haupt einer Schule und einem der ersten Lyriker Deutschlands sind — sine ira et studio auch vom Feinde gesprochen — viel zu wenig. Aus Leopold Schefer's „Laienbrevier" sind 13 schöne Spruchgedichte mitgetheilt und den ganzen Reigen des Buchs schließen Albert Knapp's christliche Gedichte: „Der Morgenstern", „Des Herrn Vorsorge", „Die Erweckung", „Sein Vergeben", „Mehr oder weniger", „Die Nähe der Ewigkeit", „Die Einladung" (ein vortreffliches Gedicht), „Vorfrühling", „Morgengebet".

Mit dem Ref. vermissen gewiß Viele die anerkannten Namen und Geister Müllner, K. Mayer, von Schenk, E. Schulze, von Zedlitz, Grillparzer, Immermann, Menzel, Spitta von ältern Dichtern. Fünf bis sechs jüngern, die alle Welt jetzt kennt und nennt, um sie nicht wieder zu vergessen, wird eine dritte Auflage den Zutritt auch nicht mehr versagen dürfen, nach unserer festen Überzeugung auch dem Sammler, Wilhelm Wackernagel, als dichtendem Bewältiger der deutschen Sprache selber nicht. Im Übrigen hat der Herausgeber ein κτῆμα εἰς ἀεί in dieser Sammlung gestiftet und der Verleger dieses „Schulbuch" in ein Prachtwerk verwandelt, das jede Bibliothek zieren wird.

Ref. hat die Mühe, den Inhalt ausführlich anzugeben, nicht gescheut, weil kein Register es thut, und die Literaturgeschichte den Überblick über ein so bedeutendes Werk für sich fodern darf. Auch diese Ausgabe enthält nur ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß über die Dichter, in welchem die Abschnitte, die theilweise nicht, oder gar nicht in der ersten Ausgabe vorhanden gewesen, mit einem Kreuz bezeichnet sind. Dieses Zeichen tragen 43 Dichternamen, einige Volkslieder mit einbegriffen.

In Nr. 2, dem Werke über „Das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis auf N. Herman und A. Blaurer" von K. E. P. Wackernagel erhalten wir ein nicht minder wichtiges und dadurch besonders verdienstvolles Buch, daß es das erste in seiner Art ist. Der Verf. geht in der Vorrede so ziemlich ab ovo aus, indem er naturphilosophisch die Frage abhandelt, ob die Poesie im Anfang lyrisch oder episch gewesen, und auf dieselbe antwortet: sie war beides zugleich. Die heilige Poesie ist so alt als die Menschheit, so alt als die Poesie überhaupt; auch sie ist ursprünglich weder ausschließlich lyrisch, noch ausschließlich episch. Aber je weiter die Erkenntniß Gottes sich von den ersten Offenbarungen verirrt, je mehr zerfällt auch die ursprüngliche Einheit der geistlichen Poesie: die Gott innerlich suchenden Frommen werden philosophisch, die äußerlichern werden episch. Die allgemeine Geschichte des geistlichen Liedes hat alle Formen desselben zu sammeln, auch die des zwiefachen Pantheismus: des unruhigen, verlangenden, philosophischen, des

lyrischen; und des ruhigen, befriedigten, opfernden, des epischen (S. IX—XII).

Der Verf. bedauert den Mangel, oder den Verlust alter heidnischer Lieder, auch daß uns keine aus der ersten christlichen Zeit überliefert sind, weil Wechsel des innern Worts wie die Form des äußern Cultus eine neue Sprache mit sich brachte und die einheimische Poesie ausschloß. Ob wol das feine und fromme Volk der Gothen geistliche Lieder hatte? (S. XII.)

Sodann macht der Herausgeber auf den Unterschied zwischen geistlichem Lied und Kirchenlied aufmerksam: geistliche Lieder gab es auch vor der Reformation, das Kirchenlied kam erst mit ihr auf. Hier können wir nun von der Vorrede aus sogleich einen Blick auf das höchst verdienstvolle Werk des Sammlers selbst werfen. Die Geschichte der geistlichen Poesie vor der Reformation hat drei Arten von Liedern zu unterscheiden: die von weltlichen Dichtern herrührenden, die von Klostergeistlichen aufgeschriebenen und die vom Volk bei außerliturgischen Gelegenheiten, wie bei Wallfahrten und Kirchweihen, öffentlich gesungenen (S. XIII).

Obwol nun der Titel uns nur ein Werk über das deutsche Kirchenlied von Luther an verspricht, so ist doch auch die vorlutherische Zeit mit dem geistlichen Liede in der Sammlung keineswegs leer ausgegangen (vergl. Vorrede S. XXVI—XXX). Vielmehr enthält ein erster Abschnitt (S. 1—37, Nr. 1—65) „Lateinische Hymnen" von Ambrosius, aus dem 4. Jahrhundert, von Cölius Sedulius, 5. Jahrhundert, Venantius Fortunatus, Gregorius I., 6. Jahrhundert, und andere Hymnen der alten Kirche bis ins 8. und 9. Jahrhundert; „Hymnen und Sequenzen" (d. h. nach dem Graduale und vor dem Evangelium gesungene Lieder) vom 10. bis zum 16. Jahrhundert: von Notker dem Ältern († 912), Robert, König von Frankreich († 1031), Abälard († 1142), Bernhard von Clairvaux (12. Jahrh.), Thomas von Aquino (13. Jahrh.), Thomas v. Celano (13. Jahrh.), Jacoponus († 1306); von Huß, Melanchthon, Joach. Camerarius und vielen Ungenannten.

Ein zweiter Abschnitt umfaßt deutsche Lieder und Leiche bis auf die Zeit Luther's (S. 38—128, Nr. 66—183): Übersetzungen lateinischer Hymnen, sieben Lieder aus Otfried's Evangelienharmonie (8. Jahrh.), neun Lieder aus dem 9. und 12. Jahrhundert, darunter drei von Spervogel, sieben Gedichte Walther's von der Vogelweide; aus dem Lobgesang Gottfr. v. Strasburg auf Maria und Christus; Lieder und Gedichte vom 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts (darunter Gesänge der Geißler; sechs Gesänge Tauler's, 22 Heinrich's von Loufenberg, drei von Joh. v. Salzburg u. A.).

Diese Lieder sind aus allen drei in der Vorrede bezeichneten Arten gemischt. Jede dieser Arten fodert eine besondere historische Untersuchung, welche der Herausgeber angestellt hat und welche die unermeßliche Arbeit, der er sich mit so viel Fleiß und Pünktlichkeit unterzogen hat, ins gehörige Licht stellt (Vorrede S. XIII—XVIII). Zu beiden Abschnitten sind S. 604—675 bedeutende Nachträge hinzugekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ferdinand Höfer's „Histoire de la chimie, depuis les temps les plus reculés jusqu'à notre époque" empfiehlt sich besonders dadurch, daß sie nicht blos dem Gelehrten verständlich, sondern auch dem wißbegierigen Laien genießbar ist. Die Geschichte dieser wie aller Wissenschaften ist dem Verf. nicht eine trockene Nomenclatur von Thatsachen und Namen, vielmehr rollt die Wissenschaft vor unsern Augen die verschiedenen Phasen auf, welche die menschliche Intelligenz, den ewigen Gesetzen zufolge, in ihren Entwickelungen durchläuft. „Drei große Epochen", sagt der Verf., „beherrschen die Wissenschaft. In der ersten ist es die Intelligenz, welche die Thatsachen beobachtet und so viel als möglich von allen Fesseln des Aberglaubens und der systematischen Vorurtheile frei ist. Oft überraschen uns die Lehrsätze der primitiven Anschauung, obgleich auf keine wissenschaftlichen Beweise gestützt, durch ihre Richtigkeit und Einfachheit. Diese Epoche, welche sich speciell der Praxis zuneigt, umfaßt das ganze Alterthum bis zu dem Augenblicke des merkwürdigen Kampfes zwischen dem auflebenden Christenthume und dem hinsterbenden Heidenthume. In der zweiten Epoche artete der Geist der Beobachtung aus. Allzu sehr in das Gebiet des Spirituellen sich verflüchtigend, gibt der Gedanke das Feld der Erfahrung auf, um sich auf das Gebiet der mystischen und übernatürlichen Speculation zu flüchten. Diese Epoche, welche sichtbar der Theorie das Übergewicht zugesteht, begreift das Mittelalter bis zu der neuern Zeit. In der dritten Epoche endlich, welche die unserige ist und welche die der menschlichen Natur stets anklebende Hoffart versucht ist, günstig zu beurtheilen, scheint das Licht nach den Finsternissen wieder anzubrechen, als ob das Gesetz des Gegensatzes sich überall nothwendig erfüllen müsse. So erklärten die Alten die in den Schachten vorkommenden Fälle von Asphyxie als von dem Vorhandensein verdorbener Lüfte herrührend, welche sich nicht einathmen lassen und die Lampe des Bergmanns zugleich mit seinem Leben auslöschen. Für die Alchimisten waren es keine erstickenden Dünste, sondern Gott weiß, welche hämische Dämonen, die den Arbeiter in den Minen sich verirren und verrätherisch umkommen ließen. Endlich kehrte die Beobachtung zu der ersten Idee, von der sie sich verirrt hatte, wieder zurück und bewies wissenschaftlich, was die Alten nicht anders als auf der Idee begreifen konnten. Pythagoras lehrte, daß die Erde sich um die Sonne drehe, die den Mittelpunkt der Welt einnähme; später lehrte man gerade das Gegentheil, bis endlich Copernikus seine Wissenschaft auf eine Idee gründete, welche sich dem Genie des Pythagoras als eine jener metaphysischen Wahrheiten, die des Beweises nicht bedürfen, von selbst darbot."

Unter den belletristischen Neuigkeiten, welche der französische Buchhandel zu Tage förderte, sind folgende zu nennen: „Mademoiselle de Kérouare; Madame de Vandeuil", von Jules Sandeau und Arsène Houssaye (2 Bde.); „La duchesse de Mazarin", von A. de Lavergne; „Le café de la régence", von A. Houssaye (2 Bde.); „Le cardinal-roi", von A. Rolin (2 Bde.); „Un hiver à Paris, tableau de moeurs contemporaines", von Jules Janin, mit 18 prächtigen Kupferstichen und vielen Holzschnitten; „Les contes des fées", von Ch. Perrault, mit 100 Kupferstichen; „Tablettes de la girafe", von Ch. Rodier; „Histoire d'un merle blanc", von A. de Musset; „Oraison funèbre d'un ver à soie" und „Dernier chapitre", von J. P. Stahl; die Schlußlieferungen der Scènes de la vie privée et publique des animaux"; „La cloche Georges d'Amboise", von A. Prignant; „Aventures galantes d'un ténor italien", von J. Lecomte (2 Bde.); „La chambre de la reine", von Pitre-Chevalier (2 Bde.). L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 357. — 23. December 1842.

Zur ältern Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 356.)

Nachdem der Verf. gezeigt, wie sich das katholische geistliche Lied in den Mariengesängen am Ende in einen wahren Cybeledienst verlor und die heilige Jungfrau speculativ zur Mutter alles Werdens, zur Mutter Gottes, auch des Vaters, machte (S. XV—XVII), oder gar deren Mutter die heil. Anna als den Urgrund vergötterte (S. XVII—XVIII), sagt er:

Es war hohe Zeit, daß die Reformation erschien. Erst mit ihr entstand das eigentliche Kirchenlied. Die Geschichte desselben wird also zunächst eine Geschichte der ersten Einführung eines deutschen Kirchengesanges überhaupt sein, danach eine Geschichte der Lieder, die eingeführt und dann geblieben, oder wieder abgeschafft worden.

Die Vorrede zählt sodann auf, was in Beziehung auf beide Theile der Aufgabe geschehen ist, und findet als gemeinschaftlichen Mangel aller bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten in der Hymnologie, daß man das Kirchenlied zu sehr blos als geistliches Lied behandelt und die historische Untersuchung des Kirchlichen an ihm, seinen Zusammenhang mit der Confession und der Gemeinde, ganz hintangesetzt; das wird man nicht länger dürfen. Man wird nicht nur im Allgemeinen die Lieder der lutherischen Kirche von denen der reformirten scheiden und die localen Versuche der katholischen Kirche, auch ihrerseits den deutschen Gesang mehr zu pflegen und dabei von den Liedern jener beiden Confessionen Gebrauch zu machen, berücksichtigen müssen, sondern auch bei Aufführung der einzelnen Dichter keinen ausschließen dürfen, dessen Lieder einmal von seiner Gemeinde gesungen worden (S. XIX).

Dies Alles ist nun vom Verf. geschehen, der dabei die Gesangbücher als „Bekenntnischriften", aber zugleich als „Bekenntnißschriften des Geschmacks" betrachtet und behandelt hat (S. XIX—XXI).

„Aber die Geschichte des Kirchenlieds ist nicht blos eine Geschichte des Wortes, sondern auch der Weise. Hier betreten wir aber ein fast ganz unbearbeitetes Feld." Wie der Verf. dieses Feld urbar zu machen unternommen, wie er der räthselhaften Herkunft der Melodien nicht nur in den ältesten Drucken der kirchlichen Melodien, in den alten Gesangbüchern, sondern auch in den alten weltlichen (auf geistliche Lieder übergetragenen) und lateinischen Melodien nachgespürt, wie er über die Theorie der Tonarten denkt, die allein eine künftige Geschichte der Melodien, namentlich der Volkslieder, vorbereiten kann — das erfahren wir in der Vorrede (S. XXI—XXV) ausführlich.

Von seinem Werke selbst endlich sagt er, daß er dabei einen wissenschaftlichen Zweck im Auge gehabt, weil er sich im Besitze so vieler, zum Theil der seltensten Hülfsmittel sah und glauben durfte, einen guten Beitrag zur Geschichte des geistlichen Liedes liefern zu können; aber auch einen praktischen Zweck, weil das unwissende Geschrei über Gesangbuchsnoth, noch mehr die unberufene Abhülfe derselben, zu einer freien, von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Gegenstandes auffodert.

Gewiß wird nur die Geschichte des Kirchenliedes, vornehmlich aber die Feststellung der ursprünglichen Liedertexte uns vor den Erfindungen und Bethörungen jener eiteln Eiferer, namentlich der Dichter unter ihnen, und vor ihrem Einfluß auf die Gesangbücher sicher stellen.

Es wäre zu wünschen gewesen, der Hr. Verf. hätte sich etwas bestimmter ausgedrückt, namentlich, was er unter unberufener Abhülfe versteht. Auf diese vage Beschuldigung hin dürften manche Arbeiter an einem neuen Gesangbuche nicht wissen, ob sie der Verf. als Freunde oder als Feinde behandelt.

Die Absicht des Verf. war, „eine die ersten Stadien umfassende Geschichte des deutschen Kirchenliedes zu geben, und zwar nicht durch Erzählung, sondern durch unmittelbare Hinstellung der Thatsachen selbst" (S. XXVI). Über den Aufbau des Haupttheiles seiner Arbeit, die Redaction der Lieder Martin Luther's und seiner Zeitgenossen, verbreitet sich die Vorrede S. XXX — XXXV und in den Anhängen. Die Biographien der Dichter sind weggelassen worden, theils weil der Verf. von einer ganzen Anzahl Namen fast gar nichts zu sagen wüßte, theils weil er bei zu vielen der andern ein Mistrauen in die verbreiteten Angaben setzte, und dennoch nicht Hülfsmittel genug hatte, um überall selbst zu prüfen, und entweder zu bestätigen oder zu berichtigen (S. XXX fg.).

Die Lieder Martin Luther's erscheinen in dieser Ausgabe in ihrer ursprünglichen Gestalt seit beinahe drei Jahrhunderten, wobei der letzte von Luther selbst besorgte Druck, nämlich das Valentin Babst'sche Gesangbuch von 1545, verglichen mit der zweiten Ausgabe von 1547, benutzt worden ist. Als eine willkommene Frucht seiner Arbeit sieht der Herausgeber auch die Sicherheit an, mit der nun die Lieder von Hans Sachs Nr. 238—259 bestimmt sind. Gleich sorgfältig und zugleich mit kluger

Auswahl ist er in Beziehung auf die Lieder von Nik. Decius, Just. Jonas, Nik. Hermann, von den böhmischen Brüdern, den Psalmenliedern von Burkard Waldis u. s. w. verfahren. Von den Dichtern der reformirten Kirche kann er sagen, daß sie hier nach drei Jahrhunderten fast sämmtlich zum ersten Male wieder auftreten (S. XXXI—XXXV).

Im Werke selbst beginnen die „Geistlichen Lieder und Psalmen aus der Zeit der Reformation bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts" S. 129 mit den Liedern Martin Luther's (Nr. 184—222, Nachtr. 801), hinter welche aus den Nachträgen noch das Lied Ulrich's von Hutten (Nr. 799) zu reihen ist; darauf folgen die Lieder derjenigen Dichter, die zu dem Joh. Walther'schen Gesangbuche von 1525 und zu dem Valent. Babst'schen von 1545 beigetragen: Paul Speratus (223—226), Justus Jonas (227—229), Johann Agricola, Erhart Begenwalt, Lazarus Spengler, Elisabeth Creuziger, Michael Stieffel (230—237, Nachtr. 800); die Lieder von Hans Sachs (238—259); von Johann Schneesing (Chiomusus), Wolfg. Dachstein, den Markgrafen Kasimir und Georg, der Königin Maria von Ungarn, Adam von Fulda, Wolfg. Meußlin (Mösel, Musculus) (268—270, Nachtr. 809—812), Andr. Knöpken (260—274); die von Hans Witzstat von Wertheim (275—277, Nachtr. 817); von Joh. Sanffdorffer (278), Matth. Greiner (Psalmen, Nr. 279—285), Adam Reußner (Psalmen, 286—288, das Leiden Christi 289), Joh. Kohlros (290—293), Heinr. Müller (294), Erasm. Alberus (295—309), Joh. Freder (niederdeutsch 310—322). Nun kommen (S. 245 fg.) die Gesänge der Böhmischen Brüder; von Michael Weisse (Nr. 323—382, Sequenzen 383—391); von Johann Horn (392—403) und Ungenannten (aus der Quartausgabe der „Kirchengesang" der Böhmischen Brüder von 1566, Nr. 404—431). Zu diesem Abschnitt gehören auch noch mehre Lieder unbekannter Verf. in den Beiträgen.

Ein neuer Abschnitt bringt die Lieder derjenigen Dichter, welche an den von Luther herausgegebenen Gesangbüchern keinen Antheil gehabt, und zwar zuerst die Dichter der lutherischen Kirche (S. 331 fg.): Lieder von Ludw. Hailmann, Urb. Regius und Kunr. Löffel auf Luther's Reformation. Dann folgen Gedichte von Nik. Decius (2), Joh. Spangenberg (Nr. 422—429), Sebald. Heyd (430—436), Wenz. Linck (437), Veit Dietrich (438, 439), Wilh. von Zwollen, Andreas Gruber, Casp. Huober, Paul Rebhun, Johann Hesse, Joh. Xylotectus (Zimmermann?), Herm. Bonn, Nik. Boie, Alb. Salsborch, Joh. Gramann, Cyr. Spangenberg, Joh. Walther (mit je 1—3 oder 4 Liedern, Nr. 440—460), Paul Eber (461—467), Joh. Mathesius (468—482), Nik. Herman (483—508), Wolf Gernold, Thom. Brewer, Joh. Heune (Joh. Gigas), Joh. Magdeburg, Joh. Stigelius, Joh. Halbmeyr von Merckendorf, Herm. Vulpius, Mart. Schalling (meist mit einzelnen Liedern (Nr. 509—520).

Mit S. 425 hebt die Reihe der geistlichen „Dichter der reformirten Kirche" an (siehe oben): Symphorianus Pollio (Nr. 521, 522), Heinr. Vogtherr, Ludwig Oler, Joh. Frosch (sämmtlich Psalmen, Nr. 523—534), Wolffg. Capito (Köpfel), Joh. Englisch (Anglicus), Joh. Schweinitzer (Schwintzer?), Christoph. Sosius, Cunor. Huober, Greg. Meyer, Organist, Christoph Thom. Walliser (535—548); Huldrych Zwingli (Nr. 549 „Ein Christenlich Gesang .... als er mit Pestilenz angegriffen ward" 1519. Nr. 550 „Ein geistlich lid umb Hilff vnd Bystand in kriegsgfaar" 1529); Leo Jud, Ludw. Betzer (Psamen, Nr. 551—555); Jo. Zwick (Nr. 556—571); Ambrosius Blaurer (A. Blaarer, 572—583); Thomas Blaurer (584—590); Claus Keller, Matth. Schiner, Fritz Jak. von Anwyl, Joh. Botzheim (591—597); Graf Jörg von Wirtemberg, Jak. Dachser, Joach. Aberlin (598—606); Burkard Waldis (Psalmen, 607—617); die Gloria Patri (618).

Nun folgen „Lieder von Märtyrern" S. 504 fg.: Hans Schlaffer, Jörg Wagner, Hans Hut, Jörg Blaurock, Liepost Schneider, Christoph Baumann, die sieben Brüder (im Gefängniß zu Gmünd), Matth. Cerfas, Wilh. v. Kepfel, die Schweizer Brüder (Nr. 619—630).

Die Nummern 631—692 (S. 524—588) enthalten Lieder von unbekannten Dichtern, die Nummern 693—719 (S. 589—604) Umdichtungen weltlicher Volkslieder von Herm. Vespasius und Henrich Knauf.

Endlich umfassen Nr. 720—850 Nachträge, darunter „Lieder der ältesten katholischen Gesangbücher (Michael Vehe's Gesangbuch Nr. 819—832, Georg Wicelius 833—841, Joh. Leisentrits Gesangbuch (842—847) und andere (848—850).

Von den fünf Anhängen des Werkes enthält der erste eine „Aufzählung und Beschreibung der deutschen Gesangbücher und Gesangblätter, welche vor Ende des 15. bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts gedruckt worden" (S. 718—787), es sind deren nicht weniger als 187; der zweite Anhang gibt die „Vorreden der alten Gesangbücher" (S. 788—836); ein dritter „39 weltliche Lieder, die geistlich umgearbeitet worden" (S. 837—861); ein vierter „Anmerkungen und Berichtigungen" (S. 862—881); und der fünfte „die Verzeichnisse der Lieder" nach den Anfangszeilen, und zwar 1) der lateinischen Hymnen, Antiphonien und Sequenzen; 2) der deutschen Lieder vor der Reformationszeit; 3) der geistlichen Lieder aus der Zeit der Reformation bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts (Nr. 2 und 3 mit vorangeschickten Namen der Dichter); 4) Verzeichniß der Psalmenlieder; 5) Verzeichniß der weltlichen Lieder (S. 881—894).

Da auch diesem classischen Buche eine ausführliche übersichtliche Anzeige fehlt, so ist es vielleicht nicht unzweckmäßig, sie in einem Archive der Literatur auf obige Weise niederzulegen. Der Verleger hat gleichfalls durch eine glänzende Ausstattung diesem literar-historischen Sammelwerke die Gestaltung eines Prachtwerks gegeben, die es auch verdient.

Eine noch glänzendere Festschrift für die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit den sinnvollsten und

in Holzschnitt meisterhaft ausgeführten Randzeichnungen von Sträßhuber zum Titelblatt und nach Art der alten Prachthandschriften behandelten Initialen, auch einer sonstigen typographischen Ausstattung, die mit dem Glanze und der Solidität englischer Pressen wetteifert, ist Nr. 3: „Luther's deutsche geistliche Lieder nebst den während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen und einigen mehrstimmigen Tonsätzen über dieselben von Meistern des 16. Jahrhundert, herausgegeben von C. v. Winterfeld."

Luther's deutsche geistliche Lieder — sagt der Herausgeber in der Vorrede — leben zwar in fast allen evangelischen Kirchengesangbüchern fort (sollte man es glauben, daß die Barbarei der aufklärenden Opposition gegen das Alte auch sie theilweise aus einem neuen deutschen Gesangbuche verdrängt wissen wollte?!), allein kaum Eines ist unter diesen zu finden, das sie insgesammt umfaßte, keines, das sie in ihrer ursprünglichen Gestalt wiedergäbe.

Das Bedürfniß Aller, denen das Bild ihres Urhebers und seiner Zeit werth und theuer ist, sie vollständig und ursprünglich zu besitzen, hat das verdienstvolle Unternehmen des Hrn. v. Winterfeld veranlaßt. Nun ist zwar gleichzeitig Hr. K. E. Ph. Wackernagel, nicht minder mit den besten antiquarischen Hülfsmitteln ausgerüstet, mit einer vollständigen Sammlung der Lieder Luther's in die Schranken getreten. Die Sache aber kann durch diese gedoppelte Erscheinung nur gewinnen und die Kritik wird Gelegenheit bekommen, noch über Manches weitere Forschungen anzustellen und definitiv zu entscheiden. Zwar haben im Wesentlichen beide Herausgeber aus den gleichen Quellen geschöpft; beiden liegt das letzte, während Luther's Leben erschienene, von ihm mit einer (von Winterfeld Nr. 4, von Wackernagel S. 806 im zweiten Anhange mitgetheilten) Vorrede begleitete, geistliche Gesangbuch zu Grunde, das alle seine Kirchenlieder umfaßt, das zu Leipzig 1745 bei Valentin Babst gedruckte, und beide (Winterfeld Vorrede, Wackernagel S. 129) haben die zweite Ausgabe dieses Gesangbuchs von 1547, die ein sehr sorgfältiger Wiederabdruck ist, verglichen. Dennoch finden sich kleine Verschiedenheiten genug, da wahrscheinlich in den beiden Ausgaben doch nicht absolut dieselbe Orthographie herrscht, und Wackernagel außerdem noch andere von Hrn. v. Winterfeld, nach seinem eigenen Geständnisse, noch nicht benutzte Hülfsmittel („Erfurter Enchiridion" 1524, Form und Ordnung u. s. w. 1531—33, frühere, defecte Ausgabe von Klug's Gesangbuch 1525) hatte, Winterfeld aber besondere Rücksicht auf Walter's Gesangbuch von 1525 nahm; die Existenz dieses Gesangbuchs vermuthet Wackernagel nur S. 726 und schließt auf sie aus dem Peter Schöffer'schen Gesangbuch (Wittenberg 1525), zu welchem Luther die von beiden Herausgebern ebenfalls mitgetheilte Vorrede schrieb, und welches Wackernagel für einen Nachdruck jenes Walther'schen hält. Hr. v. Winterfeld citirt Johann Walter's Gesangbuch zu sehr vielen Liedern und Melodien; aber freilich beschreibt er es nirgend, und es könnte immerhin sein, daß auch er das Schöffer'sche damit meinte, zumal da in diesem auf der Rückseite des letzten sonst leeren Blattes steht: AVTORE IOANNE WALTHERO. Jedoch schreibt er beharrlich Walter, nicht Walther, was wieder auf ein Original schließen läßt, wo der Name so geschrieben war. Daß aber Wackernagel Walter (oder seinen Nachdruck) nicht für Luther benutzt hat, erhellt aus dem Liede „Komm heiliger Geist, Herre Gott", wo er im zweiten Vers den Reimmangel:

O HERR, durch deines Lichtes Glantz
zu dem Glauben versammlet hast

unbedenklich duldete (S. 138), während Winterfeld die offenbar ursprüngliche und einzig richtige Lesart aus J. Walter's Gesangbuch von 1525 wiederherstellt:

O HERR durch deines Lichtes Glast
zu dem Glauben versammlet hast (Nr. IX).

Wackernagel dagegen hat in den „Erfurter Enchiridion" vom J. 1524 (bei ihm beschrieben unter Nr. XXIX im zweiten Anhang, S 725) mehre Luther'sche Lieder gefunden, wodurch manche bei ihm mit Recht die Jahrszahl 1524 tragen, die Hr. v. Winterfeld erst aus Walter kennt und daher mit 1525 stempelt. Sogleich das erste bei Walter „Nv kom der heiden Heiland", wo auch bei Wackernagel erkand, tugend, imer steht, bei Winterfeld dagegen erkandt, tugent, jmer. In seiner chronologischen Übersicht adoptirt übrigens Hr. v. Winterfeld die Wackernagel'sche Zeitangabe.

Die Lieder sind bei beiden Herausgebern in verschiedener Ordnung aufgeführt. Bei beiden aber sind ihrer 36. Die vier Luther'schen Lieder aber, die Wackernagel in den Nachträgen beifügt: „Für allen Freuden auf Erden", „O ihr Knecht, loben den Herren" Ps. 112, „Jesus der hat uns zugeseit", „Laßt vns nun alle fürsichtig sein" hat Winterfeld nicht gekannt. Die deutsche und lateinische Litanei und die kleinen Reimsprüche in den Begräbnißgesängen sind von Hrn. v. Winterfeld ausgeschlossen worden, wir finden sie auch bei Wackernagel nicht.

Was dem Winterfeld'schen Werke ganz eigenthümlich ist, das sind die Melodien zu den Luther'schen Liedern, die gewiß auch Hr. Wackernagel nach Dem, was er in der Vorrede seines Werks S. XXI fg. sagt, willkommen heißen wird. Der Verf. verheißt uns eine theilweise von ihm schon ausgearbeitete Geschichte des evangelischen Kirchengesangs. Hier bezeichnet er vorläufig die Melodien der Lieder „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" (Nr. 4), „Ach Gott vom Himmel sieh darein" (Nr. 21) und „Christ unser Herr vom Jordan kam" als höchst wahrscheinlich weltlichen Liedern entlehnt und sagt dann weiter:

Die Form des Liedes, die durch Luther in dem evangelischen Kirchengesange zuerst dauernd einheimisch wurde, ist, für die kirchliche Tonkunst zunächst, und mittelbar für die Tonkunst überhaupt von der entschiedensten Einwirkung gewesen. Die Bedeutsamkeit der Harmonie — der Zusammenklänge in ihrer Folge und ihren Beziehungen — ist an dieser Form erst recht lebendig zur Anschauung gelangt; die rhythmischen Verhältnisse der Strophen, die in den Melodien durch den unbewußten Kunsttrieb ihrer, meist nicht den gelehrten Tonkünstlern angehörenden Sänger wiederum eine ganz eigenthümliche Ausgestaltung erhalten, haben den Sinn für den geordneten Bau selbst umfänglicher Tonsätze erst wahrhaft geweckt und auch von dieser Seite her die völlige Entfaltung der Tonkunst vorbereiten geholfen. Ein reicher Lebenskeim ruhte in dieser Form und man

wird hoffentlich nicht ungern deren Wachsen und Blühen im 1. Jahrhunderte der Kirchenverbesserung betrachten, wie es in den (im Anhange) beigegebenen (mehrstimmigen) Tonsätzen über Melodien Lutherischer Lieder (von Tonmeistern des 16. Jahrhunderts) zu erkennen ist.

Was Luther's Urheberschaft auch der Singweisen seiner Lieder anbelangt, so verweist der Herausgeber auf sein künftiges Werk. Das Ganze beschließt ein prachtvoll ausgeführtes Facsimile des wahrscheinlich ersten Entwurfes vom Luther'schen Liede: „Vater vnser ym Hymelreich" (Nr. 17) auf Großfolio in zwei Colonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Des Kaisers Pathe. Novelle aus dem fränkischen Revolutionskriege von Ferd. Aug. Oldenburg. Zwei Theile. Lemgo, Meyer. 1842. 8. 3 Thlr.

Der Freiherr von Schwanberg will eben eine Tochter taufen lassen, als Kaiser Joseph, auf einer Reise begriffen, durch den umgeworfenen Wagen genöthigt ist, bei dem Taufvater einzukehren, wo er dann Pathe des Kindes wird. Daher der Titel, der sonst weiter nicht eben von besonderer Bedeutung ist. Die vielfältigen Schicksale der kaiserlichen Pathe hier nur anzudeuten, würde, da sie 500 Octavseiten füllen, zu viel Raum einnehmen. Es sei daher genug, daß wir an politischen Begebenheiten den Feldzug am Rhein, die Belagerung von Mainz und Venedigs Fall kennen lernen, und daneben eine ziemlich verwickelte Lebensgeschichte der Pathe und ihres Kreises. Überhaupt können wir um so kürzer sein, als öffentlichen Nachrichten zufolge die Pietät des Verf. den Ertrag seines Buchs mit 93 Thlr. 22½ Ngr. dem Hermannsdenkmal zugewendet hat. Genug sei es daher, daß der Verf. über einen großen Stoffreichthum disponirt hat, und wenn dieser auch wenig genügend verarbeitet ist, doch manche gelungene Partien bietet, die zu der Hoffnung berechtigen, es werde dem Verf., wenn derselbe sich ferner als Romanschriftsteller zu bethätigen denkt, bei seinen Mitteln schon gelingen, mit einigem Studium sich auf einen Punkt zu erheben, von welchem aus er die Ansprüche der Kritik und des Publicums wol befriedigen kann.

2. Der Professor und seine Schützlinge. Von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. B. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das ist nun so eine gute liebe häusliche Geschichte, wie sie auch in Deutschland, trotz aller demselben seit einer Reihe von Jahren aufgebürdeten eigenen und fremden Extravaganzen, noch immer gern gelesen werden. Der Roman gibt durchaus nichts Neues; er befriedigt selbst manche nahe liegende Ansprüche nicht einmal, allein wir nehmen gern, was er nun so gibt. Der Professor ist ein eigener steinreicher Mann, der, von der Umgebung falsch beurtheilt und verkannt, am Ende Recht behält. Und da die Liebe auch ein Recht hat, das durch allen Widerstreit sich Bahn bricht, so sehen wir einen armen Candidaten, der als Hauslehrer bei Commerzienraths eine sehr gedrückte Figur macht, doch durch die Tochter von Hause beglückt. Diese Tochter, Rosa, und eine Befreundete, Hilda, sowie die Commerzienräthin und ihr Eheherr sind vorzugsweise gut gezeichnet. Wir können das Buch, wenn es auch nicht zu den brillanten Erscheinungen gerechnet sein will, wohl empfehlen und hätten nur gewünscht, daß der Übersetzer weniger durch die einfache Sprache des Originals gefesselt worden wäre, daß er schlankeres Deutsch gegeben hätte.

3. Zwei Novellen von Fr. Lubojatzky. Grimma, Verlags-Comptoir. 1842. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die erste Novelle: „Eugen Braun", ist eine Art modernen deutschen Torquato Tasso's. Seine Liebe zu einer Comtesse führt eine entehrende Scene mit dem Bräutigam derselben und Wahnsinn des armen Eugen herbei. Die Erzählung bietet einige schöne Momente. Die zweite Novelle: „Veilchen", erinnert uns mit einigem Schrecken daran, daß die Clauren'sche Manier nicht, wie wir glaubten, zu Grabe getragen sei. Sie wird als „humoristisch" bezeichnet und Leser, welche sich des Clauren'schen Humors noch zu erinnern fähig sind, wissen, was das sagen will. Wir bewundern an dieser Erzählung nichts so sehr als die Gleichförmigkeit ihres ordinairen Tons durch 220 enggedruckte Seiten.

4. Der Erzähler. Novellen-Cyklus. Stuttgart, Hallberger. 1842. 8. 1 Thlr.

Bis auf „Ein Herbstabend", Original-Phantasie von R. H., gibt dieser Erzähler Übersetzungen und Bearbeitungen aus dem Spanischen, Portugiesischen, Italienischen und Französischen, und wenn auch Manches uns als bereits bekannt erscheinen will, so enthält doch diese Sammlung Ansprechendes und Unterhaltendes, wohin „Peter der Grausame" aus dem Spanischen, „Don Martin de Freytas" aus dem Portugiesischen, und aus dem Französischen „Muttersegen" und „Abenteuer eines Assessors" vorzugsweise gerechnet werden dürfen. „Fräulein La Faille", als wahre Geschichte bezeichnet, gehört in das Gebiet der Scheintodwunder. Wir hätten der Erzählung eine genügendere Durchführung gewünscht. Die übrigen Erzählungen, unter denen „Der Schellenkönig" ein Muster raffinirter Frivolität gibt, bieten ebenfalls manche gute Partien.

5. Die Geschwister. Wiedersehen, oder Wanderungen in Sachsen. Zwei Erzählungen von J. Hylarius. Koblenz, Hölscher. 1842. 8. 27½ Ngr.

Der Verf. gehört der Zeit der Franzosenherrschaft in Deutschland und des Befreiungskrieges an, und so gibt denn die erste Erzählung, in welcher es sich um Majorats- und natürliches Recht handelt, uns die ganze Zeit von Ulm, Jena, Tirol, Rußland, Leipzig bis zum Einzuge in Paris; die zweite in dem nicht befriedigenden Rahmen einer Wanderung in Sachsen die Geschichte eines russischen Offiziers, welcher, überhaupt ein Unglücksbringer, in der Schlacht bei Leipzig seinem Bruder als Feind gegenübersteht, ihn tödtet und dadurch den stillen Wahnsinn einer Geliebten verschuldet. Wenn der Verf. sich mehr concentriren wollte, so hätten wir ihn zu den bessern deutschen Novellisten zu zählen, und jedenfalls dürfen wir „Die Geschwister" dem Leser als anziehend und unterhaltend empfehlen.

G.

Notizen.

Herr von Castelnau unternimmt bekanntlich auf Befehl der französischen Regierung eine Reise durch die Centralgegenden Südamerikas, die nach einem beinahe riesenmäßig zu nennenden Plane angelegt ist. Es handelt sich um nichts weniger, als zu Lande den Continent in seiner größten Breite von Rio de Janeiro bis Lima zu durchschneiden, eine Ausdehnung, von ungefähr 1000 Lieues, deren Hälfte von keinem Europäer bisher erforscht worden ist. Die Rückkehr wird auf dem Maranhon und durch das Innere von Guyana stattfinden. Es sind dies die Gegenden, wohin die Fabel das Land der kriegerischen Amazonen, des Eldorado und das Reich des großen Walpiche, der in den spanischen Chroniken eine so bedeutende Rolle spielt, verlegt hat. Castelnau ist hierzu besonders befähigt, da er sich bereits lange Zeit unter den rothen Stämmen der Wüste aufgehalten und fünf Jahre mit der Erforschung minder bekannter Gegenden des nördlichen Amerika zugebracht hat. Der Gedanke und Plan gehören zumeist dem verstorbenen Herzog von Orleans, während gegenwärtig besonders der Herzog von Nemours sich lebhaft für die Ausführung desselben interessirt.

Die Verf. von „An overland journey to India", Mrs. Elwood, gab heraus: „The literary ladies of England." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 358. — 24. December 1842.

Zur ältern Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 357.)

In Nr. 4: „Leben und Lieder von Paulus Gerhardt"*), herausgegeben von E. E. G. Langbecker, der sich selbst durch fromme geistliche Gesänge und seinen Antheil an der Herausgabe des berliner „Liederschatzes" bekannt gemacht gemacht, auch dadurch zu dieser gewissenhaften Arbeit befähigt gezeigt hat, erhält Deutschland endlich eine diplomatisch genaue Ausgabe seines größten geistlichen Liederdichters und eine auf Urkunden gebaute Darstellung seines Lebens, dessen Geschichte sich nachgerade in eine höchst anziehende, aber durchaus nicht begründete Mythe aufgelöst hatte.

Lange Zeit wurden Gerhardt's Lieder nur zerstreut in den Gesangbüchern gefunden, bis in den Jahren 1666—67 sein Freund Johann Georg Ebeling (geboren zu Lüneburg um 1620, nach Joh. Krüger's Tode Cantor und Musikdirector an St.-Nikolai zu Berlin, auch Lehrer am grauen Kloster daselbst, seit 1668 Professor der Musik am Gymnasium Carolinum zu Stettin, gestorben 1676) es unternahm, sie unter dem Titel „Pauli Gerhardi Andachten", mit noch ungedruckten vermehrt, zu sammeln und in zehn Dutzenden, zuerst in Folio (Berlin 1667), später in Octav (Stettin 1669) mit vier Singstimmen, zwei Violinen und Generalbaß, herauszugeben. Eine andere Ausgabe der Gerhardt'schen Lieder erschien 1667 in kleinem Format zu Frankfurt a. d. O., die ein Nachdruck der ersten Ebeling'schen zu sein scheint. Im J. 1676 wurden Gerhardt's Lieder als Anhang zu Basil. Förtschens „Neuvermehrter geistlicher Wasserquelle" (Berlin) gedruckt, und 1677 erschien zu Nürnberg wieder eine Ebeling'sche Ausgabe mit einer schönen Vorrede des Predigers Feuerlein, die uns Langbecker S. 250 fg. mittheilt. Auf sie folgte eine werthlose zu Eisleben 1700 in 12.; sie enthält zwei unechte Lieder. Endlich veranstaltete Dr. Joh. Heinr. Feustking, Consistorialrath u. s. w. zu Anhalt-Zerbst, 1707 eine Ausgabe nach des Autors nachgelassenem eigenhändigen Manuscripte, die 1717—23 wiederholt wurde. Sie ist mit einer sehr schönen Würdigung der geistlichen Poesie Gerhardt's durch jenen alten Herausgeber verbunden (Langbecker, S. 260 fg.). Feustking rubricirte Gerhardt's Lieder nach ihrem Inhalte. Dieser trefflichen Ausgabe folgte eine augsburger in länglich 12., mit einer Vorrede des Senior Joh. Phil. Treuner, auf dem Fuße. Die Lieder sind auch dem Inhalte nach, aber anders als bei Feustking, geordnet. Mit ihr schließt sich die Reihe der alten Ausgaben.

Beinahe ein Jahrhundert verging, bis wieder an Gerhardt gedacht wurde, und in jener trostlosen Zeit der Unpoesie, die im geistlichen Liede herrschend wurde, verschwanden diese herrlichen Lieder, wo sie nicht in Gesangbüchern, zuletzt meist verstümmelt, fortlebten, fast ganz im Volke, so sehr, daß noch in den letzten Jahren die würtemberger Gesangbuchs-Commission zu Stuttgart keiner jener alten Ausgaben habhaft werden konnte.

Erst nach der großen Heimsuchung Gottes durch die französische Unterjochung „suchte man aus dem veralteten Hausgeräth die mit vieljährigem Staube bedeckten Erbauungsbücher der frommen Vorzeit hervor, und auch Paul Gerhardt trat nun wieder ans Licht" (S 269). Zuerst gab der edle Bürgermeister von Bremen Dr. Franz Tiedemann eine „Auswahl aus P. Gerhardt's Liedern. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben" (Bremen 1816, zweite Auflage 1827) heraus, aber leider nicht unverändert, sondern gelinde nach dem Geschmack der Zeit corrigirt. Dieser Auswahl scheint die nürnberger Ausgabe von 1683 und die Feustking'sche von 1723 zu Grunde gelegen zu haben.

Ihr verdanken wir es, daß wenige Jahre darauf eine vollständige Sammlung der Gerhardt'schen Lieder (Wittenberg 1821, zweite Auflage Berlin 1827, dritte ebendaselbst 1838 von den Professoren Olshausen zu Erlangen und von Lancizolle zu Berlin) veranstaltet wurde. Aber auch diese Sammlung hatte nur die Erbauung im Auge, daher denn hier und da sich kleine Änderungen finden und zwei Verse in der Sammlung ganz ausgelassen sind. Im Übrigen folgt diese Ausgabe der Feustking'schen von 1723.

Zunächst treffen wir nun wieder eine Auswahl aus Gerhardt's Liedern in der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts von Wilhelm Müller" im siebenten Bändchen von S. 103 bis zum Ende des Buchs.

Seit mehr als zehn Jahren ruhte nun Gerhardt, und jetzt erst wird ihm durch den gewissenhaften Her-

*) Vgl. eine andere Beurtheilung dieses Werkes in Nr. 126 d. Bl. D. Red.

ausgeber ein vollständiges Denkmal seines Lebens und Dichtens gestiftet. Hr. Langbecker hat mit großer Genauigkeit die von Ebeling zu Berlin 1666—67 in Fol. herausgegebene Sammlung der Gerhardt'schen Lieder zum Grunde gelegt und hielt die nach dem hinterlassenen Manuscripte des Dichters von Feustking zu Zerbst 1707 veranstaltete Ausgabe daneben, um zu zeigen, wie Gerhardt selbst bemüht war, seine Lieder zu verbessern. Zugleich gab er, soweit seine Quellen reichten, außer den Varianten, zu jedem Liede literarische und andere, recht anziehende Bemerkungen; endlich auch zwölf Originalmelodien in ihrer ursprünglichen Form, von Zeitgenossen Gerhardt's componirt und zum Theil noch jetzt in den Kirchen gesungen.

Die aus Urkunden fast ganz zusammengesetzte Biographie des Dichters gibt auf ihren 240 Seiten folgenden die Grunddata zusammenfassenden Erfund:

Paulus Gerhardt (so schrieb sich der Dichter, seltener Gerhard) ward zu Gräfenhainichen in Kursachsen, wo sein Vater Christian Gerhardt Bürgermeister war, muthmaßlich 1606 geboren (die Kirchenbücher wurden am 11. April 1637 ein Raub der schwedischen Flammen). Er erwuchs im Jammer des dreißigjährigen Krieges und hatte, schon durch Kirchenlieder bekannt, sein vierundvierzigstes Lebensjahr ohne öffentlichen Kirchendienst zurückgelegt. Zur Zeit (1649) lebte er im Hause des kurbrandenburgischen Kammergerichtsadvocaten Andreas Berthold zu Berlin, wo er von Zeit zu Zeit als Candidat predigte. Aber die Verzögerung seiner Anstellung hatte einzig in den traurigen Zeitumständen ihren Grund. Denn als am 13. März 1651 der Propst Kaspar Göde in Mittenwalde gestorben war, wandte sich der dortige Magistrat an das berliner Ministerium, mit der Bitte, ihm einen tüchtigen Mann zu dieser Stelle in Vorschlag zu bringen, und die Geistlichkeit empfahl demselben „den ehrenvesten, vorachtbaren und wohlgelahrten Herrn Paulum Gerhardt" — „wie wohl wider sein Bewußt, welches wir daher auch für den aufrichtigsten und besten Dienst halten", als „eine Person, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geistes und ungefälschter, Lehre dabei auch eines ehr- und friedliebenden Gemüthes und christlich untadelhaften Lebens ist". Und so empfing denn P. Gerhardt in der St.-Nikolaikirche zu Berlin am 18. Nov. 1651 die Weihe zu jenem Amte, und am 11. Febr. 1655 vermählte er sich mit der Tochter seines berliner Hauswirths Bertholdt, Anna Maria, die ihm 1656 eine 1657 schon wieder verstorbene Tochter, Maria Elisabeth, und später mehre Kinder gebar, die er aber bis auf einen Sohn alle überlebte.

Zu Mittenwalde lebte Gerhardt nicht ganz glücklich. Sein College, der Diakonus Allborn, war bei Besetzung der Propstei übergangen worden und in einem gespannten Verhältnisse zu ihm; die Einkünfte waren gering und seine Gattin sehnte sich nach Berlin zurück. Willkommen war daher der Ruf, der ihn nach dem Tode des Propst Peter Behr an das Diakonat der St.-Nikolaikirche zu Berlin berief, ein Posten, den er im Juli 1657 antrat.

Mit diesem Glücke beginnt aber auch das schwere Verhängniß des frommen Dichters, dessen entfernte Ursachen der Biograph interessant genug ableitet und darstellt. Seit nämlich der Kurfürst Joachim II. das heilige Abendmahl zu Spandau unter beiderlei Gestalt genossen (1539) hatte, war die evangelische Wahrheit reißend schnell in den brandenburgischen Landen verbreitet; die Fürsten machten ihr Land so lutherisch als möglich und verbreiteten mit einer gewissen Grausamkeit den Haß gegen Zwinglianer und Calvinisten. Dieser Haß stand in der Blüte, als die Nachfolger sich unvermerkt selbst dem Calvinismus zuwandten, und als endlich Johann Sigismund am 25. Dec. 1613 sich öffentlich zur reformirten Kirche bekannt und diese damit zur Hofconfession erhob, brachte er mit diesem Schritte Schrecken und Bestürzung unter seine lutherischen Unterthanen. Durch Rede und Schrift, besonders aber von den Kanzeln herab wurde gegen die Glaubenslehren der Reformirten gedonnert; kein begütigendes, kein strenges Edict des Kurfürsten, kein wohlmeinend veranstaltetes Colloquium half; der Versuch, beide Confessionen zu vereinigen, ward als teuflischer Syncretismus verrufen, und dieser Zustand dauerte bis in die Regierung Friedrich Wilhelm's des Großen (1640 fg.) hinein. Die größte Unruhe unter den Lutheranern verursachte die vom Landgrafen zu Hessenkassel bewerkstelligte Einigung der beiden Theile in seinem Lande und die dabei gezeigte Nachgiebigkeit der lutherischen Theologen zu Rinteln gegen die reformirten zu Marburg (Juli 1661). Dies erhitzte auch in Berlin die Gemüther furchtbar. In Schriften und auf Kanzeln verketzerte man sich gegenseitig; ein Edict des Kurfürsten hatte keinen Erfolg.

Gerhardt hatte bis dahin glücklich in Berlin gelebt und gewirkt. Da erließ, wenige Tage, ehe ihm (25. Aug. 1662) sein Sohn Paul Friedrich getauft wurde, der Kurfürst den Aufruf zu einem freundschaftlichen Colloquium der Geistlichen beider Confessionen. Köln an der Spree (die Hälfte des jetzigen Berlin) nahm in seinem lutherischen Ministerium die Sache willig auf; die Berliner aber zeigten sich gleich anfangs starr und mistrauisch. Es bestand aber zur Zeit das berliner Ministerium aus den Predigern der St.-Nikolaikirche: dem Propst M. George Lilius, dem Lic. Elias Sigismund Reinhardt, dem M. Martin Lubath und Paul Gerhardt, und aus den beiden Predigern der St.-Marienkirche, dem M. Samuel Lorenz und dem Lic. Jakob Heiwig; das kölnische Ministerium bestand aus dem Propst Lic. Andreas Fromm und den beiden Predigern Johann Bentebart und Christian Nicolai. Die drei Colloquenten von reformirter Seite waren die beiden Hofprediger Barth. Stoschius und Joh. Kunschius und Vorstius, der Rector des joachimsthaler Gymnasiums. Das Präsidium führte von reformirter Seite der Oberpräsident Otto Freiherr von Schwerin, ihm zur Seite vier dirigirende Räthe; auch von lutherischer Seite waren vier Räthe zugegen. Die erste einleitende Sitzung fand auf der kurfürstlichen Bibliothek statt am 1. Sept. 1662. Von Lehren handelte es sich hauptsächlich um die Abendmahlslehre

und die Lehre von der Prädestination, dann um den Exorcismus bei der Taufe, an welchem die lutherischen Geistlichen festhielten, den aber der Kurfürst dem Gewissen der Gemeinden anheimgegeben wissen wollte.

Gerhardt zeigte in diesem Streite gleich mit seinem ersten Gutachten eine unbeugsame lutherische Gesinnung (S. 23 fg.), der beredteste und hartnäckigste, auch auf der Kanzel unduldsamste Berliner aber war der Archidiakonus Reinhardt. Schriften wurden gegen Schriften gewechselt und es wurden ganze Bogen aus Gerhardt's strenger Feder mitgetheilt. Nach elf Sessionen war man sich keinen Schritt näher gekommen und der Ton der Parteien wurde immer bitterer. Die Reformirten fanden Gelegenheit, sich über Luther auszulassen, dessen die Berliner in einer ihrer Schriften lobend gedacht hatten.

Von Luthern — sagten sie — halten wir, wie von andern Menschen, daß er in sich Fleisch und Geist gehabt, und zwar nihil mediocre. Wenn der Geist in ihm die Oberhand hatte: so hat er heroicos motus bewiesen. Wenn aber das Fleisch obgesieget hat: so hat er greuliche paradoxa ausgestoßen, welche wir tanquam verenda patris ecclesiastici gerne zugedeckt lassen, so lange man uns nicht zwingt davon etwas zu entblößen.

Als nach der sechszehnten Sitzung der Freiherr von Schwerin die Zahl der reformirten Theologen gegen die der lutherischen zu klein fand und deshalb der College des joachimsthaler Gymnasiums Adam Gierk als vierter Collocutor eingeführt wurde, hielt sich der Lic. Reinhardt dadurch beleidigt, daß er sich mit einem geringen Lehrer über so wichtige Dinge sollte unterreden, und schlug diese Unterredung gänzlich ab. Darauf erfolgte ein kurfürstliches Rescript (30. Juli 1663), daß die Conferenzen fortgesetzt werden sollten, doch solle man die berlinischen Prediger davon ausschließen und der Oberpräsident sollte sowol reformirte als lutherische friedliebende Theologen aus andern Städten berufen. Aber die gereizte Stimmung wuchs; ein neues, geschärftes Edict (16. Sept. 1664, S. 91—96), wurde in vielen Tausend Exemplaren im ganzen Lande verbreitet, mit großer Besorgniß und Bestürzung aufgenommen und vom berliner Ministerium unterm 29. Oct. mit einer Schrift an den König beantwortet (S. 97—99), diese Antwort aber impertinent (S. 100) befunden. Zugleich befahl der Kurfürst, daß sich sämmtliche Prediger durch Unterschreibung von Reversen verpflichten sollten, dem Inhalte dieses und der schon früher erlassenen Edicte, den Kirchenfrieden betreffend, nachzuleben, widrigenfalls sie zu gewärtigen hätten, daß sie ihres Amtes entsetzt würden. Das berliner Ministerium wandte sich in der Herzensangst an auswärtige Facultäten, in welcher Handlung der Kurfürst zornig Mistrauen und Ungehorsam erblickte. Propst Lilius und Lic. Reinhardt wurden von ihren Ämtern removirt, und dieser Spruch, nachdem der Erstere, ein siebzigjähriger Mann, auf Anrathen seines Sohnes, baireuthischen Hofpredigers, endlich doch noch einen Quasirevers ausgestellt, in Beziehung auf Reinhardt mit solcher Strenge vollzogen, daß er sogleich die Stadt verlassen mußte (Febr. 1666), Lilius aber erhielt seine Stelle wieder. Vergebens hatte sich in Verbindung mit der Bürgerschaft der Magistrat gewehrt und das berliner Ministerium seine Gewissensscrupel dem Kurfürsten vorgelegt, vergebens die Stände zweimal bei dem Kurfürsten sollicitirt.

Bald darauf verbreitete sich die Nachricht unter den Bürgern, auch Paul Gerhardt sei seines Amtes entsetzt. Er, durch seine salbungsreichen Predigten, seine geistreichen Lieder, sein stilles, christliches Leben, Tausenden, selbst andern Religionsverwandten, erbaulich geworden, sollte seiner Gemeinde und der Stadt auch entrissen werden. Schnell verbanden sich die sämmtlichen Stadtverordneten, wie auch viele Gewerke, zu einem Schreiben an den Rath, der diese Gelegenheit freudig ergriff und an den Kurfürsten nach Kleve eine Vorstellung richtete (13. Febr. 1666), in welcher versichert wurde, „daß Gerhardt der Religion des Kurfürsten in seinen Predigten niemals mit einem Worte gedacht, zu geschweigen, daß er auf dieselbe geschmähet oder gescholten haben sollte; und wie sein Lehren zum Christenthum sei gerichtet gewesen, also habe auch allemal sein Leben darauf bestanden, also daß beider Religion zugethan ihm wohl das Zeugniß geben können, daß er bisher durch einen untadelhaften Wandel, ohne einige Ärgernißgeben männiglich geführt, sogar daß auch Seine Kurfürstl. Durchlaucht kein Bedenken getragen, in Dero märkisches Gesangbuch seine geistlichen Gesänge in Druck zu geben." Auf diese Gründe hin bat der Magistrat, Herrn Paul Gerhardt die Subscription zu erlassen und ihn damit zu verschonen. Der Magistrat fürchtete „Gott möchte die Stadt heimsuchen, wenn ein solcher frommer, geistreicher und in vielen Landen berühmter Mann sie quittiren" müßte.

Aber der fromme, friedliche Mann mußte irgend einen Feind in der Umgebung des Kurfürsten haben, denn die Antwort des Letztern lautet bitter und leidenschaftlich, spricht von „diesem Gerhardt", „diesem Paul Gerhardt", und sagt wörtlich (S. 162, 163):

Dan was ihr sonsten Von seiner sonderbaren Frömmigkeit meldet, solches ist Uns Zwar nicht bewußt, Allein, dieses wißen Wir wohl, daß er nicht allein in Unserm Consistorio, als dem Licentiat Reinharten die schuld dieser widersetzlichkeit beygemeßen worden, Er, Paul Gerhard, ohne einige Dar Zugegebene Veranlaßung und Zu bezeugung seines hitzigen Gemütes, aufgestanden und gesagt, daß solches nicht wäre, sondern daß er Vielmehr Reinhart Zugeredet, wan er hätte weichen wollen u. s. w. — — Sondern auch, daß dieser Gerhard bey seiner ihm Zugestoßenen Schwachheit die andern Prediger Zu sich beruffen, und sie ernstlich Vermahnt, den revers nicht Zu unterschreiben.

Dieses sein Comportement nun bezeuget gar nicht, daß er ein solcher frommer Mann sey, wie ihr ihn beschrieben u. s. w.

Der Kurfürst beharrte darauf, Gerhardt sollte den Revers unterschreiben, widrigenfalls ein anderer Prediger an seine Stelle zu vociren wäre. Die Verordneten der Bürgerschaft wandten sich noch einmal an den Magistrat und dieser abermals an den Kurfürsten. Dies wurde gar ungnädig vermerkt; die Bürgerverordneten sollten „sich nicht darum bekümmern, sondern ihren Handwerken und Nahrung abwarten", Paul Gerhardt sei und bleibe ab-

gesetzt und könne ohne Ausstellung des Reverses nicht restituirt werden (Kleve $^{3}/_{13}$. April 1666).

Nun wagten selbst die Deputirten der Stände, eben zu Kleve anwesend, die Sache neben andern dem Kurfürsten ans Herz zu legen ($^{17}/_{27}$. Juli). Der Kurfürst überging in seiner Antwort die Angelegenheit Gerhardt's ganz; dennoch scheint das edle und ernste Wort seiner Stände einen Eindruck auf den redlichen und gerechten Fürsten gemacht zu haben. Von Kleve nach Berlin zurückgekehrt, ließ er (am 9. Jan. 1667 Nachmittags drei Uhr) den Magistrat zu einer besondern Audienz berufen und ihm durch den Oberpräsidenten Otto von Schwerin anzeigen: „daß, weil er von Paul Gerhardt's Person keine Klage, außer der, vernommen, daß er den Edicten zu unterschreiben sich entzogen, Se. Kurfürstl. Durchlaucht aber davor halten müßten, daß er die Meinung der Edicten nicht recht begriffen hätte: so wollten sie ihn hiermit alles restituirt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstattet haben."

Diese frohe Kunde rief allgemeine Freude in Berlin hervor. Nur Gerhardt, der unbeugsame Mann, theilte sie nicht. Der „nagende Wurm seines Gewissens" erlaubte ihm nicht, den Edicten zu gehorsamen. Er wandte sich an den Magistrat, an den Kurfürsten, wollte einen Weg erfahren, sein Gewissen zu beruhigen; der Kurfürst „möchte ihm mit einer gnädigsten Erklärung aus seinen Gedanken helfen, damit er doch sein Amt hinwiederum versehen, auch die Sacra verrichten möchte." Das war vom Kurfürsten zu viel verlangt. Er gab dem Magistrat am 4. Febr. 1667 die Antwort, „daß, wenn der Prediger Paulus Gerhard das ihm von Sr. Kurfürstl. Durchlaucht gnädigst wieder erlaubete Amt nicht wieder betreten wolle, welches er vor dem höchsten Gott zu verantworten haben werde, andere friedliebende Leute zu Ablegung einer Probepredigt einzuladen seien."

So war Gerhardt's Schicksal in seine eigene Hand gelegt. Er zögerte nicht und dankte ab.

An diese Epoche seines Lebens hat sich nun die längst von der Poesie ergriffene und zum Theile mit Glück verarbeitete Mythe angehängt, welche den landesverwiesenen Paul Gerhardt mit seiner betrübten Gattin hülflos auf dem Wege nach seiner Heimat Sachsen in einem Gasthofe übernachten läßt, wo er, bewegt von dem Trostspruche seines Weibes: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoff' auf ihn, er wird's wohl machen!", aus seiner tiefen Schwermuth erwacht und im Garten das unvergleichliche Lied „Befiehl du deine Wege" dichtet. Spät Abends aber kehren in demselben Wirthshause zwei Herren ein, die, mit der kummervollen Familie ins Gespräch gekommen, erzählen, daß sie vom Christian Herzog von Merseburg ausgesandt seien den abgesetzten Prediger, P. Gerhardt aufzusuchen. Erkannt und freudig begrüßt, empfängt nun der treue Knecht Gottes ein Handschreiben des Herzogs mit der Zusicherung eines ansehnlichen Jahrgehalts und einer Predigerstelle (vergl. Langbecker, S. 432).

Diese anmuthige Erzählung löst sich vor der urkundlichen Lebensgeschichte in ein Phantom der Sage auf. Geschichtlich ist, daß Herzog Christian von Merseburg, sowie die Kunde seiner Absetzung nach Gerhardt's Vaterlande gedrungen war, eine Einladung an Gerhardt ergehen ließ, welcher sie ablehnte, und dann ihm wenigstens ein Jahrgehalt aufnöthigte, bis zu seiner Wiederanstellung. Zugleich sorgte die Gemeinde freiwillig für seinen Unterhalt und der Magistrat war darauf bedacht, den removirten Predigern die Accidenzien zufließen zu lassen. So kam er nie in Mangel.

Gerhardt's Gattin, die seinen Kummer redlich theilte, nahm der Tod im März 1668 von seiner Seite, und allerdings erscheint er nun einen Augenblick rathlos.

Und wirklich schickte jetzt die Vorsehung ihren Engel an ihn, — doch nicht so romantisch, wie die Mythe erzählt, sondern ganz einfach in der Person — des Rittmeisters Engel zu Lübben, der bei Erledigung des dortigen Diakonats dem Magistrat einen geistreichen, frommen und exemplarischen Mann aus Berlin — unsern Paul Gerhardt — für diese Stelle empfahl. Nach langen Unterhandlungen wurde Gerhardt mit der Gemeinde einig, hielt am 14. Oct. 1668 seine Gastpredigt, konnte aber erst den Dienst annehmen und aufziehen als ihm die erbärmliche Diakonatswohnung erhöht, erweitert und neu hergerichtet wurde (S. 223). Vorher noch mußte er die Gemeinde darüber beruhigen, daß die Bürgerschaft wider ihn keines Schutzes für ihre alte, wohl hergebrachte Biergerechtigkeit bedürfe;

„dann ich ja — schreibt er — nicht mehr (fremdes Bier) mitzubringen gedenke, alß was ich etwa Vor meinen Tisch und Hauß bedürffen werde. Oeffentlichen Schanks und Bierhandels werde ich mich so Wenig alß ich hier in Berlin gethan, zu Lübben unterfangen.

Ende Mais 1669 bezog er seinen Posten in Lübben, leistete am 6. Juni vor dem Consistorium den Religionseid und trat am Trinitatisfeste sein Amt an. Die kühle Aufnahme der mistrauischen Gemeinde muß dem frommen Manne weh gethan haben, daher denn auch die Sage geht, daß er in schweren Anfechtungen sich oft still ins Gotteshaus begeben und vor dem Gekreuzigten auf den Knien im Gebete sich gestärkt habe. Als er das siebzigste Lebensjahr erreicht hatte, setzte er längst verbreitete Lebensregeln als ein Testament für seinen Sohn auf und ging mit dem achten Verse seines Liedes „Warum sollt' ich mich denn grämen" siegesmuthig dem Tod entgegen. Er starb am 7. Juni 1676 und liegt muthmaßlich in der Nähe des Altars in der Hauptkirche zu Lübben begraben. Sein Sohn soll Magister und Küster geworden und in Halle gestorben sein. Im J. 1817 lebte zu Bremen noch eine einundachtzigjährige Urenkelin Paul Gerhardt's, Katharine Elisabeth Gerhardt, eine einfältig christliche, liebevolle Seele. Ihr Vater war, wie sie sagte, Advocat in Oldenburg. Von ihrem großen Urahn wußte sie nichts.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 359. — 25. December 1842.

Zur ältern Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 358.)

Die in Nr. 5 von Hrn. Ph. Max Körner auf der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, in deren Bedienstung der Herausgeber steht, und die in diesem Betreff, wie das Vorwort uns belehrt, eine große Ausbeute und Auswahl gewährt, gesammelten und im Interesse der Geschichte deutscher Volkspoesie mitgetheilten „Historischen Volkslieder" finden ihre schönste Würdigung und Empfehlung in dem kurzen Beiworte, das ihnen der berühmte Custos der obgenannten Bibliothek, Hr. J. A. Schmeller, ein Mann der Wahrheit, mitgetheilt hat.

Muß das Volkslied — sagt er in demselben — was Thatsachen betrifft, ohne Zweifel hinter der Urkunde zurückstehen, so gibt es doch, was diese weniger thut, das Licht oder den Schatten an, in welchem sich Personen und Handlungen in der Meinung der Mitlebenden abgespiegelt haben. Und welch eine Macht die Meinung, und wie sie öfter die Mutter als die Tochter der That sei, lehrt fort und fort die Geschichte. Regelrechtes poetisches Verdienst wird darüber solchen Hervorbringungen gerne erlassen. Dem Herausgeber aber muß zur Empfehlung gereichen, einmal, daß er die Texte genau so wiedergibt, wie sie für Leser und Sänger gedruckt ausgeflogen waren, dann noch mehr, daß er sich, bei dem großen Vorrath von Material, zu bescheiden gewußt hat, nur auf eine Ergänzung und Berichtigung Dessen, was bereits in andern Sammlungen der Art zu finden ist, sein Absehen zu richten.

Hr. Körner theilt unter 40 Nummern 49 Lieder mit. Von zwölfen sind die Verf. bekannt und darunter finden sich berühmte Namen: Hans Sachs ist, nach der Vermuthung des Herausgebers (S. 148), der Verf. von Nr. 16, einer „vermanung Kayserlicher Mayestat, sampt aller Staat des Römischen Reichs. Eines Heerzugs, wider den plutdürstigen Türkhen" u. s. w. Von Veit Weber, dem bekannten Tyrtäus, nach der Aussage des Liedesschlusses selbst, ist mitgetheilt Nr. 4: „Ein gar schön Lied geschehen vor Bänterlin, in Burgund gelegen." Kaspar Suter ist, wie gleichfalls der Schluß des Liedes sagt, der Verf. von Nr. 18: „Ein hüpsch nüw Lied von der schlacht im Bemund beschehen, nit wyt von Garian vnd Carmiölen, am Ostermöntag im 1544 jar." Hanns Witzstat, den wir oben unter Nr. 2 als geistlichen Liederdichter kennen gelernt, ficht für seinen Glauben hier in einem Kriegslied Nr. 20: „Ein new kriegs liede, Yetz in diser Frist" u. s. w. Er war (vergl. S. 179) ein alter Lehrer zu Wertheim, der sich im J. 1528 unter den Wiedertäufern zu Zwickau befunden und mehre andere Lieder verfertigt haben soll. Hier singt er gar kräftig:

Frisch auff jr werden Teutschen,
redt vnser vaterland.
Der Feind thut vnß angreyffen,
mit raubē mort vnd brant.
Sassen darzu auch Hessen,
ein Haupt Teutscher Racian
dz Schwert thut fröhlich wetzē
wider den Feindt zu setzen,
Gott wöll vns Beystant thun.

Dem Bapst sind wir entpfallē,
dem mörder vnser Seel:
Gottes Wort zu gefallē,
greufft alle zu d' wehr,
Wider den Bapst zu fechten,
vnd all dieß mit jn honn,
Christus spricht zu dem rechten,
den Bapsthut wil ich brechē,
Ich trag eyn dörne kron.

Hier ist doch wirklich Poesie! Die übrigen Liederdichter heißen: Samuel Dilbaum, Bürger in Augsburg. (Mit einem Lied auf die Eroberung von Raab, das Freiherr Adolf von Schwarzenberg den 29. März 1598 den Türken wieder abnahm (Nr. 34), wozu Hr. Körner die Notiz S. 208 gibt: „Jener 29. März 1598 gab durch Raabs Wiedereinnahme den Raben ins Schwarzenberg'sche Wappen. Der 29. März 1814, an welchem Karl Fürst von Schwarzenberg vor Paris erschien, setzte den Schild Östreichs ins Herz des Schildes der Schwarzenberge." Das Lied ist lebendig-anschaulich.) Hieronymus Ell. (Nr. 12 ein Lied über die Ausschaffung der Juden aus Regensburg im J. 1519:

Das thet die Hundt verdrieffen,
man wollt sie schaffen auß u. s. w. (v. 13.)

Das Lied athmet plumpen Judenhaß und wirft den Juden vor, nicht nur daß sie Wucherer seien, sondern auch, daß sie „sechs kleine Kindt getödtet".) Martin Meyer. (Nr. 9 ein langes fabelhaftes Lied. „In Herzog Ernsten melody", auf einen Ritter in Steiermark, der König in Dänemark wurde u. s. w.) Simon Reutinger (von Hiltzingen, Pfarrherr zu Gerendig in Östreich). (Nr. 31 ein Lied auf den „treulosen" Augustinermönch Martin Luther, 1583:

Ach Gott vom Himmel schau darein
Und laß dich das erbarmen,

Wie hat Luther die Bibel dein
So gar verfelscht den Armen,
Er lehrt der Glaub sey allein gnug,
Man dörff kein gut Werk thun darzu,
Vnd ist im Grund erlogen u. s. w.

Luther heißt Luzifer's Geselle, es hebt beim gröbern „Köher" auf Erden, Mord, Ehebruch, Krieg und Dieberei stiftet er mit seiner Lehre, meineidigen Mönchen, Nonnen und Pfaffen macht er mit Gelübdebrechen und Unkeuschheit viel zu schaffen, und die Bauern lehrt er in Sünde leben und sich im Koth „umbwaltzen", wie ein Schwein.) Martin Schlecht. (Nr. 24, gedruckt zu Straubing. Über die Buhlschaft einer Königin von Frankreich, die neun Studenten verführt und ums Leben bringt. Mit Talent erzählt.) Andre Summer (der Drucker des vorigen und anderer Lieder; Nr. 26 die alte Geschichte, wie die Juden vor 245 Jahren mit dem Sacrament umgegangen.) Lorenz Wessel (von Essen, zu Wien). (Von ihm ist Nr. 25: „Von dem Graffen und thewren Ritter, Nikolaus von Serin, wie er so ritterlich in Hungern gestritten..."; ein seiner Zeit berühmtes Lied, in dessen Ton viele andere gedichtet worden. Dann Nr. 25 a: „Von dem Edlen gestrengen vnd thewren Ritter Turj Georgen" u. s. w.)

Von den Liedern anonymer Verf. dürften das meiste allgemeine Interesse erregen das Lied von Wilhelm Tell (Nr. 1), von Künig Lasla (Ladislaus von Böhmen, gestorben 23. Nov. 1457, Nr. 3), von der Schlacht vor Dornach (Nr. 7, 22. Juli 1499), die bekannte, schöne Legende von Alexander von Metz (Nr. 8); das Lied von der Schlacht von Nawerren (Novara, 6. Juni 1513, in der 4000 Schweizer unter Herzog Maximilian von Mailand, aus dem Stamme der Sforza, über die Franzosen siegen und Ludwig's XII. Versuch, Mailand wieder zu erobern, vereitein helfen); die Lieder vom Benzenauer und Danhuser (Nr. 13 und 13 a); die zwei Lieder von der Königin Maria von Ungarn (Nr. 15 und 15 a); die Eroberung von Stuhlweissenburg durch die Türken (29. Aug. 1602, Nr. 35); das Klaglied aus dem Beginn des dreißigjährigen Kriegs (Nr. 37); die Heldenklage auf Tilly's Tod (Nr. 38); das Lied zu Ehren des Hauptes der heiligen Liga, Maximilian's I. Kurfürsten von Baiern, zum Spotte der Schweden (Nr. 39); das Lied zu Ehren des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern, der dem von den Türken belagerten Wien im J. 1683 zu Hülfe kam.

Hinter jedem Liede sind zweckmäßige Notizen über den Druck und Inhalt beigefügt.

Von dieser Mittheilung wenden wir uns zu Nr. 6, zu Johann Hadloube's „Gedichten", welche Hr. Ludwig Ettmüller, dem wir die kritische Säuberung so manches kostbaren literarischen Alterthums und den erleichterten Zugang zu vielem Schönen verdanken, als Mitglied und im Auftrage der Zürcherischen Gesellschaft für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer herausgegeben hat. Als nämlich ein anderes Mitglied, Hr. Professor Heinrich Vögeli, im Sommer 1839 nach Paris sich begab, so beauftragte ihn der Vorstand die bei Bodmer bereits gedruckten einzelnen Strophen mit der (Manesse'schen) Handschrift noch einmal zu vergleichen und das in der Bodmer'schen Sammlung Ausgelassene vollständig abzuschreiben. Eine nochmalige theilweise Vergleichung der Handschrift übernahm im Winter 1830 Hr. Kunstmaler Ulrich, gleichfalls Mitglied der Gesellschaft, und so ward der Herausgeber in den Stand gesetzt, für den Dichter Dasjenige zu leisten, was bei dem Vorhandensein nur Einer Handschrift geleistet werden kann. Die Sammlung lyrischer Gedichte des Mittelalters war ihm während des Druckes noch nicht zugänglich; sollte sie etwas von Wichtigkeit über den Dichter enthalten, so hofft der Herausgeber später zu einem Nachtrage Gelegenheit zu finden (S. XI).

Hadloube ist der älteste zürcherische Dichter, denn als er am Ende des 13. Jahrhunderts, erzählt im Vorworte Hr. Ettmüller, von den Höfen der Fürsten und den Burgen der Ritter entwich, fand er in den Städten, zumal in den Städten des Reiches, freundliche Aufnahme. Da gab es denn auch in Zürich eine Sängerschule, und Heinrich Manes, Propst an der Abtei, bekannt als Beförderer der Wissenschaften und Gründer der Bibliothek des Stiftes († 1270), setzte derselben den als Dichter und Sänger trefflichen Konrad von Mure vor. Freilich war diese Schule mehr zur Ausbildung des kirchlichen Gesanges bestimmt, allein die Neigung ihres Schirmherrn, die Sammlung seines muthmaßlichen Bruders Rüedger Manes, die aus weltlichen Liederbüchern bestand, und die Gunst, die der weltliche Gesang damals bei der Geistlichkeit genoß, machen es wahrscheinlich, daß auf der zürcher Schule auch das weltliche Lied gepflegt worden (S. I—VI).

War nun Hadloube ein Zögling derselben? Nur muthmaßlich, antwortet Hr. Ettmüller. Wir wissen von dem Dichter durchaus nichts, als was er in seinen Gedichten mittheilt. Darin wird nun der Singschule nicht gedacht, noch auch angegeben, wo der Dichter seine Kunst erlernt habe; aber er stand doch in dem vertrauten Verhältnisse eines Schützlings zu den Manessen und zu Heinrich von Klingenberg, der Zürich mit besonderer Vorliebe zugethan war. So viel erhellt aus den Gedichten II, VIII, IX (S. VII, VIII).

Nach dem Liede XII, berichtet der Herausgeber noch weiter, ergriff auch Hadloube, wie andere Dichter seiner Zeit, nach Vollendung seiner Bildung, den Stab des Wanderers und seine Reise ging nach Östreich; aber er bringt uns nichts mit, außer dem Wunsch, daß die grossen Hüte, womit damals die östreichischen Frauen ihre schönen Häupter zu umschatten liebten, „Donau ab fließen möchten" (S. VII, VIII).

Das kurze Lied (S. 22) mag als eine Stylprobe des Dichters hier stehen.

Die Hüte.

Der site ist in OEsterrich
unminnenklich, || daz schoene frouwen
tragent alle hüete breit;
wan ir minneklichen var
mag man gar || selten gesehen.

sag ir hüet hânt dâgeleit,
Maniger waer diu zît gar unverdrozzen,
sæch man diker ir wengelîn
und ir liehten ougen schîn.
Wan waeren die hüet gefallen
Tuonowe ab, sô möchte ez sîn!

Jeder Dichter mußte damals eine Herrin haben, der er huldigte. Hadloube scheint im Vorausgefühl seines Berufs sehr früh für dieses Bedürfniß gesorgt zu haben. In Nr. II (die Zusammenkunft) erzählt er

Ich diene sît daz wir beide wâren kint;
diu jâr mir sint || gar swaer gesîn,
wan si wag sô ringe minen dienest je,
sin wolte nie || geruochen mîn.

Da brachten „erbarmende Herren", der Bischof von Konstanz, die Äbtissin von Zürich, der Graf Friedrich von Toggenburg (s. S. 118) u. A. sie mit dem Dichter zusammen. Sie sah ihn lieblich an und redete mit ihm, seine Arme lagen auf ihrem Schoos. Ach, wie süß ihm das durch das Herz ging; er durfte die Wohlgestalt so recht schauen und hielt ihre Hand so lieblich fest, Gott weiß! da biß sie ihn in die Hand. Das war ein Beißen! So zärtlich, weiblich, fein; er fand ihren Mund gar süß. Endlich warf sie ihm als Andenken ihr Nadelbein zu. Wenn ein Herz vor Freuden aus dem Leibe gehen könnte, so hätte er das seinige nicht behalten. Er hatte ihre Hand in seinen Händen; ach, er hörte der Süßen Stimme, ihre zarten Worte; er sah ihren Mund, ihr rosenfarben Wängelein, ihre Augen klar, ihre Kehle weiß, ihre weibliche Zucht, ihre Hände weiß wie Schnee. Ihm war lieblich wohl, und er mußte von dannen. Ihm sehnenden Manne that das so weh! (S. VIII. 4 — 8, 118—121). Aus diesem Liede ergibt sich auch die Zeit seines Lebens, welche in das Ende des 13. und den Anfang des 14. Jahrhunderts fällt.

Wer die so zart Besungene war, wissen wir nicht. Aber immer wieder hat er über den Stolz, die Kälte, die Geringschätzung seiner Herrin zu klagen (vgl. S. 39, 50, 51, 52, 53, 57, 64, 111 — 115 u. s. w.); weder ein zärtlicher Brief, ihr bei ihrem Heimgange aus der Frühmesse noch im Dunkeln heimlich mittels eines Haken angehängt, noch die Vorstellungen seiner hohen Freunde bewegten das Fräulein zu freundlichen Blicken. Auf den vornehmen Stand derselben deutet die Ehrenwache von weiblichem Gefolge (die „huot"), die ihr der Dichter beilegt, und seine Klage, daß sie ihm „zu hehr" sei (S. VIII, IX).

Die Poesie des merkwürdigen Dichters, dessen 56 Lieder durch die zweckmäßige Behandlung Hrn. Ettmüller's, seine alten Gedichten geliehenen, orientirenden Überschriften, die historischen und sprachlichen Anmerkungen und den schönen, correcten Druck nun recht zugänglich geworden sind, charakterisirt der Herausgeber als eine durch ihre Stellung zu den andern Dichtern des Mittelalters eigenthümliche. Sehr häufig noch, sagt er, klingen (wie wir auch oben gehört haben) in seinen Liedern die echten Töne des alten Minnegesangs an, daneben aber verfällt der Dichter in eine ganz besondere geistige Richtung, welche der zarten Keuschheit der ältern Dichter schnurstracks entgegensteht. Das wirkliche Leben, und zwar von seiner gemeinsten Seite, ist es, das von Hadloube mehr als billig berücksichtigt ward (z. B. Herbstlieder S. 36, 40, 84 fg., Erntelieder S. 45, 49 fg.). Vielleicht läßt sich hieraus auf den Stand und die bürgerlichen (niedrigen) Verhältnisse des Dichters (doch nicht mit Sicherheit) schließen (S. IX, X). Im J. 1302 besaß ein Joh. Hadelaebe (Hadeläbe?) ein Haus am „nüwen Markte", und 1319 kommt ein Peter Hadelaebe als Zeuge in einem Kaufbriefe der Schwesterversammlung St.-Verenen von Konstanz (einem Dominicanerkloster in Zürich) vor.

Unter die lieblichsten Gedichte der Sammlung gehört Nr. IV, wo die Geliebte, ein Kind liebkosend, geschildert wird:

Ach, ich sah sie wol ein Kindlein brüten, davon ward mein Muth liebe-ermannt. Sie umfing es und druckte es nahe an sich; sie nahm sein Antlitz in ihre Hände weiß, und drückte es an ihren Mund, ihre Wängelein klar, o weh! so gar wohl küßte sie's! Es that, wie ich gethan hätte. Ich sah es sie umfangen; es that, als verstände es sich auf ihre Wonnen. Es war so froh! da mochte ich es nicht ohne Neid verlassen!.... Da das Kindlein eben von ihr kam, nahm ich es in Liebe zu mir; es dünkte mir so gut, weil sie es an sich gedrückt; ich umfing es, ich küßte es an die Stätte, wo es von ihr geküßt war; was mir doch das zu Herzen ging!....

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire de Robert Surcouf, capitaine de corsaire, publ. par *M. Ch. Cunat*. Paris 1842.

Der Titel dieses interessanten Buchs könnte glauben lassen, daß es der Leser hier mit einem echten Ritter- und Räuberromane zu thun habe; aber es ist dies die wahrhafte Geschichte eines merkwürdigen Abenteurers. Es war etwas Heldenmüthiges in diesem Manne, dessen Name bekannter geworden wäre, wenn er nicht vom blendenden Glanze Napoleon's überstrahlt wäre. Robert Surcouf fühlte sich von früher Jugend an vom Meere angezogen. Schon im 13. Jahre nahm er Seedienste, und kaum 15 Jahr alt, schiffte er sich auf einem Kaufmannsschiffe nach Ostindien ein. Von 1789 — 92 durchstreifte er den weiten Ocean in allen Richtungen, und schon in seinem 22. Jahre befehligte er das Schiff Emilie. Unterdessen war der Krieg ausgebrochen und Surcouf ward der Schrecken der Engländer. Bald war er an der Küste Amerikas und bald kaperte er wieder die Schiffe, die den Bundesgenossen Englands auf dem Continent Proviant und Munition bringen sollten. So nahm er namentlich den Engländern zwei Schiffe bei den Seychellesinseln. Napoleon hatte von diesem kühnen Seefahrer gehört und drückte den Wunsch aus, ihn kennen zu lernen. Surcouf stattete ihm bei seiner Zurückkunft in sein Vaterland einen Besuch ab; aber er wollte sich vom ersten Consul nicht bewegen lassen, in französische Dienste zu treten. Er zog es vor, unabhängig und auf eigene Faust gegen die Feinde seines Vaterlandes zu kämpfen. So schiffte er sich aufs neue ein und setzte seine Kapereien fort. Erst im J. 1809 kehrte er, dieser ewigen Streifzüge müde, nach Frankreich zurück. Aber obgleich er von jetzt an eigentlich aufhörte, die gefährliche Rolle eines Korsaren zu spielen, so fühlte er sich doch, als alter Seemann, zu sehr von seinem Elemente angezogen, als daß er dem Meere ganz hätte entsagen können. So gab er sich denn mit der Zurüstung von Schiffen und der Einübung der Matrosen ab. Als endlich der Frieden hergestellt war, wurden die Verdienste Surcouf's um die Vermehrung der französischen Marine dadurch belohnt, daß man ihm das Com-

mando von zwei Bataillons der Nationalgarde zu St.-Malo anvertraute. Indessen behielt er diesen ehrenvollen Posten nicht lange. Er legte ihn einer Ungerechtigkeit wegen, über die er sich zu beklagen zu haben glaubte, nieder und beschloß sein bewegtes Leben in der Stille der ländlichen Zurückgezogenheit. Er hat in Hrn. Eunat, der selbst ein alter Seemann ist, einen guten Biographen gefunden. 50.

Notizen.

Leon Gersant, Sattlergeselle und politischer Verbrecher, vor den Assisen von Bimoutiers.

Von dem politischen Wahnsinn, welcher in Frankreich noch immer in einzelnen Erscheinungen zum Ausbruch kommt, ist folgendes ein nennenswerthes Beispiel: Alexander Leon Gersant, der Sohn ehrenhafter Weber aus der kleinen Stadt Bimoutiers, nur 21 Jahre alt, erschien neulich vor den Assisen, als eines Attentats gegen das Leben des Königs und der Provocation zur Empörung angeklagt. Gersant empfing einen genügenden Elementarunterricht; seine Ältern suchten ihm ihre sittlichen und religiösen Grundsätze einzuprägen, aber sie schlugen in ihm keine Wurzel. Seine Lieblingslecture waren Piron's „Oeuvres badines" und die Lobreden auf Fiechi und Alibaud. Er gab sein Handwerk auf und trat zu Paris in den Dienst eines Gewürzhändlers. Aber bald war er auch dieser Stellung überdrüssig; er ging wieder nach Bimoutiers zurück und trat bei einem Sattler in die Lehre, der ihn fortjagte. Nun blieb dem Burschen nichts weiter übrig, als die Politik zu seinem Handwerk zu erwählen. Er wollte auf jeden Fall von sich sprechen machen und schlug an den Mauern von Bimoutiers Placate an, welche Beleidigungen gegen den König und revolutionnaire Gesänge enthielten. Anfangs hatte man Mitleid mit dem Thörichten; als sich aber der Fall wiederholte und er auf der That ertappt wurde, verhaftete man ihn. Hier einige Stellen aus seinen Placaten: „Louis Philipp, welcher Bettler macht, nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit Philipp und seiner ganzen Sippschaft! Es lebe die Republik! Frei leben oder sterben! Siegen oder sterben! Ehre und Ruhm den Vertheidigern des Vaterlandes! Bürger der großen Nation, laßt uns gegen diesen grausamen Tyrannen uns bewaffnen! Laßt uns nicht in dieser schrecklichen Lage verharren, denn wir sind in einem Kerker! Wo sind die Versprechungen und Eide dieses Verräthers, welcher zum König ausgerufen und gekrönt wurde durch die Franzosen, welche die Freiheit, die Einigkeit, alle bürgerlichen Rechte und nicht die Sklaverei und den Despotismus wollen! Laßt uns rufen: Nieder mit dem Verräther, dem Tyrannen, welcher die Tyrannengewalt wieder einführen, seine Börse mit den öffentlichen Geldern füllen und sein Volk unter seiner Habsucht leiden lassen will!" Eins dieser Placate enthielt folgende Verse:

A la liberté du monde.
Les despotes pensaient au monde
Imposer d'éternelles lois;
Au loin déjà l'orage gronde,
Les peuples vont punir les rois;
De leur chaîne le long outrage
Leur a rendu leur dignité,
Et de l'excès de l'esclavage
Va naître enfin la liberté.

Gersant ist ein kleiner, schwächlich und kränklich aussehender junger Mensch, der aber im Ton der Stimme etwas sehr Entschiedenes und Hochtrabendes hat und mit dem Lachen, womit einige seiner Antworten aufgenommen werden, sehr unzufrieden zu sein scheint. Hierunter folgende: Auf die Frage des Präsidenten, warum er Ludwig Philipp so sehr verabscheue, antwortete Gersant: „Ich verabscheute ihn bereits im J. 1840, als ich wahrnahm, daß er mit Dumourier Frankreich verrathen wolle." Auf die Frage, wer dieser Dumourier sei, antwortete Gersant sehr bestimmt: „Es ist ein General Napoleon's, der diesen während der hundert Tage verrathen hat." Sonst fehlte es ihm nicht an einer gewissen Kraft und Schnellkraft des Ausdrucks und manche Phrasen machten sich bei aller lächerlichen Exaltation und groben Unwissenheit durch ihre sententiöse Heftigkeit bemerkbar. Gersant wurde zu zehn Jahren polizeilicher Überwachung, zehn Jahren Verlust der bürgerlichen Rechte und einem Jahre Einsperrung verurtheilt.

Bekanntlich darf jetzt Niemand an einer französischen königlichen oder Communalschule Lehrer einer fremden Sprache sein, wenn er nicht vorher ein Prüfungszeugniß beigebracht hat. Zu diesem Zwecke soll wenigstens alle zwei Jahre eine Prüfung stattfinden. Die Candidaten, welche zu diesem Concurs zugelassen sein wollen, müssen wenigstens 21 Jahr alt sein und das wissenschaftliche Baccalaureatszeugniß oder das Diplom einer auswärtigen Universität beibringen. Durch diese Maßregel nehmen die neuern Sprachen definitiv im Programm des classischen Unterrichts Platz. Der erste Concurs fand am 25. Sept. d. J. in der Sorbonne statt. Das Programm enthielt die Nachricht, daß sich eine große Anzahl von Candidaten gemeldet hätten und daß man daher die Zulässigkeit sehr erschweren zu müssen geglaubt habe; es seien darunter mehre Zöglinge der Normalschule, mehre Fremde, besonders Polen, die in Frankreich domicilirt seien, auch eine große Zahl bereits fungirender Professoren. Wenn man nach der Zahl der für die einzelnen Sprachen Concurrirenden urtheilen soll, so scheint jetzt in der That nach dem Unterricht in der deutschen Sprache die meiste Nachfrage zu sein, da für die Prüfung in dieser nicht weniger als 55 Candidaten, für die in englischer nur 35, für die in italienischer nur sechs und ebenso viel für die Prüfung in spanischer Sprache zugelassen waren. Die Prüfungscommission für das Deutsche bestand aus den Herren Matter, Generalinspector der Studien, als Präsident, Lebas, von der Normalschule, und Regnier, Prof. der Rhetorik am königl. Collegium Charlemagne.

Die Aufstellung der Bildsäule Heinrich's IV. zu Pau wurde am 26. Oct. beendigt. Auf der vordern Seite des Piedestals stehen folgende Worte: Lou nouste Henric! darunter: Henrico nostro, piu nepotis augusti munificentia redivivo. Die drei andern Seiten des Piedestals enthalten Basreliefs, welche von den geschickten Bildhauer Etex trefflich gearbeitet sind und Momente aus den drei charakteristischsten Epochen des Lebens Heinrich's IV. behandeln. Auf der Rückseite: Heinrich mit den kleinen Montagnards von Coarraze spielend; auf der einen Seite: Heinrich unter den Mauern von Paris läßt den Belagerten Lebensmittel zukommen; und auf der entgegengesetzten Seite: Heinrich von Bourbon in der Schlacht bei Ivry in dem Augenblicke, als er seine Soldaten anredet und auf seinen weißen Federbusch als das Zeichen hinweist, um das man sich zu scharren habe.

Der wunderliche „Almanac prophétique pittoresque et utile, rédigé par les notabilités scientifiques et littéraires" ist auch für das J. 1843 erschienen, mit 100 Stichen von Gavarni, Daumier, Wattier u. s. w. geschmückt, und enthält unter Anderm Folgendes: Prophezeiung des Nostradamus vom Tode des Herzogs von Orleans; kabbalistische Zahl für 1843; algebraische Weissagungen für 1843; eine Weissagung Lavater's; Prophezeiung eines neapolitanischen Magiers; Geschichte der königlichen Bibliothek, von E. Alby; die Eisenbahnkatastrophe vorhergesagt; der Brand von Hamburg; die englischen Pfuscher, von Flora Tristan; eine Episode aus dem russischen Feldzug, von E. Marco de Saint-Hilaire; „caricaturale" Weissagungen, von Leon de Saint-François u. s. f.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 360. — 26. December 1842.

Zur ältern Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 359.)

Nr. 7: „Die Deutschen am Monte-Rosa", von Hrn. Albert Schott, theilt eine Entdeckung mit, welche seit 1796 vorbereitet, jetzt von ihm ganz vollständig gemacht und, wie es scheint, ins Reine gebracht ist. Schon Sauſſure, gewissermaßen der Entdecker des Monte-Rosa, hatte nämlich Nachrichten über vier deutsche Gemeinden am Fuße jenes Berges, Macugnaga, Alagna und die beiden Gressonny, die er im Sommer 1789 besucht hatte, gegeben und die auffallende Erscheinung der in ihnen herrschenden deutschen Sprache gemeldet. L. Freih. v. Welden, der erste Deutsche, der über diese Gegenden aus eigener Anschauung schrieb (1822), fügte, doch nur mit halber Gewißheit, die Gemeinde Rima hinzu; Max Schottky brachte (1836) Rimella hinzu und erwähnt beiläufig, als gleichfalls deutsch, Issime. So waren es sieben. Die achte Gemeinde lernte Hr. Albert Schott in Gabi kennen, und er theilt nun Einiges von den Ergebnissen einer im Sommer 1839 zu jenen Thalbewohnern unternommenen Reise mit, auf welcher er ihrer Sprache und Herkunft auf die Spur kommen wollte (S. 1—2).

Vom südlichen und südöstlichen Fuße des Monte-Rosa (deutsch Gornerhorn, volkspiemontesisch Montagna-rossa oder Monte-rosso, d. h. rother Berg, S. 5) laufen die fünf Thäler aus, in deren obersten Theilen Deutsch geredet wird und deren Mundart der Verf., er zum ersten Mal, einer genauen Betrachtung und Vergleichung würdigt, welche sie, die, mit dem Cimbrischen der 7 und 13 Communen auf den venedischen Alpen, auf welches J. A. Schmeller neuerdings hingewiesen hat, den südlichsten Zweig der germanischen Zunge bilden, gewiß auch verdienen (S. 3, 1).

Zuerst werden die Gemeinden uns geographisch geschildert und es wird auch noch über einige andere Punkte der penninisch-lepontischen Alpen, wo das Deutsche gleichfalls über den Kamm des Gebirges streift, Auskunft gegeben (S. 3—5).

Alsdann erhalten wir Sprachproben von zweien jener Gemeinden (St.-Jean de Gressonay und Macugnaga) und zwar, nach Stalder's Vorgang, aus der Parabel über den verlorenen Sohn, verglichen mit den gleichen Proben, die Stalder's Dialektologie aus Raron im Wallis und aus Grindelwald liefert.

Unter dem vierfachen Texte stehen Erklärungen (S. 6—15). Auf den Text folgen grammatisch-orthographische Bemerkungen (S. 16—22), und das kleine Ganze schließen „geschichtliche Betrachtungen", zu deren Verständnisse der Verf. schon im Eingange (S. 3) bemerkt hat, daß Uechtland die deutschen Gegenden des Cantons Freiburg und den Westen und Südwesten des Cantons Bern bei ihm bezeichnet; daß die Benennung silvisch von dem (übrigens nur auf Welden's Autorität gestützten lateinischen Namen des sonst von seiner rothgelben Farbe benannten Monte-Rosa, Mons Silvius genommen ist, als Gesammtname für die acht italisch-deutschen Gemeinden an jenem Berge, und daß lepontisch für alle die Mundarten gilt, welche die südwestliche, deutsche Schweiz (Uechtland und Wallis) einnehmen, und zu deren Familie das Silvische gehört, während unter dem Namen alemannisch die Mundarten der übrigen Schweiz befaßt sind.

Diese geschichtlichen Betrachtungen gründen sich auf die Annahme eines engen Zusammenhangs aller lepontischen Deutschen. Der lepontische Stamm erstreckt sich nach gewissen Merkmalen, die in den orthographischen Bemerkungen angegeben sind, aus Oberwallis südwärts nach Piemont, ostwärts (über Urseren?) in einzelne Thäler Bündens, nordwärts ins berner Oberland, vielleicht auch nach Obwalden und in einige deutsche Landschaften von Freiburg. Seine Grenzen sind im Westen: bis zu den penninischen Alpen burgundische Romanen (Waat, Niederwallis), von da südwärts lombardische, jetzt savoyische (Val d'Aoste); im Norden: Alemannen (Luzern, Entlebuch, berner Unterland, Freiburg); im Osten: zuerst wieder Alemannen (Nidwalden, Uri bis zur Teufelsbrücke), dann auf eine kleine Strecke Churwalchen (Vorderrhein), zuletzt lombardische Romanen (Tessin, Piemont). Nach Süden läuft er in einen Keil aus, dessen letzter Punkt Issime ist (S. 23).

Die Frage nun, welchem deutschen Volksstamm es gelungen ist, hier unter dem Schutz rauher Gebirge seine angeborene Sprache mitten zwischen romanischen Stämmen treu zu bewahren, welche nur durch Vermuthung beantwortet werden kann, führt den Verf. auf eine ge-

lehrte Musterung, von Süden her der Cimbern, Ostgothen und Langobarden; vom Norden der Burgunden, Alemannen und Franken (S. 23—28). Die Burgunden brachen ums Jahr 200 von ihren Sitzen zwischen den Mündungen der Oder und Weichsel auf und erscheinen im 4. Jahrhundert um den obern Main als selbständige Nachbarn der Alemannen. Der große vandalische Sturm (407) reißt auch die Burgunden fort, die 413 bestimmt als Bewohner Galliens erscheinen und, schnell christianisirt, sich auch bald romanisiren. Hier erhebt sich die Frage: wann bei ihnen und andern Germanen die deutsche Sprache der romanischen gewichen, und ob sodann anzunehmen sei, daß alle Burgunden das Deutsche aufgegeben oder ob ein Theil des Volks, da, wo es im Osten an die streng deutschen Alamannen stieß, seine Muttersprache erhalten habe. Diese Frage sucht der Verf. durch eine neue Untersuchung über den Zusammenstoß der Alamannen und Burgunden im 5. Jahrhundert in der Schweiz, oder durch die Bestimmung der burgundisch-alamannischen Grenzen zu lösen (S. 29—36) und die gefundenen Angaben, deren Prüfung Ref. Kundigern überlassen muß, geben folgendes Resultat (S. 36, 37):

1) Die politische Grenze zwischen Alamannien und Burgund war bis 888 (929) ungefähr durch die Aar bezeichnet und rückte da erst zur Reus.

2) Die romanisch-deutsche Sprachscheide entspricht ungefähr der politischen Grenze des 9. Jahrhunderts, die von der des fünften nicht verschieden war, ausgenommen vielleicht den Strich um die Sane.

3) Die Deutschen der südwestlichen Schweiz stehen in Folge historischer Ursachen nach Sprache, Sitte, Tracht u. s. w. als eigene Gruppe denen der nördlichen und nordöstlichen gegenüber: im Wallis und berner Oberland ist ein anderer Schlag als zwischen Mittelaar, Rhein und Reus; und hier ein anderer als im Osten der Reus.

4) Die Sprengel von Basel und Konstanz sind als alamannisch den burgundischen von Lausanne und Sitten entgegenzustellen.

Sollte man nun nicht berechtigt sein, als alte Volksgrenze zischen Alamannen und Burgunden die Aar anzusehen; die Deutschen längs der Aar, im deutschen Theil des Bisthums Lausanne und im transjuranischen Archidiakonat von Konstanz, als Burgunden, die alemannischen Einfluß — die zwischen Aar und Reus als Alemannen, die burgundischen Einfluß erfahren haben; und erst die im Osten der Reus als reine Alemannen; endlich die Deutschen am Monte-Rosa mit ihren Stammgenossen im Wallis und Üchtland als reine Burgunden, die in verborgenen Alpenthälern ihre Sprache sowol vor dem Untergang durchs Romanische, als vor der Vermischung mit Alemannischem gerettet haben. Und wenn die Abhandlung jetzt, statt zu enden, erst begönne, so würde sie unbedenklich den leeren Namen lepontisch gleich einem verbrauchten Werkzeuge bei Seite legen und den uralten ehrenvollen der Burgunden an seine Stelle setzen.

Schon diese kurzen Andeutungen des Inhalts dieser interessanten Abhandlung lassen ahnen, wie ihr Stoff sich weit über den bescheidenen Titel hinausdehnt und dürften die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Forschung und den Forscher lenken.

(Der Beschluß folgt.)

Wernyhora, der Seher im Gerngelande. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768, von Michael Czaykowski. Aus dem Polnischen übersetzt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 12. 2 Thlr.

„Gleich nach meiner Ankunft in Paris", erzählt Alexander Jelowicki in seinen in Paris erschienenen „Erinnerungen" („Moje wspomnienia"), „fing ich an, mich mit Herausgabe von Erzeugnissen der neupolnischen Literatur zu befassen und gründete mit Januszkowski und Dembowski die polnische Druckerei und Buchhandlung. Da wurden mir von vielen Seiten Manuscripte zugesandt, alle mit Anpreisungen begleitet, große und kleine, in gebundener und ungebundener Rede. Ich mußte Alles lesen und stieß selten auf etwas Gutes. Schon war ich müde und matt, da trat eines Tags einer unserer Emigrirten, Michael Czaykowski — — bei mir ein und übergab mir ‚Kosackensagen', aber entsetzlich geschrieben, jeder Buchstabe war einem Kosackenkantschu ähnlich. Ich nahm das Manuscript an, verspürte jedoch keine Lust, an diese Haken anzubeißen, daher blieben sie wol einen russischen Monat lang ruhig im Winkel liegen, bis der ungeduldige Autor bei mir wieder einsprach. ‚Nun? haben Sie gelesen?' ‚Ich habe es versucht, konnte aber mit der Handschrift nicht zurecht kommen.' ‚No, no, lesen Sie, wenn auch nur eine Sage, die gerade am deutlichsten geschrieben ist.' Und da er einen so freundlichen Blick hatte, daß man wider Willen thun mußte, um was er bat, sollte es auch schwer fallen, so wählte ich mir die Sage von dem Attaman Kunicki aus, die am leichtesten zu lesen war; halb und halb die Czaykowski'schen Haken errathend, las ich, bis sich meine Augen mit Thränen füllten. Von dem Herrn Attaman ging ich zu den übrigen Sagen über, durchgehends wehte mich ein Gefühl der Kraft an, das das Herz mit Muth und Sehnsucht erfüllte, ich fand ein Treiben, ein Leben, Gesundheit und Frische wie in der ukrainischen Luft, wie in dem ukrainischen Frühlinge. Die Ukraine in ihrer Herrlichkeit stand mir vor Augen, ich hätte mich mit diesen Kosacken umhertummeln mögen. Sofort schickte ich die ‚Kosackensagen' in die Druckerei."

Das war das erste Auftreten eines jungen, unbemittelten Schriftstellers, der jetzt zu einem der ersten polnischen Romanschreiber sich erhoben hat und überhaupt für einen Meister in der Erzählung gelten muß. Den „Kosackensagen" folgte der „Wernyhora", von dem uns eine wohlgelungene Übersetzung vorliegt. Dieselbe Frische, dieselbe Kraft und Glut, durch welche die „Kosackensagen" allgemein anzogen, zeichnen auch diese Erzählung aus. Sie ist zwar keine historische Erzählung in dem jetzt gewöhnlichen Sinne, auch kein Roman, denn eine sich durch das Ganze hindurchziehende Liebesgeschichte ist gerade dessen schwächste Seite, viel weniger ist die Erzählung ein scharf gegliedertes und in sich abgerundetes Kunstwerk, sie besteht vielmehr nur aus einzelnen, aneinandergereihten großen Bildern; aber dadurch, daß diese den polnischen Adel in lebensvollen Zügen schildern, daß uns ein bis dahin fast ganz unbekanntes Land, die Ukraine, auf das anschaulichste hingezeichnet wird, daß uns die Bewohner dieses Landes in voller Eigenthümlichkeit mit allen Verirrungen ja Unthaten auf das lebendigste vor Augen treten, zieht Bild um Bild immer mächtiger an.

Die Erzählung führt uns in die Zeit der barer Conföderation, da die Zeichen der Auflösung an dem Körper der alten Republik Polen zum ersten Male deutlich hervortraten, da alle Wohlgesinnten und Vorurtheilsfreien die Folgen der unseligen Vorrechte des Adels zum ersten Male klar erkannten. Ein Theil des Adels suchte nun, seiner Ohnmacht sich bewußt, im Verein mit dem Könige Stanislaus August sein Heil und eine Stütze in der unsichern Freundschaft der russischen Kaiserin, ein anderer, um dem russischen Einflusse zu begegnen, auch wol, um den König des Throns zu entsetzen, schloß die Conföderation zu Bar. Sowol von den polnischen Schwächlingen, die dem russischen Einflusse, durch Versprechungen von Geld und Ehrenstellen geblendet, ergeben sind, hat Czaykowski mehre auf

den Schauplatz geführt, als auch echt polnische derbe und kraftvolle Charaktere, die überall gleich dreinschlagen möchten. Getreu sind im Allgemeinen, wie nach ihren Tugenden, so nach ihren Schwächen die Polen geschildert. Bald blicken wir in des Adels glänzendes häusliches Leben; wir sehen ihn in Genüssen schwelgend, während in der Ferne Gewitterwolken drohen, aber auch die alte Sitte ehrenhafter Gastfreundschaft bewahrend; wir finden, wie er bald bei den Kosacken, bald bei den Türken, bald in der Krim nach Hülfe umhersucht und in unbegrenztem Hasse gegen Rußland nicht zu der Erkenntniß kommt, daß er in seiner Gesammtheit die Kraft gegen fremde Gewalt zu suchen habe; wir sehen, wie er dem geliebten Vaterlande stets mit Gut und Blut zu dienen bereit ist, nur seine Eigenliebe, seine kleinlichen Rücksichten mag er nicht opfern. Im Vordergrunde aller Polen steht der Kämmerer Drożewski, ein achtzigjähriger Greis, die altpolnische Heiterkeit im Herzen und auf der Stirn, höchst ehrenhaft, gerade, offen, ohne Ansehen der Person, der eine Äußerung ohne ein „Schlag todt! Hau nieder!" über die Lippen bringen kann und unerschrocken jeder Gefahr ins Auge blickt. Das Vaterland über Alles! ist sein Wahlspruch. Dieser Kämmerer ist die am klarsten ausgeprägte Persönlichkeit in der ganzen Erzählung, die Zeichnung desselben verräth allein schon eine Meisterhand.

Neben den Polen stehen russische Sendlinge da. Diese hat der Haß gezeichnet; nicht anders, als daß Verwünschungen über sie ausgesprochen werden, treten sie auf. Entweder sind sie Feiglinge, mit einem leichten Anfluge von Bildung, wie ein Graf Tamara, der in der Angst sein Leben aushaucht, oder schlau, gewissenlos, heimtückisch. Wie ein böser Dämon zieht über das ganze Gemälde hin der russische Priester Basilius, Błachoczynny von Czechryn, vor keiner Greuelthat schreckt er zurück, um nur seiner Herrin zu dienen. Derselbe Haß trifft auch die Deutschen; voller Makel, wortbrüchig und feig zugleich sind sie in dieser Erzählung geschildert, ja sie übertreffen noch an Nichtswürdigkeit die „moskowitischen Einfaltspinsel". Wie ungerecht aber die Deutschen hier die Verachtung trifft, davon nur eine Äußerung:

„Mit Stanislaus August kam das Scepter Polens in die Hand eines Elenden, vorher hatte es nur schwache Regenten gegeben. Da begannen Deutsche und Moskauer sofort ihre Blicke auf unser Land zu werfen. Der König von Preußen, vor Alters ein polnischer Lehnsträger, schauderte nicht vor dem Gedanken zurück, die ehemalige Lehnsoberherrin seines Hauses zu verderben; auf sein Anstiften geschah es, daß die vornehmen lateinischen Herren sich beschwatzen ließen, den Schutz der Zaren von Moskau nachzusuchen. Er war es, der Katharinen den Gedanken der Unterdrückung Polens zuerst einflüsterte, Er ein Deutscher, Sie eine Deutsche, so verständigten sie sich bald und schworen es einander zu, die slawische Freiheit zu morden. Das Haus Habsburg hat seine Freude an Polens Unfällen, denn Undank ist bei den gekrönten Deutschen der Lohn für geleistete Dienste, es ist den Kaisern unangenehm, zu hören und zu lesen, wie Jan Sobiesky mit den Polen Wien und das deutsche Reich gerettet; noch hat es Joseph nicht vergessen, daß Leopold sich vor dem Polenkönige dankend neigen müssen, darum sieht er's gern, daß Polen fällt, er denkt: vielleicht vergessen dann die Menschen, wer Jene und wer wir einst waren."

Mit besonderer Sorgfalt dagegen und mit Vorliebe sind die Kosacken geschildert. Mit großem Interesse liest man daher auch die zahlreichen Beschreibungen ihres Landes, ihrer Sitten, ihrer Wohnplätze. „O, wie ist's doch so wonnig in der Steppe vor Wasserfälle! Die Brust fühlt sich erweitert, gehoben, der Athem verschwebt weithin in dem freien Luftkreise, in vollen Zügen schlürft der lechzende Mund den frischen Wind der Steppe und die Seele berauscht sich in dem Tranke der Größe. Meilenweit in der Runde vernimmt das Ohr das leiseste Geräusch. Hier fliegen wilde Gänse von einem See zum andern, man hört ihren schwirrenden Flügelschlag über dem Haupte; dort in der Tiefe rascheln junge Wölfe, sich balgend zwischen dem Weidengebüsch und die alten heulen jammernd wie Klageweiber; der Fuchs stößt sein heiseres Gebell aus, die Schlange zischt am Boden, in weiter Ferne wiehert der Hengst, der Heerde wilder Rosse Wächter. Der Mond ist aufgegangen und schaut mit vollem Antlitze auf die Erde herab, die Sterne haben vor Scham ihre Gesichter hinter graue Schleier versteckt, und nur die gefallsüchtigern unter ihnen werfen dem Herrn Mond dann und wann einen verstohlenen Blick ihrer blitzenden Äuglein zu. Der Kosack schaut hinaus, er wendet sein Auge nach allen Seiten, rings Steppe und nichts als Steppe; der Schatten des Reiters und seines Rosses hat sich in riesiger Gestalt über die Ebene gestreckt und huscht leise über des Grases Spitze dahin. Des Attamans Herz und Sinn schwellt Hochgefühl des Stolzes; er setzt sich im Sattel zurecht, streicht seinen Schnurrbart und spricht zu sich selbst: ‚Ich bin der Steppe König, ein Herr über Herren!'"

Der Aufstand der Kosacken im J. 1768 ist es, der den Hauptinhalt der Erzählung bildet. Wir sehen ihn anfangs noch im Entstehen. Das Volk der Ukraine (des Grenzlandes) ist in Thränen gebadet über sein Elend, mitten zwischen den fruchtbarsten Feldern stirbt es Hungers, der übermüthige polnische Adel treibt seinen Spott mit ihm, mit den Weibern und Töchtern, und qualvollen Todes erliegt es den Mißhandlungen unmenschlicher Amtleute und Verwalter. Da tritt das Volk zusammen, freudig hört es auf die Sendlinge der russischen Zarin, sie verspricht Freiheit und den griechischen Glauben, und die Lachen (Polen) nur Knechtschaft und Bekehrung zu ihrem verhaßten Latein.

„Eure Noth hat an dem Throne der Zarin mitleidsvolle Theilnahme gefunden", so redet der schon erwähnte Basilius das Volk der Ukraine an, „euere Sache ist's jetzt, dafür zu sorgen, daß der Lachen und Juden Blut die Messer färbe, welche durch Priester des alleinwahren Glaubens geweiht worden sind. Schon nahen zahlreiche Fuhrwerke, voll dieser köstlichen Habe, welche euch die Zarin beut. Bringt sie, als wäre es Gottes Wort, in alle Hütten des Grenzlandes, vom Dniepr bis zum Bug, mögen sich die Hände der treuen Bekenner in dem verfluchten Blute der Ungläubigen baden." Mit Spannung folgt der Leser der Ausbreitung des Bundes, schon werden einzelne Greuelthaten vollführt, bald erschallt das Geschrei: „Nieder mit den Lachen und Juden!" durch das ganze Grenzland und der Schreckenstag von Human ist da, die Einwohner einer ganzen Stadt werden hingemordet. Hier erreicht die Erzählung ihren Gipfel. Nur zu ausführlich ist diese Greuelthat geschildert und die gräßliche Strafe, welche die später gefangenen Verbrecher trifft. Eine der Scenen sei unsern Lesern als Probe geboten:

„Weiterhin in dem verwüsteten Dorfe zwischen der griechischen Kirche und dem Kruge ist ein Galgen errichtet, daran hängt ein Edelmann, ein Jude und ein Hund, um den Galgen kreisen Dohlen und Krähen, unter ihm spielt eine Schar von Kindern im Sande; da der alte Kosack sich näherte, sprangen die Kinder auf, liefen in ein dichtes Häufchen zusammengedrängt eine Strecke fort, wandten sich darauf wieder und standen, den Alten anschauend, still. Der Greis warf einen trauernden Blick auf den Galgen und schritt auf die Kinder zu, ihnen mit der Hand andeutend: sie könnten ganz ohne Furcht sein. Einer von den Knaben, etwas dreister als die übrigen, trat ein paar Schritte näher und der ganze Haufe mit ihm; jener sah sich um, und da er die kleine Schar dicht hinter sich erblickte, sprang er frisch vorwärts und bald hatten alle Kinder den Alten umringt. Es trete nur, in einer Schar von Erwachsenen so gut wie in einer Schar von Kindern, ein Einziger mit mehr Kühnheit auf, sogleich werden Alle sich ihm nachstürzen, und jener Recke selbst, indem er die nachdringende Schar hinter sich sieht, wird mit dem Sporn der Eigenliebe sich selbst stacheln und weiter vorwärts bringen, ginge es auch gleich in die Hölle; solches ist der Menschen angeborene Art, Kühnheit treibt die Menschen vorwärts, Eigenliebe schafft die Anführer. So hier der kleine Junge; barfuß, im bloßen Hemde, mit einem Zeuch-

streifen gegürtet, schüttelte er die Haare aus dem Gesichte und näherte sich dem Greise: ‚Alter Vater, was begehrt Ihr?‘ ‚Wo sind die Leute aus euerm Dorfe?‘ ‚Sind alle nach Szyndenowka gegangen, die Lachen und Juden aufzuhängen, da so, wie diese Hunde hier‘, und er wies mit dem Finger nach dem Galgen. ‚Und was haben euch denn die Lachen und die Juden gethan?‘ ‚Was sie uns gethan haben? Der Herr Verwalter jagte uns immer mit der Hetzpeitsche aus dem herrschaftlichen Obstgarten, und der Jude litt es nicht, daß wir auf seinem Anger Teiche gruben und Mühlen bauten; die verdammten Hunde, sie waren auch kein einziges Mal in unserer Kirche, so sagt uns die Mutter.‘ ‚Das sind schlimme Dinge, meine Kinder; der liebe Gott hat befohlen, den Nächsten als Bruder zu lieben, er wird zürnen, wird zur Strafe seinen Donner senden.‘ Hier fingen die Kinder an zu schreien: ‚Das ist ein Lach, ein Lach, lauft, lauft, der steckt uns in den Sack und ersäuft uns.‘ Und sie zerstoben nach allen Richtungen.“

Im Vordergrunde der Kosacken steht Wernyhora, schon im Greisenalter, von niederer Herkunft, ein gemeiner Kosack, aber hochgeehrt im ganzen Lande, von Hohen und Geringen, von den Polen wie von den Seinen, welcher Lachen und Kosacken für die Kinder einer Mutter, Polens, ansieht und beide mit gleicher Liebe umfaßt. O wie schmerzt es ihn, daß er dem Bruderkampfe nicht wehren kann. Beschirmend schreitet er überall ein, ein Vermittler möchte er werden zwischen den sich zerfleischenden Brüdern; aber die Leidenschaften, die Verhältnisse sind stärker als eines Menschen Anstrengung; von allen Seiten her sucht er unermüdlichen Geistes dem Vaterlande Hülfe zuzuführen, aber Rettung bringt er nicht, Polens Loos muß sich erfüllen. Diese Person des Wernyhora hat etwas ungemein Tragisches, obgleich es dem Leser nicht einmal gelingen will, sich ein ganz klares Bild von ihm zu entwerfen. Zuletzt beichtet ihm sein Herz und er kann sterbend nichts als seine Weissagungen dem Vaterlande hinterlassen. Sie gehen noch heute im Lande der Zaporoger von Mund zu Mund, aber wann wird sich folgende Weissagung erfüllen?

„Lange wird Polen die Last seiner Dränger tragen, genetzt mit dem Blute seiner Kinder, gedüngt mit ihren Leichnamen. Doch endlich kommt die Zeit, daß der Engländer sein Geld ausschüttet, der Franke seinen Arm leiht, der Muselmann sein Roß im Horyn tränkt; dann werden die Polen aufstehen, zahllos, wie die Bäume der Urwälder Litwas, wie die Körnchen in der Weichsel Ufersande, wie die Stauden auf der Haide, und werden streiten mit dem Erbfeinde. Ihren ersten Sieg erringen sie in der Schlucht Hanczarychas, den andern bei den Todtenhügeln des Piat und der Perepiatycha, den dritten bei den sieben Grabhügeln, den vierten und letzten zwischen Rzeszow und Janczа. Der Dniepr wird blutroth dahinfließen und die Leichname an dem Strudel seiner Felsbänke zerschellen, und von dem Schwarzen Meere bis zur Ostsee, von den Karpaten bis zu den nizowschen Steppen soll's keinen Deutschen, keinen Moskowiter mehr auf polnischer Erde geben, und abermals wird Polen groß und mächtig dastehen für aller Zeiten Folge!“ 48.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Man würde sehr unrecht haben, wenn man glauben wollte, daß die Franzosen einen Widerwillen vor aller ernsten Gelehrsamkeit empfänden. In Deutschland denkt man sich meistens, daß die Mehrzahl der Franzosen ihre einzige geistige Nahrung aus den politischen Journalen und den leichtfertigsten Romanen zieht, die wir Deutschen zwar scharf kritisiren, aber nichtsdestoweniger geduldig übersetzen. Wie will man aber dann die große Theilnahme erklären, die fast alle wirklich gehaltvolle historische Werke in Frankreich finden? Barante's Geschichte der Herzöge von Burgund, ein Werk in 13 Bänden, das in Deutschland nur in den Händen der Gelehrten sein würde, hat hier bereits die sechste Ausgabe erlebt. Ebenso zählt Thierry's Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen, die auf den gelehrtesten Forschungen beruht, schon die dritte oder vierte Auflage. Und diese Schriften werden nicht blos von den Reichen gekauft, sie stehen nicht unbenutzt in den Bibliotheken, sondern werden wirklich vom Volke gelesen. Es scheint uns dies ein schönes Zeichen für eine Nation, daß die große Menge für wahrhaft nationale Geschichtswerke empfänglich ist. Dadurch wird der öffentliche Sinn genährt und der Patriotismus geschärft. Die große Menge hat hierin übrigens einen feinen Takt und täuscht sich selten. Werke, die nicht aus einer großen Idee hervorgegangen sind, so fleißig sie auch gearbeitet sein mögen, werden das große Publicum stets kalt lassen. So hat Bazin, so verdienstvoll sein „Louis XIII“ und seine „Histoire de la France sous le ministère du cardinal Mazarin“, im Volke keinen Anklang gefunden, obgleich die Gelehrten ihm reichliches Lob gespendet haben. Seine Darstellung ist kalt, er gibt seinen Figuren kein Fleisch und Blut und es weht kein freier lebendiger Geist in seinen Werken. Indessen wird der Geschichtsfreund in dem letztern Werke besonders einige neue Forschungen finden. Leider scheint der Mangel an Theilnahme, den sein erstes Werk gefunden hat, auf den Historiker einen ungünstigen Einfluß gehabt zu haben. Es spricht sich an mehr als einer Stelle eine Art von Mismuth aus, der sich besonders in der Sucht, die Ansichten seiner Vorgänger zu bekämpfen und umzustoßen, verräth.

Schon zu verschiedenen Malen hat man in Frankreich die Kammern veranlassen wollen, dem weiblichen Unterricht eine größere Aufmerksamkeit als bisher zuzuwenden. Obgleich mehre verdienstvolle weibliche Schriftsteller diesem Gegenstande ihre besondere Beachtung gewidmet haben, so ist er doch noch weit entfernt, erschöpfend behandelt zu sein. Gegenwärtig hat ihn nur einer der Bureauchefs im Ministerium des Unterrichts, Hr. Kilian (Elsasser von Geburt), mit der größten Sorgfalt beleuchtet. Seine Schrift führt den Titel „De l'instruction des filles à ses divers degrés“. Kilian hat sich bereits durch mehre andere Werke über das Unterrichtswesen bekannt gemacht und nimmt zwar hauptsächlich auf die weiblichen Bildungsanstalten in Frankreich Rücksicht, indessen hat seine Schrift auch ein allgemeines Interesse. Die Einleitung, in der er seine Ansichten über die Bildung des Weibes im Allgemeinen auseinandersetzt, zeigt uns einen ruhigen, in der Erfahrung gereiften Geist. Diese Abtheilung kann gewissermaßen für eine Erläuterung und Entwickelung des bekannten Ausspruchs der Mad. de Rémusat gelten, die in ihrem „Essai sur l'éducation“ sagt: „La destinée de la femme est renfermée dans ces deux titres épouse et mère.“ Hierauf geht der Verf. der Reihe nach die verschiedenen Anstalten durch, die zur Erziehung und Bildung der Mädchen gegründet sind. Wir können ihm nicht in die mannichfaltigen Details, die er mit großer Klarheit auseinandersetzt, folgen; aber wir verweisen Jeden, der diese wichtige Frage näher ins Auge fassen will, auf dieses sehr verdienstvolle Werk.

Unter den Werken über den deutschen Zollverein, dem die Franzosen eine immer wachsende Aufmerksamkeit zuwenden, ist besonders die Schrift „L'association des douanes allemandes, son passé et son avenir“ von de la Nourrais und E. Bérs hervorzuheben. Es ist dies beiweitem das gründlichste und gediegenste Werk, das diesen Gegenstand behandelt. Der ersten der beiden Verf. dieser Schrift hat gegenwärtig ein anderes Werk herausgegeben, das an Interesse dem eben genannten nicht nachsteht, und das besonders für die Gegenwart eine hohe Bedeutung hat. Es betrifft das Handelsverhältniß Frankreichs zu Belgien und führt den Titel: „De l'association douanière entre la France et la Belgique, ouvrage augmenté de pièces justificatives et de tableaux comparatifs du tarif français et du tarif belge.“ 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 361. — 27. December 1842.

Zur ältern Literatur.

(Beschluß aus Nr. 360.)

In Beziehung auf Nr. 8 wollen wir nicht wiederholen, was anderswo bei Erscheinung des ersten Bandes dieser interessanten „Sammlung altfranzösischen Sagen", die ein berufener Gelehrter, Hr. Dr. Adelbert Keller in geschmackvoller Übertragung herausgibt, von uns im Allgemeinen gesagt worden ist. Dieser neue Band enthält vier Mittheilungen. Die erste Sanct Brandan, nach Jubinal's Ausgabe in „La légende latine de S.-Brandaines" (Paris 1836). Dies ist die Erzählung einer Odysseischen Fahrt jenes heiligen Klostermannes mit zehn Mönchen nach der Insel der Seligen, eine Fahrt, welche Abenteuer erzählt, die, wenn man ihnen den manchmal recht albernen mönchischen Anstrich abwischt, vom Geiste der Poesie selbst erfunden zu sein und keine verächtlichen Elemente einer Homerischen Epopöe oder einer romantischen Stanzendichtung durch einen Bojardo oder Ariosto zu enthalten sich rühmen dürfen. Die frommen Wallfahrer nach dem irdischen Paradiese landen z. B. auf diesem Wege auf einer Insel, die, wie sie auf ihr eben ihren Fleisch- oder Fischkessel ans Feuer setzen wollen, sich zu bewegen anfängt, als wären sie Wasser; kaum haben sie sich aufs Schiff gerettet, um weiter zu steuern, so versinkt die Insel ins Meer, und das Feuer, das sie darauf angezündet, können sie noch auf zwei Meilen in die Ferne erblicken. Der gotterleuchtete Mann aber erklärt seinen Gefährten das Räthsel bald:

Es war keine Insel, auf der wir gewesen sind, sondern ein Fisch, der erste aller Fische, welche im Meere schwimmen, und der sich immer bemüht seinen Schwanz mit dem Kopfe zusammenzubringen, aber es gelingt ihm nicht ob seiner großen Länge.

Wiederum landen sie auf einer andern Insel, auf der ein wunderbar sich ausbreitender Baum so voll von weißen Vögeln ist, daß er zu blühen scheint, wie wir in Deutschland leider mehre Sommer hintereinander die Bäume von lauter weißen Raupenschmetterlingen in Blüte stehend erblickt haben. Diese weißen Vögel sind etwas Vornehmeres, auch einigermaßen Unschuldigeres.

Wir gehören — so wird St.-Brandan vom Chorführer derselben berichtet — zum Falle des alten bösen Feindes, aber wir sündigten nicht selbst, sondern gaben blos seiner Sünde unsere Beistimmung. Als nun der Feind fiel, da traf auch uns der Fall mit allen seinen Dienern. Gewiß unser Herre ist getreu und groß, der uns durch sein Urtheil an diesen Ort gesandt hat. Wir leiden keine Qual, aber wir können die Gegenwart Gottes nicht sehen: so sehr hat er uns getrennt von der Gesellschaft Derer, die nicht gefallen sind. Wir schweifen durch verschiedene Theile der Welt in der Luft und auf der Erde, wie andere Geister, die da ausgesandt sind; aber an den Festen und an Sonntagen nehmen wir die Leiber an, welche du hier siehst, und wohnen hier und loben unsern Schöpfer.
Dann ertönt ihr Gesang und Flügelschlag wie das lieblichste Lied.

Auf einer andern Insel finden sie in seliger Beschaulichkeit einen Mönchsconvent von schweigenden Brüdern: kein Geräusch, keine Stimme ertönt in dem Kloster: wenn einer der Brüder etwas nöthig hat, geht er vor den Abt, läßt sich auf die Knie nieder und verlangt, was er bedarf; der Abt aber nimmt einen Griffel, schreibt auf eine Tafel, was ihm Gott offenbarte, und gibt dieselbe dem Bruder, welcher Rath von ihm verlangte.

Vor 80 Jahren sind wir auf diese Insel gekommen — erzählt den fahrenden Mönchen der Abt — und nie hörten wir eine menschliche Stimme, außer wenn wir Gott lobsingen. Wir 24 sprechen unter uns durch Zeichen mit den Fingern oder mit den Augen. Keiner von uns litt je, seitdem wir hierher gekommen sind, an einer Krankheit des Leibes oder der Seele, wie solche das Menschengeschlecht heimsuchen.

Von den vielen originellen Abenteuern nur noch zwei:

Eines Tages geschah es, als Sant-Brandan auf seinem Schiffe das Fest des heil. Petrus feierte, daß das Meer so klar wurde, daß sie Alles sehen konnten, was sich unter ihnen befand. Da erblickten sie verschiedene Arten von Thieren, welche unter dem Sande lagen. Es kam ihnen vor, als könnten sie diese Thiere vom Grunde heraufnehmen, so hell war das Meer. Es sah aus, als lägen Heerden von Thieren auf einer reichen Weide umher, und sie legten sich im Kreise wie eine runde Stadt. Die Brüder baten den heiligen Vater, die Messe stille zu lesen, damit nicht die Thiere durch das seltsame Getön aufgeweckt würden, um sie zu bekriegen. St.-Brandan erwiderte lächelnd: Ich wundere mich über eure Thorheit. Warum fürchtet ihr diese Thiere und fürchtet Den nicht, der alle diese Thiere verschlingt? Oftmals habt ihr auf seinem Rücken gesessen, Loblieder gesungen, Holz gespaltet, Feuer angezündet und Fleisch gekocht.
Man sieht wol, daß der inselmäßige Fisch gemeint ist.

Auch ein Dante'sches Bild fehlt nicht. Sieben Tagfahrten entfernt von einer vulkanischen Insel, welche die Hölle vorstellt, erscheint ihnen im Meer die Gestalt eines Mannes, der auf einem Felsen sitzt, vor ihm ein Tuch, das, wie ein Sack, an zwei eisernen Haken hing und das die Wogen hin- und herwarfen, wie ein Schiff im

Sturme. Das Wasser rings umher war fest wie ein Wall; auf den struppigen, garstigen Mann brachen von allen Seiten die Wellen ein und schlugen ihm über dem Scheitel zusammen; das Tuch, welches vor ihm herabhing, schlug der Wind manchmal über ihn her und bedeckte ihm das Gesicht. Befragt, antwortet er:

Ich bin der unglückliche Judas, der den schlimmen Handel gemacht hat. Ich habe diesen Ort nicht verdient, sondern ihn durch die unendliche Barmherzigkeit Jesu Christi erhalten. Er ist mir nicht zur Strafe angewiesen, sondern durch die Gnade Gottes und zur Ehre der Auferstehung unsers Herrn; denn es ist heute Sonntag. Jetzt scheint es mir, als sitze ich mitten in der Wonne des Paradieses, gegenüber von den Qualen, in die ich auf den Abend zurückkehren muß. Dann brenne ich wie eine Masse geschmolzenen Bleis in einem Topfe Tag und Nacht auf dem Berge, den ihr gesehen hat.

Die Fabel an sich ist, was nichts schadet, arm und lose und vom Paradies erfährt man so gut als nichts.

Die zweite Mittheilung ist „Robert der Teufel", nach Trebutien's Ausgabe (Paris 1837). Die Sage, hier in der vollständigsten Form mitgetheilt, ist zu bekannt und in allen Gestalten verbreitet, als daß wir ein Wort darüber verlieren dürften. Das dritte Stück „Die lange Nacht", nach dem Fabliau „Dou prestre con porte" bei Meon IV, 20, enthält die komischen Begebenheiten mit dem Leichname eines im Ehebruch vom beleidigten Gatten erstickten Mönchs, und gehört zu jenen vielen Satyrspielen auf den verfaulten Stand der Mönche, welche dem großen Drama der Reformation Jahrhunderte hindurch vorangeschickt wurden. Die vierte Erzählung, „Parthenopex von Blois", berichtet in der anmuthigsten Kunstform, welche dieser Novelle einen Ehrenplatz in der Bülow'schen Sammlung verdienen könnte, wenn dieselbe erweitert erscheinen sollte, von der Lust und dem Kummer eines fabelhaften gallischen Sprößlings von Priamus, der in die unsichtbaren Umarmungen einer holden jungfräulichen Feenkaiserin geräth, die Geliebte verliert, weil er gegen ihre Warnung mit Hülfe einer Zauberlaterne den Gegenstand seines Genusses in ihrer ganzen weiblichen Herrlichkeit entdeckt hat, endlich aber die dadurch Verlorene nach langem beiderseitigen Jammer wieder als rechtmäßiges Gemahl gewinnt und ihr herrliches Reich mit ihr theilt.

Die Leser können aus dieser kurzen Nachricht schon schließen, daß auch in diesem Bande sie Poesie von der echten Gattung erwartet. Gustav Schwab.

Correspondenz-Nachrichten.

Boston, im Oct. 1842.

Der Buchhandel geht jetzt in den Vereinigten Staaten erstaunlich lahm. Kein Geschäft leidet hier unter dem Druck der Zeiten härter. Eher vergeudet ein Amerikaner 100 Pf. in Zuckerwerk in schlechten Zeiten, ehe er 1 Dollar für ein Buch gibt. Dies liegt in der Erziehung, die mehr auf Molasses und Kandis als auf Karely food, herzhafte Speise, gegründet ist. Man liest, um sich zu amusiren oder um sich für ein gerade vorliegendes Geschäft zu unterrichten. In schlechten Zeiten hat man den Kopf voll Rulen oder negativer und passiver Speculationsrechnungen, welche die Gesichter nicht heiter stimmen. Dabei ist die Armuth hier größer, als man gemeinhin beschreibt. Wenn die Geschäfte stocken, sind in den Küstenstädten ganze Massen von Arbeitern, Krämern, Ladenmädchen, Commis, junge Kaufleute und Alles, was daran und darum hängt und von der Hand in den Mund lebt, brotlos, ja viel ärmer als selbst bei uns. Das Papiergeld wird entwerthet, die Bedürfnisse nicht herabgestimmt; ja, man kennt hier nur eine Form zu leben, d. h. gut, fast luxuriös; selbst der arme Mann ist üppiger als irgendwo, wenn sie die Bestandtheile — nicht die Bereitung! — seines Mahles zergliedern. Molasses und Thee, die beiden großen Symbole amerikanischer Unabhängigkeit, genießt man in Übermaß, und die Repräsentation wagt nicht, diese Kleinodien zu besteuern. Der Handel Amerikas nach China ist daher sehr bedeutend, denn jeden Tag wird in jeder Familie wenigstens zweimal Thee getrunken. Man liebt hier nicht die feinern Sorten, die man allein in Europa schätzt. Der hiesige Heysan sieht aus wie getrocknetes Moos, und man bedarf großer Quantitäten, um einen Geschmack herauszubringen. Die Reichen genießen auch feine Sorten, dennoch sind sie wirklich nur dann im rechten Theegeschmack, wenn sie in England, Frankreich oder Deutschland den Liebig'schen „Theobromian" daraus in sich aufgenommen. Es ist eine Lust, die Buben um die Molasses-Schiffe und Wharf herumlungern zu sehen und jedes lecke Faß belecken, an jedem versuchen, ob der Spunt locker sitze, und wenn einer glücklich abgestoßen ist, mit hölzernen Löffeln und allen Instrumenten in das Faß fahren und sich in vollen Zügen laben. Selten stört man die lieben Kleinen darin. Endlich versucht man das Faß auf die Seite zu drehen, was nach vieler Anstrengung von 20—30 Helfern gelingt; ein paar haben Blechschüsseln in Bereitschaft und nun geht das Göttermahl erst an! In den Seestädten ist bekanntlich diese Art des Diebstahls allgemein; in Bremen und Hamburg ging es den Zuckerfässern und Kaffeesäcken ebenso. Doch ich wollte hiermit nur die Leidenschaft der Amerikaner für Süßigkeiten beschreiben. Der Verbrauch von Zucker schwankt hier zwischen 20—30 Pf. für den Kopf, Manche sagen sogar 30—40 Pf., weil die erstere Angabe nur den verzollten Zucker, nicht aber den Mopke-Zucker und den unverzollten umschließt. Mich dünkt, das wäre ein ungeheurer Verbrauch. Stellt man sich das vor, so verbrauchen hier 17 Mill. Menschen circa 600 Mill. Pf. Zucker und Molasses jährlich. Man verbraucht in den Haushalten fast nur unraffinirten Zucker. Es ist begreiflich, daß bei diesem Bedürfniß an Zucker und etwa 100 Mill. Pf. Thee für Bücher nichts übrig bleiben kann, wenn die Zeiten schlecht sind.

Der Handel nach China muß sehr einträglich sein. Man schleppt von hier besonders Pelzwerk und Eis in jene Weltgegenden. Denken Sie sich, daß man Eis von Boston nach Ostindien schleppt! Es liegen dort an der Küste hin eine Reihe von schönen süßen Seen. An einem derselben sind eine Masse Eishäuser. Man bewahrt das Eis nicht in Gruben; im Gegentheil stehen die Häuser auf flachem Grund in Bohlen. Man füllt unter und neben das Eis Tannenlohe und Hobelspäne, und deckt auch das ganze Haus damit zu. Diese Mittel halten das Eis besser als Gruben und Salz. Mit eben diesen Erhaltungsmitteln bringt man das Eis nach Indien und allen südlichen Inseln. Eine Compagnie hat eine Railroad von Boston, von dem Hafen selbst an den fresh pond angelegt und wird sie an alle Eisseen ausdehnen. Täglich schleppt man das Eis von hier zur Stadt und zu Schiffe. Der Verbrauch von Eis ist in der hiesigen Gegend ein Luxusartikel von Bedeutung; desgleichen an der ganzen Küste, besonders den großen Städten. Dieser Artikel wird am Ganges u. s. w. gut bezahlt. Die Chinesen haben wahrscheinlich selbst Eis genug, da sie es sind, die amerikanische Pelze gebrauchen. Gut wäre es, wenn die Amerikaner in den Vereinigten Staaten sich selbst mehr auf den Verbrauch der Pelze legten; es ist ein abscheuliches Klima hier im Winter. Die Westwinde sind schneidend kalt und herrschen vor. Nicht daß das Thermometer oft bis unter 16—18° R. fiele; aber die Winde machen diese geringen Kältegrade unerträglich; der Amerikaner scherzt darüber hin mit einem Deerfoot

der französischen Mäntelchen von dünnem englischen Tuch, daß man glaubt, die Beine müßten ihm zu Eiszacken werden. Blos auf die Köpfe legt man fleißig Pelz, in den sogenannten fur-caps — es scheint, daß dieses Glied am mehrsten gefährdet ist. Lange Erfahrung allein kann diesen Gebrauch von Pelzmützen eingeführt haben.

Die Mannichfaltigkeit des Gebrauchs von Granit ist etwas höchst Interessantes. Man schneidet und sprengt hier mit Maschinen den Granit in jede beliebige Form. Kirchen mit den prächtigsten Säulen aus einem Stück, 30—40 Fuß hoch und in jeder beliebigen Stärke, ganze Häuser mit fertig behauenen Steinen kommen aus den Brüchen. Sollten die berühmten Granitlager in Deutschland nicht auch eine ausgedehntere Bearbeitung und Verbrauchung des Steins zulassen? Ein Granitgebäude sieht zwar graublau oder blaugrau, aber sehr solid aus, und in der That nimmt der rauhe Bruch des Steins jeden Tünch an, oder jede Ölfarbe. Sollten die Architekten diese Frage nicht gehörig ins Auge fassen? Der Holz- und Kohlenverbrauch einer Dampfmaschine kommt dem eines Backsteinofens kaum gleich und erspart nebenher viele Hände. Der Granit ist, wie man versichert, jedem andern Steine als Material vorzuziehen. Er ist durchaus trocken und hat keine nassen und fetten Adern, die z. B. den pirnaischen und weißenfelser Sandstein zu Prachtgebäuden untauglich machen, oder wenigstens sie entstellen.

Die Entdeckungen übrigens, die man hier im Reiche der Maschinistik macht, scheinen mir in der That nicht so bedeutend, seit die Dampfmaschine zu allem Möglichen hilft, als man sie ausgeben möchte. Der Yankee muß, bei der theuern Handarbeit, Vieles durch Maschinen ersparen. Allein was sind denn eigentlich alle diese kleinen Hülfsmittel? Kein neues Gesetz der Mechanik kommt in Anwendung; Alles ist verbraucht. Man würde sich überall auf ähnliche Weise helfen und thut es auch, wo es eben nöthig ist. Gewiß aber ist es etwas werth, daß die Nation so auf Hülfe denken muß, und dies erregt den allgemeinen Scharfsinn. Es kommt dazu, daß wirklich alle bessern Yankee-Erfindungen bereits in Europa gemacht und hier nur verändert, oft verbessert neu aufgelegt werden. Dies ist so allgemein bekannt, daß man erstaunen muß, wie die Zeitungsschreiber den Scharfsinn der Yankees täglich über ihre Erfindungen loben; dies hängt aber so zusammen: Die Zeitungsschreiber werden von dem patentirten Erfinder bezahlt, die Erfindung zu loben. Nun nennt Alles, die neue Erfindung zu besitzen, und in vier Wochen kommt eine neue verbesserte Erfindung für denselben Zweck, welche wieder gelobt werden muß. Es ist Mode, alles Neue zu prüfen und zuerst zu besitzen, und Jeder lobt natürlich seine Waare.

Auf den hiesigen Ausstellungen der Künste und Gewerbe habe ich noch nichts Außerordentliches entdeckt, wenigstens sieht man bei uns größere Fortschritte, fast in Allem mehr Vollkommenheit und Genauigkeit, oft auch mehr Pedanterie. Daß Lord Ashburton hier in Amerika sich Kutschen bestellt hat, darf Sie nicht etwa bestimmen, zu glauben, daß man hier bessere und schönere Staatswagen baue. Allein es sind einzelne Vortheile besser wahrgenommen; besonders baut man hier sehr gute Chaisenräder mit guten Verwahrungen. Sonst aber sind die Wagen sehr geschmacklos, die man hier Staatswagen nennt. Man hat aber eine große Wohlthat darin angebracht, nämlich große Fenster im Fond, sodaß man besser rückwärts sehen kann als durch die elenden Windlöcher unserer Wagen. Das Fenster im Rücksitz hält ungefähr eine halbe Quadratelle und kann von innen nach Belieben, selbst mit einem vom Himmel fallenden Kissen verschlossen werden. Es fällt in den Kasten, wenn es geöffnet, oder der Himmel des Wagens zurückgeschlagen werden soll. Zu solchen Zwecken gebraucht man hier viel dickeres Glas als in Deutschland. Auch die Fensterscheiben sind wenigstens noch einmal so dick und dabei nicht so zerbrechlich und ebenso durchsichtig. Das Glas ist gut und rein, im Ganzen besser als unser deutsches zum Hausgebrauch und verhältnißmäßig sehr billig.

Lassen Sie mich unter den Gegenständen hiesiger Mechanik besonders des Straßenpflasters von Holz erwähnen. Boston ist eine europäisch reinliche Stadt und im Vergleich mit Neuyork, Philadelphia, Baltimore u. s. w. beiweitem die bestorganisirteste hinsichtlich ihrer Verwaltung. Man findet in wenigen Straßen der alten Stadt schlechtes — eher gar kein Pflaster; die Side-walks sind mit Backsteinen über den Fahrweg erhöht und dieser letztere macadamisirt. Diese macadamisirten Wege sind es besonders, welche die Bewohner dieser Straßen durch ihren Staub im Sommer und ihren Koth im Winter plagen, und welche daher durch einen Zuschuß der Hauseigenthümer mit Holz gepflastert werden. Das Holzpflaster ist theurer als das Steinpflaster. Trotz der Urwälder, trotz des fast nutzlosen Schirlings-Tannenholzes, das man am besten dazu findet, trotz des leichten Transports an den Küsten, ist dieses Pflaster theurer. Die Holzklötze kommen hier eine Viertelelle hoch und etwas breiter, sechsseitig, alle egal geschnitten aus den Sägemühlen von Maine. Man muß den Grund sehr tief ausgraben und mit Sand ausfüllen. Die Klötze werden darauf gestellt und festgerammelt wie die Steine. Der tiefere lose Grund ist nöthig, damit das Wasser sich einziehen kann. Jeder Klotz, der sich tiefer setzt, wird mit einer Axt angehauen, herausgezogen, Sand untergefüllt und dann wieder niedergerammelt. Dies bedarf einer gewissen Sorgfalt, besonders vom Anfange. Später steht das Pflaster eher egal, nutzt sich sehr langsam ab, läßt sich leicht reinlich halten, ist aber etwas gefährlich, wenn es naß ist oder glatteist, für die Pferde. Die Oberfläche wird durch den eingeschlagenen Sand völlig steinartig; allein das geringe Geräusch, welches das Fuhrwerk darauf macht, der Schwung, welchen dieses erhält u. s. w., sind große Vortheile. Bemerken muß ich, daß man das Holzpflaster einer Straße weniger wölbt als das Steinpflaster. Mehr und mehr werden die Straßen von Boston mit diesem Pflaster belegt; dies vermindert das Geräusch in dem steten Gewühl bedeutend.

Die Straßenpolicei hat hier auch Verbote gegen das Tabackrauchen auf den Straßen und das Nachtwandeln leichter Dirnen erlassen. Das letztere ist gewiß eine große Wohlthat. Man geht hier so weit, daß man keine Häuser duldet, in denen ein unzüchtiges Gewerbe getrieben wird. Selbst die sogenannten Assignationshäuser sind hier alsbald von der Policei ausgewittert und zerstört. Die Sittlichkeit ist daher unter dem weiblichen Geschlechte ungleich besser als in Neuyork, Philadelphia und Baltimore. Roheiten, wie in Neuyork an dem schönen Cigarrenmädchen im vorigen Jahre und in diesem an einer ehrbaren Wittwe verübt worden sind, hört man hier nicht. Es hat Alles einen weit gesetztern und gesetzlichern Zug. Man kann Boston liebgewinnen, wenn man die andern Städte besucht und unheimlich gefunden hat; es ist Sinn und Verstand im Ganzen, keine zufällige Einrichtung. Dieser Sinn für Ordnung ist in ganz Massachusetts erkennbar und ein schönes Erbtheil der ersten Pilgrimme, die mit starkem, starrem, beharrlichem Sinn ihr Werk der Ansiedelung und politischen und religiösen Freiheit begannen und durchführten auf einem Boden, der viel zu dürftig ist, um die Bevölkerung vor Hunger zu schützen.

94.

Bibliographie.

Barthold, F. W., Geschichte von Rügen und Pommern. 3ter Theil. Vom Tode Barnims I. (1278) bis zum Auftreten der Hohenzollern in der Mark Brandenburg (1411). Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 20 Ngr.

Boz's sämmtliche Werke. 40ster Theil. Amerika. — Auch u. d. T.: Amerika. Aus dem Englischen von E. A. Mozeiarty. 1ster Theil. Gr. 16. Leipzig, Weber. 10 Ngr.

Buch, J. F., Die Lehre von den göttlichen Eigenschaften. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 1 Thlr. 15 Ngr.

Csaplovics, J. v., England und Ungarn. Eine Parallele. Im Anhange: Über die Deutschen in Ungarn. 8. Halle, Renger. 22½ Ngr.

Dalei, B., Gedichte. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Schwarze Lieder. Gr. 12. Bern, Jenni, Sohn. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Fischer, L. H., Freundes Worte eines teutschen Mannes an das Badische Volk. Gr. 8. Frankfurt a. M., Hermann. 10 Ngr.

Fronteserena, L. a, Landwirthschaftliche Humoresken. Ein Gedenkbuch für seine Freunde. Gr. 8. Frankfurt a. M., Hermann. 10 Ngr.

Gotthelf, J., Bilder und Sagen aus der Schweiz. 1stes Bändchen. 8. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 15 Ngr.

Hansa-Album mit Beiträgen von Th. Apel. L. Bechstein. H. v. Bissing. A. Bube. K. Buchner. Fr. Clemens. Cornelio. L. Droves. E. Duller. J. P. Eckermann u. s. w. Herausgeber A. Harnisch. Gr. 8. Halberstadt, Lindequist u. Schönrock. 1 Thlr. 10 Ngr.

Horst, E. von der, Hannover und der Zollverein. Gr. 8. Hannover, Hahn. 7½ Ngr.

James, G. P. R., Morley Ernstein. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Der Katzenjammer heilbar! eine frohe Botschaft von 7. 1ste Auflage. 12. Bern, Jenni, Sohn. 7½ Ngr.

Lavater's ausgewählte Schriften. Herausgegeben von J. K. Orelli. 5ter, 6ter Theil. 16. Zürich, Schulthess. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lieder eines Gefangenen. Den Freien gewidmet. Gr. 16. Schaffhausen, Brodtmann. 20 Ngr.

Märker, L., Diplomatisch-kritische Beiträge zur Geschichte und dem Staatsrechte von Sachsen. 1ster Band. Das Burggrafthum Meissen. — Auch u. d. Titel: Das Burggrafthum Meissen. Ein historisch-publicistischer Beitrag zur sächsischen Territorialgeschichte. Aus archivalischen Quellen. Nebst einem Urkundenbuche. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Mauersteine. Gesammelt von K. Laroche und Br. Feldt. 8. Danzig, Anhuth. 20 Ngr.

Des Predigers Christian Meeuse Leben, von ihm selbst beschrieben. Nach dem Holländischen. 8. Wesel, Klönne. 10 Ngr.

Mittheilungen aus dem magnetischen Schlafleben der Somnambüle Auguste K. in Dresden. Mit Titelkupfer und Holzschnitten. Gr. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mühler, H. von, Gedichte. 8. Berlin, Voß. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller, E. E., Die Aeolsharfe. Ein Cyklus Gedichte mit didactischen Motiven. 16. Leipzig, Meizer. 1 Thle.

— — J., Der Taback in geschichtlicher, botanischer, chemischer, medicinischer und diätetischer Hinsicht. Gr. 12. Emmerich, Gebr. Daams. 20 Ngr.

— — R., Bilder und Sagen aus der Schweiz, in episch-lyrischem Gewande. 12. Glarus. 15 Ngr.

Mundt, Th., Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen. 1ste und 2te Lief. 8. Berlin, Simion. 20 Ngr.

Musen-Almanach der Universität Breslau, auf 1843. 2ter Jahrg. Herausgegeben von Freytag. 16. Breslau, Freund. 1 Thlr.

Neumann, C. F., Der Böhme in Italien, oder: Die beiden Stammköpfe. Ein romantische Erzählung. Gr. 12. Prag, Leitmeritz und Teplitz, Medau. 10 Ngr.

Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Gestalt. Herausgegeben von F. H. von der Hagen. Mit Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Hellmer. Gr. 8. Berlin, Vereins-Buchhandlg. 1 Thlr. 10 Ngr.

Österreich und dessen Zukunft. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Ottmar der Rächer des Verstümmelten oder der Zweikampf im Lager bei Ampfing. Rittergeschichte von der Verfasserin des Turniers zu Nürnberg. 2 Theile. 8. Gera, Heinsius. 2 Thlr.

Das Königreich Preussen in malerischen Original-Ansichten seiner interessantesten Gegenden, merkwürdigsten Städte, Badeorte, Kirchen, Burgen und sonstigen ausgezeichneten Baudenkmälern alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von verschiedenen Künstlern, und in Stahl gestochen von *Joh. Poppel* im Vereine mit den ausgezeichnetsten Stahlstechern unserer Zeit. Begleitet mit einem historisch-topographischen Text. 1ste Lief. Lex.-8. Darmstadt, Lange. 7½ Ngr.

Prokesch-Osten, Kleine Schriften. Gesammelt von einem Freunde. 4ter Band. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quix, C., Biographie des Ritters Gerard Chorus, Erbauers des Rathhauses und des Chors an der Marien- oder Münsterkirche. Mit Belegen. Gr. 12. Aachen, Roschitz. 10 Ngr.

Saß, F. A. G., Geschichte des Hamburger Brandes, mit Wünschen für das neue Hamburg. Mit 1 Plan der Stadt. Gr. 8. Leipzig, Reclam jun. 20 Ngr.

Scheth Ritter von Bohuslaw, J., Einführung in das Heiligthum der Evangelien, oder: Nothwendige Vertrautnisse aus dem alten Bunde zum Verständnisse des neuen. Lex.-8. Innsbruck, Rauch. 2 Thlr.

Schilling, A., Dramatische Conturen: Die Eisenbahn. — Der Mann allein. — Löbeneg. — Die Nacht im Försterhause. — J. J. Rousseau's letzte Augenblicke. 8. Prag, Leitmeritz und Teplitz, Medau. 20 Ngr.

Schmidt, F., Schweden unter Karl XIV. Johann. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 2 Thlr.

Scribe's, E., Theater. In einer Auswahl übersetzt von F. W. Dralle. 1ster Band. 16. Stuttgart, Erhard. 6¼ Ngr.

Sigwart, H. C. W. v., Vergleichung der Rechts- und Staats-Theorien des B. Spinoza und des Th. Hobbes, nebst Betrachtungen über das Verhältniß zwischen dem Staate und der Kirche. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 22½ Ngr.

Sixt, C. H., Dr. Paul Eber, der Schüler, Freund und Amtsgenosse der Reformatoren. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformations-Zeitalters mit XLIX Original-Urkunden. Gr. 8. Heidelberg, K. Winter. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spindler, C., Vergiß mein nicht. Taschenbuch für das Jahr 1843. 14ter Jahrgang. 16. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr.

Steffano Carini. Ein Roman. 8. Breslau, Max und Comp. 1 Thlr. 10 Ngr.

Steiner, E., Die Belagerung von Winterthur im Jahre 1460. 8. Winterthur, Steiner. 5 Ngr.

Sternberg, A. von, Diane. Ein Roman. 3 Theile. Gr. 12. Berlin, Buchh. d. Berlin. Lesecabinet. 4 Thlr. 15 Ngr.

Timofeew, A., Elisabeth Kulmann, Phantasie. Aus dem Russischen übersetzt von K. F. v. G. Gr. 8. Leipzig, Friese. 1 Thlr.

Wedekind, G. W. Frhr. v., Der wissenschaftliche Congreß von Frankreich zu Strasburg im Jahre 1842; seine Entstehung, Geschichte, Einrichtung, Verhandlungen, Ergebnisse, Bedeutung und Fortwirkung. Gr. 8. Darmstadt, Jonghaus. 15 Ngr.

Ziegler, A., Carlo di Francheci, Fürst der Banditen im Teufelsthale. 3te Auflage. Durchgesehen von K. Siefert. 3 Theile. 8. Leipzig, Friese. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 362. — 28. December 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1843.

Dritter und letzter Artikel.*)

9. Musenalmanach.

Dieser vielseitige „Musenalmanach" für 1843, vielseitig schon dadurch, daß er 480 Seiten zählt, ist von Friedrich Steinmann herausgegeben und mit Beiträgen von 150 deutschen Dichtern versehen. Gewiß ein stattliches Heer, welches im Vaterlande schon eine lyrische Emeute veranstalten könnte, wenn im Gebiete der Kunst und Poesie die Zahl, nicht die Kraft der Einzelnen entschiede. So aber wird dieser „Musenalmanach" am eigenen Ballast zu Grunde gehen müssen, er wird seinem Schiffbruch nicht entgehen können, der vielleicht aufzuhalten gewesen wäre, wenn man acht Neuntheile, unnützes Gepäck, über Bord geworfen hätte. Was soll uns das Quinquiliren von Spatz, Rothkehlchen und Goldammer! Eine Schwalbe kann zwar noch keinen Sommer, aber Eine Nachtigall kann einen Musenalmanach machen. Fände sich aber auch eine Nachtigall wirklich in diesem Almanache, so wird sie von dem übrigen vorlauten Gevögel überzirpt, überschrien und überkreischt; man hat kaum noch Sinn für das Bessere, wenn der widrige Genuß so vieles Schlechten den Geschmack bereits abgestumpft hat. Und es fehlt allerdings nicht an bessern Gedichten, so dünn sie hier auch gesäet sind. Der berühmten Namen sind äußerst, selbst der bekanntern und einigermaßen bekannten nur sehr wenige; um so häufiger begegnen wir namenlosen Namen, geistlosen Geistern, unpoetischen Poeten. Zu den bekanntern Dichtern, welche beisteuerten, rechnen wir Julius Hammer, dessen Gedichte wol zu den bessern in diesem Almanache gehören, Friedrich Saß, Eduard Boas, Braun v. Braunthal, Adolf Bube, Rudolf Hirsch, H. Kletke, Julius Koßarsky, Narhusius, Alfred Reumont, Rogge, Johannes Rudolphi, Hugo Hagendorf, Karl Haltaus, Theodor Apel, Otto von Deppen und wenige andere, ohne damit sagen zu wollen, daß jeder derselben etwas Gutes geliefert habe, obgleich sich von Einigen gute Beiträge vorfinden. Doch nein! ein Koryphäe der modernen deutschen Lyrik befindet sich darunter, Heinrich Heine, von dem sich hier ein Gedicht aus dem J. 1816 befindet, und zwei kleinere lyrische Ergüsse aus Paris, welche den jetzigen hohen Standpunkt, auf welchem Heine's Lyrik steht, charakterisiren können. Dem gewaltigen Ansehen Heine's gegenüber erscheinen diese Gedichte wahrhaft curios, und der bloßen Curiosität wegen wollen wir sie hier mittheilen:

Seufzer.

Wenn ich bei meiner Liebsten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn,
Und biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder scheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann schwindet all mein Überfluß
Und ich bin bettelarm.

Meine Lieder.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein.
Ich schickte sie zu riechen
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küsse fein,
Ich schickt' sie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Erbsen klein,
Ich kocht' eine Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.

Ist je, so lange man den Musen huldigt, etwas Faderes, Trivialeres, Kindischeres und Läppischeres gedichtet? — was sage ich, gedichtet? — nein, gesudelt worden? Was muß ein Ausländer, welcher diese Gedichte liest und zufällig von Heine's Dichterruhm gehört hat, von uns und der deutschen Lyrik denken? Oder sollte etwa der ironische Heine, in prophetischer Vorahnung, mit diesen Gedichten den „Musenalmanach" selbst, diese lyrische Erbsensuppe personifiziren wollen? Jedenfalls ist Heine aus dem Schwanenarm der Muse geschieden und er erscheint uns nun, wie er sich selbst erscheint — bettelarm. Traurig, daß ein so reichbegabter Geist zu einer solchen Dachstubenarmuth seines Geistes, zu einem solchen Kellerelend seiner Lyrik herabsinken konnte!

Wir müssen uns versagen, die an Zahl geringen guten Beiträge hier namhaft zu machen oder mitzutheilen, genug, daß das Geschmacklose, halb und ganz Schlechte

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 292—293 und 321—322 d. Bl. D. Red.

beiweitem überwiegt. Feodor Wehl liefert z. B. eine Ballade: „Der tolle Sänger", mit folgendem Schluß:

Allnächtlich sang er länger
Den Nachbarn rings ein Graus,
Bis man den tollen Sänger
Aufnahm ins Irrenhaus.

Deutlicher und faßlicher kann sich ein Poet nicht ausdrücken; da weiß man doch gleich, woran man ist! Ein gewisser August Grebe legt einer Ballade den interessanten Vorfall zum Grunde, daß gerade in dem Augenblick, wo bei einem Schützenfeste ein sicher zielender Schütze die Büchse anlegt, „ein Menschengesicht in die Schießscharte blickt". Da heißt es denn weiter:

Doch sieh, der Allmächt'ge hat's anders bedacht,
Grad' jetzt die treffliche Büchse versagt;
Des Tollbreisten Leben hat Gott beschützt,
Das Pulver am Zündloch war abgeblitzt!
Es lachte der Waghals wol über den Streich,
Doch der Schütz im Schießstand war todtenbleich.

Es überläuft Einen eiskalt bei der Lecture eines solchen Gedichts, denn der Wahnsinn der Trivialität spricht daraus. Einen tiefen Gedanken behandelt Isidor Barndt in seinem Liede „Vom runden Hut". Der Verf. sucht seinen Hut und läuft in der ganzen Stube umher, ohne ihn zu finden; ja, er setzt sich sogar die Brille auf. Im Vorübergehen wirft er seinen Blick in den Spiegel:

Mein lieber schwarzer runder Hut
Saß unversehrt und wohlgemuth
Auf meinem eigenen Haupte.

Und hieran knüpft er folgende großartige und neue Moral:

Wie Mancher jagt und sucht nach Glück!
Doch wollt' er einen eing'gen Blick
Nur auf sich selber wenden,
So fände er's den Augenblick:
Denn selber stets hält man das Glück
In seinen eigenen Händen.

Dergleichen kann man auch nur in Pschow bei Ratibor dichten! Hermann Reffelt maltraitirt Chamisso's treffliches Zopflied in folgenden Versen:

Als Einer jüngst zu Markte ging,
Besah er sich ein jedes Ding,
Und darnach auch die Menschen.
— — — — — — — —
Er dreht sich um und wieder um,
Er schaut im ganzen Kreis herum,
Und schauet nichts als Narren.
Zuletzt, wie es doch gehen kann!
Sieht unser Hans sich selbst noch an,
Und — schauet einen Narren.

Ja, wenn man sich in diesem Almanach umsieht, erblickt man auch eine ziemliche Anzahl lyrischer Narren und Hermann Reffelt ist darunter keiner der letzten. Ein Ref. muß auch etwas zur Gemüthsergötzung der Leser thun, und diesen Zweck glaubt er durch Mittheilung dieser Proben des letzten Jahrgangs unserer Lyrik erreicht zu haben. Nun zweifele man noch am Fortschritte unserer Poesie! und wunderbar, zu derselben Zeit, welcher diese in Form und Inhalt einzigen Gedichte ihre Entstehung verdanken, behauptet Jean Charles in seinem neuesten Romane „Dichterleben aus unserer Zeit":

Da hört man täglich und ständlich Klagen über Klagen, daß die goldene Zeit der deutschen Literatur entschwunden sei, und der Buchhandel beutet diesen Wahnsinn aus und lebt wiederkauend von den ununterbrochen aufgefrischten Ausgaben der Verstorbenen. Und wie verhalten sich diese großen Todten zur Jetztzeit? Hatten sie ein Gefühl, ja nur eine Ahnung von der Schönheit und tiefen Naturkenntniß, die in den lyrischen Dichtungen eines Lenau, Anastasius Grün, Mosen, Karl Beck u. A. lebt? Sind die Gedichte Schiller's und Goethe's nicht bessere Prosa dagegen? Haben diese „großen" Todten ein Drama, einen Roman, eine Novelle hervorgebracht, die nachgeahmt, nachgebildet, mit einem Worte musterhaft genannt werden könnte?

Und dann behauptet er, daß Lessing's Dramen nur Abhandlungen in dramatischer Form seien, daß Schiller's Stücke durch ihre maßlose Subjectivität anwiderten, daß sein „Geisterseher" ein hohles Machwerk sei, daß in Goethe's Dramen der kalte Hauch des überwiegenden Verstandes alle Blumen des Gefühls ertödte, daß ein gewisser Karl — nämlich der Verf. selbst — einen „Faust" geschrieben, worin er, nach einem Urtheile der „Revue des deux mondes", im Kampfe mit Goethe's „Faust" diesen besiegt habe u. s. w. Es ist von Interesse, die großen Ansprüche unserer Zeit mit den oben citirten Beispielen zusammenzustellen, obgleich es uns allerdings nicht in den Sinn kommt, die lyrischen Steuerpflichtigen, welche zu diesem Almanache beitrugen, mit Lenau, Anastasius Grün oder Mosen vergleichen zu wollen.

Dieser „Musenalmanach" enthält natürlich auch eine Abtheilung „Zeitgedichte", und man kann wirklich nicht leugnen, daß diese die bedeutendere ist; in der That hat unsere Zeit hierin einen festen und entschiedenen Ton angeschlagen. Leider begegnen wir aber auch in diesen Gedichten nur hundert- und tausendmal dagewesenen Gedanken, wie sie sich jetzt zum Überdrusse in Gedichtsammlungen, Journalen und Schriftwerken aller Art aufs ermüdendste wiederholen. Der verstorbene Freimund Pfeiffer hat zu dieser wie zu andern Abtheilungen dieses Almanachs lyrische Beiträge geliefert, die sich wirklich durch eine gewisse originelle, wenn auch liederliche Frische bemerkbar machen. Der Herausgeber dagegen überschüttet den alten, seiner Zeit gewiß ehrenvoll thätigen und einflußreichen Jahn mit folgenden liebreichen und lieblichen Schmähungen:

Du Plänkelheld, du Ofenheld,
Im Schmähn bist du nicht faul!
Steck ein die Gänseplempe schnell
Und halt dein großes Maul! ꝛc.

Auch witzig kann Steinmann sein, wenigstens in seiner Art witzig, wenn er an Freiligrath die Worte richtet:

Laß von Kameelen singen,
Wer selbst ist ein Kameel!

Steinmann bewegt Himmel und Erde, um sich ein Renommé zu verschaffen; er hat auch sein miserabel portraitirtes Gesicht dem „Musenalmanach" beigegeben, um seine physiognomielose Physiognomie zu Aller Kenntniß zu bringen, und dasselbe mit einer Stelle aus seinen Memorabilien erläutert, welche so beginnt: „Ich ward zu Kleve am 17. Thermidor des Jahres IX der französischen Republik (7. Aug. 1801) geboren" u. s. w. Viele Köche verderben den Brei, die vielen lyrischen Köche haben auch diesen

„Musenalmanach" verdorben; ihr Oberkoch, der Herausgeber, war von vornherein nicht vermögend, Achtung und Vertrauen zu erwecken; die literarische Schürze, die er seit einiger Zeit trägt, ist unsauber und verdirbt den Appetit. Merkwürdig, wie viel Zwerge sich auf dem Prokrustesbett unserer Zeit gewaltsam zu Riesen ausstrecken!

10. Berliner Taschenbuch.

Äußerlich einladend und zierlich ausgestattet, mit meist kurzen aber interessanten Beiträgen versehen und von H. Kletke, Alexander Duncker und Eduard Hänel herausgegeben, hat dies Taschenbuch um so mehr auf die Theilnahme des Publicums Anspruch, da der Ertrag zu gleichen Theilen für die Nothleidenden in Hamburg und Berlin bestimmt ist. Unter den prosaischen Beiträgen ist besonders der von Varnhagen von Ense zu erwähnen, welcher unter dem Titel: „Ankunft und erster Aufenthalt in Hamburg", Jugenderinnerungen des Verf. in dessen gewohnter objectiv ruhiger Betrachtungsweise und gefälliger Stylform mittheilt. An feinen und das Rechte und Richtige treffenden Bemerkungen fehlt es hier, wie bei Varnhagen überhaupt, nicht, noch an jener geschmackvollen Darstellung, welche sich überall hütet, auf Kosten der Wahrheit oder der richtigen Zeichnung und Farbenvertreibung durch auffallende Striche oder frappante Lichter zu überraschen und die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande auf den Verf. selbst zu lenken. Auffallend ist es, wie der zehnjährige Varnhagen so früh schon so fein, lebendig und aufmerksam zu beobachten verstand und wie diese Jugenderinnerungen im Laufe so vieler Jahre an Lebhaftigkeit nichts verloren haben. Seine Portraitirkunst bewährt sich auch hier, nicht blos indem er ganze Racen wie die französische aristokratische Emigration und die Bürgerschaft Hamburgs, sondern auch einzeln hervorragende Persönlichkeiten, wie den Arzt Albert Heinrich Reimarus, den berühmten Büsch, den vortrefflichen Professor Brodhagen, Ludwig von Heß, Verf. der „Durchflüge durch Deutschland" und der „Beschreibung von Hamburg" und Klopstock schildert, Letztern als unscheinbaren Mann, doch von feierlich ehrwürdigem, etwas leidendem und scheuem Aussehen, dessen Züge eher häßlich als schön, aber doch von edelm Ausdruck zu nennen gewesen. Vor ihm, erwähnt er, zog Jeder, der ihn kannte, den Hut; überhaupt, setzt er hinzu, bewies das Volk von Hamburg für die Männer, die ihm als geistige Würden und Zierden bekannt waren oder genannt wurden, die aufrichtigste Ehrerbietung. Nächstdem boten Ref. das meiste Interesse F. Kugler's Reisebriefe unter dem Titel: „Wetzlar und Werther", wogegen ihm die Reisebeobachtungen von K. Ritter: „Mein erster Morgen in Konstantinopel", obgleich der Reisende einen berühmten Namen hat, ziemlich inhaltlos und die „Reisebriefe vom Rhein" von der berühmten Verfasserin von „Godwie-Castle" ganz unerheblich erschienen, obschon sie recht hübsch geschrieben sind. Eine Goethe'sche Reliquie, ein Brief Goethe's an den Grafen Brühl, ist eines jener inhaltlosen Billets, wie sie ein großer Mann auch zuweilen schreibt, um sich seiner Pflicht zu entledigen. Bedeutender sind die Briefe Immermann's, von Hitzig mitgetheilt. Das alte traurige Lied von dem jämmerlichen Zustande der deutschen Bühne wird auch in diesen Briefen wieder abgesungen. Ja, wäre nicht die Menschheit selbst so jämmerlich, so abgestanden, so trivial, so nestropisch oder eckensteherisch spaßig, so würde es auch um die Bühne besser stehen; denn eine edle große Volksthümlichkeit treibt auch von selbst eine edle große Bühne als ihre schönste Blüte empor! So aber stecken wir Alle in derselben Miserabilität und Eins zieht das Andere immer tiefer; es ist, wie wenn zwei Ertrinkende sich in der Angst aneinanderklammern und so ihren Sturz in die Tiefe nur beschleunigen, weil Keiner im rechten Augenblicke Kraft und Muth genug hatte, sich und den Andern herauszuhelfen, oder weil sie bei dem Schwimmlehrer nur die halbe Schule durchgemacht hatten, was immer schlimmer ist als gar keine. Immermann bedauert, daß es ihm verleidet sei, nach Berlin zu gehen, der Bühne wegen, die ihn stets zurückgesetzt habe.

Zu kleinen Mitteln — sagt er — kann ich nach meiner Individualität nie greifen, und der Wirkung durch den Geist ist derjenige Sinn, welcher die dortige Bühne zu leiten scheint, unzugänglich.

Zuletzt heißt es:

Nach München habe ich auch meine neue Tragödie „Kaiser Friedrich II." gesendet. Das ist jetzt der einzige Ort (eben war Michael Beer's „Struensee" in München mit Beifall zur Aufführung gekommen), wo der Dichter allenfalls hoffen kann, daß die Furcht vor einem hochgesinnten, alles Schöne schätzenden Könige den Theaterintendanten abhalten werde, seine Ehre und sein Gefühl mit Füßen zu treten.

Und was ist aus dem münchner Theater geworden! Es steht mit allen übrigen Theatern auf gleichem Niveau, und allesammt werden sie, wenn es noch möglich ist, noch tiefer sinken, da jetzt in Folge des althergebrachten Schlendrians unter den Schauspielern aller Künstlergeist erloschen ist, der jüngere Nachwuchs durchaus keine Hoffnung gewährt und die wenigen wirklichen Künstler, weil sie die andern und die Intendanzen selbst incommodiren, ganz vereinzelt, ja gehaßt dastehen. Eine hübsche und drollige Curiosität ist die Scene aus dem Lustspiele „La dama giardiniera", frei nach dem Neapolitanischen von A. Kopisch. Außerdem stoßen wir auf eine von L. Rellstab lebendig geschilderte Scene aus der liederlichen Zeit der Regentschaft nach Ludwig XIV., auf ein Bruchstück aus dem „Falschen Waldemar" von W. Alexis, auf ein Märchen von Wilhelm Grimm, auf eine gemüthlich ansprechende Novelle: „Der Weg zum Glück" von Th. Mügge, eine Skizze von L. Mühlbach: „Der Löwe von Butter", und auf Böckh's Rede, gehalten in der Akademie der Wissenschaften bei Aufnahme der Prof. Wilhelm Grimm, v. d. Hagen, Schott und Dirksen. Rückert lieferte ein ganzes Packet von Gedichten unter dem Titel „Frühjahr 1842", worin manches Niedliche und Hübsche neben mancher müßigen Versspielerei, der früh verstorbene liebliche Sänger Ferrand, der, wenn man will, auch an der faden Zeit untergegangen ist, morgenländische Sagen, Emanuel Geibel unter Anderm ein kräftiges Gedicht an Herwegh, worin er, bei aller Anerkennung, diesem den

Haß, aus dem gestündlich seine Poesie hervorgegangen, in schönen Herzogh ebenbürtigen Versen zum Vorwurfe macht. Außerdem finden wir noch Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, L. M. Fouqué, von Eichendorff, Gruppe, Gräfin Hahn-Hahn, August Zeune, Streckfuß und aus A. v. Arnim's Nachlaß. Zu einiger Zierde dienen noch zwei Radirungen von Grebel und Hosemann.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Blutige Fußtapfen. Arme-Sünder-Geschichten von Ladislaus Tarnowski. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1842. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
2. Memoiren eines Verurtheilten. Von L. Schubar. Berlin, Heymann. 1842. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Verf. beider Bücher müssen Anhänger der Abschreckungstheorie sein; sie wollen durch die gräßlichen Bilder, die sie enthüllen, durch die furchtbaren Scenen, zu deren Theilnehmer sie den Leser machen, denselben warnen vor Raub und Mord, vor Brandstiftung und Ehrenschändung. Das thun sie in einfacher, ergreifender Weise. Aber die Abschreckungstheorie ist eine falsche; sie schlägt nicht an; die Blutströme der Leidenschaft werden durch keine Theorie abgegraben; die Kraft des Gemüths, der Adel der Seele, der den rechten Menschen charakterisirt, kann nicht durch Furcht oder Drohung ins Leben gerufen werden. Die „Blutigen Fußtapfen" gehören der schönen Literatur durchaus nicht an, wenngleich Stellen darin vorkommen, wie diese, wo es heißt: „Das Mädchen war schön und schlank wie ein Blumenstrauß, und die Lilien der Stirn und des Nackens, die Rosen der Wangen, die Veilchen der Augen, die Mandelblüte der Lippen, die Schneeblumen der Zähne und der sanft verblichene Goldlack des Haars bildete allerdings ein Bouquet, dessen Düfte und Farbenpracht wol den freiesten Männersinn berücken mußten." Es sind Criminalgeschichten, für Juristen vielleicht von Wichtigkeit; aber ein Kunstinteresse haben sie nicht; es herrscht darin wol Gerechtigkeit, aber keine poetische; die Geschichten erfüllen das Gemüth wol mit Grausen, aber sie erheben es nicht.

Auch das zweite Buch: „Memoiren eines Verurtheilten", hat wenig poetischen Werth, und wenn man auch hin und wieder an Victor Hugo's „Les derniers jours d'un condamné" erinnert wird, so bleibt es doch sehr weit hinter diesem Werke zurück. 11.

Literarische Notizen.

Von de Cherrier erschien: „Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe, de ses causes et de ses effets, ou tableau de la domination de Hohenstauffen dans le royaume des Deux-Siciles jusqu'à la mort de Conradin." Dieses Geschichtswerk, von welchem der erste Band erschienen ist, verdient um so mehr Anerkennung, da sich die französischen Geschichtschreiber bisher nur wenig um die deutsche Kaisergeschichte bekümmert haben, obgleich in dem Kampfe der deutschen Kaiser gegen das Papstthum der eigentliche Schwerpunkt der Geschichte des Mittelalters zu suchen ist. Es ist, wie Philarète Chasles richtig bemerkt, der Kampf des römischen mit dem germanischen Elemente. Philarète Chasles findet in diesem Werke gewissermaßen die Beantwortung der in Thierry's „Histoire de Gaule sous l'administration romaine" angeregten Fragen. Zugleich wirft er dem letztern Geschichtschreiber vor, daß er das germanische Element zu wenig berücksichtigt habe. „Thierry", sagt er, „vergißt, daß Europa nicht durchgängig französisch oder italienisch ist; er sagt die Wahrheit, wenn es sich um Gallien, Italien, Spanien handelt; diese sind mehr oder weniger noch heute römisch; aber nicht, wenn von Deutschland, Skandinavien, Großbritannien die Rede ist. Das germanische Element ist seit zwei Jahrhunderten in Fortschritte begriffen, das römische Element geht von allen Seiten unter. Der letzte Repräsentant des römischen Elements war jener erhabene Stifter und Ordner der Disciplin, Napoleon, ein Mann des Südens, welchen man in seinem Ruhme des afrikanischen Exils hätte schlummern lassen sollen, statt ihn zu zwingen, seinen Weg über das Meer zu machen, um an der Seite Turenne's zu ruhen. Widersacher des Geistes individueller Freiheit, geborener Feind des germanischen Geistes, hat dieser erhabene Italiener einen Augenblick lang gegen die neue Invasion des Nordens, gegen den aufsteigenden germanischen Geist Protest eingelegt; es ist dieselbe Invasion, der wir noch heutzutage beiwohnen und die noch nicht ihr letztes Wort gesprochen hat. Bonaparte ist überwunden worden, eben durch den Norden." Diese Phrasen, selbst wenn sie nur bloße Phrasen sein sollten, erscheinen im Munde eines Franzosen immerhin merkwürdig. Derselbe Kritiker steigert aber seine Ansichten, die noch vor wenigen Jahren in Frankreich für Hochverrath an der Nation gegolten haben würden, zu der Behauptung, daß der römische Geist nicht die Freiheit, sondern die Ordnung repräsentire, und zwar die Ordnung in ihrem strengsten Extreme: die militairische Regel. Dagegen, behauptet er, sei noch nicht genugsam hervorgehoben worden, daß der germanische Geist die individuelle Freiheit repräsentire, und daß es ihm schwer gefallen sei, alle individuellen Freiheiten einer verhältnißmäßigen und gemeinsamen Disciplin zu unterwerfen. Daher rührten auch die zahlreichen Verflechtungen und Verwickelungen des Lehnwesens.

Eugen Sue hält es nicht unter seiner Würde, sich mit den dramatischen Schwarzkünstlern Frankreichs, den beliebten Verfassern von unliebenswürdigen Melodramen zu verbinden, und mit den Erzeugnissen seiner furchtbar fruchtbaren Muse das Théâtre de la gaité — der Name klingt fast wie eine Ironie! — und zugleich sich selbst zu bereichern. Er hat sich mit dem großen Melodramatisten, Dinaux, dem berühmten Verf. des „Vie d'un joueur" und des „Richard d'Arlington", verbunden und mit ihm ein Stück voll dunkler Effecte und Verwickelungen unter dem Titel „Pierre le noir ou les chaufferurs" zusammengebraut. Ein solches in gröbster Decorationsmalerei gehaltenes Stück, eine solche Verbrüderung mit einem Verf. von Greuel- und Schauerstücken würde in Deutschland hinreichen, das Renommé des angesehensten Romanschriftstellers zu vernichten; nicht so in Frankreich! Hier ist das Talent nur Gegenstand der Geldspeculation; ein Narr, welcher damit nicht wuchern wollte! Auf das Wie der Anwendung kommt es gar nicht an, nur auf den materiellen Erfolg. Je mehr Greuel, je mehr Gänsehaut, desto besser! Die französische romantische Literatur watet noch immer durch Morast und Blut; es ist unmöglich, diesen schmuzigen Mohren weiß zu waschen.

Segretain gab, als einen Bestandtheil der „Bibliothèque des connaissances utiles", eine nicht uninteressante Schrift heraus unter dem Titel „Des élements de l'état". Er untersucht darin den Fortschritt des Christianismus, den Religionen des Alterthums gegenüber, und wo es den Kritiken der heterischen Sekten und des Protestantismus Blößen gab; erläutert die Ideenentwickelungen der Philosophie seit dem 16. Jahrhundert bis jetzt; prüft die Lage, in welcher sich die Wissenschaft der Moral befindet, den Charakter der literarischen Kritik und kommt natürlich zuletzt auf die Aufgabe zu sprechen, welche Frankreich zu lösen hat — Alles in jener Weise des französischen leichten Raisonnements, welches sogar Irrthümer und falsche Schlußfolgen dem oberflächlichen Geiste plausibel zu machen versteht. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 363. — 29. December 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1843.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

II. Charitas.

Diese früher von E. von Schenk herausgegebene „Festgabe" wird jetzt von Karl Fernau (Darenberger) fortgesetzt und ist mit dem hübschen Bildnisse ihres Stifters und mit guten Stichen nach Originalzeichnungen von W. Lindenschmitt und L. Vollinger ausgestattet, die in ihrer gesammten charakteristischen Weise und trefflichen Composition den Geist der münchner Kunstschule verrathen, welche, wie man weiß, trotz mancher fast typischen Gewaltsamkeit, im Ganzen durch Kraft, Kühnheit, Fülle und Freiheit alle übrigen Kunstschulen beiweitem übertrifft. Der Text dieses Taschenbuchs bezeichnet es als wesentlich national oder vielmehr altbairisch. Gewiß ist, daß kein deutscher Volksstamm so exclusiv provinziell gesinnt ist als der der Altbaiern südlich von der Donau, und was er in literarischer oder artistischer Hinsicht etwa leisten kann, hat sich natürlich in München selbst zusammengedrängt. Bei dieser provinziellen Ausschließlichkeit, die in München wieder zu einer localen wird, haben die Declamationen dieser Altbaiern für und über deutsche Einheit und deutsches Gemeinleben, obgleich ihnen ein richtiger Instinct zu Grunde liegen mag, wirklich etwas Auffallendes. Man errichtet jetzt ein Denkmal zum Gedächtniß der für Ludwig von Baiern siegreichen Feldschlacht bei Gammelsdorf und Mühldorf und verherrlicht damit in provinziellem Enthusiasmus nur das Erbübel der Deutschen, das der Zwietracht, der Uneinigkeit, der gegenseitigen Herrsch- und Befehdungssucht. Deutschland über Alles, aber Altbaiern über Deutschland. Deutschland über Alles, aber Preußen über Deutschland. Deutschland über Alles, aber Östreich über Deutschland! Dies sind die Feld- und Schlachtrufe, welche, wir fürchten es, im Augenblicke der nicht blos eingebildeten, sondern wirklichen Gefahr das deutsche Nationalinteresse zerspalten und an seiner Stelle die Stamms- und Staatsinteressen wieder auf den Thron setzen werden. Im Glück, im Frieden ist es so leicht, einig zu sein und sich gegenseitig die Hand zu drücken, weil dabei Jeder im Stillen und dem Andern unbeschadet sein Privatinteresse verfolgen kann, weil im Glück des Friedens, des politischen Stillstandes Alles sich so leicht ausgleicht, sich in sich abrundet, jedes Hauswesen sich mit sich selbst und dem Nachbar gemüthlich abfindet; für unser jetzt zur Schau getragenes Nationalbewußtsein kann nur die wirkliche Gefahr, die Noth, am meisten die Niederlage oder die zu treffende Ausgleichung nach dem Siege der Prüfstein sein. Gleich im Anfange dieses Taschenbuchs treffen wir auf ein bereits in öffentlichen Blättern citirtes Gedicht Königs Ludwig von Baiern „Die Deutschen seit dem Jahre 1840". Wir wollen über den poetischen Werth, die Form des Gedichts nicht sprechen, wir wollen anerkennen, daß die darin sich aussprechenden Gefühle warm und edel seien, wir wollen zugeben, daß der königliche Dichter einen Hauptfleck der Deutschen gerügt habe, wenn er äußert, daß der deutsche Sinn bisher ein kaltes, lebenloses, nicht zur Verwirklichung gekommenes Ideal gewesen sei, daß der Deutsche, der im „Träumendwachen" erschlafft geschienen habe, jetzt seinem Vaterlande „lebe" — doch, fragen wir, wie ihm lebe? War die von Frankreich her drohende Gefahr mehr als eingebildet? Träumten wir nicht eine Gefahr, träumen wir nicht eine deutsche Einheit, träumen wir nicht ein Nationalleben? Und ist jener phantastische Dombau, an welchen dies Gedicht so große Hoffnungen knüpft, nicht auch ein mittelalterlicher Traum, an welchen sich wer weiß wie viele nie zur Erfüllung kommende Traumbilder knüpfen? Und wann wird der Dom vollendet sein, und wann mit ihm der Dom der deutschen Einheit! Es ist dabei immer nur darauf gerechnet, daß der Zustand der Dinge ebenso friedlich, so traumartig schläfrig bleibe, wie er jetzt ist, daß der Deutsche sich in den Zeitungen etwas vorträumen lasse und geduldig mitträume. Aber aus unsern deutschen Zeitungen und Ständeverhandlungen liest sich wahrlich nicht heraus, was das deutsche Volk als Volk will, denkt und begehrt. Ein Stelle, folgende, fiel uns auf:

> Alle, die Geringsten wie die Besten,
> Sind von Lieb' zum Vaterland erglüht.

Der Gegensatz der „Geringsten" können nur die „Höchsten", wie der Gegensatz der „Besten" nur die „Schlimmsten" sein. Ist hiermit angedeutet, daß die Höchsten auch zugleich die Besten, die Auserwählten seien, der niedere Stand dagegen zugleich auch gering, d. h. gemeiner und schlimmer Pöbel? Oder hat, wie glauben und hoffen es wenigstens, nur der Reimzwang diese verfängliche Zwei-

deutigkeit veranlaßt? An dem Gedicht des Kronprinzen von Baiern: „Kloster zu Camaldoli" lassen sich die untadelhaften Verse loben. Diesen Proben erlauchter Lyrik folgen Gedichte aus dem Nachlasse E. von Schenk's nebst einer Charakteristik des Dichters, jene nicht von so hochpoetischem Werth, als daß die Überschwänglichkeit der letztern gerechtfertigt würde. Ein edles Streben läßt sich Schenk nicht ableugnen; auch die hier mitgetheilten Gedichte sind wohl versificirt, geschmackvolle Ergüsse eines hochgebildeten Mannes, ernst und rein wie dieser selbst, aber es fehlt ihnen jenes undefinirbare Etwas, jenes geheimnißvolle Fluidum, welches den geborenen Dichter, das dichterische Genie kenntlich macht. Interessante nachgelassene Briefe ertheilen der Charakteristik einen hervorstechenden Werth. Wir erfahren auch, daß Schenk sich mit einem großen Gedichte „Ahasver" beschäftigte. Faust und Ahasver sind nur Stoffe für Genies wie Goethe, und selbst dieser ließ den Ahasver fallen. Es folgen Dichtungen in Versen und Prosa von L. Auerbacher; ein Romanzencyklus: „Der letzte Granson" von A. Erhard; eine Erzählung: „Der Benefiziat von St.-Kolman" von K. Fernau; eine Novelle „Jakob Stainer, der Geigenmacher" von Aloys Büssel, der als königlicher Postbeamter in München starb, viel mehr und viel Werthvolleres geschrieben hat, als sich Norddeutschland träumen läßt, besonders in seinem Roman „Die Pilgernächte des Meisters Tisotheus" ein schönes poetisches Talent voll gesunder Sinnlichkeit offenbarte und in seinem Gedichte „Des Kaisers Schatten" treffliche Canzonen lieferte; „Abschied von Europa", Bruchstück aus „Suitram's Fahrten", einem didaktisch-epischen Gedichte von C. F. Philipp v. Martius; Gedichte von Apollonius von Maltitz; hundert Sinnsprüche von F. A. Seuffert; „Der Pfleger von Kranzberg", eine von K. Fernau aus Urkunden gezogene grauenvolle Geschichte des Mittelalters; eine „Bairische Dichtertafel", worin unter andern gute lyrische Gaben von Friedrich Beck, G. F. Daumer, Karl Fernau, E. Förster, Franz von Kobell, H. F. Maßmann, C. Weichselbaumer, den Geschwistern Joseph, Friedrich und Virginie Zuccarini u. A.; zuletzt abermals eine Novelle von K. Fernau: „Der Musiker von Venedig".

12. Perlen.

Der Herausgeber dieses Taschenbuchs, Robert Heller, ist auch zugleich daran, wie Wachsmann an seinen „Lilien", sein einziger Mitarbeiter. Ob dies mehr im Interesse des Publicums oder der Redaction liegt, möge dahingestellt bleiben; doch scheint es, als ob das Intriguenstück: Redacteur und alleiniger Mitarbeiter in Einer Person! nur von Denen aufgeführt werden kann, welche sich bereits ein Publicum geschaffen und auf die Theilnahme und den Beifall desselben bestimmt zählen können. Wir wollen Hrn. Robert Heller nicht mit den gewöhnlichen Lobphrasen: dieser beliebte Novellist, dieser gern gelesene Erzähler, dieser von seinem Publicum stets mit gleichem Beifalle begrüßte Romanschriftsteller u. s. w. ennuyiren; ein solches stereotypes Lob hat immer etwas Zweideutiges und Mageres, um so mehr, da bei der wetterwendischen Laune des Publicums in zehn Jahren keinen Anklang mehr findet, was heute beliebt ist und vielleicht morgen und übermorgen noch beliebt sein wird — doch was sage ich: zehn Jahre? Nach so lang dauernden Epochen zählen unsere literarischen Berühmtheiten gar nicht mehr; Alles überhetzt, Alles überstürzt sich, Alles läuft sich ab, und ehe man die Hand umdreht, ist es mit sich und dem Publicum, wie das Publicum mit ihm fertig. Und das Fertige und die Fertigkeit machen noch den meisten Eclat. Was einen originellern Anstrich hat, was nach dem Quell eines innern eigenthümlichen Lebens schmeckt, das will überhaupt nicht schmecken; was aber nach irgend einem gangbaren Schema gearbeitet ist und an tausendmal Dagewesenes erinnert, das behagt, weil es dem Leser nicht irritirt, nicht verwirrt, nicht aus seiner gleichmüthigen und gleichmäßigen Stimmung bringt, es sei denn, man biete ihm etwas ganz Pikantes, ganz scharfes Gewürz, eine ganz besondere Anomalie, welche den Gaumen nur reizt, den Appetit nur stachelt, aber keineswegs den Hunger befriedigt. Zwischen diesen beiden Extremen theilt sich das Publicum, schwankt es auf und ab. Man liest so gern von Festlichkeiten, Schmausereien, Toasten, gegenseitig gespendeten Lobphrasen und Lorberkränzen, aber nicht minder gern Berichte über Giftmorde, Ehebrüche, wollüstige Extravaganzen. Jenes unterhält so gut wie dieses und Unterhaltung, ja Unterhaltung allein begehrt das Publicum, bei der Lecture, auf dem Balle, im Concerte, in der Kunstausstellung, überall, zu Hause wie auf der Straße, hinter dem Ofen wie auf dem Postwagen. Die Taschenbücher haben sich diesem Geschäft der Unterhaltung gewidmet; sie sind die eigentlichen Dienstmägde des Publicums, welche ihm das Wasser in Eimern zutragen, die Dielen seiner Langeweile reinfegen, den Ofen seiner Phantasie mit einigem Vorrath von Braun- und Steinkohlen oder Torf einheizen. Da ist es immer schon etwas werth, wenn ein Taschenbuchsnovellist auf einen interessanten geschichtlichen Stoff geräth, welcher etwas zu denken gibt, zumal wenn er unserer Zeit nahe liegende Begebenheiten und Tendenzen behandelt. Dieses Verdienst hat Robert Heller. Er bietet uns in seinem Taschenbuche eine Novelle oder vielmehr einen vollständigen Roman, welchem die Zerwürfnisse der südamerikanischen Colonien mit dem spanischen Mutterlande, der Aufstand derselben und das Erdbeben zu Caracas zu Grunde liegen. Die Begebenheiten sind großartig, die Localitäten anziehend und interessant, die Ideen jene der Freiheit, die man jetzt discutirt, häufig auch nur beschwatzt. Der Verf. hat, was Geographen und Reisende über jene Gegenden, Geschichtschreiber und Zeitungen über die Begebenheiten, die auf diesen Boden stattfanden, berichtet haben, mit Einsicht und vortheilhafter Wirkung benutzt; er hat, man erkennt es deutlich, auf seine Darstellung großen Fleiß verwendet; ja, wir möchten ihm, wenigstens in den Dialogen, eine fast zu peinliche Ausführlichkeit zum Vorwurf machen; er hat dem Ganzen einen novellistischen Rahmen gegeben, welcher den geschichtlichen Inhalt in einer durchaus nicht störenden Weise einschließt

und abrundet. Manche Tableaus, wie das Gemälde eines Stiergefechts, wie die Schilderung des furchtbaren Erdbebens selbst, sind trefflich gelungen und heben sich in lebendiger und malerischer Darstellung hervor, wennschon wir hier nicht untersuchen wollen, wie viel oder wenig der Verf. frühern Darstellungen verdankt. Gern theilte Ref. eins oder das andere dieser Gemälde hier mit, wenn er nicht, bei dem zu besprechenden großen Vorrathe von Taschenbüchern und Almanachen, auf Raum- und Zeitersparniß bedacht sein müßte. Die Bilder zu diesem Taschenbuche sind leidlich hübsch, haben jedoch, so viel wir wissen oder ahnen, zum größern Theil den Fehler, nach keinen deutschen Originalen gearbeitet zu sein.

13. Huldigung den Frauen.

Der Herausgeber, J. F. Castelli, ein Repräsentant der wiener Gemüthlichkeit, weiß sein Taschenbuch hinlänglich zweckmäßig zu redigiren. Er selbst lieferte ein Stillleben: „Das Gesellschaftsfräulein", worin er die alte Lehre, daß innerhalb der civilisirten, an materielle Genüsse gewöhnten Welt Armuth ein Fluch, verrathen, zurückgesetzt sei und der Reichthum mit der Dürftigkeit ein grausames Spiel treibe, an häuslichen Conflicten zur Erscheinung bringt, denen es, so einfach und beschränkt sie sind, doch an einer gewissen innern Poesie nicht fehlt. Nichts kann wahrer, nichts mehr aus dem Leben gegriffen sein als die Schilderung der bedrängten, ärmlichen Umstände, worin sich die verarmte Frau von Sillern und ihre Tochter befinden, und aller der traurigen Consequenzen, die sich daraus für ihre Stellung gegenüber der bevorrechteten Gesellschaft ergeben. Die Darstellung ist ungeziert und einfach und somit dem Gegenstande entsprechend. Die „Geschichte zweier Bettern" von L. Kruse ist interessant genug, geschickt verflochten und verarbeitet und nicht ohne tiefere psychologische Bedeutung. In Betreff der sprachlichen Behandlung müssen wir jene steife, ineinander gewickelte Periodenverrenkung tadeln, die wir schon früher bei Gelegenheit der „Lilien" an Hrn. v. Wachsmann rügten. Julius Alexander Schindler lieferte eine Novelle: „Frauenliebe und Geisterleben", welche wir für eine der am besten geschriebenen, poetischsten und talentvollsten Erzählungen halten, die uns die Taschenbuchsliteratur für das J. 1843 bietet. Es bekundet sich darin ein originell geistiges Leben, welches verschmäht, den gewöhnlichen Weg der blos stofflichen Unterhaltung einzuschlagen. Für die derbe Masse des Publicums ist diese Novelle nicht; für uns war sie, trotz mancher phantastischen Unwahrscheinlichkeit, eine erquickende und erfrischende Oase. Es ist erfreulich, auch einmal in das Herz eines Erzählers blicken zu können, während in den meisten Taschenbuchsnovellen kein Herz schlägt, kein individuelles geistiges Leben quillt und der äußerliche Apparat allen Einblick in die geistige Organisation des Verf. verbaut. Dieser äußerliche Apparat macht sich auch in der sonst fließend geschriebenen Novelle „Die Garimpeiros" von Menk-Dittmarsch, und in der steif stylisirten Novelle „Der Lumpensammler" von Luise Beck bemerkbar. Eine triviale Komik und komische Trivialität spukt in Straube's Erzählung: „Vetter Benjamin". Aber man sage nicht, daß man in Östreich nicht über staatliche Einrichtungen spotten dürfe; Straube persiflirt z. B. Bürgermeister und Nachtwächter. Ein kleiner nicht uninteressanter novellistischer Beitrag von H. Meinert trägt den Titel: „Todesstimmen". Unter den lyrischen Dichtern, welche zu diesem Taschenbuche beisteuerten, treten hervor: Bauernfeld, Anastasius Grün, Hammer-Purgstall, Karl von Holtei, K. G. von Leitner, Freiherr v. Feuchtersleben, L. A. Frankl und die Unvermeidlichen: J. G. Seidl und J. N. Vogl. Anastasius Grün scheint in seinem Gedichte „Ein Schloß in Böhmen" den kölner Dombau im Sinne gehabt zu haben. Ein altes verfallenes Schloß in Böhmen soll auf Befehl seines Besitzers ausgebaut und vollendet werden; aber eine Geistermacht zertrümmert allnächtlich, was im Laufe des Tages gebaut worden ist. Denn:

Hier ist kein Haus für Lebend'ge mehr:
Hier reift des Todes Samen.
Der Herr sprach: Tödtet nicht, was da lebt!
Doch auch ins Leben zu wecken bebt,
Was dem Tode verfallen! Amen!

Nie blüht der Baum, den gefällt dein Beil,
Nie glimmt der Stern, der verlodert,
Nie graft der Hirsch, den erlegt dein Pfeil:
Was des Todes, nicht heim mehr fodert!
Nie mehr wird blond dein Schneehaupt, Greis!
Nie weckt den todten Leib dein Geheiß,
Noch minder den Geist, der modert!

Die Bilder dieses Taschenbuchs, welche in beliebter Weise schmucke Frauengestalten zur Anschauung bringen, sind weder im guten noch im bösen Sinne so auffallend, daß sie zu Bemerkungen über ihren Kunstwerth Anlaß geben.

14. Wintergrün.

Dieses von Georg Lotz herausgegebene „Wintergrün" tritt in etwas winterlich unscheinbarer Gestalt auf, indem ihm in der Ausstattung aller Schmuck, alle Zierde fehlt, womit sich sonst die Taschenbücher anzuthun pflegen. Auch hat dies Taschenbuch das Eigenthümliche, daß es nur eine einzige Erzählung enthält, einen einzigen Mitarbeiter und sonst noch manches Einzige hat. Dieser einzige Mitarbeiter heißt Dr. Heinrich Bernstein, diese einzige Erzählung „Das Lösegeld". Sie spielt während der Zeit der großen französischen Revolution und zeichnet nicht ohne Geschick die Verrücktheiten der Revolution wie der Contrerevolution, der wüsten Ausbrüche eines brutalen plebejischen Republikanismus und die lächerliche Narrheit der Royalisten. Der Chevalier von Chaville, der nur politischen und philosophischen Ideen zugeneigt, liebenswürdig und edel, aber von einer unverwüstlichen Spielsucht ergriffen, kommt nach Paris, um seinen ältern Bruder, einen eingefleischten, hoffärtigen Royalisten, aus dem Kerker zu befreien. Der Gefangenwärter, Rousteau, der seinen Namen in den republikanischen Namen Publicola umgetauft hat, soll mit einer Summe von 100,000 Fr. bestochen werden, der Chevalier verspielt sie und beschließt, sich nun selbst zu opfern; durch List bewegt er seinen Bruder, die Kleider mit ihm zu tauschen, und wird an

seiner Statt guillotinirt. Am Fuße des Schaffots trifft er noch mit Rousseau zusammen, der trotz seiner der sogenannten Republik geleisteten schändlichen Dienste ebenfalls von den Machthabern zur Guillotine verurtheilt worden ist. Dies das Hauptfactum, um welches sich die Personen, die nicht übel charakterisirt, die Situationen, die ziemlich spannend angelegt sind, gruppiren. Die Haltung ist ganz die eines gewöhnlichen französischen Romans und verräth von etwas individuell Eigenthümlichem oder nationell Deutschem kaum die leiseste Spur.

15. Damenalmanach.

Eine Toilettenarbeit, von Mathilde v. Tabouillot, geb. Giesler, redigirt! Ein echtes bescheidenes, bei aller Aermlichkeit zierliches Damenwerkchen! Ein Büchelchen von 184 Gedeckmoseiten! ausgestattet mit einem niedlichen Titelblättchen und einem übelgerathenen Titelkupfer, Elisabeth von Preußen darstellend, und mit allerlei poetischen und prosaischen Sachen und Sächelchen! Levin Schücking macht einige hübsche und bunte Worte über Frauen und Dichter, die Herausgeberin bearbeitet in einer Reihe gut versificirter Stanzen das Leben und Treiben des Auslas March, der Petrarch Cataloniens genannt, theilt auch eine süße Novelle „Der Traum" und eine Reihefolge von Gedichten mit, der alte gute Rückert liefert Räthsel und Charaden aus seinen „Makamen des Hariri", eine Anzahl Frauen ergießt sich lyrisch, auch befinden sich einige bärtige Männer unter diesen lyrischen Weibern, z. B. Friedrich von Sallet, dessen Lieder übrigens zu den besten in diesem Amanach mitgetheilten gehören. Der interessanteste Beitrag hat die Überschrift „Briefe einer Dame vom Rheine und der Schweiz", jedenfalls von Louise von Bornstedt, die sich schon hier und da, und auch wieder in diesem Taschenbuche, durch hübsche Liederchen bemerkbar machte. Diese Briefe, mit einer angenehmen Nachlässigkeit geschrieben, enthalten Vieles, was einer Mittheilung an das Publicum nicht werth ist, aber auch manche hübsche Beobachtung, manche treffende Bemerkung, manchen ansprechenden poetischen Gefühlsausdruck, manche interessante Portraits männlicher und weiblicher Personen. Citirt zu werden verdient, was die Briefstellerin über Düsseldorfs „großen" Dichter — jedenfalls Immermann — berichtet.

Ich hatte den Wunsch geäußert — schreibt sie — den großen und gefeierten Dichter, den Düsseldorf besitzt, kennen zu lernen. Ich wollte durch seine Augen, die man bekanntlich die Fenster der Seele nennt, in dieselbe hineinschauen, wenn sie mir nämlich nicht ein zu hohes Parterre für meine kleine Figur sein würden, um das innere Treiben dieser geheimnißvollen Werkstätte so vieler zarter und schöner Gedanken zu beleuchten. Aber ach! so lang ich auch meinen Hals reckte, konnte ich doch nicht viel erspähen. Am andern Morgen nämlich machte er uns seinen Besuch und erschien mir als ein freundlicher, wohlgenährter, schelmisch blickender Mann, der sich jedoch geistig ungemein zugeknöpft hielt, was mich unangenehm berührte; mit gewöhnlich gutmüthigen Leuten kommt man bald in Zug, warum nicht mit einem Manne des Gedankens und Gefühls? Zu Ende wurde unsere Unterhaltung etwas erwärmter, dennoch machte er mir den Eindruck eines Gladiatorn der Poesie, der seine Glieder wie zum Kampf mit Öl gesalbt und den man nirgend recht fest anpacken kann. — — Am Abend machten wir noch einen kleinen Spaziergang und schieden, wie mir schien, ohne uns gegenseitig wohlgethan zu haben.

Wer heißt aber die Dame auch auf Autoritäten und Notabilitäten Jagd machen? Muß ein berühmter Mann durchaus gefallen und gefallen wollen? Kann man von einem Dichter verlangen, daß er der ersten der besten herumreisenden Dame bei der ersten Anfrage die Geheimnisse seines Innern erschließe, wie ein vornehmer Herr einen Reisenden in den Prachtgemächern seines Palastes spazierenführt? Ist er nicht von reisenden Journalisten, deren Fach die literarische Portraitmalerei ist, geplagt genug? Kann er jetzt auch den schriftstellernden Damen nicht entgehen? Trauriges Loos! Eine junge oder alte, hübsche oder häßliche, amusante oder ennuyante, bürgerliche oder adelige Dame, verheirathet oder unverheirathet oder verwittwet, bringt eine Empfehlung an den großen Dichter so und so, weil sie neugierig ist, ihn kennen zu lernen; er muß ihr in dem Hôtel, in welchem sie logirt, will er anders nicht für unhöflich gelten, seine Aufwartung machen; er muß ihr einen schönen Theil seiner für ihn und die literarische Welt kostbaren Stunden opfern; er muß sie Abends auf einem Spaziergange begleiten; er thut es des Anstands, der Höflichkeit wegen; die Dame interessirt ihn nicht, erwärmt ihn nicht — und nun soll er nicht zugeknöpft sein, soll mit ihr in Zug kommen — es sind dies alles Ausdrücke der reisenden Dame selbst —, soll seinen Geist sprudeln lassen, sich hingeben, sich bis auf die letzte Falte seines innern Lebens aufwickeln, — und dann soll er, stirbt er nicht unterdeß, in irgend einem Damenalmanache eine Personalbeschreibung über sich lesen: — trauriges Loos eines berühmten modernen Dichters!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Je geringer gegenwärtig die Zahl der originellen Selbstdenker ist, desto allgemeiner macht sich das Bedürfniß geltend, die Systeme, die von den größten Geistern entworfen sind, kennen zu lernen. Besonders in Frankreich, wo die wahre Philosophie lange Zeit hindurch fast gänzlich vernachlässigt war, fängt selbst das größere Publicum an, den Bestrebungen der Philosophen eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Buchhändler, deren Hauptspeculation darin besteht, den Bedürfnissen der Zeit nachzukommen, befassen sich daher gegenwärtig mehr als früher mit dem Verlage philosophischer Werke. So sind zum Beispiel auch die Werke eines Descartes, eines Malebranche in neuester Zeit in mehren Ausgaben verbreitet. Gegenwärtig hat nun der unternehmende Charpentier, dessen „Bibliothèque Charpentier" wir bereits öfters erwähnt haben, eine „Bibliothèque philosophique, ou collection des chefs d'oeuvres de la philosophie" begonnen, von der unter Leitung mehrer jüngerer Gelehrten, namentlich von J. Simon, Stellvertreter Cousin's an der Sorbonne, von E. Saisset u. s. w. bereits mehre Bände erschienen sind. Dieselben enthalten die Werke von Descartes, Malebranche u. s. w. Die Fortsetzung wird zunächst Bacon, Euler's „Briefe an eine deutsche Fürstin", Arnauld, Spinoza, der zum ersten Male ins Französische übersetzt wird, u. A. umfassen. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 364. —— 30. December 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1843.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

16. Rheinisches Taschenbuch.

Das „Rheinische Taschenbuch" zeichnet sich vor seinen Collegen vorzugsweise durch seine hübschen Stiche nach guten und zum Theil bekannten Originalen deutscher, besonders düsseldorfer Künstler aus. Ein geistreich aufgefaßtes und trefflich gestochenes Portrait F. W. Schadow's, Directors der düsseldorfer Kunstschule, begegnet uns als Titelkupfer; nach demselben Meister ist eine schöne Grablegung, die, wenn sie auch an ältere Motive und vorzüglich an Rafael erinnert, doch in ihrer geschmackvollen Zusammenstellung und von echt künstlerischem Sinne zeugenden Anordnung als neu anspricht; nach Philipp Foltz, der sich unter Cornelius bildete, ein ebenso einfaches als herziges und sinniges Bild: „Die Sennerin"; nach Begas die bekannte reizende Darstellung der Lore Ley; nach Becker ein durch Natur und Wahrheit anziehender „Liebesantrag". Weniger bedeutend ist „Die Braut von Rheinstein", nach Zwenker, der auch das hübsch und nicht ohne Phantasie angeordnete Titelblatt lieferte, und eine Scene auf einer Burgzinne, nach Teichs. Der ritterliche Sänger mit seinen verzückt verdrehten Augen, das Frauenpaar, wovon besonders die, welche den Kopf hängen läßt, an ein bekanntes düsseldorfer Modell erinnert, Alles, Mensch, Gemäuer, Luft und Mondschein tragen jenen Charakter hypersentimentaler Süßlichkeit, worin sich manche Jünger der düsseldorfer Schule nur zu oft verloren haben. Die Bildererklärungen, wahrscheinlich von dem Herausgeber Dr. Adrian, sind beiweitem genügender als die im „Immergrün" zu den Stichen nach ältern Meistern. Der Text bringt zuvörderst eine Novelle von Gustav von Heeringen: „Der Sternwirth", die bunt in ihrem Inhalt, lebendig in der Darstellung, wacker in der Charakterzeichnung und somit ein ganz unterhaltendes Ding ist, ohne sonst wie irgend einen Anspruch auf literarischen Werth zu machen. Eine Rheinlandssage, welche den Dombau von Köln betrifft, behandelt Wilhelm Müller, der sich wie immer in Gebilden einer fast spukhaften Phantastik gefällt. Es ist immer schon etwas, wenn sich ein Erzähler, selbst in verfehlter Richtung, consequent bleibt und seinem eigenthümlichen Talente nicht untreu wird. Wilhelm Müller ist oft übertrieben, oft unwahr, fast immer einseitig, aber seine Einseitigkeit geht aus der Besonderheit eines eigenthümlichen, selbständigen Talents hervor. Mit großem Geschick und Talent behandelt Duller in einer Novelle die Sage vom Grafen Balduin von Flandern. Der Rahmen, in dem sie eingefaßt ist, gefiel uns weniger; er ist verbraucht. Eine Gesellschaft zum Theil sehr gebildeter und ästhetischer Personen hat sich zusammengefunden, plaudert geistreich über literarische Gegenstände und bewirthet sich gegenseitig mit Erzählungen und Märchen. Wir würden dem Verf. darüber zürnen, wenn es ihm nicht zugleich Anlaß gegeben hätte, auf eine bisher ziemlich unbeachtet gebliebene Literatur, die flamändische, die der deutschen so nahe verwandt ist, aufmerksam zu machen. Vorzüglich wurde Ref. durch ein Gedicht der Maria von Ackere, geb. von Doolaege, welche „Madelieven" (Maßlieb) schrieb, angesprochen. Das Gedicht heißt „Moederwellust" (Mutterwonne) und hat den einzigen Fehler, zu lang zu sein. Einige Verse daraus theilen wir mit:

So ist der Kampf vorbei
Nach so viel Angst und Beben!
Und Mutter bin ich. Neu
Leb' ich ein doppelt Leben!

Komm, gib mir's, Amme, gib
Mein Kind, ich will's umfangen.
Du dürstest? Gleich, süß' Lieb,
Gleich still' ich dein Verlangen.

Dir, Herr, als ich's gebar,
Dankt' ich aus Herzensgrunde,
Und Mutterlieb nur war
Mein Dank zu jener Stunde.

Nun sind' ich mehr kein Wort,
Noch sonst was zu ersehnen;
Sieh, zu dir fort und fort
Red' ich nur mehr in Thränen.

Gelt, Herzensmann, wie dich
Der Vatername' entzücket?
Gelt, wie er dich und mich
Dem Himmel näher rücket!?

Nicht brauch' ich mehr der Blum'
Zu melden ihren Segen,
Hebt sie, des Lenzes Ruhm,
Die Knospen mir entgegen.

Im grünenden Gefild
Nicht seufzen werde ich wieder,

Wenn jede Pflanze schwillt
Und Frucht wogt auf und nieder.
Nicht trauernd seh' ich dich,
O Schäfchen, deine Jungen
Liebkosen mehr; — auch ich
Hab ja ein Kind umschlungen u. s. w.

Das ist, trotz Herwegh, Dingelstedt und Hoffmann von Fallersleben, auch Poesie! Es ist darin, wie die Baronin in der Novelle bemerkt, „eine madonnenhafte Empfindung, eine Jungfräulichkeit in der Mutterlust, die mir so leise daraus entgegenrauscht wie laue Frühlingsluft in Blütenzweigen" — wobei wir nur bemerken, daß selbst in unsern feingebildetsten Gesellschaften eine Baronin nicht so blumenreich zu sprechen pflegt; diese Geziertheit und Koketterie des Ausdrucks paßt nicht in den Ton der guten Gesellschaft, welche den Ausdruck zwar gewählt, aber einfach, den Begriff, nicht das Bild haben will. Wo sich dieser zärtliche Ton, diese Blumensprache bemerkbar machen, da sind sie eben Resultat der Lecture, Bücher-, nicht Gesellschaftssprache. Diesen Umstand empfehlen wir unsern Novellisten, welche in den Fall kommen, eine Unterhaltung in den höhern Gesellschaften zu schildern, auf das dringendste. Ein hellenisches Abenteuer behandelt der Verf. der „Fahrten eines Musikanten" (L. Bechstein) unter dem Titel „Die Alte von Livadostro"; die Erzählung von Heinrich Smidt „Ein Auswanderungsschiff" und die Novelle von C. Dräxler-Manfred „Ein Frevel-Proteus" sind Nachtstücke, wovon das zweite durch den eigenthümlichen Umstand interessirt und spannt, daß die darin auftretende Hauptperson zugleich ein in den glänzendsten Verhältnissen lebender Edelmann und Anführer einer ungarischen Räuberbande ist, das erste, wenn auch lebendig erzählt, sehr unkünstlerisch behandelt ist und theilweise zu sehr mit nautischer Terminologie kokettirt, die für uns deutsche Landratten unverständlich ist.

17. Novellenalmanach.

Ohne Bilderschmuck und in einer sehr unscheinbaren äußerlichen Gestalt gibt dieser von Karl Gödeke redigirte und edirte Almanach sein erstes Debut; aber er ist, wenn man einmal die Novelle als höchsten Maßstab für die Taschenbuchsliteratur gelten lassen will, unter Seinesgleichen fürwahr nicht der schlechteste. Die hier mitgetheilten Novellen zeichnen sich fast alle durch eine gewisse Einfachheit und Gemüthlichkeit und eine geschmackvolle Darstellung vortheilhaft aus; und wennschon nicht alle Novellen in gleichem Grade bedeutend und inhaltreich sind, so haben sie sämmtlich doch den negativen Vorzug, daß nichts in ihnen enthalten ist, was durch Wüstheit, Streben nach in die Augen fallenden Extravaganzen oder liederliche Darstellung einen störenden unangenehmen Eindruck machte. Ob man aus Ehrfurcht vor dem adeligen Namen oder aus Galanterie gegen das weibliche Geschlecht die Novelle von der Baronin von B. „Erzählung einer Wartefrau" vorangestellt hat, kann Ref. nicht sagen; ihr innerer Werth berechtigt sie zu diesem Ehrenplatz nicht, obschon sie gut und einfach geschrieben ist und durch wirklich rührende Momente ergreift. Die zweite Erzählung: „Die Witwe" von M. Honek, gefällt höchstens durch ihren anspruchslosen Ton; ihr Inhalt ist ziemlich unbedeutend. Ein Conrector verliebt sich in eine hochstehende, ebenso schöne als treffliche junge Witwe. Wie aber beide zusammenbringen? wie das Interesse der Dame für den unscheinbaren Jugendlehrer erwecken? Hier gibt es hauptsächlich drei Mittel, deren sich die Novellisten zu diesem Behufe bedienen. Entweder gehen die Pferde mit der Dame durch und der junge Mann wirft sich mit Lebensgefahr in die Zügel und bringt die Rosse zum Stehen, oder sie fällt durch irgend einen Umstand ins Wasser und der junge Mann stürzt sich ihr nach und befreit sie von der Gefahr des Ertrinkens, oder ihre Wohnung geht in Flammen auf und der junge Mann entreißt sie selbst oder einen ihr theuern Angehörigen dem Flammentode. Honek bedient sich des letztern Mittels und läßt den jungen Conrector in die Flamme springen und das Kind Leonorens retten. Es kann nicht fehlen, daß diese und Conrector Pauli ein glückliches Paar werden. Die dritte Novelle ist von George Schirges und trägt den Titel „Dreierlei", welcher Titel übrigens dunkel bleibt. Die Novelle ist mit frischem guten Humor geschrieben und namentlich das Charakterbild eines Buchhändlers, einer von jener schlechtern Art, die es hier und da in Deutschland, und vorzugsweise in Deutschland gibt, sehr trefflich gelungen. Man kann diese Gattung von Verlegern nicht oft genug an den literarischen Pranger stellen. Der Verleger Graus drückt die Buchdrucker, verlegt unsittliche Romane, sogenanntes Futter für Leihbibliotheken, betreibt den Nachdruck auf empörende Weise, schmälert das Brot seiner Collegen und saugt die Autoren aus, die er noch außerdem brutal und arrogant behandelt. Seine Nichte empfiehlt ihm die Gedichte eines talentvollen, aber namenlosen jungen Poeten zur Verlagsübernahme.

„Die Geschichten sind also wol sehr rührend?" ruft Graus; „seit Goethe und Schiller, sagst du, nichts Schöneres? das will viel sagen. — — Ich werde mein Möglichstes thun, dem jungen Menschen unter die Arme zu greifen, ihm eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Dem Verdienste seine Kronen, das versteht sich!"

Hören wir jedoch, wie er sich gegen Den benimmt, der ihm als Autor das Manuscript zuschickte und sich nach einiger Zeit zu erkundigen kommt.

Mit dem Manuscripte unter dem Arme trat er in den Laden, erwiderte die Verbeugung des jungen Mannes mit einem halben Kopfnicken und wandte sich zunächst mit einigen scharfen Befehlen und hochtrabenden Geschäftsredensarten an seine Leute. — — Dann erst kehrte er sich gegen den Fremden. — — „Sie haben mir ein Manuscript gebracht, mein Herr?" fragte er gleichgültig. — — „Es ist bereits seit mehren Wochen in Ihren Händen", war die Antwort. — „Ich habe keine Zeit zum Lesen, die Messe drängt; zudem glaube ich, es sind Gedichte, die Sie mir da gebracht." — „Ich dächte, ein Blick in diese Blätter würde hinreichen, Sie zu überzeugen, daß es wol der Mühe lohnt, sie durchzulesen." — „Das sagt Jeder von seinen Sachen; nun, wir wollen einmal sehen." Herr Graus nahm eine Schere und schnitt den Bindfaden auf, als ob er die Blätter zum ersten Male ansähe. „Gedichte!" sagte er verächtlich — „ja, wie ich's dachte, Gedichte und nicht einmal der Name des Verfassers." — „Wenn es Ihnen um

einen Namen zu thun ist, setzen Sie auf den Titel: Gedichte von Theodor." — „Gedichte von Theodor, pah! das ist noch schlimmer; besser gar nicht heißen, als Theodor, mein Herr; führen Sie denn gar keinen Titel, sind Sie nicht wenigstens Doctor?" u. s. w.

Auch Rathschläge ertheilt dieser würdige Verleger, wie sich wirklich manche dieser Herren gegen den geängstigten, immer mehr eingeschüchterten Autor herausnehmen.

„Fangen Sie nicht mit Poesie an", sagte er; „ich rathe Ihnen, schreiben Sie Prosa, verlassen Sie sich auf meinen speculativen Scharfblick, der seit mehr denn zwei Decennien dem Laufe der Dinge und Geister vorauseilt: Poesie ist keine Lectüre für die jetzige Welt, die höchstens noch an pikanten Pasquillen Geschmack findet. — — Die deutsche Sprache steht auf einer so hohen Entwickelungsstufe, daß es Jedem frei steht, in Versen zu sprechen. — — Da verliebt sich kein Kammermädchen in den Reitknecht, ohne ein Gedicht zu schreiben; da macht kein Kaufmann mehr Bankrott, ohne seine Niederträchtigkeit in Reime zu bringen; da erschießt, erhängt, ersäuft sich kein Lump mehr, ohne vorher ein Lied zu singen" u. s. w.

Diesem Buchhändler entspricht als Parallele ein Kapellmeister, welcher über seine Kunst ähnlich denkt wie Graus über die Literatur, und bei Anstellungsgesuchen für die Kapelle ebenso engherzig verfährt wie Herr Graus bei Verlagsanerbieten. Diesen Leuten ist indeß nicht viel vorzuwerfen; sie sind aus der speculativen und kleinhändlerischen Richtung der Zeit selbst hervorgegangen, welche sich ins Gesicht lügt, wenn sie in hochfliegenden Phrasen Ernst, Schwung und tüchtige Gesinnung heuchelt. Die vierte Novelle nennt sich „Giusto", hat Friedrich Voigts zum Verf. und läßt sich lesen, ohne auf Originalität und Tiefe besondere Ansprüche machen zu dürfen. Von der Novelle „Der Pendelgraf" von Eduard Wedekind lasen und hörten wir viel Gutes; sie wurde sogar irgendwo eine Musternovelle genannt. Es bewährt sich hier wie überall die Wahrheit, daß zu hoch angespannte Erwartungen nicht leicht befriedigt werden, daß man an gepriesene Kunstwerke einen höhern Maßstab legt, als man wol sonst thun würde. Die ganze Novelle gruppirt sich um einen grillenhaften, an fixen Ideen leidenden Grafen, der deshalb der Pendelgraf genannt wird, weil er stets einen Pendel, einen Haselstock in der Hand trägt und aus dessen geschwindern oder langsamern Schwingungen auf die Gemüthsart der mit ihm verkehrenden Personen schließt und darnach beurtheilt, ob er mit ihnen harmoniren kann. Er hat auch noch andere fixe Ideen; es ist keine totale Verrücktheit, sondern jene einseitige halbgeistreiche, sich und Andere ironisirende Verrücktheit, wie sie Tieck so häufig benutzt hat. Das mag sehr sinnreich sein, aber poetisch ist es wahrhaftig nicht; man gebe uns entweder die ganze Krankheit, oder die ganze Gesundheit der Seele; mit solchen Halbzuständen, mit solcher geistreichen Krankhaftigkeit ist nichts gethan. Und warum muß dieser capriciöse Kerl gerade ein Graf sein? Weil man es liebt, seine Stoffe unter den vornehmen Kreisen zu suchen und mitunter selbst ein wenig den Vornehmen spielen zu dürfen, eine Krankheit unserer Literatur, seitdem Goethe Staatsminister wurde, sich aus dem Volke zurückzog und in den „Wahlverwandtschaften" der vornehmen Glätte der höhern Gesellschaft mit Haut und Haar opferte. Diese Vorliebe wurde durch Tieck gehätschelt und unsere Modernen hätscheln sie weiter und verhätscheln dabei sich selbst. Man urtheile übrigens, ob Folgendes aus Wedekind's Novelle bei einiger Verrücktheit nicht auch ebenso langweilig und geschmacklos ist. Der Pendelgraf erörtert:

Sobald ein Zweck oder nur ein bestimmtes Wollen hinzutritt, theilt sich der Rhythmus sofort in wiederkehrende Momente ein und zerfällt in Takt. Der Zweifüßler bewegt sich naturgemäß in dem Verhältnisse von 2 : 1; der Vierfüßler schrittweise in dem von 4 : 1, im kurzen Galopp, wo die beiden Vorderfüße zugleich auftreten, wie 3 : 1. Die Grundnoten des Takts können Sie vermehren durch Beschleunigung und durch Verschiebung der sogenannten Arsis und Thesis, wie Sie wollen. Sie können beliebig $^2/_4$, $^3/_4$, $^5/_8$ und $^6/_8$ Takt bilden; und so noch eine ganze Weile fort. Leugnen wollen wir indeß nicht, daß Wedekind's Erzählung an einzelnen sinnreichen Wendungen und Einfällen nicht arm ist. „Die kluge Frau", Erzählung von Karl Gödeke, halten wir für die gelungenste dieses Taschenbuchs; sie zeichnet sich, besonders in der ersten Hälfte, gegen welche die zweite jedenfalls zurücksteht, durch eine innige Auffassung des Naturlebens wie durch eine höchst liebevolle und sorgfältige Ausmalung der Charaktere, im Ganzen durch eine überaus reinliche Darstellung aus. Die kluge Frau scheint uns jedoch als Bäuerin oft in Ausdrücken zu sprechen, die weit über ihre Begriffssphäre hinausreichen. So sagt sie einmal von der Kunst, Karten zu legen: „Die ganze Kunst besteht darin, die Leute da anzufassen, wo sie Handhaben zeigen." Hier wie an vielen andern Stellen spricht nicht Frau Eike, sondern der Mensch der geistreichen modernen Bildung.

18. Östreichischer Novellenalmanach.

Dieser von Andreas Schumacher herausgegebene Almanach beweist, daß auch die Novellistik in Östreich Fortschritte macht. Das Afterbild des Humors und die flache Sentimentalität, die wir früher den östreichischen Novellisten, die als Lyriker oft ganz trefflich sind, zum Vorwurf machen mußten, drängen sich immer weniger in den Vordergrund und den geräumten Platz nimmt häufig sogar jene moderne Reflexion ein, mit deren Überhandnahme vielleicht auch die Entwickelung mancher andern Elemente, für die man bisher mit Unrecht Östreich unzugänglich glaubte, zusammenhängen möchte. Der Geist der Zeit ist so fein, so atomistisch, daß er auch das Härteste und Massenhafteste allmälig durchdringt, und es dürfte die Zeit vielleicht gar nicht so fern sein, wo der östreichische Volksstamm, der an natürlicher Empfindung, an poetischem Gemüth, an einem gewissen intellectuellen Instinct, welcher das Rechte häufiger trifft, als man zu glauben gewohnt ist, an Regsamkeit der Phantasie und innerer Naturkraft den deutschen Norden weit übertrifft, uns durch geistige Entwickelungen überraschen und überflügeln möchte, die wir, welche im Centrum des geistigen Lebens zu sitzen uns rühmen, jetzt noch nicht ahnen. Östreich ist, die stürmischen von oben befohlenen Bewegungen unter Joseph II. abgerechnet, stets, wenn auch

langsam, doch um so sicherer fortgeschritten, und mit viel weniger Geräusch und Prahlerei als gewisse norddeutsche Staaten, die den intellectuellen Fortschritt zu ihrem Monopol zu machen glauben, während sie doch ebenso oft stillzustehen oder rückzuschreiten gezwungen oder gemüßigt sind. Wir wollen den Institutionen Östreichs hier nicht das Wort reden, aber wol seinem aufgeweckten, bei aller Genußsucht regsamen und tüchtigen Volksstamme. Die erste der Novellen: „Der Schacht auf der Erzwiese" von F. W. Arming, beweist nun freilich für diesen Fortschritt nichts. Die Darstellung ist durchaus die hausbackene jener Erzähler, welche keinen eigenen Geist besitzen und gleichsam nur nach Vorschriften schreiben. Zu den althergebrachten stylistischen Wendungen gehört z. B., daß in diesen gewöhnlichen Novellen nicht gesagt wird: Der Graf sprach oder erwiderte lächelnd; die Baronin sprach oder erwiderte zürnend, sondern etwa: „Sie sind mir ein seltsamer Gast, lächelte der Graf"; „Geh mir aus den Augen, erbärmliches Geschöpf, zürnte die Baronin". Man findet sogar noch kühner: „Es thut mir leid, achselzuckte er"; oder bei Arming: „So grämelte der Doctor"; oder bei Straube: „Vorläufig, katzenbuckelte der Gefragte"; „Sie unterstehen sich, Herr! glühte Benjamin"; „Bewahre mich Gott! grinste der Bürgermeister" u. s. w. Die zweite Erzählung: „Der Thronerbe" von S. Kolisch, ist besser, wenn auch nur factisch unterhaltend; dagegen ist „Das Kirchweihfest", Novelle aus dem Volksleben der südwestlichen Deutschböhmen, von Joseph Rank, mit großer Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Eingehen in das psychologische Element der Charakteristik geschrieben. Diese Novelle theilt auch einige anziehende Volkslieder im Dialekte der südwestlichen Deutschböhmen mit, wie das mit dem Anfange:

Deanal gej hea zon Zau,
Lösma dö rächt oschau,
Wos du füar Äugeln host:
Schwoarz oda brau?
Äugerl mein is nöd schwoarz,
Äugerl mein is nöd brau;
Äugerl mein is ja nur,
Di onzuschau! u. s. w.

Die Novelle von Mathilde Feldern-Rolf: „Walter Wenzel Wid", ist verwickelt genug und dazu mit einer derben, oft überderben Kraft geschrieben, wie man sie von einem weiblichen Autor zu erwarten nicht gewohnt ist. Höchst lebendig ist die Darstellung der Schlacht zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar und gewissermaßen in historischem Style und Geiste verfaßt. Einem ähnlichen, Geschichte und novellistische Erfindung vermischenden Novellengenre gehört auch die Erzählung „Jaroslaw Boskowitz" von J. Pfundheller an. Der Beitrag von A. Schumacher „Die Leiden eines Modernen" dagegen gehört wesentlich der modernen Reflexionsrichtung an, während „Abdias" von Adalbert Stifter nicht ohne eine finstere Originalität, nicht ohne geistiges Leben, welches nach der Tiefe strebt, geschrieben ist. A. J. Schindler's Novelle „Die Heimkehrenden" mischt eine Menge unbedeutender Reiseeindrücke zusammen und läßt den Verf. der poetischen Novelle „Frauenliebe und Geisterleben", welche in Castelli's Taschenbuch mitgetheilt ist, in ihrer etwas flachen Haltung schwer wiedererkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die Franzosen sind besonders sehr geschickt in der Entwerfung kleiner anmuthiger Genrebilder, und weil ihnen heute die Welt ist, so fangen sie immer noch einmal an, das pariser Leben in allen seinen Richtungen zu schildern und zu zeichnen, obgleich dies schon tausendmal geschehen ist. Vor kurzem haben wir im Vorbeigehen „La grande ville" von Paul de Kock erwähnt, in dem uns ein ausführliches Bild von Paris geboten wird. „Les petites misères de la vie humaine" nehmen auch eigentlich nur auf die tausend kleinen Unannehmlichkeiten Rücksicht, denen der Reiche wie der Arme im Gewirr der ungeheuern Weltstadt ausgesetzt ist. Gegenwärtig sind nun gleich wieder die ersten Hefte zweier neuen Werke erschienen, die beide das Leben der verschiedenen Stände in Paris schildern. Das erstere führt den Titel: „Les abus de Paris." Weder die Zeichner noch die Schriftsteller sind genannt, und nach den ersten Lieferungen zu urtheilen, dürften sich weder die einen noch die andern „einen Namen machen". Viel größeres Aufsehen wird das zweite Werk erregen, von dem erst ein paar Hefte erschienen sind. Es ist vom federfertigen J. Janin und heißt: „Un hiver à Paris. Tableau de moeurs contemporains." Aber nicht nur das bunte Leben der Gegenwart wird den Schriftstellern und Malern ausgebeutet, sondern auch die Vergangenheit muß der Feder und dem Pinsel der rüstigen pariser Künstler Stoff geben. So versetzt uns das reizend ausgestattete Werk „Autrefois, ou le bon vieux temps" in die glücklichen Zeiten, von denen die Greise solche Wunderdinge zu erzählen wissen. Die Bilder, die bei derartigen Publicationen jetzt eigentlich die Hauptsache sind, verdienen wirklich hervorgehoben zu werden. Sie rühren von Tony Johannot, Fragonard und Gavarni her.

Im Auslande macht man sich in der Regel einen ganz zu übertriebenen Begriff von der französischen Centralisation. Man glaubt, daß Paris ganz Frankreich vorstellt, und verkennt damit den eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Provinzen. Derselbe ist aber zum Theil sehr scharf ausgeprägt. So wird z. B. Derjenige, der Frankreich in der Provinz studirt hat, den Bewohner der Auvergne selbst unter der Hülle pariser Bildung herauserkennen. Seit einiger Zeit fängt man daher an, den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gegenden Frankreichs eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, vielleicht weil sie bei der überhand nehmenden Nivellirung immer mehr zu verschwinden drohen. Ein ziemlich umfassendes Bild der verschiedenen Provinzen Frankreichs mit ihren Sitten und Gebräuchen finden wir in dem reichhaltigen Werke, das unter dem Titel „Les Français peints par eux-mêmes" erschienen ist. Indessen ist es doch nicht erschöpfend genug und man muß daher, wenn man die verschiedenen Partien Frankreichs kennen lernen will, zu Specialwerken greifen. Vor kurzem ist uns die erste Lieferung eines solchen zu Gesicht gekommen, das seiner Reichhaltigkeit, seiner Gediegenheit und seiner glänzenden Ausstattung wegen vor ähnlichen Werken hervorgehoben zu werden verdient. Es betrifft einen der interessantesten Theile des französischen Gebiets und führt den Titel: „L'ancienne Auvergne et le Vélay; histoire, archéologie, moeurs, topographie par Michel et une société d'artistes." Das ganze Werk wird drei Bände Text und einen Foliobund mit Kupfern und Karten enthalten. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 365. —— 31. December 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1843.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Ehe wir mit der kurzen Anzeige einiger Taschenbücher, die uns zum Theil zu spät zukamen, den Schluß dieses dritten und letzten Artikels machen, glauben wir den Redactionen und Verlegern der von hierab noch anzuzeigenden Taschenbücher, dem lesenden Publicum und uns selbst eine Erklärung schuldig zu sein. Sie betrifft eben die Kürze, womit wir die noch unerledigten Taschenbücher und Almanache nicht ausführlicher besprechen, sondern nur ihren Inhalt in möglichst gedrängter Kürze anzeigen und so wenigstens ihre Existenz dem lesenden Publicum in Erinnerung bringen wollen. Einmal ist der Raum d. Bl., auf welchen diese flüchtige Literatur Anspruch zu machen hat, überschritten; sodann wünschen wir auch, diesen Artikel gerade zu der dem Verkaufe der Taschenbücher günstigen Zeit zum Schlusse und zur allgemeinern Kenntniß zu bringen; endlich ist der Ref., wie er aufrichtig und ohne ängstliche Scheu gestehen will, von der Lecture dieser Ephemeren, die aus so hundertfältigen bunten Einzelheiten zusammengesetzt sind, welche jede wieder auf Berücksichtigung Anspruch zu machen hat, abgespannt und ermüdet. Es ist ihm, offenherzig gestanden, wie dem Schüler in Goethe's „Faust": es geht ihm wie ein Mühlrad im Kopfe herum, und alle die schönen bunten Worte, die er lesen mußte, brausen wie ein Bienenschwarm vor den Ohren; die verliebten Jünglinge und Jungfrauen, die bramarbasirenden Helden, die verruchten Bösewichter mit weißer Wäsche und schwarzem Herzen, die edeln Seelen, die humoristischen Hanswürste, mit denen er bei der Lecture dieser Novellen Bekanntschaft machen mußte, tummeln sich in gespenstischer Katzbalgerei vor seinen müde gelesenen Augen. Man möge also Ref. Gnade, Nachsicht und Barmherzigkeit angedeihen lassen, wennschon er selbst sie als kritischer Criminalrichter nicht üben durfte. Die noch kurz anzuzeigenden Taschenbücher sind aber folgende.

19. Iris.

Dieses vom Grafen Mailáth herausgegebene und zu Pesth erscheinende Taschenbuch zeichnet sich vornehmlich durch seine prachtvolle Ausstattung aus. Es ist gegenwärtig das einzige freilich außerhalb des Bundesgebietes erscheinende deutsche Taschenbuch, welches an Eleganz mit den englischen Keepsakes wetteifern und den Vergleich nicht scheuen darf, und schon um deswillen wünschen wir ihm guten Fortgang und Anerkennung. In Deutschland erscheint leider gar so viel, was daran erinnert, daß das Papier aus Lumpen verfertigt wird. Man will nicht viel daransetzen; man will auch nicht viel gewinnen; es ist eben nur der Kleinkrämergeist, der im Allgemeinen unsere Bücherfabrikation charakterisirt. Und diejenigen Verleger, welche Mittel und Willen haben, in typographischer Ausstattung etwas zu leisten, werden durch die kleinkrämerische, brotneidische Concurrenz, die sich aller Orten aufthut, daran verhindert. Eine schädliche Rückwirkung auf den Geschmackssinn der Menge kann natürlich unter solchen Verhältnissen nicht ausbleiben. „Iris" enthält poetische und prosaische Beiträge von Ritter von Levitschnigg, J. G. Seidl, M. Enk, A. Bube, J. N. Vogl, Hammer-Purgstall u. A. Der interessanteste Beitrag ist ein historischer vom Grafen Johann Mailáth, eine Biographie der schönen Isabella Zapolya, mit Benutzung bisher unbekannter ungarischer Geschichtsquellen. Die Stahlstiche, nach Barabas und C. Mayer von Bogner und Mahlknecht in Wien und A. H. Payen gearbeitet, sind wirklich prachtvoll.

20. Thalia.

Im Gegensatze zur „Iris" macht sich „Thalia", welche bereits ihren dreißigsten Jahrgang erlebte und gegenwärtig von J. N. Vogl redigirt wird, durch wirklich erbärmliche Kupfer bemerkbar. Will man denn mit Gewalt den ästhetischen Sinn des Publicums, der ohnehin in Deutschland nicht der schönste und gesündeste ist, abstumpfen, misleiten und abtödten? Die meist ziemlich kurzen Novellen, bald humoristischen, bald tragischen Charakters, sind von J. Pfundheller, J. F. Castelli, E. Straube, Mathilde Felbern-Rolf, J. Rank, Dr. C. Beidtel, E. Anschütz, F. Fitzinger und J. N. Waldschütz; die Gedichte von A. Schumacher, J. N. Vogl, von dem natürlich J. G. Seidl nicht fern ist, vom Grafen Mailáth, Ludwig Löwe, Betty Paoli u. s. w. Auch enthält dies Taschenbuch, dessen Inhalt wenigstens bunt genug ist, Scenen aus einer historisch-dramatischen Dichtung: „Der Reichsverweser", von Chr. Kuffner.

21. Rosen und Vergißmeinnicht.

„Rosen und Vergißmeinnicht, dargebracht dem Jahre 1843", wie der Titel besagt! Etwas dem Jahre darbringen, zeugt von einer sehr abstracten Denkkraft! Ja, wenn die Titel den Menschen und Büchern ihren innern Werth verliehen, so wäre beiden geholfen, so hätten wir eben an diesem Taschenbuche etwas, was uns Rosen und Vergißmeinnicht ersetzen könnte. Das muß ein Schalk gewesen sein, der diesen Titel erfand! Hier sitze ich nun innerhalb der vier kahlen Wände meines Zimmers, Bücher vor mir, Bücher hinter mir, wer weiß ob nicht auch über und unter mir, vielleicht sogar in mir, nämlich solche, welche noch nicht geschrieben sind und ihrer Geburt entgegenharren; kahl streckt ein Apfelbaum seine entlaubten Zweige gegen das Fenster, welches eine weite Aussicht über bereifte Wiesen eröffnet, im Ofen knistert das Feuer und im Garten, gerade vor mir, schauert ein entblätterter Rosenstock vor Frost in sich hinein, und hier spottet man meiner mit Rosen und Vergißmeinnicht, die keine sind und höchstens die heiße Sehnsucht nach der schönen Rosenzeit im kranken Herzen des Ref. erwecken könnten. O, es ist gewiß nicht recht, die Menschen auf solche qualvolle Weise an Genüsse zu erinnern, die sechs Monate hinter ihm und ebenso viele vor ihm liegen! Und außerdem sind die Bilder in diesem Taschenbuche so überschwänglich mittelmäßig, daß auch sie nur die Sehnsucht nach schönern Kunstgenüssen erwecken können! Ja, „Rosen und Vergißmeinnicht" sind ein viel versprechendes Taschenbuch! Wir erwähnen nur noch, daß der Text blos zwei Erzählungen bringt: „Masiniſſa und Sophonisbe" von Friedrich Günther, der auch die rhythmischen Bildererklärungen lieferte, und „Des Lebens Stürme" von Wilhelm Müller — der Anzahl nach zu viel Erzählungen, wenn eine derselben so gut wäre, daß man die andere darüber vergessen und vermissen möchte, zu wenig, wenn jede derselben nur die Sehnsucht nach edlern, wenigstens mannichfaltigern novellistischen Genüssen erwecken sollte.

22. Bettlers Gabe.

Dies von Wilhelm Müller herausgegebene Taschenbuch hat jetzt seinen Verleger und seine Gestalt verändert; es erscheint ebenfalls mit Bildern, welche eine Galerie zu Schiller's Werken bilden sollen und womit dieser Jahrgang den Anfang macht. Das Taschenbuch entspricht somit seinem Titel, der sich durch seine frühere schmucklose und fast bettelhafte Gestalt rechtfertigte, nicht mehr; es macht zu viel Ansprüche als die Gabe eines Bettlers, obschon es als die Gabe eines Reichen wieder zu dürftig erscheinen würde. Es repräsentirt sich als ein Mittelzustand zwischen arm und reich, welches immer ein fataler Zustand ist; es macht eine Art Aufwand, ohne ihn doch recht bestreiten zu können; es will nicht zu viel ausgeben, aber es will auch gerade nicht sparen. Der novellistische Inhalt, obgleich der Verf. nicht genannt ist, rührt wie früher ohne Zweifel vom Herausgeber her. Wie fast immer, muß man auch hier bedauern, daß W. Müller mit all seinem reichen und üppigen Talente doch keinen reinen Kunstgenuß gewähren kann. Angehängt ist eine Reihe von Gedichten. Als ein Beispiel von Geschmacklosigkeit führen wir folgendes von W. Cornelius an:

Meines Canarienvogels Wiegenlied in Magdeburg.

Ze — it! — Zeit!
Sonn' ist schon weit.
Rrrasch ist der Zeit Verlauf,
Wilhelm, steh auf! steh auf!
Stell dich ans Pult, Pult, Pult!
Schreib' für die Ungeduld!
Ze — it! — Zeit!
Sonn' ist schon weit!
Hörst du nicht bald auf mich,
Spritz' ich mit Wasser dich.
Br! Br! Br! das ist kalt,
Na! na! na! wirds nun bald?
Ze — it! Zeit!
Sonn' ist schon weit!

Wir haben von Cornelius, auch in diesem Taschenbuche, schon so manches schmucke Lied gelesen, daß wir über ein so geschmackloses Gedicht um so mehr erstaunt sind. In wohllautenden Versen schrieb J. Minding die Erklärung zum Titelkupfer.

23. Berliner Kalender.

Dieser reiht sich insofern den unterhaltenden Taschenbüchern an, als er Stahlstiche und Novellen zu Hülfe ruft und bei dem bloßen Kalender, bei der fleißig gearbeiteten Genealogie der regierenden hohen Häuser und anderer fürstlichen Personen und dem nützlichen Verzeichnisse der Postcurse nicht stehen bleibt. Die Stahlstiche, welche abermals preußisch-vaterländische Gegenden, das Portrait der anhalt-dessauischen Prinzessin Friedrike Amalie Agnes und einige Situationen aus der beigegebenen Novelle zur Anschauung bringen, scheinen uns von Jahr zu Jahr erbärmlicher zu werden. Wir müssen dies, bei aller sonstigen Achtung vor der königlich preußischen Kalenderdeputation, aufrichtig bekennen. Die unterhaltende Abtheilung füllt Heinrich Smidt mit einer Erzählung: „Heimat in der Fremde", die geschichtliche der etwas trockene, aber gründliche und tüchtige Historiker Friedrich Buchholz mit einer „Geschichte der Mark Brandenburg unter den Kurfürsten des Hauses Hohenzollern", wovon der gegenwärtige Jahrgang den Schluß mittheilt.

24. Narrenalmanach.

Eduard Maria Öttinger hat hier eine Reihe Anekdoten, Genrebilder, Charakterskizzen und Novelletten zusammengestellt und daraus, geschwind wie man die Hand umdreht, einen Almanach gemacht. Lustige und traurige Thorheiten, ergötzliche Capricen, Grillen aller Art, lächerliche und beweinenswerthe Streiche närrischer Käuze, Verliebtheiten mit tragischen und komischen Ausgängen, Extravaganzen, Foppereien und Prellereien hat hier Öttinger in seiner leichten Manier zur Belustigung und Unterhaltung für die guten und schlimmen Narren

dieser Welt, die oft selbst nicht ahnen mögen, in wie na-
per Seelenverwandtschaft sie mit einem oder dem andern
er von Öttinger charakterisirten Narren stehen, bearbei-
et, gesammelt — oder erfunden. Das Buch ist unter-
haltend genug für Leute, welche sich amusiren und einige
Mußestunden ausfüllen wollen; doch schmiegt sich im
Allgemeinen das komische und lustspielartige Gewand
viel kleidsamer und natürlicher dem Talente des Verf.
an, als das tragische, obgleich eine und die andere ernste
Novelle, z. B. „Rosberry", an ergreifenden Momenten
nicht arm ist. Die Manier des Verf. — der durch eine
ziemliche Belesenheit und ein gutes Gedächtniß unterstützt
wird, übrigens eigentlich französisch mit deutschen Worten
schreibt — ist bei dem Publicum, welches einer so flot-
ten, leichten Lecture mit Vorliebe sich zuneigt, so bekannt,
daß wir darüber kein Wort verlieren dürfen. Einige
interessante Punkte bietet die Vorrede dar. Eine Vor-
rede ist stets der getreueste Abdruck der Individualität
eines Autors und für einen Kritiker schon um deswillen
von Werth und Nutzen, da sie so leicht die guten wie
die schlechten Eigenschaften des Verf. bloslegt; sie ist für
den Rec. eine ebenso bequeme Handhabe, als für den
Verf. selbst verfänglich und gefährlich; sie ist die Ohren-
beichte des Verf., die nicht diplomatisch genug gehalten
sein kann. Öttinger widmet jede der 16 Erzählungen
seines Almanachs einem seiner Freunde und Freundin-
nen, hierunter seinem „liebenswürdigen Freunde und
Bösewicht, dem witzigsten und pikantesten Journalisten
Europas", Saphir in Wien; seinem „seelenguten, herzens-
treuen Freunde, dem reichbegabten Humoristen", Herloß-
sohn in Leipzig; seinem „biedern Freunde, dem ehrenwer-
thesten aller deutschen Journalredacteure", Hofrath Dr. C.
Winkler in Dresden; seinem „ci-devant Verleger, dem
geistreichen" Buchhändler Campe in Hamburg; seinem
„lieben" Freunde, R. Hirsch; seinem „guten" Freunde,
R. Heller; seinem „vieljährigen ehrenwerthen" Freunde,
dem Schauspieler Rott; seinem „hochverehrten Freunde
und Gönner, dem ersten und letzten Troubadour Frank-
reichs", Beranger in Paris; seinem „durch und durch
harmanten" Freunde, Janin in Paris; seiner „hochver-
ehrten" Freundin, Charlotte von Hagn; ja, sogar eine
dieser Erzählungen seiner „hochgefeierten, weltberühmten"
Freundin, Fanny Elsler in — Europa. Das nennen
wir doch den Zoll seiner Dankbarkeit und Liebe abtra-
gen! Wir erfahren auch aus dieser Vorrede, daß Menzel
ihn einmal mit Swift, Lichtenberg, Jean Paul und
Börne verglichen hat, und es kann nur einem seltsamen
Zusammentreffen zugeschrieben werden, daß Öttinger die-
sem Dr. Menzel ebenfalls eine Erzählung widmet und
ihn seinen „verehrten Freund und Landsmann und Deutsch-
lands gewissenhaftesten und gründlichsten Kritiker" nennt.
Wir erfahren außerdem, daß ein Zweiter ihn mit Jules
Janin, ein Dritter mit Paul de Kock, ein Vierter sogar
mit Boccaccio verglichen hat, und nachdem wir die Auf-
merksamkeit, welche der Verf. in aller und jeder Hinsicht
seinen Rec. widmet, einzusehen Gelegenheit genug gehabt
haben, versichert der Verf. zu unserer Überraschung —
die gewiß nur beabsichtigt ist, denn die Überraschung ge-
hört zu Öttinger's novellistischen Künsten — daß er
auf jeden Lobhudel freiwillig Verzicht leiste, daß er gegen
Zeitungslob bereits ebenso abgehärtet sei wie gegen Zei-
tungstadel, daß es Käuze in der deutschen Literatur gäbe,
welche von ihm behaupten dürfen: Öttinger habe Vater
und Mutter umgebracht, Kinder geraubt, Löffel gestohlen
und den Brand in Hamburg angelegt, ohne daß er sich
durch diese Käuze mehr gekränkt fühlen würde, als durch
Mücken, welche sich auf den Absatz seines Stiefels
setzten! Allerdings sollte man meinen, daß ein Schrift-
steller wie Öttinger es nur mit dem Publicum zu thun
habe, welches er in der Tasche hat — und daß ihm ein
Publicum zu Gebote steht, glauben wir seiner ganzen
Talentrichtung nach schließen zu können — aber nicht
mit der Kritik, über deren Lob und Tadel er hinaus sein
sollte. Daß er darüber hinaus ist, sagt er zwar, der
Schalk, aber wir sind in unserer Weise auch ein Schalk
und glauben an des Verf. Versicherungen nicht.

25. Phantasus.

Dr. Theodor Tetzner schrieb in einigen müßigen
Stunden zwei Märchen-Novellen, und um sie besser an
seinen Mann, d. h. das Publicum, zu bringen, hat er
dem dürren Büchlein den Titel „Almanach auf das Jahr
1843" gegeben. So schnell ist jetzt ein Almanächelchen
fertig! Ja, wenn es auch nicht Dampf und Dämpfe
sind, womit man die Literatur jetzt treibt, so treibt man
sie wenigstens mit Dämpfchen! Über die beiden Märchen:
„Die Wunderdose" und „Die Saalnixen", ist wenig zu
sagen, als daß sie ziemlich flott, wenn auch nachlässig
geschrieben und sogar lesbar sind. Merkwürdiger war
mir eine Stelle in der Vorrede. Sie lautet:

Ein bischen Wunder schadet nichts; dadurch wird das Poetisch-Saftige besser in Ordnung gebracht. Hab' alle mein Lebtage deshalb den Apostel Paulus nicht leiden mögen, der die Wunder selbst aus dem heiligen Bibelbuche wegdisputirt. — Die Freude der Jugend ist verkümmert, wenn sie nicht mehr die wunderschönen Geschichten von Hänschen Daumgroß, Knüppel aus dem Sack, Aschenbrödel u. s. w. für wahr halten darf. — Armer Musäus! Hättest du an dein ungläubiges Geschlecht gedacht, deine Volkssagen blieben ungeschrieben und ungedruckt; dein wunderlicher Gesell im Riesengebirge existirt ja nicht. Das funfzehnjährige Mädchen rümpft das hochweise Näschen und nennt deine lieblichen Erzählungen fade Hirngespinste. Ja, der Glaube ist fort und mit ihm die kindliche, mithin die wahre Freude. Glauben! Glauben, das allein macht selig!

Man sollte meinen, dies sei wirklich die Ansicht des Verf., aber nein, schwerlich! denn er fährt fort:

Doch es wird besser werden, das hoffe ich mit Gewißheit. Es gibt ja jetzt schon einzelne Fromme, die werden den Glauben herbeischaffen, und sollte es mit Feuer und Schwert geschehen. Die Inquisition war doch eine herrliche Sache und sehr zu bejammern ist es, daß sie aus der Mode gekommen u. s. w.

Dennoch hat der Verf. oben mehr Wahrheit ausgesprochen, als er meint. Der Glaube und das Geglaubte machen wirklich selig — aus Egoismus. Der religiös Gläubige ist nicht darum selig, weil er überhaupt glaubt, sondern weil er glaubt, das Rechte zu glauben, der Hegellaner und jeder Philosoph selig, nicht weil er weiß — denn wer hat vom Wissen ein rechtes Wissen? —

sondern weil er glaubt zu wissen; Dr. Tetzner ist selig, nicht weil er diese beiden Märchen geschrieben hat, sondern weil er glaubt, daß sie auch von vorzüglicher Güte sind, und der Verf. dieser Taschenbücherschau ist selig, nicht weil er sie geschrieben hat, sondern weil er glaubt, sich mit einiger Geschicklichkeit seines Auftrags entledigt zu haben — und so glauben wir Alle und sind selig, um unsers Glaubens willen. 29.

Notizen.

Zur politischen Poesie.

Das Institut der preußischen Ständeausschüsse und die denselben zur Berathung überlassenen Gegenstände haben manchen lesenswerthen Aufsatz veranlaßt; jedoch war Alles, was uns hierüber zu Gesicht gekommen ist, nur schlichte Prosa, und wir waren wirklich nicht darauf gefaßt, daß auch die Poesie sich mit diesen Dingen befassen würde. Am wenigsten hielten wir die Herabsetzung des Salzpreises einer dichterischen Behandlung für fähig und waren daher nicht wenig erstaunt, in einem westpreußischen Localblatte — stoßen Sie sich nicht an diese obscure Quelle, gar manches Große lag in unscheinbarer Wiege — folgende begeisterte Strophen zu finden:

Nun herbei die Opferschalen
Und die Weihrauchbecken her! ꝛc.

Opfert Dank Ihm! Seine Wonne
Ist's, wenn er beglücken kann;
Und wie freudig gibt das Salz Er
Billig drum dem armen Mann!

O, ihr Armen, schöner dampfet
Euch nun der Kartoffelduft;
Denn ihr könnt mit Salz sie würzen,
Wenn das Kind um Speise ruft!

Der Hr. Verf., der sich mit E. H. F. Flothow unterzeichnet, tha hier in der That etwas ganz Originelles geliefert; der schön idmpfende Kartoffelduft dieser Poesie übersteigt alle Grenzen es Gewöhnlichen und die Zeile: „Wenn das Kind um Speise ydt!" macht uns wahrhaft heißhungerig auf die weitern Ergüsse eses eminenten Genius. Möchte es Hrn. Flothow gefallen, rns recht bald mit ähnlichen Dichtungen, etwa mit einer Elegdi auf die Hundesteuer, zu beglücken; unsere Anerkennung wird uem gewiß nicht entgehen.

Die Stadt Napoleon.

In dem Bericht des Grafen Montalivet, welchen derselbe am 25. Febr. 1813 dem Corps législatif über den Zustand des Kaiserreichs erstattete, heißt es unter der Rubrik: „Verschiedene Bauten in den Departements": „12,500,000 Francs sind für die Erbauung der neuen Stadt Napoleon in der Vendée und Wo Eröffnung der dahin führenden Wege veranschlagt worden. nur 0,000 Francs sind bereits darauf verwandt worden." 750s mag aus dem Unternehmen geworden sein? 20.

Bibliographie.

Neuester Anekdoten-, Witz- und Karikaturen-Almanach. Ister Bändchen. 16. Köln, Dunst. 7½ Ngr.

Die goldene Chronik von Hohenschwangau, der Burg der Welfen, der Hohenstaufen und der Scheyren, durch J. Freiherrn von *Hormayr-Hortenberg*. Schmal gr. 4. München, Franz. 4 Thlr. 15 Ngr.

Düntzer, H., Die Fragmente der epischen Poesie der Griechen von Alexander dem Grossen bis zum Ende des fünften Jahrhunderts nach Christus. Gr. 8. Köln, Eisen. 1 Thlr.

— — Nachtrag zu den Fragmenten der epischen Poesie der Griechen bis zur Zeit Alexander's des Grossen Gr. 8. Ebendas. 1841. 7½ Ngr.

Die Preußische Eherechts-Reform. Gr. 8. Berlin, Reimer. 7½ Ngr.

Hermes, G., Geschichte der polnischen Revolution der Jahre 1830 und 1831 und ihrer Helden. Mit Benutzung der besten historischen Quellen bearbeitet. 1stes Heft. Gr. 8. Berlin, Hübenthal u. Comp. 5 Ngr.

Die Opposition. Ein Nachtrag zu der conservativen Partei von B. A. H. Gr. 8. Halle, Anton. 10 Ngr.

Quevedo, F. G. de, Schwänke, Fahrten und Abenteuer des Pedrillo Pablo de Molina. Nach dem Spanischen von F. F. Guttenstein. 8. Heilbronn, Drechsler. 1 Thlr.

Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Ister Band, 2te Hälfte. Von Melanchthon bis Montaigne. Lex.-8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 2½ Ngr.

Revue österreichischer Zustände. 1stes Heft. Gr. 12. Leipzig, Reclam jun. 10 Ngr.

Schramm, K., Hermann. Ein Gedicht. 8. Gera und Bunzlau, Julien. 5 Ngr.

— — Paulus. Ein Epos in sechs Gesängen. Gr. 8. Ebendas. 1 Thlr.

Snitger, J., An Hamburgs Bürger und die vom Gebiete. Vaterstädtisches. Heft I. Gr. 8. Hamburg, Niemeyer. 15 Ngr.

Die Preußischen Staatsschulden. Gr. 8. Münster, Deiters. 15 Ngr.

Taschenbibliothek classischer Romane des Auslandes. 3ter und 4ter Band. — Auch u. d. T.: Yorick's empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Von L. Sterne. Aus dem Englischen von H. Döring. — Wilhelm Tell oder die freie Schweiz von Florian. Aus dem Französischen von J. Günther. Gr. 16. Jena, Mauke. 10 Ngr.

Thiele, A. F., Die jüdischen Gauner in Deutschland, ihre Taktik, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache, nebst ausführlichen Nachrichten über die in Deutschland und an dessen Grenzen sich aufhaltenden berüchtigsten jüdischen Gauner. Nach Criminalacten und sonstigen zuverlässigen Quellen bearbeitet und zunächst praktischen Criminal- und Policeibeamten gewidmet. 1ster Band. 2te Auflage. Gr. 8. Berlin. 1 Thlr. 15 Ngr.

Venedey, J., Der Dom zu Cöln. Gr. 8. Belle-Vue bei Constanz. 17½ Ngr.

Weick, W., Das herzogliche Haus Sachsen-Koburg-Gotha. Seine Geschichte und gegenwärtige Stellung in Europa. 8. Karlsruhe, Macklot. 1 Thlr.

Welp, T., Einige Worte über das neue Preußische Ehegesetz. 8. Leipzig, Hunger. 10 Ngr.

Wetzel, C. G., Religiöse Betrachtungen und Gebete. Mit 12 bezüglichen Polytypen. 16. Breslau, Ferner. 9¼ Ngr.

Wollrabe, L., Hoch- und Wohlgeboren. Original-Lustspiel in vier Aufzügen. 8. Leipzig, Hunger. 20 Ngr.

— — Der schwarze Kater, oder: Zwei Schneider auf Reisen. Posse in 1 Act. 8. Ebendas. 1841. 10 Ngr.

Zauberblüthen. Original-Märchen. Mit einem Vorworte von Agnes Franz und mit Bildern von Th. Hosemann. Gr. 16. Berlin, Klemann. 25 Ngr.

Das Register zum Jahrgang 1842 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1842. № I. Januar bis März.

Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. Deuxième année 1842. Nrs. 1—6. In-8. Leipzig. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Diese Zeitschrift enthält die Auswahl des Besten aus der gesammten französischen Journalistik und ist daher für jeden Liebhaber dieser Literatur von bedeutendem Interesse.

Manuel de littérature ancienne, ou Court aperçu des auteurs classiques, de l'archéologie, de la mythologie, et des antiquités des Grecs et des Romains. Ouvrage traduit de l'allemand par ***Henri Jouffroy.*** In-8. Leipzig, 1842. 3 Thlr.

Chopin (J. M.), Révolution des peuples du Nord. T. 3. In-8. Paris, 1842. 2⅔ Thlr.

Dumont D'Urville (J.), Voyage au pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté par ordre du roi pendant les années 1837, 1838, 1839, 1840. T. I. In-8. Avec carte et atlas. Paris.
Preis der gewöhnlichen Ausgabe 1⅓ Thlr.
Preis des Atlas 4⅞ Thlr.
Preis der feinen Ausgabe mit Atlas 6⅞ Thlr.

Diese feine Ausgabe wird nicht ohne den Atlas verkauft.

Les Français, peints par eux-mêmes. T. II, Livr. 11—16. T. III, Livr. 1—7. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅓ Thlr., colorirt 7/12 Thlr.

Hao-Khieou-Tchouan, ou la Femme accomplie. Roman chinois, traduit sur le texte original par **Guillard d'Arcy.** In-8. Paris, 1842. 2⅔ Thlr.

Laboulaye (Ed.), Essai sur la vie et le doctrines de ***Frédéric Charles de Savigny.*** In-8. Paris, 1842. ⅔ Thlr.

Lethierry Barrois (A.), Racines hébraïques avec leurs dérivés dans les principales langues de l'Europe, précédées de l'explication des symboles formés par les diverses combinaisons des lettres hébraïques et de rapprochements entre le chinois, l'hébreu, le copte et le sanscrit. Ire partie. In-4. Paris, 1842. 3 Thlr.

de Lundblad (J.-F.), Recueil des exposés de l'administration du royaume de Suède, présentés aux états généraux, depuis 1809 jusqu'à 1840. Traduit du Suédois. In-8. Paris. 2½ Thlr.

de Marincourt (F. A. Serpette), Histoire de France, depuis Clovis jusqu'à la mort de Louis IX. Avec le tableau des institutions et des moeurs des temps barbares et du moyen-âge. 3 vols. In-8. Paris, 1841. 4 Thlr.

Le Nouveau testament, traduit fidèlement du texte original grec, et commenté sur tous les points qui ont besoin d'explication. In-8. Paris, 1842. 1¾ Thlr.

Obermüller (G.), Atlas ethno-géographique. Seconde division. Les pays et les peuples de l'Europe, de l'Asie antérieure et de la Berberie, dans leur état actuel. Ire planche (géoplastique). 2e édition. In-fol. Paris et Leipzig. 2⅞ Thlr.

Panthéon des grands écrivains des temps modernes, depuis le XIIIe siècle jusqu'à nos jours, par **J. Pescantini** et **L. Delâtre.** 2e édition. In-fol. Paris. 2 Thlr.

Raczynski (A. comte), Künstler-Wörterbuch zur Geschichte der neuern deutschen Kunst. Gr.-8. Berlin, 1842. ⅔ Thlr.

——, Dictionnaire d'artistes pour servir à l'histoire de l'art moderne en Allemagne. In-8. Berlin, 1842. ⅔ Thlr.

Vitraux peints de Saint-Étienne de Bourges, recherches détachées d'une monographie de cette cathédrale, par **A. Martin** et **C. Cahier,** prêtres. Verrières du XIIIe siècle. Ire livr. In-plano. Paris, 1842. 4 Thlr.

NOVA SCRIPTORUM LATINORUM BIBLIOTHECA,
edidit ***C. L. F. Panckoucke.***
In-8. Jeder Band 1⅓ Thlr.

Neu erschien hiervon:

Virgilius (M.), Opera. Vol. 1, 2. — **Plinius Secundus (C.),** Historia naturalis. Vol. 7—9. — **Valerius Flaccus (C.),** Argonauticon libri octo, edidit ***Husguet.*** 1 vol. — **Cicero (M. T.),** Orationes. Vol. 3—7.

Von dieser Auswahl haben wir den Debit für Deutschland übernommen und haben stets Alles, was hiervon erschienen, auf unserm Lager.

BIBLIOTHÈQUE CHARPENTIER.
In-12. Jeder Band 1⅓ Thlr.

Neu erschien hiervon:

de Rémusat, Essai sur l'éducation des femmes. 1 vol. — **Schiller,** Histoire de la guerre de trente ans, traduit par Mad. ***de Carlowitz.*** 1 vol. — **de Vigny,** Théâtre complet. 1 vol. — Poésies complètes. 1 vol. — Servitude et grandeur militaires. 1 vol. — **Malebranche,** Oeuvres. 2 vols. — Mrs. **Inchbald,** Simple histoire. 1 vol. — **Marmier,** Chants populaires du Nord. 1 vol. — **Hugo,** Le dernier jour d'un condamné. Bug-Jargal. 1 vol. — Han d'Islande. 1 vol. — Odes et ballades. 1 vol. — Feuilles d'automne. Chants du crépuscule. 1 vol. — Voix intérieures. Les rayons et les ombres. 1 vol. — **Aimé Martin,** Lettres à Sophie sur la physique, etc. 1 vol.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Soeben ist bei **C. E. Leitzsche** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Haß, Liebe.
Roman
von **Amalie Schoppe,** geb. **Weise.**
2 Theile. 8. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu beziehen:

1) Katalog schönwissenschaftlicher, historischer und anderer werthvoller Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche zu bedeutend ermässigten Preissen erlassen werden. (2 Bogen.)

☞ Freunden der Literatur, namentlich den Besitzern größerer Privatsammlungen und Lesebibliotheken wird dieser Katalog zur Durchsicht empfohlen. ☜

☞ Die Bedingungen gelten nur noch kurze Zeit. ☜

2) Bericht über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

3) Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1842 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

4) Die Prospecte folgender demnächst bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden wichtigen Werke:

a) *Moses Mendelssohn's* **sämmtliche Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben. Sieben Bände. Gr. 12. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.

b) Kützing (*f. C.*), **Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange,** erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4. Cartonnirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.

c) **Bibliotheca Romana.** Edidit *G. Festeus.* Gr. 8. Geh.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Abhandlung
über die
Fideicommisse.
Nach dem
östreichischen Gesetze
bearbeitet
von
Peter Erasmus Gspan,
k. k. Landrath.

Erster Band: Von dem Fideicommisse überhaupt.
Zweiter Band: Von den aus dem Fideicommiß-Institute hervorgehenden Rechtsverhältnissen.
Gr. 8. Wien 1842. Brosch. Preis 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Soeben erschienen in unserm Verlag:

Premier Trio facile et brillant pour Piano, Violon et Violoncelle par ***C. G. Reissiger.*** Op. 164. 2 Thlr.

Eine *höchst* empfehlungswerthe leicht auszuführende Composition!

Le Moine (Der Mönch) de ***Meyerbeer*** transcrit p. l. Piano par ***F. Liszt.*** 1 Thlr.

12 Vocalisi per Soprano da **Quattrini.** Livr. I. 1 Thlr.

Beabsichtigt wie Bordogni die höhere Ausbildung.

50 Solfeggien für **2 Soprane** von Prof. **Panseron.** 4 Lieferungen à 1⅓ Thlr.

Sind im pariser Conservatorium eingeführt und von Auber, Cherubini, Halevy etc. aufs wärmste empfohlen!

Die zweite Auflage von

***Meyerbeer's* 24 Melodien** oder **Romanzen** für eine Stimme mit deutschem und französischem Text à 5—10 Sgr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

P. F. v. Siebold's Prachtwerke über Japan.
Leipzig, bei **Friedrich Fleischer.**

Hiervon ist neuerdings erschienen:

Nippon. Archiv zur Beschreibung über Japan und dessen Neben- und Schutzländern. 9. bis 12. Lief.
Fol.-Ausg. color., jede Lief. 14 Thlr.
Quart-Ausg. schwarz, jede Lief. 8¼ Thlr.

Fauna Japonica. Conjunct. stud. C. J. Temming et M. Schlegel. Fascic. 8. (Crustacea Decas V.) 6⅔ Thlr.

Thesaurus linguae Japonicae, sive illustratio omnium quae libris recepta sunt verborum ac dictionum loquelae tam Japonicae quam Sinesis etc. Fol. 70 Thlr.

Isagoge in Bibliothecam Japonicam et studium literarum Japonicarum. 1⅓ Thlr.

Tsiän Dsu Wen. Oder Buch von tausend Wörtern. Aus dem Chinesischen mit Berücksichtigung der koreischen und Japanischen Übersetzung ins Deutsche übertragen von Dr. J. Hoffmann. Fol. 2 Thlr.

Karte vom Japanischen Reiche. Die Inseln Kiu Siu, Sikok und Nippon. Nach Originalkarten und astron. Beobachtungen in Japan gezeichnet. Fol. 5 Thlr.

Soeben sind bei **Metzler** in Stuttgart erschienen:

Süden und Norden.

Vom Verfasser des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, des Cajütenbuchs ꝛc. 1ster Band. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 gGr.), oder 3 fl.

Der durch seine frühern Schriften schon allgemein bekannte und beliebte geistreiche Verfasser gibt uns im vorliegenden ersten Bande ein Gemälde von „Zwei Nächten in Tzapotecan". Dieses neue Werk wird 3—4 Bände umfassen und noch in diesem Jahre complet ausgegeben.

Zanoni.
Von
Eduard Lytton Bulwer.

Aus dem Englischen von Gustav Pfizer. Zwei Bände. 8. Geh. 2½ Thlr., oder 4 fl. 12 Kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der österreichischen Monarchie und der Schweiz.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Rolf.
Dramatisches Gedicht in fünf Acten
von
Eduard Gervais.
8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.

Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet
von

Christian Noback und Friedrich Noback.

In 5—6 Heften zu 15 Ngr.

Wenn die neueste Zeit einer überaus grossen Menge von Werken das Entstehen gab, welche die Münz-, Maass- und Gewichtskunde in ihrer Gesammtheit oder nach einzelnen Richtungen hin behandeln, so darf das wol als ein Beweis gelten, dass das Bedürfniss der Belehrung in diesen Fächern lebendig genug gefühlt wird, und in der That ist die Kenntniss derselben für den Kaufmann wie für den Fabrikanten, dessen Verbindungen unter den commerciellen Verhältnissen der Gegenwart mehr als je weitumfassend und ausgedehnt sind und ihm die Vertrautheit mit dem Rechnungs- und Maasswesen mannichfacher Länder und Orte zur Nothwendigkeit machen, ganz unentbehrlich; sie ist es aber überhaupt auch jedem Geschäftsmanne, der nur einigermassen den engen Gesichtskreis der täglich wiederkehrenden Normen für Geld, Maass und Gewicht seines Wohnortes oder Staates überschreiten will; ja, welcher Gebildete käme nicht bisweilen in den Fall, zur Vermeidung irriger Ansichten oder zur Aufklärung streitiger Punkte seine Kunde auf diesem Gebiete des Wissens erweitern zu müssen? abgesehen davon, dass gerade die nächste Vergangenheit in unserm Vaterlande so mannichfaltige Prüfungen angeregt und Resultate herbeigeführt hat, welche bei ihrem allgemeinen Interesse den Kaufmann wie den Gelehrten veranlassen müssen, seine Aufmerksamkeit auf jene Fächer zu lenken.

Während aber auf der einen Seite das Verlangen nach brauchbaren Hülfsmitteln zu diesem Ende sich laut ausspricht, zeigt sich auf der andern ein fast allgemeines Mistrauen in die Mittheilungen, welche die Mehrzahl jener Werke unter der Anpreisung grösster Genauigkeit und Vollständigkeit dem Publicum darbietet, ein Mistrauen, welches sich als wohlbegründet, als ganz natürlich erklärt, wenn wir wahrnehmen, dass der Belehrung Suchende in vielen Fällen eine nur sehr ungenügende, sehr oft aber leider auch eine ganz falsche, aus der Luft gegriffene Auskunft vorfindet und seine gerechten Erwartungen bitter getäuscht sieht. Wenn es daher zu beklagen ist, dass nur sehr wenige Werke dieser Art (und unter ihnen fast keins der umfassendern aus der neuern Zeit) das Gepräge jener Gediegenheit und Zuverlässigkeit tragen, welche allein die Früchte ernster, beschwerlicher Forschung und unermüdlicher Anstrengung sind, so veranlassen gerade diese Umstände den Verleger dieses Buches, für dessen Aufnahme die besten Hoffnungen zu hegen. Seit längerer Zeit schon mit den nöthigen Vorarbeiten beschäftigt und durch frühere Arbeiten mit ihrem Gegenstande vollkommen vertraut, haben die Verfasser nichts gescheut, ihrem Werke die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit und in jeder Beziehung die höchste Brauchbarkeit zu verleihen; sie haben alle nur irgend zugängliche Wege eingeschlagen, von jedem Platze das Neueste und Zuverlässigste zu erfahren, alle Angaben vor der weitern Benutzung sorgfältig geprüft und die vielen dabei vorkommenden, oft sehr mühsamen Rechnungen mit der grössten Schärfe ausgeführt, um dem Publicum nur solche Resultate darzubieten, deren Richtigkeit sich auch in der Wirklichkeit bewährt.

Die nähere Einrichtung des Werkes, seine ganze Gestaltung zeigen die bereits ausgegebenen Hefte am anschaulichsten. Nach der Angabe der *Rechnungsmünzen* jedes Landes oder Ortes und ihres *Zahlwerthes* folgt deren *Werth-Bestimmung* in den wichtigsten deutschen Geldwährungen der Gegenwart, demnächst die Aufzählung der *geprägten Münzen* der gegenwärtigen und nächstvergangenen Zeit, so weit diese letztern noch für den Verkehr oder die Wissenschaft von Wichtigkeit sind und hinsichtlich beider mit gehöriger Berücksichtigung der neuesten Data, unter Angabe ihres Gewichts (in französ. Grammen und holländ. As), Feingehalts, ihres Verhältnisses zur Mark rauhen und feinen Metalls und ihres Werthes, bei den bedeutendern Orten in bequemer tabellarischer Form. Hieran schliesst sich die Erläuterung des *Papiergeldes*, und alsdann die Aufstellung des *Wechsel-*, *Geld-* und *Staatspapier-Curs-Systems* des betreffenden Platzes, mit den nöthigen Erläuterungen zu dessen Verständniss, nebst den *Wechselgebräuchen* (Wechsel-Usanzen) und desfallsigen *gesetzlichen* Bestimmungen. Diesem folgt eine Auseinandersetzung der *Anleihen* und *Staatspapiere* des Landes. Den zweiten Haupttheil bildet die Erklärung und genaue Bestimmung des *Maass-Systems* (Längen-, Flächen- und Feld-, Körper-, Getreide-, Flüssigkeits-Maasse) und der verschiedenen *Gewichte* (Handels-, Gold-, Silber-, Münz-, Juwelen-, Medicinal-Gewicht etc.), wobei auch die im Verkehr noch vorkommenden *ältern* Verhältnisse billige Berücksichtigung finden, mit zuverlässigen *Vergleichungen* der wichtigsten Maasse und Gewichte mit denen des Auslandes, welche namentlich für den praktischen Gebrauch sehr wünschenswerth sind. Den Maassen und Gewichten sind die Gebräuche bei den sogenannten *zählenden* oder *Stückgütern* angereiht, welchen übrigens in der *Einleitung* des ganzen Werkes noch eine besondere Rubrik gewidmet wird. Den Schluss dieser Abtheilung machen die verschiedenen *Platzgebräuche* oder sogenannten *Handels-Usanzen*, als: Schwere der Schiffslast (Tonne), Art des Verkaufs der Waaren, Creditbedingungen, Normen der Tara, des Gutgewichts und der Provision oder Commission, Delcredere, Mäklergebühr (Courtage, Sensarie) etc. Den dritten Abschnitt endlich bildet die Aufzählung und nähere Beleuchtung der öffentlichen *Handelsanstalten*, vorzüglich der *Banken* (wo solche bestehen) und ähnlichen dem Verkehr wichtigen Institute, nebst den nöthigen Nachrichten über die *Messen*; — sodass man über das Alles am betreffenden Orte stets genügende Auskunft findet.

Um den Gegenstand nicht zu sehr zu trennen, ist unter jedem betreffenden Artikel **alles** dahin Gehörige aufgeführt, und die bisher so gebräuchlichen Separat-Tabellen sind vermieden worden, sodass man stets nur Einmal nachzuschlagen braucht, wodurch der Gebrauch des Werkes ausserordentlich erleichtert und beiweitem bequemer wird.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Bremisches Magazin für evangelische Wahrheit, gegenüber dem modernen Pietismus ꝛc. 3tes Heft,

enthaltend:

Paulus, Dr. H. E. G. (Geheimer Kirchenrath und Professor), **Zur Beleuchtung kirchlich wichtiger Streitfragen unserer Zeit, besonders Versuche von kirchlichen Verfluchungen und gewaltthätiger Kirchenzucht betreffend.** Gr. 8. (200 S.) Geh. 26¼ Ngr. (21 gGr.)

Bremen, im Juni 1842.

C. Schünemann.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Vierte und fünfte Lieferung. Preis einer jeden Lieferung 1 Fl., oder 17½ Ngr. (14 gGr.)

Wir übergeben das vierte und fünfte Heft des Nibelungen-Liedes mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das, edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall Derjenigen gewinnen werde, welche, echter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten ebenso sehr einerseits schonend zu bewahren, als andererseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheil Nehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt neuerstellte Alte die bleibende Liebe zu echter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Das Ganze wird in 8 Lieferungen à 1 Fl. Rhein., oder 17½ Ngr. (14 gGr.), erscheinen, welche sich so rasch als möglich folgen werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juni 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Über die

Theorie des Lichtes.

Nach einem lithographirten Memoire

des

Freiherrn Augustin Louis Cauchy

frei bearbeitet

von

Franz Xav. Moth,

k. k. Professor am Lyceum in Linz.

Gr. 8. Wien 1842. Brosch. Preis 1 Thlr.

Bei **F. Volckmar** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Volney, Die Ruinen oder Betrachtungen über die Umwälzungen der Reiche und das natürliche Gesetz. Aus dem Französischen von **A. Kühn.** 8. Geh. 22½ Ngr. (18 gGr.), 1 Fl. 18 Kr. Rhein., 1 Fl. 8 Kr. Conv.-M.

Es gibt kein Buch, das so sehr in die innern Tiefen der Seele schneidet und sie zum selbständigen Denken über die wichtigsten Interessen der Menschheit zwingt, als die schon seit langer Zeit berühmten **Ruinen** vom Grafen **Volney.** Von einem starken Geiste geschaffen, öffnet dieses Werk dreist die Pforten der Wahrheit und spottet jener kränklichen Phantasie, die einen berühmten Dichter, den Urheber der „Weltschmerzliteratur", sagen ließ: „Der Baum der Erkenntniß ist nicht der des Lebens." Im Gegentheil gibt das Werk Volney's nicht nur Erkenntniß, sondern zeigt auch, wie letzterer Glück und Leben entquillt. Über den zauberischen Styl des Verfassers nach der Anerkennung eines halben Jahrhunderts, nach der Bewunderung aller Nationen Europas etwas zu sagen, erscheint überflüssig, es genügt die Versicherung, daß diese **neue Uebersetzung** jene Vorzüge treu und meisterhaft in unserer Sprache wiedergibt.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkwürdigkeiten

aus der

medicinischen und chirurgischen Praxis.

Von

Georg Friedrich Most.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 21 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser bei mir:

Encyklopädie der medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 10 Thlr.

—— Supplement zur ersten Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyklopädie der Staatsarzneikunde. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers. Zwei Bände. 3 Thlr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht. Dritte Aufl. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist folgende interessante Schrift erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Über die

Hebung des kirchlichen Lebens

in der

protestantischen Kirche.

Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung

von **G. Julius.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei J. M. Mayer in Aachen ist soeben erschienen:

Jacqui

von

E. L. Bulwer,

Verfasser von „Nacht und Morgen"; „Rienzi" ꝛc. ꝛc.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke

41.—43. Band.

Gr. 8. Eleg. geh. Preis 3 Thlr., 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Vielleicht noch in keinem seiner frühern Werke hat Bulwer einen solchen Reichthum von Ideen, verbunden mit tiefer Anschauung der Weltverhältnisse und feiner Zergliederung der menschlichen Charaktere, niedergelegt. Dabei spannt sich das Interesse der Erzählung in einer der Art steigenden Größe, daß gewiß kein Leser, welches auch seine Erwartungen sein mögen, das Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atellanen.

Dramatische Arbeiten

von

RAPP-JOVIALIS.

Zweite Sammlung.

Brosch. Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Inhalt: I. Gustav Adolf. Trauerspiel in fünf Acten. II. Des Kaisers Zorn, Lustspiel. III. Graf Egmond. Nach Goethe's Schauspiel und Beethoven's Musik neu bearbeitet.

Die früher erschienene erste Sammlung, Preis 2 Fl. oder 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.), enthält:

I. Einleitung. II. Wolkenzug; Komödie. III. Die Gegenkaiser; ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstücken. IV. Der Student von Coimbra; eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Acharner; Auszug einer Übersetzung des Aristophanischen Lustspiels in den schwäbischen Dialekt.

Gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfniss des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, dass ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich geborenen Kinder vor das Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwäbischer Mundart betrifft, so sprechen sie des Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind, der angeborenen Mutterzunge zu schämen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfänglich, einiger Cultur anheim zu stellen; den Stoff anlangend, möchten sie zeigen, dass unsere Volkszunge, auch neben dem anerkannt classischen Idyll eines Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fähig ist, was unser Sebastian Sailer selig freilig längst und besser beweisen konnte.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juni 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842. Juni.

Inhalt:

Nr. 152. Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von H. Wuttke. (Nr. 152, 153.) — Gebete im Geiste der katholischen Kirche vom Pfarrer Fr. Grünmeyer, ausgeführt nach Zeichnungen von Frau H. Stilke und C. Scheuren. = **Nr. 153.** Oliver Cromwell, an historical romance, edited by H. Smith. = **Nr. 154.** Über den Handelsverkehr der Völker von H. F. Osiander. Von Karl Zimmer. (Nr. 154, 155.) — Bentley's Correspondenz. = **Nr. 155.** Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrich's von Schiller und Charlottens von Schiller. Von J. G. Hennes. — Skizzen aus der vornehmen Welt, von der Verfasserin von Schloß „Goczyn". Erster Theil. = **Nr. 156.** Politische Betrachtungen über Skandinavien, Rußland, England und Deutschland. (Nr. 156—159.) — Romanenliteratur. (Nr. 156, 157.) = **Nr. 158.** Die Académie française. = **Nr. 160.** Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland. Von J. G. Kohl. (Nr. 160—162.) — Böhmische Literatur. Von J. P. Jordan. = **Nr. 161.** Europas bevorstehende politische Verwesung gleich jener frühern Asiens und der übrigen Welttheile. Als nothwendige Folge der Nichtübereinstimmung aller bisherigen Staatshaushaltungen mit der göttlichen Staatslehre. Ein wohlthätiges Warnungsbuch für weise Regierungen und unsinnige Demokraten. Erster Theil. = **Nr. 162.** Ganganelli's Tod und römische Pasquille. = **Nr. 163.** 1. Naturgeschichte des Menschengeschlechts von James Cowles Prichard. Nach der dritten Auflage des

englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von R. Wagner. 2. P. Foissac über den Einfluß des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von A. Westrumb. (Nr. 163—166.) — George Sand's neuester Roman und die pariser Revuen. = **Nr. 164.** Reisen und Reiserouten durch Griechenland. Von L. Roß. Erster Theil. = **Nr. 165.** Britische Naturdichter. = **Nr. 166.** Blaubart im Original. = **Nr. 167.** Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. 1. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster. Zweiter und letzter Artikel. (Nr. 167, 168.) — Ein Schulprogramm vom Jahr 1723. = **Nr. 168.** Romanenliteratur. = **Nr. 169.** 1. Storia universale, descritta da Cesare Cantù. Erster Band und folgende. 2. Il medio evo. Discorso di Cesare Cantù, premesso all VIII. libro della sua Storia universale. (Nr. 169, 170.) — A handbook to the public galleries of art etc., in and near London. By Mrs. Jameson. = **Nr. 170.** Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von San Marte. Zweiter Band. — Kritische Xenien Hegel's. = **Nr. 171.** Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung von Leo Grafen v. Thun. Von J. P. Jordan. (Nr. 171, 172.) — Aus Italien. = **Nr. 173.** Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. Von C. A. Wildenhahn. (Nr. 172, 173.) = **Nr. 173.** Psyche. Aus Franz Horn's Nachlasse. Ausgewählt von G. Schwab und F. Förster. (Nr. 173, 174.) — Teutsche Anliegen und Zustände von M. Leban. Ersten Bandes erste Abtheilung. = **Nr. 174.** Der ehemalige „Globe" und die jetzige Stellung seiner Mitarbeiter. = **Nr. 175.** Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841. Erster Artikel. (Nr. 175—178.) = **Nr. 177.** The traduced; an historical romance. By N. Michell. = **Nr. 178.** Krug's Lebensreise in sechs Stationen von ihm selbst beschrieben. Nebst F. V. Reinhard's Briefen an den Verfasser. — Mackenzie über den Krieg in China. = **Nr. 179.** Geschichte des ersten Kreuzzugs von H. von Sybel. Von A. Kurtzel. (Nr. 179—181.) — Notiz zu dem Bericht über Kapp's „Gymnasialpädagogik" in Nr. 145 d. Bl. = **Nr. 180.** Der provenzalische Dichter Jasmin. = **Beilage Nr. 2.** Hans Stockar's von Schaffhausen, Pilgers zum heiligen Grabe im Jahre des Heils 1519, Heimfahrt von Jerusalem und Tagebuch von 1520—29, mit einem erklärenden Wortregister und Anmerkungen; nebst zehn Briefen des Hauptmanns Ulrich Harder von 1524 und 1525 und Auszügen aus dem heiligen Leben von 1475. Herausgegeben von Maurer-Constant. — Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Von F. W. Dethmar. Dritter Band. — Zu der „Berichtigung" in Nr. 196 d. Bl. f. 1841. — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, literarische Anzeigen** ꝛc.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird wöchentlich zweimal, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

Literarischer Anzeiger

wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** von Oken ausgegeben und für den Raum einer gespaltenen Zeile 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung** beigelegt.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien von **Scribe** als Folge des Verre d'eau:

L'Ambitieux, comédie par **Scribe.** 7½ Sgr.

Lorencino, drame par **A. Dumas.** 10 Sgr.

Für Subscribenten auf das Répertoire du théâtre français à Berlin (8 vollst. Stücke 1 Thlr.) ist der Preis demnach nur à 3¾ Sgr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

James' Romane,

in deutschen Übertragungen herausgegeben von Fr. Notter und G. Pfizer. Taschen-Ausgabe. Stuttgart, **Metzler.** Geh. Preis des Bändchens 3¾ Ngr. (3 gGr.), oder 12 Kr.

Von dieser beliebten und billigsten Ausgabe wurde kürzlich das 35ste bis 40ste Bändchen versendet, enthaltend:

Karl Tyrrell oder das böse Blut. Complet in 4 Bändchen.

La Jacquerie (der französische Bauernkrieg), oder das Fräulein und der Page. 1stes und 2tes Bändchen.

Die frühern 34 Bändchen enthalten: **Der Zigeuner** 6 B., **Der Hugenotte** 8 B., **Darnley** 7 B., **Richelieu** 6 B., **Des Königs Hochstraße** 7 B. — Etwa jeden Monat werden 2 Bändchen ausgegeben und zunächst wird nun folgen der soeben erschienene neueste Roman: **Morsley Ettstein**, dann: **Das alte Regime.** — Jeder Roman ist auch einzeln zu erhalten. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der östreichischen Monarchie und der Schweiz.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie bei

H. F. Favarger, Buchhändler in Triest,

und in allen Buchhandlungen der östreichischen Monarchie zu haben:

Über Bildung und Selbstbildung.

Von

M. Enk.

12. Wien 1842. In Umschlag brosch. Preis 1 Fl. C.-M.

Sowie des Verfassers übrige Schriften dieser Art stellt sich auch diese die Aufgabe, den Leser in sein eigenes Inneres zurückzuführen und ihn zum Nachdenken über sich selbst anzuregen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1842. Zweiunddreissigsten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. VII, VIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat Juni, oder Nr. 22—25. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die **Allgemeine Bibliographie** wird auch dem **Repertorium der deutschen Literatur** beigefügt. Beiden Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet werden. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **E. J. Fournier**, Buchhändler in Znaim, ist soeben erschienen:

Komische Schaubühne der Engländer.

Der englische Text vollständig accentuirt, mit deutscher Worterklärung, grammatikalischen und erläuternden Bemerkungen, und der Aussprache der schwierigsten Wörter nach *Voigtmann* und *Bässler*.

Bearbeitet von

Joh. Chr. Nossek.

1.—3. Bändchen.

Inhalt: 1. High Life below Stairs.
2. The Old Maid.
3. The Bengal Tiger.

Gr. 12. Znaim, 1842. Brosch. 26 Ngr.

Irving's ALHAMBRA

Vollständig accentuirt und erläutert zum Schul- und Privatgebrauche von

Joh. Chr. Nossek.

Gr. 12. Znaim, 1842. Brosch. 1 Thlr. 6 Ngr.

Früher erschien:

Versuch einer vergleichenden Grammatik

der

latein., italien., span., portug., franz. und engl. Sprache, mit einer nach der deutschen Bedeutung alphabetisch geordneten Sammlung der gebräuchlichsten Wörter;

für

jeden Sprachliebhaber und vorzüglich für Studirende

bearbeitet von

W. E. Krátký,

Chorherrn und Capitularen des Prämonstratenserstiftes Neureisch ꝛc.

Gr. 4. Znaim, 1840. Brosch. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Für das Jahr 1843 erscheint bei uns in Commission:

Almanach de la pairie et de la noblesse de France. Publié sous la direction de M. *Borel d'Hauterive*, Archiviste paléographe.

12. Paris. Geh. 1 Thlr. 26½ Ngr.

Dieser Almanach wird enthalten: 1) den gegenwärtigen Stand der regierenden Häuser in Europa; 2) ein alphabetisches Verzeichniß der Pairs und der adeligen Häuser von Frankreich, deren Genealogie und Geschichte; 3) eine Chronik des Adels.

Leipzig, im Juli 1842.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Deutsches Declamatorium.

Von

Karl Ludwig Kannegießer.

In drei Theilen.

Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Erster Theil. Für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 10 Ngr.

Zweiter Theil. Für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 15 Ngr.

Dritter Theil. Für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kannegießer's Declamatorium ist gleich nach seinem Erscheinen in vielen Lehranstalten eingeführt worden und erscheint jetzt in einer **zweiten**, mit einem zweckmäßigen Anhange vermehrten Auflage. Trotz der bedeutenden Vermehrung aber sind die Preise sowol des ganzen Werks als der einzelnen Theile dieselben geblieben.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **G. Bethge** in Berlin ist erschienen:

Trendelenburg, Elementa logices Aristotelicae. 17½ Sgr.

Trendelenburg, Erläuterungen zu den Elementen der Aristotelischen Logik. 20 Sgr.

Trendelenburg, Logische Untersuchungen. 2 Bände. 3 Thlr. 5 Sgr.

Bonitz, Observationes criticae in Aristotelis libros metaphysicos. 22½ Sgr.

Weiser, Die Philosophie des Anaxagoras von Klazomenä nach Aristoteles. 15 Sgr.

Vatke, Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt. 2 Thlr. 20 Sgr.

Des **Aischylos** Werke übersetzt von **Droysen.** 1 Thlr. 15 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von **Oken.** Jahrgang **1842.** Fünftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. Juni. Nr. 479—482.

Inhalt:

Die alten Phönizier. — Die Ananaspflanze. — Das Planetensystem. — Farbenverschönerung durch Umkehren des Kopfs. — Viehstand in Frankreich. — Lukas Kranach. — Utrecht. — Kasan. — Das Schwärmen der Bienen. — Die zoologische Gesellschaft in London. — Christian VIII., König von Dänemark. — Metz. — Die Sternwarte Pulkowa. — Reise um die Welt.

An Abbildungen enthalten diese Nummern:

Ruinen von Tyrus. — Ananaspflanze. — Lukas Kranach. — Utrecht vom Kanal gesehen. — Der Sumbeka-Thurm in Kasan. — Ein Bienenschwarm. — Christian VIII., König von Dänemark. — Metz.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. Ankündigungen werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, besondere Anzeigen ꝛc. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise ermäßigt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei E. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herrmann, C. A., Französische Orthoepie als ein auf den Sprachorganism gegründetes System, mit einem praktischen Anhange des Interessantesten neuer Literatur. 8. Geh. Preis 20 Ngr.

Gegenwärtige Behandlungsweise des französischen Leseunterrichts wird besonders Denjenigen nicht unwillkommen erscheinen, welche, durch F. Becker's deutsche Sprachlehre an wissenschaftliche Darstellung gewöhnt, auch außer der Muttersprache einem natürlichen und darum methodischen Unterrichtsgange folgen wollen. Da ferner die im Anhange beigegebenen neuen Literaturstücke sich ebensowol zum Privat- als Schulgebrauche eignen, so darf der Verleger wol hoffen dieses Büchlein an Lehranstalten eingeführt zu sehen.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Des travaux d'utilité publique; des produits du règne minéral; des bois de construction dans la Grande-Bretagne et en Irlande. Extraits des enquêtes et de pièces officielles publiées en Angleterre par le parlement depuis l'année 1833 jusqu'à ce jour; accompagnés de quelques remarques par MM. *Rubichon* et *L. Mounier*. 3ième vol. Wien u. Paris, 1842.

De la pêche; de la navigation; du commerce de l'Inde dans la Grande-Bretagne et en Irlande. Extraits etc. 4ième vol. Wien u. Paris, 1842.

Zwei Bände. Gr. 8. Broschirt. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr.)

Im Verlage von Trautwein & Comp. in Berlin und durch alle Buchhandlungen ist jetzt vollständig zu haben:

Die vierte verbesserte Auflage von

E. A. Schmidt's

Grundriß der Weltgeschichte

für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete. In drei Abtheilungen. I. Alte Geschichte. II. Geschichte des Mittelalters. III. Neuere Geschichte bis zu Anfang des Jahres 1842.

Gr. 8. Preis 1¼ Thlr. Jede Abtheilung einzeln ⅝ Thlr.

Dies so verbreitete Buch, von dem binnen 10 Jahren vier starke Auflagen erschienen sind, verdient ganz die Beachtung, welche ihm bisher zu Theil geworden ist, und in der vierten, neuesten um so mehr, als laut Vorrede zur dritten Abtheilung „nicht wenige Stellen berichtigt und mehr noch durch kleine Zusätze ergänzt und genauer bestimmt worden sind und der Darstellung größere Leichtigkeit gegeben ist."

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:

Das 5te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Herbstfeldzug Montecuculi's gegen Condé 1675 am Rhein und an der Mosel. — II. Die Schlacht bei Pultawa am 8. Juli 1709. Mit dem Plane der Schlacht. — III. Kriegsscenen. — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Sechsundzwanzig Friedensjahre.

„Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Gehört sich wol ein ernstes Wort."

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1842.**

№ II. April, Mai und Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XI und XII des Literarischen Anzeigers.)

35. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Dritten Bandes drittes Heft. Gr. 8. 20 Ngr.

Der erste und zweite Band (1837—40) kosten jeder 2 Thlr. 20 Ngr.; des dritten Bandes erstes und zweites Heft (1841) jedes 20 Ngr.

36. **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** Nach dem Book of science von **J. Sporschil.** Mit 86 Abbildungen. Zweite Auflage. Kl. 8. Geh. 12 Ngr.

Vorstehendes Werkchen bildet eine Abtheilung von:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Nach dem Book of science von **J. Sporschil** und **K. Hartmann.** Drei Bände in 14 Lieferungen. Mit 375 Abbildungen. Geh. 6 Thlr.

dessen Theile sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben sind, als: **Hydrostatik und Hydraulik.** 8 Ngr. — **Pneumatik.** 8 Ngr. — **Akustik.** 8 Ngr. — **Phronomik.** Zweite Auflage. 8 Ngr. — **Optik.** Zweite Auflage. 12 Ngr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. 8 Ngr. — **Mineralogie.** 22 Ngr. — **Krystallographie.** 8 Ngr. — **Geologie.** 26 Ngr. — **Versteinerungskunde.** 15 Ngr. — **Chemie.** 22 Ngr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 15 Ngr. — **Meteorologie.** 12 Ngr.

37. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Zwölfter bis sechszehnter Band. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 11 Ngr.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Sammlung, die nur wahrhaft Classisches in gediegenen Übersetzungen enthält, sind unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — III. **Gomes** (Joao Baptista), **Ignez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alx. Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr. — IV. **Dante Alighieri, Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Nina.** Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — X. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Die Familie H.** 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles** (Antoine François), **Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux.** Aus dem Französischen übersetzt von Ed. von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante Alighieri's lyrische Gedichte.** Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni** (Alessandro), **Der geraubte Eimer.** Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer** (Frederike), **Kleinere Erzählungen.** Aus dem Schwedischen 10 Ngr. — XVI. **Bremer** (Frederike), **Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen.** Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. 10 Ngr.

38. **Brandis (Ch. A.), Mittheilungen über Griechenland.** Drei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

39. **Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Vollständige Ausgabe in 10 Theilen. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Die einzelnen Theile unter besondern Titeln:

I. II. **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.
III. **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage.
IV. V. **Nina.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile.
VI. VII. **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.
VIII. **Die Familie H.**
IX. **Kleinere Erzählungen.**
X. **Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen.** Zweite verbesserte Auflage.

40. **Bruno (J.), Irma und Nanka.** Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

41. **Dante Alighieri's lyrische Gedichte.** Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Im Jahre 1841 erschien bereits bei mir:

Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **K. Förster.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

42. **Gervais (Ed.), Politische Geschichte Deutschlands** unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Zweiter Theil: **Kaiser Lothar III.** Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Theil: Kaiser Heinrich V. (1841), kostet 2 Thlr.

43. **Handbuch für Reisende in Griechenland** von **J. Ph. Meigebaur** und **Ph. Nidenhoven.** Zwei Theile. Gr. 12. Cart. 4 Thlr.

Früher erschienen von Meigebaur bei mir:

Handbuch für Reisende in England. Gr. 8. 1829. 2 Thlr. 20 Ngr.
Handbuch für Reisende in Italien. Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. 1840. 3 Thlr.

44. ***Herbart's (J. F.)* kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen,** nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von **Gust. Hartenstein.** Erster Band. Gr. 8. 3 Thlr.

Diese Sammlung wird aus drei Bänden bestehen, und der zweite und dritte Band werden noch in diesem Jahre erscheinen.

45. **Julius (G.), Über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche.** Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

46. **Kanne (J. Arn.), Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche.** Zweite Ausgabe. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ich habe dieses treffliche Werk aus dem Verlage von J. C. Dresch in Bamberg angekauft und, um demselben eine größere Verbreitung zu sichern, den Preis bedeutend ermäßigt.

(Der Beschluß folgt.)

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Siebenundneunzigster Band.

1842.

Januar. Februar. März.

Inhalt des siebenundneunzigsten Bandes.

Art. I. **E. M. Arndt's Leben und poetischer Nachlaß.** Herausgegeben von Dr. Karl Fallenstein. Vier Bände. Bonn 1840. — II. Übersicht von neunzig Werken der orientalischen Literatur. (Fortsetzung.) — III. **Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken.** Gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Dritter Theil. Leipzig 1841. — IV. **Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände;** von Professor Oken. Stuttgart 1833—41. In sieben Bänden und dreizehn Abtheilungen. — V. Statistische Übersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie, nach den Ergebnissen der Jahre 1834—40, von Siegfr. Becher. Stuttgart und Tübingen 1841. — VI. Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedication an den Todtenerwecker. Zürich und Winterthur 1841. — VII. **Sträfenburg.** Einladungen, Mittheilungen, Betrachtungen von Dr. J. C. M. Selinger. Wien 1841.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. XCVII.

Zuschrift. An Seine Excellenz den Herrn Grafen Moriz Dietrichstein, Chef der k. k. Hofbibliothek zu Wien. — Ankündigungen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***H. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. Juni.

Inhalt:

Stenzel: Geschichte des ersten Kreuzzuges. Von *H. v. Sybel.* (Nr. 129 u. 131.) — **Kuhn:** Vorarbeiten zur römischen Geschichte. Von *C. O. Bröcker.* Erster Band. (Nr. 129 u. 131.) — **Heinichen:** Corpus iuris civilis recognoscì brevibusque adnotationibus criticis instrui coeptum a Dr. Alberto et Dr. Mauritio fratribus Kriegeliis, continuatum cura Dr. Aemilii Herrmanni, absolutum studio *Eduardi Osenbrüggen.* (Nr. 133, 134 u. 135.) — **Wolff:** Über Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens in den preussischen Gerichten. Von *C. K. Leman.* (Nr. 152, 153 u. 154.) — **v. Wedekind:** Die Waldertragsregelung. Von *Karl Heyer.* (Nr. 136.) — **Buschke:** 1. Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie Von *C. G. Carus.* 2. Grundzüge der Phrenologie oder Anleitung zum Studium dieser Wissenschaft, dargestellt in fünf Vorlesungen. Von *R. R. Noel.* Erste Abtheilung. (Nr. 137.) — **Carus:** Naturphilosophie von *C. G. Nees v. Esenbeck.* (Nr. 139 u. 140.) — **Harter:** Albert de Haller. Biographie. (Nr. 149.) — **Treue:** Memoria Heusdii. Commendavit *J. A. C. Rovers.* (Nr. 155.) — **Millberg:** 1) Die christliche Sonntagsfeier. Ein Wort der Liebe an unsere Gemeinen. 2) Gegenwort eines Mitgliedes der berliner Gemeinde wider die Schrift des abgesetzten berliner Geistlichen: Die christliche Sonntagsfeier u. s. w. 3) Die Noth der Kirche und die festliche Sonntagsfeier. Ein Wort des Ernstes an die Frivolität der Zeit. 4) Sabbath und Sonntag oder die christliche Sonntagsfeier. Eine Zeitfrage, erörtert durch *Jackmann.* 5) Worte eines Laien über die christliche Sonntagsfeier an ihre Gegner und Verächter. (Nr. 141 u. 142.) — **Tenge:** Geschichte der hallischen Reformation, mit steter Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Reformationsgeschichte. Eine Festschrift zur 300jährigen evangelischen Jubelfeier der Stadt Halle. Von *K. C. L. Frusche.* (Nr. 143.) — **Scholz:** Novum Testamentum graece. Textum ad fidem antiquorum testium recensuit, brevem apparatum criticum una cum variis lectionibus Elzevirianorum, Knappii, Scholzii, Lachmanni subiunxit, argumenta et locos parallelos indicavit, commentationem isagogicam notatis propriis lectionibus edd. Stephanicae tertiae atque Hillianae, Matthaeianae, Griesbachianae praemisit *J. F. C. Tischendorf.* (Nr. 145, 146, 147 u. 148.) — **Blackert:** Griechische Grammatik von *P. Buttmann.* (Nr. 149 u. 150.) — **Löbke:** Quaestionum Horatianarum particula I et II. Scripsit *G. Dillenburger.* (Nr. 151 u. 152.) — Das Kriegsthum. Von einem Invaliden. Erster Theil. (Nr. 153 u. 154.) — **v. Wessemberg:** De l'affaiblissement des Idées et des Etudes Morales par M. *Matter.* (Nr. 152.) — **Carus:** Die Lehre von der Ansteckung, mit besonderer Beziehung auf die sanitätspoliceiliche Seite derselben von *E. A. L. Hübner.* (Nr. 154 u. 155.) — **Mittheilung aus Strasburg;** Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Chronik der Universitäten; Chronik der Gymnasien; Nekrolog.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich acht Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ankündigungen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, besondere Anzeigen etc. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Turnen.

Ein deutsch-nationales Entwickelungsmoment.

Von

Dr. W. J. Klumpp,

Prof. am k. Obergymnasium in Stuttgart.

8. Brosch. Preis ⅔ Thlr., oder 30 Kr.

Inhalt: Einleitung. — Geschichtliche Entwicklung. — Hellenische Gymnastik. — Leibesübungen bei den Deutschen: a) Ältere Zeit. b) Die Gymnastik der Philanthropine. c) Das Turnen durch Jahn. — Deutsch-nationaler Charakter des Turnens. — Eigene Erfahrungen des Verfassers. — Statistik des Turnens. — Preußen, Sachsen, Anhalt, Kurhessen, Schwarzburg-Sondershausen, Baiern, Baden, Darmstadt, Schweiz, Dänemark, Würtemberg. — Begriffliche Entwicklung. — Der physische Gesichtspunkt, der ethische, der nationale. — Die fernere Gestaltung der Sache. — Das Turnen, als Sache der Schule, mit allgemeiner Verpflichtung. — Als nationales Institut. — Als Vorschule der allgemeinen Wehrhaftigkeit. — Turnfeste. — Turnplätze, Zeit, Lehrer, Kosten. — Turnübungen für das weibliche Geschlecht. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Vorzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **W. Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** ꝛc. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats Juni:

Vorzeitung: Anregung zum Anbau der Pferde- und Saubohnen. — Über die Nachtheile der Nachhut. — Über die Drehkrankheit der Schafe. — Über das Ankeimen, oder die Vorbereitung zum Keimen der Samen. — Landwirthschaftliche Sonntagsschulen. — Gebrauch des Nußes als Dünger. — Notiz für den Leinsamensäer. — Der Werth des Kartoffelbaus. — Belehrung über die Verbesserung und Veredelung des Rindviehs. — **Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt: Das Teufelsbild zu Presburg. — Die Wässerung. Ein Gleichniß. — Der große Brand in Hamburg. — Freuden in der Natur. — Abergläubische und grausame Sitten der Afrikaner. — Warnung vor allzu großer Zärtlichkeit gegen Thiere, vorzüglich gegen Katzen. — **Büchermarkt, Vermischtes, Komisches, Anekdoten, Ankündigungen.**

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Handbuch für Reisende in Frankreich

von **Joh. Ferd. Reigebaur.** Zweite verbesserte Auflage. 12. Gebunden. Preis 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M. = 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Obiges ist das ausführlichste, gründlichste und empfehlenswertheste Reisehandbuch, was über Frankreich existirt.

Bei **J. M. Mayer** in Aachen ist soeben erschienen:

Der

Kriegsschauplatz in Indien

und

Lebensbilder aus dem Osten.

Von

Henry Edward Fane, Esqr.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

Gr. 8. 1842. Elegant geh. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr. (1 Thlr. 18 gGr.), oder 3 Fl. 9 Kr. Rhein.

Das obige Werk hat mit Recht in England das größte Aufsehen erregt. Von einem hochgestellten und gründlich gebildeten Offizier geschrieben, gibt es ein klares Bild der politischen und sittlichen Verhältnisse von Indien, Afghanistan, den Besitzungen der Seikhs ꝛc. Jetzt, wo Aller Augen mit Spannung auf jene Gegenden blicken, mußte dieses Werk um so größere Bedeutung erhalten, da es wesentlich zum Verständniß der dort vorkommenden und noch zu erwartenden Ereignisse dient. Aus diesem Grunde wird es daher auch in Deutschland eine willkommene Erscheinung sein.

Bei demselben Verleger erschien ferner:

Drei Jahre in Persien

und

Reiseabenteuer in Kurdistan.

Von

Georg Fowler, Esqr.

Übersetzt

von

C. Richard.

Zwei Theile. Gr. 8. 1842. Elegant geh. Preis 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Fan-Kuei,

oder

der Fremdling in China.

Übersicht der Sitten, Gebräuche, Meinungen, Gesetze, der Religion, des Handels und der Politik des chinesischen Volkes

von

Charles T. Downing, Esqr.

Nach der zweiten Auflage des Originals, mit Bezugnahme auf die neuesten Ereignisse umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen

von

C. Richard.

Zwei Theile. Gr. 8. 1841. Elegant geh. 3 Thlr. 15 Sgr. (3 Thlr. 12 gGr.), oder 6 Fl. 18 Kr.

Bei **K. Mittenbach** in Leipzig ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Pragmatische Geschichte der gegenseitigen politischen und religiösen Verhältnisse zwischen England und Irland, vom ersten Beginn des socialen Verkehrs beider Länder bis auf unsere Tage. Von Dr. E. F. Vogel. Gr. 8. Geh. ⅚ Thlr.

Von demselben Verfasser:

Historisch-kritische Betrachtungen über die allmälige Gestaltung und besondere Eigenthümlichkeit der englischen Episcopalkirche im Verhältnisse zu den Grundsätzen und Ansprüchen des echten Protestantismus. Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

Die Materialien zu der ersten Schrift sind aus den bekannten größern Werken über die britische Geschichte von Rapin von Thoyras, Hume, Mac Geoghegan, Leland, Stuart, Robertson u. A. und aus den hierher gehörigen Monographien von Camden, Clarendon, Burnet, Cuningham, Fox, Gordon, Musgrave, Cooper, Moore u. s. w. geschöpft, sorgfältig verglichen und mit beständiger Beachtung der Nothwendigkeit, den Anstrich der Parteifärbung möglichst von der nackten Wahrheit zu trennen, zu einem Ganzen verarbeitet worden.

In der zweiten Schrift wird auch unter Anderm nachgewiesen, wie schon vor 100 Jahren alles Mögliche gethan worden ist, das englische Kirchensystem in Deutschland einzuführen.

Beide Schriften sind gediegenen Inhalts und für Theologen und jeden Gebildeten von nicht geringem Interesse.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

REVUE
de la littérature française.
Journal de gens du monde.
Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1½ Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 11. Voyage en Calabre. Par **Alexandre Dumas.** — Scènes de la vie Parisienne. Par **Eugène Briffault.** — M. Ingres. Portraits de Cherubini et de monseigneur le duc d'Orléans. Par **Ch. Lenormant.** — *Revue musicale:* Le Fidelio de Beethoven. Par **H. W.** — *Revue littéraire:* 1. Psyche, par M. Victor Laprade. 2. Les sentiers perdus, par M. Arsène Houssaye. 3. Oasis, par M. Georges d'Alcy. 4. Les premières ailes, par M. Gustave Chatenet. 5. Chants pour tous, par M. le marquis de Foudras. 6. Poésies, par MM. Emile et Antony Deschamps. 7. Les glanes, par Mlle. Louise Bertin. 8. Oléar, par M. Roger. 9. Fleurs de Mai, par M. Gout-Desmartres. 10. Traduction des Sonnets de Pétrarque, par M. de Grammont. Par **Un Inconnu.** — Encyclopédiana.

Sommaire du No. 12. Les aventures d'un fifre. — *Revue littéraire:* Soixante ans du Théâtre Français, par un Amateur, né en 1769. Par **Th. Muret.** — Jasmin à Paris, par **Martial Delpit.**

Die deutsche Revue

Die Grenzboten

redigirt von **J. Kuranda**

unter Mitwirkung von **Berthold Auerbach, Lorenz Diefenbach, Ludw. Aug. Frankl, Karl Gutzkow, H. Koenig, Gustav Kühne, Heinrich Laube, H. Marggraff, L. Mosen, Th. Mügge, A. v. Sternberg, E. Willkomm** u. A. m.

beginnt mit dem 1. Juli ihr viertes Quartal. Eine wichtige Veränderung ist in ihrem Erscheinen vorgegangen, die es möglich macht, frischer und lebhafter dem Publicum gegenüberzutreten. Neue Kräfte sind gewonnen und um die Communication zu erleichtern, ist die Expedition und der Druck der Revue nach **Leipzig** verlegt worden und der Unterzeichnete hat den Verlag derselben übernommen. Die Redaction, sowie die Tendenz des Blattes bleibt unverändert dieselbe. Die Art und Weise, mit welcher nicht nur die meisten literarischen und politischen Blätter Deutschlands, sondern auch die französischen und englischen Journale (unter letztern namentlich die Morning Post) die Grenzboten ausbeuten, spricht wol am eindringlichsten für den reichhaltigen und wichtigen Inhalt derselben.

Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen; die Novellen erscheinen in besondern Heften zu 3 Bogen. Durch diese Einrichtung glaube ich dem Leser das unangenehme „Die Fortsetzung folgt" zu ersparen und die Redaction wird dadurch in den Stand gesetzt, auch größere Productionen in einem ganzen, ungetheilten Rahmen zu liefern.

Der Preis des Semesters ist 5 Thlr.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands.

Leipzig, im Juni 1842.

Ge. Ludw. Herbig.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erweiterung
des
deutschen Handels und Einflusses
durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung.

Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer

südteutschen Handels- und Colonisations-Gesellschaft.

Von

Gustav Höfken.

8. Brosch. Preis ⅗ Thlr., oder 30 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Nach dem Book of science
von **S. Sporschil** und **R. Hartmann.**

Drei Bände in 14 Lieferungen.
Mit 375 Abbildungen.
Geh. 6 Thlr.

Die Lieferungen sind auch sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben, als: **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** Zweite Auflage. 12 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** 8 Ngr. — **Pneumatik.** 8 Ngr. — **Akustik.** 8 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. 8 Ngr. — **Optik.** Zweite Auflage 12 Ngr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. 8 Ngr. — **Mineralogie.** 22 Ngr. — **Krystallographie.** 8 Ngr. — **Geologie.** 26 Ngr. — **Versteinerungskunde.** 15 Ngr. — **Chemie.** 22 Ngr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 15 Ngr. — **Meteorologie.** 12 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **Ed. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1842.**

№ II. April, Mai und Juni.

(Beschluß aus Nr. XXI.)

47. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium.** In drei Theilen. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Die einzelnen Theile unter besondern Titeln:

48. ——, **Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter,** insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 10 Ngr.

49. ——, **Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter,** insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 15 Ngr.

50. ——, **Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter,** insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher bei mir:

Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

51. **Löbe (William), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker.** Mit 20 lithographirten Tafeln. In fünf Heften. Zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Das ganze Werk wird noch in diesem Jahre vollständig erscheinen.

52. **Lynar (Fürst zu), Die Mediceer.** Drama in fünf Acten. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Früher erschien bereits von demselben Verfasser, nach der neuesten Bearbeitung gedruckt:

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

53. ***Most (G. F.),* Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis.** Erster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 21 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser bei mir:

Encyklopädie der medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 10 Thlr.

—— Supplement zur ersten Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyklopädie der Staatsarzneikunde. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers. Zwei Bände. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht. Dritte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Über alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

54. **Mügge (Thdr.), Gesammelte Novellen.** Erster bis dritter Theil. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Angelica. — Die Emigranten. — Rosalie. — Zwei Bräute. — Lebensmagie. — Paul Jones. — Neffe und Nichte.

55. ***Pellegrino (D.),* Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der römischen Patricier und Plebejer.** Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

56. **Raumer (F. von), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Sechster Band oder einundzwanzigste bis vierundzwanzigste Lieferung. (Schluß.) Gr. 8. Preis der Lieferung auf Velinp. 15 Ngr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Das ganze nun beendigte Werk kostet demnach in der Ausgabe auf Velinp. 12 Thlr., auf extrafeinem Velinp. 24 Thlr.

Die **Kupfer und Karten** zur ersten Auflage dieses Werks werden für 2 Thlr. erlassen.

57. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Neunter Jahrgang, für das Jahr 1842.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***E. Ghf. Gersdorf.*** (Beigegeben wird: **Allgemeine Bibliographie für Deutschland**). Zweiunddreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

58. **Sechsundzwanzig Friedensjahre.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

59. **Seemann (O. E.), Der letzte König.** Politisches Drama in fünf Aufzügen. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

60. **Straß (K. F. H.), Gedichte.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Der Verf. ist unter dem Pseudonym **Otto von Deppen** bekannt.

61. **Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer.** Aus dem Italienischen übersetzt von **H. E. Reiß.** Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 9 Ngr.

62. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Sechster, oder Neue Folge zweiter Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Die erste Folge (4 Bde., 1837—38) ist aus dem Verlage von H. Hoff in Mannheim an mich übergegangen und kostet 9 Thlr., der erste Band der Neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr.

Bei **G. Bethge** in Berlin ist eben erschienen:

R. des Cartes, Meditationes de prima Philosophia, in quibus Dei existentia et animae humanae a corpore distinctio demonstrantur. 7½ Sgr.

Die Meditationes, klar und übersichtlich geschrieben, bilden den Mittelpunkt der Cartesischen Philosophie. Die sich darauf beziehenden Objectionen bedeutender gleichzeitiger Philosophen und die Responsionen des Carteſius werden in kurzem erscheinen.

Neue Schriften über Griechenland.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brandis (Chr. A.), Mittheilungen über Griechenland. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieses Werks hatte als Cabinetsrath des Königs von Griechenland die beste Gelegenheit, das griechische Land und Volk kennen zu lernen. Der erste Theil gibt **Reiseskizzen**, der zweite Beiträge zur **Geschichte des Befreiungskriegs**, der dritte **Blicke auf die gegenwärtigen Zustände des Königreichs.**

Handbuch für Reisende in Griechenland von **J. F. Neigebaur** und **F. Aldenhoven.** Zwei Theile. Gr. 12. Cart. 4 Thlr.

Dieses Handbuch ist von Neigebaur in Verbindung mit dem in Griechenland verstorbenen Aldenhoven ganz nach dem Plane der beliebten übrigen Reisebücher des Erstern bearbeitet worden.

Steub (L.), Bilder aus Griechenland. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

In der **Balz**'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

(Nunmehr vollständig.)

Schiller's Leben, Geistesentwickelung u. Werke

im Zusammenhang.

Auch unter dem Titel:

Supplement zu Schiller's Werken,

Octavausgabe.

Von

Dr. Karl Hoffmeister.

5 Theile. Gr. 8. **121½** Bogen Velinpapier. Preis 5 Thlr. 17½ Ngr. (5 Thlr. 14 gGr.), oder 9 Fl.

☞ Die **Schiller**'sche Familie hat dieses Werk, der Gründlichkeit seiner Forschung, seinem Geiste und seiner ganzen Fassung nach, als ein ihres Vaters würdiges literarisches Monument öffentlich anerkannt.

Da noch einige andere Schriftsteller „Schiller's Leben" bearbeitet haben, so bitten wir Diejenigen, welche sich obiges Werk anschaffen wollen, „Schiller's Leben von **Hoffmeister**" (5 Bde., Stuttgart bei P. Balz), zu bestellen.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der freie deutsche Rhein.

Geschichtliche und staatswirthschaftliche Entwickelung der Geschichte des Rheins.

Von

H. B. Oppenheim,

Docenten der Rechte zu Heidelberg.

8. Brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Inhalt: 1) Einleitung. 2) Über Flußrecht im Allgemeinen. 3) Älteste Geschichte des Rheins. Fränkische Zeit. 4) Erste deutsche Zeit. Das Reich. 5) Zeit der Städteverbindungen. Rheinischer Bund. 6) Von der goldenen Bulle an. Einfluß der rheinischen Kurfürsten. 7) Zeit des Verfalls. 8) Letzte Entwickelung durch Wahlcapitulationen und Friedensschlüsse. 9) Neuere Zeit. Französische Zeit und Rheinbund. 10) Verhandlungen zu Wien seit dem pariser Frieden. 11) Zustände nach der wiener Convention und Verhandlungen der Centralcommission. 12) Neueste Gesetzgebung.

Ein Theil unsers schönen Bodens und der schiffbarste Strom Deutschlands ist der Stoff zu so viel nationalen und rein praktischen Fragen, daß diese historische Beleuchtung derselben in unserer Zeit gewiß mit allgemeinem Interesse aufgenommen werden wird.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **J. Hölscher** in **Koblenz** ist erschienen:

Die graue Halle, oder Erdmann's Wanderung. Ein Wort zur Zeit. 8. Geh. 1 Thlr.

Hylarius, Dr. B. J., Der St.-Annen-Altar. Aus den hinterlassenen Papieren der Frau Gräfin von S. 8. Geh. 22½ Ngr. (18 gGr.)

— — Die Geschwister. Wiedersehen, oder Wanderungen in Sachsen. Zwei Erzählungen. 8. Geh. 27½ Ngr. (22 gGr.)

Schmitzler, Psalterium explanatum, sive psalmi omnes et in officio canonico legenda veteris testamenti cantica, juncta vulgatam S. S. librorum editionem, additis seu tum sextus sensum, tum omnia, quae in bibliis hebraicis aliter leguntur exhibentibus. 8maj. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Beyer, H., Burg Stolzenfels. Ein Andenken für Rheinreisende. Mit einer Ansicht in Stahlstich und vier Blätten mit gemalten Wappen. Gr. 8. In Umschlag geheftet. 25 Ngr. (20 gGr.)

Rheinfahrt nach dem Dome in Köln. Gr. 8. In Umschlag geh. 7½ Ngr. (6 gGr.)

Im Verlage der **Nauck**'schen Buchhandlung zu Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Geschichte

der

altfranzösischen National-Literatur

von den ersten Anfängen bis auf Franz I.

Nebst zahlreichen Sprachproben.

Als

Einleitung zu **L. Ideler's** und **H. Nolte's** Handbuch der französischen Sprache und Literatur bearbeitet von

Jul. Ludw. Ideler.

Gr. 8. 39½ Bogen. 3 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. **Von Oken.** Jahrgang **1842.** Sechstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 3te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1842.

Juli—September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 Fl., oder 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt:

Deutschland und die Donau. — Rheinschiffahrt und Rheinhandel. — Das Meer, sein Leuchten und seine Bewegungen. — Die Fortschritte des Beleuchtungswesens in der neuern Zeit. — Die Bedeutung der russischen Kirche für die Gegenwart. — Über das Ständewesen in Preußen. — Der Dom zu Köln und seine Architektur. — Die barmherzigen Schwestern der evangelischen Kirche. — Die Banken und der Handel Amerikas. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Skizzen aus dem Alltagsleben
von **Frederike Bremer.**

Vollständige Ausgabe in 10 Theilen.
Jeder Theil 10 Ngr.

Diese wohlfeile Ausgabe der trefflichen Schriften von Frederike Bremer ist jetzt vollständig in 10 Theilen erschienen. Unter besondern Titeln sind auch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage.

Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Aufl. Zwei Theile.

Die Familie H.

Kleinere Erzählungen.

Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Französische Orthoëpie von A. Steffenhagen, Oberlehrer am Friedrich-, Franz- und Real-Gymnasium zu Parchim. 37 Bogen. Gr. 8. Preis 2 Thlr.

So schwer es ist, das Französische gut zu sprechen und richtig zu betonen, so nothwendig ist eine desfallsige Anweisung. Dessenungeachtet fehlte es bis jetzt an einer französischen Orthoëpie, welche Wissenschaftlichkeit mit Vollständigkeit und praktischer Brauchbarkeit verbunden hätte. Das vorliegende Werk, welches sich auch durch seine Lehre von der Betonung um die Sprachwissenschaft im Allgemeinen ein bleibendes Verdienst erworben hat, füllt diese Lücke aus.

Parchim und Ludwigslust, im Juli 1842.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Beschreibung einer Reise
durch die
Vereinigten Staaten von Nordamerika
in den Jahren 1826—40.

In Gesellschaft des Ritters Franz Ant. von Gerstner unternommen von Gerstner. 8. 29 Bogen Velinp. Geh. 1⅚ Thlr.

Die geistreiche Verfasserin sah an der Seite ihres der Welt zu früh entrissenen Gatten so viel Interessantes, erhielt von ihm so viele Aufschlüsse und Erklärungen und kam mit so ausgezeichneten Personen in Berührung, daß dies Buch von keinem Gebildeten unbeachtet bleiben dürfte.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΕΠΙΣΤΟΛΑΙ. Philostrati epistolae quas ad codices recensuit et notis Olearii suisque instruxit Jo. Fr. Boissonade. 8maj. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juli 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Neue Romane.

Billigste Ausgaben.

Lesecirkeln, Leihbibliotheken und Freunden schönwissenschaftlicher Lectüre werden folgende, bei Gebr. **Schumann** in Leipzig, im Taschenformate von Schiller's Werken soeben erschienene Romane empfohlen:

Tintomara.

Ereignisse kurz vor, bei und nach der Ermordung Gustav's des Dritten. Roman von **C. J. L. Almquist.** Aus dem Schwedischen. Vollständig in vier Theilen. 16. Geh. Preis jedes Theils 7½ Ngr., oder 27 Kr. Rhein.

Gabriele Minanfo.

Der letzte Mordversuch gegen Ludwig Philipp, König von Frankreich, im August 1840. Roman von **C. J. L. Almquist.** Aus dem Schwedischen. Erster Theil. 16. Geh. 7½ Ngr., oder 27 Kr. Rhein.

Hiermit wird eine „Bibliothek der neuesten und besten schwedischen Romane" eröffnet, für welche namentlich ausgezeichnete Arbeiten von **Almquist, Mellin, Palmblad, Dahlgren, Sixten-Sparre, Knllberg,** der Frauen **v. Knorring, Flygare-Carlen u. A.** bestimmt sind. Nur die schon mehrfach und gut übersetzten **Bremer**'schen Schriften bleiben vorerst ausgeschlossen. Die Übertragungen werden durch in Schweden selbst lebende deutsche Gelehrte treu und vollständig besorgt. Der Preis ist so billig gestellt, daß hier jeder Roman nur etwa halb so viel kostet, als in andern deutschen Übersetzungen. Etwa jeden Monat werden zwei Theile ausgegeben. Jeder Roman wird auch einzeln abgegeben.

Jack Brag.

Roman von **Theodor Hook.** Aus dem Englischen von **A. Kaiser.** Vollständig in fünf Theilen. 16. Geh. Preis jedes Theils 5 Ngr., oder 18 Kr. Rhein.

Väter und Söhne.

Roman von **Theodor Hook.** Aus dem Englischen von **G. Fink.** Erster Theil. 16. Geh. 5 Ngr., oder 18 Kr. Rh.

Hook's geistreiche humoristische Romane bilden längst in England eine Lieblingslectüre. Wir hielten es daher für eine dankenswerthe Aufgabe, eine vollständige Sammlung derselben in gelungenen deutschen Übertragungen und zu sehr billigem Preise herauszugeben, die durch obige sechs Theile begonnen ist. Da auch bei **J. Weber** hier die Übersetzung einer Auswahl von **Hook**'s Romanen erscheint, so machen wir aufmerksam, daß unsere Preise weit billiger gestellt sind, wie denn z. B. Jack Brag bei **Weber** 1 Thlr. netto, bei uns nur 25 Ngr. kostet. — Etwa jeden Monat erscheinen zwei Theile. Zunächst folgt nun „Gulbert Gurney". — Jeder Roman ist auch **einzeln zu haben.** — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der östreichischen Monarchie und der Schweiz.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Modepflanzen unserer Zeit.

Zweites Bändchen:

Die Rosen.

Ihre Beschreibung, Cultur und Vermehrung.
Mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,
herausgegeben
von
W. Neubert,
Secretair des landwirthschaftlichen Vereins in Tübingen.

8. Brosch. Preis 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl.

Inhalt: Die Rose als Modepflanze. — Geschichte der Rose. — Name der Rose. — Botanischer Charakter. — Heimat der Rosen. — Verbreitung der Rose. — Eintheilung in Arten. — Cultur der Rosen. — Die Erde. — Das Versetzen. — Das Begießen. — Der Standpunkt. — Die Überwinterung. — Das Treiben. — Die Vermehrung. — Feinde der Rosen.

Das früher erschienene erste Bändchen enthält:

Camellia und Cactus.

Anleitung
zur
Cultur und Vermehrung derselben.

8. Brosch. Preis 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

J. A. Feßler's
Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.

Zehn Theile in 20 Lieferungen.
Mit fünf Landkarten.
Gr. 8. (Gegen 570 Bogen.)

Ausgabe auf Druckpap. früher 30 Thlr., **jetzt** 13⅓ Thlr. (20 Fl. C.-M.)
Ausgabe auf Velinpap. früher 66 Thlr., **jetzt** 26⅔ Thlr. (40 Fl. C.-M.)

(Auch in Lieferungen zu 1 Fl. und 2 Fl. zu beziehen.)

Die Zahl der Exemplare von Feßler's „Geschichten der Ungern", welche ich zu obigem **herabgesetzten Preise** zum Verkauf bestimmte, ist nur noch gering, und ich erlaube mir daher alle Freunde der ungerischen Geschichte hierauf besonders aufmerksam zu machen, um sich auf eine billige Weise den Besitz dieses ausgezeichneten Werkes sichern zu können, bevor diese günstigen Bedingungen außer Gültigkeit gesetzt werden.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

Vier Bände in 54 Lieferungen.
Mit 1238 Abbildungen und 45 Landkarten.
400 Bogen in gr. 4. 1837—41.
Geh. 13 Thlr. 8 Ngr. Cart. 14 Thlr. 8 Ngr.
(Auch in Lieferungen zu 8 Ngr. zu beziehen.)

Dieses Werk verbreitet sich, in Form und Ausdruck das Strengwissenschaftliche vermeidend, über alle dem gewöhnlichen Leben angehörende Gegenstände, und bietet neben der Belehrung anziehende Unterhaltung. Die vielen dem Text eingedruckten Abbildungen vergegenwärtigen die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände und beleben den Eindruck des Wortes durch bildliche Darstellung. Die sauber in Kupfer gestochenen Karten machen für die Besitzer jeden Atlas überflüssig.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Die deutsche Revue

Die Grenzboten

redigirt von **J. Kuranda**

unter Mitwirkung von **Berthold Auerbach, Lorenz Diefenbach, Ludw. Aug. Frankl, Karl Gutzkow, H. Koenig, Gustav Kühne, Heinrich Laube, H. Marggraff, J. Mosen, Th. Mügge, A. v. Sternberg, E. Willkomm** u. A. m.

beginnt mit dem 1. Juli ihr viertes Quartal. Eine wichtige Veränderung ist in ihrem Erscheinen vorgegangen, die es möglich macht, frischer und lebhafter dem Publicum gegenüberzutreten. Neue Kräfte sind gewonnen und um die Communication zu erleichtern, ist die Expedition und der Druck der Revue nach Leipzig verlegt worden und der Unterzeichnete hat den Verlag derselben übernommen. Die Redaction, sowie die Tendenz des Blattes bleibt unverändert dieselbe. Die Art und Weise, mit welcher nicht nur die meisten literarischen und politischen Blätter Deutschlands, sondern auch die französischen und englischen Journale (unter letztern namentlich die Morning Post) die Grenzboten ausbeuten, spricht wol am eindringlichsten für den reichhaltigen und wichtigen Inhalt derselben.

Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen; die Novellen erscheinen in besondern Heften zu 3 Bogen. Durch diese Einrichtung glaube ich dem Leser das unangenehme „die Fortsetzung folgt" zu ersparen und die Redaction wird dadurch in den Stand gesetzt, auch größere Productionen in einem ganzen, ungetheilten Rahmen zu liefern.

Der Preis des Semesters ist 5 Thlr.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands.

Leipzig, im Juni 1842.

Fr. Ludw. Herbig.

In der **Balz**'schen Buchhandlung zu **Stuttgart** ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Heilquellen und Bäder zu Kissingen.

Ein Taschenbuch für Kurgäste.
Von
Dr. **Fr. A. Balling,**
Brunnenarzt.

Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.
Mit einer Karte von Kissingen und der Umgebung.
Kl. 8. 24 Bogen Velinp. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.
(1 Thlr. 8 gGr.), oder 2 Fl.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **6te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1842.

Inhalt:

I. Der Krieg der von dem großherzoglich badenschen Generallieutenant Grafen Wilhelm von Hochberg befehligten alliirten Truppen gegen die Festungen Strasburg und Fort Kehl, Landau, Pfalzburg, Bitsch, Petitepierre und Lichtenberg, im Jahre 1814. — II. Der Herbstfeldzug Montecuculi's gegen Condé 1675 am Rhein und an der Mosel. (Schluß.) — III. Kriegsscenen. — IV. Otto Ferdinand, Graf von Abensberg und Traun, k. k. Feldmarschall. Eine biographische Skizze. V. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche. Von Johann Arnold Kanne. Zweite Ausgabe. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ich habe dieses treffliche Werk aus dem Verlage von J. C. Dresch in Bamberg angekauft und, um demselben eine größere Verbreitung zu sichern, den Preis bedeutend ermäßigt.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der J. J. Cast'schen Buchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Pietisten.

Roman aus dem Leben der neuesten Zeit von Heribert Rau.

Drei Bände. Schönstes Velinpapier. Elegant broschirt. 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 gGr.), oder 6 Fl.

Von der großen Masse der blos müßiges Phantasiespiel und Zeitvertreib bezweckenden Romane unterscheidet sich vorstehende Schrift, die dem Besten, was die deutsche Literatur in diesem Fache aufweist, an die Seite gestellt zu werden verdient, durch ihren Reichthum an Belehrungen, an Warnungen vor einer laut der Geschichte aller Zeiten nur zu häufigen Verirrung des edelsten Triebes des menschlichen Wesens, des religiösen. Wie die theuern Worte der ewigen Wahrheit von listigen Heuchlern zu frevelhafter Befriedigung ihres Eigennutzes und zur Verführung unbewachter und unbefestigter Gemüther missbraucht, wie das schwelgende Sichhingeben in eine bloße Gefühlsreligion so leicht zu den unsittlichsten Handlungen, zur Zerreißung der heiligen Bande der Natur, zum Aberwitz, Wahnsinn und Selbstmord führen kann, das ist hier mit grellen, aber getreuen Farben an dem Beispiele der Gräfin Gabriele, des Pastors Krumm und des schleichenden Ratzler abgebildet.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Mediceer. Drama in fünf Acten vom Fürsten zu Lynar. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Früher erschien bereits von demselben Verfasser, nach der neuesten Bearbeitung gedruckt:

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

In der unterzeichneten Verlagshandlung erschien soeben und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Gedanken über Recht, Staat und Kirche

von

P. A. Pfizer.

8. Brosch. 2 Bände. 4½ Thlr., oder 7½ Fl.

Wir übergeben hier dem gebildeten Publicum eine der interessantesten Erscheinungen der neuesten Literatur, eine Schrift, in welcher der geistreiche, durch seine frühern Leistungen genug bekannte Verfasser die Resultate seiner Erfahrungen sowol als seines Nachdenkens über Recht, Politik und öffentliches Leben niedergelegt hat. Er gibt uns hier, von einem allgemeinen Rechtsprincip ausgehend, eine möglichst klare und allgemein verständliche Darstellung des natürlichen oder vernünftigen Rechts, das allem wahrhaft gültigen positiven Rechte zum Grunde liegen muß, um auf dieser Grundlage die gesammte Aufgabe des Staats, sowie die höchsten, allgemein gültigen Grundsätze staatlicher und kirchlicher Verfassung und Gesetzgebung zu entwickeln, sodann aber auch die Anwendung der leitenden Grundsätze auf die Verhältnisse der Gegenwart und auf die jetzige und zukünftige Gestaltung Deutschlands in der überzeugendsten und eindringlichsten Weise anschaulich zu machen.

Wer in der ersten schriftstellerischen Arbeit des Verfassers — dem Briefwechsel zweier Deutschen —, neben der Aufstellung der Gründe und Gegengründe, das entscheidende letzte Wort vermißt, oder wegen der Form der Darstellung die dort vertretene Ansicht vielleicht einseitig gedeutet hat, wird hier über die wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens und einer nationalen Politik ein offenes Glaubensbekenntniß finden, sowie die ganze Schrift zugleich als Rechenschaftsablegung für Diejenigen wird gelten können, welche früher den politischen Bestrebungen der Verfassers ihre Theilnahme widmeten.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Soeben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturbilder.

Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichts und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde von Dr. Karl Vogel, Director der verein. Real- und Bürgerschulen zu Leipzig.

Gr. 8. (27 Bogen Velinp.) Geh. 1½ Thlr.

Der Herr Verfasser hat versucht, das Naturleben, wie es sich in den verschiedenen Erdtheilen verschieden gestaltet, nach der ihm eigenthümlichen Physiognomie in Worten ebenso wahr, anschaulich und lebendig zu schildern, wie es der zeichnende Künstler in den Randzeichnungen des obengenannten Schulatlas (3. Aufl., 1841) mit so vielem Glücke gethan hat. Deshalb können wir das Buch allen Freunden und Lehrern der Erdkunde aufs wärmste empfehlen, da es auch bei **jedem andern Atlas** zu brauchen ist und für die Methodik des geographischen Unterrichts namentlich insofern eine neue Bahn bricht, als es **Ritter's** Ideen auch in Bezug auf das Naturleben in die Schule einführt, während man dieselben bisher mehr nur für die Orientirung im Reliefgeographischen benutzt hatte.

Neuer Atlas

der ganzen Erde nach den neuesten Bestimmungen

für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Gymnasien und Schulen, mit besonderer Rücksicht auf die geographischen Werke von Dr. *C. G. D. Stein*, Prof. in Berlin etc. Zwanzigste vermehrte und verbesserte Auflage. In 27 Karten grösstentheils neu entworfen und gezeichnet von *H. A. Köhler, A. Leutemann, C. G. Riedig, F. W. Streit*, gestochen von *H. Leutemann*; nebst 7 historischen Zeittafeln und statistischen Tabellen.

Grossfolio. Col. 1842. 4½ Thlr.

Nicht leicht dürfte irgend eins der ältern oder neuern Kartenwerke so wie dieses geeignet sein, bei dem niedrigsten Preise den verschiedensten Ansprüchen zu genügen. Diese Auflage ist wieder mit einer ganz neuen Karte der asiatischen Türkei, im Ganzen mit fünf neuen Platten vermehrt.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gedichte

von

Karl Friedrich Heinrich Straß. (Otto von Veppen.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Mozin's grosses Wörterbuch.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 1ste Abtheilung der 5ten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. **M. Peschier,**

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 Fl., oder 8⅛ Thlr.

Jede Lieferung 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1¼ Ngr. (1 Thlr. 1 Gr.)

Reprisez — Teinte.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besondern Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niedern Classen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird. Die letzte Abtheilung des französisch-deutschen Theils wird innerhalb vier Wochen erscheinen.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In unserm Verlag ist erschienen:

L. Annaei Senecae OPERA.

Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subjecit, disputationes et indicem

addidit

Carolus Rudolphus Fickert.

Volumen I.

Contin. Epistulas morales.

8maj. 4 Thlr.

Leipzig, im Juli 1842.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Naturgeschichte

für

Landwirthe, Gärtner und Techniker.

Herausgegeben

von

William Löbe.

Mit 20 Tafeln.

In fünf Heften.

Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Das Werk hat gleich nach dem Erscheinen des ersten Hefts allgemeinen Beifall gefunden. Die noch fehlenden Hefte werden bis Ende dieses Jahrs geliefert werden.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

In Schaffhausen in der Hurter'schen Buchhandlung erscheint fortwährend:

Der Vorläufer,

eine Zeitschrift zur Beförderung größerer Mündigkeit im häuslichen und öffentlichen Leben.

Zweck. Die Zeitschrift soll diejenige Classe von Gebildeten, welche dem eigentlichen Studium der Wissenschaft fern steht, über die wichtigsten Lebensfragen der Jetztzeit aufklären. Nicht neue Ideen will sie verbreiten, sondern die vorhandenen zum Allgemeingut der Menschheit machen, zum Denken und zwar zum selbständigen Denken erziehen, die Geburtswehen einer inhaltreichen Zukunft erleichtern.

Inhalt. Der Vorläufer erstrebt seinen hohen Zweck durch gemeinfaßliche Originalaufsätze über religiöses, geistiges, häusliches und öffentliches Leben. Er theilt Berichte mit über Erscheinungen, welche dieses Gesammtleben fördern oder hemmen; er beurtheilt Bücher, welche die Forschungen der Wissenschaft in populairer Sprache darstellen. Alles Trivials und Geschmacklose ist ausgeschlossen.

Erscheinungsweise. Der Vorläufer erscheint wöchentlich in 2 Nummern, jährlich in 104 Nummern oder 52 Bogen. Preis des ganzen Jahrgangs 4 Fl., oder 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.) Man bezieht ihn wöchentlich durch die Post, – wöchentlich, monatlich oder vierteljährig durch den Buchhandel.

Alle Einsendungen erwartet man durch Buchhändlergelegenheit — oder franco durch die Post.

☞ Diejenigen uns gleichgesinnten Männer und Freunde des Fortschrittes, welche uns nicht sowol durch längere Abhandlungen, als vielmehr durch geeignete **kurze Mittheilungen** und **Correspondenzen** über religiöses, geistiges, öffentliches und häusliches Leben ihrer nächsten Umgebung unterstützen wollen, mögen ihre diesfallsigen Bedingungen und Anträge nebst einer Probecorrespondenz an die unterzeichnete Redaction nach Schaffhausen beförderlichst einsenden.

Schaffhausen, im Juli 1842.

Die Redaction des Vorläufers:
Chr. Fr. Stößner. Dr. Robert Haas.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1842. Siebentes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der Isis und den Blättern für literarische Unterhaltung gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. Besondere Anzeigen ꝛc. werden der Isis für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

*** Neuestes Heft. ***

Bei Ign. Aloys Kaskowitz in Leipzig erschien soeben als Fortsetzung

Berlin wie es ist und — trinkt.

Von

Ad. Brennglas.

XV. Heft: „Ein Sonntag im Tempelhof."

Eine Localposse in einem Act.

Mit color. Titelkupfer.

8. In Umschlag geh. Preis 7½ Ngr. (6 gGr.)

Der originelle Verfasser, der ein echter Volksdichter ist, da seine Erzeugnisse seit zehn Jahren bei Hoch und Niedrig denselben Beifall finden und dessen große Wirkung im Geiste der Zeit nicht bestritten werden darf, bringt hier eine Localposse, auf welche, da sie vollkommen dramatisch ist, noch besonders die deutschen Bühnen aufmerksam gemacht werden.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Alphabetisches

Namen-Register

der in Goethe's Werken,

Taschenausgabe 1840, erwähnten Personen,

ingleichen

einiger Schriften von anonymen Verfassern; nebst einem Verzeichniß der Stellen, an denen Goethe seine eigenen Productionen erwähnt und bespricht.

Verfertigt von

Christian Theodor Musculus.

12. Preis 1 Fl., oder 22½ Ngr. (18 gGr.)

Dieses nicht blos zur bequemen und nützlichen Lectüre der Goethe'schen Schriften zu gebrauchende, sondern oft unentbehrlich Register wird gewiß vielen Besitzern der neuesten Taschenausgabe eine willkommene Erscheinung sein.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben erhielten wir in Commission und bitten von uns zu verlangen:

Pitture di vasi fittili

esibite dal cav.

Francesco Inghirami,

per servire di studio

alla mitologia ed alla storia degli antichi popoli.

4 vol. In-4. 1835—37. 80 Thlr.

Leipzig, im August 1842.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1842. № II. April bis Juni.

Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XIX des Literarischen Anzeigers.)

Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. Deuxième année. 1842. Nrs. 7—12. In-8. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik.

ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΣ. Philostrati epistolae ad fidem codicum manuscriptorum recensuit, scholia graeca adnotationesque suas addidit **J. Fr. Boissonade.** Gr. 8. Parisiis et Lipsiae, 1842. 1½ Thlr.
Der Commentar ist so eingerichtet, daß er gewissermaßen den Schlußstein aller philologischen Arbeiten von Boissonade bildet und sich somit an Philostrati Heroica (Paris, 1806) anknüpft; das Werk kann deshalb auch als ein letztes Supplement zu allen Ausgaben des hochverdienten Hellenisten gelten.

كتاب الملل والنحل Book of religious and philosophical sects, by **Muhammad Al-Sharastáni.** Part I. Containing the account of religious sects. Now first edited by Rev. **W. Cureton.** 8vo. London, 1842. 2⅓ Thlr.

Conder (A.), L'architecture et l'industrie comme moyen de perfection sociale. In-4. Paris und Leipzig, 1842. 5⅓ Thlr.

Les Français peints par eux-mêmes. T. III, 8—16. T. IV, 1—5. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz 10 Ngr., colorirt 18 Ngr.

Gerhard (E.), Griechische und etruskische Trinkschalen des königlichen Museums zu Berlin. Fol. Berlin, 1840. 15 Thlr.

——— Archemoros und die Hesperiden. Eine aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckte Vasenerklärung. Mit 4 Kupfertafeln. 4. Berlin, 1838. 2 Thlr.

——— Über die Metallspiegel der Etrusker. Eine in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung. Mit 3 Kupfertafeln. 4. Berlin, 1838. 1 Thlr.

Guaneiali (Q.), Hahnemannus, seu de homoeopathia libri octo. In-8. Neapoli, 1840. 2 Thlr.

Michiels (A.), Histoire des idées littéraires en France au 19ième siècle, et de leurs origines dans les siècles antérieurs. 2 vols. In-8. Paris, 1842. 5 Thlr.

Le Nouveau-Testament, traduit fidèlement du texte original grec, et commenté sur tous les points qui ont besoin d'explication. In-8. Paris, 1842. 1¾ Thlr.

Politique d'un philosophe chrétien, ou Considérations adressées aux hommes de foi. In-8. Paris, 1842. 2⅓ Thlr.

Villemarqué (Th. de la), Contes populaires des anciens Bretons, précédés d'un Essai sur l'origine des épopées chevaleresques de la tablerонde. 2 vols. In-8. Paris, 1842. 5 Thlr.

BIBLIOTHÈQUE CHARPENTIER.
In-12. Jeder Band 1⅓ Thlr.

Neu erschien hiervon:

Blase, Poésies complètes. 1 vol. — **de Girardin,** Poésies complètes. 1 vol. — **Machiavel,** Histoire de Florence, traduction de **Périès.** 1 vol. — **Malherbes,** Poésies, avec un commentaire inédit par **Chénier.** 1 vol. — **de Staël,** De la littérature. 1 vol. — **Sterne,** Vie et opinions de Tristram Shandy, gentilhomme. 1 vol.

Bei **Ge. Wolckmar** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Handbuch für Reisende in Frankreich
von **Joh. Gerd. Reigebaur.** Zweite verbesserte Auflage. 12. Gebunden. Preis 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M. = 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Obiges ist das ausführlichste, gründlichste und empfehlenswertheste Reisehandbuch, was über Frankreich existirt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1842. Zweiunddreissigsten Bandes drittes und viertes Heft. (Nr. IX, X.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat Juli, oder Nr. 26—30. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die **Allgemeine Bibliographie** wird auch dem **Repertorium der deutschen Literatur** beigefügt. Beiden Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet werden. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Neuestes Werk
der Gräfin Ida Hahn-Hahn:
Erinnerungen aus und an Frankreich.
2 Thle. 8. Eleg. geh. 3 Thlr.

In zweiter Auflage erscheint gleichzeitig von derselben Verfasserin:
Gräfin Faustine.
8. Eleg. geh. 2 Thlr.
Dies Buch, welches einige Zeit nicht zu haben war, kann nun wiederum durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Unlängst von der Gräfin Hahn herausgegebene Werke:

Astralion.
8. Eleg. cart. 5/12 Thlr.

Der Rechte.
8. Eleg. geh. 2 Thlr.

Ulrich.
2 Thle. Eleg. geh. 3¾ Thlr.

Reisebriefe.
2 Thle. 8. Eleg. geh. 4½ Thlr.

Vorstehende Werke sind in allen guten Buchhandlungen vorräthig.
Berlin, den 1. August 1842.
Alexander Duncker,
königlicher Hofbuchhändler.

Das in diesem Monat in demselben Verlage erscheinende:
Berliner Taschenbuch,
dessen voller Ertrag — ohne Abzug der Kosten — zur einen Hälfte
für die Nothleidenden Hamburgs, zur andern aber **für die Armen Berlins** bestimmt ist,
bringt Beiträge in Prosa und Poesie von:
Achim von Arnim, aus dessen Nachlasse mitgetheilt von **Baronin Bettina von Arnim — Böckh — Freiherr von Eichendorff — Ferrand — F. Förster — Freiherr de la Motte Fouqué — Geibel — Goethe** (ein ungedruckter Brief an den Grafen Brühl) — **Wilhelm Grimm — Gruppe — Häring** (Willibald Alexis) — **Gräfin Hahn-Hahn — Hitzig,** Mittheilungen über und von **Immermann — Kopisch — Kugler — Th. Mügge — Mühlbach — Th. Mundt — Rellstab — E. Ritter — F. Rückert — Adelheid von Stolterfoth — Streckfuß — Varnhagen von Ense — Verfasserin von Godwie-Castle — Zenne.**

Soeben ist bei **Hinrichs** in Leipzig **vollständig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Anschauliche Belehrungen über die Natur nach ihrer zeitgemäßen Entwickelung. Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus von Dr. A. Rudolphi, ordentl. Lehrer an der ersten Bürgerschule zu Leipzig. Gr. 8. 87 Bogen Maschinen-Druckpapier. 4 Bände mit Inhalt und vollständigem Register. Subscriptionspreis 4 Thlr.; geb. 4½ Thlr.
Alle Beurtheilungen empfehlen das Werk sehr, besonders auch Lehrern und Freunden der Naturkunde. In Menzel's Literaturblatt, 1842, Nr. 37, sagt Recensent darüber: „An Naturgeschichten für die Jugend und das Volk fehlt es nicht. Der erste beste Schulmeister schreibt aus 10 oder 20 schon vorhandenen Büchern ein neues zusammen, ohne eigenes Studium angewendet, ohne irgend eine Idee hineingebracht zu haben. — Von diesen Machwerken unterscheidet sich das vorliegende Werk zu seinem Vortheile. Es ist nach Monaten eingetheilt und bringt dabei die Naturgegenstände zur Sprache, die denselben vorzugsweise angehören. Dies ist eine sehr gut gewählte Orientirung. Wie das erste Veilchen im Frühlinge hervorkommt, wird es beschrieben, wie die Schwalbe wiederkehrt gleichfalls; das Buch folgt immer unmittelbar dem Entwickelungsgange der Natur selbst. Die Behandlung ist ganz populair, klar und faßlich. Über der Erörterung des praktischen Gebrauchs ist der Hauptzweck: humane Bildung zu verbreiten, nie vernachlässigt. In den einzelnen Naturbildern herrscht eine sinnreiche Auffassung und jene Liebe zum Gegenstande vor, ohne die man nie hoffen darf, ihn auch Andern interessant zu machen."

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin
für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
1842. Juli. Nr. 483—487.

Inhalt:
Karthago. — Der gefleckte Aron. — Die Freistaaten Amerikas in politischer Beziehung. — Die südrussischen Steppen. — Edmund Burke. — Trostburg. — Einfuhr in den Staaten des Zollvereins im Jahre 1841. — Nachtrag über die neue Kettenbrücke. — Preußens Sparkassen. — Peking. — Die Artischocke. — Generalgouverneurs von Ostindien seit 1758. — Die Größe der berühmtesten Kirchen in Deutschland. — Gepreßtes Brot. — August, Kurfürst von Sachsen. — Die Donau. — Der Brand von Hamburg.

An Abbildungen enthalten diese Nummern:
Ruinen von Karthago. — Der gefleckte Aron. — Edmund Burke. — Ansicht des Schlosses Trostburg in Oberbaiern. — Ansicht des kaiserlichen Palastes und Gartens zu Peking. — Die Artischocke. — August, Kurfürst von Sachsen. — Drei Gegenden an der Donau.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. Ankündigungen werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, besondere Anzeigen ꝛc. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise ermäßigt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:
Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.
Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.
Leipzig, im August 1842.
F. A. Brockhaus.

In unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Sechste Lieferung. Preis 1 Fl., oder 17½ Ngr. (14 gGr.)

Wir übergeben das sechste Heft des Nibelungen-Liedes mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall Derjenigen gewinnen werde, welche, echter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten ebenso sehr einerseits schonend zu bewahren, als andererseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheil Nehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu echter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Das Ganze wird in 8 Lieferungen à 1 Fl. Rhein., oder 17½ Ngr. (14 gGr.), erscheinen, welche sich so rasch als möglich folgen werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **W. Löbe**. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** 2c. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats Juli:

Dorfzeitung. Über Waldwirthschaft der Ökonomen. — Der Brand im Weizen. — Das Rösten des Hafers. — Mittheilungen aus den Protokollen des mecklenburgischen patriotischen Vereins. — Über den Anbau entblößter Holzflecke, wüster Hufungen und entlegener Ländereien der Gemeinden. — Anfragen der Feld-, Garten- und Obstbau. — Hafer- und Kartoffelbrot als Pferdefutter. — Englische Pferde. Mit einer Abbildung. — Über die Lähme der Lämmer. — **Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Der Wilddieb. — Die goldene Schäferei in den Urvesten der Burg Ranis, Volkssage aus dem Vogtlagau. — Beitrag zur Geschichte des Pflugs. — Man sei in seinen Reden und Handlungen vorsichtig gegen Kinder. — Tüchermarkt. — Der Frühjahrsmarkt mit Tiroler- und schweizerknaben und Mädchen in einigen oberschwäbischen Städten. — Die Haideschnucke. — Zeitungswesen. — **Vermischtes, Anekdoten, Ankündigungen.**

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

über

den Selbstmord,

seine

Arten und Ursachen.

Von

Dr. K. H. Hoffbauer.

Gr. 8. Preis 25 Ngr. (20 gGr.)

Diese literarische Arbeit hat Betrachtungen über den Selbstmord zum Zweck, über einen Gegenstand, der für die Wissenschaft wie für den Staat und die Menschheit von großem Interesse ist.

Lemgo, im Juli 1842

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Neuer Roman.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Irma und Nanka.

Von

K. Venus.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. *F. Hand*, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. *L. F. O. Baumgarten-Crusius*, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. *W. Francke*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *D. G. Kieser*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *J. F. Fries*, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. Juli.

Inhalt:

Pönitentiarsystem und Besserungsanstalten. Gegenwärtiger Standpunkt der Verhandlungen über dieselben in Europa. Erster Artikel. Von **Kieser**. — **Klose**: Origines. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Von *E. R. Redepenning*. (Nr. 160 u. 161.) — **Mendecker**: Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Mit besonderer Rücksicht auf Wilibald Pirkheimer. Von *K. Hagen*. (Nr. 164, 165 u. 166.) — **Hand**: Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten vom *Fürsten zu Lynar*. (Nr. 163 u. 164.) — **Schott**: *Lao-tseu-tao-te-king*: le Livre de la Voie et de la Vertu, composé dans le 6ième siècle avant l'ère chrétienne par le philosophe *Lao-tseu*. Traduit en français et publié avec le texte chinois et un commentaire perpétuel par *St. Julien*. (Nr. 166 u. 167.) — **Klippel**: Mittheilungen aus dem Leben von Michael Neander. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrh. Von *W. Havemann*. (Nr. 167.) — **Flügel**: *El-Mas' udi's* Historical Encyclopaedia entitled „Meadows of gold and Mines of gems." Translated from the Arabic by *A. Sprenger*. (Nr. 169, 170 u. 171.) — **Kunze**: Geschichte der Geometrie, hauptsächlich mit Bezug auf die neuern Methoden. Von *Chasles*. Aus dem Französischen übertragen durch *L. A. Sohncke*. (Nr. 171, 172 u. 173.) — **Rödiger**: 1. Über Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik derselben von *H. Ulrici*. 2. Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben aufs Leben als Encyklopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften. Von *Troxler*. (Nr. 175, 176 u. 177.) — **Bergmann**: Considérations sur les formes de l'aliénation mentale, observées dans l'asile départemental d'aliénés de Stephansfeld, pendant les années 1836—39. Par *L. F. E. Rénaudin*. (Nr. 177 u. 178.) — **Bergmann**: Ein Wort über die öffentliche Irrenpflege im Allgemeinen und über die Irrenheilanstalt zu Siegburg insbesondere. Von *K. D'Ester*. (Nr. 178.) — **Mosen**: Gesammelte Novellen von *Franz Berthold*. Herausgegeben von *L. Tieck*. (Nr. 178 u. 179.) — **Osenbrüggen**: Handbuch der Institutionen des Rechts in einem Commentare zu den justinianeischen Institutionen des römischen Rechts dargestellt. Ein Hülfsbuch für angehende Juristen. Von *Ph. H. F. Hänsel*. (Nr. 179.) — **Schleiden**: Récherches générales sur l'organographie, la physiologie et l'organogénie des végétaux, mémoire qui a partagé en 1835 le prix de physiologie expérimentale fondé par feu de Montyon. Par *Ch. Chaudichaud*. (Nr. 181.) — **Beitrag zur Geschichte des evangelischen Kirchenlieds; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Chronik der Universitäten; Preisaufgaben; Miscellen; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **Besondere Anzeigen** etc. gegen die Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen:

Zeitschrift für deutsches Alterthum.

Herausgegeben von

Moritz Haupt.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Von dieser Sammlung, die nur wahrhaft Classisches in gediegenen Übersetzungen enthält und bei sehr schöner Ausstattung doch wohlfeil ist, sind bis jetzt erschienen:

Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen.

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr.

Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Familie H. 10 Ngr.

Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.

Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage. 10 Ngr.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **K. Förster.** 20 Ngr.

——, **Lyrische Gedichte.** Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegiesser** und **K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Aufl. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.

Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portug. Urschrift übersetzt von **A. Wittich.** Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr.

Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen übersetzt von **E. von Bülow.** 20 Ngr.

Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von **P. L. Kritz.** Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.

Von

Eduard Gervais.

Zwei Theile.

Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Theil dieses ausgezeichneten Geschichtswerks führt den besondern Titel: „Kaiser Heinrich V." (1841, 2 Thlr.), der zweite: „Kaiser Lothar III." (1842, 2 Thlr. 15 Ngr.)

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der moderne Nihilismus

und die

Strauß'sche Glaubenslehre

im Verhältniss zur Idee der christlichen Religion.

Eine kritische Beleuchtung und positive Überwindung des Grundprincips und der Hauptconsequenzen der destructiven Philosophie versucht von

Dr. J. W. Hanne.

Gr. 8. Geh. Preis 1½ Thlr. = 2 Fl. 48 Kr. Rhein.

Bielefeld, im August 1842.

Velhagen & Klasing.

Erschienen und versandt ist:

Journal für praktische Chemie. Herausgegeben von *O. L. Erdmann* und *R. F. Marchand.* 26. Bandes 6. St. 1842. Nr. 14. Gr. 8. Geh. Preis des Jahrgangs von 3 Bänden oder 24 Heften 8 Thlr.

Inhalt: Über die Krystallisation der glasartigen Silicate und die blaue Färbung der Eisenschlacken; von J. Fournet. — Über Glasstöpsel; von v. Ehrenberg. — Über Bleiweissbildung; von C. Hochstetter. — Über ein leicht schmelzbares, flussbeförderndes Hornblendegestein aus der Gegend von Grossdorfhain unweit Tharand; von W. A. Lampadius. — Notiz über die Silbererze von Chili und die Behandlung derselben, und über die Minen von natürlichem Silberamalgam zu Arqueros in Chili; Beschreibung einer neuen Mineralgattung und deren Behandlung nach amerikanischer Weise; von Domeyko. — Bericht über das Vorkommen bei Gewinnung des Goldes in Brasilien; von A. Piasta. — Über die Analyse der natürlichen oder künstlichen mineralischen Schwefelwässer; von Gerdy. — Analyse des Wassers der vier Hauptquellen, welche die Fontainen der Stadt Nancy speisen; von H. Braconnot. — Reinigung der Schwefelsäure mit einem Atom Wasser zu genauen Analysen und gerichtlich-medicinischen Untersuchungen; von Jacquelain. — Über die Beschaffenheit des Rückstandes, den das käufliche Zink bei Behandlung mit Wasser und Schwefelsäure lässt; von Barruel.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 7te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Feldzüge von 1806 und 1807 in Polen und Preussen. — II. Truppen-Transporte in Östreich mit Dampfschiffen. — III. Geschichte des k. k. vierten Husarenregiments Alexander, Czesarewitsch, Großfürst und Thronfolger von Rußland. — IV. Militairische Geschichte des Rheines. Zweiter Theil. Zeitraum von 1477 bis auf die Gegenwart. Erster Abschnitt. — V. Literatur. — VI. Ankündigung. — VII. Neueste Militairveränderungen. — VIII. Miscellen und Notizen; Nr. 4—8.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Auf den Jahrgang 1842 wird bei allen Postämtern und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration angenommen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. *E. G. Gersdorf.*** Jahrgang 1842. Zweiunddreissigsten Bandes fünftes und sechstes Heft. (Nr. XI, XII.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat August, oder Nr. 31—34. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die **Allgemeine Bibliographie** wird auch dem **Repertorium der deutschen Literatur** beigefügt. Beiden Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet werden. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. M. Klinger's
ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildnisse in Stahlstich.

Erste Lieferung, oder 1ster, 8ter und 11ter Band.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für eine Lieferung 2 Fl., oder 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Der Preis des Ganzen in vier Lieferungen 8 Fl., oder 4 Thlr. 20 Ngr. (4 Thlr. 16 gGr.)

Klinger ist der vornehmste Vertreter der in der deutschen Literaturgeschichte so wichtigen, von Goethe trefflich geschilderten „Sturm- und Drangperiode", welche ihren Namen selbst von einem Drama Klinger's: Sturm und Drang, erhielt, — er ist der Landsmann, Zeitgenosse und „Freund" Goethe's.*) — Nur wenige Jahre nach diesem zu Frankfurt geboren, starb er ein Jahr vor ihm als pensionirter Generallieutenant in Petersburg — Klinger war ein Mann von stolzer „Unabhängigkeit", von ungemeiner Charakter- und Willenskraft, vom tiefsten Gefühl und imposanter Persönlichkeit, ein Schriftsteller, der, was er als Mensch empfand, dachte und wollte, mit der feurigsten Energie in seinen dichterischen Gebilden aussprach und dadurch reformatorisch zu wirken strebte, der die Gefühle, Gedanken, Zweifel eines gährenden, stürmenden Gemüthes, eines rastlos grübelnden und titanenhaft ringenden Geistes mit den Erfahrungen und Anschauungen eines mühsamen, bewegten, wunderbaren Lebens in niedern und in den höchsten Regionen verband, und beide in seinen Fictionen und Betrachtungen niederlegte. Die Glut der empörtesten Leidenschaften und die Kälte des klarsten, nüchternsten, unbestechlichsten Verstandes stellt er mit gleicher Meisterschaft dar, und auf den Rausch der süßen Illusionen des Herzens versteht er sich so gut wie auf die Resignation des Nichts bewundernden Stoikers und des enttäuschten Misanthropen, indem er das letztere nur darum war oder scheint, weil das moralische Gefühl so mächtig in ihm lebte. Ein philosophischer Dichter, ringt er mit den großen Problemen der Zeit, welche Goethe und Schiller beschäftigten: Recht, Freiheit, moralische Weltordnung, ebenso rastlos wie diese; und wie diese schreitet er von der dramatischen Darstellung der Collisionen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zu der erschütternden, wenn auch nicht befriedigenden Darstellung der Räthsel des Weltlaufs, der Einzel- und Völkerschicksale in seinen Erzählungen und Romanen fort. Als Prosaiker stellt sich sein Styl fast durchaus durch Frische, Klarheit, Schönheit und Gedrungenheit dem besten an die Seite und athmet die edelste Männlichkeit. Klinger ist ein deutscher Autor, der nicht minder seiner bleibenden Vorzüge als seiner literarhistorischen Bedeutung wegen in noch weiterm Umfang als bisher gekannt zu werden verdient. Den Selbstständigen und Geisteskräftigen wird er, mit all seinen ästhetischen, philosophischen und moralischen Schroffheiten und Härten, in seinen Schriften eine anziehende Geistesnahrung bieten, wenn auch ein allzu zarter Geschmack und ein sehr weiches Gemüth sich nicht mit ihm befreunden oder vertragen sollte. Wer Mannichfaltigkeit und Reichthum des Lebens liebt und zur Erweiterung seiner Begriffe, Anschauungen und Weltkenntniß sich nicht scheut, auch in fremdartige und schroffe Ansichten einzugehen, wird diese kriegerische, trotzige Gestalt neben den vielen friedlichern, mildern Vertretern der deutschen Literatur gern erblicken, und in Dem, was Klinger von andern Schriftstellern unterscheidet, eine höchst fruchtbare Anregung, ja Nöthigung zum ernsten Nachdenken über sich und die Welt, zum gewissenhaften Suchen der Wahrheit finden.

Die Rücksicht, von Klinger's verschiedenen Schriften als Probe Verschiedenartiges zu geben, bewog uns die Bände nicht in ihrer ordentlichen Reihe aufeinander folgen zu lassen. Die weitern 9 Bände werden aber in 3 Lieferungen, von je wieder 3 Bänden und zu demselben Preise wie obige, so rasch fertig werden, daß das Ganze im Laufe dieses Jahres jedenfalls vollständig erscheinen wird und wir somit wol hoffen dürfen, daß die bald wieder in Ordnung gebrachte Reihenfolge den verehrlichen Subscribenten nicht unangenehm sein wird.

Stuttgart und Tübingen, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

*) Vergleiche über Klinger: Goethe's Werke, Ausgabe in 55 Bändchen, Bd. XXVI, S. 254.

Soeben ist erschienen und wird **gratis** vertheilt:

Verzeichniss der Verlags- und Commissionsartikel von *Brockhaus & Avenarius* in Leipzig. 1837—41.

Da wir dieses Verzeichniß nicht allgemein versenden, so bitten wir es gefälligst verlangen zu wollen.

Leipzig, im September 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In meinem Verlage ist erschienen:

Der letzte König.
Politisches Drama in fünf Aufzügen
von
O. S. Seemann.
Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, im September 1842.

F. M. Brockhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lustiges
und
Lehrreiches
für
Kinder aller Stände.
Von
Franz Schuselka.
Wien 1842.

Gr. 8. In Umschlag cartonnirt. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Der Herr Verfasser, durch seine frühern Schriften, die geistreichen Weltgedanken und den gemüthlichen, im echten Volkston gehaltenen, Herz und Gefühl, wo dergleichen sich findet, aufs innigste ansprechenden Karl Gutherz rühmlich bekannt und beliebt, beweist durch diese Kinderschrift, daß er auch den Ton für das kindliche Alter sehr gut zu treffen weiß, und wir können diese seine neueste Gabe allen Kindern und Kinderfreunden als eine höchst anmuthige, ihrem Zwecke, die Kleinen Menschen zu ergötzen und zu belehren, trefflich genügende Lectüre empfehlen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter
für
literarische Unterhaltung
Jahrgang 1842. August.

Inhalt:

Nr. 213. England. Von F. v. Raumer. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Erster Artikel. Von A. Kuenzel. (Nr. 213—216.) = Nr. 215. Romanenliteratur. — Nr. 216. Erklärung eines Hegel'schen Paradoxon. = Nr. 217. Apologetische Studien. Zweiter Artikel (Nr. 217—219.) = Nr. 218. Des Klempnergesellen G. Büttner Wanderungen durch einen Theil von Europa, Asien und Afrika in den Jahren 1835—40, bearbeitet von L. Zeidler. Von Victor Jacobi. — Demokratischer Almanach. Erster Jahrgang 1842. Von J. P. Jordan. = Nr. 219. Skizzen über das pariser Kunstleben. = Nr. 220. Der neue Pitaval. Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von Ed. Hitzig und W. Häring. Erster Band. = Nr. 221. Über das Heimweh, hauptsächlich in seinen Beziehungen zur Staatsarzneikunde. Eine Inauguraldissertation von H. D. F. Hettich. Von K. Hohnbaum. (Nr. 221—223.) = Nr. 223. Slawische Ethnographie. Zusammengestellt von P. J. Schafarik. Von J. P. Jordan. = Nr. 223. Romanenliteratur. — Beiträge zur Geschichte des altenglischen Theaters. = Nr. 224. Fortsetzungen von K. von Rotteck's Allgemeiner Geschichte. (1. Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre von K. H. Hermes. Erste bis sechste Lieferung. 2. Geschichte der neuesten Zeit, enthaltend die Jahre 1815—40, von H. v. Rotteck. Erstes und zweites Heft.) — 1. Morgenwachen. Einige Worte in Veranlassung der Schrift: „Strauß und die Evangelien". Glaubensbekenntniß von Frederike Bremer. 2. Morgendämmerungen. Glaubensbekenntniß von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen von M. Rundel. = Nr. 225. 1. Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. 2. Sechsundzwanzig Friedensjahre. = Nr. 226. 1. K. v. Rotteck's gesammelte und nachgelassene Schriften, mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne H. v. Rotteck. 2. K. v. Rotteck über Wesen und Studium des Vernunftrechts. Ein Beitrag zu Rotteck's Charakteristik und Denkmal. Zugleich paränetische Propädeutik zum Studium der Rechtsphilosophie und constitutionellen Politik von K. H. Scheidler. (Nr. 226—228.) — Romanenliteratur. = Nr. 227. Skizzen über das pariser Kunstleben. = Nr. 228. Zur Zeitungsstatistik. = Nr. 229. Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841. Zweiter Artikel. (Nr. 229—232.) = Nr. 230. Physik von J. Smetana. Als zweiter Theil der Neuen böhmischen Bibliothek. Von J. P. Jordan. = Nr. 231. Nekrolog von H. Beyle. — Nr. 232. Die Pietisten. Roman aus dem Leben der neuesten Zeit von H. Rau. Von Richard Moruing. = Nr. 233. 1. Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow. 2. Zahlen frappiren. Ein Gegenwort gegen von Bülow-Cummerow's Preußen, seine Verfassung ꝛc. (Nr. 233—243.) = Nr. 234. Sir Benjamin Rudyerd. = Nr. 235. Fr. Schlegel's Lucinde. Herausgegeben und fortgesetzt von Ehrissern. = Nr. 236. Excursions in Normandy, illustrative of the character, manners, customs, history, arts, commerce, manufactures etc. Edited from the journal of a recent traveller, by F. Shoberl. = Nr. 238. Skizzen über das pariser Kunstleben. = Nr. 239. Der Sprachkampf in Ungarn. Dargestellt von Th. Blédgováry. Nebst Beilage: Mirabilia, erzählt von Csaplovics. Von J. P. Jordan. = Nr. 241. Prophetenstimmen. An das Geschlecht dieser Zeit nach den Aussprüchen der heiligen Seher des Morgenlandes von L. Haupt. = Nr. 242. Traumleben, Traumwelt. Vom Verfasser der Preisnovelle „Zeitspiegel". (Nr. 242, 243.)

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird wöchentlich zweimal, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

Literarischer Anzeiger

wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** von Oken ausgegeben und für den Raum einer gespaltenen Zeile 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung** beigelegt.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist soeben erschienen:

Alexander Pope
sämmtliche poetische Werke
nebst einer Auswahl aus dessen prosaischen Werken.
Neu aus dem Englischen übersetzt
von **Adolf Böttger** und **Theodor Oelkers.**
4 Bände Taschenform., Vel., u. zwei Portraits des Verf.
Preis 2 Thlr.

Wenn Byron in seinem Briefwechsel an Moore (3. Mai 1821) schreibt: „Was Pope betrifft, so habe ich ihn immer für den größten Namen in unserer poetischen Literatur gehalten. Ich getraue mich bei Pope Stelle für Stelle mehr Zeilen zu finden, die von Phantasie überfließen, als bei jedem andern lebenden Poeten, heißen sie wie sie wollen", so bedarf es bei dem gebildeten deutschen Publicum wol kaum einer Empfehlung. Die Übersetzer haben durch Übertragung von Byron's und Moore's Werken ihren Beruf wol hinlänglich beurkundet und so hofft man, daß diese sehr elegant gedruckte einzige deutsche Ausgabe freundlich und vertrauungsvoll aufgenommen werden wird.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ECHO
de la littérature française.
Journal de gens du monde.
Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1½ Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 13. Le monde gréco-slave. Par **Cyprian Robert.** — La grande ville. Par **Paul de Kock.** — Les petites misères de la vie humaine. Par **Old-Nick.** — Voyage en Italie. Par **Alexandre Dumas.** — La jolie fille de Gand, ballet en trois actes et en neuf tableaux, par MM. de Saint-Georges et Albert. Par **Jules Janin.**

Sommaire du No. 14. Grenade. Par **Théophile Gauthier.** — Souvenir de Vienne. 1814—15. Par Comte **A. de La Garde.** — Lettres sur la musique en France, à propos de Cherubini. Par **J. M. P.** — Origine de l'histoire de Shylock. — Paris à la campagne.

Sommaire du No. 15. Grenade. Par **Théophile Gauthier.** — Le fou. Par **S. Henry Berthoud.** — Tablettes turques. Par **S.-P. Ch.** — Les petites misères de la vie humaine. Par **Old-Nick.** — Esquisses de la vie d'artiste. Par **Paul Smith.**

Sommaire du No. 16. La chapelle de Dreux. Par **André Delrieu.** — Une vengeance à Constantinople. 1650. Par **Alexandre Bellemare.** — Henri IV. Par **Laurentie.** — Une vision. Par **Audibert.**

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arthroplastik
oder
die sämmtlichen, bisher bekannt gewordenen
künstlichen Hände und Füsse,
zum
Ersatz dieser verloren gegangenen Gliedmassen,
nach Manuscripten
des
Königl. Geheimen Medicinal-Raths, Professors
Dr. C. A. F. Kluge,
Ritters u. s. w.
bearbeitet und abgebildet
von
Dr. *H. E. Fritze.*

Mit 26 in Stein gravirten Tafeln.

Gr. 4. Geh. Preis 4 Thlr.

Lemgo, im August 1842.
***Meyer*'sche Hofbuchhandlung.**

Im Verlage von **J. G. Cotta** in Stuttgart erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Östreichs vorräthig:

Tivoli.

Neues Museum des Witzes und der Laune.

Eine humoristische Anthologie,
herausgegeben
von
Dr. Ernst Ortlepp.

Erstes bis achtes Bändchen.

Eleg. broschirt. Preis jedes Bändchens 7½ Sgr. (6 gGr.), oder 24 Kr. Rhein.

Der Titel bezeichnet hinlänglich, was der Leser hier zu erwarten hat. Man wird in dieser Anthologie, welche auf 12 Bändchen berechnet ist, das Beste finden, was im Gebiete der Humoristik geleistet wurde, und verweisen wir auf das Inhaltsverzeichniß, welches jedem Bändchen vorgedruckt ist.
Das Ganze wird bis October 1842 beendigt sein.

Preisherabsetzung naturgeschichtlicher Werke auf unbestimmte Zeit.

J. C. Fabricii Systema Eleutheratorum, secundum ordines, genera, species, adjectis synonymis, locis, observationibus, descriptionibus. 2 Tomi. 8maj. Kiliae 1801. Sonst 5⅓ Thlr., jetzt 1⅓ Thlr.

—— Resultate naturhistorischer Vorlesungen. Neue Ausgabe. 8. 1818. Sonst 1⅓ Thlr., jetzt ⅓ Thlr.

Ol. Swartz, Synopsis Silicum, earum genera et species systematice complectens. Adjectis Lycopodineis et descriptionibus novarum et rariorum specierum. Cum tabulis aen. quinque. Kiliae 1806. Sonst 3 Thlr., jetzt ⅔ Thlr.

Soeben erschienen:

Neue Piano-Compositionen von Jacq. Herz.
Op. 33—35: **Rondo brillant** und **Rondo élégant** sur Gifelle, **Grande Valse** sur La Reine de Chypre de *Halévy*, à ⅔ und ¾ Thlr.

Unter den Dilettanten hat ***Jacq. Herz*** durch seine **Fantaisien über Themas aus der weissen Dame, Stradella, Stumme von Portici** und durch seine **8 Airs de ballet et Choeurs de Robert le diable et de la Juive** (Die Jüdin) den ehrenvollsten Ruf erlangt; schöne Melodien, sowie leichte und doch brillante Spielart zeichnen ihn aus.

Berlin.
Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist zu beziehen:

Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der römischen Patricier und Plebejer. Von *D. Pellegrino.*
Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Lehrbuch
der
Waarenkunde.
Herausgegeben
von
Karl Noback.
Erstes und zweites Heft.
Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Dieses Werk, ein systematisch geordnetes Lehrbuch, wie es zum regelmäßigen Studium der Waarenkunde erfoderlich ist und bis jetzt noch nicht in der deutschen Literatur vorhanden war, erscheint in 8—10 Heften zu 8 Bogen, jedes 15 Ngr. kostend; die übrigen Hefte folgen in kurzen Zwischenräumen.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des
Kaisers Pathe.

Novelle
aus
den fränkischen Revolutionskriegen
von
Ferd. Aug. Oldenburg.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. Preis 3 Thlr.

Lemgo, im August 1842.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kaiser Barbarossa.
Dichtergabe
zum kölner Dombau
von
Ludwig Bauer.
8. Velinpap. Brosch. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 22½ Ngr. (18 gGr.)

Ein großer Gedanke hat im Laufe des letzten Jahres Deutschland ergriffen — der Ausbau des kölner Domes; und vaterländische Herzen haben damit manche Hoffnung auf eine Wiederkehr deutscher Einigkeit und Größe verbunden. Von den ausgestreuten Samenkörnern ist hier eins in einem Dichterherzen aufgegangen: die oben angekündigte Schrift knüpft eine Erinnerung, die jedem deutschen Herzen theuer sein muß, die um manche heilige Stätte vernehmlicher spricht, sie knüpft den Ruhm der Hohenstaufen an jenen hochfliegenden Wunsch nach Vollendung des deutschen Domes, und verheißt ihm, das Große mit Großem vermählend, reichern Segen. Im Spiegel einer strahlenden Vorzeit betrachten wir die Gegenwart mit ihrem Hoffen und Fürchten, ihrem Haß und ihrer Liebe; denn nach dem uralten Rechte der Poesie ist auch dieses Gedicht nur äußerlich objectiv oder geschichtlich, sein Inneres ist ein treuer Abdruck vom Geiste des lebenden Geschlechts; der gefesselte Rhein, der Deutschen stete Vereinzelungssucht, der alte Kampf von Staat und Kirche, der in unsern Tagen unter neuer Form Deutschlands Ruhm und Kraft zu gefährden droht, dieses und noch manche schwere Frage findet in dieser Dichtung seine Stelle, nicht minder als die entgegengesetzten Bilder von hoher Begeisterung, aufopfernder Vaterlandsliebe, schöner Eintracht, die sich die Hände reicht zum fruchtbaren Gedeihen.

Stuttgart und Tübingen, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei H. B. König in Bonn ist erschienen und am 1. September versandt:

Kâlidâsa's Ring-Çakuntala. Herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Otto Böhtlingk. Gr. 8. Preis 8 Thlr.

Rosegarten, Dr. W., Betrachtungen über die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundbesitzes, mit besonderer Rücksicht auf einige Provinzen der preußischen Monarchie. 8. 20 Ngr. (16 gGr.)

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Im Vereine mit mehrern Gelehrten herausgegeben von Professor Dr. Chr. Lassen. IV. Band. Complet. 8. Preis 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr.)

Neu ist in meinem Verlage erschienen:

Gesammelte Novellen
von
Theodor Mügge.
Erster bis dritter Theil.
Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Diese ersten drei Theile der gesammelten Novellen des beliebten Verfassers enthalten: **Angelica; Die Emigranten; Rosalie; Zwei Bräute; Lebensmagie; Paul Jones; Neffe und Nichte.**

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Gobbi, Dr. *Ferdinand*,

Über die Abhängigkeit der physischen Populationskräfte von den einfachsten Grundstoffen der Natur, mit specieller Anwendung auf die Bevölkerungsstatistik von Belgien.

Imp. 4. 300 Seiten mit 30 Tabellen in Halbfol., 2 lithogr. Tabellen in Royalfol. und 4 lithogr. Karten in Fol. Geh. 12 Thlr.

Leipzig und Paris, Brockhaus & Avenarius.

Von allen in den letzten Jahren über die Entwickelung unsers Planeten aufgestellten Hypothesen findet in der Astronomie die beiweitem größte Rechtfertigung jene des Laplace, welche unsere Erde und alle andere Planeten aus der ursprünglichen Sonnenatmosphäre sich entwickeln läßt. Entspricht diese Annahme der Wahrheit, so kann unsere Erde ihre jetzige Physiognomie nicht anders gewonnen haben, als in Folge einer langen Reihe von Veränderungen, die theils jener chemischen Activität zuzuschreiben sind, welche zwischen den sämmtlichen Molekeln unsers Planeten seit jenem Augenblicke sich entwickelt hat, da sie aus Molekeln der Sonnenatmosphäre in tellurische Substanzen sich zu metamorphosiren anfingen, theils durch die fortwährende Einwirkung der Sonne auf diese Molekeln hervorgerufen wurden. Jene chemische Activität und diese Einwirkung der Sonne beschränkten aber in ihrer Kraftäußerung sich wechselseitig, und die letzte Potenz konnte erst dann mit voller Kraft auftreten, als die erste schon bedeutend geschwächt worden war. Alle jene Stoffe unsers Planeten, welche das Product eines durch die Influenz der Sonne schon bedeutend modificirten tellurischen Chemismus sind, konnten folglich erst dann sich entwickeln, als zwischen einer bedeutenden Masse von tellurischen Substanzen bereits das chemische Gleichgewicht sich eingestellt hatte. Aus diesem Grunde müssen die auf unserm Planeten am spätesten erschienenen Körper auch diejenigen sein, deren Ursprung zumeist der unmittelbaren Einwirkung der Sonne zuzuschreiben ist. Der Mensch ist die jüngste animalische Schöpfung unsers Planeten. Das Leben des Menschen muß also in einem noch höhern Maße als jenes aller andern organischen Erzeugnisse durch die Sonnenkraft hervorgerufen worden sein. Ist aber die Sonnenkraft als die ursprüngliche Erweckerin seines Lebens anzusehen, so müssen auch seine Kräfte von dieser nämlichen Sonnenkraft bis in ihre leisesten Nuancirungen geregelt werden. Die Nuancirungen der physischen Kräfte der Menschen hängen demnach ab von den Nuancirungen der Wirksamkeit unserer Sonne auf die Erdoberfläche. Diese Modificationen der Sonnenkraft lassen sich nicht anders bemessen als durch Bestimmung jener Momente, die auf die Sonnenstrahlen bei ihrem Durchgang durch die Atmosphäre einen berechenbaren Einfluß ausüben. Die genaue Erforschung der mehr und minder wesentlichen Bestandtheile unserer Atmosphäre setzt außer jeden Zweifel, daß die von der Wasserfläche der fließenden Gewässer sich trennenden und in die Atmosphäre sich erhebenden Wasserdämpfe die allein bemeßbaren Modificatoren der Sonnenstrahlen sind, weil blos diese in großer Menge in der Luft enthaltenen Wasserdämpfe mit ihren überall sich gleichbleibenden charakteristischen Eigenschaften über jede Terrainfläche auf eine nicht nur verschiedene, sondern auch berechenbare Weise vertheilt sind. Jener Stoff also, dessen Bestandtheile die Hauptelemente jeder Oxy- und Hydrogenisation, die Hauptregler jeder bildenden und umbildenden tellurischen Metamorphose sind, jener Stoff, dessen Elementartheile die Hauptvermittler jeder chemischen Activität auf unserm Planeten sind, ist der bemeßbare Regulator der Sonnenkraft, der bemeßbare Modificator aller Zersetzungen und der sämmtlichen Metamorphosen, welche der Sonnenstrahl bei seinem Durchgange durch die Atmosphäre erleidet. — Diese Betrachtungen bewogen uns, nach den Principien zu forschen, nach welchen man diese Modificationen bestimmen und ihren Einfluß auf die physischen Kräfte des Menschen berechnen könnte. Wir überliefern dem gelehrten Publicum im vorliegenden Werke das Resultat unserer Studien, und zwar mit specieller Anwendung derselben auf die Bevölkerungsstatistik von Belgien, weil die topographische Beschaffenheit und die genaue Detaillirung der Populationsstatistik dieses in jeder Beziehung höchst interessanten Landes es zum geeignetsten Musterbilde jener Resultate für alle andern Terrainpartien unserer Erdoberfläche qualificiren, und wir glauben darin die Principien aufgestellt zu haben, nach welchen die einzelnen Nuancirungen der physischen Populationskräfte jedes beliebigen Theiles unserer Erde aus der speciellen Vertheilung und Zersetzung der Sonnenstrahlen in der respectiven Atmosphäre abgeleitet werden können.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

ältere und neuere,

von

Friedrich Freiherrn v. Pechlin.

8. Velinp. Brosch. Preis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Die hier mitgetheilten Poesien ergießen sich in edler Einfachheit und Wärme meistens über Gegenstände der Natur, und den Bildern, die an unserm Auge vorübergeführt werden, wird durch den Reiz besonderer Frische und des unmittelbar Erlebten ein erhöhtes, ungemeines Interesse verliehen. Auch kleinere, sonst weniger beachtete Begebnisse des äußern Lebens weiß der Dichter in seinen Darstellungen zu einem ansprechenden Ganzen zu verweben und ihnen eine neue Seite abzugewinnen. Seine Anschauungen zeigen überall von reinem, männlichem Sinne und von einem wohlbewußten Streben nach Dem, was wahren Gehalt hat.

Stuttgart und Tübingen, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **W. Löbe**. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** ꝛc. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats August:

Dorfzeitung. Bemerkungen über bäuerliche Pferdezucht. — Anfragen. — Der Rattenkönig. — Über die Umwandlung unserer Laubholzwaldungen in Nadelholz. — Aufforderung zu Versuchen, um Winterkartoffeln zu erziehen. — Aus dem Nassauischen. — **Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Eifersucht und Freundschaft einer Gans. — Ein Besuch auf dem Getreidemarkt in London. — Eisenbahnlied bei einer Fahrt nach Leipzig. — Verwahranstalten für kleine Kinder. — Landesverschönerung. — Ein Gift für Kinder. — Morgenstunde hat Gold im Munde. — **Büchermarkt, Vermischtes, Anekdoten, Ankündigungen.**

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

L. APULEII

OPERA OMNIA

ex fide optimorum Codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adiecit perpetuis commentariis illustravit prolegomeris et indicibus instruxit

Dr. G. F. HILDEBRAND,

SCHOL. LAT. ORPHANOTROPH. HALENS. COLLABORATOR.

Tom. I, II. 1842. Lex.-8. Preis 10 Thlr.

In dieser neuen Ausgabe der sämmtlichen Schriften des Apuleius ist theils vollständig, theils im Auszuge Alles enthalten, was in der kostspieligen und in langen Zwischenräumen von verschiedenen Gelehrten bearbeiteten Ausgabe Oudendorp's sich findet. Dieses schwerfällige Werk ist jetzt ganz entbehrlich. Daneben hat der Herr Herausgeber, der sich diesem Zeitalter der lateinischen Literatur besonders widmete, den Commentar Oudendorp's ergänzt und kritisch beleuchtet, den Text, mit Hülfe neuer Vergleichung, an zahlreichen Stellen emendirt, die Schriften der lateinischen Kirchenväter, namentlich des Tertullian, in ausgezeichneter Weise benutzt und der Realerklärung vorzüglichen Fleiss gewidmet. Die Verlagshandlung empfiehlt demnach diese kritische und Alles umfassende Ausgabe den Freunden der römischen Literatur und hofft, dass dieselbe dem neuerwachten Studium der Kirchenväter, deren Sprache in dem Apuleius die erste und reichste Quelle hat, eine willkommene Erscheinung sein werde.

Leipzig, im September 1842.

Carl Cnobloch.

Soeben erschien bei Friedrich Fleischer in Leipzig:

Nordische Sagen

der deutschen Jugend erzählt.

Mit einem wissenschaftl. Anhang.

Von **G. Nauwerck.**

Mit 5 schönen Holzschnitten.

8. Geheftet. 1½ Thlr.

Mit Juli d. J. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Frisia.

Eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Redigirt von **Dr. Schweckendieck.**

Die Tendenz des Blattes ist sowol in der Ankündigung bestimmt als auch in dem Vorworte der ersten Nummer deutlich ausgesprochen. — Der Inhalt der Nrn. 1 und 2 ist: Vorwort des Herausgebers. — Ecala fria Frisia, ein friesisches Volkslied. — Friesische Mythologie. — Die Klagen über Ostfriesland, Schreiben an einen Freund. — Ein Spurenstein mit dem Abdruck eines Vogelfußes. — Die Ausbildung zum Landwirthe. — Nr. 3 und 4: Friesische Mythologie. (Fortsetzung.) — Über die Namengebung an Kinder. Mit besonderer Rücksicht auf Ostfriesland. — Die Ausbildung zum Landwirthe. (Fortsetzung.) — Über den Namen der Friesen.

Die nächsten Nummern werden unter Anderm Aufsätze über die ostfriesische Sprache, über ostfriesische Münzen, Wappen und Siegel, die Sage von Karl und Radbod (altfriesisch und deutsch), ein altes plattdeutsches Lied, Darstellung einer Volksbelustigung, Beschreibung des Bodens von Ostfriesland, seiner Producte u. s. w. enthalten.

Von dieser Zeitschrift erscheinen alle 14 Tage zwei Nummern. Der Jahrgang kostet 2 Thlr. **Ankündigungen**, die auch in Holland bekannter sein sollen, werden mit 8¾ Ngr. (7 gGr.) für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** gegen eine Vergütung von 2 Thlrn. beigelegt.

Die **Hartung**'sche Buchhandlung in Leipzig, **R. R. Schierbek** jun. in Gröningen und der **Verleger** in Emden nehmen stets Bestellungen an und sind bereit, die ersten Nummern zur Probe gratis zu überschicken.

Emden, im August 1842.

H. Woortman.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. August. Nr. 483—487.

Inhalt:

Jean Baptiste Massillon. — Die deutschen Universitäten. — Meran. — Die Gletscher der Schweiz. — Was ist gediegenes, feines und reines Metall? — Beleuchtung durch Stearin- und Wachslichter. — Norwegen und die Norweger. — Baden-Baden. — Die Propaganda in Rom. — Edmund Halley. — Der Feuerstein. — Die wilden Schweine in Afrika. — Weinproduction in den Zollvereinsstaaten. — Die Zurichtung der Flintensteine in Frankreich. — Skizzen aus Moskau. — Stärke der französischen Armee seit dem 16. Jahrhundert.

An **Abbildungen** enthalten diese Nummern:

Jean Baptiste Massillon. — Schloß Tirol bei Meran. — Brücke im norwegischen Gebirge. — Die Felsbrücke hinter dem alten Schlosse Baden. — Edmund Halley. — Christiania. — Gegend zwischen Christiania und Drontheim. — Festung Munkholm bei Drontheim.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** ꝛc. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im **Preise ermäßigt** sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **E. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Folgende vier im Verlage von **J. H. Köhler** in Stuttgart erscheinende Journale empfehle ich der Berücksichtigung aller Herren Geistlichen, sowie den Lehrern an Gelehrten- und Volksschulen:

Evangelisches Kirchenblatt, zunächst für das Königreich Würtemberg. III. Jahrgang. Herausgegeben von **H. Hartmann**, Pfarrer. Preis des Jahrgangs von 36—38 Bogen. Gr. 8. 3 Fl., oder 2 Thlr.

Da diese Zeitschrift alle Zeitfragen der protestantischen Kirche bespricht, so wird sie auch außer Würtemberg in allen theologischen Journalcirkeln gern gelesen werden.

Süddeutsche Schulzeitung, für Gelehrten- und Realschulen. Herausgegeben von Prof. **Frisch, Keim, Pfaff, Schall, Schmid.** IV. Jahrgang. 1. und 2. Quartalheft. à 36 Kr., oder ⅓ Thlr.

Der Inhalt besteht aus Original-Abhandlungen, Recensionen, statistischen, biographischen und vermischten Nachrichten.

Blätter aus Süddeutschland, für das Volks-, Unterrichts- und Erziehungswesen. Herausgegeben von Pfarrer **Bührer, Eisenlohr, Märcklin, Stockmayer.** VI. Jahrgang. 1842. 4 Hefte. 24 Bogen. Gr. 8. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr.

Die Volksschule. Eine pädagogische Monatschrift des würtembergischen Volksschullehrer-Vereins. II. Jahrgang. 1842. 12 Hefte. 2 Fl. 24 Kr., oder 1⅓ Thlr.

Jede Sortiments-Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz ist in den Stand gesetzt, von jedem dieser vier Journale das erste Heft zur Einsicht mitzutheilen. Gefällige feste Bestellungen werden bald erbeten.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Franz von Schober.

8. Velinpap. Brosch. Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Allerneueste Beschreibung von Wien!

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Eine Woche in Wien.

Zuverlässiger und zeitsparender

Führer durch die Kaiserstadt

und ihre

nächsten Umgebungen.

Herausgegeben

durch

A. A. Schmidl.

12. Wien 1842. Cartonnirt mit Plan 17½ Ngr. (14 gGr.)

Diese neueste und bei solcher Vollständigkeit unzweifelhaft gedrängteste und compendiöseste Darstellung der Merkwürdigkeiten Wiens dürfte sich Allen, deren Zeit und Aufenthalt in Wien beschränkt ist, als ganz vorzüglich zweckmäßig und brauchbar bewähren. Der beigefügte Plan kann als untrüglicher Wegweiser zu den interessantesten Punkten dienen, zu welchem Zweck die zu nehmenden Richtungen genau darauf bezeichnet sind.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. August.

Inhalt:

Pönitentiarsystem und Besserungsanstalten. Gegenwärtiger Standpunkt der Verhandlungen über dieselben in Europa. Zweiter Artikel. Von **Kieser.** (Nr. 183, 183 u. 184.) — **Brockhaus:** Specimen du Gya-Tcher-Rel-Pa (Latin Vistara) etc. Par *Ed. Foucaux.* (Nr. 184 u. 185.) — Literatur des Cultus. Zweiter Artikel. Von **Schwarz.** (Nr. 187, 188 u. 189.) — **Asverus:** Über executorische Urkunden und Executivprocess von *H. K. Briegleb.* (Nr. 190 u. 191.) — **Troxler:** Beiträge zur wissenschaftlichen Heilkunde. Von *G. A. W. Richter.* (Nr. 191.) — **Apelt:** Populaire Astronomie von *J. H. Mädler.* (Nr. 193, 194 u. 195.) — **Fink:** 1) Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen. Nach handschriftlichen Quellen herausgegeben von *A. Kretschmer.* Fortgesetzt von *Zuccalmaglio.* 2) Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen. Gesammelt und herausgegeben von *L. Erk* und *W. Irmer.* 3) Neue Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von *L. Erk.* 4) Pjesnicki hornych a delnych Lužickich Serbow. Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz. Herausgegeben von *L. Haupt* und *J. E. Schmaler.* (Nr. 195, 196 u. 197.) — **Drobisch:** *J. F. Herbart's* kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von *G. Hartenstein.* (Nr. 197.) — **Reinhold:** Logische Untersuchungen von *A. Trendelenburg.* Erster Artikel. (Nr. 200, 200 u. 201.) — **Rein:** Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex. Scripsit *F. L. Keller.* (Nr. 199, 200 u. 201.) — **Mahlmann:** 1) Observations météorologiques et magnétiques faites dans l'étendue de l'empire de Russie, redigées et publiées par *A. T. Kupffer.* 2) Acta Societatis Scientiarum *Fennicae.* 3) Fifty third annual Report of the Regents of the University of the State of New-York. (Nr. 201 u. 202.) — **Baumstark:** Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von *H. Schreiber.* (Nr. 203.) — **Klencke:** Neue Theorie der Befruchtung der Pflanzen etc. Von *Th. Hartig.* (Nr. 207 u. 208.) — **Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeugungen; Literarische Nachrichten; Chronik der Gymnasien; Preisaufgaben; Miscellen; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Auf das am 1. October 1842 beginnende neue vierteljährliche Abonnement der

Leipziger Allgemeinen Zeitung

werden bei allen Postämtern und Zeitungsexpeditionen des In- und Auslandes Bestellungen angenommen. Der Preis beträgt in Sachsen vierteljährlich 2 Thlr., in den übrigen Staaten aber wird derselbe nach Maßgabe der Entfernung von Leipzig erhöht.

Ankündigungen aller Art, welche durch dies Blatt die allgemeinste Verbreitung finden, werden der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2 Ngr. berechnet.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Physio-pathologische Studien
aus dem ärztlichen Leben
von
Vater und Sohn.
Eine Gedächtnißschrift
für
Johann Georg Heine den Orthopäden
von
Joseph Heine.

Gr. 8. Velinpapier. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Inhalt des ersten Theils:
I. Rhapsodie. II. Geschichte. III. Urtheil.

Inhalt des zweiten Theils:
Einleitung. — Tenotomie und Stromeyer. — Deutsche Ärzte und Physiologen. I. Räthselhaftes Pelzigwerden der benachbarten Hautstellen nach der Muskeldurchschneidung. — Stromeyer's Erklärungsversuch. — Unstatthaftigkeit desselben. — Eigener. II. Räthselhafter Verlust der Contractionsfähigkeit am durchschnittenen Muskel. — Fixationsgesetz der Musculatur. — Spontane Näherung beider Muskelenden. — Verhältniß der Muskelspannung zu der Ernährung. III. Kurzer Rückblick auf die mechanisch-dynamischen Grundsätze J. G. Heine's. — Einfluß der Orthopädie auf Chirurgie und Medicin. — Gymnastik. — Ausschneidung von Muskelstücken aus der convexen Krümmungsseite bei erschlafften Muskelzuständen. V. Belastungsgesetz der sensiblen durch die motorischen Nervenmassen. — Entdeckung der räumlichen Veränderung im sensiblen und motorischen Nervenmarke während seiner Thätigkeit. V. Wieder Tonus des gesammten Fasergewebes nach Analogie des Muskels. VI. Thierischer Schlaf. VII. 1) Hypothetische Anschauung des sympathischen Nerven im besondern Vergleiche mit den einschlägigen Entdeckungen und Hypothesen Valentin's. 2) Theoretische Untersuchungen an den Experimenten Valentin's in der aufgeworfenen Frage: Ist es gewiß, daß die portio major des nervus trigeminus keine eigenen motorische Fasern an die Iris durch das ganglion ophthalmicum abgibt? VIII. Reizbare Schwäche. IX. 1) Allgemeine Theorie zur Entzündung. Kontrole derselben durch die experimentelle Nervenausschneidung am entzündeten Pferdhufe von Hausmann. 2) Entzündung und Congestion im Verhältnisse zum primären Nervenleiden betrachtet. — Unterschied der Gefäßconvulsion nach Längeraum. 3) Wärme und Kälte in ihrem physiologischen Eindrucke auf die Nerven, und in ihrem secundären auf die Gefäße. 4) Specifische Entzündungen in ihrem besondern Recht. X. Physiologische Theorie des Fieberfrostes. — Vermittelungsbahn zwischen Frost- und Hitzestadium des Fiebers durch die Unterleibsorgane. — Reinheit des Sensoriums während des Fieberfrostes im Gegensatze zu Schlaf und Hitzestadium, Ursache. — Succession der Frost- und localen Entzündungsspina. — Schluß.

Stuttgart und Tübingen, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die neuesten und interessantesten englischen Romane.

In der Hof-Buchhandlung von **H. Leibrock** in Braunschweig erscheinen zur Michaelismesse in guter Übersetzung, eleganter Ausstattung auf Velinpapier in 8.:

Die Lebenslotterie. Von **Lady Blessington**, übers. von W. A. Neumann. 3 Bde.

Leidenschaft und Grundsatz. Von **Fr. Chamier**, übers. von W. Schulze. 3 Bde.

Die Frauenschule. Von d. Verf. von „Die einzige Tochter". Übers. von W. A. Neumann. 3 Bde.

Charles O'Malley der irische Dragoner. Von **Harry Lorrequer**. Übers. von C. K. Frei. 4 Bde.

☞ **H. Lorrequer**, dessen lebensfrische Schilderungen ihn schon längst zum Liebling des englischen Publicums machten, wird durch dieses Werk zuerst in Deutschland eingeführet.

Sechsundzwanzig Friedensjahre.

„Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Gehört sich wol ein ernstes Wort."

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Die Ouverture für Orchester zur Oper

Die Königin von Cypern

von ***Halévy***

erschien soeben. Preis 2½ Thlr. Das Arrangement für Piano ⅞ Thlr., zu 4 Händen ¾ Thlr., für Piano und Violine oder Flöte ¼ Thlr.

Den Clavierauszug mit französischem und deutschem Text

ohne Finale 7½ Thlr., alle Gesangs-Nrn. à ⅛—1 Thlr. empfehlen und bemerken wir, daß namentlich

Nr. 2. Duett (Sopran und Tenor): Gerard, mein Gerard;
Nr. 5. Der Gondolierchor, der zugleich für Quatuor, Trio, Duo und für eine Singstimme erschien;
Nr. 9. Duett (Tenor und Bass) die Cavatine für Bass, dito arrangirt für Tenor einzeln;
Nr. 16. Schlussquartett;

bei den **45 Aufführungen**, die in den letzten fünf Monaten unter größtem Beifall in der pariser großen Oper stattgefunden haben, vom Publicum ausgezeichnet und zum Theil stets da capo begehrt worden sind.

Piano-Compositionen über Lieblingthemas dieser Oper von

Kalkbrenner Op. 157, **Herz, Schubert** Op. 35—38, **Hunten, Osborne** Op. 46, Rosellen Op. 43., **Tolbecque** (Contretänze),

sind jetzt erschienen und in den musikalischen Zeitungen bereits sehr günstig beurtheilt worden.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist folgende **interessante Schrift** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Über die

Hebung des kirchlichen Lebens

in der

protestantischen Kirche.

Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung

von **G. Julius.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei **Adolf Emmerling** in Freiburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fromherz, Dr. Karl, Geognostische Beobachtungen über die Diluvialgebilde des Schwarzwaldes, oder über die Geröllablagerungen in diesem Gebirge, welche den jüngsten vorgeschichtlichen Zeiträumen angehören. Mit einer Karte der urweltlichen Seen des Schwarzwaldes Brosch. 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr.

In der Vorrede zu diesem Buche sagt der Herr Verfasser: „Die geognostischen Beobachtungen, welche dieses Werk enthält, sind die Resultate drei Jahre lang fortgesetzter und über alle Theile des Schwarzwaldes ausgedehnter Untersuchungen. Bis jetzt haben sich die Geognosten im Ganzen nur wenig mit den Diluvialgebilden, namentlich mit der Erforschung ihrer Entstehungsursachen beschäftigt, so zwar, das diese Gebilde beiweitem nicht mit der Genauigkeit untersucht wurden, wie die übrigen neptunischen Formationen, und die Geröllablagerungen des Schwarzwaldes waren bisher noch gänzlich unbekannt. Der Gegenstand schien mir daher für die Wissenschaft im Allgemeinen Interesse darzubieten, und für die Geologie des Schwarzwaldes ist er ganz neu." — Wir glauben, daß dieses wichtige Werk noch dadurch ganz besonderes Interesse erregen wird, daß dasselbe auf die Gletscher- und Eistheorie die sorgfältigste Rücksicht nimmt und eine Menge eigener, sehr ausführlicher Untersuchungen über diese Theorie enthält.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Beschreibung

des

Königreichs Würtemberg.

Sechszehntes Heft:

Oberamt Kirchheim.

Herausgegeben von dem

königl. statistisch-topographischen Bureau.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Kirchheim und vier Tabellen.

Gr. 8. Velinpapier.

Die verehrlichen Subscribenten erhalten dieses neue Heft durch jede Sortimentshandlung für den Subscriptionspreis von 54 Kr. Der Ladenpreis desselben ist 1 Fl. 12 Kr., oder 20 Ngr. (16 gGr.)

Stuttgart und Tübingen, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **F. Volckmar** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die Juden in Östreich, Preußen und Sachsen. Ihre allgemeine Stellung, ihre Rechte, Foderungen und Wünsche, mit legalen Nachweisen belegt von Ferd. Graf Schirnding. Gr. 8. Brosch. Preis 15 Ngr. = 54 Kr. Rhein. = 36 Kr. Conv.-Mze.

Im Verlage von **F. H. Köhler** in Stuttgart ist so vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Große musikalische Anthologie.

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Ortlepp.

16 Bände Taschenformat, elegant broschirt.

Preis 4 Thlr. = 6 Fl. 24 Kr. Rhein.

Man findet in dieser Anthologie das Beste, was je für Musik geschrieben wurde, sodaß kein Musiker oder Dilettant dieses Werk ungelesen lassen sollte.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1842 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte von 1835—41 haben denselben Preis.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Entwickelung
der
Menschen-Rassen
durch
Einwirkungen der Außenwelt.
Von
Dr. C. Weerth.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Lemgo, im August 1842.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkwürdigkeiten
aus der
medicinischen und chirurgischen Praxis.
Von
Georg Friedrich Most.
Erster Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 21 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser bei mir:

Encyklopädie der medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 10 Thlr.

—— Supplement zur ersten Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyklopädie der Staatsarzneikunde. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers. Zwei Bände. 3 Thlr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht. Dritte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen:

Jahrbücher
der Literatur.
Achtundneunzigster Band.
1842.
April. Mai. Juni.

Inhalt des achtundneunzigsten Bandes.

Art. I. Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems von J. J. v. Littrow. Zweite, verbesserte Auflage in Einem Bande. Zweiter Abdruck. Stuttgart 1842. — II. Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von W. Drumann, Professor zu Königsberg. Königsberg 1835. — III. Übersicht von neunzig Werken orientalischer Literatur. (Fortsetzung.) — IV. Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im J. 1838 in Bezug auf eine biblische Geographie unternommen von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren hrrausgegeben von Eduard Robinson, Professor in Neuyork. Erster Band; zweiter Band; dritten Bandes erste Abtheilung. Halle 1841. — V. De la Misère des classes laborieuses en Angleterre et en France, par *Eugène Buret*. Zwei Bände. Paris und Leipzig 1841. — VI. Statistische Übersicht der Bevölkerung der östreichischen Monarchie, nach den Ergebnissen der Jahre 1834—40, von Siegfr. Becher. Stuttgart und Tübingen 1841. — VII. Legenden der Heiligen auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Von Joh. Ladislaus Pyrker. Mit 70 Vignetten und 11 Randverzierungen. Wien 1842. — VIII. Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten, vom Fürsten von Lynar. Leipzig 1842. — IX. Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrich's v. Schiller und Charlottens v. Schiller. Von Dr. J. K. Hennes. Stuttgart und Tübingen 1841. — X. Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers: England. Basel 1842. — XI. Poesias de Don *José Zorilla*. Madrid 1840. VIII T. — XII. Karl Gutzkow's dramatische Werke. Erster Band. Leipzig 1842.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. XCVIII.

Einiges über die Dalmatiner. Von Wilhelm Hoppe.

Bei Ed. Anton in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Dr., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. 4ter Band, der neuern Geschichte zweite Hälfte enthaltend. Zweite, mit Register versehene Auflage. Gr. 8. 3 Thlr. 3¾ Sgr.

Hankel, W. G., Dr., Anleitung zur Experimentalchemie. Mit einer Kupfertafel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese Anleitung wird dem Studirenden bei der Wiederholung und der Anstellung von chemischen Versuchen sehr brauchbar sein, nicht minder wird sie beim Unterricht der Chemie auf Realschulen mit Nutzen angewandt werden können. Sie sucht zugleich die Schwierigkeiten, die dem wissenschaftlichen Unterrichte in der Chemie im Anfange entgegentreten, zu beseitigen und wird darum auch beim Selbstudium als bequemer, vollkommen genügender Leitfaden dienen.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Handtke's Schulatlas. 2te Auflage. 25 Blätter in Querquart. Geh. Preis 15 Sgr., einzelne Karten zu 1 Sgr.

Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dante Alighieri's Lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegiesser und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

——, **Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Vorstehende zwei Werke gehören zu einer „**Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes**", deren einzelne Bände unter besondern Titeln einzeln zu haben sind.

Soeben erhielten wir und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

De la Régence.

Opinion de l'abbé Maury, prononcée à l'assemblée nationale le 22 Mars 1791, annotée et publiée avec les documents qui s'y rattachent

par

M. DE HOFFMANNS.

In-8. Paris, 1842. 25 Ngr.

Leipzig, im September 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Theater

von

Julius Mosen.

8. Velinp. Brosch. Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt:

Kaiser Otto III. — Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer. — Die Bräute von Florenz. — Wendelin und Helene.

Stuttgart und Tübingen, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **G. D. Bädeker** in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bedeutend herabgesetztem Preise zu haben:

Beiträge

zur

Naturgeschichte der Schlangen,

von

B. MEHREM.

3 Hefte mit 37 ausgemalten Kupfern.

Früherer Preis 12 Thlr.

Herabgesetzt auf 6 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien:

Systematische Anfangsgründe der reinen Mathematik, Physik und Naturhistorie.

2 Bände. Gr. 8. Früherer Preis 2 Thlr.

Herabgesetzt auf 15 Sgr.

*** Neuestes Heft. ***

Bei **Ign. Hackenwitz** in Leipzig erschien soeben als Fortsetzung:

Berlin wie es ist und — trinkt.

Von

Ad. Brennglas.

XV. Heft: „Ein Sonntag in Tempelhof."
Eine Lokalposse in einem Act.
Mit color. Titelkupfer.

8. In Umschlag geh. Preis 7½ Ngr. (6 gGr.)

Der originelle Verfasser, der ein echter Volksdichter ist, da seine Erzeugnisse seit zehn Jahren bei Hoch und Niedrig denselben Beifall finden und dessen große Wirkung im Gist der Zeit nicht bestritten werden darf, bringt hier eine Localposse, auf welche, da sie vollkommen dramatisch ist, noch besonders die deutschen Bühnen aufmerksam gemacht werden.

Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der

merkwürdigsten deutschen Frauen.

Von

Dr. Karl Ramshorn.

1. Lieferung. Eleg. geh. Subscriptionspreis 10 Ngr. = 30 Kr. Conv.-Mze. = 36 Kr. Rhein.

Alle 2 Monate erscheint eine Lieferung, und das Ganze wird 2 Bände oder 8 Lieferungen umfassen.

☞ Ein Werk, welches das deutsche Frauenleben der Zeiten schildert und in einigen hundert Biographien den Charakter des Weibes in allen Farben malt, bedarf gewiß keiner besondern Anpreisung.

Nur möge hiermit auf dasselbe als auf ein wahrhaft deutsches Nationalwerk aufmerksam gemacht werden.

Die

Aufgabe des Jahrhunderts.

Eine Festrede zur Einweihung des Bonifacius-Denkmals in Fulda.

Von

H. Hüsing.

Eleg. geh. Preis 7½ Ngr.

Bei **Robert Binder** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Städte und deutsche Männer.

Nebst Betrachtungen

über Kunst, Leben und Wissenschaft.

Reiseskizzen aus den Jahren 1837—40

von

Ludwig von Jagemann,
Hofgerichtsrath und Staatsanwalt in Freiburg.

2 Bände. Elegant broschirt. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Denkwürdigkeiten

und

vermischte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Neue Folge. Zweiter Band.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser neu erscheinende Band ist nicht minder reich an interessantesten Mittheilungen wie die frühern Bände. Die erste Folge (4 Bde., 1837—38) ist aus dem Verlage von H. in Manheim an mich übergegangen und kostet 9 Thlr., der erste Band der Neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1843.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Meyerbeer's.

8. Auf feinem Velinpapier. Elegant cartonnirt. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Das diamantene Kreuz. Novelle von **L. Rellstab.** — II. Der Erbe von Thronstein. Novelle von **W. Martell.** — III. Reden oder Schweigen? Von **O. Ludwig.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840 kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., die Jahrgänge 1841 und 1842 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1842. **F. A. Brockhaus.**

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der deutsche Oberrhein

während der Kriege

seit dem westfälischen Frieden bis 1801.

Bearbeitet nach den Quellen des großherzoglich badischen Archivs

von

Freiherrn Karl du Jarrys de la Roche,

großh. bad. Oberlieutenant und Regimentsadjutanten.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Dieses Werk umfaßt die Kriege am deutschen Oberrhein seit dem westfälischen Frieden bis 1801 und dürfte um so zeitgemäßer erscheinen in dem Augenblicke, wo der, nicht allein für das südwestliche Deutschland, sondern auch für Östreich so nothwendige Schutz des Oberrheins von neuem in Frage gezogen wird.

Die Darstellung der Kriege liefert das Beispiel oder vielmehr das Resultat, daß eine kleinliche Eifersucht zwischen den Reichsgliedern die Veranlassung war, daß sich die blutigen Einfälle der Franzosen wiederholen konnten. Die Reichsstände geizten, um die Operationskasse mit Geld zu versehen, indessen damals kleine badische Länderstrecken in wenigen Jahren acht auch neun Millionen Contributionen an die Franzosen zahlen mußten.

Wenngleich die Beilagen vorzüglich die nunmehr badischen Landestheile umfassen, so enthält das Werk doch genug Nachrichten über die Lasten, welche die andern dem Rheine nahe gelegenen Lande zu tragen hatten.

Für alle gebildeten Stände Deutschlands muß das Werk von dem größten Interesse sein, für Baden gibt es aber einen wichtigen Beitrag zur badischen Landesgeschichte ab. Die Kriege dieser Periode, so einfach, mit ihren Folgen aber doch so genau geschildert, können nicht genug nachgelesen werden, denn sie mögen uns ein warnendes Beispiel sein und werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist im Verlage der **Neuen Buchhandlung in Posen** erschienen und durch uns zu beziehen:

J. Andrysowicz, Jeografia starożytnej Polski ku powszechnemu użytkowi wydana.

In-16. 10 Ngr.

Pionski ludu wielkopolskiego zebrał i wydał

J. J. Lipiński.

T. I. In-12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1842.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesta Romanorum,

herausgegeben

von

Adelbert Keller.

Erster Band.

Text.

Gr. 8. Velinp. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Wir übergeben hier dem Publicum einen gereinigten sorgfältigen Abdruck der im spätern Mittelalter so viel gelesenen Erzählungssammlung, welche seit 300 Jahren nicht mehr gedruckt worden und doch für die Geschichte der Erzählungsliteratur älterer und neuerer Zeit von höchster Bedeutung ist. Die Extravaganten und den übrigen kritischen Apparat, sowie die Untersuchungen über die Entstehung des Buchs und die Verbreitung der darin behandelten Sagenstoffe seiner Zeit zu geben, behält sich der Herr Verfasser vor.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter

für

literarische Unterhaltung

Jahrgang 1842. September.

Inhalt:

Nr. 244. Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele, oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Von C. L. Michelet. (Nr. 244—247.) = **Nr. 246.** Historische Studien von F. D. Gerlach. Von Karl Zimmer. = **Nr. 247.** Romanenliteratur. = **Nr. 248.** Alexander Sergejewitsch Gribojedow. Von J. P. Jordan. (Nr. 248—251.) = **Nr. 250.** Kreuz-Nachtigall von F. v. Spee. Nach der ersten Ausgabe von W. Friesem, Köln 1649. Mit Einleitung und Erklärungen von B. Häppe und W. Junkmann. (Nr. 250, 251.) = **Nr. 252.** England. Von F. v. Raumer. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Zweiter Artikel. Von A. Kurtzel. (Nr. 252—254.) = **Nr. 253.** Romanenliteratur. = **Nr. 255.** Einige Worte über und an die östreichischen Journale. = **Nr. 256.** 1. Erinnerung an Griechenland von F. C. Bronzetti. 2. Sechs Jahre in Griechenland. Ansichten, Bilder und Erlebnisse aus Griechenlands Gegenwart. Mitgetheilt von H. v. P. — Aus einer nächstens erscheinenden neugeordneten und vermehrten Ausgabe von J. Möser's sämmtlichen Werken. = **Nr. 257.** Der Congreß von Verona. Ein Roman von J. Mosen. — Das Heptaplomeres des Jean Bodin. Zur Geschichte der Cultur und Literatur im Zeitalter der Reformation. Von G. E. Guhrauer. (Nr. 257, 258.) = **Nr. 259.** Reisen im Innern von Rußland und Polen. Von J. G. Kohl. (Nr. 259—260.) = **Nr. 260.** A practical treatise on the laws, customs, and regulations of the City and Port of London. By A. Pulling. = **Nr. 261.** Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Von A. Nicolovius. = **Nr. 262.** Geschichte der Deutschen von H. Luden. Erster Band. Von Karl Zimmer. — Sophia La Roche und Franziska Burney. = **Nr. 263.** Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Erster und zweiter Theil. — Romanenliteratur. = **Nr. 264.** Das Turnwesen. Von E. M. Arndt. (Nr. 264—267.) — Russische Zustände. Von Th. v. Klingen. = **Nr. 265.** Zwölf Briefe über das Erdleben. Von K. G. Carus. = **Nr. 266.** Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von E. Boas. = **Nr. 267.** Ein Prospect oder Mißgriff von George Sand. = **Nr. 268.** Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt. Von L. Matthes. (Nr. 268—269.) — Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimat von K. A. Mayer. Zweiter Band. (Nr. 269, 270.) = **Nr. 270.** Romanenliteratur. — Schulgesetze vom Jahre 1748. = **Nr. 271.** 1. Östreichs soziale und politische Zustände. Von P. E. Turnbull. Aus dem Englischen, von E. A. Moriarty. 2. Reise durch die östreichischen Staaten. Von P. E. Turnbull. Aus dem Englischen, von E. A. Moriarty. = **Nr. 272.** Scipio Cicala. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Von Richard Morris. (Nr. 272, 273.) — Das 19. Jahrhundert des Thierreichs oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere. Geschildert von ihnen selbst. = **Nr. 273.** Die Wissenschaft des slawischen Mythus im weitesten, den altpreußisch-lithauischen Mythus mit umfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slawisch-preußisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Von J. J. Hanusch. Von J. P. Jordan. — Das Schießpulver. = **Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen** ꝛc.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird wöchentlich zweimal, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

Literarischer Anzeiger

wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** von Oken ausgegeben und für den Raum einer gespaltenen Zeile 2¼ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung** beigelegt.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und versandt:

Der Freihafen.

Fünfter Jahrgang. 1842. Augustheft.

Inhalt: Testament und Rache, Novelle von Napoleone v. Maltitz. — Zur Charakteristik von Joseph Görres, von Dr. H. Merz. — Der Selbstmord, erste Blicke ins Leben von Dr. Fr. Gaß. — Bücherschau. — Preußische Journalistik.

Herausgeber: **Dr. Theodor Mundt.**

Gr. 8. Preis des Bandes 1¾ Thlr.

Sämmtliche Buchhandlungen haben den Freihafen vorräthig.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche. Von **Johann Arnold Kanne.** Zweite Ausgabe. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ich habe dieses treffliche Werk aus dem Verlage von J. C. Dresch in Bamberg angekauft und, um demselben eine größere Verbreitung zu sichern, den Preis bedeutend ermäßigt.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Siebente Lieferung. Preis 1 Fl., oder 17½ Ngr. (14 gGr.)

Wir übergeben das siebente Heft des Nibelungen-Liedes mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall Derjenigen gewinnen werde, welche, echter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten ebenso sehr einerseits schonend zu bewahren, als andererseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheil Nehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu echter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Die achte und letzte Lieferung wird in möglichst kurzer Frist erscheinen.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Forststatistik

der

deutschen Bundesstaaten.

Ein Ergebniß forstlicher Reisen

von

Karl Friedrich Baur.

Zwei Theile.

Gr. 8. 3 Thlr.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **8te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Feldzüge von 1806 und 1807 in Polen und Preußen. (Schluß.) — II. Napoleon's Plane gegen England 1804—5. — III. Geschichte des k. k. vierten Husarenregiments Alexander, Czesarewitsch, Großfürst und Thronfolger von Rußland. (Schluß). — IV. Der Feldzug 1709 nach Spanien und Portugal. Erster Abschnitt. — V. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Die **ältern Jahrgänge** sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten: Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt für 6⅔ Thlr.; jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6⅔ Thlr. Die Jahrgänge 1840 und 1841 kosten jeder 8 Thlr. Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen zu 6⅔ Thlr., die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5⅓ Thlr. berechnet.

Auf den **Jahrgang 1842** wird bei allen Postämtern und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration angenommen.

Europa um das Jahr 1840.

Eine Übersicht

der neuesten Veränderungen im Gebiete der Generalstatistik

der

Europäischen Staaten

von

Georg Norbert Schnabel,

Dr. der Rechte und k. k. Professor.

Wien 1841. Gr. 8. In Umschlag broschirt 22½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Analekten für Frauenkrankheiten,

oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien u. s. w. über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Erster bis dritter Band in 12 Heften. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Diese Sammlung, die regelmässig erscheint, ersetzt dem praktischen Arzte für einen geringen Preis viele Werke, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müsste.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Soeben erscheint bei mir:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt des ersten Theils (Preis 1 Thlr. 24 Ngr.):

Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — James Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsraths Liquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (Preis 2 Thlr.):

Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Ursinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Gange.

Von dieser interessanten Sammlung anziehender Criminalgeschichten, die sich des allgemeinsten Beifalls erfreut, werden auch im nächsten Jahre wieder zwei Theile erscheinen.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das Nöthigste

über

Auscultation und Percussion

und ihre

Anwendung

in der

Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe,

mit

besonderer Berücksichtigung der physikalischen Behelfe zur Erkenntniss der Brust- und Herzkrankheiten,

nach den

neuesten und besten Quellen

zusammengestellt

von

Gustav von Gaal,

der Heilkunde Doctor, Magister der Geburtshülfe, Mitgliede der löbl. medicinischen Facultät zu Wien, sowie des geognostisch-montanistischen Vereines für Tirol und Vorarlberg, der vereinigten ersten österreichischen Sparkasse und Versorgungsanstalt, auch Instituts- und hochfürstlich Esterhazy'schem Hausarzte.

Wien 1842.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Kürze und Reichhaltigkeit zeichnen dieses Werkchen besonders aus, da es die Anwendung der Auscultation und Percussion in der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, welche noch in keinem ähnlichen Werke zugleich abgehandelt wurde, auf lichtvolle und erschöpfende Weise darstellt, ohne dabei in ermüdende Weitschweifigkeit auszuarten, und in seinem gedrängten Raume nebstbei eine vollständige Diagnostik der Brust- und Herzkrankheiten enthält. Das billigende Urtheil vieler Männer vom Fache, sowie die rege Theilnahme, deren es sich schon jetzt zu erfreuen hat, bürgen für den Werth eines Buches, das den erfahrenen Praktiker ein willkommener Erinnerungsbehelf und den Herren Rigorosisten und Candidaten der Medicin und Chirurgie ein unentbehrlicher Führer bei den Übungen am Krankenbette ist.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Erinnerungen aus dem äussern Leben

von

Ernst Moritz Arndt.

Dritte durchgängig verbesserte Auflage.

Mit Portrait.

Gr. 12. Geheftet. Preis 1¼ Thlr.

Leipzig, im September 1842.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlag von Friedrich Fleischer sind soeben nachstehende **spanische Sprachbücher** erschienen:

Francesón, C. P., **Grammatik** der spanischen Sprache. 2te Auflage. 1½ Thlr.

— — Spanisch-deutsches und deutsch-spanisches **Wörterbuch.** 2 Bände. 3 Thlr.

— — Tesoro de la lengua y literatura castellana. Spanische **Chrestomathie.** 1½ Thlr.

Bärmann, Dr. G. N., u. J. E. Gomez de Mier, Handb. der spanischen **Conversation** für Deutsche. 1 Thlr.

Cervantes, Don Quijote de la Mancha. Ausgabe vollständig in einem Bande. 3⅔ Thlr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Über das Verhältniß

Preußens zu Deutschland

mit Rücksicht auf die

Schrift des Herrn von Bülow-Cummerow:

Preußen, seine Verfassung u. s. w.

von

A. Steinacker.

Gr. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Braunschweig, im September 1842.

Friedr. Vieweg & Sohn.

Interessante Neuigkeit.

Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

in der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1842—43 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist am 19. October.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, die andere Hälfte der kleinen Propheten, Apologetik des Christenthums. — Dr. Enzelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Lehre des Augustinus, Kirchengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminariums, Homiletik, Katechetik. — Dr. Harleß: Brief an die Römer, christliche Ethik. — Dr. Thomasius: Dogmatik, erster Theil, praktische Exegese des Neuen Testaments. — Dr. Krafft: Chronologie und Harmonie der vier Evangelien. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralinstitute, Pädagogik. — Dr. Hofmann: Erklärung von Jes. 1—23, Brief an die Hebräer. — Dr. Wiener: Evangelium Johannis, Lehrinhalt des Alten Testaments, Anleitung zum zusammenhängenden Lesen des Alten Testaments. — Dr. Thiersch: theologische Encyklopädie und Methodologie, Geschichte der christlichen Kirche bis zum Anfang der Reformation.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahreskursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, verbunden mit exegetischen Übungen, äußere und innere Geschichte des römischen Rechts, römisches Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeines und bairisches Criminalrecht, Differenzen des gemeinen und bairischen Criminalrechts. — Dr. Feuerbach: deutsches Privatrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. — Dr. Schelling: Theorie des gemeinen deutschen ordentlichen Civilprocesses, verbunden mit Ausarbeitungen, Geschichte und Quellen des bairischen Civilprocesses, sowie die Abweichungen desselben vom gemeinen. — Dr. von Scheurl: gemeines deutsches katholisches und protestantisches Kirchenrecht, römisches Obligationenrecht, das zweite und dritte Buch der Institutionen des Gajus.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium über specielle Pathologie und Therapie in lateinischer Sprache, Weiber- und Kinderkrankheiten, praktische Übungen in der medicinischen Klinik des Krankenhauses und der Poliklinik. — Dr. Fleischmann: Examinatorium über Gegenstände der allgemeinen Anatomie und Physiologie, menschliche pathologische Anatomie, die menschliche specielle Anatomie, Secirübungen auf dem anatomischen Theater. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands und der Schweiz, Physiologie der Gewächse. — Dr. Leupoldt: allgemeine Pathologie und Therapie, Geschichte der Medicin in Verbindung mit Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik in Verbindung mit den Touchirübungen, Operationscursus am Fantom in Verbindung mit dem Vortrage über die wichtigsten Lehren in der Geburtskunde, Physiologie des weiblichen Geschlechtssystems in Beziehung auf Pathologie und Therapie. — Dr. von Siebold: Thierarzneikunde mit besonderer Berücksichtigung der Thierseuchen, Physiologie der Ernährung. — Dr. Heyfelder: gesammte Chirurgie, chirurgische Klinik. — Dr. Trott: Toxikologie, Semiotik. — Dr. Fleischmann: Osteologie und Syndesmologie, Homöopathie, medicinisch-forensisches Praktikum. — Dr. Ried: Krankheiten des Nervensystems, Krankheiten des Gehörorgans, syphilitische Krankheiten. — Dr. Will: vergleichende Osteologie, Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Naturgeschichte der Menschen, Repetitorium über allgemeine Naturgeschichte.

Philosophische Facultät.

Dr. Harl: Finanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde, Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirechte, Staatswirthschaft oder Nationalökonomie. — Dr. Köppen: ein Examinatorium, Logik und Metaphysik, Ästhetik. — Dr. Kastner: Encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: den allgemeinen Theil der Statistik, allgemeine Geschichte, Länder- und Völkerkunde. — Dr. Döderlein: Übungen des k. philologischen Seminars, Cicero's Bücher de Oratore mit Excursen über die Rhetorik, griechische Alterthümer. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, Baco's Novum Organum, Krystallkunde. — Dr. von Staudt: Differenzial- und Integralrechnung, neuere Geometrie. — Dr. Fischer: Logik und Metaphysik, Vorträge über Philosophie der Geschichte. — Dr. Drechsler: hebräische Grammatik, syrische Sprache, Erklärung ausgewählter Stücke des Mahabharata. — Dr. Fabri: über Kanäle und Eisenbahnen, Technologie, Encyklopädie der Kammeralwissenschaften. — Dr. Winterling: Ästhetik, englische und französische Stylübungen und Conversatorien. — Dr. Martius: praktische Anweisung, die chemischen Heilmittel auf ihre Reinheit und Güte zu prüfen, pharmaceutische Receptirkunst. — Dr. Irmischer: historische Propädeutik. — Dr. von Schaden: speculative Kosmogonie, philosophische Interpretation von Plato's Timäus mit Einlegung der einschlagenden Stellen aus Phädrus, Phädo und Symposion, letzte Entwickelungen der Geschichte nach Erfahrung, Vergangenheit und Weissagung, über akademisches Leben und Studium. — Dr. Heyder: Logik und Metaphysik, Geschichte der griechischen Philosophie. — Dr. von Raumer: ältere deutsche Geschichte, altsächsische Heliand. — Dr. Ebrard: Philosophie der Offenbarung, Geschichte der hebräischen Poesie von der Zeit der Trennung bis zum Exil.

Die Zeichnenkunst lehrt Küster, die Tanzkunst Hübsch, die Fechtkunst Quehl, die Reitkunst Flinzner.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Skizzen aus dem Alltagsleben
von **Frederike Bremer.**

Vollständige Ausgabe in 10 Theilen.
Jeder Theil 10 Ngr.

Diese wohlfeile Ausgabe der trefflichen Schriften von Frederike Bremer ist jetzt vollständig in 10 Theilen erschienen. Unter besondern Titeln sind auch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage.

Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Familie H.

Kleinere Erzählungen.

Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cornelia.

Taschenbuch für deutsche Frauen
auf das Jahr 1843.

Begründet von A. Schreiber, fortgesetzt von
Amalie Schoppe.

28ster Jahrgang. Zweiter Folge 2ter Jahrgang.
2 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Verlag von J. Engelmann in Heidelberg.
Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der deutsche Zollverein
in
seiner Fortbildung.
Von
Gustav Höfken.

Gr. 8. Velinp. Brosch. Preis 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt:

1) Einführung in das Bedürfniß einer kräftigen Organisation des Zollvereins. 2) Die Bedeutung und Fortbildung der Zollvereinstage, entwickelt aus der Geschichte ihrer Entstehung. 3) Der Vereinstarif als Grundlage der politischen Ökonomie des Zollvereins. 4) Der Eingang in den zweiten Zeitabschnitt des Zollvereins. 5) Die Stellung des Zollvereins zu Östreich; Aussicht und Mittel zur Annäherung beider Handelskörper. 6) Des Zollvereins Beziehungen zu den Niederlanden, den Hansestädten und Dänemark, im Zusammenhange dargestellt mit der Handelspolitik dieser Staaten und ihrem Verkehr mit den übrigen Ländern. 7) Deutsche Beziehungen zu Großbritannien. 8) Organisirung der deutschen Schiffahrt. 9) Die Theorie der Continentalsperre gegenüber der Colonialausbreitung. Schlußwort. — Nachtrag zur Staatsökonomie des Zollvereins: Das Schutzbedürfniß der Gewerbe im Zollverein.

Die Erfahrungen unserer jüngsten Geschichte lehren, daß die Zeit gekommen, wo nur noch ein das Gesammtvaterland umfassendes Streben fruchtbar ist, auf jedem andern aber der Unsegen des Mislingens ruht. Und ein solches Streben auf dem Gebiete des Zollvereins fruchtbar zu machen, zu seiner Kenntniß wie zu seiner Fortbildung beizutragen, dazu soll gegenwärtige Schrift dienen.

Stuttgart und Tübingen, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist erschienen:

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern.
Fünfter Jahrgang. 1842. Zweiter Band.

Inhalt: Die Universität Gießen, von **Karl Buchner.** — Der polnische Patriot, Novelle von **A. Mauritius.** — Die materiellen Interessen der Zeit, von **Chr. Felhmann.** — Bilder aus dem Böhmerlande, von **Joseph Rank.** — Fashionable Litteratur, von **H. Koenig.** — Liebe Menschen, von **Berthold Auerbach.** — Über den Rechtszustand des deutschen und französischen Familienlebens. — Reise nach Java, Mittheilungen aus meinem Tagebuche, von **Dr. E. Selberg.** — Napoleon in Glogau. — Malcolm Sinclair. Ein Opfer der Diplomatie, von **A. Kahlert.** — Die entscheidende Stimme, Novelle von **Isidorus Orientalis.** — Lessing und die Idee der Toleranz, von **Dr. Et.** in Altona. — Helgolandica, von **Ad. Et.** u. s. w.

Herausgeber: Dr. Theodor Mundt.
Gr. 8. Preis des Bandes 1¾ Thlr.

Der **Freihafen**, diese allgemein beliebte Zeitschrift, ist vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs u. s. w.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ein weibliches Herz.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten
von
Theodor Stamm.
Aufgeführt im k. k. Hofburgtheater.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Stuttgart und Tübingen, im October 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gedichte
von
Karl Friedrich Heinrich Straß.
(Otto von Deppen.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus

Die

Creutz'sche Buchhandlung

in

Magdeburg

empfiehlt als neu erschienen:

Erler, Dr. A. C., Sammlung geistlicher Fest- und Gelegenheitsreden. ⅞ Thlr.

Der Verfasser gehört zu den geachtetsten denkgläubigen Kanzelrednern seines Wohnorts.

Heinemann, C., Das Eichhörnchen, eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. 5 Ngr.

— —, Die Schule der Leiden, ein Märchen für die Jugend und ihre Freunde. 5 Ngr.

Wenige Jugendschriftsteller dürften sich dem würdigen Cyprian Schmidt so nahe stellen können, als der Verfasser dieser beiden einfachen gemüthlichen Schriftchen, darüber ist hier aus vielen Familien nur eine Stimme.

Hart, Helmine, Wilibald's Lieder, eine Phantasie. 2 Bände. 1⅔ Thlr.

Mit Theilnahme wurden frühere Werke dieser Verfasserin aufgenommen, und der vorliegende Roman wird besonders musikalische Leser interessiren.

Buchstabenglaube, Weltvergötterung und Denkgläubigkeit; für Christen aller Stände, welche mit sich selbst und mit ihrer Zeit ins Reine kommen wollen, in ihren gegenseitigen Verhältnissen übersichtlich dargestellt von Nr. 56. ⅚ Thlr.

Tief aber faßlich, ein treuer Wegweiser für alle Denkgläubige und Lichtfreunde.

Neuer Roman.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Irma und Nanka.

Von

F. Bruno.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutschlands Vertheidigung

gegen den äussern Feind

und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Offizier.

8. Velinp. Brosch. Preis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußern Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. September. Nr. 492—495.

Inhalt:

Michel Angelo Buonarotti. — Neu-Südwales bis zum Jahre 1836. — Kampf einer Löwin mit einem Emgalo. — Die Salzbergwerke von Wieliczka. — Die Universitäten Europas. — Die Mündung der Meerenge von Konstantinopel. — Fremde in Wien. — Verloren gegangene Schiffe. — Johann Friedrich Blumenbach. — Dreux. — Bonn. — Ningpo. — Der gezopfte Larventaucher. — Die Thronfolge in Frankreich. — Gebrauch des Feuersteins. — Bagdad. — Häufigkeit der Hinrichtungen.

An **Abbildungen** enthalten diese Nummern:

Michel Angelo Buonarotti. — Der Hafen von Alexandria. — Die Falkenjägerin, nach einem Gemälde von Albrecht Dürer. — Die Mündung der Meerenge von Konstantinopel. — Johann Friedrich Blumenbach. — Der Münster zu Bonn. — Ningpo. — Der gezopfte Larventaucher.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** ꝛc. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im **Preise ermäßigt** sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **E. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

PHILOSOPHIE CRITIQUE
DE
KANT,
EXPOSÉE
EN VINGT-SIX LEÇONS.

OUVRAGE TRADUIT DE L'ALLEMAND
PAR
HENRI JOUFFROY.

1 vol. In-8. 1⅓ Thlr.

Leipzig, im October 1842.

Brockhaus & Avenarius
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Die Königin von Cypern von Halévy
(La Reine de Chypre)

erschien soeben. Vollständiger Clavierauszug mit deutschem und französischem Text 12 Thlr., ohne Finales 7½ Thlr., die Ouverture für Orchestre 2½ Thlr., für Piano 17½ Sgr., zu 4 Händen ⅚ Thlr., für Piano und Violine oder Flöte ⅚ Thlr., alle Gesangs-Nrn. à ⅙—1 Thlr. Wir erlauben uns zu bemerken, daß namentlich

Nr. 2. Duett (Sopran und Tenor): Gerard, mein Gerard;
Nr. 5. Der Condolierchor, der zugleich für Quatuor, Trio, Duo und eine Singstimme arrangirt ist;
Nr. 9. Duett (Tenor und Bass) die Cavatine für Bass, dito arrangirt für Tenor einzeln;
Nr. 16. Schlussquartett;

bei den **45 Aufführungen**, die in den letzten fünf Monaten unter größtem Beifall in der pariser großen Oper stattgefunden haben, vom Publicum ausgezeichnet und zum Theil stets da capo begehrt worden sind.

Piano-Compositionen über Lieblingthemas dieser Oper von **Kalkbrenner** Op. 187, **Herz, Schubert** Op. 35—38, **Hunten, Osborne** Op. 46, **Rosellen** Op. 43, **Talbecque** (Contretänze),

sind erschienen und von den musikalischen Zeitungen bereits sehr günstig beurtheilt worden.

Durch alle solide Musikhandlungen zu beziehen.

Berlin.
Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.
Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Neue Folge. Vierter Jahrgang.
Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Verrath Strasburgs an Frankreich im Jahre 1681. Von **H. Scherer.** — II. Landgraf Hermann von Thüringen. Eine historische Skizze von **Ed. Gervais.** — III. Die brabantische Revolution 1789—90. Eine Skizze von **W. A. Arendt.** — IV. Der Jesuit Girard und seine Heilige. Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, mitgetheilt von **A. Kurtzel.** — V. Erasmus von Rotterdam. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts von **H. Escher.** — VI. Über die französischen Verfassungsformen seit 1789. Vortrag gehalten am 5. Febr. 1842 im wissenschaftlichen Vereine, von **Fr. v. Raumer.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler**, sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte (1842) 2 Thlr.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Vorlesungen,

welche im Wintersemester 1842 — 43 auf der Kieler Universität gehalten werden sollen.

I. Allgemeine wissenschaftliche Vorlesungen.

1) Philosophie. Gesch. der alten Phil., 4 St., Prof. Chalybäus. Kantische Phil., 2 St., Dr. F. Harms. Logik, 3 St., Derf. Ästhetik, 2 St., Prof. Chalybäus. Praktische Phil., 4 St., Derf. Religionsphil., 4 St., Prof. Pelt.

2) Mathematik. Algebra und algebraische Geometrie, 4 St., Prof. Scherk. Einleit. in die Analysis, 2 St., Derf. Populaire Astronomie, 4 St., Derf.

3) Naturwissenschaften. Anthropologie, 5 St., Prof. Behn. Entwickelungsgesch. des Fötus, Dr. Valentiner. Vergleichende Anatomie, 1 St., Prof. Behn. Officinelle Pflanzen, 4 St., Prof. Nolte. Kryptogamen, 2 St., Derf. Seltene Pflanzen des botan. Gartens, 1 St., Derf. Mineralogie, 4 St., Dr. Güerfen. Krystallographie, 2 St., Derf. Vom Licht und der Wärme, 2 St., Dr. Tielle. Elektricität und Galvanismus, 3 St., Prof. Pfaff. Theoretische Chemie, 4 St., Dr. Tielle. Analytische Chemie, 6 St., Derf. Experimentalchemie anorganischer Körper, 4 St., Prof. Pfaff. Pharmacognosie, 5 St., Dr. Güerfen. Privatissima, Dr. Tielle und Dr. Güerfen.

4) Literatur und Sprachen.

a. orientalische. Arabisch, Prof. Olshausen. Die chaldäischen Stücke des A. T., 2 St., Dr. Baumgarten. Jesaias, 4 St., Prof. Rau. Hebräische Archäologie, 5 St., Prof. Olshausen. Hiob, 4 St., Derf. Hebräisch und Chaldäisch, privatisch, Derf.

b. classische. Homer's Ilias, 4 St., Prof. Nitzsch. Pindar, 4 St., Prof. Forchhammer. Aristophanes Ritter, 2 St., Prof. Schultz. Übungen in der Aristotelischen Gesellschaft, 4 St., Prof. Forchhammer. Römische Literärgesch., 4 St., Prof. Nitzsch. Cicero pro Milone, 2 St., Dr. Osenbrüggen.

c. neuere europäische. Deutsche Literärgesch., 2 St., Prof. Ratjen. Dänisch, 2 St., Dr. Baumgarten. Schreiben, 2 St., Derf. Isländisch, 2 St., Derf. Lamennais, Lector v. Buchwald. Französisch, Derf. Englisch Schreiben und Lesen, 2 St., Lector Ludbren.

5) Geschichtliche Wissenschaften. Numismatik, Prof. Forchhammer. Neuere Gesch., 5 St., Prof. Droysen. Gesch. der Befreiungskriege neuerer Völker, 2 St., Derf. Deutsche Gesch., 5 St., Prof. Waitz. Deutsche Geschichtschreiber, 1 St., Derf. Gesch. der Deutschen, 3 St., Dr. Clement. Schleswig-holsteinische Gesch. von 1660 an, 2 St., Derf.

6) Staatswissenschaften. Encyclopädie der Kameralwiss., 1 St., Dr. Wilda. Nationalökonomie, 4 St., Derf. Vom Geld- und Bankwesen, 2 St., Prof. Rawit. Vaterländ. Statistik, 4 St., Derf.

II. Facultätswissenschaften.

1) Theologie. Brief an die Römer, 4 St., Prof. Dorner. Brief an die Hebräer und Brief Jacobi, 5 St., Dr. Baumgarten. Apokalypse, 2 St., Prof. Pelt. Dogmatik, 7 St., Prof. Rau. Schleiermacher's Theologie, 2 St., Prof. Dorner. Protestantischer Lehrbegriff, 4 St., Derf. Dogmengesch., 4 St., Prof. Thomsen. Kirchliche Alterthümer, 3 St., Derf. Apostolische Väter, 2 St., Derf. Kirchengesch., erster Theil, 4 St., Prof. Pelt. Homiletik und Liturgik, 4 St., Prof. Lüdemann. Katechet. Übungen, 2 St., Derf. Bibl.-theolog. Übungen, 2 St., Prof. Pelt.

2) Jurisprudenz. Encyklopädie, 3 St., Prof. Paulsen. Gesch. und Alterthümer des röm. Rechts, 4 St., Dr. Osenbrüggen. Institutionen und Rechtsgesch., 8 St., Dr. J. Christiansen. Institutionen, 6 St., Dr. Osenbrüggen. Pandekten, 12 St, Prof. Burchardi. Erbrecht, 4 St., Derf. Tit. D. de obl. et act., 2 St., Dr. J. Christiansen. Ausgew. Stücke aus dem Civilrecht, 2 St., Dr. C. Christiansen. Deutsches Privatrecht, 6 St., Prof. Falck. Deutsches Erbrecht und Gütergemeinschaft, 2 St., Prof. Tönsen. Handels-, Wechsel- und Seerecht, 3 St., Derf. Handelsrecht, 4 St., Dr. C. Christiansen. Öffentl. Recht des deutschen Reichs, 2 St., Prof. Hermann. Criminalrecht, 7 St., Derf. Kirchenrecht, 4 St., Derf. Schlesw.-holst. Privatrecht, 4 St., Prof. Tönsen. Dänisches Recht, 2 St., Prof. Paulsen. Gem. und vaterl. Proceß, 6 St., Dr. Schmid. Schlesw.-holst.-lauenb. Proceß, 4 St., Prof. Paulsen. Privatissima, Dr. Schmid.

3) Medicin. Gesch. der Arzneikunde, 3 St., Dr. Kirchner. Anatomie, 6 St., Prof. Behn. Anatom. Übungen, 4 St. täglich, Derf. Pathologische Anatomie, 2 St., Dr. Weber. Anatom. Privatissima, Derf. Allgem. Pathologie, 4 St., Prof. Ritter. Specielle Pathologie und Therapie, zweiter Theil, 5 St., Prof. Meyn. Diätetik, 3 St., Prof. Ritter. Gerichtl. Medicin, Prof. Pfaff. Physicatsverwaltung, 1 St., Prof. Meyn. Pharmacologie, 8 St., Dr. Kirchner. Pharmaceutische Chemie, 5 St., Derf. Klinik, täglich, Prof. Meyn. Ophthalmologie, 4 St., Prof. Langenbeck. Augenoperationen, Derf. Chirurgie, zweiter Theil, 5 St., Derf. Chirurg. Klinik, 2 St. täglich, Derf. Mäeutik, 6 St., Prof. Michaelis. Touchirkunst, Derf. Mäeutische Klinik, 6 St., Derf. Privatissima., Dr. Kirchner.

III. Künste.

Mechanische, Univ.-Mechan. Cramer. Veterinairkunst und Reiten, Stallm. v. Balle. Fechten, Fechtmeister Maack. Tanzen, v. Wobeser-Rosenhain.

IV. Anstalten.

Die Bibliothek öffnet täglich Prof. Ratjen. Das philologische Seminar leitet Prof. Nitzsch; das homilet. Prof. Lüdemann. Das anatom. und naturhistorische Museum conservirt Prof. Behn. Den botan. Garten beaufsichtigt Prof. Nolte.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Medicäer. Drama in fünf Acten vom Fürsten zu Lynar. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Früher erschien bereits von demselben Verfasser, nach der neuesten Bearbeitung gedruckt:

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Wir erhielten in Commission:

DICTIONNAIRE USUEL
DE
TOUS LES VERBES FRANÇAIS,

TANT REGULIERS QU'IRRÉGULIERS

ENTIÈREMENT CONJUGUÉS;

OUVRAGE TOUT-À-FAIT NEUF ET LE PREMIER DE CE GENRE,

CONTENANT, PAR ORDRE ALPHABÉTIQUE,

LES 7000 VERBES DE LA LANGUE FRANÇAISE AVEC LEUR CONJUGAISON COMPLÈTE,

ET LA SOLUTION ANALYTIQUE ET RAISONNÉE DE TOUTES LES DIFFICULTÉS.

PAR **MM. BESCHERELLE frères,**

Auteurs de la *Grammaire nationale*, de la *Réfutation de la grammaire de Noël et Chapsal*, du *Guide des Instituteurs* etc., membres de plusieurs sociétés savantes.

Dieses Werk wird in 40 Lieferungen à 2 Ngr. vollständig sein und zwei starke Bände in Duodez bilden.
Die erste Lieferung, sowie ein Prospectus, steht auf Verlangen zu Diensten.

Leipzig, im October 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Litteratur.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Fürst
des
Nicolò Machiavelli
nebst einer authentischen Beilage
übersetzt von
Gottlob Regis.

8. Velinp. In Umschl. brosch. Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt: Wie viele Gattungen von Fürstenthümern es gibt, und auf welche Arten sie erworben worden. — Von den erblichen Fürstenthümern. — Von den gemischten Fürstenthümern. — Warum das durch Alexander eroberte Reich des Darius nicht Alexander's Nachfolgern nach seinem Tode abtrünnig ward. — Wie Städte und Staaten regiert werden müssen, welche vor ihrer Occupation nach ihren eigenen Gesetzen gelebt haben. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch eigene Waffen und Tugend erwirbt. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch fremde Gewalt und durch Glück erwirbt. — Von solchen, die durch Frevelthaten zum Fürstenthum gekommen sind. — Vom bürgerlichen Fürstenthum. — Nach welchem Maßstab die Kräfte aller Fürstenthümer zu messen sind. — Von den kirchlichen Fürstenthümern. — Wie viele Arten von Miliz es gibt, und von den Miethsoldaten. — Von den Hülfssoldaten, den gemischten und den eigenen. — Was dem Fürsten in Hinsicht auf Kriegswesen obliegt. — Von denen Dingen, die den Menschen, und namentlich den Fürsten, Lob oder Tadel zuziehen. — Von der Freigebigkeit und Kargheit. — Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser ist, geliebt oder gefürchtet zu werden. — Auf welche Weise die Fürsten Treu und Glauben halten müssen. — Daß man vermeiden muß, geringgeschätzt und gehaßt zu werden. — Ob die Festungen und viele andere Dinge, die Fürsten öfters unternehmen, nützlich oder schädlich sind. — Wie sich ein Fürst benehmen muß, um sich Ansehen zu verschaffen. — Von den Secretairen der Fürsten. — Wie man die Schmeichler fliehen müsse. — Warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren haben. — Wie viel in menschlichen Dingen das Glück vermag, und auf welche Weise man ihm begegnen könne. — Ermahnung, Italien von den Barbaren zu befreien. — Beilage zum achten Capitel des Fürsten. Verfahren des Herzogs von Valenza, bei Hinrichtung des Vitellozo Vitelli, Oliverotto von Fermo, Signor Paulo und Herzogs von Gravina Orsini, beschrieben von Nicolò Machiavelli.

Stuttgart und Tübingen, im October 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfuffenrath** und **W. Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** ꝛc. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats September:

Dorfzeitung. über das Verpflanzen der Obstbäume. — Über die Nachtheile des Ausästens der Waldbäume. — Die Dorftafel. — Anfragen. — Benutzung der Kürbisse. — Über das Rösten des Hafers. (Erwiderung.) — Einige Erfahrungen über die so überhandnehmende Trockenfäule der Kartoffeln. — Anweisung, Talglichter von ganz vorzüglicher Qualität und Sparsamkeit im Brennen anzufertigen. — Über die Bäume der Bäume. — Über den Anbau der Weberkarden (Kardendisteln). — **Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Der Bauernstand. — Volkssagen aus dem Orlagau. — Die Dürre. — Alles von Gott. — **Büchermarkt, Vermischtes, Anekdoten, Komisches.**

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei Braumüller & Seidel in Wien
ist erschienen:

Erzählungen und Humoresken

von

Dr. Joh. Em. Veith,

Domprediger an der Metropolitankirche zu St.-Stephan.

Zweite, viel vermehrte, durchaus umgearbeitete Auflage.

Wien 1842. Drei Theile. 5 Thlr.

Inhalt des ersten Theiles: Das Mägdlein und die Toilette. Eine Alltagsgeschichte. — Der Bruder aus Tunis. Eine Novelle. — In den Tag hinein. Eine Geschichte ohne Begebenheiten. — Marivaux und sein Adept. Eine wahre Anekdote in Begleitung einiger anderer Wahrheiten. — Herr bleib bei uns. Eine Abendscene. — Der Organist, der Pudel und die vier Jahreszeiten. — Trost. Ein Märchen.

Inhalt des zweiten Theiles: Frau Martha. Eine harmlose Vorstadtgeschichte. — Der Jüngling und der Wolf. Eine wahre Begebenheit. — Felix Entenschnabel's erotische Erlebnisse, sammt poetischen und algebraischen Bedenklichkeiten. — Maria von guten Rath. Eine Erzählung. — Das Zigeunerkind. Eine Novelle sammt Kritik und Epilog. — Aschenmann. Ein Schatten- und Fastnachtspiel. — Gruß und Gegengruß. Eine Erzählung. — Der Mensch und die Leute.

Inhalt des dritten Theiles: Augentrost. Eine Erzählung. — Das Kriegsschiff San Geronimo. Eine Begebenheit aus dem 16. Jahrhundert. — Züge aus dem Jugendleben eines gefühlvollen Tabackrauchers. — Der Thürmer. Eine Erzählung in sechs Gesängen. — Edmund Sylvester Strauchler's Recollectionen. — Rottmeister Moser. Nach einer wahren Begebenheit. — Der Hirsch im Walde. Ballade. — Der Mann mit dem Regenschirm. — Des alten Kirchendieners Daniel Glasabizky Aphorismen für Diener der Kirche. — Adam Grander's Hauswesen. Ein häusliches Gemälde.

Von demselben Herrn Verfasser ist erschienen:

Die Erweckung des Lazarus.

Bildet den Inhalt der im Jahre 1841 in der Metropolitankirche zu St.-Stephan gehaltenen Fastenpredigten.)

1842. Gr. 12. In Umschlag broschirt. 22½ Ngr. (18 gGr.)

En vente chez **Brockhaus & Avenarius** à **Leipzig**:

ÉCHO
de la littérature française.

Journal de gens du monde.

Deuxième année. 1842.

Le journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5½ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1½ Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 17. La domination Anglaise dans l'Hindoustan. Par ****. — Chesterfield. Par **Amédée Rémée.** — Un cauchemar. Par Mme. **Survilly.** — Un illustre avare. Par **A. G.** — Notre-dame-des-anges. Par **Z.....** — Encyclopédiana.

Sommaire du No. 18. Un point d'honneur. Par **Desnalles Régis.** — La semaine dramatique. Par **Jules Janin.** — La tragédie à cheval. Par **Old-Nick.** — Le dedans jugé pas le dehors. Par **Philippon.**

Phrenologische Büste

nach *Combe.*

Mit Erläuterungstafel.

(Halbe Lebensgrösse.) ***1 Thlr. 15 Ngr.***

Bei der Bedeutenheit, welche die Phrenologie in unsern Tagen durch *Spurzheim, Vimont, Combe, Noël, Carus* und andere ausgezeichnete Männer gewonnen hat, wird das Publicum die Erscheinung obiger Büste sehr willkommen heissen. Sie ist in weisser, mattgelber und in jeder Bronze gefertigt, und bei den Unterzeichneten, wie bei Herrn Buchhändler **J. A. Barth** in Leipzig und Herrn Musikhändler **E. Koblitz** in Dresden zu haben.

Wilhelmi & Kuntze in Lewenberg.

Die durch den öftern Vortrag in Gesellschaften und durch die königl. Hofsängerin Fräul. **Leopoldine Tuczek** bekannte und sehr beliebte Composition von ***Jos. Stern:***

„Mein Herz, ich will dich fragen"

aus Halévy's Sohn der Wildniß, für eine Singstimme mit Piano oder Guitarre, erschien soeben. Preis 7½ Sgr.

Ferner vielseitigen Wünschen gemäß ein einzelner Abdruck des Liedes von ***Stern:***

„Du siehst mich an und kennst mich nicht."

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1842.**

№ III. Juli, August und September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XI und XII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XXI und XXII desselben.)

63. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Dritten Bandes viertes Heft. Gr. 8. 20 Ngr.

Der erste und zweite Band (1837—40) kosten jeder 2 Thlr. 20 Ngr.; das dritten Bandes erstes bis drittes Heft (1841—42) jedes 20 Ngr.

64. **Baur, (K. F.), Forststatistik der deutschen Bundesstaaten.** Ein Ergebniß forstlicher Reisen. Zwei Theile. Gr. 8. 3 Thlr.

65. **Bericht vom Jahre 1840 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **K. M. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte von 1835—41 haben denselben Preis.

66. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpap. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 36ster Theil. (Epimachus—Ergyne.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von G. A. Hoffmann. 20ster Theil. (Invaginatio—Johann.)

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 16ter Theil. (Peneda—Perigymna.)

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

67. **Gutzkow, (K.), Briefe aus Paris.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

68. **Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In zehn Heften. Erstes Heft. (A—Brachypnoe.) Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

69. **Löbe (William), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker.** Mit 20 lithographirten Tafeln. In fünf Heften. Drittes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Das ganze Werk wird noch in diesem Jahre vollständig erscheinen.

70. **Noback (K.), Lehrbuch der Waarenkunde.** In 8—10 Heften zu 8 Bogen. Zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

71. **Der neue Pitaval.** Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von **L. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Urstinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürndergerinnen. — Die Marquise de Gange.

Der erste Theil dieser interessanten Sammlung anziehender Criminalgeschichten, die sich des allgemeinsten Beifalls erfreut, kostet 1 Thlr. 24 Ngr.; als Fortsetzung werden auch im nächsten Jahre wieder zwei Theile erscheinen.

72. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Neunter Jahrgang, für das Jahr 1842.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **H. Chf. Gersdorf.** (Beigegeben wird: **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.**) Dreiunddreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird in beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

73. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **Fr. v. Raumer.** Neue Folge. Vierter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thlr.,** sodaß die ganze Folge zehn Thlr. kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte (1842) 2 Thlr.

74. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback** und **F. Noback.** In fünf bis sechs Heften. Viertes Heft. (Gampodscha—Lissabon.) Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Die übrigen Hefte werden rasch folgen, sodaß das Ganze im Laufe dieses Jahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

75. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1843. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Giacomo Meyerbeer's. 8. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840 kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., die Jahrgänge 1841 und 1842 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** ist erschienen und wird sowie der übrige Verlag desselben von

F. A. Brockhaus in **Leipzig** debitirt:

Französische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin.** Herausgegeben und vermehrt von **F. Debonale.** Vierte Auflage. 8. 1842. 20 Ngr.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lieder aus Tirol

von

Beda Weber.

8. Velinpap. Brosch. Preis 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Dichtungen von ebenso großer Schönheit als Eigenthümlichkeit; ein in jeder Beziehung erfreulicher Zuwachs zu den poetischen Reichthümern der oberdeutschen Dichterschule, in der Tirol bisher nicht vertreten war. Jemehr dieses schöne Bergland in neuerer Zeit allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, von vielen Reisenden beschrieben und von auswärtigen Dichtern besungen worden ist, um so mehr muß ein einheimischer tiroler Dichter von so großem Talent und von so neuer und überraschender Eigenthümlichkeit hohes Interesse erregen.

Stuttgart und **Tübingen,** im October 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXXI.

ser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Schul- und Unterrichtsbücher.

Nachstehende, in den letzten Jahren in meinem Verlage erschienenen Schul- und Unterrichtsbücher erlaube ich mir Lehrern und Erziehern zur besondern Beachtung bestens zu empfehlen:

Kübner (J.), Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von **D. Ath. Lindner.** Die 103te der alten, oder die 4te der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 1837. 10 Ngr.

Baumgießer (K. L.), Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

Matthiä (A.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. **Dritte** verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. 15 Ngr.

Guts Muths (J. Ch. F.), Kurzer Abriß der Erdbeschreibung. Als Leitfaden und Memorienbuch für Schulen. **Dritte** verbesserte Auflage. Gr. 8. 1829. 22 Ngr.

Daumer (K. G. v.), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. **Dritte** verbesserte Auflage. Gr. 8. 1838. 5 Ngr.

— Lehrbuch der allgemeinen Geographie. **Zweite** vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Palästina. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. **Zweite** vermehrte Auflage. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr.

— Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit 1 Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr.

Die Karte von Palästina einzeln 8 Ngr.

Hobbett's (William), englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von **Jak. H. Kaltschmidt.** **Zweite** umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1839. 22 Ngr.

Lauer-Klattowski (W.), Praktisches **Französisches** Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische zur Übung in der Umgangssprache der Franzosen. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— **Schlüssel** zum Praktischen Französischen Handbuche für Solche, die bei hinlänglichen Vorkenntnissen ihre französischen Übersetzungen ohne Hülfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. 1841. 20 Ngr.

— Praktisches **Italienisches** Handbuch ꝛc. Zwei Theile. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— **Schlüssel** dazu ꝛc. 8. 1841. 20 Ngr.

— Praktisches **Englisches** Handbuch ꝛc. Zwei Theile. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— **Schlüssel** dazu ꝛc. 8. 1841. 20 Ngr.

Lang (A. G.), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1839. 1 Thlr.

Lüdemann (G. W. v.), Lehrbuch der neugriechischen Sprache. Gr. 8. 1826. 1 Thlr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. **Dritte** Auflage. Breit 8. 1841. Cart. in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. A complete Dictionary english-german-french. On an entirely new plan, for the use of the three nations. **Third** edition. Breit 8. Cart. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

II. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. **Troisième** édition. Breit 8. Cart. 1841. 25 Ngr.

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. **Dritte** Auflage. Breit 8. Cart. 1841. 1 Thlr.

Ludwig (Ch.), Complete dictionary, English and German, and German and English. **Second** edition, carefully corrected and accommodated to the general use of both nations; improved with a more precise account of the signification of the words, phrases, and proverbs, and enlarged with a great number of new expressions, and with a table of the irregular verbs, both English and German. Zwei Theile. Gr. 8. 1832. 2 Thlr. 10 Ngr.

Snell (K.), Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

Unger (Ephr. Sal.), Praktische Übungen für angehende Mathematiker. Ein Hülfsbuch für Alle, welche die Fertigkeit zu erlangen wünschen, die Mathematik mit Nutzen anwenden zu können. Zwei Bände. Mit 12 Figurentafeln. Gr. 8. 1828—29. 4 Thlr.

Die beiden Bände auch unter den Titeln:

I. Das Berechnen, Verwandeln und Theilen der Figuren. Ein Hülfsbuch für Geometer und für Solche, die mit Gemeinheitstheilungen zu thun haben, und ein Übungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 1828. 2 Thlr.

II. Die Lehre von dem Kreise. Erläutert durch eine bedeutende Sammlung von systematisch geordneten Aufgaben aus allen Theilen der reinen Mathematik. Ein Übungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 1828. 2 Thlr.

Ungern-Sternberg (E., Baron v.), Projectionslehre (Géométrie descriptive). Mit 12 lithographirten Tafeln. Gr. 4. 1828. 1 Thlr.

Lehrern, die sich vor der Einführung der vorstehenden **Lehrbücher** näher vertraut damit machen

wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch eine Buchhandlung an mich wenden.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage sind soeben erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben die **erste und zweite Lieferung** von

Jules Gailhabaud's

DENKMÄLER DER BAUKUNST

aller Zeiten und Länder.

Nach Zeichnungen der vorzüglichsten Künstler gestochen von *Lemaitre, Bury, Olivier* und Andern, mit erläuterndem Text von *de Caumont, Champollion-Figeac, L. Dubeux, Jomard, Kugler, Langlois, A. Lenoir, Girault de Prangey, Raoul-Rochette, L. Vaudoyer* etc.

Für Deutschland herausgegeben unter der Leitung von

Dr. Franz Kugler,

Professor der königlichen Akademie der Künste in Berlin.

200 Lieferungen in Grossquart. 400 Stahlstiche. Mindestens 100 Bogen Text.

Preis einer Lieferung, deren monatlich zwei erscheinen, bei ungetrennter Abnahme des ganzen Werkes, 15 Ngr. (12 gGr.)

Der darüber ausgegebene Prospect besagt das Nähere.

Hamburg, im September 1842.

Johann August Meißner.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Anleitung

zum Waldwegbau

von

H. Karl,

fürstl. sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 1 Fl 30 Kr., oder 26¼ Ngr. (21 gGr.)

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, sowie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sei, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwol ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im Allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Übelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, sowie in den Compendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonale eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommener Beitrag zu nennen sein und eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstliteratur ausfüllen.

Stuttgart und Tübingen, im September 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. September.

Inhalt:

Troxler: Medicinische Vierteljahrsschrift. Archiv für physiologische Heilkunde herausgegeben von *W. Roser* und *C. A. Wunderlich*. (Nr. 209.) — **Schmidt:** *J. Tauler's* Predigten auf alle Sonn- und Festtage im Jahre etc. Aufs Neue herausgegeben von *Ed. Kuntze* und *J. G. R. Biesenthal*. (Nr. 209.) — **Stickel:** Neueste Schriften über das Buch Hiob. (Nr. 212, 213, 214 u. 215.) — **Fritzsche:** Biblische Studien von Geistlichen des Königreichs Sachsen. Herausgegeben von *J. E. R. Kaeuffer*. (Nr. 223.) — **Jacob:** Dix années d'épreuves pendant la révolution, par M. *Ch. Lacretelle*. — (Nr. 211 u. 212.) — **Stenzel:** Mémoires et lettres inédits du Chevalier de Gentz, publiés par *G. Schlesier*. (Nr. 23 u. 224.) — Pönitentiarsystem und Besserungsanstalten. Gegenwärtiger Standpunkt der Verhandlungen über dieselben in Europa. Dritter Artikel. Von **Kieser.** (Nr. 217 u. 218.) — **Liebe:** 1) Handbuch des Civilprocesses, mit vorzüglicher Rücksicht auf das Königreich Sachsen. Von *K. A. Weiske*. 2) *J. Volkmann's* System des sächsischen Civil- und Administrationsprocesses nach *Biener*. (Nr. 219 u. 220.) — **Schmidt:** *H. E. Dirksen's* vermischte Schriften. (Nr. 220, 221 u. 222.) — **Achenmann:** Preussen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniss zu Deutschland. Von *Bülow-Cummerow*. (Nr. 220 u. 221.) — **Koberstein:** Deutsche Dichtungen des Mittelalters in vollständigen Auszügen und Bearbeitungen. Von *F. V. Genthe*. (Nr. 224, 225 u. 226 — **Vorländer:** Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie in der christlichen Theologie. Von *Ph. Marheineke*. (Nr. 226 u. 227.) — **Bachmann:** *Schelling's* erste Vorlesung in Berlin am 15. Nov. 1841. (Nr. 229 u. 230.) — **Huber:** The latin poems commonly attributed to *Walter Mapes* collected and edited by *Th. Wright*. (Nr. 232 u. 233.) — **Aus Holland; Über die Sanates und Forctos in den Zwölf-Tafel-Gesetzen der Römer** (von *J. D. L. Danz*); **Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Chronik der Universitäten; Preisaufgaben; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **A. Bonnier** in **Stockholm** ist eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der Felddienst.

Leitfaden für die Offiziere des vierten Militairdistricts der königl. schwedischen Armee. Entworfen von dem hohen Generale des Districts (**Prinz Oskar**).

Aus dem Schwedischen übersetzt von

W. Dieterich.

Mit 3 Plänen. Brosch. 1 Thlr.

Finnlands Gegenwart und Zukunft,

eine

Sammlung politischer Streitschriften

von

J. Hwasser, Pekka Knoharinen, E. G. Geijer und Olli Kekälainen.

Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das Bildniß von

GIACOMO MEYERBEER.

Gestochen von Ch. Langer.

Gr. 4. 10 Ngr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend gute Abdrücke für 10 Ngr. zu erhalten: **Auber. Baggesen. Bauernfeld. Böttiger. Calderon. Canova. Castelli. Cornelius. Dannecker.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Victor **Hugo.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Albin v. **Meddihammer.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schiller.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Scott. Tegnér. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Eduard Eisenach** in Leipzig ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Erdkunde

für

Bürgerschulen, Seminarien und zum Selbstunterricht

von

Dr. Theodor Tetzner,

Schulendirector in Langensalza.

8. 57 Bogen. Preis 1½ Thlr.

Der Verfasser, bereits rühmlich durch mehre sehr verbreitete Werke (namentlich seine Allgemeine Geschichte) bekannt, liefert hier ein Werk, daß auf den ersten Blick seine Brauchbarkeit nicht verkennen läßt, man mag entweder auf den Stoff sehen, welcher verarbeitet, oder auch nur die Form, wie derselbe verarbeitet worden ist, genauer ins Auge fassen. Anstatt daß früher immer nur ein Theil der Geographie auf Kosten der andern vollständiger bearbeitet wurde, letztere daher sich dürftiger gestalteten, ist hier die mathematische, physikalische und politische Erdkunde — der Verf. behielt diese Eintheilung gefliessentlich bei — in gleichem Umfange behandelt worden, sodaß dies Buch weder Lehrer und Schüler höherer Classen, noch Geschäftsmänner unbefriedigt aus der Hand legen werden. Daß unser Erdtheil am ausführlichsten behandelt und daß alle Besitzungen, die zu Einem Lande gehören, zusammengestellt worden, dürfte ebenfalls nur erwünscht sein.

Da der Leser nicht blos eine trockene Aufzählung von Örtern findet, sondern das Ganze sich in einer streng systematischen Ordnung bewegt, so dürfte es auch als Lehrbuch in Schulen, trotz seiner nothwendig gewordenen Stärke, sehr zu empfehlen sein. Vorrede und Inhalt geben über das Ganze eine noch deutlichere Übersicht. Zu einer besondern Empfehlung dürfte dem Buche auch noch das sehr vollständige Register, nicht blos der Ortsnamen, sondern aller in demselben abgehandelten Lehren dienen, sowie auch der mäßige Preis, der bei dem schönen, weißen Papiere und scharfen Drucke nicht billiger gestellt werden konnte, dasselbe gewiß eine günstige Aufnahme finden lassen wird.

Bei **C. H. Reclam** sen. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sechzig Fabeln zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend von **Alex. Reclam**, Dr. phil. u. s. w. 5¾ Bogen in 8. 1842. Sauber geb. Preis ½ Thlr.

Es dürften in der neuesten Zeit wol wenig Fabeln erschienen sein, über deren Werth die kritischen Blätter sich so einstimmig ausgesprochen haben, als es bei diesen geschehen ist. Alle nennen sie eine wahre Bereicherung unserer Fabelliteratur, und können sie den Ältern und Erziehern nicht genug empfehlen. Ein paar Beurtheilungen wollen wir zum weitern Nachlesen hier anführen: Berliner Lit.-Zeitung, 1842, S. 845; Blätter f. Literatur z. Abendzeitung, 1842, Nr. 61; Allgem. Schulzeitung, 1842, Nr. 121; Literaturblatt zum Morgenblatt, 1842, Nr. 75.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1842. Dreiunddreissigsten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. XIII, XIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat September, oder Nr. 35—39. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die **Allgemeine Bibliographie** wird auch dem **Repertorium der deutschen Literatur** beigefügt. Beiden Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet werden. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen:

Die Grenzboten.

Eine deutsche Revue.

Redacteur: Z. Kuranda in Brüssel.

Mitarbeiter. Die Grenzboten erhielten bisher Arbeiten von den Herren: Prof. Altmeyer in Brüssel, Berthold Auerbach in Mainz, Baron v. Bülow in Berlin, Dr. Brandeis in London, Th. Creizenach in Frankfurt, Lorenz Diefenbach in Frankfurt, S. A. Frankl in Wien, K. Gutzkow in Frankfurt, Hackländer in Stuttgart, J. Kaufmann in Leipzig, H. Koenig in Fulda, G. Kühne in Leipzig, H. Laube in Leipzig, Dr. H. Merz in Tübingen, E. Robert in Mailand, G. Schirges in Hamburg, Prof. Schliephake in Brüssel, Dr. S. Schott in Stuttgart, J. Venedey in Paris, A. Weill in Paris, Z. v. Z. in Wien u. s. w.

Größere Aufsätze. Die Grenzboten brachten bis jetzt unter andern folgende: Georges Sand und Pierre Leroux; zur Charakteristik der neuesten Socialisten. — Gluck und Piccini, ein musikalisches Sittenbild. — Preußen und die Juden. — Frankfurt und die deutsche Literatur. — Die pariser Kunstausstellung von 1842. — Beschauliche Briefe aus Östreich. (Die Regierung und die Schriftsteller.) — Mozart's erste Reise nach Paris, nach authentischen Quellen. — Östreich von französischem Gesichtspunkte. — Über Leopold Schefer. — Französische Advocaten. — Hamburg nach dem Brande. — Elsasser Leben. — Die deutschen Lyriker. — Die drei Feinde des heutigen Schriftstellers. — Die Preßzustände in Preußen. — Wiener Redensarten. — Die kölnische Zeitung und die Juden. — Die Flamänder und ihre Literatur. — Die Männer der Zeit. (Feuerbach.) — Die deutschen Schriftsteller und die Gesellschaft. — Bekenntnisse der Grenzboten. — Ein Besuch bei Madame Pasta. — Die Lehrfreiheit in Belgien. — Beschauliche Briefe aus Östreich. (Die slawischen Bewegungen.) — Die belletristischen und die politischen Journale. — Wanderungen durch eine Bildergalerie. — Briefe aus St.-Petersburg. (Der Hof und der Adel.) — Philipp II. und Granvella. — Großstädtische Fragen. — Aus dem Studienhefte eines Musikers. — Deutsches Universitätsleben. (Die Studentenwelt.) — Der Musikunterricht in Elementarschulen. — Soldatenbilder aus Östreich. — Reiche Thränen — armes Volk, eine literarisch-sociale Epistel. — Preußens Vor- und Rückschritte. — Die Industrie und das Jahrhundert, Andeutungen und Wünsche. — Skizzen aus dem kölner Dombaufeste. — Briefe aus St.-Petersburg. (Der Kaiser und die Verschwörungen.) — Deutsches Universitätsleben. (Göttinger Persönlichkeiten.) — Über Gutzkow's gesammelte Schriften. — Erinnerungen eines Landschaftsmalers. — Beschauliche Briefe aus Östreich. (Die neuesten Schriften über Östreich.) — Die Preßverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. — Die politischen Flüchtlinge in Belgien. — Wanderungen durch die pariser Theater u. s. w.

Correspondenzen. Die Grenzboten haben in allen größern Städten Europa's ihre eigenen Correspondenten. Sie brachten bisher Berichte über die wichtigsten Zeitbewegungen aus Amsterdam, Berlin, Brüssel, Köln, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Mailand, Mainz, Paris, Stuttgart, Wien u. s. w. Die meisten dieser Berichte sind in viele andere deutsche Journale übergegangen, wol der sprechendste Beweis für den Werth derselben.

Novellen. Die Novellen der Grenzboten erscheinen in abgesonderten Heften; sie enthielten unter andern: Die Busennabel, von H. Koenig. — Der Hauslehrer. — Johannes, von L. Diefenbach. — Das Schlafgemach der Maria Stuart, von Theodor. — Die Osterkönigin, von Hasselt. — Ohne Spaß, von H. Schiff. — Die Bettlerin von Toledo. — Was eine Mutter leiden kann. — Sünde und Sühne, von L. Diefenbach. — La Posada de Todos Santos, von E. Robin. — Die Virtuosin, von J. Lester. — Der beste Freund, von H. Stephani. — Die Marquise, von H. Laube. — Wer ist glücklich? von Berthold Auerbach u. s. w.

Abonnements-Bedingungen. Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen von 2—4 Bogen; jährlich 156 Bogen. Der Preis für das ganze Jahr ist 10 Thaler. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Leipzig, im October 1842.

Friedrich Ludwig Herbig.

Soeben erhielten wir in Commission und ist durch uns zu beziehen:

Auswahl
einiger
Schwedischen Gedichte,

nebst einer getreuen Übersetzung, zur leichtern Erlernung der schwedischen Sprache.

Herausgegeben
von
Ado Waldemar Dieterich.

In-8. Stockholm. ½ Thlr.

Leipzig, im October 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Aug. v. Kotzebue's Theater in 40 Bänden. Format der neuesten Ausgabe von Schiller's Werken. Auf schönes Velinpapier elegant gedruckt. Mit Portrait des Verfassers in Stahlstich. **Subscriptionspreis 10 Thlr. 20 Ngr.**

Diese neue, schöne, nun vollständig erschienene Ausgabe, welche die sämmtlichen dramatischen Erzeugnisse des Verfassers enthält, ist noch **bis Ende dieses Jahres** für obigen außerordentlichen billigen **Subscriptionspreis** in allen Buchhandlungen zu haben. Mit Anfang des Jahres 1843 tritt dagegen ein Ladenpreis von 14 Thlr. 20 Ngr. ein.

Leipzig, im October 1842.

Eduard Kummer.

Neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch,

zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von

Dr. J. H. Kaltschmidt.

In 10 Heften zu 8 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Zur Empfehlung dieses Werkes wird am besten die Einsicht der ersten Hefte sowie die Bemerkung genügen, daß sich dasselbe vor allen bisherigen Fremdwörterbüchern durch seine **Vollständigkeit**, zweckmäßige **typographische Einrichtung** und durch **ungemeine Billigkeit** gleich vortheilhaft auszeichnet.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXXII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Ankündigung
und
Einladung zur Subscription
auf die
neunte
verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage
des
Conversations-Lexikon.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften
zu dem Preise von
5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rhein. = 15 Kr. C.-M. für das Heft.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Das **Conversations-Lexikon** ist nun seit mehr als dreißig Jahren in der deutschen Literatur dermaßen eingebürgert, daß es überflüssig erscheint, bei Ankündigung dieser neuen **neunten Auflage** den Plan des Werkes, der im Wesentlichen derselbe bleiben wird, ausführlicher darzulegen. Doch darf nicht unbemerkt gelassen werden, wie in der Gegenwart ganz andere Ansprüche an das Conversations-Lexikon gemacht werden, als in der Zeit seines ersten Erscheinens; wie man jetzt ganz andere Dinge oder wenigstens eine ganz andere Art der Darstellung und Bearbeitung in einem derartigen Werke sucht, als vor einem Menschenalter. Wenn das Conversations-Lexikon ursprünglich blos den Zweck hatte, den Mangel höherer Ausbildung bei Demjenigen, der sich in Gesellschaft Gebildeter bewegt, gewissermaßen zu verdecken, so hat es jetzt unendlich gesteigerten Ansprüchen zu genügen; indem man es mit Recht als ein **Archiv alles Wissenswürdigen betrachtet, als eine fortlaufende Chronik aller wichtigen Begebenheiten und Erscheinungen, als einen Spiegel aller äußern und innern Zustände, welche in Gesellschaft und Staat, Wissenschaft, Kunst und Literatur bedeutsam hervortreten.** Von den gegenwärtig erscheinenden Werken ähnlicher Art, die in Nachahmung des Conversations-Lexikon entstanden sind, unterscheidet es sich indessen wesentlich dadurch, daß es, mehr den Charakter eines Conversations-Lexikon festhaltend als dem einer Encyklopädie nachstrebend, **nicht blos ein Werk zum Nachschlagen** sein will, welches über möglichst alle Gegenstände, die irgend einmal gesucht werden könnten, Auskunft gibt, sondern mehr ein Werk, welches **in anziehender Form und bequemer Auswahl Das beleuchtet, was dem gebildeten Leser zu wissen wichtig und wünschenswerth erscheint.** Beispiellos ist in der Geschichte der Literatur die Theilnahme, welche das Publicum dem Conversations-Lexikon gezollt hat und noch zollt, und höchst ehrend die Anerkennung, welche es nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande gefunden, indem mehr und mehr Sprachen durch Übersetzungen und Nachahmungen dasselbe sich aneignen. Nur aber dadurch, daß das Conversations-Lexikon sich fort und fort gleichsam verjüngt, daß es der so rasch und gewaltig vorschreitenden Zeit auf dem Fuße folgt und

auch den längst abgeschlossenen Gegenstand immer von neuem wieder aus dem Gesichtspunkte der Gegenwart auffaßt, vermag es den Ruf, welchen es sich erworben, bleibend zu behaupten. Dieses anerkennend, sollen bei der Herstellung der neunten Auflage weder Mühe noch Kosten gescheut werden, um das Conversations-Lexikon wieder in möglichster Vollkommenheit dem Publicum vorzuführen.

Die neunte Auflage wird **ein abgeschlossenes Ganze** bilden, insofern sie Alles enthält, was für die Gegenwart in ein Conversations-Lexikon zu gehören scheint. Sie wird nicht nur — jedoch in neuer, der Tendenz des Werkes entsprechender Bearbeitung, und zum Theil mit andern Artikeln verschmolzen — die große Masse aller der Artikel aus dem **„Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur"** und dem **„Conversations-Lexikon der Gegenwart"** enthalten, sie wird auch überdies in Folge der gesteigerten Ansprüche durch eine sehr bedeutende Anzahl neuer Artikel aus allen Zweigen des Wissens und der Geschichte bereichert werden. Alle bereits vorhandenen Artikel werden gründlich revidirt und besondere Sorgfalt wird darauf gewendet, daß das Ungehörige, Breite und Veraltete ausgeschieden, das Fehlerhafte verbessert, das Mangelnde und neu Erforschte hinzugefügt, die Geschichte bis an die Schwelle der Gegenwart geführt, und in Darstellung und Sprache eine größere Vollkommenheit erzielt werde. Eine große Anzahl ausgezeichneter Gelehrten, deren Namen die Vorrede nennen wird, unterstützen die Redaction bei der Revision und Ergänzung des Werkes.

Um für die bedeutenden Vermehrungen, welche die neunte Auflage des Conversations-Lexikon nach obigen Andeutungen erhält, Raum zu gewinnen, ist es zweckmäßig erschienen, ein **größeres Format** zu wählen, und um die Bände nicht in einer für den Gebrauch unbequemen Weise stark machen zu müssen, das Werk, anstatt wie bisher in zwölf, jetzt

in funfzehn Bänden

auszugeben. Diese theilen sich, um das Conversations-Lexikon in Kreise einzuführen, denen es des Preises wegen noch weniger zugänglich war, in

einhundertundzwanzig Hefte,

jedes von 6—7 Bogen. **Die vollständige Lieferung des Werkes in 120 Heften wird ausdrücklich garantirt.**

Auf das Äußere wird die größte Sorgfalt gewendet. Es ist eine neue Schrift eigens für diese Auflage geschnitten worden, die für das Auge sehr wohlthuend ist; der Druck ist scharf und gleichmäßig, und das Papier übertrifft an Weiße und Festigkeit dasjenige beiweitem, das bisher zu dem Conversations-Lexikon verwendet wurde. Da das ganze Werk in spätestens drei Jahren vollständig geliefert werden soll, so werden alljährlich 40 Hefte oder im Durchschnitt vom Januar 1843 an monatlich drei Hefte erscheinen, und es sind alle Einleitungen getroffen, um diese Termine pünktlich einhalten zu können.

Jedes Heft kostet in der

Ausgabe auf gutem weißen Maschinenpapier

5 Ngr. = **4** gGr. = **18** Kr. Rhein. = **15** Kr. C.-M.

Die Ausgaben auf **feinem Schreibpapier** und **extrafeinem Velinpapier** werden nur **bandweise** geliefert und kostet jeder Band auf **Schreibpapier 2** Thlr., auf **Velinpapier 3** Thlr.

Rabatt kann auf die bemerkten Preise nicht in Anspruch genommen werden, aber alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, Subscribentensammlern auf 12 Exemplare ein dreizehntes Exemplar gratis zu liefern.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für untere Gymnasialclassen,

höhere Bürger-(Real-)Schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von

Dr. Mager,

fürstl. schwarzb. Educationsrath, Professor in Aarau, der königl. preuß. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt auswärtigem, des Frankfurtischen Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache ordentlichem Mitgliede.

Zwei Theile.

Neue Auflage.

Preis 3 Fl. 42 Kr., oder 2 Thlr. 7½ Ngr.

Partiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile:

Erster Theil. **Französisches Sprachbuch.** Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. (Gr. 8. XXXII u. 336 Seiten.) Ladenpreis 1 Fl. 30 Kr., oder 27½ Ngr. Partiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 1 Fl., oder 20 Ngr.

Zweiter Theil. **Französisches Lesebuch** für untere Classen. Erster Band. (Gr. 8. VIII u. 212 Seiten.) Ladenpreis 48 Kr., oder 15 Ngr. Partiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 32 Kr., oder 10 Ngr. Zweiter Band. (Gr. 8. VIII u. 348 Seiten.) Ladenpreis 1 Fl. 24 Kr., oder 26¼ Ngr. Partiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 56 Kr., oder 17½ Ngr.

Dieses Schulbuch ist aus der doppelten Absicht hervorgegangen, den französischen Sprachunterricht sowol dem Inhalte als der Methode nach gründlich zu reformiren und denselben auf einen Standpunkt zu erheben, auf welchem er in Wahrheit ein Bildungsmittel heißen dürfe. Zu dem Ende mußten im Sprachbuche einerseits statt der willkürlichen und conventionellen, dabei sehr oft nicht einmal richtigen Regeln, wie sie seit hundertundfunfzig Jahren eine „Grammaire" immer der andern nachschreibt, die organischen Gesetze des französischen Wort- und Satzbaues entwickelnd dargelegt und durch Logik, Geschichte und Sprachgebrauch begründet werden, und das in einer, Schülern verständlichen Weise; andererseits mußte die herkömmliche grammatistische Methode verlassen und es durfte ebenso wenig die Hamilton-Jacotot'sche Methode gewählt, es mußte vielmehr die genetische Methode gesucht werden, und zwar ist dieses für zehn- bis funfzehnjährige Schüler bestimmte Buch die elementarisch-genetische Methode. Für die überaus reiche Beispielsammlung im Sprachbuche sowie für das Lesebuch entstand dann die Forderung, einen Inhalt zusammenzubringen, der, ohne je in die Trivialität und Leerheit der Bonjourladen und Theekötchen zu versinken, doch die constitutiven Elemente der französischen Conversation gäbe, zugleich aber einen durchaus gehaltvollen, dabei wohl organisirten Stoff, aus dem die Jugend ihre bessere Substanz bereiten, an dem sie geistig und gemüthlich wachsen und erstarken und aus dem sie nebenbei Realkenntnisse erwerben könne. Der schnelle Eingang, den das französische Elementarwerk bei höher gebildeten Schulmännern gefunden hat — die erste Auflage erschien vor zwei Jahren — verbunden mit den durchaus anerkennenden Urtheilen der Meister der heutigen Sprachforschung und Didaktik, läßt uns für diese neue Auflage eine gleich günstige Aufnahme hoffen. Der Herr Verfasser hat das Sprachbuch — dem die früher besonders gedruckte dritte Abtheilung: „Wörterbuch und Fibel", jetzt einverleibt ist — im Einzelnen vielfach verbessert und es seinem „Deutschen Sprachbuch" zu nahem gesucht, wobei die so wünschenswerthe parallele Behandlung des Unterrichts in verschiedenen Sprachen erleichtert worden. Das Lesebuch, früher ein Band von 320 Seiten, erscheint in völlig neuer Gestalt: aus einem Bande sind zwei geworden, die besonders zu haben sind; der erste Cours ist um 81, der zweite um 151 Seiten vermehrt; dabei ist namentlich im zweiten Bande auch auf die Oberclassen solcher Schulen Rücksicht genommen worden, die ihre Schüler nicht an höhere Schulen abgeben, sondern dieselben mit 14—15 Jahren ins bürgerliche Leben übergehen sehen.

Von demselben Verfasser ist ferner bei uns erschienen:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

Gr. 8. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 25 Ngr.

Partiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exempl. 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 15 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben erschien und ist durch alle Musik- und Buchhandlungen zu beziehen:

Sion, Sammlung classischer geistlicher Gesänge für die **Altstimme** mit Begleitung des Pianoforte. Nr. 31—40,

enthaltend Arien aus **Jomelli's** Passione, **Sarti's** Miserere, **Bertoni's** Miserere, **Hasse's** Litania, **Pergolese's** Miserere, **Haydn's** Stabat Mater, **Righini's** Te Deum, **Hasse's** Pelegrini, **Galuppi's** Jael. Preis à 5—10 Sgr.

Die früher erschienenen 30 Gesänge für die Altstimme (Preis à 5—10 Sgr.) sind aus den Oratorien von **Händel, Pergolese, J. S. Bach, Lotti, Durante, Leonardo Leo** gewählt, das Pianoforte-Arrangement lieferte der rühmlichst bekannte Musikdirector Klage.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **Ed. Anton** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lee, H. (Dr.), **Die malbergische glosse,** ein rest alt-keltischer sprache und rechtsauffassung. Beitrag zu den deutschen rechtsaltertümern. I. heft. Brosch. Gr. 8. 26¼ Sgr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von **Oken.** Jahrgang 1842. Achtes und neuntes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

Pränumeration auf den Jahrgang 1843 der östreichischen militairischen Zeitschrift.

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:

Das 3te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Über den Unterricht im Scheibenschießen. II. Der Feldzug 1709 in Spanien und Portugal. Zweiter Abschnitt. III. Die Schlacht bei Hochkirch am 14. October 1758, sammt dem Plane der Schlacht. IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen; Nr. 9—12.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Die **ältern Jahrgänge** sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten: Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt für 6⅔ Thlr.; jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6⅔ Thlr. Die Jahrgänge 1840 und 1841 kosten jeder 8 Thlr. Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen zu 6⅔ Thlr., die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5⅓ Thlr. berechnet.

Auf den nächsten **Jahrgang 1843** wird bereits schon in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration für die unterzeichnete Buchhandlung angenommen.

Braumüller & Seidel,
Buchhändler in Wien.

Dr. **C. Hartmann** (herzogl. braunschw. Bergcommissair),

Handbuch der Mineralogie

zum Gebrauch für Jedermann, besonders aber für Universitäten, Berg-, Forst- und polytechnische Akademien, zum Selbststudium und für Sammler. Zugleich als zweite ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage der „Mineralogie in 26 Vorlesungen". Erster Band. Mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten und mit 11 lithographirten Foliotafeln. Gr. 8. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Dieses wissenschaftliche, bei großen Mitteln, Apparaten, Cabineten ausgearbeitete Werk ist seit einer Reihe von Jahren wieder das erste größere vollständige und systematische Handbuch der Mineralogie und ganz auf dem Standpunkte der neuesten Zeit. Das System des Herrn Prof. Weiß in Berlin ist beibehalten, und den vielen Schülern dieses berühmten Mineralogen, sowie denen seines nicht minder ausgezeichneten Schülers, des Herrn Prof. Rose, ebenfalls in Berlin, dürfte dieses Handbuch besonders unentbehrlich sein. Aber auch Anfänger und Dilettanten wird es befriedigen, da es ungeachtet der großen Masse darin niedergelegter Kenntnisse allgemein verständlich bearbeitet ist. Der zweite und letzte Band ist bereits im Druck begriffen und erscheint noch vor Ende 1842.

(Vorräthig zu haben in allen Buchhandlungen.)

Bei **C. Kummer** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

Katalog im Preise bedeutend herabgesetzter Bücher, Nr. II, enthaltend: Medicin, Chirurgie, Anatomie, Pharmacie, Thierheilkunde, sowol wissenschaftliche als populaire Werke.

Der **Katalog Nr. I**, naturwissenschaftlichen Inhalts, ist ebenfalls in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

In unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Buch Hiob,

der Urschrift gemäß
metrisch übersetzt und erläutert
von
J. G. Vaihinger.

Gr. 8. Velinpapier. Brosch. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.)

Der Verfasser bemühte sich, den Grundtext eines der erhabensten Zeugnisse der hebräischen Literatur wortgetreu wiederzugeben, Fremdwörter, welche den Laien unverständlich sind, durchweg zu vermeiden und die orientalische Sprachform mit dem Genius der deutschen Sprache möglichst zu verschmelzen. Gründlichkeit der Auffassung, Reinheit der sprachlichen Form und Begeisterung für das hehre Wort der heiligen Schrift werden dieses Buch für Theologen und Nichttheologen zu einer nicht nur belehrenden, sondern auch erbaulichen und sehr anziehenden Lectüre machen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Für Leihbibliotheken und Lesecirkel.

Bei **E. L. Fritzsche** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Belani, H. E. R., Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bände. 8. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbach, L., Luftin. Ein Roman. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Rudolphi, J. (Verf. d. Steffano Carini), **Waldrosen.** Novellen und Erzählungen. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Schoppe, A., Neid, Haß, Liebe. Ein Roman. 2 Bände. 8. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

SIR HENRY CAVENDISH'S DEBATES OF THE HOUSE OF COMMONS,

DURING THE THIRTEENTH PARLIAMENT OF GREAT BRITAIN, COMMONLY CALLED „THE UNREPORTED PARLIAMENT", WHICH MET IN MAY 1768, AND WAS DISSOLVED IN JUNE 1774. TO WHICH ARE APPENDED, ILLUSTRATIONS OF THE PARLIAMENTARY HISTORY OF THE REIGN OF GEORGE THE THIRD.

DRAWN UP FROM THE ORIGINAL MANUSCRIPTS,

By J. WRIGHT,

Editor of „The Parliamentary History of England", etc.

Das Werk wird in 16 Lieferungen vollständig sein. Jede Lieferung kostet 6 Gr.

Leipzig, im November 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinpapier, 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpapier, 24 Thlr.
Die Kupfer und Karten der ersten Auflage 3 Thlr.

Sollte Jemand sich dieses ausgezeichnete Werk nach und nach anschaffen wollen, so sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, es in beliebigen Zwischenräumen lieferungs- oder bandweise abzugeben.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mythologische Forschungen und Sammlungen

von

Wolfgang Menzel.

Erstes Bändchen.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Inhalt:

I. Die Schöpfung des Menschen. Vergleichende Übersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen. — II. Eros. — III. Monographie der Bienen. — IV. Die Mythen des Regenbogens. — Nachträge.

Die erste Abhandlung entfaltet in einem sehr weiten Panorama solche Mythen, die das classische Alterthum nur wenig berühren, aber desto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des christlichen Mittelalters eingreifen und die dem Herrn Verfasser zugleich eine mythologische Recognoscirung in allen Welttheilen verstatteten. Die zweite verweilt vorzugsweise unter den lieblichsten Phantasien des alten Hellas. Die dritte und vierte legen Proben von der Art und Weise ab, wie Gegenstände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poesie aufzufassen sind. — Zu wissen, wie derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee sich in den verschiedensten Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt habe, ist ein Bedürfniß, das sich den Forschern in mehr als einer Wissenschaft aufdrängt, zunächst aber von Denen empfunden wird, die sich mit ästhetischen Ideen beschäftigen und im weiten Gebiete der Phantasie zu orientiren haben. Die unbefangene, wenn wir so sagen dürfen, naturgeschichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, ist ohne Zweifel die zweckmäßigste und günstigste für das ästhetische Bedürfniß, und wir hoffen daher, daß diese, allen Freunden der Poesie und Kunst gewidmeten Forschungen und Sammlungen den strengen Foderungen der Gründlichkeit und Vollkommenheit nachkommen und allgemein Anklang finden werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Fest-Kalender.

Gubitz

„Volks-Kalender für 1843",

jetzt (à 12½ Sgr., 12½ Ngr., 45 Kr.) in jeder soliden Buchhandlung zu haben, ist zugleich

Gedenkbuch zu dem großen Feste,

das die Deutschen im Jahre 1843 erleben und Aller Theilnahme in Anspruch nimmt. Außerdem finden sich aber in diesem Jahrgange (der 91 schriftstellerische und 133 bildliche, theils farbig gedruckte Gaben hat) zugleich andere, mannichfache Beziehungen auf 1843.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1842. Dreiunddreissigsten Bandes drittes und viertes Heft. (Nr. XV, XVI.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat October, oder Nr. 40—43. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die **Allgemeine Bibliographie** wird auch dem **Repertorium der deutschen Literatur** beigefügt. Beiden Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet werden. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.

Journal de gens du monde.

Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chèz tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1⅓ Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 19. Un point d'honneur. (Fin.) Par **Dessalles Régis.** — Entre la coupe et les lèvres. Par **Philibert Audebran.** — La débâcle du Rhin. Par **Pierre Aubry.** — Fragments d'un voyage en Espagne. Par **Roger de Beauvoir.** — Mathilde, mélodrame en cinq actes. Par **Jules Janin.** — Le dedans jugé par le dehors. Par **Philipon.**

Sommaire du No. 20. Le bien des pauvres. Par **J.-L. Saint-Pol.** — Voyage dans les États barbaresques en 1838, 1839 et 1840. Par **F. F.** — L'homme qui a fait ses preuves. Par **Eugène Guinot.** — Le dedans jugé par le dehors. (Suite.) Par **Philipon.**

Bei **G. Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und als Rest versandt:

Dr. Al. H. Krüger's Handbuch der Zoologie.

Nach der zweiten französischen Ausgabe des H. Milne-Edwards bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben. Zweiter Band. Erste Abtheilung.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Über

englische Landwirthschaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse,

insbesondere Deutschlands.

Nach eigener Anschauung

von

A. von Weckherlin.

Gr. 8. Velinpapier. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 gGr.)

Dieses, allen Land- und Forstwirthen von dem Hrn. Verf. gewidmete interessante Werk zerfällt in folgende Hauptabschnitte: Erster Abschnitt: Allgemeiner Überblick über die allmälige Ausbildung und den jetzigen Stand der englischen Landwirthschaft und über eine Vergleichung derselben mit der deutschen Landwirthschaft. I. Über den frühern landwirthschaftlichen Zustand in England, als Einleitung. II. Neuere englische Landwirthschaft. III. Einzelne Gegenstände, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands Interesse erregen. a) Cultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthschaftliches Bauwesen. — Zweiter Abschnitt: Speciellere Vergleichung des englischen mit andern, insbesondere deutschen Wirthschaftssystemen und der Anwendbarkeit des englischen Systems in andern Verhältnissen. I. Durchschnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieser Vergleichung Erschöpfung und Ersatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verschiedener Wirthschaftssysteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältnisses bei den verschiedenen Wirthschaftssystemen, besonders aber des Einflusses der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduction, nebst Schlußfolgen daraus.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. October. Nr. 496—500.

Inhalt:

Goldsmith. — Zur Zeitungsstatistik. — Gute Lehre. — Port Lincoln in Südaustralien. — Die Letten und Esthen. — Luftdichte Fenster und Thüren. — Die Tabacksfabrikation. — Koblenz. — Chronologie der Erdbeben. — Christine, Königin von Schweden. — Die Insel Haiti. — Der Kölner Dom. — Südrussische Reisewagen. — Mekka. — Zur Kenntniß altenglischer Lebensweise. — Landwirthschaftliche Statistik der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Medina. — Die Brücke bei Bronnizy. — Notiz.

An Abbildungen enthalten diese Nummern:

Goldsmith. — Ansicht von Boston Bai in Südaustralien. — Ein Tabacksmagazin in London. — Der Ehrenbreitstein. — Christine, Königin von Schweden. — Der Hafen von Haiti. — Scene an der Südwestgrenze von Rußland. — Mekka. — Zur Kenntniß altenglischer Lebensweise. — Medina.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. Ankündigungen werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, besondere Anzeigen ꝛc. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise ermäßigt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **E. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

Debonale's Werke zur Erlernung der französischen Sprache.

Im Verlage von **August Campe** in Hamburg ist erschienen und von **F. A. Brockhaus** in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin.** Herausgegeben und vermehrt von **S. Debonale.** Vierte Auflage. 8. 1842. 20 Ngr.

Debonale, S., Neue französische Grammatik für Schulen. Zehnte Auflage. 8. 1832. 1 Thlr.

—— ——, **Cours de langue française.** Ein Übersetzungsbuch mit Erläuterungen, um sich in dem französischen Briefstyle zu üben und besonders um die grammatikalischen Regeln zu lernen. Siebente Auflage. 8. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr.

Durch alle Musikhandlungen zu beziehen!

Donizetti's neue Oper

La Favorita — Die Favoritin

hat jetzt auch in Berlin die grösste Anerkennung gefunden, nachdem Frankreich, Italien und die Haupttheater Deutschlands ihren Werth durch vielfache Aufführungen offenkundig gemacht hatten. Die Oper erschien:

Vollständiger Clavierauszug 8⅔ Thlr.; ohne Finale 6¼ Thlr.; für Pianoforte allein (ohne Text) 4 Thlr.; zu 4 Händen 5 Thlr.; im Quatuor für Violine, 4 Lief., à ⅔—1¼ Thlr.; im Quatuor für Flöte, 4 Lief., à ⅔—1¼ Thlr.; für Violine allein arr., von Panofka, ¾ Thlr.; für Violine und Piano concertant, von Panofka, 2 Lief., à 1¼ Thlr.; für Orchester und in Partitur; Ouverture, Ballets in allen Arrangements und alle Gesangsnummern einzeln, à ¼—1 Thlr. — Unter den Gesängen fanden besonders grossen Beifall: Nr. 1, 3, 4 (dito arr. für 2 Frauenstimmen), 6, 8, 10 (daraus einzeln: Cavatine für Sopran oder Tenor, dito für eine Bassstimme), 15, 16.

Compositionen über Lieblingthemas für **Piano** sind erschienen von **Fr. Hünten** Op. 120, **Heller** Op. 22, **Kalkbrenner** Op. 150, **Osborne** Op. 40, **Rosellen** Op. 36, **Kullak** Op. 6, **Schubert** Op. 32, **Tolbecque** (Contredanses).

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. J. Ch. Heck,

Des weiblichen Geschlechtslebens

Anfang und Ende, oder das Leben der Jungfrau, Gattin, Mutter und Matrone. Mit besonderer Rücksicht auf die Bleichsucht und diejenigen Zustände, welche beim Eintritt der Menstruation vorkommen. Naturhistorisch, physiologisch und pathologisch dargestellt.

Gr. 8. 1 Thlr.

Ermessen wir das ganze Leben des Weibes vom ersten Lebenstage an bis zu des Daseins letzter Stunde, so läßt sich nicht verkennen, daß diesem zarten Geschlechte, dem Träger, Pfleger und Erhalter der Menschheit, nur die beiden Endperioden, das Kindheitsalter und das Matronenalter zum frohen und ruhigen Lebensgenusse vergönnt sind, dagegen aber die dazwischenliegenden weit wichtigern Lebensperioden mit zahllosen Körper- und Seelenleiden erfüllt sind. Diese Bestimmung des Weibes bewog den Verf., den zarten weiblichen Organismus und dessen Functionen näher zu beleuchten und allen Gebildeten, allen Ärzten eine Darstellung des weiblichen Geschlechtslebens zu überliefern, die, reiflich erwogen und mit Liebe auf das Leben übergetragen, ohne Zweifel viele Leiden der zarten Frauen lindern und ihr aus Liebe und Leiden zusammengesetztes Leben erleichtern und verschönern wird.

In der **Enslin**'schen Buchhandlung (**Ferd. Müller**) in Berlin ist erschienen:

Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architektur, Sculptur und Malerei, vorzugsweise in Italien vom IV. bis zum XVI. Jahrhundert. In 3335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch *F. B. L. G. Seroux-d'Agincourt,* nebst Einleitungen und erläuterndem Texte herausgegeben von *A. Ferd. v. Quast.* In III Abtheilungen: **Architektur, Sculptur** und **Malerei.** In vier Bänden broschirt incl. der Einleitungen und Texte in 4. Preis 33 Thlr. 10 Sgr.

Einzelne Abtheilungen.

I. Abthlg.: **Architektur,** mit 1362 Abbildungen auf 73 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Text in 4. Brosch. 9 Thlr. 10 Sgr.

II. Abthlg.: **Sculptur,** mit 630 Abbildungen auf 51 Kupfertafeln in Folio, incl. Einleitungen und Texte in 4. Brosch. 7 Thlr. 10 Sgr.

III. Abthlg.: **Malerei,** mit 1343 Abbildungen auf 204 Kupfertafeln in Folio, incl. Einleitungen und Texte in 4. Brosch. 20 Thlr. 20 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **W. Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** 2c. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats October:

Dorfzeitung. Woher kommt es, daß jetzt viele Hauswirthschaften zu Grunde gehen? — Von einigen Hindernissen, welche einem bessern Betrieb der Landwirthschaft hemmend entgegentreten. — über Mäßigkeitsvereine. — Englische Schafe. Mit einer Abbildung. — Das Rabengeschlecht. — Futtersurrogate. — Vorschläge, die diesjährige Herbstsaatbestellung betreffend. — Über das Einmachen des Kartoffel- und Weißkrauts. — **Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Das Reisen, ein sehr zu empfehlendes Bildungsmittel für junge Landwirthe. — Das Johannisthal bei Leipzig. — Die Schlacht bei Leipzig. Von William Wolfe-Tone, einem Augenzeugen. — Deutsche Auswanderer nach Amerika. — **Büchermarkt, Vermischtes, Marktboten, Ankündigungen.**

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Vierteljahrs-Schrift 1842. 4tes Heft.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 4te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1842.

October—December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 Fl., oder 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt:

Über Pflege der Nationalpoesie, Dichtervereine und Verwandtes. — Die Nachfolger Schiller's und das deutsche Theater. — Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung. — Hebung der Fischerei in Deutschland. — Geschichtliches Recht und geschichtliche Grundlagen. — Zur Orientirung über die Verschiedenheit der Interessen und Ansichten in der Twistfrage. — Die Mathematik in ihrem Verhältniß zu den Naturwissenschaften. — Das Bedürfniß erhöhter Schutzzölle für einige Zweige der Vereinsindustrie. — Kurze Notizen.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. October.

Inhalt:

Brehm: 1) Manuel d'Ornithologie, ou tableau systématique des oiseaux qui se trouvent en Europe etc. Par *C. J. Temminck.* 2) Histoire naturelle des oiseaux d'Europe, par *H. Schlegel.* (Nr. 235, 236 u. 237.) — **Credner:** Geschiedenis der Invoering en Vestiging van het Christendom in Nederland etc. Van *H. J. Royaards.* (Nr. 237 u. 238.) — **Ackermann:** 1) Die christliche Glaubenslehre des Herrn Dr. David Friedrich Strauss, auf dem Standpunkte evangelischer Prediger kritisch beleuchtet von *F. Köster.* 2) Zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre des Dr. Strauss, mit besonderer Beziehung auf den Unterschied zwischen dem religiösen und dem philosophischen Standpunkte, und auf das Verhältniss der Kirche und Kirchenlehre zum Christenthum. Von *A. Boden.* (Nr. 245.) — **Grimm:** Das Evangelium Johannes nach seinem Werthe und nach seiner Bedeutung für das Leben Jesu, kritisch untersucht von *A. Schweizer.* (Nr. 256 u. 257.) — **Francke:** 1) Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch von *A. Tholuck.* 2) Stunden christlicher Andacht. Von *L. Hüffell.* (Nr. 260) — **Choulant:** Über die Krankheiten und Störungen des Nervensystems in ihren primären Formen und in ihren nach Alter, Geschlecht, Constitution, ererbter Anlage, Ausschweifungen, allgemeine und organische Krankheiten hervorgerufenen Modificationen. Von *M. Hall.* (Nr. 239) — **Schmid:** Lehrbuch der Physik, zum Gebrauche bei Vorlesungen und beim Unterrichte von *W. Eisenlohr.* (Nr. 241 u. 242.) — **Pfeiffer:** Verzeichniss der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Von *Hoffmann von Fallersleben.* (Nr. 243, 243 u. 244.) — **Schmidt:** *F. Ravaisson*, Rapports au ministre de l'instruction publique sur les bibliothèques de Département de l'Ouest, suivis de pièces inédites. (Nr. 245.) — **v. Duhn:** Abhandlungen aus dem lübischen Rechte, grösstentheils nach ungedruckten Quellen. Von *K. W. Pauli.* (Nr. 247, 248 u. 249.) — **Franke:** Diarchi orationes III. Recognovit, annotationem criticam et commentarios adiecit *E. Maetzner.* (Nr. 249, 250 u. 251.) — **Eckermann:** *Sexti Julii Frontini* de aquaeductibus urbis Romae liber; ad codicum Mss. et vetustissimarum edd. fidem recensuit et germanice reddidit *A. Dederich.* (Nr. 252.) — **Hupfeld:** Kurze Nachricht über die kritische Ausgabe der Luther'schen Bibelübersetzung nebst einem Probebogen, vorgelegt am Tage des dreihundertjährigen Jubelfestes der Reformation in der Gesammtstadt Halle von *H. A. Niemeyer.* Erster Abschnitt. (Nr. 253, 254 u. 255.) — **Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Chronik der Universitäten; Miscellen; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Subscription wird in allen Buchhandlungen angenommen auf die

neunte verbesserte und sehr vermehrte Auflage

des

Conversations-Lexikon.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Lieferungen

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rhein. = 15 Kr. C.-M.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Das erste Heft ist bereits erschienen und von allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten. Durch dasselbe wird man sich am besten von den bedeutenden Vermehrungen und Verbesserungen dieser neuen Auflage und von den äußern Vorzügen derselben hinsichtlich des Drucks und Papiers überzeugen können. Das ganze Werk wird in drei Jahren vollständig geliefert und monatlich werden in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen ausgegeben. Außer der Ausgabe in Heften auf **schönem weißen Maschinenpapier** erscheinen auch bandweise Ausgaben auf **feinem Schreibpapier** und **extrafeinem Velinpapier** zu dem Preise von 2 Thlr. und 3 Thlr. für den Band.

Rabatt kann auf die bemerkten Preise nicht in Anspruch genommen werden, **aber alle Buchhandlungen sind von der Verlagshandlung in den Stand gesetzt, Subscribentensammlern auf 12 Exemplare ein dreizehntes Exemplar gratis zu liefern.**

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über

ständische Verfassung

in Preußen.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Fl. oder 20 Ngr. (16 gGr.)

Inhalt: 1) Die Provinzialstände und die Reichsstände in Preußen. — 2) Über das Ständewesen in Preußen.

Stuttgart und Tübingen, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **C. G. Schaub** in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Kirchenfriede

und dessen dauerhafte Begründung.

Von Dr. K. L. Ludwig.

110 Seiten in Großoctav. Auf weißem Druckpapier, in farbigem Umschlag geheftet. Preis 17½ Sgr.

Dieses Schriftchen ist ernst und zugleich christlich mild gehalten; es ist mit Scharfsinn abgefaßt und unkundlich begründet. Im besten Geiste entspricht der Verfasser zunächst die Ursachen, welche Kirche und Staat seit Jahrhunderten so oft in Zwiespalt brachten, bezeichnet dann das Wesen der Streitfragen und deren Beilegung, welche die jüngsten Differenzen hervorgerufen haben und weist zum Schluß auf die Mittel und Wege hin, welche ein dauerhaftes Friedensverhältniß zwischen Kirche und Staat begründen möchten. Das Glück, womit der Verfasser seine Aufgabe zu lösen gesucht hat, bezeichnet seine Arbeit als ein würdiges Product unserer Zeit. Wir dürfen sie daher unbedenklich als solche empfehlen, und wird dieselbe nicht allein der Wissenschaft willkommen sein, sondern sie wird auch dem Publicum manches Unklare ins Licht stellen und in Manchem zu bestimmtern Urtheile verhelfen.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Forststatistik

der

deutschen Bundesstaaten.

Ein Ergebniß forstlicher Reisen

von

Karl Friedrich Baur.

Zwei Theile.

Gr. 8. 3 Thlr.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der soeben erschienene dritte und letzte Band von

C. Lyell,

Grundsätze der Geologie

oder die neuen Veränderungen der Erde und ihrer Bewohner in Beziehung zu geologischen Erläuterungen, enthält die neuern Veränderungen der

organischen Welt

oder Erklärung der Fragen über das wirkliche Vorhandensein und die Unbeständigkeit der Species und über die ihrer Dauer angewiesenen Grenzen, sowie der Processe, durch welche Thier- und Pflanzenreste fossil wurden. Zur Erläuterung geologischer Thatsachen. Aus dem Englischen nach der sechsten Auflage von *C. Hartmann.* Mit 6 lithogr. Taf. 8. 2⅔ Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr. (Preis aller 3 Bände 7½ Thlr.)

Hiermit ist die deutsche Bearbeitung eines Werkes beendet, wovon in England binnen kurzem sechs Auflagen verkauft wurden, und welches auch in Deutschland die einstimmigste Anerkennung der Kritik gefunden hat.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz zu beziehen:

Otto, Friedr., Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden. Neue Sammlung. 8. Geh. Preis 1 Fl., oder ⅝ Thlr.

Die Muse des Hrn. Verf. hat sich durch die erste Sammlung Schweizersagen (Strasburg 1840), sowie durch zahlreiche Beiträge in Zeitschriften und Almanachen viele Freunde erworben. Ihre Zahl wird sich vergrößern durch die Leser dieser lieblichen Dichtungen, die gleich ausgezeichnet sind durch die gemüthliche Auffassung des historischen Stoffes, wie durch die gewandte und edle Sprache.

Stöber, Aug., Der Dichter Lenz im Elsaß und Friederike von Sesenheim. Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen, nebst Gedichten und Anderm von Lenz und Goethe. 8. Geh. 1 Fl., oder ⅝ Thlr.

Hr. Stöber hat aus Salzmann's Nachlaß auf der strasburger Stadtbibliothek Dasjenige ausgewählt, was auf des genialen und unglücklichen Dichter Lenz Aufenthalt im Elsaß, auf sein und somit auch auf Goethe's Verhältniß zu Friederike von Sesenheim ein neues Licht werfen konnte, und es zusammengestellt mit Dem, was Diejenigen, die diese Personen zu beobachten Gelegenheit hatten, über dieselben aufgezeichnet haben. Besonderes Interesse werden erregen: Mehre ungedruckte Gedichte von Lenz; Goethe's ursprüngliche Übersetzung der Ossian'schen Gesänge von Selma, die sich in einer Abschrift von Goethe's eigener Hand unter Friederike's Nachlaß vorgefunden; an diese gerichtete Gedichte, sowie eine Abbildung des ehemaligen Pfarrhauses zu Sesenheim und ein Facsimile von Goethe's Hand aus damaliger Zeit.

Tytler, A. Fr., Marie und Flora, oder ernst und heiter. Nach der vierten Auflage aus dem Englischen. Mit 4 Bildern. 8. Cart. 1 Fl. 40 Kr., oder 1 Thlr.

Die geistreiche Verfasserin dieses Werkes hat auf eine erfreuliche Weise gezeigt, wie man es machen müßte, um Kinder leicht und angenehm in die Wahrheiten der Natur und in jene der Offenbarung einzuführen. Man sieht an jeder Zeile, daß sie fleißig in der Tiefe beider geforscht, und das kindliche Leben und Streben ist seinen innersten Gründen [illegible] und praktisch dargestellt. Manche Eltern und Kinder [illegible] der Verfasserin Dank wissen, sie mit diesem vortrefflichen Werk bekannt gemacht zu haben. Die äußere Ausstattung (Druck, Bilder, Einband) sind vortrefflich.

Neue Romane.

Billigste Ausgaben im Classiker-Taschenformat.

Bei Gebr. Schumann in Leipzig sind erschienen und in jeder Buchhandlung zu erhalten:

Jack Brag von Th. Hook. A. d. Engl. v. A. Kaiser. 5 Bdchn. 16. Geh. 25 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Väter und Söhne von Th. Hook. A. d. Engl. von G. Fink. 5 Bdchn. 16. Geh. 25 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Gilbert Gurney von Th. Hook. A. d. Engl. von A. Kaiser. 1. Bdchn. 16. Geh. 5 Ngr., oder 18 Kr.

Sämmtliche Romane Theodor Hook's werden in dieser Sammlung folgen, monatlich etwa 2 Bdchn. zu 5 Ngr., oder 18 Kr.

Tintomara. Ereignisse kurz vor, bei und nach der Ermordung Gustav's III. Von C. J. L. Almquist. A. d. Schwed. 4 Theile. 16. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Gabriele Mimanso. Der letzte Mordversuch gegen den König Ludwig Philipp von Frankreich im Herbste 1840. Von C. J. L. Almquist. A. d. Schwed. 5 Theile. 16. Geh. 1¼ Thlr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Der Stellvertreter. Von Emilie Flygare-Carlén. A. d. Schwed. 1. Theil. 16. Geh. ¼ Thlr., oder 24 Kr.

Vorstehende drei Romane bilden zugleich den 1.—10. Theil einer „Bibliothek der besten und neuesten schwedischen Romane", von welcher monatlich etwa 2 Theile zu 7½ Ngr., oder 27 Kr., erscheinen.

Bei E. J. Fournier in Znaim ist soeben erschienen:

Die Lehre der englischen Aussprache; theoretisch und praktisch, nach den neuesten und bewährtesten Quellen Englands und Deutschlands dargestellt; sammt einem Aussprache-Wörterbuche. Ein Hülfsbuch für die Schule und den Selbstunterricht, bearbeitet von J. E. Nossek. Gr. 12. Znaim 1843. Geh. 15 Ngr. = 12 gGr. = 54 Kr. Rhein.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. F. Herbart's

kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von Gustav Hartenstein.

Erster Band.

Gr. 8. 3 Thlr.

Diese Sammlung wird aus drei Bänden bestehen, und der zweite und dritte Band werden noch in diesem Jahre erscheinen. Der erste Band enthält zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über H.'s Leben und Schriften.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

Mozin's grosses Wörterbuch

in der französisch deutschen Abtheilung nunmehr vollständig.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die letzte Abtheilung des französischen Theils von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehrern andern Mitarbeitern.**

Aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. **A. Peschier,**

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 Fl., oder 8⅓ Thlr.

Jede Lieferung 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1¼ Ngr. (1 Thlr. 1 gGr.)

Teinturerie — Schluss.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besondern Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niedern Classen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und Tübingen, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In der **Enslin'schen** Buchhandlung (**Ferd. Müller**) in **Berlin** ist erschienen:

Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Metrisch übersetzt, nebst beigedrucktem Originaltexte, mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von **August Kopisch.** In einem Bande. Mit Dante's Bildniß und zwei Karten seines Weltsystems. Kl. 4. 1842. 4 Thlr.

Dante Alighieri, Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung, diesseits und jenseits. Ein Beitrag zum Verständnisse der göttlichen Komödie von **E. F. Göschel.** 8. 1842. Brosch. 27½ Sgr.

Interessante Neuigkeit.

Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Bei Wallmüller und Heidel,
Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Die Pflege und Behandlung
des
gesunden und kranken Kindes,
während der ersten Lebensperiode.
Belehrungen für Mütter,
von
Joseph Michael Göz.

Doctor der Medicin, Mitglied der med. Facultät und der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien, der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steiermark, und Inhaber der großen goldenen Civil-Ehrenmedaille ꝛc.

Wien 1842. In Umschlag broschirt. 1 Fl. 30 Kr. Conv.-Mze.

Über dieses Werk sagt der Beurtheiler im Zuschauer, 1842, Nr. 75: Göz, der Zögling, Freund und Nachfolger eines Gölis, Göz, der erfahrene und allbeliebte Arzt für Kinder, theilt in dem vorliegenden Buche seine durch lange Jahre und eine der ausgebreitetsten praktischen Laufbahnen errungenen Erfahrungen mit, und dieser gefeierte Arzt übergibt dem Publicum Belehrungen für Mütter. Der Verfasser vergaß nie, für wen er schreiben wollte; seine Sprache ist warm und herzlich, klar und einfach, besonders was er über die Pflege, Kleidung und Ernährung der Kinder sagt, gewinnt durch die schlagende Kraft der Überzeugung. Der Recensent schließt mit den Worten: Wahrhaftig, dieß ist ein Werk, in welchem jedes Wort Gold genannt, Alles gut, ja vortrefflich gepriesen werden muß! Möchte es in alle Sprachen übersetzt, und von philanthropischen Gesellschaften vertheilt werden in Städten und Dörfern zur Beförderung vernunftgemäßer Erziehung, zur Vermehrung irdischen Wohlseins und menschlichen Glückes.

Durch uns ist zu beziehen:

Manuel du libraire
et
de l'amateur de livres.

Contenant:

1) Un nouveau dictionnaire bibliographique.
2) Une table en forme de catalogue raisonné.

Par

Jacques-Charles Brunet.

Quatrième édition originale von mehr als 800 Seiten.

Dieses nützliche Werk, welches lange Zeit hindurch im Buchhandel gefehlt hat, erscheint jetzt in einer neuen Auflage vermehrt und vom Verfasser selbst durchgesehen. Das ganze Werk soll fünf Bände in Großoctav bilden, deren jeder aus zwei Lieferungen bestehen wird. Der 5te Band bildet ein systematisches Register und wird sehr compreß gedruckt sein.

Jede Lieferung der ersten 4 Bände kostet 2½ Thlr.
" " des 5ten Bandes " 3½ "

Nach Erscheinen der 5ten Lieferung wird der Preis erhöht werden.

Leipzig, im November 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Des berühmten Balladen-Componisten

C. Loewe's Lied für eine Singstimme:

Mein Herz, ich will dich fragen, was ist denn Liebe?

erschien soeben. Preis 10 Sgr. Gesangsfreunde machen auf diese ausgezeichnet schöne Composition aufmerksam.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die fünfzig Tage
oder die Geschichte der Gründung
der christlichen Kirche.
Eine Festgabe
für Christen aller Confessionen
von
G. E. L. Hoffmann,
Lehrer an der wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

8. Velinp. Brosch. Preis 1 Fl., oder 20 Ngr. (16 gGr.)

Inhalt: 1) Die frohe Botschaft. 2) Das Wiedersehen. 3) Der erste Sonntag. 4) Das Amt der Apostel. 5) Das Reich Gottes oder die Kirche. 6) Der Abschied. 7) Die Vollendung. — Schlußwort.

Möge dieser interessante Beitrag zur Erklärung der heiligen Geschichte für das größere Publicum den Sinn für die Einheit und Wahrheit unserer christlichen Kirche mit erwecken helfen.

Stuttgart und Tübingen, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In meinem Verlage ist erschienen:

Der letzte König.
Politisches Drama in fünf Aufzügen
von
D. G. Seeburg.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1843.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Meyerbeer's.

8. Auf feinem Velinpapier. Elegant cartonnirt. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Das diamantene Kreuz. Novelle von **L. Rellstab.** — II. Der Erbe von Thronstein. Novelle von **W. Martell.** — III. Reden oder Schweigen? Von **O. Ludwig.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840 kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., die Jahrgänge 1841 und 1842 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Theorie
der Steuern und Zölle.

Mit besonderer Beziehung auf

Preußen und den deutschen Zollverein

von

Moritz v. Prittwitz,

Major im k. preuß. Ingenieurcorps.

Gr. 8. Brosch. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt:

Einleitung. **Theorie.** I. Besteuerung zu finanziellem Zweck, mit Einschluß des eigenen Erwerbs des Staats. — A. Durch Privaterwerb. 1) Aus Grundeigenthum und natürlichen Capitalien. a. Domainen und Forsten. b. Jagd, Fischfang und andere Regalien der Art. 2) Aus gesammelten oder stehenden Capitalien. 3) Aus gewerblichen Unternehmungen. a. Unternehmungen des Staats mit freier Concurrenz der Privatindustrie. b. Unternehmungen des Staats ohne Concurrenz der Privatindustrie, aber auch ohne Privilegium und Monopol. c. Unternehmungen des Staats mit Monopol oder Privilegium. (Gewerbliche Regalien.) α. Das Münzregal. β. Das Regal der Glücksspiele und Lotterien. γ. Das Salpeterregal. δ. Das Postregal. ε. Das Salzregal. — B. Durch eigentliche Steuern. 1) Die Zwangsbesteuerung. a. Generalsteuern. α. Grundsteuer. β. Kopfsteuer. γ. Gewerbsteuer. δ. Haussteuer. ε. Eigentliche Capitalsteuer. ζ. Directe Luxussteuer. η. Vermögens- und Einkommensteuer. ϑ. Salzsteuer. ι. Bier- und Branntweinsteuer. κ. Wein- und Moststeuer. λ. Tabacksteuer. μ. Mahl- und Schlachtsteuer. ν. Andere innere Verbrauchssteuern. ξ. Grenzzölle. ο. Stempelsteuer. π. Passagezölle. b. Specialsteuern. ϱ. Gerichts- und andere Sporteln. σ. Chausseegelder. τ. Gebühren verschiedener Art. υ. Feuersocietäts- und andere Assecuranzen. 2) Freiwillige Besteuerung. — II. Besteuerung zu nicht finanziellen oder nicht fiscalischen Hauptzwecken. a. Branntweinsteuer. b. Gewerbsteuern mit Policeizweck. c. Hundesteuer. d. Tabacksteuer. e. Weinsteuer. f. Kaffeesteuer. g. Luxussteuer. h. Schutzzölle. Prüfung des Princips der Schutzzölle; Anwendung dieser Principien auf den deutschen Zollverein; Zukunft desselben. i. Transitzölle. — **Schlußfolgerungen.** A. In Bezug auf die beste Besteuerungsweise. 1) Von der besten Veranlagung der Grundsteuer. 2) Von der Veranlagung der Personalsteuern. — B. In Bezug auf das Verfahren bei dem Übergange zu einem neuen Steuersystem. — Schlußbemerkung.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Für die Besitzer der Metzler'schen Taschen-Ausgabe von „E. L. Bulwer's Werken" ist, das 96. bis 100. Bdchn. der Werke bildend, soeben erschienen und auch besonders zu haben:

Zanoni. Roman von **E. L. Bulwer.** Aus d. Engl. von G. Pfizer. 6 Bdchn. 16. Geh. à ⅙ Thlr., oder 12 Kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Neue Schriften über Griechenland.

Bei mir sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brandis (Chr. A.), Mittheilungen über Griechenland. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieses Werks hatte als Cabinetsrath des Königs von Griechenland die beste Gelegenheit, das griechische Land und Volk kennen zu lernen. Der erste Theil gibt **Reiseskizzen**, der zweite Beiträge zur **Geschichte des Befreiungskriegs**, der dritte **Blicke auf die gegenwärtigen Zustände des Königreichs.**

Handbuch für Reisende in Griechenland von **J. F. Neigebaur** und **F. Aldenhoven.** Zwei Theile. Gr. 12. Cart. 4 Thlr.

Dieses Handbuch ist von Neigebaur in Verbindung mit dem in Griechenland verstorbenen Aldenhoven ganz nach dem Plane der beliebten übrigen Reisebücher des Erstern bearbeitet worden.

Steub (L.), Bilder aus Griechenland. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

Die Favoritin, Oper von Donizetti.

Der große Beifall, den Donizetti's Favoritin hier gefunden, veranlaßt uns, die Pianoforte-Dilettanten auf folgende neue Compositionen aufmerksam zu machen:

Franc. Hünten, 4 airs de la Favorite. Op. 120. 4 Livr. à 17½ Sgr., dito p. Piano à 4 mains à 20 Sgr.
Kalkbrenner, Rondoletto brillant sur la Favorite. Op. 150. 22½ Sgr.
Kullak, 12 Transcriptions (dans le genre de Liszt). Nr. 5. 10 Sgr.
Osborne, Fantaisie brillante sur la Favorite. 17½ Sgr.
Rosellen, Fantaisie brillante sur la Favorite. Op. 36. 20 Sgr.
Schubert, Divertissement et Variations. Op. 32. 20 Sgr.
Tolbecque, 6 Contredanses de la Favorite. Mit Tanzfig. 10 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Shakspeare
als Vermittler zweier Nationen.
Von
Karl Simrock.
Probeband:
Macbeth.

8. Velinpap. Brosch. Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 26¼ Ngr. (21 gGr.)

Die nahe Verwandtschaft der Engländer und Deutschen, welche ihre Sprache und die Popularität Shakspeare's in Deutschland beweist, hätte beide Nationen schon längst auffodern sollen, sich näher und näher zu befreunden. Indeß finden wir diesen Trieb zu beiden Seiten der Nordsee jetzt so lebendig erwacht, daß uns in dieser Hinsicht wenig zu wünschen übrigbleibt; nur dahin möchte das gegenwärtige Buch wirken, daß eben Shakspeare, der beiden Völkern gleich lieb und theuer ist, noch ferner zu ihrem Vermittler gewählt werde, denn wie sich an ihm ihre Verwandtschaft am auffallendsten erweist, so möchte er auch am geschicktesten sein, den Deutschen für die englische, die Engländer für die deutsche Sprache zu gewinnen. Doch dies ist nur die eine Absicht des Werks, das wir hiermit beginnen; die andere sei, das Verständniß des Dichters bei beiden Nationen und seine Aneignung bei uns weiter zu fördern.

Stuttgart und Tübingen, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben erschien:

Volks-Kalender
für
1843.
Mit Stahlstichen und Holzschnitten.
Herausgegeben von
Karl Steffens.

Elegant geheftet. Preis 12½ Sgr.

Es bedarf wol keiner Empfehlung mehr. Dieser Kalender ist als der schönste und beste, als ein wahrer Prachtkalender überall anerkannt worden.

Demselben schließt sich an:

Der Hausfreund
in Hütten und Palästen.
Von
Karl Steffens.

Monatlich erscheint eine Lieferung von zwei Bogen Text und einem herrlichen Stahlstich. Jede Lieferung kostet nur 3 Sgr. Die erste Lieferung ist bereits in allen Buchhandlungen vorräthig.

M. Simion in Berlin.

In der **Enslin**'schen Buchhandlung (**Verl. Müller**) in Berlin ist erschienen:

Edler, Deutsche Versbaulehre. Ein rythmisch-metrisches Handbuch für Lehrer und zum Selbstunterricht. Gr. 8. 1842. 2⅙ Thlr.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.
Von
Eduard Gervais.
Zwei Theile.
Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Theil dieses ausgezeichneten Geschichtwerks führt den besondern Titel: „**Kaiser Heinrich V.**" (1841, 2 Thlr.), der zweite: „**Kaiser Lothar III.**" (1842, 2 Thlr. 15 Ngr.)

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,
mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildnisse in Stahlstich.
Zweite Lieferung, oder 2ter, 3ter und 4ter Band.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für eine Lieferung 2 Fl., oder 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr 4 gGr.)
Der Preis des Ganzen in vier Lieferungen 8 Fl., oder 4 Thlr. 20 Ngr. (4 Thlr. 16 gGr.)

Inhalt. II. Bd.: Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd.: Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd.: Geschichte Rafael's de Aquilas.

Die früher erschienene erste Lieferung, oder 1ster, 8ter und 11ter Bd. enthält:

I. Bd.: Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — VIII. Bd.: Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — XI. Bd.: Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur.

Die Rücksicht von Klinger's verschiedenen Schriften als Probe Verschiedenartiges zu geben, bewog uns, die Bände nicht in ihrer ordentlichen Reihe aufeinander folgen zu lassen. Die weitern sechs Bände werden aber in zwei Lieferungen, von je wieder drei Bänden, und zu demselben Preise wie obige, so rasch fertig werden, daß das Ganze im Laufe dieses Jahres jedenfalls vollständig erscheinen wird, und wir somit wol hoffen dürfen, daß die bald wieder in Ordnung gebrachte Reihenfolge den verehrlichen Subscribenten nicht unangenehm sein wird.

Stuttgart und Tübingen, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie, herausgegeben zu Berlin von *J. C. Poggendorff*. 57. Band, 2. Stück. 1842. Nr. 10. Nebst zwei Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. Preis des Jahrgangs von 3 Bänden oder 12 Heften 9 Thlr. 10 Ngr. (9 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt: Über die Ausdehnung der atmosphärischen Luft in höhern Temperaturen; von *G. Magnus*. — Über den Vergleich des Luftthermometers mit dem Quecksilberthermometer; von *V. Regnault*. — Untersuchungen gewisser Umstände, welche auf die Temperatur des Siedpunkts der Flüssigkeiten von Einfluss sind; von *F. Marcet*. — Beitrag zur Theorie der magnetischen Maschinen; von *M. Lenz*. — Über relative mittlere Atomabstände; von *G. Karsten* und *F. Brunnow*. — Revision der Atomgewichte. — Über die Anwendung des Boraxglases zur quantitativen Analyse; vom Grafen *F. Schaffgotsch*. — Über die Brechungsverhältnisse; von *H. Deville*. — Untersuchungen über die Salpetersäure; von *E. Millon*. — Über die Langsamkeit der Verdampfung in glühenden Gefässen; von *Person*. — Über die Identität der verschiedenen leuchtenden, wärmenden und chemisch wirkenden Strahlen; von *M. Melloni*. — Über Sauerstoff-Entwickelung aus dem organischen Absatz eines Soolwassers; von *F. Wöhler*. — Zusatz zu der vorstehenden Mittheilung; von *C. G. Ehrenberg*. — Über den Stand des Rheins bei Basel und über die fortdauernde Abnahme von dessen Wassermenge in den letzen 30 Jahren; von *Peter Merian*. — Bestätigung der Moser'schen Entdeckungen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Deutsches Declamatorium.

Von

Karl Ludwig Kannegießer.

In drei Theilen.

Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Erster Theil. Für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 10 Ngr.

Zweiter Theil. Für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 15 Ngr.

Dritter Theil. Für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kannegießer's Declamatorium ist gleich nach seinem Erscheinen in vielen Lehranstalten eingeführt worden und erscheint jetzt in einer zweiten, mit einem zweckmäßigen Anhange vermehrten Auflage. Trotz der bedeutenden Vermehrung aber sind die Preise sowol des ganzen Werks als der einzelnen Theile dieselben geblieben.

Leipzig, im November 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lessingiana

von

Dr. Gottlieb Mohnike.

Nach dem Tode des Verfassers gesammelt und herausgegeben

von

seinem Sohne.

8. Brosch. Preis 1 Thlr.

Die Besitzer aller bisherigen Ausgaben der Werke Lessing's erhalten in diesem schätzbaren Nachtrage ein willkommenes **Supplement** sämmtlicher Schriften dieses gefeierten Dichters. Der Verfasser dieser Beiträge bewährt auch hier seine tiefe Kenntniß der deutschen Literatur und ihrer Geschichte, und die Freunde Lessing's werden namentlich darin höchst schätzbare Bemerkungen über den Bildungsgang dieses großen Geistes und über dessen Verhältniß zu seiner Zeit finden.

Ferner sind bei mir erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kleinere Gedichte

aus

verschiedenen Sprachen

von

Gottlieb Mohnike.

Nach dem Tode des Übersetzers gesammelt und herausgegeben

von

M. H.

8. Brosch. Preis ⅓ Thlr.

Diesem Nachlasse des gefeierten Bearbeiters der **Frithiofssage** geben Auswahl und Kunst des Übersetzers wechselseitig ihren Werth. Verschiedene Nationalitäten sind hier vereinigt und die Volkspoesie so glücklich in ihrer ursprünglichen Empfindung und Melodie wiedergegeben, daß man sie in ihrem ganzen Reiz genießen kann.

Leipzig, im November 1842.

Carl Cnobloch.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Glaubensgegensätze

des Protestantismus und Katholicismus

im Lichte der heiligen Schrift und Erfahrung.

Ein Wort zum Frieden

an gebildete Nichtgeistliche beider Kirchen

von

Karl Haas,

evang. Pfarrer zu Obergröningen.

8. Velinpap. Brosch. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 22½ Ngr. (18 gGr.)

Inhalt: 1) Einigkeit in dem Nothwendigen. 2) Freiheit in Dem, was der Stifter unserer Religion selber nicht über allen Zweifel erheben wollte. 3) In allen übrigen Punkten Liebe! 4) Allgemeine Bemerkungen. — Schluß. — Rückblick und Endergebniß.

In dieser, allen Gebildeten außerhalb des geistlichen Standes gewidmeten Schrift, macht der Herr Verfasser auf eine heilige Sache der Zukunft und einige damit in Verbindung stehende Zeitfragen aufmerksam. Bei der Mannichfaltigkeit der zu berührenden Gegenstände und bei der gebotenen Kürze der Darstellung dürften diese Blätter auf den ersten Anblick etwas Mosaikartiges enthalten, indessen wird einige Aufmerksamkeit den leitenden Grundgedanken allenthalben erkennen lassen: Einigung im Geiste und in der Wahrheit, Zerstörung ihrer Hindernisse und so vieler Mißverständnisse, ehrliches Eingestehen gewisser Schwächen und Hinweisung auf Das, was Noth thut.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ausgewählte Bibliothek

der

Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Von dieser Sammlung, die nur wahrhaft Classisches in gediegenen Übersetzungen enthält und bei sehr schöner Ausstattung doch wohlfeil ist, sind bis jetzt erschienen:

Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen.

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr.

Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Familie H. 10 Ngr.

Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.

Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage. 10 Ngr.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **K. Förster.** 20 Ngr.

——, **Lyrische Gedichte.** Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegiesser** und **K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.

Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von **A. Wittich.** Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr.

Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen übersetzt von **E. von Bülow.** 20 Ngr.

Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von **P. L. Kritz.** Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Ankündigung
und
Einladung zur Subscription
auf die
neunte
verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage
des
Conversations-Lexikon.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften
zu dem Preise von
5 Ngr. = **4** gGr. = **18** Kr. Rhein. = **15** Kr. C.-M. für das Heft.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Das **Conversations-Lexikon** ist nun seit mehr als dreißig Jahren in der deutschen Literatur dermaßen eingebürgert, daß es überflüssig erscheint, bei Ankündigung dieser neuen **neunten Auflage** den Plan des Werkes, der im Wesentlichen derselbe bleiben wird, ausführlicher darzulegen. Doch darf nicht unbemerkt gelassen werden, wie in der Gegenwart ganz andere Ansprüche an das Conversations-Lexikon gemacht werden, als in der Zeit seines ersten Erscheinens; wie man jetzt ganz andere Dinge oder wenigstens eine ganz andere Art der Darstellung und Bearbeitung in einem dergleichen Werke sucht, als vor einem Menschenalter. Wenn das Conversations-Lexikon ursprünglich blos den Zweck hatte, den Mangel höherer Ausbildung bei Demjenigen, der sich in Gesellschaft Gebildeter bewegt, gewissermaßen zu verdecken, so hat es jetzt unendlich gesteigerten Ansprüchen zu genügen, indem man es mit Recht als ein **Archiv alles Wissenswürdigen betrachtet, als eine fortlaufende Chronik aller wichtigen Begebenheiten und Erscheinungen, als einen Spiegel aller äußern und innern Zustände, welche in Gesellschaft und Staat, Wissenschaft, Kunst und Literatur bedeutsam hervortreten.** Von den gegenwärtig erscheinenden Werken ähnlicher Art, die in Nachahmung des Conversations-Lexikon entstanden sind, unterscheidet es sich indessen wesentlich dadurch, daß es, mehr den Charakter eines Conversations-Lexikon festhaltend als dem einer Encyklopädie nachstrebend, **nicht blos ein Werk zum Nachschlagen** sein will, welches über möglichst alle Gegenstände, die irgend einmal gesucht werden könnten, Auskunft gibt, sondern mehr ein Werk, welches **in anziehender Form und bequemer Auswahl Das beleuchtet, was dem gebildeten Leser zu wissen wichtig und wünschenswerth erscheint.** Beispiellos ist in der Geschichte der Literatur die Theilnahme, welche das Publicum dem Conversations-Lexikon gezollt hat und noch zollt, und höchst ehrend die Anerkennung, welche es nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande gefunden, indem mehr und mehr Sprachen durch Übersetzungen und Nachahmungen dasselbe sich aneignen. Nur aber dadurch, daß das Conversations-Lexikon sich fort und fort gleichsam verjüngt, daß es der so rasch und gewaltig vorschreitenden Zeit auf dem Fuße folgt und

auch den längst abgeschlossenen Gegenstand immer von neuem wieder aus dem Gesichtspunkte der Gegenwart auffaßt, vermag es den Ruf, welchen es sich erworben, bleibend zu behaupten. Dieses anerkennend, sollen bei der Herstellung der neunten Auflage weder Mühe noch Kosten gescheut werden, um das Conversations-Lexikon wieder in möglichster Vollkommenheit dem Publicum vorzuführen.

Die neunte Auflage wird **ein abgeschlossenes Ganze** bilden, insofern sie Alles enthält, was für die Gegenwart in ein Conversations-Lexikon zu gehören scheint. Sie wird nicht nur — jedoch in neuer, der Tendenz des Werkes entsprechender Bearbeitung, und zum Theil mit andern Artikeln verschmolzen — die große Masse aller der Artikel aus dem „**Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur**“ und dem „**Conversations-Lexikon der Gegenwart**“ enthalten, sie wird auch überdies in Folge der gesteigerten Ansprüche durch eine sehr bedeutende Anzahl neuer Artikel aus allen Zweigen des Wissens und der Geschichte bereichert werden. Alle bereits vorhandenen Artikel werden gründlich revidirt und besondere Sorgfalt wird darauf gewendet, daß das Ungehörige, Breite und Veraltete ausgeschieden, das Fehlerhafte verbessert, das Mangelnde und neu Erforschte hinzugefügt, die Geschichte bis an die Schwelle der Gegenwart geführt, und in Darstellung und Sprache eine größere Vollkommenheit erzielt werde. Eine große Anzahl ausgezeichneter Gelehrten, deren Namen die Vorrede nennen wird, unterstützen die Redaction bei der Revision und Ergänzung des Werkes.

Um für die bedeutenden Vermehrungen, welche die neunte Auflage des Conversations-Lexikon nach obigen Andeutungen erhält, Raum zu gewinnen, ist es zweckmäßig erschienen, ein **größeres Format** zu wählen, und um die Bände nicht in einer für den Gebrauch unbequemen Weise stark machen zu müssen, das Werk, anstatt wie bisher in zwölf, jetzt

in funfzehn Bänden

auszugeben. Diese theilen sich, um das Conversations-Lexikon in Kreise einzuführen, denen es des Preises wegen noch weniger zugänglich war, in

einhundertundzwanzig Hefte,

jedes von 6—7 Bogen. **Die vollständige Lieferung des Werkes in 120 Heften wird ausdrücklich garantirt.**

Auf das Äußere wird die größte Sorgfalt gewendet. Es ist eine neue Schrift eigens für diese Auflage geschnitten worden, die für das Auge sehr wohlthuend ist; der Druck ist scharf und gleichmäßig, und das Papier übertrifft an Weiße und Festigkeit dasjenige beiweitem, das bisher zu dem Conversations-Lexikon verwendet wurde. Da das ganze Werk in spätestens drei Jahren vollständig geliefert werden soll, so werden alljährlich 40 Hefte oder im Durchschnitt vom Januar 1843 an monatlich drei Hefte erscheinen, und es sind alle Einleitungen getroffen, um diese Termine pünktlich einhalten zu können.

Jedes Heft kostet in der

Ausgabe auf gutem weißen Maschinenpapier
5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rhein. = 15 Kr. C.-M.

Die Ausgaben auf **feinem Schreibp.** und **extrafeinem Velinp.** werden nur **handweise** geliefert und kostet jeder Band auf **Schreibp. 2** Thlr., auf **Velinp. 3** Thlr.

Rabatt kann auf die bemerkten Preise nicht in Anspruch genommen werden, aber alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, Subscribentensammlern auf 12 Exemplare ein dreizehntes Exemplar gratis zu liefern.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Reisen und Länderbeschreibungen,

23ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Reise durch Rußland

nach dem kaukasischen Isthmus

in den Jahren 1836, 1837 und 1838

von

Karl Koch.

Gr. 8. Brosch. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt: 1) Reise bis Petersburg. 2) Aufenthalt in Petersburg. 3) Reise bis Moskau. 4) Aufenthalt in Moskau. 5) Reise von Moskau bis Woronesch. 6) Von Woronesch bis Neu-Tscherkask. 7) Die Donschen Kosacken und ihr Land. 8) Reise von Neu-Tscherkask bis Stauropol. 9) Ciskaukasien und seine Bewohner. 10) Von den nomadisirenden Völkern Ciskaukasiens. 11) Beschreibung der Reise von Stauropol bis Jnkaterinograd. 12) Von den Linien-Kosacken. 13) Reise von Jnkaterinograd bis Wladikaukas. 14) Beschreibung Tscherkessiens. 15) Eintheilung Tscherkessiens. 16) Von den Bewohnern Tscherkessiens.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Gebr. Schumann** in Leipzig ist soeben in deutscher Übersetzung erschienen:

Zanoni von E. L. Bulwer.

4 Theile. 16. Geh. à 7½ Ngr. (6 gGr.), oder 27 Kr.

Dieser Roman bildet zugleich den 68. bis 71. Theil unserer deutschen Taschenausgabe von **E. L. Bulwer's Werken**. Da keine complete Exemplare der stuttgarter Ausgabe der Bulwer'schen Werke mehr zu haben sind, so kann nun, Jeder, der nicht blos die Romane besitzen möchte die sämmtlichen Werke nur in dieser Ausgabe erhalten.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

KIRCHE CHRISTI

und ihre Zeugen

oder

Kirchengeschichte in Biographien

von

Friedrich Böhringer,

Pfarrer zu Glattfelden, Canton Zürich.

Ersten Bandes erste und zweite Abtheilung.

Gr. 8. Broschirt. Preis 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Wir erlauben uns, Jedermann, der sich für Christenthum und dessen Geschichte interessirt, auf dieses Werk des geistreichen Verfassers aufmerksam zu machen. Für das *gebildete* christliche Publicum wird dasselbe ausser dem natürlichen Interesse, welches *biographische* Werke überhaupt besitzen, auch grossen *erbaulichen* Werth haben. Wissenschaftlich gebildete Leser, zumal *Geistliche* und *Studirende* werden darin wol das vollständigste vorhandene Handbuch der Dogmengeschichte finden. Auch *gelehrte Theologen*, welche Quellenstudium, sowie objective und lebendige Darstellung der Geschichte zu schätzen wissen, werden das Buch kaum unbefriedigt aus der Hand legen.

In der ersten Abtheilung dieses so günstig aufgenommenen Werkes sind folgende Biographien enthalten: Ignatius, Polycarpus, Perpetua, Justinus, Clemens von Alexandrien, Origenes, Irenaeus, Tertullian, Cyprian.

Die zweite enthält: Athanasius, Antonius, Basilius, Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz.

Die dritte bis Ostern 1843 erscheinende Abtheilung wird enthalten: Ambrosius, Chrysostomus, Augustinus, Leo, Gregor der Grosse.

Meyer & Zeller in Zürich.

In der **Enslin'schen** Buchhandlung (**Verd. Müller**) in Berlin ist erschienen:

Vorländer (Dr.), Franz, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Sgr.

Soeben ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe.

Maximes et réflexions

traduites pour la première fois

par

S. Sklower.

In-12. Paris & Leipzig. 1 Thlr.

Leipzig, im November 1842.

Brockhaus & Avenarius.

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen:

Die Grenzboten.

Eine deutsche Revue.

Redacteur: **J. Kuranda** in Brüssel.

Mitarbeiter. Die Grenzboten erhielten bisher Arbeiten von den Herren: Prof. Altmeyer in Brüssel, Berthold Auerbach in Mainz, Baron v. Bülow in Berlin, Dr. Brandeis in London, Th. Creizenach in Frankfurt, Lorenz Diefenbach in Frankfurt, L. A. Frankl in Wien, K. Gutzkow in Frankfurt, Hackländer in Stuttgart, J. Kaufmann in Leipzig, H. Koenig in Fulda, G. Kühne in Leipzig, H. Laube in Leipzig, Dr. H. Merz in Tübingen, E. Robert in Mailand, G. Schirges in Hamburg, Prof. Schliephake in Brüssel, Dr. G. Schott in Stuttgart, J. Venedey in Paris, A. Weill in Paris, Z. v. Z. in Wien u. s. w.

Größere Aufsätze. Die Grenzboten brachten bis jetzt unter andern folgende: Georges Sand und Pierre Leroux; zur Charakteristik der neuesten Socialisten. — Gluck und Piccini, ein musikalisches Sittenbild. — Preußen und die Juden. — Frankfurt und die deutsche Literatur. — Die pariser Kunstausstellung von 1842. — Beschauliche Briefe aus Östreich. (Die Regierung und die Schriftsteller.) — Mozart's erste Reise nach Paris, nach authentischen Quellen. — Östreich von französischem Gesichtspunkte. — Über Leopold Schefer. — Französische Advocaten. — Hamburg nach dem Brande. — Elsasser Leben. — Die deutschen Lyriker. — Die drei Feinde des heutigen Schriftstellers. — Die Preßzustände in Preußen. — Wiener Redensarten. — Die kölnische Zeitung und die Juden. — Die Flamänder und ihre Literatur. — Die Männer der Zeit. (Feuerbach.) — Die deutschen Schriftsteller und die Gesellschaft. — Bekenntnisse der Grenzboten. — Ein Besuch bei Madame Pasta. — Die Lehrfreiheit in Belgien. — Beschauliche Briefe aus Östreich. (Die slawischen Bewegungen.) — Die belletristischen und die politischen Journale. — Wanderungen durch eine Bildergalerie. — Briefe aus St.-Petersburg. (Der Hof und der Adel.) — Philipp II. und Granvella. — Großstädtische Fragen. — Aus dem Studienhefte eines Musikers. — Deutsches Universitätsleben. (Die Studentenwelt.) — Der Musikunterricht in Elementarschulen. — Soldatenbilder aus Östreich. — Reiche Thränen — armes Volk, eine literarisch-sociale Epistel. — Preußens Vor- und Rückschritte. — Die Industrie und das Jahrhundert, Andeutungen und Wünsche. — Skizzen aus dem kölner Dombaufeste. — Briefe aus St.-Petersburg. (Der Kaiser und die Verschwörungen.) — Deutsches Universitätsleben. (Göttinger Persönlichkeiten.) — Über Gutzkow's gesammelte Schriften. — Erinnerungen eines Landschaftsmalers. — Beschauliche Briefe aus Östreich. (Die neuesten Schriften über Östreich.) — Die Preßverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. — Die politischen Flüchtlinge in Belgien. — Wanderungen durch die pariser Theater u. s. w.

Correspondenzen. Die Grenzboten haben in allen größern Städten Europa's ihre eigenen Correspondenten. Sie brachten bisher Berichte über die wichtigsten Zeitbewegungen aus Amsterdam, Berlin, Brüssel, Köln, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Mailand, Mainz, Paris, Stuttgart, Wien u. s. w. Die meisten dieser Berichte sind in viele andere deutsche Journale übergegangen, wol der sprechendste Beweis für den Werth derselben.

Novellen. Die Novellen der Grenzboten erscheinen in abgesonderten Heften; sie enthielten unter andern: Die Busennadel, von H. Koenig. — Der Hauslehrer. — Johannes, von L. Diefenbach. — Das Schlafgemach der Maria Stuart, von Theodor. — Die Osterkönigin, von Hasselt. — Ohne Spaß, von H. Schiff. — Die Bettlerin von Toledo. — Was eine Mutter leiden kann. — Sünde und Sühne, von L. Diefenbach. — La Posada de Todos Santos, von E. Robin. — Die Virtuosin, von J. Fester. — Der beste Freund, von H. Stephani. — Die Marquise, von H. Laube. — Wer ist glücklich? von Berthold Auerbach u. s. w.

Abonnements-Bedingungen. Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen von 2—4 Bogen; jährlich 156 Bogen. Der Preis für das ganze Jahr ist 10 Thaler. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Leipzig, im November 1842.

Friedrich Ludwig Herbig.

Neue Zeitschrift für 1843.

In der Unterzeichneten wird unter der Redaction von Dr. **Fr. List** erscheinen:

Das Zollvereinsblatt,

eine Wochenschrift,

gewidmet den Angelegenheiten des Zollvereins, der Anzeige und Kritik aller über denselben erscheinenden Schriften, der Sammlung aller statistischen Notizen von einiger Bedeutung, den Interessen des innern und äußern Handels, der Gewerbe, der Landwirthschaft und Schifffahrt, den Fortschritten in den Transportanstalten (Kanäle, Eisenbahnen, Dampf-Flußschiffahrt, Postwesen), sowie überhaupt der Discussion aller in die Theorie und Praxis der Nationalökonomie, des Finanzwesens, der Staatspolicei und Administration einschlagenden Gegenstände, also auch der Darstellung und Kritik, der Parlamentsverhandlungen aller fremden und deutschen Staaten, und der Beurtheilung aller fremden und deutschen Zeitschriften, Zeitungen, Reisebeschreibungen und encyklopädischen Werke, insofern deren Inhalt in die angegebenen Fächer einschlägt; endlich der Polemik in Betreff des nationalen Systems der politischen Ökonomie, also der Prüfung und Widerlegung alles Dessen, was die Herren Rau, Bülau, Schulze u. s. w., und die deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Journale und Zeitungen für oder wider oder über dasselbe beigebracht haben oder noch beibringen werden.

Vor der Hand soll nur 1 Bogen wöchentlich erscheinen und das Blatt in dieser Ausdehnung nicht mehr als 1 Thlr. vierteljährlich oder 4 Thlr. jährlich kosten.

Vermittels gedrängter Darstellung hofft die Redaction ein Blatt zu liefern, das, ohne bedeutende Opfer an Zeit und Geld zu heischen, dem Kaufmann, Fabrikanten und Landwirth, wie dem Beamten und dem Gelehrten jedes Faches, eine nützliche Übersicht über alle Bewegungen in den materiellen Verhältnissen des In- und Auslandes gewähren und die materiellen Nationalinteressen Deutschlands dem Auslande gegenüber vertreten wird.

Plangemäße Beiträge werden angemessen honorirt werden. Probenummern werden demnächst in allen Buchhandlungen zu erhalten sein.

Stuttgart, im November 1842.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neuer Roman.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Irma und Nanka.

Von

J. Bruno.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1842. № III. Juli bis September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XIX des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April bis Juni, in Nr. XXIV.)

Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. Deuxième année. 1842. Nrs. 13—18. In-8. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik.

Bystrzonowski (L.), Notice sur le réseau stratégique de la Pologne, pour servir à une guerre de partisans. In-8. Paris, 1842. 7/12 Thlr.

Chopin (J.-M.), Révolutions des peuples du nord. T. IV. In-8. Paris, 1842. 2⅔ Thlr.

Dieterich (Udo Waldemar), Auswahl einiger schwedischen Gedichte, nebst einer getreuen Übersetzung, zur leichtern Erlernung der schwedischen Sprache. 8. Stockholm, 1842. ⅔ Thlr.

Les Français peints par eux-mêmes. T. IV, 6—16. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅓ Thlr., colorirt 7/12 Thlr.

Gobbi (Dr. F.), Über die Abhängigkeit der physischen Populationskräfte von den einfachsten Grundstoffen der Natur, mit specieller Anwendung auf die Bevölkerungs-Statistik von Belgien. Imp.-4. mit 32 Tabellen und 4 Karten. Leipzig und Paris, 1842. 12 Thlr.

Goethe, Maximes et réflexions, traduites pour la première fois par **S. Sklower.** In-8. Paris und Leipzig, 1842. 1 Thlr.

Graf (C. H.), De librorum Samuelis et regum compositione, scriptoribus, fide historica, imprimis de rerum a Samuele gestarum auctoritate dissertatio critica. In-4. Argentorati, 1842. ¾ Thlr.

De la Régence. Opinion de l'abbé **Maury,** prononcée à l'assemblée nationale le 22 Mars 1791, annotée et publiée avec les documents qui s'y rattachent, par **de Hoffmanns.** In-8. Paris und Leipzig, 1842. ⅔ Thlr.

Kant, Philosophie critique, exposée en vingt-six leçons. Ouvrage traduit de l'allemand par **Henri Jouffroy.** In-8. Leipzig und Paris, 1842. 1⅓ Thlr.

Mercier (E.), De la perfectibilité humaine, ou Réflexions sur la vraie nature du pouvoir, ouvrage ou l'on prouve l'impossibilité d'une forme arrêtée et définitive de la société. In-8. Paris, 1842. 2 Thlr.

Pitture di vasi fittili esibite dal Cav. **Francesco Inghirami** per servire di stutio alla mitologia ed alla storia degli antichi popoli. 4 vol. In-4. 1835—37. 80 Thlr.

BIBLIOTHÈQUE CHARPENTIER.
In-12. Jeder Band 1⅙ Thlr.

Neu erschien hiervon:

Balzac, Louis Lambert, suivi de Séraphita. 1 vol. — **Capefigue,** Histoire de la restauration. 4 vols. — **Descartes,** Oeuvres. 1 vol. — **Leibnitz,** Oeuvres. 2 vols. — **Malebranche,** Oeuvres. 2 vols. — **Mérimée,** Clara Gazul. La Jacquerie. La famille Carvajal. 1 vol. — **Mérimée,** Colomba. Mosaique. 1 vol. — **Desbordes-Valmore,** Poésies. 1 vol.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Parzival und Titurel,
Rittergedichte von
Wolfram von Eschenbach.
übersetzt und erläutert von
Dr. K. Simrock.

2 Theile. Gr. 8. Velinpap. Brosch. Preis 8 Fl. 30 Kr., oder 5 Thlr.

Inhalt: **Parzival.** 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemans. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Cidegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefitz. 16) Loherangrin. — **Titurel.** 1) Sigune und Schionatulander. 2) Gardevias. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und **Tübingen,** im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Anciennetäts-Liste
des
Officier-Corps der Königl. Preuß. Armee
für das Jahr 1842.

Entworfen nach den
Ranglisten und Militair-Wochenblättern
von dem Oberlieutenant a. D. **Mansfeldt.**

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Durch den wider Erwarten so bedeutend angewachsenen Umfang dieses Werkes sah sich der Herr Verfasser genöthigt, den vor Beginn des Druckes festgestellten Subscriptionspreis auf 2 Thlr. zu erhöhen. Eine Ansicht des Werkes wird indeß diese Preiserhöhung gewiß in jeder Weise rechtfertigen.

Zu Festgeschenken

werden folgende, bei **Metzler** in Stuttgart kürzlich vollendete, schön ausgestattete, zugleich sehr billige Werke empfohlen:

Cervantes'

sämmtliche Romane und Novellen.

Aus dem Spanischen zum ersten Mal vollständig übertragen von A. Keller und Fr. Notter. Taschenausgabe in Schillerformat. 12 Bände. Geh. 4½ Thlr., oder 8 Fl.

Inhalt: Don Quixote, 5 Bde.; Galatea, 2 Bde.; Novellen, 3 Bde.; Persiles und Sigismunda, 2 Bde. Jede dieser Schriften wird, zu ⅓ Thlr. oder 40 Kr. der Band, auch einzeln abgegeben.

E. L. Bulwer's

sämmtliche Romane.

Aus dem Englischen von Fr. Notter, G. Pfizer und E. N. Bärmann. Neue Taschenausgabe in Schillerformat, mit Bulwer's Bilde in Stahlstich. 59 Theile. Geh. 9⅚ Thlr., oder 17 Fl. 42 Kr.

Bulwer's neuester Roman „Zanoni" ist jetzt ebenfalls in dieser schönen Ausgabe erschienen, sodaß sie nun dessen 13 größere Romane und alle seine kleinere Novellen vollständig enthält. Jeder Roman ist, zu ⅙ Thlr. oder 18 Kr. der Theil, auch besonders zu haben. Wer dieselbe mit Titelbildern zu zieren wünscht, erhält unter dem Titel:

Galerie zu Bulwer's Romanen.

1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

zwölf vorzügliche Stahlstiche, deren jeder eine Scene aus einem der größern Romane Bulwer's gibt. Ein Titelbild zum neuesten Romane „Zanoni" ist im Stiche und folgt noch in diesem Jahre.

Ebendaselbst erscheinen:

G. P. R. James' Romane,

in deutschen Übertragungen herausgegeben von Fr. Notter und G. Pfizer. Taschenausgabe. Geh. Preis des Bändchens ⅛ Thlr., oder 12 Kr.

Ausgegeben sind bis jetzt 45 Bdchn. Sie enthalten: Der Zigeuner, 6 B.; Der Hugenotte, 6 B.; Darnley, 7 B.; Das Königs-Hochstraße, 7 B.; Karl Tyrrell, 4 B.; La Jacquerie, 6 B.; Morley Ernstein, 1stes Bdchn. — Diese Sammlung wird fortgesetzt und etwa jeden Monat folgen zwei neue Bdchn. Jeder Roman ist auch einzeln zu haben.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lateinische

Sprachlehre.

Von

Heinrich Hattemer,

Professor an der Cantonsschule in St.-Gallen.

Gr. 8. Velinpap. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung. 1) Lateinische Sprache. 2) Geschichte derselben. 3) Mundarten derselben. 4) Charakter derselben. 5) Sprachforscher. — Erster Theil. Wortlehre. Erste Abtheilung: Wortformenaufstellung. Zweite Abtheilung: Wortbildungslehre. Dritte Abtheilung: Wortbeugungslehre: a) Zeitwörter. b) Nennwörter. c) Eigenschaftswörter. d) Zahlwörter. e) Fürwörter. f) Bindewörter. Vierte Abtheilung: Rechtschreibungslehre. — Zweiter Theil. Satzlehre. Erste Abtheilung: Einfacher Satz. a) Prädicat. b) Subject. c) Ausbildung. d) Besondere Arten Sätze. Zweite Abtheilung: Satzgefüge. 1) Gleichgeordnete Sätze. 2) Untergeordnete Sätze. Dritte Abtheilung: Gesetze, nach welchen die Bildung der Sätze und Satzgefüge geschieht. a) Lehre vom Gebrauche der Wortarten. b) Lehre von der Wortfügung. c) Lehre von der Wortstellung. Anhang. Abhängige Rede. — Römischer Kalender.

Stuttgart und Tübingen, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. November. Nr. 501—504.

Inhalt:

Kaiser Joseph II. — Die Polygaren von Tinveli. — Der Hagel. — Über Walzenmühlen. — Unglück durch Feuerwerk. — Der Hafen von Cherbourg. — Das Rathhaus zu Aachen. — Neapolitanische Skizzen. — Der türkische Kalender. — Seltsame Ehrenbezeigung. — James Thomson. — Das Feuerland und seine Bewohner. — Fleischconsumtion. — Die französischen Bagnos. — Statistik der Dampfschifffahrt. — Der Berg Karmel. — Die Walhalla. — Der Göthakanal. — Wichtige Erweiterung der Photographie. — Notiz.

An Abbildungen enthalten diese Nummern:

Kaiser Joseph II. — Die Polygaren von Tinveli. — Der Hafen von Cherbourg. — Das Rathhaus zu Aachen. — James Thomson. — Das Feuerland und seine Bewohner. — Der Berg Karmel. — Schule des Propheten Elias auf dem Berge Karmel.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. Ankündigungen werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. Ngr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise ermäßigt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Poetische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im December 1842.

G. W. Wigand.

Nachtrag für die Besitzer von Goethe's sämmtlichen Werken zu allen erschienenen Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sechzehn Tafeln

zu

Goethe's Farbenlehre

und

Siebenundzwanzig Tafeln

zu dessen Beiträge zur Optik

nebst Erklärung.

Als Nachtrag für die Besitzer von Goethe's sämmtlichen Werken zu allen erschienenen Ausgaben.

4. Brosch. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im November 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Christliche Erzählungen.

Bei **L. F. Köhler** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Lebens-

und

Charakterschilderungen

zur Beförderung

des

wahren Christenthums.

Aus dem Engl. 2te Auflage. 3 Bdchn. 1 Thlr.

Das 1ste Bdchn. enthält: **Strahlen der Wahrheit** von J. Tuckerman.

" 2te " " **Der Zweifler** von Mrs. Fallen.

" 3te " " **Die Heimat** von Mr. Hodgwick.

Diese christlichen Erzählungen reihen sich den trefflichen Schriften der Miß Kennedy an, enthalten, wie diese, Gemälde reiner christlicher Charaktere, und werden beitragen, empfängliche Gemüther zu kräftigen und christlichen Sinn zu befestigen.

In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Hüllmann (Dr. Professor in München), **Der Religionskrieg in Deutschland.** 3 Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Der **erste** und **zweite** Theil führt auch den Titel: **Elisabeth Stuart**, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz; der **dritte** Theil enthält unter dem Titel: **Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges in Deutschland**, eine Auswahl der **wichtigsten Urkunden, Briefe und Berichte**, aus denen der Verfasser schöpfte.

Hamburg, im November 1842.

Johann August Meissner.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **W. Löbe**. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** 2c. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats November:

Dorfzeitung. Über den Brand im Weizen. — Vereine gegen Mißhandlung der Thiere sind überall wünschenswerth. — Aus dem Nassauischen — Auch eine zu kurze Saugzeit der Kälber ist ein wichtiges Hinderniß einer guten Rindviehzucht und bringt nicht nur dem Allgemeinen, sondern auch dem einzelnen Landwirthe Nachtheil. — Darf man von einer Kreuzung der inländischen Schweine mit den chinesischen Schweinen eine bessere, besonders mastfähigere Bastardrace erwarten, als wir schon besitzen? — Die Eröffnung der Landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Regenwalde. — Worte bei Eröffnung einer Generalversammlung von Mäßigkeitsfreunden gesprochen am 3. Juli 1842. — Verhandlungen des Landwirthschaftlichen Vereins zu Königsberg. — **Antworten, Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Das Erntefest. — Kleinkinder-Verwahranstalten. — Lied, den deutschen Land- und Forstwirthen gesungen von dem Liederkranze in Stuttgart. — Der Brand von Kasan. — Zeitungswesen. — Die höchste Menschenwohnung auf der Erde. — Die Reise in der Nacht, Bruchstück. — **Büchermarkt, Vermischtes, Anekdoten, Ankündigungen.**

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nun complet!!!

PLATONIS

OPERA QUAE FERUNTUR OMNIA.

Recognoverunt

Io. Georgius Baiterus, Io. Caspar Orellius, Aug. Guilielmus Winckelmannus.

Accedunt

integra varietas lectionis Stephanianae, Bekkerianae, Stallbaumianae, scholia emendatiora et auctiora, Timaei lexicon ad codicem Sangermanensem denuo recognitum, glossae Platonicae ex lexicographis graecis excerptae, nominum index in Platonem et scholia.

4 maj. Brosch. 10 Thlr., oder 18 Fl.

Idem: Editio in usum scholarum. Accedunt scholia emendatiora et auctiora, item Dissertationes et Epistolae criticae. 4 Partes. 16. 1839—41. Brosch. Compl. 6 Thlr. 15 Ngr. (6 Thlr. 12 gGr.), oder 12 Fl. 30 Kr.

Indem wir hiermit das Vergnügen haben, das vollständige Erscheinen obiger beiden Ausgaben des Plato anzuzeigen, halten wir nach so vielen höchst günstigen Urtheilen von Seite der vorzüglichsten kritischen Blätter über dieses Werk alle weitern Empfehlungen desselben für überflüssig, und erlauben uns nur noch besonders auf die letzte Lieferung der Quartausgabe aufmerksam zu machen, welche die vielfach berichtigten **Scholien**, ein den **Timaeus** in sich schliessendes **Glossarium** und ein vollständiges **Onomasticum** enthält, welche beiden letztern Theile unserer Ausgabe vor allen andern eigenthümlich sind und zugleich eine unentbehrliche Ergänzung von Ast's *Lexicon Platonicum* bilden.

Diese schönen Ausgaben des Platon sind besonders auch als Schulprämien zu empfehlen.

Meyer & Zeller in Zürich.

Soeben erschien:

Schelling oder Hegel,

oder Keiner von Beiden? —

Ein Separat-Votum

über die Eigenthümlichkeit der neuern deutschen Philosophie.

Von **Dr. C. F. Vogel.**

Gr. 8. Geh. 11¼ Ngr.

Leipzig, im December 1842.

Rein'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter

für

literarische Unterhaltung

Jahrgang 1842. November.

Inhalt:

Nr. 305. 1. Mittheilungen über Griechenland. Von Chr. A. Brandis. 2 Handbuch für Reisende in Griechenland, von Joh. F. Reigebaur und F. Aldenhoven. (Nr. 305—308.) — Aus Italien. — Nr. 306. Japanesische Literatur. — Nr. 307. Jahn Ball — Joseph Dall. — Nr. 308. Neue polnische Literatur. — Nr. 309. Pascal's Leben und der Geist seiner Schriften, zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften, mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten von H. Reuchlin. Von Karl Althaus. (Nr. 309, 310.) — Nr. 310. Erzählungen von G. H. v. Schubert. Zweiter Band. — Nr. 311. Mein Wahnsinn im Kerker. Memoiren von Angelo Frignani. (Nr. 311, 312.) — König Lear im Original. — Nr. 312. Sammlung kleiner geistlicher Schriften von J. Goßner. — Madame Louise Colet. — Nr. 313. Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin. Von Karl Hohnbaum. (Nr. 313—316.) — Der Erotokritos, episches Gedicht der Neugriechen. — Mancherlei. — Nr. 315. Sherwood's ausgewählte Erzählungen. Rorobel. Eingeleitet von G. Pfleninger. Aus dem Englischen übersetzt von Louise Merzoll. — Nr. 316. Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde. Im Anhange zwei Briefe Imm. Kant's an Hamann. Herausgegeben von H. Matzen. — The tempter and the tempted. By the Baroness Calabralla. — Nr. 317. Die Aechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Von Talvj. (Nr. 317, 318.) — Nr. 318. Romanenliteratur. — Aus Italien. — Nr. 319. Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirges im Jahre 1838, von Sam. Brunner. (Nr. 319, 320.) — Leuret's Werk über die Behandlung des Wahnsinns. — Nr. 321. Taschenbücherschau für das Jahr 1843. Zweiter Artikel. (Nr. 321, 322.) — Nr. 323. Ausgewählte Werke von Fr. Baron de la Motte Fouqué. Ausgabe letzter Hand. (Nr. 323, 324.) — Eva, a true story, and other tales and poems, by Sir E. L. Bulwer. — Nr. 324. Neue polnische Literatur. — Nr. 325. Der geraubte Eimer von Alessandro Tassoni. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. — Des Oberhofpredigers Dr. D. E. Jablonski Bemühungen um die Einführung der englikanischen Kirchenverfassung in Preußen. — Portugals neueste Literatur. — Nr. 326. Über den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat, von der Stiftung der Kirche bis zur Gegenwart. Ein Versuch in drei Büchern von Fr. J. Buß. Erster Theil. (Nr. 326, 327.) — 1. Ein Traum der Zeit. Leben und Phantasie. 2. Aus dem Leben und den Schriften des Magisters Herle und seines Freundes Mänle. Mitgetheilt von dem Dritten im Bunde. — Neue englische Dichter. — Nr. 327. Der Mohr, oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden. Erster bis dritter Theil. Aus dem Schwedischen. — Berichtigung. Von J. E. Hitzig. — Nr. 328. Erinnerungen aus und an Frankreich. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. — Irma und Ranka von J. Bruno. — Nr. 329. Noch ein Wort über Censur und Preßfreiheit. Von D. G. von Ekendahl. (Nr. 329—331.) — Schiller's „Braut von Messina" in englischer Übersetzung. — Nr. 330. Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland. (Nachtrag.) Von W. A. Passow. — Nr. 332. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechster Band. Neue Folge zweiter Band. (Nr. 332—331.) — Englische Stimmen über das Fresco und über deutsche Malerei. — Nr. 334. Romanenliteratur. — Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen etc.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird wöchentlich zweimal, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

Literarischer Anzeiger

wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Zeitschrift für die elegante Welt** in Octav in gespaltener Zeile 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** etc. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung** beigelegt.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Auf das am 1. Januar 1843 beginnende neue vierteljährliche Abonnement der

Leipziger Allgemeinen Zeitung

werden bei allen Postämtern und Zeitungsexpeditionen des In- und Auslandes Bestellungen angenommen. Der Preis beträgt in **Sachsen** vierteljährlich 2 Thlr., in den übrigen Staaten aber wird derselbe nach Maßgabe der Entfernung von Leipzig erhöht.

Ankündigungen aller Art, welche durch dies Blatt die allgemeinste Verbreitung finden, werden der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2 Ngr. berechnet.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Liederbuch

vom

Cid

nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe verdeutscht von

Gottlob Regis.

8. Velinp. Brosch. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Stuttgart und Tübingen, im December 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches

Kirchenliederbuch

oder

die Lehre vom Kirchengesang:

Praktische Abtheilung.

Ein Beitrag

zur Förderung der wissenschaftlichen und kirchlichen Pflege des Kirchenliedes, sowie der häuslichen Erbauung

von

J. P. Lange,

Dr. und ordentlichem Professor der Theologie an der Universität zu Zürich.

Erste Lieferung.

8. Brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Der Herr Herausgeber obigen Werkes, welcher in diesem Jahre ein Collegium über die bisher brach gelegene Wissenschaft der Hymnologie vorgetragen hat, übergibt hiermit die Resultate seiner Forschungen auch einem weitern Publicum, und zwar vorerst in einer praktischen Abtheilung, welche auch an und für sich als ein mit kritisch strenger Auswahl geordneter **Liederschatz** jedem Erbauung Suchenden sehr zu empfehlen ist. Die jedem Abschnitte vorausgehenden kurzen theoretischen Einleitungen, sowie die dem Texte folgenden kritischen Bemerkungen sind nicht nur für Theologen bestimmt, sondern sehr geeignet, auch dem Publicum überhaupt ein richtiges Urtheil über geistliche Poesie zu geben.

Meyer & Zeller in Zürich.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist erschienen:

Geschichte des Hauses

Hohenzollern.

In genealogisch fortlaufenden Biographien aller seiner Regenten,

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Nach Urkunden und andern authentischen Quellen

von

Dr. Gustav Schilling, fürstl. hohenz. Hofrath.

Gr. 8. 1843. Velinpapier. Preis 3½ Thlr.

Die bisher im Verlage von **F. A. Brockhaus** herausgekommene:

Allgemeine Bibliographie für Deutschland

wird im Jahre 1843 verbunden mit dem

Wissenschaftlich geordneten wöchentlichen Verzeichniß der wirklich erschienenen neuen Bücher, Landkarten ꝛc. mit Anzeige der künftig erscheinenden Werke, Übersetzungen, bibliographischen Notizen über Auctionen ꝛc. 52 Nummern, nebst alphab. Registern und Intelligenzblatt;

der Jahrgang 1½ Thlr., und zwar in **Großoctav** bei uns erscheinen.

Diese Bibliographie wird sich durch die größte Vollständigkeit hinfort auszeichnen. Für Bücher im Preise herabgesetzt und andere Insertionen empfehlen wir das Intelligenzblatt; der Preis für die durchlaufende Petitzeile oder deren Raum ist 1½ Ngr.

Leipzig, den 1. December 1842.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

F. M. Klinger's ausgewählte Werke nunmehr vollständig.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildnisse in Stahlstich.

Dritte und vierte Lieferung, oder 5ter, 6ter, 7ter, 9ter, 10ter und 12ter Band.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für eine Lieferung 2 Fl., oder 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Der Preis des Ganzen in vier Lieferungen 8 Fl., oder 4 Thlr. 20 Ngr. (4 Thlr. 16 gGr.)

Inhalt aller nunmehr beendigten zwölf Bände.

I. Bd.: Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — II. Bd.: Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd.: Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd.: Geschichte Rafael's de Aquilas. — V. Bd.: Geschichte Giafars des Barmeciden. — VI. Bd.: Reisen vor der Sündflut. — VII. Band.: Der Faust der Morgenländer. — VIII. Bd.: Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — IX. Bd.: Der Weltmann und der Dichter. — X. Bd.: Sahir, Eva's Erstgeborener im Paradiese. — Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. — XI. Bd.: Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litratur. 1ster Theil. — XII. Bd.: Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 2ter Theil. — Lebensskizze F. M. Klinger's.

Stuttgart und Tübingen, im December 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Supplement zu W. von Humboldt's gesammelten Werken.

Bei dem Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt.

Von

Gustav Schlesier.

Erster Theil. Erste Hälfte. Von 1767—94.

Preis für den ersten Theil in zwei Abtheilungen, die nicht getrennt werden, 2¼ Thlr., oder 4 Fl.

Das biographische Denkmal, das hier einem der ersten Denker, Gelehrten und Schriftsteller und einem der ersten Staatsmänner Deutschlands gesetzt wird, hat zur Aufgabe, die zerstreuten und sonst zugängigen Nachrichten über das Leben und Wirken dieses Mannes auf einen Punkt zu vereinen und mit ausführlicher Charakteristik zu durchflechten. Es soll zugleich einen ergänzenden Commentar zu den Werken dieses edeln, „von der Gegenwart nie beschränkten" Geistes bieten. Über das Verdienst und die Größe W. v. Humboldt's konnte unter den Kundigen nie ein Zweifel sein. Um so mehr wird man es dem Verfasser Dank wissen, daß eine so ausgezeichnete und wahrlich nicht ephemere Gestalt, daß „der nächste Genosse eines Schiller und Goethe, eines Stein und Hardenberg, ein Mann, dessen Name mit dem Besten, was die Nation in neuerer Zeit aufzuweisen hat, der classischen Epoche unserer Literatur und dem Anfang unserer politischen Erhebung in so inniger Verbindung steht", dem Auge um so viel näher gerückt ist.

Mit dem zweiten Theile, der im Laufe des nächsten Jahres erscheint, ist das Werk geschlossen. Jedem Theil wird ein ausführliches Inhaltsverzeichniß beigegeben, auf welches der Verleger zu verweisen sich erlaubt.

Stuttgart, im December 1842.

F. H. Köhler.

Neu ist in meinem Verlage erschienen:

Gesammelte Novellen

von

Theodor Mügge.

Erster bis dritter Theil.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Diese ersten drei Theile der gesammelten Novellen des beliebten Verfassers enthalten: **Angelika; Die Emigranten; Rosalie; Zwei Bräute; Lebensmagie; Paul Jones; Messe und Richte.**

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Blumauer Aeneide mit Skizzen.

Soeben erschien bei K. F. Köhler in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Virgil's Aeneis

travestirt

von

A. Blumauer.

9 Gesänge mit 36 Skizzen.

von

Franz Seitz.

Cartonnirt. 1⅙ Thlr.

Dieses mit unerschöpflicher Laune, gesundem Witz und treffender Satire geschriebene, längst rühmlich bekannte Meisterwerk erscheint jetzt in gänzlich correcter Ausgabe, mit 36 Skizzen eines jungen Künstlers verziert, die sich dem Besten, was in dieser Art bis jetzt geleistet wurde, an die Seite stellen können, wenn nicht übertreffen.

Neuer Verlag

von

N. G. Elwert in Marburg.

Akademische Buchhandlung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Lehrbuch der Pandekten. Von Dr. K. A. von Vangerow, Prof. des röm. Rechts zu Heidelberg. Ersten Bandes erste Abtheilung: Allgemeine Lehren. Dritte Auflage. Gr. 8. 20½ Bogen. Brosch. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Die zweite Lieferung des ersten Bandes: S. g. Familienrecht. Dingliche Rechte, erscheint im December d. J.

Desselben Werkes zweiter Band: Das Erbrecht. Zweite Auflage. Gr. 8. 39 Bogen. 2 Thlr. 22½ Ngr. (2 Thlr. 18 gGr.)

Der dritte (letzte) Band: Die Obligationen, ist unter der Presse, und wird demnächst erscheinen.

Quaestiones de jure criminum Romano, praesertim de criminibus extraordinariis. Scripsit Dr. *Ed. Platnerus*, Prof. Marburg. Gr. 8. 31½ Bogen. Brosch. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 gGr.)

Das Gesammteigenthum. Von Dr. L. Wuncker, Prof. der Rechte zu Marburg. Gr. 8. Brosch. 15 Bogen. 1 Thlr.

Lectiones Persianae. Scripsit Dr. *C. F. Hermann*, Prof. Marburg. 4. 19 Bogen. 1 Thlr.

Leitfaden für den Unterricht in der Arithmetik in den obern Classen der Gymnasien. Nach Ohm. Von Dr. Jul. Hartmann, Gymnasiallehrer zu Marburg. Gr. 8. 11½ Bogen. Brosch. 15 Ngr. (12 gGr.)

Elemente der ebenen Trigonometrie und Stereometrie. Lehrbuch für die obern Classen der Gymnasien und Realschulen. Mit drei Figurentafeln. Von Dr. Fr. L. Stegmann, Lehrer der Mathematik zu Marburg. Gr. 8. 12 Bogen. Brosch. 20 Ngr. (16 gGr.)

Handbuch der Geschichte beider Hessen. Von Dr. Fr. Rehm, Prof. der Geschichte zu Marburg. Erster Band. Gr. 8. Brosch. 25¾ Bogen und 5 Stammtafeln. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 gGr.)

Der zweite (letzte) Band ist unter der Presse.

Forschungen über die Unsterblichkeit aus dem Standpunkte der Philosophie. Von Dr. G. F. Geisse. Gr. 8. 16 Bogen. 25 Ngr. (20 gGr.)

Das Reich Gottes und Christi. Predigten und kleinere geistliche Amtsreden. Von Prof. Dr. W. Scheffer, Consistorialrath zu Marburg. Gr. 8. 22 Bogen. Brosch. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Binnen Kurzem erscheint in unserm Verlage:

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände von Adam Mickiewicz. Vorgetragen im Collége de France in den Jahren 1840—42. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Zwei Bände.

Leipzig, im December 1843.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Als eine der anziehendsten neuern Komödien empfehlen:

Les Memoires du diable d'après Soulié par *Arago* 10 Sgr.

Ferner erschienen Nr. 16—20 der 2. Serie des

Répertoire du théâtre français à Berlin:

L'Ambitieux, comédie en 5 actes par *Scribe* 7½ Sgr.
Vatel, comédie par *Scribe*. Indiana et Charlemagne 5 Sgr.
Oscar, comédie par *Scribe* 5 Sgr.
Le tyran d'une femme 5 Sgr.
L'ange dans le monde et le diable à la maison 7½ Sgr.

Der Subscriptionspreis für 6 Nrn. (8 vollständige Stücke) ist 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Interessante Neuigkeit.

Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Interessanter Roman von G. v. Heeringen.

Bei Mayer & Wigand ist erschienen:

Der Geächtete.

Historische Novelle von G. v. Heeringen.
3 Bände. 8. Brosch. 4 Thlr.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.

Journal de gens du monde.

Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1½ Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 21. Andalousie. Par **Théophile Gautier.** — Épisodes et souvenirs de l'Algérie Française. Par **Félix Mornand.** — De Constantinople à Vienne par le Danube. Par **A. Jal.** — Madame de Sévigné, sa famille et ses amis. Par **Old-Nick.** — Le dedans jugé par le dehors. (Suite.) Par **Philipon.**

Sommaire du No. 22. Le dernier humoriste Anglais. Par **Philarète Chasles.** — Une aventure dans la Vieille-Castille. Par **Ab. Lenoir.** — *Revue littéraire*: Histoire des idées littéraires en France au 19ième siècle, par M. Alfred Michiels. — Aliénor, prieure de Lok Maria, par M. Pitre-Chevalier. — Mémoires sur la guerre de la Navarre et des provinces Basques, par M. le vicomte Alph. de Barrès du Molard. Par **Th. Muret.** — Théâtre Français. Par **G. de Molènes.** — Le dédans jugé par le dehors. (Suite.) Par **Philipon.**

Im Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses** in Halle sind im Laufe dieses Jahres erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abela, Karl, Choralbuch für Schulen, zwei- und dreistimmig bearbeitet; vervollständigt und herausgegeben von **L. Thieme.** Quer 4. Brosch. 10 Sgr., oder 8 gGr.

Dietsch, Dr. Rud., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, zunächst beim Gebrauche der Schulz'schen Grammatik. 2ter Cursus (Erzählungen aus der alten Geschichte). Gr. 8. 20 Sgr., oder 16 gGr.

Der 1ste Cursus erschien 1839 und kostet 25 Sgr., oder 20 gGr.

Echtermeyer, Dr. Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Sauber Cart. 1 Thlr. 10 Sgr., oder 1 Thlr. 8 gGr.

Eckstein, Dr. F. A., Chronik der Stadt Halle. Eine Fortsetzung der Dreyhaupt'schen Beschreibung des Saalkreises, bis auf die neueste Zeit. 1ste, 2te und 3te Lieferung (à 5 Bogen). Kl. Fol. Pränumerationspreis à Lieferung 6¼ Sgr., oder 5 gGr.

Günther, F. J., Die Geschichte der Perserkriege nach Herodot für die Jugend bearbeitet. 8. Cart. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend bearbeitet von **K. F. Becker.** 4ter Theil: Die Perserkriege nach Herodot. Von **F. J. Günther.**

Rödiger, Dr. E., Versuch über die himjaritischen Schriftmonumente. Mit einem Vorwort an Herrn Dr. Gesenius. Gr. 8. Brosch. 15 Sgr., oder 12 gGr.

Schmidt, A. F. A., Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen. 1ster und 2ter Cursus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr., oder 1 Thlr. 8 gGr.

1ster Cursus. Für die untern Classen. 17½ Sgr., oder 14 gGr.
2ter Cursus. Für die mittlern Classen. 22½ Sgr., oder 18 gGr.

Schmidt, Dr. H., Doctrinae temporum verbi Graeci et Latini expositio historica. Part. IV. (Schluss.) Gr. 4. Geh. 10 Sgr., oder 8 gGr.

Part. I—III, 1836—39, kostet 1 Thlr.

Wellsted's, J. R., Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung. Herausgegeben mit berichtigenden und erläuternden Anmerkungen und einem Excurs über himjaritische Inschriften von Dr. **E. Rödiger.** Mit Karten und Inschriften. 2 Bände. Brosch. 3 Thlr. 15 Sgr., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Zu Festgeschenken geeignet!

Neu erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Nachfolge Christi.

Eine Legendensammlung
von
Eduard von Bülow.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Den Inhalt dieser ausgewählten Sammlung, welche die Approbation des hohen katholisch-geistlichen Consistoriums im Königreiche Sachsen erhielt, bilden folgende Legenden:

Die heiligen drei Könige. — Der h. Christophorus. — Der h. Einsiedler Paulus. — Die h. Maria aus Ägypten. — Der h. Malchus. — Die h. Theodora aus Alexandrien. — Der h. Gregorius vom Steine. — Die h. Pfalzgräfin Genovefa. — Der h. Alexius. — Der h. Waldbruder Meinhard. — Die ungetreue Gottesbraut. — Robert, der Teufel.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XXXIX.

Der Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Neue Folge. Vierter Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Verrath Strasburgs an Frankreich im Jahre 1681. Von **H. Scherer.** — II. Landgraf Hermann von Thüringen. Eine historische Skizze von **Ed. Gervais.** — III. Die brabantische Revolution 1789—90. Eine Skizze von **W. M. Kreudt.** — IV. Der Jesuit Girard und seine Heilige. Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, mitgetheilt von **A. Kurtzel.** — V. Erasmus von Rotterdam. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. Von **H. Escher.** — VI. Über die französischen Verfassungsformen seit 1789. Vortrag gehalten am 5. Februar 1842 im wissenschaftlichen Vereine, von **Fr. v. Raumer.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler**, sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte (1842) 2 Thlr.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **C. H. Köhler** in Stuttgart ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten:

Allgemeine Geschichte
des großen Bauernkrieges.
Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen.
von
Dr. **W. Zimmermann.**

II. Theil. 1. Hälfte.

In kurzem wird auch die 2. Hälfte des II. Theiles im Druck beendigt und hiermit dies Geschichtswerk vollständig sein. Der Stoff ist bekanntlich einer der interessantesten der deutschen Geschichte und wurde noch von keinem Geschichtschreiber so umfassend behandelt. Der Verfasser hat eine große Menge bisher noch unbekannter Materialien aus allen schwäbischen Archiven benutzt, sodaß das Buch hierdurch einen hohen historischen Werth erhalten hat. Durch das bekannte Talent des Verfassers, geschichtlichen Stoffen durch die kunstvolle, oft hinreißende Darstellung einen erhöhten Reiz zu verleihen, zeichnet sich der Bauernkrieg vorzugsweise aus, sodaß es auch zur Unterhaltung für gebildete Leser nicht leicht eine interessantere Lecture geben dürfte.

Der Preis für das ganze, 2 Theile oder 60 Bogen in größtem Octav auf weißem Druckpapier umfassende Werk beträgt nur 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 gGr.), oder 5 Fl. 48 Kr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Observationes
de
PRIMA INSECTORUM GENESI
adjecta
Articulatorum evolutionis cum vertebratorum comparatione.
Scripsit
Albertus Kölliker,
Turicensis Philosophiae Doctor.
Adjectae sunt III Tabulae.
4. Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.
Meyer & Zeller in Zürich.

In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Sölti (Dr. Professor in München), **Der Religionskrieg in Deutschland.** 3 Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Der **erste** und **zweite** Theil führt auch den Titel: **Elisabeth Stuart**, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz; der **dritte** Theil enthält unter dem Titel: **Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges in Deutschland**, eine Auswahl der **wichtigsten Urkunden, Briefe** und **Berichte**, aus denen der Verfasser schöpfte.

Hamburg, im November 1842.

Johann August **Meissner.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von **Oken.** Jahrgang **1842.** Zehntes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist im Verlage der **Neuen Buchhandlung** in Posen erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Chronica
Wigandi Marburgensis
equitis et fratris ordinis teutonici.

Primum ediderunt

Joannes Voigt

et

Eduardus Comes Raczynski.

Mit gegenüber gedruckter polnischer Übersetzung.

4. 1842. 2 Thlr.

Chowanna
czyli
system
pedagogiki narodowej,
przez
Bron. Ferd. Trentowskiego.

2 Bände in 4 Theilen. 8. 1842. 6 Thlr.

Leipzig, im December 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Soeben erschienen und sind durch alle Musikhandlungen zu beziehen:

M. Ganz, Elégie de *Ernst* p. Violoncelle et Piano ⅓ Thlr.

— — La Mélancolie de *Prume* p. Violoncelle avec Acc. de Quintuor ou de Piano à ⅓ Thlr.

— — La Romanesca p. Violoncelle avec Acc. de Quatuor ⅓ Thlr., p. Piano 7½ Sgr.

Prume, Le petit Savoyard. Morceau de Salon p. Violon et Piano ⅔ Thlr.

Panofka, La Favorite de *Donizetti*; Le Guitarrero (Der Guitarrenspieler) de *Halévy* p. Violon seul à ¾ Thlr.

Louis, 5 Soirées élégantes p. Violon et Piano concertants. Op. 103: Fantaisie brillante s. l. Favorite de *Donizetti* ⅚ Thlr. Gr. Duo brillant s. l. Guitarrero de *Halévy* ⅔ Thlr. Trois Fantaisies s. l. plus jolies Valses de *Strauss* à ⅔ Thlr.

Berlin.
Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In der **Buchhandlung des Waisenhauses** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Echtermeyer, Dr. Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen. **Dritte** verbesserte und vermehrte Auflage. 8. (44 Bogen.) Sauber cartonnirt. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Für den Werth dieser Sammlung und ihre Angemessenheit zum Schulgebrauch haben anerkannte Schulmänner, sowie die Einführung in viele Schulanstalten das günstigste Zeugniß abgelegt. An der soeben erschienenen **dritten** Auflage wird gewiß das pädagogische Publicum das fortgesetzte Bemühen des Herausgebers um die Vervollkommnung des Buches nicht minder mit seinem Beifall begleiten, als dieser den Vorzügen der zweiten Ausgabe vor der ersten zu Theil geworden ist. Einige Gedichte, welche einer erneuten strengen Prüfung nicht recht genügten, sind jetzt weggeblieben, eine große Anzahl neuer, namentlich auch scherzhafter, hinzugekommen, und außerdem sind in dem Inhaltsverzeichnisse manche äußere Veränderungen getroffen worden, die dem Schulmanne, der in jedem Augenblick jedes Stück leicht will auffinden können, nicht unwillkommen sein werden. Die Verlagshandlung hat trotz des sehr bedeutenden Zuwachses an Bogenzahl den frühern schon mäßig gestellten Preis unverändert fortbestehen lassen.

Schmidt, A. F. A., Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen. Erster und zweiter Cursus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Erster Cursus. Für die untern Classen. 17½ Sgr. (14 gGr.)
Zweiter Cursus. Für die mittlern Classen. 22½ Sgr. (18 gGr.)

Dieses Buch hilft neben der Echtermeyer'schen Sammlung einem dringenden Bedürfnisse der Schulen ab, indem es in einer sehr verständig und umsichtig angestellten Auswahl aus den besten **Prosaikern** reichen Stoff für den deutschen Unterricht darbietet und durch zweckmäßiges Fortschreiten von dem Leichtern zu Schwierigern für die allseitige geistige Ausbildung des Schülers ein ausgezeichnetes Hülfsmittel gewährt. Für die Schulen, welche sich bereits jener Sammlung bedienen, würde die Einführung dieses Lesebuchs, das auch durch Wohlfeilheit des Preises sich empfiehlt, zunächst sich eignen. Aber auch abgesehen von dem Schulgebrauche, dürfte Knaben und heranwachsenden Jünglingen keine bessere Lectüre in die Hand gegeben werden können.

Bei mir ist erschienen:

Der neue Pitaval.
Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt des ersten Theils (Preis 1 Thlr. 24 Ngr.):

Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — James Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsraths Tiquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (Preis 2 Thlr.):

Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Ursinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Gange.

Von dieser interessanten Sammlung anziehender Criminalgeschichten, die sich des allgemeinsten Beifalls erfreut, werden auch im nächsten Jahre wieder zwei Theile erscheinen.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind soeben von nachstehenden Werken neue Ausgaben in Taschenformat und ganz elegantem Einband mit Goldschnitt erschienen, auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.
Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Gedichte

von

Fr. Hölderlin.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und des Dichters Portrait.
Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Schiller's Wallenstein.

2 Theile in einem Band.
Englischer Einband mit goldenem Schnitt nebst zwei Stahlstichen.
Preis 3 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr.

Diese ausgezeichnet hübschen Bändchen reihen sich an die in gleichem Format und in ganz gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von

Goethe's Gedichten.
2 Theile.
Preis 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr.)

Schiller's Gedichten.
2 Theile.
Preis 3 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr.

Lenau's Gedichten
(ältere und neueste).
2 Theile.
Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 gGr.)

Goethe's Hermann und Dorothea.
Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 26¼ Ngr. (21 gGr.)

Goethe's Faust.
Preis 4 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 25 Ngr. (2 Thlr. 20 gGr.)

Schiller's Wilhelm Tell.
Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im December 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In der Universitäts-Buchhandlung von **Karl Winter** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christoterpe.

Taschenbuch auf das Jahr 1843.

Herausgegeben von Albert Knapp.

Elfter Jahrgang. Mit 1 Kupfer.

Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Züge aus dem Leben des William Grimshaw. Von Dr. G. H. Schubert. — Poetische Mittheilungen von Friedr. Notter. — Das ängstliche Harren der Creatur. Vom Herausgeber. — Gedichte von Dr. Heinrich Puchta. — Über die Lehre von der Gleichheit der Menschen. Von Prof. Dr. Lange in Zürich. — Gedichte von Wilhelm Meinhold. — Hinauf und herab. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwig's XIV. Mitgetheilt von Dr. Chr. G. Barth. — Gedichte von Dr. Ernst Moritz Arndt. — Gedichte von Dr. Eduard Eyth. — Bilder ohne Rahmen. Von einer Unbekannten. — Gedichte von Dr. J. L. W. A. Hopfensack, Prof. in Cleve. — Die Reinigung des Tempels. Von Julius Krais. — Hast du mich lieb? Von E. Fink, Pfarrer in Leutesheim. — Rabbinische Legenden von Wagner von Laufenburg. — Gedichte vom Herausgeber: 1. An Schiller. 2. Napoleon's Begräbniß. 3. An Schelling.

Pränumeration auf den Jahrgang 1843 der Östreichischen militairischen Zeitschrift.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:
Das **10te Heft** der
Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1747 in Italien. Erster Abschnitt. Mit dem Plane der Belagerung von Genua. II. Über die zweckmäßigste Ausdehnung des praktischen Pionierunterrichts für Offiziere und Mannschaft der Infanterie. III. Befehl und Ausführung. IV. Der Feldzug 1709 in Spanien und Portugal. (Schluß des zweiten Abschnittes.) V. Literatur. VI. Kartenankündigung. VII. Neueste Militairveränderungen. VIII. Miscellen und Notizen; Nr. 13—29.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Die **ältern Jahrgänge** sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten: Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt für 6⅔ Thlr.; jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6⅔ Thlr. Die Jahrgänge 1840 und 1841 kosten jeder 8 Thlr. Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen zu 6⅔ Thlr., die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5⅓ Thlr. berechnet.

Auf den nächsten **Jahrgang 1843** wird dermalen schon in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration angenommen.

Bei **H. B. König** in **Bonn** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albers, J. F. H., Handbuch der allgemeinen Pathologie. Erster Band. Mit einer mikroskopischen Tafel. Gr. 8. Geh. Preis für beide Bände 3 Thlr. 20 Ngr. (3 Thlr. 16 gGr.)

Sommer, J. G., Synoptische Tafeln für die Kritik und Exegese der drei ersten Evangelien. Imp. 8. Geh. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische
Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

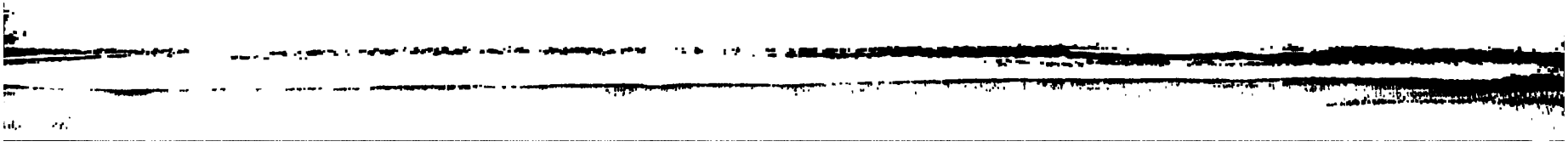
Jahrgang 1842. November.

Inhalt:

Fries: Geschichte der Kant'schen Philosophie. Von *K. Rosenkranz.* (Nr. 261, 262 u. 263.) — **Bengier:** 1) Der Anfang der Philosophie mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Von *J. F. Reiff.* 2) Das System der Willensbestimmungen oder die Grundwissenschaft der Philosophie. Von *J. F. Reiff.* 3) Phänomenologische Blätter. Von *H. M. Chalybäus.* (Nr. 283, 284 u. 285.) — **Voigt:** Das unsichtbar wirkende organische Leben. Eine Vorlesung von *C. G. Ehrenberg.* (Nr. 283.) — **Cotta:** *K. Lyell*, Grundsätze der Geologie oder die neuen Veränderungen der Erde und ihres Bewohner in Beziehung zu geologischen Erläuterungen. Nach der 6. Originalauflage aus dem Englischen übersetzt von *K. Hartmann.* (Nr. 283.) — **Hupfeld:** Kurze Nachricht über die kritische Ausgabe der Luther'schen Bibelübersetzung nebst einem Probebogen, vorgelegt am Tage des dreihundertjährigen Jubelfestes der Reformation in der Gesammtstadt Halle von *H. A. Niemeyer.* Zweiter Abschnitt. (Nr. 285, 286 u. 287.) — **Carus:** Crania americana; or, a comparative view of the skulls of various aboriginal nations of North and Southamerica: to which is prefixed an essay on the varieties of the human species. By *S. G. Morton.* (Nr. 287, 288 u. 289.) — **Müller:** 1) Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von *Th. Rohmer.* 2) Die grossen Bestrebungen unserer Zeit. Eine Blosstellung der Tendenz der Schrift von Th Rohmer: Deutschlands Beruf u. s. w. Von *K. Fröbel.* (Nr. 271 u. 272.) — **Kieser:** 1) Zwölf Lebensfragen, oder ist das Glück eines cultivirten und wohlgeordneten Staates allein durch eine geregelte, geistige Erziehung zu begründen, oder muss nicht unbedingt auch die physische damit verbunden werden etc.? Von *J. A. L. Werner.* 2) Die reinste Quelle jugendlicher Freuden, oder 300 Spiele zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Körpers und zur geselligen Erheiterung im Freien wie im Zimmer etc. Von *J. A. L. Werner.* 3) Amöna, oder das sicherste Mittel, den weiblichen Körper für seine naturgemässe Bestimmungen zu bilden und zu kräftigen etc. Von *J. A. L. Werner.* 4) Medicinische Gymnastik oder die Kunst, verunstaltete und von ihren natürlichen Form- und Lageverhältnissen abweichende Theile des menschlichen Körpers nach anatomischen und physiologischen Grundsätzen in die ursprünglichen Richtungen zurückzuführen und darin zu kräftigen etc. Von *J. A. L. Werner.* 5) Militairgymnastik, oder zweckmässige Leibesübungen, wie sie der Soldat jeder Truppengattung in seinem militairischen Berufsleben unbedingt nothwendig hat etc. Von *J. A. L. Werner.* 6) Gymnastik der Volksschulen oder ausführliche Anleitung, wie man den Körper der Jugend beiderlei Geschlechts durch leichte naturgemässe gymnastische Übungen gelenk und kräftig machen, sowie ihr einen gefälligen Anstand lehren kann etc. Von *J. A. L. Werner.* 7) Die gymnastisch-orthopädische Anstalt zu Dessau, deren Einrichtung und Wirksamkeit. Von *J. A. L. Werner.* 8) Das Turnwesen, nebst einem Anhange. Von *E. M. Arndt.* (Nr. 272 u. 273.) — **Schweitzer:** Der Holzdiebstahl in seinen Ursachen, Folgen und Umfange, nebst Mitteln zur Abhülfe. Aus rein praktischen Erfahrungen dargestellt von *Borchard.* (Nr. 273 u. 274.) — **Lassen:** Indravidschaja. Eine Episode des Mohâbhârata. Herausgegeben von *A. Holtzmann.* (Nr. 274 u. 275.) — **Gurlitt:** Die Sünde wider den heiligen Geist und die daraus gezogenen dogmatischen und ethischen Folgerungen etc. Von *Ph. Schaf.* (Nr. 277, 278 u. 279.) — **Klose:** Commentar über den Brief Pauli an die Kolosser. Von *J. Ed. Huther.* (Nr. 285 u. 286.) — **Kunze:** Lehrbuch der Geometrie. Von *K. Snell.* (Nr. 279 u. 280.) — **Leuckart:** Actinien, Echinodermen und Würmer des adriatischen und Mittelmeeres. Nach eigenen Sammlungen beschrieben von *Ad. Ed. Grube.* (Nr. 280, 281 u. 282.) — **Meinicke:** Die deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und ihre Herkunft. Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen. Von *A. Schott.* (Nr. 286.) — **Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Chronik der Universitäten; Preisaufgaben; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im December 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.